
VE RI
TAS

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

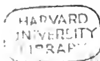
Jahrgang 1831.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1—18, literarische Anzeiger Nr. I—XV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1831.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1831.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Erinnerungen an Italien, in kirchlicher, geistiger und politischer Beziehung.

Italien ist das Land der Kirchen. Das Innere vieler ist reich mit Marmor, Gold und Gemälden ausgeschmückt. Cardinal Casini, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, war einer der ausgezeichnetsten Prediger, welchen Italien je hervorbrachte. Unter den spätern Rednern ist Monsignor Turchi, Bischof von Parma, der im Jahre 1803 starb, der berühmteste. Nie aber hat es einen italienischen Redner gegeben, der mit Bourdaloue, Massillon und Bossuet verglichen werden könnte.

Die Predigten, die man jetzt in Neapel und überhaupt in Italien hört, geben keinen Beweis von der Gelehrsamkeit und dem Rednertalent der italienischen Geistlichkeit. Indem sie sich bemühen, die Geheimnisse der Religion zu erklären, beschränken sie sich auf die römische Dogmatik, auf die Sacramente, die 7 Todsünden, auf das jüngste Gericht, die Hölle, das Fegfeuer und Paradies. Noch vor Kurzem hörte der geistreiche Vieusseux in der Kirche Lo Spirito Santo einen Priester, der sich so weit verirren konnte, daß er, um seinen Zuhörern einen Begriff von der Dreieinigkeit zu geben, zu der alten Mythologie seine Zuflucht nahm und als Vergleich Jupiter, Neptun und Pluto aufstellte. Andere gehen, wenn sie von der Sittenlehre reden, oft in unzarte oder ins Lächerliche fallende Details ein. Einer von ihnen predigte vor einer großen, größtentheils aus Frauenzimmern bestehenden Versammlung von den bösen Folgen einer leidenschaftlichen Liebe, wobei er mit höchst lebendigen Farben ihren Anfang und ihr Fortschreiten schilderte, das Augenspiel, die Liebesbriefe, die Zusammenkünfte u. s. w., Alles, um seine Zuhörerschaft vor diesem so verderblichen Treiben zu warnen. Die neapolitanischen Geistlichen versichern, daß dies der einzige Weg sei, ihren Reden Eingang bei der Menge zu verschaffen. Die wandernden Prediger, welche in Neapel auf offener Straße von einer Bank oder einem Stuhle herab, größtentheils aber nur zu den Lazzaroni, reden, bedienen sich oft der gemeinsten Ausdrücke, denen ihre rohen Zuhörer indessen mit der größten Aufmerksamkeit zuhorchen. Manche derselben stürzen auch am Schlusse der Predigt reuevoll auf ihre Knie nieder, wie denn auch nicht selten Einer oder der Andere aus der Menge dem Redner nach Haus folgt, seine Sünden beichtet, gestohlene Sachen zurückgibt, seinen [illegible], aber in der nächsten Stunde seine f[illegible] Geschichte [illegible] wiederholt.

Wie auch könnte die kirchliche Beredtsamkeit in einem Lande gedeihen, und Herz und Geist entwickeln, wo die Freiheitsliebe als Empörungsgeist, und die Vaterlandsliebe beinahe als Götzendienst dargestellt wird, und wo das Alterthumsstudium, wie jede Mönchswissenschaft, eine aus priesterlichen Autoritäten bestehende Wissenschaft geworden ist, an der Vernunft und Gesinnung keinen Theil mehr haben? In Italien ist die Unabhängigkeit des Gedankens aus dem ganzen Erziehungssystem so verbannt, daß man die Rede- oder Dichtkunst nur gemäß aufgestellten Autoritäten und als eine neue Rechtgläubigkeit lernen kann. In Italien werden die Talente erstickt. Ein junger Italiener denkt nicht, und fühlt nicht einmal das Bedürfniß, zu denken; sein tiefer Müßiggang wäre eine Qual für den Nordländer, wenn auch die Natur diesen weit weniger thätig, weniger ungestüm geschaffen hätte. Das Kindesalter ist in Italien so ausgefüllt worden, als wollte man es gegen die Uebung seiner Verstandesfähigkeiten verwahren. Die seine Beschäftigung leitenden Mönche haben von seinen Gebeten alle Inbrunst, von seinen Studien alle Aufmerksamkeit, von seinen Freuden alle Empfindung, von seinen Verbindungen alle Innigkeit ausgeschieden. Die argwöhnische Mönchsgewalt lehrt ihre Schüler, dem Men-

schen zu mistrauen. Freundschaftsbande [illegible] Schülern würde in ihren Augen der Anfang einer Verschwörung sein; eilig zerreißt sie sie. Sie belohnt die Angebereien, und schenkt Dem, welcher seinen Mitschüler opfert, ihre ganze Gunst.

Unglücklich muß die Nation und im Innersten verdorben sein, die so erzogen wird und unter der Herrschaft einer Kirche steht, die das Ansehen ihrer Decrete und die Entscheidungen der Kirchenväter an die Stelle des Lichts und des Gewissens, und das Studium der Casuisten an die der Moralphilosophie setzt, die die edelste Geistesbildung durch eine knechtische Gewöhnung verdrängt und auf der obersten Stufe unter den Schuldigsten die Ketzer, Schismatiker und Gotteslästerer den Mitmenschen zur Verfluchung darstellt. Aber dieser frevlerische Haß und Roms abscheuliche Lehren rächen sich am fürchterlichsten an Italien selbst. In keinem Lande ist die Gotteslästerung, die den protestantischen Völkern ganz unbekannt ist, so sehr zur lasterhaften Gewohnheit geworden als in Italien. Die Verfolgung der Gotteslästerer hat Italiens Gerichtshöfe zu allen Zeiten beschäftigt. Was bei andern Völkern in den Anfällen des Zorns nur plumpe, willenlose Flüche sind, das sind bei den Italienern Schmähungen gegen die Gottheit, mit dem Willen, sie durch dergleichen Ausfälle zu beleidigen. Aber so etwas ist nur möglich in einem Lande, in welchem der Aberglaube, unaufhörlich mit dem Unglauben in Streit, alle Gegenstände des Cultus verkleinlicht und auf die Stufe des Menschen herabgezogen hat. In glaubhaften Berichten liest man: daß in Neapel noch vor Kurzem das Volk seinen Untergott, den h. Januarius, ins Wasser zu werfen drohte, falls er nicht baldigst Regen von Gott dem Vater erwirke.

[illegible] schließliche [illegible] der römischen Kirche, die [illegible] Durchführung des römisch-katholischen [illegible] machenden Lehre und der Glaubens[illegible] Unterscheidung der Todsünden von [illegible] läßlichen Sünden, die verwirrte Lehre von der Buße, Beichte und Lossprechung, wohin haben alle diese Vehikel priesterlicher Willkür in Italien geführet? Offenbar nur zur Versenkung des gemeinen Volks in heidnisch-rohen Aberglauben, in Schwäche und in Habsucht, zur Verstellung und Heuchelei der Gebildeten, [illegible] Zunahme der Armuth, der Räuber, Giftmischer und Ban[illegible] zum Widerwillen gegen jede die Leidenschaften [illegible] beschränkende bürgerliche Ordnung, sowie zur Gefahr und zur Falschheit, welche aus allverbreiteter [illegible] Verbindungen entspringen. In Neapel [illegible] Januarius, dann auch das der [illegible] u. A., sowie [illegible] wird, wird auch die Acqua tofana, l'acque[illegible] bereitet, das von der [illegible] Wir[illegible] womit die Jesuiten [illegible] (Ganganelli) ver[illegible] am zahlreichsten, die Klöster am bev[illegible] noch in den 80er Jahren an 40,000 [illegible] — in Faulheit. Hier verstümmeln entmensch[illegible] ihre Kinder, um die 80 Sänger in der Capelle [illegible] zu Rom vollzählig zu erhalten! Hier wiederholte König Ferdinand I. vor seiner Abreise nach Laibach, aus eignem Antriebe, den Eidschwur auf das Evangelium, der Verfassung treu zu bleiben, weil er wußte, daß der Papst von allen Schwüren losbinden kann, und sein Nachfolger rutschte in anno santo (1825) auf den Knien zu Rom die heilige Treppe hinauf. In ganz Italien stehen täglich für Jedermann vom Morgen bis zum Abend die Kirchen offen; zu jeder Tageszeit sieht man Reiche und Arme, Edelleute und Bettler in die Gotteshäuser wallen, wo der Gottesdienst mit jenem Glanze begangen wird, der schon so manchen protestantischen Fremdling römisch gemacht hat. Es ist wahr, daß das prächtige und geschmackvolle Innere der italienischen Kirchen, ihre glänzende Erleuchtung und eine theatralische Kirchenmusik etwas ungemein Erhebendes hat. Besonders fühlt sich die daran nicht gewöhnte Seele aus der Staubeswelt hinaufgetragen zu höhern Sphären, man fühlt, es muß ein Jenseits geben, wo einst alle unsere Leiden enden, wo wir keine Thräne mehr vergießen werden. Man sollte meinen, hier müsse der Mensch gut sein und glücklich, und doch ist er weder das Eine noch das Andere. Italien steht in moralischer und industrieller Hinsicht niedriger als jedes andere civilisirte Land. Der priesterliche Sirocco entnervt dort alle geistigen und körperlichen Kräfte, und ruft alle Laster hervor. Mit innigem Mitleid für diese von der Natur so reich und üppig ausgestattete, aber von den Menschen so schrecklich geschändete Nation sieht man sie durch Unwissenheit, Irrthum und schwere Verschuldungen, zum tiefsten Abscheu für andere Völker, wenn auch nicht durchgehends, doch nach der Mehrheit befleckt. Gottesfürchtige Banditen, die beichten und vorschriftmäßig fasten, treiben fast ungehindert ihr greuliches Handwerk. Die Priester leben von den Sünden und Schrecken des Volks, der sterbende Sünder verschwendet das oft auf unrechten Wegen gesammelte Geld, um Messen und Rosenkränze zu bezahlen; er beschwichtigt vermittelst des Goldes sein Gewissen und begründet in den Augen der Menge seinen Frömmigkeitsruf. Das ist der unselige Einfluß der Lehre vom schmählichen Ablaß, die den von eben vergossenem Blute noch triefenden Mörder andächtig fasten und auf neuen Mord sinnen, und die Hure neben ihrem Lager ein Bild der heiligen Jungfrau anbringen läßt, vor dem sie andächtig ihren Rosenkranz hersagt. Frömmigkeit und sinnliche Lust sind in dem italienischen Herzen enge Verbündete. Die ungemeine Reizbarkeit der Italienerinnen wird erweckt durch eine Religion, voll von Mysterien, Myriaden von Heiligen von beiden Geschlechtern, deren Bilder in den Kirchen mit dem ganzen Zauber der Kunst eines Rafael, Guido, Correggio und anderer großen Meister dargestellt sind; vor Allem aber die Anbetung der heiligen Jungfrau, jenes mystischen Wesens, das, engelrein und demuthsvoll, dabei aber in hingebender Liebenswürdigkeit und als die natürliche Beschützerin ihres Geschlechtes, als ein Verein von Jugend, Schönheit und Tugend erscheint. Kein Wunder, wenn dieser Zauber die Herzen der schönen Andächtigen bewegt und ihnen Gefühle einflößt, welche die Bewohnerinnen der

protestantischen Welt mit wahrer Andacht unvereinbar halten müssen.

Das ganze Leben in Italien gleicht einem Hin- und Herwurf von sündigem Genuß zu büßender Entbehrung, von irdischer Begierde zur Sehnsucht nach dem Himmel, in der That, von einem Egoismus zu dem andern. In diese Art des Daseins rostete das Gemüth der italienischen Mehrheit fest sich ein, und es gibt vielleicht kein zweites Land, wo durch die Dürftigkeit der bürgerlichen Einrichtung die Leidenschaftlichkeit zu solcher Gewalt und die eigentlichen Tagediebe zu einer so bedeutenden Zahl erwachsen wären, als in Italien, wo der Hang zum Müßiggang eine Hauptquelle der Laster und Armuth seiner Bewohner ist. Jedes Werk geht hier nur schlecht und langsam von statten, und die Arbeiter scheinen keinen andern Zweck zu haben, als ihre Herren so viel als möglich zu betrügen und für ihren Lohn so wenig als möglich zu schaffen. Es schlafen die Italiener ihr Leben hin, daher sind sie verweichlicht und kraftlos. Selbst das Sprechen scheint ihnen oft lästig zu fallen; treibt sie nicht eine ihrer Leidenschaften oder sonst ein mächtiger Beweggrund zum Reden an, ziehen sie es vor, sich durch Geberden verständzu machen. Dieser Hang zur Trägheit oder zu dem sogenannten dolce far niente ist größtentheils an der Armuth der niedern Classen schuld. So auffallend ist diese, daß man an Festtagen und bei den vielen Prozessionen unter Tausenden von armselig gekleideten Menschen kaum einen erblickt, der eine sciamberga oder einen anständigen Rock trägt. Eine Hauptsache der Apathie, Sorglosigkeit und Armuth der Italiener muß in der verderblichen Lehre ihrer Priester von der Aufopferung von Gut und Geld gesucht werden, die zur Bedingung des ewigen Heils, ja zur Gewissenssache gemacht wird, und die fast 2 Drittheile des Grundbesitzes zum Eigenthum der Geistlichkeit gemacht hat. Rom hat durch seine falsche Wohlthätigkeitslehre die Almosen ohne Unterschied in Gang gebracht, die das Laster und den Müßiggang gefördert haben. Die Hauptsumme der öffentlichen Wohlthätigkeit entwendet der Kirchenstaat zu Gunsten des Bettelmönchs. Jeder Papst stiftet neue Klöster und Kirchen, Asyle für die Verbrecher, schafft aber keine neuen Meierhöfe und glücklichen Unterthanen. Die Majoratsherren regieren in Wüsten, über fieberfieche Unterthanen in der Ebene, und über Räuber und Banditen im Gebirge. Noch gab kein Papst dem irdischen Reiche ein einfaches Gesetzbuch und den Verwaltungen Laien und Familienväter zu Vorständen. Vernachlässigung der landesherrlichen Pflichten sieht man überall im Kirchenstaate. Fabrikatur, Handel, und weltliche Gesetzgebung gedeihen dort nicht, zum offenbaren Beweis, daß, wie Rüder *) sehr treffend bemerkt, „die in geistlichen Dingen nach ihren Dogmen untrügliche Regierung die nachtheiligste für die Unterthanen in weltlichen Interessen ist, weil sie die Mittel, deren Glück und Nahrung zu befördern, nicht kennt und, von andern [illegible]ungen zu lernen, zu [illegible], also gewiß in weltlichen Dingen die trüglichste ist und bewiesen hat, daß eine absolute Hierarchie das weltliche Glück der Unterthanen nicht zu befördern bestimmt ist".

So ist es in Italien, und es wird unter der curialistischen Regierung dort noch immer schlimmer werden, jemehr die Mittel abnehmen, durch welche die Geistlichkeit sonst viel baares Geld aus allen Welttheilen einzutreiben wußte. Die Zeiten, wo vieles Geld für Bullen und Indulgenzen nach Rom floß, sind vorbei.

(Der Beschluß folgt.)

*) In seinem soeben erschienenen, für das Studium der neuesten Statistik so wichtigen als reichhaltigen „Genealogisch-geschichtlich-statistischen Jahrbuch für das Jahr 1831" (Leipzig, 1831), S. 25.

Die Freiheit des Unterrichts, mit besonderer Rücksicht auf das Königreich der Niederlande und die gegenwärtige Opposition in demselben, von einem wahrheitsliebenden Schweizer. Bonn, Weber. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Es mag [illegible] für die [illegible] Zeit, wo Alles mit der gespanntesten Erwartung [illegible] Land hinblickt, das, in sich zerrissen, dem [illegible] Beobachter den reichhaltigsten Stoff zu Betrachtungen darbietet, kaum ein interessanteres Werk als das eben angezeigte geben. Der Gang der Begebenheiten im Innern des Königreichs der Niederlande und die merkwürdige Entwickelung eines [illegible] mehren Jahren heftig sich zeigenden Oppositionsgeistes gegen das [illegible]ermalige Regierungssystem, besonders in Bezug auf den [illegible]en Unterricht, haben die Abfassung desselben wahrscheinlich [illegible] anlaßt. Der Gegenstand ist, wie unsern Lesern aus den [illegible] diesen Blättern öfters gemachten Anzeigen bekannt sein wird, zwar schon mehrfach zur Sprache gekommen; niemals aber in der Gestalt, in welcher er gegenwärtig sich ankündigt (s. Vorrede S. 1). Sowol in staatsrechtlicher, als in pädagogischer, wie auch ganz vorzüglich in historischer Beziehung wird dieser interessante Gegenstand einer nähern Prüfung unterworfen: es werden die verschiedenen Meinungen nebeneinander aufgestellt (S. 121) und [illegible] gedrängten Geschichte und Statistik des Erziehungs- [illegible]ichtswesens in verschiedenen Perioden und Länder[illegible] Verhältnisse in den Niederlanden besondere Rück[illegible] 109). Die Frage des Tages, das Getriebe der Parteien, der wahre Stand der Sache und die eigentliche Tendenz der Regierung dieses Landes, hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts, werden in diesem Werke freimüthig und aufrichtig auseinandergesetzt.

Indem nun der geistreiche Verf. auf diesen allgemeinen Standpunkt sich gestellt hat, so berührt und behandelt er nicht nur die Interessen der Belgier allein, sondern mehr oder minder auch die aller gebildeten [illegible]en. Denn die Geschichte der letzten Tage, der gegenwärti[illegible] Zustand Belgiens, beurkundet es ja hinlänglich, wie nothwendig der Eifer, mit dem eine zahlreiche Partei bemüht war, die Sachen zu entstellen und manche bisher unbekannte Ansichten und [illegible], unter der Maske des Liberalism, einzuführen [illegible] der gesetzlichen Freiheit und [illegible]ig machte; und wenn es dem [illegible] keineswegs falschen [illegible] Maßregeln in [illegible], zu zerstreuen, so können wir ihm das [illegible] nicht [illegible]alten, daß er sie in so mancher [illegible]

Nachdem der [illegible] Unterricht des [illegible] Reformation und [illegible] öffentlichen Unterricht in

*) Mit dem vielsagenden [illegible] On finit souvent par croire à la réalité de certaines [illegible] qui n'existent, à force de s'entendre répéter [illegible] existent ou de se les répéter à soi-même".

Frankreich während des Consulats, der Kaiserregierung und der Restoration (Fourcroy und Chaptal, die Jesuiten, Royer-Collard, Say, Ch. Dupin), wie über den Unterricht in den constitutionellen Staaten Deutschlands, Schweden, England und Nordamerika ausgelassen und dabei manche interessante Bemerkung, manche neue und geistreiche Ansicht (wir machen nur auf Das aufmerksam, was S. 51 über Montesquieu's Ansichten von der Staatsverwaltung und auf Das, was S. 70 über den öffentlichen Unterricht in Frankreich während der französischen Revolution gesagt wird) ausgesprochen hat, geht er zu der Geschichte des öffentlichen Unterrichts in den Niederlanden, und zwar insbesondere in Belgien, über (S. 186—233). Höchst interessant sind die Nachweisungen, welche er uns über den Unterricht in den östreichischen Niederlanden während der Regierung der Kaiserin Maria Theresia gibt. Sie war es, welche die jetzt zum Theil noch bestehende königl. Studiencommission zu Brüssel einsetzte, deren Präsident der bekannte Graf Neny war, und die, wie aus den noch vorhandenen Aktenstücken hervorgeht, hinsichtlich der Religion, der Sitten und der Zucht die größte Wachsamkeit ausübte, und daher in Kurzem Unglaubliches zu Stande brachte.

Zum Schlusse theilt uns der Verf. noch von S. 258—346 zum Belege seiner über die Freiheit des Unterrichts in dem Königreich der Niederlande aufgestellten Behauptungen die Beweisstücke mit. Wir haben sie sämmtlich und namentlich den „Rapport du Ministre de l'intérieur au Roi", wie auch den „Discours prononcé par M. le Recteur magnifique I. Kinker de l'université à Sa Majesté le Roi, pendant leur séjour à Liège" mit großem Interesse gelesen, und wir sind durch dieselbe, wie überhaupt durch das ganze Werk des leider unbekannt gebliebenen Verfs., von Neuem von der Wahrheit des großen Gedankens durchdrungen worden: „Il faut apprendre à apprendre". (Vor allen Dingen muß man lernen, wie man lernen soll.) 26.

Geißelhiebe in Form satyrischer Aufsätze, dem Zeitgeist beigebracht, von Eduard Philipp, außerordentlichem Poeten und vieler gelehrten Gesellschaften unbekanntem Mitgliede. Breslau, Aderholz. 1830. 8. 16 Gr.

Es wird jetzt Mode, Satyren drucken zu lassen, die, nach gewohnter deutschen Weise, Niemand treffen, Niemand verletzen, indem sie sich das Ansehen geben, gegen Alle gerichtet zu sein. Zu diesen unschuldigen Büchern, deren Verf. von der abschreckenden Perspective auf die Kosten und die Quälereien eines deutschen Injurienprozesses, um 3 Viertheil ihres Talents betrogen werden, gehört auch das vorliegende. Es hat ganz gute, ganz treffende, ganz gefällige Partien; allein, die Zaghaftigkeit des Verf. umwickelt die Spitze seiner Pfeile mit Baumwolle und schnellt sie in die Luft, anstatt, das Auge fest auf Ein Ziel geheftet, dies zu erreichen.

Börne hat gesagt: „Kein Mensch stirbt am Witz", und wer einmal Satyren schreibt, der darf auch das Ricochett seiner Pfeile nicht fürchten. Thut er das, so eile er, seine Feder auszuspritzen oder sein Dintenfaß zuzupfropfen. Zahme Satyren wie diese, sind wie Zuckererbsen, mit denen man Mäuse zu vergiften trachtet; sie lecken nur begierig daran.

Uebrigens dietet auch unsere Zeit gar keinen Stoff zur Satyre dar; sie ist viel zu ernsthaft; man müßte die Völker satyrisiren, und eine gute Satyre kann immer nur Individuen, nicht einmal Kasten zur Zielscheibe haben. Es ist eine Zeit, wo sich Niemand lächerlicher macht als die Nationen; die Thorheiten der Individuen sind völlig unbedeutend, gegen die der Stämme gehalten; allein, solche Satyren werden bittere Diatriben, und die Bitterkeit tödtet den Witz. Also, es ist ausgemacht, unsere Zeit bietet, zum ersten Mal so lange die Welt steht, gar keinen Stoff zur Satyre dar!

Diese Betrachtung wird uns zu einer milden Beurtheilung des angezeigten Buchs veranlassen, dessen Verf. gethan hat, was er zu thun vermochte, um satyrisch zu sein. In Ermangelung jedes andern Gegenstandes, denn bis jetzt hat nur Börne die Kühnheit gehabt, den wahren Gegenstand der modernen Satyre, die Nationen, zur Scheibe seines Witzes zu nehmen, schleudert er seine Pfeile gegen Recensenten und Schauspieler, also zur Hälfte gegen uns, oder wie er sagt, gegen sich selbst. Allein, er thut es mit so viel Gutmüthigkeit, daß wir noch keine Blutspuren an uns bemerkt haben. Trotz dem hat der Verf. Witz, und einige Proben aus seinem Wörterbuch für Schauspieler können diese Behauptung belegen. Z. B.

Galerie. Ein Streifen des Weltalls, wo die Kunst vom erhabenen Standpunkt betrachtet und in den Zwischenakten Branntwein und frische Wurst servirt wird.

Brotneid, s. dramatische Kunst.

Bravo! Du hast den Regeln der Kunst entgegengehandelt und deshalb mir gefallen.

Kunstgeschmack. Eine geistreiche Fabel der Zeit.

Fistelstimme. Kunsttöne, die nach Broterwerb klingen u. s. w.

Eine gute Satyre ist ferner folgende: „Dringende Bitte um Fortsetzung meiner Vorlesungen. Da meine Vorlesungen dramatischer Productionen, besonders aber eigner Meisterwerke, meinen rauschenden Beifall gefunden haben, so fühle ich mich dringend veranlaßt, die öffentliche Auffoderung an mich ergehen zu lassen, mir nie das tief empfundene Glück des classischen Selbstvergnügens so schnell zu entziehen und mindestens noch für die Dauer eines Jahres damit fortzufahren, nach dessen Ablauf rc. Der große Timpe genannt literarischer Pfahl".

Einige andere Wißspiele sind niedrige Wiederholungen schon oft dagewesener Sachen, wie die „Todesanzeige" rc. Der „Wischiwaschi des Professor X." ist toll genug, und der Brief einer lebensklugen Dame gut, wie der Oper „Lobhallelujade". Das Meiste von den übrigen Aufsätzen ist unbedeutend. Im Ganzen ist einiges Talent für die Satyre nicht zu verkennen; allein, wie gesagt, der Harpyenbiß des Spottes ist wie das Streicheln einer Katze, wenn er nicht Individuen oder Völker trifft. Wir sind zu sehr an die Satyren gegen Gesellschaften, Kasten und Corporationen gewöhnt, und Jeder schiebt zu sehr einen solchen Spott seinem Nachbar zu, als daß dergleichen Pfeile noch ritzen könnten. 25.

Allgemeine Biographie. Lebensbeschreibungen der denkwürdigsten Personen aller Stände seit dem Untergange des Alterthums bis auf die neueste Zeit. Erstes bis drittes Heft. Frankfurt a. M., Friederich. 1830. 8. Das Heft 4½ Gr.

Der Zweck dieser Hefte ist, an und in Lebensbeschreibungen die neuere Geschichte seit dem Untergange des alten Römerreichs nach ihren bedeutendsten Beziehungen und Epochen klar vor der Anschauung und dem Gedanken des Lesers zu entwickeln, durch Unterhaltung zu bilden und zu belehren. „Religion und Politik, Kunst und Literatur, Heroismus im Kriege und bedeutungsvolles Wirken im Frieden sollen in diesem geschichtlichen Pantheon ihre Repräsentanten finden", sagt der Herausgeber in dem Vorwort. Wir haben die 3 bis jetzt erschienenen Hefte mit Theilnahme durchgegangen und uns überzeugt, daß der Verf. mit Einsicht und Liebe gearbeitet hat und dem größern Theile des Publicums eine schätzenswerthe Gabe bietet. Die Auswahl der Biographien, ihre Zusammenstellung, die sinnige Art, wie das Verwandte aneinandergereiht ist, die einfache Darstellung verdienen alles Lob. Das 1. Heft enthält Mohammed und Heinrich den Löwen, das 2. Justinian I. und Kaiser Friedrich II., das 3. Saladin, Dante und Horuk Barbarossa und Haireddin. Das Aeußere ist sehr ansprechend. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1831.

Erinnerungen an Italien, in kirchlicher, geistiger und politischer Beziehung.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Die Nachwelt wird es kaum glauben, daß das Land der Alterthümer und der erhabenen Erinnerungen, das Land der schönen Künste, das Land Horaz'ens, Dante's, Machiavelli's, Virgil's und Tasso's, Tibull's und Petrarca's, das Geburtsland Scipio's und Cicero's, das Land, das Doria, Tizian, Correggio, Ariosto, Alfieri und Canova gebar, das Land, das die besten Soldaten, die besten Politiker gab, daß endlich das Land der Freiheit und des Ueberflusses, der Vervollkommnung und des Glücks jetzt ein fast durchgängig verödetes Land ist, wo die Paläste in Trümmer fallen, und wo man sich im Lande der Todten glaubt; denn Alles erinnert nur an die Schwäche des gegenwärtigen Geschlechts und an die Kraft der ihm vorhergegangenen Geschlechter.

Italien liefert zur Geschichte der Menschheit den anschaulichsten Beweis, daß ein Volk seine schöpferische Kraft in dem Augenblicke verliert, in welchem ihm das köstlichste aller Gesammtgüter, seine Freiheit, genommen wird. Für das 19. Jahrhundert ist Italien eine Warnungstafel für Fürsten und Völker; denn es macht mit den Folgen vertraut, die eine vollkommene Abhängigkeit von der Geistlichkeit nachsichzieht. Italiens Qual und Schmach beginnt recht eigentlich mit der Umkehrung, welche in der römischen Kirche um die Mitte des 16. Jahrhunderts vorsichging. Die Päpste Paul IV., Pius IV., Pius V. und Gregor XIII. bewirkten sie; ihre verfolgungssüchtige Glaubenswuth änderte den Geist des römischen Hofes und der italienischen Kirche gänzlich; und zu gleicher Zeit setzte die tridentinische Kirchenversammlung die festeste und furchtbarste Organisation an die Stelle des oft schlaffgewordenen Bandes, das die Führer der Kirche mit ihrer zahlreichen Miliz verknüpfte. Hatten früher die Päpste eine Art Bund mit den Völkern gegen die Herrscher gestellt, und verdankten sie früher, was kein Geschichtskundiger wird leugnen mögen, ihre Widerstandsmittel der der rohen Kraft entgegengesetzten Geistesmacht, die sie aus Politik entwickelten und dadurch gleichsam als Beschützer der Literatur und der Freistaaten die öffentliche Meinung für sich gewannen, so änderten sie von dem Augenblicke an, als der durch sie geweckte Freiheitssinn selbständiger noch wurde und durch den Aufschwung der Reformation sich ihrem doch immer drückenden Kirchenjoch zu entziehen wußte, ihre ganze Politik. Seit dieser Zeit standen sie nicht mehr an der Spitze der Opposition gegen die Monarchen, sondern schlossen mit ihnen den engsten Bund wider die Völker und wider die freisinnigen Fürsten, Grafen und Edelleute. Mit Philipp II., der unter Allen die Gewaltherrschaft am höchsten trieb, waren sie am engsten verbunden. Seitdem waren alle ihre Bemühungen nur darauf gerichtet, die Gewissen zu beugen und den menschlichen Geist zu unterjochen. Selbst die Gebildeten fügten sich in die regen Schranken des Kirchenglaubens, theils, weil sie dazu gezwungen wurden, theils aber und vielfach nur zum Scheine. Sie legten der Menschheit ein Joch auf, das sie noch nie getragen hatte, und das besonders die Italiener zu einem unglücklichen und herabgewürdigten Volk gemacht hat.

Seit der ersten französischen Staatsumwälzung, bis zum Todesjahre Napoleon Bonaparte's (von 1789—1821), nahete das Papstthum dem Untergange. Aber es rettete sich, trotz allen Gegenbemühungen der Gelehrten und Geschichtschreiber der Protestanten und Philosophen, durch seine Grundsätze von der Alleinherrschaft und der Abstammung von Gottes Gnaden. Es erschien manchen katholischen Mächten als ein sanftes Werkzeug zur Beruhigung der Völker und Sicherung der Alleinherrschaft. Darin lag der Grund von den merkwürdigen Schritten zu seiner Wiederverstärkung in der neuesten Zeit. Der heilige Vater und Statthalter Christi concordirte mit den Potentaten. Der Orden der Jesuiten wurde hergestellt. Die Reactionen in Spanien, Frankreich und anderwärts geschahen größtentheils im Geiste des Papstthums. Rom wollte in Paris die Oberhand gewinnen, von da aus sollte die Welt ultramontanischer als je beherrscht werden. Dort gab man im Jahre 1825, auf Betrieb der Jesuiten, das Staatsgesetz für atheistisch aus und promulgirte in demselben Jahre das anticonstitutionnelle Sacrilegiumsgesetz. Das Naturrecht wurde 1826 für eine Ketzerei, und 1827 die Todesstrafe gegen Verfasser ketzerischer Bücher für zweckmäßig erklärt. Die Druckschriften der römisch-katholischen Partei wurden immer zahlreicher, immer offenherziger, immer römischer, immer eifriger. Die Schriften des Bischofs von Hermopo-

ließ allein reichen schon hin, eine Anschauung von dieser Progression zu erhalten. Die allmälige Unterdrückung der Schulen des wechselseitigen Unterrichts, die Aufstellung und möglichste Geltendmachung eines Index, die Zulassung der Jesuiten, die Herstellung einer Sorbonne, die Anklage auf Hypokrisie gegen die 2 protestirenden Tageblätter, und noch so viele andere in frischer Erinnerung stehende Restaurationsmittel sollten dem Papstthum gegen den gemeinsamen Feind, nämlich gegen den Geist der Freiheit und seine Consequenzen, den Sieg verschaffen. Aber die völlige Unterdrückung der Preßfreiheit, die die fanatische Partei unter einem schwachen König und bei einem servilen Ministerium eingeleitet hatte, reizte die constitutionnelle Partei zum gerechten Zorn. Mit dem Sturze Karls X. und dessen Ministerium ist das Papstthum mehr wie je zu einem Schatten geworden. Es steht politisch und kirchlich ohnmächtig da, und sowie es seinen Einfluß auf das im geistigen Gebiete selbständig dastehende Deutschland verlieren wird, so auch steht zu erwarten, daß es ferner nicht hemmend in den Entwickelungsgang der italienischen Nation eingreifen werde. Diese hat den Keim zum Großen nicht verloren. Man lasse sie die Wege gehen, welche alle andere Nationen gehen, alsdann wird man sehen, daß sie würdig ist, sich noch in jener Laufbahn zu messen, die sie 2 Mal so rühmlich durchlaufen hat. Der Kampf, welcher in Frankreich und Deutschland, in Belgien, Spanien und Portugal allen politischen und religiösen Verhältnissen gilt, wird auch für Italien spurlos nicht vorübergehen. Dort ist die Erinnerung an die alte Weltherrschaft, an die innere politische Freiheit nicht so sehr verloschen, daß man nicht verlangen sollte, das Verlorene wieder zu gewinnen. Auch ist die Bildung der alten Welt nie so ganz aus Italien gewichen, daß der baare römische Katholizismus unter den Gebildetern innerlich heimisch geworden wäre. Selbst in den Klöstern circulirt jetzt Voltaire, und ein Abt eines Klosters bei Ancona, einem deutschen Reisenden dies eröffnend, sagte: „Wir frommen Männer sind in den Grundsätzen eben auch Carbonari; alle denkende Männer in Italien sind es". *) Schon Machiavelli war ein Carbonaro. Er schrieb („Discorsi sopra la prima deca di T. Livio", l. I, c. 12): „Quanto è vedere, come quelli popoli che sono più propinqui alla chiesa romana, capo della religione nostra hanno meno religione; — per gli essempi rei di quella corte, questa provincia (l'Italia) ha perduto ogni divozione ed ogni religione. — Habbiano adunque con *la chiesa e co i preti noi Italiani* questo primo obligo, d'essere diventati senza religione e *cattivi;* ma ne habbiamo ancora un maggiore, il quale è cagione della rovina nostra. Questo è che la chiesa ha tenuto e tiene questa nostra provincia divisa". Thiersch (in seiner Schrift: „Ueber gelehrte Schulen", 1826, 1. Abth., S. 28) sagt:

Nirgends ist der Unterricht mehr geschwächt als in Rom, und dennoch trefft ihr dort, wie überall, die Klage über einen sich mehr und mehr verbreitenden Unglauben an der Tagesordnung. Die Reformation, sagte dem Verfasser klagend der fromme und gelehrte Cancellieri, hat der Kirche einzelne Aeste abgehauen; der Unglaube, welcher sich jetzo am meisten in den unterrichteten Classen, gleichsam zu den Füßen des päpstlichen Thrones, verbreitet, legt die Axt an ihre Wurzeln. Junge Männer der verschiedensten Gemüthsart und Bildung erklären mit der größten Unbefangenheit, daß ihnen die Lehre des Epikur allein vernunftgemäß und annehmbar erscheine.

Die ärgerlichen Sitten so mancher Päpste, ihre Simonie und vielfache Ruchlosigkeit mußte natürlich in Italien am frühesten auffallen. Die Schrift: „De tribus impostoribus", aus dem 13. Jahrhundert, stammt aus Italien. Die berüchtigte Frivolität der Franzosen aus der Zeit Ludwigs XIV. ist schon im Boccaz (geb. 1313, gest. 1375) zu finden, und sein „Decamerone" und die allgemein günstige Aufnahme desselben geben schon allein einen Maßstab für die italienische Religiosität. Die Thesen von Pic. von Mirandula (gest. 1494) waren verdammt, ehe Luther die seinigen anschlug. Pomponatius (gest. 1525), die beiden Sozzini, Lälius (gest. 1562) und Faustus (gest. 1604), Cardanus (gest. 1576), Vanini (gest. 1629), Galilei (gest. 1642), Campanella (gest. 1639) und so viele andere geistreiche Reformatoren waren Italiener. Bolingbroke und Voltaire sind nur matte Nachahmer ihres italienischen Vorspötters Bruno (gest. 1600), seine Schrift: „Spaccio della bestia trionfante in lingua volgare", zerstörte mit drastischem Spotte den letzten Heiligenschein, welcher noch den römischen Stuhl umzitterte.

Bruno wurde zu Rom verbrannt; aber seine Grundsätze erhielten sich. Wahr und treffend sagt Carové *), der unter den neuesten classischen Schriftstellern den Kirchenstaat am gründlichsten und scharfsinnigsten ins Auge gefaßt hat:

In Italien und am üppigsten in der Nähe des römischen Stuhles wucherten die im 12. und 13. Jahrhundert überall hervortreibenden Häresien. Ebenso ging von den gebildetern Italienern zuerst die sogenannte Stark- und Freigeisterei aus, beginnend mit der Verdächtigung der heiligen Urkunden als geschmiedeter Werkzeuge priesterlicher Habsucht. Der Geist, welcher willkürlich über ihre Zeit fortgesetzte Beschränkungen immer von Neuem abzuschütteln vergeblich versuchte, wandte sich eifernd gegen das Beschränkende selbst; aber die kirchlich-weltliche Macht, sich stützend auf den blinden Glauben der rohen Menge, blieb äußerlich Herr über das innere Treiben, während der Widerspruch beider Parteien immer durchgreifender, immer schärfer und greller ward, sodaß ein geistvoller Reisender sich über Italien zur Aeußerung veranlaßt fand: das Wasser scheine hier über dem Geist zu schweben. **)

Es bedarf demnach nicht erst eines Raths, um die Italiener geneigt zu machen, vorwärtszugehen. Es hat eine heilige Glut die beste Mehrheit derselben ergriffen und zum Kampfe für ihr gutes Recht, für ihre bürgerliche Freiheit und geistige Unabhängigkeit begeistert, und es scheint uns ein thörichtes Unternehmen der curialistischen Regierung zu sein, das Rad der Zeiten auch in Italien festhalten zu wollen, oder sich dem nothwendigen Bemühen des von Gott erschaffenen Verbesserungstriebes

*) Allgemeine politische Annalen, 1824, VIII., 159 fg.

*) In seinem berühmten Buche: „Die römisch-katholische Kirche im Verhältniß zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit, Reformation und Geschichte" (Göttingen, 1827, S. 101 fg.).

**) Allgemeine polit. Annalen (1824), VIII., S. 176.

zu widersetzen. Die Erfahrung aller Zeiten lehret, daß eine Verfassung, an welcher der vernünftige Wille der Menschen nicht ändert und bessert, in Trümmer zerfällt. Italien seufzt über diese Wahrheit, ist aber erwacht. Ablaß und Anathem, womit der Papst seine Regierten versöhnt und schreckt, ist jetzt eine so verrufene Münze geworden, daß sie auch der leichtsinnigste Italiener nicht mehr annehmen will.

Möchten die Mächtigen, in deren Händen das Schicksal eines so großen Volkes ruhet, die gerecht, gut und mild und jetzt mehr wie sonst geneigt sind, das Volk auch als eine Puissance und die Rechte des Menschen, als Mitglied der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates, wohlanzuerkennen und politisch zu garantiren, die großen Angelegenheiten auch Italiens aus allgemeiner Menschenliebe für ihr philanthropisches Forum ziehen, damit dem pharisäischen Papstthum, das nur noch sein Klerus, eine den Privilegien ergebene Adelskaste und die Freunde des in statu quo eines gewissen Staatsmannes aufrechterhalten möchten, ein gedeihliches Ende gemacht werde, wie es die freie geistige Regung der neuen Welt verlangt! Einst war der Verkehr zwischen Italien und Deutschland, wie überhaupt zwischen den Völkern Europas, allgemein, der gegenseitige Einfluß verbreitete Segen. Dahin muß es wieder kommen. Italien ist noch immer die Heimath der Kunst; aber es muß zu einer neuen Schöpfung, zu neuen Einrichtungen, neuen Gesetzen eilen. Es bedarf einer Wiedergeburt. Ihr haben Sarpi, Beccaria, Muratori und Filangieri in tiefen Grundzügen vorgearbeitet. Möge sie sanft vonstattengehen; und mögen diese Erinnerungen, nach der Absicht ihres Verfassers, als ein Sandkorn zum großen Bau unserer großen Zeiten betrachtet werden! 149.

Réflexions sur la France; vices de son gouvernement; causes du mécontentement des Français sous le ministère de Polignac etc. Par *St.-Maurice*. London, 1830.

Da der Sturz Karls X., seiner Dynastie und seines Ministeriums, und die Ursachen dieses furchtbaren Ereignisses bereits zu den weltbekannten Dingen gehören, wird es hinreichen, den Inhalt obengenannter Schrift mit leichten Zügen zu skizziren.

Sobald Polignac an die Spitze des Ministeriums gestellt war, trat auch, mit Begünstigung der Jesuiten, die Geneigtheit und das Bestreben, die Wirkungen der Revolution zu vernichten und allen liberalen Ansichten entgegenzuarbeiten, worauf Karl X. und seine bigotte Schwiegertochter schon längst gesonnen hatten, ohne weitern Rückhalt hervor. Auch der Dauphin, wenn anders er früherhin seiner Familie nicht beigestimmt, und wenn er den Abgrund, dem die Verblendeten zurannten, wahrgenommen hatte, wurde beschwichtigt und durch die herrschsüchtigen Leidenschaften seiner fanatischen Genossin mit fortgerissen. Unter dem alten Adel, der den Thron umringte, war Niemand, der Einsicht oder Ehrlichkeit genug besessen hätte, vor der Gefahr zu warnen. Die Priester herrschten, vereint mit der Dauphine, unumschränkt über den König. In ihrer Rachgier bedachten sie auch das nicht einmal, daß sie eben durch die Heftigkeit ihres Anlaufs ihr Ziel verfehlen konnten. Ein oder 2 Krieger aus Napoleons Schule standen in Gunst bei Hofe; aber ihre gewohnte Verachtung des Volks und ihr blindes Vertrauen auf die Folgsamkeit des Heeres machte gerade sie zu den schlechtesten unter allen Rathgebern, indem sie Denen, welche sich dieser ebenso grundsatzlosen als unterthänigen Werkzeuge bedienen wollten, den Muth verstärkten. Auch hinsichtlich der Collegen Polignac's war der blinde Hof in großem Irrthume befangen und mußte demnach auch hier in seinen Erwartungen sich täuschen. Labourdonnaye war ein Mann von Ehre und Grundsatz, aber glühend für Herstellung willkürlicher Gewalt und für Vernichtung aller durch die Revolution herbeigeführten Verbesserungen. Kirche, Thron, Parlamente, Lehnswesen, Adel, Priesterschaft, — Alles sollte die alte Stellung wiedergewinnen. Einige wenige unbekannte und unbedeutende Männer, wie z. B. Ranville, können nur als unwesentliche Zuthaten gelten. Einer aber war noch da, wo man wünschen möchte, auch er wäre unbekannt geblieben: General Bourmont. Daß er vom Heere gehaßt oder verachtet wurde, eben dieses gewann ihm das Vertrauen der verblendeten Bourbons. Dem, der sich in ihre Arme geworfen und ihrer Gnade hingegeben hatte, trauten sie nun um desto mehr. Da sie aber in den Reihen des Heeres, ohne es zu beleidigen, ihn nicht konnten stehen lassen, versetzten sie ihn an die Spitze des Kriegsministeriums. Noch diente zu seiner Empfehlung, daß er in jenem schmachvollen Feldzuge zum Umsturz der spanischen Verfassung des Dauphins Hülfsmann gewesen war. Und da er einen Zweig der Bourbons in Stand gesetzt hatte, draußen die freie Verfassung zu zertrümmern, so meinte man, sich seiner nun auch bestens bedienen zu können, einem andern Zweige dieses Hauses drinnen hierzu behülflich zu sein. Die Ankündigung solcher Namen vervollständigte den Eindruck, den, wie man es berechnet hatte, Polignac's Erhebung machen sollte, und verbreitete Bestürzung durch ganz Frankreich. Auf dem Throne erblickte man einen Fürsten von schwachem Verstande, aber eifriger Bigotterie und offener Feindschaft gegen religiöse und bürgerliche Freiheit, wodurch er, unter der Leitung seines Beichtvaters, den Himmel zu verdienen hoffte. Dasselbe galt von den jüngern Mitgliedern der Familie, sodaß hier alle Hoffnung besserer Zeiten verschwinden mußte. Der erste Minister war ein schwacher und sorgloser Frömmler, dessen Stumpfheit und Leichtsinn keinen Stral der Vernunft zuließ, und den doch zugleich der Fanaticismus gegen alle Furcht festmachte. Seine Collegen waren 1 oder 2 düstere und verzweifelte Abenteurer, Fähnchenführer der Ultraroyalisten, wozu dann noch jener schon obengenannte Ausreißer am entscheidenden Tage von Waterloo kam. Unter den Werkzeugen, womit dieses schauderhafte Cabinet seine Geschäfte betrieb, befanden sich einige der grundsatzlosesten Generale Napoleons, Menschen, auf der Bahn der Grausamkeit, Ruchlosigkeit und Unterdrückung grau geworden, jetzt aber jene höfische Geschmeidigkeit, die sie in spätern Jahren an des despotischen Usurpators Hofe erlernt hatten, bei den Bourbons betreibend und stets bereit, in den Straßen der Hauptstadt jene alten Schlachtereien, womit sie in jüngern Jahren vertraut geworden, noch einmal zu wiederholen. Selten ist wol eine so ungeheure Verbündung von argen Plänen, blinder Gewaltthätigkeit und gewissenlosen Werkzeugen gegen das Glück eines Volks in Schlachtordnung gestellt worden. Große Fehler mußten sie bei ihrem Vorhaben machen, sonst war das Land verloren. Sie machten diese Fehler, und das Land ward gerettet.

Eine Zeitlang aber ging Alles gut. Es gab keine Ursachen zur Unzufriedenheit oder zum Widerstande, und so hörte man denn täglich jene unheilvolle, aber doch auf Beschwichtigung der Schwachköpfe wohlberechnete Lehre erschallen: „Nicht die Männer soll man ansehen, sondern die Maßregeln! Verdammt doch die Männer nicht, bevor sie nichts thun, was Verdammung verdient! Ihr werdet gewiß, wenn ihr nur Geduld habt, mit ihren Maßregeln zufrieden sein können". Die Klügern hielten es nicht für rathsam, so lange zu warten, bis es zu spät wäre, um wirksamen Widerstand zu leisten und dann

von den Betrügern ausgelacht zu werden. Sie sahen ein, daß, wenn man bösen Leuten freie Hand läßt, sie dann ihre Zeit ersehen können, alle Vertheidigungsanstalten zu untergraben, und daß sie, allgemach fortschreitend, zuletzt eine Macht gewinnen, der nachmals nicht mehr widerstanden werden kann. So erhub denn die ganze Bevölkerung Frankreichs ein lautes Geschrei: das zugleich verhaßte und verächtliche Ministerium müsse entlassen werden! Aber der Hof ließ sich hierdurch keineswegs erschüttern; der dünkelvolle Polignac behauptete seinen Platz; die Kammern aber wurden aufgelöst, in Hoffnung, daß eine neue Wahl die Unterthänigkeit derselben erhöhen würde. Die Freunde despotischer Gewalt diesseits und jenseits des Canals waren überzeugt, der Sieg sei gewonnen. Alle Maschinen, Lob und Ehren, Drohungen und Bestechungen, wurden in Bewegung gesetzt. Ja, sogar die noch unangefochtene Fortdauer der Dynastie wurde daran gewagt. Durchaus wollte man gefälligere Volksvertreter gewinnen. Der einschläfernde Zuruf: „Nicht die Männer, sondern die Maßregeln!“ erscholl von Neuem. Aber das französische Volk ließ sich nicht bethören. Es wählte vertraute Männer und verwarf die verdächtigen. So trat nun eine Kammer ins Leben, welche entschlossen war, das Vaterland vor der Unterjochung zu schirmen, und die Augen Europas waren auf sie gerichtet. Auch in England hatte damals ein verachtetes Ministerium das Parlament aufgelöst, um in dem neuen ein gefälligeres zu gewinnen, hatte sich aber gleicherweise in seiner Hoffnung betrogen. Während dieses neue Parlament aus mancherlei Rücksichten und Beweggründen mit dem ernstlichen Angriffe einstweilen noch zögerte, hielt die neue französische Kammer ein solches Verfahren mit ihren Pflichten gegen das Vaterland unvereinbar, griff die Minister an und schlug sie aus dem Felde. Es lag nun am Tage, daß entweder das Ministerium, oder daß die Dynastie selbst, wenn sie die Minister dessenungeachtet halten wollte, fallen mußte. Alle Welt nahm mit Schaudern die verzweifelte Lage der Regierung wahr; Alle begriffen, daß, bei solcher Schwäche, sie durchaus unfähig sei, auch nur gegen ganz gewöhnliche Schwierigkeiten einen Kampf zu bestehen; das Mittel, was sie zu ihrer Hülfe anwenden wollte, wer hätte es errathen können? — wer anders als ein Mondsüchtiger hätte es sich träumen lassen können, daß, da die neue Wahl so übel ausgefallen war, man zu einer neuesten seine Zuflucht nehmen würde, die, bei solcher Verhöhnung des Volkes, dessen wohlbedächtig gewählte Vertreter man soeben verworfen und dadurch die bösesten Absichten hatte kund werden lassen, noch nachtheiliger für den Hof ausfallen mußte? Dennoch beehrten viele Leute dieses Tollmannsstück Polignac's mit dem Titel „unerschütterlicher Entschlossenheit, außerordentlicher Kraft, ungemeiner Staatsklugheit“. So war denn die Auflösung der neuen Kammer verkündet! Alle harrten ängstlich des nächsten Schrittes jener bethörten Menschen. Und derselbe erfolgte unverzüglich. Jene unvergeßlichen Ordonnanzen flogen aus, die eine Entscheidung hervorbrachten, welche, so lange die Welt steht, im Andenken bleiben wird. Die Wahnsinnigen wollen Angesichts von 30 Millionen, durch einen Federstrich die Constitution vernichten, das Wahlgesetz verändern, die Presse zertrümmern! Die Kriegsvölker innerhalb und außerhalb Paris sind mit Ausführung des Decrets beauftragt. Jetzt freilich möchten die Minister die furchtbare Verantwortlichkeit für diese „Maßregeln“, die man nun plötzlich von „den Männern“ ausgehen sah, gern auf den Herrn schieben. Aber man lese nur das ausführliche und mit Darlegung aller Gründe abgefaßte Document, und man wird über die wahren Autoren keinen Augenblick in Zweifel bleiben können. Auch wurde es damals von Vielen als das „Meisterstück einer Staatsschrift“ gepriesen. Jedoch diese schamlose und freche Maßregel rief stracks einen unmittelbaren Widerstand hervor. Alle erblickten die nahe, gräßliche Gefahr, hielten sich nicht auf bei weitläufigen Verhandlungen für oder wider, bei spitzfindigen Erörterungen u. dgl., sondern griffen rasch zu den Waffen, dem einzigen, sichern Hülfsmittel gegen Gewaltthätigkeit. Man hatte sie herausgefodert. Sie stellten sich zum Kampf auf Leben und Tod. Die elenden Urheber dieser Greuel, diese von so Vielen als fest und muthvoll gepriesenen Staatsmänner, wo waren sie, während die Soldateske, die sie gegen die Bürger losgelassen und angehetzt hatten, zerscheiterte? Man weiß nur so viel, daß da, wo die Schlacht wüthete, sie nicht gesehen worden sind, und daß, als die Möglichkeit einer Bezahlung mit dem Leben für die Schuld eintrat, Polignac und seine Collegen nach verschiedenen Richtungen sich auf die Flucht begaben. Für eine Skizze der obengenannten Schrift, und mehr haben wir nicht geben können, werden diese Zeilen hinreichen. 6.

Kampf des Lichts mit der Finsterniß. Ein Andachtsbuch für jeden denkenden Verehrer des Allvaters. Neustadt a. d. O., Wagner. 1830. Gr. 8. 15½ Bogen. 1 Thlr.

Allen denkenden Verehrern Gottes ist dieses Andachtsbuch bestimmt. Besonders aber ist es „allen zum Lichte aus Gott Hindurchgedrungenen, nicht minder den religiös Befangenen und Irrenden, vornehmlich aber Denen gewidmet, welchen es Gottes Sache ist, den Gegnern des Evangeliums muthig und kraftvoll in den Weg zu treten und, selbst erleuchtet durch Jesus Christus, dessen himmlisches Licht über den Erdkreis verbreiten zu helfen, jetzt, wo es noch Tag ist, bevor die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann“. Dadurch hat der Herausgeber zugleich den Zweck des Andachtsbuches und den Standpunkt zur richtigen Beurtheilung desselben ziemlich deutlich angegeben, und gewiß erscheint es danach nur als ein nützliches und beachtungswerthes Unternehmen. Im Vorworte selbst spricht er sich noch ausführlicher darüber aus, indem er darin die Nothwendigkeit, gegen Priesterherrschaft und Geistestyrannei, Aberglauben und Verketzerungssucht in der römischen, Lauheit und Indifferentismus in der protestantischen Kirche, gegen unfruchtbare Frömmelei und gefahrdrohende Schwärmerei, wie gegen Unterdrückung der Vernunft in dieser, gegen römischen Obscurantismus und gegen die Umtriebe der päpstlichen Janitscharen, der Jesuiten, überhaupt gegen Finsterniß und deren Werke, kräftig sich zu erklären und zu wirken, kurz andeutet und geltendmacht. Zugleich spricht er auch im Vorworte (S. x) die Meinung aus, daß es wol an der Zeit und zweckmäßig sei, gegen die Tractätchen, womit die Finsterlinge Licht und Vernunft zu unterdrücken eifrig bemüht sind, umsichtig und mit wahrhaft christlichem Sinne bearbeitete Flugschriften unter das Volk zu verbreiten, worin man demselben sein wahres religiöses Interesse anschaulich mache, dadurch auf die Veredelung seiner Denkart und Handlungsweise einwirke, die höchst einfachen Lehren und Foderungen Jesu den unbiblischen Lehren und Ansprüchen des Papstes klar gegenüberstelle, um die Wahl zwischen der todten Mönchsreligion und dem Worte Christi, das lebendig und froh mache, dem Leser zu erleichtern, indem man darin auch ferner das unchristliche, unsittliche, unvernünftige und staatsgefährliche System der römisch-katholischen Kirche, zur Warnung und zur Belehrung, veranschauliche. Wir erinnern uns, einen ähnlichen Vorschlag in der darmstädter „Kirchenzeitung“ gelesen zu haben. Möchte er nur besser, als es dort geschehen zu sein scheint, beherzigt und befolgt werden! Jede Kraft will ihre Gegenkraft haben; und diese letztere ist um so nothwendiger, je mehr sie nur die Sache der Wahrheit und der Vernunft befördert. Der gesammte Inhalt des Andachtsbuches zerfällt übrigens in 10 Rubriken, unter welchen wir nur folgender: Urchristenthum; Römischer Katholicismus; Glaubensfreiheit sichert die Throne, Glaubenszwang untergräbt sie; Glaubenskämpfe und Protestantismus besonders hier gedenken, und er besteht theils aus eignen Aufsätzen des Herausgebers, theils aus anderswoher Entlehntem. 29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1831.

Zur Kunde des innern Afrikas.

Wir haben im Jahre 1827 (Nr. 120—122) eine allgemeine Uebersicht der neuesten Bemühungen der Engländer zur Erforschung des innern Afrikas gegeben und der großen Schwierigkeiten gedacht, welche einem glücklichen Erfolge derselben der gesellschaftliche Zustand jenes Erdtheils, die Verhältnisse der Völkerstämme, ihre Sitten, ihre Interessen entgegensetzen. Die neuesten Schicksale der Reisenden, von deren Bemühungen wir Bericht erstatteten, haben diese Schwierigkeiten von Neuem ins Licht gesetzt, und das Tagebuch der letzten Reise des unermüdeten Clapperton, das wir der Sorgfalt seines treuen Dieners und Begleiters, Richard Lander, verdanken, gibt auch darüber mehre Aufschlüsse. Es ist erschienen unter dem Titel: „Journal of a second expedition into the interior of Africa, from the Bight of Benin to Socatoo. By late commander *Clapperton*, of the royal navy" (London, 1829, 4.). Wie kommt es, daß dieser Theil der Welt noch immer in Dunkelheit verhüllt ist, während die übrigen Erdtheile abwechselnd durch die Fackel der Wissenschaft erleuchtet und ihres Lichts wieder beraubt worden sind? Diese Frage drängt sich auf. Weder die geographische Lage, noch Mangel an aufmunterndem Beispiele erklärt das Räthsel. Die Gesittung der alten Welt drang in das nördliche Afrika und in einen Theil der Küstenländer des östlichen. Die Mauren verbreiteten die Keime des Islams und Kenntnisse über das ganze afrikanische Festland, und doch hat keine Annäherung zu ihren gesittetern Brüdern die Ureinwohner, so viel wir sie bis jetzt kennen gelernt haben, je aus ihrem herabgewürdigten Zustand erhoben. Die Frage zu lösen, würde eine genaue Erforschung, ein sorgfältiges Studium der verschiedenen afrikanischen Völkerstämme in ihrer Heimath selbst und des Einflusses ihrer volksthümlichen Sitten auf ihren Zustand nothwendig sein. Nur sehr wenige Europäer aber, die sich entschlossen, die physischen und moralischen Geheimnisse Afrikas zu erforschen, sind fähig zu solchen Untersuchungen gewesen und wol am wenigsten die Engländer. Unter den von England in neuern Zeiten Ausgesandten war Burckhardt ohne Zweifel der fähigste und unterrichtetste Beobachter, während Clapperton, Denham und Laing der Vorkenntnisse ermangelten, ohne welche auf diesem Felde keine gründlichen Forschungen zu machen sind. Belzoni stand auf gleicher Linie. Reisen macht gewöhnliche Menschen gewiß nicht zu Philosophen, und man kann Vieles sehen, ja, das Gesehene kräftig und geschickt beschreiben, ohne sich darauf zu verstehen, Thatsachen zu würdigen und allgemeine Wahrheiten aus vielfältigen Beobachtungen abzuleiten. Betrachten wir die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse, so muß man es für eine Verschwendung von Menschenkraft und Menschenleben erklären, tapfere, kühne und ausdauernde, aber mit geringer Geistesbildung ausgerüstete Männer zu entsenden, um unbekannte Länder zu erforschen, wo die Gefahren zahlreich und unvermeidlich sind, und selbst der glücklichste Erfolg, der sich erwerben ließe, verhältnißmäßig unbedeutend sein würde. Die Kenntniß von der geographischen Lage dieser oder jener niedrigen und schmuzigen, von schwarzen Wilden bewohnten Hüttengruppen ist ohne Zweifel sehr unfruchtbar, wenn sich nicht ein ausführbarer Plan darauf gründen läßt, jene Wilden aus ihrem unglücklichen Zustande zu erheben, oder doch aus einem Verkehr mit ihnen einige Vortheile für den gesitteten Theil der Menschheit zu ziehen. Einem glücklichen Erfolge der Bemühungen der englischen Reisenden ist überdies auch wol der Umstand im Wege gewesen, daß sie überall als Engländer reisen und ihre volksthümlichen Sitten und Gewohnheiten nicht verleugnen oder verbergen wollten. Der Franzose Caillé scheint den richtigern Weg gefunden zu haben.

So wenig indessen, in Vergleichung mit den erlittenen Verlusten und aufgewendeten Kosten, der Erfolg der seitherigen Bemühungen belohnend gewesen ist, so sind doch die einzelnen Ergebnisse keineswegs herabzusetzen. Jeder Reisebericht aus Afrika hat unsere Kunde von den Sitten und dem Geist der Bewohner und von den Eigenheiten des Landes vermehrt und eben dadurch Mittel an die Hand gegeben, künftige Unternehmungen mit richtigerer Beurtheilung und besserm Erfolge zu wagen, und selbst Clapperton, so wenig Kenntnisse er auf seine Reise mitnahm, und so wenig er mit besondern geistigen Fähigkeiten begabt war, hat uns in seinem frühern, wie in seinem nachgelassenen Berichte anziehende Nachrichten über die verschiedenen afrikanischen Stämme gegeben, durch deren Gebiet er reiste.

Werfen wir einen Blick auf seine letzte Reise und

ihre Ergebnisse. Die Reisegesellschaft brach am 7. Dezember 1825 von Badagry, auf der Küste von Benin, auf und fuhr in offenen, mit kleinen Geschützen bewaffneten Böten den Fluß Lagos hinan. In der ersten Nacht schliefen sie unter freiem Himmel; aber ungeachtet jene Küstengegend sumpfig und mit undurchdringlichen Wäldern und Gestrüppen bedeckt ist, hört man nicht eine Muskitofliege summen. Am nächsten Tage verließen sie ihre Böte und den Strom und kamen zu dem Dorfe Puka, wo sie von dem zahlreich herbeiströmenden neugierigen Volke freundlich empfangen wurden. Clapperton gab gleich beim Antritt seiner Reise einen Beweis seiner Untauglichkeit zu einer solchen Unternehmung durch die geringe Sorgfalt, die er auf seine Gesundheit wendete, und 2 Tage nach dem Aufbruche von der Küste sehen wir ihn zuerst in Pantoffeln, weil neue Stiefeln seine Füße aufgerieben und Blasen gemacht hatten, auf einem Pferde ohne Sattel reiten und endlich barfuß auf einem Wege gehen, wo die Ameisen oft seine wunden Füße schmerzlich reizten. Clapperton fand schon jetzt Gelegenheit zu der Bemerkung, daß die Afrikaner, so mangelhaft ihr Verstand ist, doch keineswegs menschlicher Theilnahme ermangeln. Er wiederholt zwar die abgenutzte Klage über die Geschwätzigkeit der Weiber, aber gerade von den Weibern erhielt er die häufigsten Beweise von Wohlwollen und Aufmerksamkeit. Eine Frau, die er am Wege fand, vergoß beinahe Thränen, als sie nicht im Stande war, den Reisenden etwas zur Stillung ihres Durstes zu verschaffen. Bei der Ankunft der Reisenden in einem Dorfe versammelten sich gewöhnlich die Bewohner und tanzten die ganze Nacht singend um die Hütte, wo die Fremden schliefen.

Je weiter die Reisenden in das Binnenland vordrangen, desto reizender wurden die Gegenden, die Wälder dichter, der Anbau des Landes allgemeiner, die Abwechselung von Berg und Thal angenehmer, die Thäler gut angebaut und mit Baumwollenstauden, Korn und Yams bepflanzt. Das Gebirge Tschaki, durch welches der Weg sich zieht, bietet furchtbarwilde Landschaftsbilder dar. In jeder Schlucht aber zwischen den mächtigen Granitfelsen, wo nur fruchtbarer Boden sich fand, sah man Hütten mit kleinen Pflanzungen von Hirse, Yams oder Pisang. Auf dem höchsten Gipfel liegt die volkreiche Stadt Tschaki. Der König von Juriba wollte die Reisenden sehen. Eine Bande von Musikanten begleitete sie. Ein zahlreicher Schwarm von Männern, Weibern und Kindern folgte. Nach einer Stunde kamen sie zu dem Hause, vor welchem der König unter einer Veranda saß. Sklaven hielten 2 rothe und blaue Schirme mittels langer Stangen über seinem Haupte. Die Hofbeamten sprachen mit dem König und kamen darauf wieder zu den Reisenden. Es war von Niederwerfungen vor dem König die Rede. Clapperton erklärte, er würde augenblicklich umkehren, wenn auf dieser Foderung beharrt werden sollte, und er wollte sich blos dazu verstehen, den Hut abzunehmen und dem Könige die Hand zu drücken, wenn es beliebt würde. Man verglich sich darüber. Clapperton und seine Begleiter gingen vorwärts, während des Königs Diener viel Mühe hatten, ihnen den Weg durch das Gedränge zu bahnen, wobei Stöcke und Peitschen, aber meist ohne rauhe Härte gebraucht wurden, wie denn überhaupt der Juribastamm ein sanftes Volk, freundlich gegen Weiber und Kinder und gegen einander, und seine Regierung zwar unumschränkt, aber doch sehr milde ist. Als die Reisenden den beiden Schirmen gegenüber waren, hatten sie einen offenen Weg vor sich. Sie gingen mit den Hüten auf dem Kopfe, bis sie in den Schatten kamen, wo sie das Haupt entblößten, sich verbeugten und dem Könige die Hand reichten. Der König hob ihre Hände 3 Mal auf und sprach: Ako! Ako! (Wie gehts?) während die hinter ihm stehenden Weiber, die Fremdlinge begrüßend, ausriefen: O! O! O! und die entferntern Zuschauer einstimmten. Es waren der Weiber sehr viele, und sie standen so gedrängt, daß man sie nicht zählen konnte. Der König trug ein weites, weißes Hemd, mit einem blauen darunter, um den Hals etwa 3 Schnüre von blauen Glaskügelchen, und auf dem Kopfe eine Art von europäischer Krone von blauem baumwollenen Zeuche, über Pappe gezogen, vermuthlich die Arbeit eines Europäers und von der Küste von Benin gesendet. Nach einem langen Gespräche über die Reise der Fremdlinge sagte der König seinem Gaste, es wäre ihm nicht genau bekannt, wie viele Weiber er besäße und wie viele Kinder er gezeugt hätte. Er ließ eine seiner Töchter kommen, die er einem Beamten zum Weibe gegeben hatte. Seine Töchter können Jeden, der ihnen gefällt, zum Manne oder zum Buhlen wählen, aber wer eine der Frauen des Königs anrührt, muß mit dem Tode büßen. Der Sohn des Königs muß nach des Vaters Tode alle Witwen unterhalten. Der König hatte sein Gesicht mit dem feinen Pulver eines rothen Holzes, das zu einem Teige gemacht war, bemalt. Diese Schminke ist allgemein im Gebrauche. Nach der Hofsitte müssen Diejenigen, die Gehör erlangen, sich zuerst, mit Staub auf dem Haupte, vor dem obersten Verschnittenen niederwerfen und, während sie mit dem Könige sprechen, sich auf die Erde niederstrecken, und der Verschnittene, der sich gleichfalls neben ihnen niederwirft, sagt dem Könige ihr Anliegen. Wenn Personen gleiches Standes sich begegnen, lassen sie sich auf ein Knie nieder, Weiber aber auf beide Knie, während sie die Ellbogen auf die Erde stützen. Ihre Todten begraben die Juriba in eine tiefe und schmale Grube, worin der Leichnam in eine sitzende Stellung gesetzt wird, die Ellbogen zwischen den Knien. Arme werden ohne alle Feierlichkeiten begraben. Bei dem Grabe eines Reichen werden Gewehre abgefeuert und seine Freunde und Diener trinken Rum. Stirbt der König, so müssen einige Hofbeamte, 4 Weiber und viele seiner Lieblingssklaven einen Gifttrank nehmen, den ihnen die Fetischschüler in einem Papageienei reichen. Wirkt das Gift nicht, so erhält der dem Tod Geweihte einen Strick, womit er sich in seinem Hause hängen muß. Oeffentliche Opfer sind nicht gebräuchlich, wenigstens keine Menschenopfer, und beim Tode des letzten Königs durfte Niemand sterben, weil er nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern von der Hand

seines Sohnes gefallen war. Die Weiber werden gekauft, und der Preis richtet sich nach den Umständen des Bräutigams. Drei Tage nach dem abgeschlossenen Handel führt er, in Begleitung seiner Freunde, die Braut in sein Haus.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen, Ueberblicke und Maximen aus der Staatskunst des Alterthums, in Gemälden aus dem städtischen Leben und aus den Geschichten und Verfassungen der Phönizier, Griechen, Karthaginienser und Römer zusammengestellt von Heinrich Gottlieb Reichard. Leipzig, Weidmann. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Das schöngeschriebene Buch hat zum Zwecke, von der innern Politik der auf dem Titel genannten Völker des Alterthums nach ihren Anfängen und nach ihrer Entwickelung gedrängte Ueberblicke und allgemeine Zusammenfassungen zu geben. Hauptgesichtspunkt ist dem Verf., wie er selbst in der Vorrede, S. vi, erklärt, geblieben, nach dem Gange der innern politischen Veränderungen die Ausbildung der öffentlichen Macht und die wichtigsten gesellschaftlichen Classificationen (die Morphologie der Regierungsthätigkeit und der Volksabtheilungen, die Abstufungen und Verkettungen der gesellschaftlichen Elemente) in klaren Umrissen zu zeichnen und die innern politischen Gestaltungen in ihrer Wechselwirkung zu schildern. Zugleich ist von der äußern Geschichte der Staaten so viel eingewebt, als demselben nöthig erschien, um den Standpunkt des Besondern unter dem Allgemeinen bestimmter erkennen zu lassen, den Zusammenhang des innern und äußern Staatslebens zu erklären und den hochwichtigen Einfluß, welchen die innern gesellschaftlichen Einrichtungen auf die äußere politische Stellung der Staaten ausüben, zu beweisen.

Zu diesem Zwecke seiner literarischen Studien führte Herr R. die Betrachtung unserer gegenwärtigen Zeit und ihrer mannichfachen Bestrebungen, im System und in der Praxis eine genügende politische Gestalt der Staaten hervorzurufen. Die Reliquien aus den Staatsbildungen der Alten gehören unstreitig zu dem Schätzbarsten, was sie den nachkommenden Geschlechtern zur Nachachtung und Warnung hinterlassen haben. Zum Gegenstande der vorliegenden Untersuchungen aber hat der Verf. diejenigen Völker des Alterthums gewählt, welche gerade auf die Civilisation des Abendlandes am entschiedensten eingewirkt haben.

Nicht gelehrte Untersuchungen und antiquarische Originalität findet man hier, wol aber eine verständige Auswahl und Zusammenstellung Dessen, was sich aus der Masse des Geschichtlichvorhandenen nach den zuverlässigen Forschungen Aelterer und Neuerer, eines Montesquieu, Gibbon, Johannes v. Müller, Heeren, Hugo, Levesque, Niebuhr, Böckh, Buchhorn, Hüllmann, Tittmann u. A. am wahrscheinlichsten ergab. So ist denn auch die Schrift nicht den Gelehrten vom Fache dargeboten, sondern für ein größeres Publicum berechnet. „Männern der Rechtspflege, Gliedern der Staats- und der Communalverwaltung, Mitgliedern von ständischen Corporationen und von städtischen Gemeinderepräsentationen, Lehrern auf Schulen und Universitäten, allen Gebildeten in den verschiedenen Classen des Privatstandes, die mit geschichtlicher und politischer Literatur vertraut sind, sollte diese Arbeit als Handbuch für die Wiederholung des Bekannten, als gedrängte Recapitulation unserer Hauptresultate aus den einschlägigen neuern Geschichtsforschungen, oder als ein Hülfsmittel dienen, den Geist der innern Staatskunst bei den berühmtesten Völkern des Alterthums mit schnellem Ueberblick sich zu vergegenwärtigen".

In dieser Hinsicht empfehlen wir das Buch, welches nicht nur mit großem Fleiße zusammengetragen und in anschaulicher Entwickelung der verschiedenen Materien behandelt ist, sondern auch von einer unbefangenen, politischen Ansicht seines Verfassers zeugt. Von besonderm Werthe sind daher auch die Reflexionen, welche derselbe über die Construction und Neigung der von ihm dargestellten politischen Verfassungen mittheilt, und wobei er immer auf ein gesundes, kräftiges Wechselverhältniß der verschiedenen Elemente des Staatslebens ein Hauptaugenmerk richtet. Er hebt mit Umsicht und Scharfsinn die Vorzüge wie die Mängel, die Fortschritte und Rückschritte der Politik jener Völker hervor und entwickelt die verschiedenen Principien des Regimentes theils aus dem Umfange der Rechtsphilosophie, theils an den geschichtlichen Beispielen des Alterthums. Bisweilen knüpft er seine Erinnerungen aus der vorchristlichen Zeit an die Gestaltungen der neuern Geschichte lehrreich an. Wir theilen aus den Betrachtungen des Verfs. folgende Stelle zugleich als Beispiel seiner Darstellung wie als Zeugniß seiner politischen Gesinnung mit (S. 685):

„Die Geschichten der Staaten zeigen 3 Hauptformen der gesellschaftlichen Entwickelung. Die Macht der Gesellschaft ist entweder in der Hand eines Einzigen (Monarchie), oder die Herrschaft ruht bei einer Gemeinheit, die auf gewisse Personen sich beschränkt (Genokratie und Timokratie), oder die Glieder der Gesellschaft handeln in Masse bei Dem, was ihr Gemeinsames begründen und regeln soll. Jede von diesen Formen allein führt mehr oder weniger Schwächen in sich und kann dem Bedürfniß der Gesellschaft nicht genügen. Jede von diesen Formen allein artet um so leichter aus, je weniger sie durch die andern modificirt ist. Die Natur will Mannichfaltigkeit in der Zusammensetzung und freie Bewegung der gesellschaftlichen Elemente neben einander. Ein Princip muß das andere mäßigen, regeln, kräftigen. Die Monarchie steht ruhig, stark und fest, sie erscheint erhabener, und sie kann mit Sicherheit ihre wohlthätige Bestimmung erfüllen, wenn sie als Krone auf einer Pyramide ruht, deren Grund eine freie Gemeinde und deren Mittelsatz eine selbständige Aristokratie bildet; die Monarchie wird auf der Bahn der gesellschaftlichen Interessen erhalten, wenn sie in dem Recht einer unabhängigen Aristokratie und einer selbständigen Bürgergemeinde ihre Mäßigung findet; wenn sie die Selbstthätigkeit der übrigen gesellschaftlichen Elemente zu achten verpflichtet ist. Als wohlthätiges Mittelglied zwischen der Alleinherrschaft und der Demokratie, als natürliches Muskularsystem, an welches die gesellschaftlichen Gruppen sich schließen, als praktisches Werkzeug, die Richtung der Gesellschaft zur Einheit zu leiten und den Nachdruck der Gesammtbewegung zu verstärken, als lebendige, wirksame Schranke, welche auf einer Seite den Uebertreibungen der monarchischen Gewalt begegnet, auf der andern Seite den Verirrungen einer aufgeregten Demokratie Einhalt zu thun fähig ist, steht die Aristokratie; ihre Verirrung zur Selbstsucht wird durch die Kraft des Monarchen und durch die Selbständigkeit einer freien Gemeinde verhütet. Für den Monarchen als wirksames Gegengewicht neben einer Aristokratie, die zur Selbstsucht und zum Uebermuthe sich neigt, für die Aristokratie als wirksamer Beistand gegen absichtliche oder unwillkürliche Ueberschreitungen der höchsten Gewalt, für die Bewegung des ganzen Staats als lebenskräftiger, zu tausendfacher Wirkung verstärkter Hebel steht ein freies, in der Selbstthätigkeit für seine Interessen geschütztes Bürgerthum, eine für selbständiges Handeln in wohlgemessener Ordnung befähigte Gemeinde".

„Frisches Leben durchströmt den Staat, wo die Kraft der Kraft begegnet, wo das eine Princip das andere bewacht und bedingt, wo die Einheit der Strebungen nur im Abstoßen des Einseitigen gefunden, wo das Gesetz durch freie Verständigung der Staatsgenossen und durch gleichmäßige Rücksicht auf alle Rechtszustände vermittelt wird".

Sonderbar mag es manchem Leser vorkommen, daß eine Schrift, welche sich über ein so großes historisches und politisches Gebiet erstreckt, mit einem speciellen Aufsatz: „Ueber die Bedeutung der Städte bei dem Gange der Menschencultur überhaupt" eröffnet wird. Indessen versetzt sich Hr. R. auch

auf diesem engern Felde bald auf den Standpunkt, von dem er seine ganze Aufgabe und die großen Richtungen des Menschen- und Völkerlebens, in die sie ihn eingehen heißt, überblickt. Wiederholungen theils des geschichtlichen Apparats, theils der Darlegung der politischen Meinungen des Verfs. waren unvermeidlich. Doch hätte wol das Ganze gedrängter gefaßt, auch die sprachliche Darstellung weniger üppig gehalten werden können, ohne dadurch an ihrer Anschaulichkeit zu verlieren. Die edle Begeisterung für Recht und Völkerwohl, die überall hervorleuchtet, hat besonders da, wo die geschichtlichen Erscheinungen mit dem Wunsch und Ideale des Verfassers zusammenfielen, in einen breitern Vortrag sich ergossen. 12.

Die lutherische Kirche in Breslau.

Auch in d. Bl. ist schon vor einiger Zeit berichtet, daß Mitglieder der evangelischen Kirche in Breslau, der Professor Steffens an der Spitze, geglaubt haben, der unirten Kirche sich nicht anschließen zu dürfen, und deshalb bei dem König eingekommen sind, um in der ursprünglichen Verfassung der lutherischen Kirche fortzubestehen. Thatsache und Beweggründe sind indeß, besonders in andern Berichten, so vielfach entstellt, daß eine kurze Angabe Beider gerechtfertigt erscheint.

Die Einführung der neuen preußischen Agende fand früher in Schlesien unter den geistlichen Behörden und der Mehrzahl der Geistlichen nicht geringern Widerstand als in andern Provinzen. Erst zu Anfang vorigen Jahres erklärte sich die Majorität des Consistoriums und der Geistlichkeit für die Annahme, und kurz vor dem vorjährigen Confessionsfeste befahl der Magistrat, als städtisches Consistorium, den ihm untergeordneten Geistlichen die Annahme der Agende, welche der König als oberster Bischof vermöge seines jus in sacra eingeführt habe, womit gleichzeitig eine von 19 lutherischen und 2 reformirten Geistlichen unterzeichnete Flugschrift den evangelischen Gemeinden der Stadt die von dem Magistrate gleichfalls angenommene Union empfahl. Anordnungen wurden aber getroffen, die es den Gemeindegliedern, welche die Union nicht annehmen wollten (500 Familienväter haben sich unaufgefodert als solche gemeldet), unmöglich machten, bei Geistlichen, die in allen Stücken der augsburgischen Confession treu geblieben waren, die Sacramente zu empfangen. Blos äußerlich betrachtet, erscheint dies Verfahren als ein Misbrauch, vor dem Sack in seiner Schrift über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen gewarnt hatte. 67,000 lutherische Laien, unter denen gewiß Viele durch Gelehrsamkeit, Geist, Frömmigkeit und Eifer sich auszeichneten, sollten sich in Glaubenssachen ohne Weiteres nach einem Beschlusse von 19 Geistlichen und 24 Magistratsgliedern richten! Tiefer liegende innere Gründe bewogen indeß 2 Geistliche, die Annahme der Agende beharrlich zu verweigern, um welcher Weigerung willen der Magistrat diese suspendirt hat. Hierauf wandten sich denn, wie bereits erwähnt worden, am 27. Juni und in spätern Vorstellungen, 12 Männer an den König, um das selbständige Fortbestehen der lutherischen Kirche und ihrer uralten Privilegien von ihm zu erbitten. Zu glauben, dieser Schritt sei aus Parteisucht oder Oppositionsgeist gegen die Behörde hervorgegangen, gestattet weder der hinlänglich bekannte Charakter jener Männer, noch der Inhalt ihrer Eingaben, in welchen sie sich in allen bürgerlichen Dingen der Obrigkeit unbedingt gehorsam erweisen, Glaubens- und Gewissensfreiheit aber allerdings in Anspruch nehmen. Ebenso weit sind sie entfernt, Diejenigen verketzern zu wollen, welche die Einführung der Agende für zulässig oder löblich gehalten haben. Hätten indeß Einzelne sich in dieser Hinsicht allzu eifrig ausgesprochen, so möge die Aufregung sie entschuldigen, in welche sie der wahrhaft betrübende Zustand der Gemeinde, zu der sie sich zählen, versetzt hat.

Wenn nun die Mehrerwähnten auch glauben, sich der vorgenannten Union nicht anschließen zu dürfen, so gilt ihre Opposition keineswegs blos einer Union, als solcher, sondern vorzüglich der in Preußen, und zwar in unmittelbarer Verbindung mit der neuen Agende versuchten. In dieser nämlich finden sie gänzlichen Mangel an irgend einem positiven, die Verirrungen unserer Zeit abweisenden Glaubensbekenntniß, ein bloßes Regiren, und somit einen Ausdruck des nur allzu sehr im Geiste der Zeit liegenden Indifferentismus. Der obrigkeitliche Befehl der Union könnte nur so viel heißen, als, der Staat gebiete, die ursprünglichen Unterschiede beider Kirchen für gleichgültig zu halten. Nun halten aber jene breslauer Lutheraner z. B. die in den Gebeten u. s. w. der neuen Agende in der einseitigen Verstandesrichtung der reformirten Kirche dargestellten Lehre vom heiligen Abendmahl keineswegs für gleichgültig, sondern vielmehr für den Schlußstein ihres Glaubens. Was aber für diese Eine Lehre gesagt ist, gilt mehr oder weniger von den übrigen; denn der ursprüngliche Unterschied der lutherischen und reformirten Kirche ist, tiefer aufgefaßt, kein einzelne Nebendinge betreffender, sondern ein alle Theile des christlichen Lebens und Denkens ergreifender.

Da nun aber in der Lehre vom Abendmahl und von der Taufe die neue Agende den lutherischen Lehrbegriff völlig hintenansetzt, so glauben die erwähnten Männer, trotz der äußerlich gemachten Trennung, dennoch Union und Annahme der Agende nicht von einander scheiden zu dürfen. Nur dann wäre Letzteres möglich, wenn Denen, die an der betreffenden Fassung der Gebete Anstoß finden, öffentlich nicht blos gestattet, sondern sogar aufgegeben würde, an deren Stelle die altherkömmlichen zu bewahren; in welchem Falle dann der Gebrauch der übrigen, geständigermaßen unverfänglichen Theile, aus Liebe zu kirchlicher Ordnung, nicht ferner verweigert werden könnte. Und so geht denn der Wunsch dieser jetzt protestirenden Lutheraner nur dahin, daß ihnen gestattet werde, in einer der 10 bisher lutherischen Kirchen von Breslau ganz ihrem alten Bekenntnisse gemäß Gottesdienst zu halten, und daß sie mit den übrigen Gemeinden des preußischen Staats, die der Union nicht beigetreten sind, vereinigt in einem gesetzmäßigen Verhältniß zur unirten Kirche stehend, als Lutheraner ferner in den alten, der lutherischen Kirche gewährten Rechten geschützt oder mindestens geduldet werden. 150.

Literarische Notizen aus Frankreich.

In Paris ist ein neues periodisches Blatt: „Annalen der christlichen Philosophie", angekündigt, in welchem Alles gesammelt und dargestellt werden soll, was Geschichte, Archäologie, Astronomie, Geologie, Naturgeschichte, Botanik, Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie, Medizin und Jurisprudenz das Christenthum Beförderndes enthalten möchten. Jeden Monat soll eine Nummer in gr. 8. erscheinen.

Martinez de la Rosa, ein in Frankreich lebender spanischer Flüchtling, von dessen literarischen und dramatischen Werken schon einige Male in d. Bl. die Rede gewesen ist, hat ein Drama für das Theater St.-Martin in Paris geschrieben: „Aben-Humeya, oder die Mauren unter Philipp II.", von welchem die Kritiker Frankreichs behaupten, es fehle ihm weder an Zierlichkeit noch an Kraft. Gehoben wird es durch Pracht der Scenerie und die Composition einiger eingewebten Lieder, die ebenfalls von einem Spanier, Gomis, componirt sind.

Die vor Kurzem gebildete und bereits aus 600 Mitgliedern bestehende Gesellschaft für allgemeine Statistik hat einen Preis auf die beste Elementarstatistik Frankreichs gesetzt.

Hr. Cloquet hat soeben sein großes Werk: „Anatomie de l'homme", vollendet. Es enthält 350 Platten lithographirter Abbildungen und kann als eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen dieser Art betrachtet werden. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 4. — 4. Januar 1831.

Zur Kunde des innern Afrikas.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Der Juribastamm verehrt einen Gott, dem man Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen und Geflügel opfert. Bei dem jährlichen Feste werden alle Opferthiere im Fetischhause geschlachtet. Etwas von dem Blut der Thiere wird auf den Boden gegossen. Darauf wird das Fleisch sämmtlicher Opferthiere gekocht, und der König, in Gesellschaft mit seinem ganzen Volke, Männer und Weiber, nehmen Theil an der Mahlzeit, wobei sie, wie man sagt, ganz nackt erscheinen und reichlich Pitto, eine Art Bier, trinken. Wer sich bei diesen Gelegenheiten eine Unanständigkeit erlaubt, wird mit dem Tode bestraft. Wie Clapperton hörte, hängt es von dem Belieben des Fetischpriesters ab, ob ein Mensch oder ein Thier geopfert werden soll. Ist es ein Mensch, so wird stets ein Verbrecher und nur ein einziger dazu genommen. Zu gewissen festlichen Zeiten werden Schauspiele oder Pantomimen aufgeführt. Der Schauplatz ist des Königs Lustwald, vor der Hauptthüre, wo er gewöhnlich sitzt. Ein Fetischhaus steht zur Linken, südwärts 2 mächtige Granitblöcke, auf der Morgenseite schöne schattige Bäume, und gegen Mitternacht des Königs Haus. Der ganze Raum hat gegen 800 Ellen ins Gevierte. Unter Baumgruppen in der Mitte, wo man eine hohe Fächerpalme sieht, saßen die Schauspieler, in weite Säcke gehüllt, die den ganzen Leib bedeckten. Bunte Streifen von Seide und Baumwollenzeuch bildeten ihren Kopfputz. Musikanten mit Trommeln, Hörnern und Pfeifen, die ohne Unterlaß ertönten. Der erste Akt bestand aus Tanz und Sacklaufen. Im zweiten Akt wird die Boa constrictor gefangen. Zuerst kam Einer der Seeleute heran und kniete nieder. Dann erschien eine lange majestätische Gestalt mit einem Kopfputze und einer Maske von seltsamer Gestalt, glänzend schwarz zuweilen, einem Löwen auf einer Helmzier, zuweilen einem schwarzen Perrückenkopfe gleich, bei jeder Wendung anders erscheinend. Diese Gestalt hielt ein Schwert in der Hand und schien, nach ihrem glänzenden Anzuge und ihren Bewegungen, das Spiel zu leiten, denn die Schauspieler sprachen nicht ein Wort. Die lange Gestalt kam dann zu dem Manne im Sacke; ein anderer Sackläufer ward herangeführt, und als jene ihr Schwert geschwungen hatte, ward er neben den andern Sackmann gelegt. Die Enden beider Säcke wurden geöffnet und die Männer krochen in einen. Die lange Gestalt schwang nun gewaltig ihr Schwert, als ob Köpfe hätten fliegen sollen, und alle Schauspieler versammelten sich um die liegenden Eingesackten; alle aber zerstreuten sich bald und nur die lange Gestalt blieb zurück. Die Boa constrictor streckte ihren Kopf aus dem Sacke, worin sie sich befand, und wollte die lange Gestalt beißen; als diese aber ihr Schwert schwang, wendete sich die Schlange nach einer andern Seite, um dem Streiche zu entgehen. Sie kroch dann allmälig aus dem Sacke und machte sehr natürlich alle Bewegungen einer Schlange, wiewol sie ein wenig zu beleibt war; sie öffnete und schloß den Mund — vermuthlich des Schauspielers Hände — auf die täuschendste Weise. Das Thier dehnte sich bis auf 14 Fuß aus, und eine Bedeckung von gemaltem Zeuche, das die Farbe der Boa genau nachahmte, vollendete die Täuschung. Sie folgte eine Zeitlang der langen Gestalt, die ihrem Bisse durch die Schwingungen des Schwertes auszuweichen suchte, und endlich wurde den übrigen Schauspieler ein Zeichen gegeben, sich zu nahen. Die lange Gestalt näherte sich dann dem Schwanze der Schlange und schwang ihr Schwert, als hätte sie in den Schwanz gehauen. Die Schlange wand sich wie in heftigen Schmerzen, und als sie beinahe todt war, nahmen die verlarvten Schauspieler sie auf ihre Schultern und trugen sie in das Fetischhaus. Im dritten Akte trat der weiße Teufel auf. Die Schauspieler zogen sich in den Hintergrund zurück, während nur Einer mitten auf dem Schauplatze blieb. Sein Sack fiel allmälig nieder und man sah einen weißen Kopf, bei dessen Anblick alle Anwesende ein gellendes Geschrei ausstießen. Endlich war die ganze Gestalt, von ihrem Sacke frei, die Caricatur eines Weißen. Sie machte oft eine Bewegung, als ob sie Taback schnupfte, und rieb sich die Hände, und wenn sie ging, benahm sie sich so ungeschickt wie ein weichfüßiger Weißer, der zum ersten Mal auf frischgefrorener Erde barfuß geht. Damit schloß die Vorstellung, und alle Schauspieler gingen ins Fetischhaus. In den Zwischenakten sangen des Königs Weiber im Chor.

Im Allgemeinen fand Clapperton die herabwürdigendste Sklaverei und den rohesten Aberglauben unter allen Volksclassen. Der afrikanische Despot scheint durch

die rohe und beleidigende Ausübung seiner Gewalt den Haß seiner Unterthanen herauszufodern, wenigstens sehr gleichgültig gegen ihre Zuneigung zu sein. So schlimm die Lage der Weiber in allen barbarischen Ländern ist, so findet man doch wol nur in Afrika **Königsweiber**, die in der ausdrücklichen Absicht geheirathet werden, um sie in alle Städte und Dörfer zu schicken, wo sie Handel treiben und durch alle möglichen Mittel Geld für ihre Gebieter machen müssen, wie Clapperton erzählt. Wir haben übrigens noch viel zu wenig Nachrichten, um ein vollständiges Gemälde des moralischen Zustandes der Bewohner Afrikas entwerfen zu können. Die Berichte der Reisenden, die von verschiedenen Ansichten geleitet, von verschiedenen Gefühlen gestimmt wurden, widersprechen sich oft, und die Meinungen der Philosophen und Naturforscher, die auf jene Berichte sich stützen müssen, sind noch abweichender. So herrscht über einen Punkt, die Religion der Neger, die auffallendste Verschiedenheit der Meinungen. Einige halten den Schwarzen im innern Afrika für einen rohen Wilden, der keinen Gott ehrt, während Andere, und unter ihnen der unbefangene Clapperton, ihm sehr tiefe religiöse Gefühle beilegen, obgleich diese Gefühle durch Aberglauben und Unwissenheit verderbt sind. Bei einer Gelegenheit bemerkt er zwar, der Neger bete nie, als wenn er in Furcht sei oder ein Bedürfniß habe; aber fürs Erste sind die Besorgnisse und Bedürfnisse der Menschen so häufig, zumal in einem gesellschaftlichen Zustande, wie man ihn bei den afrikanischen Völkern findet, daß diese Beobachtung eher für die allgemeine Ansicht unsers Reisenden sprechen möchte; und fürs Zweite dürfte man fragen, ob sich auf die Zuverlässigkeit jener Beobachtung bauen lasse. Die ungünstigen Meinungen über den sittlichen Zustand der Neger haben bessern Grund. Die Ehe wird in dem größten Theile des heidnischen Afrika verachtet oder ist vielmehr ganz unbekannt; es ist ein großes, endloses Bordell, und von Keuschheit weiß man nichts. Daher jener gräßliche Mangel natürlicher Zuneigung, der die Aeltern dahin bringt, ihre Kinder zu verkaufen, und sie gleichgültig läßt, wenn man sie ihnen entreißt, um sie als Sklaven in fremde Länder zu bringen. Clapperton spricht den Negern jedoch keineswegs gute Eigenschaften ab. Er hatte oft Gelegenheit, ihnen für empfangene Beweise von Gastfreundschaft und Wohlwollen seinen Dank darzubringen; und als in seiner letzten Krankheit sein treuer Diener Vergiftung argwöhnte, wies er den Verdacht ernstlich ab. Ganz grundlos scheint jedoch dieser Argwohn keineswegs zu sein; und obgleich die Unvorsichtigkeit des Reisenden, der sich, nach großen Anstrengungen, auf sumpfige, feuchte Plätze zum Schlafen niederlegte, die Ursache der Krankheit hinlänglich aufklärt, deren Opfer er wurde, so könnte noch der Charakter der Elenden, die zu dem Hofstaate des Sultans Bello gehörten, wol auf die Vermuthung leiten, daß man dem Reisenden Gift gegeben habe, um die Fortschritte der Krankheit zu beschleunigen. 106.

History of the Covenanters in Scotland, by the author of the Histories of the reformation, Christian Church etc. 2 Bände. Edinburg, 1830.

Dies Werk ist den verschiedenen schätzenswerthen Arbeiten des Thomas M'Crie verwandt. Grund genug, warum der Verf. jenem gelehrten und wolgesinnten Manne sein Werk dedicirt. Die Geschichte der Reformation und ihrer vorzüglichsten Verbreiter in den katholischen Ländern, namentlich in Schottland, Spanien und in Italien, die wir dem M'Crie verdanken, ist allgemein bekannt und durch Uebersetzungen und Bearbeitungen in den Händen Aller, die sich für den Gegenstand lebhaft interessiren. Auch dies Werk verdient eine ähnliche Aufmerksamkeit, sowol wegen seines höchst interessanten Inhalts als auch der Vorzüge wegen, durch welche die Arbeit selbst sich auszeichnet. Es ist von jenem Geiste der Wahrheit eingegeben und jenem Sinn für die Freiheit der Gewissen und Gedanken durchweht, die jener Männer selber würdig ist, die für die Freiheit ihrer Kirche gegen die Gewalt der katholisch-englischen Könige und das selbstsüchtige Streben der Bischöfe ihre köstlichsten Güter aufzuopfern nicht anstanden. Diese hohen Beispiele von großartiger Aufopferung für die heiligsten Menschenrechte aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorzuziehen, ist überall und zu jeder Zeit ein höchst dankenswerthes Unternehmen, namentlich aber in der neusten Zeit, wo der Hinblick auf sie so viel Ermuthigendes und Belehrendes hat, wo die Macht der Finsterniß wieder ihr Haupt erhebe und, wenn auch nicht mehr mit solchem Glück, dieselben Mittel angewandt werden, wodurch so viele ruhmwürdige Männer als traurige Opfer fielen. Darum scheint es fast überflüssig, daß der Verf. noch in seiner Vorrede eine Apologie seines Unternehmens gibt, da in religiöser und politischer Beziehung schwerlich eine interessantere Periode in der schottischen Geschichte gefunden werden kann als die der Männer whose blood watered the plant of renown, von der succeeding ages have eaten the pleasant fruits. Denn wer mag leugnen, daß, so furchtbar auch die Katastrophen waren, welche die geistige Revolution überall und auch in Schottland veranlaßte, sie dennoch, wie immer, den heilsamen Folgen der Gewitter zu vergleichen und nur glorious zu nennen seien. „Denn", bemerkt ein Schriftsteller sehr treffend über diese Zeit, „their standards on the mountains of Scotland indicated to the vigilant eye of William, that the nation was ripening for a change". Der Verf. hat nun aus den authentischen Quellen auf eine höchst lichtvolle Weise die einzelnen Begebenheiten entwickelt, welche vor dem Beginn dieser Kirche bis zur Revolution 1688 sich zugetragen. Der 1. Band geht bis zum J. 1679 und erzählt in 10 Capiteln zuerst die durch die Reformation veranlaßte Abschaffung des Papstthums und die Errichtung der Presbyterialverfassung in seinem Vaterlande, den Haß des Königs Jakob VI. gegen dieselbe, und seine Versuche, auf höchst willkürliche Verfahrungsweise das Prälatenthum wiedereinzuführen. Karl I. tritt nun viel entschiedener auf, errichtet in Edinburg einen Bischofsitz und veranlaßt den unglücklichen liturgischen Streit, der uns sehr an den neuen preußischen erinnert. Die natürlichen Folgen bei der damaligen leidenschaftlichen Aufregung der Gemüther waren Aufstände und revolutionnaire Auftritte, und ein Bittschreiben an den König. Die Auftritte werden heftiger, da alle Versuche, die petitioners und tables zu trennen, mislingen. Nutzlos, sogar schädlich für den König war seine Proclamation gegen sie; er veranlaßt nur ihre Verbindung und ihren Zusammentritt, seit welcher Zeit sie den Namen Covenanters führen. Ebenso schaden die Commissaire des Königs durch ihr unkluges, übereiltes Verfahren und bewirken eine vollkommene Restauration des Presbyterianismus. Kriegserklärung Karls gegen die Schotten und Vorbereitung der Covenanters. Begebenheiten im Norden. Hamilton landet mit einer Flotte. Die Schotten ziehen an die Küste. Schrecken der Engländer. Ein Vertrag wird geschlossen, den Karl aber sogleich wieder bricht. Beide Theile bereiten sich zum Kampfe. Ver-

sammlung zu Aberdeen. Die Covenanters bringen in England ein und zwar mit solchem Glück, daß sie einen Vergleich bewirken. Generalversammlung zu Edinburg. Karl kommt nach Schottland während dieser Niedermetzelung der Protestanten in Irland. Im 45. Cap. berichtet der Verf. die traurigen Schicksale Karls I. bis zu seinem tragischen Ende, und Karls II. Proclamation, Krönung und Schwur zu Gunsten der Covenanters. Indeß Cromwell erobert auch Schottland wieder, und die momentane Ruhe daselbst erlaubt dem Verf. einen interessanten Blick auf den damaligen Zustand der Kirche zu werfen. Mit der Zurückrufung Karls II. vom englischen Parlament schließt er dies Capitel. Leider zeigt auch der kaum zum ruhigen Besitz der Herrschaft gelangte Karl II. gar bald seine üble Gesinnung gegen die Covenanters und erregt bald die größte und allgemeinste Unzufriedenheit. Es werden mehre Prediger eingezogen, und auf die furchtbarste Art wird gegen allgemein geachtete Männer verfahren. Sie fallen als Opfer, und über ihrer Asche wird nun die Wiederherstellung des Prälatenthums proclamirt, Bischöfe in London geweiht und, in Schottland angekommen, in alle frühern Rechte und ihre sonstige Macht eingesetzt, die sie bald zur gänzlichen Ausrottung der ihnen feindlichen Presbyterialverfassung benutzen. Durch die gewaltsamen Mittel, die man sich zur Verbannung der Prediger bediente, bewirkt man eine starke Reaction, Aufruhr wogt überall auf, da zu dem Priesterdespotismus noch die Grausamkeit wilder Krieger tritt, um das Unglück vollständiger zu machen und die Gemüther auf den höchsten Grad der Erbitterung zu treiben. Das blutige Verfahren gegen die Conventikel war, wie gewöhnlich, so weit entfernt, sie zu unterdrücken, daß sie im Gegentheil nur noch in demselben Grade wuchsen und sich verbreiteten, in welchem ihre Feinde triumphirten. Während dieser Zeit sann man auch darauf, durch eine Vermischung der beiden Parteien die Gemüther zu beschwichtigen. So wollte Leighton Prälatenthum und Presbyterialverfassung verschmelzen. Natürlich verdarb ers mit beiden Parteien. Doch was sollen wir alle die einzelnen Züge von Grausamkeit aufführen, die bei den immer von Neuem aufwogenden Unruhen sowol von Unterdrückern als auch von der Rache der Unterdrückten begangen wurden? Der Verf. muß leider umständlicher darin sein, da sie theils Motiv zu folgenden Ereignissen und Commentare zur Erklärung der merkwürdigsten Erscheinungen sind, theils aber im Allgemeinen einen traurigen Beleg von der Erbitterung der Parteien gegen einander und der Rohheit Aller und leider auch einen Beweis davon geben, wie sehr die Menschen, sobald die Leidenschaft des Hasses und des Zorns ihrer Herr geworden, sich gleichen, d. h. dem Thiere ähnlich werden. Die gegen die Covenanters verübte Grausamkeit vertrieb ihre Versammlungen von den Gotteshäusern auf das Feld, und hier sehen wir eine ungeheure Anzahl von Zuhörern versammelt. Außer den merkwürdigen Männern, deren Hinrichtungsberichte so manche Seite dieser Geschichte mit Blut färbt, treten von Seiten des Prälatenthums interessante Charaktere auf, sodaß der Leser gewiß einen hohen Genuß bei der Lecture dieser tragischen Scenen haben wird. Mit dem Tode des Erzbischofs Sharpe schließt der 1. Band. Vom 11. bis 19. Cap., welche den 2. Band unsers Werks füllen, führt der Verf. die Geschichte der Covenanters bis zum Jahre 1688 hinunter. Interessant ist die Proclamation gegen die Conventikel und die Mörder Sharpe's, mit welcher dieser Theil beginnt, als der zweite Akt dieses großen Dramas. Die Hauptzüge des Verfahrens der königlichen und bischöflichen Partei und des Betragens der Covenanters dauern fort, doch mit so mannichfaltigen Nuancirungen, daß man keineswegs durch ein trauriges Einerlei ermüdet wird. Es kommt zu der traurigen Schlacht von Bothwell, wo der Herzog von Monmouth den Covenanters eine gräßliche Niederlage beibrachte und die Gefangenen auf die furchtbarste Art behandeln ließ. Zweihundertundfunfzig Covenanters schiffen sich nach Amerika ein und weichen so einer Macht, der sie zu widerstehen immer unfähiger werden. Hinrichtungen und Verbannung folgten fortwährend auf einander, und man glaubt sich in die Todtengefilde der spanischen Inquisition, auf die Henkerbühnen des Auto da Fé versetzt. Die Erbitterung von der andern Seite nimmt natürlich mit ihrer Ohnmacht zu, und sie begnügt sich mit Spottliedern und dergl., um ihre Rache zu kühlen. Dennoch bleibt der Starsinnn der Covenanters ungebeugt. Mit dem Tode Karls II. ist wenig gewonnen, da Jakob VII. die Maßregeln der Grausamkeit seines Vorgängers verfolgt. Indeß gelingt es ihm, nach manchen blutigen Scenen, da er die Unmöglichkeit einsieht, auf diesem Wege zu seinem Ziele zu gelangen, durch proclamirte Indulgenzen den größern Theil der Geistlichen zu gewinnen. Die Protestanten sehen einer Landung Wilhelms von Oranien mit Sehnsucht entgegen. Endlich wird ihre Hoffnung erfüllt, Jakob geht nach Frankreich und hat Zeit, seine verkehrten politischen Maßregeln und seine und seiner Vorgänger Grausamkeit zu betrauern. Höchst interessant ist der Schluß des Werkes, mit dem der Verf. auf den merkwürdigen Zustand der schottischen Kirche kommt, die in Bezug auf ihre Organisation so viel Bewunderung und Neid erregt hat. Berühmte deutsche Kirchenlehrer haben die Verfassung derselben für die ausgezeichnetste, und, der reformirten Ansicht gemäß, für ein Ideal gehalten, ja sogar sich nach Schottland begeben, um sich eine deutlichere Anschauung von ihr zu erwerben. Die kirchenrechtlichen Fragen über das Verhältniß der Kirche zum Staat, und die nothwendige Verfassung ersterer sind in neuern Streitigkeiten vielfach berührt, gehören aber hier nicht her, so sehr uns der Gegenstand auch darauf führt. 114.

Der unterhaltende und belehrende Frauenanwalt, oder die weiblichen Rechte, Vorrechte, Pflichten und Obliegenheiten, aus dem Gesichtspunkte des gemeinen bürgerlichen Rechts betrachtet. In einer Reihe romanähnlicher Erzählungen und interessanter Gemälde aus dem wirklichen Leben, worin das weibliche Geschlecht auf das anschaulichste und unterhaltendste über alle Rechtsverhältnisse belehrt wird, die ihm als Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Witwe und Vormünderin zu wissen nützlich und nöthig sind. Mit einem Sachregister und einem Anhange der hierauf bezüglichen Bestimmungen des preußischen Landrechts, von F. G. Ungewitter. Ilmenau, Voigt. 1830. 8. 2 Thlr.

Dies, nach einigen Abkürzungen, der Titel einer Schrift, die der Verf. beim großen Publicum auf sehr ungewöhnliche Weise einführt. „Wenn je", so beginnt die Vorrede, „ein Werk der Nachsicht bedarf, so ist es das vorliegende. Der Verf. ist zu sehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es zu mangelhaft sei, als daß er es wagen sollte, einer günstigen Beurtheilung entgegenzusehen". Die Erfahrung, wie schwer es sei, die Aufmerksamkeit der Mädchen und Frauen auf so ernste und schwierige, und dennoch für ihr Geschlecht so höchstwichtige Rechtsverhältnisse zu leiten und darin fest zu halten, und das günstige Urtheil, mit welchem Guichard's „Code des femmes, de leurs droits, privilèges, devoirs et obligations; ou récits et entretiens etc." in Frankreich aufgenommen, führt unser Verf. als Entschuldigungsgrund an, daß er den Versuch wage, gelehrte Gegenstände im romantischen Gewande vorzuführen.

Aber weder diese sonst so seltene Bescheidenheit, noch die unleugbare Wahrheit, wie wenige selbst der gebildetesten und achtungswerthesten Frauen klare Ansichten von ihren bürgerlichen Pflichten und Rechten besitzen, oder sich dieselben auch nur aneignen mögen, vermochten Referenten gegen eine so unwissenschaftliche Behandlungsweise der ernstesten Gegenstände milder zu stimmen; was sollen, so sagte er sich beim ersten Durchblättern des Werkes, diese Theaterfiguren, an die sich vermittelst

unscheinbarer Fäden die langen Discussionen über kanonisches, oder irgend ein anderes, nur noch bruchstückweise, ja nur in einzelnen Provinzen gültiges Eherecht rc. anreihen? Was soll diese immer wiederkehrende Frau Kriegscommissairin Pästel und Frau Majorin Hölzeln und Consorten? Hinweg mit dem ganzen romantischen Apparat, und es wird ein tüchtiger Wegweiser übrigbleiben, der das liebe und immer rathbedürftige Geschlecht durch alle die Labyrinthe glücklich durchführen wird, in denen bald das eigne schwache Herz, bald Männertrug die Unglücklichen festhält und zu Grunde gehen läßt; denn zahllos sind die Opfer so heilloser Verblendung!

Diese Betrachtung machte dem Ref., der selbst vor den hors d'oeuvres der sonst so anziehenden Nürnberger'schen Astronomie zurückschreckte, es leichter, das Buch, seiner Pflicht gemäß, von vorn bis zum Schlusse zu durchlesen, und eben weil er mit so ganz anderer Ansicht davon scheidet, und, nach der ersten Einkleidung zu urtheilen, viele Leser die früher ausgesprochene Ansicht theilen möchten, fühlt derselbe sich zu dem Bekenntniß gedrungen, daß Hr. Ungewitter eine sehr verdienstliche Arbeit geliefert habe. Es sind wenig Verhältnisse unberührt geblieben, in welchen die Jungfrau bis zum Witwenstande Rath bedürfen kann, und dieser ist so klar, als den Gesetzen gemäß, gegeben worden. Der Faden, welcher sich als romantisches Band hindurchzieht, ist keineswegs als entbehrlicher Flitterstaat zu verwerfen, er dient vielmehr als Gelegenheit, eine solche Reihe von Beispielen und Wechselfällen aller Art herbeizuführen und festzuhalten, als der Zweck des Werks es erfoderte. Diese beleben das Interesse, machen den Fall anschaulich und klar und gestatten eine viel einfachere Anwendung auf das in der Wirklichkeit etwa vorhandene, eigne Verhältniß der Rathbedürftigen, als die trockene Hinweisung auf die Gesetzstellen selbst es für dieses Publicum je vermocht hätte; und höchst lobenswerth ist die Resignation, mit welcher alle diese poetische Beigabe nur auf das Unerläßliche beschränkt worden. Ref. empfiehlt daher jedem Vater, der eine Tochter aus seinem Hause entläßt, wie jeder Gattin als eine sehr köstliche Mitgabe diese Schrift, welche auch mit Recht die Fälle hervorgehoben hat, wo Nichtbeachtung der Gesetze zum Verderben führte.

Lobende Erwähnung verdient auch die Züchtigkeit, mit welcher das sonst verfänglicher Scheinende, wie z. B. die Lehre von der Nullität bereits geschlossener Ehen, behandelt wird.

Ob einzelne Beispiele nicht eine leichtere Darstellung gestatten möchten, möge der Verf. selbst erwägen. Eine durch das Ganze gehende Fabel veranlaßt zu viel Absichtliches, das unfehlbar verstimmt. Wie der ehrsame Pfarrer Cap. 11 gegen die Rationalisten ins Feld zieht, schien Ref. befremdend, da augenscheinlich eine Ideenverwechselung zum Grunde liegt. Der Styl ist bisweilen etwas veraltet, man sehe den Titel, der auf 1750 zurückzuführen scheint, auch nicht immer ganz correct, wie z. B. S. v die doppelte Negation, keineswegs, weder.

Eine neue Auflage würde, so scheint es, ein anderes Gewand und eine andere Form verlangen. 13.

Chodzko über Polen.

Als Napoleon 1806 die Polen insurgirte und Frankreich mit gespannter Aufmerksamkeit auf dieses Land blickte, schrieb der bekannte Geograph Maltebrun, um des Publicums momentanen Wünschen zu entsprechen, von einigen in Paris lebenden Polen unterstützt, sein „Tableau de la Pologne ancienne et moderne“ (1807), nicht ohne ein apologetisches Wörtchen wegen der Mängel eines in dem Zeitraum von 6 Monaten geschriebenen Werks. Indessen ward es viel gelesen, und als der Kaiser 1812 zum zweiten Mal an die Weichsel ging, kaufte ein Speculant den Rest der Exemplare, die er zu Nutz und Frommen seiner Landsleute nach Wilna sandte. Als aber die Russen Wilna wiedernahmen, wurden diese Exemplare ein Raub der Flammen. Unterstützt von einigen kundigen Polen, wollte Maltebrun eine neue Ausgabe des Werks veranstalten, als sein Tod dieses Unternehmen hinderte. Nach einer Uebereinkunft und Vereinbarung mit Maltebrun's Erben und Verleger, machte sich nun L. Chodzko an das Werk, welches im vorigen Jahre zu Paris in 2 Theilen unter dem Titel ans Licht getreten ist: „Tableau de la Pologne ancienne et moderne, publié en un volume par Maltebrun; nouvelle édition, refondue et augmentée par L. Chodzko“. Der 1. Theil bietet eine geographische, statistische und geologische Beschreibung des Landes, wobei Hr. Chodzko die erste Ausgabe zum Grunde gelegt hat; der 2. dagegen ist nach den Manuscripten einiger seiner gelehrten Landsleute gearbeitet und gibt, nebst einer historischen Skizze über das Volk, einen Versuch über Polens frühere Gesetzgebung, von J. Lelewel, und einen Blick auf Polens frühere Literatur, von Podczaszynski. Liefert auch der „Précis historique“ nicht viel Neues, so läßt er sich doch angenehm lesen, besonders in den Abschnitten, welche die Gründe des politischen Untergangs des Landes berühren, und die Erzählung der Verschwörungen, die 1825 und 1827 in Polen, Lithauen und Posen ausbrachen, oder richtiger, auszubrechen droheten, ist nicht ohne Interesse. Hinsichtlich des Benehmens der 3 Mächte, die das Land zerstückten, gegen ihre neuen Unterthanen, wird Preußens mit verdientem Lobe gedacht. In den Fragmenten über polnische Literatur werden die das Land bewohnenden Völker, ihrer Abstammung nach, also classificirt: Die erste Classe sind die Polnisch sprechenden Slavonier, die ältesten Siedler, die ursprünglich Westpolen und das ehemalige Palatinat Krakau bewohnten; zur zweiten Classe gehören die Rusinen oder die Rußniaken, ursprünglich ein skandinavischer Stamm, der im 9. Jahrhundert Nowgorod und Kiew eroberte, sich bis zu den Karpathen ausdehnte und die östlichen und südlichen Theile des neuen Polens einnahm. Sie bildeten die Staaten, die Weiß-, Schwarz- und Rothrußland genannt werden, und hatten eine Zeitlang ihre besondern Beherrscher. Durch Mischung mit slavonischen Stämmen nahmen sie verschiedene Dialekte an, die indessen vom eigentlichen Polnisch nicht sehr abweichen, und das Idiom ist vom Moscovitischen wesentlich unterschieden, indem sich in dem Letztern nicht wenige asiatische und tatarische Worte finden. Zur letzten Classe sind die Heruler zu rechnen, welche Lithauen, Samogetien, Kurland und Preußen einnahmen, und deren Dialekt noch heutiges Tages in den letztgenannten 3 Gegenden gesprochen wird, während er in Lithauen dem Slavonischen gewichen ist. Dem Charakter nach, ist der eigentliche Pole heiter und flüchtig, der Rußniake dagegen sinnend und leidenschaftlich, weshalb auch sein Nationalgesang Schwermuth athmet und unglückliche Liebe und tragische Ereignisse mittheilt. Diese Lieder sind von polnischen und russischen Schriftstellern gesammelt. Die Bewohner des platten Landes vom eigentlichen Preußen, von Samogetien, Kurland und zum Theil auch von Lithauen haben eine nicht unbedeutende Zahl von Liedern im herulischen Dialekt, von denen Podczaszynski sagt, es sei bemerkenswerth, daß sie den schottischen Nationalgesängen ähnlich seien und sich das Wort Clan sogar häufig in ihnen finde. Ebenderselbe bemerkt, daß das Landvolk von Groß- und Kleinpolen und von Masovien, welche die civilisirtesten sind und als eigentliche Polen betrachtet werden, keinen Nationalgesang hätten, der nicht neuern Ursprungs sei. Ihre Lieblingslieder sind Couplets, die sie zu ihren Volkstänzen singen. Manches Belehrende und Bemerkenswerthe findet sich endlich in dem „Catalogue raisonné“, der uns hier, begleitet mit biographischen Notizen, von Hrn. P. über die verschiedenen polnischen Autoren geboten wird, die entweder lateinisch oder polnisch historische, poetische, philosophische oder naturgeschichtliche Werke geschrieben haben. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1831.

1. J. Jacotot's Lehrmethode des Universalunterrichts. Aus dem Französischen von Wilh. Braubach. Erster Band. Muttersprache. Marburg, Garthe. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
2. Jacotot's Lehrmethode, oder der allgemeine Unterricht vollständig und für Jedermann faßlich dargestellt von W. A. Düriez. Aus dem Französischen von J. P. Krieger. Zweibrücken, Ritter. 1830. Gr. 8. 20 Gr.
3. Vollständiger Cursus von Jacotot's allgemeiner Unterrichtsmethode ꝛc. Nach den besten französischen Hülfsmitteln für Deutschland bearbeitet von Friedrich Weingart. Ilmenau, Voigt. 1830. 8. 12 Gr. *)

So lange es noch keine pädagogische Statistik gibt, die den Barometerstand der Volkserziehung in den tausend und abertausend christlichen und nichtchristlichen Ländern und Ländchen, in welche das gesammte Festland unsers Planeten zerfällt, für eine vergleichende Beobachtung vollständig und authentisch darlegt, so lange wir uns nur noch mit jenen dürftigen Abrissen der Geschichte der Pädagogik begnügen müssen, die bald als integrirender Theil, bald nur als Zugabe in die Systeme der Erziehungswissenschaft aufgenommen zu werden pflegen — selbst die treffliche Arbeit in dem großen Schwarz'schen Erziehungssystem, die fast die Hälfte des ganzen Werks ausmacht, dürfte nur als Anfang, nur als Vorarbeit anzusehen sein —, so lange wird es für den deutschen Pädagogen, und nicht blos für diesen, sondern noch vielmehr für jenen unserer lieben Mitbürger, der nur als Dilettant, als bloßer Praktiker für das Erziehungswesen sich interessirt, höchst schwierig sein, ein gerechtes und wahres Urtheil über nichtdeutsche Pädagogik, über das Verhältniß dieser zur deutschen Volkserziehung, über ihren specifischen Werth und Gehalt u. s. w. abzugeben. Mislich bleibt es eben darum sogar auch, vom deutschen Standpunkte aus unsern nächsten Nachbarländern nach Westen und Südwesten hin in dieser Beziehung gerecht zu werden, und, genau genommen, können wir nur so viel mit Gewißheit sagen, daß schon an die französische, belgische, englische Volkserziehung zur Beurtheilung ihres Standpunktes ein ganz anderer Maßstab gelegt werden müsse, als ihn die Schätzung deutscher Pädagogik in Anspruch nimmt, indeß die Bestimmung dieses Maßstabes selbst zur Zeit und bei dem Abgang zuverlässiger statistischer Notizen, größtentheils nur von Hypothesen und Combinationen einer zumeist blos vermuthenden Reflexion abhängig gemacht werden kann. Ueber den ersten Theil dieser Behauptung läßt uns die allgemeine Kenntniß von dem Zustande der Volkserziehung in den genannten Ländern keinen Zweifel: wenn in Frankreich ein Drittheil der Bevölkerung, in den großen Städten Belgiens wenigstens ebenso viel und in England ohne Zweifel ein noch größerer Theil seiner Insulaner ohne allen Unterricht aufwächst, so leuchtet wol den Befangensten ein, daß mindestens im protestantischen Deutschland ein ganz verschiedenes Verhältniß stattfindet. Um nun aber die entsprechenden Coefficienten für dieß Verhältniß zu gewinnen, wie viel mehr müßten wir über das Allgemeine und über das Besondere der Pädagogik in den genannten nichtdeutschen Ländern wissen, als wir wirklich wissen! welche umsichtige und genau instruirte Schätzung der Individualität, der speciellern Verfassung, der besondersten Volksthümlichkeit und tausend anderer Einzelheiten müßte uns zu Gebote stehen! Wer aber darf sagen, und wenn er, selbst ein zweiter Niemeyer, als Augenzeuge von jenen Nachbarländern referiren kann, daß er im Besitz aller zu einer solchen Schätzung erfoderlichen Data sich befinde? Soll nun aber denn doch darüber ein Urtheil abgegeben werden, sowie es eben möglich ist, so bleibt offenbar kein anderer Weg übrig, als die abgehenden realen Zeugnisse und Entscheidungsgründe durch eigne Reflexion und Combination zu ersetzen, und Demjenigen wird in dieser Beziehung das größte Verdienst zuerkannt werden müssen, dessen Hypothese die Erscheinung am vollständigsten erklärt und die wenigsten Einwendungen zuläßt.

Referent hat sich gedrungen gefühlt, seiner diesmaligen Mittheilung die vorstehende allgemeine Betrachtung als eine Art captatio benevolentiae seiner Leser vorauszuschicken, indem er selbst im Begriff steht, über eine pädagogische Erscheinung in dem nachbarlichen Belgien und Gallien sein Urtheil abzugeben, für welches er, der noch nicht einmal so glücklich war, die natürliche Grenze seines deutschen Vaterlandes, den vielgepriesenen Rhein,

*) Vgl. Nr. 5 u. 361 d. Bl. f. 1830. D. Red.

zu erreichen, geschweige zu überschreiten, mit ganz besonders dürftigen Realien ausgestattet ist; für welches er mithin das Meiste aus dem kleinen Schatz seiner eignen Reflexion und Speculation heraufholen muß. Man gönne ihm, seine Hypothese so stattlich, als es ihm möglich ist, auszuputzen; man lasse mindestens seinem treuen Eifer, den er, so lange er denken kann, der Wahrheit und der Sache selbst, nicht ihrer bloßen Form und Schale, gewidmet zu haben sich bewußt ist, Gerechtigkeit widerfahren, und er wird sich für reichbelohnt halten, wenn er mit seiner diesmaligen Gabe auf die reichgeschmückte Tafel der literarischen Unterhaltung die freundlichen Gäste in jene Stimmung zu versetzen vermag, bei welcher sie meinen, der Gegenstand verdiene wol, noch näher erwogen und beherzigt zu werden.

Die in der Aufschrift genannten Bücher nennen sämmtlich den Namen Jacotot's, eines Mannes, der seit 15 Jahren selbst viel geschrieben und zu noch weit mehr Schriften Veranlassung gegeben hat. Unsere deutschen Zeitblätter haben nicht unterlassen, seiner vielfach zu gedenken und auf seine mit einem warmen Selbstvertrauen, wie es vielleicht nur noch in der Geschichte des berühmten Schöpfers des „Orbis pictus", Amos Comenius, vorkommt, ausgesprochenen Verheißungen aufmerksam zu machen. Trauen wir diesen Verheißungen, so ist es mit den Bemühungen Jacotot's auf nichts Geringeres abgesehen, als eine völlige Umgestaltung des ganzen Unterrichtswesens herbeizuführen, und, um es etwas schroff auszudrücken, in einem Universalmittel — wahrlich ominös ist der Name: Universalunterricht — endlich jenen langgesuchten Trichter der unterrichtenden Welt zu bieten, durch welchen in jede der 4 Gehirnwände, wie und in welcher Gestalt sie gegeben sein mögen, das Fluidum aller Weisheit und alles Wissens gefaßt werden kann. Jacotot, ein Zögling der jüngst erst aufs Neue mit ihrer Vorliebe für Radicalreformen so merkwürdig gewordenen polytechnischen Schule in Paris, wurde nach einer höchst wechselvollen Carrière, die ihn durch Gerichts- und Hörsäle ins chemische Laboratorium der Artillerie und selbst ins Cabinet geführt hatte, vom König der Niederlande zum Professor der französischen Sprache nach Löwen berufen, und begann nun hier, nachdem er schon über die mittlern Lebensjahre hinaus war, seine Offenbarungen über den „geistentfesselnden" „universalen" Unterricht. Die Theorie mußte ins Leben eingeführt werden. Es entstanden Jacotot'sche Institute und Schulen in Löwen, Brüssel, Antwerpen u. s. w.; und das nachbarliche Frankreich durfte am allerwenigsten der Frucht, die eigentlich doch in seinem Schoße empfangen worden war, das Bürgerrecht versagen. In Paris machte man Versuche, und selbst bis ins südliche Frankreich sind bereits die Fechser und Setzlinge dieses neuen Erkenntnißbaums verbreitet worden. Mangel an Gelegenheit, das neue Gewächs kennen und schätzen zu lernen, ist es gewiß nicht, wenn Deutschland nicht baldigst „universale" Unterrichtsinstitute in seiner Mitte aufblühen sieht. Die Verfasser vorliegender Schriften, wackere und unterrichtete Männer, Dr. Braubach in Gießen, Prof. Krieger in Zweibrücken, und der Herausgeber der sehr ehrenwerthen „Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer", Friederich Weingart in Großfahner bei Gotha, thun dafür schon in eben diesen Schriften das Mögliche; und die Ritter'sche Buchhandlung in Zweibrücken kündigte bereits im Anfange des vorigen Jahres eine vollständige Uebersetzung der sämmtlichen Jacotot'schen Schriften über die „geistentfesselnde" Lehrmethode in 4 Bänden, mit beigelegten Berichten und Zeugnissen, an.

Es gehört zur Zeit der pädagogische Jacototismus nur noch Frankreich und Belgien an, und seine wichtigste Verheißung beschränkt sich auf die Ankündigung einer Lehrmethode. Indem wir ein Urtheil über diese Erscheinung zu gewinnen suchen, glauben wir vorzüglich folgende 2 Punkte ins Auge fassen zu müssen: 1) Welches ist das Eigenthümliche dieser angekündigten neuen Lehrmethode? 2) Welche Ansprüche kann sie auf allgemeine Anwendung, auch über die Grenzen ihres Geburtslandes hinaus, machen?

In der Braubach'schen Uebersetzung liegt der 1. Theil der eignen Schriften Jacotot's vor uns, welcher die Anwendung seiner Methode auf das Studium der Muttersprache entwickelt. Düriez gibt in seinem von Krieger übersetzten Hand- und Musterbuch eine Anweisung zum Gebrauch dieser Methode für den ganzen Kreis des zu ertheilenden Unterrichts; und so unverkennbar seine Absicht ist, die neue Methode in ein versöhntes Verhältniß zu ihren ältern Schwestern zu bringen — ein Versuch, der überall seine großen Gefahren hat —, so muß man ihm dennoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in den Geist Jacotot's eingedrungen ist und mit vieler Sicherheit und Wahrheit im Gebrauch der Principien seines Meisters verfährt. Weingart hat in seiner Schrift, so viel wir wissen, den ersten Versuch gemacht, die neue Methode selbst ins Deutsche zu übersetzen, d. h. sie für Deutschland zu bearbeiten und anzuwenden. Er umfaßt ebenfalls das Ganze, und vielleicht thun wir ihm nicht zu großes Unrecht, wenn wir meinen, so gewiß ihm der Geist des Urhebers nicht fremd geblieben ist, so gewiß hat er seine Arbeit etwas zu flüchtig und desultorisch ausgehen lassen. Wir wenden uns nun zu der Aufgabe, nach den Resultaten, zu welchen uns das Studium der angezogenen Schriften geführt hat, zuvörderst den Charakter der Jacotot'schen Methode selbst zu bestimmen und unterscheiden dabei die „Meinungen", wie sie der neue Lehrer selbst nennt, und von welchen er bei der Construction seiner Methode geleitet worden ist, aus welchen er das Einzelne derselben zu erklären versucht, und das Material selbst, das in der Methode in Bewegung gesetzt und in Anwendung gebracht wird.

Es redet der Verf. tausendfältig von emancipation intellectuelle, was man in deutscher Unbeholfenheit mit Geistentfesselung wiedergegeben hat, und in ihr sieht er Basis und Zweck seiner Methode, und hätte er daran nicht noch andere Paradoxien geknüpft, so würden wir uns leicht mit ihm über dies Princip vereinigen können.

Soll nämlich dieses „Freimachen des Erkenntnißvermögens" nichts Anderes bedeuten, wie dies ja Jacotot selbst wiederholt zugesteht, als das Bestreben des Lehrers, seinen Schüler selbstthätig beim Unterricht zu erhalten und seine Selbstthätigkeit, wo sie schlummert, anzuregen, überhaupt dahin zu arbeiten, daß der Zögling des ihm Mitgetheilten nun auch in einem völlig freien Bewußtsein gewiß werde und sonach mit demselben nach allen Richtungen hin frei schalten könne; kurz, daß die Frucht des Wissens als lebendig aus Mark und Safte des geistigen Baums hervorgewachsen, nicht als künstlich und für die nahe Fäulniß an den Christbaum, der den Schnitt vom Leben, um mit Homer zu reden, bereits im Walde zurückgelassen hat, angebunden erscheine, so möchte ich wol wissen, welche nur einigermaßen rationelle Unterrichtslehre zu diesem Grundsatz sich nicht bekennte. Mag die Anwendung der Theorie in einzelnen Fällen immerhin noch so wenig entsprochen haben, ich getraue mich jede Wette einzugehen, um zu beweisen, daß der pietistische Unterricht so gut wie der humanistische, und der philanthropische nicht minder als der eklektische, mehr oder weniger deutlich ausgesprochen, von dem Princip ausgehen: Wissen kann nur als Erkennen, d. h. als Resultat freientwickelter Selbstthätigkeit Werth haben. Wer nur ein Wort von der Anschauung versteht, die Pestalozzi so durchgängig fodert, erkennt auch in dem Letztern auf den ersten Anblick einen „Geistentfeßler" in der Tendenz, wie ihn Jacotot nur immer im Sinne haben konnte. Ja, der Geist Pestalozzi's ist sogar noch etwas Ganzeres als Jacotot's Intellectuelles.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Criminalgeschichten. Ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde. Herausgegeben von Karl Müchler. Zweiter und dritter Band. Berlin, Natorff u. Comp. 1829—30. 8. 2 Thlr.

2. Bibliothek merkwürdiger Criminal- und Rechtsfälle der ältern und neuern Zeiten und aller civilisirten Völker. Für Leser gebildeter Stände herausgegeben von Theodor v. Haupt und Friedrich Heldmann. Erstes Bändchen. Darmstadt, Leske. 1830. 8. 12 Gr.

Göthe sagt an einer Stelle seines „Wilhelm Meister": „So oft sich ein Virtuos hören läßt, finden sich immer Einige, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen". In dieser Aeußerung, die freilich, humoristisch aufgefaßt, nicht viel Anderes enthält, als das bekannte Sprüchwort: „Ein Narr macht ihrer zehn", liegt gleichwol viel Wahres. Der Nachahmungstrieb, dieser Fortpflanzer der Künste auf der Erde, wie der Nachäffungstrieb, dieser Verbreiter der menschlichen Thorheit unter allen Zonen, läßt keine bedeutende Erscheinung aufkommen, ohne verwandte Kräfte oder Schwächen im Menschen zu Gleichem oder doch zu Aehnlichem aufzumuntern. Irren wir uns nun nicht ganz, so befinden sich die Herren Verfasser vorstehender Sammlungen von Criminalgeschichten in demselben Falle der Befriedigung dieses so höchst lobenswerthen, allgemein menschlichen Geschlechtstriebes (improprie dictum!), durch welchen unsere Literatur schon so außerordentlich und fast überflüssig, wie man ja weiß, bereichert worden ist; und sie haben sich an keinen schlechten Virtuosen, wie es scheint, nämlich an den großen Virtuosen Feuerbach gemacht, dessen vortreffliche, höchst lehrreiche und geistvolle Darstellung merkwürdiger Criminalrechtsfälle, über welche auch gegenwärtige Blätter rühmend berichtet haben, bis jetzt die neueste herrliche Gabe dieses großen Mannes für die deutsche Criminalrechtswissenschaft ist. Wenn nun auch unsere Nachleierer (man wird uns gewiß mit Vergnügen dies Wort wegen seines schönen Simplex: Leier, das sogar an Apoll erinnert, verzeihen) ihre Sache etwas anders gemacht haben, als ihr Vorleierer oder Musaget Feuerbach, so muß man ja bedenken, daß auch die armen Paganinisten durchaus nicht im Stande sind, wie sie selbst versichern, ihrem Paganini es ganz gleich zu thun; und es ist ja auch wol die durchaus nicht unmögliche Möglichkeit vorhanden, daß sie es ihrem Vormann und Meister noch zuvorgethan haben. Ei, warum nicht? höre ich Einen sagen, haben es doch auch die Kantianer ihrem großen Kant in der schönen Klarheit der Begriffe und Allgemeinverständlichkeit für Bürger und Bauer u. s. f. so weit zuvorgethan! — Nun, Geduld, wir wollen das Alles sehen.

Freilich hatte der gute Feuerbach die etwas schwache Ansicht, die Wissenschaft (jene alte graue Theorie) durch seine Darstellung von Criminalrechtsfällen gründlich zu fördern. Diese Ansicht haben unsere Verfasser (man muß es ihnen zum Ruhm nachsagen; denn wozu braucht es noch mehr Gelehrsamkeit?) sich keineswegs zu Schulden kommen lassen. Seltsamerweise, als hätten es die Verfasser beider Sammlungen von einander gelernt oder abgeschrieben, fangen sie auf gleiche Art ihre Vorworte (eigentlich Vorwörter) mit der edelmüthigen Erklärung an, daß ihre Criminalgeschichten nicht im Geringsten für die eigentlichen Juristen geschrieben seien, sondern ein weit größeres Publicum in Anspruch nehmen. Und sie haben damit Etwas gesagt, wobei sie nicht leicht Jemand Lügen strafen wird. Denn ein Jurist müßte in der That nur im Sonntagsrock etwa diese galante Lecture, deren er in seinem juristischen Alltagsrock ebensowenig, als seine bestäubte Bibliothek, würdig sein würde, vornehmen. Und es läßt sich hierbei sogar wieder eine Art von Abstufung in der galanten Meisterschaft beider Verfasser wahrnehmen. Wenn nämlich Hr. Karl Müchler seinen Criminalgeschichten und Geschichtchen (denn einige sind sehr kurz!), ungeachtet des doch schon etwas zu wissenschaftlichen Titels: „ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde", die treffende Idee ausgeführt hat, von der geführten Untersuchung und Vertheidigung, sowie von den daraus sich ergebenden juristischen Motiven der Beurtheilung und Bestrafung der dargestellten Handlungen, wo möglich, gar nichts zu geben, um die unjuristischen Leser nicht damit zu sehr zu incommodiren; so haben dagegen die Herren v. Haupt und Heldmann (in denen man schon ein mehr südliches Klima bemerkt) die vortreffliche Ansicht ausgeführt, daß ihre, „bei allen Nationen sich ereigneten (wie gut gesagt!) und im Geiste ihrer Zeit und Gesetzgebung (dies: „ihre" versteht ein Bentley gewiß zu beziehen!) entschiedenen, sowol peinlichen als andern denkwürdigen Rechtsfälle, an Interesse, Mannichfaltigkeit und dramatischer Verwickelung dem Roman ähnlich, vor letzterm noch den Vorzug historischer Wahrheit behaupten" sollen. Man sieht, wie weit es diese Herren mit ihrer Kalophilie trotz der Peinlichkeit ihrer Rechtsfälle gebracht haben. Ja, noch mehr! Man betrachte einmal den Titel: „Bibliothek merkwürdiger Criminal- und Rechtsfälle"; wer die Verfasser, die allerdings die Anklage und Vertheidigungsreden, quantum satis, mittheilen, hier einer zu affectirten Wissenschaftlichkeit beschuldigen will, der hat es mit mir zu thun, dem erkläre ich öffentlich hiermit den Krieg. Wie, frage ich, kann man besser beweisen, daß man über die liebe Wissenschaftlichkeit hinweg ist, als wenn man von „Criminal- und Rechtsfällen" spricht? — Denn ein wissenschaftlicher Pedant würde freilich ach! und weh! rufen, und würde sagen: boni homines! sind denn die Criminalfälle keine Rechtsfälle? Oder sind denn etwa die Civilrechtsfälle allein Rechtsfälle? Doch wir lassen den Pedanten re-

den, den lieben Gott einen guten Mann und die Criminalfälle keine Rechtsfälle sein; und noch dazu haben wir gesagt, daß „der Titel dieses Werks im Allgemeinen seinen Inhalt verkündige" und das wird uns Niemand abstreiten. Nein! und fast glaube ich, die Herren können sich noch anständiger gegen den Pedanten vertheidigen; bekanntlich oder unbekanntlich machte nämlich der große Civilist Hugo schon darauf aufmerksam, daß das Civilrecht vorzugsweise das Recht zu nennen sei, auch nennt der berühmte Hegel das Privatrecht das abstracte Recht oder das Recht in besonderm Sinne. Warum sollte man nun nicht auch, mit feiner Hindeutung auf diese somnia virorum doctorum, von Criminalfällen und von Rechtsfällen sprechen? — Aber es gibt noch andere Beweise von der Herren Verf. unter Nr. 2 Erhabenheit über die pedantische Doctrin. So z. B. sagt Herr Heldmann mit einer kühnen Herrschaft über die Kunstausdrücke S. 23: Martin Guerre habe sich außer 6 andern Verbrechen zugleich des Plagiats schuldig gemacht. In einer gelehrten Note wird nun bemerkt: „Man begeht dieses Verbrechen, wenn man eine Person, z. B. ein Weib, das einem Andern gehört, in seiner Gewalt behält". Diese Note ist wirklich werthvoller, als sie aussieht; denn nun hat des Herrn Verfs. Erfindungsgabe freien Spielraum, nun hat es nichts zu bedeuten, daß wir armseligen Juristen unter Plagiat einen literarischen Raub aus den Schriften Anderer verstehen, dasjenige Verbrechen aber, welches der Heldmann meint, Plagium nennen. Es ist eine kleine Metathesis, die sich ein solcher Held und Mann wol erlauben kann. Ebenso wird S. 59 (vom Hrn. v. Haupt oder vom Setzer?) „accortirt" anstatt accordirt. Auch spielt das Wort: „Bötin" anstatt: „Botin" und namentlich das liebe: „schier" eine große Rolle. Doch dies thut in unsern liberalen Zeiten alles nichts, es ist vielmehr ein schöner Beweis von der Erhabenheit über das engherzig doctrinelle Wesen. Hr. Müchler, Verf. von No. 1, hat es an interessanten, schauder- und grausenhaften Geschichten nicht fehlen lassen, ja einige lesen sich nicht weniger angenehm, als die lieben zeitvertreibenden Anekdoten. Charakteristisch ist es, daß nur 2 von den vielen Histörchen aus gerichtlichen Acten entnommen sind. Auch sind sie im Ganzen, zum Trost der leselustigen Jugend, als erbauliche contes moreaux gehalten, und selbst die interessantesten darunter führen so herzstärkende Ueberschriften, wie etwa die Märchen in den Lehren der Weisheit und Tugend für die liebe Jugend. So heißt es z. B.: Der vermeintliche Landesverräther; Folgen einer unsittlichen Handlung; Ein Märtyrer der Unduldsamkeit; Schreckliche Folgen frivolen Leichtsinns; Rohe weibliche Rachsucht; Die Inspirirten; Folgen des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit; Der falsche Prinz; Räthselhafte Ermordung eines spanischen Mönchs u. s. w. Unter jenen Folgen einer unsittlichen Handlung ist aber z. B. die interessante Geschichte des durch Beleidigung der Madame de Pompadour so unglücklich gewordenen de la Tude zu verstehen. Aber wer wollte den Reichthum von Schandthaten und Schändlichkeiten, den diese Lecture für das große Publicum enthält, zu erschöpfen vermögen oder auch nur versuchen?

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Rußland.

Ein neues Erzeugniß Puschkin's: „Pultawa", hat sich einer ebenso günstigen Aufnahme von Seiten des Publicums zu erfreuen gehabt wie ein'ge seiner frühern Arbeiten. Mazeppa, auch hier als ein rüstiger Verfechter der Freiheit auftretend, ist der Held des Gedichts, welches freilich nicht viel mehr als ein Fragment ist, aber doch dem Verf. den schmeichelhaften Beinamen eines russischen Byron bestätigt und erhält.

Ein anderer, ebenfalls schon bekannter Dichter, Podolinski, ist mit einem poetischen Product: „Borsky", aufgetreten, welches die Kälte verdient, mit welcher russische Kritiker darüber sich vernehmen lassen. Der Held ist ein mysteriöser Sentimentalist, und das Ganze ist mager.

Unter dem wunderlichen Titel: „Duratskii Kolpak" („Die Narrenkappe"), ist ein anonymes Poem, nicht ohne Verdienst, ans Licht getreten. Der Verf. beweist durch Erzählung seiner eignen Abenteuer, daß er berechtigt sei, seinem Buche diesen Titel zu geben. Jedoch ist der satyrisch-komische Ton nicht immer gehalten, wie dies besonders im 14. Capitel sich bekundet, wo in gedrehter, gezwungener Phraseologie die Vortheile der Zurückgezogenheit von der Welt geschildert werden.

Zwei niedliche Bändchen: „Zapiski Moskvitcha", sind bemerkenswerth. Sie enthalten anmuthige satyrische Skizzen über die Sitten des Tages und 2 artige Erzählungen, von denen die eine die ergötzliche Geschichte eines weinerlichen Patrons mittheilt, durch welchen die Ultrasentimentalschule der Romanschreiber gegeißelt wird.

Bulgarin, der Günstling des lesenden russischen Publicums, hat einen historischen Nationalroman herausgegeben, dessen Held der geheimnißvolle falsche Demetrius ist. Dieser Roman ist die erste Originalproduction in russischer Sprache und macht vielleicht ebenso viel Glück wie der ebenfalls von B. geschriebene „Ivan Vuezhijin" („Der russische Gil Blas"), dessen erste Auflage in 3 Wochen vergriffen war, ein in den Annalen der russischen Literatur unerhörter Fall. Ivan ist ins Französische und ins Deutsche übersetzt und stellt ein ebenso lebendiges Bild russischer Volkssitte auf, wie er des Verfs. Gewandtheit im Erzählen bekundet.

Khmelnitzki hat durch eine vollständige Sammlung seiner dramatischen Werke seine zahlreichen Bewunderer erfreut, die bisher dieselben nur in mehr oder weniger incorrecten Handschriften lesen konnten. Die Bände sind mit des Verfs. Bilde und andern Kupfern geziert.

Somov hat jüngst einen Beitrag zu der Gattung von Literatur gegeben, in welcher seine Landsleute bisher wenig Originales besaßen, nämlich durch 2 Bände von Erzählungen, betitelt: „Razskazie Puteshestvennika", d. i. „Erzählungen eines Reisenden".

Der Dramatiker Zagoskin hat einen historischen Roman geschrieben, dessen Gegenstand das Interregnum von 1612 ist, und als Pendant zu demselben eine Geschichte aus dem Jahre 1812.

Baisky's „Haidamak", eine Erzählung aus Kleinrußland, von welcher einige Auszüge in periodischen Blättern die Aufmerksamkeit des russischen Publicums angezogen hatten, ist ebenfalls complett erschienen.

Rußland hat vor nicht langer Zeit 2 seiner besten Schriftsteller durch den Tod verloren. Der erste derselben ist Wladimir Izmailov Alexander Griboiedov, der jedoch nicht mit dem Fabulisten Alexander Izmailov verwechselt werden darf. Griboiedov ist Verf. der „Reisen in Südrußland", die 1800 zum ersten Male gedruckt, 1805 in einer neuen Auflage erschienen sind. Er war einer von den Ersten, die in Rußland das Drama bereicherten, und sein „Gore ot Uma", d. i. Unheil aus „Ueberschwang von Witz", welches als sein Meisterstück betrachtet wird, geißelt die Sitten der höhern Stände in Moskau. Bekannt ist, daß er, als Bevollmächtigter Rußlands am Hofe von Teheran, im Jahre 1829 bei einer Volksempörung das Leben verlor. Der andere ist Naraeschny, Verf. verschiedener Erzählungen und Gedichte, als des „Aristion", „Die beiden Iwan", „Bursak", eines Romans, der in Kleinrußland spielt, der „Slavonischen Abendstunden" u. a. m. Das letztgenannte Buch wird am meisten geschätzt. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1831.

1. J. Jacotot's Lehrmethode des Universalunterrichts. Von W. Braubach. Erster Band.
2. Jacotot's Lehrmethode 2c. Von J. P. Krieger.
3. Vollständiger Cursus von Jacotot's allgemeiner Unterrichtsmethode 2c. Von F. Weingart.

(Fortsetzung aus Nr. 5.)

Nicht minder einfach, natürlich und in Wahrheit auch allgemein angenommen sind die Ansichten unsers neuen Meisters von der Entwickelungsfolge, in welcher das intellectuelle Leben befreit, d. h. der Schüler gelehrt werden soll. Wird man doch selbst versucht, zu meinen, Jacotot habe hier das Allgemeine so allgemein gefaßt, daß unter Deutschlands großen Pädagogen auch nicht Einer gefunden wird, der nicht um manchen Schritt weiter gegangen wäre und dem Allgemeinsten nicht doch noch etwas mehr Kern und Inhalt gelassen hätte. Der wackere, aber freilich etwas enthusiastische Düriez nimmt in der Einleitung zu seiner Schrift einen gewaltigen Anlauf; er sucht in seiner Begeisterung nichts Geringeres nachzuweisen, als daß alle großen Philosophen des 18. Jahrhunderts nur Vorläufer des „universalen" Lehrmeisters gewesen seien und in der geistentfesselnden Methode erst ihre Erfüllung gefunden haben. Und welche sind nun die Glieder, in die sich jenes oberste Princip J.'s zersetzt, aus welchen es sich seine Realität erbaut? Es wird wiederholt versichert vom Meister sowol als von den Jüngern, daß zuerst das Gedächtniß geübt und in dasselbe die gehörige Masse niedergelegt werde (der mnemonische Theil), sodann die Analyse, die das im Gedächtniß Niedergelegte durch Reflexion zerlegt und macerirt, folge (der analytische Theil), und endlich die Synthesis als die eigentliche Verdauung sich anschließen müsse, die aus dem Macerirten nun das neue Fleisch und Blut construirt (der synthetische Theil). Was wäre in dieser Stufenfolge wol Neues und unsern Pädagogen Unbekanntes? Man müßte denn dahin rechnen, daß Jacotot die einzelnen Momente in der Theorie mehr, als es dermalen bei unserm vorgeschrittenen Unterrichtswesen einem deutschen Lehrer nur in die Gedanken kommen kann, jedenfalls zu sehr isolirt hat. In der Praxis selbst, das ist unverkennbar, sind die Geistentfeßler nur zu bemüht, diese Isolirung, so viel als es bei der Unbeholfenheit ihres Materials möglich ist, wieder zu beschränken und zu ermäßigen. Wir können uns gar keine andere Folge denken, da, wo etwas aufgebaut werden soll, als die, daß zuerst der Stoff gegeben, dieser bearbeitet und dann zum Gebäude selbst zusammengesetzt werde; allgemeiner können kaum die Linien gezogen werden; und sollte das auch nur Einer der vielen Lehr- und Schulmeister Deutschlands haben übersehen können? Es hat dies Keiner übersehen, und nur, wie schon angedeutet, die Trennung dieser Elemente nicht soweit ausgedehnt, daß es ihm z. B. zum theoretischen Grundsatz geworden wäre, das Gedächtniß könne in der rechten Weise nur dann geübt werden, wenn bei dem ihm zu übergebenden Stoffe alle Beihülfe der Reflexion sorgfältig abgehalten würde. Wir müssen an dieser Stelle unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß der wackere Braubach in seiner höchstgeistvollen Zugabe (S. 332 fg.) es unternimmt, freilich nicht im Ernste, sondern „um durch paradore Bemerkungen gründlichere und tiefere Abweisungen zu veranlassen", die gesuchte Jacotot'sche Isolirung des Gedächtnisses zu rechtfertigen. Wir können uns mit solcher Sophistik, deren wir auch weiter unten bei der Vertheidigung eines in Jacotot's Anwendung allerdings widersinnigen Satzes den gewandten Uebersetzer anklagen müssen, unmöglich aussöhnen. „Wo", fragt Braubach (S. 334), „wird das Gedächtniß am meisten gestärkt werden, da wo das Gedächtniß das Auswendiglernen allein vollenden muß, oder wo der Verstand ihm hilft? Wende ich mehr Kraft an, wenn ich eine Last allein hebe, oder wenn mir im Heben geholfen wird? Wird meine Kraft mehr gestärkt, wenn ich leichte oder wenn ich schwere Lasten heben lerne? Leichter wird aber die Last, wenn zum Heben Hülfe kommt". Hätte doch der gewandte Sophist den Schlußsatz nicht beigefügt, der freilich seine ganze Argumentation vernichtet! Wie, fragen wir an unserm Theile: die Geistentfeßler legen ihren Schülern schwerere Lasten auf, um sie frei zu machen? Sollen sie nicht sonach, um consequent zu sein, den niederdrückendsten Geistesdespotismus als den geeignetsten Weg zur Befreiung anerkennen? Sollen sie nicht wie die Radicalreformer auf Zerstörung aller Maschinen, Dampfschiffe, Saug- und Druckwerke u. s. w. antragen, um nun auf Galeeren, in Schachten, am mühsamsten Webstuhle u. s. w. für ihre Sklaven freien Raum zu finden? Und, was freilich schlimm genug sein mag, wenn nun der analytische,

ja, gar noch der synthetische Theil endlich auf dem Kampfplatz erscheinen; wenn diese gewaltigen Entfesseler auf den Nacken des armen, mit so vieler Vorliebe gepflegten mnemonischen Theils treten, was wird alsdann geschehen? Was Anderes, als daß diesem „sein Harnisch, darauf er sich verließ, genommen und der Raub ausgetheilt wird"? so daß am Ende der ganze Gewinn von der gesuchten Kraftstärkung in dem Aerger und Verdruß besteht, das mühsam, mit schmählicher Verleugnung der Freiheit errungene Gebäude in Schutt und Trümmer zerstäuben zu sehen.

In allem bisher Angeführten haben wir sonach über die Principien des Unterrichts in Jacotot keine neuen Aufschlüsse erhalten. Das Gute und Wahre in der Grundlegung ist schon längst allgemein anerkannt und ausgesprochen worden; nur hat man das Falsche und Verkehrte anderwärts glücklicher zu vermeiden gewußt. Allein, der berühmte Urheber der Geistentfesselung hat sich durch seine im Princip richtige Theorie noch zu einigen andern Meinungen verführen lassen, die wir, um vollständig zu sein, nun einer kurzen Prüfung unterwerfen müssen. Sollen wir ihm Glück wünschen, daß er an Braubach einen sophistischen Vertheidiger dieser gefunden hat, dem der Satyr nur zu deutlich über die Schultern schaut? Eine geistvolle, aber in der That seltsame Zugabe, die wir in der Braubach'schen Schrift (S. 313 fg.) lesen.

Glücklich in der Freude über die vermeinte neue Entdeckung, daß selbstthätige Entwickelung der Geisteskraft die Seele des Unterrichts sei, läßt sich nun Jacotot, um seinem Juwel eine rechte Glanzatmosphäre zu verschaffen, zu der Behauptung hinreißen, die mit Recht als die Hauptlehre des neuen Systems gepriesen wird: alle Menschen haben gleiche Geisteskraft (gleichen Verstand, gleiche intellectuelle Anlagen). Ists freilich so, dann ist das große Geheimniß der Megalanthropogenesie offenbar geworden, und es heißt nun: ex quovis trunco fit Mercurius; nur haben wir, bei aller angestrengten Reflexion, die Begründung dieser Meinung bei Jacotot in nichts weiter finden können, als in dem allerdings sehr subjectiven Wunsche desselben, seiner Methode den möglichst besten Namen zu verschaffen, die ohne allem Vergleich prunkvollste Ankündigung ihr zu gewähren. Der Herzog von Levis, gar kein Gegner des Jacotismus, kann nicht widerstehen; er muß diese Meinung mit den nahe genug liegenden Waffen des Witzes und des Ernstes angreifen; er thut dies in einem Briefe, der bei Braubach (S. 286 fg.) abgedruckt ist, und Jacotot erwidert: „Sie verstehen den Universalunterricht nicht, Herr Herzog". Wie merkwürdig aber, daß Braubach, der (S. 313) eine abweisende Prüfung dieser Hauptlehre als zu leicht schon an und für sich, und besonders, weil sie mit seiner Ansicht übereinstimmen würde, verschmäht, nun eine, sonach blos illusorische Vertheidigung derselben unternimmt! Wie noch viel merkwürdiger aber, daß seine Hauptvertheidigungswaffe aus der Rüstkammer der theologischen Polemik entlehnt ist! Der gewandte Advokat unterscheidet zuerst die Intelligenz, inwiefern sie vor aller Erscheinung als existirend gedacht wird und inwiefern es mit ihr wirklich zur Erscheinung kommt. Für jene fodert er von der göttlichen Gerechtigkeit völlige Gleichheit und meint, in ihr schon eine Verschiedenheit und Abstufung annehmen wollen, das falle mit der Behauptung der Prädestinatianer zusammen, nach welcher ein Theil der Menschen schon von Ewigkeit zur Verdammniß, der andere ebenso zur Seligkeit von Gott vorherbestimmt sei. Zur bessern Colorirung seiner Ansicht fügt er noch hinzu: es dürften die Menschen eine Prädestination zur Dummheit noch viel übler vermerken als Prädestination zu sittlicher Unwürdigkeit. Wir setzen ihm blos die Frage entgegen: Hat der gewandte Sophist nicht bedacht, daß der Unterricht die Intelligenz vor ihrer Erscheinung gar nicht zu behandeln, daß er es nur mit der erscheinenden und bereits erschienenen zu thun hat? Und welcher Dienst ist nun wol mit solcher Vertheidigung seinem Committenten geworden? Ich weiß nicht, ob die Jacotot'sche Hauptlehre jemals vollständiger wird widerlegt werden können.

Jede Verkehrtheit aber wird in ihrer folgerichtigen Entwickelung nur immer mehr zur Caricatur, und so konnte die Jacotot'sche Hauptlehre in ihrer Evolution nur neue und größere monstra gebären. Sie finden sich auch in ihrer ganzen abschreckenden Gestalt; das Chaos sendet immer neue Schreckgeburten an das Licht. Wir hören noch folgende Meinungen von Jacotot: Was der Mensch will, ernstlich will, das kann er, d. h. was irgend Einer kann, das kann jeder Mensch, wenn er nur ernstlich will (Braub. S. 323). Alles ist in Allem; Nichts ist in Nichts. Und, sehen wir uns beim Rückblick auf die „Meinungen" des Hrn. Jacotot, die er seinem Universalunterricht zum Grunde legt, zu dem Urtheil nicht genügend und vollkommen instruirt: Was in ihnen wahr ist, das ist nicht neu, ist längst erkannt, und das Neue derselben muß vor jedem unbefangenen Richterstuhl für falsch, wo nicht für Aberwitz erklärt werden!?

Wir haben somit die Prüfung der Jacotot'schen Meinungen beendigt und wenden uns zu der nächsten Untersuchung, die es mit dem Material zu thun hat, welches der Universallehrer in Bewegung setzt, um seinem Princip Realität zu geben, um die berühmte Geistentfesselung wirklich zu Stande zu bringen. Man sollte wol meinen, für ein solch geistiges Ziel müßte auch die geistigste Handreichung nicht geistig genug sein können, und es dürfte wol frappiren, wenn sich unsern Blicken gleich beim Eintritt ein recht crasser Mechanismus darstellt. Indeß, da es sich hier zunächst um die Methode handelt, so verschieben wir noch vor der Hand unser Urtheil und schicken eine allgemeine Bemerkung über Methode überhaupt voraus.

Es will uns bedünken, als könne man die fast unübersehbare Masse von Methoden, welche die alte und neue Zeit gebracht hat, gar füglich nach einem doppelten Charakter, wovon der eine diesem, der andere jenem Heere aufgeprägt ist, classificiren. In die eine Classe rechnen wir alle Methoden, die, auf rationellem Wege gefunden, in

solchem Sinne auch den ganzen chemischen Proceß der Unterweisung zu construiren suchen; in die zweite Classe diejenigen, die, rein empirisch, auch zur Basis ihrer Construction eine massive, materielle, empirische Unterlage erwählt haben. Der Charakter jener Methoden gibt sich vornehmlich darin kund, daß a priori in freier, reflectirender Bestimmung die Unterrichtsmittel gewählt, ihre Folge geordnet, ihre Anwendung bedingt wird. Der rationelle Methodiker schafft sich selbst seine Mittel, wählt sie nur nach ihrer Angemessenheit zu dem Zweck, welchem sie dienen sollen, und verschmäht Alles, was erst auf ein Prokrustesbett gelegt werden muß, um die passende Form zu erhalten. Die zweite Classe greift ein äußerlich gegebenes Material auf, fügt sich nach seiner Starrheit auf alle Weise und bildet sich ein, den Zögling, an einen solchen festen Pfahl gebunden, am ungehindertsten und sichersten formen und bosseln zu können. Der Empiriker kann des Mittels Ausdehnung und Umfang nicht beherrschen, wol aber muß er sich nach dem Gegebenen bequemen und hat somit selbst seine Füße an einen Block gelegt, der seine freie Bewegung hindern muß. Während die Sterne rationeller Methoden hell leuchten am pädagogischen Himmel des protestantischen Deutschlands, so kennen wir, Das abgerechnet, was die Praxis in dieser Beziehung unter jedem Himmelsstriche trägt, hauptsächlich 3 Methoden, die diesen empirischen Charakter an sich haben. Wir nennen, was uns am nächsten steht, zuerst: die Graser'sche Methode, die, fast ominös, um an die Schnecke, die von ihrem Hause sich nicht trennen kann, zu erinnern, die Construction eines Hauses als den Knäuel betrachtet, aus welchem sie nun alle Fäden der Humanität herauszuspinnen bemüht ist. Die zweite, die wir meinen, ist die Bell-Lancaster'sche, die, ihre natürlichste Entschuldigung in der Nothwendigkeit, auf ganze Massen wirken zu müssen, findend, den Mechanismus des in dem Lande, in welchem sie wurzelt, zur höchsten Ausbildung gekommenen Maschinenwesens auf den Unterricht anwendet und nur durch die recht eigentlich a posteriori aufgedrungene Erfahrung, daß die Zahl der zu Unterrichtenden jede andere als eine reinmechanische Methode unmöglich mache, ins Leben gerufen worden ist. Die dritte ist uns die Jacotot'sche selbst, sie, deren ganzes Geheimniß darin besteht, den Telemach auswendig lernen zu lassen und nun diesen verschluckten Stein durch alle Künste der Analysis und Synthesis zu einem wahren Stein der Weisheit auszubilden und auszukernen. Es ist gewiß Abweichung von dem Grundwesen dieser Methode, sollte auch Jacotot selbst schon sie sich haben zu Schulden kommen lassen, wenn, nach Düriez, für die lateinische Sprache die epitome historiae sacrae, für Arithmetik ein arithmetisches Lehrbuch, für Geographie eine Landkarte, für Geschichte Bossuet's allgemeine Geschichte u. s. w. auswendig gelernt werden muß; ein deutscher, lateinischer, englischer, italienischer ꝛc. Telemach sollte, genau genommen, „Alles in Allem", sollte, man verzeihe uns die Wiederholung eines unedeln Bildes, der Trichter sein, durch welchen alle Jacotot'sche Weisheit filtrirt würde. Mit und durch den gepriesenen Telemach lernen die Universallehrlinge lesen (in der bei uns längst verurtheilten Wortleselehre), schreiben, selbstdenken, geistliche und weltliche Reden fertigen, improvisiren, in fremden Zungen reden u. s. w. Er ist mehr als Bibel und Katechismus, denn auch diese Bücher trägt er in sich; er ist die große Weltzwiebel, in welcher alles Wissen, Schale über Schale, zusammengefaßt ist; der Lehrer hilft den Schülern Schale um Schale ablösen; die Schüler legen wieder sorgfältig Schale auf Schale, und der Universalunterricht ist gegeben und empfangen.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Criminalgeschichten. Von K. Müchler. Zweiter und dritter Band.
2. Bibliothek merkwürdiger Criminal- und Rechtsfälle ꝛc. Von Th. v. Haupt und Fr. Heldmann. Erstes Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 5.)

In der merkwürdigen „Bibliothek" Nr. 2 gibt es in der That auch nicht wenig Merkwürdiges, und was den gegebenen Untersuchungssachen ein besonderes Interesse für uns Norddeutsche verleiht, ist die eigne schöne Oberflächlichkeit der meisten Verhandlungen vor den Jurys in Frankreich und Süddeutschland, welche hier in ihrer ganzen Pracht zuweilen erscheint. Der Idee des Romans ganz angemessen, sind getreue, lebensvolle Bilder dieser Verhandlungen gegeben, ja selbst das eigenthümliche Verfahren der Romanschreiber, Etwas, wovon man auch nicht ein Wort zu hören bekommt, mit allen Posaunen des Lobes herauszuheben, z. B.: „Der Präsident hielt einen trefflichen Vortrag, der Generaladvokat sprach sehr überdacht und einleuchtend, der Sachwalter führte den tief durchdachten, lichtvollen und musterhaften Beweis" u. s. w. fehlt nicht. Sämmtliche Criminalfälle übrigens, die bis jetzt geschildert sind, haben vor den Geschwornengerichten ihre Untersuchung und Entscheidung gefunden, bei allen ward die öffentlich-mündliche Gerechtigkeitspflege angewendet, bei einigen ziemlich ungerecht. Vier sind vor den französischen, 2 vor den mainzer Assisen verhandelt. Am anziehendsten, obschon nicht am wichtigsten, ist der Criminalproceß gegen den geistreichen und gelehrten Paul Louis Courier wegen Beleidigung der Majestät und der öffentlichen Moral durch seine Schriften. Daß dieser geniale Soldat, Philolog, Humorist und Winzer, der sogar ein noch ungedrucktes Bruchstück des Longus zu Florenz entdeckte, endlich ermordet ward, wissen selbst die Damen aus der Spindler'schen „Damenzeitung", Nr. 203 fg. f. 1830, wo denn auch „2 merkwürdige Rechtsfälle" gegeben sind. Man sieht, wie hoch sich die Jurisprudenz erhoben hat, sogar bis auf die Nähtische der Damen! Allein, wir möchten in der That unsern Lesern, wegen des zu Interessanten und Pikanten in den Aeußerungen Courier's, wenigstens einen Theil seines von ihm selbst beschriebenen und hier nur übersetzten Verhörs vor dem Assisengericht zu Paris mittheilen; sie werden sich daran erbauen. Der Präsident beginnt also:

„Wie haben Sie sagen mögen, daß der Adel seine Größe und seinen Glanz blos dem Meuchelmorde, der Ausschweifung und der Prostitution verdanke?

Courier: Ich habe gesagt: es gibt für die Edelleute, sowie für alle Diejenigen, die nichts thun wollen, nur Ein Mittel, ihr Glück zu machen, und dieses Mittel ist die Prostitution. Der Hof nennt es Galanterie. Ich wollte mich des rechten Wortes bedienen und die Sache bei ihrem Namen nennen.

Präsident: Nie hat das Wort Galanterie diese Bedeutung gehabt. Wenn übrigens die Geschichte adeligen Familien einige Vorwürfe gemacht, so lassen sich dieselben ebenfalls auf Familien anwenden, die nicht vom Adel sind.

Cour. Was nennen Sie Vorwürfe, Herr Präsident? Alle Denkschriften der Zeit rühmen diese Galanterie, und der Adel war auf dieselben als auf sein schönstes Privilegium stolz. Der Adel behauptete, aus seiner Mitte allein den Fürsten Maitressen liefern zu dürfen, und als Ludwig XV. die seinigen aus dem Bürgerstande nahm, beklagten sich die adeligen Damen darüber.

Präs. Nie hat die Geschichte der Prostitution eine Lobrede gehalten.

Cour. Der Galanterie, Herr Präsident, der Galanterie!

Späterhin vernimmt man Folgendes:

Präs. Unter dem alten Adel gibt es Familien ohne Makel, welche den Weibern nichts zu verdanken haben: die Noailles, die Richelieu — — —

Cour. Die Richelieu! Jedermann kennt die Geschichte des Pavillons von Hanover und des Kriegs in Deutschland. Da Frau von Pompadour erster Minister war — — —

Präs. Genug; keine Personalitäten!

Cour. Ich antworte blos auf Ihre Fragen, Herr Präsident. Ohne die Frau von Maintenon würden die Noailles — — —

Präs. Man fragt Sie nicht um diese historischen Details.

Cour. Um die Prostitution, Herr Präsident; immer um die Prostitution.

Es folgt sodann:

Präs. Aber was verstehen Sie unter dem Hof?

Cour. Es wäre schwer, ihn zu definiren. Indessen sage ich: der Hof besteht aus Höflingen, aus Leuten, die durchaus kein anderes Geschäft haben, als ihre Ergebenheit, ihre ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit, ihre unverletzliche Treue geltendzumachen.

Präs. Es gibt bei uns keine Titularhöflinge. Der Hof sind die Generale, die Marschälle, die Leute, die den König umgeben. Und was wollen Sie noch damit sagen: die Priester geben Alles Gott? Das ist gegen die Religion.

Cour. Gegen die Priester höchstens. Verwechseln wir doch keineswegs die Priester mit der Religion, wie man es immer thun will!

Präs. Die Priester sind uneigennützig; sie wollen Alles nur für die Armen.

Cour. Ja, der Papst nennt sich Eigenthümer der ganzen Erde, wahrscheinlich also, um sie den Armen zu geben. Uebrigens beleidigt Das, was ich geschrieben, nicht einmal die Priester; denn es will blos sagen: Die Priester möchten, daß Alles Gott gewidmet würde".

Dies und vieles Andere, was Courier über die Verderbtheit des öffentlichen Lebens in Frankreich und über das unbegreifliche Verhängniß der ausgezeichnetsten französischen Schriftsteller, auf der Bank der Angeklagten im Assisenhof zu erscheinen, ausspricht, z. B.: „Der Gerichtshof der Assisen scheint ein Nebeninstitut der französischen Akademie geworden zu sein u. s. w.", gibt einen Aufschluß über die Gründe der letzten merkwürdigen Revolution in Frankreich.

Aber wir kehren zu unserer merkwürdigen „Bibliothek" zurück und bekennen, daß der Proceß des Courier und der letzte des ganzen Bändchens, der des Taubstummen Filleron, jedenfalls das Beste des Ganzen ist, sodaß wir, trotz dem alten Poeten, in die Seele der Verfasser oder Bibliothekare ausrufen können: Finis coronat opus!

Und nun sei es uns noch vergönnt, ein kleines hors-d'oeuvre an der Stuccaturarbeit dieser Recension anzubringen. Man denke sich nämlich einmal folgende Rhetorik eines französischen Advokaten, die in dem Büchlein vorkommt, in dem Munde eines sächsischen Advokaten, etwa aus einem kleinen Abdera oder auch aus der Residenz: „Mensch und Bürger, ehe ich Advokat wurde, erschreckt durch die Erzählung der Verbrechen, deren traurige Details die blutigen Blätter der Anklagacte füllen, und deren tragisches Gemälde man Ihnen entworfen: Was, meine Herren, soll ich sagen, und wie soll ich Das, was ich mir selbst, was ich der Gerechtigkeit, der Wahrheit und dem achtungswürdigen Stande schuldig bin, dem ich die Ehre habe anzugehören, mit den Rücksichten vereinigen, die dem Unglück, mit der Schonung und der Mäßigung, die dem Angeklagten gebühren, dessen Vertheidigung mir anvertraut ist?" — Gewiß schön und im Munde eines sächsischen Advokaten von zwiefach tragischer, schlagender Wahrheit! In der That, wir rathen den Herren Advokaten angelegentlichst, sich dies Buch anzuschaffen und diese hohe Phrase in ihre erste beste Defension aufzunehmen; es wäre in der That ein monumentum aere perennius von Charakteristik des sächsischen Advokatenstandes, wenn nicht der tolle Pöbel eine neue Papierwuth an den Acten der Archive ausläßt. 70.

Reisetaschenbuch für Donaufahrer, oder geographisch-historische Schilderung alles Merkwürdigen an den Ufern des Donaustroms, von seinem Ursprunge bis Presburg. Von A. J. Groß. Nebst einem Anhange, einer Stromkarte und 5 Ansichten. Wien, Doll. 1830. 16. 1 Thlr. 18 Gr.

Wenn die unzählige Masse von Taschenbüchern aller Art, wie sie jetzt an der Tagesordnung ist, längst untergegangen sein wird, so werden sich doch noch die erhalten, die eine wissenschaftliche Tendenz haben und dabei Das bezeichnen, was sie wirklich sind. In diese Kathegorie sind denn vorzüglich die Reisetaschenbücher zu setzen. Was ist natürlicher, als daß ein Reisender, wenn er auch noch so einfach eingerichtet ist, zu seinem unumgänglich nöthigen Bedarf auf einen Wegweiser rechnet? ja, er ist ihm ganz unentbehrlich, wenn er seinen vorgenommenen Reisezug mit Umsicht bewerkstelligen will. Verfolgen wir diese Ansicht weiter, so sind es vorzüglich Hauptstraßen und Hauptströme, auf die sich das Interesse und das Bedürfniß des Reisenden zunächst wirft. Wem sollte nicht in dieser Beziehung Schreiber's „Topograph. Beschreibung des Rheinstroms" bekannt sein, und welchen Reisenden in jenen Gegenden sollte sie nicht höchst nützlich gewesen sein? Dieser Schreiber'schen Arbeit schließt sich ehrenvoll vorliegendes „Reisetaschenbuch für Donaufahrer" an. Der Verf. hat in demselben nichts unberücksichtigt gelassen, was dem Reisenden zu wissen wünschenswerth sein muß, und Ref. glaubt daher, daß es nur einer gehörigen Bekanntwerdung bedarf, um ihm den gehörigen und zu wünschenden Eingang zu verschaffen. Aber auch in geographischer Hinsicht hat das Büchelchen großen Werth, da es, außer dem Besten, was von Arndt, Bundschuh, Marsigli, Pittwein, Hohe, Pflaum, Memminger, Jenny, Weidmann, Schriger und Schultes über einzelne Theile des Donaustroms gesagt worden ist, eine ganz neue und originelle Beschreibung der Strecken von Brigach bis Ulm und von Wien bis Presburg enthält. Möge doch der Hr. Verf. Gelegenheit und Muße haben, die andere Hälfte der Donaureise von Presburg bis zur Mündung der Donau unter seine für solche Gegenstände sehr geübte Feder zu nehmen!

Die einzelnen Gegenstände dieses Reisetaschenbuchs sind folgende: Name, Ursprung, Gefälle, physische und historische Merkwürdigkeit und Schifffahrt der Donau. Vom Zusammenflusse der Brege und Brigach bis Ulm. Von Ulm bis Regensburg. Von Regensburg bis Passau. Von Passau bis Linz. Von Linz bis Wien. Von Wien bis Presburg. Anhang. Malerische Skizze der Donaufahrt von Passau bis Wien. Irrt Ref. nicht, so sind die beigefügten 12 Kärtchen, so weit sie östreichisches Gebiet betreffen, reducirte Copien der Karte, welche nach der trefflichen Donaustromvermessung, unter der Leitung des Wasserbaudirectors v. Kuriofsky, officiell angefertigt worden sind, und welche ihnen daher einen erhöhten Werth geben. Endlich muß auch noch rühmlichst der 5 netten Kupfer, des saubern Drucks und der sonst gefälligen Ausstattung des Buchs gedacht werden. 99.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1831.

1. J. Jacotot's Lehrmethode des Universalunterrichts. Von W. Braubach. Erster Band.
2. Jacotot's Lehrmethode rc. Von J. P. Krieger.
3. Vollständiger Cursus von Jacotot's allgemeiner Unterrichtsmethode. Von F. Weingart.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Gewiß, wir haben die neue Methode mit diesen wenigen Zügen vom Anfang bis zum Ende charakterisirt; wir sind uns bewußt, beim treuesten Studium nichts weiter als dieses immer wiederkehrende Zerlegen des auswendiggelernten Telemach gefunden zu haben, und müssen eben darin das Charakteristische derselben erkennen. Ein so ziemlich zufällig aufgegriffenes Product der Erscheinungswelt, das Jahrtausende jünger ist als das Bedürfniß, zu lehren und zu unterrichten, soll nun mit einem Male zum Spiegel erhoben werden, in welchem Alles, im Himmel und auf Erden, was wissenswerth ist, sich abbildet und, um erkannt zu sein, nur beschaut zu werden braucht, dient fortan als das erste und letzte Gefäß, in welches alle geistige Nahrung für die Jugend gefaßt, aus welchem sie allein von ihr genossen werden kann. Das ist Kern und Stern der Jacotot'schen Universalmethode. — Wir bitten, das volle Maß von Rationalismus abzusondern, das der begeisterte Erfinder und seine enthusiastischen Jünger zur Anwendung ihrer Methode mitgebracht haben. Und wenn unsere Leser diese nothwendige Reduction vornehmen und dann die nackte Thatsache, wie sie vorliegt, ins Auge fassen, können sie einen Augenblick Bedenken tragen, die Jacotot'sche Methode in die Classe der echtempirischen, ja, mechanischen zu verweisen? Ja, und dürften sie, bei einem solchen Resultate, wol noch länger anstehen, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß eine Methode dieser Art gewiß den hochgebildeten, rationellen des protestantischen Deutschlands gegenüber ihren Stand unmöglich behaupten könne? Es steht fest, der rationelle Weg ist überall der kürzeste und sicherste zum Ziele, und jede Empirie trägt das Streben in sich, zuletzt in Rationalismus sich aufzulösen, wenn auch zugegeben werden muß, daß in der geschichtlichen Entwickelung Mechanismus und Empirie die Priorität behaupten. Wo aber die Principien der wahren Lehrweise noch nicht gefunden sind, oder locale und nationale Verhältnisse ihre Anwendung unmöglich machen, da mag man und soll man ein Surrogat, das die Erscheinungswelt darbietet, und das ebendeshalb seine ursprüngliche Legitimation nicht aufzuweisen im Stande ist, gebrauchen, und es gebührt dem Manne Dank und Achtung, der da, wo das Beste nicht geschehen kann, doch das Gute thut. So wird in Ostindien und in England der Segen, welchen der Bellancastrismus gebracht hat, nicht dankbar genug erkannt werden können, denn es ist gar nicht zu leugnen, daß dort und hier die unübersehbare Masse der Unterrichtfodernden in ihrem Misverhältnisse zu den vorhandenen Bildungsanstalten der Anwendung einer rationellen Lehrweise unüberwindliche Hindernisse entgegensetzt. Auch in Frankreich ist dem gegenseitigen Unterricht nur größere Ausdehnung zu wünschen, sowie da und in Belgien vielleicht für Jacotot noch immer daneben ein großes Feld bleiben wird. Aber das hoffe man nicht, daß durch irgend eine in ihrem Wesen empirische Unterrichtsmethode die höchste Aufgabe der Pädagogik von dieser Seite werde gelöst werden können, so wenig es dem Empirismus in der Medizin gelingen wird, in einem Arcan die Universalmedizin zu entdecken. Nur was aus dem Born des Geistes, der hoch über der Erfahrung und der Erscheinungswelt waltet, geschöpft wird, und was, so gewonnen, frei und selbstbestimmend **über**, nicht **unter** der Empirie steht, diese darum sich unterthan macht, nicht **ihrer** Starrheit sich anzubequemen genöthigt ist; nur das wird in der höchsten Verklärung das Licht des wahren Wissens über dem zu unterrichtenden Geschlechte heraufführen können. Wohl uns in unserm lieben deutschen Vaterlande, daß wir diesen Polarstern gefunden haben, ihm freudig zusteuern, wenn wir auch sein volles Licht noch nicht schauen und wenigstens durch keine noch so schimmernden Glanzwolken, die der Süden Europas sendet, von seinem Strale ganz abgezogen werden können!

Man bezieht sich, um unser Urtheil über Jacotot aufzuhalten, auf die wunderbaren Erfolge, die sein Wirken gehabt hat; und er selbst ruft dem Herzog v. Levis in einem kräftigen Selbstgefühle sein: Komm und sieh! entgegen (Braub., S. 296). Der Froussart'sche Bericht über den Universalunterricht an die Gesellschaft der Methoden in Paris, den Braubach (S. 299 fg.) mitgetheilt hat, ist voller Lobeserhebungen über die Gewandtheit, mit welcher ein 17jähriges Mädchen, das 18 Monate Jacotot's Unterricht — vorher gar keinen? — genossen hatte.

acht und eine halbe Minute über eine fliegende Mücke improvisirte. Wir wollen nicht einmal viel Werth darauf legen, daß Jacotot irgendwo zugibt, seine Schüler seien in einer Prüfung mit andern nicht bestanden, und daß im südlichen Frankreich von den nach der Universallehre unterrichteten Kindern nur eins vorwärts, die übrigen aber nicht von der Stelle gekommen sind (Braub., S. 344, Anm.). Wir wollen vielmehr die Thatsachen zugeben. Aber wir müssen an die sehr tiefbegründete Unterscheidung Braubach's (S. 336) zwischen subjectiver und objectiver Methode erinnern, wenn wir ihre Bedeutung auch etwas anders fassen. Die rationellste Methode wird in den Händen des geist- und kraftlosen Lehrers zur todten, nichts bauenden und bildenden Form. Aber der ernste, kräftige, regsame Geist weiß auch das todte Material zu beleben und Wunderbares mit dem scheinbar Unbeholfensten zu bewirken. Hat doch selbst mancher echtrationelle Pädagog es zuweilen nicht verschmäht, jetzt um der eignen Lust willen, jetzt von den äußern Verhältnissen gedrängt, in die starreste Form seinen Geist zu hauchen, und es sproßten herrliche Blüten und reiften köstliche Früchte. Ja, irre ich nicht sehr, so hat es bei uns schon längst mehr als einen deutschen Jacotot gegeben, der, mehr zu scherzweisem Versuche lange, ehe Belgien die neue Weise nur ahnen konnte, ein ganz ähnliches Material wie das der geistentfesselnden Methode anwendete und fruchtbar zu machen wußte. Aber hier eben zeigt sich der Werth und die Bedeutung der subjectiven Methode. Wer mag dem wackern Jacotot Geist, Eifer, Ernst, wer mag ihm tiefe und vielseitige Bildung und Gelehrsamkeit absprechen? Und wie? gesellen sich zu einem neuen Meister und Propheten etwa die schlechtesten Köpfe, die unerregbarsten Gemüther? Sind die Gewonnenen nicht vielmehr, so lange der Reiz der Neuheit dauert, jedesmal die Entzündlichsten, Feuerfangendsten, seis auch, daß die Flamme gar bald ausbrennt? Wundern wir uns nicht, daß der wackere Jacotot Großes wirkt durch die lebendige geistvolle Weise, womit er das ungelenke Organ seiner Methode handhabt. Wie vielmehr würde er aber nicht dennoch wirken, wenn er denselben Geist und vor Allem dieselbe Liebe einer echtrationellen Methode zuwendete? Wundern wir uns nicht, daß seine Jünger nicht weit hinter den Meister zurückbleiben. Sie sind noch in der ersten Begeisterung, in der ersten Liebe. Wer bemerkt nicht mit Wohlgefallen die dialektische Gewandtheit, den Scharfsinn, den Witz sogar, womit Jacotot seine Analysen von Lection zu Lection durchzuführen weiß? Nun gebe man aber den Universalunterricht in die Hände eines mechanischen, wenn auch treuen, doch talentlosen und unerregbaren Lehrers, und was wird das Ergebniß sein? Wahrlich, es wäre allzu große Bescheidenheit, wenn Jacotot uns seine Hauptlehre entgegenhalten wollte: Alle haben gleichen Verstand!

Wir eilen dem Ende zu; wir haben unsere Leser vielleicht schon zu lange aufgehalten. Und was ist nun das Endurtheil? Welche Ansprüche kann die geistentfesselnde Methode auf allgemeine Anwendung, auch über die Grenzen ihres Geburtslandes hinaus, machen? Wir können uns mit der Beantwortung der letzten Frage nach unsern gegebenen Prämissen sehr kurz fassen, und daß in ihr zugleich die Erwiderung auf die erste enthalten sein müßte, versteht sich wol von selbst. Ich spreche es freudig aus, daß ich die Jacotot'sche Schrift über die Anwendung seiner Methode auf die Muttersprache mit großem Interesse gelesen habe, und den übrigen 3 Theilen, welche das Erlernen fremder Sprachen, der Musik und Mathematik in den Focus des Universalunterrichts stellen werden, mit Verlangen entgegensehe. Ebenso ist die Düriet'sche Schrift bei aller philosophischen Gravität, die ihr wenigstens in der Einleitung mitunter ein komisches Ansehen gibt, höchst lesenswerth. Es weht in ihr ein warmer, lebendiger Geist. Gewiß, eine sehr ansprechende, geist- und lebenvolle Individualität gibt sich in Jacotot kund. Das, was man an seinem Methodenbuche, als solchem, vielfältig ausgestellt hat, die endlosen Abschweifungen und Digressionen in oft gar witzigen und sinnvollen Ausfällen gegen seine Bestreiter, mit den geistreichsten Ausstralungen, die von vielfacher Beobachtung und gediegener Gelehrsamkeit zeugen, haben mir ebenso unterhaltend als belehrend geschienen. Es kommen treffliche Bemerkungen über das Einzelne des Unterrichts, über Abstufung und Folge der Lehrgegenstände, namentlich über geschichtlichen Pragmatismus und Beredtsamkeit vor; der wackere Jacotot zeigt in der Analyse eine ebenso ausgezeichnete Fertigkeit als Sicherheit, sodaß er in der echten Katechisirkunst Vielen als Muster vorgestellt werden kann, und dabei regt sich das Ganze in einer höchst frischen und gewandten Sprache, die die französische Leichtigkeit mit echtem attischen Salze zu paaren weiß. Da denke ich denn freilich an meine obige Unterscheidung der subjectiven und objectiven Methode und meine, der subjective Jacotot solle recht weit über Rhein und Elbe herüber verbreitet und getrieben werden. Wol mancher rationelle Pädagog, der auf seinen Lorbern ruhen zu können meint, wird hier eine heilsame Erregung finden, die ihn, gewiß nicht zum Nachtheil seines Wirkungskreises, aus seinem beginnenden Schlummer aufrüttelt. Es liegt in der Natur der Sache, daß Einseitigkeit der Ansicht, in einem originellen Geiste entwickelt und ausgebildet, eben die Punkte, auf welche sie sich wendet, mit besonders hellem Lichte bestralt, und so treten auch in Jacotot's Mikroskop namentlich die Verhältnisse, in welchen das Gedächtniß zum Verstande, und die Thätigkeit des Schülers zu der des Lehrers steht, mit einer überraschenden Klarheit hervor, und da erscheinen selbst manche Handgriffe, um sozusagen, manche Uebungen und Kunstvortheile des Universallehrers theils neu, theils bestimmter hervorgehoben, immer aber höchst beachtenswerth. Solchen Gewinn, solche Goldkörner, nach Ausscheidung des tauben Gesteins, sorgfältig nach Deutschland und mitten in die rationelle Pädagogik hineinzuverpflanzen, das ist freilich eine heilige Pflicht, und sie legen wir unsern lieben Landsleuten dringend ans Herz. Allein, den objectiven Jacotot — ich wüßte nicht, wo ich eine

Stelle für ihn in unsern Schulen, Instituten und Pensionen finden sollte; ich wüßte nicht, wie ich anders könnte, als vor seinem Gebrauch und seiner Nationalisirung bei uns ebenso stark zu warnen, als vor den Universalrobs, Tincturen und Essenzen, die Paris, auch nach seiner jüngsten Restauration, noch freigebig genug ausbietet. Wir wollen den wackern Weingart keine Vorwürfe machen, daß er die Universalmethode ins Deutsche übersetzt hat; sein Versuch ist gut, zumal er hin und wieder so ziemlich als Caricatur sich gestaltet, um als Weinprobe herumgegeben zu werden. Aber bei uns darf die Uebersetzung, wird sie nur Uebersetzung auf dem Papier bleiben. So bleibt also die Universallehre, objectiv verstanden, in den Grenzen ihrer Geburtsländer, und, wird sie ohne Schaden, ja sogar sich vielfältig nützlich machend, noch weiter nach Süden sich verbreiten können, so möchten wir sie wol auch Denen, jenseits des Kanals empfehlen, um vielleicht durch heilsame Rivalität der, wie uns scheinen will, fast etwas schläfrig werdenden, ebenbürtigen Schwester, ich meine die Methode des gegenseitigen Unterrichts, eine erwünschte Aufregung zu geben. Wird sie da wirklich von Werth, von Nutzen sein können? Ich zweifle keinen Augenblick daran. Wir wollen noch ein Gleichniß gebrauchen. Was man auch gegen Empirismus und Universalmedizin einwenden mag, wo die wissenschaftliche Arzneikunde noch nicht in ihre vollen Rechte hat eingesetzt werden können, noch keinen Eingang gefunden hat, da wird immer eine Stelle für jene bleiben müssen, da wird sie als das Supplement eines Vacuum seinen Platz einnehmen. Ja, als der natürliche Vorläufer und die bahnbrechende Vorbereitung des mit der Zeit nachkommenden Bessern und Vollkommenen wird der Empirismus in der Medizin sogar seinen Werth haben und am Ende nicht einmal blos geduldet, sondern, unter möglicher Aufsicht, empfohlen werden müssen. In einem ähnlichen Sinn hat die Methode des gegenseitigen Unterrichts in England und Frankreich mit Recht Unterstützung und Aufmunterung gefunden; in einem gleichen Sinn wird auch der Jacototismus in den genannten Ländern sich Bahn und Förderung zu erhalten wissen; wenn wir auch gleich der Meinung sind, daß der Lancastrismus, da sein Mechanismus doch formalerer Natur ist, als der allerdings ziemlich materiale Jacototismus, jedenfalls in der Schätzung einen höhern Preis behaupten muß. Es steht fest und kann nie in Abrede gestellt werden, so wenig man uns eines solchen Urtheils wegen, wie wir auszusprechen im Begriff stehen, der unbescheidenen Anmaßung anklagen mag: Der Westen und Süden Europas möge erst für Volkserziehung und Unterricht so viel und Umfassendes als das protestantische Deutschland und seine skandinavischen Glaubensgenossen thun, ehe er hoffen darf, daß rationelle Unterrichtsmethoden allen Rest von pädagogischer Quaksalberei und Charlantanerie bei ihm werden austilgen können.

Wir schließen mit einer Frage, die wir uns nicht zu beantworten vermögen: wo findet in der Universallehre das religiöse Element seinen Boden? seine Pflege? Soll auch da der Telemach der Träger des Evangeliums sein und etwa durch den Heidenvorhof der griechischen Nymphen und Göttinnen zum christlichen Heiligthum hinleiten? Wir haben in der ganzen Universalität dieses Universalismus auch nicht die kleinste Lücke gefunden, durch welche wir hätten hoffen dürfen, dieses universalste Wissen nur auf eine einigermaßen erträgliche Weise einzureihen. Es dürfte dieser Umstand eine nicht unbedeutende Einsprache gegen den prätendirten Universalismus einlegen. Von ganzem Herzen aber wünschen wir, daß der wüthende Sturm, der dermalen über Belgien einherbraust und auch Löwen nur zu sehr aufgerüttelt hat, die Zirkel des gewiß redlich begeisterten Jacotot nicht gestört haben möge! Sein redliches Streben fodert Anerkennung und es wäre sehr Schade, wir sprechen es mit Wehmuth aus, wenn die Volkentfesselung mit der Geistentfesselung in feindseligen Conflict gerathen wäre. Das Genus ist ja vielmehr sonst der Träger der Species. 86.

Kirchliches und Statistisches.

Aus der geistvollen und trefflichen Schilderung Irlands, welche in den „Briefen eines Verstorbenen"*) niedergelegt ist, entlehnen wir folgende Notiz über das Verhältniß der katholischen Geistlichkeit zu der protestantischen in diesem Lande, sowie ihrer Gemeinden zu einander. „Im Ganzen genommen, gehören etwa 2 Drittheil der Bevölkerung Irlands der katholischen Kirche an; allein in den südlichen Provinzen ist das Verhältniß noch viel ungleicher. In der Grafschaft Tipperary z. B. finden sich ungefähr 400,000 Katholiken, unter denen kaum 10,000 Protestanten zerstreut wohnen. Demungeachtet kostet den Einwohnern die prostestantische Geistlichkeit jährlich folgende Summen: der Erzbischof 25,000 Pf. Sterl., der Dean 4000 Pf., die 50 Parishes im Durchschnitt 1500 Pf. St. (zusammen 75,000 Pf.), welche Ausgaben alle den Katholiken zur Last fallen. Die meisten dieser Pfründner leben gar nicht einmal in Irland, sondern stellen arme Teufel mit 40—50 Pf. jährlich hier an (die Vicars), die ihre Geschäfte verrichten, was bald abgethan ist, da viele Gemeinden nur aus 10 Mitgliedern bestehen, ja in einer Parish gar kein Protestant wohnt, auch keine Kirche vorhanden ist, sondern wo die gesetzliche Farce der Predigt jährlich in einer Ruine abgespielt wird und wobei ein gemietheter Katholik den Küsterdienst versieht. Währenddeß tritt der Geistliche Jahr aus Jahr ein das londner oder pariser Pflaster und führt ein so ungeistliches Leben als möglich. Der Verf. hörte von einem solchen, der in Boulogne eine große Summe im Spiel verlor, darauf Händel bekam, seinen Gegner im Duell erschoß und sich nun genöthigt sah, sich schnell auf seine Pfründe zurückzuziehen, wo ihn Niemand störte. Selbst die höhern Geistlichen sparen nur, um ihre Familien zu bereichern, und zu diesem Ende ist eine Art von Betrug in der englischen Kirche gesetzlich geworden, wonach es den Besitzern von Kirchenpfründen erlaubt ist, die Revenuen derselben auf viele Jahre voraus gegen ein Pauschquantum zu verpachten, was natürlich den Nachfolger oft um das ihm Gebührende bringt. Kann man sich wundern, daß solche Institutionen das Volk zur Verzweiflung und Empörung trieben? Jedes Mal indeß sind seine Ketten nur schärfer angezogen und blutiger ins Fleisch schneidend geworden. Quelle excellente chose, qu'une religion d'état!"

Aus einer andern Stelle: „Folgendes ist die Liste der Pfarreien und Gemeinden in der Diöces Cashel:

Thurlas hat	12,000	Katholiken und	250	Protestanten
Cashel	11,000	„ „	700	„
Clonoughty	5142	„ „	82	„

*) Vgl. Nr. 2[illegible]2 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Cappawhite	2800	Katholiken	und	76	Protestanten
Killenaule	7040	"	"	514	"
Bodelahan	5000	"	"	25	"
Feathard	7600	"	"	400	"
Kilkummin	2400	"	"	—	"
Mickarki	7000	"	"	80	"
Golden	4000	"	"	120	"
Anacarty	4000	"	"	12	"
Doniskeath	5700	"	"	90	"
Neu-Irin	4500	"	"	30	"

Alle 13 Districte 78,182 Katholiken und 2379 Protestanten.

Jeder dieser Districte hat nur einen katholischen Pfarrer, aber 4 bis 5 protestantische Pfründner, und im Durchschnitt kaum 20 Seelen auf eine protestantische Gemeinde. Kilkummin ist der Ort, wo diese gar nicht existirt, und der Gottesdienst, welcher gesetzlich einmal im Jahre stattfinden muß, mit Hülfe eines katholischen Küsters in einer Ruine abgehalten wird. In einem andern Bezirk, Tollamane, wo ebenfalls kein Protestant ist, findet dieselbe Farce statt. Nichtsdestoweniger müssen den abwesenden Pfründnern bei Heller und Pfennig ihre Zehnten und Abgaben gezahlt werden, und nichts wird unerbittlicher eingetrieben als Kirchenrevenuen. Kein Erbarmen! Wer dem protestantischen Geistlichen den Decem oder die Pacht des Kirchenlandes nicht zahlt, sieht seine Kuh und sein Schwein verkaufen und sich nebst Frau und gelegentlich ein Dutzend Kinder dem Elend preisgegeben. So lange dergleichen noch stattfindet, so lange hat das Zeitalter der Barbarei noch nicht aufgehört, und unsere Enkel werden hierauf einst hinabsehen, wie wir auf die gesetzlichen Greuel des Mittelalters. Im Staat soll das Gesetz allein regieren, wie in der Natur; Religion wird Trost im Unglück, höhere Steigerung des Glücks im Glück gewähren: aber herrschen und regieren darf sie nicht.

Gegen solche Uebel vermag, nach des Verf. und aller Vernünftigen Meinung, die Emancipation nichts: England gab diese nur nach, um ein anderes System von Misbräuchen noch einige Jahre lang unter diesem Deckmantel ungestört fortbestehen zu lassen. Allein die Verzweiflung des irländischen Volks wird diesen Schleier hinwegzuziehen und einem so unnatürlichen Rechtszustande ein Ende zu machen wissen.

Doch wir klagen über die Uebel der Fremde, und übersehen bei dieser Sympathie, die der Geist unserer Zeit ist, oft die Misbräuche in unserm eigenen Hause. Der Schreiber dieses kennt hier in seiner eignen Provinz Sch . . . eine protestantische Kirche, zu der auf einen Raum von vielleicht 2 Quadratmeilen 22,000 Seelen eingepfarrt sind. Diese große Gemeinde, deren Mitglieder zum Theil 2 Meilen weit von ihrer Kirche entfernt wohnen, hat 3 Prediger, während auf demselben Flächenraum aus alter Zeit her sich 5 oder 6 katholische Kirchen und Pfarreien erhalten haben, die zum Theil gar keine Mitglieder zählen. Dieselbe Farce, welche in Irland gespielt wird, wiederholt sich auch hier, nur im umgekehrten Verhältniß. Eine katholische Kirche ohne Gemeinde sieht jährlich einmal einen katholischen Pfarrer einziehen und vor leeren Wänden Messe lesen; höchstens sind einige neugierige Protestanten zugegen. Auf diese Art erhalten sich Misbräuche: es sind deren, was die Kirche betrifft, überall; wir dürfen sie in der Fremde nicht aufsuchen; ja, es scheint fast, als habe die Kirche, mitten in dem allgemeinen Streben der Völker nach Verbesserung, ein Privilegium gegen dieselbe. Wenn aber werden wir die neue Welt in ihren Fortschritten einholen? 25.

Aus Italien.

Die Literatur der gelehrten Gesellschaften erhält vielleicht in keinem Lande so fleißige und bedeutende Nachträge als in Italien. Mit musterhafter Thätigkeit setzt die Gesellschaft für Wissenschaften in Modena ihre Landsleute von den Untersuchungen in Kenntniß, die sie in allen Zweigen menschlichen Forschens beschäftigen und der 20. Theil der „Memorie di matematica e di fisica della Soc. Italiana residente in Modena“, der 1829 bei Camerate in Modena herauskam, ist ebenso empfehlenswerth durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, als durch den Klang der Namen, die den Abhandlungen vorangehen. Mit Recht wird von eignen Akademien dem Elemente alles Staatenwohles, dem Landbau in allen seinen Zweigen, jetzt ein Eifer zugewandt, dessen er sonst sich nicht rühmen konnte. Florenz gab durch seine Georgofili das Beispiel. Was in Verona für den gleichen Zweck geschah, der Abate Jos. Zamboni in der „Storia dell' Accademia di agricoltura, arti e commercio di Verona, negli anni 1827, 1828, 1829“ (Verona, 1830, 8.) und die k. Società agraria in Turin gibt wenigstens durch einen „Calendario georgico“ beachtenswerthe Zeichen ihrer Fortdauer und ihres thätigen Strebens. Für die exacten Wissenschaften, das eigentliche Gebiet wissenschaftlicher Vereine, scheint die Neigung immer allgemeiner zu werden. In Florenz trat ein bisher noch nicht genannter Gelehrter im J. 1829 mit meistens analytischen Untersuchungen auf („Mémoires de mathématique et de physique, par Guill. Libri“, Tome I, Florenz, 1829, 8.), die versprechen, daß sein Name bald zu den geachtetsten aller wissenschaftlichen Vereine gehören wird. Auf eine belehrende Art gab die „Bibl. ital.“ (Maiheft) einen Bericht über den gegenwärtigen Stand der elektrisch-magnetischen Studien in Italien, der einen Mann verräth, dem die Thüren der Akademien nicht geschlossen sind; und die berühmten Mitherausgeber dieser Zeitschrift verschmähen keinen Anlaß, Punkte aus der Hydraulik, aus der Geologie mit einer Gründlichkeit zu erörtern, die für den Laien selbst von größerm Interesse ist, wenn es anders nur mit Geist geschieht, als oberflächliches Darüberhingehen. So werden die Bemerkungen über eine Thonerde in Lurago Marinone, die sich besonders beim Bronzegießen brauchbar zeigte (Juniheft), dann der „Rapporto sulle acque che invagano il pavimento del tempio di Giove Serapide del cav. Ant. Niccolini“ (Neapel, 1829, 4.) und die Beurtheilung mehrer neuern hydraulischen Werke der Italiener (im Septemberhefte) gewiß von Niemand ohne Belehrung bei Seite gelegt werden.

Unter einem Dache wohnt in Paris die Akademie der Wissenschaften mit der Akad. der Inschriften, und verwandte Neigung pflegt diese Hausgenossenschaft in Italien. Zwar wurde dort noch vor nicht sehr langer Zeit gestritten, ob die Landessprache wol zu Inschriften zu brauchen sei, oder ob dieser Ehrenvorzug allein der römischen gehöre, die in Italien heimischern Klang hat (m. s. das Juniheft der „Bibl. ital.“, 1828, S. 319 fg.); aber wären auch alle Stimmen der Gelehrten für die Würde und Kürze der alten Sprache gewesen, was sie nicht waren, so würde die gesunde Einsicht des Volkes ihre Entscheidung für die Tochter doch geltendgemacht haben. Italienische Inschriften haben obgesiegt und stehen jetzt sogar bei Literaturfreunden in Ansehen; denn in kurzer Zeit sind mehr Sammlungen von italienischen öffentlichen Inschriften erschienen als in Deutschland vielleicht seit 50 Jahren. Eine „Nuova raccolta di epigrafi italiane di autori diversi“ (Rom, 1829) wurde von Vinc. Poggioli, eine „Scelta d'iscrizioni moderne in lingua italiana“ (Pesaro, 1829, 12.) von Terenzio Mamiani da Rovere, eine andere Sammlung unter dem Titel: „Iscrizioni“, von Gianfr. Rambelli (Lugo, 1829, 8.) gegeben. Auch der Marchese Malaspina di Sannazaro nahm in die Sammlung von Inschriften, die in seinem Hause sich findet „Iscrizioni lapidare raccolte dal Marchese Malasp. di Sannazaro nella di lui casa in Pavia ed altre relative corredate di illustrazioni“, Mailand, 1830, 4.), welche aus der neuesten Zeit in italienischer Sprache auf und gab durch ihre Bekanntmachung ein nachahmenswerthes Beispiel, wie sie gemeinnützig und belehrend zu machen wären. Möchten bei uns in Deutschland, wo freilich die Wände viel stummer sind als in Italien, diese Stimmen nicht völlig überhört werden. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1831.

Pariser Journalwesen.

I. Zukunft der französischen Literatur. Neue Journale.

Noch hatte Karl X. das französische Gestade nicht verlassen, die neue Regierung war noch nicht von den hohen Mächten anerkannt, viele Städte Frankreichs waren noch ohne Obrigkeit, und im Hôtel Dieu klafften die Wunden patriotischer Bürger; da fragte schon ein pariser Journal seine Abonnenten, eine genfer Flugschrift ihre Käufer, und in allen deutschen Blättern wurde die wichtige Frage wiederholt: Welchen Einfluß übt wol die neue Umwälzung auf die französische Literatur? Seit dieser Zeit hat der Mond erst 4 Mal die Reise um die Erde zurückgelegt, und schon wundern sich viele Leute, daß noch kein Dichter ein Epos über die Revolution gesungen, daß noch kein Thiers oder Mignet der Umwälzung ein großes geschichtliches Denkmal errichtet hat.

So ging es von jeher. Man hatte stets die Theorie: wenn in der Welt ein großes Ereigniß vorgehe, so müsse augenblicklich die Literatur einen neuen Aufschwung nehmen. Alexander von Macedonien war derselben Meinung; er zog von der Donau bis zum Ganges, um einen Homer für seine Thaten zu suchen, fand ihn nicht und bezahlte schlechten Dichtern für jeden Vers ein Goldstück. Ebenso unglücklich, entschloß sich Napoleon, seinem Feinde, dem Dichter André Chénier, ein Gnadengeld aufzudringen. Nie wurden größere Thaten verübt als von Alexander und Napoleon, und Beide fanden erst nach ihrem Tode oder Sturze würdige Dichter und Historiker.

Der Theorie zum Trotze, beweist also die Erfahrung, daß nach den glorreichsten Thaten, sogar nach dem deutschen Freiheitskrieg immer einige Zeit vergeht, ehe geniale Dichter, Künstler überhaupt und Geschichtschreiber die Zither oder das Reimlexikon, den Meißel und die Feder ergreifen, um jene unsterblichen Thaten zu verewigen. Der Grund ist einfach. So lange die Handlung, der Kampf dauert, führen die Rüstigen das Schwert, und nicht Jeder ist Cäsar genug, um während des Kampfes Commentare zu schreiben. Wenn man haspelt, kann man nicht spinnen. Die Herren Thiers und Mignet sind jetzt Unterminister, Aufseher der Archive und haben vor Allem für die Zukunft, nicht für die Vergangenheit zu sorgen. Victor Cousin, dessen philosophische Abhandlungen über die neuesten Ereignisse erwartet wurden, ist jetzt Universitätsrath, also kein Philosoph. Derselbe Gelehrte ist Akademiker geworden, braucht also nicht mehr zu schreiben. Nur Guizot hörte sogar als Minister nicht auf, in seinen Reden, Rundschreiben, Proclamationen geschichtliche Forschungen anzustellen, verlor aber dadurch sein Ministerium.

Kurz, die Erfahrung widerspricht der Theorie. Wenn ein Eroberer oder das Menschengeschlecht einen großen Sieg davonträgt, so erscheint nicht augenblicklich eine neue Literatur. Zuerst verkündet der Sieger seine Thaten durch Kriegsbulletins; wenn der Kampf vollendet, so berichten die Theilnehmer gemächlich, Jahre lang, inwiefern sie und ihre Freunde zu dem Siege beigetragen; noch später, wenn der Glanz jener Zeiten verschwunden ist, ruft die Einbildungskraft der Dichter jenen Glanz wieder hervor, damit er im Epos, in der Lyrik, im Drama der Nachwelt vorleuchte; dann kommen die Geschichtschreiber. Nur scheinbar greifen Einzelne, vorwitzige Gelegenheitsdichter, habsüchtige Historiographen jenen stets wiederkehrenden, also nothwendigen Erscheinungen zuvor; und nur in denjenigen Ländern erhält man nach großen Begebenheiten weder Memoiren, noch Dichtungen, noch Geschichten — blos in denjenigen Ländern, wo es unmöglich ist, den Grund anzugeben.

Nun sieht es freilich aus, als ob hier in Paris nicht blos die Theorie, auch die Erfahrung sich nicht bestätigen wolle. Rebellen gegen Theorie und Praxis traten zuerst Geschichtschreiber hervor: Baron Lamothe Langon schrieb 8 Tage nach der Revolution, die Herren Rossignol und Pharaon 14 Tage später dicke Octavbände über jene Begebenheit. Vor dem Louvre erhoben sich kleine Denkmäler zu Ehren der Gefallenen; die Sühnungscapelle des Herzogs von Berry, ein Triumphbogen Napoleons werden retroactiv zu Monumenten der Thaten vom 29. Juli. Hr. Senty hat unter dem Titel: „Neuilly et Saint-Cloud", ein kleines Epos, Delavigne ein lyrisches Gedicht über die Revolution verfaßt; alle Theater spielten Stücke über dasselbe Thema, und im Gymnase dramatique erscheint König Ludwig Philipp in eigner Person. Allein, die meisten dieser Erscheinungen sind vorübergehend; das erwähnte Epos, das lyrische Gelegenheitsgedicht sind verklungen, die revolutionnairen Vaudevilles haben aufgehört, und der Theorie zum Hohn, der

frühern Erfahrung gemäß, hält die aus der letzten Revolution hervorgegangene Literatur in regelmäßigem Gange noch an ihrer ersten Stufe, an den **Bulletins**.

Was bei einer auswärtigen Eroberung die Kriegsbulletins verrichten, übernehmen bei einem Siege im Innern des Landes die Proclamationen und die Journale. Gegen 200 in Paris erscheinende Blätter, von denen sich früher keines ausschließlich mit Politik, viele nie hiermit abgegeben hatten, nahmen, vom 26. Juli an, ohne auf den väterlichen Rath der Ordonnanzen zu achten, ausschließlich-politische Farben. Anstatt hierdurch Stoff zu verlieren, mußten sie im Gegentheil ihr Format erweitern. Die literarischen Blätter konnten schon deshalb das Gebiet der Politik nicht verlassen, weil alle Opern, Vaudevilles, Dramen sich mit nichts Anderm beschäftigten als mit Politik. Erst kam die jetzige Revolution, dann Napoleon, darauf die frühere Revolution auf die Bühne; jetzt singt man Couplets über Diplomatik und Krieg. Der Streit zwischen Classikern und Romantikern ist vergessen; nur als Nachhall rief noch der „Corsaire" im August mit allem Eifer, welcher damals die Gemüther entflammte: „A bas Shakspeare!" Die medizinischen Blätter sind politisch geworden und trösten die Verwundeten im Hospitale Hôtel Dieu; die juristischen verhandeln politische Prozesse. Das Blatt „Omnibus", zu Anzeigen bestimmt, spricht von Verschanzung der Hauptstadt. Der „Gastronome" würzt sich mit politischem Salze, und die „Petites affiches", worin zuvor Köchinnen und heirathslustige Damen ihre Hand anboten und Haushälterinnen sich anempfahlen pour tout faire, auch die „Petites affiches" wurden von dem Strudel der Zeit fortgerissen und berichteten der Nachwelt die Bulletins von den glorreichen Thaten des Juli.

Die Journale, Vorkämpfer der neuesten Revolution, waren, wie gewöhnlich die siegreichen Heere, zahlreicher **nach**, als **vor** dem Kampfe. Sie hatten das droit divin angegriffen, und man wollte sie vernichten. Während der dreitägigen Sündflut ertranken aber blos die Blätter: „Le drapeau blanc" und „L'universel". Die andern retteten sich, in Ermangelung einer Arche, in Cabriolets und strömten durch Paris. Auf allen Straßen, wo die Menschenmenge wogte, ließen sie einen Ballast von Proclamationen unter das Volk fliegen. Um nicht an den Barricaden zu scheitern, warfen sie die Steine hinter sich; und wie einst aus den Steinen des Deukalion und der Pyrrha ein neues Menschengeschlecht hervorwuchs, so entstanden aus den blutgerötheten pariser Pflastersteinen eine Menge neuer Journale, die ich aufzählen will.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und die neuen Journale mußten den Charakter des Bodens tragen, aus welchem sie hervorsproßten. Der Boden war vulkanisch; die erste Ankündigung der Blätter glich einem Erdbeben, und wie eine Lava ergossen sich die ersten Nummern über Paris und die Provinz. Die Sturmglocke ertönte noch, da läutete auch schon das Blatt: „Le tocsin", Alarm, zugleich: „Le furet de Paris", „La révolution de 1830", „Le patriote", „L'ami du peuple", „Les communes" u. a. Das zweite der ebengenannten Blätter war früher auf einem und demselben Bogen mit der „Contre-révolution" erschienen, war aber dennoch das eifrigste, denn es kannte am besten, was es anzugreifen hatte. Der „Patriote" wird von Hrn. v. Béthune herausgegeben, der zuvor in Belgien politischen Processen unterlag. Furet heißt Frettchen; seiner Natur gemäß wollte es die Absolutisten aus ihren Schlupfwinkeln verjagen. Furet bedeutet ferner „eine Arznei, welche die versteckten bösen Säfte im (Staats-) Körper aufsucht und austreibt". Endlich ist furet „ein äußerst vorwitziger Mensch, der insonderheit alle Heimlichkeiten der Familien auszuspähen sucht". Wer also das „Pariser Frettchen" weitläufig und richtig beurtheilen will, braucht blos eine halbe Seite aus dem Wörterbuche abzuschreiben. Den nützlichsten Zweck unter den erwähnten Blättern hatte das letztgenannte, die „Communes". Es wollte die Pariser mit den Bedürfnissen der 44,000 Communen Frankreichs bekanntmachen. Da aber die Pariser nicht sehr neugierig hiernach sein mochten, so verband sich dieses Journal mit dem öfter erwähnten ausgezeichneten, jetzt 2 Mal wöchentlich erscheinenden „Courrier des électeurs", welcher die Wahlmänner der Provinz und die Communen mit Dem bekannt macht, was in Paris vorgeht.

Die erwähnten neuen Blätter gehören jetzt schon zu den alten, denn aus jüngern Keimen sind schon jüngere hervorgesproßt. Als die Arbeiter die Maschinen zerbrechen wollten, kam der „Artisan" und noch ein anderes Journal heraus, welche für je 10 Francs das Jahr die Arbeiter zur Ruhe ermahnten und zugleich ihr Interesse vertheidigten. Die Nationalgarde machte den Unruhen ein Ende, und zugleich las man an allen Straßenecken den „Garde national" und die „Garde nationale". Man organisirte die Communalgarde rund um Paris, ihr Blatt heißt: „L'extra-muros", und den Titel ausgenommen, ist dies Journal in verständlichem, witzigem, Paul-Louis-Courier'schem Dorfstyl geschrieben. Geistliche versagten den Eid und prunkten mit den 3 Farben; Lamennais gab sein „Avenir" heraus. Dagegen erhob sich, als man von Krieg und Frieden sprach, „Gilblas", „Sentinelle de la liberté"; gestern sah man zum ersten Male die „France régénérée", heute das Blatt: „Le peuple". Morgen, während dieser Artikel nach Leipzig abreist, wird offenbar wieder ein neues Journal erschienen sein. Anderer Orten läßt man, wenn etwas Neues vorgeht, einen Artikel drucken, in Paris ein neues Blatt. *) 65.

Rheinbaiern, eine vergleichende Zeitschrift für Verfassung, Gesetzgebung, Justizpflege, gesammte Verwaltung und Volksleben des constitutionnellen In- und Auslandes, zumal Frankreichs. Herausgegeben von L. Hoffmann und Dr. Siebenpfeiffer. Ersten Bandes erstes Heft. Zweibrücken, Ritter. 1830. Gr. 8. 6 Gr.

Oeffentliche Blätter haben die Sage verbreitet, diese Zeitschrift sei mit ihrem Erscheinen in Baiern unter Beschlag ge-

*) Es werden noch 2 Artikel folgen. D. Red.

nommen worden. Dies ist schwer zu glauben; auch geht jetzt schon das entgegengesetzte Gerücht, daß nämlich die erste Ausgabe dieses Heftes vergriffen sei und an einer zweiten Auflage ungestört gedruckt werde. Wir halten dieses Letztere für glaublicher. Denn wie könnte eine freisinnige, aufgeklärte Regierung, blos etwa weil ein Minister in einer Schrift hart angetassen worden, dieselbe darum unterdrücken, wenn im Uebrigen, wie hier, aller Tadel mit so viel Ernst, so viel Wahrheitsliebe, so viel Schonung, so viel ungeheuchelter Revolutionsschen ausgesprochen ist. Gerade um dieser Eigenschaften willen verdient die Zeitschrift: „Rheinbaiern" im ganzen deutschen Vaterlande bekannt und verbreitet zu werden; die Verf. schauen von ihrer Rheinwarte keineswegs blos auf ihr nächstes Heimathland herunter, sie werfen helle und freie Blicke auf das große Mutterland und hinüber zu dem Nachbar, der jetzt Aller Augen auf sich zieht. Doch holen sie sich bei diesem Letztern keineswegs eine unbestimmte radicale Freiheits- und Neuerungslust; ihre Gesinnungen, ihre Ansichten sind kerndeutsch, ihre Klagen und Vorschläge gehen von dem Bestehenden aus und auf das Bestehende zurück. Dabei ist ihr Vortrag leidenschaftlos, klar, überzeugend, geistreich. Solche Männer, solche Staatsdiener sollten nicht gehindert werden zu sprechen; sie verdienten es, das öffentliche Wohl erheischte es, daß sie, sei es vom Volk in seine Landesgemeinde, sei es vom Fürsten in seinen Rath, als Sprecher berufen würden.

Ref. erfährt den Namen der Verf. zum ersten Mal, er ist dem Lande, in welchem und für welches sie zunächst schreiben, politisch fremd; das entschiedene Lob, das er hier ausspricht, ist also wenigstens von dieser Seite unbefangen. Daß es aber überhaupt nicht übertrieben und unwahr ist, wird vielleicht schon aus wenigen Bruchstücken, die hier mitgetheilt werden sollen, erhellen.

Der erste Aufsatz: „Nur keine Revolution in Deutschland", spricht unzweideutig die sehr gemäßigten Grundsätze der Verf. aus, orientirt sich in Deutschland und verbreitet sich endlich über Das, was Noth thut, mit Worten, die in jeder deutschen Brust einen Widerhall finden werden:

„Wo eine wahrhaft nationale Regierung besteht", heißt es S. 7, „geht sie mit dem Volk, nimmt sie unbemerkt die Veränderung der Zeit in sich auf, ist Eins mit ihr, und erstaunt gewahrt sie den Umschwung erst, wenn er vollendet ist. In dieser einfachen, allbekannten und doch nirgends genug gewürdigten Wahrheit liegt das ganze Räthsel unserer Zeit. Das Leben ist vorangeschritten, die Formen, welche man festhält, sind erstarrt. Kein Fürst spricht mehr zu seinem Unterthan die Sprache des Mittelalters, aber die öffentlichen Acten tragen noch ganz das Gepräge des Barbarismus".

„Und welcher Geist ists, der durchdringen, durch alle Dämme brechen will? Es ist der Geist des Bürgerthums, Civilisation. Ist Civilisation, ist Bürgertum denn etwas so Hassenswerthes, Gefährliches, daß man sich ihm überall so entgegenstemmt? Freie Entfaltung des Geistes, freie Bewegung der Hände sind seine Losung, ist Alles, was der gefürchtete Geist verlangt. Alle Rohheiten, alle Ueberbleibsel barbarischer Zeiten müssen schwinden. Ein Augiasstall ist zu reinigen, herkulische Kraft vonnöthen. Das schreckt freilich ab. Aber nur erst mit Ernst begonnen, damit die Völker wieder hoffen können".

„Mögen die Großmächte des Festlandes berathen, mögen neue .... Beschlüsse dem Schreckenssysteme huldigen, die Heere in Bewegung setzen; die Zukunft wird lehren, wohin es führt. Wir bitten, wir beschwören die deutschen Regierungen, nicht ein fremdes Losungswort abzuweisen, sondern zu thun, was ihnen wohl ansteht, was ihren Völkern ziemt. Versammelt, erhabene Fürsten, die Stellvertreter des Volks, redet Worte des Trostes, der Erhebung, der Freiheit! Gestattet eine offene, unverhüllte Darstellung gegründeter Beschwerden, die gesunde Mehrheit wird nichts Unbilliges, nichts Unmögliches verlangen; sie wird einen Wall um Thron und Verfassung bilden, wie kein Mönchsthum, keine Jesuiten, keine Ultraroyalisten zu bilden vermögen! Keine Truppenbewegungen, sie erbittern nur, sie schüren nur die unterirdische Flamme; sondern Bewaffnung der Landwehr, der Sicherheitsgarden, ehe die Gewalt in Hände fällt, die sie zum Verderben anwenden. Die karlsbader, die Bundesbeschlüsse von 1819 haben den Regierungen mehr geschadet, als langjährige Weisheit gutmachen kann. Das Unklugste war, daß man der in jeder edeln deutschen Brust dadurch erregten Erbitterung nicht einmal gestattete, sich in armen, machtlosen Worten auszuhauchen, indeß feile Knechte des Absolutism, schamlose Diener des Pfaffen- und Ultrathums unter dem Zwangsschilde des göttlichen Rechts ungestraft den crassesten politischen Aberglauben lehrten, die aufgeklärtesten und unzweideutigsten Freunde des Volks und der Regierung als Revolutionnaire verschrien, die Völker selbst als unwürdig und rechtlos hinstellten und so zum materiellen Druck noch den weit härtern der Schmach gesellten. Aber das Maß ist voll; Zeit ists, daß man einlenke. Darum versammelt, erhabene Fürsten, so flehen wir noch einmal, versammelt die Stellvertreter des Volkes! Aber bald, bald muß es geschehen; auf eine Weise muß es geschehen, die keinen Zweifel über die Absichten übrig läßt, mit jener freien und offenen Biederkeit, welche den Deutschen charakterisirt, und womit erst kürzlich der deutsche Nestor auf dem Rathhause zu Altenburg alle Herzen der Bürger gewann".

Der zweite Aufsatz: „Was Noth thut", bezieht sich zwar zum Theil auf die nächste Umgebung der Verf., doch wird man die allgemeine Beziehung und Anwendbarkeit mancher Rathschläge darin nicht verkennen.

Der dritte: „Die Mauth", spricht von einer Hauptmaßregel in Rheinbaiern, welche man lange voraus als eine Wohlthat für das Land verkündete und endlich auf eine Weise eintreten ließ, daß sie zum Verderben gereicht, einer Maßregel, welche den öffentlichen Geist des Rheinkreises umgewendet hat: von der Handels- und Mauthverbindung, wodurch der Rheinkreis nicht befreit, sondern gefesselt worden ist. Auch diese Abhandlung hat einen allgemeinen Eingang, in welchem Worte stehen, welche dem Griffel eines Tacitus Ehre machen würden: „Ein edler Fürst sprach im Jahre 1813 zu den Professoren einer Hochschule: Ich fürchte, man habe mehr versprochen als man später wird halten können oder wollen. Siebzehn Jahre haben nur zu sehr erprobt, wie hell er gesehen. Was gefolgt ist, weiß Jedermann. Polen abermals getäuscht, das schöne Italien den verhaßten Deutschen und Jesuiten, Spanien dem Mönchthum, Portugal dem Meineid, die Schweiz den Aristokraten, Frankreich den Bourbonen überliefert, Belgien mit seinen Antipoden vereinigt, die schönen Rheinlande zersplittert..... Der Politik fremd und nur mit dem Nächsten, Dringendsten uns beschäftigend, untersuchen wir nicht, welchen Antheil die Macht der Verhältnisse, welchen der Mangel an Weisheit oder gutem Willen an jenen Maßregeln gehabt haben mag; sie sind da, die unheilbaren Wirkungen liegen am Tage, der Augenblick fodert Abhülfe. Zwei Thatsachen fasse man wohl ins Auge: allgemeine Gährung, die beim leichtesten Anstoß zum Ausbruche kommt; leichte Befriedigung, jubelvolle Rückkehr zur Ordnung, wo die Macht den gerechten Foderungen entgegenkommt. Warum wartet man allenthalben, bis es zu dieser unheilvollen Krise kommt? Karl X. ließ seiner Partei sagen: le roi ne cédera pas, und er fiel. Der König von Holland, sich nicht spiegelnd, wird Belgien verlieren. In Sachsen nahm der König einen dem Volke werthen Prinzen zum Mitregenten an; der Herzog von Braunschweig irrt als Flüchtling umher, im Rücken die Flammen seines Residenzschlosses; der Kurfürst von Hessen, von ähnlichem Schicksal bedroht, versprach endlich die Stände zu berufen, wozu ihn die Bundesacte vor 15 Jahren schon verpflichtete; anderwärts..... muß es in Deutschland, diesem classischen Lande der Treue, zu solchen Auftritten kommen?"

Wir überlassen die gründlichen, strengen und doch gemäßigten Aufsätze: „Rheinbaiern" und die „Gerichtsverfassung des Rheinkreises", der ernstlichen Prüfung des Tochter- und Mutterlandes und schließen unsere Anzeige mit einigen Stellen aus

der letzten Abhandlung, die den Titel: „Der Bürgerkönig", führt.

„Es ist das System, welches die Erziehung der Fürsten leitet. Darum hatte der Herzog von Bordeaux einen Tharin zum Erzieher; jetzt, wenn die „Gazette" Wahres berichtet, einen Eleven der polytechnischen Schule, die seine Dynastie gestürzt hat! Eben jener Czar Peter (der sich, wie der Aufsatz berichtet hatte, selbst zu der Lehre bekannte, daß der Fürst um des Volkes willen da sei), wer hat Größeres und zugleich Greulicheres verübt? wer mehr und zugleich weniger Selbstbeherrschung gezeigt? Will man das Eine ihm selbst, das Andere der Zeit beimessen, so sage ich: er stand hoch über seiner Zeit, sein Geist leuchtete weit über sie hinaus. Je mächtiger der Wille, je größer die Kraft, desto nöthiger ist die Schranke; ja, der edelste Wille bedarf ihrer vielleicht am meisten, weil nichts leichter zu Gewaltmitteln verleitet, als das Bewußtsein guter Absicht".

„Bietet uns die Geschichte kein Beispiel des Bürgerkönigthums, so überschüttet sie uns mit Beispielen, wie gefährlich der Absolutism, die Lehre vom göttlichen Recht ist: nicht aus Deutschland, wo stets mehr ein väterliches als absolutes Recht zu Hause war; und sah es auch zuweilen etwas stiefväterlich aus, so möchte es doch immer noch mit der Höhe oder vielmehr mit der Tiefe der Zeit sich vertragen. Aber anderwärts, zumal im Süden und Westen Europas, wer denkt an die Verbrechen und Greuel in Portugal, Spanien, zu Neapel, Piemont, Frankreich, wo ein Windhauch die ältesten Throne hinwegwehte? Wo die Söhne, würdig der empfangenen Erziehung, mit Pfaffen und „den Stützen des Throns" gegen die königlichen Väter sich verschwören? Ja, wer sieht den entsetzlichen Fall Karls X. und fragt nach Beispielen von der Gefährlichkeit des göttlichen Rechts?"

„Als ob wir nicht wüßten, was die Formel: durch Gottes Gnade, ursprünglich bedeuten sollte! Als ob sie was Anderes als die Demuth ausdrücken sollte, daß ein unwürdiger Mensch gleichsam Stellvertreter Gottes auf Erden zu sein sich unterfange".

„Umstürzende Bewegungen, das zeigt die Geschichte, gehen allezeit entweder von den Spitzen der Gesellschaft, oder von den untersten Classen aus, nie vom Mittelstande, dem eigentlichen Bürger, dessen Wohlstand, dessen ganzes Dasein auf Ruhe, Ordnung, gemäßigte Freiheit sich stützt. Von dort entspringt die Unterdrückung, von hier Gesetzlichkeit. Versuchten es Meuterer, versuchten es Europas Bajonette, den Bürgerthron König Philipps zu stürzen, welch einen undurchdringlichen Wall würde der Mittelstand um ihn bilden. Dies hat der lichte Geist des Herzogs von Orleans erkannt; er hat sein glückliches Privatleben nicht dem Glanz eines barbarischen Throns, aber dem Glück seines schönen Vaterlandes, dem ganz neuen, dem reinsten, dem stralendsten Ruhme, dessen der Sterbliche fähig ist, geopfert, dem Ruhme, ein Bürgerkönig zu sein. Und, wir wiederholen es, er wird Nachahmer finden; das neunzehnte Jahrhundert wird noch mehr als Einen Fürsten bewundern, der seinen schönsten Schmuck im einfachen Bürgerkleide findet".

Ja, so geschehe es, sprechen wir und schließen mit dem Wunsche, daß ein so beredter Mund recht oft und laut zu den deutschen Fürsten und Völkern sprechen möge, daß er fortwährend zu ihnen sprechen dürfe. 126.

Ueber den Ursprung des Lehnsverbandes. Auch unter dem Titel: Abhandlungen aus dem Gebiete des deutschen Privat- und Lehnrechts. Von L. Peters. Ersten Bandes erstes Heft. Berlin, 1831.

Unter diesem Titel ist soeben ein Werk eines jungen Mannes erschienen, welches in mehrfacher Beziehung unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Es ist die Kühnheit, in unsern Tagen ein Institut wie das Lehnswesen nicht allein vertheidigen, sondern auch sogar wieder aufrichten und zu Ehren bringen zu wollen, um die Ruhe und Wohlfahrt der Völker zu sichern! Wenn wir uns auch in dieser Beziehung den Ansichten des Verfassers durchaus ganz und gar entgegen erklären, so verdient das Werk dennoch Dank und Aufmerksamkeit, indem das Geschichtliche des Ursprungs vom Lehnrecht aus den Quellen selbst mit großem, wahrhaft zu bewunderndem Fleiß und Mühe erforscht und uns in einer correcten, klaren, sehr zu lobenden Sprache vorgetragen worden ist, sodaß auch der Laie mit Vergnügen und Nutzen diesen geschichtlichen Forschungen folgen kann; wir warnen aber vor den Ansichten des Verfs., welche mit blendenden Worten und Scheingründen in dem Vorwort aufgestellt werden.

Das Werk zerfällt in 2 Theile; der erste Theil beschäftigt sich mit dem Lehnsverband im Allgemeinen und gibt ein interessantes Bild von der germanischen Verfassung, insoweit sie bei dem Entstehen des Lehnsverbandes in Betracht kommt; der zweite Theil beschäftigt sich mit der Entstehung des Lehnsverbandes bei den Franken.

Der Verf. begegnet dem Vorwurf, daß es leicht für verlorene Mühe gelten könne, Forschungen über ein Rechtsverhältniß anzustellen, welches der Zeitgeist vielleicht bald der gänzlichen Vergessenheit übergeben möchte, mit folgenden Worten, worin er zugleich seine Ansichten über den Werth des Lehnsverbandes und die nach demselben geordneten Staats-, Agrar- und Familienverhältnisse ausspricht, nämlich: „Hiernach dürfte allein der Staatsverband, welcher sich auf den Lehnsverband stützt, seinem Oberhaupte eine ehrenvolle Stellung, seinen Unterthanen eine dauernde, wahrhaft glückliche Lage, seiner Verfassung eine allen Stürmen trotzende innere Verbindung der einzelnen Theile und unerschütterliche Kraft gewähren; es dürften Agrar- und Familienverhältnisse, nach den Grundsätzen des Lehnrechts geordnet, der ganzen Nation sowol wie jedem Einzelnen einen durch Generationen fortdauernden Wohlstand sichern, die Privatinteressen am besten und innigsten mit dem Staatsinteresse einigen, und Jeden der vollendetsten sittlichen Bildung fähig machen".

Das Werk ist gut gedruckt und empfiehlt sich durch sein Aeußeres; der Verfasser hat es dem wirklichen Geheimenrath v. Kamptz zugeeignet. 98.

Denkwürdigkeiten des Scharfrichters unter der Schreckensherrschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution, von Grégoire. Leipzig, Hartmann. 1830. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Es gehört nicht unter die schwierigen Aufgaben, ein Buch zu produciren, wenn man den blutgedüngten Boden der französischen Revolution zum Saatfelde wählt; freilich aber wird die Ernte sein, wie die Saat gewesen, und wenn man Unkraut pflanzt, wird auch nur Unkraut aufwuchern. Zu dieser und keiner andern Gattung ist das vorliegende Buch zu zählen, das seinen Titel wol nur der günstigen Meinung verdankt, welche sein Verf. von der Anzahl der kräftigen Gemüther hatte, die sich durch Hinrichtungsgeschichten, wie Ravaillac's, Patkul's, Grumbach's u. s. w. angezogen fühlen. Doch auch diese werden sich in den „Denkwürdigkeiten des Scharfrichters" sehr getäuscht finden. Man denke sich ein aus zahlreichen Anekdoten, biographischen Notizen u. dergl. bunt zusammengewürfeltes Werk, ohne sonderliche Greuelscenen, meistens aber tüchtig langweilig, mit geistlosen Schilderungen und matten dramatischen Conversationen durchwebt, worin vom Scharfrichter gleich nach den ersten Seiten nicht mehr die Rede ist. Wer auch immer der Verf. dieses Machwerks sei, so hat er vielleicht doch noch am meisten dabei gewonnen, weniger wol schon der Verleger, am allerwenigsten gewiß der Leser. 152.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Paged wrong from here

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1831.

1. Blicke auf Deutschlands Lage, seit dem wiener Congreß, und auf die neuesten Volksbewegungen. Schleiz, Richel. 1830. 8. 1 Thlr.

Wie fern die eigentliche Tagespolitik diesen Blättern auch gehalten werden mag, so wird doch deswegen Niemand verkennen, daß die Geschichte, die große Lehrerin, die aus jeder Vergangenheit mit dem lebenden Geschlecht über die Zukunft spricht, in ihrem ganzen Umfange Raum finden muß, und daß am allerwenigsten Zeitabschnitte daraus verbannt werden dürfen, die in den Raum weniger Jahre, ja Wochen und Tage, die Resultate vergangener Jahrhunderte zusammendrängend, zugleich den Keim für folgende Generationen entwickeln; und wir, vor deren Augen so große Ereignisse, Gestalt und Farbe rastlos wechselnd, oft blendend und sinnverwirrend, vorübergehen, bedürfen und wählen gern einen Vereinigungspunkt, von welchem aus wir, als entferntere Zuschauer, das große Drama richtiger in uns aufnehmen können. Die neueste Literatur bietet einen solchen uns dar, wenn die Schriftsteller treu aufgefaßt und selbst einen historischen Ueberblick gewonnen haben. Eins wie das Andere ist unerläßlich, wenn nicht neue und noch verderblichere Illusionen auftauchen sollen. Dies also erwägend, konnte Ref. die ihm zugetheilte Beurtheilung der vorliegenden Schrift nur als eine willkommene Aufgabe betrachten, und wir werden im Verfolg sehen, wie weit der ungenannte Verf. jenen Foderungen entsprochen habe. Echt dramatisch beginnt die Einleitung zu dem sturmbewegten Gemälde, mit Schilderung der tiefen, kaum von fernen Wetterwolken bedrohten Ruhe, die zum ersten Male seit den Drangsalen eines halben Jahrhunderts sich über Europa zu verbreiten begann, wie da, unter dem allgemeinen Jubel der loyalsten Freude über die endlich bezwungene Seeräuberrotte, gleich einem Wetterstral aus heiterer Luft, der Aufruhr hoch emporloderte, der Thron der Bourbonen am dritten Tage zusammenbrach, und ganz Europa, aufgeschreckt, der dunkelsten Zukunft entgegensah. Mit starkem Tadel bezeichnet der Verf. die Verblendung, in der die unglückliche Dynastie sich und das Volk dem Verderben entgegentreiben ließ und dafür zum dritten Male Flucht und Entthronung gewonnen hat. Es wird ferner gezeigt, wie, bei so regem Völkerverkehr, dies auch Deutschland aufregen mußte, Leidenschaften weckte, die, ohne diesen Schlag, noch lange geschlummert hätten, jedem Schmerz Worte, jeder Hoffnung ungemessenen Raum gab, und wie, inmitten mannichfachen Zündstoffes, eine solche Zerwürfniß aller Parteien habe hervorgehen müssen, daß nun von einem Theile als Jakobiner gehaßt werde, wer von billigen Foderungen des Volkes an seine Beherrscher, von gesetzmäßigen Verfassungen, Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten spreche, während andererseits jede Hinweisung auf Bürgerpflicht und bescheidene Erwartung der durch Fürstenwort verheißenen bessern Institutionen als Stimme des Fürstenknechts, des Volksverräthers verrufen werde, zwiefache Verdammung aber das Loos Dessen sei, der hier in der Mitte zu stehen trachte.

Wählen wir mit dem Verfasser, der freilich von dem lauten Ruf der linken Seite sich bisweilen hat mithinüberziehen lassen, dennoch jenen mittlern Platz, der allein eine richtige Ansicht des Ganzen gewährt, so sehen wir allerdings auch, daß seit Napoleons Sturz keine Phantasmagorie mehr im Stande sei, das weit verbreitete Ideal einer auf möglichst allgemeine Wohlfahrt, auf Licht und Ordnung gegründeten Gestaltung der Staaten aus Gemüthern hinwegzuzaubern, die, weise geworden unter den Stürmen der Zeit, begriffen haben, was der Menschheit so unabweislich Noth thut, daß endloses Vorenthalten, oder gar Vorschreiten im entgegengesetzten Sinne fortan nur zum allgemeinen Grabe der Civilisation führen könne.

Der Verf. führt uns nun die Schilderungen der einzelnen deutschen Staaten immer in Bezug auf jenen Zeitraum vor, beginnt zwar mit Oestreich, fügt aber sehr richtig hinzu, daß dieser Theil Deutschlands, obgleich dem deutschen Bunde präsidirend, dennoch eigentlich nur in geographischer und statistischer Hinsicht zu Deutschland gerechnet werden könne, da dessen Völker nach Sitte, Denkweise, Verfassung, völlig abweichenden Preßgesetzen von andern deutschen Völkern nicht nur verschieden, sondern vielmehr isolirt sind. Ref. mag hier nicht Hehl haben, wie höchst unbillig es ihm immer geschienen, wenn man von einem Staate, der durch so viele Rücksichten auf seine Nebenländer andern Stammes, anderer Sprache und sehr verschiedener Culturstufe festgehalten wird, die Einführung, oder auch nur thätige Begünstigung solcher Institutionen fodert, für welche der Norden und We-

sten des deutschen Bundes längst empfänglich war, sowie andererseits wol nicht angenommen werden darf, daß eben diese Macht dahinwirke, dem übrigen Deutschland der Zeit gemäße und von ihr gebotene Verbesserungen vorzuenthalten.

Unser Verf. geht dann auf Preußen über, dessen edler König laut erklärt habe, daß seine Sache und die seines Volkes die nämliche sei, und er diesem, was es bedürfe und durch so große Opfer so wohl verdient habe, geben wolle; auch wird anerkannt, daß, obgleich durch mannichfache Rücksichten gebunden, die Reconstruction der Monarchie zwar langsamen, aber festen Schritts nach den wohlerwogenen Foderungen der Zeit vorgerückt sei. Ref. aber darf tadelnd bemerken, daß unerwähnt geblieben, wie durch offene, freiwillige Darlegung des Budjets, ein sehr wesentlicher Wunsch erfüllt worden, der mittels der Provinzialstände unerledigt bleiben zu müssen schien, und wie der Bürger mittels der trefflichen Städteverfassung, der Landmann aber durch die so überaus erleichterte Ablösung jeder auf ihm selbst persönlich, oder auf seinen Grundstücken haftenden Lasten einem Grade bürgerlicher Tüchtigkeit und Selbständigkeit zugeführt worden, den keine frühere Zeit gekannt hat.

Wir übergehen, was von Baiern, Würtemberg, Baden gesagt worden, und gehen zu Hessen über, wo Kurfürst Wilhelm I. mit der Bemerkung: „er habe 7 Jahre hindurch geschlafen", wieder eintrat; der Oberst stellte sich als Hauptmann, der Staatsrath als Secretair oder Gerichtshalter wieder in die alte Dienstreihe, nicht nur die abenteuerlich veraltete Tracht, sondern auch Stockprügel wurden beim Heere, auf dem Lande aber die unter der Fremdherrschaft abgeschafften Frohndienste wiedereingeführt; die Hauptstadt verödete im Vergleich gegen die Zeit, da sie der Mittelpunkt eines bedeutenden Königreichs gewesen war. Dagegen berief der Kurfürst die Landstände zusammen und gesellte ihnen zum ersten Male auch Vertreter aus dem Bauernstande zu. Die erste Foderung des Souverains war die, daß 4 Millionen Thaler, die 1814 (im Buche steht 1824) zur Ausrüstung der hessischen Truppen von ihm aufgewendet worden, von den Unterthanen besonders aufgebracht und dem Landesherrn zurückgezahlt würden. Erhöhung der Steuern auf eine Reihe Jahre hinaus wurde dazu als Mittel bezeichnet. Die Stände erkannten diese Verpflichtungen, wünschten aber zu prüfen, ob diese Summe nicht aus andern Mitteln des Staatsvermögens gedeckt werden könne, verwiesen auf Staatscapitalien, auf die empfangenen hohen Subsidien rc.; auch ergab sich, daß die Nothwendigkeit einer Steuererhöhung wirklich nicht vorhanden wäre. Das Jahr 1815 brachte dem hessischen Heere neuen Ruhm und dem Souverain, außer abermaligen englischen Subsidien, 5 Millionen Francs franz. Contribution, von welcher der Kurfürst sich erbot, dem Lande, das soeben zur Deckung der von dem Kurprinzen contrahirten Privatschulden 200,000 Thlr. bewilligt hatte, 40,000 Thlr. zur Tilgung der Staatsschulden beizutragen. In diese Zeit, 1816, fallen auch die ersten Bewegungen in Niederhessen. Wahrhaft rührende Bitten sind es, mit denen 77 Vorsteher, Richter und andere Landleute vom Diemelstrom um Milderung ihrer Lasten bitten, „die schwerer als zur Zeit des Drucks einer fremden Herrschaft und des Krieges, nun unter dem angeborenen Fürsten und nach einem glorreichen Frieden auf ihnen lasteten". „Wir wissen wohl", sagten sie, „daß wir schuldig sind zu geben, was zur Erhaltung des Staats nothwendig ist, und wollen es gern thun, so lange es nur möglich ist, aber darin eben liegt das Unglück, daß wir gar nicht wissen, was das Land eigentlich braucht". Sie fragen dann an, wie es mit dem vielen Gelde stehe, welches das Land Hessen ausstehen habe, ob es etwa dem Lande nicht gehöre; wünschen zu wissen, wohin denn eigentlich ihre Abgaben fließen und wie sie verwendet werden, und halten eine feste Verfassung des Landes, wo ohne Genehmigung der Stände nichts aufgelegt noch gefodert werden dürfe, für sehr nothwendig, weil es doch recht und billig sei, „daß Derjenige, der geben solle, auch gefragt werde, wie viel er geben könne? Dies waren nun freilich Worte, die nicht angenehm lauteten, und, wol auch außer Hessen, in manchem andern Lande lange Zeit hindurch ungehört verhallt sind. Hier war das nächste Resultat eine obrigkeitliche Bekanntmachung in der Kasseler Zeitung, worin gesagt wurde, „eine Untersuchung habe ergeben, daß mit den Unterschriften höchst leichtsinnig verfahren worden sei, auch hätten die Landleute erklärt, den Inhalt ihrer Eingabe nicht verstanden oder gehörig durchgesehen zu haben". Gegen diese Darstellung protestirten nicht nur die Unterzeichner vor den noch versammelten Landständen, sondern 1400 Bewohner der Hauptstadt traten ihnen öffentlich bei. Die Stände selbst näherten sich nun durch nicht unbillig scheinende Foderungen und Erbietungen der Regierung, erregten dadurch jedoch und durch die angehängte Stipulation: „daß mit dem Jahre 1817 eine neue, durch Uebereinkunft zwischen der Regierung und den jetzt versammelten Ständen festzusetzende und von zwei deutschen Mächten zu garantirende Verfassung eintrete", den Unwillen des Souverains in solchem Grade, daß die heftigsten Zurechtweisungen, jedoch auch die Zusicherung erfolgte, es solle die Erstattung der im Jahr 1814 für das Land ausgelegten 4 Millionen Rüstungskosten vor der Hand beruhen. Unterdessen war auch die Lage des Heeres sehr traurig. Die Offiziere der aufgehobenen Landwehr und selbst des stehenden Heeres unterlagen, der durch sie selbst erworbenen Subsidien und Kriegscontribution ungeachtet, den größten Entbehrungen, und die Stimmung wurde um so bitterer, da man glaubte, der Kurfürst, der für den reichsten Fürsten Europas galt, halte die reichlich erhaltenen Mittel den Darbenden vor. Mehre Offiziere wandten sich an die Landstände, und es darf, nach der Militair-Dienstordnung, wol nicht befremden, daß der Erfolg sehr übel war. Einige wurden mit Festungsarrest und Dienstentlassung bestraft, andere, die nicht unterzeichnet hatten, zu höhern Graden befördert. Die Landstände selbst verwendeten sich, wiewol Anfangs auch ohne Erfolg, wegen einer Zulage von 20—25 Proc.

Das Misvergnügen wurde jedoch immer allgemeiner, man entließ die gefangenen Offiziere und bewilligte eine geringe Zulage; desto trauriger blieb dagegen das Loos des gemeinen Kriegers; die Dienstzeit war auf 12 Jahre festgesetzt, und nur erst nach 24jährigem Dienst hatte der Unteroffizier eine Pension von — täglich einem Groschen zu erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Hormayr. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. München, Frankh. 1831. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Nachdem dies Taschenbuch eine Reihe von Jahren erschienen ist, scheint es kaum mehr zulässig, über seinen Charakter im Ganzen zu sprechen, da man diesen vielmehr als allbekannt voraussetzen darf; inzwischen haben historische Taschenbücher in neuester Zeit auch eine neue Haltung bekommen, und es fragt sich, wie nimmt sich neben diesen jüngern Genossen das Hormayr'sche aus.

Hier muß aber zuerst bemerkt werden, daß während z. B. v. Raumer's „Historisches Taschenbuch" seinen Gegenstand, die Historie, in wissenschaftlicher Allgemeinheit faßt, das Hormayr's ihm sofort eine Beschränkung durch subjective Beziehungen gibt, indem es sich als ein vaterländisches kundgibt und diese Eigenschaft der vaterländischen Haltung sich zunächst nur auf Hrn. v. Hormayr's Heimath, d. h. sonst auf Oestreich, jetzt auch auf Baiern bezieht.

Zweitens aber trägt nicht nur die Beschränkung des Stoffes einen sehr subjectiven Charakter, sondern auch die Auswahl und die Behandlung der einzelnen Materien ist größtentheils unwissenschaftlich und nach dem Maßstab subjectiver Zwecke gemessen. Beziehungen einzelner Familien, einzelner Orte machen sich breit, und sogenannte Ahnentafeln und Burgenbeschreibungen; aber jene nicht in scharfen genealogischen Untersuchungen, welche einer wissenschaftlichgehaltenen Specialgeschichte zu Hülfe kommen könnten, sondern skizzenartig, und hier und da mit affectirter Genialität romantische Züge oder sententiöse Reflexionen hinwerfend; diese statt, was so wünschenswerth wäre, mit dem Auge des Architekten forschend beschreibend, Grundrisse liefernd, Trümmer ergänzend, oder die Beziehung der Burg zur Landschaft, die Beziehungen freier und höriger Beisaßen, Güter u. s. w. erläuternd, vielmehr in wunderlicher Abwechselung bald voll Sentimentalität über die Hinfälligkeit gewesener Herrlichkeit, bald voll neumodischen Triumphes gegen die dagewesene Rohheit, das Wichtigste bei Seite liegen lassend oder geringfügig abfertigend.

In diesen Elementen kommt nun noch das Element romantischer Gedichte, die historische Züge zum Gegenstand haben und von Werth sind, wenn sie von Hrn. v. Schenk oder andern geschmackvollen Dichtern herrühren, obgleich auch da noch die Behandlung historischen Stoffes in kleinen Liedern immer noch ihre großen Schwierigkeiten sehen läßt, so leicht die Sache auch aussieht, dagegen von blos subjectivem Werth wieder, wenn sie Leute wie Hrn. Grün und Seidl zu Verfassern haben.

Daß unter solchen Zurichtungen des Ganzen diejenigen Elemente im Grunde allein gedeihlich gepflegt werden können, welche ihrer Natur nach eine solche subjective Haltung haben und verlangen, versteht sich von selbst; dahin gehört die Sammlung von Sagen, Legenden, Zeichen und Wundern, die Beiträge zur Geschichte der Sitten der Vorzeit. Sie sind die einzige Partie dieses Taschenbuches, welche durchgängigen Werth hat, und der verstorbene Vulpius in Weimar, der seinen „Curiositäten" eine ähnliche Haltung gab, beschränkte sich mit richtigem Takte fast ganz hierauf.

Es geht aus alle Dem hervor, daß das Hormayr'sche Taschenbuch eben nur auf der Grenze ernstwissenschaftlicher Bestrebung und leichter, persönlicher Vergnügung gehalten wird, und daß es sich auf dieser Grenze hält, verdankt es nur einzelnen Aufsätzen.

Als von einem solchen höhern Werth zeichnet Ref. in dem vorliegenden Jahrgange aus Nr. 6: „Andreas III. des Venetianers und letzten arpadischen Königs in Ungarn Heerfahrt nach Oestreich im J. 1291", von Johann Czech, Senator der königl. Freistadt Raab, welcher Aufsatz ebenso wahrhaft specialhistorischen Werth hat, als Aufsätze wie der 15.: „Hanns Hasellober", ein humoristischer Volksdichter im 15. Jahrhundert, vom literarhistorischen Standpunkt dankenswerth sind. Ferner zeichnet sich auf das vortheilhafteste unter den Aufsätzen, welche die Beschreibung und Geschichte von Burgen zum Gegenstand haben, aus Nr. 14: „Das Schloß Eck im Unterdonaukreise", vom Reichsarchivsecretair Ludwig Zenker.

Was die Darstellung in den meisten Aufsätzen, von wie verschiedenen Händen sie auch herrühren mögen, anbetrifft, so trägt sie einen Charakter, den man in den meisten Schriften süddeutscher Schriftsteller (mit Ausnahme natürlich der Schwaben und Schweizer) wiederfindet, nämlich den des Nichtüberwundenseins mancher Bildungselemente und des Zumvorscheinkommens dieser Mannichfaltigkeit am unrechten Orte. Brocken Shakspeare'scher Belesenheit stehen neben müllerirenden Wendungen und Sentenzen, freisinnige Kraftäußerungen, die einer schalen liberalen Richtung angehören, neben sentimentalen Empfindungen über die Innigkeit der alten Zeit, die eben nur durch die aus der heillosesten Ehe machiavellistischer Staatsrichtungen und mercantiler desgleichen, und durch die aus dieser Ehe erzeugte modern-mechanische Ansicht des öffentlichen Lebens gebrochen worden ist.

Referenten kommen östreichische, böhmische und bairische Schriftsteller in dieser Beziehung mannichfach vor, wie die nordamerikanischen, bei denen auch die Eigenschaft nicht Fertiggewordenseins mit vielen fremdartigen Bildungselementen zu einer gewissen Richtung auf plattbürgerliche Nützlichkeit und Bequemlichkeit sich vermählt, und welche dann auch noch eine andere Eigenschaft mit einem Theile der süddeutschen Schriftsteller gemein haben, nämlich eine blühende Diction als Requisit einer guten Darstellung anzusehen und sie erzwingen zu wollen, selbst wo sie nicht angeboren ist. Eine gewisse Geschmacklosigkeit, die sich in bald übertriebenen Bildern, bald in pausbackigen Kraftausdrücken, bald in der Unsicherheit in der Wahl edlerer Ausdrücke für gemeinere, gemeinerer Ausdrücke für höhere Beziehungen zeigt, ist davon die Folge. Dem Einen schwillt, wenn es gilt, die rechte Wittelsbacherader, ein anderes Mal nährt Johann Ziska von Troczнow den furchtbaren Gedanken voller greulicher Rache im eisernen Herzen; dann werden wieder des großen Kaunitz Sonderbarkeiten im häuslichen Wesen „Auslüftungen und Indulgenzen genannt, die er sich, nachdem er des Tages Last getragen, nicht versagen wollte", oder es schließt ein sentimentaler Topos sich folgendergestalt an eine Trümmerbeschreibung an: „Viel ist schon eingestürzt. Grabesstille herrscht in diesen öden Räumen, kaum unterbrochen durch das Brausen des tief unten fortfließenden Stromes, des vom Winde gepeitschten nahen Hochwaldes, durch das Gekrächze der Raubvögel und durch das Heulen und Pfeifen des Sturmes durch die Ritzen und Löcher. Selten, aber immer tiefergreifend, klingt dazwischen vom jenseitigen Ufer die Glocke des uralten Kirchleins von Schwallenbach".

Es ist nicht zu leugnen, daß in diesen Taschenbüchern des Hrn. v. Hormayr manche edle Perle sich auch für den ernsten Historiker findet; aber man muß sie dann als einzelnen Aufsatz auszeichnen und rühmen; im Ganzen ist das Unternehmen mehr in gesellschaftlichen und Familien-Interessen gewisser Gegenden als in einem wissenschaftlichen Interesse gehalten, was sich ja auch mit Specialgeschichten, Biographien, Genealogien und

Beschreibung von Baulichkeiten und Bodenverhältnissen verbinden läßt. Was die Genauigkeit der Forschung in manchen Aufsätzen anbetrifft, so ist darüber schon früher in diesen Blättern (in Nr. 326 f. 1830 unter der Ueberschrift „Historische Wahrheit") eine Rüge zu finden, die nicht so ernst ausgesprochen hätte werden sollen, da es bei einem Almanach von im Ganzen so subjectiver Haltung an Ungenauigkeiten nothwendigerweise, möchte man sagen, nicht fehlen kann.

Von den diesem Jahrgange beigegebenen schön gearbeiteten Portraits haben nur die des Kronprinzen von Baiern und des Grafen von Armannsperg ein allgemeineres Interesse. Der Graf von Chotek und die Herren Thomas Nagaly und Paul Nagy werden dem größten Theile der deutschen Leser bis dahin ganz unbekannt gewesen sein. 37.

Aus Italien.

Die mehrmals erwähnte, aber immer auffallende Sitte, die besonders in Venedig sehr verbreitet ist, jungen Neuvermählten am Tage der Hochzeit gelehrte, zu ihren Ehren verfaßte und gedruckte Dissertationen zu überreichen, hat einige interessante Untersuchungen neuerlich veranlaßt. Denn die gelehrten Hausfreunde eines im Königreich Venedig lebenden Herrn Porto haben seinen Hochzeittag benutzt, ihre „Forschungen über den alten Luigi da Porto" dem Drucke zu übergeben, der, als ein Vorfahr des Gefeierten, zwar zunächst diese Wiedererweckung verdiente, für uns aber, die nicht mit am Hochzeittische saßen, nur dadurch der Ehre werth wird, weil er zuerst in seinen mit Unrecht vergessenen Werken die Sage bearbeitete, die dem Lied „gewebt aus Lieb' und Leiden," Shakspeare's „Romeo und Julie" zum Grunde liegt. Wer einen solchen Pitt fand oder aufschliff, verdiente ebenso gewissenhaft dem Andenken der Nachkommen erhalten zu bleiben als Die, welche wirkliche Diamanten auf den Markt brachten, und Luigi da Porto hat in seiner Novelle einen Anachites zu Tage gefördert, der wirksamer manches Herz zum Gefühle des Schönen und Menschlichen erhoben, das in Unruhe und Bekümmerniß versunken, als alle Kronjuwelen der Erde. Ohnehin gewinnt da Porto, als ein Repräsentant seiner Zeit, wo Wissenschaft, Krieg und Liebe sich im Leben der Italiener fortwährend durchdrangen, auch für uns an Interesse, und ein Auszug aus Giac. Milan: „Notizie intorno alla vita e agli scritti di Luigi da Porto" (Padua, 1830) wird darthun, daß er würdig auf der Staffel seiner Zeit stand. Luigi war 2 Jahre nach Rafael, 1485 zu Vicenza geboren; aber wie dieser erhielt er am Hofe von Urbino, der für die geistige Belebung Italiens die ausgezeichnetsten Elemente vereinte, seine erste Bildung. Dort wurde er Peter Bembo und jener hochgefeierten Veronica Gambara befreundet, deren Einfluß auf ihn sich durch seine Werke nachweisen läßt. Die Liebe zu den Musenkünsten begleitete ihn aus diesem Kreise in den Waffendienst, zu dem er sich darum auch mehr aufgerufen fühlte, weil 1509 seine Vaterstadt Vicenza in Kaiser Maximilians Hände fiel. Seine Familie hielt es mit Venedig, und Luigi gelang es, mit ihr zusammen die Herrschaft des Marcuslöwen wieder in Vicenza zu begründen. Seine Bemühungen wurden von der Republik durch eine Hauptmannstelle belohnt; aber er genoß dieser Auszeichnung nicht lange; denn bei einem Gefechte in Friaul ward er so schwer verwundet, daß er den Kriegsdienst aufgeben mußte. Anfangs in Venedig, dann in seiner Vaterstadt, suchte er bei den Musen und im Dienste der Frauen eine Entschädigung. Besonders gefeiert findet man in seinen Werken eine schöne Frau, Ginevra, die er unter dem Bilde eines Wachholderstrauchs (ginepro), der in Petrarca's Garten heranwuchs, verherrlicht. So von der Muse getröstet und durch bürgerliche Würden geehrt, starb L. da Porto 1529. Aber aus seinem geistigen Nachlasse hat nichts ihn so lange überlebt als jene Bearbeitung von Romeo und Julie unter dem Titel: „Historia novellamente ritrovata di due nobili Amanti; con la loro pietosa morte; Intervenuta già nella Città di Verona. Nel tempo del Signor Bartholomeo della Scala." Das jetzt hinlänglich bekannte Ereigniß wird durch ihn ins Jahr 1303 versetzt, und ein anderer Epithalamiste des noch lebenden Herrn Porto hat daher die Frage untersucht, welche Quellen dabei vorlagen, oder welche Zeugnisse das rührende Ereigniß geschichtlich begründen. („Del caso di Giulietta e Romeo. Lett. di Gius. Todeschini a Jacopo Milan". Padua, 1830.) Bei Dante, der der Montecchi und Capelletti zwar im „Fegefeuer", VI, 106, gedenkt, wird ebenso wenig als bei seinen Erklärern mit einem Worte verrathen, daß ihnen ein derartiger Vorfall bekannt war. Kein Chronist oder Geschichtschreiber Veronas gedenkt desselben früher, als bis die Erzählung durch da Porto Aufsehen erregte. So ist die Nachricht im X. Buche von Girolamo della Corte's 1594 erschienener Geschichte Veronas offenbar aus diesem entlehnt. Auch das Grab, das man der gläubigen Pietät der Reisenden in Verona noch jetzt zeigt, kann zur Ergründung der Geschichte keinen Anlaß gegeben haben. Es ist ein weißmarmorner Trog ohne Inschrift, ohne Wappen und selbst ohne Deckel, der sich zum Familiendenkmale der Capelleti gar nicht geeignet hätte, wie er doch, nach den spätern Erzählern, darstellen sollte, der sicher seinen Namen erst erhielt, als die so anziehende Geschichte die Herzen gerührt hatte. Nicht älter kann er sein als 1524; denn in diesem Jahre schrieb Luigi da Porto seine Novelle. Sie erschien zuerst zu Venedig im Drucke ohne Angabe des Jahres; zum zweiten Male 1535; und oft ist sie seitdem wieder abgedruckt werden, am prächtigsten 1819 in Mailand bei Giegler. Da geschichtliche Begründung sich nicht nachweisen läßt, so fragt sichs, ob die später durch Clizie von Verona (Verona, 1553) in Stanzen, durch Matteo Bandello in Prosa ausgeschmückte Erzählung ein Werk von da Porto's eigner Erfindung oder ein entlehntes war. Das Letztere ist wahrscheinlich. Durch Herrn Todeschini's Fleiß, der dieser Untersuchung vorzüglichen Eifer gewidmet hat, ist nämlich in der 32. Novelle von Masuccio's aus Salerno, 1476 zum ersten Male erschienenen "Novellino" eine Quelle nachgewiesen, die den ganzen Inhalt hergab, den da Porto nur anderer Oertlichkeit und andern Personen anpaßte. Doch fremdes Eigenthum durch so glückliche Umgestaltung zu dem eignen zu machen, spricht schon für Talent, das Luigi da Porto auch in ernstern Darstellungen stets bewährt hat. Aufmerksam auf ihn geworden, fragten nämlich italienische Gelehrte bei dem gefälligen Bibliothekar der Marcusbibliothek zu Venedig, Abbate Bettio, an, ob nicht handschriftliche Nachlässe noch sich vorfinden sollten; und siehe, 25 Briefe aus den Jahren 1509—13, alle über den venetianischen Krieg, kamen dadurch zu Tage, die auch über andere Zeitverhältnisse gewünschte Auskunft verbreiteten. Durch Herrn Testa herausgegeben, findet man diese in der Schrift: „Alcune lettere inedite di Luigi da Porto, scritte dall anno MDIX al MDXIII" (Padua, 1830) zusammengedruckt und dem Brautpaar zu Ehren, das seinen Namen mußte vorsetzen lassen, mit gelehrten Noten erläutert.

Ein ähnlicher Anlaß, als der erwähnte, brachte auch einige Reliquien Gasparo Gozzi's (geb. 1713, gest. 1786) in Erinnerung, die in der Sammlung seiner Werke noch fehlten. Gozzi's Name hat guten Klang, nur muß man den ehrbaren Gasparo nicht mit dem phantastischen Märchenerzähler Carlo, seinem Bruder, verwechseln. Vielleicht hätte man daher die „Racconti di Gasp. Gozzi che non si leggono impressi tra le sue opere" (Venedig, 1830) und die „Alcuni scritti di G. G, che non si leggono etc." (Venedig, 1830) ruhig in der Zeitschrift („Sognatore italiano") schlafen lassen können, wo sie seit 1768 begraben lagen. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 10. —— 10. Januar 1831.

1. Blicke auf Deutschlands Lage, seit dem wiener Congreß; und auf die neuesten Volksbewegungen.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Gleichzeitig gedieh der ungleiche und unglückliche Kampf mit den westfälischen Domainenkäufern zur traurigsten Publicität. Auch sie hatten sich an den Landesherrn gewendet, erhielten aber auf ihre Bitte um Rückerstattung des von ihnen gezahlten Kaufpreises die Antwort: „es könne auf ihr ganz unstatthaftes Gesuch gar keine Rücksicht genommen werden". Der Staatskanzler von Hardenberg aber sicherte ihnen zu, daß auf dem Bundestage, wohin die Sache gehöre, Preußen sie unterstützen werde; auch stimmten alle Bundesgesandten, Oestreich voran, auf kräftige Verwendung bei dem Kurfürsten. Dieser wies jedoch in einer starken Note seines Bundestagsgesandten jede Intercession, geschweige Autorität des deutschen Bundestags zurück: „es habe Sr. kön. Hoheit", heißt es unter Anderm darin, „höchst auffallend sein müssen, daß deutsche Bundesversammlung einem Unterthan nachlasse, Beschwerde gegen Sie einzureichen, und wie dieselbe sich gleichsam als eine oberrichterliche Behörde darstelle, da sie doch allezeit nur Vermittlerin, nie Richter sein solle. Ueber die Beschwerde des ꝛc. Hoffmann würden S. k. Hoheit beschließen, was Ihnen gerecht und billig erscheine, müsse aber die Einwirkung des Bundestages so lange verbitten, bis dieselbe durch ein, unter Allerhöchst Ihrer Mitwirkung veranlaßtes organisches Gesetz dazu ermächtigt sein werde". In ernster, einstimmiger Sprache beantwortete die hohe Versammlung solche Rede, verwies zuvörderst im Allgemeinen auf die, vorzüglich nur aus Hessen eingehenden vielfältigen Beschwerden und fügte (S. 132) hinzu: „sie werde, eingedenk ihrer hohen Bestimmung, nie vergessen, sich bedrängter Unterthanen selbst anzunehmen, damit auch diese es inne würden, daß Deutschland nur darum mit ihrem Blute von fremdem Joch befreit und Länder ihren rechtmäßigen Regierungen zurückgegeben worden, um, anstatt der Willkür, einen rechtlichen Zustand überall eintreten zu lassen; und werde sie, auf fernern Antrag des ꝛc. Hoffmann, in diesem wie in jedem andern Falle das Angemessene beschließen". Die historische Treue erfodert es, zu bekennen, daß, dieser ehrenvollen Gesinnungen ungeachtet, weder von Seiten des deutschen Bundestages, noch des später damit beschäftigt gewesenen aachner Congresses den hessischen Domainenkäufern irgend eine wesentliche Hülfe zu Theil geworden sei; nach S. 135 aber sollen, der von Preußen und Baden gewährten kräftigen Unterstützung ungeachtet, die majora vota auf milde Maßregeln hingewiesen haben und dem Reclamanten zu verstehen gegeben worden sein, „daß ihr gutes Recht wol klar genug sei, aber sich nicht so streng durchfechten lasse". Inmittelst wurde in Hessen von Seiten des Landesherrn ein Versuch gemacht, diesen Staat mittels einer eignen Censur von dem im 18. Artikel der Bundesacte für ganz Deutschland bestehenden Censurgesetzen zu isoliren, jedoch wegen des Kostenpunktes wieder beseitigt. Dem landständischen Ausschusse aber theilte man nun einen ziemlich liberalen Constitutionsentwurf mit (S. 155) und äußerte dabei, wie man sich höhern Orts zu Ertheilung einer solchen Verfassung wol entschließen dürfte, wenn die Stände 800,000 Fl. und eine zehnjährige Tranksteuer verwilligen wollten. Die Stände wiesen diesen Antrag zurück; und als man endlich in Kassel und später auch an andern Orten auf die Bemerkung verfiel, daß der 13. Artikel der Bundesacte nur gesagt „es werden", nicht aber „es sollen" landständische Verfassungen eingeführt werden, so gerieth das ganze Verfassungswerk hier, wie anderwärts auch, ins Stocken. Hessens erster Kurfürst wurde nun endlich von dem Schauplatz abgerufen, den er gleich einem Repräsentanten eines längst verschwundenen Zeitalters so lange innegehabt hatte; die ersten Jahre seines Sohnes und Thronfolgers erlangten durch die mysteriöse oder mystificirende Verschwörungsgeschichte eine befremdliche Celebrität; sonst herrschte tiefe Ruhe im Lande; die öffentliche Stimme hatte sich auf dem langen Landtage ausgesprochen, sie war ungehört verhallt und schwieg nun in stiller Resignation. Der Verf. beklagt den neuen Regenten, von seinen Umgebungen nur übel berathen, nicht auf Das, wodurch allein die Ruhe der Völker und Sicherheit des Throns erlangt werde, hingeleitet worden zu sein. „Vielleicht", heißt es S. 291, „säße Karl X. noch auf seinem Throne, wenn er seinem Willen seine Ansichten hätte vorwalten lassen. Der König von Preußen lebt, angebetet von seinem Volke, ganz ruhig unter ihm, weil er in der Wahl seiner Rathgeber mit größter Vorsicht zu Werke geht". In Kassel war, während der Kurfürst nach einer schweren Krankheit noch

in Karlsbad verweilte, Unruhe unter den Handwerkern ausgebrochen; er eilte mit dem Kurprinzen nach Eisenach, um in der Nähe den Gang der Ereignisse zu verfolgen; dort vernahm er, daß die Bürger der Residenz den Wunsch der Entfernung zweier Personen aus seinem und seines Sohnes Gefolge ausgesprochen hatten, „so sehr die Rückkehr der Letztern sie erfreuen werde, so sei doch Uebles zu fürchten, wenn diesem Wunsche nicht nachgegeben würde". Der Kurfürst kehrte mit seinem Sohn zurück, Alles lief ruhig ab, und die Stadt schwamm in Jubel, als der Kurfürst baldige Zusammenberufung der Stände gelobte und einige Abgaben erließ. Der Verf. konnte es noch nicht berichten, und Ref. fügt mit desto größerm Vergnügen hinzu, daß eine Verfassung unter gegenseitigen Garantien, wie das Land sie nur je hätte wünschen können, den langen Zerwürfnissen endlich, und Gott gebe für immer, abhelfen wird.

„Wir haben absichtlich", sagt der Verf. S. 117, „bei der Geschichte Hessens ausführlicher als bei einem andern deutschen Staate verweilt, weil daraus am deutlichsten hervorgeht, wie sehr die Foderungen des Zeitgeistes verkannt worden, und was man sich Alles gegen die treuen, tapfern deutschen Völker erlauben zu können glaubte"; Ref. ist ihm hierin gefolgt und glaubt durch diese auszugsweise Mittheilung — der Verf. hatte die Ereignisse der letzten 15 Jahre, etwas störend, jahrweise durch alle deutsche Staaten fortgeführt — die Leser auf die ganze sehr interessante Schrift hingeleitet zu haben, möchte aber auch um deswillen eben die hessischen Vorgänge hervorheben, weil hier der sonst oft gehörte zwiefache Vorwurf einer Ueberfeinerung oder fremden Einflusses am wenigsten Platz greifen, vielmehr die Thatsache wie die Ursache eines durchs ganze Land verbreiteten Misvergnügens am untrüglichsten vor Augen liegt.

Was von Sachsen gesagt worden, ist schon zu vielfach besprochen, und was sich in Braunschweig ereignete, noch zu sehr im Werden, als daß hier größere Ausführlichkeit angemessen scheinen könnte. Ref. verweist daher wegen beider Länder, vorzüglich auch hinsichtlich Dessen, was über Zollsperren innerhalb Deutschlands, schon nach dem Erasmus die mira Germanorum insania, ferner über Presse und Censur, die demagogischen Umtriebe und Schutz des deutschen Handels gesagt worden, auf die sehr lesenswerthe Schrift und glaubt, der ihm ferner gewordenen Aufgabe besser zu genügen, wenn er, sei es auch nur des Reflexes wegen, 2 andere, das Ausland betreffende Schriften mitaufnimmt, zumal er über diesen ganzen Gegenstand wenige allgemeine Betrachtungen als Schlußworte beizufügen wünscht.

Jene Schriften sind

2. Die Misgriffe der Bourbons in Frankreich seit 1814. Von *r. Leipzig, Fest. 1830. 12. 6 Gr.
3. Staats- und Liebesabenteuer von Karl X., ehemaligem König von Frankreich; aus dem Französischen nach der „Histoire scandaleuse politique et anecdotique de Charles X." Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1830. 16. 14 Gr.

Nr. 2. ist ein im „Leipziger Tageblatt" mit Interesse gelesener und deswegen hier zusammen wiederabgedruckter Aufsatz. Aber wie sehr das ganz Außerordentliche der drängenden Erscheinungen hier die Eile der Verlagshandlung entschuldigen und der Aufsatz an innerer Durcharbeitung sich vor sehr vielen, den meisten, ähnlichen auszeichnen mag, so läßt die Bemerkung des bescheidenen Verfassers, daß Manches anders ausgedrückt, besser aus den Quellen belegt, vollständiger mitgetheilt worden wäre, wenn er einer solchen größern Verbreitung hätte entgegensehen können, es doppelt bedauern, daß unter diesen Umständen nicht noch eine letzte Hand angelegt worden ist.

Zu dem ganzen, leider allzu reichen Stoff haben wir eben jetzt aus dem Munde eines der geistreichsten französischen Redner in wenig Worten einen Commentar erhalten, der das Grundübel, wenn auch nicht erklärt, doch in seiner Erscheinung wunderbar ergreifend darstellt. „Wer der vorigen Regierung", sprach Guizot in einer, durchaus in conciliatorischem Sinne in der Deputirtenkammer gehaltenen Rede, „aufmerksam gefolgt ist, der wird bemerkt haben, daß sie von einem guten und einem bösen Genius beherrscht worden sei; von einem Geiste, der dem Interesse und den Gesinnungen des Landes angemessen, und von einem andern, der mit beiden im Widerspruch war. Dennoch widerstand sie 15 Jahre allen Angriffen, wie sie das erhaltende Princip, als die ihr eigne Bürgschaft, in sich aufgenommen hatte; der gute Genius war ein Rath des Friedens, der Achtung vor wohlerworbenen Rechten und Anerkennung der gewonnenen Resultate, der wahren Principien der Revolution; und hierin allein lag die ganze Kraft der Dynastie. Auf der andern Seite gab sie sich bösen Einflüssen hin, denn sie verbarg im Innern den Wunsch nach einer unumschränkten, über alle Gesetze erhabenen Gewalt und zeigte sich stets geneigt, alle Misbräuche und Foderungen der alten Ordnung der Dinge und namentlich die Herrschaft der Aristokratie und der Geistlichkeit zu begünstigen". Daher seit 14 Jahren unaufhörlich innerer Kampf und Schwanken; und so war denn die Katastrophe in voraus zu sehen, die unser Verf. mit erschütternder Wirkung in Calderon's Worten am Eingange des Werks schildert:

König sei er, träumt der König,
Und, in diesen Wahn versenkt,
Herrscht, gebietet er und lenkt;
Alles ist ihm unterthänig.
Er erwacht, und aus ist Alles,
Und von seinem hohen Glück
Bleibt ihm keine Spur zurück,
Als der Schreck ob seines Falles.

Was sollen wir dem Verfasser durch alle unglücklichen, schon oben bezeichneten Schwankungen und Irrwege des unglücklichen Königshauses folgen; sie waren unvermeidlich aus dem vielfach wiederholten: „im langen Unglück nichts vergessen und nichts gelernt!" hervorgegangen; aber wie verderblich auch die allgemeine Opposition gegen alle Resultate der Revolution, deren Haupthandlungen als ebenso viele Verbrechen galten, Begünstigung

abergläubischer Ceremonien, von denen die lebende Generation sich keinen Begriff mehr machen konnte, Klöster und Jesuiten, Wahl von Ministern, deren Name vom ganzen Lande nur unter Verwünschungen genannt wurden und in denen man endlich nur Agenten einer fremden Politik zu sehen glaubte: wie verderblich, sagen wir, dies Alles auch eingewirkt haben möge, so hat Ref. doch die Meinung noch bis heute nicht ablegen können, daß die Wahlverfälschungen, deren sie sich schuldig gemacht, diese allein, wenn auch spätern, doch unvermeidlichen Untergang bereitet haben; und von dieser Seite betrachtet, füllt ihr Untergang ein schweres und sehr ernst warnendes Blatt in der Geschichte unsers Geschlechts aus.

3. Die chronique scandaleuse, so weit sie les amours de Charles X betrifft, dürfen wir bei Seite lassen; man kann diese ohne alle Gewähr einem so tief gebeugten Haupte nachgerufenen Nichtswürdigkeiten nicht ohne innern Ekel und Indignation durchlaufen. Ref. erfreute sich dabei der Ueberzeugung, daß für das deutsche literarische Publicum überhaupt diese Art Schriften ganz ohne alle Anziehung sei. Der deutsche Geist ist ernster, gerechter; auch in Frankreich hat der bessere und wol größere Theil der Nation, wie abhold er der Dynastie sein mochte, sich unstreitig nur allenfalls während sie in vollem Glanze herrschte, gewiß aber nicht mehr, seitdem das Unglück über sie hereingebrochen, solcher Lecture hingegeben; und am allerwenigsten sollte die Asche der ihrem tragischen Schicksale unterlegenen Königin aufs Neue beschimpft werden.

Recht interessant ist dagegen Manches, was sonst über die Person des Königs und seines Hauses im zweiten Abschnitt gesagt worden, zumal der traurige Ausgang eines in Frivolität begonnenen Lebens daraus gewissermaßen erklärt wird. Der Dauphin und die unglückliche Enkeltochter Maria Theresias sind Ref. immer als hochtragische Personen, schuldlose Träger eines gewaltigen Schicksals erschienen; aber nie hat er geglaubt, daß sie berufen sein könnten, Frankreich beherrschen zu müssen.

Fassen wir nun in wenig Worten zusammen, was nach Lesung dieser 3 Schriften, die wir nur als Repräsentanten der großen Ereignisse betrachten wollen, als allgemeines Resultat in der Seele zurückbleibt, so wird man darin übereinkommen, daß der Genius der Menschheit im Zeitraume weniger Wochen die Völker einen Weg von Jahrhunderten hindurchgeführt hat. Offenkundig liegt es vor allen Augen, daß fortan es nur noch möglich sei, ein Volk mit Sicherheit zu beherrschen, so lange das wahre Wohl ohne alle Nebenrücksichten die einzige Richtschnur bleibt; daß ferner die Nationen von ihren Oberhäuptern fodern, sie sollen nicht nur an Intelligenz, sondern, und ganz eigentlich, an sittlicher Würde und Reinheit als ein hervorragendes Muster und zur Nachahmung reizendes Vorbild dastehen; daß vorzüglich Mangel der letztern Eigenschaft zur Nichtachtung und zum Verderben führt; daß, wer den Lauf des Rechts bricht, seinen eignen Untergang bereitet (es war nicht nur ein Papier, das dem ehrwürdigen Tribunal in Wolfenbüttel zerrissen vor die Füße geworfen wurde) daß aber die große Masse des gebildeten Mittelstandes, der wahre Kern der Nation, sich schnell und furchtlos um sein bedrohtes Fürstenhaus zum Schutze gegen Pöbelherrschaft und Anarchie aufstellt, gern das Fehlerhafte nur den Beamten beimessen mag, wenn nur die Herrscher selbst nicht sich der Ansprüche auf Achtung und Liebe begeben haben und, wie sie, wo so unglücklicher Fall vorhanden — mit welch freudigem Gefühl denkt Ref. des edeln Königs von Preußen — einem verwaisten Bienenstock ähnlich, nicht rasten, bis sie ein neues würdiges Haupt gefunden und gewonnen haben. Misbräuche und, was die Menge, oft mehr nach einem dunkeln, moralischen Gefühl als Unrecht ahnet, Beamtenwillkür sind es weit mehr als die Last selbst schwer drückender Abgaben, welche zur Empörung führen. Versagen zeitgemäßer Institutionen, Miskennen des Grades, zu welchem sich die Intelligenz einer Nation gehoben hat, darin liegt eine andere Quelle dieser Unruhe; und die unglückliche Meinung, man müsse selbst anerkannt nützliche, ja nothwendige Reformen verweigern, wenn sie auf unziemende Weise gefodert werden, hat unsägliche Verwirrung und Unheil hervorgebracht. Ref. las unlängst in einem vielgelesenen Provinzialblatt wenige, aber gewichtige Worte über die Gefahr, welche daraus hervorgehen kann. „Erst“, hieß es, „werden die Menschen — Völker darüber misvergnügt, dann werden sie schwierig und dann einig, und zuletzt werden sie Rebellen“. Größtmöglichste Publicität in Allem, was der Bürger wissen darf, über Staatshaushalt sowol als Gemeindeverwaltung, werden alsdann tausend unbillige Urtheile siegreich widerlegen. Die entgegenstehende, einer längst vergangenen Zeit angehörende Maxime hat manchen redlichen Beamten unverdientem Mistrauen blosgestellt, und nicht ohne sehr schmerzliche Empfindung drängte sich Ref. diese Betrachtung auf, als er las, wie in Nr. 1 eines einsichtsvollen und hochverdienten Staatsmannes auf so unzarte, unwürdige Weise gedacht worden.

Das Vertrauen wird über das ganze Land sich verbreiten, der Bürger und Landmann die festeste Schutzwehr nach Innen und gegen Außen gewähren; den eigentlichen miles perpetuus, die Soldatesca der letzten 3 Jahrhunderte haben wir ja ohnehin nicht mehr, wo nun seitdem jede jugendliche Kraft wehrhaft gemacht der Reihe nach in den Kriegerstand, aber bald wieder zurück in den Kreis bürgerlicher Wirksamkeit tritt; und welche Last wird dann durch Minderung der stehenden Heere den Völkern abgenommen werden können. Eine solche Gestaltung des öffentlichen Lebens ist es, die einem großen Theil unserer Zeitgenossen näher oder ferner entgegenwinkt, und wir werden dann, wie vor Kurzem der englische „Courier“, ein im strengsten conservatorisch-monarchischen Sinne redigirtes Blatt, bei Veranlassung des französischen Thronwechsels sich ausdrückte: „jene gefährliche Lehre von absoluter Macht und göttlichem Rechte, die dem gesunden Menschenverstand ebenso widerstrebend als für die menschliche Glückseligkeit schädlich ist“, getrost den verflossenen

Jahrhunderten zurücklassen können, die sie hervorriefen und ihrer noch bedurften. 13.

Memoirs of his own life and times; 1632—70. By Sir *James Turner*. Edinburg, 1829.

Hier haben wir den leibhaftigen Rittmeister Dalgetti in Walter Scott's „Montrose"! Wer sich in jene finstern Zeiten des Kampfes zwischen Karl I. und der Parlamentspartei, und dann Karls II. gegen die schottischen Presbyterianer zurückversetzen will, wird durch diese Selbstbiographie Turner's (geb. 1614), der in diesem gräßlichen Gewirr bald der einen, bald der andern Partei seinen Arm verkaufte, dazu gelangen. Wie Dalgetti, focht auch Turner Anfangs in Deutschland unter König Gustavs Fahnen (1630—40). Nach dieses edeln Helden Tode ging auch im schwedischen Heer alle Ordnung und Kriegszucht zu Grunde, und die Greuel, welche es an Freunden und Feinden verübt, sind unvergessen geblieben. „Unsere beiden Compagnien", schreibt Turner, „wurden schlecht behandelt, bald dort, bald da dem Feinde entgegengeschleudert, und ohne Bezahlung. Aber ich lernte so viele Pfiffe und wurde so wachsam, jede günstige Gelegenheit zu benutzen, daß es mir dennoch nie an Pferden, Kleidung, Nahrung und Geld fehlte, denn ich setzte in Uebung, was ich gelernt hatte". „In Deutschland", schreibt er an einer andern Stelle, „hatte ich, ohne weiter darüber zu philosophiren, eine fast gefährliche Maxime erlernt, welche dort von den Kriegsleuten insgemein befolgt wurde, nämlich diese: wenn wir nur unserm Herrn ehrlich dienen, so kommt weiter nichts darauf an, wer eben unser Herr sei. Demnach, ohne weiter die Gerechtigkeit der Sache zu prüfen oder meine Pflicht gegen etwelchen Fürsten oder etwelches Land zu berücksichtigen, ließ ich es darauf ankommen, welches erste beste Schiff sich mir (bei der Abreise aus Deutschland) darbieten würde". Da bot sich ein schottisches Schiff dar. „Und dies allein", schreibt Turner weiter, „hinderte mich denn, dem Könige meine pflichtmäßigen Dienste gegen die Covenanters jetzo anzutragen". So focht er denn eine lange Zeit für die schottischen Presbyterianer gegen König Karl I. und besonders auch gegen dessen Feldherrn in Schottland, Montrose (1647). Nach mancherlei Glückswechseln und Abenteuern aber trat er in der Folge, als Karl II. die Krone zurückerhalten hatte, nun in des Königs Dienst und befehdete und quälte seine ehemaligen Freunde, die Presbyterianer, ärger als irgend ein Anderer, sodaß endlich er selbst von den Seinigen vor Gericht gestellt werden mußte, aber, wie leicht zu erachten, gut durchkam. Hier sehen wir uns auf den Schauplatz der „Presbyterianer" Walter Scott's zurückversetzt! — Turner war nun plötzlich ein so eingefleischter Ultraroyalist geworden, daß ihm Mord und Todtschlag unter Autorisation eines gekrönten Hauptes fortan als die unschuldigsten und preiswürdigsten Thaten erschienen. So äußert er sich über Wallenstein's Ermordung, bei einer Gasterei, durch Gordon, Leslie und Devereux, so: „Diese ihre That war, nach meinem Urtheile, edel und hochherzig, wiewol Andere das Gegentheil behauptet haben". Und über den an Prinz Wilhelm von Oranien verübten Meuchelmord äußert er sich folgendermaßen: „Ich kann den Thäter nicht einen Mörder nennen, da er einen ausdrücklichen Befehl von seinem Souverain, dem Könige von Spanien, hatte, jenen aufsätzigen Fürsten aus dem Wege zu räumen". In dieser Umwandlung als Ultra gibt er nun auch den Schotten geradehin Schuld, sie hätten Karl I., als er sich, vor Cromwell fliehend, in ihren Schutz begab, unehrerbietig behandelt und zuletzt gar für eine Summe Geldes den Todfeinden verkauft. Beides aber ist unwahr. Denn, was besonders jene Geldsumme betrifft, so war England ihnen dieselbe für geleistete Kriegsdienste schuldig, und das Parlament hatte selbige schon 4 Monate früher förmlich bewilligt. Hier begegnen wir also dem gewöhnlichen Fehlschluß: post hoc — ergo propter hoc. Auch hätte Karl damals noch immer gerettet werden können, wenn er nur sich hätte retten lassen wollen. Denn die schottischen Bevollmächtigen, als sie mit den englischen über die Wiedereinsetzung des Königs unterhandelten, baten ihn fußfällig, jetzo nachzugeben, in Erwägung der großen Gefahr, worin er selbst und sie bei der täglich anwachsenden Macht der Sectirer und der Feinde der Monarchie schwebten. Aber Karl verwarf hartnäckig alle ihre flehentlichen und nur zu gegründeten Vorstellungen. Er blieb dabei, es für eine Gewissenssache zu halten, daß das Episcopalsystem herrschen müsse; oder mit andern Worten, er hielt das bischöfliche System seiner monarchischen Macht für diensamer als das presbyterianische. Man lese nur seine eignen Briefe an seine Räthe Jermyn, Culpepper und Ashburnham (in Clarendon's „State Papers", Bd. II, S. 260, 274). „Zeigt mir einen Fall, wo presbyterianische und königliche Regierung beisammen waren ohne unaufhörliche Empörungen! Und das war die Ursache, weshalb mein Vater die Regierung in Schottland abänderte. Und selbst in Frankreich, wo die Presbyterischen doch nur geduldet waren und sich demnach hätten mäßigen sollen, saßen sie nie still, so lange sie noch irgend vermögend waren, sich zu empören. Und es kann auch nicht anders sein; denn der Grund ihrer Lehre ist antimonarchisch. Kurz! es hat nie einen weisern Mann gegeben als Salomo, wenn er spricht: Kein Bischof — kein König!"

Auch tadelte Karl seinen eignen Prediger, R. Blair, gar sehr, als derselbe in einem Gebete den Papst Antichrist genannt hatte. Denn da der König in dem Papst einen Hauptbegünstiger des Absolutismus erblickte, war er demselben nichts weniger als abhold. „So geschieht denn nichts Neues unter der Sonne!" sprechen auch wir mit dem weisen Salomo. 6.

Literarische Notizen aus Italien.

Trotz des Preßzwanges wächst in Italien der Geschmack an Lecture, und speculative Buchhändler machen sich diese Neigung durch wohlfeile Sammlungen verschiedener Werke zu Nutze. Zu diesen Sammlungen gehört die von Pomba zu Turin herausgegebene „Biblioteca popolare", von der wöchentlich ein Bändchen zu 10 Sols ans Licht tritt. Er hat 10,000 Subscribenten, worunter nicht wenige Kaufleute und Handwerksleute sich befinden. Die Sammlung besteht aus früher in Italien gedruckten Werken über Geschichte, Reisen, Naturgeschichte und Kunst, und die ganze Serie wird zum wenigsten 100 Bändchen enthalten.

Zwei neue historische Romane sind in Mailand erschienen: 1. „Falco della Rupe", von Bazzoni, dem Verf. des „Castello di Trezzo"; 2. „Irene Delfino", eine venetianische Geschichte aus dem 6. Jahrhundert, deren Verf. sich nicht genannt hat.

Der schwedische Consul zu Tripoli, Hr. Gråberg de Hemso, hat in einigen Nummern der „Antologia" von Florenz anziehende Berichte über Tripoli und Algier, namentlich über die dort eingeführte Ausübung der Bell- und Lancaster'schen Methode mitgetheilt.

Hr. Agresti, königlicher Generalfiscal am Gerichtshofe von Neapel, wo noch der Code Napoléon mit geringen Modificationen gilt, gibt eine Collection von „Decisioni delle gran corti civili in materia di diritto", nach dem Vorbilde der Werke des Baron Sirey und des Hrn. Dalloz in Frankreich heraus.

Der unermüdliche Philolog Ciampi hat in Florenz einige bis jetzt unbekannte Briefe des Königs Johann Sobieski, die manches Licht auf Polens Institutionen werfen, herausgegeben. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1831.

Hatim Taïs Abenteuer. Eine morgenländische Erzählung. Aus dem Englischen von ...r. 2 Theile. Leipzig, Wienbrack. 1831. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Diesen in Deutschland noch unbekannten persischen Roman verdanken wir der Oriental society, welche sich in London für die Uebertragung morgenländischer Hauptwerke aus den Ursprachen gebildet hat: ein Unternehmen, das sich eines europäischen Beifalls erfreuen darf. Die vor uns liegende Uebersetzung hat die wörtliche englische mit derjenigen Freiheit behandelt, die man bei einem schöngeistigen Werke nicht blos entschuldigt, sondern verlangt. Es ist eine vorzüglich sorgsame und fleißige Arbeit, die dem unbekannten Uebersetzer Ehre macht. Der Ton des Ganzen, das sprachliche Colorit, ist vortrefflich und im schönsten Einklange mit dem Stoff und der Ausdrucksweise des Orients. Die Einleitung zeigt von einem verständigen und seiner Aufgabe gewachsenen Geist. Geht es irgendwo abenteuerlich zu (und von Abenteuern ist ja die Rede), so ist es in diesem Buche. Böse und gute Geister, Feen, Zauberer, verborgene Schätze und glänzende Paläste, Talismane und Räthsel, Wüsten, Meere und Ungeheuer, Genien, Drachen und Riesen, reizende Meermädchen, Fürsten und Derwische bilden in buntem Wechsel den Stoff, welchen die morgenländische Phantasie mit glänzenden Farben und mit einem Reiz der Erfindung, der selbst die Monotonie des Stoffes besiegt, zu bekleiden weiß. Allein, alle diese Wunder sind selbst nur ein reizendes Kleid für den Gedanken, und die Moral desselben blickt so anspruchslos und oft so unerwartet und so bedeutungsvoll durch diesen Schleier, daß wir nicht anstehen, diesen persischen Roman für eines der vollendetsten Märchen anzuerkennen, welche wol irgend eine Literatur aufzuweisen haben mag. Der Adel der Seele, die fast übermenschliche Reinheit des Herzens, das unbesiegliche Gottvertrauen, die Menschenliebe, die sich darin malen, sind eines morgenländischen Heiligen, wie Hatim ist, würdig; er ist ein liebenswürdiger Fanatiker für die Tugend, der aimabelste Fakir, der sich denken läßt. Neben diesem Grundelement der Dichtung tritt uns in diesem schönen Werke der Phantasie ein Fluß der Gedanken, eine Leichtigkeit der Erfindung, eine Ordnung, welche unser Staunen erregen. Diese hohen und glühenden Fictionen sind so anspruchlos erfunden und scheinen sich dem Dichter so leicht und natürlich hinzugeben, daß wir beim Durchlesen derselben unwillkürlich an einen Kreis halbschlummernder Orientalen erinnert werden, in dessen Mitte sich ein beinahe träumender Märchenerzähler befindet, der mit leise murmelnden Worten diese Wunder vorträgt. Eine rosige Glut, ein balsamischer Duft ruht über dem Ganzen; aber nichts verräth die geringste Anstrengung des Geistes, oder irgend eine lebhafte Bewegung bei dem Erzähler. Die höchsten Sprüche einer von allem Irdischen entkleideten Moral, wie die glänzendsten Schilderungen von irdischen Reizen entströmen fast ohne alle Theilnahme seinem Munde; er rührt, belehrt, erschüttert oder reißt uns zur Bewunderung hin, niemals durch den Ausdruck, sondern stets durch den bloßen schmucklosen Gedanken.

Ein solches Werk ist zu eigenthümlich, als daß ihm eine große Theilnahme versagt werden könnte. Selbst von den Märchen der tausend und einen Nacht unterscheidet sich dieser Roman in wesentlichen Stücken. Der Triumph einer allem Irdischen fremden Moral ist das letzte Ziel des Verfassers; dieser reinste Mensch, diese Personification der Ethik ist ihm sein Held, Hatim, den der Orient als einen Heiligen verehrt. Ein solches Bild wäre ohne die tief glühende Phantasie des Morgenlandes nicht lange zu beschauen, aber eben diese stille Glut erhebt es zu einem Kunstwerk ersten Ranges, und wir behaupten dreist, daß Hatim Taï in seiner Art nicht zu überbieten sei: er ist ein Muster des „moralischen Märchens" und zugleich die reinste Schöpfung in dieser Gattung, unter dem Gesichtspunkt der Kunst. Wir haben in diesem Werke den Typus und zugleich das Vorbild aller der Erzählungen, welche dem halbwilden Araber, unterm lichten Sternenzelt gelagert, wie dem Monarchen auf dem Throne, oder dem Kaufmann in seinem Kaffeehause so reizend erscheinen, und in der That, wir können, nach dem Eindruck, den diese Erzählung uns gewährt hat, seine Freude daran für keine rohe und seine Theilnahme für keine geschmacklose mehr halten. Erzählungen wie diese und andere, im Geist des bekannten „Hajji Baba", nehmen ungefähr den ganzen Kreis von Ideen auf, welche dem orientalischen Märchenerzähler wie dem Romandichter zu Gebote stehen.

Wir wollen mit wenigen Worten von dem Inhalt dieses Romans Rechenschaft geben. Die Erzählung beginnt mit einer Art von Vorspiel, in welchem berichtet wird, wie Husn Banu die schöne Tochter des Burzakh durch einen räuberischen Derwisch aus ihrem Erbe vertrieben wird, in die Wüste flüchtet, hier den Schatz der 7 Könige entdeckt, und nachdem sie den Räuber bestraft, eine prächtige Stadt, Schahabad, gründet, wo sie ihre Reichthümer der schrankenlosesten Gastfreundschaft widmet. Von ihrer Schönheit entbrannte der Prinz Schahzada, er eilt zu ihr, wird wohl empfangen, aber seine Werbung zurückgewiesen, bis er 7 Fragen gelöst. Die erste lautet: „Was ich einst sah, möcht' ich noch einmal sehen!" Er soll den Mann entdecken, der dies gesagt hat und was er gesehen. Trostlos pilgert der Jüngling fort und trifft auf Hatim Taï, den Fürsten von Yemen und den Helden der Erzählung, den sein Kummer rührt, und der, als die erste Probe seiner unbegrenzten Menschenliebe, für ihn die Lösung seiner 7 Aufgaben übernimmt. Er pilgert in die Wüste, und nun beginnen seine Abenteuer. Wir können diese nicht aufzählen; aber den Grundgedanken derselben müssen wir hervorheben. Durch seine unbegrenzte Liebe zu allen Geschöpfen Gottes, die sich so weit erstreckt, daß er, um einen hungernden Wolf zu speisen, ein Stück aus seiner Lende schneidet, besiegt er die Zauber, die ihn umringen. Wolf, Hyäne und Drachen werden dadurch überwunden und müssen ihm dienen. Alle Lockungen irdischer Reize, des Reichthums, der Wollust, der Freude können ihn seinem edeln Vorsatz nicht untreu machen, und die Thiere der Wüste, davon gerührt, führen ihn eins zum andern seinem Ziele zu. Die schöne Moral, die sich hier zurückspiegelt, gewinnt dadurch an Reiz, daß wir alle diese Thiere bald nur als Zauberwerke erkennen, die der Feind seiner übermenschlichen Tugend auf seinen Weg aufstellt, um ihn zu verirren. Alles dies verknüpft sich so anspruchsfrei und mühelos, daß wir mit einer Theilnahme, die Märchen in der Regel nicht erregen, den Abenteuern Hatim's folgen, bis er die Lösung der ersten Frage entdeckt. Die zweite Aufgabe: Thue Gutes und wirf es ins Wasser! wird ebenso gelöst, und Hatim kehrt von Neuem nach Schahabad zurück, um das Herz der Liebenden zu erfreuen. Die Thiere der Wüste führten ihn zu der Lösung der ersten Aufgabe; hier sind es Geister von Verdammten, deren schwere Bußen für Geiz, Heuchelei, Neid und andere Laster er sieht, deren Leiden er lindert, und die ihm die nächsten Aufgaben lösen. Die Kraft der Phantasie, welche der Dichter hier kundgibt, steht der des Dichters des „Inferno" um kein Haar breit nach; ja, die Leiden des Geizigen, des Gewaltliebenden u. A. ringen in Absicht auf Erfindung und Ausführung selbst mit dem berühmten Schädel des Ugolino um den Preis. Nebenbei sehen wir, wie viele Fabeln, Sagen und Erfindungen des Morgenlandes das Abendland nach und nach aufnahm, und wer seinen Boccaccio oder seinen „Orlando" gut kennt, hat hier oft die Freude, unerwartet auf den Quell zu treffen, aus dem ein ansehnlicher Theil ihrer geistreichen Erfindungen herfloß.

Es ist bewunderungswürdig, wie viel Ordnung und innerer Zusammenhang in diesen scheinbar ganz willkürlich und absichtlos an einander gereihten Ereignissen herrscht. Freilich sind es nur Fabeln, Zauber und Märchen; aber Alles trägt und hält sich wechselsweis, und die seltsamsten Zaubereien sind mit einer Art von magischer Natürlichkeit behandelt und lassen ein Gesetz durchblicken, das uns von dem Nachdenken und dem beständigen Selbstbewußtsein des Verfassers Zeugniß gibt. Dieser oder jener von dem Leser schon vergessene Talisman kommt dem Helden in der größten Noth gewiß immer zu Hülfe, und niemals lösen seine Versuchungen sich gewaltsam, sondern stets gewissermaßen nach natürlichen Gesetzen der Zauberei.

Eine einzelne Probe von der Erzählungsweise des Verf. wird dem Leser nicht unwillkommen sein; sie mag zugleich für den Styl des Uebersetzers sprechen. Hatim sucht die Lösung der zweiten Aufgabe: „Thue Gutes und wirf es ins Wasser!"

„Was bedeutet der Sinnspruch, Ehrwürdiger", fragte Hatim, „der über Deiner Pforte geschrieben ist?" — „Höre auf meine Rede, junger Mann", entgegnete der Alte, „so will ich ihn Dir erklären. In meiner frühern Jugend war ich ein kühner Räuber und lebte von der Beute, die ich meinen Nebenmenschen mit Gewalt abnahm. Doch alle Tage, wenn ich von meinen sündhaften Arbeiten ausruhte, buk ich 2 große Laibe Brotes, wozu ich das Mehl mit süßem Oel und Zucker mischte und warf sie in den Fluß und sprach: „Dies opfre ich, mir die Gunst des Himmels zu erwerben." So ging eine beträchtliche Zeit hin, als ich eines Tages so heftig krank wurde, daß meine Seele ihren Körper zu verlassen schien. Da dünkte mirs, als nähme mich ein Mann bei der Hand, zeigte mir den Weg nach der Hölle und sprach: „Dies ist der Ort, bestimmt für Dich." — Und wie er im Begriffe war, mich mitten unter die Verdammten zu schleudern, kamen 2 Jünglinge von himmlischer Schönheit im Angesicht und engelgleicher Gestalt zu meiner Rettung herbei. Sie nahmen mich ein Jeder beim Arme und sagten: „Wir werden nicht gestatten, daß dieser Mann in die Hölle komme; so sündenvoll er ist, so soll er doch das Paradies haben, und dahin laßt uns ihn führen!" Schnell eilten sie mit mir in die Wohnungen der Seligen, wo ein Engel von höherm Rang aufstand und sie fragte: „Warum brachtet Ihr diesen Mann hierher? Er hat noch hundert Jahr zu leben. Es gibt aber noch einen seines Namens; diesen solltet Ihr bringen." Beide Engel, welche mich zu den Pforten des Paradieses geführt hatten, brachten mich wieder ins Haus zurück und sprachen beim Scheiden: „Wir sind die 2 Laibe Brotes, die Du in den Fluß zu werfen pflegtest, die Fische zu füttern und so zu thun, was dem Allmächtigen angenehm sein möchte!" — Beim Erwachen aus meinem Traume stand ich auf und nahm meine Zuflucht zur göttlichen Barmherzigkeit. Betend rief ich aus: „Gnädiger, der Du barmherzig bist, ich bereue meine bösen Thaten und eile zu Deinem Thron, Schutz zu suchen. Schone mich . . . und verleihe mir, was mir gut ist." — Als meine Gesundheit hergestellt war, bereitete ich 2 Brote wie früher und ging mit ihnen zu dem Fluß, um sie ins Wasser zu werfen. Da fand ich am Ufer 100 Denare, nahm sie auf und trug sie in meine Wohnung. Ich ließ sie öffentlich ausrufen, damit, so Jemand das Geld verloren hätte, er es von mir wiedererhalten möchte. Doch Niemand kam, es abzufodern. So legte ich sie bei Seite, und . . als ich auch am nächsten Morgen, meiner Gewohnheit nach, wieder zum Flusse ging und

meine 2 Brote ins Wasser warf, erschien eine neue Summe von 100 Denaren am Ufer. Ich hob sie auf wie die ersten, und 10 Tage hinter einander begegnete mir Dasselbe. Am Abende des elften Tages, als ich schlief, erschien mir im Gesichte der Nacht ein Mann, mit den Worten: „Diener des Allmächtigen! Deine 2 Laibe Brotes haben für Deine Sache im Himmel entschieden; der barmherzige Schöpfer hat Dir die Sünde vergeben — die Denare gebrauche nach Deinem Willen, und was Dir nicht vonnöthen ist, vertheile als Almosen den Armen." — Ich erwachte und wendete mich zum Gebet und brachte dem gütigen Geber meinen Dank. Seitdem habe ich dies Haus gebaut und darüber den Sinnspruch geschrieben: „Thue Gutes und wirf es ins Wasser!"

Diese schöne Parabel, welche der Philosophie des Morgenlandes zu nicht geringer Empfehlung dienen kann, bedarf für den Leser von Geschmack keiner Zergliederung. Nicht eine, sondern hundert ähnliche finden sich in dem weiten Kreis von Hatim's Abenteuern zerstreut, und das ganze Werk ist eigentlich blos eine in Verbindung gebrachte Kette von Parabeln, Paramythien und Fabeln dieser Art. Die meisten derselben haben einen größern Glanz von Erfindung und Ausstattung für sich; allein, wir haben absichtlich eine der anspruchlosesten und einfachsten Stellen im ganzen Buche mitgetheilt, um auf keinen Fall den Vorwurf zu verdienen, von diesem so anziehenden Werke des Lobes zu viel gesagt zu haben.

Vom 2. Theil oder dem vierten Buch an, mischt sich Hatim's eigne Liebe zur schönen Zarinposch in die Fährlichkeiten, die er für seinen Schützling besteht, und die Abenteuer werden immer seltsamer und wunderlicher. Das Aeußerste greller Märchenfiction ist das Abenteuer vom blutigen See und dem Baum voll Köpfe. Die Phantasie des Verf. zeigt sich hier in ihrem freiesten und wildesten Fluge, und es ist in der That kaum möglich, ihn hierin zu überbieten. Unsere kühnsten Märchenerzähler sind zahm und zaghaft gegen ihn, und Chaucer, Ariosto, Wieland und Hoffmann sind schüchterne Anfänger im Vergleich mit diesem persischen Erzähler. Dabei aber bleibt Alles im Charakter; die Riesen, die Dämonen, die Feen sprechen und handeln, wie diese Wesen sprechen und handeln müßten, wenn sie wären, und besonders sind die Thiere mit einem Charakter wiedergegeben, der uns reizt und überrascht, und der der Fabel wie dem Märchen wesentlich ist.

Allmälig löst Hatim eins jener moralischen Räthsel, welche ihm Husn Banu aufgab, nach dem andern, und wie zum Spiel noch 3 Fragen einer andern Prinzessin nebenher. Zuletzt überwindet er durch Muth, Begeisterung und Gottvertrauen, unter wunderbaren Fährlichkeiten, auch den fürchterlichen Zauber, der seine geliebte Zarinposch bindet, kehrt nach Schahabad zurück, vereinigt die Liebenden und herrscht dann lange und glücklich über Yemen auf dem Thron seiner Väter.

Es ist zu bedauern, daß der talentvolle Uebersetzer, der seine Aufgabe, einen persischen Roman unverkürzt und charaktertreu in deutschem Gewande wiederzugeben, so trefflich gelöst hat, nicht über die Geschichte dieses Werks einige Notizen gesammelt und seiner Arbeit hinzugefügt hat. Denn je größer die Theilnahme ist, welche seine geschmackvolle und musterhafte Uebersetzung einflößt, um so willkommener wäre eine solche Zugabe gewiß jedem Leser gewesen. 40.

Historische Romane.

1. Der Glockengießer. Novelle, nach einer deutschen Volkssage bearbeitet von **Ludwig Storch**. Leipzig, Hartmann. 1830. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Schiller's „Glocke" strophenweis erläutert, zu einem gräßlichen Nachtstück, in dem kein Lichtlein funkelt, vereint, dem jedoch etwas Ursprüngliches unterliegt, in dem die Rohheit, Beschränktheit, der dumme Hochmuth der Kleinstädter in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, zusammt ihrer ungelenken Manier, ihre gemeinen Triebe zu äußern, wohl dargestellt ist und für ein getreues, aber nicht verschönertes Sittengemälde gelten kann. Ein holdes Mädchen, unschuldig und doch nicht fad, die einzig Reine unter halb und ganz Verdorbenen, fällt den crassesten Vorurtheilen, der niedrigsten Rachsucht, dem kleinlichsten Neid zum Opfer; unerbittlich straft die Nemesis ob dieses Vergehens Schuldige und Schuldlose, im greüsten Mislaut endigt sich die Erzählung, der man ebensowol den Mangel an Sühne als die Verschwendung der Person des Teufels oder einer seiner Famulusse vorwerfen kann. Wann werden denn unsere Schriftsteller einmal zu der Ueberzeugung gelangen, daß man nicht um jeden Lump willen den Teufel bemühen müsse; solch Volk verführt sich schon selbst, und es kann dem schwarzen Herrn auch nichts daran liegen, mit ihnen die Hölle zu füllen.

2. Iwan, eine historisch-romantische Erzählung von **Carlo Minona**. Schneeberg, Schumann. 1830. 8. 18 Gr.

Abermals die Tantalusarbeit, einen durch Schuld der Natur oder der Behandlung mit Blödsinn Behafteten in einen charmanten jungen Mann vom besten Ton umzuwandeln! Die früher mit dem undankbaren Geschäft sich befaßten, verzichteten auf die vielen Noten „historisch" unter dem Text und hatten mit dem Charakter des jeune premier ein leichteres Spiel und größere Freiheit. Aber halt, auf dem Titel steht „romantisch", und da der Begriff dieses Beiworts sehr weitschichtig ist, so könnte es unser Verf. wol in der Abweichung von der Wahrheit, im Individualisiren der vorkommenden geschichtlichen Personen suchen. Die Fürstin Daschkow wird mit Schönheit, ihre Schwester, die in einem mehr als zweideutigen Verhältniß mit dem Kaiser lebte, wird mit Sittsamkeit und Tugend beschenkt, der Monarch spricht wie ein Professor der Moral, und die Kaiserin Katharina zeichnet sich durch nichts aus als durch eine sonderbare, bisher noch nicht gekannte rothe Schminke, die nicht auf den Wangen, sondern durch deren blendende Weiße schimmert. Der arme Prinz Iwan hatte in der That ein trauriges Geschick, das nicht einmal mit seinem Leben sich endet. Als er längst todt und vergessen, zerren die Romanschreiber so lange an ihm herum, bis sie ihn zu der beliebigen Heldenfigur zurechtgereckt. Man sollte ihm doch endlich Ruhe gönnen.

3. Johanna die Erste, Königin von Neapel, Gräfin von Provence; ihre Schicksale und ihre Umgebungen. Nebst einem Blick auf italische und provençalische Literatur und Sitten im 13. und 14. Jahrhundert. Nach dem Englischen im Auszuge frei bearbeitet von **Karoline Stille**. 2 Theile. Bremen, Schünemann. 1830. 8. 2 Thlr.

Ebenso gründlich als das vorhergehende seicht; und wenn dies weder zu dem Himmel der Poesie emporsteigen, noch auf dem festen Boden der Wirklichkeit wurzeln kann, so steht Johanna sichern Fußes auf dem Fundament der Geschichte. Höchstens kann man dem ungenannten Verf. einige Parteilichkeit für seine schöne und geistvolle Heldin vorwerfen, die er, sowol was ihre Persönlichkeit als was ihre Schicksale betrifft, mit gutem

Fug und Recht mit der ebenso reizenden und unglücklichen Maria Stuart vergleicht. Doch auch jene Parteilichkeit läßt sich rechtfertigen; denn die Stimmen, die sich wider sie erhoben, kamen weder aus einem reinen noch aus einem vorurtheilsfreien Gemüth, und viele der ihr geschehenen Beschuldigungen widerlegt das Leben ihrer spätern Jahre. Mag die Frau auch gefrevelt haben; untadelig glänzt die Regentin in der Geschichte, in einer gährenden, trüb verworrenen Zeit, wo selbst Oberhäupter der Christenheit sich nicht entblödeten, Treubruch und grobe Verbrechen zu begehen, und staatskluge Männer sich zu unredlichen oder mindestens unbesonnenen Handlungen verleiten ließen.

Nächst der Biographie der ausgezeichneten Königin, deren tragisches Geschick, den schnöden Undank, den sie erfuhr, wir bemitleiden werden, wenn sie uns auch nicht fleckenlos scheint, erhalten wir einen gedrängten, aber umsichtigen und urtheilskräftigen Lebensabriß der 3 Heroen der italienischen Literatur, Dante, Petrarca, Boccaccio, und eine Uebersicht der südfranzösischen Dichtkunst, nebst Einzelnheiten der merkwürdigsten Troubadours, schlichte Thatsachen, ohne verschönernde Zusätze der Phantasie. Von einem strenghistorischen Werke wie dieses fodert man Genauigkeit auch in Nebendingen, ja, sie gehört nothwendig zu ihrer Glaubwürdigkeit, und so befremdet es, in der Geschichte der Vorfahren der Königin Johanna auf dem Thron von Neapel die Mutter des letzten Hohenstaufen, Konradin, nicht Elisabeth, sondern immer Margaretha von Oestreich genannt zu hören, die bekanntlich die Gemahlin von Heinrich, dem ältern Bruder von Konradins Vater, Konrad, war, und auch den Freund des hingeopferten Jünglings den unrichtigen Namen Heinrich von Oestreich, statt Friedrich von Baden, tragen zu lassen: ein Versehen, das die Uebersetzerin verbessern konnte.

4. Antonius, Prior von Krato. Geschichtlicher Roman aus den Zeiten der Unterjochung Portugals durch Spanien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von F. L. Zöllner. 2 Bändchen. Gera, Heinsius. 1830. 8. 2 Thlr. 9 Gr.

Antonius, rechtmäßiger Thronfolger des verschollenen König Sebastian, wendet umsonst Muth, Geistesgegenwart, die Treue und Klugheit thätiger Freunde auf, seine Ansprüche geltendzumachen. Umringt von Gefahren, kann er sich glücklich preisen, still in Frankreich ein freuden- und ruhmloses Dasein zu enden. Anders ist es mit seinen eifrigsten Anhängern; die landen froh im Hafen belohnter Liebe und häuslicher Zufriedenheit, nachdem sie durch ungegründete Eifersucht den Verfolgungseifer tückischer, heuchlerischer Mönche und durch hinterlistige Creaturen König Philipps von Spanien schwere Drangsale erlitten, die Kerker der Inquisition sie bereits aufnahmen und der Dolch auf ihre Brust gezückt war. Die Begebenheiten und Handlungen, noch mehr aber die Charaktere schwimmen ziemlich auf der Oberfläche, letztere sind niemals Individuen, kaum Gattungen, und zwar von der Art, wie man nach Theaterobservanz die Rollenfächer eintheilt. Aber es läßt sich leicht weglesen und wird, da die Schreibart weder geschraubt noch platt ist, seinen Platz in den Leihbibliotheken nicht als bloßer Ballast behaupten.

5. Don Fernando. Novelle aus der Zeit der letzten spanischen Revolution, von August Tzschirner. 2 Bändchen. Bunzlau, Appun. 1830. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Auch hier Inquisitionsgreuel, doch mit schonender Hand möglichst verdeckt, ungleich gründlicher und gelehrter wie das vorige Buch; statt daß jenes fast blos erdichtete Personen aufstellt, mit harmlosem Leichtsinn sich über Zeit und Oertlichkeit wegsetzt, oder doch nur im Allgemeinen bezeichnet, will „Don Fernando" belehren, König Ferdinand, Riego u. A. m. werden geschildert, spanische Volksthümlichkeit und Oertlichkeit beschrieben, charakterisirende Züge und Anekdoten eingestreut. Trotz des bessern Wissens und Strebens, dünkt uns der „Prior" wegen seiner Anspruchlosigkeit und der Frische seiner Romanenfiguren lebendiger als der Spanier, von dem wir die Wärme, die Klarheit in der Darstellung seiner Landsleute erwarten, wie sie Salvandy, Huber und selbst Leßmann gegeben, und nun blos unverarbeitete Materialien finden, zu abgerissen, um einen Gesammteindruck zuzulassen, zu kalt und trocken, um anmuthige Einzelnheiten herausheben zu können. Deutlicher als spanische Nationalität geht aus dem Ganzen hervor, daß die emphatische Rede, in der diese Spanier sich ausdrücken, epidemisch auf die schöne Engländerin und deren Vater, die dem bedrängten Helden so heilbringend sind, wirkte; sie vergessen den guten, geselligen Ton feiner Zirkel und verwechseln wie die Leute, bei denen sie sich einbürgerten, Bombast mit Eleganz. 84.

Spontini in Deutschland, oder unparteiische Würdigung seiner Leistungen während seines Aufenthalts daselbst in den letzten 10 Jahren. Leipzig, Steinacker u. Hartknoch. 1830. Gr. 8. 16 Gr.

Um so größeres Interesse erhält gerade jetzt diese Broschüre, als Spontini auf dem Rückwege von Paris nach Berlin ist; seine Abwesenheit muß selbst seine bösesten Feinde mit ihm versöhnt haben; denn schon in dieser kurzen Zeit ist ein Rückschreiten, ein Verfall, ein Verkennen, was die Oper eigentlich sein soll, zu fühlen. Negativ hat die Generalintendantur zu Spontini's Ehre und Anerkennung gewirkt und daher dieser angezeigten Schrift den Stempel der Wahrheit aufgedrückt. Mit großem Vergnügen wird Jedermann das in einem blühenden, sehr zu lobenden Styl geschriebene Werk lesen und darin des Verf. gründliche Kenntniß in der Musik, seine Unparteilichkeit in der Beurtheilung anderer Künstler erkennen; und ist die Vorliebe für den ausgezeichneten Mann auch vielleicht zu hervorstechend, führte die Freundschaft den Verf. öfters zu weit, so bleibt das Ganze doch sehr zeitgemäß und könnte dem ungerechten Theil des Publicums wol die Augen öffnen theils über Spontini's großes Verdienst, theils aber auch, daß in dem Reich der Töne, in Kunst und Wissenschaft nicht nationale Abneigungen stattfinden dürfen und man darin keine Ausländerei zu rügen befugt ist, der wir übrigens in jeder andern Beziehung strenge entgegentreten und es wol zweckmäßig fänden, daß darüber ein ernstes Wort gesprochen würde.

Nur Verfehltes ist seit Spontini's Abwesenheit in der Oper zu Berlin zum Vorschein gekommen, und wir fürchten, daß „Die Räuberbraut", welche jetzt gegeben werden soll, auch dazu wird gerechnet werden müssen. Nicht sei dies als Tadel für das Werk selbst ausgesprochen, sondern es scheint uns jetzt nicht der Zeitpunkt zur Aufführung, indem sich soeben 2 ernsthafte Opern gefolgt sind, die nicht gefallen haben; die Intendantur hätte größere Umsicht gezeigt, wenn „Die Räuberbraut", von Ries, dem „Templer und der Jüdin" gefolgt wäre. Vollständig würde der Beweis nun geliefert werden können, daß die jetzt leitende Hand in der Generalintendantur der Schauspiele zu Berlin weder das Theater noch das Publicum zur Genüge kennt, und man mit Sehnsucht dem Manne entgegensieht, der, kräftig eingreifend, dem Ganzen wieder Haltung und Leben zu geben vermag. Daher kann Spontini zu keinem glücklichern Zeitpunkte heimkehren. Er hat es nunmehr in seiner Gewalt, durch Freundlichkeit, kluges Nachgeben, wo es heilsam für ihn und für das Allgemeine ist, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seine alte, seine erste Stellung wiedereinzunehmen und zu veranlassen, daß die von ihm begangenen mannichfachen Fehler gänzlich vergessen werden, Fehler, hauptsächlich herbeigeführt durch Miskennen seiner Stellung und der Eigenthümlichkeiten deutschen Publicums und deutscher Künstler. Sein scharfer Verstand wird es ihm jetzt sagen, wie er das Publicum versöhnen und sich sowol zum Liebling desselben als auch des Opernpersonals machen kann. 98.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1831.

Rückblick auf das leipziger Stadttheater. Ein Beitrag zur Geschichte des leipziger Theaters, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Bühnenleitung in artistischer wie finanzieller Hinsicht, von Karl Theodor Küstner. Leipzig, Brockhaus. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es würde im Allgemeinen sehr tadelnswerth sein, wollten wir, so sehr auch unsere Aufmerksamkeit auf die große Weltbühne gerichtet und dahin gebannt wird, der Schaubühne alle Achtung entziehen. Sie schildert uns, wenn auch im Kleinen, die Welt, das Leben und die Menschen, und führt uns immer zu Vergleichungen mit der uns umgebenden Nähe. Wie oft lernen wir aus den auf den Brettern, die die Welt bedeuten, geschilderten Charakteren die Personen kennen, die im Leben uns nahe stehen! wie vielseitig stellt sich uns auf der Bühne die Welt und das Dasein dar, und wie offen liegt bisweilen das Leben mit all seinen Beziehungen vor unsern Augen da! Die Bühne ist der Spiegel unsers engern, der Staat der unsers weitern Lebens. Darum verdient er es wol, daß wir, auch wenn von Außen Stürme uns bedrohen, hineinschauen und kennen lernen, was uns in einzelnen Beziehungen Noth thut. Denn wir finden in ihm alle die Bilder, die im nahen Leben uns umgeben. Beschreiben wir den Kreis, den wir gezogen, enger, so muß Alles uns näher berühren, was auf unsere ständischen und städtischen Interessen sich bezieht, und darum auch unser eignes Theater unser Aller Antheil mächtig aufregen, wenn wir nur sonst von dessen Nutzen überzeugt sind. Schade, daß wir von einem solchen nur als gewesen reden können und wol schwerlich zu erwarten steht, daß wir das schwer Erlangte und leicht Verlorene bald wieder erhalten werden! Um so erfreulicher und verdienstlicher ist es daher, daß der frühere Director des leipziger Stadttheaters die Schilderung seiner Leitung in geschichtlicher wie in artistischer und finanzieller Hinsicht rücksichtlich des erwähnten Theaters öffentlich gemacht hat. Hat er auch nicht bei dieser Eintheilung an das omne trinum perfectum gedacht, so hat er doch in der Ueberzeugung, daß die Beschreibung einer Theaterdirection in dreifacher Beziehung von Wichtigkeit sei, auch seinem Buche eine solche Eintheilung gegeben. Folgen wir ihm hier flüchtig und in kurzen Andeutungen; denn der Kunstkenner, Dilettant und Freund des Theaters muß auf des Meisters eigne Worte hören. Es soll also diese Anzeige nur den Lesern gewidmet sein, welche wissen wollen, was sie in Küstner's „Rückblick" erwarten können und finden werden.

In dem Vorworte zu vorliegender „Meinen Mitbürgern" gewidmeten Schrift — der Verfasser ist seitdem als Mitintendant des großherzogl. Theaters in Darmstadt unter dem Titel eines geheimen Hofraths von Leipzig abgegangen — gibt der Autor, der für seine Kunst und deren Darstellung mit reger Liebe und Lust lebt, den Standpunkt derselben und deren Verbindung mit Blümner's durch Freund Müllner und dessen Kritik noch interessanter gewordenen „Geschichte des leipziger Theaters" und die Veranlassung zu dieser Veröffentlichung und der damit verbundenen allgemeinen Mittheilungen ausführlicher an, deren Richtigkeit jeder unbefangene, nicht auf einen Sperrsitz abonnirte Leser oder Zuschauer wol unterschreiben wird. Wir sagen dies nicht ohne Grund, denn wir fürchten, daß ein solcher wol den Autor genöthigt haben wird, den Director aufzugeben. Später und zu anderer Zeit ausführlicher davon.

Die eigentliche Schrift zerfällt, wie schon erwähnt, in 3 verschiedene Abtheilungen, die wir kurz berühren wollen. Denn nur wenig wird sich darüber sagen lassen, wenn wir nicht unnöthig wiederholen wollen, was Küstner uns berichtet. Im ersten Abschnitte erzählt er uns, wie es gekommen, daß Leipzig, nachdem es von der Regierung, oder richtiger, vom Hofe abhängig gewesen, ein eignes selbständiges Theater bekommen; wie dessen Bestehen nach und nach ins Werk gesetzt worden; wie dasselbe vorbereitet und die Bühne eröffnet worden, und wie das leipziger Stadttheater in einer Reihe von 10 und mehr Jahren bestanden. Hier ist nur das Geschichtliche desselben berücksichtigt, nur die Zeitfolge beachtet, das Entstehen und Verschwinden in Berathung gezogen worden, was hier aufzuzählen uns viel zu weit führen würde. Hier mußte, denn es kommt ja nur auf die Erzählung einzelner Thatsachen und Ereignisse an, alles Einförmige vermieden, und der Leser, der sich für das Geschichtliche interessirt, nur darauf verwiesen werden. Das Ganze wird durch den Anfang der Bühne und deren Schluß begrenzt

und ist gleichsam der Grundstein des ganzen literarisch-theatralischen Gebäudes.

Der zweite Abschnitt ist von allgemeinerm Interesse, indem darin der Verfasser an das specielle Institut generelle Bemerkungen knüpft. Er betrachtet in dieser Abtheilung seine Theaterleitung in artistischer Hinsicht, erwähnt hier das Bestreben und die Tendenz derselben, indem er zugleich die Perioden der ältern und neuern Dicht- und Schauspielkunst berücksichtigt, in Bezug auf das Personale seines mit wahrer Liebe geleiteten Theaters das einzelne Repertoire aufzählt, dabei gedenkt, wie er Darstellung und Arrangement vorbereitet, und wie er durch dies Alles jeden Vorwurf, der ihm von mehrfach unberufenen Seiten gemacht worden, zu widerlegen gesucht. Es ist ja leicht tadeln, aber schwer und weit schwerer, besser machen, zumal wo uns ein so vielköpfiges Ungeheuer wie das Publicum gegenübersteht. Hier handelt sichs darum, es Allen und jedem Einzelnen recht zu machen, und — das ist wahrlich nicht so leicht, zumal da, wo es aufs Sehen und Gesehenwerden ankommt. Beides muß der Director beachten, zumal wenn er nicht von der Behörde unterstützt, sondern nur von dem Publicum erhalten wird. Das Alles bedenken die Meisten am wenigsten und glauben dennoch, am füglichsten darüber urtheilen zu können. Man hat Küstner'n, besonders als es zum Ende seiner Unternehmung kam, den Vorwurf gemacht, daß er zu viel auf Aeußeres, auf Decorationen, auf Oper, auf Garderobe gewendet und über diese Nebensache die Hauptsache vernachlässigt habe. Hat man auch dabei alle besondere Rücksichten beachtet? hat man die Zeitumstände, die Stellung des Directors zum Publicum, die einzelnen Beziehungen ins Auge gefaßt? Das ist wol zu bezweifeln, und es haben vielmehr die Meisten nur vom Sperrsitze aus das Ganze in Berathung gezogen. Man weiß im In- und Auslande recht wohl, daß man da nicht bequem, sondern beengt sitzt.

Durch den dritten Abschnitt erfahren wir, wie Küstner länger als 10 Jahre hindurch das leipziger Stadttheater hat fortführen und erhalten können. Man muß, auch wenn man noch so eingeschränkten Geistes und Laie im Theaterwesen ist, erstaunen, wie es möglich gewesen, bei solchen von Landes-, Staats- und Stadtwegen auferlegten Steuern und Beschränkungen, ein Institut zu unternehmen und fortzusetzen, das doch nur von Nutzen für Staat und Stadt sich erwiesen. Aber freilich der Grundsatz: Qui habet commodum, etiam habere debet incommodum, wird heutzutage nicht so streng mehr beachtet. Je weniger von der städtischen Behörde beachtet worden, daß der Director des städtischen, also eigenthümlichen, Theaters mancherlei Abgaben zu leisten verpflichtet worden, desto verdienstlicher ist es, daß er, ohne sein persönliches Interesse zu berücksichtigen, für die Armenanstalt Vorstellungen gegeben und einen Pensionsfonds begründet hat. Referent ist durch Zufall näher mit den Vorarbeiten des letztern und diesem selbst bekanntgeworden und kann daher der Wahrheit gemäß versichern, daß Küstner, unter Berücksichtigung schon bestehender Institute der Art, mit wahrer Uneigennützigkeit und Liebe für die Sache bei dieser Einrichtung zu Werke gegangen. Demnach wird ihm auch der Dank von Mitgliedern des hiesigen Theaters früher, jetzt und künftig folgen, wo er auch sei; denn wer dem wahren, bleibenden Interesse gehuldigt, wer im Schauspieler auch den Menschen geehrt und geachtet hat, der verdient den Dank der Mit- und Nachwelt im höchsten Grade; hat er doch gelebt für kommende Zeiten! Am Schlusse dieser Abtheilung gibt Küstner die Gründe an, welche das Ende seiner Unternehmung herbeigeführt; welches die Mittel für eine leipziger Bühne sind, und unter welchen Verhältnissen Leipzig ein stehendes Theater auch fernerhin behalten kann. Berücksichtigt man die Zeit, wo der Verfasser seine Arbeit geschrieben, die Umstände, unter denen es geschehen, und die Voraussetzungen, die dabei zum Grunde gelegen, so wird man des Verfs. Ansicht ebenso unparteiisch als wahr finden. Wir überlassen dem Leser, das Resultat daraus zu ziehen und zu bestimmen, wie es gekommen, daß Leipzig dermalen kein eignes Theater mehr besitzt.

Sollen wir noch einige wenige Resultate beifügen?! Sie bestehen nur in Zahlen und werden daher nur für Die, welche darin leben und weben, von einigem Interesse sein. Der erste Abschnitt des Werkes (S. 1—191) gibt über die in jedem einzelnen Jahre gegebenen Darstellungen, Gastspiele rc. Rechenschaft und schildert das Geschichtliche des Instituts. Der zweite Abschnitt (S. 195—284) stellt uns ein Bild des leipziger Stadttheaters unter Küstner's Leitung, wie es in artistischer Hinsicht war, und eine Schilderung mancher dramatischen Dichtungen dar, die auch jetzt noch von Wichtigkeit sind. Erlangt doch jedes dramatische Gedicht erst durch die Darstellung Leben und Dasein: darum kann, wer dies ihm einzuhauchen weiß, auch am besten die Striche zum Gemälde liefern. Wir empfehlen allen Theaterdirectionen und Freunden des Theaters vornehmlich die Uebersicht der von Küstner in Scene gesetzten Trauerspiele, Schauspiele, Opern u. s. w., wie solche (S. 241 fg.) gegeben worden; man mag daraus lernen, was in so kurzer Zeit und mit so wenigen Mitteln geleistet werden kann. Aus dem dritten Abschnitte (S. 289—353), einer Uebersicht der Theaterleitung in finanzieller Hinsicht, bemerkt Ref., daß das jährliche Abonnement von 3400 Thlrn. bis auf 11,153 Thlr. gestiegen; daß die jährliche Einnahme 68,000 Thlr. im Durchschnitt betragen; daß in den Messen 30,000 Thlr. und mehr eingenommen worden, und daß die Fremden außer den Messen wol 12,000 Thlr. beigetragen. Nicht minder interessant ist im Uebrigen, wenn man zumal erwägt, daß Küstner'n der Vorwurf eines zu großen Aufwands in Decorationen und Garderobe gemacht worden, daß die Unkosten zur Oper „Oberon" nur 2460 Thlr. betragen (S. 313), während die Oper im Ganzen 19,047 Thlr. in 15 Monaten und in 42 Vorstellungen eingetragen; daß zu der dazu gehörigen Garderobe und den Decorationen nur 1200 Thlr. verwendet worden, und überhaupt der Unternehmer nur 6000 Thlr. jährlich hierzu verbraucht habe. Auch wird

die Freunde des Theaters besonders interessiren, was der Verf. über die Einnahme und Ausgabe mehrer Theater mitgetheilt hat (S. 320 fg.), da hieraus eine Vergleichung mit dem früher bestandenen leipziger Stadttheater leicht anzustellen sein wird.

Was ist wol natürlicher, als daß wir, nachdem wir hinter uns geschaut, auch einen Blick vor uns werfen und mit der Vergangenheit die Gegenwart verbinden! Sollen wir uns denn nicht fragen, was diese uns geboten, und ob sie uns jene ersetzt hat, ob auch die grundgenauen Berechnungen ein ebenso richtiges Resultat herbeigeführt haben!? In jetziger Zeit hat ein Jeder das Recht, nach dem Wie und Warum zu fragen: warum sollen wir nicht auch prüfen, ob sich das Hoftheater zu Leipzig erhalten könne oder nicht? Es kommt hier nicht auf das artistische, sondern auf das finanzielle Interesse an, da jenes durch Vergleichungen — sie sind ja nur in der Zeit und im Raume bedingt — nicht zum festen Resultate führen kann, während dieses einen gediegenen Grund hat. Und was sagen wol unsere Leser, wenn wir ihnen aus sicherer Quelle versichern, daß die Erhaltung des Hoftheaters zu Leipzig eine Unterstützung von 20,000 Thlrn., vom Juni 1829 bis Juli 1830, aus königl. Cassen außer der täglichen Einnahme erfodert; daß letztere nur an 50,000 Thlr. betragen, und das Abonnement in dieser Zeit nur an 8000 Thlr. eingetragen hat, kurz, die ganze Einnahme sich auf ungefähr 60,000 Thlr. belaufen, während in demselben Zeitraume 91,000 Thlr. ausgegeben worden? Das aber ist das Loos des Schönen auf der Erde, oder richtiger, ein Beweis für die Wahrheit des längstbekannten: ne sutor ultra crepidam, d. h., daß nur Die einen Theateretat fertigen können, die davon Kenntniß haben. Nun, wir wollen sehen, wie man von Seiten der Herausgeber von „Proposition und Opposition" auch diesen Gegenstand ins Auge fassen wird; denn wir hegen die zuversichtliche Hoffnung zu diesen, daß sie nicht ein-, sondern vielseitig das Interesse des Vaterlandes, es umfasse das Ganze, oder beachte nur das Einzelne, ins Auge fassen werden. Es wird nicht an Männern fehlen, die auch in dieser Beziehung mit Thatsachen und Belegen dienen können. 52.

Handbuch der deutschen Geschichte. Von Friedrich Lorentz. Halle, Anton u. Gelbke. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die neue Bearbeitung eines schon vielfach behandelten Stoffes kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß sie irgend eine den frühern Bearbeitungen fremde Eigenthümlichkeit darbiete, mag diese bestehen in dem Resultate besonderer Forschungen, oder in einer an dem Faden einer bestimmten Ansicht fortlaufenden Darstellung, oder in einer theils beschränktern, theils vielseitigern Auswahl aus dem vorliegenden Stoffe. Da der unbestimmte und weitschichtige Name eines Handbuchs auf dem Titel des vorliegenden Buchs den Zweck desselben höchstens vermuthen läßt, so suchten und fanden wir nähere Auskunft darüber in der Vorrede Im Anfange derselben stellt der Verf. zwar den Vortrag der deutschen Geschichte als ein herrliches Mittel dar, „auf die Bildung der Jugend zu wirken und die politische Immoralität, welche sich in den 2 ersten Decennien unsers Jahrhunderts auch in Deutschland unter verschiedenen Formen und auf die nichtswürdigste Art geäußert hat, an der Wurzel auszurotten", und veranlaßt die Erwartung, daß er sie behandeln werde als ein Gegengift gegen die aus Frankreich nach Deutschland gebrachten politischen Ideen und Phrasen; allein am Ende des Vorworts erklärt er, daß er in seinem Handbuche weniger diese Ansicht durchzuführen als vielmehr eine Uebersicht der Hauptthatsachen zu geben gesucht habe, eine Zusammenstellung Dessen, was man im Kopfe haben müsse, um daran die ganze Geschichtsentwickelung anzureihen. Sowie er sein Buch nämlich zunächst als Leitfaden für seine eignen Vorlesungen ausgearbeitet hat, so bietet er es auch als solchen andern Lehrern für ihre Vorträge an; als Norm für die Abfassung eines solchen stellt er aber auf, daß er einem Modelle gleiche, in welchem das Hauptsächliche und Charakteristische im Kleinen angebracht sei, was nachher die Ausführung ins Große arbeite, und daß er solche Punkte und Winke gebe, wodurch der Kundige (und als solchen dürfe man auch den Schüler nach gehörtem Vortrage des Lehrers betrachten) in den Stand gesetzt werde, ihn sich in Gedanken zu erweitern. Diese Aeußerungen berechtigten uns zu der Erwartung, eine übersichtliche Behandlung der deutschen Geschichte, mit Benutzung der Ergebnisse der bisherigen Forschungen, mit strenger Auswahl des Wesentlichen und in einer zum richtigen Urtheil anleitenden und überall Anknüpfungspunkte zu weiterer Erörterung darbietenden Darstellung, zu finden; und diese Erwartung wurde vollkommen befriedigt. Wir können nämlich versichern, daß unsere historische Literatur trotz der großen Menge von Lehr- und Handbüchern der vaterländischen Geschichte dem gebildeten Leser noch keines darbot, welches, sowie das vorliegende, Vollständigkeit mit Beschränktheit des Raums vereinigt, mit solcher Herrschaft über den Stoff, mit so ruhigem und richtigem Urtheile und in so einfachem und doch veranschaulichendem Style geschrieben ist. Was die Einrichtung des Buchs betrifft, so ist es in 15 Abschnitte getheilt, welche nach Maßgabe der größern oder geringern Menge wichtiger Begebenheiten, des frühern oder spätern Eintretens des Epoche machenden Ereignisses von größerer oder geringerer Ausdehnung sind; jedem ist eine Ueberschrift gegeben, welche theils den Inhalt angibt, theils die im Abschnitte dargestellte Zeit kurz charakterisirt; eine Uebersicht der Hauptquellen und Hülfsmittel für die deutsche Geschichte ist dem Buche angefügt und die meisten derselben sind mit Urtheilen begleitet, welche den Gehalt derselben bestimmen und des Verf. nähere Bekanntschaft mit demselben beurkunden.

Um dem im Allgemeinen Gesagten noch etliches Einzelne beizufügen, möge zunächst bemerkt werden, daß gegen die fast gewöhnliche Meinung, welche, die Wichtigkeit der ersten 5 oder 6 Jahrhunderte überschätzend, dieselben nicht ausführlich genug darstellen zu können glaubt, diese hier in einer den Grenzen eines Handbuchs sehr angemessenen Beschränkung behandelt sind, die Geschichte der einförmigen und nicht entscheidenden Kriege der alten Deutschen gegen die Römer nur mit Wenigem berücksichtigt, und der Raum dagegen, mit Zurückweisung alles nur Hypothetischen, für eine gedrängte, aber bestimmte Beschreibung des Charakters und der Verfassung der deutschen Stämme benutzt ist. Dieselbe richtige Beschränkung zeigt die Behandlung der Geschichte des fränkischen Reichs, bei welcher vornehmlich die Geschichte Austrasiens berücksichtigt und das mehr der Geschichte Frankreichs angehörige Neustrien und Burgund meist auf die Seite gestellt ist. Eigenthümlich ist ferner dem Verf., daß er weder den Tod Karls des Großen, noch den Vertrag zu Verdun, oder die spätere völlige Abtrennung Frankreichs an das Ende eines Abschnitts stellt, wol aber einen solchen schließt und beginnt mit dem Jahre 804, als in welchem alle deutschen Stämme im karolingischen Staatssystem vereinigt wurden. Daß die Vereinigung der römischen Kaiserkrone mit

der deutschen Königskrone als Epoche gebraucht ist, bedarf keiner Rechtfertigung, indem durch diese Begebenheit ein entscheidender Wendepunkt in die deutsche Geschichte eintritt und fast das gesammte deutsche Mittelalter, vornehmlich die politische Entwickelung desselben, bestimmt worden ist. Daß die folgenden 3 Jahrhunderte bis zur Wahl Rudolfs von Habsburg durch das wormser Concordat in 2 Zeiträumen geschieden sind, ist gleichfalls hinlänglich motivirt; denn wenngleich der Zwiespalt und Streit zwischen den Kaisern und Päpsten nach wie vor jener Epoche das Hauptinteresse gewährt, so ging derselbe doch vor jenem Zeitpunkt von einem andern Anfange aus und nach einem andern Ziele hin als nach demselben. Die Beschaffenheit des unter Kaiser Friedrich I. beginnenden Streites deutet der Verf. in einer Stelle an, welche wir um so lieber hier mittheilen, als sie auch die Bestrebungen jenes Fürsten näher würdigt und bezeichnet. „Friedrich I., von den Italienern Barbarossa genannt, nahm eine andere Politik an als seine Vorgänger und zwang seinen Nachfolgern eine Richtung auf, die für diese ebenso unglückliche als für die Entwickelung der einmal bestehenden Verhältnisse in Deutschland wohlthätige Folgen gehabt hat. Die Macht der Großen war schon so befestigt, um sie mit Erfolg stürzen zu können; jeder Eingriff in die angemaßten Rechte derselben führte einen Bürgerkrieg in Deutschland herbei und diente nur zur Demüthigung des königlichen Ansehens. Friedrich suchte daher mit den Kräften Deutschlands sich auswärts eine von ihm völlig abhängige Macht zu gründen, und dazu schien das durch Handel reiche und von innern Parteien zerrissene Italien am geeignetsten. Die Schonung der deutschen Verhältnisse gab dem Könige die nöthige Unterstützung, und obgleich sein Streit mit den Päpsten ihn als einen Feind der Kirche erscheinen ließ und ihn dem Kirchenbanne aussetzte, regte sich doch in Deutschland selbst keine päpstliche Partei; denn die päpstlichen Bannflüche gegen Friedrich I. gingen aus den politischen Verhältnissen Italiens und nicht Deutschlands hervor". — Ebenso wohlbegründet ist die Begrenzung der folgenden Abschnitte, deren letzter die Zeit von 1806—30 umfaßt. Was den Inhalt der einzelnen Abschnitte betrifft, so nimmt eine wohlgeordnete Erzählung der stets zweckmäßig ausgewählten Begebenheiten den größten Raum ein; eine Entwicklung des politischen und geistigen Zustandes fügt sich derselben an passenden Stellen ein oder schließt sich ihr an. Auch in Beziehung auf diesen Theil der Darstellung muß anerkannt werden, daß der Verf. auf das zweckmäßigste den Raum benutzt habe; jedoch würde es vielleicht seinen Lesern willkommen gewesen sein, wenn er sich hierin einen, wenn auch nur um etwas größern Raum gestattet hätte; insbesondere hätten wir gewünscht, daß er den Zustand des deutschen Kirchen- und Klosterwesens noch mehr berücksichtigt, daß er der Poesie des schwäbischen Zeitalters ausführlicher gedacht (zumal dies in Beziehung auf die Meistersängerei geschehen ist) sowie der deutschen Baukunst des Mittelalters, und daß er auch den sittlichen Zustand in einigen Abschnitten einer genaueren Würdigung für werth gehalten hätte. Indessen lassen sich freilich über das Mehr und Minder in solchen Dingen nur subjective Wünsche aussprechen, keine allgemein gültige Regeln aufstellen; ein Tadel würde sich nur dann begründen lassen, wenn, was im vorliegenden Buche nirgends geschehen ist, Wesentliches Unwesentlichem und Entbehrlichem aufgeopfert wäre, und wir scheiden von demselben mit dem Wunsche, daß dem Verf. eine genügende Muße zu Theil werde, um bald durch die Herausgabe der von ihm versprochenen Geschichte der karolingischen Zeit noch die Verdienste zu vermehren, welche er sich um die deutsche Geschichte durch die Ausarbeitung eines Lehrbuchs erworben hat, das ebenso sehr den an einen Leitfaden zu machenden Anfoderungen entspricht, als es auch dem gebildeten Leser einen geistreichen Ueberblick jener Geschichte und einen tiefern Einblick in die Weise und das Wesen deutscher Entwickelung gewährt. 23.

Die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Lebensgeschichte von Johann Heinrich Stobwasser, seinen Freunden zum Andenken und zum Besten der Krankencasse der Stobwasser'schen Fabrik herausgegeben von C. H. Stobwasser. Braunschweig, Vieweg. 1830. 8. 8 Gr.

Fürwahr, ein langes und seliges Leben ist es, das wir hier vor uns vorübergehen sehen, und Ref. ist der Meinung, daß auch die größte Verschiedenheit in religiösen Ansichten den durchaus wohlthuenden Totaleindruck nicht schwächen werde, den die Lesung dieser einfachen Biographie hinterläßt; ja, er geht noch weiter und glaubt, daß Wenige das Buch ohne den, wenn auch nicht klar ausgesprochenen, doch innern Wunsch, dereinst auf ein solches Leben zurücksehen zu können, aus der Hand legen werden. Und dennoch ein Leben, in größter Dürftigkeit begonnen unter tausend Sorgen und Entbehrungen, aber zugleich voll kindlichster Treue und Hingebung; denn schon als Knabe wurde St., dem nachmals so viele Familien Erwerb und Wohlstand verdankten, die einzige Stütze, man könnte sagen, das Haupt seiner darbenden Familie, Rathgeber, Führer seines Vaters. Unermüdet war sein Aufstreben zur Vervollkommnung des frühgewählten Gewerbes, Lackmalerei, das er später zur Kunst erhob und auf eine Stufe von Vollkommenheit führte, auf der St. lange unerreicht blieb und von Keinem übertroffen worden ist. Aber auch hier wieder vieljähriger Druck und Sorgen von allen Seiten, und endlich Blindheit im hohen Alter.

Alles dies aber verschwindet in Nichts vor dem innern Frieden, der sein ganzes Wesen erfüllte; ja, jede neue Widerwärtigkeit schien nur hereingebrochen zu sein, um ein so festes Gottvertrauen — Mancher würde es als Fatalismus bezeichnen — zu rechtfertigen. Er wich in allen Verhältnissen des Lebens nie von dem Wege ab, den er einmal, in der Ueberzeugung, es sei der ihm angewiesene, betreten hatte.

Die ganze Erzählung ist im höchsten Grade anziehend und überall edel gehalten; und wem die Sprache des religiösen Vereins, dem er sich in spätern Jahren anschloß, befremdet oder abstößt, der übertrage sie in die ihm für Gefühle und Hoffnungen solcher Art ausreichend scheinende. Haben früher Thomas a Kempis, Spener und A. H. Franke eine ähnliche geführt, so wird man noch weniger verkennen, daß durch Bemäntelung das ganze Gemälde an Wahrheit verloren haben würde.

Das beigefügte Portrait gibt die äußere Erscheinung des Mannes in sprechender Aehnlichkeit.

Der Verstorbene hatte in seinem 72. Jahre in zweiter Ehe eine Verbindung mit der Witwe des einst so berühmten Ebenisten Geh.-Commerzrath Röntgen, Vater des heldenmüthigen Reisenden, geschlossen; ein anderer Sohn desselben ward St.'s Schwiegersohn. Ref. glaubt, daß es nicht nur ein schöner Pendant zu der vorliegenden Biographie, sondern überhaupt eine der anziehendsten literarischen Erscheinungen sein würde, wenn uns das Leben des Vater Röntgen, eines Mannes, dessen hohe Genialität ihm wol noch mehr als seine damals unerreichte Kunst bei Friedrich II., Katharina II., dem französischen und fast allen andern Höfen Zutritt verschaffte, in ähnlicher Weise beschrieben würde.

Gegen diesen höchst lebhaften und in vieler Beziehung außerordentlichen Mann hatte freilich unser Stobwasser nur ein ruhiges Stillleben geführt, aber eben um so anziehender und belehrender würde ein solches Doppeldenkmal schöner Pietät sich darstellen. Oder findet sich über das vielbewegte Leben des G. A. Röntgen vielleicht schon irgendwo eine Ref. unbekannte, vollständige Nachricht? 13.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1831.

Volk und Regent.

(Eine Epistel für den Sylvesterabend des Jahres 1830.)

Volk, wie Kind, urtheilt nach dem sinnlichen Eindruck, denkt nicht weit genug, um die Tugend in der Entfernung zu bewundern, und wird wenig von Wohlthaten gerührt, die es nicht unmittelbar fühlt, ist dagegen um so empfindlicher gegen den nahen Schmerz. An diese Wahrheit mahnen unsere neuesten Erscheinungen. Peitschenhiebe und Mishandlungen kühner Reiter will man mit schafmäßiger Geduld nicht mehr ertragen. Man verlangt wechselsweise Liebe und Zuneigung, ohne welche sich kein Glück zwischen einem Fürsten und seinem Volke denken läßt. Regent und Volk leben in einer Art ehelichen Verhältnisses zu einander. Anfangs begegnen sie sich mit vieler Wärme und Zuthätigkeit; dieser Zustand kann allein durch Kunst und kluges Betragen dauernd gemacht werden; sobald sich aber im mindesten Kälte und Vernachlässigung auf einer Seite sehen läßt, so stockt das Zutrauen sogleich auf beiden; und wird vollends ihr Interesse getheilt, so nehmen auch Liebe und Zuneigung einen traurigen Abschied ohne Wiederkehr. Wo Das hintangesetzt wird, was vorzüglich dem Fürsten das Recht zu regieren gegeben hat: das Wohl des Volkes; wo der Regent einmal den Glaubensartikel angenommen hat, daß er darum an der Spitze der Uebrigen stehe, um das Mark der Erde zu verschlingen und seinen Begierden und Leidenschaften ungehemmt den Zügel schießen zu lassen; wo er für seine Person und abgesondert vom Volke groß werden will oder Schätze zusammenrafft, indeß der Bürger verarmt; wo das unglückliche Volk nicht anders von einem Uebel, worunter es ächzt und das unglücklicherweise seinem Peiniger wuchert, befreiet werden kann als für einen blutbeträuften Preis: da läßt sich wol schwerlich ein deutlicheres Merkmal aufbringen, daß es einem solchen Fürsten an Liebe zu seinem Volke fehle; und die Erbitterung des letztern gegen ihn und jedes Werkzeug seiner Macht ist unausbleiblich. Dadurch, daß er seine väterliche Zärtlichkeit aufgibt, setzt er seine Unterthanen selbst in den Zustand der Natur zurück und gibt sich den Angriffen und Gewaltthätigkeiten jeder Partei preis, die etwa ein denkender Kopf an ihre erloschenen Pflichten und den freien Gebrauch der überwiegenden Volkskraft erinnert.

Ungeheuchelte Leutseligkeit und Großmuth sind wesentliche Eigenschaften für einen Fürsten, welcher die Liebe seiner Nation gewinnen will, die nun einmal den Kern nach der Schale beurtheilt und, weil sie einen beträchtlichen Theil ihrer Freiheit und Stärke, ihres Vergnügens und Geldes aufopfert, um gut regiert zu werden, ebensowol freundliche Worte und ein gefälliges Aeußeres als gutes Regiment erwarten zu dürfen glaubt. Findet sie diese, so räumt sie 2 Gunstbezeigungen für ein einziges Lächeln ein; wo nicht, so wird sie halsstarrig und boshaft, denn die Tugend selbst wird ohne Leutseligkeit und gute Laune rauh, spröde und zurückstoßend. Ohne Großmuth des Fürsten kann sich die Volksliebe nicht entfalten. Ihre Ausübung macht den Fürsten populair. Sie läßt ihn die Schwachheiten und Leidenschaften der Menge bemitleiden, hält ihn ab, seinem Volke harpyenartige Zöllner und verhaßte Beamte aufzudringen. Der Fürst, der diese Tugend nicht übt, erzeugt bei seinem Volke Gleichgültigkeit, diese aber frißt um sich und artet gar leicht in Haß und Verachtung aus. Was Fürst und Volk am meisten von einander trennt, das sind die Schmeichler und Fuchsschwänzer, die den Erstern sagen: „Ihr könnt kein Unrecht thun. Vortrefflich! Thut also so viel Unrechtes als ihr wollt, es ist doch kein Unrecht, denn — ein Fürst thut nie Unrecht". So wird denn freilich der wahrste, wichtigste, segensvollste Satz in Fluch und Unsegen verkehrt, die Fürsten erlauben sich vielleicht Ungerechtigkeiten, Ausschweifungen, und das Volk lernt sie verachten, statt sie zu verehren. Wenn daher ein erst vor wenigen Jahren zu Jena verstorbener gelehrter Professor eine Dissertation geschrieben hat: „De principe legibus soluto", so war es ein wahres Glück, daß die Fürsten und ihre Höflinge vielleicht dies Latein nicht verstanden. Nichts ist verderblicher, als den Fürsten zu sagen, sie könnten sich über die Gesetze hinwegsetzen, während man ihnen vielmehr unaufhörlich ins Ohr raunen sollte, daß Niemand gesetzlicher zu handeln hat als eben sie, weil sie der Höhepunkt sind, auf den das Volk sieht und nach dem es sich richtet. Es wäre sehr übel, wenn manche Fürsten die goldene Regel, daß sie ihren Völkern vor allen Dingen auch als sittliche Vorbilder vorzuleuchten haben, mitunter vergäßen. Gesetzt, ein Fürst hätte Etwas versprochen, sogar mit einem Eide versprochen, und

dennoch machte er sich kein Gewissen daraus, diesen Eid zu brechen; oder er verlöre große Summen in Hazardspielen, die in seinem Lande verboten sind; oder er wäre ein Seelenverkäufer, ruinirte Felder und Saaten durch übermäßige Jagden und Wildstand; oder er machte Schulden und erklärte den Bankerott; oder er überließe zuweilen das Scepter der Regierung seinem Günstling, seinem Beichtvater, die keine verfassungsmäßige Verantwortlichkeit haben: was wäre dann die unvermeidliche Folge? Das Volk, mit einer guten Portion natürlichen Verstandes versehen, würde diese Ausschreitungen tadeln und darüber murren. Es könnte ihm z. B. einfallen, sich wider den meineidigen Fürsten aufzulehnen, ihn wol gar (exempla sunt in promtu) zum Lande hinauszujagen; es könnte sich unterstehen, dem Unzüchtigen nachdrücklich Vorhalt zu thun; es könnte den Muth fassen, an den wilden Jäger, den Seelenverkäufer, den Spieler und Schuldenmacher, den Frömmler, den Schwächling Deputationen abzusenden; es könnte sich einfallen lassen, Selbsthülfe zu üben und Excesse zu begehen: wem leuchtet alsdann nicht ein, daß Alles ruhig geblieben wäre; daß das Volk die ihm tiefeingepflanzte Ehrfurcht vor seinem Regenten, den stillen, geregelten Gehorsam gegen seine Fürsten beibehalten haben würde, hätte es nicht gelernt, das Betragen derselben als gesetzwidrig oder unsittlich zu verachten, zu misbilligen. Uns dünkt, es sei sehr an der Zeit, daß dieser Punkt von Denen, die er angeht, reiflich erwogen werde. Das Volk hat eine große Vorliebe für Ruhe, Stetigkeit, Ordnung, aber es hat auch viel schlichten, geraden Sinn, viel gesunden, klaren Verstand, und man wird wohl thun, diesen nicht gröblich zu verletzen, ihn nicht gar zu unvorsichtig aufzuregen, er könnte dann leicht weiter gehen als gut wäre. Ganz unverkennbar liegt den meisten der jetzigen Volksunruhen in der Welt der Wunsch zum Grunde, in den Städten und Staaten eine bessere Ordnung des Haushalts, in den Schlössern und Palästen mehr Sitte und Treue hergestellt zu sehen. Achtung vor Recht und Sitte fodert man von Fürsten und Behörden lauter und nachdrücklicher als je; daher die ganz eigne Bemerkung, daß hier und da der Volksauflauf besonders auch gegen gewisse übelberüchtigte Häuser gerichtet war. Anderswo hat ein Schauspieler zum Anstoß gereicht, der, von oben begünstigt, sich einer unnatürlichen Liebe ergeben hatte; noch anderswo hat man gegen das fürstliche Maitressenwesen und den damit verbundenen Anstoß und Aufwand geeifert. Dieser Volkssinn ist an sich ehrenwerth, und man würde damit Viel ausrichten können, wenn man, statt ihn zu übersehen, vielmehr zu leiten und zu benutzen wüßte.

Viel Unglück stiften alle öffentliche oder heimliche Hofetikettenbücher, welche die Fürsten am Gängelbande der sie einzig umgebenden Adels- und Klerusaristokratie führen, ohne daß es die Geführten oder Angeführten selbst wissen. Die Hofetikette scheidet die Fürsten von ihrem Volke; sie sehen es nie anders als im Prisma der Entfernung, und so lernen sie es nie recht kennen. Ist nun diese Hofetikette so starr feudal und veraltet, daß sie den bürgerlichen Staatsdiener, stehe er auch in dem ehrenvollsten Posten, z. B. in der Function eines Ministerialraths oder gar eines Departementschefs, von der Nähe des Fürsten fern hält, während der unbedeutendste adelige Fähnrich oder Accessist eiligst bei Hofe zugelassen, zu den Hofzirkeln eingeladen wird: so entsteht nothwendig in dem Gemüthe jedes rechtlich gesinnten bürgerlichen Staatsdieners eine heimliche Erbitterung, die in jetziger Zeit am wenigsten zu wünschen ist, und die, wir glauben uns nicht zu irren, hier und da wol geeignet sein mag, sich auf die Volksstimmung nachtheilig zu äußern. Talent und Verdienst begehren heutzutage ihr Recht und wollen nicht länger mit stolzer Nichtachtung übersehen und zurückgesetzt sein. Das Lächerliche und Gehaltlose der Dinge, die den Zutritt bei Hofe gestatten und einen Hoffähigen auch äußerlich bezeichnen, fällt jetzt stärker als je in die Augen. Es verletzt gewiß den gesunden Sinn, einen Staatsminister mit dem goldenen Kammerherrenschlüssel hintertheilig geschmückt einherstolziren zu sehen. Man sieht gar wohl ein, daß bisweilen Ordensbänder und Ordenskreuze bei den geringfügigsten, verdienstlosesten Anlässen an Solche vergeudet werden, die in den Augen des Volks wenig Geltung genießen, ja oft geradezu verachtet sind. Dahin gehören denn auch die goldenen, reich mit Brillanten besetzten Tabatièren, die bei manchen Gelegenheiten an Personen ausgetheilt werden, die aus der Fremde daherkommen und dem Fürsten ein Wort der Beglückwünschung, oder des Beileids, oder irgend eine werthlose Meldung bringen. Alles dieses sind Erfindungen einer Kaste, die gern nur alle Gunst der Fürsten für sich allein aufschnappen möchte, und die nicht weiß, wie viel saurer Schweis der Unterthanen an einer solchen kostbaren Gunstbezeigung haftet. Man hat erst noch kürzlich in den Zeitungen gelesen, wie lächerlich sich Karl X. auf seiner Reise nach Cherbourg dadurch machte, daß er nicht an einer runden Tafel speisen wollte, weil die französische Hofetikette dem König nur an einer viereckigen Tafel zu speisen erlaubte, und daß er seinen Hauswirth, der doch ein wackerer Landedelmann war, nicht mit zu Tische zog.

Diese Pedanterie erinnert an eine Anekdote, die wir kürzlich in den Denkwürdigkeiten und Reisen des verstorb. herzogl. braunschw. Obersten von Nordenfels gelesen haben. Der berühmte dänische Schauspieldichter Holberg hatte nämlich aus seinem eignen Vermögen die große Ritterakademie zu Soroe errichtet. Der König von Dänemark erwies ihm dafür die Ehre, sein Gast zu sein. Die Mittagstafel war servirt, und eben schickte sich der hochverdiente Gelehrte an, seiner Pflicht als Wirth Genüge zu leisten, als unter den Herren des Hofes die wichtige Frage: ob ein Mann, der nicht von hohem Adel sei, mit Sr. Majestät und dem Hofe an einer Tafel speisen dürfe, ernsthaft debattirt und verneinend entschieden wurde. So speiste denn der Hof auf Kosten des Stifters der Ritterakademie, und der edle Wirth mußte sich in ein Nebenzimmer zurückziehen und allein essen. Derselbe Verf. erzählt von Hanover im J. 1807, kurz vor der Gründung des Königreichs Westfalen, Folgendes: „Zufällig traf ich dort den Pächter einer hanöverschen

Domaine, welcher bei der nach allen Rücksichten ausgebildeten Beamtenaristokratie etwas zu suchen hatte. Er befand sich soeben unter der Dressur seines Ceremonienmeisters, des Lohnlakaien, welcher mit dem größten Ernst von der Welt vordemonstrirte: er bedürfe dazu nicht weniger als 5 verschiedene Anzüge, nämlich zuerst grande tenue (französischer Schnitt des Kleides, chapeau bas, Schooßweste, weißseidene Strümpfe und Schnallenschuhe, *mit* Degen), dann halben Anzug (schwarzseidenes Unterzeug, französisches Kleid, Klapphut, ohne Degen), ferner schwarzen Frack; dann Anzug mit dem runden Hute, und Gott weiß, was sonst noch für feine Nuancen, die alle, nach Rang und Würde haarscharf abgemessen, höchst wichtig und nothwendig waren, — „denn dem Kammerrath" (sagte er) „im französischen Kleide aufwarten, heißt den Geheimenrath beleidigen". Auch die Zeit der Visiten war streng gesondert, und es war von höchster Wichtigkeit, zu wissen, bei welchem Herrn man vorfahren und zu welchem man zu Fuß gehen müsse, wo man Karten abzugeben habe und wo nicht. Die Absonderung des Adels, nicht nur vom Bürgerstande, sondern sogar unter sich *selbst* nach den verschiedenen Classen des hohen und niedern, des alten und neuen Adels, fand sich nirgend so scharf markirt als in Hanover. Seitdem haben aber die Franzosen dort mehr Popularität eingeführt, und der Herzog von Cambridge gibt jetzt das Beispiel einer edeln Humanität. Jedoch soll dort noch immer viel Kasten-Jesuitismus herrschen, und selbst mancher übrigens aufgeklärte, ja vielgepriesene deutsche Hof soll von den Formen einer veralteten Etikette noch sehr befangen sein; hier und da soll es sogar gegen sonst damit noch schlimmer stehen. Sollte man nicht berechtigt sein, diese Geheimnisse der Hofceremonielbücher einmal ans offene Tageslicht zu ziehen? Man würde aus ihnen, diesen Kleinodien des seligen Mittelalters, Wunderdinge erfahren, und sowie sie sind, können sie sicherlich nur von Jesuiten verfaßt sein. 149.

Britische Recensenten und Niebuhr.

Wir theilten in Nr. 3 d. Bl. f. 1830 das Urtheil der londoner Recensenten über Niebuhr's kritische „Römische Geschichte" mit. Jetzt geben auch die edinburger („Edinb. review", Nr. 102, Juli 1830) ihre Stimme ab. Wiewol sie den ausgezeichneten Verdiensten unsers Landsmannes um die Geschichte Roms vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so billigen sie doch im Allgemeinen die Grundsätze nicht, wonach N. bei seinem Werke sich hat leiten lassen.

Was die Lichtseite betrifft, so geben sie der „Gelehrsamkeit" Niebuhr's, die sie mit Auszeichnung eine „wahre" nennen, den Preis (und das will bei jenen stolzen Insulanern viel sagen!) selbst vor Dem, was britische Gelehrte in diesem Felde je geleistet haben oder dermalen irgend leisten können. „Denn", sagen sie, „man hat jetzt das Richtmaß der Gelehrsamkeit in Britannien etwas zu tief gestellt, und die jungen Männer, welche die Akademie verlassen und schon für gute Gelehrte gelten, haben doch erst kaum Das, was sie schon von der Schule zur Akademie mitgebracht haben sollten, sich erworben". „Je mehr man N.'s Werk studirt, desto wunderbarer nimmt es für sich ein. Es ist wie ein Strom, der voll und rastlos vor dem Leser dahinflutet, vergleichbar dem Rheine oder der noch unerschöpflichern Philosophie der alten Welt". Nächst dieser wahren Gelehrsamkeit Niebuhr's rühmen sie dessen „edeln Sinn", der sich kundthue in einer furchtlosen Freimüthigkeit, in großmüthiger Schonung Irrender, in froher Anerkennung fremden Verdienstes und in zarter Pietät bei Berührung solcher Stellen, welche zwar mit wesentlichen Lehren des religiösen Glaubens in Verbindung stehen, nicht aber wesentliche Bestandtheile dieses Glaubens ausmachen. Bei dieser Gelegenheit werden einige britische Finsterlinge, welche Niebuhr und die britischen Uebersetzer seines Werkes, Hare und Thirlwall, 2 Geistliche, zu verketzern sich bemühten, mit Unwillen zurückgewiesen und dafür den deutschen Theologen Lobsprüche ertheilt wegen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit, ihrer Freimüthigkeit und Wohlgesinntheit; und es wird ihnen zum hohen Verdienst angerechnet, daß sie das „theologische Studium" mit dem „Prüfungsgeist des gegenwärtigen Zeitalters" in freundliche Verbindung gebracht haben. [Etwas zu viel Ehre! Jo. 13, 10] Noch wird bemerkt, es sei durch Uebersetzung des Niebuhr'schen Werkes ins Englische daselbst das seit langer Zeit vernachlässigte und fast entschlafene Studium der römischen Alterthümer und anderer wichtigen Gegenstände wieder erweckt und neu belebt worden.

Weit länger aber und, wie es scheint, mehr con amore als bei der Lichtseite, verweilen die Edinburger bei Dem, was sie als die Schattenseite des N.'schen Werkes bezeichnen. Sie heben mit der Bemerkung an: Man könne die Denker jedes Zeitalters in 2 Classen theilen, 1) in solche, welche Alles und 2) welche Nichts auf Glauben annehmen. Während der Kirchenherrschaft Roms habe Nr. 1 die Mehrzahl ausgemacht; mit der Reformationszeit aber habe Nr. 2 dergestalt zugenommen, daß, nachdem aller Grund und Boden untergraben worden, der Sturz in einen Ozean von Zweifeln und Ungewißheit erfolgt sei. Dann machen sie, betreffend den mündlichen Vortrag, aus welchem ursprünglich das N.'sche Werk hervorgegangen sei, die Bemerkung, daß hierdurch auf deutschen Akademien die Wissenschaften allerdings sehr befördert werden, was man in England leider vernachlässige, meinen aber, es führe doch der mündliche Vortrag den Lehrer, wenn er nicht sehr auf seiner Hut sei, gar leicht zu „Paradoxen". Denn da die Hererzählung des Bekannten und Gewöhnlichen einschläfere, so beschleiche den Lehrer die Versuchung, zur Belebung und Verstärkung der Aufmerksamkeit, nach Neuem, Ungewöhnlichem, Absonderlichem auszujagen. Damit er nun aber Freiheit gewinnen möge, einen alten Gegenstand neu zu behandeln, ergreife er folgendes ihm zweckdienliche Mittel: er suche der „alten Zeugen", welche Dem, was er jetzt „neu" vortragen wolle, widersprechen würden, loszuwerden, indem er ihre Angaben der Glaubwürdigkeit vernichte. Niebuhr wenigstens befehde, ohne Gewissensbisse zu empfinden, den Charakter der Schriftsteller, an deren Treue zu glauben man seit alten Zeiten sich gewöhnt habe. Tacitus gelte ihm nur als Beobachter und Erzähler seiner Zeit, nicht aber als Erforscher seiner Vorzeit, weil er da nicht gehörig combinirt habe. Livius werde verworfen, weil man in seiner Geschichte zu oft „Widersprüchen" begegne. Der Rhetoriker Dionysius sei, als kritischer und forschender Geschichtschreiber, nicht der Rede werth. Nachdem N. auf solche Weise sich jene und noch einige andere Alte vom Halse geschafft, habe er nun freie Hand gewonnen, eine Geschichte Roms ohne weitern Widerspruch besorgen zu dürfen, nach eignem Belieben zu erfinden. Den Griechen, welche sich mit römischen Sachen befaßt, ergehe es nicht besser als jenen Römern. Appian werde als geistlos, unwissend und oberflächlich, Plutarch, sonst ganz liebenswürdig, als schwach an Urtheil und Kenntniß in römischen Sachen bezeichnet, und Dionys von Halikarnaß finde zwar da, wo er mit N. gleiche Ansicht theile, Gnade, wo er aber anderer Meinung zu sein sich erkühne, werde seine Geschichte „unerträgliche Zeitungsnachrichten" genannt. Der genialische Historiker verfahre mit seinen Gegnern wie ein orientalischer Sultan, er strangulire sie ohne weitere Umstände. Jene ande-

dern, welche man den Preußen als Nationalzug zuschreibe, habe N. von seinen neuen Landsleuten reichlich angenommen, denn es sei doch ein etwas kühnes Unterfangen, zu behaupten, daß man zu Berlin, Bonn und in Ditmarsen nach 2000 Jahren bessere Auskunft geben zu können meine als in Rom selbst, nur 700 Jahre nach den Begebenheiten, wo so manche seitdem verschwundene Quellen noch zugänglich gewesen. Nur Polybius und Sallust bleiben bei N. in Ehren und werden zu höchsten und unbestreitbaren Autoritäten erhoben, wol aus dem Grunde, weil Das, was von ihren Schriften übriggeblieben, sich nur auf „beschränkte" Zeitabschnitte beziehe, sie also „im Allgemeinen" dem freien Spiele der historischen Imagination und Erfindung Niebuhr's nicht eben hinderlich werden könnten. Wenn man eine jede Schrift, welche einer Lieblingshypothese widerstreite, flugs für unecht, und eine jede ungünstige Stelle für verfälscht erklären und den Text eines Autors, wenn er den verlangten Sinn nicht geben wolle, durch Conjecturalkritik emendiren dürfe, so sei es allerdings leicht, jede historische Behauptung durch Autorität der Alten zu beweisen, oder aber auch, vermittelst ähnlicher Mittel, das Gegentheil darzuthun. Dieses Verfahren aber maße sich N. als ein heiliges Recht an. Bedeutenden Beistand zur Begründung des Neuen, was er vortrage, möchte ihm aber auch „die Etymologie" leisten, wobei denn mitunter sehr gezwungene und unnatürliche Ableitungen vorkommen. Und wenn die Alten ihm hierbei in den Weg träten, müßten es sich die sonst von ihm „scharfsinnig" genannten Griechen und Römer gefallen lassen, daß ihnen „unaussprechliche Absurdität" in den Bart geworfen würde (z. B. bei der Ableitung des Namens „Italien"). Nachdem N. nun auf diese Weise sich das Recht erworben habe, das bestimmte Zeugniß bisher beglaubigter Historiker, wenn sie ihm misfällig seien, zu verwerfen; zu entscheiden, daß ein Werk unecht oder eine Stelle verfälscht sei; den Text nach Belieben zu ändern; mittels unbeschränkten Etymologisirens jedem Wort einen andern Sinn beizulegen, so eröffne er dann seine Ansicht von der frühern Geschichte Roms und erkläre kraft mehr als päpstlicher Obergewalt, daß jene ganze frühere Geschichte ein Gedicht sei. Was er aber hiermit eigentlich für eine Meinung verbinde, habe man noch nicht recht ausfindig machen können, da er eine Menge mystischer und technischer Worte, mit welchen man keine deutlichen Begriffe verbinden könne, hierüber ausstreue, denn er rede bald von „den rein epischen Zeiten der Könige", bald vom „alten, epischen Charakter", bald von „mythischer Erzählungsweise", bald von „poetischen und unhistorischen Berichten". Obwol das Wort „Gedicht" die Angel sei, auf der seine ganze Theorie sich drehe, so werde doch der bestimmte Sinn, in welchem er jenes Wort gebrauche, nirgends genau entfaltet. Es sei überhaupt zu bezweifeln, ob die Idee, welche es mitsichführe, den Römern in jener Periode überall bekannt gewesen sei, und ob damals dieselbe bestimmte und scharfe Unterscheidung zwischen Poesie und Historie, welche erst in spätern Zeiten zu Stande gekommen, stattgefunden habe. Wenn man auch, was N. vom Ennius und den ältern lateinischen Dichtern behaupte, zugeben könne, so könne man doch keineswegs einräumen, daß auch vor Livius' Augen fortwährend ein Gedicht gegaukelt habe. Was aber „die Inschriften auf alten Grabdenkmälern" betreffe, so möchten das immerhin Verse sein, hätten aber übrigens ebenso wenig Beweiskraft gegen die Glaubbarkeit der römischen „Geschichte", als man aus ähnlichen Inschriften auf unsern Kirchhöfen folgern könne, daß z. B. Mackintosh's „Geschichte Englands" blos eine „artige Epopöe", eine „mythische Erzählung" sei, einen „alt epischen Charakter" trage und „rein poetisch und unhistorisch" sei. Uebrigens wolle man gar nicht in Abrede stellen, daß in der frühesten Geschichte Roms allerdings manche Widersprüche und große Verschiedenheiten angetroffen werden. Daß es mit der Regierungszeit der ersten 7 Könige Roms, obschon ein solcher Fall selten vorkommen möge, dennoch seine Richtigkeit haben könne, lasse sich gar wohl denken. Man könne Niebuhr's zwar genialischen, aber mitunter etwas phantastischen Speculationen in der Chronologie, welche, wenn auch selbige in vielen Fällen sehr verdienstlich seien, dennoch zuweilen einem Talmudisten oder Gnostiker nicht übel stehen würden, nicht immer beipflichten. Betreffend „Zeichen und Wunder", müßte man die Chroniken des Mittelalters wahrlich wenig kennen, wenn man ihnen alle Gewißheit in der „Geschichte" deshalb absprechen wolle, weil „Zeichen und Wunder" und poetische oder mythische Ereignisse in die gewöhnlichen Vorfälle eingemischt seien und mit gleichem Ernst und derselben Gleichgültigkeit erzählt würden. Und sollten wir deshalb jene Berichterstatter, wie N. den Livius, verwerfen, so sei nichts gewisser, als daß die Geschichte, wenigstens eines „Jahrtausends", nämlich des zwischen dem Umsturz des römischen Reichs und der Wiederherstellung der Wissenschaften, als eine eitle Fabel, ein leerer Traum, unwürdig der Betrachtung eines kritischen Historikers oder Philosophen, aus dem Gedächtniß hinweggeschafft werden müßte; ja, wenn die Geschichte nach Niebuhr's Richtmaß sollte gemessen werden, so müssen wir uns darein fügen, fast die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts, bis auf 2 oder 3 Jahrhunderte vor unsern eignen Zeiten, fahren zu lassen. Sei denn aber nicht manche Geschichte wahr in der Hauptsache, wenngleich auch, mancher Ursachen halber, sehr widersprechende Berichte von diesen oder jenen Vorfällen gegeben worden seien? Sollen wir nun aber einmal wegen mancher vorkommenden Widersprüche und wegen mancher eingemischten Zeichen und Wunder die ganze Masse der Weltgeschichte hinwegwerfen, so bitten wir (sagen die Edinburger) Niebuhr unterthänigst um die Gefälligkeit, uns eine ganz neue Geschichte unsers Planeten von seiner Erfindung, bestehend blos aus solchen Ereignissen, welche er für wahrscheinlich halten wird, und aus solchen Handlungen, welche er und seine Bekannten vollbracht haben würden, und keine andere schreiben zu wollen. Die „Wahrscheinlichkeit" sei (fahren sie fort) freilich der Schluß- und Prüfstein der kritischen Geschichte; aber es müsse dabei Jedem überlassen bleiben, über diese Wahrscheinlichkeit sein Privaturtheil zu haben, und es dürfe hier Niemand es sich anmaßen wollen, nur er sei in jedem Fall zu einem richtigen Schluß gelangt. Gegen „Skepticism", vereinigt mit „Dogmatism", müsse man als gegen eine unglückliche Vermählung durchaus protestiren. Deshalb könne man es denn auch keineswegs billigen, daß N., nachdem er, als Skeptiker, sich hinter so viele und unnehmbare Bollwerke des Zweifels verschanzt habe, daß ihm mit erwiesenen Thatsachen schlechterdings nicht beizukommen sei, dennoch wiederum, als Dogmatiker, Thatsachen feststellen wolle. Was die „Leichtgläubigkeit", welche N. an Andern tadle, betreffe, so habe doch auch er selbst sich da, wo er von der Liebe zum Neuen und Absonderlichen beschlichen werde, nicht immer davon frei erhalten. Dies sei z. B. der Fall, wo er mit den längst verlorenen „Fastis" so bekannt zu sein glaube, als habe er selbst sie gelesen; auch da, wo ihm in Dem, was ihm eine Schmiedstochter am tarpejischen Fels von der schönen Tarpeja vorgeschwatzt, flugs die Spur einer wirklichen, durch 25 Jahrhunderte herabgekommenen mündlichen Tradition erschienen sei, obgleich das Mädchen sein Märchen wol aus der trüben Quelle gemeiner Volksbächlein geschöpft haben möge. Was „die Liebe zum Paradoxen" anbelange, so müsse man selbige einem deutschen Gelehrten schon zugutehalten, wie nicht minder das Ändern der Ansichten bei Vergleichung der neuern Ausgabe des Werks mit der ältern. Denn in Deutschland wechseln die Gelehrten mit den Theorien wie anderwärts die Frauenzimmer mit den Kleidungen, und was aus der Mode gekommen sei, werde in die Plunderkammer geworfen. Deshalb begegne es denn wol einem Ausländer, daß er in Deutschland nach einem Buche, welches ihm als reich an eigenthümlichen und glänzenden Ideen angepriesen worden, sich erkundige und zu seinem Erstaunen erfahre, daß selbiges schon längst durch neuere und neueste Speculationen überholt und ausgestochen worden sei. Ein deutscher Schriftsteller, wenn er bei Ehren bleiben wolle, müsse demnach stets darauf bedacht sein, unablässig hinlänglichen Vorrath von „neuen" Sachen nachzustoßen. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1831.

Geschichte.

1. Flüchtige Bemerkungen über die neuesten politischen Ereignisse (von A. von Behr). Köthen, Aue. 1830. 8.
2. Die Unruhen in Brüssel, Löwen, Lüttich u. s. w. Treu geschildert von mehren Augenzeugen mit Beifügung der hieher gehörigen Aktenstücke. Nebst einer Sammlung interessanter Anekdoten und Charakterzüge aus dieser Epoche. Nach dem brüsseler Originale übersetzt. Aachen, Mayer. 1830. 12. 8 Gr.
3. Amtliche Darstellung der unruhigen Vorfälle in den ersten Tagen des Septembers 1830 in der Stadt Elberfeld, als Handschrift gedruckt (vom Oberbürgermeister Brüning daselbst). Elberfeld, Stahl. 1830. 8.
4. Der Aufstand der Braunschweiger am 6. und 7. September, seine Veranlassung und seine nächsten Folgen (vom Geheimensecretair Koch). Braunschweig, Vieweg. 1830. Gr. 8. 8 Gr.

Unsere Zeit hat die Gewohnheit, daß jedes Ereigniß, welches nicht gerade in die dunkeln Regionen von Europa fällt, hundert fertige Federn in Bewegung setzt. Gewiß ist dies gut für die Neugierde, nicht so gewiß für die Geschichte, wenigstens mag der Historiker die erste Generation der Memoiren entweder ruhig untergehen lassen, oder nach Umständen hinzu- oder davonthun; denn wer von uns darf sagen, was er will, wenn er die Wahrheit auch weiß? Nicht daß eben die Censur so schlimm wäre, keineswegs; wir sind überzeugt, daß das Allerärgste am leichtesten zum Druck zu bringen ist. Die Schwierigkeit liegt darin, daß Jeder von uns Rücksichten zu nehmen hat und über Dinge der Gegenwart nicht nach der Wahrheit, sondern nach seinen Zwecken redet. Dies findet völlige Anwendung auf vorgenannte Schriften, findet sie aber auch auf die Untersuchung über die Ursachen und Beschaffenheiten der Unruhen selbst in eben dem Maße und, wenn man will, sogar auf Reden selbst. Wenn uns diese Betrachtung um nichtsdestoweniger zu einem Urtheile kommen läßt, so muß ein ganz besonderer Grund eben in dieser Sphäre der Gegensätze vorhanden sein, und so ist es. Recensent wünscht nämlich, diese verschiedenen Standpunkte ein wenig zu beleuchten zur bessern Orientirung. Es ist bekannt, daß die ganze Welt in 2 Gegensätze auseinandertritt, wovon der eine Das liebt, was der andere haßt, der eine Das angreift, was der andere vertheidigt. So hat es sich auch sogleich bei dieser Angelegenheit herausgestellt. Sobald die Volksbewegungen entstanden, waren viele Leute der Meinung, jetzt entstehe öffentliches Interesse und Patriotismus, der französische Hahn habe Morgen gekräht u. s. w., während Andere sagten, jetzt entstehe Unordnung, Polizeiverbrechen, ja sogar Raub, Mord, Brand und alle Verruchtheit des Vandalismus. Die eine Hälfte sind die öffentlichen Ankläger, die andere die öffentlichen Advokaten der Menschheit. Hier ist es sehr schwierig, noch eine Mitte ausfindig zu machen, denn aller Mangel an Interesse ist gleich Null, alles Uebrige aber ein Oscilliren zwischen den beiden Gegensätzen. Wenn Rec. sich gedrungen sieht, die ganze ephemere historische oder vielmehr Bulletinliteratur in diese 2 nothwendigen Hälften zu theilen, so sieht er wohl ein, daß er wegen seines schwachmüthigen Vorurtheils, das ihm immer noch Menschen statt „Vandalen" und „Kannibalen" zeigt, nicht wird vermeiden können, seine zarte Natur bloszugeben; und so würde er freilich dann schlecht fahren, wenn ihm die scharfen Wolfszähne der andern Classe in die Wolle kämen, das, hofft er aber, soll diesmal noch keineswegs der Fall sein. Er will nämlich keinen Lärm und Streit; daher seine unparteiliche Langmuth. Zuerst, wie billig, unsere Brüder von der christlichen Natur (wozu Nr. 4 und Nr. 3 schon wegen ihres halbofficiellen Charakters gehören, indem „guter gemeiner Stadt" in alle Wege zum Besten geredet werden mußte). Diese Gattung geht von dem Staate aus, den ein halbofficieller Mann schon lange predigt: „Alles, was von vernünftigen Wesen geschieht, darin ist Vernunft". Auf diese Weise, wir wollen es nicht leugnen, kommt sie bisweilen ins Gedränge, wenn sie nun schnell sagen soll, wo hier oder da die Vernunft steckt; indessen, da Rec. es im Allgemeinen, wie schon gesagt, mit dieser Partei hält, so suggestirt er ihr ein für alle Mal die Antwort: in einem abgerissenen Stück solle man so wenig wie in der großen Zehe Vernunft suchen, im Ganzen aber nur im Zusammenhange werde der große Mann mit seinem vernünftigen Satze nie zukurzkommen. So sei es verrucht, abscheulich, mordbrennerisch, einen Palast niederzubrennen. Womit

wollen die Schafe das rechtfertigen? schreit ein zorniger Ankläger und will schon zufahren; aber halt! was sagt der Geheimesecretair Koch? Er zeigt, unter den Umständen hätte die braunschweiger Nationalerbitterung mit Nothwendigkeit dahingeführt, und wenn ein gewisser Herzog der zweiten Classe nur ein „kleines, unschädliches Neröchen und sehr erträglich schiene im Vergleich mit jenem mordbrennerischen Vandalen", so schiene wahrhaftig dem guten Defensorenorden der Pöbel in Braunschweig zwar zornig, zwar wüthend, zwar gewaltthätig, aber immer doch noch menschlich, ja, sie findet sogar Züge von Edelmuth auf; und wenn es einzelne speculirende Verbrecher gibt, so sind, nach ihrer Ansicht, keineswegs ganze Horden „ausgedienter Diensinehmenwollender und Bösewichter" auf den Beinen gewesen.

Diese gutmüthige, beschönigende Art geht nun noch einen Schritt weiter, sie geräth gelegentlich in Begeisterung, sieht die Zukunft und preiset die Enkel glücklich, wenn aus dem Aufruhr nur ein erträglich gutes Resultat entspringt. „Die große Nation! unser Vaterland! die heiligen Rechte der Menschheit!" das sind Worte, die sie mit Nutzen anwendet, oft ist gar ein Gefühl dabei, und es ist nicht zu leugnen, daß so bewegte Gefühle des Volksrumpfes einen festen Kopf verlangen, besonders wenn sie so überraschend schnell in Wirksamkeit treten. Bei dieser Gelegenheit kommt Rec. auf den Gedanken, daß die deutschen Unruhen allerdings zum Theil das Ansehen von Fehlgeburten haben, weil doch die betreffenden Mütter sich noch gar nicht einmal recht schwanger gefühlt hatten, es müßte denn sein, daß sie diesen Zustand mit dem Preßzwang so lange verheimlicht, bis die Natur plötzlich alle Kunst gesprengt. Oder hat Braunschweig lange genug in den Wehen gelegen? Wenigstens scheinen selbst Hessen und Sachsen nicht im Stande zu sein, eine solche Nothwendigkeit, einen solchen Rechtstitel und eine solche Realisirung der populairen Foderungen aufzuweisen. In dieser Betrachtung liegt die Frage nach der Entstehung solcher Angelegenheiten sehr nahe, und ohne Zweifel wird irgend ein oberflächlicher Leser wähnen, dieselbe würde hier sogleich mit Einem Wort beantwortet werden, während sie doch in den ersten 10 Jahren zum allerwenigsten noch nicht zu erledigen ist. Hier sind zuerst nur Andeutungen von dieser Seite, d. h. von der apologetischen möglich, und da ist denn mit Einem Wort zu sagen, daß sich, wie die Geschichte fast jedes Jahrhunderts lehrt, zu jedem Lärm irgend eine allmälig aus Umständen entstehende Ursache findet und keineswegs durch eigne Lärmmacher von Handwerkern mitgebracht wird, daß aber selbst in diesem Fall die Entstehung des lärmenden Princips in dem Lärmer zu untersuchen sein würde.

Allein, es wäre sehr thöricht, wenn wir uns die Freude versagen wollten, nach Durchblätterung vorstehender Schriften, dem anklagenden Commentar der schärfern, bissigern Classe Gehör zu geben, besonders da sie in höchst origineller Weise auftritt, sodaß es bis jetzt noch zweifelhaft bleibt, ob es Ironie oder Ernst ist. Ohne Zweifel nämlich wissen die Geschäftsmänner, besonders im Justiz- und Polizeifache, nur zu genau, daß bei Empörungen die Empörer nicht unschuldig sind; dennoch aber liegt es in ihrem Interesse, diese Empörer als getreue, nur momentan verleitete Unterthanen darzustellen, bei welcher Gelegenheit es denn ungefähr so heißt: „Menschen von der niedrigsten Classe sind von fremden Emissairen bestochen worden, schreiend und lärmend haben sie die Straßen durchzogen, der Pöbelhaufe ist gewachsen, die Excesse sind verübt worden". Als die erste französische Revolution stattfand, da gab es ein berühmtes Schreckensgeschrei von den „Brigands", da war es das englische Geld und die Bestechungen Orleans', die allen Aufstand anzettelten; jetzt wagt schwerlich Jemand, der nicht verlacht werden will, solche Erklärungen; aber bei unsern Duodezrevolutionen in Deutschland wagen viele Leute immer noch ganz dieselben. Man kann sich leicht überzeugen, daß an allen Orten, wo Aufstände und Unruhen unangenehm überrascht haben, die Schuld auf „Emissaire" geschoben wird, nicht, um sich aufzuklären, sondern um sich geflissentlich zu täuschen. Denn in welcher deutschen Stadt ist auch nur ein deutscher Emissair entdeckt worden? und würden 1000 Emissaire im Stande sein, in einem gerecht regierten Lande plötzlich solche Beschwerden ins Leben zu rufen, wie in Braunschweig zum Vorschein gekommen sind, Beschwerden, welche sowol der König von England als die hohe deutsche Bundesversammlung in Erwägung zu nehmen sich veranlaßt gesehen?

(Der Beschluß folgt.)

Karl Ludwig Sand und sein an dem kaiserlich russischen Staatsrath von Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-criminalistische Erörterung aus der Geschichte unserer Zeit, von C. E. Jarcke. Berlin, Dümmler. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Daß der Deutsche kein Freund von Uebereilungen sei, ist bekannt, sowie umgekehrt, daß einige Saumseligkeit bei uns nicht leicht streng gerügt werde, wie schon die ungewöhnliche Menge der von zu großer Schnelligkeit abmahnenden Sprichwörter beweist, als: „Eile mit Weile"; „Zum Laufen hilft nicht schnell sein;" „Wer langsam geht, kommt auch" u. s. w. Dennoch aber gibt es Dinge, welche so entsetzlich spät kommen, daß sie dadurch fast allen Werth verlieren, und hierunter gehört dieses Werk, welches um so mehr zu bedauern ist, als dies mit Klarheit und Wahrheitsliebe verfaßte Buch in jener Zeit, wo über den von Sand an Kotzebue verübten Mord so unendlich viel Unsinn gesprochen und geschrieben wurde, gewiß belehrend gewirkt hätte, während es jetzt nur noch, wie jede andere, ungewöhnliche Criminalfälle abhandelnde Schrift, ein psychologisch-juristisches Interesse haben kann.

Die durch viele Briefe, wesentlich durch Auszüge aus einem weitläufig geführten Tagebuch hinlänglich entwickelte Individualität Sand's beweist, daß derselbe ohne alles hervorstechende Talent, mit mäßigen Anlagen begabt und ohne alle diejenigen Eigenschaften war, welche im Studentenleben eine gewisse Superiorität erwerben, wozu besonders der gänzliche Mangel natürlicher Beredtsamkeit gehört. Dagegen besaß er eine ungewöhnliche Dosis von Eitelkeit und wollte als Held vor der Studentenwelt glänzen, welche ihn, nach seiner Meinung, nicht hinlänglich bewundert hatte. Wie tief diese Eitelkeit in seinem Wesen begründet war, geht aus Briefen hervor, welche er als ganz junger Mensch schrieb, welches der Verfasser mir nicht

hinlänglich zu berücksichtigen scheint; so schreibt er z. B. im Jahre 1813 an seine Schwester: „Was den Kampf fürs Vaterland betrifft, so muß ich Dir so viel sagen, daß ich es vor der Hand nicht für nöthig halte, selbst mit für unser edles Deutschland zu kämpfen", welche Phrase offenbar passender im Munde eines seine Armee aus wichtigen Gründen nicht begleitenden Potentaten als eines Schülers wäre. Auch zeigt er früh einen großen Hang zur Bigotterie, welche überhaupt, ganz besonders aber in unserer Zeit, eine Begleiterin des Hochmuths zu sein pflegt, weshalb wir sie in den Salons der Aristokratie so häufig verbreitet finden. Die Eitelkeit und der dadurch erzeugte Wunsch, die zwischen einem Studenten und einem Gesetzgeber liegende Kluft durch einen Salto mortale zu überspringen, zog ihn mit einer lächerlichen Exaltation zu der Burschenschaft, die er zum Theil gründen half, und so war der religiös-politische, eitle Fanatiker vollendet, zu jeder Verschrobenheit und jedem Misbrauch fähig. Zu andern Zeiten und in andern Verhältnissen wäre er, gleich einem Clement oder Ravaillac das Werkzeug einer Faction geworden, so aber ward er ein Fanatiker auf eigne Hand, der mit carikirter Frömmelei wunderlich handelte; so z. B. schlug er sich und predigte an einem und demselben Tage, und schrieb verwirrte Dinge, die seine Eitelkeit erhaben fand. Doch dieses genügt ihm nicht. Gleich einem jungen wehrhaft gewordenen Helden der Mythe blickt er nach Drachen, Riesen und Ungeheuern umher, durch deren Erlegung sein Name berühmt würde. Durch eine sonderbare Ironie des Zufalls fiel sein sehr umnebelter Blick auf den berüchtigten Verf. des Werks: „Bahrdt mit der eisernen Stirne", welcher eben durch ein wider seinen Willen bekannt gewordenes Bulletin sich als einen russischen Emissair dargestellt hatte und um so mehr Verachtung verdiente, als er auf servile Art die deutschen Universitäten, denen er seine, freilich gemisbrauchte Bildung verdankte, gern in Lyceen verwandeln und dem freien geistigen Aufschwung hemmende Fesseln entgegensetzen wollte. Daß hieraus keine juristische Entschuldigung für Sand hervorgehen soll, versteht sich von selbst; aber da es der Zweck des vorliegenden Werks ist, Sand in psychologischer Hinsicht zu ergründen, so durfte der Verf. nicht verschweigen, daß der Haß gegen Kotzebue in Jena allgemein und um so natürlicher war, als Jeder sich überzeugt hielt, der allgemein verehrte Großherzog dulde dieses Mittelding von Diplomaten, Spion und Schriftsteller nur aus politischen Rücksichten. Anstatt nun wie es sonst, d. h. zu meiner Studirzeit in Jena, burschikoser Comment gewesen wäre, dem philiströsen Scribenten ein donnerndes Pereat zu bringen, nebst gründlichem Fenstereinwerfen und gehörigem Katzenconcert, kommt Sand auf den unseligen Gedanken, den unglücklichen Kotzebue zu erdolchen, wobei er sich in der Glorie eines heiligen, den Lindwurm besiegenden Georgs erblicken mochte.

Sehr richtig bemerkt der Verf., daß in Sand 2 entgegengesetzte Vorstellungsarten, gleichsam 2 Seelen, thätig waren. Auf der einen Seite malte er sich wohlgefällig das Erstaunen aus, welches seine That erregen würde, den Jubel aller germanischen Gauen, die Reue Derjenigen, welche ihn, den großen Kotzebuetödter, früher als unbedeutend verkannt, und schien dabei zu vergessen, daß die That seinen Untergang nachsichziehen würde. Auf der andern Seite erfüllte ihn eine natürliche Bangigkeit vor den nothwendigen Folgen seines Beginnens und er wünschte mehrmals, daß ein Anderer die That vollbringen und ihm die Ausführung abnehmen möchte. Daß die ganze Sache füglich unterbleiben könnte, fiel ihm nicht ein. Indessen gestand er sich dieses nicht klar, denn er spielte Komödie mit sich selbst, bewunderte sich selbst als rachedürstenden Helden; aber unwillkürlich wünschte er, durch eine Zufälligkeit an der Ausführung gehindert zu werden. Nur dieser aus seinen Briefen und Benehmen hervorgehende Zwiespalt mit sich selbst erklärt sein sonst unbegreifliches contradictorisches Handeln. Zuerst nimmt er sich einen ganzen Winter Zeit, ohne die That auszuführen, während welcher Zeit Kotzebue nach Manheim kam. Als er sich endlich zur Ausführung entschlossen hatte, thut er Alles, um sie unmöglich zu machen. Er schreibt Briefe und verwirrte Aufsätze, „Todesurtheil" und „Todesstoß", betitelt, worin er seinen Entschluß ganz bestimmt ausspricht, welche er an seine Aeltern, mehre Freunde, die jenaische Burschenschaft, 8 Buchhandlungen adressirt und so offen daliegen läßt, daß sie nach jeder menschlichen Vermuthung gleich nach seiner Abreise gefunden werden mußten. Nun war es doch natürlich, daß seine Freunde ihm nacheilen, sowie daß seine Aeltern nach Empfang der Briefe mit Kurierpferden nach Manheim sich begeben, und daß die von dem confusen Vorhaben in Kenntniß gesetzten Buchhandlungen sofort Anzeige machen würden, mithin konnte er nur bei der größten Eile früher nach Manheim kommen, bevor Maßregeln, welche die Ausführung unmöglich machten, getroffen waren. Dennoch brachte Sand 14 Tage auf der Reise von Jena nach Manheim zu und sagt selbst aus: „die Bangigkeit vor der That mit ihren Folgen, sowie die Besorgniß, daß sein Entschluß nicht ausgeführt werde, habe ihm einen innern Kampf verursacht und zum Zaudern beigetragen". Durch einen eignen Zufall wurden jene Briefe nicht gefunden, wurde Sand nicht aufgehalten, Kotzebue nicht gewarnt, und der Mord erfolgte auf die bekannte Art. Sehr zu bemerken ist noch, daß Sand keineswegs die Absicht hatte, sich zugleich mit Kotzebue zu opfern, sondern daß er nach Vollbringung der That zu fliehen beabsichtigte, weshalb er seine langen, ihn kenntlich machenden Haare abgeschnitten hatte. Nur der Umstand, daß das jüngste, vierjährige Kind Kotzebue's ihm in das Auge fiel, als er den Vater ermordet hatte, bewog den Schwärmer, „dem Kinde gleichsam zum Ersatz", sich einen Stich beizubringen, wodurch natürlich seine Flucht sehr erschwert und bald durch Herzuströmen der Menge unmöglich wurde. Die Geschichte der Untersuchung enthält nichts Neues, nur ist dabei zu bemerken, wie Sand durch häufige Unwahrheiten solche aufhielt und dabei weniger Schonung seiner Freunde, die er sogar oft in falschen Verdacht brachte, als vielmehr das Interesse der projectirten Revolution vor Augen hatte. Das vom Oberhofgericht gesprochene milde Urtheil der einfachen Todesstrafe sowie dessen Vollziehung ist bekannt. Merkwürdig aber ist die Vertheidigung Sand's sowie ein am 12. Februar 1820 von ihm dictirtes Protokoll, welche zu unsinnig sind, um auszugsweise mitgetheilt zu werden, aber allerdings dem gerichtlichen Vertheidiger Gelegenheit gegeben hätten, die Zurechnungsfähigkeit seines Clienten in Zweifel zu ziehen.

Statt dieses einzig mögliche Mittel, das Leben Sand's zu retten, zu ergreifen, vergißt der Vertheidiger, Licentiat Rüttger, daß es die Sache eines guten Defensors sei, nur solche Vertheidigungsgründe aufzuführen, welche auf das juristische oder moralische Gefühl des Richters möglicherweise Eindruck machen können; vielmehr erschöpft er sich in einem Gewirre hohler Phrasen, spricht von Sand's in Stralen und Farben gebrochener Subjectivität, vertheidigt ihn dadurch, daß absolut guter Wille der Handlung zum Grunde diene, Sand ein gutmüthiger, nach Gottähnlichkeit strebender Schwärmer sei, welcher nur zufällig einen Satz von Schelling misverstanden habe, übrigens physisch nicht geeignet sei, eine Strafe auszustehen, und verlangt dessen Freilassung und Erkennung auf Schuldlosigkeit. In einem Nachtrag zu der Vertheidigung schildert der Vertheidiger Sand's That als eine Handlung der Nothwehr, welches eine starke Behauptung ist.

Wenn man überhaupt die Schriften oder vielmehr Apologien betrachtet, welche zu jener Zeit über Sand's That erschienen, worin er als ein Vollstrecker einer heiligen Feme, als ein Rächer des Vaterlands betrachtet wird, so sollte man allerdings glauben, es habe ein psychischer Sirocco die Gemüther in Wahnsinn versetzt. Der Verf. hebt einige damals verfaßte Schriften, besonders ein Werkchen des Professors Grohmann hervor, worin zwischen „moralischem Willen" und „entglühtem Willen" eine wunderliche Distinction gemacht und in Bezug auf Sand's That gesagt wird: „Es gibt eine Begeisterung der Kunst, die nicht mehr frei ist; eine Begeisterung des Tugend-

sinnes, die über die Freiheit menschlichen Willens hinausliegt, eine Begeisterung der Gottesanschauung, welche die Flügel des irdischen Menschen löst und sie von aller Leitsamkeit und Regierung freimacht". Diese Worte könnten, den Wortschall abgerechnet und mit Anbringung einiger Veränderungen, allenfalls das Durchgehen eines Pferdes entschuldigen, aber wenn ein akademischer Lehrer so über den Meuchelmord schreibt, weiß man nicht, was man denken soll.

Wenn daher der Verf. wegen der klaren Auffassung des Charakters Sand's und der juristischen Darstellung des Vorfalls gewiß Dank verdient, so ist es um so auffallender, daß derselbe S. 262 fg. seine Schrift durch Einwebung einer fast mehr servilen als royalistischen Stelle, worin er das Amt eines Königs als eine göttliche Einrichtung in nähere Verbindung mit der Gottheit bringt als andere Institute, entweiht. Es kann hier nicht der Ort sein, eine Behauptung, die sogar dem von Bigotterie nicht freien Chateaubriand der Gottheit unwürdig und befangen erschien, hier zu discutiren, und ich bemerke nur, daß dergleichen Phrasen ein Beweis des wenigen mathematischen Sinnes unserer Zeit sind, denn sonst würde es einem Jeden klar sein, daß neben der Unendlichkeit hinzugefügte endliche Größen in nichts verschwinden, und diese zur vollendeten Ueberzeugung gewordene Betrachtung, welche in arithmetischer Hinsicht die Lehre von dem Unendlichen begründete, auch die Philosophie vor der Verirrung befreit habe, den engen Maßstab, womit die menschliche Beschränktheit das Mehr oder Weniger einer Sache mißt, der Gottheit unterzuschieben. 62.

Herzog Ernsts von Baiern Erhöhung, Verbannung, Pilgerschaft und Wiederkehr; eine ritterliche Mähre von Heinrich von Veldeck, einem Dichter des 12. Jahrhunderts. Im verkürzten Auszuge und mit erklärenden kurzen Anmerkungen von Th. A. Rixner. Amberg, Müller. 1830. 8. 12 Gr.

Das Gedicht vom Herzog Ernst wurde aus einer gothaer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts zuerst abgedruckt im J. 1808 im 1. Bande der „Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters" von v. der Hagen und Büsching. Gottsched, der zuerst von diesem Gedichte Nachricht gab (in dem „Büchersaal der schönen Wissenschaften", X, 195 fg.), legte es, gestützt auf Vers 2476 (bei v. d. Hagen), wo nach der Beschreibung eines prächtigen Gebäudes gesagt wird, wenn Jemand ein prächtigeres kenne, „der von Veldecken wol ym das gan", dem Dichter der „Aeneide" und einiger Lieder, Heinrich von Veldeck (Veldekin), bei. Diese Meinung vertheidigt v. der Hagen S. vi gegen die Einwendungen, die Docen in einem Aufsatze, der später in dem „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst" abgedruckt wurde, gemacht hatte, daß aber weder in der gothaer Handschrift, noch in einer wiener, gleichfalls aus dem 15. Jahrhundert, von welcher Docen größere Ursprünglichkeit erwies, ein Gedicht des 12. Jahrhunderts in seiner ursprünglichen Gestalt enthalten sei, konnte seit den neuern grammatischen und sprachgeschichtlichen Entdeckungen keinem Zweifel mehr unterliegen. Neulich hat nun Hoffmann von Fallersleben in seinen „Fundgruben", I, S. 228—230, die Bruchstücke abdrucken lassen, welche 2 in Prag vom Bibliothekar Hanka entdeckte Pergamentblätter aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts enthalten. Diese Bruchstücke gehören unzweifelhaft dem 12. Jahrhundert an und lassen sich dem von Veldekin nicht ohne Wahrscheinlichkeit beilegen.

Die Freude über diesen Fund unterbricht der verkürzte Auszug Hrn. Rixner's. Er berichtet in der Vorrede, bei Bearbeitung des (famosen) Kaindl'schen Werkes über die deutschen Sprachwurzen (sic) sei er genöthigt gewesen, „allerlei dichterische Erzeugungen des deutschen Mittelalters einzusehen", und so sei ihm auch v. d. Hagen's Ausgabe dieses Gedichtes unter die Hände gekommen. Er fährt fort: „die altberühmte vaterländische Mähre zog mich mächtig an; nur daß mir die große Weitschweifigkeit und die treuherzige Geschwätzigkeit des Vortrags ein wenig Langeweile machte. Ich entschloß mich also, die Erzählung ohne Nachtheil der Geschichte abzukürzen und die 5500 Reimzeilen beiläufig auf die Hälfte zu bringen. Sprache und Styl des Originals sind durchgehends beibehalten worden; die veralteten Wörter und einige geschichtliche Anspielungen sind in kurzen unter dem Texte stehenden Anmerkungen erklärt". Hr. Rixner ist in der That zu bescheiden, indem der Anzahl seiner Verse noch 276 bis zur Hälfte der alten Umarbeitung fehlen. Er hätte, ein anderer Caspar von der Röhn, am Ende seines Werkes sagen können: „Altes Gedicht 5561 Verse, neues 2504". Doch wird diese Bescheidenheit durch Das, was Hr. R. von der unveränderten Sprache des Originals sagt, noch überboten. Mit Selbstverleugnung überläßt er es dem Leser, die Mühe anzuschlagen, die er sich mit der Umbildung der Sprache gegeben hat. Denn nicht genug, daß er die Orthographie durchgehends nach heutigen Regeln geändert hat; er hat fast überall auch die Wörter selbst verändert, z. B. V. 33 fg.:

> Man zählt ihn zu den Besten;
> Den Kunden und den Gästen
> Gab er für Dienste ins Gemein
> Rüstung, Ors und Edelstein,
> Beinebens Silber und Gold
> Viel, das macht ihn hold.

Im alten Gedichte V. 93 fg.:

> Er hilt sich zu den besten;
> Den kunden vnd den gesten
> Sin gabe was gemeyne
> Gewant, ors, gesteine,
> Beide, silber vnd gott,
> Des gab er vil; man was ym holt.

In dieser Art geht es fort bis zum Ende, wo vom Kloster Rosenfeld gesagt wird:

> Da liegt auch, die dat angestift,
> Die werthe groß Frau Irmengart;

während der alte Umarbeiter sagt:

> Die dat angestiegt,
> Der werlde groß Frau Irmengart.

Neben den allerunnöthigsten und willkürlichsten Abänderungen sind freilich einzelne Wörter und Formen unverändert gelassen. Während z. B (um aus Zahllosem nur Eines zu erwähnen) V. 2491 das echte „unvergolten" in „unverlohnet" nutzlos verkehrt ist, steht V. 23 und 24 folgendermaßen ohne alle Erklärung da:

> Die Mutter ihn mit Fleiß erzog,
> Daß er der Tugend Missewände floh;

das ist: daß er den Fehler, die Tadelhaftigkeit der Tugend floh. Statt dieses Unsinns steht im alten Gedichte:

> Der in tugenden missewende floch,
> Die muter yn mit flisse zoch.

Mit eben dieser Willkürlichkeit, Planlosigkeit und Unkenntniß sind die wenigen Anmerkungen verfaßt, mit denen Hr. R. seinen Auszug verbrämt hat. Beispiele erläßt uns der Leser wol gern.

Während die deutsche Philologie die herrlichsten Fortschritte macht und Jakob Grimm's vorleuchtendes Beispiel die Grammatiker aller Sprachen zur Nachfolge auffodert, wird uns hier ein Buch geboten, mit dem sich in der griechischen und römischen Philologie erst dann allenfalls etwas vergleichen lassen würde, wenn etwa einmal ein Schüler einer der untersten Classen eines Gymnasiums einen griechischen Auszug aus der „Ilias" herausgäbe.

Danken wir denn Hrn. Rixner, daß er uns nicht etwa gar einen verlängerten Auszug gegeben hat (denn daß er dergleichen geben könne, setzt sein Ausdruck: „verkürzter Auszug", voraus); und Hr. R. danke es dem Geschicke, daß es unter den Deutschen keinen Alcibiades gibt, von dem bekannt ist, wie er den Homer rächte. 135.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1831.

Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Es sind aber an manchen Orten Unruhen entstanden, wo nur sehr unerhebliche Ursachen angegeben werden konnten, und augenscheinlich hat man vielfältig während des Lärmens noch gar nicht recht gewußt, was man fodern wollte. So war es auch in Paris. Das Gefühl des Volkes ist kein klares Bewußtsein; ja, dieses Gefühl kann sogar so interpretirt werden, wie es zuerst kaum den Anschein der Möglichkeit hatte, man kennt das Fortschreiten der Revolutionen; aber daraus folgt keineswegs, daß das ursprüngliche Gefühl selbst absichtlich zu erzeugen ist. Unzufriedene Menschen und gegründete Beschwerden gibt es zu jeder Zeit und an jedem Orte; aber nicht zu jeder Zeit und an jedem Orte wird es möglich sein, eine so bedeutende Anzahl zur Beschwerdeführung zu veranlassen, daß die Regierung dadurch erschüttert, erschreckt, ja, wankend werden könnte. Wenn solche Erscheinungen sein sollten, so muß entweder ein ganz ungewöhnlich fühlbarer Druck, oder eine ganz ungewöhnlich fühlbare Rechtsverletzung, oder eine ganz besondere geistige Disposition der Nation vorhanden sein. Die letztere Quelle der Volksbewegungen könnte man in letzter Instanz die einzige nennen. Es ist nämlich zu keiner Revolution irgend etwas Anderes nöthig, als daß die große Mehrheit des Volks zu irgend einem Gedanken oder einer Meinung oder einem Willen kommt, mit dem die Staatsgewalt in feindlichem Widerspruch steht. Ein solcher epidemischer Gedanke wird sich aus den Umständen naturgemäß erzeugen, die Staatsgewalt wird Grundsätze haben, welche ihr eine Berücksichtigung jenes Gedankens oder Willens nicht gestatten, und ein solcher Widerspruch wird Gewalt zur Folge haben, wenn eine Zersetzung der beiden Elemente eingetreten ist. So wird aber auch zur Verhütung aller Revolutionen nichts weiter nöthig sein als zeitige, ehrliche Berücksichtigung allgemeinwerdender geistiger Richtungen, weniger der partiellen und materiellen Wünsche, die zwar immer zunächst den Anlaß zu Unruhen geben, aber nie ohne einen durchgreifenden Gedanken der Gerechtigkeit bedeutende Gefahren herbeiführen. Man erinnere sich an die beiden englischen und französischen Revolutionen und an unsere religiöse, welche wir Reformation nennen.

Fast kommen wir uns lächerlich vor, indem wir über einen so lange abgemachten und aufgeklärten Gegenstand so viel Worte verlieren; aber das Emissair- und Anstifterraisonnement wird mit einem beispiellosen Gewicht und vielleicht gar wunderlichen Gründen neuerdings wieder in die Wage geworfen, und da Rec. in dem Fall ist, mit den Akten nicht ganz unbekannt zu sein, aus denen diese, wenngleich nunmehr schon gewohnten, dennoch in dieser Verbindung wol schwerlich erwarteten Aufschlüsse fließen, so hielt er es für seine Pflicht, das Publicum wo möglich nicht bei dieser einseitigen Offenbarung zu lassen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand; aber wir können uns nicht entbrechen, hinzuzusetzen: freilich manchmal sparsam genug. Denn wäre dies nicht der Fall, so müßten unsere Polizeiministerien die tiefste Einsicht in die Geschichte haben, und auf diese Weise gar keine Gefahren für die Staatsgewalt entstehen können. Dennoch sind sie in neuerer Zeit entstanden, sie sind unter unsern Augen und aus Ursachen entstanden, die man lange gekannt zu haben behauptet: wir gerathen in Versuchung, diese Möglichkeit sowol, als diese eigenthümliche Erklärung derselben lieber aus der zu großen Gelehrsamkeit als aus der Beschränktheit gewisser einflußreichen Männer zu erklären, weil wir doch anderweitig Beweise von Urtheil bei denselben Männern finden, die jetzt, trotz aller Geschichte und allem Augenschein, die Meinung aussprechen, solche Ereignisse, wie die des Jahrs 1830, seien „schlaue Taschenspielerkunststücke", „Europa sei ein Marionettentheater, und die Puppen darauf regiere eine verschworene Hand an unsichtbaren Fäden aus einem undurchdringlichen Dunkel". Es sollte uns leid thun, wenn dieser einst so interessante Ausdruck „die verschworene Hand im Dunkeln" gegenwärtig etwas außer Credit gekommen wäre, indem die Leipziger, die Dresdner, die Kasseler, die Braunschweiger jetzt den wahren Zusammenhang ihrer Unruhen nicht mehr aus Akten und Büchern zu lernen brauchen, sondern gar wohl wissen, was davon angestiftet sein kann und was nicht. Es ist indessen nicht mehr als billig, daß man mit dem Alter Nachsicht hat, wenn es sich in die alten guten Zeiten zurückträumt, in die alten guten Zeiten der entdeckten Finger „der verborgenen Hand im Dunkeln";

allein es ist kaum zu dulden, daß das ganze Schattenspiel noch einmal aufgeführt werde, selbst in dem Fall, daß der Theaterdirector mit dem ganzen alten Kram Concurs machen sollte. Die verschworenen Studenten haben nichts ausgeführt, es bleibt nichts übrig, als ihr ganzes Wesen lächerlich zu finden; die hochverrätherischen Burschenschaften sind gar nicht in Frage gekommen, Studenten wie neulich Abech in Kassel sind auf dem Wahlplatz erschienen, aber Abech war ein Landsmannschafter, die leipziger Studenten waren sammt und sonders mitten in dem Gewühl, aber sie bildeten die Polizei, sie sahen auf Ordnung. Wo bleiben nun die furchtbaren Elemente, die ganz Deutschland zu einem Vulkan machten; wo sind die deutschen Liberalen zum Vorschein gekommen? Gut! sagt der Mann von der „dunkeln Hand“, diese Studenten haben ihre revolutionnaire Unfähigkeit hinlänglich dargethan, deswegen wenden sich die verschworenen Männer, d. h. der Männerbund in Deutschland, jetzt an den Pöbel; freilich sind Karl Follen und Wilhelm Wesselhöft in kolossaler Flucht nach Amerika geflüchtet: allein, dies beweiset nicht, daß wir hier jetzt keine Verschwörer mehr haben; im Gegentheil, weil jene geflüchtet sind, so können wir nicht wissen, was sie noch für Geheimnisse zu enthüllen hatten, und weil wir das nicht wissen können, so kann es noch eine große Verschwörung von Constitutionnellen in Deutschland geben, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es eine gibt, weil es eine geben kann, und wenn es eine gäbe, so hätte sie natürlich alle Unruhen in Deutschland angestiftet.

Wenn uns in dieser Offenbarung gesagt wird, daß es wol so sein könnte, so erlauben wir uns zu bemerken, daß es wol nicht so zu sein brauchte. Wir finden in Deutschland die aller speciellsten Beschwerden: Mahl-, Hunde-, Laternen-, Fleischsteuer, eine Schlössergeschichte, einen verhaßten Herzog, aufgefahrene Kanonen, Klagen über einzelne Maitressen und Beamte, lauter einzelne Anfänge, aus denen sich dann nach und nach bewußtere Foderungen, allgemeinere Bestrebungen entwickeln. Wir sagen daher aufs allerbestimmteste, daß es nicht so ist, wie jener gelehrte Herr aus seiner Studirstube zu beweisen sucht; wir geben zu, daß die constitutionnellen Foderungen von Constitutionnellen gemacht werden, allein keineswegs, daß diese Constitutionnellen Verschworene sind; oder will etwa der gelehrte Herr Männer wie die versammelten Landstände in Hessen, die offenbar eine Constitution wollen oder verlangen, weil sie sie ja machen und eifrig betreiben, will etwa der gelehrte Herr diese der Verschwörung bezüchtigen?

Wir hoffen, daß es theils schon aus der Durchblätterung der angezeigten Schriften, namentlich der braunschweiger, theils aus der allgemein bekannten Natur sowol der deutschen Unruhen, als der französischen Jedermann klar sein wird, wie Eins aus dem Andern entstanden ist; wir müssen von Herzen bedauern, daß es uns völlig unmöglich ist, dem gelehrten Herrn bei dieser wiederholten Vorstellung des alten Marionettenspiels Beifall zu geben. Wir hoffen jedoch, daß er sich in die Umstände schicken und das allgemeine Gelächter, welches er durch ganz Deutschland erregt haben dürfte, sich um deswillen nicht gereuen lassen werde, weil er doch wenigstens zur Verdauung der Natur beigetragen hat, weil wir zu fest von dem Charakter des ehrenwerthen Herrn überzeugt sind, um ihm andere als gemeinnützige Absichten beizumessen.

Nicht uninteressant dürfte hier die Bemerkung sein, wie ganz anders sich ein Aufruhr gestaltet, der von einer Verschwörung ausgeht, als der eine allmälige Entwickelung von unten herauf nimmt. Wir erinnern in dieser Beziehung an den Ausbruch in Warschau, wo die Verschwörung sogleich Angriffe auf das Leben einzelner Hauptgegner zur Folge hatte, welches die einzige Art und Weise ist, wie wenige Verbundene einer Staatsgewalt gefährlich werden können. Polen ist aber darauf wieder nicht den Verschworenen zu Gefallen, sondern ebenfalls wieder aus den weltbekannten Gründen, veranlaßtem Nationalitätsgefühl u. s. w. aufgestanden; die Verschwörung ist aber, wie sich von selbst versteht, mit dem Ausbruch auch völlig bekannt geworden.

Wir schließen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß immer mehr und zwar auch immer ruhigere, unparteiischere Darstellungen der in Deutschland vorgefallenen Unruhen erscheinen mögen, und hoffen so immer besser zu der Einsicht zu kommen, wo die Quelle der Unruhen gelegen und wie ihnen vorzubeugen sei: eine Einsicht, zu welcher jene künstlichen gelehrten und dermalen antiquirten Untersuchungen niemals führen dürften. 154.

---

1. Ideen über die Nationalinteressen Baierns. München. Gr. 8.
2. Die Gerichtsverfassung eines constitutionnellen Staates, kann sie durch bloße Verordnungen rechtsgültig geändert werden? Nürnberg, Riegel und Wießner. 1830. Gr. 8. 9 Gr.

Unsere Leser werden sich vielleicht beim ersten Anblick wundern, wie die obigen beiden Schriften unter eine Rubrik in unserm kritischen Repositorium gebracht werden konnten. Wir hoffen sie jedoch, nach einer kurzen Erläuterung, von der guten Logik unsers kritischen Sinnes vollständig zu überzeugen. Denn erstens sind beide — Schriften, vielmehr Schriftchen, und wer sich nur irgend einmal mit dem lieben Recensiren abgab, wird wol wissen, wie glücklich man ist, wenn sich zu einem Scriptiunkelchen von noch nicht 100 Seiten, aus dem selbst ein Schöpfer (qui mundum ex nihilo creavit) kaum etwas Rechtes zu machen wissen möchte, ein ersehnter Doppelgänger und Leidensgefährte findet, der nun nach dem bekannten: „Solamen miseris socios habuisse malorum“ das schmalschulterige Broschürchen doch zu einiger Respectabilität bringt, indem er, Arm in Arm, wie weiland so manche schwindsüchtige Burschenschaftsbrüder, mit derselben durch die Pforten des Minos hindurchschreitet. Zweitens gehören auch beide Schriftchen zu dem Chor der geflügelten Engel, d. h. sie sind beide Flugschriften. Drittens sprechen alle beide, obwol mit einigen Differenzen und Modificationen, die große Wahrheit aus: weiß ist weiß und schwarz ist schwarz. Viertens bedienen sich beide eines sehr liberalen, von einer engherzig logischen Behandlungsweise freien, mit angenehmer Leichtigkeit schlendernden Ganges. Fünftens athmen sie beide hohen constitutionnellen und constituirenden, nationalinteressanten Geist (ut ita dicamus). Sechstens und letztens

(das ist eigentlich das Erste und auch das Beste) betreffen sie beide, wenn auch die erstere ausdrücklicher als die zweite, die Verbesserung gewisser Organisationsmängel des Königreichs Baiern; und zwar füllt Nr. 2 gleichsam die Zahnlücke von Nr. 1 aus, indem die hier unter den übrigen Nationalinteressen nicht mitbetrachtete Gerichtsverfassung dort speciell und auch freilich viel gründlicher vorgenommen wird.

Wir haben hierdurch schon ausgesprochen, daß Nr. 2 mit mehr Gründlichkeit und Gediegenheit abgefaßt ist als Nr. 1. Man erkennt in Nr. 2 den tüchtigen, kenntnißreichen Publicisten, den erfahrenen Staatsmann und den geübten Schriftsteller, wer er auch sei; bei Nr. 1 hingegen wird man, obschon wir gern den guten Willen anerkennen, doch allzu sehr an den biblischen Ausspruch: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt", durch Stoff und Form erinnert. Der Verf. dieser Flugschrift über Baierns Nationalinteressen scheint sich nicht, wenigstens nicht immer, über die eigentlichen Mängel der bairischen Staatsverfassung und über die Mittel, denselben abzuhelfen, ganz klar geworden zu sein, oder vielleicht wollte er dies absichtlich nicht; denn obwol er sonderbar genug einer selbst in sehr liberalen Preßgesetzgebungen nicht gebilligten schriftstellerischen Geheimthuerei, welche sogar den Verleger und die Jahreszahl verschweigt, sich bedient hat, gleich als spräche er entsetzlich gefährliche und wichtige Wahrheiten aus, so enthält doch sein guter Rath am Ende nichts, was nicht längst, namentlich von Behr, unvergleichlich klarer und kühner gesagt worden wäre, wie man denn nach Durchlesung des Ganzen auf die Frage: Was ist nun gewonnen worden? nicht Viel zu antworten haben möchte; und anstatt offener, freier Rede wird der Regierung ein so süßer Honig von wiedergutmachenden Worten gereicht, daß wol Mancher versucht werden könnte, zu sagen: O si tacuisses, bonus aulicus mansisses. Man höre nur z. B. folgende schöne Redensart: „Einen so großen Schritt (nämlich zur Verbesserung des Finanzwesens in Betreff der Staatsschuldentilgung) können wir nur von einem Fürsten wie König Ludwig erwarten, so reich an Geist und Kraft, so unermüdlich in seinem Berufe zu beglücken, und, als König, Vater und Privatmann, ein Bild edler Bestrebungen". Nun, wir haben alle Achtung vor den edeln Bestrebungen des Königs von Baiern, auch zeugt die, trotz den norddeutschen Unruhen, in diesem Staate völlig ungestört gebliebene Ruhe in der neuesten Zeit von der Zufriedenheit und Liebe des Volks zu dem edeln Regenten; aber solche Apostrophen sollten wenigstens in einem Buche nicht stehen, das mit Offenheit und anonymer Kühnheit die höchsten Interessen und Bedürfnisse eines Volkes zu schildern vorgibt, welches sich, in Vergleich mit den Norddeutschen, namentlich mit den Sachsen, so häufig einer altdeutschen Geradheit, Schlichtheit und Wortökonomie berühmt hat. Denn daß jene captatio benevolentiae eine bloße Schönrednerei ist, wird selbst der geistvolle König Ludwig (wenn ihm nämlich dies Schriftchen zur Hand kommt) anerkennen, da es ja in der That traurig für Baiern wäre, wenn nur dessen jetziger Regent zur Ausführung aller der guten Rathschläge unsers Verf. fähig und geeignet sein sollte. Auch sein Leben ist ja nach dem Bibelspruch, wie das Menschenleben überhaupt, 70 und, wenn es hoch kommt, 80 Jahr; wie übel wäre nun Baiern daran, wenn keiner der nachfolgenden Regenten die guten Ideen des Verfs. ins Leben zu führen vermöchte! Doch, wir wollen obigen speciellen Satz weniger urgiren; es wird ja so Manches „nur" zu viel gedruckt in unserer papiernen Welt. Allein, das können wir uns nicht verhehlen, daß durch dergleichen Schmeichelreden der starke Verdacht erregt wird, es habe der Verf. entweder zu wenig Geistesfähigkeit und Muth, oder zu wenig Unabhängigkeitsgefühl von den mancherlei Mächten der Regierung, oder endlich (was jedoch hier offenbar nicht der Fall ist) zu wenig Lust an der reinen Wahrheit gehabt, als daß er die wahren Volksinteressen mit Unbefangenheit darzulegen im Stande wäre. Wir enthalten uns daher auch einer detaillirten Aufzählung der einzelnen Vorschläge des Verfs. und begnügen uns mit einer kurzen Angabe der Hauptgegenstände, die er besprochen hat. Seine ersten Worte gelten der Religion und Gottesverehrung; sein Wunsch hierbei ist allgemeine Freiheit des Glaubens und der Confession; wol der Wunsch Aller, wenn sie auch nicht darüber schreiben. Sodann wird die Erziehung und Bildung betrachtet; der Verf. will sie volksthümlicher, nationaler, praktischer und patriotischer haben, auch wirft er dabei einen Seitenblick auf die sogenannte Aufklärung unserer Zeit. Den dritten Gegenstand bildet Baierns Verfassungsurkunde; der Verf. verlangt besonders eine bessere Bildung der zweiten Kammer, bei welcher auch ihm, wie dem trefflichen Behr, das Ausschußwesen sehr nachtheilig scheint; ferner wünscht er völlige Trennung der Justiz von der Polizei, vollkommnere Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Umgestaltung des Advokatenwesens. Am weitläufigsten verbreitet sich der Verf. viertens über die Finanzen. Was er hier über Besteuerung des Volks, über Volkscredit und Staatsschulden, über die Hebung des Grundbesitzes u. s. w. sagt, müssen Die, welche es zunächst betrifft, selbst nachlesen, da es theils zu wenig bestimmt, theils zu individuell für Baiern von Interesse ist. Das Beste enthält endlich ein Versuch über Agricultur, Gewerbe und Handel, besonders weil hier das Motto des Buches: „Nicht die Seelenzahl allein entscheidet über das Gewicht der Staaten, sondern vorzugsweise die Civilisation. In ihrem Schoße liegen geheimnißvoll die Keime der Bedeutsamkeit —" was am meisten auf die Ansichten des Verfs. gewirkt hat. Unangenehm fällt das stets wiederkehrende: „laissez faire" auf. Tautologien wie: „immer zu allen Zeiten" und: „eine geniale, geistvolle Staatsregierung" (so nennt der Verf. die bairische) müssen in einer Schrift, die voll Provinzialismen ist (z. B.: sohin, weiters, wenigst, beantragt, ferners u. s. w.), nicht eben Verwundern erregen. Auch fehlt es nicht an „politechnischen" Schulen, obwol wir bis dato von einer Städtekunst noch nichts gehört haben, dahingegen in jeder Zeitung neuerdings von der polytechnischen Schule in Paris so viel die Rede ist.

Aber wir kommen zu Nr. 2. Wissenschaftlicher ist auf jeden Fall diese Monographie über einen interessanten Gegenstand des constitutionnellen Staatsrechts (obwol uns die etwas franzôsirende Construction des Titels ein minder einladendes Aushängeschild war), nur ist die behandelte Frage, wie jedoch auch der Verf. selbst fühlte, eine solche, die kaum dem geringsten Zweifel unterworfen und somit auch kaum der Beantwortung bedürftig zu sein scheint. Der ganze Ideengang des Verfs. ist nämlich folgender: Das Wesen eines jeden constitutionnellen Staates besteht darin, daß Alles, was die Freiheit, sowie die Rechte der Bürger überhaupt betrifft, ein Ausfluß der vereinten Thätigkeit der Volksvertreter mit der des Regenten sein muß, welche vereinte Thätigkeit allein den Namen des „Gesetzes" verdient, dahingegen einseitige Dispositionen des Regenten blos mit dem Namen: „Verordnungen" bezeichnet werden können. Nun betrifft offenbar die Gerichtsverfassung in einem Staate die Freiheit und die Rechte der Bürger überhaupt sehr nahe; also muß nothwendig auch jede Veränderung der Gerichtsverfassung in einem constitutionnellen Staate ebensowol, wie die erste Organisirung derselben, der vereinten Bestimmung des Regenten und der Volksvertreter überlassen bleiben, oder (wie der Verf. sich ausdrückt) eine Sache des Gesetzes sein, mithin kann dieselbe unter keiner Bedingung blos vom Regenten verfügt werden, oder (wie sich nun hier die Terminologie gestaltet) in einem constitutionnellen Staate kann eine rechtsgültige Aenderung der Gerichtsverfassung durch bloße Verordnungen keineswegs geschehen. Der logische Schluß ist scharf und richtig; kein Mensch kann an dessen Folgerichtigkeit zweifeln; aber auch die Sache unterliegt keinem Zweifel, sodaß sogar in Staaten, die bisher noch keine Constitution hatten, die Abänderung der Gerichtsverfassung zu einem Gegenstande der Entscheidung aller Behörden, nicht blos des Cabinets, gemacht zu werden pflegt. Die ganze Sache beruht auf dem einfachen Satze: daß Organisationen im Staate stets nur von den verfassungs-

mäßig organisirenden Behörden ausgehen können. Hiermit sagt man aber in der That nichts aus, als daß Mittag Mittag und Mitternacht Mitternacht ist. Mit dieser Ueberzeugung beginnt und schließt aber auch der Verf., und er selbst sagt, er wolle gern Eulen nach Athen getragen haben, wenn die gute Sache siege. Scharfsinnig benutzt auch der Verf. die bairische Verfassungsurkunde selbst zu seinem Zweck. Sein Motto ist: „Discite justitiam moniti!“ 70.

Historische Romane.

1. Die Schweden im Kloster zu Uetersen. Historischer Roman von Theodor von Kobbe. Bremen, Kaiser. 1830. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Artiges, sauber gemaltes Genrebildchen, dessen kleinbürgerliche und kleinstädtische Zustände durch das Hinzufügen einiger Personen von höherer Bedeutung historischen Werth und selbst einen romantischen Anstrich erhalten. Swedenborg beurkundet seinen Prophetengeist und durchschaut die verderbliche Richtung, welche das Halbwissen, das inwohnende Dämonische eines seiner unwürdigen, eigensüchtigen, wild leidenschaftlichen Jüngers von ihm nehmen wird. Eine schöne, gefühlvolle Lappländerin (eine funkelnagelneue Romanenlandsmannschaft) errettet den treulosen Geliebten, einen nationalisirten Holsteiner, ihr Opfertod bringt ihn zur Einkehr, zur späten, aber nicht fruchtlosen Reue. Alles steht natürlich, mit lebhafter, keineswegs überladener Färbung vor uns, die Geschichte schleppt nicht; kurz, man hat in jeder Hinsicht Ursache, mit ihr zufrieden zu sein.

2. Geheimnißvolle Reisen des Dr. Martin Luther von Augsburg ins Augustinerkloster nach Mindelheim im Jahr 1518. Historische Originalnovelle, nach authentischen Quellen bearbeitet von Adolf von Schaden. Stuttgart, Brodhag. 1830. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Keine Verherrlichung des werthen, kräftigen Gottesmannes, der beinahe nur als Nebenperson erscheint, weit untergeordnet der anziehenden Gestaltung seines edeln Gegners, des heldenmüthigen Georg von Freundsberg. Die Hauptsache der Erzählung ist, außer einem Liebesbündniß, ohne das nicht leicht eine Geschichte bestehen und das hier nur unglücklich sein kann, die Darstellung der Ausschweifungen, welche die Reformation in Mindelheim hervorbrachte, namentlich unter den zügellosen Mönchen: eine nicht eben erfreuliche Beobachtung.

3. Hau-kiu-tschoan, oder: Die gleichmäßige Heirath. Ein chinesisches Sittengemälde. Nach der französischen Bearbeitung übertragen von Matthias Weise. Leipzig, Hartmann. 1830. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Auch nach europäischen Begriffen, können die Vermählten Tieh-tschung-ju und Schueh-ping-sin für ein liebenswerthes Paar gelten; er ist muthig, ja, für einen Chinesen, verwegen, von feiner Sitte und angenehmer Persönlichkeit; sie schön, sittig und klug, fast verschmitzt, womit sie, da es ihr auch nicht an Herzhaftigkeit fehlt, sich aus den verwickeltsten Lagen zieht, ungestüme Freier abweist, von den nächsten Verwandten verrathen, älternlos, doch sich zu behaupten und ihren Willen durchzusetzen weiß. Erfinderisch an nothgedrungenen Ränken, trotz einer Soubrette des altfranzösischen Lustspiels, hält sie doch überaus strenge auf Schicklichkeit und Anstand und will dem Mann, welchen sie liebt, sich nicht vermählen, weil er sie vor der Hochzeit gesehen und in ihrem Hause gewohnt, was, ganz im Gegensatz mit europäischem Herkommen, die Ehe mit ihr verhindern und sie übelm Gerede aussetzen muß. Der Geliebte theilt ihre Bedenklichkeiten und erhält ob seines richtigen Gefühls dafür das höchste Lob, selbst vom Kaiser. Besonnenheit scheint in diesem Fall kein großes Verdienst; denn die Liebenden sind ziemlich lau, wenigstens nach unsern Ansichten, die hierin von den chinesischen beträchtlich abweichen. Das Nationelle gibt der Erzählung einen ganz eignen Reiz, man wird nicht müde, das Gleiche und Ungleiche mit unsern Sitten und Gesinnungen festzustellen. Bereits in den 60er oder 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien eine deutsche Uebersetzung dieses Sittengemäldes, wenn Ref. sich nicht irrt, von Muro, in deren altväterischer Sprache sich die weitschweifigen chinesischen Complimente recht wohl ausnehmen; vielleicht ebenso gut wie in der gelenkern Schreibart dieser neuen Uebersetzung, die man für kein Original halten wird; sie ist mitunter steif, um den Ausdruck verlegen und sich am Buchstaben haltend, wodurch zuweilen etwas Irriges entsteht, wie z. B. einen gefalteten Ofenschirm statt Fächer vor das Kaminfeuer zu halten u. s. w.

4. Historische Originalromane aus Deutschlands Helden- und Ritterzeiten. Herausgegeben von G. F. Horvath. Vierter Band. Enthält: Der strafende Burggeist, oder der Verfall der Harzbergwerke. Geschichtlicher Roman aus der Zeit Kaiser Heinrichs IV., von Globwig. Mit einer Abbildung. Fünfter Band. Enthält: König Ottokar der Stolze, oder der Böhmen Kreuzzug im Preußenlande. Historisches Gemälde der Vorzeit, von Theodor Montanus. Mit einer Abbildung. Meißen, Gödsche. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Der Burggeist ist der wohlbekannte, Zucht und Sitte drastisch handhabende Gnome auf Scharzfeld, in dem Mancher das humoristische, schalkhafte Hütchen wittert, der bei Kaiser Heinrichs wollüstigen Liebeleien, die mit jener Harzsage in Verbindung gebracht wurden, auch ganz an seinem Platz wäre. Hatte sich der Verf. die Aufgabe gestellt, die launige Sage von aller Heiterkeit und Poesie zu entkleiden, den Geist zum langweiligen Sittenprediger, den Kaiser zum schalsten Wüstling zu machen, so ist ihm das Zeugniß unbedingt zu ertheilen, daß er das Vorhaben auf das allerbündigste erfüllt. — König Ottokar hat Leben, Bewegung und die angemessene Rede und würde befriedigen, wenn nicht von Anfang Fäden angeknüpft wären, die zu der Meinung des Einschürzens in das Gewebe berechtigen und dennoch nicht wieder zum Vorschein kommen. Es muß dies um so mehr befremden, da jede episodische Person in der Folge geflissentlich vermieden, ja selbst die in Ottokars Schicksal wesentlich eingreifenden kaum erwähnt sind, die Geschichte sich beim Schluß entsetzlich überpoltert und kein Motiv zugelassen ist. Beleidigte Liebe, gekränkte Ehre sollten, so muß man meinen, dämonisch auf den König wirken, zum schlimmen Fallstrick werden; und, siehe da, sie verschwinden spurlos. Der größern Erzählung sind noch 2 kurze, sinnreiche Volkssagen aus der Lausitz angehängt. Die Abbildungen völlig unerwähnt zu lassen, ist das Beste, was ihnen widerfahren kann.

5. Erzstufen. Sagen und Erzählungen vaterländischer Begebenheiten, im romantischen Gewande dargestellt von Ewald Dietrich. 2 Bände. Mit einem illuminirten Kupfer, einen Bergaufzug vorstellend. Freiberg, Craz und Gerlach. 1830. 8. 2 Thlr.

Kein taubes Gestein, aber auch nicht überreichhaltiges Erz; durch das Schleifen eher an Werth verlierend als gewinnend, was besonders für die erste Stufe gilt: dramatisirte Scenen aus dem Leben König Heinrichs I., dann für die Oertlichkeiten, die nicht so aufgeschmückt wurden, daß sie den damit Unbekannten interessiren können, und die überhäuften, herbeigezogenen Lobpreisungen sächsischer Fürsten, wobei der Gang der Gefahr des Ersaufens nahe kommt. Silberblicke sind selten in der Schmelzhütte wie im Leben, und so ist es nicht befremdlich, wenn unter sämmtlichen aufgestellten Cabinetsstücken nur dem Teufelsgraben an der Hoheschscheide der romantische Silberblick zuzusprechen ist. Böse Schwaden vergiften nicht die Stufen, blos die Verzierung das gänzlich misrathene Kupfer. 84.

*) Vgl. Nr. 128 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1831.

Veteranenworte von G. S. Rötger. 2 Hefte. Magdeburg, Creutz. 1829—30. Gr. 8. 20 Gr.

Es geziemt sich wol, daß ein Dreißiger die Worte des Achtzigers einführe. Denn unter den Alten werden es vielleicht nur Wenige sein, welche sich die Zeit nehmen, diese „Veteranenworte" mit Fleiß zu lesen, weil sie ihre eignen Grillen und Klagen vorräthig haben, Wenigere aber noch werden, wenn sie die beiden Hefte gelesen, sich mit Inhalt und Ton einverstanden erklären. Mit Einem Worte, die Stimme des Veterans, den wir hier vernehmen, ist so jugendlich kräftig, so von den Versuchungen eines vorgerückten Alters, hier Grämlichkeit, dort Geckensinn, frei erhalten, so mit dem Verständnisse der Zeit in den verschiedenartigsten Beziehungen fortgeschritten, daß wir ihr kein besseres Lob zollen zu können glauben, als welches in dem wohlgefälligen Eindrucke liegt, den der ehrwürdige Verfasser unter dem Geschlechte, das um 50 Jahre hinter ihm steht, hervorgerufen hat. Das schönste Vorbild für die Jugend, zumal in bewegten Zeiten, wie die gegenwärtigen sind und wol noch mehr die zukünftigen sein werden, ist ein liebenswürdiges Alter, gestützt auf den festen Grund religiösen Sinnes, moralischer Kraft und intellectueller Bildung, begleitet von ruhigen Erinnerungen, beschäftigt mit würdigen Gedanken, frohen Aussichten für sich selbst, milden Winken und Worten an Andere, den sittlichen Ernst mit einer besonnen-heitern Anschauung der Dinge gepaart. Ein solcher Greis redet hier zu seinem Volke. Zwar die unmittelbarste Veranlassung zu dem ersten der vorliegenden Heftchen ist ihm die Amtsjubelfeier eines hochverdienten Freundes gewesen, dem er dadurch ein Zeichen der immer noch mit der ersten Wärme fortglühenden Herzensneigung gab. Aus der Wahl und Zusammenstellung der behandelten Gegenstände ergibt sich jedoch von selbst, daß die Gabe nicht sowol dem alten Haus- und Herzensfreunde, sondern allen, und vorzüglich den jüngern Zeitgenossen bestimmt ist. Und für diese ist denn auch gegenwärtige Nachricht von dem Büchlein geschrieben, um sie zu dessen sorgfältiger Lesung einzuladen. Für Jeden enthält es ein Veteranenwort in religiöser, moralischer, politischer, gesellschaftlicher, pädagogischer, linguistischer Hinsicht. Nehme sich nur Jeder heraus, was ihm paßt, und er wird das Wort freundlichen Rathes und ernster Wahrheit gerne in einem seinen Herzen bewegen, wo ihm anders der edlere Sinn unter dem flatterhaften Treiben der Mode und der faden literarischen Genußsucht unserer Tage nicht erstorben ist.

Liebenswürdig ist uns der Veteran schon in Demjenigen erschienen, was er über religiöse Materien spricht. „Ueberall ein Fortschreiten in Gottes Welt" ist eine Widerlegung der bei ältern Personen so leicht eingeschlichenen Meinung, daß es mit der Welt schlimmer oder doch um nichts besser werde. Der Kreislauf der Natur wird vorerst von der Bestimmung des Menschengeschlechtes unterschieden, dann aber selbst in den Beruf zu höhern Entwickelungen emporgezogen. Das Glaubensbekenntniß des Verfs. in Betreff der menschlichen Aufgaben und Schicksale geht dahin, er sehe nicht alles Gute mehr, was er in der ersten Jugend gesehen und gleichsam vorgefunden; aber doch sehe er im hohen Alter des Guten im Ganzen mehr unter den Zeitgenossen seiner spätern Jahre verbreitet und freue sich dessen von ganzem Herzen. Die ganze lange Zeit eines vollen Dreivierteljahrhundert habe er die Erdenwelt gesehen, beobachtet, beurtheilt und die Jahre dieses langen Lebens unter sich und mit den Jahren der Vorzeit verglichen. Jetzt, wo er seinen Wanderstab niederlege und ganz fertig zur Abreise in eine Welt neuer und umfassenderer Beobachtungen dastehe, danke er der Vorsehung, daß sie ihn Fortschritte der Menschheit in Kenntnissen, in Geistesveredlung, in Lebensbeglückung erleben lassen, als wären es 3 Jahrhunderte, nicht Viertel eines Jahrhunderts gewesen; und durch solche Erfahrungen habe sich denn in ihm auch die Hoffnung befestigt, daß die Menschheit ins Unendliche wachsen und gedeihen werde. — Verwandt mit diesem schönen Aufsatze ist der rührende Dialog: „Ich und mein Pudel", wo der Glaube an die Fortdauer der Thierseelen wie der Menschenseelen auf gleiche Beweise zu stützen versucht wird. Außer 3 epigrammatischen Lehrgedichten, welche die rationale Besonnenheit der Religiosität unseres Veterans aussprechen, ist eine Beantwortung der Frage: „Woher das Uebel — woher das Böse in der Welt?" im Sinne der ältern natürlichen Theologie aus der Leibnitz-Wolff'schen Schule gegeben. Das Böse ist ihm einzig und allein ein Mangel, eine unvermeidliche Folge der Abstufung der Geistervollkommenheiten und -Unvollkommenheiten auf der unermeßlichen Stufenleiter der Natur, die mehr als sonst irgend

etwas die Herrlichkeit des Schöpfers auf das lauteste und entzückendste verkündigt. Vollkommen konnte keine Einzelheit und keine einzelne Classe in dem Reiche der geschaffenen Dinge, moralisch vollkommen auch kein endlicher Geist, kein Geschlecht vernünftiger Wesen sein. Es mußte eine durchgängige Abstufung von oben nach unten stattfinden. So mußte es auch in der unabsehlichen Reihe der Geister, der vernünftigen, theils zum Beharren im Guten kräftigen, theils aber nur zur Moralität hin- oder wieder zurückzuleitenden, ja, einer eben nur noch möglichen Veredlung fähigen Wesen sein. Wenn es dem Dreißiger erlaubt ist, eine Widerrede gegen den verehrten Achtziger zu führen, so möchte er zweifeln, ob mit dem Begriff einer bloßen Negation, eines Mangels unser eignes Schuldbewußtsein sich zufriedenstelle; er möchte behaupten, daß demzufolge das Böse nur für Den, der es thut, und nur so lang er darin befangen bleibt, ein Positives — für den heiligen Weltordner dagegen und für Die, die durch Glauben und Tugend in seine Gemeinschaft wieder eingetreten sind, eine die sittliche Entwickelung bedingende Negation und Schranke der endlichen Naturen sei. — Mit vollster Zustimmung und dankbarer Freude haben wir aber den Schluß dieses Aufsatzes, als ein Zeugniß der lebendigen Ansicht des Verfassers vom Erlöser, sowie die 2 kürzern Veteranenworte: „Von der Nöthigkeit der Gebetbücher", und, „Ist es in der Menschenreligion ein Bedürfniß, sich Gott sinnlich darzustellen?" gelesen. Ueberall ein tiefreligiöser Sinn und praktischhelles Urtheil.

Auf dem Gebiete der Moral langt der vielerfahrene Greis nur ein einziges Veteranenwort aus seinem gewiß sehr reichen Vorrathe hervor; aber auch welch ein Wort! Unstreitig das Trefflichste, Gediegenste und Durchdachteste unter Allem, was er gibt: „Warum es mir nicht recht ist, daß das Vergnügen des Kartenspiels in unsern Gesellschaften immer vorherrschender wird". Diese feine psychologische Analyse ist für Aeltern und Erzieher, für Jünglinge und Mädchen eine heilige Urkunde, ebenso mit dem Griffel der Liebe wie im hohen Ernste eines gewissenhaften Freundes und Rathgebers geschrieben. Natürlich ist zwischen dem Spielergewerbe und der Spiellust wohl unterschieden und nur die letztere als ein Gegenstand des Bedenkens und großer Gefahr für die sittliche Bildung und Würde des Menschen behandelt. Der Verf. entwickelt das unwillkürliche Erwachen unsittlicher Regungen bei der Gewohnheit des Spielens; er setzt das Fade des bloßen Vergnügens daran auseinander, deutet die vielseitigen, nachtheiligen Folgen der Spielliebe und der damit verbundenen Gewinnsucht an, macht aber besonders auch auf den dadurch herbeigeführten Zeitverlust aufmerksam, auf die Unterdrückung des Sinnes für andere, edlere Beschäftigungen, Kenntnisse, Künste u. dgl., und schließt mit einer eindringlichen Apostrophe an Jünglinge und junge Männer, Töchter aus bessern Familien und junge Frauen, die in diese eintreten. Es ist wol keine Rücksicht hier übergangen, kein Entschuldigungsgrund oder Einwurf unbeantwortet gelassen, und das Alles in dem herzlichen Tone eines Vaters, der keinen Vergnügungshaß ausspricht, der nicht, wie grämliche Zeloten, auf Theater, Gedichte, Romane, Concerte u. a. ein Wehe herabschleudert, sondern der wahre Geselligkeit mit reiner Sitte und Tugend vereinigt zu sehen wünscht.

Sein Interesse für die bürgerlichen Einrichtungen legt der Veteran durch 2 schöne Abhandlungen: „Der Grundstein der preußischen Justizpflege", und, „Meine Meinung über die Grenze der Minderjährigkeit", an den Tag. Dort weist er nach, daß König Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch ein Rescript vom J. 1713 seinen Nachfolgern und dem ganzen übrigen Deutschland in Feststellung einer unabhängigen Civilrechtspflege vorangegangen sei. Hier wird gegen das in der preußischen Monarchie geltende Gesetz, wonach die Volljährigkeit beider Geschlechter erst mit dem 25. Jahre eintritt, die früher im Herzogthum Magdeburg beobachtete Ordnung, die Minderjährigkeit mit dem geendigten 20. Lebensjahre aufhören zu lassen, aus vielen mehr oder weniger einleuchtenden Gründen vertheidigt. Einen besondern Werth legt dabei der Verf. auf den eigentlichen bürgerlichen Lebensbesitz, der durch eine längere Vormundschaft verkümmert und verkürzt werde. Mögen seine dem Leben und den Bedürfnissen der verschiednen Stände selbst entnommenen Rathschläge von einsichtsvollen und einflußreichen Männern beachtet, geprüft und beherzigt werden!

Wir wenden uns von den ernstern Betrachtungen zu den heitern, die den hohen Ernst in launiger Weise vortragen. Das „Project zu einem Facsimileorden" rügt höchstergötzlich das Gesuchte und Lächerliche in den Namensunterschriften, die man auf ältern Papieren und Akten ganz einfach und leserlich finde, die aber seit jenen kunstlosen Zeiten sich sehr verändert haben; „Kunstwerke in Schlangenlinien, Zickzacken und Kälberzähnen, oder auch wol in Arabeskenmanier wurden aus den sonst so simpel dastehenden Namen. Freilich fehlt es dieser Erfindung noch an einem griechischen Namen. Doch, die Philologen werden ja den Naturforschern in ihrem Rösselsprunge durch Deutschland nichts nachgeben. Bei ihrer ersten Versammlung wird man der Geschäftsmännererfindung auch diese Krone gewiß noch aufsetzen". Wir überlassen es Jedem, die weitere Ausführung dieses Gegenstandes im ersten Hefte selbst nachzulesen, und führen dagegen aus dem verwandten Aufsatze: „Nur keine Gräcomanie!" die nachfolgende Stelle beispielweise an:

Wirklich, das so höchst schädliche Universaliren, welches Staatsmänner des leichtern Befehlens wegen von jeher liebten; das Ausdehnen der Prätensionen, dessen sich die Stellvertreter derselben und insonderheit auch Examinatoren nur mit Mühe erwehren; das Handeln und Schreiben mit Ostentation, das sich Keiner leichter als ein Universitäts- und Gymnasialmann aneignet, geht doch auch in der Absicht, wovon hier die Rede ist, nachgerade und nun immer mehr gar zu weit. Auch ists ja schon ganz zur Mode geworden, daß jeder Erfinder, wenn er Aufsehen und Beifall finden will, einen griechischen Namen für Das, was er Neues liefert, herbeischaffen muß, sollte er ihn auch nicht schreiben und aussprechen können. Wie wären unsere Homöopathiker zu einem Aufsehenmachen gelangt, wenn es nicht der hochgelahrte, schwer zu behaltende Name gethan hätte! Wie könnte ein neues musikalisches Instrument ohne griechische Benennung gefallen! Selbst mechanische Werkzeuge müssen in Athen erfunden zu sein scheinen, und bald werden unsere Musik-

chöre nur griechische Instrumente blasen und streichen und selbst unsere Bauern mit griechischen Pflügen und Eggen ackern.

Nun denn, ist Dem durch Vernunft nicht mehr zu wehren, so möge auch dieser Misbrauch nur immer rapider bis zum Allgemeingebrauch in der Modewelt fortschreiten. Was erst herrschende Mode ist und heißt, das hat den Tod der schnellen Vergänglichkeit in sich. Ists erst dahin gekommen, daß man August Wolf's warnendes Wort, man solle auch beim Griechischlernen die Perlen nicht vor die Säue werfen, rein vergessen hat; ists dahin gekommen, daß Keiner einer Bürgerschule vorstehen, Keiner Stadtsecretair heißen kann, Keiner Actuarius oder Registrator werden kann, ohne nachgewiesen zu haben, daß er wenigstens nicht einmal, um bald dann dem Vergessen freudige Opfer zu bringen, den schweren Sophokles lesen konnte; nun, so ist nur noch Ein Schritt dazu übrig, auch den künftigen Galanteriehändlern, die ja ohnehin nun bald Handelsverbindungen mit moreotischen Putzmachern anknüpfen möchten, das Griechischlernen zur strengen Pflicht zu machen und Keinem derselben einen Gewerbeschein zu ertheilen, der nicht Stellen im Homer, welche Quellen der Kunstgeschichte sein können, zu interpretiren, das Gedike'sche Wortregister auswendig und im Schneider'schen Lexikon alle da oft versteckten Worte aufzufinden weiß u. s. w.

Dieser Scherz ist ein ernstes Wort zu seiner Zeit. Möchten ihn Viele, insonderheit die Meister des bairischen Schulplans erwägen! — Noch haben wir dreier Aufsätze zu erwähnen, die näher ins Gebiet der Philologie einschlagen: „Ueber die deutsche Orthographie — ein Noli me tangere", worin die tausend Inconsequenzen der deutschen Rechtschreibung nachgewiesen und zu — nicht durchgreifend gewaltsamen, denn diese haben immer fehlgeschlagen, sondern zu — langsam fortschreitenden Berichtigungen und Ausgleichungen verständige Winke gegeben werden; „Ueber die Aussprache des Griechischen", worin der Verf. den Streit zwischen Erasmus und Reuchlin durch seine Bemerkungen über die schöne Mannichfaltigkeit der altgriechischen Sprachweise aufzuheben weiß, und: „Ueber das Lesen lateinischer Verse", wo gleichfalls das Phyllidamant alias der Virgil'schen Worte: „Phyllidam amo ante alias", gerügt und eine weiche Verschmelzung der aufeinanderfolgenden Vocale empfohlen wird, wo es uns aber verwundert hat, keine Hinweisung auf die Art und Weise zu finden, wie die Italiener ihre ähnlichgebauten Verse rhythmisch zu lesen gewohnt sind.

Unsere Anzeige ist bereits lang geworden. Wir schließen sie mit herzlichem Danke gegen den ehrwürdigen Veteran für die Belehrung und Unterhaltung, die uns seine Worte gewährt haben, und mit der mahnenden Bitte, daß der guten Dinge mehr als zwei sein sollen. 12.

Paul Clifford, vom Verf. des „Pelham", des „Verstoßenen" und „Devereux". Uebersetzt von C. Richard. 3 Theile. Aachen, Mayer. 1830. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Hr. C. Richard ist ein rüstiger und gewandter Uebersetzer englischer Romane, und er wählt seine Originale mit Geschmack und unter den besten Erzeugnissen dieser Gattung aus. Wir kennen ihn als Uebersetzer des „Herbert Milton" und des Lope de Vega, als Bearbeiter des geistvollen „Pelham", des philosophischen „Verstoßenen" und des witzigen, romantischen „Devereux" — Werke, welche wie der vorliegende Roman den talentvollen Edward Lytton-Bulwer zum Verfasser haben. Die obsiegende Meisterschaft Englands im sittenmalenden und politischen Roman ist ziemlich allgemein anerkannt, so gut wie der Triumph Deutschlands im philosophischen und allegorischen Roman und der Vorzug Frankreichs in der witzigen, socialen und lasciven und reinhistorischen Erzählung. Mit dieser allgemeinen Anerkennung verbindet sich zugleich der ebenso allgemeine Vorwurf der Geschmacklosigkeit in einzelnen Bildern und der Vorliebe für Scenen des niedrigen Lebens, ein Vorwurf, von dem selbst der Meister der Gattung, Scott, nicht frei ist. Ein anderer, der der Breite, ist seit Richardson's „Clarissa" ein durchgehender Zug des englischen Romans, der seinen letzten Grund im Nationalcharakter selbst hat, so gut wie die Neigung der englischen Malereischule für Scenen des Stilllebens. An allen diesen Vorzügen und Mängeln nimmt auch „Paul Clifford", als ein Nationalwerk, seinen gebührenden Antheil, und man kann nicht wünschen, daß dem anders wäre. Die Originalität, und mit ihr immerhin die beste Eigenschaft eines Geisteswerkes, ginge damit verloren, ja, wir würden einen Uebersetzer tadeln müssen, der uns solche Scenen entweder ganz unterschlüge oder sie verschleiern und entnerven wollte, wie dies in früherer Zeit mit Fielding's und Smollet's Meisterwerken geschah. Hr. C. Richard ist in diesen Fehler nicht verfallen, er hat uns den „Paul Clifford" ganz so geliefert, wie er sich in der Ursprache darstellt, gemischt aus den verschiedenartigsten und nicht immer musterhaften Bestandtheilen. „Paul Clifford" hat neben dem Charakter eines sittenschildernden vorzüglich den eines politischen Romans. Die Gebrechen der englischen Gesetzgebung in grellen Bildern und allen ihren verderblichen Einflüssen zu zeigen, ward ein Held gewählt, der auf die mannichfachste Weise unsere Theilnahme, unser Bedauern in Anspruch nimmt. Ein mit den glänzendsten Eigenschaften ausgestatteter junger Mann, fein von Anstand, heiter, schön, humoristisch, Besieger aller Frauenherzen und gebildet an Geist, Hauptmann Clifford, wird, Dank den Institutionen seines Vaterlandes, zum Straßenräuber. Dies Geschäft übt er mit der größten Galanterie, mit Witz, mit Humor aus; er findet Entschuldigung, begeisterte Vertheidiger. Er entlarvt uns die Heuchelei, die Parteisucht; die verworfenen Kunstgriffe der englischen Parteiführer werden uns aufgedeckt, und eine furchtbare Schilderung der moralischen Folgen einer höchst mangelhaften Gesetzgebung entrollt sich vor unsern Augen. Clifford ist ihr nothwendiges Opfer. Gewinn von Macht, Ansehen und Gewalt ist das große Ziel, dem jeder Engländer nachstrebt, und das Keinem unerreichbar bleibt, der durch Berechnung und Auslegung den Sinn des Gesetzes für sich zu beugen weiß. Bei diesem Ringen setzt sich ihm keine Schranke entgegen als die Oeffentlichkeit und die Satyre. Der planvollsten Bosheit, die nur die erfoderliche Vorsicht beobachtet, tritt kein anderer Feind entgegen als sie; daher der unermeßliche Einfluß der Ironie und der Satyre auf das englische Volksleben, ein Einfluß, von dem wir in Deutschland kaum eine Vorstellung haben; sie ist das einzige, aber lebenskräftige Correctiv der schlechtesten allen Gesetzgebungen.

Unter diesem Gesichtspunkt wollen Romane, wie der vorliegende ist, betrachtet werden. Die Satyre darin ist um so energischer und wirksamer, je wahrer, kühner und greller die Schilderung der schadhaften gesellschaftlichen Zustände ist, auf deren Besserwerden das Werk abzweckt. Hierbei kam es also weniger auf Zierlichkeit oder Geschmack als auf kräftige Zeichnung, im Hogarth'schen Styl, auf Energie und Wirkung an, und diese erreicht der geistvolle Verfasser. Hat er im „Herbert Milton" mehr die Schwächen und Lächerlichkeiten der englischen Gesellschaft gemalt, so sind es hier die Laster derselben, der Alles besiegende Egoismus, die Gewaltliebe, die Käuflichkeit, der Missbrauch des Gesetzes, was uns vor Augen tritt. Er zeigt diese, verschieden gebrochen und colorirt, in den höchsten wie in den geringsten Ständen, mit welchen letztern es besonders der 1. Theil zu thun hat. Manches darin muß dem Uebersetzer große Bedenken erregt haben; es erscheint uns fast allzu „nationalenglisch", allzu niedrig, allzu grell. Ein Hauptpunkt hierbei war der Dialekt, in dem die Gauner, die Helfershelfer, kurz alle die verschiedenen Sorten von „Nichtswürdigen" sprechen, die hier auftreten. Der Bear-

beiter hat sich dafür einen Dialekt gebildet, der halb jüdisch, halb berlinisch klingt. Wir müssen diese Erfindung tadeln, wiewol wir, wie wir gern gestehen, nichts Besseres dafür zu setzen wissen. Vielleicht hätte die Sprache weniger abweichend zu sein gebraucht und doch ihren Zweck erreicht. Der Leser mag selbst urtheilen; es macht einen unangenehmen Eindruck, daß der Roman sogleich in diesem Kauderwelsch beginnt. S. 4 beginnt Toms: „Laß mich sprechen; ich sag', erst ging 'ch zu Mutter Altvettel, die's Morgens un's Abends de Mädchen's de Koppel schmus't (vorbetet); nu de fragt ich naher'ne Bibel, un da sagt 'ch hab' man 'n Begleiter zum Altar, sagt se, aber 'ne Bibel denk' 'ch hat Talger, der Altflicker, denn der predigt'. So geh 'ch denn zu Talger un der sagt, 'ch hab kein' Bibel nöthig; und w'rum, 'ch pred'ge ohne u. s. w." So orginell diese ganze Scene ist, in der Toms berichtet, wie er (troz allen Bibelvereinen) in dem unermeßlichen London keine Bibel für eine Sterbende auftreiben kann — diese Sprache, bogenlang fortgesetzt, ermüdet und erschreckt uns doch. Der Ueberseter hätte minder unverständlich schreiben sollen, wenigstens so, daß es seiner eignen erklärenden Anmerkungen niemals bedurft hätte. In dem 2. und 3. Theil hat der Verfasser es mehr mit den höhern Ständen und deren Galimathias von herzloser Empfindsamkeit, patriotisch aufgestutztem Egoismus und menschenfreundlicher Genußgier zu thun. Hier finden sich die trefflichsten Scenen, den berühmtesten Schilderungen im „Herbert Milton" an Verdienst gleich. Was sind alle Skizzen, Bilder und Scenen aus England, von Deutschen verfaßt, gegen die Wahrheit und die Kraft in den Zeichnungen des Verfs.? Hier schwingt die Satyre ihre lustigste Geißel, hier waltet echte Romantik, tiefes Gefühl, Feinheit, hier wird in ergreifenden Scenen das geheimnißvolle Gewebe menschlicher Leidenschaften entwirrt, Selbstsucht und Seelengröße, Schwäche und Laster, edle Aufopferung und freche Bosheit treten hier in lebenvollen Bildern künstlerisch gruppirt hervor. Der feine Gentleman, der aufgeblasene und selbstsüchtige Richter, der ränkevolle Advokat, der Kritiker, der Dichter, der Zeitungsschreiber, der Gauner, der Dieb, der politische Betrüger, das Parlamentsglied, der Volksredner, der Räuber endlich wie der Thronerbe, müssen dem Verf. sitzen; er malt sie alle „wahr und ohne Schonung". — Was den Helden der Geschichte betrifft, so gehört er zu der Gattung, die jezt, wie das Geschlecht der Wölfe, in England fast verschwunden ist. Er ist ein englischer Highwayman, verlarvt, gut bewaffnet, beritten, einer der schönsten Schurken, „die je über die Hounslowhaide trabten", und gerade so, wie wir diese Geister der Nacht aus Archenholz kennen gelernt haben. Sein Witz, sein leichtfertiger Humor, seine Galanterie verleugnen sich nie. Dieser Mann bildet den Verknüpfungspunkt für alle diese Bilder, bewegt sich durch alle Stände, die besten selbst nicht ausgenommen, und findet Freunde und Verfolger in allen; die Damen besonders lieben ihn, die Feigen beargwöhnen ihn, allein er entschlüpft ihrem Argwohn. Dies Bild, diese Gestalt ist ebenso neu, als treu und consequent behandelt; es ist endlich ein Romanheld, der Aller Theilnahme in Anspruch nehmen muß. Die glänzendsten Satyren, selbst die so fremdartige gegen das Handwerk des Prickelns, gegen den Unfug der Kritik, stehen in enger Verbindung mit ihm; nichts ist isolirt, nichts bloßes Beiwerk. — Diese reiche und treffliche Erzählung ist im Ganzen untadelhaft übersetzt: wir haben darin bezeichnet, was wir anders wünschten; alles Uebrige befriedigt durchaus, und der Bearbeiter hat eine ebenso heitere als lebenvolle und vielfach belehrende Lecture geliefert. 40.

Literarische Notizen aus Schweden.

Einen großen Verlust hat Schweden durch den Tod des Staatssecretairs **Karl Wilhelm Leopold** gehabt. Er war Commandeur des Polarsternordens, einer der Achtzehn der schwedischen Akademie und Ehrenmitglied vieler auswärtigen gelehrten Gesellschaften und Akademien. Er war den 2. April 1756 zu Stockholm geboren, wo sein Vater als Zollcontroleur von einem spärlichen Einkommen lebte. Der Knabe ward von einem französischen Lehrer in der Sprache Frankreichs unterrichtet, in der er es so weit brachte, daß er sie in Kurzem so gut schrieb und sprach wie seine Muttersprache. Seine Unbemitteltheit hatte einen wesentlichen Einfluß auf die Fortsetzung seiner Studien. Im Jahre 1773 bezog er die Universität zu Upsala, wo er ein Programm: „De origine idearum moralium", herausgab; 1778 schrieb er eine Ode auf des Kronprinzen Gustav Adolf Geburt, welche Veranlassung wurde, daß er mit Kellgren, dem Red. derselben, in ein enges, freundschaftliches Verhältniß trat. Durch rastlose Arbeit und Sparsamkeit gelang es ihm, eine kleine Summe aufzubringen, die ihn nothdürftig in den Stand setzte, die Universität in Greifswald zu besuchen, wo er 1781 Doctor der Philosophie ward. Er kehrte 1784 nach Schweden zurück, und der gelehrte Ihre vertraute ihm die Oberaufsicht und Sorge über die Bibliothek an, die er der Universität zu Upsala zum Geschenk machte. Durch die Verwendung zweier seiner edeln Freunde, des Baron Ehrenheim und Grafen Creuz, ward er Gustav III. bekannt, der ihn nach Stockholm einlud, ihm ein Zimmer in seinem Palast einräumte und ihn mit einer Summe Geldes erfreute, die ihn in den Stand setzte, seine Schulden bezahlen zu können. Im Jahre 1786 gründete der König die schwedische Akademie und ernannte 13 Mitglieder, welche noch 5 erwählen sollten, um die Zahl 18 vollzumachen. Leopold war unter den 5. Im Jahre 1788 bekam er die Aufsicht über die königliche Bibliothek zu Drotningholm und wurde bald nachher des Königs Geheimsecretair. Er begleitete den König auf seinen Feldzügen gegen die Russen, wo er Oden dichtete, wenn der Sieg seinen Herrn krönte, und Elegien, wenn die Siegesgöttin ihm üble Laune zeigte. Im Jahre 1790 ward sein Trauerspiel „Odin" zum ersten Mal auf dem Theater zu Stockholm gegeben, welches des Königs Beifall in dem Grade erhielt, daß er dem Dichter einen kostbaren Solitair und 2 auf Virgil's Grabe gebrochene Lorberkränze zusandte. In demselben Jahre verband er sich mit einer Tochter des dänischen Justizraths Ferman, einer schönen, talentvollen Frau, die namentlich mit der französischen Literatur innigst vertraut war. Der Tod des Königs erschütterte Leopold's Glücksgebäude gewaltig. Die schwedische Akademie ward kurz nachher vom Ministerium unterdrückt und Leopold aus der Hauptstadt entfernt, wohin er nicht eher zurückkehrte, bis die Akademie von Gustav Adolf IV. wiederhergestellt wurde, der ihn ehrenvoll in seinen Posten wiedereinsetzte; auch behielt er denselben nach Gustavs Absetzung, und der Wechsel der Dynastie hatte keine verderbliche Folge auf seine äußere Stellung. Schon früher haben wir in d. Bl. gezeigt, daß Leopold als Haupt der Schule in Schweden betrachtet werden muß, die ihr Muster und Vorbild in Frankreichs dramatischen Bestrebungen und in der französischen Literatur überhaupt findet; doch, wenn man erwägt, wie Ansicht und Gefühl sich in dieser Hinsicht sowol in Schweden wie in andern Ländern so bedeutend verändert haben, so kann man wol sagen, Leopold hatte seinen Ruhm überlebt. Ueberhaupt waren seine 10 letzten Lebensjahre traurig. Nach dreijährigen körperlichen Leiden erblindete er gänzlich; seine Gattin ward wahnsinnig und starb in diesem Zustande den 3. Mai 1829; ihr Gatte überlebte sie nur 6 Monate.

Unter dem Titel: „Svensk Bibliographi", erscheint jezt in Schweden allmonatlich ein Verzeichniß aller neuherausgekommenen Bücher, Karten, Musikalien, Kupferstiche und Lithographien. In dem Januarstück v. 1830 findet sich ein Verzeichniß der Zeitungen und periodischen Blätter, die im Lande ans Licht treten; ihre Anzahl beläuft sich auf 73; nämlich 21 in Stockholm, 7 in Gothenburg, 4 in Upsala, eine gleiche Zahl in Kalmar, 3 in Strengnäs und ebenso viele in Lund wie in Wisby 2c. 5.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1831.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte. Erster Theil, die Lebensbeschreibung enthaltend. Sulzbach, Seidel. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Unter den Männern, welche zur Ausbildung der neuern deutschen Philosophie thätig gewesen, behauptet Fichte seinen entschiedenen Platz. Was er gewirkt, ist weniger das Ergebniß eines abgeschlossenen Systems, welches, in den Schulen fortgepflanzt, sich für die Behandlung der verschiedenen Wissenschaften folgereich erweist, sondern Ergebniß der speculativen Kraft und der dadurch hervorgerufenen mannichfaltigen Anregung zur Speculation. Er trat zugleich auf in jener frischen Zeit des deutschen Lebens, wo man eine Neuwerdung der menschlichen Wissenschaft mit dem entschiedensten Zutrauen verkündigte und glaubte; wo in Frankreich die alten Fugen des Staates und der Kirche auseinanderwichen; wo es Feigheit oder Unfähigkeit schien, zurückzubleiben, sodaß Jedweder fortgerissen wurde von dem ihm vorschwebenden Beruf, das nahe Heil der Menschheit herbeizuführen und zu fördern, wenn nicht durch wirkliche Gestaltungen der Gesellschaftsverhältnisse, so doch vermittelst Erhöhung eigner Einsicht und den Fund genügender theoretischer Wissenschaft. Fichte war hierbei nicht blos der Sprecher des Lehrstuhls, sondern auch ein ausgezeichneter Charakter; die Stärke seiner Speculation verband sich mit Stärke der Gesinnung und des Willens, und was in beiden außergewöhnlich hervortrat, war bei ihm zur seltenen Einheit gediehen, die Lehre leistete Bürgschaft für den Mann und der Mann für die Lehre. Daher der entschiedene Ernst und die feste Ueberzeugung, womit er vortrug und schrieb; daher die schroffe Gleichgültigkeit gegen äußere Beistimmung oder Widerspruch; daher das unerschütterliche Beharren auf Grundsätzen und Lebensansichten, welche bei Vielen als Einseitigkeit und Unfügsamkeit galten, Fehler, die mit selbständiger Kraft zusammenhängen und bei dem Wankelmuth und der vielseitigen Schwäche des gewöhnlichen Menschentreibens fast eine Gestalt von Tugenden annehmen. Weit genug pflegte Fichte fortzuschreiten, wenn er einmal bestimmte Richtungen einschlug; was daraus erwuchs, war nicht seine Sorge; er gelangte unter Andern durch den Eindruck und das Beispiel der französischen Revolution zu einer Theorie der Verträge, welche aller Stabilität der Gesellschaftsverhältnisse ein Ende machen müßte, wenn sie ganz zur Anwendung käme, und entwickelte nach den Grundsätzen des einseitigen Merkantilsystems in der Nationalwirthschaft die Idee eines geschlossenen Handelsstaats, angeblich Vernunftstaats, worin vollendeter Despotismus empfohlen und das äußere Wohlsein der Bürger mehr gestört wird, als bis jetzt durch verkehrte Maßregeln und zwangvolle Beschränkungen im Wirklichen je der Fall gewesen. So sehen wir ihn denn in vorliegender Biographie, aus ungünstiger Lage kraftvoll sich emporringend, zu schriftstellerischer Bedeutsamkeit, dann als Lehrer auf Hochschulen mit Glanz und Nachdruck auftretend, zugleich aber sich Verdruß bereitend, in seinen häuslichen Verhältnissen glücklich, in den Befreiungsjahren Deutschlands der großen Sache hingegeben und durch schnellherbeigeführten Tod ein Opfer derselben. Ueber eine Veränderung seiner Denkweise, welche den Lesern seiner Schriften nicht unbekannt sein wird, bemerkt der Sohn:

> Mit starkem Charakter, aber zugleich mit tiefliegendem religiösen Sinne, von ungünstigen Verhältnissen jeder Art umgeben, warf er allmälig jeden Druck ab und erhob sich, wachsend an Muth und Kraft, mit steigenden Mühseligkeiten endlich zur kühnsten Selbständigkeit in Denkart und Leben. Aus dem stillen, fast sanften Knaben war ein stolzer Jüngling, ein kräftiger Mann geworden. Da wandte er sich in der Halbscheid des Lebens, im reifsten Mannesalter wieder der ursprünglichen Milde zu; der inniger in sich rückkehrende Geist besann sich auf das göttliche Urbild in der Tiefe des eignen Bewußtseins, und statt der stolzen, willensstarken Moral wurde jetzt Religion der Mittelpunkt seiner Gesinnung, und ein ruhigharmonisches Dasein begleitete ihn aus dem Leben.

Von dem Geburtsort unsers Philosophen (geb. 19. Mai 1762), dem Dorfe Rammenau in der Oberlausitz, rühmt der Herausgeber viel Schönes, nämlich Fruchtbarkeit der Gegend, Fleiß der Bewohner, alterthümliche Sitte, wenigstens noch vor 50 Jahren, und das Forterben eines gewissen Charakters in den Familien, unter denen die Vorältern Fichte's, besonders sein Vater, ein Bandweber, als vorzüglich rechtliche Männer galten. Ueber den Neugeborenen, Johann Gottlieb, sprach ein Großoheim der Mutter bei der Taufe seinen Segen, verhieß den Aeltern durch ihn Trost und Freude, starb bald darauf und

war schon immer wegen seiner Frömmigkeit und fast prophetischen Weisheit überall verehrt. Man glaubte dem Worte und ließ dem heranwachsenden Knaben Freiheit in Neigungen und Beschäftigungen. Dieser war zurückgezogen in sich, konnte stundenlang einsam auf dem Felde in die Ferne schauen. Kinder solcher Art werden oft von ihren Umgebungen misverstanden, und es ist vielleicht die schwerste Aufgabe der Erziehung, diese Misverständnisse zu vermeiden, von denen hier ein merkwürdiges Beispiel angeführt wird. Der Vater, welcher den Sohn selbst unterrichtete, gab ihm zur Belohnung seines Fleißes die Geschichte des gehörnten Siegfried. Dieses Buch erfüllte den Lesenden ganz und machte ihn unachtsam und fahrlässig, was ihm Bestrafung zuzog. Der Knabe beschloß, das Buch zu entfernen und zu strafen, und warf es nach einem Kampfe mit sich selbst ins Wasser. Kaum sah er es schwimmen, so übermannte ihn der Schmerz des Verlustes, er begann bitterlich zu weinen. Der Vater zürnte wegen Vernachlässigung seines Geschenks und bestrafte ihn mit ungewöhnlicher Härte. Wem sind nicht ähnliche Misverständnisse der Erzieher aus den Kinderjahren gegenwärtig? So wenig die Philosophen mit ihren Speculationen sich untereinander verstehen, so wenig Verständniß gibt es oft zwischen Kindern und Aeltern, und dieser Umstand stellt das sogenannte Glück der Kinderjahre in starke Schatten.

Am besten wird noch ein eigenthümlicher Geist der Dorfjugend vom Pfarrer begriffen und erkannt. Der Knabe Johann Gottlieb vermochte dem wackern Pfarrer Diendorf sehr genau den Inhalt seiner Sonntagspredigt wiederzuerzählen. Einst kommt der Freiherr von Miltitz Sonntags zum Besuch bei dem Edelmann des Dorfes und bedauert, die Predigt versäumt zu haben. In halbem Scherz ruft man den Knaben zur Wiederholung. Er beginnt sie mit ungewöhnlichem Feuer. Der Freiherr wird aufmerksam, will für den jungen Redner sorgen, nimmt ihn mit sich und vertraut ihn der Pflege einer trefflichen Predigerfamilie im Dorfe Niederau bei Meißen. Von dort kommt Fichte später nach Schulpforte bei Naumburg. Die Vorzüge und Nachtheile dieses Instituts sind nicht unbekannt. Damals brachte die klösterliche Lebensart und die Abhängigkeit von ältern Schülern den Eingetretenen zur Flucht, nur der Gedanke an seine Aeltern ließ ihn zurückkehren. Glücklicherweise ward der Rector durch seine offene Erzählung gerührt, erließ die Strafe und gab ihm einen andern, mildern Obergesellen. Fichte ward fleißig in regem Wetteifer mit den übrigen Schülern, las mit besonderer Freude Lessing's damals erscheinende Streitschrift gegen Göze und bezog im J. 1780 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Manches mochte ihn schon dort und hernach in Leipzig der Philosophie entgegenwenden, wenigstens äußert er in Briefen einen entschiedenen Determinismus, lernt den Spinoza kennen und macht sich erst los von dessen Lehre durch die Entwickelung seiner eignen, nämlich der Freiheit, der Selbstbestimmung als des allein Wirklichen. Sehr richtig bemerkt hierbei der Herausgeber, wie eine jede eigenthümliche Ansicht, auch in der Philosophie, die Individualität des Charakters zur Grundlage habe.

Mit drückenden äußern Verhältnissen, zumal da sein Pflegevater gestorben, war zu kämpfen, vergebens suchte der Bedürftige ein Stipendium; es scheint, man fand in seinen Predigten zu wenig theologische Rechtgläubigkeit. In der größten Noth verschafft ihm Weiße eine Hauslehrerstelle in Zürich bei dem Besitzer des Gasthofs zum Schwert. Er macht sich dort geltend in seiner Erziehungsweise, predigt einige Male mit entschiedenem Beifall, macht Bekanntschaft mit Lavater und andern ausgezeichneten Männern, will eine Rednerschule errichten, was nicht zur Ausführung kam. Entscheidend für sein Leben war der Zutritt im Hause des Wagemeisters Rahn, seines nachherigen Schwiegervaters, dessen Haus einen geselligen Mittelpunkt für Zürich bildete. Fichte lernt die Tochter kennen, welche ganz für ihren Vater lebte. Ihr gegenseitiges Verhältniß liegt offen vor uns in den vertrauten Briefen, welche der Sohn mittheilt, wofür er besondern Dank des Lesers verdient und keiner Rechtfertigung bedarf; denn der Vater erscheint darin von einer schönen Seite, die dem Ref., offen sei es gestanden, früher unbekannt geblieben, nämlich von Seiten des Gemüths, der liebenden Anhänglichkeit und sanftern Empfindungen, welche einem energischen Charakter zur besondern Zierde gereichen.

Zwar gewöhnlichen Romanenstyl und die Sprache jugendlicher Leidenschaft zeigen die Briefe nicht. Zu Anfang scheint die verständige Freundin im Zweifel gewesen zu sein, ob auch des Freundes Neigung keine blos zufällige sei, aus Mangel anderer weiblichen Umgebungen entstanden. Er antwortet: „Nie habe ich gegen Eine empfunden, was ich gegen Sie empfinde. So ein inniges Zutrauen, so eine Anhänglichkeit, in die das Geschlecht auch nie den entferntesten merklichen Einfluß hatte, so eine wahre Hochachtung für Ihren Geist und Resignation in Ihre Entschließungen habe ich noch nie empfunden". Er überzählt inzwischen die von ihr erhaltenen Briefe wie ein Geiziger seine Schätze, sehnt sich bei geringer Entfernung nach ihrem Wiedersehen, wenn auch nur auf Augenblicke, begleitet mit seinen Gedanken ihre Beschäftigungen und ist in anderer Gesellschaft schweigsam und trocken. Diese Züge bezeichnen eine Neigung, welche mehr ist als bloße Freundschaft sonder Einfluß des Geschlechts, und er selber muß es auch eingestehen: „Sie haben ein Geheimniß, ein unerklärliches Geheimniß, immer stärker und fester an sich zu ketten; meine Anhänglichkeit an Sie entstand nicht urplötzlich, wie sie sonst wol zuweilen entsteht und ebenso plötzlich verschwunden ist. Mein Genius zwar deutete mir, als ich Sie das erste Mal sah, ganz leise, daß diese Bekanntschaft für mein Herz, für meinen Charakter, für meine Bestimmung nicht gleichgültig sein werde. Aber so wie ich Sie näher kennen lernte, zog mein Verstand und mein Herz mich immer näher zu Ihnen hin, und jetzt zieht sich das Band immer enger zu. In Ihnen ruht ein Schatz, der sich nur willkürlich eröffnet, und einer gleichgestimmten Seele eröffnet er sich immer mehr und

zieht sie an sich". Noch später heißt es: „Welch ein ganz neues, fröhlicheres, herrlicheres Dasein ich habe, seitdem ich sicher bin, von Ihnen geliebt zu sein, dies kann ich Ihnen nicht aussprechen".

Diesem fröhlichen Dasein folgt die Elegie der Liebe. Fichte hatte wegen mancher Unannehmlichkeiten seine Hauslehrerstelle (1790) aufgegeben, wollte versuchen, als Führer eines Prinzen auf Akademien oder als Lector bei einem Hofe durch Rahn's und Lavater's Verbindung Anstellung zu erhalten, mußte Zürich verlassen und äußert im Vorgefühl der Trennung: „Glück ists nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden". Der Abschied von seiner Freundin schließt ihren Bund vollkommen; Fichte reist in sein Vaterland, mit Empfehlungsschreiben an den würtembergischen Hof und nach Weimar versehen. Voll zärtlichen Andenkens und liebender Sehnsucht schreibt er nun: „Deine Briefe führe ich in meiner Brieftasche und lese sie alle Abende vor dem Schlafengehen zur Erholung von den Beschwerden des Tages". Auch Rosenblätter, von ihrer Hand gepflegt, sind ihm heilig, werden neben dem ersten Veilchen und dem Hyacinthenstrauß, den sie in der Stunde des Abschieds ihm gereicht, verwahrt. Unter täglichen Beschäftigungen, auf allen einsamen Spaziergängen sind seine Gedanken bei der Geliebten.

So kommt Fichte wieder nach Leipzig. Verwendungen schlagen fehl, mit Schriftstellerei will es nicht gehen. Das Studium der Kant'schen Philosophie gewährt dem Unruhigen Beruhigung; er gewinnt Grundsätze einer edlern Moral. Mit einigen Zöglingen aus Leipzig will er nach Zürich zurück und dort unter Andern die Kant'sche Philosophie verbreiten. „Nur an Deiner Seite erwartet mich der Friede, oder er erwartet mich nirgends unter dem Monde", sagt ein Brief, „nimm mich hin, theures Mädchen, mit allen meinen Fehlern!" Mit Recht bemerkt der Herausgeber, diese Epoche des Lebens sei für Fichte entscheidend gewesen, er habe feste Richtung gewonnen, sei durch Philosophie zur Einigkeit mit sich selbst, zur Klarheit und zur Entschiedenheit über seinen äußern Beruf gelangt, die sittliche Weltansicht, der sein Charakter halb unbewußt sich zuneigte, habe ihm früher gefehlt. Eine Auswahl von Briefen an Verschiedene bestätigt auf lehrreiche Weise dies Urtheil.

Zurückgekehrt nach Zürich, dachten die Verlobten sich (1791) zu verbinden. Fichte's Abreise war schon festgesetzt, als der Bankerott eines Hauses, dem Rahn sein Vermögen anvertraut hatte, alle Plane zerstörte. Ein Antrag, als Erzieher in das Haus des Grafen von P. zu Warschau einzutreten und die Leitung des einzigen Sohnes zu Hause und später auf Reisen, wie auf der Akademie zu übernehmen, kam jetzt gelegen. Man liest mit Theilnahme die briefliche Reisebeschreibung. Aber Fichte in Polen! Sein Französisch hatte zu viel deutschen Accent, er sprach nicht mit gehöriger Submission. Nur durch Beharrlichkeit und selbst Drohungen wird ihm eine Entschädigung zu Theil. Nun faßt er den Entschluß, Königsberg zu besuchen, wahrscheinlich weil Kant dort lebte. Der erste Empfang war keineswegs zuvorkommend, die Vorlesungen des Mannes befriedigten nicht Fichte's Erwartungen. Ein besseres Verhältniß kommt zu Stande, als er Kant das Manuscript seiner „Kritik aller Offenbarung" überreicht. Es wird gedruckt, und F. übernimmt wieder aus Noth, ungeachtet seiner Abneigung, die Hauslehrerstelle bei dem Grafen v. Krokow, in der Nähe von Danzig, unter ehrenvollen Bedingungen und angenehmen Verhältnissen.

Mittlerweile macht das gedruckte Werk erstaunliches Glück, und da es zufällig gegen den Willen des Verfassers ohne Namen erschien, auch ganz Kant'schen Inhalts war, hält man es für eine Arbeit des unsterblichen Philosophen von Königsberg, und Recensenten preisen es über die Maßen. Obgleich Kant selber in einer Anzeige den wahren Verf. nannte und dadurch die warme Verehrung etwas abkühlte, behielt dennoch die Schrift für die damalige Zeit einen halbofficiellen, wissenschaftlichen Charakter; man disputirte über ihren Inhalt, Gegner und Vertheidiger traten auf, der Ruf des Autors war begründet. Zugleich gelingt es seiner Verlobten, einen Theil des bedrohten väterlichen Vermögens zu retten und das Erhaltene zu vermehren; die eheliche Verbindung kommt zu Stande (22. Okt. 1793). Der Glückliche schreibt: „Geuß, Du gute Seele, eine gehaltnere Ruhe in mein stürmendes Herz unter der kalten Stirn, geuß Sanftheit und herzgewinnende Milde in meinen Feuereifer für die Veredelung meines Brudergeschlechts. An Deinem Herzen will ich mich bilden, bis ich nützlicher hervortreten kann".

Als nun Reinhold seine Lehrstelle in Jena mit Kiel vertauschte, ward Fichte sein Nachfolger (1794) in der glänzendsten Periode Kant'scher Philosophie, an deren Verbreitung und Fortbildung alle ausgezeichneten Köpfe Theil nahmen und Wahrheit sich selbstdenkend zu erzeugen strebten. Der Sohn sagt nicht zu viel vom Vater, wenn er spricht: „Freie Rede, mündlicher Vortrag war die Form der Mittheilung, zu welcher Fichte geboren war; mit welcher Lebendigkeit, mit welchem Eingehen in alle Seiten des Gegenstandes, wie in alle Misverständnisse des Schülers er sowol beim akademischen Vortrage als im wissenschaftlichen Wechselgespräch sich bewegte, haben ihm Mitlebende bezeugt". Entschiedenster Beifall und regste Theilnahme empfingen den Mann und seine Schriften (die ersten Darstellungen der Wissenschaftslehre) bei dem Beginn seines akademischen Lehramts. Freilich kamen auch literarische Streitigkeiten, in denen Fichte mit starkem Kraftgefühl auftrat und unter Andern seinen Collegen und Gegner Schmid in Jena als Philosophen, in Rücksicht auf sich, für nicht existirend erklärte. Will man die Härte solchen Verfahrens tadeln, so dürfte man doch zugleich bedenken, daß bei entschiedenem Gegensatz der Persönlichkeit und Denkweise ein wechselseitiges Aufgeben der Existenzverhältnisse vielleicht das beste Beruhigungsmittel heißen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Romane.

1. Die Bürger von Köln. Historisch-romantische Darstellung aus dem 15. Jahrhundert, von Friedrich Laun. 2 Theile. Leipzig, Hartmann. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

2. Louise von Degenfeld. Geschichtliche Novelle von demselben. Dresden, Arnold. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste Erzählung lehrt aus einem aufgeschlagenen Blatt im großen Buch der Geschichte, daß gewisse Ereignisse und Stimmungen sich immer wiederholen und nichts die vorgeschrittene Bildung hindert, in die Irrthümer roherer Jahrhunderte zurückzufallen. Der Erzbischof von Köln streitet sich mit den Bürgern und Patriciern der Reichs- und Hauptstadt seines Bisthums, auch mit der Geistlichkeit, sowie Rath und Bürger unter sich in Zwiespalt sind. Von jeder Seite ist viel Unrecht und einiges Recht, die Wenigsten kennen und wollen es und gehen ernstlich darauf aus, Misbräuchen auf eine verständige Weise abzuhelfen, die Mehrzahl will nur das eigne kleine Interesse oder Privatrache üben, oder lärmt aus Langweile und weil es ihr in den Fingern juckt, sich zu raufen. Des Haderns und der daraus entstehenden Unbilden endlich müde, versöhnt man sich; ob der Friede besser gegründet sei als die Bekehrungen und die Glückseligkeit beim Fallen des Vorhangs am Schluß des Stücks, möchte man fast bezweifeln. Die Verworrenheit der Ereignisse hat auch auf die Schreibart Einfluß geübt, ganz wider des Verfs. Gewohnheit ist der Periodenbau schleppend, und die Wortfügung so seltsam, daß es zuweilen Mühe kostet, den Sinn herauszufinden. Um dem nichts weniger als zarten Stoff einen lieblichen Schimmer zu geben, beherrscht eine schöne, stolze Herrin, die besser ist wie ihr Ruf, und in der zuletzt die Tochter des Erzbischofs sich entdeckt, diesen Kirchenfürsten und andere Gewaltige, thut Gutes und bessert das Schlechte; und daß sie einen schon Wankelmüthigen von der ebenfalls gleichgültigen Braut abzieht, ist eher ein lobens- als tadelnswerthes Werk, das mit einer glücklichen Ehe und nicht mit der Ermordung des Geliebten am Hochzeittage hätte belohnt werden sollen. Die Scrupel der verlassenen Braut, die sich bei des Verlobten Leben mit keinem Andern vermählen wollte, könnten wegfallen, besonders da sie vermuthen läßt, daß sie Drei auf einmal liebt; bei dem Einen hat sie sich es einmal eingebildet und hält gewissenhaft die hohle Puppe, aus der Adonis schlüpfte, für den geliebten Schmetterling selbst; daß sie dem Zweiten gut sei, glauben die Leute und Leser, und daß sie den Dritten liebt, weiß nur sie allein. Außer dieser Liebe die Kreuz und Quer, kommen noch scheintodte Sitzungen des Femgerichts, kokette Weiber, aus Liebesgram sterbende Jungfrauen und mancherlei vor, was die Geschichte aufputzt. — Ungleich einfacher ist die Novelle Nr. 2. Es handelt sich um die Verhältnisse des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz in seiner rechtmäßigen Ehe und der zur linken Hand mit der Freiin von Degenfeld. Die jähzornige, starrsinnige, unweibliche, aber sittliche und mit manchen guten Eigenschaften begabte Kurfürstin, eine geborene Prinzessin von Hessen, ist nicht geschmeichelt, aber auch nicht überladen, und ihr nicht mit Unrecht die größere Schuld beigemessen, daß ihre Ehe unglücklich war. Strenge Geschichtschreiber möchten aber doch den Kurfürsten nicht so makellos wie in der Novelle, und das Fräulein nicht so unschuldig engelrein als den Schutzgeist der Kurfürstin, den sie von sich stieß, ansehen. Warum der Verf. zu wiederholten Malen König Karl I. von England den Schwager, und nicht den Oheim des Kurfürsten nennt, ist nicht zu begreifen, ebenso wenig wie die jugendliche Liebesverirrung desselben in England, die ohne Zusammenhang mit dem Charakter und den Begebenheiten des Fürsten ist.

3. Die Freunde. Historisch-romantisches Gemälde aus dem griechischen Befreiungskriege, von C. O'Ihel. 2 Theile. Leipzig, Wienbrack. 1830. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Könnte ebenso wohl Tagebuch eines Philhellenen heißen, der nach Janina und Konstantinopel gesendet worden und, nachdem er sein Misfallen an den Greueln, die von den Eroberern in Tripolitza verübt wurden, das Heer der Griechen verließ und sich in Morea ansiedelte. Was von Liebe und eigentlichem Roman noch vorkommt, könnte, unbeschadet der Wahrhaftigkeit der Schilderungen, zwischen den wirklich erlebten und erdichteten Vorfällen mithingehen. Es ist auch wol nur da, um Leuten, die, wenn sie ein Buch zur Unterhaltung nehmen, keine politische Zeitung lesen wollen, den Glauben beizubringen, es sei wirklich ein Roman, und so, in das mundende Säftchen eingewickelt, gleitet eine Uebersicht eines Zeitabschnittes im griechischen Befreiungskriege unvermerkt in die Seele. Hübsche Abbildungen illustriren den Text, Landschaftsgemälde und die Bildnisse von Ali von Janina, dem türkischen Kaiser, Markos Bozzaris, Maurokordatos, Normann u. A. m. Zwar sind sie nur geschrieben, aber deutlicher, frischer und wol auch treuer, als wäre es mit Pinsel und Griffel geschehen; es wäre zu verwundern, wenn sie nicht dem Buche Beifall erwürben.

4. Neuer Novellenkranz, von Wilhelm Blumenhagen. Zweiter Band. Braunschweig, Vieweg. 1830. 8. 2 Thlr.

In der Manier Scott's und, wenn es glückt, auch im Scott'schen Geist. Obgleich gedrängter, ist die Darstellungsweise dennoch nicht so veranschaulichend, so Theilnahme erregend wie bei dem großen Bekannten; wir würden sonst nicht allein das Kleinleben im „Mönch" mit Liebe, Fleiß und Treue ausgemalt erblicken, sondern auch an den Kämpfen des braunschweiger Herzogs mit den Hildesheimern und ihrem Bischof zu Anfang des 16. Jahrhunderts nicht gleichgültig vorübergehen und an die Seher- und Combinationsgabe des Mönchs inniger glauben, als es jetzt geschehen dürfte. In der Criminalgeschichte: „Der Hexenteich", treten Lieblingsfiguren Scott's auf: Wegelagerer, die es durch die Macht der Umstände wurden, in die Geschichte eingreifende Verrückte u. s. w.; aber die Feudalherrschaft und heilloser Aberglaube drücken schwerer als in seinen Sagen. Die Geschichte ist schaudervoll, aber gerundet und auch als Gemälde der Sitten und Denkweise im 16. Jahrhundert von Werth. „Liota" liegt uns fern wie die altgermanische Vorzeit. Man sieht die Gestalten der Wittikinde, ihren Schwert- und Spillmagen, die weisen Frauen und edeln Sassen, nebst ihren Eignen, gar nicht durch die absonderlichen Helme, Hüllen und Verbrämungen, noch kann man ihrer Rede froh werden, weil man erst, um ihre Ausdrücke und Beziehungen zu verstehen, fleißig in den Noten nachlesen muß. Obendrein nistet sich der Zweifel ein, ob nicht diese Recken und Fürstinnen und schöne Magedein maskirte Leute seien, die von dem Sassenthum so wenig wahren Bescheid wissen wie die späten Enkel: ein Zweifel, der diese Erzählung tief unter die obigen stellt.

5. Das Blümlein Wunderhold, oder Abenteuer bei dem großen Freischießen zu Strasburg im Jahre 1576. Romantische Erzählung von C. Spindler. Stuttgart, Franckh. 1830. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Wunderhold, ein reizendes, geschämiges Jungfräulein, rechtfertigt den Namen; die Kränkungen, die es erfährt, werden bald ausgeglichen und lassen die Rose der Freude aus den Dornen der Prüfung erblühen: denn die biedern und verständigen Bürger von Strasburg siegen großsprecherischem, betrügerischem Gesindel und albernen Nachrednern ob, die duldsamen, wahrhaft frommen Geistlichen sind gewichtiger als fanatische Baalspfaffen, und eine lose Zunge und fieberartige Besinnung sitzt mitunter über einem recht wackern, ehrenfesten Herzen.

Das Talent des Verfs., seine Leser gleichsam die Begebenheiten miterleben, sie die Oertlichkeiten schauen zu lassen, geschichtliche Anekdoten, wie hier die Ueberbringung des heißen Hiesenbreies von den Baselern nach Strasburg, geschickt dem Ganzen einzuflechten, bewährt sich auch in dieser Geschichte, die keine dunkle Blume in Spindler's Ehrenkranze ist. 84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1831.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel ꝛc. von J. H. Fichte. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Hier wird nun biographisch merkwürdig, wie der von Zuhörern, Collegen und Publicum hochgefeierte, von der Regierung und persönlich von dem Herzoge ausgezeichnete Mann, seiner Stellung gewachsen und durch alle Eigenschaften zum günstigsten Erfolge ausgerüstet, im Zeitraum weniger Jahre es mit den Studirenden verdirbt, mit dem Publicum verdirbt und endlich auch mit der Regierung, wodurch er dann über die Grenze des gelobten Landes zu wandern und eine neue Laufbahn einzuschlagen gezwungen ist. Haben ihn Viele in dieser Beziehung der Unklugheit, des Starrsinns, der Rücksichtslosigkeit auf Umstände und obwaltende Verhältnisse beschuldigt, so ist dieser Tadel doppelsinnig, denn er bezeichnet zwar einen Fehler, aber einen solchen, in den die Schwäche, die geschmeidige Abglättung und Charakterlosigkeit niemals verfällt, der hingegen mit Ernst des Willens, redlichem Eifer für das Beste und Vertrauen auf die eigne Kraft mehr oder weniger genau verbunden scheint. Forberg schildert in einer damals erschienenen Druckschrift den Mann im Ganzen richtig: „Der Grundzug von Fichte's Charakter ist die höchste Ehrlichkeit. Ein solcher Charakter weiß wenig von Delicatesse und Feinheit. Das liebreiche, anschließende, hingebende Wesen Reinhold's fehlt ihm ganz. Seine Grundsätze sind streng und wenig durch Humanität (sollte besser heißen, weiche Nachgiebigkeit) gemildert. Gleichwol verträgt er, was Reinhold nicht vertrug, Widerspruch und versteht, was Reinhold ebenso wenig verstand, Scherz. Sein Geist ist ein unruhiger Geist, er dürstet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln" (S. 296). Die Sache ist nun eigentlich diese: Wer regsam und eifrig ist zur That und im Bewußtsein des Rechten und Heilsamen jeden Anlaß ergreift, herkömmliche Engen und Geleise seines Lebensweges zu verlassen, der wirkt, wenn ihn die Umstände begünstigen, überraschende Erfolge. Die Umstände aber stehen nicht in seiner Hand, sind nicht durch ihn selber zu schaffen oder herbeizuführen, und was er ohne dieselben rasch ergreift, endet gemeinhin spurlos und zu seinem eignen Schaden. Jene durch Thatenerfolg Hervorragenden unsers Geschlechts sind in ihre eingeschlagene Richtung stets ebenso sehr hineingezwungen worden als sie selber etwas erzwangen, und haben ihre Kraft erst durch die Noth und den unabweislichen Drang des Nächstliegenden entwickelt, hingeführt zu einem Ziele, welches sie Anfangs nicht ahneten wie Luther, und welches ihnen erst im Fortgange zur Klarheit gedieh. Gleichwol sollte man vorzüglicher halten, Jeder wisse gleich vom Anfang, was er wolle, nur bricht sich diese Bestimmtheit meistens an der Unbestimmtheit fremder Gesinnung, an unerwarteten äußern Hindernissen, welche dann der umsichtigen, leise auftretenden Klugheit Anlaß geben, zu urtheilen: es war nicht reif, es war nicht an der Zeit.

Zuvörderst wünschte Fichte, im öffentlichen — dies geschah durch seine starkbesuchten Vorträge — wie im Privatverhältniß mit Jünglingen ihre sittliche Gesinnung zu bilden und sie zur Speculation zu erziehen. Letzteres kann auf einer starkbesuchten Universität nur für Wenige geschehen, die sich näher dem Lehrer anschließen. Conversatorium und Disputirübungen für Alle, welche Fichte hielt (S. 310), haben ihre Schwierigkeiten und fruchten im Ganzen wenig bei der großen Unreife und Ungeschlachtheit der Menge. Auch zogen sich von jenen Conversatorien — Ref. war bei einigen zugegen — bald die Meisten zurück, und unter ihnen ausgezeichnete, der Philosophie ernstlich beflissene Zuhörer. Ohne Anleitung und ordnende Autorität des Lehrers gelang Manches besser, wie denn überhaupt die Jugend sich lieber von ihres Gleichen anregen, zur Einsicht bringen, ja selbst nach Umständen beherrschen und vorschreiben läßt. Indessen erwuchs hieraus kein anderer Nachtheil für den Urheber der Wissenschaftslehre, als daß er die Wirkungen seines Eifers im Lehren und Schreiben weniger wahrnahm, welche ihn, hätte er sie wahrgenommen, vollkommen zufriedenstellen konnten. Vorübergehend war der Verdruß, den ihm einige am Sonntage gehaltene Vorlesungen, für sämmtliche Studirende eingerichtet, brachten, weil das Consistorium darin eine Verletzung der zeitherigen gottesdienstlichen Verfassung sah; sie wurden eingestellt. Am schlimmsten ging es, als F. eine gründliche Besserung der Sitten durch Vertilgung der Wurzel des Uebels, der Ordensverbindungen und Landsmannschaften, herbeiführen wollte. Der Gegenstand ist seitdem oft zur Sprache gekommen, von sehr verschiedenen Standpunkten betrachtet worden, und Diejenigen,

welche mit Universitätsverhältnissen vertraut sind, müssen wol einräumen, es sei höchst schwer, auf gedeihliche Weise einzugreifen, das Vorhandene aufzuheben, umzuändern oder etwas Neues an dessen Stelle zu setzen. Natürliches Bedürfniß der Geselligkeit und Neigung zu statutenmäßiger Freude, Gemeinschaft und dem dadurch bewirkten Ansehen führt die akademische Jugend zu solchen Verbrüderungen, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und nach der verschiedenen Beschaffenheit ihrer einflußreichsten Glieder oder eines durch andere Umstände herrschenden Geistes eine wechselnde Gestalt annehmen. Wol keiner unter ihnen läßt sich zu jeder Zeit alles Gute so wenig wie alles Schlimme nachsagen. Weil das Schlimme in Raufhändeln oft genug hervorgetreten, haben die akademischen Gesetze durch Verbote und Androhung von Strafen entgegenzuwirken gesucht und dadurch nicht die Auflösung, sondern die Zurückziehung ins Geheimniß bewirkt, welches dann, wie alles Geheime, die Gemüther noch stärker fesselte und als ein wohlbewußt Gesetzwidriges von selbst schon einen Keim des Unsittlichen pflanzte. In keinem Fall ist es eine Aufgabe für die Lehrer, als solche, oder den einzelnen Lehrer als solchen, hiergegen nachdrücklich zu verfahren; es ziemt ihrem väterlichrathenden und wissenschaftlichen Verhältniß zur Jugend weder eine strenge Ausführung der nach dem Gesetz verwirkten, sehr viele außerdem vielleicht lobenswürdige Individuen, treffenden Strafe, noch auch eine werkthätige Theilnahme zur Verbesserung oder heilsamen Leitung von Genossenschaften, denen sie selber nie ganz angehören können; sie müssen bei jenem ersten Einschreiten sich den Haß der Jugend zuziehen, dadurch ihren Belehrungen Eingang rauben und bei dem zweiten Versuch auf die mannichfaltigste Weise hintergangen und betrogen werden. Was Fichte von Erweckung des Willens wie des Ehrgefühls (nach S. 324) erwartete, ist auf unsichern Grund gebaut, denn der Wille einer Menge, besonders wenn er am Geheimniß Geschmack gefunden, ist wandelbar, und das Ehrgefühl hat sich mit dem Bestehen und Aufrechterhalten der Genossenschaft in enge Verbindung gesetzt. Dem Ref. ist sehr wohl erinnerlich, daß F. zum Beginn der Ausführung seines Planes eine starkbesuchte treffliche Vorlesung über geheime Gesellschaften hielt, das Unnöthige, Zweckwidrige, Gefährliche derselben entwickelnd; die Folge war — nicht Beifall, sondern Tadel und eine in Bezug seiner sonstigen Vorlesungen unerhörte Wegwerfung, endlich, trotz der großen Verehrung und Liebe zum Philosophen — das nächtliche Einwerfen seiner Fenster von irgend einer Horde.

Unsere Biographie erzählt den Verlauf des Unternehmens folgendergestalt. Es sei Fichte nach jenen Vorlesungen und nach Privatverhandlungen von den 3 damals in Jena bestehenden Orden feierlich erklärt worden, man wolle die Verbindungen aufgeben und ihm die Ordensbücher und Statuten überliefern. Als er deshalb an den Prorector gewiesen, habe dieser das Geschäft abgelehnt und gerathen, es vor die höchste Landesbehörde zu bringen; diese, im langsamen Geschäftsgange, habe eine Commission nach Jena gesandt, Namenverzeichnisse gefodert, Furcht habe sich der Studirenden bemeistert; Fichte habe dann unter Zusicherung voller Straflosigkeit der Betheiligten die Statuten und Namenverzeichnisse in Empfang genommen und sich für deren Wahrheit verbürgt, durch die Langsamkeit der Unterhandlung aber sei der günstige Moment vorübergegangen, Ein Orden sei zurückgetreten, und zwar in leidenschaftlicher Stimmung gegen Fichte, wodurch Excesse veranlaßt worden wären. Fichte, nicht gewöhnt an dergleichen Auftritte, „die von andern Universitätslehrern mit unglaublicher Geduld ertragen wurden", verlangte vollständigen Schutz bei der akademischen Obrigkeit, welche ihn nur unvollkommen gewährte und an den Hof verwies. Mit höchster Bewilligung entwich darauf Fichte während eines Sommersemesters nach Osmanstädt bei Weimar. Einige seiner Zuhörer, unter denen auch Ref., haben ihn dort besucht und in philosophischer Thätigkeit und Heiterkeit gefunden. Wie aber die Vorgänge auf seine Stimmung gewirkt hatten, zeigen einige Briefe aus Osmanstädt. Darin heißt es: „Von neuen entscheidenden Maßregeln gegen diese Unruhen habe ich in Weimar nichts gehört. Die Faulheit und Sorglosigkeit gewisser Leute ist unglaublich groß.... Ich habe die thörichtste aller Hoffnungen, daß aus Jena je etwas werden könne, aufgegeben.... Wenigstens entsteht aus diesem Allen das Gute, daß ich nicht mehr mein Herz an das Project hänge, aus diesen rohen Menschen etwas machen zu wollen, meinen Stiefel schlecht und gerecht hin lehren werde; Gott gebe nun, daß sie gute Menschen, oder daß sie im Herzen Schälke seien" (S. 336). Unsers Bedünkens war ein solcher Eindruck auf das Gemüth des Lehrers und die Störung seines schönen Verhältnisses zu den Studirenden schlimmer als die Fehlschlagung der Plane selbst. Bald darauf starb dem Gekränkten sein Schwiegervater, 76 Jahre alt, der ihm in die neue Welt gefolgt war, und ein Sohn ward ihm geboren.

Die Wissenschaftslehre, als eigenthümliches philosophisches System, hatte inzwischen bei einem Theile des philosophischen Publicums Anerkennung gefunden und war in Polemik wider die Gegner nicht müßig geblieben. Sie berührte dann auch, was jeder Philosophie natürlich ist, die religiösen Vorstellungen von Gott. Nach ihrem Standpunkte, dem Bewußtsein des Ich von sich selbst und seiner freien Willensthätigkeit, entwickelte sich ein Begriff sittlicher Weltordnung, als das höchste, mit dem Begriffe Gottes Zusammenfallende, sodaß weder Bewußtsein noch Persönlichkeit oder besondere Substantialität Gott beigelegt werden konnte. Gott war nach dieser Lehre nicht Gegenstand irgend eines Denkens, sondern nur im moralischen Gefühl, im sittlichen Glauben und Handeln zu erfassen, nicht zu begreifen, sondern zu erleben. Die Strenge, womit dies Resultat gegen herkömmliche religiöse Ueberzeugungen ausgesprochen wurde, erweckte dem Urheber den Vorwurf des Atheismus. Dieser Vorwurf ist allemal, wo wir ihm in der Geschichte der Philosophie begegnen, von Härte und Misverständnissen begleitet gewesen, deren Hinwegräumung den Betheiligten selten gelang, und wo-

bei zu fragen wäre, ob nicht die scharfen Denkbestimmungen philosophischer Lehrgebäude stets von den gangbaren religiösen Vorstellungen der Menschen abweichen werden. Hier nun glaubte ein kurfürstlich sächsisches Oberconsistorium in Dresden Druckschriften, welche dergleichen enthielten, verbieten und ein Requisitionsschreiben an die Erhalter der Universität Jena erlassen zu müssen, weil die Lehre „nicht nur mit der christlichen, sondern selbst mit der natürlichen Religion in offenbarem Widerstreit sei" (S. 354). Fichte wollte dem Sturme begegnen mit einer „Appellation an das Publicum" (Jena u. Tübingen, 1799), machte aber durch die darin enthaltene Gegenanklage und die unversöhnliche Zusammenstellung beider Ansichten das Uebel ärger. Die Regierung in Weimar wollte die ganze Angelegenheit so unbedeutend als möglich behandeln, suchte einen Mittelweg zur Befriedigung der Ankläger und zur Schonung des Angeklagten; Fichte stellte Alles auf die Spitze. Daher misfiel seine „Appellation" und seine in demselben Geiste verfaßte gerichtliche Verantwortungsschrift. Er wollte entweder ehrenvoll freigesprochen oder als Irrlehrer seines Amtes entsetzt sein. Die Regierung ward dadurch verlegen und unwillig, denn sie hatte es mit Mühe dahingebracht, daß auf die Frage nicht eingegangen, sondern mit einem allgemeinen Verweise der Unvorsichtigkeit die Sache abgemacht werden sollte. Fichte, der davon hörte, war entschlossen, einen öffentlichen Verweis sich nicht gefallen zu lassen. Er meldet dies durch Privatschreiben einem Mitgliede der weimarischen Regierung, und daß er im Fall eines ehrenrührigen Verweises seinen Abschied nehmen werde, wozu auch mehre mit ihm gleichgesinnte Collegen, die man als bedeutend für die Universität ansehe, entschlossen seien. Der Empfänger legt dies Privatschreiben zu den Akten, der Verweis erfolgt und mit ihm ohne Weiteres die Dimission. Fichte nimmt sie an; die Collegen wurden ihrem Entschluß untreu; der akademische Senat that nichts; die Studirenden gaben eine Bittschrift ein und ließen eine Denkmünze prägen. Was soll man urtheilen? Der Philosoph legte zu vielen Werth auf seine Persönlichkeit, war in Absicht eines Verweises zu empfindlich. Regierungen ertheilen dergleichen bei weit geringern Veranlassungen; ein patriotischer Bürger hat sich daran zu gewöhnen. Entsteht durch den Einzelnen eine Verlegenheit der Behörde: sie läßt ihn sinken, jeder Schein von Drohung oder tiefer Entrüstung gilt als beleidigender Angriff; Niemand wähne, unentbehrlich oder unersetzbar zu sein; selbst wenn er es wäre, geht ohne ihn die Welt dennoch ihren Gang. Dem Freunde, der unfreundlich ein Privatschreiben zu den Akten brachte, schlug vielleicht sein Regierungsgewissen, vor welchem das Ansehen der Person verschwindet; Collegen mit Besoldung und Familie können ein Versprechen nicht halten, welches aus dem ersten Eindruck der Theilnahme und der Hoffnung eines guten Ausgangs entstanden; Bitten der Anhänger, ja selbst die Gesammtmeinung des Publicums bleiben allemal ohne Wirkung. Der Schlag war geschehen.

Wohin nun sich wenden? In Jena als Privatmann konnte Fichte nicht bleiben wollen, er wünschte im Rudolstädtischen einsam und zurückgezogen zu leben; ihm ward eine abschlägige Antwort, durch directe Schritte seiner bisherigen Regierung veranlaßt. Der Minister v. Dohm brachte darauf durch einen gemeinschaftlichen Freund Preußen in Vorschlag; Fichte reiste im Juli 1799 plötzlich nach Berlin. Auf eine Anfrage deshalb beim Könige antwortete dieser: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, ist er so fern von allen gefährlichen Verbindungen, wie ich vernehme, so gestatte ich ihm gern den Aufenthalt in meinen Staaten. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm ausmachen, mir thut das Nichts" (S. 391). Gegen Ende des Jahres finden wir den Entlassenen und seine Familie in Berlin wohnhaft; Schriftstellerei und Privatvorlesungen sollen ihm eine unabhängige Existenz verschaffen.

Hiermit beginnt der letzte Lebensabschnitt, verbunden zugleich mit einer Wiedererneuerung philosophischer Denkweise, wie der Herausgeber sich ausdrückt, welche statt der blos moralischen Ansicht die religiöse hervortreten läßt und, wenn wir es kurz bezeichnen wollen, statt einer moralischen Weltordnung, als dem mit der Gottheit zusammenfallenden Begriff, ein absolutes Sein als das Höchste setzt, dessen Selbstoffenbarung im Bewußtsein zu Stande kommt. Fichte näherte sich hierdurch den spätern pantheistischen Vorstellungsweisen, welche in Deutschland mannichfaltigen Ausdruck gefunden, hielt sich aber dennoch mit ihnen in einem polemischen Verhältniß, dessen Beschaffenheit nicht völlig zur Entwickelung gedieh, weil er überhaupt geringe Notiz nahm von seiner philosophischen Mitwelt, fremde Urtheile wenig achtete, polemische Gegenschriften in der Regel gar nicht las und auch die politischen Umwälzungen ihn diesem Kreise der Untersuchung entzogen. Dennoch erwähnt der Herausgeber einiges im handschriftlichen Nachlaß Vorhandene, was hierüber nähern Aufschluß ertheilen dürfte. Fichte lebte in Berlin zurückgezogen mit wenigen Freunden. Zur Anstellung in Preußen schien Anfangs geringe Aussicht vorhanden; die Herausgabe einer neuen Bearbeitung der „Wissenschaftslehre" ward auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, er wollte sich ein empfängliches Publicum erst vorbereiten und zubilden. Das konnte am besten durch Vorlesungen geschehen, und sie hielt er in Berlin vor einem mannichfaltig gemischten Auditorium. Bald darauf (1805) ward ihm eine akademische Lehrstelle in Erlangen zu Theil, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zubringen zu dürfen. Nur ein Semester hindurch war Fichte an jener Universität thätig, die Kriegsereignisse störten seine Wirksamkeit, er wünschte, als Redner dem Heere beigesellt zu werden, welches man ablehnte. Nach dem Verlust der Schlacht bei Jena floh er mit andern ausgezeichneten Männern, seine Familie in Berlin zurücklassend. Eine Professur in Königsberg ward angenommen, wo es F. nicht sehr gefiel; zum Vorlesen kam es wenig. Durch das rasche Vordringen des Feindes mußte F. sogar nach Kopenhagen; mit dem Frieden kehrte er endlich nach Berlin zurück. Hier

ward von ihm bei Gelegenheit der Stiftung der neuen Universität ein Plan dazu entworfen für einen gegenseitig „nach Geist und Inhalt sich ergänzenden Unterricht, aus der Einheit herausstrebend und als Resultat auch Einheit erzeugend". Die Universität sollte demgemäß eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs werden; man hat später hierauf keine Rücksicht genommen. Mit nicht geringem Muth hielt er, umringt von bewaffneten Feinden und Aufpassern, seine Reden an die Deutschen (1807—8) und entging nur durch besonderes Glück der drohenden Gefahr. Wunderbar genug, daß diese gedruckten Reden Veranlassung gaben, seinen Namen, als er längst gestorben, in die Akten der mainzer Centralbehörde zu bringen. Sie sind gewiß von mainzer Vorwürfen frei und tragen, nach der Bemerkung des Sohnes, eine unverkennbar antike Färbung, welche aus F.'s damaligem Studium der römischen Prosaiker hervorgehen mochte, aber seinem enggeschlossenen, scharfen Vortrage auch in andern Schriften nicht fehlt.

Als Lehrer an der neuen Universität Berlin, deren Stiftung er heilsam hielt wegen reichern Wechselverkehrs der Personen in einer großen Stadt, minderer Gefahr beschränkten Kastengeistes, Schlendrians und des rohen Burschenwesens, bekleidete Fichte in den beiden ersten Jahren die Rectorwürde und wollte nun seine Grundsätze der Universitätsdisciplin durchführen. Er meinte, wenn man gewisse Dinge schlechthin nicht dulde, so geschähen sie auch nicht mehr. Von ihm stammte die Maßregel der Ehrengerichte, in welchen die Studirenden, unter Vormundschaft des Senats, ihre Streitigkeiten selber schlichten sollten; von ihm der Gedanke allgemeinerer Vereine unter den Studirenden, worin man die ersten Spuren der spätern sogenannten Burschenschaft entdecken könnte. Natürlich lagen die Ausartungen der letztern und das geringe Gedeihen der erstern seinem Geiste fern; weil er aber in seinen Umgebungen Widerstand oder halbe Maßregeln gewahr wurde, bat er noch vor der abgelaufenen Zeit um Entlassung vom Rectorat. Nähere Umstände sind vom Sohne nicht angeführt; inzwischen ist, nach den schon zu Jena gemachten Erfahrungen, kaum zu vermuthen, daß die Entwürfe und Rathschläge des raschen Mannes zu einem erfreulichen Ziele geführt haben möchten. Während des Befreiungsjahres hielt er, weil ihm nicht vergönnt wurde, ins Feld zu ziehen, die vortrefflichen Vorlesungen „Ueber den Begriff des wahren Krieges", welche nach seinem Tode im Druck erschienen.

Seine Frau war eine der Ersten, welche sich zur Pflege der Kranken in den überfüllten Spitälern Berlins erbot. Nach fünfmonatlicher ununterbrochener Ausübung dieses Geschäfts ward sie vom Nervenfieber dem Tode nahe gebracht. Fichte war stark genug, auch während der höchsten Gefahr seine Vorlesungen nicht zu unterbrechen. Sie genas, ihn ergriff die Krankheit, er starb (27. Jan. 1814) im Alter von nicht ganz vollendeten 52 Jahren, in ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft. So endete, für ihn selber rühmlich, für die Seinen beklagenswerth, für Lehrwirksamkeit zu früh, ein vielfach bewegtes, unter wechselnden Kämpfen beharrlich vollendetes, zwischen Glanz und Widerwärtigkeit mehr wie bei andern seiner Wissenschaftsgenossen hin und her geworfenes Leben.

Das der Biographie beigefügte Bildniß des Mannes stellt die kräftigen Züge desselben treu und wahr vor Augen. 10.

Ueberbleibsel aus den Zeiten des Faustrechts.
(Eingesandt.)

In seiner „Beschreibung des Königreichs Würtemberg" (Oberamt Reutlingen, S. 96) erwähnt Prof. Memminger zu Stuttgart eines Bergkegels, der ein Eigenthum der Stadt Reutlingen ist. Auf der Spitze desselben stand ehedem eine Burg, von welcher der Berg noch jetzt den Namen die Alteburg führt. Kaum erkennt man noch die Stelle, wo die Burg stand. Die Besitzer waren ehrenfeste Ritter, welche an Sonntagen in rothen Mänteln in der Kirche des benachbarten Orts Gomaringen erschienen, um da die heilige Messe zu hören. Von ihrer weiten Fernsicht herab erspähten sie während des Tags die Umgegend, zogen des Abends aus und beraubten die Vorüberreisenden. So verbanden sie, wie noch jetzt die Räuber im Kirchenstaate und Neapel, den Religionscultus mit dem Diebshandwerke. Es scheint, die Nachkommen jener Rothmäntler haben sich, nach Zerstörung ihrer Burg, nach Reutlingen gezogen, wo, unter dem Schutz einer sogar verfassungsmäßigen Regierung, der Büchernachdruck seine Residenz aufgeschlagen hat. Diese Leute geben an Honorar für Gelehrte nie einen Groschen aus, sie lassen dieses die rechtmäßigen Verleger bezahlen, mustern dann in der Eile die neuesten Meßkataloge und fallen wie heißhungerige Wölfe über aufgespürte wichtige Geisteserzeugnisse her, von denen sie nur den materiellen Saft, den Diebsgewinnst, sich anzueignen suchen. Man erzählt von einem dieser Schamlosen, er habe erklärt: „Mit Geld kann man die Schande glänzend machen". Und so ist es auch. Die Verlagshandlung des „Conversations-Lexikons" hat jedem der 12 Bände der siebenten Auflage aus Calderon das Warnungsmotto vorangestellt:

> Wie sie der Verfasser schrieb,
> Nicht, wie sie der Diebstahl druckte,
> Dessen Müh' ist, daß er richte
> Andrer Mühe stets zu Grunde.

Fleischhauer und Spohn zu Reutlingen hingegen (ein Diebesmitglied dieses ehrbaren Kleeblatts, J. N. Finkh (?), nannte sich nicht, weil achtbare Kaufleute dieses Namens es nicht dulden wollten, und sein Vater Mitglied der würtembergischen zweiten Kammer der Stände ist) haben von eben dieser siebenten Originalauflage einen „wörtlichen Abdruck", was bescheiden klingen soll, als Nachdruck, öffentlich, selbst in dem zu Stuttgart unter den Augen der Regierung erscheinenden „Schwäbischen Merkur" angekündigt, dem sie zugleich auch ein Probestück ihrer altenburger Industrie beifügten. Einsender hofft, daß die Verlagshandlung in Leipzig gegen diesen Raub, den die Regierung nicht hemmen zu wollen scheint, weil er auf Erhöhung der Gewerbsteuer lieblich einwirkt, Maßregeln der Nothwehr ergreifen wird, und schlägt einstweilen jenem Nachdruckerkleeblatt ohne Ehrgefühl, Fleischhauer, Spohn und Finkh, vor, ihrem „wörtlichen Abdruck" des leipziger Originalwerks das Motto voranzustellen:

> Wie es der Verleger gab,
> Und mit schwerem Gold bezahlte,
> Dessen Pflicht es ist, daß er
> Das erkaufe, was wir rauben.

Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 19. — 19. Januar 1831.

Pariser Journalwesen.

II. Neuigkeiten. Plagiate. *)

Die Hauptsache für ein politisches Blatt ist natürlich, tagtäglich eine große Menge Neuigkeiten zu liefern. Die Pariser verstehen sich sehr gut auf diese Kunst. In beiden Kammern schreiben für jedes Blatt 2, 3 Stenographen die Reden nach, und, um recht genau von Allem, was in den höhern Regionen der Politik vorgeht, unterrichtet zu werden, ruhen die Journale nicht eher, bis einer ihrer Mitarbeiter, wenn nicht zum Minister, wenigstens zum Deputirten erwählt wird. Als die Sitzungen der Pairskammer noch nicht öffentlich waren, nahmen sich die Mitglieder derselben zuweilen vor, ihre Verhandlungen nicht unter das Publicum kommen zu lassen. Wirklich sprachen sie mit Niemandem davon, nur mit ihren Gemahlinnen; diese losen Zungen aber vertrauten in Gesellschaft die Geheimnisse ihren Bekannten, fügten jedes Mal hinzu: es bleibt unter uns; am andern Tage war das Geheimniß durch die Journale weltbekannt. Da man nun den Herren Pairs nicht füglich verbieten kann, sich zu vermählen, so hat man ihre Sitzungen öffentlich gemacht. Die dritte Person in jeder pariser Gesellschaft ist ein Journalist; Schlauköpfe erzählen daher oft Lügen in Gesellschaft, um sie Tags darauf gedruckt zu lesen. Um ferner zu wissen, was auf den Straßen, in den Schenken, vor den Thoren vorgeht, miethen die Blätter ehemalige geheime Polizeiagenten. Diese Leute müssen platterdings Neuigkeiten bringen und sollte auch nichts Neues vorgefallen sein; ihr Brot hängt davon ab, und man behauptet, daß sie manchmal selbst Neuerungen anfangen, um darüber berichten zu können. Endlich hat jedes Blatt einen Pförtner oder einen hölzernen Kasten, in welchen Jedermann Neuigkeiten werfen kann. Es scheint, daß gewisse Leute es sich zum Geschäfte machen, Erfindungen hineinzuwerfen, aber jedes Mal in die Schachtel des „Nouveau journal de Paris“. Kämpfen A. und B. um die Deputation, und trägt A. den Sieg davon, flugs wird in den Kasten jenes Blattes geworfen: „Durch Kurier, B. ist Deputirter“. Das „Journal de Paris“ druckt, und auf diese Weise fehlt es ihm nie an Neuigkeiten.

Im Grunde braucht ein Blatt weder Pairs noch Deputirte, noch Polizeiagenten, noch Kasten; es hat auch ohnedies Stoff. Nichts ist leichter auf dieser Welt, als von dem Schweiße des Nebenmenschen zu leben. Läßt demnach der „Courrier des tribunaux“ die gerichtlichen Reden nachschreiben, so können die andern Blätter die Mühe sparen und drucken den „Courrier“ nach. Stenographiren 3 Abendblätter in der Kammer, so können die Morgenzeitungen, wenn Nachmittags schönes Wetter ist, spazierengehen. Ein Blatt enthält einen merkwürdigen Artikel, man nimmt ihn auf und setzt davor: „Man liest in einem Journal“. Noch kürzer ist, sich den Artikel geradezu anzueignen, und muß man für dies Vergehen 25 Fr. Strafe bezahlen, so hat man immer noch das Doppelte dadurch gespart.

Es ist zum Lachen, wie ein Blatt das andere abschreibt, ohne zu bedenken, was in dem Artikel steht. „Einer unserer Abonnenten meldet uns: 1465 habe ein Hr. Lafayette einen Hrn. v. Polignac wegen Empörung gefangen genommen“. Alle Blätter schreiben nach: „Einer unserer Abonnenten“. „Wir haben“, klagt ein Journal, „in der Nummer vom 10. einen bedeutenden Fehler begangen, den unsere Leser entschuldigen werden“. Dieser Satz steht in der Mitte des Artikels und geht in die andern Blätter über. „Unsere Nachbarn, die Engländer“, meldet ein in Paris verfaßter, von London datirter Brief, und im Chor lassen sich die Collegen des falschen Correspondenten von London aus schreiben: „Unsere Nachbarn, die Engländer“. So oft ich dergleichen Versehen in den pariser Blättern finde, also täglich, denke ich an den spanischen Politiker und Geographen Miñano. Er schrieb ein geographisches Wörterbuch, und weil er es vielmehr nicht schreiben wollte, sandte er Rundschreiben an alle Geistlichen der Halbinsel: „Bitte, geben Sie mir, beiliegendem Schema zufolge, Nachrichten über Ihre Provinz, Stadt, Flecken, Dorf, Weiler“. Da schrieb nun der Eine unter Andern: „Der Ebro“, der Andere: „Der Guadalquivir fließt durch meine Stadt, an meinem Hause vorbei“. Und da Hr. Miñano nicht Zeit hatte, alle Briefe durchzulesen, sondern ungeändert nach einander drucken ließ, so denke ich täglich, wenn ich Versehen, wie obenerwähnte, in den pariser Blättern finde, an den spanischen Absolutisten und Wörterbuchmacher, Namens Miñano.

*) Vgl. Nr. 8. d. Bl. D. Red.

Der Grund jener Versehen leuchtet Jedem ein. Man gibt kein Blatt heraus, um Andern, sondern um sich selbst einen Namen zu machen, am allerwenigsten, um sich selbst einen übeln Namen zu machen. Sage ich nun: Dieser und Jener hat folgende Neuigkeit zuerst mitgetheilt, folgende interessante Zusammenstellung geliefert, so heißt dies mit andern Worten: ich habe sie nicht zuerst mitgetheilt, ich habe sie noch nicht geliefert. Die französischen Publicisten sind äußerst geistreiche Männer und, was bei solchen etwas selten ist, persönlich bescheiden. Persönlich unbescheiden, sind geistreiche Leute als Schriftsteller oft bescheiden, die französischen Publicisten umgekehrt. Das Loos ihrer Unternehmung hängt davon ab. Sprecht mit ihnen als Freunde unter vier Augen, und sie sagen euch Sokratisch: Wir wissen Nichts; geht aber als Abonnenten zur Redaction, sie sagt euch: Ich bin Sokrates oder allwissend; ich habe Correspondenten in allen Theilen der Welt, die bedeutendsten Gelehrten von Paris arbeiten für meine Zeitung. Lesen Sie nur (ich lasse das pariser Blatt „Le temps“ sprechen) den merkwürdigen Artikel über die Sitten des Orients, das persische Papier, das Siegel der Schahs u. s. w. Der Abonnent liest, bewundert, zahlt. Nun lasse ich es mir aber nicht nehmen, die Geschichte jenes merkwürdigen Artikels zu erzählen. Er ist ein Auszug aus Reynaud's Werk, über die Kunstsammlung des Herzogs von Blacas. Der Auszug wurde in 2 Nummern eines deutschen Blattes gedruckt, wovon die erste ihre Quelle angab, die zweite nach Paris gelangte und von dem erwähnten französischen Blatte ohne alle Angabe der Quelle übersetzt wurde. Hr. Reynaud erstaunte nicht wenig, daß ein pariser Journal gerade dieselben Gedanken aussprach, dieselben Forschungen anstellte wie er selbst, nur mit veränderten Worten. Nennen die Journale ihre Nachbarquellen nicht, um wie viel weniger die fremden. Da trifft es sich manchmal, daß aus dem Haupte eines Publicisten ein kleiner geistreicher Artikel entspringt; ein College schöpft ihn auf und gießt von dem Seinigen hinzu; der Artikel strömt nach England, nach Ostindien, gelangt wie geistreicher Wein, den man nach dem Cap schickt, geistiger nach Europa zurück und wird von Neuem in Europa gezapft und aufgefüllt, um von Neuem nach Ostindien zu fahren. Es geht den Artikeln wie den Moden: alte Moden sind die neuesten, es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Wenn es irgend etwas Neues unter der Sonne gibt, so ist es unsere deutsche Ehrlichkeit: die Ehrlichkeit unserer Zeitungen. Wer hat je eine deutsche Zeitung gesehen, die ihre französischen, englischen u. s. w. Quellen nicht pünktlich angibt? Im Gegentheil, sie macht es sich fast zur Ehre, daß sie zu dem Fremden nichts Eignes hinzusetzt. In einer gelehrten deutschen Zeitschrift stand vor 2 Jahren ein anziehender Reisebericht. Die „Annales des voyages“ übersetzten ihn, setzten aber den Anfang des Artikels zu Ende, das Ende zu Anfang und nannten ihre Quelle nicht. Die Uebersetzung kommt nach Deutschland und wird in demselben Lande, in derselben Provinz, in der nämlichen Stadt, Straße, im nämlichen Hause, wo der Artikel zuvor erschien, ins Deutsche übersetzt, darunter mit Cursivschrift: „*Annales des voyages*“. Das nenne ich mir französische Gewandtheit, deutsche Ehrlichkeit! *) 65.

Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt? Erörtert und beantwortet von Friedrich Karl von Strombeck. Braunschweig, Vieweg. 1830. 8. 8 Gr. †)

Wenn neuere Zeitereignisse der Behandlung der aufgeworfenen Frage ein erhöhetes Interesse geben, so brauchen wir deshalb die Gegenwart nicht der Rückschritte bei der Entwickelung des Staatslebens zu beschuldigen. Es bewährt sich nur die alte Erfahrung, daß Beschränktheit, Irrthum und Laster wider Gesittung anstreben, und daß der Einfluß, welchen diese auf einzelne Menschen gewinnen, durch feste Begründung des Rechtes beschränkt werden muß, um das Heil der Völker zu sichern.

Der Verf. der vorgenannten Schriften, in der Literatur als scharfbeobachtender Naturkundiger, als gründlicher Philolog und Rechtsgelehrter und, was mehr als dieses sagen will, als Mann bekannt, der den sittlichen Beruf des Menschen von feindseligen Hemmungen zu befreien strebt, sagt offenherzig und freimüthig in der Vorrede: „Der Verf. hatte lediglich bei der Ausarbeitung dieser Abhandlung die Absicht, in wenigen, aber klaren Worten zu entwickeln, was so vielfältig verkannt wird. Er hat sich bemüht, auf das einfachste das Wesen der obersten Staatsgewalt darzustellen, ihre Heiligkeit zu zeigen, um darzulegen, unter welchen äußersten Umständen es allein dem Volke erlaubt sein könne, zu dem gefährlichen Mittel zu schreiten, ihr den Gehorsam aufzukündigen; ein Extrem, welches so gräßlich ist, daß der Kluge davor schaudert und es Fällen vorbehält, die (Dank der Vorsehung!) sich kaum nach Jahrhunderten wiederholen“. Auch deutet er schon hier in der Vorrede die in der Schrift selbst nähermotivirte Idee an: in Deutschland jede vom Volke ausgehende Selbsthülfe wider die höchste Staatsgewalt durch Errichtung eines Bundesgerichtes rechtlich und politisch unmöglich zu machen. „Wäre ein solches vorhanden, könnte auch ein von dem Fürsten unterdrücktes Volk durch seine Repräsentanten, ja selbst ein gemißhandelter Einzelner Recht und Gerechtigkeit bei einem obersten Gerichte finden, dann könnte eine Nothwehr nie rechtlich begründet erscheinen, und jeder Aufstand gegen die höchste Gewalt wäre Hochverrath“. Die Beantwortung der Hauptfrage wird von dem Eintritte der Nothwehr bedingt; bei näherer Betrachtung jener wird die Stufenleiter des dem Zwecke des Staates Entgegenhandelns angegeben nach den gewöhnlich sich folgenden Gewaltschritten: im Anstreben, die Verfassung des Staates zu stürzen, in der Verwandlung des Monarchen in einen Despoten, eines Beschützers des Menschenvereines in einen Feind desselben. Wie vorsichtig auch auf unbestreitbaren Grundlagen der reine Rechtspunkt dargestellt wird, so verschweigt der Verf. doch nicht, daß die Theorie leicht, — schwierig, ja gefährlich nur ihre Anwendung sei (S. 7). Woher dieses kommt, mag sich Jeder leicht selbst beantworten. Hier ist darauf hinzuweisen, daß der einmal bestehende Staat so betrachtet werden müsse, als sei er durch Vertrag entstanden, nur auf diese Weise kann das Institut, welches man Staat nennt, als ein rechtlich begründetes Institut erscheinen (S. 9). Zum eignen Bestehen der Regenten muß man annehmen, es sei ein Staatsvertrag (wenn auch stillschwei-

*) Es folgt noch ein dritter Artikel. D. Red.

†) Vgl. Nr. 364 d. Bl. f. 1830. D. Red.

gend, geschlossen) vorhanden, und der Gehorsam der Unterthanen sei an Bedingungen gebunden (S. 10) Diese Grundsätze gehören einer Theorie an, welche die scharfsinnigen Denker aller Zeiten philosophisch begründeten; die größten Regenten der letztern, an Aufregungen so reichen Menschenalter hielten es ihrem Standpunkt angemessen, sich theils entschieden zu ihnen zu bekennen, theils ihren Aussprüchen schweigend zu huldigen. Dem Vorbilde eines Friedrich II., einer Katharina II., eines Joseph II., eines Napoleon u. s. f. traten andere Regenten um so entschiedener entgegen, da sie in dem Absolutismus der Machtvollkommenheit Nothwehr gegen manche Unbill der Gegenwart zu finden hofften; ihre lautesten Wortführer waren oft Geisteskranke, deren Fieberparoxismus heraldische Stammbäume für Paradiesespalmen ansah.

Aus dem Begriffe der Majestät deducirt der Verf. die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Regenten (S. 14), jedoch nur im Staate, das heißt, so lange, als der höchste Staatsbeamte nicht durch Nichtbeachtung der Bedingungen des Staates aus dem Kreise seiner Rechtsbefugniß scheidet. Bei solchem Treuebruch ist auch (S. 18) das Volk von der beschworenen Treue entbunden. Das Volk kommt zum Regenten in den Zustand der Nothwehr (S. 25). Diese mit philosophischem Scharfsinne durchgeführte Entwickelung wird mit Schriftstellerautoritäten, hier zunächst aus den Werken Cocceji's und Pöllnitz's belegt. Der schwierigste Punkt der ganzen Untersuchung bleibt immer die Entscheidung, wenn und ob der Fall eingetreten sei, wo der Fürst dem Zwecke des Staates entgegenhandelt. Herr von Strombeck mißt diese Entscheidung dem Erfolge bei (S 27). „Soll also", fährt er dann fort, „mit Recht, dies heißt hier, nach Dem, was in der Praxis nützlich ist, von dem Volke der Gehorsam dem Fürsten aufgekündigt werden dürfen, so muß von diesem böslich ein solcher Zustand herbeigeführt worden sein, daß zu befürchten steht, die öffentliche Sicherheit, Recht und Gerechtigkeit gehen ganz und gar unter; wobei denn freilich nicht so lange zu warten ist, bis die Kräfte dem Volke verloren gegangen, die Widerstand möglich machen. Der Fluch der Völker trifft Diejenigen, welche leichtsinnig zu einem Mittel greifen, welches nur das äußerste sein muß". Hieraus ergibt sich, wie der Verf., anstatt der Kündigung des Gehorsams gegen den Regenten das Wort zu reden, ihr die engesten Schranken anweist und den gordischen Knoten nicht gewaltsam durchschneidet: er zieht die moralische Zurechnung in besondere Erwägung („böslich") und setzt hiermit politische Berücksichtigungen („daß zu befürchten steht" u. s. w.) in genaue Verbindung. Dann wendet er sich (S. 29 fg) zu der Reihefolge der Vermittelungsversuche, welche, da Friede und Freiheit die schönsten Güter des Staatslebens sind, angewandt werden müssen, ehe das Volk zum Widerstand schreiten darf. Er findet Veranlassung, mit näherer Erwägung des Zustandes des deutschen Staatenbundes, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Errichtung eines Bundesgerichtes, vor welchem Volk und Einzelner Recht wider Rechtsbedrückungen der Bundesfürsten finden könnten, zu entwickeln; vermittelst eines solchen Institutes, zum Ersatze für die ehemaligen höchsten Reichsgerichte, würde ein bedeutender Vorschritt in der Civilisation gemacht und jede rechtliche Möglichkeit einer Widersetzlichkeit wider die Regenten Deutschlands wegfallen; nur müßte dieses Bundesgericht ein höheres Kraftprincip in Rechtsspruch und Vollstreckung in sich haben als seine, in dieser Beziehung, so übelberüchtigten Vorgänger, die Reichsgerichte.

Als Schlußstein der Untersuchung wird festgestellt. „I. Ein Volk, dessen natürliche und bürgerliche Rechte, also auch dessen Staatsverfassung der Fürst verletzt, hat, als äußerstes Mittel, das Recht, ihm den Gehorsam aufzukündigen, wodurch die oberste Staatsgewalt unmittelbar auf seinen rechtmäßigen Nachfolger übergeht. II. Das Volk handelt sicherer und der Politik gemäß, wenn es einen solchen Fürsten vorläufig nur unschädlich macht, die endlichen Verfügungen aber zwischen dem Nachfolger des Regenten und den verwandten, verbündeten und dominirenden benachbarten Höfen ausmachen läßt". Wenn dieser zweite Satz daran erinnert, daß große unter seinen Augen vorgehende Begebenheiten den Hrn. Verf. auf diese Untersuchungen leiteten, so ist dieses auch der Fall bei den gehaltreichen Worten, welche er über die Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes und über die Verantwortlichkeit seiner Minister nachträglich beibringt. In der genauern Bestimmung der Einen und in zweckmäßiger Anordnung des hier eintretenden Rechtsganges, die Andere rechtlich zu verfolgen, liegt die sicherste Garantie der obersten Staatsgewalt (S. 44 u. 45). Hieran reihet der Verf. die Untersuchung der Frage: „Sind die Staatsbürger nach den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechtes berechtigt, die Verbesserung einer fehlerhaften Staatsverfassung nöthigenfalls mit Gewalt, d. i. durch Versagung des Gehorsams, zu fodern?" welche unbedingt verneint wird, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes (Herrschaft des Rechts) nicht entgegenhandelt. Nicht verschwiegen wird, daß es immer problematisch bleibt, wie nach Zeit und Umständen eine vollkommene Staatsverfassung angethan sein müsse. — Am Schlusse wird in einer „Nachschrift" eine Uebersicht gegeben über den politischen Zustand Europas, welcher, auf Frankreich, Belgien, Irland, Spanien, Portugal u. s. f. verweisend, als besorgnißerregend bezeichnet wird. Polens und Italiens wurde nicht namentlich gedacht. Für Deutschland findet der Verf. die zuverlässigste Begründung der Staatswohlfahrt in einem Bundesgerichte, in verantwortlichen Ministern und in Landständen. An Fingerzeigen zu einer richtigen Beurtheilung der in ihrer Art einzigen Begebenheiten, welche in der Heimath des Verfs. stattfanden, fehlt es nicht; sie werden mit Recht „ein Naturereigniß" genannt. Der Zweck dieser Berichterstattung kann kein anderer sein, als darauf aufmerksam zu machen, wie zeitgemäß diese Untersuchung und wie belehrend ihr Resultat sei. 4.

Ein Ortis redivivus.

Seit jener Zeit, wo Ugo Foscolo seine „Ultime lettere di Iacopo Ortis" schrieb, haben sich Meinungen und Gefühle in mehrfacher Hinsicht geändert. Die krankhafte Empfindung des Zerfallenseins mit der Welt, stets ein untrügliches Symptom geheimer Gemüthskrankheit, der dem Eigendünkel entkeimende Unwille über unbefriedigte Leidenschaften und Launen, die Uebertreibung unserer persönlichen unbedeutenden Leiden, welche man unerträgliches Elend zu nennen beliebt, die fortwährende Geneigtheit, allen Jammer in der menschlichen Gesellschaft dem socialen Verhältnisse, der Regierung, der Vorsehung selbst zuzuschreiben, da die Menschen doch gewöhnlich die eignen Schöpfer ihres Jammers sind, ein vernunftloses, widerrechtliches Sichhingeben an leidenschaftliche Vorliebe oder an Antipathien, mit einem Worte das Wertherfieber und die phantastische Ortissophisterei, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so sehr im Schwange waren, sind in unsern Tagen gänzlich aus der Mode gekommen. Die wirkliche Calamität der Zeit hat Gewinsel, Schmachten und Klagen um metaphysische Bedrängnisse und Widerwärtigkeiten tief in Schatten gestellt; statt ihrer erheischen die jetzigen Weltverhältnisse eine geregelte Thätigkeit für das wirkliche Leben, moralischen Muth, Ausdauer, Selbstbeherrschung und besonders Mäßigung in unsern Wünschen; dennoch erscheint ein in Italien geborener, obwol in Paris vor die Augen der Welt gestellter neuer Ortis unter dem Titel: „Lettere sentimentali e politiche d'un giovine Italiano" (Paris, 1830). Freilich kann er auch nur aus Italien kommen, einem Lande, welches wir in verschiedene Gouvernements zerstückt sehen, in denen sich finanzieller Jammer mit moralischer und politischer Schwäche eint, wo ein gemeinschaftliches Interesse und unternehmende Capitalisten fehlen, wo zahllose Hemmstöcke in die Speichen des Rades der Industrie fahren, und wo nicht wenige Individuen der gebildeten und halbgebildeten Stände in den quälenden Zustand des Müßigganges und langsamen Ver-

derbens versetzt werden, wodurch sie mit sich selbst, mit ihren Mitbürgern, mit ihren Regenten und mit der ganzen Welt zerfallen. Ein junger Mann, in einer toscanischen Stadt geboren, der nach dem Tode seines Vaters von gefühllosen Verwandten seines Erbguts beraubt wird, gesellt sich dem zahllosen Heere politischer Malcontenten zu und wird in ihre geheimen Verbindungen, die nach der Restauration von 1814 sich überall bildeten, verwickelt. Mit geheimen Missionsaufträgen durchkreuzt er Italien und theilt in Mußestunden einem Freunde seine Gefühle und Ansichten schriftlich mit. Ueber jene politischen Associationen geben indessen die Briefe so wenig Auskunft, wie auch über den eigentlichen Grund seiner persönlichen Leiden, und er hält sich vielmehr immer in dem weiten Felde allgemeiner Declamation, in welcher Wahres mit Falschem sich mischt; doch ist der Ton minder heftig als der im „Ortis", und sein Wesen ist sanfter und durch Erfahrung in gewissen Schranken gehalten. Hier eine Stelle, die den Mangel des Nationalgefühls unter Italiens Bewohnern beklagt: „Aber wo ist die größte Gefahr? In Zeiten politischer Umwälzungen treten gewisse Individuen auf, die wir für außergewöhnliche Wesen halten, die aber, genau betrachtet, denselben Leidenschaften, denselben moralischen Mängeln, die wir selbst haben, unterworfen sind, die jedoch durch Zeit und Umstände und momentanen Enthusiasmus in Helden und Genies umgewandelt zu werden scheinen. Nachdem sie dem Volke Plünderung und Mord gestattet, wodurch es sich selbst schwächt, und ihre eigne Wuth erschöpft haben, ergreifen sie den günstigen Augenblick, sich zu Beschützern der Freiheit und Wächtern persönlicher Sicherheit zu erklären, und verheißen Allen Frieden und Gerechtigkeit. Der dem Menschen natürliche Wankelmuth mißt ihnen Glauben bei und hebt sie als Befreier ihres Vaterlandes auf den Triumphwagen. Solch ein unglückseliger Sterblicher setzt sich dann ruhig auf den Thron, von welchem er einen Andern verjagt hat, um Diejenigen systematisch zu berauben und zu drücken, die, nachdem sie Andere beraubt und gedrückt haben, ohne es zu wissen, die Werkzeuge seiner Erhebung geworden sind; ja, sie werden genöthigt, um ihrer eignen Sicherheit willen jenen Thron durch die schwersten Opfer und bittersten Demüthigungen zu erhalten". Es finden sich einige anziehende Charaktere in dem Buche, z. B. der eines neapolitanischen Rechtsgelehrten, der, in die Philosophie der Alten verliebt, die Meinung offenbart, die Welt könne erst dann glückselig werden, wenn sie die Grundsätze Seneca's, Zeno's und Epiktet's befolge. Ebenso anziehend erscheint ein Eremit darin. Im Laufe seiner politischen Kreuz- und Querzüge macht der Held die Bekanntschaft eines jungen Frauenzimmers aus guter Familie, natürlich ein Ideal weiblicher Vollkommenheit; aber, wie Lotte und Therese, ist sie einem Andern bereits zugesagt. Unähnlich dem Werther und Ortis, faßt er jedoch den edeln Entschluß, die Ruhe dieser trefflichen Familie nicht zu stören, und entflieht. Ebenso wenig entschließt er sich zum Selbstmord, und diesen Zug seines Helden rechnen wir dem Verfasser als eine Wirkung seines ethischen Gefühls zu. Im Jahre 1819, kurz vor Ausbruch der neapolitanischen Revolution, zieht sich dann der Held in die Stille eines beschaulichen Lebens nach Genf zurück, wo er mit gebrochenem Herzen ins Grab sinkt. 5.

Das Buch der Erinnerungen. Von Eduard Mahir. Kempten, Dannheimer. 1830. 8. 20 Gr.

Diese gedruckten „Erinnerungen" wären besser im Gedächtniß oder wenigstens im Schreibpult des Verfs. verschlossen geblieben. Wir wissen in der That nicht, was wir daraus machen sollen. Einmal ist von Erinnerungen bei alle diesem Gedruckten nicht die Rede; eine Reihe von völlig faden und bedeutungslosen Erzählungen, ein Lustspiel, voll der größten Trivialität, und einige seinsollende Verse ohne alle Poesie bilden diese Sammlung, die weder irgend eine erkennbare Tendenz noch das gewöhnlichste stylistische Talent kundgibt und weder zur Belehrung noch zur Unterhaltung tauglich ist. Die Schreibart des Verfs. ist in Wahrheit das sonderbarste Gemisch von hochtrabenden Redensarten und Trivialitäten, das man sehen kann, und nur eben durch den oft genug lächerlichen Contrast unterhaltend, den diese Mischung darbietet. Wir können dem Verf. nicht ernst genug rathen, auf das eiligste eine Laufbahn zu verlassen, für die er nicht das kleinste Talent miterhalten hat und die ihn nur verirren muß. Es fehlt ihm an allem Bewußtsein von Dem, was Poesie ist; und wenn einige Phantasie in ihm ist, was wir nicht gänzlich ableugnen wollen, so ist diese doch so richtungslos und wird so wenig von Geschmack und Einsicht geleitet, daß es besser für ihn wäre, sie wäre gar nicht da. Unser Urtheil über Erstlingsarbeiten ist selten so hart wie dies, und es ist unsere Neigung, in jeder derselben gern aufzusuchen, was Hoffnung geben kann, diesen Punkt dann hervorzuheben und nach Kräften zu ermuntern und anzuleiten. Allein, hier treffen wir auf nichts als Verirrung, eingebildete Kraft und Geschmacksmangel. In gebundener wie in ungebundener Rede ist der Verf. gespreizt, zerfallend, ohne bestimmten und klar angeschauten Gedanken; dabei begnügt er sich nicht mit den gewöhnlichen Sprachformen unsers Idioms, sondern bildet neue, in denen er den Faden verliert, und, mit Einem Wort, er zeigt sich ebenso unkräftig als anspruchsvoll. Solche Verirrungen, bei Zeiten aufgedeckt, verpflichten zum Danke. Die Erfindungen in den Erzählungen: „Beglückte Liebe", „Liebe und Leben", „Briefe eines liebenden Mädchens" u. s. w., sind über alles Maß schwach und fade. Allein, der Verf. scheint etwas von Jean Paul gelesen zu haben, und bemüht sich, diesen Meister in Märchen („Dunkan") und empfindsamen Fragmenten („Schmerz und Erinnerung") nachzuahmen. Wir wollten, er hätte sich dabei der ersten Regeln eines logischen Styls erinnert. Ein einziges, ohne Auswahl citirtes Bruchstück mag für das sprachliche Unvermögen des Verfs. zeugen: „Doch, ich mochte nicht tanzen ohne Dich und versagte meine Hand, was mir manche Verdrießlichkeit zuzog. Vorzüglich meine Mutter war sehr erstaunt über meine Zurückgezogenheit und konnte sich kaum vor Verwunderung erholen (—), wie es käme, daß ich dem Tanz entsagte, dem ich von je so gern beigewohnt" u. s. w. Oder: „Dazu kam noch ein physischer Umstand, nämlich der überstandenen Schlaflosigkeit, welcher den Jüngling mehr als früher überwältigte. Endlich ist es allerdings ein kritisches Moment (!), nach zweimaligem Siege den dritten letzten Kampf noch zu bestehen, und nur mit Scheu tritt Der in die Schranken, der weiß, wie wendisch die Menge ist und gar leicht all des Vergangenen vergessen wird, so bald das Ende dem Beginnen ungleich". Doch genug! Aehnlich sind die Poesien, z. B. „Die Liebende":

Liebesbangen
Meiner Brust:
Hold Verlangen
Bittre Lust
Reine Liebe
Böse Welt
Die uns jede
Freud' zerschällt! (!)
Schmerzensthränen
Erster Lieb'
Und mein Auge
Naß und trüb!

Lauter Worte ohne verbindenden Sinn!

Der Verf., in einer verworrenen Stunde von der gefährlichen Lust, ein Schriftsteller zu sein, gekitzelt, eile doch ja, seine Studien mit der deutschen Syntax zu beginnen. 40.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1831.

Schriften und Karten über Algier.

Wird das alte Jomnium*) endlich, nach 1800 Jahren, ein Punkt in der Weltgeschichte werden? Diese Frage fiel uns ein, als wir den Bericht im „Moniteur" vom 16. November vor. J. lasen, in welchem gesagt wird: „Der Obergeneral (Clauzel) ist auch deswegen nach Afrika gesandt worden, damit er die Eroberung von Algier beendige und Frankreich alle Vortheile sichere, die es in dem Besitze dieser großen Colonie finden muß, welche Frankreich zu behalten entschlossen scheint". Seitdem haben Algiers kühne Eroberer den Bergwall des Atlas erstürmt und das alte Lamida (Medea) besetzt; der thrasonische Bei von Titery ist geschlagen und will sich unterwerfen. Was einst den Römern unter dem blödsinnigen Claudius gelungen war, als sie diesen Theil des alten Numidiens, unter dem Namen des östlichen Mauretaniens (Mauretania Caesariensis), in eine Provinz verwandelt hatten, das gelang dem Könige Karl X. durch seinen tapfern Bourmont am 5. Juli 1830; das vollendet gegenwärtig Ludwig Philipps I. Feldherr, der gefeierte Clauzel. Man denke über Bourmont, wie man will: das Schwerste, was Keiner vor ihm that, hat er, von dem wackern Duperré wirksam unterstützt, mit 32,000 Mann und 55 Mill. Francs Kostenaufwand, binnen 20 Tagen vollbracht. Jetzt kann er in Holyrood das bekannte sic vos non vobis etc. auf sich anwenden.**)

Dessenungeachtet ist das Schwerste noch zu thun übrig: die Civilisirung dieses Raubbienenstocks, der 300 Jahre hindurch der Macht von Europa, dem Völkerrechte und allen erlittenen Züchtigungen Hohn sprach, den Englands selbstsüchtige Politik duldete, den der aachner Congreß zu vernichten beschloß, den endlich das verrufene Ministerium Polignac's mit der Wurzel ausriß. Das Schwerste ist, sagen wir, zumal für Franzosen, ein so verwildertes Land zu civilisiren. Sie selbst bekennen es: uns fehlt zu solchen lang hin sich ziehenden Unternehmungen jene Beharrlichkeit, die alles Feindselige klug vermittelt, die alles Hemmende verständig beseitigt, die Muth und Einsicht mit Festigkeit und Geduld vereinigt. Der „Moniteur" glaubt jedoch, daß General Clauzel der Mann sei, das große Werk der Colonisation geschickt auszuführen. Was der französische Oberfeldherr seit dem 4. September, an welchem Tage Bourmont und Duperré Algier verließen, gethan hat, scheint diese Meinung zu bestätigen. Schon wird von ihm eine Musterwirthschaft errichtet, welche 1000 Hektaren Land anbauen und die wahren Grundsätze des Ackerbaues unter den Eingeborenen verbreiten soll.*) Zugleich gewöhnt er Araber, Juden und Kologhlis an eine gesetzlich geordnete Verwaltung und Rechtspflege, indem er sie selbst daran Theil nehmen läßt.**) So, hoffen wir, soll er auch den größern Sieg erkämpfen, den Sieg der Beharrlichkeit. Möchte doch der edle Menschenfreund, der Abbé von St.-Pierre, diese Zeit erlebt haben, welche seinen längstvergessenen Plan zur Vertilgung der afrikanischen Seeräuber, der mit in seiner Idee eines ewigen Friedens, vom Cardinal Dubois der Traum eines ehrlichen Mannes genannt, enthalten war, jetzt erst nach 100 Jahren zur Ausführung bringt! Auch er wollte diese Vertilgung durch Civilisation bewirken, und den von ihm dazu vorgeschlagenen Mitteln konnte man wenigstens die Ausführbarkeit nicht absprechen. Wie aber schon des guten Abbé Plan mit dem ewigen Frieden zusammenhing, so ist auch jetzt das junge Leben

*) Wir wissen wohl, daß D'Anville das alte berühmte Jol, Juba's Residenz und von ihm Caesarea genannt, für das heutige Algier hält; allein, Shaw hat ihn widerlegt; nach ihm lag hier das alte Icosium. Spätern Untersuchungen zufolge, wurde das heutige Algier von einem arabischen Fürsten, Jussuff Zeiri, um das J. 935 auf den Trümmern der alten römischen Municipalstadt Jomnium erbaut. Die Araber nannten die Bucht, später die Stadt, Al-gezair, d. i. die Inseln, auch Al-ghazzi, d. i. die Kriegerin.

**) Bourmont's Zug nach Algier hatte jedoch nicht den Beifall der liberalen Blätter. Diese verwarfen Alles, was von Polignac's Ministerium herkam. „C'est une croisade en Afrique", sagten sie, „qui doit délivrer en France le saint tombeau de l'ancien régime, tombé aux mains des infidèles".

*) Das Symbol von Afrika ist die Jungfrau mit den Kornähren in beiden Händen. Und dennoch liegen in der Regentschaft von Algier 3 Viertel der Ländereien wegen Mangel an Einwohnern unangebaut! Diese Barbaren verstehen nicht einmal die Kunst des Düngens, und gleichwol ernten sie nie unter 10- bis 12fach, zuweilen sogar 70- bis 80fältig!

**) Daß ein Theater in Algier eröffnet wird, und daß ein histor.-polit.-milit. Journal daselbst u. d. T. „L'estafette d'Alger" erscheint, wollen wir hier nicht mit anschlagen.

der algierischen Bildung an den Landfrieden von Europa gekettet. Denn, wenn der Triumph der belgischen Volkssouverainetät, welcher bereits tausend Ausschweifungen zur Welt gebracht und Tausende ins Elend gestürzt hat, um die utopischen Ideen einiger Ehrgeizigen mit Journalistenruhm zu krönen, Europa in Flammen setzen sollte, so wird dieser Brand zugleich die Keime der Civilisation von Afrika auf lange Zeit hinaus vernichten, damit aber auch eine Bürgschaft von Europas glücklicherer Zukunft zerstören. Wo öffnet sich nämlich für unsere überreiche Bevölkerung ein schönerer Wohnplatz, für unsern üppich wuchernden Gewerbfleiß ein reicherer Markt und für unsern Ueberfluß an Talenten und Kräften ein willkommner Kreis der Thätigkeit als in dem Atlaslande, dessen hülflose Natur nur auf Europas Schutz harrt, um Libyens Schätze unserm Fleiße zu spenden?

So viel, um zu beweisen, wie tief die Colonie Algier, als der Hebel von Afrikas Cultur, in die höhere europäische Politik eingreift, und mit wie großem Rechte dieser Punkt der Geschichte der Menschheit angehört. Darum war es natürlich, daß der französische Heereszug nach Afrika eine Menge von Schriften und Karten auf den Büchermarkt rief, von denen wir jetzt nur die wichtigern nennen wollen.

Noch ehe die Flotte in Toulon segelfertig war, zählte der pariser Buchhandel, im Mai 1830, 34 Schriften und Abhandlungen über Algier, ohne die sehr ausführlichen Zeitungsartikel, welche Beschreibungen vom Lande und den Einwohnern gaben. Unter jenen 34 Schriften haben einige politisch-militairischen, andere historisch-statistischen Werth; auch erschienen einige arabisch-französische Wörterbücher, deren Verf. aber freilich von unsers Freitag's „Lexicon arabico-latinum" *) keine Ahnung haben konnten, noch neben diesem Gelehrten genannt zu werden verdienen.

Ein Werk, das zu keiner Zeit seinen Werth verliert, des berühmten Reisenden Thomas Shaw „Travels or observations relating to several parts of Barbary and the Levant" **) wurde jetzt von Mac-Carthy unter dem Titel: „Voyage dans la régence d'Alger" (2 Bde.) übersetzt und, mit Zusätzen begleitet, neu herausgegeben. Doch hätten dabei Joh. Adolf Freihrn. von Rehbinder's treffliche „Nachrichten und Bemerkungen über den algierischen Staat" (3 Bde., Altona, 1798—800, mit Karten und Kupfern), welche viele Angaben Shaw's ergänzen und berichtigen, genau verglichen werden sollen. Auch erschien jetzt, zum ersten Male ins Französische übersetzt, des leipziger Professors Hebenstreit ***) Reise, die er 1731 fg. auf Befehl Augusts II., Königs von Polen, unternommen hatte, unter dem Titel: „Voyage à Alger, Tunis et Tripoli". Endlich erinnerte man sich eines andern ebenfalls sehr verdienstlichen Werkes: „Avanture e osservazioni sopra le coste di Barberia" von dem Toscaner Filippo Pananti (3 Bde., Mailand, 1817), das ins Englische und aus dem Engl. schon 1820 zu Paris ins Französische übersetzt worden war. Außerdem sind in mehren neuern geschichtlichen Schriften über Algier auch noch andere frühere Werke über diesen Raubstaat oft, ohne sie zu nennen, theilweise abgeschrieben worden, z. B. die von Laugier de Tassy mit treuer Unbefangenheit und rühmlichem Eifer verfaßte „Histoire du royaume d'Alger" (Amsterdam, 1725).

Unter jenen neuern Werken sind die vorzüglichsten: 1) die aus dem Englischen von X. Bianchi übers. „Esquisse de l'état d'Alger, considérés sous les rapports politiques, historiques et civils" (27 Bogen, mit einem Plane), von Will. Shaler, die zu Boston 1826 erschienen war. 2) 4 Auflagen erlebte binnen 4 Wochen, schon im Mai, Renaudot's „Tableau du royaume, de la ville d'Alger et de ses environs; état de son commerce, de ses forces de terre et de mer, description des moeurs et des usages du pays; précédés d'une instruction historique sur les différentes expéditions d'Alger" (seit Karl V. bis auf die des Lord Exmouth), mit Kupf. und Karten. Der Verf., ein ehemaliger Gardeoffizier des franzöf. Consuls zu Algier, hat seine Beobachtungen und eingesammelten Nachrichten gut zusammengestellt und lebhaft vorgetragen. Wir haben von dieser sehr gelungenen Schilderung 3 deutsche Bearbeitungen erhalten, welche dem Leser eine ausreichende Belehrung über den vielbesprochenen Gegenstand darbieten:

a) Algier. Gemälde von dem Königreiche, der Stadt Algier und ihren Umgebungen. Von Renaudot. A. d. Franz. von (dem durch mehre gelungene Uebertragungen schon bekannten) Friedrich Schott. Nebst einer Karte und Ansicht von Algier (einer Inschrifttafel) und den Trachten seiner Bewohner (mit 6 Kupfertafeln). Leipzig, Lehnhold. 1830. 8. 1 Thlr.
b) Algier. Eine Beschreibung des Königreichs und der Stadt Algier und ihrer Umgebungen rc., nebst einer Schilderung der Sitten und Gebräuche des Landes und einer historischen Einleitung rc. Von Renaudot. Aus d. Franz. übers. v. Ph. v. M. Stuttgart, Schweizerbart. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. (Mit einer Karte, einer Ansicht der Stadt, einer latein. Inschrift und Abbildung der Trachten.)
c) Algier. Gemälde des Staats und der Stadt Algier rc. Nach Renaudot. Mit einem Plan, einer Ansicht und einer Karte der Stadt und der Umgegend. Leipzig, Köhler. 1830. 8. 12 Gr.

Der Uebersetzer hat das Original zusammengedrängt, aber nichts Wesentliches weggelassen. Die Abbildung der Trachten und die Inschrifttafel fehlen; dagegen ist ein

*) Halle bei Schwetschke. 1830. Gr. 4.

**) Oxford, 1738, Fol. Supplem. 1746 Fol. 2. Ausg. Lond., 1757, 2 Bde., 4. Deutsch, Leipzig, 1765, 4., mit Kpfrn. Shaw (gest. 1751) hielt sich viele Jahre in Algier als Kaplan der englischen Factorei auf. Er hat die natürliche Beschaffenheit des Landes sorgfältig untersucht und die Erinnerungszeichen an die ältern Zeiten mit Einsicht aufgesucht und gedeutet.

***) Joh. Ernst. Hebenstreit starb 1757 als Professor der Medizin in Leipzig. Sein Reisebericht steht in Bernouilli's „Sammlung kleiner Reisen".

Plan von Algier beigefügt, den die erste und zweite Uebersetzung nicht haben.

3) Statistisch-militairische Wichtigkeit hat der „Aperçu historique, statistique et topographique, sur l'état d'Alger, à l'usage de l'armée expéditionnaire d'Afrique avec carte, plans, vues et costumes, rédigé au Dépôt général de la guerre". Dritte Ausg., mit einem Atlas. Diese Schrift ist ein Beweis, daß die Regierung das Heer von Afrika nicht als ein blindes Werkzeug des Gehorsams betrachtete, sondern den Muth desselben durch die Idee und die Kenntniß der Sache aufzuklären und dadurch für den Erfolg zu begeistern wußte. Auf die Belehrung des französischen Kriegers war auch der „Guide des Français à Alger", im Auszuge aus Alex. Laborde's Werke von 2 Arabern bearbeitet, berechnet; ähnlicher itinéraires nicht zu gedenken. So war in jeder Hinsicht die große, bereits in mehr als einer französischen Ode besungene Unternehmung zweckmäßig vorbereitet worden. Hoffentlich werden auch die guten Beobachtungen und die zum Theil sehr gegründeten Bemerkungen, welche Maurice Allard in seinen vor wenigen Wochen zu Paris erschienenen „Considérations sur la difficulté de coloniser la régence d'Alger" mitgetheilt hat, von der Regierung beachtet werden; weniger vielleicht die kleine Schrift des Hrn. Babron: „Il faut garder Alger, l'honneur français l'ordonne", welche die alliance entre la Russie et la France — désirable findet.

Unter der Unzahl kleiner Schriften, die zum Theil in die Classe der catch-penny gehören, führen wir nur einige an, welche sich durch geschickte Auswahl und Behandlung des Stoffes den Weg ins Publicum gebahnt haben: „Alger, tel qu'il est etc.", von D. G. Trapani, m. Kpf., Paris im Juni 1830, und die zu Madrid herausgegeb. „Noticia historica del reino e de la ciudad de Argel", mit einer Karte und einer Ansicht der Stadt, des Hafens und der Umgegend. Besonderes Interesse hatte die Erinnerung an Lord Exmouth's Unternehmung im Aug. 1816, die man aber nur als eine Palliativcur jener Eiterbeule des Völkerverkehrs ansehen konnte; darum erlebte die „Histoire d'Alger et du bombardement de cette ville en 1816" (mit einer Karte und der Ansicht von Algier) in Kurzem mehre Auflagen.

Auch haben sich verschiedene Zeitschriften mit diesem Gegenstande des Tages und — des Jahrhunderts beschäftigt. So würdigte Berghaus in seinen „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" die „Description historique, géographique et politique de la régence d'Alger" (Paris, 12. Apr. 1830) eines Auszugs. Im 6. Heft des „Bibliomappe annuel", eine geographisch-statistische Zeitschrift, welche das Bureau central de géographie zu Paris herausgibt, theilte Hr. Vivien seine „Description géographique et historique de l'état d'Alger" mit, nebst einem beurtheilenden Verzeichnisse der über Algier erschienenen Schriften, einer Karte, einer topographischen Skizze der Umgebungen und einer Ansicht der Küstenlage Frankreichs und Algiers. Auch die „Antologia" (Giornale di scienze, lettere e arti) zu Florenz gab schon im Aprilhefte f. 1830 eine ausführliche geograph.-statistische Abhandlung über die Regentschaft von Algier.

Unter den Schriften, welche bis jetzt den ersten Erfolg und den bisherigen Fortgang des afrikanischen Heerzuges erzählt haben, sind uns 2 bekannt geworden: „Relation complète de la conquète d'Alger" von Perrot, mit einer schönen Karte (Paris im Sept. 1830), die nicht blos Zeitungsberichte, sondern auch eine Menge unbekannter Angaben enthält. Die schon im August erschienene „Histoire résumée de la guerre d'Alger, d'après plusieurs témoins oculaires, avec un portrait du Dey" gibt, außer dem Bekannten, einige flüchtige biographische Nachrichten von den handelnden Personen: Bourmont, Duperré u. A. Genauere Nachweisungen über die Geschäftsleitung dieses merkwürdigen Kriegszuges findet man in dem vor wenig Wochen herausgegebenen „Précis historique et administratif de la campagne d'Afrique" (mit 6 Kpfn.) vom Baron Denniée, Oberintendant des Expeditionsheeres.

Außer den bei den genannten Schriften befindlichen Karten und Ansichten, sind in Paris noch besonders erschienen wenigstens ein Dutzend verschiedene Küsten- und Landkarten von Algier und 4 topographische Plane. Unter diesen umfaßt das „Théatre de la guerre en Afrique" von Frémin fast das ganze Becken des mittelländischen Meeres. Aus den vom Obersten Boutin im Lande selbst angestellten geographischen Forschungen entstand die gute Karte von Berthe, welche Algier, Tunis und Tripolis enthält. Auch Barbié du Boccage's „Vue et plan de la ville d'Alger avec un texte explicatif" ist ein vorzügliches Blatt auf Steindruck. Ein anderes Blatt von Bonne, durchgesehen von Hérisson: „Baie d'Alger, plan topographique d'Alger pour servir aux opérations de 1830" enthält, außer Algier, noch Fez, Tunis und Tripolis. Ein ebenso methodisch als geschmackvoll geordnetes Ganzes ist das große, in Cotta's literarisch-artistischer und geographischer Anstalt, unter Leitung von C. H. Michaelis bearbeitetes Blatt: „Algier und das Mittelmeer". Auf 26 par. Zoll Länge und 19 par. Zoll Breite übersieht man alle Küsten des Mittelmeeres und einen Theil des schwarzen Meeres. Am Rande findet man das alphabetische Ortsverzeichniß von Algier und Tunis; in besondern Feldern aber, welche die Specialkarte von Algier und Tunis einschließen, die Rhede, die Ansicht, den Plan und die Umgebung von Algier. Dieses schöne, überaus lehrreiche Blatt ist von Pobuda in Stein gestochen und unter Selb's Leitung gedruckt. Es macht der Anstalt Ehre und darf in keiner Kartensammlung fehlen. 22.

Reimchronik des Appenzellerkrieges. Von einem Augenzeugen verfaßt und bis 1405 fortgesetzt. Herausgegeben von J. v. Arx. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Irren wir nicht, so ist diese Chronik schon im J. 1826 in St.-Gallen, obwol in anderm Verlag, erschienen und jetzt nur mit einem neuen Titelblatte versehen worden. Wie dem auch sei, der vielverdiente Hr. v. Arx hat sich durch die Herausgabe

derselben die Forscher deutscher Sprache und Geschichte zu neuem Danke verpflichtet. Seitdem man erkannt hat, daß der Zweck der Geschichte nicht blos ist, Geschehenes zu erforschen und zu erzählen, sondern auch von den Zuständen früherer Zeiten ein treues und lebendiges Bild darzustellen, seitdem ist auch den Reimchronriken des Mittelalters eine größere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Denn freilich, wer aus solchen Reimchroniken nur neue Thatsachen zu lernen hofft, der wird sich häufig getäuscht finden, indem die erzählten Begebenheiten nicht selten anderweitig bekannt sind. Aber indem sie die Umrisse der Geschichte mit Farben füllen, verschaffen sie eine lebendige Anschauung, und was alle gleichzeitigen Erzählungen gewähren, neben dem Berichte von den Begebenheiten zugleich ein Zeugniß gleichzeitigen Urtheils, die Ereignisse und ein Gemüth, in dem sie sich abspiegeln; das ist in den bessern Reimchroniken, welche Mitlebende von denkwürdigen Geschichten verfaßt haben, oft in noch höherm Grade zu finden, da schon die äußere Form bewegbarer Darstellung sich auffodernd darbot, wenn erlebtes Wohl und Weh das Gemüth erregte. Kein Verständiger wird zu diesen Reimchroniken mit Anfoderungen treten, die er sich nach der Einfalt und Würde und Unabsichtlichkeit des volksthümlichen Epos oder nach der Abrundung, Feinheit und Planmäßigkeit der Kunstpoesie gebildet hat; aber schon in der Existenz der Reimchroniken liegt Poesie genug.

Der Appenzellerkrieg, den die vorliegende Chronik erzählt, wird von Joh. Müller im 7. Capitel des 2. Buchs beschrieben. Neue Aufschlüsse über den Ursprung des Kriegs und eine lebendige Ausführlichkeit, die überall des Erzählers eigne Anschauung bezeugt, geben dieser Chronik eine bedeutende historische Wichtigkeit, zumal da überall lautere Wahrhaftigkeit unverkennbar ist. Der Verf. ist unbekannt, doch schließt der Herausgeber aus einzelnen Spuren, die sich in dem Gedichte finden (wie es scheint mit Recht), daß er adeligen Geschlechts und wohnhaft in St.-Gallen war. Weniger stimmen wir dem Urtheile des Herausgebers über die Sprache bei. Denn wenn Hr. v. Arx dieselbe „ein Gemengsel aus älterer und neuerer Zeit und verschiedenen Mundarten" nennt und, um dies zu beweisen, eine Anzahl Wörter und Wortformen anführt, die schon in frühern Jahrhunderten vorkommen, so ist hiermit gar nichts erwiesen, zumal da er seltsamerweise Formen wie han, lan, schlan, stan vorbringt, die sich nicht nur in weit spätern Schriften, sondern auch noch jetzt in Volksmundarten statt der in heutiger Schrift üblichen: haben, lassen, schlagen, stehen, finden. Ebenso wenig sind die übrigen Beispiele, die er anführt, in dem Zeitalter dieser Chronik unerhört. Ueberhaupt liegt jenem Urtheile eine falsche Ansicht zum Grunde. Von der heutzutage nicht seltenen Geschmacklosigkeit, die mitten in die alltäglichste Rede absichtlich alterthümliche und verschollene Wörter mengt und so ein unerträgliches Gemisch hervorbringt. aus jenen frühern Jahrhunderten Beispiele beizubringen, dürfte schwer fallen. Einzelne alte Wörter und Formen, die anderswo überraschen, denn in der vorliegenden Chronik fällt kaum etwas dergleichen auf, erklären sich, wenn wir bedenken, daß im Munde des Volks manches in der Schriftsprache längst abgedorrte Wort fortlebt. Nicht weniger hätte dem unbestimmten Urtheile über den Dialekt eine tiefere Untersuchung vorangehen sollen. Gerade manches Auffällige konnte zu Bereicherungen der schweizerischen Dialektologie anreizen, die bis jetzt mehr aus dem Flusse lebendiger Mundarten als aus der Quelle alter Schriften erläutert ist. Auch in den Anmerkungen vermissen wir eine tiefere Kenntniß der Sprache, und Irrthümer sind nicht ausgeblieben. Z. B. S. 20: „Luni von Watt hub uff und redt an, er sprach" rc., ist erklärt: „hob auf die Hand". Vielmehr ist es unser heutiges hob an, fing an zu sprechen. S. z. B. „Diutiska", 3, 12. Beweise zu häufen ist unnöthig. Ueberhaupt ermangeln die Anmerkungen hier und da grammatischer Genauigkeit. Doch ist Fleiß unverkennbar und der Fehler sind im Ganzen wenige. Die geschichtlichen Andeutungen hat der Herausgeber aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse erläutert. Das Ganze hat er in 17 Abschnitte getheilt, deren jeden er mit einer Inhaltsanzeige versehen. Auch hierdurch hat er das Verständniß erleichtert und sich den Dank der Leser verdient. 153.

N o t i z.

Cuba und dessen Handel.

Aus Europa und den Vereinigten Staaten werden daselbst fast für 100 Millionen Francs Producte eingeführt. Die Ausfuhr von Producten betrug 1828 zwischen 65 und 66 Mill. Spanien führt ungefähr den dritten Theil der angegebenen Summe ein und den vierten aus; doch hat in den letzten Jahren dies abgenommen und der Verkehr mit Nordamerika ist dafür größer geworden. Die Hansestädte führen dort ebenso viel ein als England; ihre Aufkäufe sind bedeutender als die der Engländer. Frankreich führt fast ebenso viel nach Cuba als England oder die Hansestädte; die Rückfrachten der französischen Schiffe sind dagegen bei weitem geringer. Von den übrigen europäischen Ländern ist der Handel nach Cuba nur gering; doch hat sich in neuerer Zeit die Verbindung mit Rußland sehr gehoben. Bei genauerer Betrachtung der eingeführten Artikel findet man, daß Europa und die Vereinigten Staaten an Mehl nur für ungefähr 5000 Menschen einführen, also für etwa den 137. Theil der Bevölkerung der Insel. Dagegen ist in Cuba die Einfuhr des Reises größer als auf irgend einer andern amerikanischen Insel der heißen Zone. Der Weinverbrauch ist sehr stark; man kann annehmen, daß jährlich 12—13 Mill. Flaschen eingeführt werden. Ebenso groß ist der Verbrauch von Oel, Butter u. s. w. Im Ganzen der Einfuhr betragen die zur Nahrung bestimmten Gegenstände ungefähr den sechsten Theil des Ganzen, die Baumwollengewebe den vierten Theil, Seidenzeuche den zehnten Theil, Wollen- und Lederwaaren, jedes den funfzehnten Theil. 1828 führte Cuba 68,400 Barriquen Zucker und 23 Mill. Kilogr. Kaffee aus. Baumwolle wird nur theilweise auf Cuba gebaut, Taback aber desto mehr. Einen reichen Ausfuhrartikel gibt der Honig und das Wachs. Jährlich laufen zwischen 18—1900 Schiffe ein, mit einer Tonnenlast von ungefähr 277,000 Tonnen. Die Vereinigten Staaten liefern hierzu $\frac{2}{3}$, Spanien $\frac{1}{10}$, England $\frac{1}{6}$, Frankreich $\frac{1}{20}$, Dänemark und die Niederlande $\frac{1}{25}$. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 21. — 21. Januar 1831.

Antwerpen.

Als ich im Jahre 1828 ein paar schöne Herbsttage in Antwerpen verlief, wollte ich mir keinen Augenblick zum Schreiben erlauben, um keinen Augenblick der Anschauung zu verlieren. Ich vertraute meiner Vorliebe für diese Stadt, die, geschichtlich entstanden, durch wiederholte Anwesenheit sich stets gesteigert hatte, daß mein Gedächtniß mir Alles treu bewahren werde; auch ist mir die Erinnerung so gegenwärtig geblieben wie von den Wohnplätzen und Ereignissen erster Jugend. Warum störte mich in der aufblühenden Stadt eine ahnende Besorgniß, daß es die letzten Augenblicke wären, die ich mit einer Scheidenden vor ihrem Untergange zubrächte? Alle Kräfte schienen damals nur auf das Schaffen, auf das Verherrlichen gerichtet, und die innere Zerrissenheit der belgischen Völkerschaften, die in Brüssel sich schon deutlich aussprach, wo die wallonische Race mit ihrem Leichtsinn, ihrer Nachahmerei und Streitlust sich mit dem flämischen Ernst und Eifer seltsam gepaart hat, erschien hier nur noch wie ein belustigendes Zeitungsgefecht, das aber die hiesigen flämischgeschriebenen Zeitungen nur selten mitzuführen sich veranlaßt fühlten. Obgleich sich auch hier einiger Hochmuth gegen die Holländer äußerte, weil die Antwerpner sich einbildeten, ihren Handel künftig ganz ansichzubringen, wie sie denn wirklich den Städten Amsterdam und Rotterdam schon manchen Abbruch gethan hatten, so war doch wiederum eine große Ergebenheit gegen die Handelsklugheit der Holländer damit verbunden; in Amsterdam blieb doch immer der Sitz der Handelsseele. Der Vortheil Antwerpens lag aber insbesondere in der Begünstigung der niederländischen Fabriken beim Colonialabsatz; da nun diese meist erst durch die Verbindung mit Holland entstandenen und vergrößerten Fabriken großentheils in Belgien lagen, so war Antwerpen der Rückbefrachtung näher als jene holländischen Städte und dem Rheinhandel auch nicht entfernter. Ich sah das erste Güterdampfschiff von Antwerpen nach Köln abgehen, bis dahin hatten sie sich der rotterdamer Dampfschiffe dazu bedient; so brachte jedes Jahr neuen Zuwachs, neue Verbindungen, wozu, nach der Ansicht eines antwerpner Kaufmanns, allerdings beitragen mochte, daß alle Einrichtungen hier neu, also keine der übeln, kostspieligen Gewohnheiten sich vorfanden, welche in den holländischen Städten zu einer Art Handelsrecht geworden, wo jede Bemühung bei Speditionen hoch angerechnet wird. Dieser wohlfeilere Verkehr hatte denn auch so viele deutsche Kaufleute mit Aufträgen oder zum Lernen der Handlung hier versammelt, daß die Börse Deutsch zu reden schien, als ich nach erlegtem Eintrittsgelde mich geschäftslos unter den Geschäftigen umhertrieb. Diese Börse, ein prachtvolles Denkmal der ersten glänzenden Zeit Antwerpens, erbaut im Jahre 1531, von 180 Fuß Länge, bei 140 Fuß Breite, von 44 Säulen umgeben, ist dennoch dem jetzigen Handel zu enge geworden, sodaß man durch diese kleine Abgabe dem Andrange der Neugierigen wehren mußte. Zur Zeit Napoleons, als ich das erste Mal hier war, brauchte kein Eintrittsgeld gegeben zu werden, kein Handelsschiff konnte wegen der Engländer einlaufen, die Börse war leer, nur die Kriegsschiffbauten beschäftigten die ärmern Classen und einige Lieferanten. Dennoch trifft man gar nicht selten auf Leute, die jene Zeit rühmen und der holländischen Regierung einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihre Kriegsschiffe, ihre Schiffswerfte nicht dorthin legte. Die Habsucht der Flamländer möchte Alles ansichreißen; sie bedenken nicht, daß diese Schiffswerfte im Texel unzerstört übergeben wurden, daß aber denen in Antwerpen noch gar viel überhaupt fehlte, viel durch die englische Besatzung zerstört wurde. Uebrigens hatten die Kriegsschiffe in dem auf Napoleons Befehl gegrabenen Becken nicht mehr Platz, es ist von Kauffahrern eingenommen, obgleich auch die ältern Canäle, welche die Schiffe zu den Magazinen führen, mit Schiffen besetzt sind. In der Mitte jenes ausgegrabenen Beckens liegt das alte, 1568 erbaute hanseatische Haus, ein prachtvolles Magazin, Viereck, jede Seite von 230 Fuß, das ein langewährender Prozeß den Hansestädten zurückgegeben hat. Auf der einen Seite ist das prachtvollste Kaffeehaus, in einem Halbrund errichtet, in dessen Kreise, nach niederländischer guter Stadtsitte, Stühle und Tische vor der Thüre im Freien stehen, um mitten in der Stadt der Luft und der regsamen Umgebung sich zu erfreuen. Auf der andern Seite ragen hohe Vorrathshäuser aller Art empor, die ausgeschiffte Waaren aufnehmen. Alle Nationen kann man hier frühstücken sehen und in ihren hölzernen schwimmenden Häusern belauschen; es gibt keine

angenehmere Befriedigung der Reiselust. Die breiten, wohlgepflasterten Ufer gewähren hinlänglich Raum; da ist kein Drängen und Stoßen wie in andern Seestädten, kein Schmuz, denn aller Abgang ist ein Reichthum für den fleißigen Ackerbauer der Umgegend, ja, ein Dampfbagger ist stets beschäftigt, was durch Regen oder Zufälligkeit an Moder im Becken gesammelt worden, als reichen Düngestoff fortzuschaffen. Eine Schleuse verschließt das Becken, sie wird zur Ebbezeit geschlossen, damit die Schiffe auf dem Wasser ungestört bleiben, während sie in den andern Canälen, seltsam schief gebeugt, halb im Sande, halb im Wasser liegen, wodurch das Laden gehindert wird. Die Schelde hat meist sehr hohe Flut bei Antwerpen, gewöhnlich über 11 Fuß Wasserunterschied. Auch diese Abwechselung belebt den prachtvollen Strand, eigentlich wol das Herrlichste, was die Stadt aufzuweisen hat; er ist in seiner jetzigen Breite mit Bäumen besetzt, von den schönsten neuen Häusern begrenzt, ein Werk der neuesten Zeit, in Hinsicht der Häuserbauten noch nicht vollendet, wo noch jetzt die größte Thätigkeit waltet. Dies Jetzt bezieht sich freilich auf jene ruhige Friedenszeit, die ich da verlebte, denn wenn ich die Zeitungsberichte verstanden habe, so sind diese neuen Häuser, wo die Belgier ihre Kanonen gegen die Schiffe der Holländer aufgestellt hatten, von diesen meist zertrümmert und in Schutthaufen verwandelt worden. Unter den Bäumen dieses Strandes sammelten sich bei der Rückkehr der Flut eifrige Speculanten und müßige Neugierige, die ankommenden Schiffe aus der Ferne zu errathen, dann mit ihnen Verkehr anzuknüpfen; es machte den Eindruck, als ob da Glücksloose für Jedermann gezogen würden; arme Fischer senkten ihre Netze zum Krabbenfang, Jäger schlichen über die grünen Wiesen der Gegenküste, den Schwärmen von Wasservögeln beizukommen, während das Dampfschiff, welches blos dazu gebaut ist, beide Ufer der Schelde zu verbinden, und regelmäßig abfährt, wie ein höheres Wesen des irdischen Wechsels von Flut und Ebbe nicht achtet, ein unwandelbares Gesetz auszusprechen scheint, was die beiden Ufer ausgleicht. Wirklich kommt ein Reichthum von Früchten des Landbaues aus jener grünen Fläche nach der Stadt und wird gegen die Früchte des Welthandels umgesetzt. Nur wenige Häuser, meist Gasthäuser, dienen dort im umwallten Brückenkopfe, dem Kopf von Flandern, wohin das Dampfboot für eine Kleinigkeit bringt, den Ueberfahrenden; doch gehen täglich mehre Eilwagen von dort ins Land. Wahrscheinlich ist dieser Kopf von Flandern und ein kleines kasemattirtes Werk, welches jenseits in den Wiesen liegt, von den Holländern unter Chassé besetzt geblieben, wodurch sie die freie Verbindung mit der Umgegend möglich machen, auch ihre Schiffe gegen kreuzendes Feuer sichern.

Die Befestigung des Ortes erregt von hier aus sowol wie von der Spitze des Thurms die Aufmerksamkeit auch in geschichtlicher Berücksichtigung. Die alte berühmte Belagerung möchte sich nur schwer deutlich machen lassen; es hat sich so viel seitdem in der Stadt verändert, obgleich noch so bedeutende Bauwerke alter Zeit vorhanden sind. Das Ausgraben des Beckens hat die Befestigungen nach jener Seite ganz hinausgerückt; neuere Werke sind hinzugekommen, die Niederung nach mehren Seiten gibt Haltbarkeit. Nur die Citadelle scheint noch unverändert, wie sie Alba erbaute, hauptsächlich um der kühnen, reichen Stadt versichert zu sein, ein Fünfeck mit 5 Bollwerken, nur mit Einem Thore versehen. Der Wallumkreis beträgt oben 2500 Fuß. Von der Stadt ist sie durch eine weite Fläche getheilt, wo Kinder spielten und Soldaten eingeübt wurden. Die Schweizer, tüchtige Männer reifen Alters, lachten des Ungeschicks der jungen Niederländer; sie wußten, daß sie entlassen werden sollten, und es kam ihnen seltsam vor, daß diese ihre Stelle einnehmen könnten. Ein Offizier meinte, daß, außer den Wallonen, die Niederländer etwas zu schwerfällig für den jetzigen Militairdienst wären; die Entlassung der Schweizer wollte er nicht loben, sie wären zuverlässig, wenngleich ihre Offiziere in Hinsicht militairischer Kenntnisse meist den Niederländern nachständen, die jetzt aus recht guten Bildungsanstalten hervorgingen. Ersparniß, sagte er, sei der Hauptgrund dieser Entlassung, denn jener bedenkliche Widerwille gegen die Schweizerregimenter in Frankreich finde sich nicht in den Niederlanden; die gegenseitige Eifersucht zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen sei wenigstens viel lebhafter und würde bei Unruhen manches Unternehmen hemmen. Uebrigens hoffe man, meinte er, daß die meisten Schweizer nach verzehrter Löhnung in niederländische Regimenter eintreten würden und auf diesem Wege dem Dienste wiedergewonnen werden könnten. Wenn wir jetzt in den brüsseler Zeitungen lesen, daß sich dort Schweizer anwerben lassen, so sind es wahrscheinlich Soldaten aus diesen Schweizerregimentern, die bei der Trennung der Armee dort lieber Dienste nehmen als unter den Holländern. In dieser Citadelle stand die Statue Alba's in Bronze, wie er ein doppelköpfiges Ungeheuer zertritt; sie wurde gar übel gemishandelt, als die Stadt in die Hände seiner Gegner gefallen war, und im Jahre 1635 zu einem Christusbilde umgegossen von Göthals, welches das Hauptthor der herrlichen Frauenkirche zierte, von den Jakobinern im J. 1797 heruntergestürzt, aber vor einigen Jahren wieder aufgerichtet wurde. Wie der Boden der Stadt Paris durch die unglaubliche Menge der abenteuerlichsten Thierversteinerungen einer Vorwelt bezeichnet ist, von der wir weiter nichts wissen, so ruht die abgehauene Hand der Riesenzeit, welche durch die Worte Hand und Werfen den Namen Antwerpen gegeben haben soll, noch immer blutig an diesem reichen Ufer; besonders hat aber seit der Zeit der Religionskriege die blutige Kriegshand sich in diesem Orte sichtbar gemacht. Außer der Bilderstürmerei, im J. 1566, wütheten darin im J. 1576 die spanischen Soldaten, denen der Sold nicht bezahlt worden, und mit gleichem Eifer die spanische Garnison, welche aus der Citadelle einen Ausfall machte. Mehr als 600 Häuser wurden zerstört, über 10,000 Einwohner getödtet; die Plünderung dauerte 3 Tage. Diesem Unglück folgte die Belagerung im J. 1585, welche ein volles Jahr dauerte, durch Schiller's lebendige Beschreibung wohlbekannt. Gegen diese Schrecknisse stehen

die spätern Belagerungen und selbst die letzten Ereignisse des vor. Jahres zurück. Das verbrannte Arsenal und die Zollniederlage waren keine ausgezeichneten Gebäude, obgleich von großem Umfange. Die zerstörten Wohnhäuser waren zierlich, aber ohne alle eigenthümliche Kunst, wie denn in den Niederlanden bei so vielen neuen Bauten sich doch nirgends ein eigenthümlicher Geist wie in alter Zeit entwickelt hat, sodaß auch hier wie im politischen Treiben im bloßes Nachbilden parisischer Muster vorherrscht. Unter so vielen neuen Gebäuden in Antwerpen und Brüssel sah ich keins, wo die nahverwandte Kunst des Bildhauers in Anspruch genommen worden; ungeachtet so vieler neuen Theater sah ich keins, was sich nur entfernt mit dem neuen Theater in Aachen vergleichen konnte, alle litten am Mangel guter Verhältnisse, an einer eigenthümlichen Schwere und Zierdelosigkeit. Das mag in etwas trösten über den Untergang so vieler neuen Gebäude, besonders wenn wir vernehmen, daß das Hauptgebäude der Stadt, die Frauenkirche, in Gefahr war, aber glücklich gerettet wurde von der Wirkung der einfallenden Bomben. Mag auch der Thurm dem strasburger Münster an Schönheit nachstehen, die Kirche übertrifft in ihrer Vollendung alle andere, die mir vorgekommen sind und soweit mir deren Eindruck gegenwärtig geblieben ist. Sie ist über 500 Fuß lang, 230 Fuß breit und 360 Fuß hoch, 125 der herrlichsten Säulen tragen 230 Gewölbebogen. Vor der Zerstörung durch die Revolutionsmänner im J. 1797 waren 32 Altäre darin aufgerichtet; doch möchte wol die jetzige größere Einfachheit einen freiern Ueberblick ihrer schönen Verhältnisse gestatten, wozu noch kommt, daß die Zahl prachtvoller Bilder, welche jetzt an den geeignetsten Stellen aufgehängt sind, ohne einen Verbau von Altären (früher ein Eigenthum anderer Kirchen, dann nach Paris von den Franzosen zusammengeschleppt, durch die Verbündeten endlich 1815 wieder befreit und zurückgegeben), einen Eindruck von Kunstreichthum geben, wie ich ihn in keiner Kirche empfunden. Zwei der prachtvollsten Bilder von Rubens, unter denen die Kreuzabnahme mit den schönen Seitenflügeln, sind da wie bloße Seitenornamente der Mauer im herrlichsten Lichte aufgehängt; man würde sich nicht wundern, wenn der Boden sich mit Goldstücken gepflastert fände. Die Herstellung oder vielmehr die Erneuerung des Hauptaltars, worin die Himmelfahrt der Maria, von Rubens, als Hauptbild erscheint, hat mit den kolossalen Marmorarbeiten über 100,000 Gulden gekostet und ist allerdings, wenn auch nicht passend zu dem gothischen Kirchenstyle, doch an sich ein herrliches Werk; prachtvoll sind die bunten Marmorsäulen. Die Dreieinigkeit als Krönung oben in weißem Marmor ist von großer Wirkung. Nur das Innere des mailänder Doms möchte sich der antwerpner Kathedrale vergleichen lassen. Wenn ich mich so lange dabei verweilte, ungeachtet dieser Bau des Meisters J. Appelmans oft genug beschrieben, so geschah es nur, um anzudeuten, wie viel in neuester holländischer Zeit für ihn geschehen, denn, außer jenen Ausstellungen von Bildern und Altären, außer der Besserung des Innern, wurde auch der Thurm mit großen Kosten aus längerer Vernachlässigung hergestellt, sowie denn auch die andern Kirchen ausgebessert wurden. Ein eigenthümlicher Reichthum dieser Kirchen sind die Gräber und Grabkapellen. Vor allen ist die der Familie Rubens in der St.-Jakobskirche durch eins seiner herrlichsten Werke ausgezeichnet, auf welchem er selbst als heiliger Georg mit seinen beiden Frauen erscheint: ein Bildnißwerk, das für sein Meisterstück gelten kann. Der Grabstein des Quintin Messis an der Außenseite des Frauenthurms, nahe dem eisernen Brunnen, den er entweder in früherer Handwerksbestimmung, vielleicht auch später zur Erinnerung an jene frühere Beschäftigung gearbeitet haben soll, führt mich in das reiche, auch erst in holländischer Zeit eingerichtete Museum der ehemaligen Barfüßerkirche, wo sein Meisterwerk, die Abnahme vom Kreuze, in der Mitte, auf dem einen Flügel Herodias, auf dem andern der heilige Johannes im siedenden Oele mit einer so eigenthümlichen Art sich darstellt, daß dies Bild fast für alle andere abtödtet. Dennoch findet sich hier eine sehr reiche Sammlung zur Kenntniß antwerpner Maler, deren Akademie wol die älteste jenseits der Alpen sein mag. Hier wird auch der Stuhl bewahrt, den Rubens in dieser Malerakademie besessen hat. Doch lernen wir ihn besser in seinem Hause kennen, das sein reiches, behagliches Leben mehr charakterisirt als seine Malerstube in einem andern Häuschen, wo jetzt Bier und Branntwein geschenkt werden, wo, außer einem seltsamen Kamin, nichts Seltsames zu sehen, als daß man die Ueberzeugung gewinnt, er habe hier nur kleinere Bilder malen können. Wahrscheinlich war hier nur seine Schule, nicht seine eigne Werkstatt. Hier konnten seine Schüler mit schmuzigen Schuhen eingehen, konnten es sich bequem machen; man muß nicht vergessen, daß er nicht blos Maler, sondern auch zuweilen Staatsmann war.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere Uebersetzungen des Decameron.

Das „Decameron" des Boccaccio ward (nach Bouterwek in dessen „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit", Th. IX, S. 197) schon im 15. Jahrhundert verdeutscht und bis zum Jahre 1519 3 Mal gedruckt; und die Vorliebe der Deutschen für dieses Buch, welche daraus hervorgeht, scheint in unsern Tagen, die dem Uebersetzen besonders hold sind, eher zu- als abgenommen zu haben. In dem noch nicht verflossenen Drittel dieses Jahrhunderts sind wenigstens 4 Uebersetzungen, welche mir vorliegen, erschienen, nämlich die erste von Soltau, im Anfang desselben, eine zweite in München 1827, eine dritte zu gleicher Zeit in Quedlinburg von J. D. H. Schaum, und endlich eine vierte von diesem Jahre in Leipzig bei Brockhaus, deren erstere kleinere Hälfte Professor Karl Witte zum Verfasser hat. *) Die von Soltau zeugt von vielem Fleiß und guter Kenntniß der Urschrift, aber er hat den schönen Periodenbau nicht selten aufgelöst und auf Wohlklang wenig Rücksicht genommen, der Ausdruck streift bisweilen an das Platte und Gemeine, und die Behandlung ist hin und wieder so frei, daß die

*) Das Decameron. Von Giovanni Boccaccio. Aus dem Italienischen übersetzt. Mit einer Einleitung. 3 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1830. 12. 2 Thlr. Bildet den 20. bis 22. Band der „Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes", die in derselben Verlagshandlung erscheint. D. Red.

Uebersetzung fast zur willkürlichen Umbildung wird. In dem letztern Punkt übertrifft ihn die münchner aber bei weitem. Die von Schaum charakterisirt Witte in der Vorrede folgendermaßen: „Ich habe nur ein wenig hineingesehen und allein die sechzehnte Geschichte vollständig gelesen. Diese enthält denn, und sie gehört zu den kürzern, nicht weniger als 24 der gröbsten Uebersetzungsschnitzer rc. Die schönen Lieder, die Boccaccio in seine Prosa verflicht, werden, ohne ein Wort zu sagen, weggelassen, und die Sprache ist so von allen Banden bescheidener Grammatik, geschweige denn einigen Wohlklangs frei, daß nur die Wahl zu bleiben scheint, ob man dies Product ein Schülerexercitium oder den rohen Versuch eines Ausländers nennen will". So scharf dieser Tadel ist, so gerecht ist er doch, und Niemand hat wol ein größeres Recht, ihn auszusprechen, als wer an sich selbst als Uebersetzer so strenge Foderungen macht, wie wir sie in dieser Vorrede lesen. Die Stelle ist wol des Abschreibens werth: „Nicht, wie ich die gleiche Geschichte heute vortragen würde, wollte ich schreiben, sondern wie Boccaccio zu seiner Zeit erzählt haben würde, wäre das heutige Deutsch statt des damaligen Italienischen seine Sprache gewesen. In dieser Aufgabe liegt eine theilweise Unmöglichkeit der Lösung; denn jedesmalige Sprache, Sitte und Zeit hängen so genau zusammen, daß Boccaccio im heutigen Deutsch manche seiner Geschichten vielleicht gar nicht, andere nur in völlig verschiedener Einkleidung erzählt haben würde. Wie manches feine Witzwort klingt nicht im Deutschen allein der veränderten Sitte wegen plump! Wortspiele, an denen Boccaccio kaum mindern Gefallen findet als Shakspeare, sind wegen der Entlegenheit der Sprachen bei jenem noch viel weniger nachzubilden als bei diesem. Wie schwer ist es endlich, im Deutschen etwas nachzustümpern, das dem prächtigen Schritte der volltönenden, künstlich verflochtenen Perioden des Decameron nur einigermaßen gliche! So überzeuge ich mich denn täglich mehr von der Schwierigkeit, ja zum Theil von der Unlösbarkeit der Aufgabe des Uebersetzers. Daß der Bedenkliche und Zögernde, trotz seiner größern Mühe, sich von dem Leser oft nicht mehr, wo nicht gar wenigern Dank verdient als der Leichtfertige und Kecke, weiß ich, und vermuthlich mag diese Uebersetzung davon ein Beispiel bieten. Ich hoffe aber, man wird ihr zugestehen, daß ihr Verfasser mit Besonnenheit verfahren ist und wenigstens das Bestreben nicht aus den Augen verloren hat, flüssig und verständlich zu sein".

Wenn man nun dem Uebersetzer nicht blos dies Bestreben zugestehen, sondern wenn man sich freuen muß, wie er fast durchaus, wenigstens in den von mir verglichenen prosaischen und poetischen Stellen, etwas Gelungenes und nach dem jetzigen Standpunkt der deutschen Sprache nicht leicht Uebertreffbares geliefert hat, so darf man um so mehr bedauern, daß er „die ursprünglich verheißenen Fristen" nicht halten konnte, daß ihm, wie er selbst sagt, entweder aus pedantischer Gewöhnung, über keinen, wenn auch beiläufigen Zweifel, ohne ihn erwogen zu haben, hinwegzueilen, oder wegen der übergroßen, in bester Absicht zusammengebrachten Last von Ausgaben, kritischem und erklärendem Apparat, seine Aufgabe, je weiter er in der Arbeit vorrückte, desto schwerer erschien, und daß er deswegen mit dem vierten Tage des Decameron geschlossen und die Ergänzung des Werks durch die übrigen 6 Tage, d. h. die größere Hälfte des Ganzen, einem Andern überlassen hat.

Damit Jeder selbst urtheilen könne, gebe ich den Anfang des ersten Tages in der Urschrift und in den 4 Uebersetzungen, und füge einige Bemerkungen bei:

„Quantunque volte, graziosissime donne, meco pensando riguardo, quanto voi naturalmente tutte siete pietose, tanto conosco, che la presente opera al vostro judicio avrà grave e nojoso principio, sicome è la dolorosa ricordazione della pestifera mortalità trapassata, universalmente a ciascuno, che quella vide o altrimenti conobbe, dannosa, la quale essa porta nella sua fronte".

Soltau: „So oft ich in meinem Herzen bedenke, meine lieben Damen, wie sehr Sie alle von Natur zum Mitleiden geneigt sind, so oft überzeuge ich mich, daß Sie den Anfang dieses Werkchens traurig und langweilig finden müssen; denn die schmerzliche Erwähnung der neulichen todgebärenden Pestseuche, womit sich diese Blätter anfangen, kann nicht fehlen, diesen Eindruck auf einen Jeden zu machen, der ihre Verheerung selbst gesehen oder von ihren bejammernswerthen Wirkungen gehört hat".

Münchner Uebersetzung: „So oft ich, zarte, reizende Schönen, mir denke, wie Euch die Natur so mitleidsvoll schuf, so sehe ich es wohl ein, daß gegenwärtiges Werk, Eurem Urtheile gemäß, einen etwas langweiligen und unangenehmen Eingang haben wird. Ich schildere freilich das Andenken an die tödtliche Pest zuerst, welche allen Denen, die Zeugen davon waren, so unendlich gefährlich wurde".

Schaum: „So oft ich, geneigteste Leserinnen, in meinen Gedanken mir vorstelle, wie Ihr von Natur zu jedem menschlichen Gefühle so geneigt seid, so erkenne ich deutlich, daß gegenwärtiges Werk, Eurer Meinung nach, einen eben so ernsten und verdrießlichen Anfang haben muß, als die schmerzliche Rückerinnerung an jene durchlebte mörderische Pest im Allgemeinen für einen Jeden, der sie selbst sah, oder auf eine andere Art kennen gelernt hat, nachtheilig ist, da dieses Werk sie an der Stirn trägt".

Witte: „So oft ich, o holde Damen, in meinen Gedanken betrachte, wie Ihr von Natur so mitleidig seid, erkenne ich auch, daß in Eurer Meinung gegenwärtiges Werk einen betrübten und bittern Anfang haben wird, da es die schmerzliche Erwähnung jener verderblichen Pestseuche, die vor Kurzem einem Jeden, der sie sah oder sonst kennen lernte, in Trauer versetzt hat, an seiner Stirn trägt".

Die Anrede an die Frauen bei Soltau durch „Sie", wenn es gleich die bei uns übliche ist, entspricht doch dem Tone des Ganzen vielleicht weniger als das für uns etwas feierliche „Ihr". Der Ausdruck, „meine lieben Damen", hat aber gewiß etwas zu Gewöhnliches. „O holde Damen" bei Witte kommt dem Italienischen „graziosissime donne" näher, ohne es zu erreichen. Huldreichste, anmuthsvollste, holdseligste, wenigstens holdeste Damen, oder vielmehr Frauen, würde ich vorschlagen. Vergleicht man die ganze Periode im Original mit den Uebersetzungen, so sieht man leicht, daß die letztere die treuste und vielleicht so treu wie möglich ist, ohne der Flüssigkeit zu schaden, obgleich mir die Häufung von 3 auf verschiedene Weise gefügten Zeitwörtern am Schlusse, „kennen lernte, in Trauer versetzt hat, an seiner Stirn trägt", nicht gefällt.

Noch weniger hält Soltau eine Vergleichung mit Witte in den eingemischten Liedern aus. Hier ist ersterer viel freier als in der Prosa. Die Verse läßt er reimlos und erleichtert sich dadurch die Mühe freilich ungemein, zeigt aber zugleich, wie wenig ihm auf den Wohlklang ankommt.

Vom fünften Tage an, wo, wie schon erwähnt, ein Anderer fortgefahren hat, habe ich nur die erste Seite mit der Urschrift verglichen, und „per lo dilettevole giardino" („in dem angenehmen Garten") durch „in dem hintern Garten" übersetzt gefunden. Wenn ich hieraus auf einige Sorglosigkeit schließe, so kann ich doch vielleicht Unrecht haben, und ich wünsche dies, noch mehr aber, daß die übrigen Uebersetzungen, welchen diese eingereiht ist, ebenso preiswürdig sein mögen wie dies deutsche „Decameron" von Witte. 71.

Literarische Notiz.

Hr. Chézy hat eine Quartausgabe der „Sakontala" in der Originalsprache, wie sie vor ein paar Jahren von dem Engländer William Jones ins Englische übertragen war, veranstaltet. Der Originaltext ist aus den Manuscripten in der königl. Bibliothek genommen und ist begleitet mit einer französischen Uebersetzung, sowie mit philologischen, kritischen und literarischen Noten. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1831.

Antwerpen.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Auch dieses Museum ist, nach bestimmten Zeitungsnachrichten, gerettet, der Vorsteher hat die Bilder in feste Keller tragen lassen. Rubens, van Dyck, die Bosse lernt man hier nach dem ganzen Umfange ihres Talentes bewundern, insbesondere, wenn man das noch fortlebende Volkselement ihrer Bilder, die flämischen und wallonischen Gesichter, diese reichlich genährte und doch nicht geistlose Sinnlichkeit sowol in ihrem lustigen Lebensverkehr, wie in ihrer Art Gottesfurcht kennen lernt. Künstler für alle Welt und für alle Zeiten gibt es nicht; wohl Denen, die wenigstens ihren Kreis vollständig aufgefaßt haben! Vergleichen wir damit ein Hauptwerk des Hauptmalers der jetzigen Akademie, des Hrn. van Brée, in der Augustinerkirche, der sich nach Antiken und französischen Vorbildern fleißig gebildet hat, so müssen wir eingestehen, daß diese Allgemeinheit etwas völlig Nichtiges ist, daß er sein halbes Leben darum geben könnte, so zu verzeichnen, aber auch so zu coloriren wie jene antwerpner ältere Malerschule; seine Bilder sind colorirte Gipsfiguren, obgleich meist von bedeutendem Umfange, richtiger Zeichnung und geschmackvoller Zusammenstellung der Figuren.

Prächtige ältere Sachen enthalten mehre Privatsammlungen, die Häuser erfreuen zugleich durch altherkömmlichen Reichthum und Behaglichkeit, sind geräumiger als in Amsterdam und geschmückt mit kleinen artigen Gärten, wie man sie in der alten Stadt nicht erwartet.

Nach diesen Kunstbesuchen führte mich der Lohnbediente nach dem Fischmarkte, um meine Begierde nach Austern zu stillen. Der enge Fischmarkt mit Abstufungen, die Fischerweiber in seltsamer Tracht, endlich das Wirthshaus, wo die Austern bei trefflichem Bier verzehrt wurden, welches unmittelbar am Fischmarkte lag, versetzten mich zurück in mehre der angeschauten Bilder. Das hundert Austern kostete 1 Franc; es hat da in der Seestadt nichts Auffallendes, sie unmittelbar bei einer Fischerin aufbrechen zu lassen und zu verzehren, deren Vormutter schon zur Zeit des Rubens muß umgewandelt sein; er hatte sie beim Besuche der Maria in der Frauenkirche verewigt. Welch eine seltsame Verbindung von blauen Augen mit braunen Augenbraunen und von braunen Augen mit blonden Augenbraunen findet man unter diesem Volke! Fast ebenso seltsam ist Uraltes und Modenneues gemischt in Sitten, Einrichtungen, Trachten, insbesondere beim Landmann dieser Gegenden, wo wir die eigentliche hohe Schule des Ackerbaues begrüßen können. Da finden wir die neueste Pflugeinrichtung und davor ein Pferd, mit altem Geschirr voll messingener Nägel belastet, eine Erfindung, die vielleicht noch aus der Zeit der Turniere herstammt; französische Restaurationen vor den Thoren und Spiele, wie wir sie auf alten Bildern abgebildet finden, wie sie in lächerlichen Allongenperrücken und gallonirten Kleidern unter einer hängenden Gans durchgefahren werden, diese abzuschneiden suchen und, wenn es nicht gelingt, in dem lächerlichen Staat an die Erde fallen. Das Armbrustschießen erhält sich neben dem Büchsenschießen. Die Vornehmen möchten bald als Engländer, bald als Franzosen erscheinen und doch dabei Belgier bleiben. Mitten im Genuß aller Arten Freiheit, trefflicher Municipaleinrichtungen, sprechen sie mit Sehnsucht von alten Privilegien, die gar nichts bedeuteten und über die sie lachen würden, wenn sie sie wiedererhielten.

Es geht dem Volke wie einem Menschen, der zu rasch sein Glück gemacht hat, er weiß sich vor Uebermuth nicht zu lassen, er zürnt, wenn er sich die Mühe geben muß, in die Tasche zu greifen, um das Geld herauszuholen, das ihn drückt und belastet. Das Volk befindet sich in der Lage des Lehrjungen, der heftig weinte, weil er bei seinem Lehrherrn alle Tage Fleisch bekomme, da müsse die Welt bald untergehen.

Wer die Fortschritte des Ackerbaues kennen lernen will, dem ist, außer Schwarz, Grouner's „Reise nach den Niederlanden" zu empfehlen (2 Theile, Passau, 1827). Gegen Süden findet sich die berühmte Wirthschaftsmethode des reichen Bodens von Contich; im Westen das Waesland, wo höchste Cultur eines Mittelbodens zu bewundern ist; nach Osten die Kämpe auf dem Heideboden, wo ohne vorangehende Bebauung selbst Kiefern nicht fortkommen; gegen Norden endlich die reichen Polder, welche dem Meere abgewonnen sind. Die Häuser der Landleute sind, ungeachtet des meist nur sehr kleinen Landbesitzes, dauerhaft aus kleinen Backsteinen erbaut, meist mit einem Rohrdache; überall herrscht erwünschte Wohlhabenheit und Reinlichkeit. Niemand denke aber mit dem Unterricht in diesen Wirthschaftsmethoden glei-

chen Wohlstand in sein Vaterland zu übertragen, auch diese dichtbevölkerten vielen Städte, der Handel und die Fabrikation für andere Welttheile müssen dazu bestehen, dabei die Anhäufung von Geld, wie es Jahrhunderte gesammelt haben. Die Niederlande, obgleich im Anfange und am Schlusse des Revolutionskrieges Schauplatz desselben, haben doch, wie es scheint, viel weniger als andere Länder gelitten. Ihre Reichen wußten sich in Sicherheit zu setzen, denn ihr Reichthum bestand nicht sowol in liegenden Gründen als in Capitalien, die arbeitende Classe fand viel Beschäftigung für den Krieg. So kam es, daß eben bei der Menge keine große Furcht vor Kriegen war; ein solches Ereigniß, wie der Brand von Antwerpen, hat während des ganzen frühern Krieges nicht stattgefunden. Nur das Unglück macht Völker klug.

Mein Lohnbedienter, ein Mann von höchster französischer Bildung, der mit mir Austern zu essen verstand und auch mit allen Wirthsleuten wohl bekannt war, zeigte mir die vorübergehenden Geistlichen, behauptete, sie verführten das gemeine Volk, besonders auf dem Lande, zum Misvergnügen, denn sie könnten sich nicht zufriedengeben, daß sie nicht auch in den Generalstaaten säßen, dabei sei aber auch der König mit seinem Drucksen und Zögern bei dem Concordate und dessen Ausführung Schuld, ferner mit seinen Erziehungsplanen der Geistlichkeit, die nun einmal nicht gelehrt sein wollte. An dem geistlichen Volk ist nichts zu bessern, meinte er, in der Jugend waren es Jakobiner, und die rothe Mütze steckt ihnen noch immer unter dem geistlichen Baret. Sehen die Heuchler nicht aus, als ob sie alle Hostien vergiftet hätten? Ich konnte das nicht leugnen, und doch gefielen sie mir wie charakteristische Bilder, sie waren doch nicht flach sondern derb ausgeprägt; ein alter Maler hätte sie trefflich brauchen können, um das Gesindel zu malen, welches den Herrn verspottete, als er mit Dornen gekrönt war. Hätten wir mehr große Grundbesitzer auf dem Lande, sagte noch der Lohnbediente, so wäre der Einfluß der Geistlichen dort nicht so stark; aber diese kleinen Leute müssen den ganzen Tag graben und Mist tragen, da haben sie keine Zeit zum Nachdenken, den Geistlichen macht das Schwatzen mit den Frauen Spaß, da bringen sie die alle auf ihre Seite, sodaß auch der verständigste Mann, der heimlich über diese sogenannten Seelsorger spottet, doch öffentlich ihre Partei nehmen muß; ich würde es auch nicht unterlassen können.

Kein seltsamerer Anblick als der Hafen am Abend. Die Geschäftigkeit auf den Schiffen hört auf, wie die Sonne sinkt, die Matrosen, welche noch Geld von ihrer Löhnung haben, insbesondere die neuangekommenen, wollen sich in kürzester Zeit aller Freuden des festen Landes bemächtigen, sie springen umher wie die Kinder, die eben den Schulbänken entlaufen sind; in der Ungeduld kommt es leicht zum Streit zwischen ihnen; Wachholderbranntwein duftet überall; weibliche Gestalten, wie die ausgeschnittenen Bilder an den Schiffen bemalt, erscheinen ihnen wie Göttinnen der alten Zeit, wie Circe und Kalypso, ein kurzer Ehecontract auf wenige Tage ist bald geschlossen. Die Frauenkirche und die andern Thürme schauen ernsthaft hinüber mit ihrem schwarzen drohenden Zeigefinger, aber die Leute blicken nicht dahin, sie verstecken sich bald wie Adam und Eva nach dem Sündenfalle. Aber mitten durch diesen leichtsinnigen Haufen schreiten ohne Umblicken ernste Gestalten, die ihre Brust von den Sorgen und Geschäften des Tages erleichtern wollen, aber vergebens. Denn bei den dunkeln Schiffen, die noch im Flusse geankert liegen wie angespießte schwarze Wallfische und in die Canäle zum Abladen noch nicht gelangen konnten, fallen ihnen neue Speculationen ein, sie benutzen die letzten Sonnenstralen und das erste Sternenlicht, um in ihrer Hand Wagniß und Gewinn zu berechnen. In wessen Rechnung stand wol damals das kreuzende Feuer von der Citadelle und von den Schiffen?

Ich benutzte diese letzten Stralen, mich noch einmal recht umzusehen, Alles recht in der Erinnerung zu bewahren, als ob ich die Verpflichtung übernommen, es aufzuzeichnen. Nun war es dunkel, und ich fragte den Lohnbedienten nach einem anständigen Orte, wo die Masse der Fremden zum Abend zusammenkäme, daß man sie übersehen könnte. Er führte mich in ein neugebautes Eckhaus, wo sich ein großer, wohlerleuchteter Saal, mit vielen Menschen erfüllt, aufthat, in dessen Mitte französische Tänze aufgeführt wurden. Seltsam, alle die eigenthümlichen, sinnlichen Gesichter des Goltzius, des Voß, des Jodocus van Vinge und anderer Niederländer waren da noch vollständig zum Tanze beisammen, im Umkreise saßen ruhige, ernste Bürger, Weltumsegler, prassend bei Essen und Trinken, ganz ein Bild der Zeit des Weltunterganges, des jüngsten Gerichts, wie ihn niederländische Maler so oft dargestellt haben. Ich blickte durch das Fenster, ob der Herr schon zu Gericht sitze am hohen Himmel. Da trat der Mond hervor aus einer dichten Wolkenschicht, der ganze Himmel schien bewegt von belebten Gestalten, als ob sie überall den Tag des Gerichts verkündeten; die Schwelger sahen es nicht. Dennoch hat Antwerpen noch 2 Jahre seit jener Zeit gestanden und, wenn mich nicht Alles täuscht, wird dieser Tanzsaal vor allen andern zerstörten Einrichtungen zuerst hergestellt werden. Ich fragte den Lohnbedienten, ob es wahr sei, was in dem Buche „Délices des Pays-bas" stände, daß die Antwerpner sehr keusch und züchtig wären, weil keine Garnison da läge. Er meinte, das Buch müsse sehr alt sein; einmal wäre zur Zeit der Franzosen hier sehr starke Garnison gewesen, dann aber sei es wol richtig, daß diese Frauen, welche sich zur Schau stellten, meist von der Hochschule zu Brüssel kämen, um sich hier mit dem Seewesen bekanntzumachen, ich würde sie meist an der Sprache als wallonische Mädchen erkennen; dennoch könne er jenes Lob der Antwerpnerinnen nicht gelten lassen, ja sehr viele würden es sich verbitten, weil sie lieber elegant erscheinen möchten als tugendhaft. — Gährung ist hier im Lande, fuhr er fort, das ist unverkennbar, aber nicht jede Gährung ist richtig. Die Franzosen sind uns beigemischt worden wie verdorbene Hefen dem frischgekochten Biere, sie haben eine falsche Gährung hervorgebracht, das Bier

ist nicht klar geworden. Unser König mag denken, die Leute sind, wie sie sprechen, oder er vertraut auch auf die wohlhabend gewordene Mittelclasse, auf Fabrikanten und Handwerker. Die müssen erst wieder arm werden, daß sie die Hand für ihn aufheben. Der Adel ist aber verdrießlich, weil er keinen glänzenden Hof macht, die Geistlichkeit, weil er nicht katholisch ist, beide sprechen offen; die aber heimlich wirken, sind die alten Bonapartisten, die jetzt kreuz und quer reisen, alte Kriegskameraden aufreden, weil sie nicht in den ersten Stellen stehen, sie möchten den Thron der Bourbons von hier aus umstoßen, graben sich hier ein und machen Minen. Sie haben meist Geld, und das wirkt; wie sie es zusammengestohlen, das weiß alle Welt. Sie könnten damit ruhig leben, aber es ist, nach Art der alten Weiber zu reden, ein Handgeld des Teufels, sie müssen dafür ihre Zeit ausdienen. Es gab so viele Gelegenheit, wo diese unruhigen Leute hätten beschäftigt werden können, der Türke schlachtete Christen, da hätte der ganze Haufe nach Griechenland und Asien übergesetzt werden können; aber das wollte bald die eine Macht nicht, bald hinderte es die andere. Vom Widersprechen lebt aber der Mensch nicht, er muß etwas haben, behaupten, an etwas glauben, das größer und wichtiger ist als alle Vernunft.

Vielleicht hatte der Mann nicht so Unrecht, der Krieg auf Java wurde lange ohne Energie betrieben, überall war ein Quälen um Kleinigkeiten. So blieb die Rheinschifffahrt 14 Jahre ohne Erledigung von den Niederlanden beschwert und zwar zum eignen Nachtheil derselben. Der Mann hat Recht, von bloßer Negation und Opposition lebt nur der Teufel, rechtliche Fürsten gehen aber dabei zu Grunde in thätiger, unternehmender Zeit. Die Niederlande waren wieder entstanden durch eine gemeinsame That, durch Aufopferung der großen Staaten; wie bald war das vergessen in leerem Trotz auf Souverainetät. Dieser unselige fremde Ausdruck Souverainetät hat sich so oft unverstanden in die Köpfe der Staatsmänner gedrängt, die sonst vielleicht zur Bewahrung ihrer Vollmacht darauf gesehen hatten, wie sie entstanden, wer sie ihnen verliehen. Die sybillinischen Blätter der Geschichte werden nur erst aufgeschlagen, wenn es zu spät ist, wenn nichts mehr gut gemacht werden kann, ja, bei dem allgemeinen Fortschreiten in geistiger Entwickelung, in Ausbildung aller irdischen Verhältnisse während dieser schaffenden Friedensjahre hätte mancher Wohlmeinende es für Frevel gehalten, auf diese warnende Stimme der Geschichte zu hören, die Sicherheit der Welt damit zu stören. 80.

Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen. Herausgegeben von Th. Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrock. Erstes und zweites Bändchen. Berlin, Fincke. 1831. 8. 3 Thlr.

Keine Zeit ist vielleicht reicher an Werken, die aus dem Bestreben hervorgegangen sind, die alten meist verklungenen Töne der Sagen des Mittelalters wieder zu wecken, als die unsere. Während die gelehrtesten Geschichtforscher ihren Blick auf diese Zeiten richteten, um aus den oft dürftigen Quellen eine beglaubigte Geschichte der europäischen Völker in ihrer Wiege zu entwickeln, das Sagenhafte von dem reinen historischen Gehalt zu scheiden und das interessante Geschäft des Chemikers in das Feld des Geschehenen hinüberzutragen, um die Keime der neuern Welt bis zu ihren frühesten Spuren spähend zu verfolgen, sind von der andern Seite Versuche genug gemacht, die Sagen jener Zeit, wie sie ein Hauptmoment in dem innern Leben aller jungen Völker sind, aufzufassen und zu sammeln. Zu diesen Unternehmungen gehört vorliegende, die, dem Plane des Werkes gemäß, ein Gegenstück der unter dem Titel: „Tausend und eine Nacht", „Tausend und ein Tag", beliebten Sammlungen orientalischer Märchen und Erzählungen bilden soll. Sie beschränkt sich also auf das Gebiet abendländischer Sagen, die freilich nicht ohne Spuren vielfältiger Berührung und Vermischung mit dem Morgenlande, dieser Wiege unserer ganzen romantischen Sagenwelt, auftreten und gedacht werden können. Der große geistige wie kaufmännische Verkehr zwischen den Ländern des Morgens und Abends mußte einen Austausch nicht allein der Früchte der Länder, sondern auch ihrer dichterischen Producte veranlassen. Ein Genueser oder Venetianer hörte in Konstantinopel, an der Küste von Kleinasien oder Trapezunt, oder die Kreuzfahrer im gelobten Lande Wundersagen, die er, nach Hause heimkehrend, den neugierigen Landsleuten, sei es singend oder blos erzählend, mittheilte. Der Gegenstand war interessant, mochte Wahrheit oder Fiction dabei thätig gewesen sein, und, vielfach modificirt im Munde der Erzähler, wurden sie endlich von einem Schriftkundigen aufgefaßt. Manche Begebenheiten, die durch die Italiener namentlich über die Länder des Abendlandes verbreitet, noch spätern Dichtern, ja dem Shakspeare Stoff zu unsterblichen Werken gegeben haben, finden sich im Morgenlande überall wieder. So soll der berühmte Munro, der in Indien so thätig wirkte und die vielen orientalischen Sprachen zu erlernen bemüht war, ein persisches Manuscript gefunden haben, wo der bekannte Stoff vom Shylock sich wiederfindet in der Erzählung von Cazi von Emessa. In der „Asiatic review", welche diese Mittheilung aus dem bekannten Werke über Munro's Leben gemacht hatte, bemerkt ein Correspondent in einem folgenden Bande, daß man Zweifel dagegen hegen müsse, ob dies orientalische (persische) Manuscript älter als die occidentalische Bearbeitung durch Giovanni Fiorentino sei, da am Anfang und Ende der Handschrift Lücken wären, die die Zeit der Abfassung zu bestimmen unmöglich machten. Der „Pecorone" des Fiorentino fällt übrigens ins Jahr 1378. Es wäre also die Frage: ob, wie doch höchst wahrscheinlich ist, die Sage vom Orient ins Abendland übergetragen sei oder umgekehrt. Zum Jahr 1787 bemerkt die „Asiatic review" von Munro: „He had good fortune, to discover the story of Shakspeare's Shylock, which eluded the search of all the poets commentators, in a persian tale of the Cazi of Emessa, which is appended to the play of the Merchant of Venice in Malone's edition of Shaksp. and stated to be furnished by Iusign. Thomas Munro". Eine ähnliche Sage soll Gladwin's „Persian Moonshee XIII." enthalten, wo 2 Wettende den bekannten Preis gesetzt, und der Gewinner auch nur durch den klugen Urtheilspruch von seinem grausamen Bestreben abgebracht wird. So sind denn diese Sagen, deren Inhalt dem Geist des Mittelalters so sehr zusagte, der an Effect, an schneller Entscheidung, spitzfindiger Entwickelung so viel Geschmack fand wie an dem Wunderbaren und Ungewöhnlichen, in der Zeit der Erzählungen über das ganze Abendland verbreitet. Aehnliche findet man überall, und es ist nicht uninteressant, ihrem Gange nachzuspüren und zu bemerken, wie sie immer auf verschiedene Weise nach der Eigenthümlichkeit der Völker sich gestalteten, die sie aufnahmen und zu ihrem Gute machten. Vorliegendes Werk enthält nun die Novellen, Märchen und Sagen, die Quellen zu Shakspeare's Stücken sind: „Romeo und Julia", nach Bandello, in Form und Sprache dem Geiste des Originals treu nachgebildet. Einfalt, Naivetät der Sprache, die oft dadurch komisch wird und gegen unsern beliebten Erzählungsstyl bedeu-

tend absticht, zeichnet die Uebersetzungen Aller aus, und die 3 Unternehmer scheinen in gleichem Geiste zu arbeiten, was ihrem Werke die erfoderliche Einheit gibt, deren Mangel sonst sehr störend, obgleich nicht auffallend sein würde. Mit demselben Interesse, wie man den Originalen wegen des Zaubers der Natürlichkeit folgt, haben wir diese gelungenen Bearbeitungen gelesen und bemerken dies von der ersten, um es auf alle übrigen zugleich zu beziehen. Auf „Romeo und Julia" folgt die „Sage von Amleth", nach Saxo Grammaticus mehr ausgeführt, doch dem Geiste des Originals treu. Uebrigens ist dies die erste Sage, welche die nordischen Reiche zum Gegenstand hat und von einem Ultramontanen berichtet ist. Die übrigen sind südlichen Ursprungs. Wir wissen nicht, wie die Verf. die Erzählungen ordnen wollen. Allerdings ist Shakspeare ein bedeutungsvolles Bindemittel der Producte verschiedener Zonen, der Cäsar wie Lear mit gleicher Meisterhand zeichnete. Sonst würde die Anordnung derselben nach den Völkern, deren geistiges Eigenthum sie waren, wünschenswerth gewesen sein. Die dritte Erzählung ist die von Giraldi Cinthio, die dem Shakspeare'schen „Maß für Maß" zum Grunde liegt. Dann folgt nach demselben die Geschichte des „Mohren von Venedig". In Bezug auf den „Kaufmann von Venedig" sind 3 Erzählungen gegeben. Zuerst der schon erwähnte „Pecorone", von Giovanni Fiorentino, dann „Die 3 Kästchen", nach den „Gestis romanorum", und endlich „Die beiden Kasten", nach Boccaccio. Zu „Cymbeline" ist nach Boccaccio „Weibliche Treue" mitgetheilt. Ideen, die der große Dichter zu seinen „Lustigen Weibern von Windsor" benutzt hat, finden sich in den 3 Erzählungen: „Die Kunst zu lieben", nach Giovanni Fiorentino, dann „Die Rache", nach Straparola, und endlich „Der Ring", nach demselben, wieder. Den Beschluß dieses Theils machen: „Die bezähmte Keiferin", nach demselben, und „Ende gut, Alles gut", die bekannte Erzählung von der „Giletta von Narbonne", nach Boccaccio. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß dieser letzte Stoff öfters benutzt ist. Die tiefe, unbiegsame Liebe, die selbst durch die Verzweiflung an der Gegenliebe nicht gekühlt werden kann, wie sie sich in so vielen edeln Herzen geltendmacht, ist ein reicher poetischer Stoff, wobei Dichter wie Psycholog gleich schöne Ausbeute finden können. Die bekannte altenglische Sage, die sich in einer Ballade so rührend ausspricht, wo ein Bauermädchen ihren Gutsherrn liebt, ohne von ihm einmal bemerkt zu werden, und wo dieser erst durch die Worte, die das Mädchen im Traume ausstößt, von der Liebe derselben überzeugt und durch sie überrascht wird, klingt hier sehr an und ist, wie in dem altenglischen Lied denn auch der Name Käthchen vorkommt, zu dem berühmten Drama dieses Namens Anlaß gewesen. Allerdings spricht sich hier die viel größere Tiefe der Auffassung bei der nordischen Darstellung aus. Hier ein Gemüthsleben, während die italienische Erzählung, vielmehr im gewöhnlichen Leben gehalten, durch viel gewöhnlichere Triebfedern gehoben wird und vorzüglich eine gewisse Lüsternheit nicht verbirgt, welche die Geheimnisse der Liebe aufzudecken strebt, eine Eigenthümlichkeit, die sich fast in allen mitgetheilten Novellen dieser Sammlung wiederfindet. Doch prägt sich darin das eheliche Leben der Südländer sehr charakteristisch aus. Höchst anziehend ist die naive Darstellung dieser Partien, die meist den Knoten der ganzen Geschichte ausmachen. Die kindlichen Bemerkungen, wie z. B., „da erkannte sie, daß der junge Mann, der vor ihrem Fenster vorüberging, im Begriff sei, sich in sie zu verlieben", fallen uns auf, da das Systematische des ganzen Verfahrens in der Kunst zu lieben uns fremd liegt. Wer aber weiß, daß damals die ars amatoria nach Ovid und nach den spitzfindigen Untersuchungen und Fragspielen der Troubadours so scholastisch ausgebildet war und vorzüglich zum Gegenstand der Unterhaltung der Geschlechter diente, dem wird Boccaccio und seine Zeit nicht auffallen, die jener so nahe stand. Selbst in den Dramatikern, z. B. Calderon, werden diese Fragen ja noch häufig Gegenstand galanter Discussionen: ein Beweis, wie sehr sie noch im Geiste seiner Zeit lagen; und was sagen wir? ist nicht die unsere und wahrscheinlich jede sich darin gleich? Belebt nicht dieser Gegenstand ewig die Unterhaltung engerer gesellschaftlichen Kreise? 114.

Preisaufgabe.

Der unterzeichnete Verleger des Taschenbuchs Urania, von dem Wunsche beseelt, dasselbe immer würdiger und interessanter auszustatten, fodert alle deutsche Dichter und Dichterinnen auf, zu einem Preise zu concurriren, den er hiermit für die

Novelle oder Erzählung

aussetzt. Dieser Preis besteht darin, daß er die Novelle oder Erzählung, die von den eingesendeten für die ausgezeichnetste und werthvollste erkannt wird, mit

zehn Louisdor in Gold für den Bogen

von 16 Seiten honoriren wird.

In der Wahl des Stoffes wird völlige Freiheit gelassen und nur hinsichtlich des Umfanges bestimmt, daß derselbe fünf Bogen nicht überschreiten darf, wenigstens würde, wenn einer Novelle oder Erzählung der Preis zufallen sollte, die im Druck mehr als 5 Bogen betrüge, dann überhaupt nur die Summe von funfzig Louisdor dafür gezahlt werden.

Außerdem verspricht der Unterzeichnete, alle Novellen oder Erzählungen, die zwar nicht des Preises würdig erkannt werden, aber die er doch für die Urania geeignet erachtet, und zu deren Benutzung Raum vorhanden ist, mit

fünf Louisdor in Gold für den Bogen

von 16 Seiten zu honoriren, jedoch unter der obigen Einschränkung, daß über 5 Bogen gar kein Honorar gezahlt wird. Es wird von allen Einsendungen angenommen, daß sie zu diesen Bedingungen benutzt werden dürfen, wenn ihnen nicht der Preis zufallen sollte.

Die Zahlung des Honorars findet nach der Ausgabe des Taschenbuchs statt. Uebrigens kann erst 5 Jahre nach der Erscheinung des Taschenbuchs jeder Autor über seinen resp. Beitrag anderweitig verfügen.

Jede Einsendung ist mit einem Motto zu bezeichnen, das auf einem versiegelten Zettel, der den Namen und Wohnort des Verfs. enthält, zu wiederholen ist. Bis Ende März 1831 bleibt die Concurrenz offen, und Ende Mais erfolgt die Entscheidung, sodaß wer im Laufe des Juni keine Nachricht erhalten, daß seiner Einsendung der Preis zuerkannt ist, oder dieselbe doch benutzt wird, darüber verfügen kann. Ein Jahr lang bleiben die Manuscripte zur Disposition der Einsender liegen, nach dieser Zeit aber werden sie nebst den versiegelten Zetteln vernichtet.

Es wird um recht deutliches Manuscript gebeten, und alle Einsendungen werden franco oder durch Gelegenheit erwartet.

Leipzig, 15ten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1831.

Johann Friedrich VI., Herzog zu Sachsen-Weimar. Historische Novelle in dramatischer Form von O. L. B. Wolff. Leipzig, Hartmann. 1831. 8. 15 Gr.

Die Novellendichtung ist an der Tagesordnung. Shakspeare machte aus Novellen Schauspiele, jetzt beginnt man aus Dramen Novellen zu machen, vielleicht um doch den beliebten Titel zu haben, der so anspruchslos und doch so anerkannt ist. Die dramatische Form ist aber keineswegs bloße Form, und der Verfasser hat sich allen Folgen derselben überlassen müssen, da er sie einmal gewählt hatte. Die Sache verhält sich in der Kürze so: Novelle ist das kleinste Epos, geht daher nicht gern auf den Höhen des Lebens, schildert mit dem Scheine des Historikers und entwickelt uns in ihrem Miniaturbilde Charakter und Gefühl von compendieusen raschen Begebenheiten; das dramatische, unmittelbare Heraustreten des Charakters und geistigen Lebens ist freilich nicht ausgeschlossen, allein, die Erzählung der Geschichte und des Aeußern hat ihr den Namen gegeben. Schon eine historische Novelle ist somit mißlich, weil man sich doch wol fürchten muß, durch das Große zum Allgemeinen fortgerissen zu werden und den compendieusen Charakter zu verlieren; schneidet nun vollends die dramatische Form auch noch die Schilderung des Aeußern hinweg, so kann kaum mehr von dem novellistischen Princip die Rede sein, es müßten denn einige Personen das Amt des Erzählers recht ex officio übernehmen und von Zeit zu Zeit nachhelfen.

Man kann nun freilich leicht erachten, wie unbedachtsam der Titel dieses Büchleins gewählt ist; aber wir wollen dem fruchtbaren Hrn. Verf. das bedeutende Wort lassen: „Grau, Freund, ist alle Theorie u. s. w.", denn wenn sie ihm nicht grau wäre, so hätte er ihr sicher nicht gleich auf dem Titel so ins Gesicht geschlagen. Es kommt hier indessen nicht so sehr darauf an, was der Verf. gewollt zu haben scheint, als was er geleistet hat, und wir wollen dieses historische Trauerspiel in seinen beiden Elementen, dem Historischen und dem Dichterischen, näher betrachten, und zwar das Historische nur, sofern es den Dichter angeht, d. h. als Geist der Zeit, das Dichterische aber vorzüglich in Rücksicht auf die Idee des Charakters. Dies ist uns im vorliegenden Falle ziemlich leicht gemacht, denn der Verf. führt in der Nachschrift selbst seine Quelle an, und sie ist allerdings ausreichend. Er nennt die bekannte Monographie: „Johann Friedrich VI., Herzog zu Sachsen, ernestinischer Linie. Ein biographischer Versuch von Bernhard Röse" (Neustadt a. d. O., 1827), — ein Buch, welches hier um so zweckmäßiger ist, da es keineswegs zum blinden Glauben verpflichtet, sondern einem Jeden zur eignen Prüfung die Quellen mitgibt, welche theils als Tradition in den Anmerkungen, theils als Urkundensammlung beigedruckt sind.

Nach Herrn Röse's Bericht stellt sich nun die Geschichte des unglücklichen Prinzen folgendergestalt dar:

Herzog Johann III. von Sachsen-Weimar hinterließ bei seinem Tode im Jahr 1605 seine Gemahlin Dorothea Maria und 8 Prinzen, von denen der älteste elf-, der jüngste einjährig war. Die fromme, streng lutherische Fürstin verwandte allen Fleiß auf die gelehrte und besonders religiöse Erziehung ihrer Söhne. Dieselbe schlug jedoch nach den verschiedenen Charakteren sehr verschieden aus, namentlich blieb der regsame, starke Geist Johann Friedrichs nicht in den Fesseln des Bekenntnisses, vielmehr kam er im Glauben vielfach zu einem Gegensatz, und in der Wissenschaft — zur Magie, jener damals so beliebten Kunst, die man jedoch in schwarze und christliche Magie theilte und namentlich in dem ersten Zweige für sündlich und verfolgungswürdig hielt. Der Charakter dieser Zeit ist nun Aberglaube in der verschiedensten Färbung, eine wahre goldene Zeit in der Regierung seiner satanischen Majestät. In diese Richtung des Geistes, auf die schwarze Kunst und Teufelsbannerei wandte Johann Friedrich seine ganze Kraft und Beharrlichkeit, besonders seit der Rückkehr von seiner Reise nach Frankreich. Dabei versteht sich, daß er keineswegs seines fürstlichen Standes uneingedenk war, er hatte vielmehr alle Vorurtheile des Fürsten und Cavaliers in vollem Maße und besonders den äußersten Hochmuth und die kitzlichste Ehre, die ihm, wie er sagte, mehr galt als die Seligkeit, was freilich in seinem Munde nur eine Art hergebrachter Betheuerung war, indem er an die Unsterblichkeit der Menschen so wenig als an die des Viehes zu glauben behauptete. Der inconsequente Rationalismus, der an Gott zweifelte, aber an den Teufel glaub-

te, dieser eigenthümliche Charakter der damaligen Magie, verbunden mit dem offenen Fürstentrotz, der sich über jedes menschliche und göttliche Gesetz erhaben wähnte und keine Macht fürchtete und anerkannte, jener Zweig der absurden reichsfürstlichen Freiheit dieser Zeit bringen Johann Friedrich in einen unheilbaren Widerspruch mit dem Leben. Dies zeigte sich, sobald er in dasselbe eingriff und am auffallendsten im Feldlager, wo die vielfältigsten Berührungen seine ganze Persönlichkeit nothwendig herausstellen mußten. Bei dem Heer des Markgrafen von Baden-Durlach, wo er mit seinem Bruder Bernhard gestanden und später unter Christians von Braunschweig abenteuerlichen Fahnen, war sein Charakter freilich noch nicht auffällig hervorgetreten, denn die unglücklichen Schlachten von Wimpfen und Stadt-Lohn lösten beide Heere ebenso schnell wieder auf, als sie zusammengetreten waren; allein desto verhängnißvoller wurde das Lager des Königs Christian von Dänemark. Hier brachte er es bald dahin, daß man ihn für einen seltsamen Kauz hielt, dann seine Grundsätze überhaupt verdächtigte und sein ganzes geheimes und schlecht verhehltes Getreide theils mit Spott, theils mit Ernst anfeindete.

Seine große Reizbarkeit, ein zufahrendes Wesen und die Gewohnheit fürstlicher Willkür brachten tausend Händel und Verletzungen des Dienstes und der Subordination hervor. Bald hatte er alles Vertrauen verloren, man behandelte ihn wie einen Unsinnigen, ließ sich Manches von ihm gefallen, wich seinen Ausfoderungen aus und vermied ihn. Als er daher einmal mit seinem Bruder Bernhard in Gegenwart des Königs über dem Spiel in Streit gerieth, war es kein Wunder, daß man ihm vorläufig Unrecht gab. Der König befahl seine Verhaftung, er widersetzte sich, sie wurde mit Gewalt ausgeführt und zwar durch seinen eignen Bruder, den General Johann Ernst. In der äußersten Erbitterung schwur er „auf einen Blutstropfen", sich an seinen Brüdern zu rächen. Dem König erklärte er: „Seine Ehre wäre ihm geraubt worden, also möchte man ihm den Kopf vor die Füße legen; man habe aber zu verantworten, daß es auf das Aeußerste mit ihm gekommen sei, wodurch er nicht selig, sondern des Teufels werden müsse". Charakteristisch ist, daß die gerichtliche Untersuchung niedergeschlagen, dagegen von Seiten des sächsischen Gesammthauses ein religiöses Bekehrungsverfahren eingeleitet wurde. Als dies jedoch nichts fruchtete, sondern vielmehr zu befürchten stand, der Herzog werde sich alles Ernstes „dem Teufel ergeben", um durch ihn nur seine Freiheit wiederzuerlangen, ließ man ihn frei. Angst vor Verspottung und Verunglimpfung wegen seines Schwures war ein großes Hinderniß der Aussöhnung. Dennoch kam sie zu Stande durch Vermittelung des regierenden Herzogs Wilhelm.

Darauf lebte Johann Friedrich in der größten Zurückgezogenheit in Ichtershausen am Thüringerwalde; aber wohl beobachtet und vielfach verleumdet „wegen seines Umganges mit dem Bösen," und wirklich gerieth er immer tiefer in die Magie hinein. Auf der 46. Seite des biographischen Versuchs heißt es in dieser Beziehung:

Von der Strafbarkeit seiner Grundsätze zwar nicht überzeugt, aber doch durch sie in Furcht gesetzt, hing er fortwährend fest an ihnen und stürzte sich dadurch in Widerspruch mit sich und mit der Welt. Er fühlte es wol, allein, ihm fehlte entweder die Kraft oder der Wille, sich davon loszureißen. So groß war der Reiz des Geheimnißvollen! In der tiefsten Schwermuth, der gewöhnlichen Begleiterin eines solchen Zustandes, im Ueberdrusse des Lebens reifte der unglückliche Fürst allmälig zu dem Opfer, welches sich der finstere Geist seiner Zeit in ihm auserwählt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande. Von Joh. Heinr. Bender. Zweite umfassendere und überall berichtigte Ausgabe. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1830. Gr. 8. 3 Thlr.

Schon lange bevor man noch den Staatspapierhandel kannte, ward auf den großen Börsenplätzen Europas, namentlich zu Amsterdam, London und Paris, ein schwunghafter Actienverkehr getrieben, wodurch gleichsam jener besonders in neuern Zeiten so üppig emporgeschossene Zweig der Handelsindustrie vorbereitet ward. Es gehörten nämlich schon frühzeitig, vornehmlich aber seit Anfang des 17. Jahrhunderts, Speculationen in großen Handelsgesellschaften, vorzüglich nach entfernten Weltgegenden, unter Autorität und Schutz der Regierungen, zu den beliebtesten Unternehmungen. Die Geldkräfte Einzelner reichten selten zu deren Ausführung hin, weshalb sich denn Vereine zu diesem Zwecke bildeten, in welche auch Ausländer aufgenommen wurden. Der Capitalstock einer solchen Gesellschaft wurde durch bestimmte Einschüsse sämmtlicher Theilnehmer gebildet, die zum Beweis des Eintritts und der Zahlung ihres Beitrags eine auf ihren Namen lautende Bescheinigung erhielten, die von der Direction des Vereins ausgestellt war und Actie hieß. War nun gemeinhin Unaufkündbarkeit des geleisteten Einschusses eine der Hauptbedingungen des Gesellschaftsvertrags, so blieb es dagegen den Besitzer der Actien unbenommen, diese an Dritte zu veräußern und denselben ihre Ansprüche auf den Gewinn, der verhältnißmäßig auf jede Actie zu vertheilen war und daher Dividend hieß, abzutreten. Die Aussicht auf diesen Dividend, der im Verhältniß des mehr oder minder glücklichen Erfolgs der Gesellschaftsunternehmungen stieg und fiel, war die Haupttriebfeder der nunmehr für diese Art von Geschäften auftauchenden Speculation, von deren Umfang und Wechselfällen der Verf. die Resultate, welche die große holländisch-ostindische Compagnie lieferte, als erstes Beispiel anführt. Die Unternehmungen dieser Compagnie nämlich, die aus der Vereinigung mehrer kleinern Gesellschaften 1602 entstand, waren bald so glücklich, daß ihre jährliche Ausbeute auf 50 Procent stieg, obwol die Actien selber nach dem dreißigjährigen Kriege auf 50 Proc. herabgesunken waren, ihre Schulden aber sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf 120 Millionen Guld. beliefen. Seine höchste Blüte erreichte jedoch der Actienhandel im 18. Jahrhunderte, besonders in dessen erstem Viertel. In England zeichnete sich damals die Südsee-Compagnie aus, deren Actien, als sich das Gerücht verbreitete, Port-Mahon und Gibraltar sollten gegen mehre feste Plätze in Peru vertauscht werden, auf 1000 Pf. St. das Stück stiegen, innerhalb der nächsten 2 Wochen aber, nachdem sich jenes Gerücht als falsch bewährt hatte, auf 150 Pf. St. im Preise fielen. Das nämliche Jahr (1720) war besonders reich an Luftprojecten ähnlicher Art. Nicht weniger als 168 Actiengesellschaften, größtentheils zu den sonderbarsten Unternehmungen, bildeten sich zu jener Epoche in England. Dahin gehören, beispielsweise, die Millionenbank, die Strickergesellschaft, Degenklingengesellschaft, eine Assecuranz gegen Verlust durch Bediente, gegen Diebstahl und Raub, ein Verein zur Erbauung von Hospitälern für uneheliche Kinder, zur Ein-

führung von Eselshengsten aus Spanien, an dessen Spitze ein Geistlicher stand, zum Handel mit Menschenhaaren, zum Mästen der Schweine, zur Reinigung der Abtritte, zur Heilung venerischer Krankheiten u. s. w. Aber alle diese Gesellschaften waren nur von kurzer Dauer und brachten, wie leicht zu erachten, den Theilnehmern ungeheure Verluste. In der nämlichen Zeit etwa trat in Frankreich der Schotte Law mit seinem bekannten Missisippiproject hervor, dessen Actien bald nach Gründung der Gesellschaft (1717) auf ihren zehnfachen Nennwerth stiegen, bis innerhalb weniger Jahre das ganze Project gleich einer Seifenblase zerplatzte, nachdem es den allzu sanguinischen Speculanten unermeßliche Verluste zugezogen hatte. So lichtvoll und historisch-richtig Hrn. Bender's Herleitung des Ursprungs des Anlehnssystems ist, so scheint es uns doch, als lege er dem sogenannten Staatscredit einen allzu großen politischen Werth bei, indem er späterhin zugleich die aus demselben entspringenden Uebel, besonders in staatswissenschaftlicher Hinsicht, nicht hinlänglich in Erwägung zieht. „Seit der Befestigung des Staatscredits in Europa", sagt er unter Andern, „ist nicht mehr derjenige Staat der mächtigere, welcher die meisten Unterthanen, das größte Gebiet, oder die stärkste Heeresmacht hat, sondern derjenige, welcher den meisten Credit besitzt, der also seine Anlehen am leichtesten und wohlfeilsten machen kann; alle Politik fußt seitdem (seit der französischen Revolution von 1789) auf diesem Vertrauen". Der Verlauf der Revolutionskriege hat dieses Axiom eben nicht bewährt; denn Frankreich verdankte seine lange Jahre hindurch behauptete Präponderanz keineswegs der höhern Entwickelung seines Staatscredits. Auch bildete sich dieser überall erst in den zuletzt verlebten 15 Friedensjahren aus. Der Zukunft wollen wir nicht vorgreifen; immerhin aber ist es Thatsache, daß, seitdem sich diese Zukunft getrübt, der respective Staatscredit sich im umgekehrten Verhältnisse zu der politischen Bedeutsamkeit der Reiche und Länder mehr oder weniger behauptet hat. Bei Untersuchung der Frage, ob es wünschenswerth sei, daß eine umfassende Gesetzgebung für den Verkehr mit Staatspapieren erfolgen möge, und die, beiläufig gesagt, H. B. verneinend beantwortet, gelangt derselbe zur Erörterung einer andern Nebenfrage, deren Resultat mit der Meinung der ausgezeichneten Staatswirthschaftslehrer, die den nämlichen Gegenstand behandelten, im offenbaren Widerspruche steht. Hr. Bender nämlich untersucht, ob die von Vielen aufgestellte Behauptung richtig sei, daß der Verkehr mit Staatspapieren, „*dem wahren Handel nachtheilig und diesem, den Fabriken, Gewerben und dem Ackerbaue das beste Mark aussauge*". Er vermag, sagt er, dies nicht einzusehen. Es fehlt nicht an Waaren, wie aus den Klagen aller Fabrikanten und Großhändler hervorgeht, die kaum noch wissen, wohin sie ihre ungeheuern Vorräthe absetzen sollen. „Schafft Absatz", ruft er aus, „da liegt der böse Fleck! Die vielen Tausende von Händen für Fabriken und Manufacturen sind jeden Tag wieder zu haben, wenn nur das nicht liegen bleibt, was sie, sammt den Maschinen, schaffen". Der Staatspapierhandel erscheint dem Verf. schlechterdings nicht als *Ursache* der Gebrechen unserer Industrie, sondern *vielmehr als eine nothwendige Folge derselben*. Bei der betreffenden Beweisführung fördert derselbe allerdings manche beherzigungswerthe Wahrheit zu Tage; nur trifft er, unsers Bedünkens, nicht den Nagel auf den Kopf. So hat er ganz Recht, wenn er sagt: „Die Quellen der Gebrechen liegen in dem Abgange eines neuern Marktes, auf den ein auswärtiger sich stützen könnte, in den Mauthanstalten, die überall, wenigstens im Einzelnen, auf eigenthümlichen von einander abweichenden Regulativen beruhen und häufigem Wechsel der Anordnung, nicht selten gerade zu einer Zeit, wo eine erhebliche Unternehmung in der Ausführung begriffen ist, unterliegen, sodaß keine irgend bedeutende Speculation ohne großes Risico, das einen Schaden fürchten läßt, den als dann Niemand mehr dem Unternehmer ersetzt, eingeleitet werden kann; ferner in manchen Mängeln der Rechtspflege, die allerwärts verschiedenartig ist und dem Kaufmann zu selten den raschen Rechtsweg vor einem Handels- und Wechselgericht öffnet." Indessen begreifen wir nicht, wie H. B. den Staatspapierhandel gegen den Vorwurf der *Unproductivität* zu vertheidigen auch nur unternehmen konnte. Der Leser mag selbst urtheilen, ob diese Apologie auch nur einige Haltbarkeit hat. „Dem Staate", so beginnt unser Verf. dieselbe, „muß es ganz gleichgültig sein, auf welchem Wege seinen Bewohner Nutzen und Ertrag suchen, so lange diese Wege keine *rechtswidrigen* sind, denn niemals hat eine Staatsregierung zu bestimmen, *welche* Geschäfte ein Kaufmann machen solle, sondern nur darüber zu wachen, daß dieselben *innerhalb der Schranken der Gesetzmäßigkeit* bleiben; daß aber das in Staatspapierhandel steckende Capital ein *todtes* sei, davon können wir uns nicht überzeugen. Man ist den Beweis noch schuldig, daß blos diejenige Thätigkeit des Handelsmannes eine fruchtbare und productive sei, wodurch Gegenstände des vortheilhaften Absatzes an das Ausland erzeugt werden (!?); uns scheint *jeder* Gewinn, den der Einzelne macht, auch ein Gewinn für das Ganze zu sein, einerlei, aus welchem erlaubten Geschäft er entspringt; warum also nicht auch der im Staatspapierhandel mögliche Gewinn? Man weiß freilich von *unbedingtem* Verlust in diesem Handel zu sprechen; allein, geht man der Sache auf den Grund, so überzeugt man sich, daß nichts Reelles dahinter zu finden sei. Ein wahrer Verlust wäre hier nur dann vorhanden, wenn der *innere* Werth der Staatspapiere herabgesetzt, oder man genöthigt sein würde, *gerade jetzt* bei *schlechtem* Preis loszuschlagen; allein, diese Voraussetzungen bilden doch wahrlich nicht die Regel bei dem Staatspapierhandeln, oder sind ihm nicht ausschließlich eigen, vielmehr droht der erstgedachte Umstand den vielen Tausenden, die sich mit *Geldgeschäften* abgeben, im gleich hohen Grad; der zweite Nachtheil aber ist leicht dadurch zu vermeiden, daß Jeder, bevor er Staatspapiergeschäfte unternimmt, seine Kräfte genau prüfe, um sie nicht zu überspannen...." Aus vorstehenden Anführungen geht hervor, daß Hr. Bender in einem großen staatswirthschaftlichen Irrthum befangen ist, wenn er annimmt, nur der sogenannte *Activ*-Handel mit dem Auslande werde *productiv* genannt. Gegentheils verdient diese Benennung jedweder Handelsverkehr, wodurch dem betreffenden Gegenstande irgend ein reeller Werth hinzugefügt wird. Ein Pfund Kaffee im Laden des Kleinhändlers seines Ortes hat für den Consumenten offenbar einen größern reellen Werth als derselbe Gegenstand im Schiffe des Rheders eines entfernten Seeplatzes. Alle diejenigen Handelsoperationen, mittels deren jenes Pfund Kaffee zur Stelle gelangt, sind daher im eigentlichen Sinne *productiv* zu nennen. Aus ähnlichem Gesichtspunkte sind die Gewinnste der Waarenhändler zu betrachten. Sie bedingen sich keineswegs wie die Gewinnste des Staatspapierhändlers durch ihren entsprechenden Verlust des andern Theiles; sondern vielmehr durch den Gebrauchswerth, den die Waare in den Augen des endlichen Consumenten hat. Diese flüchtigen Andeutungen mögen genügen, um die Unhaltbarkeit der beabsichtigten Beweisführung unsers Verfs. für die Productivität des Staatspapierhandels darzuthun. Nicht viel glücklicher ist er, nach unserer Meinung, wenn er denselben gegen den Vorwurf der *Unsittlichkeit* in Schutz zu nehmen sucht. Inzwischen wollen wir mit Hrn. Bender gern zugeben, daß eben jener Handel gerade nicht deshalb unsittlich zu nennen sei, weil er dem Glücklichen einen leichten, fast mühelosen Gewinn gewährt; auch ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich Papierspeculation ganz wohl mit der Moralität des Individuums, das sich derselben hingibt, vereinbaren läßt. Allein, andererseits lehrt es auch die tägliche Erfahrung, daß sich gerade unter dieser Classe von Speculanten verhältnißmäßig am häufigsten jenes unsittliche und „strafwürdige" Bestreben äußert, mittels „verächtlicher Manipulationen" auf den Preis ihres Handelsobjects einzuwirken und sich einen Gewinn zu verschaffen. Sicherlich verdient aber, nach dem allgemeinen Sprachgebrauch, dasjenige Gewerbe ein unsittliches genannt zu werden, das, seiner Natur nach, am häufigsten zur

Verletzung des Sittengesetzes verleitet. Vermag die Kritik der staatswirthschaftlichen Seite des Werks nicht unbedingten Beifall zu ertheilen, so ist sie desto bereitwilliger, die Verdienste des Verfs. in Betreff der juristischen und kaufmännischen oder vielmehr technischen Behandlung seines Gegenstandes anzuerkennen. Das zweite Buch, „Von dem Rechtsverhältnisse der Staatspapiere" betitelt, zeichnet sich in dieser Beziehung ganz besonders aus. Dabei ist die Darstellungsweise des Verfassers wahrhaft populair zu nennen, sodaß sein Werk von allen Geschäftsleuten, welches sonst auch der Grad ihrer wissenschaftlichen Bildung sein mag, in schwierigen Fällen nur mit Nutzen wird zu Rathe gezogen werden. In eben dieser Beziehung müssen wir schließlich auch noch des Anhanges erwähnen, worin sich alle, die verschiedenen Staatspapiere betreffenden Verordnungen der respectiven Regierungen zusammengestellt befinden, Formulare von jenen Papieren angebogen sind, und endlich die im Verkehr mit denselben üblichen Redensarten, die ein ganz eignes, dem Laien ziemlich unverständliches Idiom bilden, erklärt werden. 27.

Neue Skizze einer Sommerreise durch Italien, Oestreich, Steiermark, Salzburg, Tirol. Von Gottfried von Dreger. Wien, Tendler. 1831. 8. 1 Thlr.

Ohne zu behaupten, daß dem Verf. dieser Reiseskizze alle Anlage, eine gute Reisebeschreibung zu liefern, fehle, können wir sein Buch doch nur als eine höchst unbedeutende Gabe dieser Art anerkennen. Eine Reisebeschreibung durch Italien hat Das mit einem Handbuch der Geometrie gemein, daß es fast unmöglich ist, etwas Neues und noch nicht Dagewesenes zu sein. Eine solche Arbeit erfodert jetzt, wenn sie nur den geringsten Werth besitzen soll, eine solche Masse von Vorstudien, so viel Urtheil und eine solche Bekanntschaft mit ältern Werken dieser Gattung, daß sie wirklich nur ausgezeichneten Köpfen auf befriedigende Art noch gelingen kann. Der Verf. dieser Skizze gehört nicht zu diesen Bevorrechteten; er gibt auf treuherzige und ziemlich anspruchslose Weise seine Reisebemerkungen wieder; allein, es fehlt ihm sichtbar nicht blos an der Kenntniß Dessen, was über Italien schon geschrieben ist, sondern auch an demjenigen Urtheil, welches das Bedeutende vom Unbedeutenden und das Anziehende vom Gleichgültigen unterscheiden lehrt. Ihm ist Alles neu und darum Alles wichtig; die Kunstkennerschaft, ohne welche ein Reisender in Italien nichts ist, geht ihm ab und wird weder durch den Geist ersetzt, der aus dem Individuellen und Geringerscheinenden allgemeine Gedanken zu entwickeln weiß, noch durch den Reiz des Vortrages, der über die Abwesenheit von Geist und Kenntniß oft zu täuschen versteht. Seine Bemerkungen sind von der flüchtigsten Art und erinnern nur zu oft an Wirthstafelgespräche und Ciceronengelehrsamkeit. Er macht auf Humor Anspruch, aber seine Laune ist so schwerfällig, als sein Styl verworren und sein Gedankenkreis beschränkt ist. Auf diese Art hat er für die Belehrung seiner Leser nichts, für ihre Unterhaltung wenig geleistet und ein Buch geschrieben, das, in Briefe an vertraute Freunde zerlegt, für diese anziehend, für das größere Publicum aber ohne Ausbeute ist. Mittelmäßigen Köpfen, welche Italien besuchen und das Verlangen in sich fühlen, dies Land, das Jeder beschreibt, auch nach ihrer Art schildern zu wollen, können wir nichts angelegentlicher empfehlen, als irgend einen bestimmten Gegenstand, sei er auch noch so unbedeutend, fest ins Auge zu fassen, sich auf diesen wohl vorzubereiten und diesen zum Hauptthema ihrer Schilderung zu nehmen. Auf diese Art allein kann ihre Arbeit einigen Werth erlangen; denn noch immer sind manche Richtungen des italienischen Volkslebens fast unausgebeutet. Allein, beinahe Jeder wirft sich mit oder ohne Fug in die Kunstkennerschaft und zieht es vor, lieber hier Unbedeutendes zu liefern als etwas Achtbares zu leisten, wenn er so die Administration, die Landescultur, die Industrie, das Maschinenwesen oder die häuslichen Einrichtungen zum Gegenstand seiner besondern Beobachtung genommen hätte. Auch der Verf. dieser Skizze ist in diesen Fehler einer zu allgemeinen und richtungslosen Auffassung verfallen und hat uns seine kleinen, persönlichen Abenteuer und Erlebnisse als Etwas hingegeben, das der allgemeinen Theilnahme werth wäre, ohne doch auf diese den geringsten Anspruch zu haben. Doch, wie denn kein Buch so unbedeutend ist, daß es nicht in irgend einer Beziehung brauchbar wäre, so ist auch diese schwache Skizze als ein flüchtiges Reisehandbuch nicht zu verwerfen, und der Verf. hat ihre Brauchbarkeit, als solches, durch einen statistisch-historischen Anhang über alle Orte, Gebirge und Gewässer, welche dem Reisenden auf der Straße von Wien nach Rom begegnen, erhöht. Der hier eingeschlagene Weg ist neu, und dies alphabetische Verzeichniß aller Merkwürdigkeiten auf und neben der Straße verdient Lob, selbst wenn auch nicht alle seine Notizen vollkommen richtig erscheinen, und manche derselben als ungenügend und lückenhaft angefochten werden könnten. Der Fleiß in diesem Theil seiner Arbeit leistet einigen Ersatz für die Flüchtigkeit und Unbedeutendheit der ersten Hälfte seines Buches. 25.

Besteuerung des Diebstahls.

(Eingesandt.)

Würtemberg hat einen Flächenraum von 360 Geviertmeilen und anderthalb Millionen Einwohner; der Finanzminister aber schwebt mit seinen Geldfoderungen immer um 10 Millionen Gulden herum, sodaß im Durchschnitt auch der Bettler jährlich zwischen 6—7 Gulden zu den Staatslasten beitragen muß. Unter dieser Summe sind die Gemeindelasten noch nicht begriffen. Man findet in den dortigen Steuerzetteln eine eigne Rubrik unter der Benennung: „Stadt- und Amtsschadep", welche unter ihrem weiten Mantel eine Menge Einzelnheiten deckt, die man nicht besonders benennen mag. Würtemberg ist reich an Salz, aber auch dieser Artikel unterliegt einer hohen Besteuerung; es wird den Bewohnern dieses salzreichen Landes, welche nicht einmal die in den Kocherfluß ablaufende Sole schöpfen dürfen, mit einem Aufschlag von mehr denn 100 Procent verkauft. Der Beweis hiervon ist augenfällig: man liefert z. B. dem Canton Bern sein erfoderliches Salz, frei bis zur Grenze dieses Cantons, für zwei Kreuzer das Pfund, der Würtemberger aber muß vier Kreuzer dafür zahlen, und dieser Aufschlag von 500,000 Fl. wird zu den Pensionen der Beamten, ihrer Witwen und Kinder verwendet, wiewol der ganze Pensionenbetrag, selbst den Landständen gegenüber, zu den Finanzgeheimnissen gehört. Wir lassen dies beruhen und sprechen von einem andern Gegenstand. Auf die vielen Klagen hat man die Grundsteuer ermäßigt, dagegen aber ist die Gewerbsteuer eingeführt worden, welche nach Befinden erhöht wird. Die Nachdrucker werden hierzu stattlich beigezogen. Enslin zu Reutlingen, welcher von Raumer's „Hohenstaufen" nachdruckt, schrieb einem seiner Abnehmer, er müsse jährlich 43 Fl. Gewerbsteuer zahlen, und die Fleischhauer'sche Wittib daselbst, welche unter dem Schutz der würtembergischen Gesetze gegenwärtig das „Conversations-Lexikon" nachdruckt, wird, weil ihr Geschäft viel größer ist, dieselbe noch überdies am Kalendermonopol Antheil hat, nach Verhältniß das Doppelte zu zahlen haben. Muß man nun nicht in Versuchung kommen, zu glauben, man begünstige in Würtemberg den diebischen Nachdruck, um auch durch diesen Industriezweig, neben dem Ertrag der Privilegien, die Finanzmittel zu verstärken? *)

*) Vgl. Nr. 18 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 24. — 24. Januar 1831.

Johann Friedrich VI., Herzog zu Sachsen-Weimar. Von O. L. B. Wolff.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Argwohn, Spott und Treulosigkeit seiner Umgebung brachte ihn zu grausamen Handlungen, welche erwiesenermaßen zweien Landleuten das Leben kosteten. Indessen mußte wol die alte Liebe zu den Waffen wieder in ihm erwacht sein, denn plötzlich war er von Ichtershausen verschwunden, ohne daß irgend Jemand wußte, wohin, bis die Nachricht einlief, er sei zu Lippstadt in spanischer Gefangenschaft. Auf Verwenden seiner Brüder wurde er freigelassen und lebte nun wieder eine Zeitlang in alter Weise, jedoch viel mehr noch als vorher beargwohnt, ausspionirt und angeschwärzt. Die Geistlichkeit trat öffentlich gegen ihn auf, er wiederum gegen die Geistlichkeit und selbst ohne Berücksichtigung heiliger Orte und Handlungen, seine Diener verließen ihn, seine Brüder fürchteten ihn, fürchteten seinen Krieg mit der öffentlichen Meinung und, seitdem er schon Ein Beispiel eines raschen und heimlichen Entschlusses gegeben hatte, auch Schritte, die das strenglutherische Haus Sachsen compromittiren könnten, etwa durch Annahme kaiserlicher oder liguistischer Kriegsdienste. Daher wurde ernstlich in Erwägung gezogen, ob diesem Treiben nicht durch Haft und Bekehrung ein Ende zu machen sei. Johann Friedrich entfloh, man wußte wieder nicht, wohin und mit welchen Plänen. Bei Nordheim stieß er auf Tilly'sche Vorposten, gerieth mit ihnen in Wortwechsel und Gefecht, wurde verwundet, gefangengenommen und in Tilly's Gewahrsam gehalten, bis er, nach Weimar ausgeliefert, in eine Gefangenschaft gerieth, die in anderthalb Jahren, unter den mannichfaltigen Qualen roher Ueberwältigung seiner Widersetzlichkeit und Raserei, aber mehr noch unter der ewigen Folter lutherischer Inquisitoren sein elendes Leben gewaltsam beendigte. Ob er sich selbst, oder ob ihn ein Anderer ermordet, ist ungewiß. Man fand ihn eines Morgens mit klaffender Wunde todt in seinem Kerker. Bei seinem Begräbniß scheint der Rath des widerwärtigsten Priestergehirns, welches aber für jene Zeit recht normal gebacken gewesen sein muß, da es seinen Inhaber zum altenburger Superintendenten avancirt hatte, befolgt worden zu sein: Consultissimum esse, *ut in loco obscuro terrae corpus maledictum demandetur*, ne Satanas aliis suis spectris quod agat, habeat.

Dies ungefähr wäre Johann Friedrich und seine Zeit. Die Sage stellt ihn als Ungeheuer, die Acten als Verbrecher dar, Hr. Röse glaubte daher für ihn auftreten zu müssen. Den wahren Seelenzustand und das wahre Glaubensbekenntniß des Herzogs zu ermitteln, wird freilich immer nicht geringe Schwierigkeiten haben, und in Rücksicht auf die Magie hat ihn der Hr. Röse vielleicht etwas zu rationalistisch gehalten, da zu bedenken war, daß es in den Verhören in seinem Interesse lag, die schwarze Kunst wegzuleugnen, und wirklich thut er dies durchgehends mit sichtbarer Aengstlichkeit. Wie sehr man ihn aber auch zu erniedrigen und zu demüthigen wußte, der alte Stolz und der furchtbarste Grimm verließen ihn nicht und brachten sein Schicksal zu schnellerer Entscheidung.

Die ganze Darstellung des Herrn Röse leistet mehr für die Charakteristik jener Zeit als des Herzogs selbst, dessen Bild freilich immer erst durch Schlüsse aus den Acten zu gewinnen war, während die Zeit aus jeder Zeile derselben mit ihrem eigenthümlichen Geiste zu uns redet. Die Aufgabe der biographischen Kunst ist somit auch der Sache nach keineswegs gelöst. Die Form vollends ist schwierig, und die interessantesten Dinge sind keineswegs in der anziehendsten, leichtesten Sprache vorgetragen; dennoch kann man mit einiger Mühe aus dem Buche die Zeit und den Mann finden, und somit hat Herr Röse allerdings auf gewisse Weise den Zweck seines biographischen Versuchs erreicht und gewiß auch Leser gefunden, die das Verdienstliche seines Unternehmens in seinem vollen Umfange anerkennen, besonders in einer Zeit, wo man beim Geschichtschreiben auf alles Verdienst von Seiten der Darstellung eines Gefundenen zu verzichten und nur noch eine gehörig beglaubigte Untersuchung vor den Augen des Volkes scheint gelten lassen zu wollen.

Allein, eben die mehr acten- als kunstmäßige Darstellung und vorzüglich die fehlende anschauliche Charakteristik des Herzogs mußten auch zu einer Bearbeitung des Stoffs nach den künstlerischen Anfoderungen hindrängen, deren Zweckmäßigkeit im Allgemeinen wir also anzuerkennen haben.

Wenn wir jedoch das Gedicht des Herrn Wolff in Betracht ziehen, so finden wir den Geist der Zeit weit matter citirt, als er aus den Quellen uns erscheint und zu uns redet. Alles schwimmt in einem traurigen oberflächlichen Rationalismus, Johann Friedrich ist ein vollständiger rationalistischer Professor, „der von keinem Geiste weiß", ja er hat schon als Kind Gespenst gespielt und die alten Leute erschreckt, glaubte also schon damals nicht, kaum daß die verschiedenen Pfaffen gläubig sind, und Wittersheim vollends ist der aufgeklärteste Intrigant unserer Tage, den man sich denken mag.

Die höchst poetischen Elemente dieser Zeit viel oberflächlicher und unpoetischer aufgefaßt zu haben als der Biograph, ist ein trauriges Ereigniß für das Gedicht. In der Geschichte, in der Sage, in den Acten liest man mit den auffallendsten Zügen ewig wiederholt: Johann Friedrich ging zu Grunde durch den Widerspruch mit der Zeit. Der lag aber keinesweges blos in seiner aufgeklärten Denkungsart, sondern vielmehr in seiner rationalistischen Magie. Die Pfaffen und der religiöse Aberglaube seiner Brüder wurden sein Verderben; in dem Gedicht wird es mehr sein unsinniger Charakter, der Haß seiner Brüder und die Tücke des beleidigten Wittersheim, dem die Verletzungen des öffentlichen Gewissens völlig fremd und gleichgültig sind und nur zum Vorwande dienen. Der Gegensatz, welcher aufgewiesen wird, war allerdings da, aber er ist nicht genug in seiner Eigenthümlichkeit, Wahrheit und Tiefe ergriffen und bei weitem mehr zur Mitursache als zur Hauptursache der Katastrophe gemacht. Kurz, Wittersheim und die allzu weltlichen Differenzen mit den Brüdern, indem ihr Zwist schon in den Kinderjahren nachgewiesen, und in der Ansicht Johann Friedrichs: „Hüte Dich vor Allem, was Familie heißt", zu sehr aufs Allgemeine gebracht wird, diese Elemente verderben das Verhältniß des Herzogs zu dem Zeitgeiste, indem sie die Kraft des Fanatismus völlig dadurch lähmen, daß sie ihn häufig als Nebenwerk, immer als unzulänglich für sich und manchmal sogar als blos vorgewendet erscheinen lassen. Außerdem ist Wittersheim zu sehr ein alter Bekannter, als daß er mit Recht einem lutherischen Inquisitor vorzuziehen oder auch nur gleichzustellen war. Die Kraft des beschränkten, orthodoxen Fanatismus und die Wahrheit des Aberglaubens, der selbst bei dem Rationalismus noch auf unerschütterlichem Boden steht, waren viel tiefere und zeitgemäßere Gegensätze als Aufklärung und Orthodoxie, deren Bekanntschaft man noch alle Tage auf einer Reise nach Halle machen kann, ohne sich zu den Acten der Hexenprozesse zu bemühen.

Leidenschaftlichkeit, Rachsucht und hochmüthiger Starrsinn sind das Hervorstechende in des Herzogs Charakter. Seine Empfindlichkeit ist nicht aus dem Widerspruch mit den Menschen und der Prätension auf Ehre, während er schon durch seine geistige Richtung die Meinung aller Menschen gegen sich hat, motivirt, sondern ursprünglich in seinen Charakter gelegt. Denn schon als Kind, so läßt ihn der Verf. erzählen, habe er seine Brüder gemieden, um mit seiner Hitze kein Unglück anzurichten. Dieser Charakter wird von keiner Idee regiert, er ist der erscheinende Unsinn und zwar in dem Maße, daß er uns zumuthet, aus seiner Unsinnigkeit sollen wir uns unmögliche Handlungen erklären lassen, z. B. auf der 102. Seite das Ausschlagen der Tilly'schen Kriegsdienste, die er zuerst gesucht hat. Es ist nicht zu leugnen, daß es so absurde Menschen gibt, wie Johann Friedrich in diesem Gedichte ist, aber in dem Gedicht muß der Charakter im Dienste einer vernünftigen Idee und seine Handlungen dadurch, daß sie ihr gemäß sind, wahrscheinlich sein. Ein unsinniger Mensch, der gar nicht weiß, was er will, eine Erscheinung, die keinen andern Sinn als den Eigensinn hat, und eine Kraft, die nur im Dienste der Willkür steht, sind keine Gegenstände für die Dichtung, wo Alles nach festen, geistigen Gesetzen bestimmt sein will. Es stand dem Dichter frei, der anerkannten geistigen Richtung auf rationalistische Magie, oder auf den Kriegsruhm zur vorherrschenden zu machen und beide Bestrebungen mit einander, ja noch mit mancherlei Hindernissen im Charakter streiten zu lassen, aber keinesweges den Helden durch kindische Geberdung und Eigensinn die Idee seines Lebens verlieren zu lassen. Oder hat Johann Friedrich die Idee seines Lebens nicht verloren, weil er keine hatte? Wenn die Acten allen möglichen Unsinn auf sein unglückliches Haupt häufen, so folgt daraus keinesweges, daß seine ganze Bestrebung keinen Sinn gehabt, und wenn sie so keinen zu haben schien, war es die Aufgabe der Dichtung, ihr einen zu geben.

So wie er jetzt ist, kann Johann Friedrich uns nur als eine verunglückte Copie erscheinen und nicht anders als unangenehm berühren, wenngleich wir zugeben, daß er in seiner absurden Weise allerdings erscheint.

Wenn wir auf diese Weise gezwungen werden, sowol den historischen als den dramatischen Zweck für verfehlt und das Gedicht von aller tiefern Bedeutung entblößt zu finden, so wollen wir doch auf der andern Seite nicht leugnen, daß die Darstellung leicht und lebendig, die Charakteristik zuweilen sehr wahr und die Sprache an einigen Stellen charakteristisch für jene Zeit ist, während sie freilich wieder an andern, namentlich in Johann Friedrichs aufgeklärten Betrachtungen ganz modern wird. Wäre nun für eine Novelle die gefällige Copie des Lebens hinreichend, erfoderte sie keine geistige Bedeutsamkeit, und zwänge namentlich hier nicht Stoff und Form zu den Anfoderungen, die wir zu machen genöthigt waren, so müßte man anerkennen, daß dieses offenbar improvisirte und ohne höhere Tendenz aufgewachsene Gedicht recht artig wäre. Man wird es mit Leichtigkeit und Vergnügen durchlesen, aber auch bei jeder strengern Prüfung bekennen müssen, daß der fruchtbare Herr Verfasser mehr Leichtigkeit, Reminiscenzen und Talent als Tiefe, Originalität und Genie bewiesen hat. 153.

Betrachtungen über die Finanzen und Gewerbe im preußischen Staate, veranlaßt durch die Schrift des Hrn. G.=O.=F.=R. Ferber über Preußens gewerblichen und commerziellen Zustand. Berlin, Logier. 1830. Gr. 8. 8 Gr.

So interessant dieses finanzielle Tractätchen ist, so deutlich die Vertrautheit des Verfs. mit seinem Gegenstande aus demselben hervorleuchtet, so können wir doch nicht umhin, sogleich ab ovo Zweierlei an demselben auszustellen, nämlich 1) daß der Kern desselben in einer viel zu weiten Schale steckt, und 2) daß dieser Kern selbst nur sehr locker zusammenhängt; ohne Bild: der Titel sagt viel mehr aus, als die Schrift enthält, und die Schrift selbst folgt nur ungefähr dem allgemeinen Gange der Ideenassociation des gewöhnlichen Lebens. Diese beiden Ausstellungen compensiren sich jedoch insofern miteinander, als der eigentliche Gegenstand der Schrift, nämlich das preußische Steuer= und Zollwesen (keineswegs das ganze Finanz= und Gewerbswesen des preußischen Staates, wie man nach dem Titel erwarten sollte) allerdings in jener mehr praktischen als wissenschaftlichen Denkfolge die rechte Form ihrer Betrachtung zu haben scheint. Es bliebe also eigentlich nur der Tadel des Titels übrig; daß dieser aber gerecht ist, beweist der erste Blick auf die Intestina der Schrift. Denn nach einem kurzen Satze von dem günstigen Einflusse der Handels= und Gewerbsfreiheit auf die Betriebsamkeit und Wohlhabenheit der Nationen im Allgemeinen unternimmt der Verf. sogleich den Katzensprung auf die unabwendbaren Steuern und auf das von ihm auch gänzlich verworfene Prohibitivsystem, dessen Nachtheil er zugleich an einzelnen Beispielen, die England und Frankreich liefern, darzuthun sucht; und so kommt er denn auf das preußische Zoll= und Steuerwesen insbesondere, welches nun auch bis ans Ende den Unterhaltungsstoff darbietet. Der Grund des allzu umfassenden Titels scheint aber weniger in dem allgemein menschlichen Triebe nach großartigen Titeln als in dem zufälligen Umstande zu liegen, daß die vorliegende Schrift ein mittelbarer Descendent einer andern Schrift: „Ueber Preußens gewerblichen und commerziellen Zustand" ist, und sonach unwillkürlich den Namen ihres Ascendenten angenommen hat. Das Verhältniß vorliegender Broschüre zu der Ferber'schen Schrift ist übrigens nicht etwa das der Widerlegung oder Berichtigung, sondern das echt verwandtschaftliche der Ergänzung und Fortführung, wie aus mehren Stellen sich ergibt. Noch müssen wir, da wir nun einmal um diese Schrift erst so von Außen herumgehen, bemerken, daß sich das Motto derselben aus der preußischen Regierungseinstruction von 1808: „Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei dem Staate vortheilhaft, Sachen dann noch selbst zu verfertigen, wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche ihm die eigne Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein anderes Gewerbe angelegt worden, reichlichen Gewinn bringen können. Es ist nicht nothwendig, den Handel zu begünstigen, er muß nur nicht erschwert werden", daß sich, sagen wir, dieses Motto zu der großartigen Stelle S. 10 fg. etwas sonderbar ausnimmt, wo es heißt: „Dem preußischen Staate war es vorbehalten, nachdem er den Ackerbau sowol als die übrigen Gewerbe von den aus frühern Zeiten her auf ihnen lastenden Fesseln, sowie den Verkehr im Innern von den Binnenzöllen befreit hatte, auch endlich dem Handel die ihm so nöthige Freiheit zuzugestehen, indem in dem Zollgesetz vom 26. Mai 1818 der Grundsatz angenommen wurde: daß alle fremde Erzeugnisse der Natur und Kunst im ganzen Umfange des Staats eingebracht, verbraucht und durchgeführt werden könnten, allen inländischen Erzeugnissen der Natur und Kunst die Ausfuhr verstattet würde, und daß die auf die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr gelegten Steuern nur mäßig sein sollten". Inwiefern die Realisirung dieser liberalen Ansicht dem preußischen Staate vorbehalten gewesen, und ob nicht bereits vor dem Jahre 1818 in manchem andern Staate Deutschlands dieselbe ins Leben getreten sei, diese Frage bedarf nicht erst der Beantwortung; ebenso möchte wol Mancher bei den „mäßigen Einfuhr= und Durchfuhrzöllen", durch welche die Blüte des Handels unterstützt worden sein soll, die Achseln zucken, was (tropisch genommen) sogar unser Verfasser selbst durch gegenwärtige Schrift thut, indem er hauptsächlich die vielen für das Interesse des preußischen Volks und Staats zu hohen Schutzsteueransätze, besonders für raffinirten Zucker, Wein, Taback, baumwollene Stuhlwaaren, seidene Stuhl= und Strumpfwaaren, halbseidene Waaren, appretirte Leinwand, Zwirnspitzen, Wollenwaaren, fertige Kleidungsstücke, kurze Waaren, Lederwaaren, Porzellan u. s. w. aus sehr verschiedenen Gründen, aber meist siegreich und überzeugend bekämpft. Der Hauptgrund des Verfassers hierbei aber, der zugleich seinen höhern politischen Sinn und seinen richtigen staatsökonomischen Blick bewährt, ist das Princip der durchgängig ineinandergreifenden Gegenseitigkeit des Völkerhandels, vermöge dessen der erleichterte Absatz fremder Waaren in einem Staate demselben wieder zum Vortheil wird, da sich der Verkehrsgewinn stets in gegenseitiger Bewegung befindet, während jede Erschwerung der Einfuhr, sowie jede Art der Handelsstockung das Handelsleben zwischen 2 Völkern überhaupt lähmt und sonach jeden davon erwarteten Vortheil durch ihren Nachtheil weit überwiegt. Ebenso hat der Verf. Recht, wenn er namentlich bei denjenigen Gegenständen, welche das Ausland unverhältnißmäßig wohlfeiler als das Inland geben kann, eine hohe Besteuerung für höchst nachtheilig erklärt, da durch letztere das besteuernde Land offenbar in einen nicht zu berechnenden Nachtheil gegen den ganzen übrigen Continent tritt und sich selbst somit unleugbar den größten Schaden thut. Denn ein Heben der eignen Industrie wird, wie der Verf. mit Recht sagt, durch Entfernung fremder Producte weit weniger als durch anspornende Concurrenz erreicht; er hat diese Wahrheit in Beziehung auf den preußischen Staat durch Beispiele der Erfahrung dargethan. Endlich ist, außer mehren Nebengründen, z. B. der Kostspieligkeit der Grenzbewachung bei einem so übel arrondirten Staate, wie der preußische ist, der großen Gefährdung der Moralität, ja zum Theil sogar des Lebens der Bürger wegen eines oft sehr geringen Zuwachses der Finanzen u. s. w., noch besonders als Hauptmotiv zu Verminderung und Erniedrigung der Steueransätze angeführt: daß durch dieselbe das Quantum des Steuergewinnes im Ganzen dennoch sich steigere, indem nun eine unverhältnißmäßig größere Masse von Waaren eingebracht werde. So paradox dieser Satz klingt, im Ganzen ist er gewiß wahr, wenn auch nicht allemal von untrüglicher Sicherheit. Der Verf. beruft sich zur Bestätigung desselben auf Rußland, wo nach dem ermäßigten Zolltarif von 1820 sich in 2 Jahren die Zolleinkünfte um mehr als 20 Procent vermehrt haben sollen. Würde jedoch, so sagt der Verf. weiter, wirklich ein Minus für die Staatscasse aus der Herabsetzung der nach den Grundsätzen der Finanzwissenschaft bisher zu hoch gehaltenen Zollansätze sich ergeben, so müßte man einige früherhin noch unbesteuert gewesene Gegenstände in den Steuerzwang mit einschließen, oder man müßte dafür eine mäßige, jedoch allgemeine Ausfuhrsteuer anordnen, oder endlich, man müßte einige inländische Producte, namentlich z. B. Baumwolle, Leinen, Seide, Wolle, welche bedeutend sind in der Production und in der Consumtion, mit einer erklecklichen Abgabe belegen. Mit diesem guten Rathe ist es unserm Verf. aber nicht anders ergangen als dem Schiffer, von welchem jener alte Dichter sagt: „Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim". Und dies ist auch der Hauptwiderspruch, der sich in der Schrift um so auffallender offenbart, da dieselbe übrigens so viel Besonnenheit und gründliches Nachdenken verräth. Man höre nur, wie der Verf. auf S. 6 mit einer ziemlichen Sicherheit ausspricht: „Hieraus scheint klar zu sein, daß in einem Staate von größerm Umfange die Einführung neuer Schutzsteuern niemals gerechtfertigt werden kann". Und nach 50 Seiten räth er selbst zu diesem Mittel, das Deficit zu decken,

das durch die Verminderung zu großer Steueransätze hervorgebracht werden würde! Nun, wir wollen uns damit trösten, daß irgend ein Philosoph einmal gesagt hat, Consequenz an sich sei noch keineswegs Wahrheit. Dagegen ist wieder sehr interessant, was der Verf. über die Zollverträge Preußens mit andern Staaten, sowie über die preußische Rhederei sagt, welche letztere ihn am Schluß der Schrift zu der Ansicht bringt, der preußische Staat würde vielleicht weise handeln, wenn er einen Theil des ungeheuern Aufwandes für seine bewaffnete Macht dazu benutzte, sich eine eigne Marine zu verschaffen. Merkwürdig ist hierbei folgende statistische Angabe: „In Preußen ist gegenwärtig beinahe die Hälfte sämmtlicher Staatseinkünfte für die Vertheidigung des Staates, und zwar lediglich durch ein Landheer bestimmt, während in England und Frankreich, den Hauptseemächten Europas, die Unterhaltung der Land- und Seemacht zusammengenommen, noch nicht ein Drittel sämmtlicher Staatseinkünfte erfodert". Nicht minder merkwürdig sind eine Menge anderer Stellen des Buchs, z. B. zu Anfang S. 8 über England, wo gezeigt wird, daß die ungeheure Steuer, die daselbst die Einfuhr fremden Weizens unterdrückt, die Grundbesitzer unendlich reich, die Pacht der Grundstücke enorm hoch, das Getreide und Brot deshalb entsetzlich theuer und dadurch jenen Abstand zwischen Reichen und Armen in England so schreiend macht wie in keinem andern Staate. Von Frankreich wird gesagt, daß die hohe Besteuerung des fremden Eisens daselbst durch die Vertheuerung der Eiseninstrumente sogar dem Ackerbau nachtheilig geworden sei. Nun, man sieht hieraus, was es sagen will, in einem Staate Finanzminister zu sein. 70.

Romanenliteratur.

1. Eifersucht und Eigenwille. Eine Erzählung von Franziska Halden. Jena, Schmid. 1830. 12. 1 Thlr. 9 Gr.
2. Seraphine. Ein Roman in Briefen. Oder: Herbstrosen. Zweiter Band. Von Hedwig Hülle. Bremen, Heyse. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
3. Die Leiden und Freuden einer Badereise. Von der Verfasserin der „Bilder des Lebens" und der „Pauline Selbach". Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
4. Der Fürstensohn. Eine Geschichte unserer Tage, von Wilhelmine Lorenz. 2 Theile. Leipzig, Wienbrack. 1830. 8. 2 Thlr.
5. Die letzten Erzählungen von Charlotte Wollmer. Das Pfarrhaus zu Schlieben. Die Zwillingsschwestern. Das graue Fräulein. Leipzig, Rauck. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
6. Märchen und Erzählungen von Sophie Gräfin von M., geb. Prinzessin v. S. K. Erstes Bändchen. Prüfungen der Liebe. Der Juwelenlieferant. Zweites Bändchen. Mathilde, die Erscheinung in der Einsiedelei im Park. Märchen aus der Geisterwelt. Mainz, Kupferberg. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
7. Volkssagen, gesammelt von Agnes Franz. Wesel, Klönne. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
8. Erzählungen, Polterabend, Scherze, dramatische Scenen, Fest- und Gelegenheitsgedichte von Lotte Luise Krause. Breslau, Aderholz. 1830. 8. 1 Thlr.

Sämmtliche Erzählungen gleichen sich darin, daß sie sich wenig, manche gar nicht zieren, daß sie das Lieblingsthema schriftstellernder Damen, Entsagung, nicht als actives Negativ abhandeln; höchstens, wenn man einmal darauf erpicht ist, sie zu treffen, ließe sie sich als reines Negativ spüren, nämlich in der Darstellung manches Uebels, das entsteht, weil sie nicht vorhanden. Ein Drittes, das diese Schriftstellerinnen gemein haben, möchte ihnen vielleicht nicht angenehm zu hören sein, und doch ist es viel, viel besser, keine weibliche Genialität als eine erzwungene, misgeleitete.

1. Neben dem Gleichen ist das Ungleiche überall merklich, jede Leistung hat ihr Eigenthümliches. Eifersucht und Eigenwille stören beide Ehen eines schönen, nur ihren Launen folgenden Fräuleins, deren Unarten nicht so pikant dargestellt sind, daß sie ihr verziehen würden und wir warmen Theil an ihr nähmen. Wäre sie liebenswürdig, wir fänden ihr endliches Schicksal grausam, jetzt nur gerecht.

2. „Seraphine's" Verfasserin meint es gut mit ihren Mitschwestern und möchte durch die Zustände selbst ihnen die Nothwendigkeit, recht zu handeln, um glücklich zu sein, lehren; sie predigt das nicht trocken und dürre hin, spricht hübsch und richtig über Empfindungen und Gefühle; aber man glaubt nicht so ganz, daß sie die Leute haben, sie sind zu wortreich, und der Wüstling schreibt fast ebensowie das sittsame, unerfahrene Mädchen.

3. „Die Leiden und Freuden einer Badereise" knickern ebenfalls nicht mit Worten, aber auch nicht mit Gedanken; die Geschichte, deren Ver- und Entwickelung gleich in den ersten Seiten sich errathen läßt, ist die bindende Schnur für artige, selbst sinnige Anschauungen des Badelebens in Pfeffers und den nahen Gegenden; kein Versuch, mit Worten zu malen, und doch deutliche, anmuthig gefärbte Bildchen.

4. „Der Fürstensohn", mehr Wahrheit wie Dichtung, ist die innere Bildungsgeschichte eines vor wenig Jahrzehenden verstorbenen Fürsten, dessen treffliche, menschliche Tugenden nur von Einigen, die ihm nahe standen, erkannt wurden, weil sein schönes, liebebedürftiges Herz in seinen zartesten Empfindungen vielfach gekränkt, verhöhnt und getäuscht, er fast gezwungen wurde, sich in sich abzuschließen und wenigstens äußerlich die Miene des Menschenhassers anzunehmen. Die wirkliche Geschichte des edeln, verkannten Fürsten war eine Kette von Entsagungen für sich und Die, welche er liebte; also durften sie der Nachbildung nicht fehlen; glückverheißend, ruhebringend sind diese abgedrungenen Entsagungen nicht. Die Erzählung würde gewinnen, wenn sie da, wo sie in Betrachtung, oder auch mitunter, wo sie in Dialog übergeht, nicht zu sichtlich das Bestreben ansichtrüge, sich mit Zierlichkeit auszudrücken.

5. 6. Die Erzählungen der bürgerlichen und die der fürstlichen Dame mischen Romaneningredienzen nach guten Recepten, ja, sogar mit dem Anstrich von Neuheit. Die Bürgerin löst eine Geistergeschichte natürlich auf, ohne daß es albern und trivial wird; die Durchlauchtige nimmt Geister und Feen zu Hülfe, wo sie mit Menschen ausgekommen wäre. Das ist vornehmer und also ihr angemessen, sowie das nachlässige, um nicht zu sagen, fehlerhafte Deutsch ihrer Schreibart und das schöne Papier, der elegante Druck dieser Bände.

7. Der bloße Name der Verfasserin der „Volkssagen" ist sichere Bürgschaft, daß die Art der Darstellung die zweckmäßigste sei und sich in jeder Hinsicht über das Mittelmäßige erhebe. In der That hat Agnes Franz durch die Form den Stoff erneut, ja veredelt, in den „Rheinischen Sagen" theils mehre mit Sinn und Geschmack verbunden und das dazu Erfundene aus einem Guß mit dem Vorhandenen entstehen lassen, theils Schroffes gemildert, durch Reinheit des Begriffes verklärt, wie in der allbekannten Sage „Die Brüder". In „Welen, der Vogelsteller", ist das Grausige und Dunkle der uralten, heidnischen Vorzeit Mährens wohl getroffen, „Die Entstehung von Adersbach" ist so phantastisch gehalten, mit einem sentimentalen und selbst leisen, humoristischen Anklang, wie das wunderbare Felsenlabyrinth selbst, gleichsam ein sichtbar gewordenes Märchen, ein versteinerter Traum.

Beinahe möchte man dem Zufall Absicht zutrauen, wie er Nr. 8 das letzte Buch in dieser Anzeige sein ließ. Die Mehrzahl der darin enthaltenen Dinge, zumal der gereimten, gehörten einem engen Kreis an, der die Beziehungen und Scherze verstand und sie um dieser willen liebgewinnt, statt daß sie die damit Unbekannten (gewiß den größern Theil der Leser) kalt lassen. 84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1831.

Shakspeare und das herrschende ästhetische Princip des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Franz Horn. *)

§. 1. Daß man Shakspeare auch hassen könne, ist von mir gelegentlich behauptet, ja sogar wiederholt worden, doch hat ein wohlmeinender Recensent diese Behauptung in Zweifel gezogen. Ich danke ihm dafür, denn er gibt mir Gelegenheit, den nur hingeworfenen, doch nicht unwichtigen Gedanken auch historisch zu erörtern.

Wir wissen hoffentlich so ziemlich Alle, was wir uns unter der großen romantischen Poesie des Mittelalters zu denken haben, und bei dieser Ansicht wird es uns klar, daß sie ihren höchsten Triumph dann feiern mußte, als die höhere Erkenntniß, welche durch die Reformation hervorgegangen war, sich mit der Gemüthskraft und Phantasie jenes Mittelalters vereinigte. In diesem Zenith steht Shakspeare, der von dort aus die reichste und in dem Reichthum künstlerischste Welt zu erschaffen und zu formen vermochte, und ihm zunächst Cervantes, doch in einem kleinern Kreise, weil jene höhere Erkenntniß nicht in dem Maße zu ihm gedrungen war. Einige früher eingesogene scholastisch kritische Vorurtheile hemmten ihn zwar nicht bei dem Roman, wol aber bei der Ansicht und Dichtung der Schauspiele, wo er deshalb minder glücklich erscheint. **)

Auf dieser höchsten Sonnenhöhe konnte sich jedoch die Poesie und das Leben nicht halten. Was früher als sicherer Religionsfriede sich hatte geltendmachen wollen, war nur ein langer Waffenstillstand gewesen, in welchem sich beide Parteien — gleichsam wie die Brüder Hermann und Flavius — friedlich angeredet hatten, während mehr als der Strom sie schied; jetzt aber brach ein neuer Krieg aus, und zwar ein solcher, wie ihn die Welt nie gesehen hat und auch schwerlich jemals wieder sehen wird, jener dreißigjährige, über dessen furchtbare Bedeutung und grauenvolle zweite Hälfte ich schon in frühern Schriften geredet habe. Ein solcher Krieg hob gewissermaßen die gesammte Zeit aus ihren Fugen, veränderte die Richtung des geistigen Strebens nach allen Seiten hin und (was ich besonders accentuiren möchte) war keineswegs zu Ende, als man den Frieden einläutete. Einen solchen Fürsten-, Priester-, Völker- und Brüderkampf konnten keine beschriebenen und besiegelten Pergamente, wie sie uns Münster und Osnabrück reichlich gaben, zum Schlusse bringen, und es möchte bedenklich sein, bestimmen zu wollen, wann er eigentlich wahrhaftig geendet habe, falls er überhaupt beendigt worden.

§. 2. Eine seiner nie genug hervorzuhebenden Folgen, auf die in Hinsicht der Poesie und Kunst hier Alles ankommt, war: die Rohheit der Sitten, die sich in das gesellschaftliche Leben eingedrängt hatte. Der Krieg mit allen seinen Schrecken hatte sich nicht wie ein furchtbares Gewitter vorüberrauschend entladen, sondern er ward zuletzt gleichsam als ein naturgemäßer fester Zustand betrachtet. Jetzt freilich hatte man aus Erschöpfung eine Art von Frieden schließen müssen; allein, es war selbst die Bedeutung dieses Wortes fast verlorengegangen und die entzügelten Leidenschaften konnten sich nicht zur Ruhe begeben. Von jener schönen Ritterlichkeit, welche die ungeheuere Kraft und Wildheit oft genug gemäßigt und durch Liebe versöhnt hatte, war jetzt kaum die Rede mehr. Das Thier im Menschen hatte zu sehr und zu lange Zeit die Oberhand gewonnen, um so schnell wieder gehorchen zu lernen; die Rohheit hielt sich für rechtmäßig herrschend und zeigte sich in widerlichem Selbstbehagen. Auch regte sich zuweilen sogar die Lust am Gemeinen und Häßlichen, die dem sündhaften Zustande eine Würze leihen sollten.

Wo war hier nun Hülfe zu finden? Nur in dem Umschwunge der gesammten Kraft der Menschheit wäre sie zu finden gewesen. Wer aber hätte einen solchen zu geben vermocht? Man suchte deshalb Hülfe in einer gewissen einseitigen Erkenntniß und Verstandesbildung, die noch am ersten zu erreichen war und wenigstens den Ausbrüchen der gesteigerten Rohheit in den Verhältnissen zur Gesellschaft und zur Kunst wehren sollte. Man durfte nicht mehr wagen, sich selbst in Freiheit zu setzen, wie

*) Als Probe aus dem zur Ostermesse erscheinenden 6. Bd. von des Verf. „Erläuterungen zu Shakspeare's Schauspielen". D. Red.

**) Unter allen genialen Spaniern des 16. und 17. Jahrhunderts (insoweit wir sie durch den Druck kennen) ist Cervantes vielleicht der Einzige, der von dem ihn umgebenden Papismus wenig oder gar nicht berührt worden ist. Wir finden ihn oft so frei und heiter, daß man versucht wird, ihn für einen evangelischen Protestanten zu halten. Deshalb habe ich ihn auch hier in Beziehung auf den durchaus klar religiösen Shakspeare nennen dürfen.

man ehedem hatte wagen können, und in der steten Scheu vor der durchbrechenden thierischen Leidenschaftlichkeit mußte man selbst der Natürlichkeit den Eintritt verbieten. Spuren von dieser Ansicht (bewußt oder bewußtlos, verworren oder deutlich ergriffen, ist hier die Frage nicht) finden sich überall und in allen Lebensverhältnissen. Die Erziehung wurde bis zur Härte streng, und die Ausdehnung der Vater- und Lehrergewalt erinnert sogar an altrömische Sitte. Die Religiosität erwachte zwar hier und da von Neuem, zeigte sich aber meistens nur als Ahnung in Knechtsgestalt, ohne Anmuth, herbe und starr wie bei Menschen, die sich selbst nicht trauen.

§. 3. Das Schönste, was die Natur geschaffen hat, der menschliche Körper, wurde gleichsam wie ein Verbrecher betrachtet und nicht blos unmäßig verhüllt, sondern wie mit Absicht durch die häßlichsten Moden entstellt. Wer irgend ästhetischen oder auch nur angeborenen natürlichen Sinn hat, muß bei den greulichen Perrücken, den bauschigen, jede Grazie der Bewegung hemmenden Röcken, den bis zum Knie herabgesteiften Westen der Männer, sowie bei den im grellen Uebermaß der Geschmacklosigkeit erfundenen Reifröcken und den scheußlichsten Kopfverzierungen der Frauen am Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts zurückschaudern, denn es ist hier keineswegs blos von einer häßlichen Mode die Rede, sondern von der gesammten Richtung des Geistes, die dergleichen nicht nur ertragen konnte, sondern überhaupt das Häßliche als Schönes zu betrachten befahl. Aus dem gesellschaftlichen Ton war während des langen Krieges jede Grazie entflohen, und man konnte sie jetzt nicht zurückzaubern; um aber die Rohheit zu entfernen, erfand man das Geschlepp von Complimenten, mit dem jede Unterhaltung sich wie mit einer Wache umgeben mußte. Man hatte nicht mehr den Muth, mit freier Bildung sich heiter und würdig auszusprechen, denn jene Bildung war fast überall verlorengegangen, und man mußte nur darauf denken, die von feindlichen Leidenschaften erfüllte Brust, den an Rohheit gewöhnten Geist, die erhitzte Verzweiflung, oder die trübe Verworrenheit zusammenzuschnüren. Haben wir dies Alles genau aufgefaßt, so wird uns das Sinken im Gebiet der Wissenschaften, besonders in deren Vortrage, sowie in aller Kunst, vollkommen deutlich.

§. 4. Frankreich hatte während jenes Krieges am wenigsten gelitten und am meisten an äußerlicher Stärke gewonnen, indem es erst dann den germanischen Löwen angegriffen, als dieser schon halb verblutet war. Um so ruhiger konnte es den Gang der Verhältnisse überschauen, und um deswillen ging auch von ihm die geistige Gestaltung der nächsten Zukunft aus. In Hinsicht auf Kunst kam hier noch der üble Umstand hinzu, daß Frankreich damals noch keine festgegründete Literatur gehabt hatte, obwol wir dort allerdings einige Dichter und Schriftsteller finden, die mit dem wahrhaft Schönen und Lebendigen vertraut waren und wenigstens das Leichte und Angenehme auch darzustellen vermochten: — Einzelheiten, die jedoch keine Literatur bilden können. Stets aber hatte in Frankreich die Verstandeserkenntniß als Princip aller Lebensverhältnisse vorgeherrscht, und jetzt sollte sie auch als herrschendes Literaturprincip, und ganz besonders in der Poesie vorherrschen, weil man in ihr am meisten die Ausbrüche des frühern Freiheitsgefühls fürchtete. Hier nun traten 2 Männer auf, die in dieser Beziehung schwerlich jemals vereint genannt worden sind und die doch wol am meisten zu diesem Wendepunkt der poetischen Bestrebungen beitrugen. Es ist der Cardinal Richelieu und der Dichter Corneille.

§. 5. Der „Cid“ des genannten Dichters ist von der äußersten Wichtigkeit, denn er bildet den Endpunkt der alten und den Anfangspunkt der neuern Zeit. In diesem Drama sind noch manche Elemente von der Herrlichkeit und dem Glanze der scheidenden Periode vor unser Auge gestellt, die tiefe Liebe einer edeln Jungfrau zu dem Jünglinge, in welchem sie den Helden erst noch ahnet, aber mit Sicherheit, weil die echte Liebe nicht irren kann. Aber das Geschick prüft diese Liebe auf eine furchtbare Weise. Roderichs Vater wird von Chimenes Vater auf eine Weise beleidigt, welche nach den Gesetzen der Welt, der Alle angehören, den Sohn zur Rache anfeuert, und der Beleidiger fällt im Zweikampfe mit ihm. Da muß die Geliebte, wie sehr sich auch ihr Herz sträuben mag, bei dem Könige selbst um Bestrafung des Geliebten bitten; doch ehe noch die königliche Entscheidung sich vollständig ausgesprochen hat, erscheinen die Mauren vor Sevilla, und da jetzt jede Privatangelegenheit zurücktreten muß, wird Rodrigo durch einen herrlichen Sieg der Retter seines Vaterlandes. Immer höher wächst Chimenes Liebe für ihn, aber immer deutlicher sieht sie auch die Pflicht ein, um die Bestrafung des Mörders ihres Vaters zu bitten.

In solchen Elementen bewegt sich das ganze Stück, und es wird in uns der Gedanke rege, wie wol etwa Shakspeare in schöner Unbefangenheit der Freiheit einen Stoff wie diesen aufgefaßt und dargestellt haben würde. Auch an Corneille ist hier Vieles zu rühmen, er ist mit dem Verstande völlig Herr des Stoffes geworden, und er weiß ihn so mächtig zusammenzufassen, daß wir — besonders da einzelne schöne Herzenslaute unmittelbar zu unserm Gefühl sprechen — leicht getäuscht werden und für poetisch dramatisches Leben halten können, was doch nur Verstandesorganisation zu nennen ist.

§. 6. Es ist sehr löblich von dem Dichter, daß er uns die ganze trübe Verwirrung und den Kampf der Leidenschaften stets deutlich überschauen läßt, aber er thut es mehr nach der Weise eines Richters, der beide Parteien mit klugem Sinn angehört und, während die Zuhörer alle sich in das Ohr flüstern: „Wie wird das enden?“ zu sagen scheint: „Ich allein, der ich so künstlich Verwickeltes vor mir sehe, kann auch entwickeln“. Es ist ein sehr bedeutendes Wort, jenes wohlbekannte: „daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt sei“, und es gilt gleichfalls von poetischen Werken. Auch in diesem „Cid“ tritt dieser Fall zuweilen ein. Corneille hat gewiß recht strenge über die Art nachgedacht, wie Chimene bei dem Könige um die Bestrafung ihres Geliebten bitten müsse, aber der Verstand gibt auf eine solche Frage keine

erfreuliche Antwort, weil er überhaupt die ganze Bitte für unverständig erklärt. Er würde, falls er sich gefragt sähe, ruhig antworten, nach den einmal eingeführten Gesetzen der Ritterschaft habe Roderich nicht anders handeln können, und ihr Vater habe sich durch sein höchst ungebührliches Benehmen den Tod selbst zugezogen. Das sei nun zwar für die Tochter sehr traurig, doch werde sich dergleichen Gefühl wie alle menschliche Schmerzen schon mit der Zeit legen, und dann könne sie, nach abgelegter Trauer, doch noch eine vergnügte Hochzeit mit ihrem Geliebten halten. Den König endlich mit Racheblitten zu behelligen, sei vollends unstatthaft, theils weil man klugerweise überhaupt nicht gegen den Geliebten sprechen dürfe, theils weil auch solche Ehrenzweikämpfe nicht wie andere Mordthaten bestraft zu werden pflegten.

Die Poesie hat eine andere Antwort; weil aber Corneille beide hörte, aber beide nur einzeln und halb, so können jene Scenen Chimenes und des Königs nicht ganz ohne Lächerlichkeit sein. Dasselbe gilt von Roderichs Zusammenkunft mit ihr, wo der höchste Aufwand rhetorischer Kraft, zwischen conventioneller Erhabenheit und Süßigkeit schwankend, doch kein rechtes Mitgefühl erweckt. So macht auch Roderich, wenn er zu häufig den bloßen Degen der Geliebten reicht, damit sie ihn durchstechen möge, wenig Eindruck, da wir nicht wohl glauben können, das Fräulein werde sich eines so gefährlichen Instrumentes gegen ihn bedienen, was ohnehin der Dame übel anstehen möchte.

§. 7. Weit entfernt aber, daß jene Zeit, die den „Cid" entstehen sah, diese Ansicht getheilt hätte, erklärten die kritischen Stimmführer dasselbe für viel zu poetisch und phantastisch. Es ist bekannt, daß Richelieu selbst, der auch die Poesie als eine Dienerin seiner Staatskunst zu betrachten schien, als ein mächtiger Widersacher des Stücks auftrat, und daß die pariser Akademie der Wissenschaften und freien Künste die Ansichten des gefürchteten Mannes zu den ihrigen machte. Corneille selbst erschien auch späterhin als ein Anderer, gleichsam als habe er sich darein ergeben, es könne die Zeit keine echte Poesie mehr ertragen, und es war ihm hinfort genug, erhabene Gedanken und heroische Gefühle in wohltönenden Versen auszusprechen. Diese wurden dann irgend einem griechischen oder römischen Könige oder Feldherrn geliehen, Königinnen und Prinzessinnen in ähnlichem Styl waren gleichfalls zur Hand und gehabten sich in nicht minder furchtbaren Tiraden, und das Trauerspiel war vollendet. Zuweilen überschlich ihn wol noch seine umfassendere Natur, und die ruhige Kraft z. B. in den allbekannten Worten des alten Horatius: „Qu'il mourût!" erinnert an den echten Dichter, der durch ein einziges einfaches Wort eine ganze Situation erleuchten kann. Aber er will kein echter Dichter mehr sein, und indem er es nicht will, ist er es auch schon nicht mehr. So setzt er denn, gleichsam um sich für die beiden schönen Worte zu bestrafen, die gezierten hinzu: „Ou qu'un beau désespoir alors le secourut", wodurch sogleich der ganze Eindruck verderbt wird. *)

*) Ueberhaupt ist es sehr bedenklich, daß aus den sogenannten Classikern jener Zeit so häufig einzelne Stellen als ganz „was Besonderes" angeführt werden, denn daß sie wirklich etwas Besonderes sind, ist eben das Unglück. Bei Aeschylus und Sophokles ist Alles aus Einem Stück, aus Einem Guß.

§. 8. Wir wissen ferner, daß Racine, weil die Corneille'sche Erhabenheit bei einem gemischten Publicum doch nicht immer allein ausreichen wollte, noch die zärtlichen Passionen in seinen Tragödien zu zeigen versucht, wobei ihm der sanfte Wellenschlag seiner Verse sehr zu Hülfe kam, bis endlich Voltaire, auch damit noch nicht zufriedengestellt, etwas Philosophie in die Tragödie hineinbrachte, was man zu seiner Zeit so etwa in den Salons Philosophie nannte. Die mathematisch-kluge und genaue Anordnung dieser Stücke machten sie beliebt und bewundert. Den Ausbrüchen der Rohheit war überall Thür und Thor versperrt, aber auch den Lauten der Natur und des Herzens, mithin der Poesie selbst. Es hat Zeiten gegeben, wo die Poesie aus allen gedruckten europäischen Schriften, wie aus dem Leben selbst fast ganz verbannt war; und wollte ja einmal die alte Zeit an sich und ihre Poesie erinnern, so erklärte man mit gelassener Keckheit: man verachte beide. Man hatte sich so weit von ihr entfernt, daß man sie gar nicht mehr ahnete. Es ist sehr zu beklagen, daß Shakspeare, aller Wahrscheinlichkeit nach, weder Corneille'n noch Racine'n jemals zur Hand gekommen ist. Beide hätten ihn durchaus verabscheuen müssen, und es würde interessant sein, sie über ihn zu vernehmen. Voltaire hat bekanntlich ein paar Werke von Shakspeare wirklich in der Hand gehabt, einige Blätter von ihm zu übersetzen versucht und dann gar sehr auf ihn gescholten. Für ihn und seine ganze Natur aber hat er bei weitem nicht genug gescholten. Hätte er seine witzelnde Abneigung und kecke Anfeindung, die zum Theil auch wol aus Unkenntniß der Sprache entstanden ist, zu wirklichem Hasse und Abscheu gesteigert (was bei ihm so völlig consequent gewesen wäre), so würden wir ohne Zweifel einen merkwürdigen und historisch-wichtigen Aufsatz bekommen haben, wobei die Ueberzeugung: „Shakspeare oder ich; nur Einer von uns kann gelten", ihm gewiß neues Redefeuer geliehen hätte. Was er aber jetzt über ihn vorgebracht hat, ist bekanntlich ein völlig gehaltloses, unnützes Geplauder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Hauff's sämmtliche Schriften, geordnet und mit einem Vorwort versehen von Gustav Schwab. Erstes Bändchen. W. Hauff's Leben, von Gustav Schwab. Gedichte. Stuttgart, Brodhag. 1830. 12. 3 Gr.

In einer Reihenfolge von 32 kleinen, elegant ausgestatteten Bändchen erscheinen so die sämmtlichen Dichtungen des früh Hingeschiedenen, der in der kürzesten Zeit eine beinahe unglaubliche literarische Thätigkeit an den Tag gelegt und durch die Lebendigkeit seiner Darstellungen, durch die Anmuth und Frische seines Tones in Erzählung und Satyre sich die Zuneigung des lesenden Publicums erworben hatte. So wenig das

poetische Talent, das ihn belebte, ein originelles und großartiges genannt werden kann, so trägt doch die ganze meteorähnliche Erscheinung des Dichters, sein Glück und sein Verschwinden etwas so Ungewöhnliches und Merkwürdiges an sich, daß man sich kaum des Gedankens an zauberische Kraft und geheimnißvolles Wesen dabei erwehren mag. Dies wird um so mehr befestigt durch biographische Andeutungen der ganzen Jugendentwickelung Wilhelm Hauff's, wie solche im vorliegenden 1. Bändchen der Sammlung enthalten sind, daß derselbe als Knabe gegen andere Kinder weit zurückgestanden und keine Hoffnung für eine ausgezeichnete Laufbahn gegeben habe, während nur in leisen und allmälig lautern Spuren seine Anlage zur Auffassung und Darstellung des menschlichen Lebens in freien phantastischen Gebilden hervortrat.

Der verehrte Herausgeber von Wilhelm Müller's Schriften hat auch seinem schwäbischen Landsmann und Freunde die Ehre erwiesen, die Sammlung zu ordnen und mit einer biographischen Schilderung des Dichters zu bevorworten. Die schönen poetischen Nachrufe von Schwab und Uhland sind gleichfalls abgedruckt. Eine Anzahl von Gedichten W. Hauff's füllt den übrigen Raum des 1. Bändchens. Diese Dichtungen sind, wie Schwab in seiner Lebensbeschreibung bemerkt, großentheils mehr von der Gelegenheit als von der Stimmung hervorgerufen; aber sie besitzen eine gefällige Diction und charakterisiren den Geist der Jünglingsjahre, welchen sie beinahe durchgängig angehören, als einen edeln, kräftigen, für Freundschaft und Vaterland hochentflammten. Das erste unter diesen Gedichten: „Der Schwester Traum", welches zuerst im „Taschenbuch für Damen" auf 1828 als Erklärung eines englischen Stahlstiches stand, soll der Schwanensang Hauff's gewesen sein und hat auch wol durch seinen Inhalt eine innere Beziehung zu den Ahnungen, die den damals schon erkrankten Dichter bei dessen Abfassung berührt haben mögen.

Auch die übrigen Bändchen der Sammlung sind nunmehr (Nov. 1830) bis zum 28. erschienen, und bald wird das Ganze vollendet sein. Die Folge ist diese: 2—9, „Lichtenstein"; 10, „Othello"; 11 und 12, „Die Bettlerin vom Pont des arts"; 13, „Jud Süß"; 14 und 15, „Das Bild des Kaisers"; 16, „Die letzten Ritter von Marienburg"; 17, „Die Sängerin"; 18, „Skizzen"; 19—24, „Memoiren des Satans"; 25—28, „Märchen".

Dem 1. Hefte ist ein lithographirtes Portrait des Dichters beigegeben. Obwol nach der unübertrefflich wahren Büste von Theodor Wagner gefertigt, hat es doch keine erfreuliche Aehnlichkeit mit dem schönen Original. 12.

Aus Italien.

Keine Entdeckung, die von Herculanum und Pompeji ausgenommen, möchte für die archäologischen Studien so folgenreich sein als die Auffindung der Gräber von Vetulonia durch einen glücklichen Zufall auf den Gütern des Prinzen von Canino. Alle aufgebauten Systeme über die früheste Bevölkerung Italiens erhalten dadurch einen Stoß, und aufgegebene oder als unhaltbar verworfene Behauptungen kommen durch die auftauchenden Schätze dieser Gegend wieder zu Ansehen. Jene alttyrrhenisch-griechische Bildung, der Roms Siege ein Ende machten, tritt hier glänzend und Bewunderung gebietend aus tausendjährigem Schlummer ans Licht, die Versicherung der Alten bestätigend und neue zu voreilige Schlüsse widerlegend. Während man bisher das Tuscische nur kannte, d. h. Das, was nach der Besiegung des alten tyrrhenischen Stammes durch die Rasener, noch mehr dann die Oberhand gewann, als von Clusium aus Lars Porsena die Macht des alttyrrhenischen Vorortes Tarquinii brach, zeigt jetzt sich auf einmal von mehren Seiten her das ursprünglich Verkannte wieder. In der Fläche, genannt Cavalupo, unweit des Berges Cucumella, gab im Anfange des J. 1828 ein Zufall die erste Spur der verborgenen Schätze. Man entdeckte eine Grotte, die etruskische Gefäße, richtiger tyrrhenische, enthielt; durch die Verwalter des Prinzen von Canino, des Besitzers dieser Gegend, wurden die zuerst und bei einigen fortgesetzten Grabungen aufgefundenen Gefäße an Hrn. Dorow verkauft. Bald aber war der Prinz von Canino von dem Vorfall unterrichtet; augenblicklich begab sich seine Gemahlin an den Ort des Fundes, und binnen 4 Monaten kamen aus jenen Hypogäen, stets an demselben Flecke, über 2000 Stücke zu Tage, von deren Werthe jetzt die italienischen Kunstblätter voll sind, da sie durch Form, Inschriften u. s. w. das allgemeinste Interesse erregen. Aber zum besten Zeugnisse für jene später verdrängte und neuerdings verkannte Culturperiode fand man in der neuesten Zeit auch in Adria, einst Atria, einer tyrrhenisch-pelasgischen Stadt, in dem Landstriche, wo Po und Etsch dem Meere zuströmen, Ueberreste, welche den Glauben an eine tyrrhenische Culturperiode bestärken, wenn man nicht Handelseinfuhr annehmen will, die gewöhnliche, doch stets misliche Auskunft. Denn um 350 der Stadt Rom ward Hatria durch Bojer erobert, und daß seitdem Einfuhr griechischer Kunstwerke dort stattgefunden, wird man kaum annehmen mögen. An einer für Kunstwerke ergiebigen Stelle hat man nun jetzt Gefäße gefunden, die durch Inschriften sich auszeichnen, alle im Besitze einer Familie Bocchi in Adria, in der Liebe zu solchen Resten vererbt ist, und einen neuen Anhalt zur folgenreichsten Vergleichung. Gestützt auf diese tastbaren Belege, möchten die neuesten Italiener („Bibl. ital.", April 1830) den Griechen sogar den Ruhm streitig machen, in der Humanität ihren Altvordern vorangestanden zu haben.

Als der gläubigste Bewunderer der Verdienste Champollion's spricht sich Hr. Jos. Acerbi, k. k. Generalconsul für Aegypten, in einer Beschreibung Nubiens und Aegyptens nach seinen erhaltenen Monumenten aus, die im August- und Septemberhefte 1830 der „Bibl. ital." aufgenommen ist. Ohne die Zweifel nur zu ahnen, die gegen Champollion's Lesearten vorgebracht worden sind, gibt er in dem nützlichen Wegweiser über Alles, was archäologische Reisende auf der Fahrt mit dem Nile von Wadihalfa an aufzusuchen haben, die Namenschilder, die an den Gebäuden sich finden, zum Theil ausgeschrieben, zum Theil nur übersetzt. Der Reisebericht reicht bis Denderah, den letzten Ort der großen ägyptischen Denkmale, mit Ausnahme der Pyramiden; und Italiener, denen das von Deutschen und Engländern Geleistete über mehre Theile der Topographie fremd ist, können wirklich glauben, hier gute Belehrung zu finden. Genauer besehen, ist eine Abhandlung aber, wie Dr. Parthey's „Comm. de Philis insula ejusque monumentis" (Berl., 1830), mehr werth als die hier gegebene, zwar auch auf Autopsie, aber flüchtiger, beruhende Beschreibung. Dann schlägt eine von Parthey gegebene Bemerkung, daß die an den Säulen gelesenen Namen, vorausgesetzt, daß sie richtig verstanden wurden, noch nichts für das Zeitalter der Aufrichtung beweisen, eine Menge der Angaben nieder. Aufgefodert, der Bibliothek der Brera zu Mailand eine Papyrusrolle und eine Mumie zu verschaffen, machte Hr. Acerbi ihr in patriotischem Eifer eine entwickelte und eine unentwickelte Rolle zum Geschenk, die er in Aegypten erworben, zugleich aber auch eine unechte, die er in Gurna gekauft, ein Product speculirender Araber. Seit so viele echte jetzt zur Kenntniß des Publicums gekommen, wäre es wol wünschenswerth, daß die unechte zunächst bekanntgemacht würde. Eine Fabrik der Art kann nur durch Abnehmer bestehen; und wie viele mögen sonach in England und außer England sich finden, die zur gleichen Classe gehören! Es wäre gut, sie kennen zu lernen. Der Brief aus Triest vom 30. Juni 1830, der diese Geschenke dem Director der Brera, Hrn. Gironi, anmeldet, erwähnt zugleich, daß Michale Missabichi, ein Syrer, der Vorsteher der Druckerei zu Bulac, gestorben, und daß es schwer sein möchte, ihn zu ersetzen. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1831.

Shakspeare und das herrschende ästhetische Princip des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Franz Horn.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

§. 9. Das Princip der französischen Tragödie, sowie überhaupt sämmtlicher für die Gesellschaft vom ersten und zweiten Range berechneter französischer Gedichte wird stets der genauesten Betrachtung würdig bleiben, und es ist, so viel ich weiß, noch niemals als eine welthistorische Begebenheit und That anerkannt worden. Und doch hat es diese Geltung, und um so mehr, da es in der ganzen europäischen Literatur siegend wurde.

Wenden wir uns nun auch an den besten und gefühlvollsten Menschen, der sich aber von Kindheit an gänzlich in diese Lehre begeben hat, und fragen, wie ihm bei einem Shakspeare'schen Stücke zu Muthe werde. Er ist nicht abgeneigt, an den Leiden so anziehender Wesen wie Romeo und Julie Theil zu nehmen, aber um das zu können, muß ihm das ganze Geschick dieser Liebenden anders, durchaus anders vorgetragen und gleichsam zugerichtet werden. Er wird freilich auch jetzt hier und da wirklich ein wenig gerührt; aber da kommt ihm plötzlich die Amme und Peter, nebst der ganzen Schar wunderlicher Bedienten in die Quere, er traut kaum seinen eignen Augen und vermag nicht zu begreifen, wie Shakspeare eine so gänzliche Geschmacklosigkeit begehen konnte. Er rafft sich noch einmal auf und will sich an die bloßen Hauptpersonen halten, aber auch bei diesen kommt er nicht aus dem Verdrusse heraus. Julie sagt z. B. unbefangen genug zu dem Geliebten:

> Wenn Deine Liebe, tugendsam gesinnt,
> Vermählung wünscht u. s. w.

Er entsetzt sich vor dieser Offenherzigkeit und weiß für dieselbe keinen Platz unter den nobeln Passionen. Er ist längst gewohnt, daß Giftmischerei, Ehebruch, Blutschande und dergleichen eine Hauptrolle in den Tragödien spielen, aber eine solche unbefangene, rasche, Alles entscheidende Erklärung im Munde einer jungen Dame ist ihm noch nie vorgekommen.

Ich möchte ihm zu bedenken geben, daß der Duft einer Blume, die sich zu der andern hinneigt, doch wol nicht viel Anderes bedeuten könne, als was Julia eben ausgesprochen hat, nur daß die Blume glücklicher ist und keines Priestersegens bedarf, den freilich selbst der weise Prospero im „Sturm" mit Recht für nöthig hält. Ueberhaupt aber ist jenem Kritiker bedenklich, daß sich 2 Menschen so wunderbar und völlig lieb haben, als wollten sie aus der bekannten Platonischen Idee wirklich Ernst machen, wie es denn auch dem Plato gewiß Ernst damit gewesen ist. Wir trauen jenem Leser wirklich zu, daß er sodann bei der Nachtscene der beiden vereinten Liebenden mit freudiger Rührung verweilen werde, denn der Trost der Nacht, die Nachtigall, und die Lerche, „des Tags Verkünderin", werden ihn schwerlich kaltsinnig bleiben lassen; aber er fragt sich doch mit ängstlichem Herzklopfen, ob dergleichen auch auf die Bühne gehöre, ja ob überhaupt die Poesie das Recht habe, die zartesten Geheimnisse des Lebens anzudeuten. Seine kritischen Freundinnen, die Marquise A. und die Vicomtesse B. würden die Frage gewiß verneinen, und er sieht das Misfallen dieser geschätzten hohen Personen vorher. Auch diese Damen können vielleicht nicht dafür; sie sind einmal daran gewöhnt, daß die Prinzessinnen in den Trauerspielen, ehe sie sich bereit erklären, zu lieben, erst Bedingungen machen und sehr beträchtliche Geschenke haben wollen, z. B. ein Königreich, oder furchtbare Rache für irgend ein Verbrechen, das vielleicht vor 20 oder 30 Jahren begangen worden u. s. w. Auch ist die Liebe, welche sie verheißen, eine streng calculirt metaphysische; ein möglichst zärtlicher Blick ist das Höchste, was geleistet werden kann, und ein Prinz, der etwa gar um einen Kuß bitten wollte, würde als barbarisch und Grausen erregend abgewiesen werden.

§. 10. Bei den Lustspielen tritt derselbe Fall ein. Wer z. B. die Fräuleins in Destouches Komödien als Norm gelten läßt, wie kann sich der in eine Rosalinde und Cälie finden? Und wer Regnard's Liebhaber als erfreuliche Leute erachtet, wie muß Dem Orlando vorkommen? Wer seit Jahren oder Jahrzehnden gelernt hat, die eigne Brust zusammenzuschnüren, weil es der gesellschaftliche Anstand so haben will, wie kann Der Freude finden an Shakspeare's in den mannichfaltigsten Farben des Witzes glänzender, reichhaltiger Narrengalerie? Und doch berühre ich hier nur das Einzelne und habe noch nicht einmal gefragt, wie ihn das Ganze dieser Stücke ergreifen und überwältigen würde! Er müßte sich wie berauscht fühlen; aber es könnte kein süßer Rausch sein,

denn jede Ueberwältigung ist lästig; und ist es nicht natürlich, den Ueberwältiger zu hassen? Don Carlos freilich erwählt dagegen ein schönes Mittel, denn als er sieht, daß er Posa's Größe nicht erreichen werde, entschließt er sich, ihn grenzenlos zu lieben, um so des Freundes Tugend auch zu der seinigen zu machen. Wer aber möchte einem Batteux oder Laharpe zumuthen, sich die Verfahrungsweise des jugendlichen Helden, des jugendlichen Schiller zueigenzumachen? Sie und Alle, die auf ihren Wegen wandeln, müssen Shakspeare hassen, und je unumwundener sie dieses Misbehagen aussprechen, desto interessanter ist es.

§. 11. Der Gang der ästhetischen Bildung in England seit Shakspeare's Tode ist in dieser Beziehung noch bei weitem nicht genügend betrachtet worden, und ich werde auf diese höchst wichtige Betrachtung noch zurückkommen. Hier sei es genug, nur die äußersten Spitzen der Dinge zu berühren, um zu dem bezweifelten Zwecke zu gelangen. Bei der vorherrschenden Staatsbürgerlichkeit des englischen Volkes gingen die Dichter, vom Element der Erde gefesselt, mit den Zeitbegebenheiten fast den gleichen Schritt. Anfangs glaubte man noch, man könne sich auf Shakspeare's Pfaden halten; und da man noch nicht zu der Einsicht gekommen war, daß Shakspeare eigentlich gar keine Manier, sondern nur Styl hat, so schrieb man Beaumont und Fletcher, Massinger u. s. w., als einen Shakspeare Nr. 2, 3, 4 in den kritischen Regimentslisten freudig auf. Wie aber der Irrthum, umsichgreifend, immer neue Irrthümer erzeugt, so fing man nun auch bald an, die Nachahmer höher zu stellen als den Nachgeahmten, bis man endlich auch den neufranzösischen Weg einschlug.

Es war wirklich die höchste Zeit, denn, die Willkür für Freiheit haltend, war man von einer ästhetisch-moralischen Sünde in die andere verfallen, und die bunteste war die liebste geworden. Selbst in Ben Jonson ist das Lustige nie ohne Härte und säuerlichen Nachgeschmack; Fletcher versinkt oft in das Gemeine, wenn er zu ergötzen hofft, Otway lacht in der Verzweiflung und weiß, wie Dryden, kaum mehr Frechheit von Lustigkeit zu unterscheiden. Daß bei solchen Umständen Shakspeare zurücktreten mußte, versteht sich von selbst; und wenn man ihn noch hier und da mit Bewunderung und Lobeserhebung begrüßte, so war dies sehr oft nur dem alten Herkommen gemäß, nicht lauteres Urtheil, denn, mit wenigen Ausnahmen (z. B. des unglücklichen Otway, der sich tief unterordnete), glaubten die Dichter im Allgemeinen, in Bildung und Geschmack weit über Shakspeare zu stehen. Es konnte aber zur damaligen Zeit in England auch nicht wohl anders kommen, weil, wie bereits oben gedacht worden, die Poesie gern gemeinschaftliche Sache mit der Politik machte. Die Lähmung in den bedeutendsten Lebensrichtungen fing bereits in den letzten Regierungsjahren Jakobs I. an, und die unsittliche Gährung unter Karl I. zeigt sich auch in der Poesie, der Milton's starre Erhabenheit und scholastische Mystik nicht aufhelfen konnte. Rührend ist es, daß der unglückliche König mit einer großen Liebe für Shakspeare in seiner traurig verwandelten Welt fast allein stand, sowie denn auch eine Zeit, die, einem Cromwell huldigend, den rechtmäßigen Fürsten das Blutgerüst besteigen läßt, von Puritanern verdumpft, gar nicht verdiente, Shakspeare zu lieben. Was hätte sie z. B. nicht Alles aus des Dichters der englischen Geschichte selbst entnommenen Schauspielen, z. B. aus Heinrich IV. V. VI., lernen können? Hier ist Shakspeare nicht blos das Ideal eines rückwärts gekehrten Propheten, sondern auch eines mit scharfem Blick vorausschauenden, und so darf man behaupten, daß ein Volk, falls es die genannten Werke völlig verstanden hätte, niemals zu jenen fürchterlichen Bürgerkriegen, sowie zu der dumpfen, Geist und Geschmack lähmenden Puritanerherrschaft gekommen sein würde.

§. 12. Die Wiedereinführung des Hauses Stuart auf den Thron von England konnte höchstens eine äußerliche Ruhe auf kurze Zeit hervorbringen; aber die Sittenlosigkeit war so groß geworden, daß man selbst eine äußerliche Heuchelei, eine Art von Angst vor der Idee der Sittlichkeit, hätte wünschen mögen. In jedem Falle stand man tief unter Frankreich, wo selbst der Zwang, mit Anstand verbunden, einigen Glanz und vielen Schimmer verbreitete. Ganz besonders finden wir die dramatischen Dichter Englands um diese Zeit ohne alle Scham und Scheu. Sie stellen die nackte Sünde in ihrer Frechheit siegend-lustig dar, gleichsam als sei dies so eben recht, der Weltmann könne nicht anders, als so schildern, und dürfe auf das Seufzen der Creatur nicht hören. Es gibt englische Dramen, welche Stoffe behandeln, die sich jeder rechtliche Mensch auch nur zu träumen verbieten oder im schlimmern Falle schämen würde, geträumt zu haben, sowie es für Frauen sogar unmöglich sein müßte, das bloße Personenverzeichniß solcher Dramen ohne Erröthen zu durchlesen; nicht zu gedenken des Wunders, daß die Schauspielerinnen sich herabließen, dergleichen Sachen zu spielen, wie sie auch später noch unter Wilhelm III., sowie unter der Königin Anna gespielt wurden, bis endlich eine gründlichere Ehrbarkeit unter Georg I. von Neuem den gebührenden Platz behauptete.

§. 13. In jedem Falle dürfen wir deshalb den weitern Sieg oder Halbsieg des französischen Literarsystems in England um den Anfang des 18. Jahrhunderts (nach dem Frieden zu Utrecht) als ein relativglückliches Ereigniß betrachten. Die edle Freiheit, die, als solche, nothwendig Eins ist mit den ewigen Gesetzen der Schönheit, bedarf keines Zügels, wol aber bedarf dessen die Willkür, und zwar eines sehr strengen. Den lieh jetzt Frankreich her, und man war mit Erfolg bedacht, diesen Zügel so glänzend auszurüsten als möglich. Als Kinder, aber auch als Führer dieser Zeit sind Addison, Pope und Steele zu betrachten, in deren Gedichten und Kritiken sich alles Gute und Schlimme vereint, was aus jenem System zu entspringen pflegt. Den eigentlichen König der modernen Poesie, William Shakspeare, behandeln sie mit nüchternem Anstand und loben manches Einzelne an ihm; sein Ganzes aber ist ihnen verborgen, und was sie für sein Ganzes halten, ist ein Gespenst, auf das sie sehr schelten.

Da sie übrigens gute Patrioten sind und des großen Dichters Berühmtheit doch auch mit zu dem englischen Nationalreichthum gehört, so lassen sie ihn sich nicht nehmen. Auch muß das kraftvolle Volk, das Shakspeare'n auf seine Weise liebt, geschont werden; und so klagt man lieber des Dichters Zeit als roh und ungeschlacht an und bedeckt damit seine sogenannten Fehler.

Die Sache wäre ziemlich leicht ins Reine zu bringen, wenn man die Summe von Geist und Poesie, die unter Elisabeth und Jakob I. an den Tag kam, mit der unter Georg I. vergliche, dann ließe sich auch wol vermuthen, daß nicht blos in der „Schenke zum wilden Schweinskopf", sondern auch in der Shakspeare-Jonson-Fletcher'schen „Seejungfer" weit mehr Witz und Humor verbraucht wurde als in Pope's und Addison's Lieblingskaffeehause. Wollten diese Männer ganz consequent sein und rein von der Brust heraus sprechen, so müßten sie Shakspeare gleichfalls abgeneigt sein, wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob diese Empfindung ihnen selbst ganz klar war oder nicht, da sie meist nur als Bedauern sich zeigt.

§. 14. Ueber den Gang der Poesie in Deutschland und wie sie sich namentlich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gestaltete, habe ich in frühern Werken meine Ansichten bereits ausführlich mitgetheilt, und es möge deshalb zum gegenwärtigen Zwecke Folgendes hinreichen.

Das eigentliche Blütenalter der deutschen Romantik war schon zu der Reformationszeit nicht blos vorüber, sondern längst vergessen, und in edelm Streben nach Wahrheit gerieth man späterhin — wie nun einmal die mangelhafte Natur des Menschen den Irrthum erzeugt — auf die Vernachlässigung der Phantasie und des Schönen. *) Selbst die begabtesten Dichter des 17. Jahrhunderts knüpften leider ihre Poesie an keine Vergangenheit an, höchstens, und selten genug, an einzelne Momente der Vorzeit, die sie durch Tacitus ahneten. Ohne genugsame Kenntniß, und also auch ohne genügende Liebe für die Nibelungen, Minnesänger u. s. w., fingen sie die ganze Sache von vorn wieder an, gleichsam als habe es früherhin noch gar keine deutsche Poesie gegeben, und sobald wir ihnen diesen traurigen Irrthum vergeben, so fühlen wir uns für Manches, was sie geleistet, nur noch zu größerer Neigung und Bewunderung hingerissen. Indessen konnten diese einzelnen Stimmen der immer weiter umsichgreifenden Rohheit nicht Einhalt thun. Ein dreißigjähriger oder, wie ich lieber sagen möchte, fünfunddreißigjähriger, beispiellos wüthender und gräßlich zerstörender Krieg hatte ganz Deutschland aus seinen äußern und innern Fugen gerissen, und der von Fremden dictirte westfälische Friede konnte fürs erste nichts weiter bewirken als ein gezwungenes Weglegen der Schwerter, mit denen man so lange gegen die eignen Brüder gekämpft hatte, bis endlich beinahe die Hälfte der Einwohner durch Schlachten, Hunger und Pest ausgerottet war.

*) Man denke nur an den Teuerdank und vergleiche ihn mit den Nibelungen!

§. 15. In solcher Lage mußten wol die Genien der Anmuth und der Poesie weit hinwegfliehen, und statt ihrer zeigte sich verhaltener Grimm oder offene Rache, Rohheit, Störrigkeit u. s. w. Die alte Religiosität und Gemüthstiefe, die Treuherzigkeit, Naivetät, Unbefangenheit u. s. w. lebten allerdings noch in den eigentlichen Repräsentanten der Deutschheit fort, und sie mußten fortleben, weil ohne sie gar kein Deutschland möglich ist; aber die Menge war verwildert, und diese Verwilderung hatte sich durch alle Stände hindurch verbreitet. Selbst um der äußern Ruhe willen mußte man nach möglicher Verfeinerung der Sitten streben, denn selbst die sonst fröhlichen Gesellschaften waren nicht selten zu — Schlachtfeldern geworden, auf denen die entzügelten Leidenschaften zu den Schwertern griffen. *) Da aber die wahre Verfeinerung nur aus einer freien Brust hervorgehen kann, so war, was durch äußerlichen Zwang erreicht werden mag, keineswegs schön zu nennen, sondern nur ein Nothbehelf, der jedoch durch die Noth selbst begriffen und entschuldigt werden muß.

So entstanden die theils prächtigen, theils steifen, theils langweiligen Formen in dem geselligen Leben der Deutschen, jene Wolke von weitschweifigen Höflichkeitsredensarten, jene Unzahl von Complimenten, von denen auch nicht ein Buchstabe erlassen wurde. Die zwängenden Formen unter den europäischen Fürsten, besonders unter den Deutschen, sind allgemein bekannt, da sie tief in unsere Geschichte eingreifen, aber sie gehen auch durch sämmtliche strenggetrennte Stände hindurch. **) Ueberall machte sich das Reglement in den Verhältnissen der Gesellschaft kund, überall galt das Fachwerk, das Geländer, die

*) Wer Gelegenheit gehabt hat, Tagebücher deutscher Edelleute und Bürger aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu lesen, wird wissen, wie oft bei größern Festmahlzeiten, Hochzeiten und Kindtaufen die Degen und die Dolche gezückt wurden, und wie oft bei der fast allgemeinen Berauschtheit in der tumultuarischen Mitternacht Wunden und Tod erfolgten. Selbst der edle Kampf um die Reformation hatte, einseitig geführt, die Grazien schon früher verscheucht.

**) Wer darüber Auskunft haben will, lese Gottfried Stieve's „Hofceremoniel" (Leipzig, 1715), und er wird sogleich (S. 11 des Vorberichts) belehrt werden, daß das Ceremoniel einer der „sublimsten" Theile der „Historie" sei. Er wird erfahren, daß noch im J. 1697 die Gesandten zu Ryswik Monate brauchten, um sich über äußerliche Formen, Titel u. s. w. zu einigen oder doch zu verwahren, ehe man auch nur dazu gelangte, über den für alle Theile höchst nothwendigen Frieden zu verhandeln. Dieses Buch kann aber auch Jeden, der es noch nicht weiß, belehren, daß durchaus nicht die Deutschen allein, sondern sämmtliche Völker Europas der starrsten Ceremonielwissenschaft huldigten; daß aber Rohheit und Grobheit mit ihr Hand in Hand oder doch neben ihr wandeln können, kann Niemanden befremden, der jene Wissenschaft als ein Product der Angst vor der Rohheit betrachtet. Sie galt überall, und wenn sie hier und da noch durch einige Graziosität gemildert ward, so wehrte sie doch im Allgemeinen fast jedem höhern Aufschwunge, sodaß in geselligem Verkehr Formen und Titel die Handhaben wurden, bei denen man sich allein fassen konnte.

Schranken. Jeder unterrichtete sich genau, wie viel Ehre er zu geben aber auch zu fodern habe, und es starrte gleichsam das gedruckte Conduitenbuch in das lebendige Leben befehlend hinein.

(Der Beschluß folgt.)

Pariser Journalwesen.

III. Schnellschreiber.*)

Die Stenographen spielen in Paris eine sehr bedeutende Rolle. In den Hörsälen der besten Professoren, in den Gerichtssälen und in der Kammer, überall sind die besten Plätze von Schnellschreibern besetzt. Der Professor räuspert sich, und der Stenograph schneidet seine Feder; der Professor beginnt in gezogenem Ton die Einleitung, und die Feder des Stenographen gleitet gemächlich über das Papier; Professor und Feder gerathen in fortwährendem Crescendo bis zur schnellmöglichsten Bewegung, und hält der Professor plötzlich inne, so sieht sich der Schnellschreiber urplötzlich um, betrachtet die Zuschauer und notirt: Vifs applaudissemens. Jedermann weiß, zu welcher Fertigkeit die Stenographen in England und Frankreich gelangt sind. Wird viele Meilen weit von London eine Rede gehalten, so erscheint sie denselben Abend in der Hauptstadt gedruckt, und die Schauspieldirectionen haben sich mehr als ein Mal darüber beklagt, daß Schnellschreiber die Stücke nachschreiben, um sie auf andern Bühnen aufführen zu lassen.

In Paris schickt jede Zeitung 2, 3 Schnellschreiber in jede Kammer. Diese Journalisten nehmen der Rednerbühne gegenüber einen bedeutenden Raum ein. Jeden Augenblick stürzt ein Bedienter zu ihnen herein, um ihre Blätter in die Redaction zu tragen, und während sie das Ende einer Rede niederschreiben, ist manchmal der Anfang gedruckt. Natürlich schreiben sie nur die wichtigen oder anziehenden Reden vollständig auf; und damit sie die gehörige Auswahl treffen, nimmt man Leute, welche sich auf Politik verstehen und dieselbe politische Meinung haben wie das respective Blatt. Spricht ein Freisinniger, so rundet der liberale Stenograph seine Perioden, der absolutistische macht sie so eckig als er kann. Murrt die Versammlung gegen einen jesuitischen Redner, so hält der liberale Stenograph das Murren für heftig, der Schnellschreiber der „Gazette" dagegen ist taub. Von den Journalisten in der Kammer hängt es ab, ob Hr. Viennet gut spricht oder schlecht, wiedererwählt oder ausgeschlossen wird; Hr. Viennet kann ruhig sein. So oft er den Schnellschreibern in ihrer Loge einen Besuch abstattet und ihnen die in der Kammer circulirenden frischesten Neuigkeiten erzählt, ebenso oft hält er in den Zeitungen des folgenden Tages die merkwürdigsten Reden, denn Höflichkeit verdient Anerkennung.

Ich glaube, Langbein hat ein pudelnärrisches Original abgezeichnet, das aus der Haut fahren möchte, weil ein Mitreisender jedes Wort, das es spricht, jede Geste, die es macht, schleunigst zu Papier bringt. Mag nun dieses Original Zippel heißen oder nicht, den verständlichen, lustigen Langbein findet man noch nicht in Paris, während man dort Jean Paul übersetzt, und, sans comparaison, den Herren Deputirten geht es zuweilen wie besagtem Original. Auch das Blättchen „Figaro" hat seinen Stenographen in der Kammer. Ihm ist wenig daran gelegen, ob die Staatsmänner über das Departemental- und Munizipalgesetz und andere große Angelegenheiten deliberiren; weit mehr, ob der Redner, welcher eben spricht, einen Lockenkopf hat oder einen Kahlkopf, ob er den Einbogen auflehnt oder mit beiden Armen auf die Bühne schlägt, ob er bei einem eignen Witze bescheiden thut oder aber sich belächelt. Hat nun gar ein Redner, besonders ein Ultra, das Unglück, einen Sprachfehler zu begehen oder der Wasserflasche, die neben ihm steht, eine Ohrfeige zu versetzen: nächsten Morgen lachen eine Million Menschen über den armen Deputirten; und kommt der Figaro-Stenograph etwas zu spät in die Loge, so fragt er vor Allem seinen Nachbar: Y a-t-il eu du scandale?

Friedlich sitzen hier nebeneinander die Stenographen der „Révolution de 1830" und des neuen Blattes „L'avenir". Wenige Tage nach dem 29. Juli, als man sich noch in der Nähe von Paris schlug, stenographirten die äußersten Parteien in größter Eintracht. In Paris nämlich drücken sich die Feinde in Gesellschaft die Hände, und ein Redacteur der „Quotidienne" machte unlängst seine Aufwartung in einer Abendgesellschaft bei Lafayette. Trifft man sich aber „draußen im Freien", so wird der Kampf erneut, zuweilen blutig. Vor einigen Monaten geriethen 2 Mitarbeiter eines Blattes in Streit; der eine glaubte, Hr. Guizot sei ein guter Minister, der andere, ein schlechter; ein Wort gab das andere: Tags darauf wechselten sie 4 Kugeln. Sie waren eifrige Gegner der vorigen Regierung gewesen, standen seit Jahren unter den Vordermännern der Opposition, aber am 28. und 29. Juli kämpften sie nicht mit. Dieser Kampf war wol zu unbedeutend. Kurz nachher meinte der eine, Hr. Guizot sei ein guter Minister, und was der andere glaubte, kann man oben sehen; das war von Wichtigkeit, und es ist ein Glück, daß Beide fehlschossen. So focht Ségur mit Gourgaud wegen des todten Kaisers; während der Schlachten aber schrieb er Depeschen im kaiserlichen Cabinet. 65.

*) Vgl. Nr. 8 und 19 d. Bl. D. Red.

Notiz.

Der Krieg in Algier.*)

Unter dem Titel: „Histoire résumée de la guerre d'Alger", ist eine Broschüre erschienen, die wir hier nur deshalb erwähnen, um vor Täuschung zu sichern. Man findet in dem Werkchen durchaus nichts Neues und Bedeutendes, weder über das Land selbst, noch dessen Einwohner oder deren Gesinnungen gegen die Franzosen. Ebenso unbedeutend ist der biographische Theil. Von Bourmont und dessen Benehmen wird mit einer Zurückhaltung gesprochen, die fast wie Billigung aussieht. Bei dem Admiral Duperré wird dagegen ein Zug verschwiegen, der vielleicht der glänzendste seiner Laufbahn ist. Im Jahr 1815 von der restaurirten Regierung zum Befehlshaber der französischen Antillen ernannt, führte Duperré eine einzige Fregatte nach Martinique. Auf der Rhede lag eine englische, weit größere Fregatte, deren Lieutenant, in Abwesenheit des Capitains, es sich einfallen ließ, unter der englischen Flagge einen dreifarbigen Wimpel umgestürzt aufzuziehen und so die Franzosen zu höhnen. Die 3 Farben waren damals bekanntlich proscribirt, aber der brave Duperré vermochte es nicht, zu dulden, daß die Fahnen, unter welchen sein Volk so oft gesiegt hatte, beschimpft wurden; und obschon eine englische Escadre in der Nähe kreuzte, so ließ er doch sogleich auf seiner Fregatte zum Angriff schlagen und dem englischen Lieutenant sagen, daß, wenn er nicht sogleich die dreifarbige Flagge ehrenvoll aufrichte, er ihm eine volle Ladung geben würde. Dies wirkte, und die durch so viele Siege unsterblich gemachte Fahne wehte mit allen militairischen Ehren von dem großen Mast des englischen Schiffes herab. Als aber der englische Commodore anlangte, da bestand Duperré darauf, daß jener Lieutenant vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Rechenschaft gezogen würde. Dies geschah, und das Urtheil war Cassation. Dieser Beweis von Energie und Nationalehre verdient wol aufbewahrt zu werden; und so wenig Duperré dies auch bei den entarteten Bourbons in Gunst setzte, so gibt es doch ein Doppelzeugniß seines Verdienstes, da diese nämlichen Bourbons gerade ihm die wichtige Expedition nach Algier übertrugen. 9.

*) Vgl. Nr. 20 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1831.

Shakspeare und das herrschende ästhetische Princip des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Franz Horn.

(Beschluß aus Nr. 26.)

§. 16. Wie sich nun in einer solchen Zeit das darstellende Talent bei den Deutschen geäußert hat, darüber habe ich an einem andern Orte ausführlich gesprochen. Die Poesie wurde zu einer armen Gefangenen, der man mit starrem Geiste eine Menge von irrigen und beschwerlichen Gesetzen gab, sodaß wir in der eigentlich vornehmen Poesie, dem Roman, der Tragödie u. s. w., kaum noch einen reinen Natur- und Gemüthslaut zu hören bekamen. Nur in dem Liede, sobald es sangbar werden wollte, findet sich noch die schöne Spur alter Geistesfreiheit, sowie in den Volksschauspielen und Puppenkomödien sich noch zuweilen Reste von dem alten höhern und fröhlichern Leben zeigen. Späterhin fiel auch das hinweg; und wie die Erziehung so mancher Fürsten, Edelleute und vornehmen Bürger durch französische Lehrer und Lehrerinnen besorgt wurde, so entschlossen sich auch endlich die meisten Dichter, bei den Franzosen in die Schule zu gehen und zwar auf die allerunterthänigste Weise.

Zwar fing gegen 1740 eine bessere Zeit an; aber das Geklirr der alten Fesseln war doch noch oft zu hören, bis endlich mit „Götz von Berlichingen" und „Werther" die Urquelle aller Poesie wieder aufgedeckt erschien. Diese Werke und Lessing's Kritik, die auch als eine poetische That zu betrachten ist, gaben den Deutschen zurück, was man ihnen längst genommen hatte: den Muth, in sich selbst und in der mit freiem Blicke angeschauten lebendigen Welt die Poesie zu finden.

§. 17. Hier ist der leuchtende Punkt, von wo aus sich über diesen ganzen Aufsatz, der, wie ich nicht verhehlen will, etwas Wichtiges wenigstens andeuten möchte, Licht verbreitet. Die Aufnahme jener Werke ist von großer Bedeutung. Daß sämmtliche ordinaire Leute davor mit Abscheu zurücktraten, während doch ein großer Theil des kräftigen Volkes das Dargebotene mit ungestümer Liebe ergriff, ist nicht die Hauptsache, wol aber daß selbst ausgezeichnete, rechtliche und gelehrte Männer und solche, die ihr ganzes Leben der Poesie gewidmet hatten, durch diese Erscheinungen wahrhaftig bestürzt und erschreckt wurden, weshalb sie auch ihre Abneigung und ihren Abscheu theils leise und mit Scheu, theils unumwunden darüber aussprachen. Erinnern wir uns nur, um aus den vielen Belegen, die sich uns bieten würden, des einzigen Umstandes, daß selbst der durch Horaz gebildete Ramler einen heftigen Widerwillen gegen „Götz von Berlichingen" zeigte, und wir wollen ihn loben, daß er es laut und muthig that. Nicht dieses gebrechlichen Urtheils wegen, sondern weil uns der in so mancher Hinsicht schätzbare Dichter einen Beleg für jene richtige Ansicht gibt, daß man nicht an 2 Tafeln zugleich speisen, d. h. einseitig künstlich und allseitig künstlerisch zu gleicher Zeit sein könne. Selbst wenn Horaz, als vortrefflicher Odendichter, Ramler's einziger Lehrer gewesen wäre, so würde er ihn nicht zum Verständnisse des „Götz" haben leiten können; als unnachahmlicher Satyren- und Epistelndichter hätte er ihn schon weiter führen können, aber als solcher war er von Ramler bei Weitem nicht genugsam gekannt. Auf der andern Seite standen nun die französischen Geschmacksrichter, unter denen der deutsche Dichter dem armen Batteux zwar nicht den ganzen, doch die Hälfte des Lehrstuhls eingeräumt hatte. Unter solchen Umständen müssen wir die Kraft bewundern, die sich Ramler dennoch erhielt, sich zwischen Horaz und Batteux ein ziemlich stattliches poetisches Haus zu bauen. Daß er aber für ein welthistorisches Drama wie „Götz", welches schon durch seine Form aller frühern dramatischen Form widerspricht (weil es dieselbe gewissermaßen von der lockergewordenen deutschen Reichsverfassung entlehnt, um sie parodisch zurückzuspiegeln), und daß er für Werther's Liebe und Leiden, Naturansicht und Styl den gehörigen Sinn haben solle, ist schlechterdings nicht von ihm zu verlangen.

§. 18. Lessing, der es wirklich verlangte, erreichte bei dem sonst so folgsamen Freunde diesmal nicht das Hinreichende und äußert sich darüber in einem Briefe nicht ohne Bitterkeit. Er, dem die Enghheit und Gebundenheit der neuern Poesie niemals zugesagt; der unter allen Deutschen zuerst in den vollen Frühling der alten romantischen Poesie und besonders in die Shakspeare'sche geschaut hatte, begriff nicht oder wollte vielmehr nicht begreifen, daß sich irgend ein kluger Mann gegen dieselbe verschließen könne. *) Bei der ästhe-

---

*) Und doch zahlte auch er, der Treffliche, durch das Misverstehen Werther's, wobei sogar ein unglückliches Misver-

tischen Dictatur, die er verwaltete, und dem Ansehen, das er in ganz Deutschland genoß, wagten freilich seine Freunde am wenigsten, irgend etwas gegen seine Liebe und Verehrung für Shakspeare vorzubringen, denn der galt nun einmal für genial. Allein, wie wenig seine Ansicht bei Manchem derselben Wurzel geschlagen hatte, sah man deutlich, als nun wirklich Werke, nicht etwa im Shakspeare'schen, sondern überhaupt in romantisch-freiem Geiste hervorgebracht wurden, an der Aufnahme, die dieselben erfuhren. Daß der enge und in der Engheit fast erstarrte Sulzer den „Götz" verhöhnte, daran war wenig gelegen; doch daß auch der weit höher stehende Ramler ihn, wie gesagt, ablehnte, das schmerzte den Freund, und es soll selbst uns noch schmerzen, wenngleich wir es durchaus nicht wunderbar, sondern sehr begreiflich finden.

Andere, größtentheils französisch gebildete, berühmte Schriftsteller ließen sich auf die Lessing'sche Verehrung Shakspeare's niemals recht ein, z. B. Wieland. Zwar hat er das große Verdienst, den Dichter zum ersten Male deutsch reden gelassen zu haben; doch war es eben kein sonderliches Deutsch, was er ihn reden ließ. Man sieht bei näherer Betrachtung leicht, daß der ganze Entschluß ihm zum Theil von außenher gekommen ist, und daß ihm bei der mühsamen Arbeit nur der Gedanke wach erhält: es ist doch wenigstens ein höchstmerkwürdiges Ungeheuer, das ich den Deutschen zeige, und von den Perlen, die er zuweilen auch hat, lassen sich manche für eigne Garnituren wol brauchen. Uebrigens äußert er auch bei seinem leichten Sinne, nicht selten unverhohlen, wie sehr er die Shakspeare'sche Geschmacklosigkeit verabscheue; er läßt nicht nur mehre einzelne Stellen, sondern ganze Scenen aus, und zeigt sich in den Anmerkungen bald wild, bald starr. Auch ward er nach und nach immer verdrießlicher und ergriff die Gelegenheit gern, die Beendigung oder, wenn man lieber will, das Wieder-von-vorn-anfangen des ganzen Unternehmens einem jüngern Freunde zu überlassen.

§. 19. Noch weniger konnte sich der sanfte, nur zierlich-französisch gebildete, dennoch in mancher Hinsicht verdienstvolle Weiße mit Shakspeare vertragen. Er schrieb noch in den sechziger Jahren einen Richard III., nahm aber dabei — es ist sehr der Mühe werth und ergötzlich zu erzählen — von Shakspeare gar keine Notiz. Dafür wurde er freilich in der „Dramaturgie" streng und gründlich getadelt; allein er fühlt sich dadurch nur verletzt, aber nicht geneigt, seinen Geschmack zu verbessern. Vielmehr nahm er in der Vorrede zu seinem armen, von Frost erstarrten, leblosen „Romeo" die Gelegenheit wahr, seine Abneigung gegen Shakspeare, und insonderheit gegen dessen Liebesschauspiel auszusprechen, und Lessing, der bekanntlich jenes Stück als ein „von der Liebe selbst dictirtes" gepriesen hatte, war nun freilich auf einmal und für immer über die Unmöglichkeit, seinen Jugendfreund mit Erfolg zu belehren, in das Reine gekommen.

Ich könnte das Verzeichniß der dem Dichter entschieden abgeneigten berühmten deutschen Schriftsteller noch sehr vermehren, doch sei es an diesem genug, um darzuthun, daß gewisse Naturen ihn nicht blos hassen können, sondern müssen.

Daß ferner sämmtliche Leser und Zuschauer, die nur leichtsinnig und oberflächlich weniger angeregt als angetippt sein wollen, Shakspeare'n widerwärtig finden, ist Jedermann begreiflich; doch gehört dies kaum hierher, da solche Menschen, sobald sie nur den Muth hätten, geradeheraus zu sprechen, ihren Haß gegen Alles, was Tiefe hat, gestehen würden. Wichtiger ist es, auf eine gewisse, bei Weitem höher stehende Classe hinzudeuten, die, trotz ihrer weitern Bildung und ihres tiefern Gefühls, den Dichter dennoch unerfreulich nennen. Hier kann ich keine sehr berühmte Namen nennen, denn die wenigsten haben sich drucken lassen; doch wird, wie ich hoffe, meine Erfahrung der Erfahrung manches sinnigen Lesers begegnen. Zu jener Classe rechne ich die zu Zarten und geistig Kränklichen, die den Blick in dieses Dichters Sonnenauge nur mit Mühe ertragen. In guten Stunden sprechen sie wol mit Andacht und Rührung von dem großen Genius, aber in den gewöhnlichen erklären sie ihn für einen Grausamen, der seine Gewalt über das menschliche Herz misbrauche und mit dem Messer des Zergliederers im Innern des Menschen schonungslos wühle. Setzt sich vollends eine Redensart bei ihnen fest, wie z. B. die ebengenannte: „das Messer des Anatomen", so werden sie endlich verhärtet und wenden sich ganz von ihm ab.

§. 20. Daß man in den Fasten oder an Bußtagen „Tuba mirum spargens sonum" vortrefflich singen könne, begreifen sie sehr wohl; nicht minder auch nach Ostern: „Rosen auf den Weg gestreut"; daß aber Beides (die Tuba und die Rosen) in Einem Stücke erscheint, ist ihnen ärgerlich. Billig sollte es sie hoch erfreuen, weil es in der That immer so sein muß, wenn die Vollständigkeit der Lebensanschauung erreicht werden soll.

Sie sind bei Weitem nicht so flach wie Lebeau in: „Wie es euch gefällt"; aber mit Shakspeare gehen sie nicht viel besser um wie dieser mit dem poetisch-kühnen Orlando, bis sie endlich auch sagen: „Lebt wohl, edler Sir, in einer bessern Welt, wie diese, wünsch' ich mir mehr von Eurer Liebe und werthem Umgang". Es ward ihnen bange bei dem Gewaltigen, und so nahmen sie Abschied.

Es gibt noch Andere, die den ganzen Werth des Dichters ziemlich anerkennen, in der Praxis sich aber nur an das Einzelne halten, woraus dann folgt, daß anderes Einzelne ihnen zuwider ist. Sie geben allenfalls zu, daß ein Werk wie „Lear" manche Richtungen der Weltgeschichte selbst zurückstrale und deshalb, um diese Aufgabe zu lösen, eine gewöhnliche Gutherzigkeit und Weichheit des Lesers im Einzelnen nicht schonen könne; in andern Stunden aber nennen sie doch wieder den Dichter grausam, weil er Glocester so leiden und Cordelien so umkommen läßt u. s. w. Shakspeare selbst ist vielleicht in früher Jugend dieser Meinung gewesen, da er in seinem ersten „Lear" Alles sanft und milde aufgefaßt und gelöst hat. Und wahrlich, dieser frühere „Lear", durch dessen Uebersetzung sich Tieck ein großes Verdienst erworben, ist

---

stehen des Christenthums von Neuem zur Sprache kommt, einen traurigen Tribut an manche seiner Zeitgenossen ab.

ein Drama, das man nicht genug schätzen und lieben kann, nur nicht auf Kosten des spätern „Lear".

§. 21. Sollten nicht aber auch, so fragen hier vielleicht einige Leser, alle blos und reinclassisch gebildete Gelehrte Shakspeare'n im Ganzen abgeneigt sein und ihm wenigstens den höhern Geschmack absprechen müssen? Hierauf erwidere ich das entschiedenste Nein; und dieser ganze Aufsatz hat eben zu diesem Nein hinleiten wollen. Shakspeare ist in seinem tiefsten Innern völlig einig mit allen wahrhaften Classikern, und was ihn von ihnen unterscheidet, ist nur unwesentlich oder gehört der Zeit an; doch ist seine Zeit keineswegs unglücklicher zu nennen als irgend eine, die über Griechenland waltete. Wer Homer, Aeschylus und Sophokles wahrhaft liebt, d. h. ihr Inneres erfassend liebt, der muß auch Shakspeare'n lieben; ja, wir dürfen, wie schon früher, behaupten, daß z. B. der herrliche Sophokles im Shakspeare vorhanden sei, während man diesem nicht Genüge leisten würde, wenn man nur sagen wollte, er sei in Sophokles. Shakspeare's Welt ist eine noch reichere und müßte es sein, da er, bei gleichem tragischen Genie, nicht blos das Glück einer bei Weitem größern Geschichtserfahrung besaß, sondern auch vor Allem das Christenthum, welches allein diese Erfahrungen zu adeln und zu verklären vermag, ihn innig durchdrungen hat. Wir wollen nie vergessen, daß Sophokles, z. B. im „Oedipus", mit der bewundernswürdigsten Gemüthserhebung sich der reinen göttlichen Anschauung nähert, so sehr nähert, daß er sie ganz zu erfassen scheint; dennoch dürfen wir Shakspeare'n als den Glücklichern preisen, weil er auch das heilige Wort besaß, das jene Anschauung ausspricht, und den Weg zeigt, der zu ihr führt. Dasselbe gilt von den classischen Historikern. Wer sie kennt, müßte, um Shakspeare's völlige Einigkeit mit ihrem Geiste zu leugnen, sich selbst erst die Augen gewaltsam verschließen; denn eine wunderbarere Eintracht, als zwischen ihm und Tacitus in der Weltanschauung herrscht, kann schwerlich gefunden werden.

Darum noch einmal! Lasset uns das Endergebniß aufstellen: Mit Allem, was in griechischer und römischer Welt wahrhaft classisch ist, steht Shakspeare in selbständiger, aber liebender Gemeinschaft; Alles aber, was man im 17. Jahrhundert als classisch sanctioniren wollte, stellt sich ihm feindlich gegenüber, und es kann keine Versöhnung zwischen dem in der tiefsten Tiefe Unverträglichen zu Stande gebracht werden. Darum: Nur immer offen heraus mit der Sprache, daß man jeden redlichen Freund, aber auch jeden redlichen Feind erkennen möge!

Alhambra. Dramatisches Gedicht in 3 Theilen. Von Joseph Freih. v. Auffenberg. Karlsruhe, Groos. 1829—30. 8. 6 Thlr.

Diese große und mit poetischen Schönheiten mannichfacher Art geschmückte Arbeit, eine Frucht des Fleißes, der Vorliebe und einer echten Begeisterung zugleich, macht auf eine eindringendere Würdigung Anspruch, als ihr hier zu Theil werden kann. Unsere Anzeige davon kann nur eine Skizze sein, bestimmt, die Absicht und die leitenden Ideen dieses wahrhaft colossalen Werkes anzudeuten. Offenbar schwebte dem Dichter der Gedanke vor, die ganze Welt des Morgenlandes, wie sie ihm erschien, von Religion, von Kriegsruhm und von Liebe begeistert, in diesem großen Gedichte seinen Lesern vorzuführen. Sitte und Weltanschauung des Orients im Gegensatz zur Sitte und zur Weltansicht des Occidents in dramatischen Bildern, die unter sich im Zusammenhang die Blüte und den Verfall des maurischen Königreichs in Spanien darstellen, vorzuführen, ist das Ziel dieser poetischen Schöpfung, die schon durch ihren Umfang allein alle ähnliche Versuche dieser Art in unserer Literatur hinter sich zurückläßt.

Die eigentlich dramatische Wirkung der 4 Dramen, aus denen sich der „Alhambra" zusammensetzt, ist wenig bedeutend. Diese Wirkung ist offenbar ein untergeordneter Zweck, und wiewol der Dichter der Meinung ist, daß sie durch Kürzung bühnengerecht zu machen seien, so theilen wir diese Meinung doch nicht. Der Ton des Ganzen, die zum Theil mehre Bogen füllenden Schilderungen, Visionen und Erzählungen sind sichtbar für den ruhigen Leser, nicht für den Zuschauer berechnet, die Handlung selbst ist schleppend, oft ganz stillstehend, und dann wieder springend und übereilt; die Sprache ist durchweg mehr lyrisch als dramatisch; kurzum, Alles in diesen Dramen setzt sich der eigentlich dramatischen Wirkung entgegen. Und dennoch ist der Beurtheiler der Meinung, daß Hr. v. A., der viele bühnengerechte Schauspiele geschrieben, weder ein schöneres noch ein dankenswertheres dramatisches Werk geliefert hat als „Alhambra" ist. Die innigste Vertrautheit mit den religiös-poetischen Anschauungen des Orients malt sich in jeder Zeile dieses Gedichts ungleich dichterischer, erhabener, begeisterter und am Ende auch wahrer als in dem Mahomed eines gewissen von dem Dünkel der Allwissenheit geblähten Orientalisten. Der Dichter zeigt sich uns im vollen und freien Besitz einer Wissenschaft, von der wir kaum die Elemente bei ihm vermuthet hätten, und überrascht uns ebenso sehr durch den Umfang und die Tiefe seines Wissens als durch die Kunst und die großartige Form, in der seine Wissenschaft sich dichterisch verklärt, und durch die Schöpferkraft, mit der er sie zu einem organischen Ganzen umgebildet hat.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen müssen wir in einer gedrängten Skizze die einzelnen Leistungen, welche den „Alhambra" bilden, wenigstens flüchtig überblicken. Den ersten Band erfüllen das Vorspiel: „Boabdil in Cordova", in einem Akt, und das Trauerspiel: „Abenhamet und Alfaima", in 4 Akten. Ueber die dramatische Wirkung dieser beiden Stücke haben wir uns im Allgemeinen schon erklärt; wir glauben nicht, daß sie je mit Erfolg auf der Bühne dargestellt werden können. Die ersten Stürme, welche das maurische Königreich erschüttern und es endlich auf Granada beschränken, bilden den historischen Inhalt dieses Bandes. Allein es ist weit weniger dies, als die schöne und reine Gegenüberstellung der poetischen und religiösen Gesinnung des Orients in Muley und seinen Söhnen, in Sarracinna, Alfaima und den Zegris, mit der rein christlichen Denkweise in Ponce de Leon, Mendoza, Cortez und Colombo, welche der Zweck des Dichters ist und die den hohen Reiz dieser großartigen Schöpfung eigentlich ausmacht. Die Schärfe der Charakteristik, der Reichthum und der Adel seiner Bilder, die Würde der Sprache, die effectvolle Schönheit des trochäischen Verses, den der Dichter ganz beherrscht, sind die Mittel, der er sich zu seinem Zweck bediente. Das Ueberraschendste in diesem Werke aber ist der fast unerreichte und blendende Glanz poetischer Visionen, lyrischer Selbstvertiefungen und elegischer Episoden in diesen Dramen. Sarracinna's Apokalypse im zweiten Akt bildet ein bewundernswerthes Werk für sich, ein Seitenstück zu Dante's „Paradies", das hierbei vorgeschwebt haben mag, und dem es an Tiefe und Kühnheit vergleichbar ist. Sarracinna sieht das Paradies der Gläubigen; ihre Helden vor Gott, ihre Propheten, ihre Weisen, ihre Dichter und Imane um den Höchsten hergruppirt, seinen Thron stützend und ihr die Zukunft enthüllend. Der Prophet ist ihr Führer und jeder Andere steht an der Stelle, die ihm sein Verdienst anweist. Diese Vision füllt über 100 Seiten; sie war

ohne die genaueste Kenntniß des Orients gar nicht zu unternehmen, und der Dichter zeigt sich hier im Besitz einer Wissenschaft, mit der minder Vertraute als er sich brüsten. Wir halten diese „Offenbarung" für das Schönste, was der Verf. geliefert, und überhaupt für eine der erhabensten Poesien, zu denen der Orient überall den Stoff hergegeben hat. Einzelne Irrthümer mögen darin zu entdecken sein; allein die hohe Poesie des Ganzen überträgt sie. Den zweiten Band dieser großen Trilogie erfüllt das Schauspiel: „Die Gründung von Santa Fé", in 5 Akten. Hier tritt das Christliche mit dem Morgenländischen in Conflict; bis dahin sahen wir beide Elemente gesondert und für sich. Die Abencerragen nehmen den Vorgrund der Handlung ein, die hier lebendiger und fesselnder auftritt als im ersten Theil. Das größte Interesse nimmt jedoch der Verschleierte, Museirah Molathemoun, der Drache vom Atlas genannt, in Anspruch. Diese Gestalt, welche auch den dritten Theil mit seinem finstern Walten erfüllt, gehört vielleicht zu den größten Schöpfungen, welche die dramatische Poesie überhaupt aufzuweisen hat. Er ist halb Mensch, halb böser Geist, das Oberhaupt jener finstern Secte im Orient, die unter dem Schein des Islamismus bösen Geistern der Vorwelt verlobt ist und die Magie beherrscht. Das Reich Boabdil's hat ihn in der höchsten Noth zu Hülfe gerufen; er rettet es mit seinen wilden Berbern, allein der Untergang knüpft sich an seine Schritte. Die heimliche Furcht der Gläubigen vor diesem finstern Retter, die Weissagungen, die ihm vorausgehen, und das düstre, nächtliche Walten dieses rettenden Verderbers selbst sind mit Meisterhand geschildert. Diesem gegenüber steht die christliche Reinheit Lara's und der übrigen Helden Fernando's, die gläubige Demuth Boabdil's, der eine große Schuld zu versöhnen hat, die begeisterte Sarracinna und die liebende Zoraide. Wir können nicht erörtern, wie alle diese Elemente im Widerstreit sich verwickeln und lösen. Santa Fé wird gegründet, und die Begeisterung des christlichen Heeres verspricht die Schmach zu rächen, die dem Kreuz durch den Drachen vom Atlas widerfahren ist. Hiermit eröffnet sich der dritte Theil der Trilogie, oder die „Eroberung von Granada", in 6 Akten. Boabdil hat gesiegt; allein der Argwohn gegen Museirah erwacht. Niemand weiß von dem finstern Gast Anderes als erschreckende Sagen zu erzählen; der verbannte Vater Muley und der beleidigte Almansor versöhnen sich mit Boabdil; Museirah entdeckt sich uns im nächtlichen Opferdienst der alten Götter Arabiens; Seïr's, des Abencerragen, Vision entspricht der der Sarracinna im ersten Theil, indem er uns aus dem Islam in das Christenthum überführt und beide in dem Ruf: Jehovah! verschmilzt.

> Der Weihtag strahlt wie Sions Wiederschein,
> Er grüßet Abenzurrahs edle Söhne:
> Vor seinem Glanze trocknet jede Thräne,
> Ihr werdet Kämpfer Jesu Christi sein!

Das Christenthum hat gesiegt: der edelste Gegner desselben ist von einem Engel durch das Paradies geführt, und der Glaube hat seine Brust erfüllt. So schließt dies große Gedicht, völlig abgeschlossen und befriedigend. Die Masse der poetischen Schönheiten zu entwickeln, die darin niedergelegt ist, sei einem andern Orte aufgehoben; wir aber stehen nicht an, dem Dichter zu diesem außerordentlichen und begeisterten Werk, das seinen Namen in unserer Literatur erhalten wird, Glück zu wünschen und ihm unsere Bewunderung unverhohlen auszudrücken. 75.

Uebersicht über die Galerie der bemalten altgriechischen Vasen im königlichen Museum zu Berlin. Entworfen von K. Lewezow. Berlin, 1830.

Bei diesem Entwurf einer Uebersicht über die Vasensammlung fiel uns die Unterschrift ein, welche wir vor Jahren bei einer punctirten Zeichnung fanden: Grundlinien zur Skizze eines Entwurfs der Idee eines Ruinenfragments. Wirklich ist auch hier nicht mehr gegeben, es müßte denn ein Uebersichtiger darin mehr sehen, wenn wir z. B. lesen Nr. 5—26 „22 der großen Prachtgefäße von 1 Fuß 10 Zoll bis 3 Fuß 6 Zoll aus Campanien, Basilikate und Apulien"; oder „Glastisch Nr. 13"; „19 zum Theil ausgezeichnet große und kleinere Gefäße verschiedener Form und Fabrik aus Basilikate und Apulien". Daß hier nicht etwa aus Recensententücke eine schwache Stelle herausgehoben, mag sich dadurch beweisen, daß von 1163 aufgestellten Vasen nur 4 Stücke kurz beschrieben sind, alle andere aber mit solchen allgemeinen nichtssagenden Formeln schockweis abgefunden werden. Wem soll nun solch ein Verzeichniß nutzen, gewiß dem Gelehrten so wenig wie dem Ungelehrten. Bei einer öffentlich aufgestellten Sammlung würde aber insbesondere der Letztere zu berücksichtigen sein, eine Einleitung müßte die verschiedenen Meinungen über die Verfertiger dieser Kunstsachen anführen, die einzelnen Vasen müßten kurz beschrieben, der Inhalt der Darstellung, so weit die Forschung gelungen, erklärt werden, da nur auf diesem Wege das Interesse dafür erweckt, der Beschauung ein bleibender Nutzen abgewonnen werden kann. Nun sehen wir freilich ein, daß nicht jedes Vasenbild, besonders in einer Sammlung, die seit so kurzer Zeit erst in Berlin sich befindet, sogleich vollständig und sicher erklärt werden kann, doch wird da die Beschreibung genügen und zu weiterer Entdeckung reizen.

Das einzige Brauchbare ist die Einleitung, welche die Entstehung der Sammlung erzählt. Den ersten Grund legte der jetzige König durch Ankauf von 333 Gefäßen, welch Herr Heenic(?) in Paris gesammelt hatte, im Jahre 1805. Außer manchen einzelnen Erwerbungen wurden im Jahre 1822 von Hrn. Guarjunto(?) 27 schöne Gefäße gekauft, und im Jahre 1824 von Hrn. Minutoli 76 Gefäße. Dazu kamen Geschenke des Grafen Sack, auf einer griechischen Reise erworben, ferner Gefäße aus der Sammlung des Grafen Ingenheim, ferner 128 schöne Gefäße aus Hrn. Bartoldy's Nachlasse. Die Haupterwerbung geschah aber im Jahre 1828 durch Ankauf der aus 1348 Gefäßen bestehenden Sammlung des östreichischen Feldmarschalllieutenants von Koller, welcher während seiner einflußreichen Militairverwaltung in Neapel mit großem Eifer, vieler Einsicht und bedeutendem Geldaufwande unter den günstigsten Verhältnissen seine Sammlung begründet hatte. Die ganze Sammlung besteht jetzt aus fast 2000 Gefäßen. Die neue sehr bedeutende Erwerbung der Dorow'schen Sammlung, von der Wohlunterrichtete als gewiß sprechen, wird diese Sammlung, die schon jetzt zu den größten in Europa gehört, auch in Hinsicht jener neuentdeckten Fundgruben trefflich ergänzen: Alles ein Eigenthum der Todten (2 Nachbildungen alter Gräber, und wie die Vasen darin aufgestellt sind, finden sich in der Sammlung) wie die ägyptische Sammlung, für deren Erben wir uns erklären zu können glaubten, weil uns das Eindringen in ihr Wissen, in ihre Sprache einen Theil unsers besten Jugendlebens gekostet hat. In Hinsicht des Kunsteindrucks dieser Vasen und ihrer Zeichnungen haben die ersten Entdecker und Beschreiber im Allgemeinen den Werth etwas zu hoch angeschlagen. Wir gestehen, daß wir keine freie Zeichnung darin entdecken können, sondern nur ein mechanisches Copiren, wie denn auch unsere geschicktern Töpfer sich bald Methoden ersannen, dergleichen Vasen und Vasenzeichnungen nachzubilden, ja sie viel größer, ebenmäßiger und reinlicher auszuführen. Ebendeswegen wird diese Sammlung der Menge nie sonderlich zusagen und ist schon jetzt sehr wenig besucht, sie erscheint den Leuten als etwas längst Gesehenes, während die Seltsamkeiten der ägyptischen Gräber, obgleich ein ferner der eigentlichen Kunstbildung, doch unwiderstehlich anziehend und verwunderlich sich der staunenden Menge erschließen. 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 28. — 28. Januar 1831.

Algier und Paris im Jahre 1830. Zwei Novellen von Ludwig Rellstab. Erster Band: Die Aventure. Berlin, Laue. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hr. Ludw. Rellstab gehört zu den jungen Schriftstellern unter uns, welche oft aus einem überaus wegwerfenden und anmaßenden Tone sprechen, zu dem der noch schwankende Ruf ihrer Arbeiten sie keineswegs berechtigt. Wenigstens kennen wir kein Geisteswerk des Herrn Rellstab, das, in irgend einer Bibliothek aufgestellt, den Staub nur eines Jahrzehends aufzusammeln bestimmt schiene; und wenn er wähnt, daß das Scharren und Pochen, mit dem er die berliner Theaterkritik beherrscht, noch bei der Nachwelt vernehmlich sein werde, so lebt er in einem offenbaren Irrthum. Bei so geringen Ansprüchen auf Unsterblichkeit ist seine Kritik dennoch stets eine ebenso launige als scharfe, und es widerfährt ihm also nur sein Recht, wenn auch wir diese seine vor uns liegende Arbeit mit mehr als gewöhnlich scharfem Blicke und gesteigertem Richterernst ansehen.

Was zunächst die Form betrifft, in welcher diese Arbeit auftritt, so belehrt uns der Verf. in dem Vorwort, daß er eine Zwillingsnovelle beabsichtige, in der beide Theile sich wie Geschwister zu einander verhalten sollen, während er jedoch wünscht, daß man sie mehr mit einem engverbundenen Ehepaar vergleichen möge. Dessenungeachtet räumt er ein, daß beide Erzählungen eigentlich wenig oder nichts mit einander zu schaffen haben, und gibt uns so das Recht, von dem wir Gebrauch machen, sie abgesondert von einander und eine jede für sich zu beurtheilen.

Wir haben es also hier mit der „Aventure“ zu thun. Jeder Zeitungsleser weiß, daß dies der Name einer der beiden französischen Briggs ist, welche vor der Eroberung Algiers an seiner Küste strandeten, sodaß ihre Bemannung ihre früh unterbrochene Heldenlaufbahn in dem Bagno von Algier beschloß. Was nun die poetische Erfindung betrifft, zu welcher dieser Vorfall dem Verf. die Hand gereicht hat, so ist eine solche recht eigentlich gar nicht vorhanden. Der Erzähler bemächtigt sich eines unglücklichen Ereignisses, eines Schiffbruchs, schildert dessen Zufälle und erzählt die Jedermann bekannten Schicksale der Verunglückten, wie wir gewissenhaft versichern können, viel weniger anziehend, viel weniger romantisch, ja viel weniger ergreifend als die französischen Zeitungen. Neues, Poetisches, oder auch nur Erschütterndes und Tragischwirksames ist nicht hinzugekommen, es gelte denn dafür, daß Einer der 180 Verunglückten Bräutigam ist. Dabei aber wagt der Verf. sich auf ein Feld hinaus, das ihm sehr gefährlich ist. Man sieht nämlich auf jeder Seite dieser Erzählung, daß der Verf. wol sehr vertraut sein mag mit Dem, was auf dem Sandmeere der Mark vorgeht und sich fügt; allein, daß er durchaus nichts von Dem weiß, was auf dem großen „Naß“ begegnet, das wir schlechtweg das Meer nennen, ja, daß er, fern davon, selbst eine Seefahrt erprobt zu haben, wahrscheinlich nie ein Meerschiff betreten oder vielleicht auch gesehen hat. Zwar häuft er eine Menge von sonderbaren Schiffscommandos, aber to no purpose, wie der Engländer sagt. Denn, um es mit einem Wort auszusprechen, wäre des Capitains Assigny Benehmen das gewesen, welches der Verf. ihm unterzuschieben so grausam ist, so mußte er zur Stunde vor ein Kriegsgericht gestellt und ohne Gnade füsilirt werden. Der Leser glaube nicht, daß wir hierbei einen Incidentpunkt aufgreifen; der Schiffbruch ist die Hauptsache an diesem Buch und nimmt den bedeutendsten Theil des Werks ein. Ebensowie der Verf. Seemann ist, so ist er auch Krieger. Nichts Scherzhafteres in der That als jener Kriegsrath, dem Hr. v. Assigny vorsitzt, und in dem man in purer Tapferkeit beschließt, nach Algier zu marschiren, um sich dem Dey als Kriegsgefangene anzubieten. Wir erfahren gar nicht, was ihn aus seinem Schiff verdrängt; kein Wasser dringt ein, keine Pumpe wird gerührt, kein Boot ausgesetzt, kurz, auch nicht der geringste Versuch wird gemacht, das Schiff zu retten. Dabei stoßen wir auf die allersonderbarsten Inconsequenzen: einmal ist das Schiff so nahe am Lande, daß der abgehauene Mastbaum, den sich der Verf. wahrscheinlich von unermeßlicher Länge denkt, das Land berührt, und dann wieder ist die Küste so fern, daß man das Land für Wolken ansieht, und hundert ähnliche Dinge. Doch wir räumen ein, der Verf. hat ein Recht, andere Beurtheilungsgründe zu fodern als seemännische und militairische. Er begehrt ästhetische, dichterische. Aber wo treffen wir auf Bestandtheile in diesem Buch, auf welche solche Beurtheilungsgründe anzuwenden wären? Alles ist faetisch:

darin; Schiffbrüche ohne Zahl, Gefechte, Metzeleien, Rohheiten aller Art bilden die Summe dieser Erzählung; von Romantik, von poetischer Erfindung kaum eine Spur. Wie arm des Verfs. Phantasie sei, und wie gering seine Erfindungsgabe, davon nur einen Beweis. Das Interesse der Geschichte beruht auf dem Umstand, daß der Oberst Clermont mit einem Töchterlein, Eugenie, aus Frankreich geflüchtet und verschwunden ist. Diese Eugenie wird von Victor, einem der verunglückten Offiziere der Brigg, als Araberin wieder angetroffen; wir erkennen sie auf den ersten Blick. Bei der Erzählung, wie Zuleima — Eugenie — in diesen Zustand kam, häufen sich wiederum 2 Schiffbrüche hinter einander, und es scheint demnach, daß der Verf. entweder zu arm war, eine neue Combination zu ersinnen, oder daß er in der That glaubt, jede Seefahrt müsse von Rechtswegen mit einem Schiffbruch enden. Ferner: die beiden Brüder Victor und Adolf werden getrennt; allein, in den Begebenheiten ihrer Gefangenschaft wiederholt sich alles Widerwärtige auf die monotonste Weise. Drittens mag als Beweis, wie reich der Verf. an Charakteristik sei, dienen, daß er zwischen den beiden Brüdern eigentlich keine andere Verschiedenheit zu begründen weiß, als daß der Eine 3 Jahr älter ist als der Andere. Sehr überraschend, für jeden Arzt wenigstens, wird auch die Behandlungsweise der vom Schreck erkrankten Leontine sein, und nicht minder der Umstand, daß die kräftige Matrosenbraut an Schwachherzigkeit sterben muß, während die gefühlvolle Leontine den Harm überlebt. Des Matrosen Jean Humor ist von einer Gattung, die wir nicht zu bezeichnen wagen; die Armuth des Witzes spricht sich in jedem Wort aus, das ihm in den Mund gelegt wird.

So finden wir denn weder eine geistvolle Erfindung, noch eine schöpferische Charakteristik, weder Situation, die den höhern geistigen Foderungen des Romans entspräche, noch Laune, wie sie eines poetischen Werkes würdig wäre, in dieser Erzählung. Aber vielleicht macht der Verf. alle diese Mängel durch einen reizvollen Styl, durch Schwung der Gedanken, durch hinreißende Sprache vergessen? Wir wollen sehen, denn es ist richtig, daß dies zuweilen schon geschehen ist. Des Verf. Styl hat die Prätension, feurig und poetisch zu sein. Dieser Aufschwung endet wie alles Gewaltsame oft in Niedrigkeit. Wir können die Beispiele davon nicht alle citiren. Allein, S. 71 findet sich z. B. folgender Satz: „Der trotz seiner Ansichten (!) doch sehr tüchtige Seemann und Alles mit ungemeinem Scharfblick wahrnehmende Victor u. s. w. hatte den Himmel beobachtet" (O weh!). S. 63 hebt eine lange Periode an: „Auch Leontine u. s. w. Denn selbst das betrübteste Herz u. s. w. Und sie fand überdies u. s. w. Und wahrlich, recht lebhaft fühlte sie u. s. w. Denn jede edlere Erhebung u. s. w." Alles dies völlig verbindungslose Gerede bildet einen einzigen Satz. S. 141 heißt es: „Man führte die Gefangenen in eine Art von Bucht, die keine Fenster hatte u. s. w." Hier hat sich ein gemeiner berliner Provinzialismus (Bucht für Kammer) eingeschlichen. S. 142 sagt Jean: „Sie rechnen aus, ob es ihnen mehr einbringt, unsern Kopf (statt: uns die Köpfe) abzuschneiden". Oder haben alle diese Leute etwa nur einen Kopf in Gemeinschaft? Fast sollte man glauben, sie hätten gar keinen. Hr. L. Rellstab, der sich so gern mit Lorbern schmücken möchte, muß in der Wirklichkeit nie einen solchen Baum gesehen haben; denn S. 158 haben die Lorbern Dornen, und einige Seiten weiter gar Stacheln. S. 278 hat das Kameel einen so sanften ruhigen Schritt, daß der verwundete Victor das Glück der Ruhe endlich genießt. Zu bemerken ist, daß Rüppell, Seetzen u. A. einen Ritt auf dem Kameel für die anstrengendste Arbeit erklären, die es gibt. Alles Dies zum Beweise, wie trefflich der Verf. seine Localfarben studirt hat, und wie er in Afrika zu Hause ist. S. 159 findet sich zum Beweise, wohin der geschraubte Schwung im Styl des Verf. zuweilen ausmündet, folgende Tirade: „Eine namenlose Sehnsucht ergriff ihn. O hätte er jetzt Flügel gehabt, oder hätte nur ein Boot mit Rudern am Strande gelegen!" Erst Flügel — dann hölzerne Ruder — welche schöne Antiklimax! Doch genug und übergenug! Die Leser unserer Blätter mögen nun aus allen diesen Andeutungen, denen wir noch Vieles hinzuzusetzen hätten, entnehmen, welche belehrende und unterhaltende Lecture (wiewol in einem neuen Wortverstande) ihnen hier geboten wird, und mit wie vieler Neugierde sie dem zweiten Individuum dieser Zwillingsnovelle entgegenzusehen haben. Denn, wiewol alle Personen dieser Zeitungsgeschichte für den Leser völlig abgefunden und sozusagen todt sind, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie auf die Bestellung der Verlagshandlung im 2. Theile sofort wieder aufleben werden. 28.

Deutschlands Vergangenheit und Zukunft, die Gefahren, welche ihm drohen, und die Mittel, denselben zu begegnen.

Unter diesem Titel (Haag, Gebr. Hartmann, 1830) ist uns soeben eine Schrift, aus E. Münch's „Aletheia", 1830, Heft X, besonders abgedruckt, zugekommen, die, da sie das gemeinsame deutsche Vaterland und dessen gegenwärtige Lage zum Gegenstande hat, wol auch in d. Bl. einer Besprechung nicht unwürdig ist. Sie verdient vielmehr die Beachtung sowol eines jeden denkenden Zeitgenossen, als besonders aller wahrhaft patriotisch gesinnten Deutschen und vornehmlich auch aller Diplomaten, vorzüglich derer, welche auf das Schicksal des deutschen Vaterlandes Einfluß gewinnen können. Haben diese nur sonst guten Willen, so werden sie auch bald zur bessern Einsicht von Dem, was noth ist, gelangen und — handeln, da es noch Zeit ist! Die genannte Schrift (über den Verf. kann man nicht im Geringsten in Zweifel sein) kündigt sich als „ein Wort der Zeit, des Friedens, und der Einigung an die Regierungen und die Nation" ausdrücklich an; und sie ist auch wirklich ein solches Wort, wenn man nur sonst seine Zeit und deren Bedürfnisse recht zu verstehen und zu würdigen gutwillig gemeint und im Stande ist, wenn man nur sonst dem Geiste der Zeit genügen und den Bedürfnissen dieser Zeit und der Völker abhelfen will. Es kann jedoch hier der Ort nicht sein, weder die (jüngste) Vergangenheit noch die nicht tröstende und beruhigende, aber doch auch nicht heil- und rettungslose Gegenwart Deutschlands, noch auch besonders die Gefahren, welche ihm drohen, nach dem Vorgange des Ver-

fassers auseinanderzusetzen; es gilt hier einzig und allein, die Mittel, mit deren Hülfe jenen Gefahren begegnet und Deutschlands Zukunft in dem Sinne, in welchem es einst eine Vergangenheit gehabt hat, gesichert werden könne, kurz, anzugeben, wie der Verf. der genannten Schrift, mit der Umsicht und Freimüthigkeit, in der Zeit der Gefahr allein des Strebens nach Wahrheit und reiner Vaterlandsliebe sich bewußt, dieselben als Heilmittel verordnet. Er geht davon aus, daß die deutsche Nation durchaus keine Revolution, aber daß sie wirklich und wahrhaftig eine Nation sein wolle, repräsentirt nach Außen als großer, zusammenhängender, politischer Körper, mit einem kräftigen Centralsenate und mit einer Achtung gebietenden Bundesmacht. Zu diesem Zwecke müsse weniger die Bundesacte nur revidirt, als vielmehr ein neuer germanischer Bund gestiftet werden. Das Präsidium desselben müsse zu einer Art von Dictatur, in Ansehung aller gemeinsamnationnalen und völkerrechtlichen Beziehungen und in Folge freiwilliger Uebereinkunft aller übrigen Bundesglieder, erhoben und diese Dictatur könne nur an Preußen übertragen werden. Der Dictator des Bundes müsse ausgedehnte Vollmacht haben, in Zeiten der Noth und bei Verhandlung europäischer Fragen allein handeln zu können; er müsse ferner eine Art Initiative bei Bestimmung aller Bedürfnisse des Bundes und der Mittel zu ihrer Befriedigung haben, auch das Organ des Bundes bei den übrigen Großmächten und zugleich der Generalissimus der bewaffneten Macht sämmtlicher deutschen Staaten sein. Ihm zur Seite sollte ein Ephorat stehen, das aus den Bevollmächtigten der übrigen Staaten ersten und zweiten Ranges zusammengesetzt wäre (und wahrscheinlich in demselben Verhältnisse, der Haupttendenz nach, zum Dictator stehe, in welchem einst in Lacedämon die Ephoren zu den beiden Königen standen); sowie jene Bevollmächtigten selbst und die der Staaten dritten und vierten Ranges und der freien Städte zusammen den Nationalsenat bildeten. In diesem Bunde müßte sich die ganze germanische Familie politisch gegen Außen vereinigen, und es müßten sich daher zu ihm auch die Niederlande, Dänemark und die Schweiz gesellen. Die Wirksamkeit des Bundes dürfte sich jedoch, ohne Gefahr für die einzelnen Souverainetäten, nur in Ansehung des gesammten Bundes und seiner Stellung nach Außen kundgeben. Nicht nur Nationalgarden oder eine Landwehr wie in Preußen müßten in allen Bundesstaaten organisirt, sondern auch landständische Verfassungen nach freier Entwickelung in jedem Staate eingeführt werden. Als Residenz der germanischen Conföderation sei Frankfurt am Main, als Hauptstädte seien Wien, Berlin, München, Stuttgart, Hanover, Dresden und Karlsruhe, und die 4 freien Städte, nebst Köln und Königsberg, Nürnberg, Augsburg, Manheim, und die Hauptstädte der 3 mit Deutschland zu föderirenden Staaten: Amsterdam, Kopenhagen, Basel oder Zürich, seien als Hansestädte zu erklären. Denn auch die Frage selbst: ob die Wiederherstellung einer Art von Hansa nicht sehr zweckmäßig sowol für die Wiederbelebung des deutschen Handels als für den Flor der commerziellen Verhältnisse der nordischen Mitverbündeten sein würde, dürfe nicht ununtersucht bleiben. Ferner hätten sämmtliche Landstände der einzelnen Bundesstaaten aller 2 oder 3 Jahre je einen oder 2 Abgeordnete zu wählen, welche in der Residenz des Bundes zusammenkämen und ein Tribunat bildeten, dessen Zweck sein solle, über die Interessen der einzelnen Bundesvölker und die Verfassungen der einzelnen Staaten zu wachen und sie zu schützen. Dieses Tribunat müsse das Recht der Petition und Consultation haben, sowie auch das Recht des Veto oder doch wenigstens das der Vorstellung und Reclamation gegen Beschlüsse des Senats, welche verletzend für die Sicherheit des Ganzen oder für die Rechte irgend eines einzelnen Bundesstaates und seiner Verfassung scheinen könnten. Es müsse sodann auch in allen Bundesstaaten eine feste und zweckmäßige Gemeindeverfassung eingeführt, sowie Preßfreiheit, jedoch mit strengem Gesetze gegen Preßvergehen, oder doch eine milde Censur, mit einer Art Jury in streitigen Fällen, gewährt werden. Das Militair müsse in allen Bundesstaaten den Eid auf die Bundesverfassung im Allgemeinen und auf die Landesverfassung insbesondere leisten. Die protestantischen Geistlichen seien fähig, gleich andern Staatsbürgern, zu Deputirten ernannt zu werden, katholische aber nur dann, wenn eine deutsche Nationalkirche zu Stande gekommen sei. Was dieselbe betrifft, so sollten die Nationalsynoden, als deren Vorsteher die Metropolitane zu betrachten seien, zu entscheiden haben, welche zeitgemäße, mit den strengen Grundsätzen des reinen katholischen Kirchenrechts übereinstimmende Verbesserungen in Cultus und Liturgie vorzunehmen wären; aus den Metropolitanen aber solle ein Primas der deutschkatholischen Kirche gewählt werden können, welcher die Verbindung mit Rom zwar unterhalten, aber zugleich die Interessen der Nation vertheidigen solle. Die protestantischen Regierungen müßten sich zugleich dazu verstehen, die Freiheit der Untersuchung und der Lehre in Sachen des Dogma und des Cultus zu gewähren und die Agenden dem freien Willen der Gemeinden zu überlassen; die katholischen dagegen müßten für Abschaffung des Cölibats gemeinschaftlich sich bemühen oder doch sich verpflichten, die Priesterehe da, wo sie bereits vollzogen worden, zu schützen. Aller geheime und directe Verkehr der katholischen Priester mit Rom müsse, als den Interessen des Staats zuwider, bei Verlust der Pfründen verboten werden. Ebenso seien alle religiöse Gesellschaften, welche mit den Grundgesetzen der 3 herrschenden Confessionen im Widerspruche ständen, und deren Statuten und Zwecke der Staatsgewalt nicht bekannt wären, namentlich die Gesellschaft Jesu, nicht minder alle geheimen politischen Verbindungen strenge zu untersagen. Die Juden müßten für alle bürgerlichen Rechte insofern emancipirt werden, als sie gleichen Theil an den Staatslasten tragen, und ihre Kinder in die öffentlichen Schulen, mit Ausnahme des Religionsunterrichts, schicken; zum Militairdienste wären sie gleichfalls verbunden. Die Handelsverhältnisse aller Bundesstaaten sollen durch einen neuen Handelsverein berathen, geregelt und der Conföderation zur Bestätigung vorgelegt werden. Der Deutsche und der Malteserorden sollten, in einen einzigen verschmolzen, wiederhergestellt werden, und zwar mit der Bestimmung, Colonisationen in Nordafrika und in Griechenland zu befördern und anzulegen. Alle Lasten, welche mit frühern Leibeigenschaftsverhältnissen in Verbindung ständen, sollten, nach angemessener und gesetzlicher Entschädigung, aufgehoben werden. Die Curatoren auf den Universitäten wären zu unterdrücken, und dagegen sei der engere Senat, unter dem Vorsitze eines Kanzlers, der jedoch nur eine berathende und überwachende Eigenschaft haben könne, herzustellen. Nothwendig sei endlich noch eine Reform des Beamtenwesens, eine zweckmäßige Organisation der Rechtspflege (ob Jury und öffentliches Gerichtsverfahren stattfinden solle, wäre durch einen Ausschuß von Rechtsgelehrten in jedem Staate zu berathen und von den Landständen zu entscheiden), Emancipation der Gemeinden von der Willkürherrschaft der Schreiber, und Erhebung des Advokatenstandes. — — Das ist in der Hauptsache, und was die angedeuteten Heilmittel anlangt, der vorzüglichere Inhalt der bemerkten Schrift. Es kann nicht anders sein, als daß sie bei unsern Diplomaten Interesse erregen und Aufsehen machen werde; möge man nur auch von allen Seiten Alles weislich und wohlmeinend prüfen und das Beste nicht blos behalten, sondern auch kräftig und zur rechten Zeit darnach handeln. 29.

Englische Taschenbücher auf 1831.

Wenn wir schon bei unserer Uebersicht der englischen Taschenbücher für 1830 *) bemerkten, daß sie insgesammt in chal-

*) Vgl. Nr. 4, 65 u. 185 d. Bl. f. 1830. D. Red.

pographischer Hinsicht ausgezeichnet seien, in literarischer dagegen sehr, sehr viel zu wünschen übrig ließen, so gilt dies noch viel mehr von denen für 1831. Die Kupfer- und Stahlstiche in denen, welche wir bereits gesehen haben (und es sind dies bei weitem die meisten), sind so schön, daß man kaum eine größere Vollkommenheit für möglich halten kann; die bildlichen Darstellungen im „Keepsake" zumal kann man ohne den Gedanken, wie so etwas zu leisten möglich sei, nicht betrachten, und man muß den englischen Kupferstechern, trotz dem, daß Manche sehr viele Stücke geliefert haben, unübertroffene, fast möchten wir sagen unübertreffliche Meisterschaft zugestehen. Die Herausgeber und Verleger wenden aber auch ungeheure, fast unglaubliche Summen auf die Ausstattung dieser verzogenen und verhätschelten Kinderchen der Literatur. So soll z. B. das Portrait der Lady Georgiana Agar Ellis (von Lawrence gemalt und von Watt gestochen) im „Literary souvenir" 150 Guineen gekostet haben. So viel Geld ist nun das Blättchen, trotz aller seiner Vortrefflichkeit, gewiß nicht werth. Es wird immer deutlicher, daß bei diesen Taschenbüchern die Kupfer die Hauptsache sind, und der literarische Inhalt nur so als eine unbedeutende Kleinigkeit mit in den Kauf gegeben wird. Denn welche Erbärmlichkeiten finden wir da! Eine Menge schülerhafter sogenannter Gedichte, Abfall von der Tafel großer Geister oder erste Versuche ganz Unbekannter (vorzüglich Damen), winzige, ein Paar Seiten lange Novellchen und Erzählungen, deren Stoff schon tausend und abertausend Mal behandelt und mishandelt worden ist, in einem höchst trivialen, geistlosen und langweiligen Style, das ist es, was sie enthalten. Wer ein englisches Taschenbuch, ohne etwas zu überschlagen, vom Anfange bis ans Ende lesen kann und vom Gähnen die Maulsperre nicht bekommt, der ist entweder eine Lesewutfraß oder ein — Engländer. Wem dies Urtheil zu hart erscheint, der nehme das erste beste englische Taschenbuch von 1831 und mache den Versuch, oder lese unsere Anzeige weiter, wo wir das Urtheil beweisen werden.

Uebrigens müssen wir, ehe wir zur Beurtheilung der einzelnen übergehen, noch bemerken, daß eine große Menge neuer zum ersten Male erscheinen, namentlich: Sheridan's „Comic offering", „The humourist", „The new comic annual for 1831, by Sir John Falstaff", „Le Keepsake français", „The talisman", „The cameo", „The remembrauce etc.", nebst einem halben Dutzend Kinder- und musikalischer Taschenbücher.

Forget-me-not; a christmas, new years, and birthday present for 1831. Edited by *Frederic Shoberl*.

Dieses älteste aller englischen Taschenbücher enthält in dem vorliegenden Jahrgange 14 (mit Einschluß des Titels) bildliche Darstellungen, die denen der frühern Jahrgänge in nichts nachstehen, vielleicht manche noch übertreffen. 1) Queen Esther, ein wirklich wundervolles Blatt, von Martin in gewohnter Meisterschaft gezeichnet und von Finden ebenso gestochen. Der Künstler wählte den Moment, wo der König Ahasverus aus dem Garten in den Speisesaal zurückkommt und Haman die Königin um ihre Verwendung bittet. Es ist eine von mächtigen, herrlichen Säulen getragene Halle mit dem Throne und der Speisetafel, und man sieht durch dieselbe hindurch in den Garten, die Stadt und den Galgen da, wo er immer sein sollte, in der Ferne. Nur die Königin ist etwas misrathen, was aber bei diesen winzigen Figuren kaum anders möglich war. 2) The false one, ein Gesellschaftssaal, mit vielen geputzten Herren und Damen, vorn das arme Mädchen, das den Schwüren eines Mannes glaubte und, keine Seltenheit! betrogen wurde. Betrübt, mit gesenktem Köpfchen steht sie da, so in Gedanken versunken, daß sie wahrscheinlich gar nichts mehr denkt. 3) An italian scene, mit Ruinen, Bergen, Wald und See und einem wahrhaft südlichen Hauche. Meisterhaft wie alle Landschaftszeichnungen Barret's. Die übrigen Stahlstiche sind im „Taschenbuche für Damen" für 1831 enthalten.

Was nun die literarische Ausstattung betrifft, so läßt sich allerdings davon nicht viel Gutes sagen. Voran steht ein Gratulations- und Lobgedicht zum 9. Geburtsfeste des Almanachs. „A sea story" (von dem Ettrick-Schäfer). Ein Schiffscapitain bringt ein Mädchen auf dem Meere um; als er auf einer andern Reise wieder auf jene Stelle kommt, steigt eine Gestalt herauf, die man auf das Schiff nimmt, Sturm veranlaßt und endlich den Schuldigen mit sich ins Meer reißt. Im gemeinen schottischen Dialekt erzählt. „Daddy Davy, the negro". Ganz unbedeutend: ein alter Neger kommt bettelnd in ein Haus, in welchem er seinen ehemaligen Herrn aus Amerika wiederfindet. „An adventure in Italy", eine ganz gewöhnliche italienische Räubergeschichte. „The grave of the indian king", weniger eine Erzählung als eine Abhandlung über die 5 Indianerstämme in Nordamerika, und als solche interessant. „The Benshee of Shane", eine grausige Gespenstergeschichte, mit Donner, Blitz und Erdbeben. „The haunted hogshead", schlecht, möchten wir sagen, wenn nicht hübsche Wortspiele darin vorkämen, um derentwillen die Geschichte auch geschrieben zu sein scheint. „The smuggler", ein junger Schleichhändler, eine Geliebte, ein widerspenstiger Vater, Mord des Bruders, Flucht und Verschwinden, dies sind die Elemente dieser Geschichte. „The sacrifice", eine indische Erzählung, die als solche, trotz ihrer Kürze, unendlich langweilig ist, als Beitrag zur Sittenschilderung Indiens aber Werth hat. „The painter of Pisa", die einzige Novelle, welche auf etwas Originalität Anspruch machen kann, ist in der leipziger „Modezeitung" übersetzt erschienen. „The death of Charles the first", eine dramatische Scene von Miß Milford, nicht ohne Kraft und Interesse. „The haunted chamber", schon wieder etwas Unheimliches! So scheint es, es wird das Gespensterische aber nur benutzt, um den vor Cromwell fliehenden Karl vor Nachstellungen in einem Zimmer zu verbergen und daraus dann entkommen zu lassen. Eine beigegebene Liebelei ist blos zur Ausdehnung der Geschichte da. „Father Eustacio", der seine Liebe im Kloster, wohin er sich vor derselben gerettet hat, nicht loswird, ist keine Seltenheit. „The three vows of Fitz-Aucher", kann blos für Den interessant sein, der ein Freund der Jagd und der Beschreibung dieses Vergnügens in früher Zeit in Schottland ist, denn diese nimmt 3 Viertel der Erzählung ein.

Die vielen Gedichte, welche zwischen diesen Erzählungen eingeschoben sind, haben ganz den Werth der wenigen, die sich in deutschen Taschenbüchern finden. 8.

Das Religions-, Kirchen- und Schulwesen der Mennoniten oder Taufgesinnten. Von Abraham Hunzinger. Speyer, 1830. 8.

Die Werke von Arnold, Bracht und Stark, sowie die ältere Schrift über die Taufgesinnten von Gerhard Roose sind in dem geschichtlichen Theile dieses Werkchens mit vieler Umsicht benutzt; eine tiefer gehende Forschung wird aber nicht angestrebt, was jedoch dem Buche, das ganz populair gehalten ist, nicht zum Tadel gereichen soll. Der erste Theil des Buches handelt von der Abstammung der Mennoniten und dem jetzigen Zustand ihres Religions- und Schulwesens; der zweite enthält Betrachtungen über die Punkte, wodurch sich die Mennoniten von den Katholiken, Lutheranern und Calvinisten unterscheiden; der dritte und wichtigste endlich gibt Verbesserungsvorschläge in Betreff des Religions- und Schulwesens der Taufgesinnten. Der geschätzte Verf. legt mit eindringender Wärme die Nothwendigkeit einer Reform bei den Kirchengemeinden der deutschen Mennoniten dar, und es läßt sich hoffen, daß seine wohlgemeinten Winke über die Art einer solchen Verbesserung um so eher beachtet werden, als nur dadurch dem Verfall vieler Gemeinden vorgebeugt wird, und die große Anzahl der deutschen Taufgesinnten (Preußen allein zählt deren 16,000) eine Berücksichtigung von Seiten der Staatsregierungen wol verdienen dürfte. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 29. —— 29. Januar 1831.

Aus dem Holsteinischen.

Dezember 1830.

Auch dieses glückliche, ruhige und mit väterlicher Milde und Weisheit verwaltete Ländchen hat Versuchen des Unverstandes nicht ganz entgehen können, Samen der Unzufriedenheit auszustreuen und wesentliche Güter aufs Spiel zu setzen, um eingebildeten, unerreichbaren nachzujagen. Sie sind an dem gesunden, treuen Volkssinn gescheitert und konnten den unterrichteten Beobachter niemals irre machen; da aber ihre Urheber schwerlich unterlassen werden, sich und ihre Umtriebe im Auslande für bedeutender, wohlwollender und zeitgemäßer auszuschreien, als ihre Heimath anerkennt, so gebe ich Ihrer Auffoderung nach, soviel mit gewissenhafter Wahrheitsliebe darüber zu berichten, als einem Leser in der Fremde verständlich sein kann.

Schon im August d. J. erschien von einem Schriftsteller, der klüglich that, sich nicht zu nennen, klüglicher gethan haben würde, durch neue Zudringlichkeit das Gedächtniß an frühere nicht aufzufrischen, auf 19 Octavseiten der

1. Entwurf einer Bittschrift an deutsche Fürsten: Allerhöchstdieselben wollen Allergnädigst geruhen, die religiös-politischen Verhältnisse Ihrer Unterthanen in Erwägung zu ziehen und geeignete Maßregeln zu treffen, welche es denselben möglich machen, ihrer religiösen Ueberzeugung gemäß zu leben. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 8. 4 Gr.

Der Verf. spricht im Namen unterzeichneter Bittsteller, die nicht unterzeichnet sind, angeblich größtentheils von christlichen Aeltern lutherischen Glaubensbekenntnisses erzeugt, in den Religionsbegriffen dieser Kirche unterrichtet, aufgewachsen und durch Firmelung in dieselbe aufgenommen, die späterhin entdecken, daß sie nach den Begriffen ihrer Kirche keine Christen sind und in keinem vorhandenen christlichen Bekenntnisse ihre religiösen Ansichten erblicken. Dogmen können sie nicht anerkennen, denn das Ewige hat keine nothwendige Form; Symbole mögen nothwendig sein, kein bestimmtes scheint ihnen ausschließend nothwendig; Ritus mag jede Religion verlangen, ihnen dünken sie willkürlich. Als Christen wollen sie schon darum nicht auftreten, weil sich auch Israeliten unter ihnen befinden, die keineswegs geneigt sind, ihren angeborenen Glauben gegen das Christenthum zu vertauschen. Nichts Positives vereinigt sie, nur der negative Wunsch, nicht länger für Mitglieder einer kirchlichen Gemeinschaft, weder christlicher noch jüdischer, angesehen zu werden. Sie begehren den Genuß voller bürgerlichen Rechte, ohne sich zu irgend einer kirchlichen Gemeinschaft zu bekennen, und die Ueberzeugung der Regierung, sie würden dessenungeachtet ihre Staatsbürgerpflichten mit nicht geringerer Treue erfüllen. Verbürgen können sie freilich nicht, daß sie selbst über mehr als die allgemeinsten Punkte religiöser Ueberzeugung zusammenstimmen; dem sei aber durch das gefoderte Glaubensbekenntniß jedes Einzelnen leicht abgeholfen. Auf eine nach Inhalt und Form so unverbürgte und vieldeutige Bittschrift konnte die nachsichtigste Regierung nichts erwidern, wenn sie nicht etwa gerathen fand, den Schreiber der Pflege einer Heilanstand zu übergeben. Jedermann weiß, oder kann und soll wissen, daß ohne zuversichtlichen Glauben an das Sittengesetz, ohne Huldigung desselben das Glück und der Bestand aller menschlichen größern und kleinern Verbindungen gefährdet ist, und daß die Erkenntniß und Anwendung dieses Sittengesetzes nicht von Willkür und Laune der Unwissenheit oder der Klügelei abhängen darf, ohne unzählbare Uebel herbeizuführen. Alle Religionsvereinbarungen verdanken ihren Ursprung nicht dem Betruge, sondern dem tiefgefühlten, allgemein verbreiteten Bedürfnisse der Abhängigkeit von einem Wesen, das an Macht, Weisheit und Güte den Erdenbürger übertrifft. Der bescheidene Menschensinn bedarf der beruhigenden Zuversicht: das Sittengesetz, dem Jeder gehorchen soll, sei keine bloße Erfindung menschlicher Grübelei, sondern innere und äußere Offenbarung göttlichen Willens, dessen Weisheit ihm immer verständlicher werde, je mehr seine Vernunft sich ausbildet, und er sei weder verpflichtet noch ermächtigt, den schweren Beruf des Gesetzgebers, sondern den ungleich zugänglichern des gewissenhaften Befolgers wohlverstandener Gesetze zu übernehmen. Diese Beruhigung gewährt die christliche Religion ihren aufrichtigen Bekennern in einem Grade, der ihnen nicht erlaubt, irgend eine andere zu beneiden; und die Obrigkeit eines christlichen Landes ist nicht nur befugt, sondern geradezu verbunden, soweit es ohne Gewissenszwang geschehen kann, einen so

heilsamen Glauben zu nähren, zu stärken und jeden Verdacht zu vermeiden, als ob sie gegen dessen Segnungen unempfindlich sei. Das geschieht in den Ländern, die dem dänischen Scepter unterworfen sind. Niemand wird seines öffentlichen Religionsbekenntnisses wegen angefeindet, noch angehalten, sich über seine Privatmeinung zu erklären. Schutz und bürgerliche Duldung genießt Jeder, der die Sicherheit des Staats und die Sittlichkeit der Gesellschaft nicht untergräbt. Man kann sich aus jeder kirchlichen Geographie und Statistik unterrichten, wie viel verschiedene, zum Theil verschriene Religionsparteien friedlich neben einander wohnen. Auch hat es seit mehr als einem Jahrhunderte nicht an Sprechern und Schriftstellern gefehlt, denen man Lehrmeinungen befremdlicher Art zu verlautbaren nicht untersagte. Wollten sie aber diese, selbst wenn es aus wohlwollender Absicht, wenn auch nicht ohne Anstrich kritischer Gelehrsamkeit und Redekunst geschah, der protestantischen Gemeinde aufdringen, so sah sich die umsichtige Landesregierung allerdings berechtigt, sie in die Schranken Gleichgesinnter zurückzuführen. Das Bestehende bleibt nie ohne Tadel. Die Bibelerklärung, der Katechismus, die Liturgie, das Gesangbuch soll noch und wird nie geschrieben werden, wogegen eigensinnige Denker nicht zum Theil gegründete Ausstellungen erheben dürften. Der Stubengelehrte, der Mann, der sich nur in gebildeten Kreisen bewegt, überredet sich leicht, ein hergebrachtes Formular, eine Redensart, ein Lied, von den Vätern und Altvordern mit Andacht vernommen, entspreche dem Sinn und Geist der Kinder und Enkel nicht mehr und bleibe hinter seinen Fortschritten zurück. Es ist kaum möglich, frommer, herzlicher, faßlicher, verständiger zu singen als Gellert; begeisterter, feuriger, hinreißender als Uz; gediegener, abgewogener als Zollikofer: und doch vereinigen sich Kunstrichter, die in keinem Grundsatze zusammenstimmen, um solcher Leistungen mit Achselzucken und Undank zu erwähnen und statt ihrer Aelteres, Neueres oder gar nicht Vorhandenes zu begehren. Die Regierung verfuhr bei einem Vorfall dieser Art mit väterlicher Weisheit. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte sie dem Wunsche bescheidener Freunde der Aufklärung, welcher ohne Zweifel auch der ihrige war, nachgegeben und dem Volk angeboten, was sich mit der reinen Lehre des protestantischen Christenthums wohl vertrug, ohne den Ansprüchen eines geläuterten Geschmacks, einer gereiften Sinnesart Anstoß zu geben; aber sie bestand nicht darauf, den Anhängern des Alterthümlichen, die zahlreicher und ängstlicher auftraten, als sich erwarten ließ, zu entwenden und zu untersagen, was für sie den Werth des Heiligthums hatte. Sie überließ der Wahl jedes Eingesessenen, sich nach der Weise seiner Vorfahren oder seiner Zeitgenossen zu erbauen, und der Zeit und den Fortschritten des Unterrichts, zu entfernen, was die Vergangenheit und der vormalige Standpunkt des Geistes herbeigeführt hatte. Diese Maßregel hat ihres heilsamen Einflusses nicht verfehlt. Das Mistrauen hat den Anschein seiner Begründung, die Verleumdung den Vorwand gerechter Beschwerde verloren, und die Zahl Derjenigen, die ihren Glauben nicht mehr zu verleugnen wähnen, weil sie ihn nicht in befremdlichen Bildern aussprechen, die jetzt begehren, was ihnen vor Jahren verwerflich schien, wächst selbst unter niedern und ungelehrten Volksständen, in der Stadt und auf dem Lande, von Tage zu Tage. Was die Regierung gethan hat, ohne sich durch Rathgeber der Uebereilung irremachen zu lassen, bürgt für Das, was sie thun wird. Freiheit des Gewissens und Forschens, die nicht in unsittliche, dem Wohl der Staatsgesellschaft widerstrebende Handlungen übergeht, wird den Unwillen oberer Behörden nie erfahren. Auch werden sie den Genossen einer kirchlichen Gemeinschaft, so lange er sich selbst nicht von ihr lossagt, gern für Das gelten lassen, wonach er sich benennt, und dem Eifer strenggläubiger Zünftiger nicht erlauben, die Schranken vernünftiger Nachsicht gegen ihn zu überschreiten. Es ist aber weder thunlich noch ersprießlich, nicht einmal verantwortlich, mit dieser Nachsicht zu prunken und Vielen Aergerniß zu geben, um Einem oder Wenigen zu gefallen. Wer störendes Aufsehen erregt, muß gewarnt, muß bestraft werden, wenn Warnung nicht fruchtet. Was auch die Klügelei unserer Tage vorbringen mag, es gibt allerdings ein crimen sacrilegii, eine strafbare Verunglimpfung des Geheiligten; und es ist gewiß nicht einerlei, ob Jemand einen Schweinstall verunreinigt oder eine dem Gottesdienst gewidmete Stätte, ein Gefäß zu Unehren bestimmt oder den Nachtmahlskelch. Kein besonnener Gesetzgeber und Verwalter wird Handlungen, die nur eine Aufwallung der Tollhäuslerei zu begehen im Stande ist, mit einer Grausamkeit ahnden wollen, die das verständige Gefühl des Erbarmens und der Billigkeit empören müßte; aber keiner wird auch die Pflicht verkennen, den übermüthigen Wahnsinn in Zucht zu nehmen, auf daß er nicht ansteckend werde. Unsere Zeitgenossen haben die bittern Früchte übertriebener Nachsicht reifen sehen, und was man von nicht minder gewaltsamer Gegenwirkung sagt, erborgte seine Rechtfertigung von ihr. Nicht Alles, was einseitige Rechthaberei für Religion halten oder ausgeben mag, verdient die Duldung und das Vertrauen einer weisen Obrigkeit. Noch weniger kann sie dem bloßen Gebrauch eines solchen Namens den vollen Genuß bürgerlicher Rechte einräumen und Einem oder Mehren erlauben, ihrer religiösen Ueberzeugung gemäß zu leben, ehe sie weiß, worin diese Ueberzeugung besteht. Der neue Prophet galt begreiflicherweise nichts in seinem Vaterlande, und eine bald darauf, gleichfalls im Kiel (Universitätsbuchhandl., 8. 4 Gr.), auf anderthalb Bogen erschienene

2. Unmaßgebliche Würdigung des Entwurfs,

die mit großer Mäßigung geschrieben ist, enthielt auch für Nichtunterrichtete, was zu ihrer Beruhigung hinreichen konnte. Der Entwerfer fand demnach selbst gerathen, auf 21 Octavseiten

3. Grundsätze der religiösen Wahrheitsfreunde oder Philalethen (Kiel, Universitätsbuchh., 8. 4 Gr.)

der Lesewelt vorzulegen. Sie sollen für den Entwurf eines allgemeinen Glaubensbekenntnisses gleichgesinnter Bittsteller gelten und treffen im Ganzen mit den Vorstellun-

gen Derer zusammen, die ihre eigne Vernunft zur alleinigen Erfinderin und Gesetzgeberin aller religiösen und moralischen Begriffe und Pflichten erheben. Wenn aber der Verf. unter andern Sätzen auch den aufstellt, es sei irreligiös, in einem Staate ansässig zu sein, dessen Gesetze mit seinen religiösen Grundsätzen in Widerspruch stehen, so ist zu befürchten, es werde ihm nicht immer ganz leicht fallen, den Schein der Irreligiosität von sich abzuwenden. Auch klingt der Vorschlag etwas seltsam, jede von der Allgemeinde seiner utopischen Verbindung angenommene Liturgie und kirchliche Einrichtung solle 33⅓ Jahr unverändert bleiben, dann aber der Prüfung und Abänderung zweier Commissarien und 4 Deputirten unterzogen werden. Die Erfahrung der Vorzeit und näherliegender Jahrhunderte hat erwiesen, daß der Deismus und dessen öffentliche Art der Gottesverehrung dem allgemeinen Volkssinn so wenig zusagt, daß er ihm sogar anstößig wird; und bei der Duldung, deren die rationalistischgenannte Partei, wahrscheinlich in allen protestantischen Ländern, gewiß in den dänischen Staaten genießt, scheint weder dem Wohl des Einzelnen noch des Staats gerathen, eine öffentliche Lossagung von dem Namen der Christen gutzuheißen und zu begünstigen, die der Regierung den Verdacht zuziehen könnte, als sei ihr selbst das Christenthum gleichgültig oder gar verächtlich. Dem Vernehmen nach haben sich Stimmen des Ernstes und des Spottes gegen den unzeitigen Vorschlag erhoben, die nicht zu meiner Kunde gekommen sind, und hoffentlich ist das todtgeborene Kindlein ohne Sang und Klang zur Erde bestattet, um nie zu neuem hinfälligen Leben zu erwachen.

Berechneter, verführerischer und verbreiteter schien das Unternehmen, die Gemüther der Einsassen des Landes ihrem rechtmäßigen Oberherrn zu entfremden und Beide zu übereilten Schritten gewaltsamer Veränderung zu verleiten. Während sich in den verschiedensten Staaten aus den verschiedensten Ursachen eine Erschütterung oder Umwälzung der bestehenden Verhältnisse regte, deren Folgen nicht zu ermessen, deren Triebfedern und Ergebnisse kaum in der Nähe, sicherlich nicht in der Entfernung zu würdigen sind, ward gegen Ende Oktobers eine Flugschrift verbreitet:

4. Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein. Von U. J. Lornsen, Landvogt auf der Insel Sylt in Nordfriesland, Kanzleirath, bisher Comptoirchef in der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei in Kopenhagen. Kiel, Mohr. 1830. Gr. 8. 3 Gr.

Man hat französischen Ausgewanderten nachgeredet, sie hätten in einer langen Reihe von Jahren nichts vergessen und nichts gelernt. Dem Verf. ist einzuräumen, er habe von den Genossen der Wartburgsfeier eifrig gelernt und so, bleibenden Eindrücken treu, nichts vergessen als die Begnadigung, den Schutz und das Vertrauen seines Landesherrn. Die Maßregeln, welche er auf 14 Octavseiten als dringend nothwendig und unerläßlich vorschreibt und für allgemeine Meinung ausgibt, stimmen mit dieser so wenig zusammen und sind dem wesentlichen Bedürfnisse einer dauerhaften Wohlfahrt des Staats so ungemäß, daß deren Anwendung allgemeinen Zwiespalt und viel größeres Ungemach, viel drückendere Lasten herbeiführen müßte, als ihr Angeber heilen und erleichtern zu können sich brüstet. Bürgerliche Freiheit, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Gewissensfreiheit, unparteiische, weise und milde Gerechtigkeitspflege ist besonnenen Pflegbefohlenen der bestehenden Staatsverwaltung in jeder ihrer Verfügungen so vollkommen einleuchtend, daß sie ohne Neid und Groll auf Staaten größern Umfangs, stärkerer Volkszahl und abweichender politischer Einrichtungen blicken. Libertas sub rege pio! Seit vor mehr als einem Menschenalter Friedrich VI. die Leitung der Geschäfte übernahm, ist kein Jahr vergangen, das sich nicht durch wohlthätige, wohlüberlegte und glücklich ausgeführte Anordnungen auszeichnet. Viel Gutes ist geschehen, viel Nachtheiliges entfernt und manches Vorurtheil ausgerottet, das man in Ländern, die durchaus nicht für verfinstert gelten können, kaum zu berühren wagt oder wol gar zu hegen sich genüßigt sieht. So viel gelang der Regierung, weil sie jedes Aufsehen vermied und der Ueberzeugung des Guten Raum ließ, sich zu nähren und zu stärken, ohne durch kränkende Strenge selbst das Gute verdächtig zu machen. Die brüderliche Verbindung der dänischen und deutschen Provinzen des Staats ist ihrem beiderseitigen Vortheil so zusagend, daß kein verständiger Vaterlandsfreund deren Auflösung wünschen kann und der Regierung Dank wissen muß, die Alles entfernt, was einen Bruder dem andern entfremden müßte. Daß sie sich oft verkennen wollen, lehrt die Geschichte; aber eben diese Geschichte bezeugt auch, daß sie es nie gethan, ohne sich selbst dadurch zu schaden. Frühere, nicht in böser Absicht noch ohne Schein des Rechts und der Billigkeit unternommene Zerstückelung der Landestheile und ihrer Verwaltung hat manches Unheil veranlaßt, und Jahrhunderte sind vergangen, ehe die Eintracht wiederhergestellt werden konnte, welche die Väter kaum zu hoffen wagten, und deren die Kinder freudig genießen, ohne zum Theil den ganzen Umfang ihrer Segnungen zu ahnen. Auf dem Papier, in den Lehrbüchern der Schule, die sich Welt und Menschen schafft, wie sie ihrer begehrt, ist an der Größe des Staatsvereins, an der Zahl seiner Genossen nichts gelegen, und der kleinste kann der beneidenswürdigste scheinen. Aber die Dauer dieser Würde, die Haltbarkeit dieses Bestandes wird nicht blos durch Weisheit und Rechtmäßigkeit, sondern auch durch Stärke verbürgt, und es ist thöricht, auf diese verzichten zu wollen, wo das Schicksal möglich gemacht hat, sie zu bewahren, ohne die Gebote des Völkerrechts und eingegangener Verträge zu übertreten. Sprache, Sitte und Gesetz der Dänen und Deutschen sind zwar verschieden, doch verwandt, und der Landesherr, der Beide mit gleicher Liebe umfaßt, Keinen auf Kosten des Andern begünstigt, erfüllt die edelste seiner Obliegenheiten, indem er diese Verwandtschaft durch Bande der Liebe täglich inniger befestigt und einer Verschiedenheit, die, auf lange Gewöhnung gestützt, nur nach und nach verschwinden kann, insofern sie verschwinden soll, jeden gerechten Vorwand benimmt, in Neid und Haß auszuarten. Das ge-

schieht mit musterhafter Klugheit und unverkennbarem Erfolg. Der König, aus deutschem Blut, ist in Dänemark geboren, und es gibt unter seinen deutschen und dänischen Unterthanen keinen ehrlichen Mann, der nicht ein Herz zu ihm hätte, dem es einen Augenblick einfiele, ihn nicht als Landsmann anzusprechen, nicht von ihm verstanden zu werden. Diese Ueberzeugung theilt das ganze Land, sie belebt und beseligt den Höchsten und Niedrigsten den Aermsten und Reichsten im Volk: und wie unzufrieden Dieser und Jener auch mit seinen Privatverhältnissen sei; wie wenig er sich auch darein finden mag, daß die ganze Welt und Alles, was darin geschieht, nicht blos seinetwegen dasei und geschehe; man wird nie hören, daß er sich beeinträchtigt glaubt, weil er ein Däne oder ein Deutscher ist. Misverständnisse, welche die Sprachverschiedenheit herbeiführen kann, gehören zu den seltensten Erscheinungen. Das Niederdeutsche hat mit dem Dänischen so viel Aehnlichkeit, daß sich die untern Volksstände nach wenig Tagen ohne Unterricht verstehen, und die Gebildeten, bei denen der Sinn für Geisteswerke unverkennbar zunimmt und zunehmen muß, vereinigen sich in neidloser Bewunderung deutscher und dänischer Erzeugnisse und williger Einräumung eigenthümlicher Vorzüge jeder besondern Sprache, die keine andere ganz erreichen kann. Vorwaltendes Bekenntniß der protestantischen Religion, mit ausgezeichneter Schonung und Achtung gegen andere Religionsparteien verbunden, trägt ohne Zweifel, wenn auch kaum bemerkt, doch wesentlich dazu bei, Gemüther, die sich in lebendiger Anerkennung eines Sittengesetzes begegnen, sich auch in wechselseitiger Verträglichkeit begegnen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Firn-Matthes, des Wildschützen Flucht. Scenen im bairischen Hochlande. Eine Novelle von Harro Haring. Mit Liedern nach Volksweisen. Leipzig, Wienbrack. 1831. 8. 21 Gr.

Allerliebstes Genrebildchen, recht aus dem Leben gegriffen, die Gruppen wohl geordnet, die Figuren nur so viel verschönert, als die Kunst es erfodert, die eine Stufe höher stehen muß als die Wirklichkeit. Die Weiber, zumal die geschämige Walpurgis, Firn-Matthes' Liebchen, sind herzig, einfach, treue Naturkinder; die Männer derb und tüchtig, die, welche die schwärzliche Schattenpartie ausmachen, nicht überladen, sie thun das Böse, weil es ihnen das Rechte dünkt oder Vortheil bringt, höchstens aus einer rachsüchtigen Regung. Wildschützen gehören zu den privilegirten Individuen, für die fast ein Jeder, der nicht durch sie beeinträchtigt wird, Partei nimmt, weil er durch ihre Verfolgung die Naturrechte verletzt glaubt. Matthes ist der Neigung der Leser um so gewisser, als er an sich gar ein wackerer Geselle ist. Wir trennen uns von ihm, gewiß mit Zufriedenheit, als von einem vergnüglichen Haus- und Ehewirth. Die landschaftlichen und übrigen Beiwerke sind fleißig ausgeführt, ordnen sich jedoch, wie sich's gebührt, den Gruppen unter. Die Stegreiflieder und -Strophen fügen sich so gut in die Gesangweisen, daß ein Jeder der diese nur einmal hörte, jene gleich mitsingen, jodeln oder, wenn's nicht weiter mit der Stimme geht, brummen wird.

2. Lebenswindungen. Wahrhafte Schicksalsscenen nicht berühmter Personen. Weimar, Hoffmann. 1830. 8. 1 Thlr.

Mit Leichtigkeit und feinem Anstand bewegt sich der Verf. in höhern Sphären, in denen er kein Fremdling ist, mit Geist und Scharfblick gewahrt er die flüchtige Erscheinung und erklärt sie, ein guter Logiker, aus Dem, was er in den Tiefen des menschlichen Herzens, den Blasen des Gehirns erspähte. Daß mit reizender Persönlichkeit und dem besten Ton vornehmer Kreise gemeines Denken und Handeln sich verbinden könne, zeigt er in der Erzählung: „Lydia, das Ehrenfräulein", die, von einem minder zartfühlenden, minder das Schickliche beachtenden Autor vorgetragen, leichtlich „sujet à caution" werden gekonnt. „Die Tante, oder die erste Liebe" trägt das volle Gepräge der Wahrheit, geschaut vermittelst der läuternden Wiederspiegelung durch einen Denker, der einsieht, wie viel und was auf Schicksale, Zufall und Stellung der Geist der Zeit und der Jugend einwirken. „Das Gelübde" ist so artig erzählt, daß man ihm die Attrape verzeiht.

3. Erzählungen von Otto von Deppen. Erstes Bändchen. Leipzig, Schumann. 1830. 8. 18 Gr.

Der Verf. geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß Viel besser als Vieles sei, und so reicht er uns nur 3, aber verdienstliche Erzählungen. Die erste: „Das Testament", gäbe Stoff zu einem recht fröhlichen Lustspiel, wenn der dramatische Schriftsteller ihn so gut zu bearbeiten wüßte, wie der erzählende es gethan. „Der Unbekannte" schürzt und löst Misverständnisse, sinnreich durch sie selbst und sinnreich durch die Art und Weise. Dabei ist eine Parallele zwischen Schiller und Göthe gezogen, eine der unparteiischesten, die Referenten vorgekommen. „Der Goldmacher", Washington Irving nachgebildet, spannt, zieht an und hat bei allem Düster den romantischen Silberblick, der einer Geschichte, die im Vaterland der Romantik, in Spanien, sich zuträgt, nicht fehlen darf.

4. Zwillinge. Zwei Erzählungen von Theodor Mörtl. Passau, Ambrosi. 1829. 8. 10 Gr.

Magere Erfindung, schaler Witz, verbrauchte Romanencoups, für den Spaß zu gut und für den Ernst zu schlecht.

5. Lebensbilder in Erzählungen, von Karl Burger. Erstes Bändchen. Baireuth, Grau. 1830. 8. 12 Gr.

Zu matt mit ihrem ruhigen Gang, ihrer dürren Moral für unsere stürmische Zeit, der sie nur dadurch sich anpassen, daß sie wenig Raum einnehmen.

6. Leben und Träume. Eine Sammlungen von Erzählungen, Sagen und Gedichten. Herausgegeben von Georg Wilhelm Zimmermann. Bamberg, Dresch. 1831. 8. 1 Thlr.

Schillert schon kräftiger als vorhergehende Bilder, wie denn auch der Kriegsmann derber auftreten muß als der Civilist. „Die Träume" sind sogar satyrisch-polemisch-politischer Natur und haben Spitzen, wenn auch nicht viel Witz und Laune. Am mindesten ist die Idylle: „Der arme Siegfried", geglückt, dürftig an Allem, außer an wässeriger Schwulst. Am Uebermaß von Phantasie kranken die Gedichte auch nicht, zumal nicht das erste: „Der Frühling", dessen Verse der unhöfliche Heißsporn in Shakspeare's „Heinrich IV." Messerschmiedereimen vergleichen würde. Gut, daß die Prosa so sehr das Uebergewicht über die sogenannte Poesie in dieser Sammlung hat; in dieser möchte auf kein Avancement zu hoffen sein.

7. Herbstblumen zur Unterhaltung in Winterabenden, von C. Bonafont. Schneeberg, Schumann. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Kein so geringfügiges Buch, entschuldigte sich einmal Jemand, der mit seiner Lesesucht geneckt wurde, das nicht etwas Lehrreiches enthielt: eine Behauptung, die man hier anwendbar finden wird. Ist Manches bei der geistigen Lumpensammlerei durch das abermalige Betasten noch mürber geworden, so merkt man doch, daß, ehe sich's unter den Händen zerrieb, es einem tüchtigen Stück Zeuch angehörte, und wo dgl. nicht aufzuspüren, erfährt man doch Neues, Unbekanntes, z. B. daß es in Samarkand Bildner gab, und daß Rousseau's Frau eine überaus zartfühlende liebevolle Gattin war: Dinge über die man bisher in großem Irrthum gelebt und erst durch diesen Autor aufgeklärt wurde.

8+.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1831.

Aus dem Holsteinischen.

(Beschluß aus Nr. 29.)

Der Hang, zu trennen, was verbunden, zu zerreißen, was nicht ohne große Sorgfalt und augenscheinliche Haltbarkeit geknüpft ist, beseelt den vorlauten Neuerer zu fodern, die oberste Staatsbehörde, die das Gemeinwohl aller nicht übergroßen noch weitgeschiedenen Landestheile zu überblicken und in höchster Instanz zu entscheiden hat, solle für die Herzogthümer Schleswig-Holstein nicht mehr wie von jeher in Kopenhagen, sondern in Schleswig ihren Sitz haben, und der König selbst während des Winterhalbenjahres an die Stadt Schleswig gebunden sein. Ein flüchtiger Blick auf die Landkarte, einige oberflächliche Kenntniß von politischen, finanziellen und ökonomischen Rücksichten, die der obersten Staatsbehörde nicht erlauben, sich zu einer pilgernden zu machen, ist hinreichend, um den Vorschlag unter die unhaltbarsten Hirngespinnste zu verweisen. Seine Annahme würde die Geschäftsführung erschweren und vertheuern, nicht erleichtern und befördern. Bedenkt man vollends, daß die Leitung des Staats bei diplomatischen, finanziellen und Handelsverfügungen und Verträgen nicht blos innere, sondern auch äußere Verhältnisse ins Auge zu fassen hat, so liegt am Tage, daß Kopenhagen, eine Seestadt ersten Ranges, ungleich geeigneter ist, Angelegenheiten dieser Art richtiger und schneller zu übersehen, den günstigen Augenblick zu benutzen, die entfernte Gefahr zu entdecken, als die Landstadt Schleswig. Aber dem Verf. lag freilich daran, selbst die ewigen Gesetze der Natur und Vernunft zu verleugnen, um jede Weisheit der Vorfahren verdächtig machen zu können. Den König hat sein eignes Herz und das hohe Pflichtgefühl seines Berufs getrieben, unaufgefodert und oft die Bezirke, welche seiner Pflege unterworfen sind, zu durchreisen, mit eignen Augen zu sehen, mit eigner Besonnenheit zu prüfen, keiner mündlichen und schriftlichen, nahen und fernen Ansprache sein Gehör zu verweigern; Gerechtigkeitspflege ist überall gegenwärtig, die untern Instanzen, nach bestehenden, nicht willkürlichen Gesetzen versehen, sind wohlvertheilt, weder überhäuft noch ermangelnd, und der Postenlauf, schnell an sich, bringt täglich Erleichterung des Verkehrs. Vielleicht gibt es, großer und ausgedehnter Reiche gar nicht zu erwähnen, keinen Staat zweiten und dritten Ranges auf der bewohnten Erde, dem der bleibende Sitz der höchsten Behörde näher und zugänglicher ist, der sich einer schleunigern Beförderung Dessen rühmen kann, was zur höchsten Kunde gereift ist. Naturhindernisse, die nicht im Norden allein, die überall eintreten, wo es Sommer und Winter, Berge und Ströme gibt, werden ohne Säumniß beseitigt, gehören glücklicherweise zu den Seltenheiten und sind überhaupt weder so bedeutend noch so nachtheilig einwirkend, als der Eigensinn des Ungeduldigen sie vorspiegelt. Wer ein Recht hat oder auch nur einen Schein des Rechts, sich auf die Entscheidung der obersten Behörde zu berufen, wird durch keinen Spruch der untern übervortheilt; aber man erlaubt ihm freilich nicht und darf ihm nicht erlauben, bis dahin eigenmächtig sich bestehender Gesetze zu überheben. Werden Centralsitze, welche die Gewöhnung von Jahrhunderten, die Bequemlichkeit des In- und Auslandes für sich haben, unnöthigerweise verlegt? Nicht einmal Kramladen, Handwerksbuden und Schenken. Wer von einer repräsentativen Verfassung, wie sie der 13. Artikel der deutschen Bundesacte verheißt, nicht mehr noch weniger erwartet, als sich von jeder menschlichen Einrichtung mit Billigkeit erwarten läßt, und die Ungewißheit aller Erfolge erwägt, darf ihrer Einführung in einem Lande, wo Fürst und Volk sich gegenseitig befreunden, nicht ohne Hoffnung heilsamer Wirksamkeit, aber ohne Ungeduld entgegensehen. Keinem ist unbekannt, wie willig der Regent ihrer Förderung entgegengekommen, welche Männer, die das Vertrauen des Landes seit Jahren besitzen, er beauftragt hat, Zeitgemäßes vorzubereiten. Es ist handgreiflich, daß ihm, der nicht einmal unangenehme Geschäfte je versäumte, selbst daran liegen muß, das Wohlthätige, dankbar Aufgenommene, nicht von sich abzuweisen oder einem Nachfolger zu überlassen, der sich freilich durch Eigenschaften des Geistes und Herzens, durch Tugenden und Kenntnisse auszeichnet, dem aber an unmittelbarem Wohlwollen gegen seine Unterthanen nicht nachzustehen, der gute und würdige König ebenso ermächtigt als entschlossen ist. Nur hat dieses Geschäft, außer den Schwierigkeiten, die überall eintreten, für den König von Dänemark, für den Beherrscher von Schleswig-Holstein-Lauenburg noch seine ganz besondern. Das zuletzt hinzugekommene Lauenburg ist mit der hergebrachten Verfassung wohl zufrieden, die ihm sein neuer

Landesherr unverkümmert gelassen hat. Holstein besitzt alle Anlagen und vorläufigen Bedingungen einer Verfassung, die mit der Sitte, dem Herkommen und Rechtsgebrauch eines deutschen Volksstammes übereinstimmt, und gehört, wie vormals zum deutschen Reich, so gegenwärtig zum deutschen Bundesstaat, dem es an Rechten und Verpflichtungen gleichgestellt ist; und nur die Unwissenheit vermag zu verkennen, daß eine solche Verbindung Einrichtungen mancher Art nothwendig macht, die auf diesem Verhältnisse beruhen. Schleswig, eigentlicher Südjütland, ist von uralten Zeiten her eine Provinz des Dänenreichs, von der Eider begrenzt, hat dänisches Recht, dänisches Herkommen und unter den niedern Volksständen großentheils dänische Sitte und Zunge. Nur das Corps der Ritterschaft und großen Landeigenthümer hat sich nach und nach dem Holsteinischen genähert und, so weit es ihrem Vortheile entsprach, mit ihm verschmolzen. Es ist keine leichte Aufgabe, zu prüfen und zu sichten, was unter solchen Verhältnissen geschehen dürfe und müsse, um gerechten Ansprüchen und billigen Foderungen des dänischen und deutschen Staats, dänischer und deutscher Eingesessenen nichts zu vergeben, Gutes zu bewahren, Besseres zu befördern und Nichts beizubehalten oder abzuschaffen, was mit Recht getadelt oder vermißt werden dürfte. Der Regent, der sich seinem Gewissen und seinem Volk verantwortlich fühlt, darf eine solche Umgestaltung so einseitig nicht beschließen, so rasch nicht unternehmen als der unverantwortliche Staatsklügler, der keine Welt kennt als die seiner Schöpfung, keine Außendinge als seine Traumgestalten, der vergißt, im Taumel übergroßer, theoretischer Weisheit, die einfache, praktische Thatsache, daß wir nicht mehr in unverbundener, sondern in verbundener Welt leben, deren unzählige Verflechtungen nur dem Auge des obersten Lenkers sichtbar sind, und ihm nicht gestatten, auch bei innern Verfügungen seiner unstreitigen Befugniß einzig das strenge Recht geltendzumachen und die Freundschaft, die Achtung und Schonung nachbarlich Berührter geringzuachten. Er hätte es Alles Macht, aber es frommt nicht Alles. Welche Unfälle der dänisch-deutsche Staat, welche Bedrängnisse er von Freunden und Feinden, aufgedrungenen Bundesgenossen und unverschuldeten Gegnern, seit 50 Jahren erlitten, ist weltkundig, aber in ihrem ganzen Umfange kaum dem heimischen Beobachter einigermaßen sichtbar geworden. Es bedurfte der ausgezeichneten Besonnenheit und unerschütterlichen Festigkeit des schwergeprüften Steuermannes am Ruder des Staatsschiffes, um nicht Alles aufs Spiel zu setzen, um zeitgemäß schmerzliche Opfer zu bringen, damit gerettet werde, was zu retten war. Er befand sich in der traurigen Lage, nicht Alles thun zu können, was er wünschte, und nicht mehr von Dem, was er mußte, als unvermeidlich war, unter widrigen Störungen und Stürmen, zwischen Sandbänken und Klippen, das ihm anvertraute beschädigte Fahrzeug endlich im sichern Hafen zu retten. Das war nur der Einheit des Willens, der Fassung möglich, die sich nicht irremachen ließ und mit festem Blick auf den Compaß die Richtung verfolgte, welche dieser vorschrieb, ohne von trügerischen Aussichten verleitet zu werden. Es ist sehr begreiflich und auch größern und reichern Staaten nicht erlassen, daß unter solchen Umständen die Ausgabe die Einnahme überstieg, der Ausfall von den Eingesessenen nicht augenblicklich aufzubringen war, durch Anleihen gedeckt, und, wo diese nicht hinreichten, Papiergeld in Umlauf gesetzt werden mußte, das, wie überall, das Metallgeld verdrängte und an Werth ebenso viel verlor, als es in der allgemeinen Meinung unter dem Werthe des Metallgeldes stand. Aber das ganze Land weiß auch, daß keine Ausgabe unnöthig verwendet ist, daß der Landesherr und seine Familie einfacher und sparsamer leben als mancher wohlhabende Privatmann, der für keinen Verschwender gilt, daß am Hofe nicht gepraßt wird, während die Unterthanen sich einschränken, daß die Anlehen vorsichtig geschlossen und keine Gelegenheit versäumt worden, hochverzinste gegen niedrigerzinsbare zu vertauschen. Der Pünktlichkeit dieser Zinszahlung verdanken die dänischen Staatspapiere einen Curs, der sie vor manchen andern begünstigt und wohl bewährt, daß über den Credit nicht blos Macht und Reichthum, sondern vor Allem Treue und Glauben entscheidet. Aber es ist eine so zarte Sache um den Credit, daß ein wohlberathenes und solides Handelshaus sich wohl in Acht nimmt, den Belauf einer Geldverlegenheit, der zu steuern es nicht verzweifelt, auf öffentlichem Markte auszurufen und sich selbst um das Vertrauen und die bereitwillige Geneigtheit Derer zu bringen, deren augenblickliche Unterstützung es bedarf, oder ihnen wenigstens Lust einzuflößen, sich diese Unterstützung theuer bezahlen zu lassen. Die Staatsverwaltung verfährt nach ähnlichen Grundsätzen und handelt pflichtwidrig, wo sie nicht nach ihnen verfährt. Es ist nicht dem geringsten Zweifel ausgesetzt, daß auch die dänisch-deutsche sich über die Schulden, welche sie sich aufbürden müssen, vollkommen rechtfertigen könne; daß sie Denen, welche schon jetzt oder in Zukunft berechtigt sein mögen, über die Vertheilung dieser Schuldenlast auf einzelne Landestheile zu Rathe gezogen zu werden, genügende Auskunft ertheilen werde. Ob aber die Stunde gekommen sei, die Gesammtsumme dieser Schulden zu allgemeiner Kunde zu bringen; ob die Schuldner selbst dabei gewinnen würden; ob nicht sogar den Gläubigern Nachtheil daraus erwachsen könne? scheint großen Bedenklichkeiten ausgesetzt und mit so oberflächlichen Worten nicht abgethan, als Hr. L. daran wendet. Möchte indessen seine Flugschrift mit ihren ganzen und halben Unwahrheiten dem Zeitstrom ruhig überlassen bleiben, der wol bessere Erzeugnisse nach kurzem Auftauchen auf ewig versinken läßt, und der Möglichkeit Raum geben, ihr Verf. habe es nicht schlimmer gemeint als sein Vorbild, der beliebte Hermann von Bremen; der gewählte Augenblick ihrer Erscheinung und die Art ihrer Verbreitung erlauben nicht, ihn für so harmlos zu halten. Männer, deren Wahrheitsliebe, Volksthümlichkeit und Einsicht über jeden Verdacht der Befangenheit erhaben ist, z. B. der ehrwürdige und bewährte Oberbibliothekar Cramer in Kiel, bezeugen, sie sei auf die schamloseste Weise verzettelt, unter eine unwissende Menge vertheilt und durch Herumträger sogar auf Dör-

fern ausgestreut worden, um, wo möglich, die Köpfe der Bauern zu verdrehen und die Idee in ihnen zu erwecken, das Regieren sei nun an sie gekommen, und ihr erstes Geschäft bestehe darin, sich aller Steuern und Abgaben los und ledig zu machen. Dem Vernehmen nach, ist auch das Brustbild des Apostels in zahlreichen Steindrücken angefertigt, damit die Physiognomiker gleichfalls kommen und ihn anbeten. Die Zeit konnte nicht untauglicher gewählt sein, um irgend einer guten Absicht günstigen Erfolg zu sichern. Tage allgemeiner Verwirrung in der alten und neuen Welt, widersprechender Gerüchte, drohender Gefahr und bänglicher Erwartung sind wenig geeignet, Veränderungen des haltbaren Bestehenden vorzunehmen, Neuerungen einzuführen, deren wohlthätige Folgen ein Blick auf das Ausland zweifelhaft macht. Nimmt man hinzu, daß der Regent, der sein Fürstenwort nie gebrochen, dessen unabläßige Vorbereitung einer guten und zeitgemäßen repräsentativen Verfassung landkundig ist, von keinem Gewissenhaften beschuldigt werden dürfe, er wolle die Erfüllung seiner Zusage hintertreiben oder unnöthig verzögern, und daß jeder nicht in die Staatsgeheimnisse eingeweihte, nur besonnene Zeitungsleser mehr als eine triftige Ursache weiser Zurückhaltung anzugeben weiß, so kann man sich der Ueberzeugung kaum erwehren, der zudringliche Foderer habe blos deswegen schon jetzt begehrt, was zu gehöriger Zeit weder ausbleiben kann noch soll, weil er den weigernden Landesherrn verhaßt, den nachgiebigen verächtlich machen wollte. Denn es ist von jeher die Taktik der Unruhestifter gewesen, was sie sehr gut wußten, das im Werke sei, ungestüm und drohend zu heischen, um die Willensreinheit des Gebers verrufen, den Empfänger undankbar zu machen; und der plumpe Kunstgriff, auf Schadenfreude und Unwissenheit berechnet, woran es unter der Menge nie gebricht, hat selten ganz verfehlt, seine Wirksamkeit zu äußern. Hier hat er es bis jetzt. Die bedeutendste, unabhängige Verbindung der Landstände, die Ritterschaft beider Herzogthümer (independent country-gentlemen), der Magistrat angesehener Städte, die Gemeinden mehrer Districte haben nicht gesäumt, ihre Abneigung gegen übereilte, unzeitige Schritte, ihr Vertrauen zu dem Wort und der Weisheit des geliebten Landesherrn unaufgefodert und ungeheuchelt zu äußern und gleich vertrauliche und liebevolle Erwiderung zu empfangen, wie aus öffentlichen Blättern erhellt. Auch einzelne Stimmen ehrenwerther Genannten und Ungenannten haben sich in dem nämlichen Sinne in zahlreichen Flugschriften ausgesprochen, die wol beweisen, daß es sehr möglich ist, echte Vaterlandsliebe und unerschütterliche Treue gegen den Landesherrn mit der Ueberzeugung zu verbinden, daß Manches gebessert werden könne, aber nichts verhindert, das wünschenswürdige Gute auf dem Wege der Friedlichkeit, der Eintracht und des gesetzlichen Verfahrens zu erlangen. Doch können diese nicht weitläufigen Flugschriften, ihrer Absicht nach, nur Landeseinwohnern vollkommen genügen und nach Würde geschätzt werden, welchen Zweck sie auch erreicht haben und zu erreichen fortfahren. Auswärtigen dürften darüber vorzüglich nur

Einige Worte über die Schrift des Herrn Kanzleiraths Lornsen. Schleswig, Taubstummeninstitut. 1830.

zu empfehlen sein, deren ehrenwerther, mir gänzlich unbekannter Urheber sich gar nicht genannt hat, aber als einen Meister klarer, überzeugender, verständiger und herzlicher Darstellung bewährt, dessen 24 Octavseiten ganz abgeschrieben werden müßten, wenn nichts übergangen werden sollte, was der Aufbewahrung werth ist. Diese gemeinschaftlichen und einzelnen Bemühungen werden hoffentlich hinreichen, das Uebel im Keim zu ersticken und weder Ihre noch meine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, um einen so unangenehmen Gegenstand von Neuem zu berühren. 155.

Histoire de la régénération de l'Égypte; lettres écrites du Caire à M. le comte Alexandre de Laborde par *Jules Planat*. Paris, 1830.

Mohammed-Ali's Bestrebungen, das seiner Regierung anvertraute Volk zu civilisiren und so gleichsam dessen Wiedergeburt zu bewirken, sind seit langer Zeit vielfältig in Journalen und größern Werken besprochen worden. Europa hat demselben, wie man weiß, Offiziere, Gelehrte, Künstler und Gewerbsleute aller Classen geliefert, die unsere Taktik, unsere Disciplin, unsere Wissenschaften und nützlichen Künste auf diesen halb-barbarischen Boden zu verpflanzen unternehmen; ja, der Pascha hat selbst nach Paris eine zahlreiche ägyptische Jugend gesandt, die in den dortigen Schulen und in dem Studium der französischen Sitten Beispiele und Lehren schöpfen, um sie zur Beförderung der Neuerungen anzuwenden, mit deren Einführung ihr Gebieter sich beschäftigt. Dieser Kampf der Civilisation gegen die Vorurtheile und die träge Sorglosigkeit des Orients gewährt sicherlich ein merkwürdiges Schauspiel; und so verschieden auch die Meinungen über die Angemessenheit der Versuche eines unumschränkten Herrschers und über die Resultate, die man sich davon versprechen darf, sein mögen, so kann man doch nur mit lebhaftem Interesse alle seine Schritte auf der schwierigen, aber ruhmvollen Bahn verfolgen, die er betreten hat. Inzwischen ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Bewunderer Mohammed's in ihren Lobpreisungen oftmals zu weit gegangen sind, sei es, indem sie die persönlichen Talente dieses allerdings außerordentlichen Mannes zu hoch erhoben, sei es, indem sie sich vielleicht unwillkürlichen Täuschungen hinsichtlich seiner Handlungen und ihrer demnächstigen Folgen überließen. Hrn. Planat's Werk enthält über das Alles viele schätzbare Nachweisungen und thatsächliche Angaben, die den Mann und seine Art in ihr wahres Licht zu stellen beitragen. Dieser Offizier, nach dem Feldzuge von 1815 aus französischen Diensten entlassen, ging in der Absicht nach Aegypten, dessen Regenten die von ihm erworbenen Kenntnisse zu widmen, weil er überzeugt war, daß in einem unter der Zuchtruthe des Militairdespotismus gebeugten Lande die politische Wiedergeburt mit dem Kriegsheer beginnen müsse. Er ward mit aller der Zuvorkommenheit und Achtung aufgenommen, wozu ihm nur immerhin seine Talente berechtigen konnten. Man übertrug ihm die Errichtung einer Schule des Generalstabs, und durch seine Bemühungen wurden nach fünfjährigen Anstrengungen die ersten ägyptischen Artillerie- und Generalstabsoffiziere gebildet, die dieses Namens würdig waren. In Folge der individuellen Stellung des Verfs. kann man leicht erachten, daß sein Buch, das überhaupt in 35 Briefe getheilt ist, viele höchst lesenswürdige Aufschlüsse über die Armee und deren erste Feldzüge enthält. Seve, wie Hr. Planat früherhin französischer Offizier und, nach seinem Uebertritt zum Islam, unter dem Namen Soliman-Bey bekannt, ward mit der Orga-

nisation des regelmäßigen Heeres beauftragt, womit jedoch allerdings erst nach Vertreibung der Misvergnügten aus Aegypten der Anfang gemacht werden konnte. Dieser Offizier wird uns als ein Mann von Kopf und Herz geschildert. Die Anekdoten und Charakterzüge, die hier von ihm erzählt werden, beweisen, daß ihm Andere, vielleicht aus Haß wegen seiner Apostasie, sehr oft Unrecht thaten. Kaum waren die 6 ersten Regimenter gebildet, so ward das erste Regiment auf eine Expedition nach Sennaar und Kordofan, das zweite aber nach Hedjaz entsandt; bald aber rüstete sich Mohammed-Ali, auf dringendes Ersuchen der Pforte, zu dem bekannten Heereszuge nach Morea, um die griechischen Insurgenten zu unterwerfen. Diese Armee bestand aus 4 Regimenten, zusammen 16,000 Mann; sodann aus 4 Compagnien Sapeurs, 700 Mann Cavalerie, 2 Batterien Feldartillerie und einem kleinen Belagerungspark. Kaum war diese Expedition unter Segel gegangen, so organisirte man mit der Depotmannschaft der 6 ersten Regimenter, unter die man neuausgehobene Leute steckte, 3 andere Regimenter. Man ließ aus Frankreich den General Boyer kommen, der sich durch einen Contract verbindlich machte, die ägyptische Armee innerhalb 5 Jahren vollständig zu organisiren, und der gegen Ende von 1824 den General Livron, den Oberst Gaudin und mehre andere Offiziere mit sich nach Aegypten brachte. Man stiftete Infanterie-, Generalstabs- und Medizinschulen; man errichtete ein Generalstabscorps; man bewirkte nützliche Reformen bei der Verwaltung des Arsenals; man baute Pulvermühlen und legte den Grund zu einer Militairhierarchie und zu einer ordentlichen Armeeverwaltung und Justizpflege. Endlich beschäftigte man sich auch noch mit dem Seewesen, zu dessen Fortschritten der Schiffscapitain Letellier und ein gewisser Bilmk das Meiste beitrugen. Alle diese mit ziemlichem Erfolg unternommenen und ausgeführten Reformen gaben der Armee innerhalb weniger als 3 Jahren ein ganz anderes Ansehen. Unwissenheit, Trägheit und religiöser Fanatismus traten freilich der Entwickelung der neuen Militaireinrichtungen nicht selten hindernd in den Weg; gleichwol lieferten die vorerwähnten Schulen genug Subjecte, um die in den 11 auf europäischen Fuß gebildeten Regimentern erledigten Stellen besetzen zu können. Allein nicht blos über die Armee, sondern auch über die Staatsverwaltung Mohammeds, sowie über die Sitten und den Charakter der Bevölkerung Aegyptens liefert Hrn. Planat's Werk manche recht interessante Nachweisungen. Sich in keinerlei Weise den unbedingten Lobrednern des Vicekönigs anschließend, gibt er zu, daß derselbe in staatswirthschaftlichen Dingen eben keine großen Einsichten besitzt. Um sich davon zu überzeugen, sagt er, brauche man nur die Augen auf den Zustand von Erschöpfung zu werfen, worein sein Monopolsystem Aegypten versetzt hat. Fährt er auf diese Weise fort, den Handel, die Industrie und selbst den Ackerbau des ganzen Volks allein ansichzureißen, so wird er bei seinem Tode Aegypten schwächer, als er es fand, hinterlassen. Sein Steuererhebungssystem ist abgeschmackt, und auch die Recrutirung der Armee ist nicht viel verständiger; höchst seltsam aber sind die Mittel, wodurch der Pascha seine Unterthanen von der Nützlichkeit der Kanäle und anderer öffentlichen Anstalten zu überzeugen sucht. Aller dieser Uebel ungeachtet, die vielleicht das nothwendige Resultat einer plötzlichen und radicalen Umwandelung sind, wagt es der Verf. keineswegs, die dereinstigen Bestimmungen des civilisirten Aegyptens im Voraus anzugeben. Ohne, nach vielen Andern, zu wiederholen, es sei der Stamm der Osmanen wesentlich für Civilisation unempfänglich, sei es nun wegen seiner natürlichen Anlagen, oder wegen seiner Religionsbegriffe, so erachtet er es doch für angemessen, zu untersuchen, ob in der That die Möglichkeit dazu nicht vorhanden sein dürfte. Klima und viele andere Umstände würden zwar immer den Bewohnern jener Gegenden einen gewissen Widerwillen gegen die Civilisation, sowie wir dieselbe verstehen, d. h. für die europäische Lebensweise einflößen; gleichwol aber müßte man, um die Zukunft berechnen zu können, sich dabei vor allen Dingen auf Thatsachen stützen und diese zu erforschen suchen, sofern man sie nicht kennt. Unter diesen Thatsachen gibt es nun Eine besonders, die selbst Diejenigen, welche lange Aegypten bewohnten, seither nicht genug in Erwägung zogen, und die gleichwol einen großen Einfluß auf die Folge der Begebenheiten ausüben zu sollen scheint. Es ist dies die eingeborene koptische und arabische Bevölkerung, worüber die vom Verf. angestellten Betrachtungen ungemein beherzigungswerth sind. „Die arabische Nation", sagt Hr. Planat in dieser Beziehung unter Anderm, „die zu keinen hohen Staatsämtern zugelassen wird, die an das Joch gewöhnt ist, die aber die Gewalt der Türken verabscheut, könnte sich leicht in die neuen Einrichtungen fügen, zumal da solche von der Autorität ausgehen. Man hat bemerkt, daß sie sich leicht über Vorurtheile hinwegsetzt, daß sie ungleich größere Gelehrigkeit besitzt, und daß sie, weil sie weniger stolz und gravitätisch ist, auch mehr Empfänglichkeit für jede Art von Unterweisung zu Tage legt. Im Umgange mit den Europäern sind sie sehr sanft; selbst ihre Religion scheint kaum eine Scheidungslinie zu bilden; und ihr Moralisches, jetzt durch Sklaverei geschwächt, könnte in wenigen Jahren sehr an Stärke gewinnen. Warum hat man denn nicht gesucht, sofort diese Nation wieder zu heben, da sie fähig ist, einen Rang in der Welt einzunehmen? Warum stellt man sie nicht wenigstens auf gleiche Stufe mit dem gesellschaftlichen Körper der ägyptischen Türken? Es gibt Niemand, der die Ursache davon nicht errathen sollte: die Liebe zur Civilisation nämlich ist noch seither bei keinem Türken so weit gegangen, daß er die despotische Regierung der Gefahr eines Nationalangriffs aussetzen möchte. Alsdann sind aber auch die Wiedergeburtsentwurfe auf ein falsches Princip gegründet, wofern nicht Zeit und halbe Maßregeln es bewirken, daß sich beide Kasten unmerklich miteinander verschmelzen". An einem andern Orte spricht der Verf. von der Art und Weise, wie sich der türkische Stamm in Aegypten recrutirt und fortpflanzt. Es wird hier von ihm nachgewiesen, daß solche, so lange eben dieselben Ursachen fortbestehen, niemals, weder durch Familienverbindungen, noch durch Vererbung in dem Lande dauernde Wurzeln zu schlagen vermag, mithin auch Eroberung und Besitz jeder Legitimität ermangeln. Aus diesem Umstande aber, verglichen mit der oben angeführten Stelle, geht klar hervor, daß es von hoher Wichtigkeit sei, auf jene einheimische Bevölkerung, woran seither Niemand dachte, die größte Aufmerksamkeit zu verwenden. Endlich findet man in diesen Briefen auch noch sehr beachtungswerthe Fingerzeige für diejenigen Europäer, welche die Hoffnung, ein schnelles Glück zu machen, nach Aegypten führen sollte. Nach Hrn. Planat's Ansicht, würde das Loos dieser Glücksritter sehr erträglich und unter Umständen sogar recht angenehm sein, wenn sie nicht dort wie in allen fremden Ländern, wo sie einander begegnen, sich gegenseitig durch Umtriebe und Kabalen zu beeinträchtigen suchten. **27.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 31. — 31. Januar 1831.

Franz Bacon's neues Organ der Wissenschaften. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von Anton Theobald Brück. Leipzig, Brockhaus. 1830. Gr 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Meisten, die von Bacon wissen, sehen die Kraft und Größe des Denkers durch die Schwäche des Staatskanzlers in Schatten gestellt. Man läßt auch die verschiedenartigsten Urtheile über die Tendenz und den Werth seiner wissenschaftlichen Leistungen gewähren, ob sie ruhmspendend von Anhängern der Empirie und des Realismus, verwerfend von der Partei der Encyklopädisten oder eines dogmatisirenden Idealismus kommen. Es ist daher ein wirkliches Verdienst des Uebersetzers, eines der wichtigsten Werke des englischen Philosophen, worin er ganz unzweideutig sein eigenthümliches Streben theils an und für sich, theils im Gegensatze mit den Ansichten und Methoden seiner Zeit auseinanderlegt, dem größern Publicum in einer klaren und schönen Uebertragung nicht nur des ersten, den früher schon Bartholdy bearbeitet hatte, sondern beider Theile darzubieten; denn so bedeutsam die Polemik des ersten Theiles den Verf. als scharfsichtigen Kenner des Krebsschadens und aller einzelnen Misgriffe der scholastischen Philosophie zu erkennen gibt, so interessant ist die Entwickelung Dessen, was Bacon im zweiten Theile als die Grundlage und Methode der, seines Erachtens, wahren Wissenschaft ausführt. Hr. Brück sucht, wie er S. 20 seiner Einleitung erklärt, durch Empfehlung eines der vorzüglichsten Werke des großen Mannes einen Theil seines letzten Willens zu vollstrecken, worin derselbe Gott seine Seele, seinen Namen und sein Andenken den fremden Nationen befahl, weil, sagte er, die seinige ihn nicht begriffen habe. Zugleich hat der Uebersetzer mit der Liebe, die der große Geist von seinen Schülern zu fodern das Recht hat, auch das Leben und den Charakter Bacon's nach allen Verhältnissen und Motiven, die zum Sturze wie zum Fehltritte des Staatskanzlers beigetragen haben, dargestellt. Wir werden milder gestimmt über den Vielfachbeschuldigten, wenn wir u. A. folgende Bemerkungen über die Schicksalswendung Bacon's lesen:

Seit vielen Jahren durch drückende Auflagen und unerhörte Monopole der Günstlinge und Nepoten Buckingham's gereizt, verlangte endlich das Volk Rechnungsablage von allen jenen neuen Taxen, die, wie bekannt war, keineswegs zum öffentlichen Wohl verwendet wurden. Der Großkanzler Bacon, dem es zugestanden hätte, sich fest und frei solchen Ungerechtigkeiten entgegenzustellen, hatte nur milde Vorstellungen gegen die habsüchtigen Anstalten der Mutter und der Verwandten des Grafen Buckingham gewagt; allein vergebens. Der oberste Gerichtshof, von welchem seit längerer Zeit viele Ungerechtigkeiten ausgegangen waren und welchem Lord Bacon als Staatskanzler vorstand, wurde nun einer förmlichen Revision unterworfen. Es blieb dem Könige (Jakob I.) nur die Alternative, seinen Liebling Buckingham als die wahre Quelle alles Unheils anzuerkennen oder die Schuld auf Bacon zu wälzen, der es hatte geschehen lassen. Er zog Letzteres vor und nahm ihm auch noch das Recht, sich vor dem Volke zu vertheidigen; denn es war vorauszusehen, daß der beredte Kanzler im Parlamente einen großen Theil des Unrechts, dessen man ihn allein beschuldigte, auf die wahre Quelle zurückleiten würde. Einem Spezialbefehle des Königs Folge leistend, erschien Bacon unter dem Vorwande der Krankheit nicht vor Gericht. Eine Menge Zeugen traten wider ihn auf, beschuldigten ihn der Bestechlichkeit und andern Unrechts. Bedenkt man, wie groß die Zahl der Feinde und Neider des Staatskanzlers war; erwägt man, daß, trotz allen jenen Beschuldigungen, dennoch in der Folge keines der Urtheile, welche Bacon gefällt, zurückgenommen wurden: so gelangt man zu einiger Beruhigung, daß hier mehr die Kabale gegen Bacon's Schwäche als gegen wirkliche Ungerechtigkeiten das Feld gewann.

Als Philosoph war Bacon für den Scholasticismus jener Zeit, was Kant für den Dogmatismus des 18. Jahrhunderts. Beide brachen eine neue Bahn, indem sie dem Transscendiren der Verstandesschlüsse wehrten, und der Eine den Weg zur Wahrheit durch eine Kritik der Naturbeobachtung, der Andere durch eine sorgfältige Ausmessung der Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens überhaupt einschlug. Bacon zerstörte das logische Gerüste, welches die Theoretiker seiner Zeit zur Physik stempelten, während Kant dem metaphysischen Bollwerke der Wolf'schen Schule den Untergang brachte. Jeder ging von dem Zustande und den Bedürfnissen der Wissenschaft, wie er sie gerade vorfand, aus, sodaß es den englischen Denker unter dem Gewirre spitzfindiger Spielereien und gelehrter Seifenblasen zu einem festen, gediegenen Realismus drängte, der königsberger Weise dagegen aus den haltlosen Constructionen der natürlichen Theologie in die engen, jedoch sichern Grenzen seiner praktischen Vernunft sich zurückzog. Beiden that eine kräftige Skepsis Noth. Beide, ob sie selbst auch mannichfaltig irrten, haben doch im Wesentli-

chen die Richtung zum Heile der Wissenschaft vorgezeichnet; Beide waren die Propheten der höhern Philosophie, welche die 2 Pole der Forschung mit gewaltigem Arme zusammenfaßte und deren Entwickelungsgang im 19. Jahrhunderte mit Schelling begonnen, aber auch nur erst begonnen hat.

Schon beinahe 400 Jahre vor Bacon hatte sein Namensvetter Roger Bacon den Kampf mit dem Aristotelismus des Mittelalters eröffnet, hatte zur richtigen Auffassung des Stagiriten, den er wahrscheinlich genauer kannte als Franz Bacon, das Studium seiner Schriften empfohlen und eine selbständige Beobachtung der Natur angestellt. Aber dem armen Mönche wußte der so stolze als träge Haufe kirchlicher Aristoteliker jede Art von Unbill und Gefährde zu bereiten. Nicht so erging es, nachdem der Morgen der Reformation angebrochen war, unter dem Scepter der Elisabeth namentlich, dem mächtigen Kanzler. Seine Angriffe gegen den bestehenden Unfug, seine Versuche zur Ergründung der Naturgesetze, seine Vorträge über den neuen Weg, den die Wissenschaft einschlagen müsse, konnten ohne ein öffentliches Hinderniß geschehen. Freilich war auch Franz Bacon den Fortschritten der geistigen Cultur um ein Großes vorangeeilt. Seine Zeit konnte ihn ebenso wenig fassen als ihm genügen. Erst nach 2 Jahrhunderten sollte die von ihm geweckte Naturphilosophie recht ins Leben treten. Aber deshalb eben sind seine Verdienste um so größer, seine Leistungen, und wenn auch in mancher Hinsicht sehr unvollkommene Versuche, um so bewunderungswürdiger, weil er der Erste und Einzige war, welcher einen so festen als tiefen Blick in die Bedeutung des Naturstudiums warf und dabei weder in Materialismus untersank noch überhaupt bei einzelnen Daten der Empirie stehen blieb, sondern sich befliß, den großen Zusammenhang des Ganzen von jeder Stelle aus aufzufinden und mit besonnener Prüfung Schritt vor Schritt in die geheimsten Fächer des Weltorganismus einzudringen.

In dem ersten polemischen Theile des „Neuen Organs der Wissenschaften" entwickelt Bacon die Verkehrtheit und die Nachtheile der bisherigen Theorie und Naturbetrachtung. Nicht die Logik, die an und für sich leer sei, sondern die Erfahrung gebe den Stoff des Wissens und den Beweis der Wahrheit. Die Natur müsse erforscht und nur an dem Leitfaden der Naturerforschung könne eine Wiedergeburt der Wissenschaften gewonnen werden. Mit ungemeiner psychologischen Schärfe weist hier B. die Irrthümer und Einseitigkeiten, das Vorschnelle und Unklare in der Beobachtung der Naturerscheinungen und im Zurückgehen auf die Naturgesetze nach. Dahin gehört namentlich die Tafel der Vorurtheile, die den Geist vom Streben der wahren Philosophie abhalten und denen man strenge und feierlich entsagen, den Verstand von ihnen reinigen und freimachen müsse, indem „ins Reich der Menschen auf Erden, welches in der Wissenschaft begründet ist, Niemand anders eingehen könne als ins Himmelreich, nämlich dadurch, daß er werde wie die Kinder". Darauf werden die schlechten logischen Beweismethoden abgewiesen, die „gern die Welt gänzlich dem menschlichen Verstande und diesen wiederum den Worten unterthan machen möchten". Es heißt ferner:

Unstreitig ist der beste Beweis die *Erfahrung*; nur muß sie sich nicht über den bezüglichen Versuch hinaus erstrecken; sie ist eine trügerische Sache, sobald sie auf andere scheinbar ähnliche Gegenstände unvorsichtig und unordentlich angewandt wird. Allein, die bisherige Erfahrungsmethode ist kurzsichtig und beschränkt; denn indem man auf höchst unsicherm Wege umherirrt und tappt und sich durch Das, was Einem zufällig in den Weg kommt, bestimmen läßt, fängt man zwar Vieles an, beschickt aber wenig. Man übereilt sich, man wird abgezogen, man findet Etwas, was man anderswo suchen sollte. Das führt nun fast zu leerer Spielerei; man verändert bekannte Versuche in Nebensachen; und kommt dabei nichts zum Vorschein, so wird man es überdrüssig und läßt Alles liegen. Andere, die es mit den Versuchen ernstlicher meinen und mit Geduld und Fleiß ausharren, beschränken sich dann leicht auf Eine Materie, z. B. Gilbert auf den Magnet, die Chymisten auf das Gold; ebenso unverständig und kleinlich! Nimmermehr werdet Ihr das Wesen eines Dinges mit Erfolg am Dinge selbst erforschen, sondern Ihr müßt Eure Untersuchung aufs Allgemeinste ausdehnen. Auch geschieht es, daß sie, gleich Atalanten, um einen goldenen Apfel aufzuheben, im Wettlauf innehalten und den Preis verlieren. Wer aber die Laufbahn wahrer Erfahrung zu betreten und darauf sogleich Entdeckungen zu machen gedenkt, muß sich die göttliche Ordnung zum Muster nehmen. Am ersten Tage nämlich schuf Gott nur das *Licht*; damit, ohne etwas weiteres Materielles zu schaffen, brachte er den ganzen Tag zu. Ebenso soll man im Bereiche der Erfahrungsstudien zuerst die Ursachen aufsuchen und richtige Grundsätze feststellen und nicht um *fruchtbare* sondern um *lichtbringende* Versuche Sorge tragen.

Die Schilderung der bisherigen Philosophie zeigt auf der einen Seite eine Speculation ohne Erfahrung, auf der andern die Erfahrung mangelhaft, schief und übereilt. Um für die wahre Wissenschaft die erfoderlichen Grundsätze zu gewinnen, müsse man einer neuen Inductionsmethode sich befleißigen, dabei zuerst trennen und sondern, alsdann nach hinreichender Anzahl von Negativen auf die übriggebliebenen Positiva schließen und auch hier von dem Besondern zum Allgemeinen und von diesem zum Allgemeinern und zu höhern Principien nur allmälig, „nicht mit Schwingen beflügelt, sondern mit kleinerm Gewichte von allem Sprunge zurückgehalten", aufsteigen.

Die nähern positiven Andeutungen nun darüber, wie man zur wahren Philosophie oder Naturphilosophie gelange, liefert der zweite Theil des Werkes. Als „Darstellung der gesetzmäßig bestimmten und unabänderlichen Formen" gilt hier die Metaphysik; Physik hingegen ist „die Darstellung des Wirkenden und der Materie, des verborgenen Prozesses und der innern Eigenthümlichkeit, welches insgesammt den gewöhnlichen und ordentlichen Lauf der Natur, nicht aber die ewigen Grundgesetze in sich faßt". Bacon eröffnet nun vorläufig seine Ansichten über die richtige Erklärung der Natur; denn einem größern Werke war die Ausführung davon vorbehalten. Er geht zur Untersuchung der Erscheinungen die verschiedenen Instanzen durch, welche zum sichern Resutate leiten sollen. Man bewundert hier nicht allein die Vielseitigkeit der Kenntnisse, sondern auch die Schärfe der Beobachtung und des Urtheils, wenngleich die physikalischen Versuche unvollkommen waren und die

darauf gestützten Behauptungen zum Theil nicht anders als einseitig und verkehrt sein konnten. Aber hier eben zeigt B., daß und in welcher wesentlichen Richtung die Natur erforscht und den philosophischen Studien eine feste Basis gegeben werden müsse. Wenn seine ganze Theorie sich zum Materialismus zu neigen und namentlich Einzelnes, was ins Gebiet psychologischer Untersuchung streift, durch die Anschließung an physikalische Beobachtungen dies zu bestätigen scheint: so liegt es doch hinwieder in der Tendenz des ganzen Werkes, den Gang und das Schaffen der Natur bis zu ihrer Evolution als freie Vernunft- und Willenskraft im Menschen zu verfolgen, zumal da Bacon, was man ihm mit Unrecht vorgeworfen hat, als das Höchste im geistigen Leben des Menschen die Religion, und auch diese in ihrer lautersten Erscheinung, im Christenthum, so willig anerkennt. Noch ungerechter aber war es, den geistvollen Denker zum Diener der Empirie herabzustempeln, dem es um Erfindungen allein und um den praktischen Nutzen der Wissenschaft sei zu thun gewesen. Dagegen erhebt er sich an vielen Stellen, wie durch den Geist der ganzen Schrift, mit entschiedener Richtung auf den höchsten Zweck aller Philosophie: Weltanschauung.

Diese kurze Anzeige möge das gehaltvolle Buch in viele Hände einführen, damit es dem Empiriker einen universellern Sinn und geistigern Blick, dem Idealisten Aufmerksamkeit auf das Buch der Natur und die Stimmen der Erfahrung mittheile, Beide aber zur Bewunderung des großen Denkers vereinige, der, damals ein Prediger in der Wüste, die Wiedergeburt der Wissenschaften verkündigt hat. Die Anmerkungen des Uebersetzers werden Manchem als ein willkommener Fingerzeig zum Verständniß Bacon's und zu seiner Vergleichung mit andern Erscheinungen in der Geschichte der Philosophie dienen. 12.

Correspondenznachrichten.

Berlin, im Januar 1831.

Seit 5 Jahren pflegt Herr Fr. Förster das neue Jahr jedesmal mit einer Kunde des großen Kurfürsten zu eröffnen. Im Jahre 1827 benutzte er nämlich zuerst die Sage, daß um die Mitternachtsstunde des Sylvesters die Bildsäule des großen Kurfürsten auf der hiesigen sogenannten langen Brücke von ihrem Sitz herabsteige und bis Glocke Eins durch die Straßen der Stadt reite und sich alles Neue betrachte. Eine solche Legende mochte einmal bearbeitet von Interesse sein; aber wenn, wie es Hr. Förster thut, die Sache jedes Jahr und zwar immer auf dieselbe Weise wiederholt wird, so wird sie denn doch nachgerade langweilig. Man muß nur bedenken, daß diese Legenden weiter nichts enthalten, als Herrn Förster's eigne Ansichten über Politik, Kunst und Literatur, die er mit vielem Behagen dem Kurfürsten in den Mund legt. So werden denn oft die prosaischsten Dinge in Verse gebracht, jene Knittelverse, worin Göthe ein so vortreffliches Muster ist, die aber bei Förster oft wahrhaft barbarisch klingen. Dabei tritt der Hauptfehler hervor, daß er das Märchenhafte dieser Sage so wenig darzustellen versteht, daß der Leser niemals in die nothwendige Illusion geräth. Man sieht, es ist immer nur dem Verf. darum zu thun, seine neuesten Meinungen an den Mann zu bringen. Seine diesjährige „Fünfte Runde des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht 1831, eine Legende von F. F." (Berlin, Haude und Spener) trägt nun auch alle die oben im Allgemeinen gerügten Mängel. Sie beginnt mit der Erzählung, daß Hr. Förster gegenwärtig Custos der altdeutschen Kunstsammlung ist, die sich auf dem königlichen Schlosse befindet. Dort saß Hr. Förster und las bis in die Nacht hinein, als auf einmal das Schlachtschwert von der Wand fällt, das einst der Kurfürst getragen; und eben kommt es ihm in den Sinn, daß heute Sylvester ist, als es auch schon mit hellem Klang und ehernem Tritt die Stufen hinanfgeschritten kommt. Es ist der große Kurfürst, der in den Saal tritt. Er sieht sich die Seltenheiten, die in den Schränken bewahrt liegen, an, worunter auch manches liebe Bekannte aus seiner eignen Zeit, und wovon uns denn der Dichter eine ungeheuer weitläufige Beschreibung liefert. Es ist eine Art catalogue raisonné in Versen. Der Kurfürst begibt sich hierauf in den zweiten Saal, wo er das Standbild Friedrichs des Großen findet. Mit diesem läßt er sich nun in ein Gespräch ein, woraus wir als Probe für die Leser dieser Zeitschrift einige Reden ausziehen wollen. Friedrich II. spricht:

Was kümmern mich die Pietisten,
Die mich nicht achten für einen Christen;
Auch jenseits mein Bekenntniß heißt:
Lebendig macht allein der Geist!
Was kümmern die Deutschen mich, die mirs verdacht,
Daß ich französische Verse gemacht;
Ich hörte just nicht bei Roßbach klagen,
Daß ich mich wie ein Franzos geschlagen,
Und liebt' ich auch Voltaire's Geist und Witz,
In Preußen blieb ich der alte Fritz!
Und trifft sichs einmal auf Deiner Runde,
Fragt wer nach mir, gib ihnen Kunde,
Wie Friedrichs Ehr' am Himmelszelt
Noch immer gute Wache hält,
Und findest Du noch Obscuranten,
Die mich und meine Zeit verkannten,
Mit frommen Eifer dagegen sprachen,
Als ich ließ ein Gesangbuch machen,
Die mich verketzert schon auf Erden,
Weil ich dem Bauer sein Recht ließ werden,
Sag ihnen, was sie auch mäkeln und munkeln,
Meinen Stern, den werden sie nicht verdunkeln.
Und kommt die Zeit der Gefahr heran,
Sag ihnen, was wir gewagt und gethan,
Wie wir bei großer Bewegung der Welt
Uns an die Spitze selbst gestellt.
Wenn aber von jeder Pest und Noth,
Die Volk und Fürsten je bedroht,
Umwälzung und Revolutionen,
Mit Blut befleckte Königskronen
Das größte Unheil gewesen ist,
Erinnre mein Volk zu jeder Frist,
Wer einst das Vaterland bewahrt
Vor einer Krankheit so böser Art.
Denn daß Ihr verschont blieben allhier,
Dankt es dem Doctor Luther und mir!
Was er einst für die Kirche that,
That ich für Wissenschaft und Staat.
Nicht baut' ich chinesische Mauern vor,
Schloß an der Grenze nicht Thür und Thor;
Da hilft kein Cordon, den man gezogen,
Der Morbus kommt durch die Luft geflogen,
Drum sann ich ein andres Mittel aus,
Ich nahm das Gift wie ein Arzt ins Haus,
Ich impft' es mir und dem Volke ein,
So sollten wir Alle gerettet sein.
Nun wurde das Gift zu gesundem Blut,
Und wie auch die Krankheit mit Sturmeswuth
Durch alle Länder fährt und bläst,
Uns fichts nicht an, probatum est.

Dies sind, sprach der Kurfürst, auch meine Gedanken,
Und nimmer wird mein Glaube wanken,
Sind wir im Innern fest vereint,
Wir fürchten keinen äußern Feind.
Erst in den letzten Kriegesjahren,
Wir habens zu unserm Heil erfahren u. s. w.

Nachdem sie früher schon auf das Wohl unsers gegenwärtigen Königs und seines Hauses getrunken, leeren sie jetzt einen Becher „für König und Vaterland“. Und dabei läßt Hr. Förster den Kurfürsten eine Probe seines Witzes geben, welchen, da er nur wenige Zeilen füllt, wir den Lesern auch nicht vorenthalten wollen.

Da sprach der Kurfürst: Es thut mir leid,
Daß ich hier nur mit deutschem Wein
Kann dienen von unserm alten Rhein.
Uns ist in diesen letzten Tagen
Der Franzwein gänzlich umgeschlagen,
Der Champagner hat zu viel gegohren,
Der Burgunder hat die Blume verloren,
Bordeaux in England wird versetzt,
Chateau Lafitte steht in der Blüte jetzt,
Da läßt man ihn lieber im Keller ruhn,
Hat nicht gern in der Kammer mit ihm zu thun.

Das Gedicht endigt, indem uns noch etwas von Humboldt, Ehrenberg, Lichtenstein, Chamisso u. A. erzählt wird Kaum war nun „Die Runde des großen Kurfürsten“ von Förster erschienen, als ihr eine andere nachfolgte, unter dem Namen: „Wahrhafte Runde des großen Kurfürsten“, von A. H. (Berlin, Oehmigke), die nicht, wie man nach dem Titel glauben sollte, eine Parodie oder eine Entgegnung der Förster'schen ist, sondern ein ganz selbständiges Gedicht. Form und Darstellung sind unendlich schöner und poetischer als in der Förster'schen. Ich bedauere, daß der Raum es mir verbietet, einen Auszug daraus zu geben, kann aber Jedem, der sich das kleine Büchlein anschafft, versichern, daß er eine angenehme Lecture daran haben wird.

Die Nachträge zu Heine's „Reisebilder“, die in der vorigen Woche bei den hiesigen Buchhändlern ankamen, sind in dieser Woche schon verboten und in allen Buchhandlungen von der Polizei eingezogen worden.

Unsere Theater, namentlich das königliche, werden noch immer träger im Geben neuer Stücke. Selbst Raupach war sparsam. Wir sahen nur den „Kaiser Philipp“ von ihm, eine historische Tragödie, Fortsetzung seines „Kaiser Heinrich VI.“, welcher aber weit weniger gefiel als der Letztere. Eine neugegebene Umarbeitung des alten Dramas: „Agnes Bernauer“, fand auch nur wenig Beifall.

Die hiesige „Musikalische Zeitung“ ist eingegangen, weil der Herausgeber, Hr. Marx, außerordentlicher Professor an der Universität geworden ist. „Der Freimüthige“ geht auf die alte Weise fort; doch erklärt sein Herausgeber, Hr. Dr. Häring, daß er je nach den Zeitereignissen, die sich nicht voraussehen ließen, Inhalt und Tendenz desselben ändern würde. Man sieht, er wünscht eine Erleichterung von den Fesseln der Censur.

Noch habe ich einer recht auffallenden, aber spaßhaften Geschichte zu erwähnen. In meiner letzten Correspondenz theilte ich Ihnen einige Nachrichten über die hiesige Kunstausstellung und die Recensenten derselben mit. Von den Meisten dieser Letztern konnte ich nur wenig Lobenswerthes sagen; doch schienen mir die Kritiken eines Hrn. Gruppe noch die leidlichsten. Mit diesem freilich etwas negativen Lobe war Hr. Gruppe so wenig zufrieden, daß er gegen mich auf eine ihm und Wenigen seines Gleichen eigenthümliche Weise zu Felde zog. (M. s. den Bemerker Nr. 3 zum „Gesellschafter“ von 1831.) Er rückt nämlich mit recht grobem Geschütz heran, und, um eine Probe seiner Taktik zu geben, will ich nur die Waffen, deren er sich gegen mich bedient, hier mittheilen. Er (wie soll ich es anders ausdrücken?) bellt mich nämlich folgendermaßen an: „Kritische Mummerei, Larve, Leerheit (aus dieser Moll-Tonart bellt er 3 Mal, aus vielen der folgenden in Dur n u r 2 Mal), journalistische Kunstgriffe, Winkelzüge, Langweile, Null und Nichts, Unwissenheit, Arroganz, Aufgeblasenheit, leichtfertige Nachrichten, Laune der Flüchtigkeit, schlimme Art der Unbefangenheit, völlige Ignoranz, Unverschämtheit, Unwahrheit, Rohheit, Ungezogenheit, plumpes Herausplatzen, Schamlosigkeit, Gipfel der Frechheit, Selbstgefälligkeit, Verflachen, Verunstalten, Armseligkeit, Ostentation, literarischer Bettelstolz, boshaft, hämisch, schadenfroh, ruchlos, frostige Späße, Schwatzen, Aufgeblasenheit, erbärmliche Albernheit, Hohlheit, Verächtlichkeit, Skaramuz, Esel, im Kreise wirbelnder theoretischer Dunst, Verworrenheit der Begriffe, Impotenz, Armseligkeit, Einfältigkeit, Seichtheit, gewerbfleißiger Schriftsteller, Uebelkeit eines verdorbenen Magens, Stümper u. s. w. u. s. w.“

Ist dieser Mensch nicht ein seltenes Gewächs? Gewiß haben es einige berüchtigte Journalisten, die ich nicht zu nennen brauche, in dieser Art des Angriffs und der Vertheidigung weit gebracht, hier aber ihren Meister gefunden. Man merke sich nur für die Zukunft, wie der Mensch heißt: Otto Friedrich Gruppe, geboren in Danzig, bis vor Kurzem Student in Berlin. Er ist zu merkwürdig.

Aber ich frage jeden unbefangenen Leser: Kann ein Mann von Ehre einem solchen Gegner antworten? Das Einzige, was man thun könnte, wäre, ihn mit seinem eignen Stempel zu brandmarken. Dies ist aber nicht das Amt eines Kunst-, sondern eines Scharfrichters, und der redliche Schriftsteller überläßt ein solch trauriges Geschäft gern der Zeit, die es gewissenhaft an Berühmten wie Unberühmten vollzieht. Und doch war es die eigentliche Absicht des Hrn. Gruppe, einen literarischen Faustkampf mit mir zu beginnen. Denn wer die ruhige, leidenschaftlose und von aller Persönlichkeit entfernte Sprache meines letzten Berichts (in Nr. 332 des vorigen Jahrganges d. Bl.) gelesen hat, wird nicht begreifen können, wie Hr. Gruppe dadurch so in Harnisch gerathen konnte. Das Räthsel ist aber leicht gelöst: Nur alle 2 Jahre ist hier eine Kunstausstellung, die etwa 2 Monate dauert. Während dieser Zeit recensirt Hr. Gruppe dieselbe. Die Dauer dieser Herrlichkeit ist ihm aber viel zu kurz, er möchte sie gern über die Gebühr erweitern, und drum versucht er es, es koste, was es wolle, immer weiter und weiter von der Kunstausstellung zu reden und sich selbst auf jede mögliche Weise dabei geltendzumachen. Wir wollen ihm dies Vergnügen gönnen, obwol ich glaube, daß das Publicum auch das Gerede über die Kunstausstellung müde werden kann und schon jetzt ganz und gar keinen Antheil mehr daran nimmt. Ich werde daher sowol aus diesem Grunde, als noch mehr weil es die Ehre nicht gestattet, sich mit einem Gegner einzulassen, der sich solcher Waffen bedient, künftig, wenn es ihm gefallen sollte, noch weiter über diesen Gegenstand sich zu ergehen, gänzlich schweigen und ihm offenes Feld lassen.

Eine Bemerkung sei mir nur noch erlaubt: Es wird in der Regel anmaßend, oder doch wenigstens lächerlich sein, wenn ein Autor über eine Kritik sich öffentlich beschwert; welche Figur spielt nun aber ein Rec., der geifert und vor Wuth schäumt, weil man ihn nicht fur unfehlbar halten will? Niemand soll die eigne Meinung dem Publicum aufzwingen wollen; in der literarischen Republik hat jede Ansicht neben der andern Raum, und nur die Wahrheit bricht sich Bahn. Hierauf harre geduldig Autor und Kritiker! 78.

Hierzu Beilage Nr. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1831.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Ueber Spanien.

Geschichte der spanischen Monarchie, von 1810—23. Vom Obersten von Schepeler. Zweiter Theil, nebst Verbesserungen des ersten Theils, auch des Werks über die spanische Revolution. Von 1813—14. Worin die Geschichte der gewöhnlichen Cortes, Uebersicht der Kriegsbegebenheiten auf der Halbinsel und Umsturz der Constitution 1814. Aachen, Mayer. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Als Ref. in Nr. 280 und 281 d. Bl. f. 1829 eine Beurtheilung des 1. Theils des vorliegenden Werkes einrücken ließ, fand der Verf. desselben damals für gut, eine Art von Manifest in diese und mehre andere Blätter einrücken zu lassen, worin er sich über besagte Beurtheilung und deren (ihm ganz unbekannten) Verfasser sehr wunderlich und ungeberdig anstellte. Ref. hielt es damals nicht für nöthig, irgend etwas darauf zu erwidern, theils weil es zu offenbar das Gepräge gekränkter Autoreitelkeit trug, theils weil es im Grunde nichts bewies, als was Ref. dem Verf. in Bezug auf jenes Werk vorgeworfen hatte: daß er weder klar zu denken, noch klar zu schreiben vermöge und deshalb zum Geschichtschreiber keinen hinreichenden Beruf habe — theils aber und besonders weil Ref. gerade etwas Besseres zu thun hatte, als (was freilich eine leichte Mühe gewesen wäre) seinen erbitterten Gegner zu persifliren, oder sich auf einen solchen Streit einzulassen, dem der Verf. einen höchst kleinlichen, persönlichen und abgeschmackten Charakter zu geben drohte. Wir hatten in der That das Manifest und den Zorn des Verf. rein vergessen, als wir diesen 2. Theil des Werks zur Hand nahmen mit der frohen Erwartung, auch hier wie im 1. Theile zwar keine Geschichte, aber recht wichtige Beiträge und Materialien zu einer Geschichte jener merkwürdigen Epoche zu finden. Diese Erwartung ist nun zwar keineswegs getäuscht worden, dagegen aber fand Ref. zu seiner Verwunderung und Betrübniß, daß der Zorn des Verf. sich noch nicht gelegt, indem derselbe jener Beurtheilung einen ganzen Absatz in der Vorrede dieses 2. Theils widmet. Wir halten den Oberst Schepeler für einen Ehrenmann, obgleich es sein Loos gewollt hat, daß sein Name an eines der größten Bubenstücke einer heuchlerischen Politik geknüpft wurde; wir gestehen sogar, daß, obleich wir recht gut wußten, welche unschuldige Rolle der preußische Chargé d'affaires in Madrid bei der unseligen Intervention von 1823 gespielt, wir dennoch einen gewissen Widerwillen gegen diese diplomatische Person erst zu überwinden vermochten, nachdem wir dieselbe als Schriftsteller in dem vorliegenden Werke (und dessen unter anderm Titel erschienenen Anfange) kennen gelernt. Daraus aber, daß Herr von Schepeler ein Ehrenmann, ein tüchtiger Offizier ist, daß er Spanien und die Geschichte Spaniens in den letzten 30 Jahren besser kennt als alle Diejenigen, die bis jetzt über diesen Gegenstand geschrieben haben — daraus folgt noch keineswegs, daß er zum Geschichtschreiber berufen sei; und, daß er dies nicht ist, beweist er auch in dieser Fortsetzung seines Werkes durch dieselben Fehler, die wir damals gerügt: den höchsten Grad von Verworrenheit in der Darstellung, einen unerträglichen, bald zerrissenen, bald schwülstigen, oft ganz unverständlichen undeutschen Styl. Diesen Vorwurf also müssen wir hier, wollen wir anders unsere selbstübernommene Pflicht erfüllen, wiederholen, obgleich es uns wahrhaft betrübend ist, zu sehen, wie ein so motivirter, ohne die geringste Bitterkeit, mit Anerkennung der wahren und großen Verdienste des Werkes ausgesprochener Tadel einen Mann, wie der Vf. ist, so tief kränken und zu Aeußerungen wie die folgende hinreißen konnte: „Wäre es doch möglich, daß diese Herren ein Leben wie das meinige von 1798 bis jetzt durch-

lebten! Haben sie nun ihre Jugendtage, Mannskraft, Glück und Glücksgut einer großen Sache geopfert; sahen sie sich selbst durch Umstände im Unglück, wenn diese völlig gesiegt; finden sie sich nach langer Abwesenheit im Vaterlande von Widerwärtigkeiten aller Art bedrängt; schlägt ihnen Alles fehl, was sie versuchen, um ihre gedrückte Lage zu verbessern; müssen sie beständig mit Mangel kämpfen, dann mögen sie endlich auf literarischer Bahn noch unter solche — Recensenten fallen. Besseres, als mir geschah, kann, Schlimmeres will ich ihnen nicht wünschen". Wir überlassen es getrost jedem Unbefangenen, der diese Aeußerung mit unserer Beurtheilung vergleicht, zu entscheiden, auf welcher Seite die Ungerechtigkeit ist. Diese Aeußerung von einem solchen Manne hat aber etwas so — Wehmüthiges (er möge uns den Ausdruck verzeihen), daß wir uns in der That gänzlich entwaffnet fühlen und um so weniger auf eine Erwiderung denken, da der Vorwurf des Verf. mehr die Welt, das Leben im Allgemeinen treffen muß als uns, die wir nur die unglückliche Veranlassung dazu waren. Einen andern, die Sache selbst betreffenden Vorwurf können wir jedoch nicht ganz übergehen, da wir es dem Verf. und dem Leser schuldig sind, uns gegen den früher und jetzt von ihm ausgesprochenen Zweifel an unserer Competenz zu rechtfertigen. Der Verfasser führte in seinem damaligen Manifest als Beweis an, daß wir nichts von der Sache verständen, die wir zu beurtheilen uns erdreisteten, „wir verwechselten Perser mit Servilen, nähmen partem pro toto"; und hier wiederholt er denselben Vorwurf. Der Verfasser vergißt aber, daß der Ausdruck: „Perser oder Servile — Perser und Servile", dessen wir uns bedienten, keineswegs nothwendig eine Gleichsetzung, Identität beider Ausdrücke bedeute; auch war dies nicht unsere Meinung, obgleich wir zur Noth behaupten könnten, daß diese beiden Ausdrücke im Verlauf der Zeit allerdings im gewöhnlichen Leben zuweilen als identische Schimpfnamen gebraucht wurden. Zum Beweise können wir, außer unserer eignen Erfahrung, des Verfs. eigne Worte anführen: „Des lächerlichen Einganges wegen", heißt es S. 377, „nannte man die Verfasser alsdann, und später auch Servile, Persas. Mit dem alten Spitznamen Panzistas (Bäuchlinge) wechselte diese Benennung für die Servilen ab". Wird ein Leser, der Deutsch versteht, aus diesem Satz etwas Anderes verstehen, als daß die Benennungen: Pancistas und Persas abwechselnd den Servilen im Allgemeinen beigelegt worden? Wird er es begreifen können, wie der Verf. in einer Anmerkung zu diesem halben Satze sagt: „Der gelehrte Mann, der in den Bl. f. l. U. den 1. Theil dieses Werkes so fein recensirte, hat sich an den Persern versehen, er nimmt partem pro toto, nennt alle Servilen so?!" Ohne eben ein gelehrter Mann zu sein, können wir dem Verf. die Beruhigung geben, daß wir wirklich, wenn wir auch weit entfernt sind, eine bessere Geschichte schreiben zu können oder zu wollen als er, doch im Stande sind, die seinige zu beurtheilen, soweit Kenntniß des Landes, des Volkes und der meisten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften dazu gehört.*) Wichtiger als alles Dies (was in der That nur durch den Verf. wichtig wird) scheint es uns, wenn derselbe ebenfalls in der Vorrede sagt: „Die ausgesprochene Meinung über Spanien kann ich nicht ändern, und klar wird es in kurzer Zeit liegen, wer sich irrte: ich oder meine Recensenten in den Bl. f. l. U. von 1827, 28, 29". Was Andere gesagt haben, wissen wir nicht, können es auch nicht vertreten; wäre der Verf. aber nicht so ganz von seinem Zorn geblendet, so hätte er gefunden, daß wir in unserer Beurtheilung uns im Wesentlichen völlig einverstanden mit den Ansichten des Verf. über Spanien und die Spanier erklären. Diese Uebereinstimmung kann dem Verf. sehr gleichgültig sein, auch haben wir dabei nicht ihn, sondern die Sache im Auge, finden jedoch in diesem sonderbaren Misverstehen von seiner Seite eine Veranlassung, hier unsere Ansicht über diesen Gegenstand in möglicher Kürze auszusprechen, die besonders in Bezug auf den gegenwärtigen Augenblick allerdings innerhalb des Gebiets d. Bl. liegt. Wir sind weit entfernt, die Staatsweisheit der neuern Zeit, die mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts entwickelt, durch einige Fürsten (wir nennen nur Friedrich den Großen und Joseph II.) ins praktische Staatsleben eingeführt worden ist und endlich durch die Revolution ihre größte Ausdehnung und den entschiedensten Sieg über die Grundsätze, Elemente und Einrichtungen des Mittelalters erhalten hat — wir sind weit entfernt, diese Grundsätze unbedingt zu bewundern, aber wir halten uns an die Thatsache, daß in Spanien wie in andern Staaten diese Grundsätze es waren, welche die Einrichtungen und Elemente des Mittelalters, deren gänzlicher Verfall und Entartung den Staat unter den letzten Fürsten des Hauses Oestreich seinem Untergange nahe gebracht, unter einem neuen Regentenstamme allmälig ersetzten und verdrängten und den Staat zu einem Grade von Kraft erhoben, den er früher nie erreicht hatte.**) Wir glauben allerdings, daß da-

*) Der Verf. scheint mich (seinem Manifeste nach) für einen ältern, verkappten Feind zu halten; damit er sich mit dergleichen Gedanken nicht plage, gebe ich ihm das Ehrenwort, daß vor jener Beurtheilung, die ihn so erbittert hat, ich nie auch nur seinen Namen zu Papier gebracht hatte. Ich theile zwar vollkommen die in einem frühern Blatt ausgesprochenen Ansichten über Anonymität und gestehe keineswegs jedem Narren das Recht zu, meinen Namen zu wissen; liegt jedoch Hrn. von Schepeler ganz besonders daran, so glaube ich ihm meine aufrichtige Achtung nicht besser beweisen zu können, als indem ich die Red. ermächtige, ihm auf sein Verlangen meinen Namen zu nennen.

**) Ein in mancher Hinsicht sehr gehaltreiches und viel zu wenig beachtetes Werk: „Spanien und die Revolution", 1821 (dessen Verf. Spanien sehr genau kennt und dessen Beobachtungen in dieser Hinsicht mit unsern eignen wesentlich übereinstimmen, obgleich er zu ganz entgegengesetzten Schlußfolgen gelangt), spricht es, unsers Wissens, zuerst und allein sehr bestimmt aus, daß der Anfang der spanischen Revolution in die Regierung Karls III. oder eigentlich Ferdinands VI. zu setzen ist, indem in der That Das, was man gewöhnlich die Revolution nennt, nichts Anderes war als eine andere, durch Umstände bedingte Art, densel-

bei der Staat sich besser befand als das Volk; daß die bessere Benutzung aller Hülfsmittel für den Bedarf des Staats mehr berücksichtigt wurde als das physische und moralische Wohl des Volks; aber der Staat war es auch eigentlich und nicht das Volk, der der kräftigsten Regeneration bedurfte, sollte er anders eine Stelle neben den übrigen Staaten behaupten. Jede Zeit hat ihre Aufgabe, die sie, mit Aufopferung aller andern auch der wichtigsten Interessen, löst; und dies war die Aufgabe des 19. Jahrhunderts für Spanien. Sie schien Anfangs einer friedlichen Lösung fähig, so lange die Fürsten selbst sie übernommen, allein, diese Hoffnung wurde zerstört, als Karl IV. und Ferdinand VII. sich den Gegnern der Regeneration des Staats in die Arme warfen. Die Ueberzeugungen und Interessen, die sich in einem halben Jahrhundert an die neuen Grundsätze geknüpft, in und durch sie entwickelt hatten, mußten nun die Lösung jener Aufgabe und ihre eigne Selbsterhaltung durch eine Revolution erzwingen, durch eine Verfassung in ihrem Sinne befestigen. Aeußere Gewalt, eine bewaffnete Intervention, zerstörte dies Werk und schob die Lösung der Aufgabe wieder aufs Unbestimmte hinaus, indem sie sie zugleich sehr verwickelte und erschwerte, besonders auch deshalb, weil indessen die Zeit schon wieder eine neue Aufgabe herbeigeführt hat, deren Lösung die Völker, jedes auf seine Art, zu beschäftigen anfängt, nämlich: auf der Bahn, welche die Revolution durch Zerstörung des Mittelalters eröffnet, und auf der sich bis jetzt nur der bureaukratische und industrielle Materialismus tummelte, ein neues geistig und religiös begründetes Volksleben zu entwickeln.

Die Frage ist nun in Bezug auf Spanien diese: finden sich in diesem Lande Elemente, die zu der Hoffnung berechtigen, daß auch hier die, freilich nur als nothwendiges Uebel, wünschenswerthe Revolution den Sieg der neuern Zeit über das Mittelalter und über den Despotismus, dem dieses dienstbar geworden, erkämpfen werde?

Den meisten Stimmen nach zu urtheilen, die sich über diesen Gegenstand vernehmen lassen, wäre diese Frage ohne Umstände verneinend zu beantworten, und mit dem beliebten Spruch: „Das Volk ist noch nicht reif zur Freiheit", und einigen allgemeinen Redensarten über Priesterherrschaft und Mangel an Aufklärung glaubt man Alles abgethan. In der That scheinen die Ereignisse der 10 letzten Jahre in Spanien auf den ersten Blick und bei einer allgemeinen, oberflächlichen Kenntniß derselben solche Urtheile zu rechtfertigen; allein, eine genauere Bekanntschaft mit diesen Begebenheiten beweist, so paradox es klingen mag, gerade das Gegentheil, beweist, daß die Spanier so reif sind wie irgend ein anderes Volk in Europa. Alles ist übrigens relativ, und hier kommt es vor allen Dingen darauf an, sich darüber zu verständigen, was eigentlich mit diesem Ausdruck: „reif sein zur Freiheit" gemeint sei. Soll das heißen, daß ein Volk oder die Mehrzahl desselben oder auch nur eine sehr bedeutende Anzahl von Individuen auf einer solchen Stufe sittlicher und geistiger Ausbildung stehe, daß sie mittelbar oder unmittelbar thätigen Antheil an der Staatsgewalt zu nehmen im Stande wäre, und zwar zum Heil und Besten des Ganzen, so gestehen wir in der That, daß wir nicht begreifen können, wie man von irgend einem Volke in Europa behaupten könne: es sei reif zur Freiheit. Ohne weiter zu gehen, wollen wir bei Frankreich stehen bleiben, was den besten Maßstab in dieser Sache abgeben kann. Was finden wir hier, wenn wir uns nicht mit ganz allgemeinen, Alles und Nichts sagenden Phrasen begnügen oder blind den Eindrücken des Augenblicks hingeben wollen? In Frankreich gibt es 15 Millionen Menschen, die weder lesen noch schreiben können; sind diese reif zur Freiheit? Noch schlimmer: es gibt in Frankreich wenigstens 25 Millionen Menschen, die seit 30 Jahren das schmählichste Joch der Bureaukratie tragen — die von allen möglichen Kratien unstreitig die entwürdigendste, geist- und herztödtendste ist — sind diese reif zur Freiheit? Nach dem Wahlgesetze, was bisher in Frankreich galt, gab es unter den 32 Millionen Bewohnern dieses Landes 100,000 Wähler, d. h. 100,000 Menschen, die active Bürgerrechte besaßen. Die größte Ausdehnung, welche die Gesetzgeber Frankreichs nach der glorreichen Revolution vom Juli dem Wahlrechte geben zu können glauben, würde Frankreich etwa 320,000 Wähler geben, das heißt, es würde etwa der hundertste Theil der Bevölkerung als reif zur Freiheit in diesem Sinne anerkennen. Wollen wir nun auch annehmen, daß eine neue Communalverfassung, deren Nothwendigkeit allgemein anerkannt wird, diese Anzahl verdoppele und dem funfzigsten Theil der Bevölkerung active Bürgerrechte verschaffe: wo bliebe denn nun die Reife zur Freiheit in dem oben angenommenen Sinn?*) In der That kann von einer solchen Reife bei dem gegenwärtigen Zustande der Volksmassen in Europa, so lange wie bisher die sittliche und religiöse Bildung des Volks so schmählig vernachlässigt wird, gar nicht die Rede sein, und diese Reife kann vernünftiger- und praktischerweise nur so verstanden werden, daß in einem Volk eine hinreichende Anzahl von Individuen vor-

---

den Grundsätzen den Sieg zu verschaffen, die unter jenen beiden großen Fürsten allmälig in die Staatsverwaltung eingeführt wurden. Wenn der Verf. jenes Werkes (gegen die gewöhnliche Ansicht) die Staatsverwaltung unter diesen Fürsten ebenso streng tadelt als die der revolutionnairen Cortes, so ist er wenigstens consequent, und gegen beide läßt sich unstreitig, wie gegen jede bürgerliche, menschliche Einrichtung, viel sagen; aber der Verf. begeht (wissentlich oder nicht) den Fehler, daß er die Einrichtungen des Mittelalters beständig idealisirt, und dann, wenn wir ihm auch zugeben, daß es, theoretisch genommen (in Spanien besonders), wünschenswerth gewesen wäre, diese Einrichtungen und Elemente, statt sie umzustoßen und abzuschaffen, neu zu beleben und zeitgemäß zu entwickeln, so erweist er doch nirgends (worauf es doch ankäme) die praktische Möglichkeit einer solchen Regeneration unter gegebenen Umständen und bei der gänzlichen Unfähigkeit und dem leidenschaftlichen Egoismus Derjenigen, die sich zu Vertheidigern des Alten aufwarfen. Was blieb also übrig?

*) In England ist die Zahl der activen Bürger noch viel geringer.

handen sei, um die Staatsverwaltung im weitesten Sinne nach den Begriffen und Bedürfnissen der Civilisation des 19. Jahrhunderts zu organisiren, zu leiten und gegen die dieser Civilisation entschieden feindliche Partei im äußersten Fall auch mit den Waffen und im Bürgerkrieg zu schützen. Hieraus geht dann auch schon die zweite Bedingung hervor, daß die Masse des Volkes wenigstens in soweit reif sei, daß sie sich nach jenen Grundsätzen regieren lasse, daß sie ihnen keinen positiven Widerstand entgegensetze, daß sie nicht das Werkzeug der Gegenpartei werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten eines Hoflakaien. Bruchstücke aus seinem Tagebuche. Herausgegeben von O. L. B. Wolff. Erster und zweiter Theil. München, Franckh. 1830. 12. 2 Thlr. 18 Gr.

Dieser Titel hat nur zum Zweck, die kleinen Geschichten und Erzählungen des Verfs. unter einem andern als ihrem wahren Namen einzuführen. Indeß ist die Individualität, an welche er sie geknüpft hat, gut erfunden, und die 6 kleinen Novellen, welche die Geschichte von 6 Locken erzählen, sind geschmackvoll und gewähren eine angenehme Lecture. Die Persönlichkeit Paul Habermann's, des Helden aller dieser Geschichten, ist nach gewissen Gestalten Jean Paul's studirt, die, ursprünglich Yorik'scher Abstammung, bei dem deutschen Leser Rührung und Theilnahme zu erwecken selten verfehlen. Es ist eine von den Naturen, welche von ihrer Ehrlichkeit gehindert werden, irgend ein Glück in der Welt zu ergreifen, während ihre Herzensreinheit sie jedes besten Glückes würdig macht. Paul Habermann behauptet seinen sentimentalen Humor, wiewol er es nicht weiter zu bringen vermag als bis zum Hoflakaien und Theatersecretair in Rattenhausen, und erzählt uns in dem Styl, der dieser Seelenstimmung entspricht, auf fragmentarische Art seine Schicksale, indeß der Herausgeber durch eine Einleitung die Lücken ausfüllt. In dieser Erzählung ist so viel Wahrheit, daß man an die Persönlichkeit des Helden zu glauben geneigt ist, und dies ist ein bedeutendes Verdienst dieser Erfindung. Die Weise des Vortrags ist dem Charakter Paul und der erwählten Form entsprechend, meist sentimental, zuweilen humoristisch, doch so, daß der Humor durch Thränen blickt. Die 6 Lockennovellen sind hübsch erfunden und wohl erzählt, und besonders gewähren Nr. 2 und 3 eine angenehme Lecture. Nr. 4 ist etwas abenteuerlich und unwahrscheinlich. Das zweite Bruchstück: „Die Primadonna und ihre Anbeter", worin der Verf. selbst eine Rolle übernimmt, ist schwach und langweilig, wie der Herausgeber selbst anerkennt, es hätte also ungedruckt bleiben sollen; denn was ist eine Novelle, die Niemand gefällt? Der Verf. hat Gedankenvorrath und weiß diesen in selbst erwählten und neuen Formen auszusprechen; es fehlt ihm weder an Lebenskenntniß noch an Phantasie, den beiden Hauptelementen der Erzählung; sein Styl ist gewandt, er weiß zu verknüpfen und versteht es, die Lösung seiner Verknüpfungen hinauszuschieben und effectvoll einzurichten, und hiermit ist sein Talent für die kleine Erzählung, welche sich in bürgerlichen Verhältnissen bewegt, anerkannt. Ob ihm auch größere Gemälde im heroischen Styl gelingen, werden wir bei einer andern Gelegenheit untersuchen. Wiewol wir ihm Gewandtheit des Styls zuerkannt haben, so ist seine Diction doch nicht immer rein. Wir rügen aus diesem Bande probeweis nur 2 logische und grammatische Unrichtigkeiten, S. 92, wo er sagt: „Was mir zugleich an meiner Hausgenossin gefiel und abstieß" (die beiden Zeitworte lassen sich ihres verschiedenen Regiments wegen so nicht verbinden), und S. 149, „acht Tage, während welcher ich mich regelmäßig ein und den Bruder jedes Mal nicht höflicher, die Schwester jedoch viel zärtlicher vorfand", eine humoristisch sein sollende Sprachform, die wir nicht billigen können. Nach dieser ausführlichern Betrachtung des 1. Theils dieser „Denkwürdigkeiten" können wir uns mit einer bloßen Inhaltsanzeige des 2. begnügen. Dieser enthält unter den Ueberschriften: „Die Schüler Loyola's", „Die Verlobung", „Die Brandstifterin" und „Die Bekehrte", 4 andere „Fragmente aus Habermann's Tagebuch", die uns in dem günstigen Theil unsers Urtheils über den Verf. bestärken. Die Schüler Loyola's liefern einen Schwank in Versen in Hans Sachs'scher Weise, der in Erfindung und Einkleidung voll Verdienst ist. Die Randglossen dazu erwecken Achtung vor der unabhängigen Denkweise und vor dem Wissen des Verf. Die Jesuiten sind sie los, sagt er, der Jesuitismus ist geblieben, er erscheint überall, wo 2 Geistliche streiten. „Die Verlobung" ist von unbedeutender Erfindung; aber „Die Brandstifterin" bietet uns eine ganz vorzüglich erfundene Novelle, wahrhaft neu und rührend in der Situation und von großer Kraft in der Charakterentwickelung dar. „Die Bekehrte" trägt in der Geschichte eines echtchristlich gesinnten Juden und eines ebenso christlichen Predigers, der seine bekehrte Schwester heirathet, das große Thema der Duldung vor. Im Styl sind diese beiden letzten Bruchstücke die vorzüglichsten, und das Ganze ist ein Buch voll Geist und an Gedanken nicht arm. 40.

Notiz.

John Tanner, dessen Schicksal und Gefangenschaft während seines 30jährigen Aufenthaltes unter den Indianern in Nordamerika.

Dies unterhaltende und belehrende Werk erschien im vorigen Jahr zu Neuyork in englischer Sprache, herausgegeben von dem Dr. Edwin James. John Tanner war noch jung, als er den Beschluß faßte, unter den Indianern zu leben. Seine Aeltern, die am Ohio eine kleine Niederlassung bewohnten, übertrugen ihm häufig die Aufsicht und Wartung seiner jüngern Geschwister. Dies Amt langweilte den lebhaften Knaben, er entfloh zu den Indianern; aber die gehoffte Freiheit, die er hier zu finden gedachte, war so lange eine traurige Knechtschaft, bis er, herangewachsen, ein kühner Jäger wurde. Die Schilderung dieses Theiles seines Lebens ist ein reiches, mannichfaches Bild des Zustandes uncultivirter Völker, roher Sitten, Vorurtheile und Leidenschaften, die gewaltig mit den schönen Bildern contrastiren, welche Dichter und Romanschreiber so oft von dem gemüthlichen und unschuldigen Dasein der Naturmenschen machen. Am Schluß seiner Erzählung meldet Tanner, daß er 3 von seinen Kindern bei den Indianern zurückgelassen hat: einen Sohn, der nichts sehnlicher wünscht, als in seinen Wäldern als Jäger zu bleiben, und 2 Töchter, die dagegen danach verlangen, unter den Weißen zu leben. Das Werk gibt zugleich viele Aufschlüsse über die Sprache jener Wilden, vorzüglich des Stammes, bei welchem sich Tanner aufhielt. Die Schriftzüge, welche bei ihnen im Gebrauch sind, erinnern zum Theil an die Hieroglyphen der Aegypter. Bemerkenswerth sind die von ihm mitgetheilten Gesänge dieser Wilden und ebenso seine Nachrichten über ihre Feste und gottesdienstlichen Gebräuche. Wie immer, hat auch bei diesen Völkern die wenige Ausbildung der Sprache zu einer Menge Bildern im Ausdruck geführt, deren durch den Herausgeber gemachte Vergleichung mit den bei andern Völkern der alten und neuen Welt üblichen interessante Resultate gibt. Der Volksstamm, unter welchem Tanner lebte, nennt sich Ojibbeway und hat manches Eigenthümliche vor den andern in jenen weiten Gegenden umherschweifenden Horden voraus. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1831.

Ueber Spanien.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

In diesem, dem einzig praktisch anwendbaren Sinne nun sind allerdings die Franzosen reif zur Freiheit, und es ist ihnen dadurch die Möglichkeit, die Bahn eröffnet, es in einem höhern Sinne mit der Zeit zu werden. Das haben die glorreichen Julitage in Paris bewiesen, mehr aber nicht — das hat aber auch der glorreiche 7. Juli 1822 in Madrid für Spanien bewiesen, obgleich unter Denen, die sich ein Urtheil über Spanien erlauben, nur Wenige sind, die diesen Tag auch nur dem Namen nach noch kennen. Man täusche sich nicht; die 3 Julitage waren der entscheidende Sieg der liberalen über die antiliberale Partei, entscheidend, weil er in der Hauptstadt erfochten wurde; er unterwarf die Masse des Volks der liberalen Partei und einer nach ihren Grundsätzen geleiteten Verwaltung, der diese Masse gehorchen wird, sowie sie bisher der Bureaukratie in den Händen der antiliberalen Partei gehorchte. Ohne Zweifel wird das Volk jener etwas lieber, williger gehorchen, wenn sie Wort hält und die materiellen Vortheile wirklich gewährt, die sie verspricht; aber glauben, daß die Julirevolution von der Masse des Volks ausgegangen sei und die Masse desselben ergriffen habe, hieße Frankreich und unsere ganze Zeit sehr wenig kennen. Wir kommen nun auf Spanien. Wenden wir hier den Maßstab der Reifheit an, wie wir sie oben definirt haben, so stehen wir keinen Augenblick an, zu behaupten: daß Spanien vollkommen reif zur Freiheit ist, das heißt, daß in Spanien die durch ihre Ansichten und Interessen der Civilisation des 19. Jahrhunderts (sowie sie nun einmal ist) angehörende Partei vollkommen stark genug ist, um diesen Ansichten und Interessen gegen die ihnen feindliche Partei den Sieg zu verschaffen, daß die Masse des Volks reif genug ist, um diesen Interessen und Ansichten keinen thätigen Widerstand entgegenzusetzen, um nicht zum blinden Werkzeug in den Händen der Gegenpartei zu werden. Der Unterschied zwischen Spanien und Frankreich ist in dieser Hinsicht nur ein größerer oder geringerer. In Frankreich, wie in Spanien, ruht die Kraft der liberalen Partei (wir wollen uns des einmal hergebrachten Namens bedienen) in den größern Städten, in den industriellen Classen im engern Sinn; da aber Frankreich verhältnißmäßig mehr große Städte, eine zahlreichere industrielle Bevölkerung hat als Spanien, so ist auch die liberale Partei verhältnißmäßig stärker; dessenungeachtet aber bleibt die Hauptsache in beiden Ländern dieselbe: in Spanien wie in Frankreich ist die liberale Partei stärker als die Gegenpartei und stark genug, um diese zu unterdrücken. Nun die Beweise? Sie liegen in der Geschichte von Spanien seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Doch bleiben wir bei der Geschichte der spanischen Revolution im engern Sinne stehen. 1820 gelang es der liberalen Partei, ohne irgend eine Hülfe von Außen, in wenig Wochen den vollständigsten Sieg über die servile Partei (auch hier lasse man uns den gebräuchlichen Namen hingehen) zu erkämpfen, ohne daß irgendwo die Masse des Volks sich für diese erklärt hätte. Von 1820—23 vermochten die Liberalen gegen alle Umtriebe der Servilen das entscheidendste Uebergewicht zu behaupten, obgleich diese Himmel und Erde und Hölle bewegten, obgleich sie von Frankreich jede Art von Beistand erhielten, der sich ohne offene Kriegserklärung mit dem Gewissen der Congregation und dem Völkerrecht der heiligen Allianz vertrug, obgleich endlich Fehler und Uneinigkeit der Liberalen ihnen vielleicht mehr Vorschub leisteten als alles Dies. Dennoch gelang es ihnen nirgends als in den Gebirgen der Grenzprovinzen (wo ganz locale Ursachen sie begünstigten) auch nur einen Augenblick die Masse des Volks für ihre Sache in Bewegung zu setzen; dennoch vermochten sie nur einige Soldaten- und Pöbelaufstände zu Stande zu bringen, die von den freiwillig bewaffneten höhern und mittlern Ständen ohne Mühe unterdrückt wurden.*) Der 7. Juli

*) Belege zu dieser Behauptung anzuführen, erlaubt uns der Raum nicht, und freilich würden wir sie nicht aus Zeitungsnachrichten schöpfen, sondern aus eigner Beobachtung und Erfahrung. Wir wissen auch wohl, daß alle möglichen Thatsachen nicht hinreichen werden, um die bequemen Vorurtheile und Phrasen vom Einfluß der Geistlichkeit, des Katholicismus, Fanatismus u. s. w. zu zerstören; wir begnügen uns auch nur zu unserer eignen Gewissensrettung zu erklären, daß nichts lächerlicher und unrichtiger ist als die gewöhnliche Ansicht, als wenn die Geistlichkeit in Spanien die Masse des Volks nach Gutdünken für ihr Interesse in Bewegung setzen könne. Das spanische Volk hat weit mehr Ursache, die Geistlichkeit zu ehren und zu lieben als die weltliche Regierung, und die englische Aristokratie, die französische Bureaukratie drücken viel härter auf das

1822 in Madrid bildet in dieser Hinsicht die entscheidende Krise. Es blieben nun nur noch einzelne wenig zahlreiche Banden im Innern zu verfolgen und in den Grenzprovinzen blieb ein Bürgerkrieg zu ersticken, der, begünstigt durch die Unthätigkeit, Schlaffheit oder Verrath der Minister und der Majorität, die vor dem 7. Juli an der Spitze der Verwaltung standen, sich von den Gebirgen über Thäler und Ebenen bis an den Ebro und an die Küste von Catalonien hin verbreitet hatte. Der Kampf war hartnäckig und blutig und von beiden Seiten mit den Grausamkeiten verbunden, die vom Bürgerkrieg unzertrennlich sind; im Frühjahr 1823 aber waren die Empörer auf allen Punkten geschlagen und (einige Haufen, die sich in die unzugänglichsten Schluchten zurückgezogen hatten, ausgenommen) auf französisches Gebiet zurückgetrieben. Die Thatsache, daß die liberale Partei in Spanien stärker ist als die servile, und daß die Masse des Volks unthätig zwischen beiden stehe, war unumstößlich erwiesen, und die bewaffnete Intervention Frankreichs war selbst eine feierliche Anerkennung dieser Thatsache. Es mußten 100,000 Bayonnette und einige 100 Millionen Francs in die Wagschale geworfen werden, um der servilen Partei das Uebergewicht zu verschaffen. Nach dem bisher Gesagten bedarf es nur einiger Worte, um den leichten Erfolg dieser Invasion zu erklären. Die Liberalen konnten einem solchen Angriff, der in der ganzen Macht der heiligen Allianz seinen Rückhalt hatte, nur dann widerstehen, wenn sie ihre Sache zur Sache der Masse machten, entweder, indem sie die Leidenschaften der Masse aufregten und compromittirten, oder wenn sie ihre Sache in den Augen des Volks mit der Sache der Nationalindependenz verschmolzen. Das Erstere hatten sie beständig absichtlich vermieden, das Zweite war bei der Art, wie die Intervention auftrat, nicht zu erwarten, und wäre in der That eine Täuschung gewesen, denn die Unabhängigkeit Spaniens, soweit sie der Masse des Volks verständlich sein kann, kam bei der ganzen Sache nicht in Betracht.*) An einen Volkskrieg war also nicht zu denken, und es blieb nur ein mehr oder weniger hartnäckiger Widerstand der von einer solchen Uebermacht angegriffenen Partei übrig. Es ist hier nicht unsere Absicht, diese Partei gegen das ekelhafte, abgeschmackte Geschwätz feiler und unwissender Schmierer zu vertheidigen, die wie Raben und Geier über sie herfielen, nachdem sie in dem ungleichen Kampfe unterlegen war — es wird aber hoffentlich eine Zeit kommen, wo diese Märtyrer wenigstens den Lohn der Anerkennung empfangen werden: daß nie edlere Männer unschuldiger gelitten haben und niederträchtiger verleumdet worden sind. Es genügt uns hier, bewiesen zu haben, daß der Umsturz der Cortes durch die bewaffnete Intervention von 1823 durchaus nicht beweist, was man gewöhnlich daraus zu beweisen sucht: daß das spanische Volk nicht reif zur Freiheit sei, wenn dieser Ausdruck überhaupt eine verständliche, praktische Bedeutung hat. Nirgends in Spanien erhob sich die Masse des Volks gegen die Intervention, aber auch nirgends für sie; dies ist eine Thatsache, die alle Declamationen französischer Ultrablätter der Zeit und die Art, wie sie die Ausschweifungen des niedrigsten Pöbels gegen die besiegte Partei darstellen, nicht umstoßen können. Die Masse des Volks ließ sich von der Partei, die sich der heiligen Allianz zum Werkzeuge ihres Sieges bedient hatte, ebenso ruhig regieren, wie früher durch die Gegenpartei, die durch eigne Kraft die Oberhand erhalten hatte, und in der That hatte dieser Wechsel sehr wenig Einfluß auf den Zustand und das Wohl der Masse. Die Vortheile, die eine Staatsverwaltung im liberalen Sinn allenfalls für sie haben konnte, waren jedenfalls sehr entfernt, und auch die unsinnigste Verwaltung der Camarilla konnte sie im allerschlimmsten Fall kaum in eine schlimmere Lage versetzen, als die der Masse des Volks in allen andern Ländern Europas ist. Die liberale Partei dagegen wurde nun mit Hülfe des französischen Heeres entwaffnet, ihrer Führer beraubt und einem förmlichen Schreckenssystem unterworfen, welches es ihr auf Jahre hinaus unmöglich machen mußte, irgend etwas mit der geringsten Wahrscheinlichkeit eines Erfolges zu unternehmen, wenn nicht ganz besonders günstige Umstände einträten, oder sie von Außen Hülfe fänden. Für Solche (und das ist freilich die Mehrzahl unserer politischen Orakel), die nur den Augenblick sehen, ist es daher leicht entschieden, daß diese Partei in Spanien vertilgt ist, wenn sie überhaupt jemals einige Bedeutung hatte; gibt man sich aber Mühe, die vorhergehenden Thatsachen, Ursachen und Wirkungen (deren wesentliche wir oben bezeichneten) in Erwägung zu ziehen; bedenkt man, ob die materielle Unterdrückung einer Partei, deren Ansichten und Interessen zeitgemäß sind, jemals die Zahl ihrer Anhänger vermindern konnte, so wird man leicht einsehen, daß die liberale Partei auch jetzt noch, obgleich sie die unterdrückte ist, dennoch eigentlich die stärkere ist. Dies scheint nur paradox, aber ein Gleichniß wird es sehr klar machen. Ein Zwerg kann mit Hülfe zweier Männer leicht einen Dritten binden, und, einmal gebunden, wird dieser sich gefallen lassen müssen, was der Zwerg auch gegen ihn unternehmen mag, und doch wird Niemand behaupten, daß der Zwerg wirklich der Stärkere sei. So mit der liberalen Partei in Spanien. Alles kommt darauf an, daß sich Jemand finde, der die Fesseln, welche ihr die Intervention der heiligen Allianz angelegt, zerschneide, so wird sie die Gegenpartei, deren Uebermuth sie jetzt dulden muß, ebenso leicht bezwingen, wie 1820. Aus dem bisher Gesagten sind denn auch die Plane und Aussichten der spanischen Patrioten, Mina's und seiner tapfern und edeln Genossen, leicht zu würdigen. Nur unsern politischen Kannegießern kann es einfallen, dabei an einen Aufstand der Masse des spanischen

Volk als die spanische Theokratie — dennoch aber weiß das spanische Volk sehr gut die Kirche, den Glauben von ihren Dienern zu unterscheiden.

*) Die Franzosen traten nicht nur als Befreier des Königs, sondern auch als Bundesgenossen einer Partei in Spanien auf, die jedenfalls mehr Anklang in den Begriffen des Volks finden mußte als die Liberalen, wenn auch ebenso wenig thätige Theilnahme. Wie sehr die Franzosen und die heil. Allianz das Werkzeug dieser Partei wurden, hat der Erfolg gelehrt.

Volks zu denken, und weil dieser nicht erfolgt, das ganze Unternehmen für thöricht, ja verbrecherisch zu erklären. Es kam und kommt nur darauf an, mit einer Macht in Spanien einzurücken, die hinreichend wäre, um den nächsten Widerstand zu überwältigen und dann im Innern bis zu einigen der größern Städte vorzudringen und dort die gefesselte Uebermacht der Gleichgesinnten zu befreien, zugleich aber auch unterwegs den mehr zerstreuten Anhängern Waffen, Muth und einen Stützpunkt anzubieten. Von der Masse des Volks erwartet man dabei Nichts, als worauf man sicher rechnen kann: Unthätigkeit. Zu einer solchen Unternehmung aber war die von den spanischen Flüchtlingen an der Grenze zusammengezogene Macht vollkommen hinreichend, zwar nicht um den Ausgang zu sichern, denn dieser hing am Ende immer von dem zweifelhaften Loos der Waffen ab, aber doch um die Möglichkeit durch den Erfolg und die Nothwendigkeit und Zeitmäßigkeit des Unternehmens zu rechtfertigen.

Alle diese Berechnungen und Aussichten sind fürs Erste durch die Maßregeln der französischen Regierung zerstört worden. Die Ausführung mußte übereilt und mit kaum 2 Drittel der dazu bestimmten Kräfte sowol an Mannschaft als an Waffen und andern Hülfsmitteln unternommen werden, und mußte also fehlschlagen, um so mehr, da durch diese unerwartete Verwirrung aller getroffenen Anstalten auch die Verbindungen und Verabredungen, auf die man unter den königl. Truppen gerechnet hatte, für den Augenblick nutzlos wurden. Dies Fehlschlagen beweist also durchaus Nichts gegen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Gelingens ähnlicher Unternehmungen unter günstigern Umständen, und, trotz seines Mislingens, bleibt dieser Versuch bedeutend und heilsam, indem er beweist, wie weit diese Männer davon entfernt sind, ihre gute Sache aufzugeben. Das Gefecht bei Vera ist eins der ehrenvollsten der neuern Kriegsgeschichte; und wenn man den heldenmüthigen Widerstand dieser kleinen Schar gegen eine zehnfache Uebermacht bedenkt, so kann man einigermaßen berechnen, was die Gesammtmacht der Vertriebenen vermocht hätte. Man hat als entscheidend anführen wollen, daß keine königl. Truppen zu den Constitutionnellen übergegangen und daß das Volk sich gegen sie erhoben habe. Ersteres beweist gar Nichts für die Stimmung des Heeres im Allgemeinen, denn es läßt sich leicht denken, daß die spanische Regierung nur solche Truppen in die erste Linie gestellt hat, auf die sie sich am meisten verlassen konnte, und man muß einen sonderbaren Begriff von solchen Dingen haben, wenn man glaubt, daß es einerlei sei, ob ein noch schwankendes Regiment von einer kleinen schlecht bewaffneten Schar zum Abfall aufgefodert wird, wie es hier der Fall war, oder von einer zahlreichen, wohlgerüsteten, wie es ohne die störenden Maßregeln der französischen Regierung der Fall gewesen wäre. Was aber die Stimmung des Landvolks betrifft, so beweist gerade der mit so geringem Verlust bewerkstelligte Rückzug auf französisches Gebiet, daß die Masse des Landvolks sich nicht gegen die Angreifer erhoben hat, denn sonst wäre keiner von ihnen entkommen, und dies ist um so bemerkenswerther, da die Basken durch die Constitution ihre Privilegien verloren haben und wieder verlieren müßten. Als Resultat alles Angeführten also bleibt uns: daß die Ereignisse seit 1823 durchaus nicht widerlegen, was die Ereignisse von 1820 bewiesen haben, daß Spanien reif zur Freiheit ist, in dem oben angedeuteten Sinne. Hieraus geht aber schon hervor, daß früher oder später, aber jedenfalls binnen Kurzem und bei der ersten günstigen Gelegenheit diese Freiheit in Spanien den Sieg davontragen wird. Kein sachkundiger, unbefangener Beurtheiler wird nun zwar sich schmeicheln, daß damit dann auch gleich alle Uebel, an denen Spanien seit Jahrhunderten leidet, geheilt sein werden. Im Gegentheil, das Höchste, was wir hoffen können, ist, daß Spanien vielleicht, eben weil es später beginnt, einige der Irrthümer, der tiefen Wunden und fressenden Geschwüre erspart werden mögen, welche die Civilisation des 18. und 19. Jahrhunderts in dem Staats- und Volksleben anderer Länder erzeugt hat. Unserer Ansicht nach sind in der That die Aussichten Spaniens für die Zukunft ohne Vergleich weniger dunkel als diejenigen der meisten andern Länder. Eine nur halbwegs vernünftige Regierung würde hinreichen, allen wesentlichen Bedürfnissen und billigen Wünschen abzuhelfen, da das Land noch eine so große Menge von ganz unberührten Hülfsmitteln darbietet, und da die Masse des Volks noch gesunder (wir möchten sagen jungfräulicher in Bezug auf die Uebel der Civilisation) ist, als in den meisten andern Ländern Europas. Diesen Gegenstand auszuführen, ist hier nicht der Ort, und wir begnügen uns, nur auf England hinzuweisen, wo diese gewaltige Zeit, die so viele Lügen in ihrer Nacktheit zeigt, so viele Verbrechen zur Rechenschaft zieht, auch endlich den dichten Schleier zerreißen wird, den Heuchelei, Eigennutz und Unwissenheit so lange über den wahren Zustand der Dinge geworfen haben. Wir gestehen, daß wir für England, nach menschlichen Begriffen, keine Rettung sehen, und wenn Engel vom Himmel ins Ministerium kämen, während wir in Spanien alle Elemente und Möglichkeiten einer (freilich vergleichweise) glücklichen Zukunft sehen, wenn nur halbwegs rechtliche, kräftige und einsichtsvolle Männer an die Spitze der Verwaltung kämen. Deren besitzt aber Spanien so viele wie irgend ein anderes Land, und die Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit einer solchen Veränderung haben wir hoffentlich zur Genüge nachgewiesen, wenigstens für Solche, die im Stande sind, hergebrachten Vorurtheilen zu entsagen, wenn Thatsachen sie widerlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Mücken und Schmetterlinge. Herausgegeben von August Zschirner und dem Verf. der „Zauberlaterne". Erstes Bändchen. Bunzlau, Appun. 1830. 8. 12 Gr.

„Die Mücken störe man nicht in ihren Spielen, sie werden dann sich gewiß artig betragen und Niemanden verletzen". Mit dieser Warnung scheucht der Verf. furchtsame und gemächliche Kritiker von einer genauen Besichtigung seiner Creaturen weg. Doch nicht Alle der Angefeindeten lassen sich wie das Titelge-

würm durch Dampf vertreiben, wol aber, wenn sie denken wie unsereins, durch Erweckung des Mitleids sich gewinnen. Kaum eins dieser geplagten und plagenden Geschöpfe, oder vielmehr ihr Stachel, der wol schon mehr als einmal hat stechen müssen, ist eben sonderlich zu fürchten. Jetzt, wo die Stacheln zum neuen Gebrauch geschickt gemacht wurden, brach den meisten die Spitze, durch das Dehnen, Recken, Ansetzen und Färben verloren sie Form und Geschick und glichen unbeholfenen kindischen Nachahmungen. Den Schmetterlingen brachte die Metamorphose ebenfalls keinen Vortheil, in ihrer alten Gestalt konnten sie unbekrittelt am Boden kriechen, jetzt will man die Flügel sich entfalten, sie in den Aether tragen sehen; ja, wenn sie nicht schwer von Staub belastet wären, so sehr, daß selbst das federleichte Nichts zu einem bösen Etwas wird, das dem schwebenden Mückentanz, dem leichten Schmetterlingsfluge Bleigewichte anhängt.

2. Licht und Schatten, in Erzählungen und Novellen, von Eginhardt. Gotha, Flinzer. 1831. 8. 1 Thlr.

Lasse sich der Autor doch ja nicht durch den selbstgewählten Pathen in den Irrthum verlocken, sich in die Zeiten des Geheimschreibers des großen Kaisers zurückzuträumen, wo das Schreiben ein gar schwieriges Ding und also um so verdienstlicher war, je länger man sich damit beschäftigte! Heutzutage verfällt man eher ins andere Extrem und überschätzt die Kürze bei einem Buche. Obiges ist in seiner ersten Erzählung offenbar zu sehr in die Bogen gearbeitet. Die übrigen sind bei minderer Ausdehnung unterhaltender und freier von mühsam zusammengeklaubten Metaphern.

3. Freischützfunken. Drei Erzählungen von Moritz Reichenbach. Der Jungfernkranz. Veilchenblaue Seide. Morgen Er oder Du. Drittes Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Treffen sie auch nicht ins Herz, regen sie keine großen oder neuen Gedanken auf, so wirken sie doch auf die Einbildungskraft und funkeln und gankeln lebendig hin und her. Nr. 1 ist ein herabgekommenes Glied der großen Sippschaft der wahnsinnigen Prophetinnen, von denen Meg Merrilies die Ehefrau ist, die leider von ihrem Geist wenig zum Kunkellehn hinterließ. Nebenbei wird in der Geschichte die Unschuld arg verleumdet, zuletzt aber mit Sieg und Glück gekrönt. Nr. 2 datirt sich, dem Wesen nach, aus den harmlosen Zeiten her, wo Fürsten noch hinlängliche Muße hatten, verkleidet herumzuwandeln, verkannte Edle, arm und geringgeschätzt, in ihrem ganzen Werth kennen zu lernen, sie zu erheben und zu belohnen, nicht zu gedenken der Verschwendung empfindsamer und lautschallender moralischer Gemeinplätze, an die Unterdrückten und die Unterdrücker gerichtet, welche im letzten Auftritt beim Aufknöpfen des Ueberrocks und Sichtbarwerden des Sterns der fürstliche Zorn niederdonnerte. Nr. 3 reichlicher Stoff zu einer grausigen Schicksalstragödie, herber als Werner's und Müllner's Februare. Der willkürlichen Rechtspflege und mancher andern Abweichungen vom Herkommen wegen möchte es gut gewesen sein, die Geschichte in eine ferne Vorzeit, nicht in den Anfang des 18. Jahrhunderts zu rücken.

4. Lenore, ein Roman nach der Bürger'schen Ballade, von Victor. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Schluß wörtlich mit jenem vielbesprochenen Gedicht übereinstimmend, im Uebrigen Holtei's Melodrama nachgebildet, nur daß der pikante Wachmeister, die verführerische Gräfin fehlen, und Wilhelm mit 2 artigen Schwestern in Zittau aus purer Langweile liebelt. Es wird einmal in einer Note um Verzeihung wegen eines Anachronismus gebeten. Der Verf. hätte sie nicht für den einzelnen Fall erbitten sollen; er hat nicht nur mehre Verstöße wie mit der damals schon vorhandenen Composition zur „Schweizerfamilie" gemacht, sondern ist auch, und das ist schlimmer, nirgends in die Gesinnung, die Art, sich zu äußern, die Zeit des siebenjährigen Kriegs eingedrungen und muthet seinen Lesern das Unglaubliche zu, sich vorzustellen, daß der Vater eines hohen Offiziers (denn Wilhelm avancirt sogleich vom Lieutenant zum Oberstlieutenant) 5 Jahre ohne Nachricht von ihm geblieben sei. Ob es überhaupt nöthig gewesen, Lenoren auch die Romanenform anzupassen, möchte sehr zu bezweifeln sein.

5. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines nordischen Seemannes. Herausgegeben von Heinrich Smidt. Berlin, Bechtold und Hartje. 1830. 8. 1 Thlr.

Ein denkender Seefahrer, selbst wenn er persiflirt, eher sentimental und ernst als jovial und witzig, erzählt, was er sah und erfuhr, und was man ihm mittheilte. Er vergleicht denn auch wol, was ihm vorkommt, in den Wechselbeziehungen, den Stellungen zu einander und zeigt sich als vielseitig geschickter Maler; denn er entwirft Bildnisse, Landschaften und Seestücke. Zum Schluß gibt er noch eine Arabeske, den windmachenden Finnen, echt schaurig und in dem Märchenhaften wahr und wahrscheinlich, sodaß man, fern vom Meere, daran glaubt und mit dem ehrlichen Finnen herzliches Mitleid fühlt, daß er aus Wohlmeinen für einen ihm Gutgesinnten Hexenkünste treibt, die ihn, den Finnen, nöthigen, dem Leben Valet zu sagen. Zur Rundung des Ganzen, das eine treue Veranschaulichung des Thuns und Treibens, ja, der Meinungen und Vorurtheile der Seefahrer ist, gehörte nothwendig diese Sage, ein bedeutsamer Schlußstein. 84.

Drei deutsche Autoren vor dem Forum der englischen Kritik.

Die Urtheile finden sich im 12. Stück des „Foreign quarterly review" (Oktober 1830), und die beurtheilten Autoren sind Michael Beer, Franz Grillparzer und V. A. Huber. Ueber Beer's Trauerspiel: „Struensee", beginnt die Recension: „Abermals ein Bewerber um dramatische Lorbern in Deutschland, wo solche Bewerber heutiges Tages so zahlreich sind, daß man besorgen muß, der heilige Baum werde aller seiner Blätter beraubt werden. Michael Beer, der hier zum ersten Male als Tragiker auftritt, ist, wie wir glauben, ein Bruder des berühmten Componisten Mayer Beer und wird den Anspruch der Familie auf des Publicums Gunst nicht schmälern; denn sein Product soll sich des entschiedensten Erfolgs zu erfreuen gehabt haben. Seine Tragödie, ein historisches Stück, scheint mehr in Shakspeare als in Schiller's „Wallenstein" ein Vorbild gefunden zu haben. Ihr Hauptverdienst liegt, nach unserer Meinung, in der Kraft und der genauen Unterscheidung der Charaktere, vom Helden an bis zu den unbedeutendsten Personen hinab". — Von Grillparzer's Trauerspiel: „Ein treuer Diener seines Herrn", heißt es: „Wenn auch G.'s Genius unter Schiller und Göthe steht, so ist er doch entschieden einer der Ersten von den tausend Autoren, die für die Bühne Germaniens jetzt schreiben. Sein fünftes Erzeugniß liegt vor uns. Die 4 ersten waren sämmtlich von verschiedenem Styl, von verschiedenem und eigenthümlichem Verdienst; sein letztes war immer bei weitem sein bestes und in der That gewöhnlich ein sehr artiges (clever) historisches Stück. Wie ungeduldig waren wir daher, seine neue Tragödie zu sehen; aber, obgleich sie auch ihr Verdienst hat, wurden wir doch getäuscht. Ihr Hauptfehler liegt in der Geschichte, die sich als höchst undramatisch bewährt, und deren Katastrophe ungenügend ist". (Indessen wird späterhin die meisterhafte Zeichnung einiger Charaktere gerühmt.) — Von Huber's „Geschichte des Cid Ruy Diaz Campeador von Bivar" heißt es: „Wenn wir — auch indem wir ihn belächeln — den glühenden Enthusiasmus gern haben, mit welchem die Deutschen sich auf jeden Gegenstand richten, der im geringsten auf menschliche Sympathie Anspruch macht, so müssen wir zugleich das energische Leben bewundern, durch welches sie diesem Enthusiasmus eine längere Dauer zu geben wissen, sowie den geduldigen Forscherfleiß, der gewöhnlich in seinem Gefolge ist. Diese Behauptung wird auch durch das kleine Buch vor uns bewiesen u. s. w." 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 34. — 3. Februar 1831.

Ueber Spanien.

(Beschluß aus Nr. 33.)

Wir kehren nun zu Hrn. von Schepeler und seinem Werke zurück. Nachdem wir oben im Allgemeinen bemerkt haben, was wir daran zu tadeln finden, berufen wir uns in dieser Hinsicht auf unsere Beurtheilung des 1. Theils und gehen um so weniger auf Einzelnheiten ein, da des Verfs. heftiger Zorn über unsern Tadel uns den besten Beweis liefert, daß er sich dadurch getroffen fühlt. Sollte derselbe aber durch ein ähnliches Manifest desfalls einen Wunsch aussprechen, so sind wir gern erbötig, ihm auch aus diesem Theile seitenlange Belege zu unserm Tadel zu liefern. Viel angenehmer jedoch ist uns das Geschäft, was uns nun hier noch übrig bleibt, nämlich zu erklären: daß auch dieser Theil des Werkes alle über diesen Gegenstand erschienenen Schriften an Vollständigkeit, Genauigkeit und Unparteilichkeit in den Berichten der Vorfälle bei weitem übertrifft*), und deshalb, trotz jenen Fehlern, unstreitig allen jenen Schriften vorzuziehen und ganz unentbehrlich ist für Jeden, dem daran liegt, diese Begebenheiten in ihrem wahren Lichte und frei von den Unwahrheiten zu erblicken, womit man sie von verschiedenen Seiten um die Wette verwirrt und entstellt hat. Das große Verdienst des Verf. besteht aber darin, daß er den Antheil, den die Spanier an den Kriegsereignissen hatten, gegen die parteiischen Berichte der Engländer und Franzosen vindicirt, und zwar nicht mit allgemeinen Phrasen, wie man sie in Deutschland las, als es noch Mode war, sich für die Spanier zu enthusiasmiren, sondern als sachkundiger, unparteiischer Augenzeuge, mit den genauesten und unzweifelhaftesten Belegen. Wer nicht weiß, bis zu welchem Punkte in England, dem Lande der Preßfreiheit, die Unwissenheit über alle Begebenheiten geht, die auf dem festen Lande während 50 Jahren stattgefunden, wer nicht weiß, mit welcher plumpen Selbsttäuschung, mit welcher bodenlosen Heuchelei die Wahrheit von allen Seiten erstickt, von Nationalvorurtheilen geschmeichelt wird, der kann auch nicht einsehen, wie wichtig es war, daß gerade über diesen Gegenstand endlich einmal die Wahrheit bekannt werde, um so mehr, da unsere Bücherfabrikanten seit einiger Zeit auch diesen Zweig der engl. Literatur mit ihrer gewohnten Sachkenntniß und ihrem Scharfsinn abzuweiden anfangen. Welche Gründe die Engländer haben, um den Antheil der Spanier an dem glorreichen Kampfe zu verkleinern, liegt am Tage, da in selbem Maße ihr eigner Ruhm zunehmen mußte; welche Gründe die Engländer haben, daß überhaupt über ihre Politik und ihr Verfahren in Spanien die Wahrheit nicht bekannt werde, wird Jeder begreifen, der in dem vorliegenden Werke wenn auch nur einen Theil der Wahrheit erfährt. Was die Kriegsbegebenheiten und den Antheil, den die Spanier daran nahmen, betrifft, so wollen wir des Verf. eigne Worte anführen, die uns in jeder Hinsicht treffend und bedeutungsvoll erscheinen:

> Die Feldzüge von 1808 und 1809 (heißt es S. 160 im 6. Capitel) hatten große spanische Heere vernichtet; aus ihren Ueberresten und der Masse des Volks waren Corps, auch streifende Trupps entstanden; kräftige Männer bildeten aus diesen und neuen Haufen geregelter Soldaten tüchtige Krieger. So traf schon der Ausgang des Jahrs 1812 die Spanier, und so erschienen sie 1813. Wer diese Geschichten mit Ueberlegung liest, wird leicht die Stufen sehen, auf welchen die Beharrlichkeit der Nation bis zu dieser Endwirkung stieg. Viele Gefechte zeigten, daß der spanische Soldat dem französischen, so hoch durch Siegesruhm gestellt, im freien Felde nun auch gewachsen sei; nur noch kurze Dauer des Krieges, und in Spanien traten Feldherrn, für große Schlachten, große Unternehmungen gebildet, glänzend auf, hätten sich als solche auch ohne Bundesgenossen gezeigt. Der Brite schreibt, was die Natur des Menschen, des Kriegs und die Zeit geschaffen, auf seines Wellington's Verdienstkarte. Viel that der Brite, sehr viel; doch mehr der Spanier in seinem fürchterlich durchstörten Lande, und ohne ihn blieb Wellington — nur Wellesley.

Diese Ansicht, an einem einzelnen Fall durchgeführt und belegt, findet man z. B. in dem Berichte von der Schlacht bei San-Marcial (30. Aug. 1813). Die Spanier trugen die Last der Schlacht, und wir müssen hier eine Stelle in des Engländers Jones „Geschichte des Krieges in Spanien" rügen; er sagt: „Sowie der Lord in fester Stellung bei Busaco erst die Portugiesen prüfen, ihnen Zutrauen zeigen wollte, so that er mit den Spaniern auf dem Berge San-Marcial". Die Portugiesen standen bei Busaco in Linie mit Engländern untermischt, schlugen sich brav, und das Heer wurde fast vernichtet. Jene Portugiesen waren meist neue Truppen, die noch nie den Feind gesehen; die Spanier unter Freire bei San-

*) Soll ich dem Hrn. Verf. erklären, inwiefern sich dieses Urtheil mit dem oben wiederholten Tadel verträgt? Auch hierzu erwarte ich seine Auffoderung.

Marcial dagegen waren zum Theil gediente, kampfgewohnte Krieger, die schon in 2 Feldzügen dem damals noch fürchterlichen Feinde die Stirn geboten hatten; nur 3 neue Bataillone, fast lauter Guipuzcoaner, kamen als Reserve in die Schlacht und hielten sich brav. Freire stand auf San-Marcial, Giron bei Lehalar, weil sie doch irgendwo stehen mußten. Der Lord gab ihnen eine feste Stellung, aber rechts davon hielten die Briten eine ebenso feste besetzt. Zutrauen hat der englische Soldat erst durch manches Treffen, seit 1808 durch Wellington's Zaudern und glücklich berechneten Gang gewonnen, aber im Anfang des Krieges hatte auch er selbst dies nöthig u. s. w. Wo in einer Schlacht die Spanier als Reserve standen, hieß es: „wir Engländer haben die Schlacht allein gefochten"; standen sie, wie hier, in der Linie, fällt des Feindes Macht auf sie, so heißt es: „wir wollten ihnen Zutrauen auf sich selbst geben, standen zur Hülfe bereit!" Als wenn dies nicht des Verbündeten Pflicht wäre u. s. w. — Wir könnten viele ähnliche Beispiele anführen und bemerken nur noch, daß hier zunächst vom großen Krieg die Rede ist, der gegen das Ende des Kampfes den kleinen Krieg immer mehr verdrängte (aus leicht begreiflichen, oben angedeuteten Ursachen); die unsterbliche, entscheidende Wirksamkeit der spanischen Guerilleros fällt mehr dem 1. Theile des Werks anheim und ist dort gehörig gewürdigt und gezeigt, daß ohne sie die Engländer gar nichts vermocht hätten. Auch dieser Theil jedoch enthält einige schöne Züge zu dieser Seite des herrlich blutigen Gemäldes, z. B. den Winterfeldzug Mina's (1812—13), „der" (sagt der Verf.) „wie eine Krone auf dem Haupt des großen Guerillero glänzt: verwegene Kühnheit ist in ihm mit einer sich nie verwirrenden festen Ueberlegung gepaart". So waren Villacampa, Duran, Empecinado, el Medico auch in diesen beiden Jahren nicht müßig. Wäre diese absichtliche Entstellung der Thatsachen, die Verleumdungen, die Unwissenheit, wovon die englischen Berichte dieser Begebenheiten voll sind, das einzige oder größte Unrecht, was ihnen Spanien vorzuwerfen hat, so könnte man diese, wie so viele Lügen, der Vergeßlichkeit unserer Zeit überlassen; aber Schändlichkeiten wie die, welche bei der Eroberung von Badajoz, von San-Sebastian verübt wurden, erwarten früher oder später Vergeltung, müssen wenigstens bis dahin dem heuchlerischen, frechen Selbstlob dieser Befreier Europas und Spaniens entgegengestellt werden. Die Bewohner von San-Sebastian erwarteten mit Sehnsucht Befreiung von dem französischen Joch, sie hatten noch den Tag vor dem entscheidenden Sturm, der Rache der französischen Besatzung trotzend, englische Gefangene und Verwundete mit Aufopferung ihrer letzten Vorräthe gepflegt und erquickt, sie eilten den Belagerern, für deren Sieg sie in den Kirchen gefleht hatten, freudetrunken, jubelnd, noch unter dem Feuer des französischen Geschützes entgegen, und San-Sebastian wurde 3 Tage lang von den Engländern und einigen englisirten Portugiesen geplündert, und 3 Tage lang wurden ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, des Standes an den Einwohnern Greuel verübt, wie sie kaum von tatarischen Horden berichtet werden. Die Stadt wurde in Brand gesteckt, und während die Franzosen von der Citadelle ihr Feuer einhielten, um das Löschen möglich zu machen, schossen die Engländer die Bewohner nieder, welche zu löschen versuchten.

Was aber diese Infamien eigentlich charakteristisch macht, ist, daß Wellington, der nicht die geringste Anstalt getroffen hatte, um dem Plündern Einhalt zu thun, der im Lager den öffentlichen Verkauf des Raubes gestattete; — daß dieser Heros der Briten die dringenden wiederholten Bitten der hülflos umherirrenden Einwohner, ihnen 2000 Brotrationen zu überlassen und die wenigen noch übrigen Gebäude einzuräumen, kalt, fast ironisch von sich wies; — daß er auf Vorstellungen der Regentschaft ganz naiv antwortete: „er habe noch nie gehört oder gesehen, daß eine mit Sturm genommene Stadt nicht geplündert worden wäre". Um aber das Charakteristische dieser Sache vollständig zu machen, durfte es an heuchlerischer Verleumdung nicht fehlen, und so erklärte der edle Herzog unter Anderm auch: „es thue ihm sehr leid, daß der Feind die Stadt aus Muthwillen zerstört habe", während die Zeitungen zugleich zu verstehen gaben, das Ganze sei eine wohlverdiente Züchtigung der französisch gesinnten Bewohner.

Diese Greuel können vielleicht als einzelne Ausnahmen, unvermeidliche Kriegsexcesse angesehen werden, wenn sie nicht wieder mit der kältesten, berechnendsten Handelspolitik zusammenhingen, womit die Engländer in Spanien Alles zerstörten, was die Möglichkeit einer Wiederbelebung des Handels und der Industrie der Spanier geben konnte.

Um endlich ein vollständiges Bild von der englischen Politik in Spanien zu haben, muß man sehen, wie sie alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwandten, um die Consolidirung einer freien Verfassung, einer Verwaltung unter einsichtsvollen freisinnigen Patrioten zu stören, wie sie offen oder heimlich die Umtriebe der Servilen begünstigten, man muß die tückische Aufwiegelung der südamerikanischen Colonien, das Zurückdrängen Spaniens am wiener Congreß, man muß endlich die listige Frechheit sehen, womit am Ende des Krieges England mit Spanien abrechnete und ihm eine Schuldrechnung vorlegte, zu deren Anerkennung mit 18 Millionen Francs es 1823 die Noth der Cortes benutzte. Was eigentlich von der von englischen Schriftstellern so zum Ueberdruß gepriesenen Großmuth und Freigebigkeit Englands gegen Spanien zu halten sei, zeigt der Verf. im 10. Capitel. Neben den Kriegsbegebenheiten und den äußern Verhältnissen läßt der Verf. die höchst wichtige Entwickelung der innern Angelegenheiten nicht außer Acht; da der Raum uns aber keine ausführlichern Auszüge mehr gestattet, so müssen wir uns begnügen, mit einer Uebersicht des Inhalts der verschiedenen Capitel zu schließen, wonach der Leser ihr verhältnißmäßiges Interesse leicht beurtheilen mag. Das 1. Capitel enthält eine Uebersicht des Zustandes von Europa und der Ereignisse im Norden im Anfang von 1813, nebst deren Rückwirkung auf Spanien, dann der englischen Politik in diesem Lande und der Stellung des Königs

Joseph und seines Anhanges; und hier empfehlen wir auch besonders zur Beherzigung, was er über diese Letztern sagt, da er fast der einzige Schriftsteller ist, der ihnen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ohne doch zu verkennen, wie sehr Einzelne dieser Partei alle ihnen gemachten Vorwürfe verdienen. Einige dieser Menschen sind es, die jetzt als fanatische Henkersknechte des Throns und Altars gegen die spanischen Patrioten wüthen. Mit Recht unterscheidet der Verf. übrigens die eigentlichen Josefiner von dem Gesindel, was sich um die französischen Marschälle sammelte. Das 2. und 3. Cap. enthält die Winterfeldzüge der Guerilleros, den Krieg in Catalonien, Suchet's Feldzug in Valencia und Murcia bis ins Frühjahr 1813. Das 4. Cap. die Eröffnung des entscheidenden Feldzugs von 1812 durch Wellington, die Schlacht bei Vittoria, Mina und Duran in Saragossa. Das 5. Cap. Murray's unrühmlichen Angriff auf Taragona, Suchet räumt Valencia, Krieg in Catalonien. Im 6. Cap. übernimmt Soult den Oberbefehl des Hauptheeres der Franzosen, blutige Kämpfe bei Sorauren, San-Marcial, Erstürmung und Zerstörung von San-Sebastian. Das 7. Cap. Einbruch in Frankreich, Gefechte an der Nivelle. Das 8. den Feldzug im Winter und Frühjahr 1814 bis zur Schlacht bei Toulouse. Das 9. Suchet's gleichzeitige Vertheidigung in Catalonien, Verhandlungen mit Ferdinand VII., dessen Freilassung, Räumung von Catalonien. Das 10. und 11. endlich die innern Angelegenheiten: Cortes von 1813 und 1814, Umtriebe der Servilen, Rückkehr des Königs, Umsturz der Verfassung und Reaction von 1814.

Es fällt in die Augen, daß diese beiden letzten Capitel von besonderer Wichtigkeit sein müssen, besonders wenn, wie wir sehr hoffen, der Verf. auch die folgenden Begebenheiten: die Revolution von 1820, die Gegenrevolution von 1823 in einer Fortsetzung seines Werkes aufnehmen sollte, denn diese Ereignisse bleiben unverständlich, ohne eine genaue Kenntniß der Begebenheiten von 1814. Das Unglück jener Epoche bestand freilich nicht darin, daß der König die Verfassung der Cortes nicht anerkannte. Diese oder jene Form war damals und ist jetzt noch sehr gleichgültig; worauf es aber damals und jetzt ankam, war, daß tüchtige und wohlmeinende Männer an die Spitze der Verwaltung gestellt wurden. Wäre das 1814 geschehen, so hätte kein Mensch an Revolution gedacht, weil ohne Revolution das unumgänglich Nothwendige für die Erhaltung des Staates, das Wohl der Nation erlangt worden wäre; wäre das 1823 geschehen, so hätte kein Mensch Ursache, den zweiten Umsturz der Constitution zu beklagen. Aber statt dessen ward der König, der Spanien 1814 ohne bestimmte Ansicht oder Absicht betrat, sogleich von den schlechtesten Elementen des alten Hofes, der fanatischen Priesterpartei und des während des Freiheitskampfes entstandenen militairischen Despotismus, umgeben; sein an sich mistrauisches, furchtsames Gemüth mit Schrecken und Groll gegen die Cortes und ihre Anhänger, gegen die eigentlichen Befreier des Vaterlandes, die Retter des Königthums, die Blüte der Nation erfüllt. Einige Fehler von ihrer Seite, zu viel Vertrauen auf ihre reinen Absichten, ihre geleisteten Dienste kamen dazu, und dennoch enthält das verhängnißvolle Decret des Königs aus Valencia vom 4. Mai, wodurch er die Cortes und ihre Verfassung umwarf, in dem bestimmten Versprechen einer auf freisinnige Grundsätze beruhenden, durch eine Nationalrepräsentation unterstützten Verwaltung die Anerkennung der Wünsche und Bedürfnisse des Volks. Nicht dieses Decret also machte das Unglück Spaniens, sondern daß dies Decret unerfüllt blieb, daß das freiwillig gegebene königliche Wort gebrochen wurde. Wenn tiefe Indignation es zuließe, so könnte man wol spotten über die platte, dumme Gleisnerei gewisser Menschen, die in allen Ländern, besonders aber in Deutschland hinter einer süßlichen Mäßigung, ihre durch und durch knechtischen Gesinnungen verbergen und in Staatszeitungen aller Art über Neuerungssucht pinseln, damit ja die Mächtigen den Ernst der Zeit und die wahren Ursachen der Volksbewegungen nicht inne werden. Mit freudiger Dankbarkeit hätte das spanische Volk 1814 vom König als freies Geschenk die Wohlthaten aufgenommen, die ihm die Cortes und ihre Verfassung verheißen hatten; aber auf irgend eine Weise, von irgend einer Seite her m u ß t e n die Foderungen der Zeit erfüllt werden, und nur daß der König sie selbst zu erfüllen versprach, machte den leichten, widerstandlosen Umsturz der Cortes möglich, und wir können nicht genug das ganz unverdächtige Zeugniß des Verf. empfehlen: daß 1814 die Stimmung der großen Majorität der Nation der Verwaltung und den Grundsätzen der Cortes keineswegs ungünstig, die des besten, edelsten, gebildetsten, wohlhabendern Theils der Nation aber entschieden günstig für sie war, daß die Servilen damals, wie jetzt, nur eine Faction bildeten, die damals durch Betrug und Intriguen, durch schändlichen Misbrauch des königlichen Wortes, 1823 aber durch fremde Hülfe die Oberhand behielt. Schon als der König in Madrid einzog, war er völlig zum blinden Werkzeug in den Händen des Abschaums jener Faction geworden — es begann die schändliche Verfolgung gegen die edelsten Vorkämpfer der Freiheit, gegen die treuesten Diener des Königthums, gegen Alles, was durch Tugend und Verdienst jene Faction beschämte — es war nun entschieden, daß vom König kein Heil, keine Rettung zu hoffen sei, und die Blüte der Nation sah sich mit blutendem Herzen zu Verschwörungen, zu Revolutionen verurtheilt. Ein trauriges Geschenk blieb Spanien aus der Zeit seines glorreichen Kampfes: eine gewisse Classe von Menschen, die freilich in andern Ländern schon länger einheimisch waren und die sich hier in der Napoleonischen Schule gebildet hatten, bureaukratische und militairische Regierungswerkzeuge, die sich der jedesmaligen Macht unentbehrlich machen, weil sie selbst ohne irgend eine Art von Gewissen, von politischem oder religiösem Glauben in jeder Verlegenheit Auswege finden und die Maßregeln des fanatischen Despotismus mit einem gewissen Anstrich und mit den Phrasen der Civilisation auszuschmücken wissen. Diese sind es auch, die durch die elendesten Gaukelspiele den wahren Zustand von Spanien

zu verbergen suchen, um die Geldspeculationen ihres nichtswürdigen Helfershelfers Aguado zu unterstützen, und unsern Staatszeitungen Stoff zu gemäßigten Phrasen geben. 21.

---

1. Zeriel's des infernalischen Schauspieldirectors Reise auf die Oberwelt. Von F. Nork. Leipzig, Literar. Museum. 1830. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Gr.
2. Belial und Astarte, oder: Die Liebe der Teufel. Ein Sittengemälde des neunundfunfzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (des zweiundzwanzigsten nach der christlichen Zeitrechnung). Nach dem Höllenoriginale des diabolischen Gelehrten Rathbi Kimmone Taib deutsch bearbeitet von F. Nork. Ebendas. 1831. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Ref. gehört gewiß nicht zu Denen, welche sich verachtend abgewendet haben von der heutigen Tagesliteratur, oder kein Heil mehr hoffen mögen von dem verworrenen und durcheinander gährenden Treiben, aber wenn ihm solche Bücher, wie die oben angezeigten, zugeschickt werden, verliert er doch zuweilen den Muth, denn zu keiner Zeit, in keiner Literatur, bei keinem Volke herrschte so dieser literarische Sansculottismus, aus welchem die beiden genannten Geisteserzeugnisse des Hrn. F. Nork und viele andere ähnliche oder ihn an Fertigkeit und Talent noch überragende hervorgegangen sind. Er herrscht freilich, Gott sei Dank! nicht dieser literarische Sansculottismus, aber er greift doch um sich, er wirft Staub auf, und es gibt Narren, Müßiggänger und feile Schriftsudler genug, die ihm das Wort reden, und welche die schmuzigen Staubwolken, die er am Horizont der Literatur bildet, als eine bewundernswürdige Erscheinung ausschreien. So ist in einer der sogenannten gelehrten Literaturzeitungen, ich glaube gar es war in der sonst so ehrenwerthen Jenaer, die Rede davon gewesen, daß „Zeriel's des infernalischen Schauspieldirectors Reise", von F. Nork, ein geistreiches, mit Weltkenntniß und Witz geschriebenes Buch sei. Jeder, der dies mit ebenso großem Erschrecken als wir gelesen, sollte denken, die Kritik müßte in Deutschland jetzt grenzenlos und unrettbar gesunken sein; aber man erinnere sich nur, auf welche wunderliche Weise oft Bücherlob und Büchertadel in gewisse Literaturzeitungen, die ihren Raum ohne Honorarvergütung füllen müssen, eingeschwärzt werden können. Der Himmel mag nun wissen, wer es war, der Hrn. F. Nork für einen geistreichen, witzigen und kenntnißreichen Mann ansah; aber so viel wissen wir, daß diese ehrenden Beiwörter unnütz und ohne Grund an ihn verschwendet sind, denn er hat, von seiner Seite wenigstens, durch seine Schriften keine Veranlassung dazu gegeben. Die größte Krankheit, woran er leidet, ist die, daß er sich vorgenommen hat, satyrisch zu sein. Gebildet und vorbereitet hat er sich zu seiner literarischen Laufbahn ohne Zweifel durch eine fleißige Lecture der Schriften des Hrn. M. G. Saphir; und da er sah, daß es heutzutage ohne Witz nicht mehr geht, verfiel er auf die unglückliche Idee, selbst ein witziger Schriftsteller zu werden. Nun hat er vielleicht noch das Malheur gehabt, von irgend einem obscuren Journalredacteur zu Theaterkritiken veranlaßt worden zu sein. Auf diese Weise erhielt er ein Freibillet und Gelegenheit, öfter ins Theater zu gehen, es gelang ihm vielleicht, Händel zu stiften, er erwarb sich sogar Feinde (das ist schon viel für unsere Zeit, wo die Schriftsteller im Durchschnitt so wenig mehr erleben), Der oder Jener wird ihm auffässig, weil er Den oder Jenen in seinen Recensionen gelobt oder getadelt hat; da glaubt er nun, das Theater kennen gelernt zu haben, er findet es grundschlecht, lebenssatt ergreift er die Feder, setzt sich hin und schreibt 2 satyrisch sein sollende Bücher über das Theater, worin er die ganz gewöhnlichen und schon hundert Mal abgeleierten Sottisen über das Theaterwesen noch einmal zum Besten gibt. Ref. hat gar nicht die Ehre, den Hrn. F. Nork auch nur seinem hinter der muthmaßlichen Pseudonymität verborgenen Namen nach zu kennen, sondern die Lecture seiner Schriften, vor denen der Himmel jeden vernünftigen Leser bewahren möge, hat ihn einzig und allein darauf gebracht, sich die Entstehung derselben so zu erklären. Das Widerwärtigste bei Allem ist, daß der Verf. nicht nur selbst das überaus Spaßhafte seiner eignen Witze fühlt und es selbst durch ein wohlgefälliges Notabene ins Licht zu setzen sich gedrungen sieht, sondern daß er auch dem Leser zutraut, es könne sich derselbe für den Froschmäusekrieg, den Hr. F. Nork in seinen Schriften gegen seine Feinde führt, irgendwie interessiren. Da hat ihn irgend ein anderer obscurer Literat einmal geschimpft, es ist vielleicht zu einer Injurienklage gekommen, und der eine oder der andere Theil hat sitzen oder Strafe bezahlen müssen, und nun hält er seine höchst trübseligen Feindschaften noch für wichtig genug, sie vor das Publicum zu bringen und auf literarischem Wege weiter auszufechten, indem er den oder jenen Literator und Journalredacteur wiederum tüchtig ausschimpft. Und wenn noch etwas Witz dabei mitspielte! Aber es ist die reine hülfsbedürftige Geistesnüchternheit, die sich in matten Evolutionen Luft macht, denn der Verf. besitzt nicht einmal Energie genug, um recht aus dem Grunde boshaft zu sein, sondern Alles ist mehr Product eines mattherzigen und nervenschwachen Kitzels. Aber darauf wollen wir den Verf. ernstlich aufmerksam machen, daß er sich vor den allzu schnöden und aufs Allgemeine hin gewagten Anspielungen auf Weltverhältnisse, die er gewiß nur oberflächlich und vom Hörensagen kennt, hüten möge. In seinem „Belial und Astarte" findet sich unter Anderm S. 40 folgende Stelle: „Nach verflossener Lehrzeit ward Lina mit mehren ihrer Gespielinnen zum Chor der in dieser Stadt eingerichteten Oper verwendet. Sie hatte eben das sechzehnte Jahr angetreten, und ihre aufblühenden Reize richteten bereits die Blicke der sämmtlichen Männerwelt auf sich. Aber diese Vorzüge waren es auch, die ihr als ein wesentliches Hinderniß im Wege standen, jemals eine bedeutende Beschäftigung von dem Theaterdirector zu erhalten. Dieser, der sich für einen Priester der dramatischen Muse hielt, glaubte sich daher auch berechtigt, wie die Priester einer gewissen Gottheit bei den Alten die Erstlinge von jeglicher Frucht zum Antheil zu erhalten. Als erfahrener Theaterinspicient wußte er zu gut, daß fast alle(!!) Priesterinnen Thaliens und Melpomenens beim Eintrit in den Dienst ihrer Göttin auf den Altar derselben ihren kostbarsten Schmuck, nämlich den jungfräulichen sowie Nonnen ihre Haupthaare als Opfer darzubringen pflegen. Ihm, als Oberpriester, mußten daher eher als den Laien die Erstlingsgaben gereicht werden u. s. w." Möchte Hr. F. Nork, der seine literarische Laufbahn so leichtsinnig begonnen, von dem Publicum und dem Beruf eines Schriftstellers würdiger zu denken anfangen und seinen satyrischen Stachel erst gegen sich selbst kehren, ehe er es unternimmt, die Thorheiten der Welt zu geißeln! 55.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1831.

Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Fünftes Heftlein. Breslau, Max. 1830. 8. 1 Thlr. 20 Gr. *)

Eine so große Freude es stets für den Ref. war, von diesem Buche zu sprechen, so hat er es doch schon früher sowie jetzt empfunden und geäußert, daß ein eigentliches Urtheil über das Buch nicht wohl auszusprechen sei. Es ist eine Sammlung brieflicher Denkmale eines großen Dichters, eines verehrungswürdigen Mannes, die uns den interessantesten Commentar zu den Büchern, zu dem Leben desselben gibt, aber durch einen zu losen Faden aneinandergereiht ist, um ein eigentliches Werk zu bilden. Die an sich geistreich geschriebenen Aufsätze der Vermittelung oder Verbindung verhalten sich zu den Büchern selbst nicht eben anders als der Commentar eines Classikers zu diesem. Indeß dies ist gewissermaßen das größte Lob des Buches; keine fremde Feder wird uns über Jean Paul so trefflich belehren, als er selbst es thut, der sein ganzes Leben hindurch sein Zögling und sein Lehrer zugleich gewesen ist, indem er mit unermüdlicher Selbstbeobachtung und stetem Wachen über seine Seele fortdauernd die schwierigste Aufgabe — wenigstens hält sie der Gott zu Delphi dafür — zu lösen suchte, nämlich die: „Kenne dich selbst". Wir müssen daher der Bescheidenheit des Herausgebers (seit der Freund Otto durch den Tod diesem Geschäfte entnommen ist, können wir denselben nicht einmal mehr namhaft machen), mit der er sich so fremd und fern als möglich zu dem eigentlichen Inhalt des Werkes stellt, die achtendste Anerkennung widerfahren lassen. Ueber das Buch selbst berichten wir wol am besten historisch und excerpirend, wie denn überhaupt kein Autor sich so zum Epitomanden darbietet als Jean Paul, da er erstlich selbst ein Epitomator war, und zweitens in jeder Zeile ganz er selbst ist, wie Krystalle häufig sich nur in dem Ganzen ähnliche Körper zersplittern.

Das Buch umfaßt die Lebensgeschichte unsers unvergeßlichen Dichters in den Jahren 1796 u. 1797. Das Meiste, das Wesentliche derselben erfahren wir durch seine eigne Feder, durch die Briefe, welche aus jener Zeit übrig sind. Es sollte keiner verloren gegangen sein, denn J. Paul, der den Grundsatz hatte, Alles mit der vollsten Anstrengung zu thun, schrieb seine Briefe wie seine Bücher und machte sie daher zu eben solchen literarischen Schätzen als diese.

Die Lebensperiode, welche vor uns liegt, ist besonders anziehend durch die zahlreichen Bekanntschaften mit bedeutenden Zeitgenossen, welche sich in diesen Jahren für den Dichter anknüpften, der nunmehr erst recht gelesen zu werden anfing. Wir machen den Leser, der Seitenzahl des Buches folgend, auf die interessantesten Briefe aufmerksam. Zuvörderst ist der Brief, welchen Moritz' Bruder dem Dichter schreibt, höchst merkwürdig. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß Moritz sich das unvergängliche Verdienst erworben hat, der Erste gewesen zu sein, der in Jean Paul den Genius erkannte. Hier finden wir, daß die ersten Zeilen des Briefes, den J. Paul ihm geschrieben, ihn von dem Vorurtheil, einen aufdringlichen, schlechten Autor vor sich zu haben, völlig heilten. Und in der That, dem aufmerksamsten Kennerauge konnte es nicht anders ergehen, denn der kleinste Brief, ja, das kleinste Billet des großen Mannes ist ein Funke seines eigenthümlichen Genius. Andere Dichter sind im Bau des Ganzen groß; er ist auch in dem kleinsten Theile bewundernswerth und gleicht allein der Natur, die bei ihrem Reichthum im Großen und Ganzen doch dieselbe schöpferische Kraft in jeder noch so gering scheinenden Einzelheit offenbart. Und doch hatte der von ihm vielleicht zu hoch verehrte Herder nicht den Blick, dies zu erkennen. Sehr anziehend ist in dieser Periode Jean Paul's Reise nach Weimar. Man erwartete ihn dort mit einer Ungeduld, die an Sehnsucht grenzte. Die geistvolle Herzogin Amalia hatte an allen Thoren Befehl geben lassen, daß man ihr seine Ankunft sogleich melden solle. Der Erwartung entsprach die Aufnahme, die der große Mann fand. Ueberall kam man ihm mit einer Begeisterung, die sich auf das seltsamste mit vertrautester Herzlichkeit verschmolz, entgegen. Nur Göthe und noch mehr Schiller theilten diese Gesinnung nicht ganz; ihre Bahn zur Unsterblichkeit war eine so vollkommene geworden, daß sie den eigenthümlichen Genius, der ihnen so fern zu stehen schien und doch so nahe war, nicht sogleich zu fassen vermochten. Es ist gewiß von Interesse, zu hören, wie sich J. Paul selbst über die 3 Heroen, die er in Weimar antraf: Herder, Göthe, Schiller (Wieland war ver-

*) Vgl. Nr. 120 u. 121 d. Bl. f. 1828 u. Nr. 260 u. 261 f. 1829. D. Red.

reist), äußert. Zuerst über Herder, dem er im Freien, als er mit Knebel ging, begegnete: „Und wir gingen ihm entgegen, und unter dem freien Himmel lag ich an seiner Brust, und ich konnte vor erstickender Freude kaum sprechen und nur weinen, und Herder konnte mich nicht sattumarmen. Und als ich mich umsah, waren die Augen Knebel's auch naß". Wem fällt hier nicht Horaz'ens brundisische Reise und die Begegnung mit Virgil ein:

O quot amplexus! — — —

Anders stellte sich die erste Bekanntschaft mit Göthe. J. Paul schreibt darüber: „Ich kam mit Scheu zu Göthe. Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. *** sagte, er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse. *) Ich ging ohne Wärme. Sein Haus (Palast) frappirt; es ist das einzige in Weimar im italienischen Geschmack, mit solchen Treppen, ein Pantheon voll Bilder und Statuen. Eine Kühle der Angst presset die Brust; endlich tritt der Gott her, kalt, einsylbig, ohne Accent. Sagt Knebel z. B.: „Die Franzosen ziehen in Rom ein". „Hm", sagt der Gott. **) Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürt ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst, Publicum sofort an, und — man war bei Göthe".

Wurde das Verhältniß zwischen Beiden nicht das der Freundschaft, so war es doch freundlich, und Göthe erwies sich nicht nur im hohen Grade gastlich gegen J. Paul, sondern sprach auch mit wirklicher Wärme von ihm gegen Knebel und Schiller.

Als dritte Blume aus dem reichen Kranze pflücken wir die Mittheilung J. Paul's über die Bekanntschaft mit Schiller heraus, die er am 25. Juni 1796 in Jena machte. Er schreibt darüber: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremde zurückspringen; er erwartete mich aber nach einem Briefe von Göthe. Seine Gestalt ist verworren, hart-kräftig, voll Ecksteine, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich (durch seinen Antrag) auf der Stelle zu einem Collaborator der „Horen" um, und wollte mir eine Naturalisationsakte in Jena einbereden".

Diese letztern Züge beweisen, daß Schiller, obgleich durch eine zu einseitige ästhetische Ansicht dem Streben und Wirken J. Paul's fremder, doch seiner Person mit großem Interesse und Wohlgefallen entgegenkam und die Bedeutung des großen Genius huldigend anerkannte, indem er ihn zu der Mitwirkung an seinem Journal auffoderte, ja in ihn drang, sich zu einem Bürger Jenas zu machen. Es wäre vielleicht nicht ohne großen Vortheil für J. P. gewesen, auf den letztern Vorschlag einzugehen. Denn bei seiner ungemeinen Gabe, Alles aufzufassen und zu nutzen, und namentlich die Kritik, wo sie nicht Afterweisheit war, zu ertragen und zu achten, würde ihm der fortwährende Umgang mit großen Männern, bedeutenden Gelehrten, unendlich vortheilhaft gewesen sein und eben dadurch uns, der Welt. Rec. erinnert sich sehr wohl daran, daß J. P. ihm selbst zu Baireuth sagte, er fühle den Mangel an vielseitigem wissenschaftlichen Umgang in Baireuth sehr oft und wünsche einen Mann wie Tieck in seiner Nähe zu haben.

Wir fahren in unsern Mittheilungen aphoristisch fort. Der Aufenthalt in Weimar ist noch reich an anziehenden Schilderungen der dort lebenden Personen. Mit Interesse wird man einen Brief der Herzogin Amalia an den Dichter lesen (S. 156).

J. Paul ist fortwährend in mehren Freundschaftsverhältnissen zu bedeutenden Frauen. Wir finden auch eines der Liebe wiederum angeknüpft. Vielleicht hätten die Herausgeber nicht zu zart gegen die Mitlebenden, sondern sorglicher für die Nachkommen denken und uns den genauern Zusammenhang dieser Verhältnisse, nebst den Gründen ihrer Auflösung mittheilen sollen. Es scheint zwar, daß daraus nicht viel Günstiges für die Frauen (wir erinnern dabei zugleich auch an ein in einem frühern Bande angedeutetes Verhältniß) hervorgehen würde; allein, desto edler, fester, reiner würde uns J. P. dastehen. Wäre Rec. der Herausgeber, er würde die Schonung nicht so weit getrieben haben. Eine Frau, die sich an dem größesten, edelsten Herzen und Geiste versündigte, muß auch die Strafe tragen, die ein solches Vergehen mitsichführt; ist sie schuldlos, so wird selbst für einen Schmerz der Tugend die späte Anerkennung noch ein Balsam sein.

Von den mancherlei Verhältnissen der Frauen zu J. Paul und den Briefen, welche sie an ihn richteten, heben wir als das wichtigste und die anziehendsten, das und die der Emilie v. B. heraus und leiten den Leser darauf hin. Es scheint, daß auch hier mehr Geist als Gemüth vorwaltete. Ihre Briefe sind mit großer Gewandtheit des Ausdrucks, mit tiefer Kenntniß des weiblichen Herzens geschrieben. Allein, sie scheint sich auch auf die Künste der Frauen, mit den Herzen zu spielen, sehr genau zu verstehen; mit Freuden sieht man daher, wie die halben Wahrheiten, die halben Bekenntnisse an dem Scharfblick und dem reinen Sinn J. Paul's scheitern. Auch mit Frau v. Krüdener (wir muthmaßen jedoch nur, daß es dieselbe ist, welche späterhin durch ihre pietistischen Umtriebe so viel Aufsehen erregte) kam J. P. in Berührung. Einige auf dieses Verhältniß bezügliche Briefe sind sehr anziehend, und dürfen wir es daher nicht unterlassen, den Blick unserer Leser darauf hinzuleiten. Wir könnten noch manche Briefreihen von Interesse hervorheben, allein wir ziehen es vor, einige einzelne zu bezeichnen. Darunter nennen wir den der Herzogin Amalia von Weimar, weil es in jetzigen Zeiten so ungemein

*) Dem war in einer gewissen Periode vollkommen so. In spätern Jahren, wo die Gesinnung des Dichters milder und mittheilender wurde, schrieb er einem Freunde: „Ich komme mir vor wie eine geballte Faust, die sich nach und nach für grußdarbietende Hand öffnet".

**) Dieser Zug malt treffend Göthe's äußerliches Wesen.

wohlthut, eine Fürstin kennen zu lernen, deren schönster Schmuck ihr Geist und ihre Seele ist. Wir möchten Niemandem, der sich nicht dazu verstehen will, durch die trüben Gläser der Devotion oder der kriechenden Schmeichelei zu sehen, anrathen, sich in Deutschland zu sehr nach einer ähnlichen Fürstin umzusehen; wir fürchten, er findet sie nicht so leicht. Ein zweiter und letzter Brief endlich ist auch nicht von J. Paul, denn die seinigen sind alle merkwürdig, vortrefflich, unschätzbar, sondern von dem alten Rector in Schwarzenbach, seinem Lehrer im Griechischen und Hebräischen, und in den frühern Zeiten kümmerlichen Behelfs auch seinem Wohlthäter. Daß J. P. dies nicht vergessen, lernen wir eben aus dem Briefe, der als eine schöne Ehrensäule auf dem Grabe des Hingeschiedenen stehen mag, der fast noch besser als groß war, oder dessen Gemüth noch den Werth seines Geistes überwog.

Den epistolarischen Theil des höchst interessanten Buches hätten wir somit erschöpft. Allein, es ist noch ein anderer vorhanden, der uns mit Gaben aus den mit höchster Sorgfalt und Ordnung verfaßten Excerpten des Dichters beschenkt. Es ist schwer, dieselben zu beschreiben, allein eine Probe gibt doch einen Begriff davon: Unter der Ueberschrift „Zahlen" und den Unterabtheilungen Eins, Zwei, Drei u. s. w. finden wir Notizen, die ganz zeigen, welche Aufmerksamkeit J. P. seinen vielfachen Gleichnissen, seiner bildlichen Sprache widmete, wie er sie durch Studium und sorgfältige Aufsammlung vorbereitete. Wir wählen die Rubrik Drei, und finden daselbst notirt: „Drei: Drei Himmel, — Feiertage, — Männer im feurigen Ofen, — poetische Einheiten, — Weise aus Morgenland. Tripelalliance. Terzett. Terne. Drillinge. Dreiklang. Dreieinigkeit. Triumvirat. Dreitägiges Fieber. Tertium comparationis u. s. w."

Werden wir uns nun wundern, wenn ein Mann, der so reiche Vorrathskammern anlegte, uns oft so überreich mit Gleichnissen, Anspielungen, Metaphern u. s. w. beschenkte?

Ginge jeder Autor mit seinem Wissen so sorgfältig um, nähme Jeder seine Pflicht so streng, so würden wir in dem Meßkatalog mehr Bücher treffen, die dem hier angezeigten an Werth näher ständen. Und wie gern wollten wir sie anzeigen, befördern, verbreiten!

L. Rellstab.

Topographisch-statistische Beschreibung der königl. preußischen Rheinprovinzen. Von F. v. Restorff. Berlin, Nicolai. 1830. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Verf. dieses fleißigen und lehrreichen, und daher sehr schätzbaren Werks sagt in der Vorrede: „Die in öffentlichen Blättern hin und wieder geäußerte Bemerkung, daß es noch immer an einer umfassenden Beschreibung der königlich preußischen Rheinprovinzen fehle, und daß es wünschenswerth sei, daß eine solche bald erscheinen möge, hat den Verf. dieses Werks bewogen, dasselbe dem Druck zu übergeben, wenn es gleich früher nicht dazu bestimmt war". Der Verf. hat während einiger Jahre, als er sich in diesen Provinzen aufgehalten, sich eifrigst bemüht, sie genauer kennen zu lernen und ein Bild von ihrem frühern und gegenwärtigen Zustande, von ihrer Beschaffenheit und von ihren Verhältnissen zu entwerfen. Er hat bei diesem Studium alle Quellen, theils gedruckte, theils ungedruckte, insoweit sie ihm nur immer zugänglich waren, zu benutzen gesucht, und so entstand nach und nach dieses Werk jahrelanger Forschungen. Hiernächst gedenkt der Verf. der Quellen, aus welchen er geschöpft hat und wobei ihm von besonderm Werthe die während des Abdrucks dieses Werks erschienenen „Beiträge zur Statistik der königl. preußischen Rheinlande aus amtlichen Nachrichten" waren.

Das Werk zerfällt in 2 Capitel. Das erste besteht aus einer statistischen Uebersicht, behandelnd die Bestandtheile, die Lage und Grenzen, die Größe, die natürliche Beschaffenheit, die Einwohner, die Production, die Fabrikation, den Handel, die Verfassung und Verwaltung, die Finanzen und das Militair. Das zweite liefert eine topographische Beschreibung, und zwar der nunmehr aufgelösten Provinz Jülich-Kleve-Berg und der Niederrhein.

Gewiß jedem Statistiker wird dieses einen großen Reichthum von Materialien zur Kenntniß einer der wichtigsten Provinzen der preußischen Monarchie enthaltende Werk sehr willkommen sein. Es zeigt fast auf allen Seiten das Vorwärtsschreiten in der Cultur dieser Länder, seitdem sie der so verständigen preußischen Regierung zu Theil worden sind.

Die statistischen Zahlenangaben reichen bis zum Jahre 1828; wir finden dafür S. 96 die Bevölkerung der einzelnen Regierungsbezirke folgendermaßen angegeben:

Regierungsbezirk	Köln . .	377,335	ohne Militair
"	Düsseldorf	684,521	
"	Koblenz .	405,035	
"	Aachen .	347,232	
"	Trier . .	358,422	
Zusammen		2,172,545.	

Dagegen erfahren wir aus der in der „Preußischen Staatszeitung", Nr. 216, mitgetheilten Populationsübersicht, daß am Schlusse des Jahres 1829 die Bevölkerung obiger 5 Regierungsbezirke folgendermaßen stand:

Regierungsbezirk	Köln . . .	387,043
"	Düsseldorf	699,255
"	Koblenz .	416,820
"	Aachen . .	351,015
"	Trier. . .	451,510
Zusammen		2,305,643

Es geht daraus hervor, daß die Gesammtbevölkerung der Rheinländer in dem Jahre 1828/29 um 133,098 Individuen zugenommen hat, welches ungefähr den siebzehnten Theil der Bevölkerung ausmacht. Der Regierungsbezirk Trier allein ist im gedachten Jahre um 93,088 gewachsen; und dergleichen günstige Verhältnißzahlen lassen sich durch mehre Branchen der neuern statistischen Angaben in Rheinpreußen nachweisen. So z. B. betrug 1825 der Geldwerth der Ausfuhr 17,410,700 Thlr., und 1827 22,822,000. Im Jahre 1824 wurde als Gewerbesteuer 294,660 Thlr. 10 Sgr., und 1828 387,072 Thlr. 15 Sgr. eingenommen. Der Geldwerth der Durchfuhr machte im Jahre 1825 31,944,000 Thlr. und 1827 35,592,000 Thlr. aus.

Die zweite der Topographie gewidmete Abtheilung des Werks ist ebenso fleißig, so umsichtig und so vollständig bearbeitet als die erste; nur daß, wie bereits erwähnt, Jülich-Kleve-Berg noch als eine Provinz aufgeführt ist, was inzwischen aufgehört hat, da dermalen Rheinpreußen nur eine Provinz mit 5 Regierungsbezirken ausmacht. Bei der Angabe der wichtigsten Ortschaften ist jedes Mal das Geschichtliche derselben vorausgeschickt, was gewiß sehr interessant ist. Wie ganz ins Detail das Werk eingreift, mag zum Beleg dienen, daß sogar der einzelnen Braunkohlenwerke, die um Badorf, einem Dorfe unweit Köln, herum liegen, gedacht ist. Was läßt sich mit einem so ausgeführten Werke für Staatszwecke nicht Alles leisten! Nur

die Schilderung der Staatskräfte auf solche Weise vermag eine reine Ansicht des Steigens und Fallens, des Wachsens und Abnehmens, des Gewinnstes und Verlustes zu gewähren. Aber Dank sei auch der weisen, verständigen Regierung, die aus Gegenständen, die auf Aller Wohl Bezug haben und die öffentlich vorliegen, keine Geheimnißkrämerei macht, sondern vielmehr den ruhigen, verständigen Forscher willig die Einsicht in ihre Bureaus gestattet. Am Schlusse des Werks findet man ein über 10 Bogen starkes Namenregister, welches den Gebrauch des Werks außerordentlich erleichtert.

Erlaubten es die Verhältnisse des Verfs., die Provinz Westfalen wie die Rheinpreußen zu untersuchen und darzustellen, so würde dadurch für die Statistik des gesammten westlichen Theils des preußischen Staatskörpers außerordentlich viel gewonnen werden. 99.

Die Helden der Vendée. Aus dem Französischen. Wien, Sollinger. 1830. Gr. 8. 16 Gr.

Fast ein halbes Jahrhundert ist seit den Bürgerkriegen in der Vendée verflossen und nicht mit Unrecht sollte man erwarten, daß ein solcher Zeitraum, als ein hinreichendes Abkühlungsmittel für politische Leidenschaften, der Geschichte nur mehr ruhige und unparteiische Darstellungen zuführen könnte. Allein bis jetzt ist dem Strome unserer Zeit, der sich in immer neuen Wirbeln und Cataracten zu gefallen scheint, die Ruhe nicht gegeben, durch welche allein seine Oberfläche ein klares Bild seiner Umgebungen zurückwerfen kann; noch bis vor wenige Monate konnten es die Schüler der „Quotidienne" nicht unterlassen, ihren Royalismus an dem Helden- und Märtyrerthum der vendéer Bauern zu erwärmen, indessen in gleicher Weise jetzt die blutige Marseillaise die Begleitung zu den Friedenshymnen bildet, welche täglich von der Tribune der pariser Kammern ertönen. Das vorliegende Buch ist ein letztgeborenes Kind der Restauration und demnach jetzt eine Waise, deren sich in unsern schlimmen Zeilen wol schwerlich Viele annehmen werden. Bestimmt sowol das Andenken der ausgezeichnetsten vendéer Helden zu bewahren, als auch namentlich diese Erinnerungen „dem Gifte ruchloser und revolutionnairer Schriften" entgegenzusetzen, enthält es eine nicht sehr klar geordnete Geschichte jenes Aufstandes und der aus demselben hervorgegangenen Unternehmungen. Reicher ist es an Schilderungen einzelner Thaten der royalistischen Anführer, sowie namentlich von Anekdoten, sämmtlich zum Zeugniß der Frömmigkeit, Tapferkeit und loyalen Gesinnung der Vendeer hingestellt. Wäre das Buch nicht zu sehr Parteischrift, so würde es unstreitig ein größeres Publicum interessiren, zumal da man daraus eine ziemlich deutliche Vorstellung von der Art und Weise bekommt, wie jene Bauern mit roher Kunst den Krieg glücklich zu führen wußten, wenngleich der Verf. kein Militair zu sein scheint. Am brauchbarsten wäre dasselbe als Materialiensammlung für einen historischen Romanschreiber, welcher Geist genug besäße, Interesse zu erwecken für die Gestalten dieser Edelleute, die aus friedlichen Landjunkern plötzlich Kriegshelden werden, dieser Bauern, die während sie den Rosenkranz im Knopfloch und mit Knitteln in der Faust eine feindliche Batterie stürmen, sich mitten im Kugelregen auf die Knie werfen, um ein Missionskreuz anzubeten, und zu dem allen im Gegensatz jene wilden Republikaner, deren fanatische Tapferkeit ihrem neuen Götzen sich und ihre Gegner zum Opfer schlachtetet. Wie aber könnte das vorliegende Buch in unserer Zeit Glück machen, wo der verjährte Royalismus der Vendéer längst von den Erinnerungen des Kaiserthums erbleicht, neuerdings aber durch die Heldenthaten der Julitage gänzlich der Vergessenheit überliefert worden ist? 152.

Rüge.

Heine, Adler und Lorbern.

„Ich glaube, der Blick, den ich dem Adler zurückwarf, war noch stolzer als der seinige, und wenn er sich bei dem ersten besten Lorbeerbaum erkundigt hat, so weiß er jetzt, wer ich bin". Diese Worte lesen wir soeben in der Fortsetzung der „Reisebilder" von Heine, und wir gestehen, daß wir nach ziemlichem Nachdenken uns mit der Zuversicht zu beruhigen suchten: daß dem Adler quaestionis wahrscheinlich eine schärfere Fassungsgabe verliehen worden sei als uns, die wir durchaus nicht begreifen konnten, was Hr. Heine mit dem Lorbeerbaum zu schaffen haben könne, und inwiefern selbiger dem frechen Adler als Wegweiser und als Signalement zur Bekanntschaft des Hrn. Heine dienen könnte. Als wir aber weiter in dem opus geblättert, als wir sahen, wie Hr. Heine sich als einen Märtyrer und Vorkämpfer der Freiheit, des Jahrhunderts darstellt, an dessen Grabe Knaben und Jünglinge weinen werden, wie er von Siegen spricht, die er um den Preis seines Herzblutes erkämpft, und wie es nur bei ihm stehe, seine hohe Stellung, seinen Ruhm, seine Grundsätze für eine fette Sinecure zu verkaufen, was er aber nicht thun werde, obgleich er in der letzten Zeit mager und nicht fett geworden sei, wie seine Feinde ihm nachsagten — als wir alles Dies mit jenem Lorbeerbaum zusammenstellten und mit der wiederholten Aeußerung des Hrn. Heine, daß er sich sehr krank und angegriffen fühle, da ging uns plötzlich ein furchtbares Licht auf — und so ist denn leider kaum mehr daran zu zweifeln. Dieser talentvolle, geistreiche Jüngling, der so schöne Hoffnungen von sich gegeben, ist also wirklich — wie sollen wir uns schonend genug ausdrücken, wie sollen wir Deutschland, der Welt das Unglück verkünden, das sie betroffen — Hr. Heine ist — nun, es muß doch heraus — Hr. Heine ist übergeschnappt, die Eitelkeit ist ihm zu Kopfe gestiegen und hat dort eine wohlconditionnirte, allen Ansprüchen ärztlicher Terminologie genügende fixe Idee, Monomanie erzeugt. Hr. Heine bildet sich nämlich leider ein, er sei förmlich ein großer Mann — so von den gewöhnlichen großen Männern — ein laureatus — eine wichtige Person in der Zeit. Was ist dabei zu machen? Die Sache ist um so trauriger, da dieser Nachtrag von Reisebildern schon ganz offenbar die Folgen jener beklagenswerthen Veränderung ansichträgt. Es sind offenbar die Hefen der Frucht, und das Beste, was wir davon denken können, ist, daß der Buchhändler mehr als der Verf. selbst sie ausgepreßt. Unter diesen Umständen ist es zu loben, daß den größten Theil des vorliegenden Bändchens einige Artikel über England einnehmen, die vor längerer Zeit zum ersten Mal in den „Allg. politischen Annalen" erschienen, und die noch der frühern bessern Periode des Verfs. angehören und neben manchem Unsinn viele sehr gute Bemerkungen über England enthalten und, was noch mehr werth ist, aus einer tiefaufgefaßten und wahren Gesammtansicht entsprungen sind. Doch unsere Absicht war nicht, eine Recension dieser „Reisebilder" zu schreiben, sondern blos alle gute Christen und Philanthropen aufzufodern, das Ihrige zu thun, um Hrn. Heine von seiner sonderbaren Monomanie zu curiren. Ernstlich aber gesagt, ist es ein wunderliches Zeichen der Zeit, daß ein so geistreicher Mann wie Hr. Heine auf solche Grillen gerathen kann, und wol noch bedenklicher, daß es nicht an ehrlichen Leuten fehlt, die ihm aufs Wort glauben werden. Noch möchten wir Hrn. Heine bitten, doch die italienischen Namen nicht so zu schreiben, daß man glauben sollte, er kenne nicht mehr italienisch als sein Hr. Gumpert, oder wie der Mann heißt — z. B. doch Francesca, nicht deutsch Franschecka — Michiele, nicht Mitschiele. Es sieht wirklich unleidlich aus, und ist es um so mehr, da Hr. Heine sich ausgibt, in Lucca zu Hause zu sein wie in seiner Rocktasche. *) 1.

*) Zu eine der nächsten Lieferungen kommen wir auf Heine zurück. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1831.

Reise in Serbien im Spätherbst 1829. Von Otto von Pirch. 2 Theile. Berlin, Dümmler. 1830. 8. 3 Thlr.

Die vorliegende Reiseschilderung gehört unstreitig zu den beachtenswerthesten Werken dieser Gattung, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, zu denen, deren Verfasser Eifer mit Wissen und Geschmack in einem nicht gewöhnlichen Grade vereinigen. An und für sich ist der Stoff dieses Werkes ein belohnender und anziehender, denn es schildert uns ein zur Selbständigkeit nach langem Kampf erwachtes, sichtbar emporblühendes und nach einem Range unter den europäischen Nationen ringendes Volk, das endlich, unter einem allgemeinverehrten Fürsten vereinigt, die Segnungen der europäischen Cultur zu genießen hofft, die ihm so lange ein verbotenes und mit Gefahr verbundenes Gut waren. Allein, dieser schon an sich Interesse erweckende Gegenstand ist auch einer sehr geschickten Hand zur Schilderung zugefallen. In einer anspruchslosen, hingebenden Darstellung malt uns der Berichterstatter mit den treuesten, wärmsten und wahrsten Localfarben Land und Volk, seine patriarchalische Regierung, die rohe Natürlichkeit der Sitten, die alte Schmach, die neue Ehre, die Hoffnungen und den Stolz des Landes, seine alten Erinnerungen, seine neuen Aussichten, seine Wünsche und seine Leiden. Wir müssen an seinem Bilde unwillkürlich einen großen Antheil nehmen, denn die erste aller Foderungen, welche an eine Arbeit dieser Art gestellt werden, die Wahrheit und Treue, tritt nicht minder daraus hervor als der Geschmack, die Wissenschaft und die Theilnahme erweckende Persönlichkeit des Verfassers.

Wir sind gewiß, daß wir von unsern Lesern um so mehr Dank verdienen werden, je mehr Bruchstücke wir aus diesem vorzüglichen Werke mittheilen, das uns einmal wieder mit so vielen und gehaltlosen Reisebeschreibungen auszusöhnen geeignet ist, wie unser Markt sie darbringt.

Von Interesse für das Land gewonnen, mit einiger Sprachkenntniß ausgerüstet und mit wenigen Empfehlungen versehen, durchreist der Verf. Serbien unmittelbar nach dem Friedensschluß von Adrianopel, in einer Periode, welche alle frohe Hoffnungen des Landes zu verwirklichen anfing und seine langen, muthigen Kämpfe zu belohnen versprach. Die Herzen waren in einer solchen Zeit besonders offen und öffneten sich noch leichter, dem Verfasser gegenüber, der als Preuße dem Volk angehörte, dessen Cabinet auf den schnellen Friedensschluß einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hatte. Die Ebenen zwischen Theresiopol und Neusatz werden schnell durchreist; schon hier trifft man auf einen zahlreichen serbischen Stamm, Nachkommen von Auswanderern aus dem 17. Jahrhundert, die Sprache, Lieder und Erinnerungen bei sich erhalten haben. Hinter Carlowitz erblickt man die serbische Grenze, den Bergrücken des Awala; Belgrad selbst wird erst in Semlin sichtbar; der Verf. braucht 2 Stunden zur Ueberfahrt über die Donau. Bevor er das Land betritt, gibt er eine Uebersicht der Geschichte Serbiens, seines jetzigen staatsrechtlichen Verhältnisses zur Pforte und seiner statistischen Bedeutung. Bulgarien, Albanien, Macedonien, Rumelien, seine Nachbarländer gehorchten, sie waren der Pforte völlig unterworfen; nicht blos ihre Regierung, das Volk, als solches, war untergegangen. Anders war es mit Serbien, nur sein Thron war gestürzt; das Volk hatte seine Selbständigkeit behauptet so gut wie die Moreoten und die Inselgriechen. Die geschichtlichen Hauptmomente nimmt der Verf. in folgender Art auf. Siebentes bis zehntes Jahrhundert: Bulgaren und Serbier lassen sich zwischen der Donau und dem Hämus, im alten Mösien, nieder. Elftes bis vierzehntes Jahrhundert: das serbische Königreich umfaßt Serbien, Bosnien, Macedonien, Albanien. 1356—89: König Steph. Duschan rüstet sich, Griechenland zu erobern; währenddeß fassen die Türken festen Fuß in Europa. Sein Sohn Urosch, kraftloser als er, theilt das Land unter Knesen (Statthalter), unterliegt gegen die Türken in der Schlacht auf dem Amselfelde (15. Juni 1389), die das Reich nach 30jähriger Blüte vernichtet. Vierzehntes bis achtzehntes Jahrhundert: das Reich ist untergegangen, das Volk nicht; die Vernichtung war keine moralische, sondern eine politische. Die physische Erhaltung des Volks hatte ihren Grund in der Art der Besitzergreifung des Siegers; türkische Krieger wurden die Grundherren; die moralische Erhaltung war der Religion, der Sprache, der Poesie zu danken, die das Andenken an die alte Selbständigkeit nicht untergehen ließen. Kein Abfall von der Kirche fand hier

statt wie in Bosnien und Albanien, und dieser treuen Ausdauer beim Altar Christi verdankt Griechenland und Serbien seine heutige Wiederherstellung. Die Klöster hatten Einiges von wissenschaftlichem Geist gerettet; an diesem schwachen Funken entzündete sich das neue Volksleben, zum Beweise, daß ein Volk, das sich selbst nicht verläßt, niemals ganz verlassen ist. Seit 1792 Erwachen der alten Kampfeslust in Serbien. Der Aufstand Paswan Oglu's hatte die Pforte verleitet, die Serbier gegen die Empörer in die Waffen zu rufen. Die ganze Nation stand auf, besiegte Paswan und erwartete ihre Belohnung. Sie blieb aus; dies war der Augenblick ihrer Wiedergeburt. Von 1804—29: Kara Georg besiegt die Janitscharen und wirft sich Rußland in die Arme. Als dies ihn verließ, blieb er lange siegreich; endlich entsank ihm der Muth, er floh; Milosch Obrenowitsch, der jetzige Fürst, blieb mit wenigen Treuen allein zurück. Er kämpfte und unterhandelte endlich auf ehrenvolle Bedingungen; er ward zum Oberknesen von Rudnik ernannt; die Serbier behielten ihre kleinen Waffen. 1815 brach der Aufstand von Neuem aus; Milosch an der Spitze siegte durch 3 Dinge: Festigkeit des Willens, Einheit der Führung, Menschlichkeit gegen Besiegte; die Türken mußten seine Bedingungen annehmen. Ein neues Rechtsverhältniß ward gegründet. Die Türken, auf die Festungen beschränkt, hatten keinen Antheil mehr an der Landesverwaltung; die Nation stand um Milosch geschart, den sie 1817 zum Oberhaupt erwählte, und dieser Wahl verdankt sie ihre Wiedergeburt. Fürst Milosch ist ein außerordentlicher Mann; er reorganisirte das Land, er allein blieb fest und seinen Verträgen treu, als 1828 der Krieg begann; die Nation brannte von Kriegslust. Rußland achtete seine Festigkeit, der Tractat von Adrianopel bestätigte Serbiens innere Unabhängigkeit. Der Sultan ernennt den Pascha von Belgrad als Kriegsoberhaupt; Fürst Milosch steht an der Spitze der Civilverwaltung. Er liefert die großen Tribute direct an die Pforte. In den Dörfern und Städten dürfen keine Türken wohnen; allein die Spahis, der kleine türkische Adel, besitzen den größten Theil des Grund und Bodens als Lehnsträger der Pforte und Zinsberechtigte. Die türkische Besatzung in den Festungen beträgt 9000 Mann; die große Straße von Wien nach Konstantinopel durchschneidet Serbien und erhält es in Verkehr mit Europa; das Land ist mit Gebirgswäldern bedeckt; die Morawa, der Hauptfluß, nimmt 4 Nebenflüsse: Mlawa, Pek, Poretsch, Kolubara, auf; die Hauptorte sind im Norden: Schabaz, Belgrad, Semenderewo (Semendria), Poscharewaz (Passarowitz); im Süden: Krajugewaz (Milosch's Residenz), Jagodina, Tjuprija, Uschlja, Tschatschak und Karanowaz; alles Uebrige sind Dörfer von Erdhütten, jedes Gehöft besonders mit Pallisaden von Bretern umgeben. In Belgrad angekommen, macht der Verf. dem Wesir Hussein Pascha seinen Besuch. Er ist der Sohn einer Christin und gilt für menschenfreundlich und für einen guten Familienvater. Seine Unthätigkeit, seine Unwissenheit kommen den Serbiern zu statten; er bewohnt 3 kleine Zimmer seines Konak, die er fast nie verläßt; den ganzen Tag schweigsam, seinen Tschibak in der Hand, eingehüllt in eine weiche Pelzmasse und einen weißen, goldgestickten Turban, ruht er auf Kissen am Fenster. Hier sitzt, speist er, empfängt Besuch und schläft; Alles an derselben Stelle. Die Unterhaltung mit den beiden Fremden, einem östreichischen Kurier und dem Verf., ist anziehend. Auf die Frage: wer er denn eigentlich sei, antwortet er durch den Dolmetsch: ein Tranneburgi-Baschi; die Türken kennen Preußen nur unter dem Namen „Tranneburg“. Nach einigem Sinnen folgt die Frage: ob es dort auch Springbrunnen gäbe; wie die größte Stadt im Lande heiße; wie es komme, daß es in Berlin weniger warm sei, es müsse also wol große Berge dort geben, da auf Ebenen bekanntlich kein Holz wachse u. s. w. Nun klatschte er in die Hände, und Achmed, der Schreiber, erschien, nach neuer Sitte schon ohne Turban, das messingene Schreibzeug im Gürtel. Er malt das Nöthige zur Beglaubigung der Fremden auf kleine Papierstreifchen und sie werden höflich entlassen. Der Verf. findet die Baschis (Offiziere) sehr munter, aufgeweckt und liebenswürdig; die türkische Sprache klingt ihm mit ihrem jambischen Tonfall mehr wie ein Aufzählen einzelner Worte als eine Rede. Das Unglück der Pforte im letzten Kriege erklärt der Verf. durch die allgemeine Abneigung, sich für den Sultan zu schlagen, der, nach der Meinung der Türken, selbst ein Djaur, ein Moskow geworden sei. Ihre Indolenz übersteigt allen Glauben; selbst jetzt nach kaum beendigtem Kriege war die Festung Belgrad im elendesten Zustande, und der Verf. meint, daß diese überhaupt keine Belagerung bestehen könne. Der Konak des Weziers besteht aus einer Menge von Schuppen, Galerien und Buden, voll zerlumpter, rauchender und schlafender Türken. Das Rauchen der Türken ist mehr ein Räuchern, selten durchzieht der Dampf den Mund. Dieser Hof hat ein Aussehen der Greuelthaten würdig, die hier vollzogen wurden. Hier wurde der griechische Sänger Rhigas zersägt; hier starben, 1815, 36 Serben am Pfahl, Manche nach siebentägigem Todeskampf. Ganz anders schon sieht es im Hotel der serbischen Magistratsknesen aus. Hier ist Alles einfach, aber reinlich und spiegelblank; ihr Geschäftszimmer gleicht einem norddeutschen, die Tracht der Herren ist türkisch. Der Fürst hat einen Konak in Belgrad, den er jedoch nie besucht; hier wird der Verf. wie von zärtlichen Freunden empfangen. Die Civilverfassung des Landes ist folgende: Jedes Dorf wählt seinen Kmeten; mehre Dörfer zusammen haben einen Knesen, mehre Kneschinen lenkt ein Oberknes, deren 13 sind und die unter dem Fürsten stehen. Die Knesen sind besoldet, sammeln die Steuern und handhaben die Polizei; jede größere Stadt hat ihre Magistratsknesen. Der Fürst ist der allgemeine Vater; sein Regierungssystem ist das patriarchalische; das Volk vertraut ihm unbedingt. Schulen sind gegründet, an einem guten Gesetzbuch wird gearbeitet; die meisten Einrichtungen sind vorbereitet und erwarten nur des belebenden Wortes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deuteroskopie, oder merkwürdige psychische und physiologische Erscheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie für Religionsphilosophen, Psychologen und denkende Aerzte. Eine nöthige Beilage zur Dämonomagie, wie zur Zauberbibliothek von Georg Konrad Horst. 2 Bändchen. Frankfurt a. M., H. Wilmans. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Dedication dieses Werks*), dessen pomphafter Titel fast mehr auf einen reisenden Zahnarzt denn einen Doctor der Theologie als Verfasser schließen lassen sollte, verdankt Walter Scott, wie es scheint, nicht seinem ausgezeichneten, die Romantik zu einem neuen veredelten Dasein hervorrufenden Talent, sondern vielmehr der Schattenseite seiner Genialität, dem scheinbaren Hinneigen zum Aberglauben oder wenigstens, um mich an dem großen Meister nicht zu versündigen, dem nicht hinlänglich an den Tag gelegten Haß gegen diese Misgeburt einer kränkelnden Phantasie. Das andere Gesicht, second sight, dessen übrigens Walter Scott in seiner Beschreibung der Kriege des Montrose selbst nur als einer Gaukelei der schottischen Seher gedenkt, gibt dem Verfasser Gelegenheit, dasselbe als eine wichtige psychische Erscheinung einer weitläufigen Untersuchung zu unterwerfen. Es soll dasselbe in dem Vermögen bestehen, Begebenheiten und Thatsachen, welche sich weder in der Gegenwart oder in der Zukunft ereignen werden, vermittelst der Organe des natürlichen Gesichts auf eine symbolische Weise wahrzunehmen und zwar also, daß das Abwesende und Zukünftige als dabei vor den Augen gegenwärtig erscheint und in symbolischen Repräsentationen angeschaut wird. Diese sogenannte Deuteroskopie soll sich nur auf die Sphäre des gemeinen Lebens erstrecken und das wesentliche Merkmal, welches sie von andern Visionen unterscheidet, das Symbolisch-divinatorische derselben sein. So z. B. ist es ein sicheres Anzeichen des Todes eines Menschen, wenn ein Deuteroskop ein Leichentuch um ihn geschlagen sieht, dessen Höhe die Zeit der zu erwartenden Begebenheit anzeigt; eine Frau, links neben einem Mann stehend, bedeutet deren Hochzeit; Blutflecke einen Mord u. s. w.

Mit dieser vortrefflichen Eigenschaft sollen die Schottländer vorzugsweise begabt sein, doch sinkt diese psychisch-pneumatische Erscheinung bedeutend in niedere Regionen herab, denn sie erstreckt sich, nach den von dem Verfasser gesammelten glaubwürdigen Nachrichten, nicht nur auf kleine Kinder, sondern auch, vermuthlich vermöge einer eignen Art von Wahlverwandtschaft, auf Hunde, Pferde und Kühe, welche durch Schreien, Zittern, Davonrennen u. s. w. zu erkennen geben, daß das dem Deuteroskopen aufgegangene Gesicht auch von ihnen geschaut werde, worauf sich vielleicht eine bestialisch-rationalistische Erklärung des ungewöhnlichen Benehmens von Bileam's Esel gründen ließe. Unser Verfasser liefert eine große Anzahl von Erzählungen, wo schottische Deuteroskopen Todesfälle, Hochzeiten, fremden Besuch u. s. w. vorhersahen, und sammelt auch aus den Nachrichten von andern Ländern Beispiele ähnlicher Visionen. Er erzählt verschiedene Geschichten, wo Schamanen, alte Skandinavier, Lappländer u. dgl. wunderliche Dinge gesehen hätten, vermischt auch mit diesen Märchen die bekannte physische Erscheinung der Luftspiegelung (mirage), welche in das Gebiet der Mathematik und nicht in das der Dämonomagie, die der Autor zu seinem Lieblingsstudium erkoren zu haben scheint, gehört.

Mit besonderer Weitläufigkeit verweilt der Autor bei Erzählungen eines Doctor Lysius, welcher im Anfang des vorigen Jahrhunderts Professor und Hofprediger in Königsberg war und nebst seiner Familie das Talent der Deuteroskopie besaß. Dieser fromme Mann, dessen Gebete mehrmals auf wunderbare Art fast augenblicklich erfüllt wurden, sah die Kirche, in der er einst predigen würde, im Traum, während die Seinigen Feuersbrünste, Hochzeiten, Todesfälle und Duelle von Studenten prophezeiten. Mehre ähnliche Beispiele, wo die Scene in Deutschland ist, sollen beweisen, daß Schottland nicht der einzige Sitz der Deuteroskopie aber doch das Mutterland derselben sei. Mein erster Gedanke bei Lesung dieser absonderlichen Geschichten, welche der Verfasser als historische, unbezweifelte Facta recht salbungsvoll vorträgt, war Mitleiden mit dem armen vom Horaz wegen seiner Leichtgläubigkeit so arg verschrienen Juden Appella, welcher gegen unsern Autor wol noch ein arger Skeptiker gewesen sein mag. Bald aber, mir auf einen Augenblick die Sache möglich und das second sight in Schottland einheimisch denkend, konnte ich mir das Schicksal der armen Hochländerinnen, denen ein solcher, häusliche Ereignisse im symbolischen Gesicht voraus schauender Deuteroskop als Gatte zufiel, nicht qualvoll genug vorstellen. Während die arme Schöne im heitern Sinne auf die Bälle in Edinburg sich freut und wohlgemuth den bald zu tanzenden Cotillon trällert, geht vielleicht dem griesgramigen Gemahl seine verdammte Deuteroskopie auf, er sieht in symbolischer Vision sich stolz und erhaben stehen auf des Hochlands romantischen Höhen, aber, verwandelt in einen jagdbaren Hirsch, und er weiß die Symbolik zu deuten; wehe der harmlosen Gattin! Indessen, Schottland existirt noch, und so wird es auch so arg dort nicht sein. Auf die von ihm in ziemlicher Quantität angeführten Beispiele erwähnter Art sich stützend, geht der Verfasser auf den philosophischen Theil seines Werks über und stellt die Fragen auf: 1) ist das andere Gesicht als eine natürliche Anlage oder verborgene Kraft des menschlichen Geistes überhaupt und an sich zu betrachten? Oder 2) kann dasselbe, wie man in frühern Zeiten fast alle Arten von Erscheinungen und Gesichten sich erklärte, aus irgend einer räthselhaften Einwirkung von geistigen Potenzen klar gemacht werden? Oder endlich 3) ist Alles, was man in alter und neuer Zeit davon berichtet und geglaubt hat, lauter Trug, Täuschung und roher Aberglaube gewesen? Die dritte, freilich einfache Erklärung findet der Verfasser nicht zulässig, denn wo bleiben sonst die schönen Erzählungen von Ehren Lysius und Consorten? Die zweite Erklärung misfällt dem Verfasser: denn von dem sichtbaren Erscheinen der Geister und des Teufels scheint er nicht völlig überzeugt zu sein, welches sehr hart für den armen Teufel ist, für dessen Existenz und Sichtbarkeit doch manche Tradition spricht, die gerade dieses Buch, als Beitrag zur Dämonomagie, nicht verwerfen sollte. Bei der ersten Erklärung, als dem Schlüssel zu der pneumatisch-psychischen Deuteroskopie, wie dieser Aberglaube mit affectirter Gelehrsamkeit genannt wird, stehen bleibend, entwickelt der Autor noch einige Ansichten über diese vortreffliche, nach S. 72 auch Hunden, Pferden und Kühen verliehene Eigenschaft.

Im 2. Theil beginnt der Verfasser mit Schwärmereien früherer Jahrhunderte, wie z. B. des Apollonius von Tyana, sowie mit Erzählungen sinnloser Visionen einzelner Neuplatoniker und Geistererscheinungen, welche der Verfasser sämmtlich in das Gebiet seiner Deuteroskopie zieht, die er gleichsam in ein wissenschaftliches System zu bringen sucht, worauf er auf die Mantik oder die Kunst, die Zukunft zu enträthseln, übergeht. In dieser Kunst ist der vor mehr als 100 Jahren London in Erstaunen setzende Duncan-Campbell noch erfahrener als unsere deutschen Hexen im Prophezeien aus Kaffeesatz, aber ein Deutscher, Hr. v. Eckartshausen, macht ihm den Rang auf diesem Felde des Unsinns streitig, sowie auch alte Hexen in Schottland dadurch, daß sie einen magischen Kreis um einen Menschen ziehen und um ihn herumgehen und seine Zukunft enthüllen, welches Deasilgehen heißt. Träume, Fernsehen, Sichselbstsehen, Ahnungen bringt der Autor unter gelehrt klingenden Wortschällen in nähere oder entferntere Verbindung mit der abgehandelten Deuteroskopie, erzählt davon Beispiele aus allen Gegenden Europas und wagt sogar kleine Excursionen in das Gebiet des Magnetismus. Die Geschichte, wo Karl XI. von Schweden in einer Vision das künftige Schicksal seiner Successoren sieht und eine gespenstische Erscheinung „Wehe über das Haus Wasa!" ruft, sowie die erbauliche Erzählung, daß die

*) Sir Walter Scott mit hoher Verehrung zugeeignet.

Königin Ulrike Eleonore von Schweden, im Sarg liegend, die weit entfernte im gleichen Augenblick ebenfalls sterbende Gräfin Steenbock umarmt, faßt der Autor mit einer Art von Ehrfurcht auf und tadelt von sich selbst den Ausdruck: „daß diese Begebenheiten sich zugetragen haben sollten“, indem ein Zweifel daran Vermessenheit sei.

Am Schlusse des Werks zeigt der Verfasser, wie die Gabe des second sight, auch wenn sie nicht angeboren ist, von starken und verwogenen Naturen willkürlich und gleichsam gewaltsamerweise erworben oder vielmehr ertrozt werden könne. Es ist unter Anderm das Taighiren oder Teufelskatzenopferfest eine zweckdienliche Manier. Dieser wahnsinnige, empörende Prozeß besteht darin, daß eine große Menge unglücklicher Katzen zusammengebracht und nach und nach lebendig gebraten werden, sodaß immer ein armes Schlachtopfer des menschlichen Wahnsinns lebend am Spieße sein muß. Der psychisch-pneumatische Philosoph, denn dieses muß er, nach des Verfassers Ansicht, wol sein, welcher den Ruhm e.nes Deuteroskopen erstrebt, darf während dieser Opferung weder Speise noch Trank zu sich nehmen, sondern muß fortwährend, wenigstens 3 Tage und 3 Nächte hindurch, Katzen spießen und braten; doch dafür winkt ihm ein herrlicher Lohn, er erhält die Gabe des second sight. Allan Maclean, nebst seinen Gehülfen, erhielt, nachdem er sich 4 ganze Tage auf diese wissenschaftliche Art beschäftigt und eine Unsumme schuldloser Katzen gespießt nnd gebraten hatte, die Gabe des andern Gesichts, welches der Verfasser ganz naiv als ausgemachte Wahrheit berichtet und sich nur über das lange Fasten des verehrlichen Maclean wundert.

Daß der Verfasser sich selbst als einen aufgeklärten Mann, welcher dem Aberglauben keineswegs zugänglich sei, schildert und gleiches Lob denjenigen Personen beilegt, von denen er die erwähnten Wundergeschichten erzählt, versteht sich, und es muß daher dem Leser überlassen bleiben, inwiefern er an diese Versicherung glauben will. 62.

Neue italienische Zeitschrift.

Eine solche erscheint nun auch, nach dem uns vorliegenden Prospectus, in Verona, unter dem Titel: „Poligrafo, ossia giornale di scienze, lettere ed arti“. Für die einzelnen Gegenstände, mit denen sie sich befassen soll, sind 8 Sectionen gebildet worden, nämlich: 1) Ernste Wissenschaften: Theologie, Mathematik, Philosophie, Moral, Rechtswissenschaft, Staatswirthschaftslehre; 2) Naturwissenschaften: Naturgeschichte, Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie, Physik, Chemie, Astronomie; 3) medizinische Wissenschaften: Anatomie, Physiologie, Pathologie, Pharmacie, Klinik, Chirurgie, Thierarzneikunde; 4) Kosmologie, Geschichte, Chronologie, Archäologie, Geographie, Statistik; 5) Literatur: Philologie, Redekunst, Novellen, Romanzen, Dichtkunst, Mythologie; 6) Schöne Künste: Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst, Kupferstecherkunst, Musik; 7) Handwerke: Agricultur, Gartenkunst, Land- und Hauswirthschaft, chemische, mechanische nnd ökonomische Fertigkeiten, Strategie; 8) Vermischtes: encyklopädische Werke, Reisen, Lebensbeschreibungen, Nekrologe, Meteorologie. — Theils sollen in Beziehung auf diese einzelnen Gegenstände Originalaufsätze, theils Auszüge aus den vorzüglichsten Werken und Zeitschriften des Auslandes gegeben werden. Auch will man von Seiten der mehren Herausgeber auf interessante Erfindungen und Entdeckungen in Ansehung obiger Gegenstände, auf bibliographische Notizen, typographische Anzeigen, Nachrichten von Universitäten und dgl. Rücksicht nehmen. Jeden Monat soll ein Band von ungefähr 8 Bogen erscheinen; der Preis des ganzen Jahrganges ist auf 24 östreichische Lire (20 Kreuzer), also 5 Thlr. 8 Gr. Sächsisch bestimmt. Wie wir von einem der Herausgeber hören, hat die Begründung dieser Zeitschrift manche Schwierigkeiten von Seiten der Regierung gemacht; ihre Besiegung von Seiten der Begründer zeugt indeß für deren Eifer und ihre Liebe zur Sache. Auch Italien will vorwärts, trotz so mancher Hemmungen von Außen! (Siehe den Aufsatz in d. B. 1831, Nr. 1, 2.) 29.

Preisaufgabe.

Der unterzeichnete Verleger des Taschenbuchs **Urania**, von dem Wunsche beseelt, dasselbe immer würdiger und interessanter auszustatten, fodert alle deutsche Dichter und Dichterinnen auf, zu einem Preise zu concurriren, den er hiermit für die

Novelle oder Erzählung

aussetzt. Dieser Preis besteht darin, daß er die Novelle oder Erzählung, die von den eingesendeten für die ausgezeichnetste und werthvollste erkannt wird, mit

zehn Louisdor in Gold für den Bogen

von 16 Seiten honoriren wird.

In der Wahl des Stoffes wird völlige Freiheit gelassen und nur hinsichtlich des Umfanges bestimmt, daß derselbe fünf Bogen nicht überschreiten darf, wenigstens würde, wenn einer Novelle oder Erzählung der Preis zufallen sollte, die im Druck mehr als 5 Bogen betrüge, dann überhaupt nur die Summe von funfzig Louisdor dafür gezahlt werden.

Außerdem verspricht der Unterzeichnete, alle Novellen oder Erzählungen, die zwar nicht des Preises würdig erkannt werden, aber die er doch für die Urania geeignet erachtet, und zu deren Benutzung Raum vorhanden ist, mit

fünf Louisdor in Gold für den Bogen

von 16 Seiten zu honoriren, jedoch unter der obigen Einschränkung, daß über 5 Bogen gar kein Honorar gezahlt wird. Es wird von allen Einsendungen angenommen, daß sie zu diesen Bedingungen benutzt werden dürfen, wenn ihnen nicht der Preis zufallen sollte.

Die Zahlung des Honorars findet nach der Ausgabe des Taschenbuchs statt. Uebrigens kann erst 5 Jahre nach der Erscheinung des Taschenbuchs jeder Autor über seinen resp. Beitrag anderweitig verfügen.

Jede Einsendung ist mit einem Motto zu bezeichnen, das auf einem versiegelten Zettel, der den Namen und Wohnort des Verfs. enthält, zu wiederholen ist. Bis Ende März 1831 bleibt die Concurrenz offen, und Ende Mais erfolgt die Entscheidung, sodaß wer im Laufe des Juni keine Nachricht erhalten, daß seiner Einsendung der Preis zuerkannt ist, oder dieselbe doch benutzt wird, darüber verfügen kann. Ein Jahr lang bleiben die Manuscripte zur Disposition der Einsender liegen, nach dieser Zeit aber werden sie nebst den versiegelten Zetteln vernichtet.

Es wird um recht deutliches Manuscript gebeten, und alle Einsendungen werden franco oder durch Gelegenheit erwartet.

Leipzig, 15ten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1831.

Reise in Serbien im Spätherbst 1829. Von O. v. Pirch. 2 Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

Die Stadt Belgrad wird ausführlich und lebhaft geschildert; sie besteht aus mehren unter sich getrennten Städtchen. Eine lange Hauptstraße, meist Buden mit offenen Klapptischen, und einige Nebengäßchen bilden die obere Stadt; ein schlechter Fahrweg mit einzelnen Häusern und Gemäuer führt zur Wasserstadt herab; die Raizenstadt bildet eine dorfartige Vorstadt; ein kleiner Fleck am Südwestende. Die Oberstadt bildet einen hübschen Platz. Hier liegt das Haus des Fürsten, daneben im Viereck die Kanzlei, eine Kirche, die Schule und ein Thurm, Alles einfach, aber solid; ein neues Palais von Fachwerk ist im Bau; die neue Ordnung der Dinge wird Belgrad sehr heben. Im Innern der Quarrées, welche die Boutiquen bilden, wohnen die reichen serbischen Kaufleute, von der Straße aus unsichtbar, in geschmackvollen Einrichtungen. Viele kleine, äußerst saubere Häuser, Stallungen und Gärten bilden diese gleichsam versteckten Wohnungen. Hier lebt der Serbier hinter unscheinbaren Buden mit Weib und Kind in Wohlhabenheit; hier hat er seine Waffen, seine Bücher, hier walten die Frauen, hier übt er die schrankenloseste Gastfreundschaft gegen den betrauten Fremden aus. Im Vorhaus oder in der Küche empfängt ihn die Frau mit den Kindern. Sie bringt Wein von Ritopek, Früchte und Confituren, auf welche die Türken sich trefflich verstehen. Der Fremde muß erzählen — von drüben; Gesundheiten werden ausgebracht, und ein Nachbar führt ihn dem andern zu, damit er diesem gleiche Ehre erweise. In diesen kleinen Häusern sieht man die originellsten Einrichtungen. Das eine ist ganz europäisch: Sopha, Spiegel, Stühle, Kupferstiche sind hier; die ganz modisch-europäische Garderobe der Frau. Das zweite ist orientalisch: Divan, Waffen und serbische Anzüge. Die meisten Kaufleute sprechen etwas Deutsch. An diesen innern Häusern sind offene Pavillons angebaut, wo die Frauen im Freien sitzen und sticken. Der Serbier liebt das Freie, und in den Straßen sieht man fast nie ein weibliches Wesen. Die Tracht aller Stände wird geschildert. Die serbische Sprache nimmt durch ihren Wohllaut und ihre Ausbildung die Stelle unter den slavischen Sprachen ein, welche der italienischen unter den romanischen Sprachen gebührt; sie ist zum Gesang, zur Poesie geschaffen, sie hat die Schriftzeichen der russischen, der sie im Wortbau gleicht; ihre Grammatik ist jedoch einfacher, und unter allen slavischen Sprachen ist sie die leichteste. Die Münzen sind türkisch. „Es gehört einiger Entschluß dazu, mit Türken zur Tafel zu sitzen", sagt der Verf. „Ihre Scheu vor Messer und Gabel, ihre Unart, die Speisen mit den Fingern zum Munde zu führen, das Zerreißen derselben mit den Händen und die geräuschvolle Art, diese alle Augenblicke abzulecken, ist nicht sehr appetitlich. Dagegen aber ist vielleicht kein Volk so mäßig als die Türken". Auch die Serbier sind äußerst genügsam, und der Verf. traf auch einen solchen, der sich einen einzigen Krebs zum genügenden Nachtmahl zurechtmachen ließ. Dagegen sind Alle große Näscher; so sieht man in Belgrad Leute mit verdeckten Blechschüsseln umhergehen, am Gürtel ein Täschchen mit verschiedenen Spateln. Diese verkaufen in vielen Formen eingekochte Syrupe und bunten Zuckerstaub. Von den Vorübergehenden angerufen, tauchen sie den Spatel in Syrup, darauf in den Zuckerstaub und streichen ihn den Begehrenden durch den Mund, wofür sie ihren Para empfangen. Jeder Türke hat seine Taschenuhr von enormer Größe, um die Stunde des Gebets nicht zu versäumen; diese werden besonders für sie in England gemacht, denn bekanntlich rechnen die Türken die Stunden nach altitalienischer Art, vom Sonnenuntergang an. Die Ziffern sind kleine Keilchen in verschiedener Zahl. Belgrad hat noch keinen Buchladen, aber einen industriösen Buchbinder, Namens Gawrilo. Sein Laden veranlaßt bei den Türken die närrischsten Misverständnisse; bald soll er ihre Uhren verbessern, bald ihnen den Bart scheren u. s. w.

Der dritte Abschnitt umfaßt die Reise zum Fürsten Poscharewaz. Die neuen Postanstalten sind gut; in jeder Stadt stehen 20—30 Reitpferde zum Gebrauch für den Fremden bereit, das Pferd zahlt 30 Para (2½ Sgr.) für die Stunde oder ½ Meilen, und der Verf. gibt für 3 Pferde 14 Stunden bis Poscharewaz 31½ Piaster (3½ Thlr.). Die Einrichtung der Reise hängt dabei ganz von dem Reisenden ab; die Pferde sind klein, aber bequem und dauerhaft. Schön zu reiten versteht kein Türke oder Serbier; ihre Kunst ist ein wildes Tummeln des Thieres. Südlich von Belgrad kommt der Reisende über die

Bratscharhügel. Die Schilderung des Landes ist in jeder, vorzüglich aber in militairischer Beziehung nicht genug zu loben; der Verf. zeichnet den großen Contour, wie die Localfarben der Gegenden, die er durchreist, mit gleicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Ernste Türken, im malerischen Reisecostum, und zerlumpte Zigeunerhaufen, Brunnen, Gasthäuser, Straßen und Flüsse und was dem Reisenden sonst begegnet, steht in lebhaften und treuen Bildern vor uns. Die Beobachtungsweise des Verfs. ist eine durchaus praktische, thatsächliche; nirgends leere Phrasen und Reflexionen. Dagegen hebt er Alles hervor, was der Fürst bereits für sein Land gethan und und was er vorbereitet hat, und erfüllt uns so mit Neugier und Achtung für diesen seltenen Mann, den er uns bald persönlich kennen lehrt. Die Schönheit der Donau fesselt fortwährend das Auge; Eichen-, Nuß- und Pflaumenbaumwälder beschatten die Wege und bezeugen den Holzreichthum des Landes; die Dörfer sind ärmlich, aber reinlich, und bei den Kmeten und Knesen trifft der Reisende überall auf dieselbe patriarchalische Gastfreundschaft. Alle Straßen sind durchaus sicher, in den Kave-hans (Kaffeehäusern) findet man leicht Unterkommen und bereitet, was man mitbringt. Fleisch, Brot und Wein ist überall zu finden. Semendria wird berührt, türkische Musik und Mimik beschrieben, endlich Poscharewaz, von freundlichem Anblick, erreicht. Alles ist hier wohnlicher, ordentlicher als in Belgrad. Der Verf., an Hrn. Dawidowitsch, den Secretair des Fürsten, empfohlen, wird von diesem zur Tafel geladen. Der Palast des Milosch besteht aus einer Menge kleiner Gebäude in einem von Palissaden eingeschlossenen Hof. Alles ist tüchtig und nett. In der Mitte dieses Hofes fand der Reisende den Fürsten; in einiger Entfernung die Herren seiner Umgebung. Fürst Milosch ist 48 Jahr alt, kolossal von Gestalt, blond, von heitern, offenen Zügen, in seinen Bewegungen würdevoll. Er sieht aus wie der Held seines Volks, der er ist. Sein Costum war reich und türkisch; er trug Pistolen im Gürtel. Dawidowitsch, fast aller europäischen Sprachen mächtig, stellt den Fremden vor; der Fürst spricht nicht Deutsch und kann weder lesen noch schreiben, allein sein Kopf ist hell, und er kennt die europäische Politik vollkommen. Seinem Volke ist er Alles in Allem: Richter, Vater, Vertheidiger und Muster. Sein Ausdruck ist feurig; er fragte theilnehmend nach dem Befinden des Königs, nach dem Kaiser von Rußland, der Kaiserin. Kaffee und Tschibuk werden herumgegeben; es erschien einer der Secretaire; der Fürst hört die Briefe an und gibt seinen Bescheid mündlich. Hierauf schildert der Berichterstatter die Personen seiner Umgebung, seiner Mitkämpfer und ersten Diener: zuerst Milentin Pawlowitch, den Archimandriten, das Oberhaupt der Geistlichkeit, den treuesten Waffengefährten des Fürsten in den heißen Kämpfen von 1815; dann Wassilji Popowitch, einen Verwandten des Fürsten und Oberknes von Tschatschak, klug im Rath, der erste Landwirth seines Volks, das ihn Hospodar (Herrn) Waso nennt; dann ein alter Mann, groß, ernst, unbeweglich, Simeon Paschtrmaz, Fahnenträger Kara Georg's, den das Volk Amischda (Onkel) nennt. Er ist Chef der Momken, Knappen des Fürsten, und dessen steter Begleiter; er ist, trotz seines ernsten Ansehens, seiner Laune und seiner Satyre wegen berühmt; dann ein Mann von ähnlichem Ansehen, mit dem Profil Blücher's, Joksa Milosawlowitch, Knes von Poscharewaz: dies sind die Kampfgenossen des Fürsten, mit denen er oft allein, oft flüchtig, in Schlünden und unzugänglichen Bergen den verzweifelten Kampf fortführte, bis sein kleiner Haufe wieder anwuchs und er dem Feinde in der Ebene begegnen konnte. Nun folgen seine Geschäftsmänner. Zuerst: Dimitriji Dawidowitch, erster Secretair, Chef des auswärtigen Departements, ursprünglich Arzt, Gelehrter, Schriftsteller, Liebling des Volks und des Fürsten rechte Hand; Aleksa Popowitch, zweiter Secretair, ein gewandter Arbeiter, des Deutschen mächtig; Dr. Steïtsch, Leibarzt, Uebersetzer der „Makrobiotik", Freund Jewrem's, Bruder des Fürsten, von feinem Benehmen. Er ist der Einzige, der am Hofe fränkische Kleidung trägt. Die Fürstin Gospa Ljubiza, etwa 40 Jahre alt und noch eine schöne Frau, empfing den Fremden im zweiten Hofe. Ihre Züge deuten den festen Charakter an, den sie in den Zeiten des Kampfes entwickelte; ihre Haltung ist edel, ihr Anzug höchst einfach. Sie ist eine thätige Hausfrau, leitet alle Angelegenheiten des Hauses, läßt spinnen, weben, ordnet die Küche, erzieht ihre 2 Knaben und kennt die europäische Sitte. Sie war dem Fürsten eine treue Gefährtin in allen Stürmen seines Lebens, folgte ihm in die Gebirge, ermuthigte ihn und rief dem Flüchtigen sogar einst selbst zu: „Herr, dort sind die Türken!" Sie lud seine Waffen und stärkte seine Kampfgenossen mit Dem, was ihre Hände bereiteten. Sie ist die Heldin ihres Volks, das sie Gospa (Herrin) anredet. Ihre zweite Tochter, Jelisaweta, ist gut erzogen, spricht Italienisch und spielt Klavier; Milan von 12 und Michajlo von 7 Jahren sind des Fürsten Söhne. Zwei Brüder sind Oberknesen von Brusnija und Schabaz. „Gegen 11 Uhr wurde die Mittagsglocke geläutet. Alles versammelte sich in der Tscherdake (Galerie), wo das Waschwasser gereicht ward. Ein einfaches Eßzimmer war ganz europäisch gedeckt. „„Sie werden hier Alles ganz patriarchalisch finden"" sagte Dawidowitch". Er hatte Recht. Der Fürst nahm das Oberende der Tafel ein, Jeder entblößte das Haupt, der kleine Michajlo sprach das Tischgebet. Dann überreichte die Fürstin ihrem Gemahl ein Glas Rakija, der Fürst hielt eine kurze Rede, Jeder nahm Platz, nur die Fürstin und ihre Tochter blieben zu beiden Seiten des fürstlichen Sessels stehen, um den Fürsten und seine Söhne zu bedienen: so will es die altserbische Sitte, die jedoch hier und da abzukommen anfängt. Jeder leert sein Glas Rakija und richtet dabei einige Worte, Glückwünsche, an den Fürsten. Man ißt von zinnernen Tellern, auf schönem Tischzeug, mit silbernen Messern und trinkt aus silbernen Bechern und schöngeschliffenen Gläsern. Die Fürstin, in einer Ecke des Zimmers, legte die Speisen vor und brachte sie dem Fürsten, ihre Tochter den Brüdern und dem Archimandriten; den übrigen Herren schickten sie. Brot und

Käse machten den Anfang, dann Reissuppe, Rindfleisch, Kuheuter, Lammfleisch, Hühner, Alcoa, ein türkisches Gericht von Honig und Schmalz, sehr wohlschmeckend; gebackener Fisch, Büffelmilch und eine Torte; weißer Wein von Semendria für den Reisenden und den Fürsten, rother für die andern Herren; Niemand trank über eine halbe Flasche. Die Unterhaltung war lebhaft und frei, auch die Fürstin nahm daran Theil; die Tafel dauerte eine Stunde. Der Fürst sprach sehr bescheiden von seinen Mühen für sein Vaterland u. s. w. Fürst Milosch ist überaus thätig; er steht vor Tage auf, tritt in den Hof, empfängt die Herren der Kanzlei, meistens mit der heitersten Laune, expedirt die Geschäfte, dictirt, wiewol er nicht schreiben kann, in dem besten Styl, besieht neue Bauten, ordnet an und gönnt sich nicht eher als um 6 Uhr Abends Ruhe, dann spielt er Karten, wobei ihm die Zeitungen vorgelesen werden; um 8 Uhr wird gegessen, um 9 Uhr geht er zur Ruhe. Er ist gleichgültig gegen jedes Wetter, ein trefflicher Reiter, gewandt im Dziridspiel, und seine Stimme ist ein Schlachtruf. Das von ihm vorhandene Bild in Wuk's Lebensbeschreibung gleicht ihm nicht. Im Konak, der großen Kanzlei gegenüber, ist die Wache; 12 Mann, in der Tracht der Landleute, bilden sie, geübt in Handgriffen und mit östreichischen Gewehren bewaffnet; der Fürst hält einige Hundert Mann Militair, ohne seine Momken. Der Verf. wohnt noch einem großen Fest in der griechischen Kirche und einem Staatsdiner von 60 Couverts bei und verläßt dann, von Zuvorkommenheiten überhäuft, in Begleitung eines Secretairs und eines Momken des Fürsten, Poscharewaz, um, mit allem Nöthigen ausgerüstet, zuerst nach Poretsch zu gehen. Zum Abschied küßt ihn die Fürstin auf die Stirn.

(Der Beschluß folgt.)

Wahlverwandtschaft zwischen dem sogenannten Supernaturalisten und Naturphilosophen; mit Verwandtem. Auch gegen neue Umtriebe des Obscurantismus, vornehmlich im deutschen Osten und Norden. Nebst Aufschlüssen über Neues im Süden. Von J. Salat. Landshut, Thomann. 1829. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Dieses Buch hat auf den Ref. einen angenehmen und unangenehmen Eindruck hervorgebracht. Der angenehme kam zunächst von der Wahrnehmung her, wie der Verf., ohne sich zu dem Dienst einer Schule verpflichtet zu haben, seine eigenthümlichen Ansichten im Gebiete der Philosophie, namentlich der Moral und Metaphysik, unter dem Gewirre der Zeit und unter äußern Verhältnissen, die der offenen Vertheidigung seiner Theorie ungünstig sind und seine amtliche Wirksamkeit vielfach gefährdet haben, ohne Bedenken und ohne Rückhalt ausspricht. Wie oft hat es die Erfahrung gezeigt, daß um der Verhältnisse willen Meinungen versteckt, Lehren zweideutig vorgetragen, das Entgegenstehende gewährt, Widersprüche scheinbar ausgeglichen und so, indem man den Mantel nach dem Winde hielt, Dasjenige, was nach innerster Ueberzeugung der Wissenschaft und dem Leben, dem Staate und der Kirche Verderben zu bringen droht, gutgeheißen wurde. Salat, der vor bald 40 Jahren sich an den Kampf der Kritik gegen den Leibnitz-Wolf'schen Dogmaticismus angeschlossen, aber auch zugleich dem Skepticismus, der sich aus der kritischen Schule durch Fichte entwickelte, durch entschiedene Trennung des logischen Verstandes und der realen Vernunftkraft sich gegenübergestellt, auch später das Reale, welches er in der Vernunft auf ethischem Wege fand, als ein dem Physischen Entgegengesetztes, Metaphysisches, Supranaturales gegen Materialismus und Naturphilosophie, ferner als ein Schöpferisches, als die Offenbarung des Höchsten und Heiligsten in der Menschheit, gegen die Sophistik des Positivisten, welcher behauptet, die Materie der Erkenntniß und sogar das Kriterium der Wahrheit könne dem Geiste nur von Außen her, durch Natur und Erfahrung oder durch die Dogmen der christlichen Kirche zukommen, vertheidigt hatte; Salat stellt mit derselben Entschiedenheit auch in dem vorliegenden Werke die Ansichten dar, die er in frühern Werken auseinandergesetzt und durch eine eigenthümliche Kritik des Erkenntnißvermögens zu begründen versucht hatte. Nach den verschiedensten Richtungen hin bemüht er sich hier gerade, zu zeigen, wie der Positivismus, sei er nun der Theologie oder der Rechtswissenschaft oder gar der Moral zugewendet, deshalb, weil er das höchste Reale nur von Außen kommen lasse, hier zur spanischen Inquisition oder zum orthodoxen Buchstabeneifer des Protestantismus, dort zur Despotie in Staat und Kirche, zur mönchischen Moral und Ascetik führe, und wie mit dem Allen Idealistik und Naturphilosophie, insbesondere aber der ebenso bequeme als herrschsüchtige und alleinseligmachenwollende Begriff der Hegel'schen Schule zusammenfalle. Diese Nachweisungen sind von nicht geringem Interesse, zumal da der Verf. das Treiben des Obscurantismus und den Bund zwischen Supernaturalisten, Positivisten und Naturphilosophen an Ort und Stelle kennen zu lernen vieljährige Gelegenheit hatte. Er hat auf der einen Seite die gefährlichen Absichten, auf der andern die unabweislichen schlimmen Folgen einer Philosophie gezeigt, welche das reale übersinnliche Wesen der Vernunft leugnet und den leeren Sack mit den Waaren der dies- oder jenseitigen Dogmatik und Disciplin nach Belieben und mit Hülfe des Alles rechtfertigenden logischen Verstandes oder der Alles färbenden mystischen Phantasie anzufüllen weiß. Wenngleich wir mit dem Verf. nicht darin übereinstimmen, daß in Dem, was Moral und Metaphysik als Vernunftwahrheit darbieten, das Höchste der Menschheit Jedem, der sittliche Würde bewahrt, gegeben und somit alles Positive, zumal das Christliche, erst an und auf jenem Boden der Philosophie zu erbauen und zu erkennen sei; wenn wir den Keim der Religion aus eigenster Erfahrung und psychologischer Beobachtung nicht von der Moral erst uns schenken lassen, sondern tief im innersten Lebensbewußtsein auffinden; wenn wir Christenthum und Philosophie unabhängig nebeneinander stehen, nicht aber, durcheinander bedingt, eine der andern Fußschemel sein lassen: so achten wir gleichwol die ehrenwerthe Treue, womit Salat seine Theorie verficht; wir erkennen es, wie heilsam seine Lehren und Schriften als Gegengift wider den dogmatischen Absolutismus und die Sophistik irgend einer Partei wirken können, und wir loben den Scharfsinn, womit er die wohlverwahrten Blößen seiner Gegner durchschaut.

Aber wir würden unsere Pflicht gegen den verehrten Meister und gegen das Publicum nur halb erfüllen, wenn wir nicht auch von dem unangenehmen Eindrucke sprächen, den die vorliegende wie eine frühere Schrift des Verfs. auf uns gemacht haben. Er erzählt nämlich nicht sowol im Allgemeinen die neuesten Bestrebungen des Obscurantismus in Oestreich, Baiern und dem übrigen Deutschland, sondern vorzüglich die Angriffe, die auf seine eigne Person, seine Ansichten und Schriften, seine amtliche Stellung und öffentliche Wirksamkeit geschehen sind. Auch das Letztere ist ganz angemessen und bei dem literarischen Namen, den sich Salat erworben hat, um so wichtiger für das um die Zeichen der Zeit nicht gleichgültige Publicum. Doch muß eine solche Darstellung diejenige Haltung und Würde haben, die den weisen Mann beurkundet, welcher über seinem Misgeschicke steht und nur um der Sache, nur um der Auf-

klärung willen spricht. Allein, dies vermissen wir an dem Verf. Er hat sich die Kränkungen, die ihm geworden sind, namentlich seine Quiescirung bei der vor 3 Jahren erfolgten Uebersiedelung der Hochschule von Landshut nach München, zu sehr zu Herzen genommen und, indem er seinem gepreßten Herzen Luft machte, eine Menge von Geschichten, Persönlichkeiten und dgl. angehäuft, die wir einem Gelehrten von seinem Geist und Verdienst gern erließen. Was auch elende Sudler über ihn in die Welt hinausschreiben, dies Alles gibt sich dem unbefangenen Leser von selbst als eine unschickliche Sache zu erkennen. Und wie sollte es einem akademischen Lehrer und Schriftsteller, der, so lange er über die Gegenstände der Wissenschaft und des Lebens nachdenkt, gegen starre Dialektik, ausschweifende Mystik, despotischen Positivismus und eine materialistische Richtung der Philosophie geeifert hat, wie sollte es ihm, zumal im deutschen Süden an Neidern, Klätschern, hämischen Recensenten, akademischen Widersachern fehlen? Man muß aber fürchten, daß er durch vorliegendes Buch seinen Gegnern wiederum reichen Stoff und Reiz zu neuen Angriffen gegeben habe. Ref., weder mit dem Verf. noch mit seinen Feinden in Berührung stehend, glaubt ihm seine Achtung nicht besser aussprechen zu können als durch den Wunsch, daß er in ungetrübter Forschung nach Wahrheit die Unbill der Zeit vergessen und sich den Frieden echter Lebensweisheit sichern möge.

Eine traurige Erfahrung aber bleibt es immer, wie gerade in der neuesten Zeit deutsche Universitäten von einzelnen Factionen, wo nicht gar Familien beherrscht und zerrüttet werden. Hier drängt sich unter idealischen Formen römisches Pfaffenthum, dort in rohen Ausbrüchen lutherischer Pietismus vor. Nicht nur positive Wissenschaften, mit denen Hegel die Philosophie amalgamiren lehrt, sondern auch die unschuldige Mathematik theilt man Männern von der Partei zu. Die Wissenschaft wird eine Magd politischer Zwecke, kirchlicher Institutionen oder ehrgeiziger Privatpläne. Wie klingt das zum Jahr 1830? „Despotie der Wissenschaften", sagt Bacon, „und Gelehrtenpolizei drückt Alles zermalmend nieder". Möge es doch gerade auch in dieser Hinsicht besser werden im deutschen Norden und Süden! im Boden freier Wissenschaft erblühet die Kraft und Bildung der Völker und wollte sich Deutschland selbst um den Vortritt bringen? 12.

Rüge.

Herrn Wit von Dörring's Denkwürdigkeiten.

Was wir über den vorhergehenden Band dieser „Denkwürdigkeiten" gesagt haben, überhebt uns der Mühe, des soeben erschienenen, hoffentlich letzten Bandes ausführlich zu erwähnen. *) Wir nahmen damals Hrn. Wit's Wahrheitsliebe gegen die meisten der gegen sie erhobenen Zweifel in Schutz, theils weil wir für die Richtigkeit vieler seiner Angaben anderweitige genügende Beweise haben, theils weil die Unrichtigkeit der andern von keiner Seite erwiesen worden ist. Wir bemerkten ferner, daß Wit's Betragen, Beweggründe und Charakter allerdings von manchen Seiten nicht billig beurtheilt worden, daß er Versuchungen unterlegen, denen wenige dieser Gattung von Menschen ausgesetzt sind, die doch gerade in Deutschland zahlreich genug sind; wir fanden aber endlich als Resultat seiner eignen Darstellung seiner selbst, daß er ein Mensch ohne Charakter, ohne Grundsätze, ohne ernstes Streben sei, dessen vorherrschende, entscheidende Triebfeder von jeher Eitelkeit gewesen und auch bei der Bekanntmachung dieser „Denkwürdigkeiten" noch sei. Dies Urtheil müssen wir denn auch für diesen letzten Band wiederholen, der des Verfs. Entfernung aus der Schweiz, seine Verhaftung in Baiern, Auslieferung an Preußen, das gegen ihn von Seiten dieser Mächte und der mainzer Commission eingeleitete Verfahren, seine Auslieferung an Oestreich, endliche Freilassung, kurz, seine Abenteuer bis zu seinem letzten Aufenthalt in München und seine Verweisung von dort 1829 enthält. Die unheilbare Eitelkeit des Verfs. zeigt sich denn auch hier besonders darin, daß er höchst triviale oder schiefe, unpraktische Ansichten über Politik im Allgemeinen und über einzelne Staaten, z. B. Oestreich, Frankreich, besonders England, wie Orakel eines ergraueten Staatsmannes von sich gibt. Auf Einzelnes einzugehen, scheint uns wirklich nicht der Mühe werth; die Zeit ist seit der Erscheinung des Buches so bedeutend und verhängnißvoll geworden, daß es wahrscheinlich jetzt schon so gut wie vergessen ist. In einer Hinsicht jedoch ist dieser Beitrag zur Geschichte einer hoffentlich nun beschlossenen Periode keineswegs unwichtig. Der Verf. versichert, daß auf den Congressen jener Zeit häufig von ihm die Rede war, und wir haben leider keinen Grund, daran zu zweifeln. Er versichert, daß nur ein Zufall verhinderte, daß er eine geheime Audienz beim Kaiser Alexander erhielt, in der er ihm die Augen über die Lage Europas eröffnet und dadurch dem Schicksal Europas eine ganz andere Wendung gegeben haben würde. Wir haben leider zu viel Ursache, zu glauben, daß Wit die Wahrheit sagt, daß wirklich solche armselige Menschen wie er damals einen solchen Einfluß auf das Schicksal der Völker und der Fürsten ausgeübt haben oder ausüben konnten. Was die Erfahrung uns gelehrt hat und noch jetzt lehrt über die heuchlerische, blödsinnige Politik jener Epoche erlaubt uns leider nicht, daran zu zweifeln, daß in der That es nur an einem Zufalle lag, daß nicht dieser Mensch, dieser Wit, eine Stimme in dem Schicksal Europas erhalten hat. Sollen wir uns noch wundern, daß die Staatsmänner jener Zeit, nachdem sie 15 Jahre Frist von Gott erhalten, nichts geschaffen haben, was in Geist und Wahrheit und Liebe der Völker begründet wäre; daß sie noch heute sich auf nichts zu stützen wissen als auf materielle Gewalt, und wo diese ihren Händen entschlüpft, weil sie auch diese zu handhaben oft nicht einmal Energie genug besitzen, in Furcht und Zwang Das thun, was sie längst freiwillig und mit Ehren hätten thun sollen und können? Auf wessen Verantwortung fällt die Schuld und das Unglück der Empörungen, die zur Tagesordnung, zu nothwendigen Uebeln geworden sind? Doch zu unserm Wit zurück. Ein großer Theil dieses Bandes ist dazu bestimmt, zu beweisen, daß der Verf. in Berlin aus den edelsten Absichten seine vormaligen Genossen verrieth, daß die Aufschlüsse, die er dort gegeben, von der größten Wichtigkeit und Genauigkeit gewesen seien. Was die gute Absicht betrifft, so räumen wir sie gern ein, haben aber nichts damit zu schaffen und fragen nichts darnach. Was in aller Welt liegt daran, ob Hr. Wit sich aufrichtig von seinen demagogischen Ketzereien bekehrt habe oder nicht? Er muß es indeß am besten wissen, und so glauben wir ihm ohne Schwierigkeit. Was aber die Wahrheit seiner Aussagen und Aufschlüsse in Berlin betrifft, so wird er es uns nicht verargen, wenn wir seiner Versicherung das entscheidende und sehr gewissenhafte Zeugniß Dessen vorziehen, dem er eben jene Aufschlüsse gemacht, nämlich des Ministers von Schuckmann, der bei einer Gelegenheit öffentlich und officiel erklärt hat: Wit sei ein Abenteurer und habe der Untersuchungscommission etwas aufgebunden. Das sind zwar nicht die Worte. Diese sind aber in Wit's Buch und in der „Pr. Staatszeitung" nachzulesen, und wir können ihnen um so weniger den Glauben versagen, da Wit selbst nicht genug von der bonne foi und Gerechtigkeit der preußischen Regierung rühmen kann. Was dem Verf. 1829 in München und Augsburg begegnet (und es ist seinem Berichte nirgends widersprochen worden), ist ein neuer Zug zu einem Bilde von dem damaligen Zustande von Baiern und von der Art, wie dort constitutionelle Freiheit von Bureaukraten verstanden und gehandhabt wird. 1.

*) Vgl. Nr. 46 sowie Nr. 323 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1831.

Reise in Serbien im Spätherbst 1829. Von O. v. Pirch. 2 Theile.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Ueber die Stellung der Frauen bringt der Verf. die anziehendsten Bilder bei. „Bei allen diesen" (Ceremonien der Gastfreundschaft), sagt er (S. 244), „fällt dem Fremden nichts mehr auf als die dienstbare Stellung der Frauen, zugleich aber auch der Anstand und die Würde, mit der eine serbische Hausfrau sich den Dienstleistungen für ihren Gatten und ihre Gäste unterzieht. Mit den Händen auf der Brust gekreuzt, aber ohne gebeugte Stellung, erwartet sie, an der Thür stehend, den Augenblick, wo ihre Sorgfalt nützen kann. Es ist ein weibliches Walten, sehr verschieden von der Eile, mit der eine Magd diese Dienste verrichten würde; es ist das Bewußtsein, daß Niemand so gut und mit so vielem Anstand ihnen vorstehen würde. Wacht der Gast am Morgen auf, so steht die Hausfrau stumm an der Thür bereit, die Decken und Teppiche seines Nachtlagers sauber zusammenzurollen. Dann reicht sie ihm, ein gesticktes Handtuch über der Schulter, das Waschwasser; den ganzen Tag, bei Tische bedient sie ihn, und am Abend bereitet sie ihm das Fußbad. Es ist wahr, das männliche Geschlecht ist im Ganzen schöner, die Mehrzahl der Männer ist wohlgebaut; die Züge der Frauen sind im Allgemeinen stark, ihre Farbe verbrannt, allein sie haben schöne Augen, schöne Haare und Zähne. Haltung und Bewegung sind leicht und voll Anstand. Es ist außerordentlich, was die serbischen Frauen leisten. An ihrem Anzuge und dem ihrer Familie ist fast Alles ihre Arbeit. Die Dolomas, die braunen Jacken und Mäntel der Männer, die bunten Schürzen und Lagerdecken, die Borten, Besätze, die bunten Strümpfe, die Handschuhe mit Glasperlen und Flittern, Alles haben sie gewebt, gefärbt, gestickt; die langen Winterabende sind diesen Arbeiten geweiht, die mehr in Zierlichkeit als Nothwendigkeit ihren Ursprung haben". Ueberall trifft der Verf. in den Konaks des Fürsten und seiner Verwandten auf eine sich selbst überbietende Gastfreundschaft. Diese und eine unzerstörbare Heiterkeit, besonders unter den Alten, sind charakteristische Züge aller Serbier. Die Meisten haben dabei das regste Verlangen, in der Civilisation vorwärts zu schreiten und wie der Hof selbst ein klares Bewußtsein Dessen, was dazu Noth thut. Sie freuen sich über jeden kleinen Zug, der diese Hoffnung nährt; der Besuch des Fremden aber ist vollends ein Fest für sie. — Die Reise nach Poretch wird zum Theil zu Wasser, zwischen den pittoresken Felsufern der Donau, zurückgelegt; das Fahrzeug ist ein Baumstamm, von 3 Ruderern überaus geschickt regiert. Der Reisende überschreitet die Katarakten der Donau von Tachtall und Demircapi, die immer noch gefährlich genug sind. Poretch liegt reizend auf einer Donauinsel. Der Fürst hat diesen Punkt, wenn erst Alles geordnet sein wird, zur Quarantaineanstalt bestimmt. Nichts beweist mehr, wie klar er die wahren Bedürfnisse seines Landes erkennt, als diese Sorgfalt. Soll Serbien mit Europa in freien Verkehr treten, so muß es der Pest gegen seine türkischen Grenzen hin wehren. Er strebt, Aerzte ins Land zu ziehen, deren bis jetzt erst 5, ein Türke, ein Jude, ein Russe und 2 Serben vorhanden sind. Höchst originell ist die Schilderung des jüdischen Doctors Djorjiji. Diese Gegend ist die wildeste von Serbien; es werden hier jährlich bis 100 Bären erlegt, für die der Fürst eine Prämie zahlt. Weiterhin berührt der Verf. den Thalkessel von Maidempok, die reichste Bergwerksgegend des Landes. Alle Gruben sind verlassen; die neue Ordnung der Dinge wird sie wieder ins Leben rufen. Ruinen altserbischer Klöster und Festen, besonders aus Stephan's und Knes Lasar's Zeit, werden überall angetroffen. Diese Bauwerke beweisen mit ihren Bildhauerarbeiten und ihren Gemälden, wie die Kunst einst hier blühte. Einzelne gutmüthige und heitere Mönche (Kaladgers) bewohnen und bewachen sie. Ein Hauptleiden des Landes, das jetzt auch sein Ende hat, sind die fremden, von der Pforte gesandten griechischen Bischöfe. Die Schilderungen eines armseligen serbischen Dorfes erhält der Leser bei Debelileig; die Hütten ragen kaum über die Erde hervor, der Rauch dringt aus allen Fugen, und der kleine, enge, niedere Raum wimmelt von Kindern, Katzen und Kleidungsstücken, dennoch wohnt hier die schönste Gastfreundschaft. Diese Gegend wird von wlachischen Einwanderern bewohnt, die sich durch ihre romanische Sprache, noch mehr aber durch Trägheit und Schmuz von den Serben sehr unterscheiden. — Die nächste Reise geht nach den Klöstern von Gornjak an der Miawa und den Ruinen der Burg von Stephan-Despot (1192 erbaut)

und Manassia benannt. Diese ganze Landschaft versetzt unwillkürlich ins Mittelalter; ganz Serbien gibt das treueste Bild der gesellschaftlichen Zustände des 14. und 15. Jahrhunderts. Weiterhin, bei Jagadin, berührt der Verf. die große Straße von Wien nach Konstantinopel und schildert das bewegte Leben, das diese verbreitet. Der Straße selbst fehlt wenig, um für eine Chaussée zu gelten; die Sicherheit ist vollkommen; Jagodin ist ein sehr freundlicher Ort. Hier eine Anekdote von dem närrischen Dr. Djorjiji. Der griechische Bischof hielt an der Tafel des Gospodar Jewrem das Tischgebet und rief dabei wol 20 Mal sehr schnell das bekannte: „Gospodin promiluj" (Herr, vergib uns!). Nach der Tafel trat der jüdische Doctor zu ihm und rief in einem Athem 20 Mal: „Geben Sie mir eine Prise! Geben Sie mir eine Prise!" „Hört doch auf", sprach der Bischof ungeduldig, „glaubt Ihr, daß ich taub bin!" „Nun", antwortete Jener, „glauben Sie denn, daß unser Herrgott taub ist und nicht ungeduldig werden kann so gut wie Sie?" Alles lachte.

Der 2. Theil beginnt mit der Reise nach Tschatschak, durch die gesegnete Schumadia; hier ist Alles Cultur und Wohlstand, und die Trümmer altserbischer Größe, Burg Stalaz und Kruschewaz schmücken diese Gegend, in der auch ganz vorzüglich die alten Volkslieder wiedertönen. In Tschatschak besucht der Reisende den Gospodar Jowan, Bruder des Fürsten, und sein Konak ist seine Wohnung; eine Verwandte der Fürstin feiert hier ihre Hochzeit, die der Reisende auf die anziehendste Weise schildert. Eine Kirche, von Knes Lasar erbaut, dient jetzt zur Moschee, in welche der Verf. ohne Schwierigkeiten Einlaß findet. Auf dem Wege nach Uschize berührt der Reisende die klosterreiche Gegend von Owtschar und Kablar; das Land ist rauh und kalt, von einzelnen Gehöften bevölkert, die der Fürst in Dörfer zu sammeln strebt, sobald der sehnlich erwartete Hattischerif, der Serbiens Freiheit ausspricht, erscheint. Uschize, die größte Stadt Serbiens nach Belgrad, soll Mekka gleichen; der Boden ist dürr und schwarz gebrannt und vom düstersten Anblick. Hier lernen wir einen jungen Türken, Gesellschafter des Musselim, kennen, der von der Unwissenheit des Wesirs weit entfernt ist. Die Studien sind seine Leidenschaft und haben ihn abgezehrt. „Als ihm Zwjetko mein Vaterland nannte, sprach er von der brandenburgischen Geschichte, wenn auch nicht mit genauer Kenntniß, doch so, daß er darüber gelesen haben mußte, und doch hatte er diese Gegend nie verlassen. Wir kamen nun in die Politik, und es war zu bemerken, daß der Musselim einen bessern Blick in die Verhältnisse der Türkei gethan als der Wesir von Belgrad; man sprach von Island und Australien, von Don Miguel und Bolivar". In Kragujewaz, der Residenz, trifft der Reisende wieder mit dem Fürsten zusammen. Dieser hat zum Beweis seiner toleranten Politik hier eine Moschee erbaut. Der Ort ist klein, aber freundlich. Die Familie des Fürsten stammt von hier, wo sein Vater ein wohlhabender Landmann war; er selbst hat in der Jugend hier gedient, und seine alte Herrin rühmt sich dessen. Der Knes von Berschitj, Gosp. Jowan's Schwiegervater, empfängt den Reisenden mit serbischer Gastfreundschaft. „Die Serben sind streng in ihrem Urtheil über weibliche Schönheit; aber unsers Wirths 9 Töchtern mußte selbst der Strengste Gerechtigkeit widerfahren lassen; der Zahl nach den Musen gleich, würde Manche von ihnen dem Bilde einer solchen entsprochen haben". Die unzugänglichen Gebirge von Rudnik (noch unter Kara Georg reich an Bergwerken) sind nahe, und dies ist wol der Hauptgrund, warum der Fürst seine Residenz hierher verlegt hat. In seinem Konak herrscht europäische Einrichtung. Hier findet der Verf. den Gosp. Jewrem, des Fürsten jüngsten Bruder, der in dem gräßlichen Kerker zu Belgrad seine Gesundheit eingebüßt hat. Die Repräsentanten der Nation sind in Kragujewaz versammelt; es handelt sich um die wichtigsten Dinge, die Verhandlungen mit der Pforte wegen des Hattischerif. Der Empfang des Fürsten gehört zu den anziehendsten Bildern dieses an Gemälden reichen Werkes. Ueber die Gesetzgebung, über die Ordnung der Steuern folgen nun die anziehendsten Details. Der Steuern sind viele, aber außerordentlich geringe; dennoch hat der Fürst durch Ordnung und Sparsamkeit einen Staatsschatz von 10 Mill. Piastern (1 Mill. Thaler) gesammelt. Für sich selbst lebt er von seinen Familiengütern und nimmt aus dem Schatz nicht mehr als 3000 Thaler. Hier erfolgte die bekannte Niederlegung seines Amts vor dem Volk. Der Verf. hält diesen Schritt für keine Farce. Es war dem Fürsten Ernst damit; jetzt, da eine neue Ordnung der Dinge begann, sollte und mußte die bestreitbare Wahl des Volks sich deutlich und bestimmt aussprechen. Seine einstimmige Wiederwahl ist bekannt. Das Volk fühlt seine Verpflichtungen gegen ihn und was es ihm verdankt. Zugleich wird Hrn. Dawidowitch's Absendung nach Konstantinopel zur directen Verhandlung mit der Pforte beschlossen. Ein sehr schwieriger Punkt ist die Einverleibung der 6 alten Districte. Der Verf. sieht kein Herauskommen als durch neuen Kampf. Im Allgemeinen hat die Pforte diese Einverleibung erlaubt; doch, der Fürst fühlt die unglaubliche Schwierigkeit der Ausführung und geht behutsam, fast versuchsweise zu Werke. Er hat mit einem District angefangen; doch das große Uebel ist, daß aller Grundbesitz in den Händen von Mohammedanern ist. Soll man diese durch Gewalt vertreiben, sie durch Geldrente abfinden? Das Eine ist unmöglich, das Andere sehr schwer. Es erfodert Steuern und das Land ist arm. Allein, die Erwerbung ist und bleibt für Serbien wichtig; man rechnet, daß es seine Bevölkerung von 700,000 auf 1,100,000 Seelen erheben würde. Die nächste Zukunft muß darüber entscheiden; der Kampf ist wahrscheinlich. — Von Kragujewaz kehrt der Verf. nach Belgrad zurück; seinen Reiseplan nach Dalmatien über Seraljo und durch Bosnien zerstört der frühe Winter; schon den 30. Oktober fiel (in gleicher Höhe mit Florenz) Schnee. In Belgrad hört der Verf. endlich die Guole, einsaitige Laute mit einer Sehne von Pferdehaaren, das einförmige und obligate Accompagnement zu den Volksliedern. Dies bildet den natürlichen Uebergang zu diesen, bei denen der

Verf. besonders hervorhebt, daß sie alle (im Gegensatze zu den neugriechischen Liedern) alte Traditionen sind. Hierauf gibt er eine vollständige Uebersicht der serbischen Literatur und analysirt den Streit zwischen Wuk und seinen Gegnern. Wuk ist der Koraïs der Serben, der Vertheidiger der Volkssprache gegen die Anmaßungen der alten Kirchensprache. Geographisches und Statistisches macht den Beschluß, nebst einer Revision der Karten Serbiens.

Unsere Leser haben sich aus diesen Notizen von der Wichtigkeit dieses Reisewerks überzeugt. Allein, wir versprechen ihnen neben dieser Rücksicht zugleich die erfreulichste und geschmackvollste Lecture, und wünschen schließlich dem Verf. von Herzen zu seinem trefflichen Debut Glück. 40.

Romanenliteratur.

1. Mareb und Olavides, oder die Freischar der cantabrischen Gebirge. Romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Giovanni Morani. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 2 Thlr.

Erkleckliche Inquisitionsgreuel, hübsch stark von Farbe wie die Bilder der Bänkelsänger, noch leuchtender und von schönern Couleuren die großmüthigen Räuber, Tugendbündner der grandiosesten Art, dabei in lauter ganzen Schlägen sprechend. Solche Pracht- und Pfundnotenredner kennt man nun wol; apart ist es, daß einige darunter noch von der echten Maurerrace sind, die sich nicht allein in ihrem Glauben, sondern selbst in Sitten und Kleidung in Spanien erhalten konnten. Diese Leute, etwas verblichen, gleich den Waaren, die, lange an den Fenstern der Verkäufer ausgehängt, sich selbst zum Schild dienen, sie und ein gesittigter Indianer, der gar nicht in seine Wälder zurückverlangt, verbürgen dem in Räuber- und Ritterromanen wohl Belesenen, daß hier wirklich etwas Neues vor ihm sich aufthue.

2. Cypressenzweige, von G. Werner. Erster Band. Das Kreuz auf Hela. Führe uns nicht in Versuchung. Ines de Castro. Köslin, Hendeß. 1830. 8. 16 Gr.

Gleicht die vorige Erzählung einer Theaterdecoration von der Hand eines Malers, der am besten auf Knalleffecte sich versteht, so kann man diese „Zweige" als von einem Manne gezeichnet annehmen, der die Kunst nicht zum bloßen mechanisch geübten Handwerk herabzieht, der Menschen, Erlebtes und Erlebbares darstellen will und kann. Sein „Kreuz" wird 2 Liebenden zum Denkmal gesetzt, die nach vielen Irrfahrten, Angesichts des sichernden Hafens, noch scheitern. Der zweite Zweig erinnert an Houwald's „Heimkehr", und auch etwas an den „24. Februar", ohne darum Selbständigkeit einzubüßen. „Ines de Castro" ermangelt der Gewandung der nackten Gruppe, an der man nicht die Wahrheit, sondern die Schönheit vermißt, sodaß wir die unglückliche Ines kaum mit der Bettlermünze eines kühlen Mitleids beschenken.

3. Weidenröschen, von C. W. Peschel. 2 Bändchen. Bunzlau, Appun. 1830. 8. 12 Gr.

Auch diesem Schriftsteller gelingt wie so manchem andern das Ernste, Sentimentale besser wie das Launige, Scherzhafte. „Die Calixtiner" entwerfen ein fürchterliches, schwerlich übertriebenes Bild von den Schrecknissen des Hussitenkrieges, den Sünden, die von beiden Seiten verübt worden. Procop, der kühne Häuptling, zeigt, daß menschlich milde Regungen auch in der Brust des wilden Rächers wohnen können. Pater Anselm's Christensinn versöhnt mit der Glaubenswuth der ihm unähnlichen Brüder. Durch Deutung von Ortsnamen und manches darauf Bezügliche nähert sich die Erzählung der Sage, gewinnt an Interesse und Bewegung. „Coeurdame" warnt gegen Spielwuth; „Sebastian's Kreuz- und Querzüge" können nur ein überaus schadenfrohes Gemüth ergötzen, jeder nicht von Zartgefühl Entblößte wird sich über die Mishandlungen des armen, von der Natur verwahrlosten Burschen empören, nicht sich daran weiden. „Gimpel's Reise" hat nicht das Verletzende, aber, wie jene, Erzwungenes in der Spaßhaftigkeit. Dem „Schlafpelz", nach aufgegebenen Worten gefertigt, sieht man die Mühe des Producirens und Componirens zu deutlich an, als daß er einen reinen Genuß gewähren könnte. Zwischen Scherz und Ernst schwankend, sticht das romanhaft Abenteuerliche am stärksten in dieser Erzählung hervor, die mit „Sebastian" im 2. Bändchen diesen gar sehr am Werth von dem ersten abfallen lassen.

4. Die Grafen von Löwenhaupt. Historisch-romantisches Gemälde des 13. Jahrhunderts, von August Leibrock. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

5. Der Teufel und sein Liebchen, oder der Student von Antwerpen. Tragikomische Geschichte, von Dr. A. M. Z. Herausgegeben von August Leibrock. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 21 Gr.

Verhalte es sich nun mit dem Herausgeber, wie es wolle, anders ist „Der Teufel" als „Die Grafen", origineller, und das von Rechtswegen. Jener ist gleich ganz erbärmlich, wenn er ausschaut wie jeder Lump; bei diesen nimmt man es schon weniger genau, und hatten die Vicariatsgrafen auch manchen Witz zu erdulden, so ließ man sie doch gelten. Hier zeigen sie sich als semperfeine Herren, die mit tückischen Pfaffen, verbuhlten und lammsanften Weibern, treuen Dienern u. dergl. eine Geschichte abspielen, die, zumal auch geheime Gänge, nächtliche Erscheinungen u. s. w. nicht gespart sind, an die außer Curs gesetzten Ritterromane erinnert, nur daß sie in jeder Hinsicht reiner, züchtiger und geschmackvoller ist, und die historischen Ereignisse nicht wie in den „Hasper a Spada" und Consorten eitel Faseleien, sondern wirklich gegründet sind, wodurch das Ganze Haltung und Ernst gewinnt. Der Teufel tritt nicht in Person auf, noch schickt er einen meistens aberwitzigen Stellvertreter, Alles löst sich natürlich auf, das Stück von Wahnsinnigen, die sich eingebildet, sein Liebchen zu sein, kommt zur Vernunft und ist dabei nicht nüchtern, noch Nachäffung. Vielleicht fußt sie am festesten im 16. Jahrhundert, alle Uebrigen, und vor Allem der Student, mit ihren Anspielungen, Witz- und Stachelreden sind unsere Zeitgenossen, da es aber unterhaltende Leute, ohne Ansprüche auf historische Beglaubigung sind, befindet man sich gern in ihrer Gesellschaft.

6. Skizzen in der Manier des seligen A. G. Meißner; nebst literarischem Nachlasse des Dr. Wilhelm Hauff. Herausgegeben von Adolf von Schaden. Vierte und letzte Sammlung. Augsburg, Jenisch und Stage. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr. *)

Manier hat so etwas von Ekelnamen an sich, zumal wenn sie als Manier eines Manieristen auftritt; aber das Kindlein ist besser als sein Name, weder geziert, noch steif, noch breit. Hauff's Beiträge, aus der Unterwelt gesendet, können nicht den frischen Jugendmuth und Uebermuth der Erzeugnisse des noch lebenden Autors haben; der Satyr ist bedächtiger geworden; aber sein von Schaden citirter Schatten ist nicht allein ein Geist, er hat auch welchen, und zwar von gutem Schlage, und so sei er sammt seinem Beschwörer uns willkommen. 84.

Lebens- und Regierungsgeschichte des Kurfürsten von Baiern Karl Albert, nachmaligen Kaisers Karl VII. Verfaßt von F. J. Lipowsky. München, Giel. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Sowol durch die Verwandtschaft des Gegenstandes als auch durch dieselbe Weise der Forschung und Darstellung schließt sich diese Biographie der vor nicht langer Zeit erschienenen und auch in d. Bl. berücksichtigten Geschichte des Kurfürsten Karl

*) Vgl. Nr. 27 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Theodor an.*) Dieselbe Genauigkeit in der Benutzung aller vorhandenen Quellen. Dieselbe Umständlichkeit in der Erzählung auch der Ereignisse, welche dem Privatleben des Fürsten angehören, dasselbe Zerreißen des Stoffes in viele kleine Paragraphen und dieselbe Vernachlässigung einer kunstvollern Darstellung findet sich in beiden Biographien, und auch darin zeigt sich eine Uebereinstimmung, daß die Persönlichkeit beider Fürsten nicht sehr bedeutend ist, Beider Geschichte aber auch auf mehren Punkten in die allgemeine Geschichte des 18. Jahrhunderts eingreift. Wenn wir die Persönlichkeit des Kurfürsten Karl Albert eine nicht bedeutende nennen, so wollen wir dies auch durch eine Stelle aus Lipowsky's Werk belegen, welche zwar eigentlich von dem Kurprinzen gilt, aber auch auf den Kurfürsten angewandt werden kann und zugleich eine Probe von des Verfs. Darstellungsweise sein mag. „Baierns Kurprinz, Karl Albert (heißt es S. 61), der vom wiener Hofe während seines Aufenthaltes zu Klagenfurth und Grätz eine religiöse, wissenschaftliche und solide Bildung erhalten hatte, war religiös, gut gesittet und bescheiden, sein Benehmen gegen Jedermann war leutselig, artig und sanft, er ließ keine vorherrschende Leidenschaft blicken, hatte einen richtigen Blick, eine gute Beurtheilung, ging natürlich in eine Sache ein, handelte mit Umsicht, urtheilte nicht rasch, sondern überlegte wohl, ehe er in einer wichtigen Sache handelte, oder auch nur sprach, behauptete überhaupt einen deutschen, festen Charakter, trotz seiner jugendlichen Jahre, und liebte Wissenschaften und Künste sehr. Vieles versprach sich von dieses Fürsten Talenten und edelm Charakter das bairische Vaterland, Großes erwartete dasselbe, wenn er einst die Zügel der Regierung fassen und selbst leiten würde; vorzüglich aber hoffte das Volk, daß im Haushalte eine weise Sparsamkeit und überhaupt Staatsökonomie eingeführt werde; allein, des Kurprinzen Charakter änderte sich nach und nach; denn er fand Gefallen an dem glänzenden Nimbus und der Schwelgerei des Hofes, vertändelte die Zeit mit Jagden, Spielen und Lustbarkeiten aller Art, fühlte Abneigung gegen Alles, was Nachdenken, reife Erwägung und Mühe erfoderte". Zwar führte er beim Anfange seiner Regierung manche Ersparungen, besonders am Hofe, ein und schien dadurch dem Lande, welches durch des vorigen Kurfürsten Theilnahme am spanischen Erbfolgekriege und verschwenderische Hofhaltung mit Schulden belastet war, einige Erleichterung verschaffen zu wollen; allein, nur zu bald „verfiel er, an Pracht und Freigebigkeit gewöhnt und den Freuden des Lebens gewogen, in die alte Erbsünde zurück, stellte Anfangs einzelne, dann mehre der abgestellten kostspieligen Ergötzungen und Feste wieder her, berief Sänger und Sängerinnen aus Italien, errichtete ein französisches Theater mit einem den Sinnen schmeichelnden stattlichen Ballete, vergrößerte seinen Hofstaat und die Zahl seiner Dienerschaft". Wir brechen hier ab, indem das Mitgetheilte genügt, um den Charakter des Kurfürsten zu zeigen und zu beweisen, daß auch seine Regierung den zahlreichen unerfreulichen Erscheinungen des deutschen Hof- und Staatenwesens im vorigen Jahrhunderte beizuzählen ist. Die Geschichte einer solchen Regierung kann aber, zumal in einer so weitläufigen Darstellung, wie hier gegeben ist, nur geringes Interesse erregen; gesteigert wird dies allerdings während der letzten Jahre, deren Begebenheiten einen weitern Gesichtskreis eröffnen und einem größern Ganzen angehören; allein gelähmt wird es wiederum, wenn die Darstellung so umständlich wird, daß die Beschreibung der Kaiserkrönung Karls und der mit derselben verbundenen Feierlichkeiten fast 40 Seiten anfüllt. Selbst wenn zu solcher Ausführlichkeit der Verf. zum Theil durch die Absicht, ein wohlgeprüftes und wohlgeordnetes Material zu liefern, bestimmt worden wäre, würde durch ein beschränkteres Maß solchem Zwecke Genüge geschehen sein. 25.

*) Vgl. Nr 278 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Notizen.

Zahl der Abonnenten der pariser politischen Tageblätter im letzten Viertel von 1830.

	September	Oktober
Le constitutionnel	14,536	14,476
Journal des débats	8580	8330
Le temps	5200	4794
Le courrier	3599	3645
Le messager	2170	2394
Le national	1758	2834
Le journal de commerce	1555	1525
Le moniteur	1300	1391
Le globe	1224	1158
La révolution	345	186
La tribune	238	246
Le patriote	44	57
Gazette de France	9229	9407
La quotidienne	4495	4224
	53,273	55,167

Die russische Censur.

Ein köstliches Beispiel von der kostbaren (in beiden Bedeutungen des Worts) russischen Censur dürfte das folgende sein. 1818 wollte ein Russe die Beschreibung seiner Reise herausgeben, die er 1812 in Frankreich gemacht hatte. In der Schilderung der französischen Sitten und Gebräuche, in der Erzählung seiner Abenteuer u. s. w. fand man nichts Anstößiges, nichts Verwerfliches; da aber die Censoren meinten, ein echter Russe dürfe und könne nicht öffentlich gestehen, zu jener Zeit in Frankreich, dem feindlichen Lande, gewesen zu sein, so setzten sie statt Frankreich auf den Titel wie überall im Texte England und erlaubten nach diesen kleinen Aenderungen die Herausgabe der Schrift.

Die Zeitschriften Großbritanniens.

In den vereinigten 3 Königreichen erscheinen 285 Zeitschriften; davon kommen allein auf London 13 Tage- und 24 Wochenblätter u. s. w., zusammen 37 Zeitschriften, auf Liverpool 8, Manchester 7, Exeter 6, auf York, Sheffield, Bath und Bristol 4, auf Brighton, Leeds, Coventry, Nottingham, Leicester, Hull, Canterbury 3, auf Birmingham, Bury, Carlisle, Cheltenham, Chester, Chelmsford, Cambridge, Derby, Durham, Ipswich, Kendal, Maidstone, Norwich, Newcastle, Oxford, Plymouth, Portsmouth, Preston, Reading, Sherborne, Shrewsbury, Stafford, Stamford, Truro und Worcester 2, auf Aylesbury, Barnstaple, Berwick, Blackburn, Bolton, Boston, Bridgewater, Chesterfield, Colchester, Devizes, Devonport, Doncaster, Dorchester, Falmouth, Gloucester, Halifax, Hereford, Hertfort, Hanley, Lancaster, Lewes, Lemington, Lincoln, Litchfield, Macclesfield, Monmouth, Northampton, Newcastle-on-Tyne, Rochester, Salisbury, Southampton, Stockport, Taunton, Wackefield, Warwick, Windsor, Wolverhampton, Whitehaven und Winchester 1. In Wales erscheinen: in Bangor, Caermarthon und Swansea 1. In Irland erscheinen 53 Zeitschriften, davon 14 in Dublin, die übrigen in Belfast, Cork, Clonmel, Galway, Kilkenny und Waterford 3, in Castlebart, Ennis, Limerick, Sligo, Tralee und Wexford 2, und in Carlow, Clare, Drogheda, Enniskillen, Leitrim, Londonderry, Mullingar, Newry und Strabane 1. In Schottland kommen 37 Zeitschriften heraus, 11 davon in Edinburg, dann in Glasgow 7, in Aberdeen 3, in Dumphries, Dundee, Inverneß, Kelso, Montrose, Stirling 2, und in Cucar, Angus, Paisley und Perth 1. Auf die großbritannischen Inseln kommen 8 Zeitschriften, nämlich auf Guernsey 3, auf Jersey 2 und auf Man (Douglas) 3. 18.

Hierzu Beilage Nr. 4.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1831.

Wissenschaftliche Expedition der Franzosen in Griechenland.

All unser Wissen über Griechenland war bisher Stückwerk. Sogar nach den Beobachtungen von Gautier und Smyth, die sich widersprachen, waren unsere Kartenzeichner nicht im Stande, die Küsten mit Bestimmtheit anzugeben. Im Binnenlande waren die Gebirgszüge, die Berghöhen, die Einzelheiten der Flußsysteme fast unbekannt. Die Kunstreste über dem Boden waren an wenigen Orten, die unterirdischen fast nirgends vollständig untersucht. Griechenland war bisher nur von vereinzelten Gelehrten bereist worden. Und je mehr sich unsere Kenntniß von diesem wichtigsten aller Culturländer erweiterte, desto weniger war unsere Wißbegierde befriedigt.

Im Januar 1829 kam endlich eine wissenschaftliche Expedition nach Griechenland zu Stande. Drei Akademien vereinigten sich, um Gelehrte zu diesem Zwecke zu erwählen; die französische Regierung beschützte und bezahlte das Unternehmen. Wir sollten endlich über Griechenland ähnliche und noch vollständigere Forschungen erhalten wie früher über Aegypten.

Man kennt bereits einige kurze Vorlesungen über den Erfolg der Expedition von Mitgliedern der Académie des inscriptions und den Bericht über die Nachgrabungen des Hrn. Dubois zu Olympia in dem officiellen Blatte, dem „Moniteur". Das erste Werk über die Expedition ist erst vor Kurzem erschienen unter dem Titel:

De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité, par *Edgar Quinet*, membre de la commission envoyée par le gouvernement en Morée. Paris, 1830.

Hr. Quinet reiste als Archäologe. Ohne in dem erwähnten Bande alle seine Materialien mitzutheilen, deutet er ihre Resultate an. Wir beeilen uns, die deutschen Gelehrten damit bekannt und ihnen möglich zu machen, sich ein allgemeines vorläufiges Urtheil über den Erfolg der wissenschaftlichen Expedition zu bilden.

Hr. Quinet beschränkt seine archäologischen Untersuchungen auf eine geringe Anzahl von Oertlichkeiten. Er spricht in dieser Hinsicht besonders von der Homer'schen Stadt Pylos, von Korone, Mantinea, Megalopolis und Sparta; die genannten Punkte waren das hauptsächliche Ziel seiner Forschungen, von den übrigen wird beiläufig gesprochen. Diese Specialität machen wir dem Reisenden keineswegs zum Vorwurf. Stanhope beschränkte seine Untersuchungen auf Olympia, gelangte nicht zu dem Hauptresultate, auf welches er ausging, und dennoch ist sein Werk bei Weitem nützlicher als die bändereichen Schriften anderer Reisenden, die ganz Griechenland sahen, über alle Städte sprachen und über keine etwas Neues mittheilten.

Ueberdies gehören jene Städte wirklich zu den Punkten, auf welche der Archäologe seine besondere Aufmerksamkeit richten mußte. Es ist von hohem Interesse, die Lage der Homer'schen Städte näher kennen zu lernen; diese Untersuchung ist nicht blos für die Erdkunde von Wichtigkeit; und die Gegend von Pylos, ob nun in Messenien oder in Elis, gehört gerade zu denen, worüber die Reisenden von Pausanias' Zeiten bis auf die unserige am wenigsten Aufschluß gaben. Fast anziehender noch erscheinen die Untersuchungen über Mantinea und Megalopolis. Die Ruinen dieser Städte liegen außerhalb der Linie, welche gewöhnlich von türkischen Kurieren, europäischen Consuls und Archäologen bereist wurde, und sind ebenso unbekannt als die Trümmer von Sparta, von wo die Furcht vor den Bergbewohnern zu viele Reisende zurückhielt.

Die erste archäologische Untersuchung des Hrn. Quinet bezieht sich auf Pylos. Seit langer Zeit war das gelehrte Publicum auf das Resultat gespannt, denn man las in einem Briefe der wissenschaftlichen Expedition an ein pariser Journal die angenehme Nachricht: „Wir haben das Homer'sche Pylos entdeckt".

Rec. hatte aus dem Worte „entdeckt" den Schluß gezogen, durch die neue Untersuchung würden die frühern Ansichten über die Lage von Pylos widerlegt, und erstaunte nicht wenig, als er in dem Buche Quinet's (S. 12) bei Gelegenheit von Pylos die Worte las: „Nous suivons ici l'opinion *générale*".

Allgemein war nun freilich bisher keine Ansicht über die Lage des Homer'schen Pylos; allein, Viele schlossen sich an die Ansicht Mannert's an, welcher zufolge diese Stadt in der Nähe des jetzigen Navarin lag. Hat also Hr. Quinet wenigstens zu den Gründen des deutschen Geographen gewichtigere Gründe hinzugefügt, wodurch seine Bestätigung zur Noth eine Entdeckung genannt wer-

den könnte? Nein, seine Gründe sind ebendieselben wie bei Mannert.

Nur ist es merkwürdig, auf welche Weise der Verf. die Angaben Mannert's benutzt, und ich muß mit Leidwesen bemerken, diese erste Probe gibt keine hohe Meinung von der Sorgfältigkeit, ich will nicht sagen von den Kenntnissen des französischen Philologen. Mannert bemerkt (S. 539): „Alle diese Umstände passen einzig auf dieses südliche Pylos, dessen hohe Lage der Dichter ausdrückt, αἰπὺ πτολίεθρον“. Von den beiden griechischen Worten ist αἰπὺ, erhaben, dasjenige, welches Mannert hervorheben wollte. Hr. Quinet benutzt den angeführten Satz in Folgendem: „Il est difficile à celui qui jette l'ancre devant le vieux Navarin, de douter que ce soit là la Pylos sablonneuse, inaccessible d'Homère, ἠμαθόεις, πτολίεδρον“ (sic). Um also die Erhabenheit der Lage zu beweisen, hebt Hr. Quinet das Wort „Stadt“, nicht das Wort „erhaben“ hervor, und dies verräth zum wenigsten keine große Sorgfalt.

Immerhin fügt der Reisende zu den früher bekannten Gründen einen neuen hinzu. Sein neuer Beweis kann den Leser um so eher einnehmen, als er ebenfalls aus der Natur der Gegend gegriffen ist und weil man nicht erst nach Griechenland zu reisen braucht, um die Thatsache, worauf sich Hr. Quinet stützt, zu untersuchen. Jedermann weiß, daß Navarin am Meere gelegen, daß der dortige Hafen einer der besten an der Küste der Halbinsel ist. „La plus magnifique rade de tout le Péloponnèse“, folgert Hr. Quinet, *a dû être* le centre du culte de Neptune, qui était celui de la ville des Néléides“.

Rec. hält den Grund, worauf der Reisende mit solcher Bestimmtheit baut, wenn nicht für ganz falsch, doch für unbedeutend. Die Alten verehrten den Meeresgott nicht sowol, wo er gute Häfen gewährte, sondern hauptsächlich, wo er die Schiffe mit Gefahren bedrohte. Aber angenommen, die Neleiden hätten nothwendig bei Navarin jenen Gott verehren müssen, eben weil der dortige Hafen so gut ist, so hätte Hr. Quinet schon aus Mannert lernen können, daß derselbe von den Alten wenig benutzt wurde. Rec. glaubt demnach, wenn Nestor wirklich an dieser Stelle dem Poseidon Opfer brachte, so geschah es eher wegen des Vorgebirges als wegen des guten Hafens. Was für die Schiffe der Alten ein guter Hafen war, ist oft für die unserigen ein schlechter und umgekehrt. Der Sandgrund des seichten Meeres an der phönizischen Küste einerseits, andererseits der Hafen von Navarin können als Beispiele dienen.

Hat also Hr. Quinet über die Lage des Homer'schen Pylos richtig geurtheilt, so ist einer seiner Beweise ohne Sorgfalt aus Mannert genommen, der andere unrichtig aufgestellt, und auf keinen Fall können wir zugeben, daß unser Reisender in Bezug auf die Lage jener Stadt irgend etwas entdeckt hat.

Die zweite Entdeckung des Hrn. Quinet bestimmt die Lage der altmessenischen Stadt Korone. Wir könnten bei Gelegenheit dieser Stadt von Neuem auf den Unterschied des Wortes „Hafen“ bei Alten und Neuern zurückkommen, da man durch Verwechselung dieser Begriffe die gewagtesten Schlüsse gezogen hat, namentlich was die phönizische Küste betrifft. Koron war im Alterthum eine Hafenstadt, die Venetianer betrachteten sie noch als solche und stritten daher lange um ihren Besitz; jetzt hingegen kommt der dortige Hafen nicht in Betracht; Pouqueville nennt ihn unbedeutend. Anstatt hierbei zu verweilen, beschäftigen wir uns mit der Entdeckung des Hrn. Quinet. „Ce qu'il y a d'étonnant“, eifert er (S. 23), „c'est que dans les meilleures géographies de notre temps, telles que celle de Mannert, une fausse analogie de son fasse encore prendre Coron pour Coroné, au lieu du bourg de Colonides, quand d'ailleurs cette erreur est si manifeste et Pausanias si précis sur ce point“. Es ist möglich, daß Mannert irrt, daß Pausanias ihn widerlegt; da man aber bisher das Terrain der Umgegend von Koron nicht sehr genau kennt, so wären wir Hrn. Quinet sehr dankbar für die Aufklärung gewesen, inwiefern Pausanias unsere neuern Geographen widerlegt. Einstweilen wollen wir als gewiß annehmen, daß die Identität der Lage von Korone und Kolonides wahr, daß sie eine Entdeckung ist; wir fügen aber, weil der Verf. es nicht sagt, schnell hinzu: die Ehre der Entdeckung gehört keineswegs Hrn. Quinet.

Ich kann leider nicht angeben, wer eigentlich der Entdecker ist. In meinen handschriftlichen Notizen über Griechenland finde ich die Worte: „Koron an der Stelle von Kolonis?“ Die Worte sind aus einem Reisebericht genommen, dessen Titel ich aber in diesem einzelnen Falle anzuführen vergaß. So viel ist gewiß, daß jene Notiz älter ist als die Reise des Hrn. Quinet; er ist also nicht Entdecker der Lage von Korone, und wäre er Entdecker, so hätte er seine Ansicht nicht bewiesen.

In unsern Erwartungen über Pylos und Korone getäuscht, suchen wir Ersatz in den Untersuchungen über Megalopolis und Mantinea. Arkadien ist für den Archäologen, der sich nicht mit den Beschreibungen der Alten begnügt, ein noch brachliegendes Land der Forschung. Die imposanten Ruinen, die man im gegenwärtigen Jahrhundert im innern Peloponnese fand, zumal der Tempel von Bassä, steigern unsere Erwartung von den Resultaten künftiger Reisenden. Man hat es öfter bemerkt, jetzt besonders war es Zeit, die Nachforschungen in Griechenland, namentlich im Binnenlande, zu vervollständigen, man könnte sagen, zu beginnen. Denn wie in Italien zur Zeit des Wiederauflebens von Kunst und Wissenschaft die bedeutendsten Schätze unter der Erde und in Klöstern verscharrt waren und, nachdem sie auf diese Weise dem Mittelalter getrotzt, wieder zum Vorschein kommen konnten, so konnte auch jetzt nach Beendigung des Mittelalters von Griechenland, nach Verdrängung der Türken, während die Städte verheert, der Boden brach lag, eine reichliche Ernte für Kunst und Wissenschaft ausgegraben werden.

Wer in Attika reist, wo Gelehrte ohne Zahl, oder in Argolis, wo Sir William Gell die Geschichte der

Kunst und die Inschriftensammlungen bereicherte, findet immer noch ohne große Mühe einige Nachernte. Es ist bekannt, daß auf den Mauern von Argos inedirte Inschriften auf Reisende warten; unter dem Schutte von Athen sah Hr. Quinet interessante Kunstreste. Um wie viel größer ist das Interesse an dem ursprünglich ärmern, jetzt aber verhältnißmäßig reichern Arkadien, und besonders an dem östlichen Theile, worüber kaum einige englische Reisende und A. F. Didot ärmlichen Bericht abgestattet haben!

Von dem Gelehrten, welcher Arkadien bereist, erwartet man die größte Ausführlichkeit. Man wünscht, daß er sein ganzes Tagebuch mittheile, keine Einzelheit soll uns entgehen, und man entschuldigt sogar Hrn. Quinet, wenn er folgendermaßen unsere Neugier steigert: „C'est dans les champs des environs *qu'il faut chercher* les traces de Mégalopolis". Er sucht und findet endlich die „schönen Massen von Mauern, ähnlich denen von Messene". Schon glauben wir die Reste des Alterthums näher kennen zu lernen, welche A. F. Didot flüchtig andeutet: „des inscriptions et des bas-reliefs que les pluies mettaient à découvert". Von einem Reisenden, dem ein französisches Heer zu Gebote steht, das nichts Anderes zu thun hat, erwarten wir noch mehr. Wir hoffen, daß die Inschriftsteine von der Erde befreit, daß die Basreliefs abgezeichnet werden, und daß man sich die Mühe nehme, zu untersuchen, was etwa neben diesen Kunstresten die Erde sonst noch verbirgt. Eitle Hoffnung!

„Mein Agiogatis und ich", erzählt uns Hr. Quinet, „wir setzten uns also auf eine von den Stufen des Theaters comme de mal-adroits spectateurs qui attendent encore sur leurs sièges, quand déjà la pièce est achevée". Bei solchen ernsten Gegenständen läßt man sich nicht gern zu einer ironischen Kritik verleiten; wenn man es aber wollte, so wäre es schwer, zur Selbstkritik des Hrn. Quinet noch mehr Ironie hinzuzufügen. Wie? wenn man als Archäologe von Heidelberg nach Paris, von da nach Navarin, von da nach Megalopolis reist, nach aller dieser Mühe ist es dann Zeit, sich auf die Theaterstufe, oder wie man in Deutschland sagt, auf die faule Bank zu setzen, anstatt rüstig nachzugraben?

Gehen wir endlich zu Mantinea über, dessen Umgegend der Verf. mit Recht „la partie la plus curieuse et la plus obscure du Péloponnèse" nennt, so läßt hier von Neuem Hr. Quinet unsere Wißbegierde ohne bedeutende Aufklärung. Er spricht zwar von „herrlichen, zum wenigsten 15 Fuß breiten Mauern", allein man erfährt nicht, ob an oder unter diesen Ueberbleibseln irgend eine Inschrift erhalten ist, die uns über die hochberühmte, unbekannte Verfassung von Mantinea Aufschluß geben könnte. Wie es scheint, war die Jahreszeit, die Witterung gerade sehr geeignet zu Nachgrabungen, denn A. F. Didot nennt den Boden von Mantinea „un marais fétide", Quinet fand nur „un sol nu, inculte, humide", und stellte dennoch keine Nachgrabungen an.

Hr. Quinet hat nirgends nachgegraben. In Athen wäre es ihm unmöglich gewesen, weil die Türken es nicht zugegeben hätten. Zu Mantinea unterließ er es vielleicht deshalb, weil er an einem Resultat verzweifelte. Unverantwortlich ist es dagegen, wenn Hr. Quinet an solchen Orten nicht nachgrub, wo ihm keine Türken im Wege standen und wo er fest überzeugt war, beim Nachgraben ein bedeutendes Resultat zu finden. So in der Gegend von Sparta. Der Demogeront von Schiavo-Chorio führte ihn eine halbe Stunde östlich von diesem Orte nach einem Denkmal („monument fort extraordinaire"), welches sogar in Mistra noch wenig bekannt war. Einige Jahre zuvor hatten 40 Mann in 23 Tagen den Abhang des Hügels, worin sich das Monument befindet, durchgraben. Seitdem war die Erde des Hügels eingestürzt und hatte das Denkmal verschüttet. Immerhin tritt ein 10 Fuß langer Stein hervor. Hr. Quinet glaubte darin den Architrav einer Pforte gleich der vom Schatze zu Mycenä zu erkennen. „Wenn man die Denkmäler von Argolis gesehen", fügt er hinzu, „so ist man gewiß, daß hier unter dem Grase ein Ueberbleibsel aus dem Zeitraume der Pelopiden vergraben liegt. Dies ist der einzige Rest der achäischen Cultur von Amyklä und Therapne, und man hat die Wahl, es für ein Grabmal der Kassandra, der Dioskuren oder der Helena zu halten".

Es war wol der Mühe werth, diese Frage zu untersuchen, und wenn es nicht möglich gewesen wäre, sie zu entscheiden, wenigstens das Denkmal aufzugraben und abzuzeichnen. Viel leichter als einige Jahre zuvor hätten sich 40 Arbeiter gefunden, und der französische General Schneider würde schwerlich ein kleines Hülfscorps ausgeschlagen haben; seine Soldaten waren dem Hrn. Dubois bei den Nachgrabungen zu Olympia sehr behülflich. Anstatt jedoch Arbeiter zu suchen oder Bericht nach dem Hauptquartiere zu senden, begnügte sich Hr. Quinet, seinen Führer anzuhören, der auf diesem Hügel eine Heldenthat gegen die Türken ausgeführt hatte. Wie viele Jahre werden nun vergehen, bis man Aufschluß über das verschüttete Denkmal erhält! Wenn Gelehrte, die auf Kosten der französischen Regierung unter Bedeckung eines Heeres reisen, solche Ernten unbenutzt lassen, wie könnte ein Privatmann, dem geringe Mittel zu Gebote stehen, jene Gelehrten überbieten? Die Nachlässigkeit unsers Archäologen war nirgends so unverzeihlich als bei dem erwähnten wichtigen Denkmal, und er scheint es selber durch folgende ironische Selbstkritik einzugestehen: „Nous n'étions donc occupés sur ce tombeau achéen que d'un obscur fait d'armes d'un pallichare; la même chose nous est plusieurs fois arrivée" (S. 165).

So erhalten wir denn von Neuem keine bedeutenden Nachrichten über die Ruinen von Sparta. Anstatt sich zu entschuldigen, sagt uns der Verf. kurzweg, seine Art zu reisen habe ihm eben Vergnügen gemacht. „Was mich anbelangt", erklärt er (S. 169), „so hatte ich mich in Zeit von wenigen Tagen daran gewöhnt, jeden Morgen, auf meine Matte hingestreckt, die Hügel des Phöbeums und der Akropolis zu betrachten, hinzugehen, mein Olivenmahl einzunehmen und Wasser aus dem Eurotas zu trinken. „Cette vie me semblait ne devoir jamais finir".

Allerdings geht nichts über ein so romantisches Leben, aber dazu schickt man keinen Archäologen nach Griechenland.

(Der Beschluß folgt.)

An historical Atlas; being a series of maps of the world as known at different periods, constructed upon an uniform scale, and coloured according to the political changes of each period; accompanied by a narrative of the leading events, exhibited in the maps; forming together a general view of universal history from the creation to A. D. 1828. By *Edw. Quin*. The maps engraved by *Sidney Hall*. 1 vol. super royal quarto. London, 1830.

Für Deutsche wird, was freilich Quin seinen Landsleuten verschweigt, es kein Geheimniß sein, daß unsers Kruse wohlbekannter, großer Atlas der europäischen Staaten als der Vater dieses jüngern, Quin'schen, betrachtet werden müsse. Letzterer unterscheidet sich von dem erstern nur dadurch, daß er sich nicht auf die europäischen Staaten beschränkt, sondern die ganze bekannte Welt umfaßt. Dieses erhellt nicht blos aus obigem Titel des Werks, sondern auch aus den in der Ankündigung (im Oktober 1830) angegebenen Perioden: 1. Der Beginn der Weltgeschichte. — 2. Vor Christo 1491. (Exodus. Das Entstehen der ägyptischen. syrischen, assyrischen, babylonischen Reiche.) — 3. 753 v. Chr. (Gründung Roms. Das assyrische Reich bleibt leitender Grundzug.) — 4. 529 v. Chr. Cyrus. — 5. 323 v. Chr. Alexander. — 6. 301 v. Chr. Zertheilung jenes Reichs in die syrischen, ägyptischen, macedonischen, thracischen Reiche. — 7. 146 v. Chr. Römisches Reich, am Schluß des zweiten punischen Krieges vorherrschend. — 8. Augustus. Röm. Reich auf dem Gipfel. — 9. 337 nach Chr. Röm. Reich unter Konstantin. — 10. 395. Theilung durch Theodosius. — 11. 476 Umsturz des weström. Reichs. — 12. 814. Erstes Reich der neuern Zeit durch Karl. — 13. 912. Theilung dieses Reichs. — 14. 1100. Kreuzzüge. Politisches Entstehen mehrer europäischen Nationen. — 15. 1294. Dschingiskhan. — 16. 1498. Amerika. — 17. 1551. Karl V. stirbt. — 18. 1660. Restauration der Stuarts. — 19. 1783. Nordamerikanischer Freistaat. — 20. 1811. Napoleon auf dem Gipfel. — 21. 1828. Jetziger Zustand. 6.

Rüge.

Der Oberst Juan van Halen.

Obgleich wir den Unterschied zwischen der französischen und belgischen Revolution nicht in Abrede stellen und überhaupt hier mit der Hauptfrage in dieser Angelegenheit nichts zu schaffen haben, so können wir doch nicht umhin, zu bemerken, daß man bei uns sehr geneigt ist, die Belgier zu allgemeinen Sündenböcken der Zeit zu machen, und daß sehr viele wackere Leute, vor ihrer eignen Kühnheit erschreckend, womit sie der französischen Revolution Beifall und Theilnahme geschenkt, sich durch einen um so bitterern Tadel der Belgier mit ihrer eignen oder mit anderer Leute Loyalität wiederabzufinden suchen; daher denn die ekelhafte mauvaise foi *) — die Sache ist leider bei uns hinreichend einheimisch, obgleich wir keinen ganz entsprechenden Ausdruck dafür haben — womit Alles, was auf Belgien und die Belgier Bezug hat, von unsern Journalen behandelt und berichtet wird, während die revolutionnairen Journale doch wenigstens de bonne foi und frischweg lügen. So ist es denn auch mit dem Obersten Juan van Halen gegangen, der sich an die Spitze der Vertheidigung von Brüssel stellte, später, den belgischen Revolutionnairs selbst verdächtig, eingezogen, aber bekanntlich wieder in Freiheit gesetzt worden ist. Man hat nicht ermangelt, dem Obersten sein Betragen als eine schändliche Undankbarkeit gegen den König von Holland vorzuwerfen, der ihm eine Zuflucht in seinen Staaten vergönnt, d. h. ihm erlaubt hat, Luft, Wasser und Erdboden in seinem Reiche zu genießen; man hat ihn mit dem beliebten Ausdruck Abenteurer abgefertigt, womit gleißnerische Augendienerei und satte, selbstsüchtige Behaglichkeit Diejenigen so gern brandmarkt, welche die Stürme der Zeit aus ihren ruhigen bürgerlichen und Familienverhältnissen gerissen und in der Fremde zerstreut haben, weil sie den Muth hatten, ihre Existenz an eine Sache zu wagen, die sie für recht und edel hielten. Man hat sich denn auch beeilt, in van Halen's früherm Leben Züge aufzusuchen, die den ausgesprochenen Bann und die Acht rechtfertigen sollten, und unter Anderm die Art, wie er 1814 die Uebergabe einiger von den Franzosen noch besetzten Festungen bewirkte, als eine ihm zur Schande gereichende Treulosigkeit dargestellt. Zwar haben dieselben Menschen bei andern Gelegenheiten keinen Anstand genommen, jede an Franzosen verübte Treulosigkeit als eine Heldenthat darzustellen; in diesem Falle aber folgen diese gemäßigten, unparteiischen Herren ohne weitere Untersuchung und mit inniger Freude dem billigerweise ganz parteiischen Bericht eines Franzosen, des Marschall Suchet. Wir halten es nun, ohne daß uns der Oberst van Halen weiter etwas anginge, aber weil wir alle Ursachen haben, ihn für einen wackern Mann zu halten *), für unsere Pflicht, gegen diesen Bericht des Franzosen auf die sehr umständliche, unparteiische und vollkommen glaubwürdige Erzählung dieser selben Vorfälle aufmerksam zu machen, die sich in dem 2. Bande von des Obersten von Schepeler „Geschichte der spanischen Monarchie von 1810—23 findet" **), und wornach das Betragen des Obersten van Halen als eine durchaus zu rechtfertigende Kriegslist erscheint. Er hatte, sehr jung, dem Wunsche seines Vaters und persönlichen Verpflichtungen gegen den König Joseph getreu, dem Beispiele sehr vieler trefflichen Spanier folgend, unter Joseph Dienste genommen und war ihm gegen seine eigne Neigung treu geblieben, bis derselbe ihn selbst auf eine sehr kränkende Weise seiner Pflichten gegen ihn überhob. Von dem Augenblicke an konnte und durfte er keine andere Pflicht mehr haben als gegen sein Vaterland. Um diesem einen wichtigen Dienst zu leisten, nahm er eine Anstellung unter Suchet an und entriß den Franzosen durch List, seltene Kühnheit und Selbstverleugnung die festen Plätze Monzon, Lerida und Mequinenza, indem er sich durch eine Dame die Chiffres des Marschalls verschaffte und Befehle an die Commandanten dieser Plätze, sie zu übergeben, unterschob, die er selbst überbrachte. „Wenn es fehlschlägt", antwortete er dem General Eroles, „so tödten die Franzosen mich allein, die Spanier aber werden meiner Asche Gerechtigkeit widerfahren lassen". Nachdem der kühne Streich gelungen, stellte van Halen sich als Gemeiner in ein Kürassierregiment, bis er von den Cortes zum Rittmeister befördert wurde. Daß Suchet sich über diese List als über eine himmelschreiende Treulosigkeit beklagt, ist zu entschuldigen, obgleich er nicht vergessen sollte, daß die Franzosen alle diese und andere festen Plätze in Catalonien und in Spanien überhaupt mitten im Frieden durch wirkliche Treulosigkeit in ihre Gewalt bekommen hatten. 1.

*) Ekelhaft besonders, weil sie den Anschein der Treuherzigkeit und Loyalität und Mäßigung nimmt. Meinte doch letzthin ein Correspondent eines vielgelesenen Blattes: zu große Ehrlichkeit und Arglosigkeit sei der einzige Fehler, den man den Holländern vorwerfen könne!! Wahrlich, der deutsche Handel der Rheinschiffsfahrt hat besonders Ursache, diese Fehler zu beklagen!!

*) Freilich nannte eine Staatszeitung auch Mina und seine Gefährten Gesindel. Wenn doch nur an irgend einer Staatszeitung so tüchtige, rechtliche, patriotische Männer gearbeitet hätten oder arbeiten würden und könnten als dieses Gesindel!

**) Vgl. hierüber Nr. 82—84 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1831.

Wissenschaftliche Expedition der Franzosen in Griechenland.

(Beschluß aus Nr. 39.)

Größere Sorgfalt als auf die Untersuchung unterirdischer Monumente zeigte Hr. Quinet beim Copiren der Inschriften. Er scheint eine große Anzahl abgeschrieben zu haben, gab sie aber nach seiner Rückkehr der Akademie und macht sie nicht in vorliegendem Werke bekannt. Er bemerkt u. A., in Messenien habe er eine Inschrift gefunden, durch welche die frühere Copie Fourmont's bestätigt wird. Da es sich aber bei der Frage über die Glaubwürdigkeit Fourmont's hauptsächlich um die Inschriften von Lakonika handelt, so ist man neugierig, ob diejenigen, welche Quinet in Lakonika fand (S. 154 angedeutet), schon in den Fourmont'schen Manuscripten vorhanden waren; der Verf. unterläßt, sich hierüber zu erklären. Ein Urtheil über die diplomatische Genauigkeit Quinet's steht uns natürlich nicht zu, da wir seine Abschriften nicht kennen. Wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo es Reisenden einfallen könnte, aus dem Stegreife Inschriften aufzuzeichnen, wie Fourmont es, einigen Gelehrten zufolge, gethan haben soll. Quinet aber copirte zuweilen vom Sattel aus (S. 59), und wir dürften hieraus nicht folgern, daß er etwas cavalièrement abschrieb, wenn uns nicht seine eignen Aeußerungen zu diesem Vorurtheile führten.

Unser Reisender lernte nämlich unterwegs einen „blonden jungen Mann" kennen, „einen herzensguten Menschen, der bei Sonnenaufgang eine kleine Heerde Ziegen und Kühe aufweckte", dieser Mann fragte Hrn. Quinet, „ob er gekommen sei, eine alte Stadt wiederaufzubauen", und „il nous aidait d'ailleurs à déchiffrer des inscriptions". Wie half sich nun Hr. Quinet, als sein gelehrter Schäfer ihn verließ? Wenn er alsdann oder auch in Anwesenheit des Schäfers Böcke schoß, so liegt der Fehler an unsern deutschen Universitäten, wo Hr. Quinet studirte und wo man jetzt keine Vorlesungen über Paläographie hält.

Das Vorurtheil gegen die diplomatische Genauigkeit unsers Reisenden wird bestärkt, wenn man auf die fehlerhafte Orthographie der griechischen Wörter in seinem Berichte achtet. Er spricht von einem „astinome" (S. 232) und von dem Flusse „Céphyse" (S. 366, 369). Der dritte Theil seiner griechischen Wörter ist unrichtig geschrieben: „Sycione" (S. 109, 283 fg.), „Tyrinthe" (S. 109, 228, 233 fg.): so geht es, wenn man zu viel an „Dythiramben" denkt, denn wir lesen (S. 199): „dythirambe".

Hr. Quinet bekennt sich zu der neuen literarischen Schule Frankreichs, den Romantikern. In Deutschland ausgebildet, Ueberseher von Herder's „Ideen", gehört er zu den eifrigsten Verfechtern der von Deutschland und England eingewanderten Ansichten, denen Frankreich schon manche originelle Geisteswerke verdankt. Man wird sich wundern, daß ich in einem archäologischen Artikel auf die französische Romantik zu sprechen komme, aber Hr. Quinet ist eben ein romantischer Archäologe oder ein archäologischer Romantiker. Bis in die geringsten Einzelheiten seiner Forschungen und Erzählungen läßt er jenes poetische Element, jene Einbildungskraft, jene Art von laisser-aller oder Nachlässigkeit vorwalten, wodurch ein Dichter sein Werk anziehend, ein Archäologe das seinige unausstehlich machen kann. Wenn uns ein Dichter sagt: „Es waren 2 Brüder, so alt wie wir", so verzeihen wir, daß er das Datum seiner Geburt nicht angibt; aber in einem archäologischen Berichte fällt es uns auf, wie bei Quinet (S. 71). S. 96 lesen wir sehr poetische Klagen über die Kälte in Arkadien; aber in welchem Monate war Hr. Quinet daselbst? S. 284 ist weitläufig von der Stadt Sycione die Rede; bei dieser Gelegenheit hätten wir gerne Neues über die Lage des alten Sicyon gehört, denn es bleiben Zweifel übrig; Hr. Quinet spricht aber von dem „großen Rasen, wo die Lerche singt" und eine ganze Seite in demselben Ton. Wenn ein Archäologe von Heidelberg redet (S. 277—280), so erwartet man Excerpte aus den dortigen inedirten Handschriften; unser Reisender dagegen behauptet, „dieser melancholische und träumerische Ort, wahrer Dichteraufenthalt" sei „noch nicht beschrieben worden", und fügt hinzu: „Tout vous invite à vous circonscrire dans cette vallée si bien enclose, qui, s'enfermant elle-même de ses replis, imite le mouvement de l'âme qui se presse" u. s. w., denn dies gehört wahrlich nicht hierher.

Uebrigens ist das vorliegende Werk in einer Hinsicht von Wichtigkeit. Es zeichnet die von Hrn. Quinet bereiste Curve von Navarin bis Athen und gibt uns

zwar kein klares, aber immer doch ein Bild, keine wissenschaftliche, aber doch eine Beschreibung dieser Strecke und des Culturzustandes der Einwohner. Anstatt unsere Vorwürfe zu vermehren, denn wir erwarteten Aufschluß über die Dialekte des Neugriechischen und die Ueberbleibsel der alten Dialekte, über Musik, Instrumente, über Berghöhen und vieles Andere, wir hegten große Erwartungen von der Fähigkeit des Hrn. Quinet — anstatt dieser Vorwürfe wollen wir unsern Archäologen dafür loben, daß er uns in Ermangelung archäologischer Entdeckungen manche anziehende Thatsache über das jetzige Griechenland erzählt, und für seine geistreichen, in Herder'scher Manier verfaßten geschichtlich-philosophischen Zusammenstellungen.

Das vorliegende Werk zeigt uns, wie Griechenland in seinem jetzigen Zustande nebeneinander das Antikste und Modernste, das Ursprünglichste und Erschöpfteste, das Unmittelbarste und Durchdachteste darbietet, zugleich Homer'sche Bräuche und die Routine von Kanzleien, den Hirt Meleager und die Berechnungen eines neuyorker Deputirten, epische Rhapsoden und die Methode Lancaster's. Hr. Quinet bestätigt die frühern Nachrichten über die Verbreitung des Unterrichts in Griechenland. „Nirgends in der Welt“, bemerkt er, „ist die Lernbegierde größer als dort. Man hört in vielen Ortschaften keinen andern Laut als das fortwährende Gebrumm der Schulen für gegenseitigen Unterricht. Die Kinder sitzen im Kreis unter freiem Himmel, von Fichtenzweigen bedeckt. Ein Papas steht in ihrer Mitte und dirigirt jenes Gebrumm; die Vorübergehenden zeigen die größte Achtung; weder Matrose, noch Soldat, noch Reiter hält inne, um nicht den Unterricht zu stören“. Jene Kinder lernen freilich nichts Anderes als lesen; der Verf. zeigt aber, daß auch der höhere Unterricht sehr leicht gedeihen würde, und man erstaunt, im Innern von Morea, in der Gegend von Sparta, Leute zu finden, die, ohne ihr Land verlassen zu haben und so kurze Zeit nach Abwerfen der Türkenherrschaft, sich mit Philologie und Kant'scher Philosophie beschäftigen; die hierauf bezügliche Stelle verdient vollständig mitgetheilt zu werden: „In der Nähe eines Pomeranzenhains, in den Ueberbleibseln eines verbrannten Hauses, neben seiner Schwester mit dem weißen Turban, welche zitternd dem Wanderer eine silberne Tasse und eine Pfeife von Kirschbaumholz bringt, fühlt sich ein junger Mann, wie viele Andere in Griechenland, dessen Herzensreinheit und angeborene Sanftmuth durch die Gefahren und den Anblick eines dauernden Blutbades verdoppelt worden, ohne Morea verlassen zu haben, inmitten der Ausrottung der Seinigen, ergriffen von einer traurigen und einsamen Wiederkehr zum Alterthum; er umringt sich mit Inschriften und Bücherfragmenten, sucht eine Variante in St.-Basil, belehrt euch, wo die Handschriften verscharrt liegen, strebt nach dem Dichterleben der deutschen Universitäten, die er nicht kennt, und zeigt euch, wie mir, auf seiner Binsenmatte die neugriechische Uebersetzung der Kant'schen Metaphysik, welche Koyma 1828 herausgab“. Bei dieser anziehenden Mittheilung Quinet's haben wir uns nur darüber zu beschweren, daß er nicht angibt, wo die Handschriften verscharrt liegen und ob er inedirte gefunden hat, der Variante zum Heil Basil gar nicht zu gedenken. In seinen Beschreibungen von Naturscenen, in allem Andern ist unser Reisender so ionisch- oder französisch-ausführlich, als man es nur wünschen kann; blos in gelehrten Sachen ist er lakonisch.

Von S. 241 an wird man mit Vergnügen eine Zusammenstellung nachlesen, welche den Gedanken entwickelt, die alten Völkerwanderungen seien gleichen Schritt mit den Zügen der Vögel gegangen. Die Megarenser folgten einem Kranichschwarm; Turteltauben führten die Bewohner von Chalcis nach Kumä; Bienen zeigten den attischen Nymphen den Weg nach Lydien. Im Allgemeinen mehr für symbolische als für geschichtliche Erklärungen eingenommen, vertrauter mit Creuzer als mit Voß, findet dennoch Hr. Quinet in den erwähnten und den meisten ähnlichen Angaben einen reinhistorischen Sinn. Wie nun der Mensch den Vögelzügen folgte, so auch umgekehrt. Der Storch, welcher Anfangs nur bis zum schwarzen Meere kam, folgte allmälig dem Pelasger nach Thessalien, Argolis und weiter. Hr. Quinet nennt eine Menge Vögel, die noch jetzt jeden Frühling denselben Weg von Kaschmir nach Europa nehmen wie früher das Menschengeschlecht. Sie ziehen durch Iran, Armenien, den Kaukasus. In Europa verlieren sie ihr glänzendes Gefieder und sind in Vergleich mit ihrem frühern Ansehen, was die nordischen Gesänge gegen das indische Epos.

Das Werk entwickelt noch mehre andere Ideen derselben Art. Man erkennt, in ihrer Darstellung besonders, den belebenden Einfluß Herder's. Die Untersuchung des Einzelnen müssen wir den Naturforschern überlassen. Hr. Quinet scheint in dem ganzen Bereiche der Naturwissenschaft bewandert zu sein; er spricht sehr ausführlich über geologische, botanische Einzelheiten, aber bei Weitem zu wenig über Archäologie.

Es ist übrigens ein Glück, daß sich der Archäologe der französisch-wissenschaftlichen Expedition mit Naturwissenschaft abgegeben hat. Denn der eigentliche Naturforscher, Hr. Bory de St.-Vincent, hatte sich seit vielen Jahren mehr mit Politik als mit der Natur beschäftigt. Unter dem Villèle'schen Ministerium schrieb er im Gefängnisse St.-Pélagie viel Politisches und wurde dadurch sehr populair. Montlosier wollte 6000 Francs, Honorar seines zweiten Werkes gegen die Jesuiten, hergeben, um Hrn. Bory zu befreien; dieser nahm es nicht an. Der Minister Martignac machte der linken Seite die Concession, Hrn. Bory an die Spitze der wissenschaftlichen Expedition zu stellen, und hoffte, ihn dadurch von politischen Schriften abzulenken. Aber, kaum in Griechenland angelangt, meldete der Naturforscher dem Minister, er arbeite an einem Memoire über die zukünftige Verfassung von Morea. Das amtliche Schreiben an Se. Excellenz war unterzeichnet: „Ihr ergebener Landsmann B. d. S.-Vincent“. Es ist also ein Glück, daß sich Hr. Quinet wenigstens fast ausschließlich mit Botanik, Geologie und Zoologie abgegeben hat. Sonderbar! Der Archäologe treibt Botanik und der Botaniker Politik.

Hr. Quinet, der nach Morea geschickt wurde, weil er in Heidelberg Griechisch studirte, stand unter einem andern Archäologen, Hrn. Dubois, einem vortrefflichen Zeichner, der aber kein Wort vom Griechischen versteht. Mich dünkt, der Zeichner hätte unter dem Philologen stehen sollen, und auf jeden Fall konnten Beide vereinigt mehr ausrichten als vereinzelt.

Von ungefähr mußt' einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden.

Der Philologe hätte alsdann angegeben, wo man graben und zeichnen sollte, und der Zeichner hätte gezeichnet. Ich glaube wahrlich, daß diese meine Behauptung keines Beweises bedarf. Anstatt dessen reiste Hr. Quinet ins Binnenland und ließ Hrn. Dubois an der Küste graben.

Durch alle diese Gründe werden unsere hohen Erwartungen von dem Erfolge der wissenschaftlichen Expedition sehr herabgesetzt. Wir hatten geglaubt, die Resultate würden bedeutender sein als früher bei der ägyptischen Expedition. Die Gefahr war geringer. In Aegypten mußten die Gelehrten unter dem Feuer der Eingeborenen und der Engländer ihre Untersuchungen anstellen; in Morea fand man nur Freunde. Die Kunstschätze, welche früher das Mittelmeer passirten, wurden zum Theil von den Engländern aufgefangen; diesmal war Friede. Und überdies bietet eine griechische Antike größeres Interesse dar als eine ägyptische.

So unvollständig aber auch die Untersuchungen der wissenschaftlichen Expedition in Morea sein mochten, so dürfen wir dennoch nicht daran verzweifeln, daß sie von Wichtigkeit für das Studium des Alterthums sein werden. Die Sammlungen sind in den Händen der Akade... Männer wie Letronne und Hase, welche durch For... über griechische Inschriften Aegyptens, durch Ver... zen des Lydus eine unvergleichbare Meisterschaft ... Tag legten, können auch die fragmentarischsten ... dazu benutzen, die Wissenschaft einen Schritt ... bringen.

... sehnlichst erwarteten Abhandlungen dieser gelehr... miker werden uns hoffentlich bald Gelegenheit ... r französisch-wissenschaftlichen Expedition einen ... d erfreulichern Artikel zu widmen. 65.

...ion. Die Beichte. Von Joh. Jul. Ja... Leipzig, Hartmann. 1830. 8. 21 Gr.

...n seltsamen Erfindungen reiche Zeit hat kaum eine ...aufweisen, als das angezeigte Buch sie aufstellt. ...t offenbar ein Mann von Geist, aber von einer ... Richtung desselben. Das jetzt herrschende Wesen mißfällt ihm, er will die Weise des jüngern Fra... ...n, dessen Erzeugnissen in Deutschland nur so viel bekannt ist, daß sie grelle Schilderungen eines frechen Sittenzustandes mit großer Wahrheit und scharfer Satyre darstellen, wieder zu Ehren bringen. Seine eigentliche Meinung dabei wird uns, trotz seinen Erklärungen in der Vorrede, nicht ganz klar. Spott und Eifer verwirren sich so bei ihm, daß wir nicht mit Gewißheit durchschauen, ob er wirklich als Vorkämpfer streng katholischer Dogmen gegen den jetzt in Frankreich siegreichen Deismus auftritt, oder ob er vielmehr, unter der Maske eines Vertheidigers der katholischen Disciplin, nur ihre Blößen aufzudecken und eben diesem Deismus zu schmeicheln strebt, den er scheinbar bekämpft. Er sagt in der Vorrede: „Das 18. Jahrh. schlief bei den Sitten, den Staatsaussichten, bei der Achtung und dem Ruhm im Auslande; es kümmerte sich nicht um schmachvolle Scenen, Ehebrüche, Maitressenherrschaft, Schatzvergeudungen; es sah den nahen Tod vor Augen und war wegen seiner irdischen Angelegenheiten unbesorgt. Dagegen beschäftigte es sich sehr mit göttlichen Dingen, der Seele, dem zukünftigen Leben, der Hölle; es machte sich zum Atheisten, als letztes Religionszeichen. Ganz anders das jetzige Jahrhundert. Dies wacht über seine Sitten, sein Leben, sein Vermögen, es beschäftigt sich mit Politik und Geldsachen; es sieht, daß es lange zu leben hat, und schläft nur bei religiösen Dingen. Die Gleichgültigkeit ist ihm vom Herzen in den Kopf gestiegen". Diese Schilderung hat ihr Wahres, besonders soweit sie Frankreich im Auge hat; die Gleichgültigkeit gegen die äußere Kirche ist dort allgemein, und Robespierre's Vernunftdienst ist, trotz allem Royalismus, eigentlich die dortherrschende Religion geblieben, wenigstens für den Norden und für die höhern Stände. Der Uebersetzer dieser Schrift ist der Meinung, daß Hr. Janin sich von weitem unserm Jean Paul zu nähern suche. Davon haben wir unserer Seits nichts bemerkt; im Gegentheil scheint er uns eine durchaus praktische Richtung kundzugeben, und in der Form wie in der Tendenz Jean Paul eher entgegengesetzt als verwandt. Doch wir müssen den Inhalt dieses nicht gewöhnlichen Buches wenigstens skizziren, um unsern Lesern von seiner Bedeutung eine Vorstellung zu geben. „Ein ehrlicher Verbrecher", beginnt der Verf., „kann jetzt keinen Trost mehr finden. Es gibt keinen wohlthuenden Glauben, keinen Priester mehr". Diese wenigen Worte enthalten das Thema des Buchs. Anatole (der Uebersetzer schreibt Anatolus), ein junger Mensch, weich von Seele, aber voll Leidenschaftlichkeit, soll heirathen. Er wählt lange, verwirft, schwankt; das Ende dieses Schwankens und Zweifelns ist, daß er von einem Gänschen gefangen wird. Er erkennt seinen Irrthum noch als Bräutigam; allein, er hat die Kraft nicht, zu fliehen oder zu brechen. Die Hochzeit geht vor sich; Grimm und Haß begleiten ihn in die Brautkammer; hier erkennt er den ganzen Umfang seines Unglücks; seine Braut stirbt unter seinen Händen am Schlagfluß, wie man glaubt. Ihr Gespenst verfolgt ihn; er hat keine Ruhe mehr auf Erden. Sein einziges Sinnen und Streben geht von jetzt an dahin, einen Priester zu finden, dem er seine Todsünde beichten könne. Er findet keinen, wie er ihn braucht, kräftig, selbst tugendhaft, ein strenger Richter und Bestrafer seiner wilden That. Dies ist seine Verzweiflung. Der Eine ist die personificirte Gleichgültigkeit, ihm versagt sich die Zunge, zur Beichte bereit. Der Andere fühlt sich selbst nicht würdig, ein großes Verbrechen im Beichtstuhl anzuhören. Ein Dritter ist ein dummer Fanatiker, der nicht versteht, was der Arme leidet. Ein Vierter will ihn absolviren, ohne ihn angehört zu haben. So wenig Trost wie im Beichtstuhl findet er auch in den berühmtesten religiösen Trostschriften. Er geht sie durch; nichts paßt auf seinen Fall, die Zweifel und die Verzweiflung reiben ihn auf. Endlich hört er von einem berühmten spanischen Priester. Fra José ist die Hoffnung aller zerknirschten Sünder, ein strenger, heiliger Beichtvater. Anatole sucht ihn auf, findet ihn in einer Dachbodenstube, 5 Treppen hoch in Paris; die Hoffnung erwacht in seiner Seele, schon will er diesem Beichtvater wie er sein muß zu Füßen stürzen: da bemerkt er ihn in einer verdächtigen Conferenz mit einer jungen Schönen. Seine Verzweiflung erreicht den höchsten Grad. Da aber naht sich ihm plötzlich der rechte Mann. Ungesucht steht er vor seinem Bett, reißt die Vorhänge des Schlummernden auf und zeigt sich ihm in furchtbarem Ernst. Anatole erbebt; der lange Gesuchte ist gefunden; aber nun verschließt die Furcht seinen Mund. Er beschließt, nicht zu beichten. Doch der furchtbare Mann entreißt ihm in einer trefflichen Scene sein Geheimniß, oder vielmehr er weiß es schon, und nöthigt ihn nur, es selbst zu bekennen auf seinen Knien,

mit bebender Lippe. Nach dieser furchtbaren Beichte müssen ihn seine Verwandten auf ein halbes Jahr ins Irrenhaus bringen; er genest, er ist verwandelt. Er betet, singt und schläft wieder, er ergibt sich frohen Muthes dem Wohlleben, er ist Egoist, ist glücklich und fühlt keine Gewissensbisse mehr, als wenn er die Vigilien versäumt hat, denn er ist Priester. Dies eine Wort ist so voll der kräftigsten Ironie, daß es den ganzen Bau des Buchs, dessen Schlußwort es ist, plötzlich umzustürzen scheint. Der Leser möge seine Meinung über Tendenz und Ansicht des Verfs. nun selbst bilden; allein, wofür er ihn auch halte, für einen Verfechter oder für einen Verächter der Beichte, er wird zugeben müssen, daß das Gemälde, das von ihm entrollt ward, ein ebenso neues als kräftiges ist, und daß nur ein starker und freier Genius so zu zeichnen und zu schildern, uns so zu erschüttern und aufzuregen fähig war. Wiewol nicht geneigt, alle Partien dieses Buchs unbedingt zu loben, ist das Ganze doch offenbar das Werk eines genialen Menschenbeobachters; der Ausdruck ist keck, oft zerreißend und schonungslos; aber eben dies bestätigt, was wir von der schroffen aber geistvollen Seltsamkeit des Verfs. im Anfang dieser Anzeige sagten. Es ist noch viel Tüchtiges von ihm zu erwarten. Der Uebersetzer hat seiner Aufgabe genügt, die Uebersetzung ist treu und sprachgewandt; doch verdient es Rüge, daß der Ursprung dieser Erzählung auf dem Titel nicht, wie es Gebrauch ist, angedeutet worden ist. 40.

Tendenz des höhern Unterrichts.

Verschiedenheit der Art und Weise (Methode), des Zweckes und der Mittel des höhern Unterrichts, der Ansichten über zweckmäßigere Organisation der Unterrichtsanstalten, der Gelehrten- und Hochschulen hat unter den Gelehrten vom Fache stets stattgefunden und wird, so lange menschliche Einrichtungen bleiben, was sie nur sein können, unvollkommen, zur Erhaltung des Verbesserungseifers nie fehlen. Das Streben nach Wissenschaftlichkeit ist die Mutter des Streites, und je höher dieser steigt, desto abweichender sind die Wege, und zahlreicher die Mittel, auf welchen und durch welche man sie zu vollenden denkt. Wie mächtig der Kampf der Meinungen über Organisation und Reorganisation der höhern Unterrichtsanstalten in den Niederlanden, Baiern, Frankreich und England, minder heftig im Vaterlande sich entzündet, ist allgemein bekannt, und welche Partei am Ende siegend aus demselben hervorgehen wird, welche Erfolge diese Reibungen haben werden, ist noch nicht zu bestimmen. Schon haben hochgeachtete Männer ihre Stimme abgegeben und manche sie früher hören lassen, als man organisirte; aber man hat sie kaum beachtet, und manches Körnlein Unkraut ist unter den Weizen gefallen. Daß es den Weizen nicht überwachse und niederhalte, wünschen wir; daß es nicht Samen trage und sich nicht weiter verbreite, davor muß gewarnt und darüber gewacht werden. Auch aus den Niederlanden läßt sich eine gewichtvolle Stimme vernehmen. Ph. W. van Heusde, Platon's Schüler und Freund, fühlt durch seine Kenntnisse, seinen Beruf und seine Erfahrung sich verpflichtet, über Erziehung und Unterricht nicht gerade und allein in Beziehung auf das Vaterland, sondern für Alle, welche jene hochwichtigen Gegenstände der Menschheit ihrer Aufmerksamkeit würdigen, sein Votum abzugeben, schrieb es aber angeblich nicht selbst nieder, sondern theilte es einem seiner Freunde in freundschaftlicher Unterhaltung mit. Dieser, von seinem Werthe überzeugt, theilt es in einer Reihe von Briefen mit, die durch ihren dialogisirenden Vortrag den Namen vergessen machen, und ein Ref. ganz unbekannter D. B. in C. übersetzte sie aus dem Holländischen. Sie liegen vor und führen folgenden Titel: „Briefe über die Natur und Tendenz des höhern Unterrichts, herausgegeben von Ph. W. van Heusde, aus dem Holländischen frei übersetzt von Leon. Weidmann" (Crefeld, Funke, 1830, gr. 8., 1 Thlr. 4 Gr.). Unser Urtheil im Allgemeinen haben wir schon ausgesprochen, wenn wir van Heusde's Stimme eine gewichtige nannten. Einige nähere Bestimmungen in der Vorrede über die Leser dieser Briefe dürfen wir nicht vergessen. Vorrede S. III heißt es: „Aber, wer soll denn das Buch lesen? Niemand, ist meine Antwort; es muß sich selbst empfehlen, was könnte sonst meine Anpreisung helfen?" Für Niemand geschrieben, und doch soll es sich selbst empfehlen? Soll es sich Leser wählen? Das kann es; wer kann aber den Kreis der Leser besser bestimmen als der Verf. oder Herausgeber? Jemand oder Viele sind es doch immer, denen zu Gute es geschrieben ist. Der Vorredner lenkt ein und gibt es im Allgemeinen Allen, die mit Sachkenntniß den Wunsch des Guten verbinden. Diese sollen Stoff zum Denken und, was mehr sagt, neue Ermuthigung finden, mit Eifer und Standhaftigkeit dem Guten nachzustreben, ohne sich je durch kleine Bedenken aufhalten zu lassen. Nicht nur verheißen, nein, wirklich dargeboten wird in der Schrift dies Alles. Wer denkt aber dabei nicht an Männer, die an der Spitze der höhern Unterrichtsanstalten oder als Mitglieder der höchsten, die Angelegenheiten der Gelehrten- und Hochschulen leitenden Behörden wirken? Doch diesen weiht der Herausgeber diese Briefe nicht, sondern (Vorrede S. IV) „Jünglingen von glücklichen Anlagen, von echter Bildung und von höherer bürgerlichen Bestimmung, gleichviel, ob hier oder in den südlichen Provinzen, und welcher Kunst, welcher Wissenschaft sie sich widmen". Ref. mag nicht in Abrede stellen, daß einzelne Briefe über Gegenstände sprechen, welche Jünglingen große und heilsame Wahrheiten zu Gemüth führen. Sie werden nicht ohne Einfluß auf Gesinnung und Leben bleiben, vorzüglich die letzten Briefe, in welchen ebenso beredt als gründlich dargethan wird: daß Niemand ein guter Staatsbürger sein kann, der nicht erst ein gehorsamer Sohn, ein fleißiger Schüler und ein treuer Freund war; daß man ein Vaterland haben und dafür leben muß, um ein Wort über staatsrechtliche Freiheit mitzureden; daß keine Vaterlandsliebe ohne wahren Freiheitstrieb, aber auch keine Freiheit ohne Selbständigkeit und keine von beiden ohne Religion und Tugend bestehen kann; daß, um ein großer Mann zu sein, glänzende Talente nicht hinreichen, sondern daß Kopf und Herz miteinander übereinstimmen müssen. Die Lecture dieser Briefe würden wir Jünglingen, welche im Dienste des Staats und der Kirche einst wirken wollen, selbst empfehlen; was aber über die höhern Unterrichtsanstalten mit so vieler Umsicht und Erfahrung hier niedergelegt ist, kann nur Männern gesagt sein, die helfen und bessern können und wollen. Jedem, dem das Heil und die Wirksamkeit jener Anstalten von Gott und Staat anvertraut sind, seien sie empfohlen! 11.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 41. —— 10. Februar 1831.

Zur geschichtlichen Ansicht der bevorstehenden staatsbürgerlichen Reform des britischen Volks- und Staatslebens; von einem in England eingebürgerten Ausländer. *)

Nach einer 15jährigen trügerischen Ruhe ist Europa aufs Neue aufgeregt: Fürsten und Völker stehen mit Mistrauen einander gegenüber, Aller Hand liegt am Schwerte, und es scheint nur eines Zeichens zu bedürfen, um noch einmal die Furie des Krieges über unsern Welttheil loszulassen. Wie wichtig wird da nicht der Beruf Derer, welche Zufall oder freie Wahl in den Fall gesetzt hat, mittels der Zeitschriften auf die Gesinnungen der Mitwelt zu wirken! Wenn sie nicht so unmittelbar die Leidenschaften zu erregen vermögen als einst der Redner des Forums, so ist ihr Publicum um so größer und die Bewegung, die sie hervorrufen, um so unwiderstehlicher. Ich frage mich also, auf welche Weise kann ich in meiner gegenwärtigen Lage nützen, wie die Gemüther mäßigen und beruhigen helfen, ohne daß dabei das Kleinod verloren gehe, wonach in dieser Zeit die Völker streben? Aber was wollen die Völker? ist die nächste Frage. Sucht man hierauf eine Antwort, so kann die Rede nicht davon sein, was irgendwo oder allenthalben Thoren, Leichtsinnige oder Bösewichter suchen; diesen ist es offenbar nur um Verwirrung, um dieser selbst willen zu thun; sie wollen Revolutionen, weil sie entweder solche für etwas Schönes, Modisches halten, oder weil sie im Trüben zu fischen hoffen. Die Völker aber wollen Sicherheit der Person, Sicherheit des Eigenthums, Sicherheit ihrer Industrie und ihres Verkehrs; sie wollen, daß die Regierungen Mittel werden zum Schutz und zur Beglückung des Ganzen, und nicht Zweck zur Ernährung einiger bevorrechteten Familien in Hochmuth und Müßiggang auf Kosten des Ganzen; kurz, sie wollen nicht länger theuer bezahlen, um schlecht regiert und unterdrückt zu werden. Ich gebe es gern zu, daß die Masse diese Ansicht noch nicht mit klarem Bewußtsein ergriffen hat, daß die Meisten nur darum in Gährung sind, weil sie sich unbehaglich fühlen, weil sie bei aller Fleißanstrengung sich nicht die Bedürfnisse oder doch die mancherlei Genüsse des Lebens verschaffen können, welche Letztere in unsern Tagen bei einer weit größern Anzahl Bedürfniß geworden sind, als sie es sonst waren; auch weil die allenthalben erhöhten Abgaben als drückende Bürde auf ihnen ruhen. Dennoch, wenn man bedenkt, wie groß jetzt in den meisten Ländern die Menge Derer ist, welche ihre Lage und die Lage der Welt begriffen haben, so darf man schon die Behauptung aufstellen, obgleich der Ausdruck zum Gemeinplatz geworden ist, daß *die europäische Menschheit mündig geworden ist!* Der Grundsatz aller Regierungen, dünkt mich nun, sollte der sein, daß *der Mensch im Staate Alles thun dürfe, was nicht verboten ist, dagegen aber Nichts verboten sei, was das allgemeine Beste nicht zu verbieten nothwendig macht!* Ueberhaupt sollten die Regierungen mehr negativ als positiv sein, mehr schützend und zurückdrängend als leitend oder gar treibend. Das Uebel fast aller Continentalregierungen ist, daß *sie zu viel regieren*; daß sie den Bürger zu pädagogisch behandeln und ihm so den freien Muth und das Selbstvertrauen rauben, welche den Engländern (welche sich selbst regieren dürfen) zu ihrem hohen Standpunkt verholfen hat, auf welchem sie, trotz

*) Wir geben diesen Aufsatz, der bis jetzt nur Handschrift war, nicht als eine Abhandlung, die dem *Kenner* der britischen Geschichte und des britischen Staates viel Neues darbietet, sondern als eine historisch-politische Darstellung des gegenwärtigen Standes der Zeitentwickelung in England. Wie Alles in diesem Insel-, Handels- und Geldreiche ein eigenthümliches Gepräge hat, das man auf dem Continente gewöhnlich nicht klar und deutlich genug anschaut, so wird auch die mächtige Rückwirkung, welche die große Erschütterung des Bürgerthums auf dem festen Lande dort in dem mit uns durch die stärksten materiellen Interessen verbundenen Volks- und Staatsleben ausübt, ein eigenthümliches Gepräge zeigen, und der Gang der *bevorstehenden Reform* der britischen Volksvertretung, des aristokratischen und kirchlichen Gemeinwesens, des dem Bruche entgegenwankenden Misverhältnisses zwischen Reichthum und Armuth, zwischen Grundbesitz und Arbeit, sowie des unförmlichen politischen Zusammenhanges der irischen Insel mit der großbritannischen, wird sich in jenem herkömmlich constitutionnellen Insularreiche anders entwickeln und in seinen Ergebnissen anders gestalten als in den neuen Schöpfungen des Bürgerthums auf dem festen Lande. Dieser Aufsatz nun hebt die eigenthümliche Seite der organisch oder gewaltsam — das ist die Frage! — jetzt ausbrechenden britischen Staats-, Kirchen- und Kastenreform sachkundig hervor. Darum hat er hier einen Platz. D. Einf.

allen Uebeln und Gefahren, mit denen sie zu kämpfen haben mögen, alle Völker der alten und neuen Welt übertreffen. Haben wir nun aber einmal unsern Zweck richtig ins Auge gefaßt, so geziemt es uns, mit Redlichkeit und Ernst nach den Mitteln zu suchen, wodurch dieser Zweck zu erreichen. Da ich zunächst für Ihr schönes Sachsen schreibe, so bin ich hier der unangenehmen Aufgabe überhoben, die sich bei Ländern darbietet, wo noch Fürsten und Völker, oder vielmehr die privilegirten Orden und das übervortheilte Volk einander in störriger Feindseligkeit gegenüberstehen. Bei Ihnen ist, Gottlob! der Kampf vorüber, und alle Stände scheinen darüber einverstanden, daß die Zeit endlich gekommen sei, wo das Verhältniß zwischen den Regierenden und Regierten auf eine vernunftgemäße, rechtliche und folglich dauerhafte Basis gesetzt werden müsse. Auch ist es bei Ihnen entschieden (und hoffentlich allenthalben), daß eine erbliche, durch ein Grundgesetz beschränkte Monarchie die einzige zweckmäßige Regierungsform für Sie (wie für fast alle Völker) sei. Aber bei der Bildung eines solchen Grundgesetzes, bei der Anordnung der mancherlei zur Sicherung dieses Grundgesetzes gegen willkürliche Verletzung erfoderlichen Institutionen ist so viele Umsicht nöthig, daß man unmöglich zu viel Verfassungskenntniß unter Ihrer Nation verbreiten kann. Und wo wäre solche häufiger zu finden als in Altengland, wo seit so vielen Jahrhunderten, selbst in den schlimmsten Zeiten fürstlicher Willkür oder Adelstyranei, die Spuren jener Gewichte, „die der bedrängte Mensch an seiner Dränger raschen Willen band", nie ganz gefehlt haben, wo seit wenigstens 200 Jahren das Vertretungssystem (obgleich noch unvollständig) in voller Kraft geblühet hat?

Ich werde also allmälig den Zustand Großbritanniens in staatsbürgerlicher Hinsicht, und zwar praktisch, wie solcher in der That ist (und nicht wie er nach der Theorie sein könnte oder sollte), darzustellen suchen, und dann im Fortgang meiner Correspondenz die Tagesbegebenheiten auf jenen Zustand zurückführen.*) Ein solches Verfahren scheint mir um so nothwendiger, weil man, trotz den vielen Büchern, welche über England geschrieben worden sind, dessen Verfassung auf dem Continente doch noch so wenig kennt. Gewohnt, jeden folgereichen Schritt von obenher befohlen und geleitet zu sehen, schreibt man oft die freien Thaten einzelner Briten dem Einfluß der Regierung zu; und, vertraut nur mit blindem Gehorsam oder Alles umstürzendem Aufruhr, wähnt man oft auf dem festen Lande, England sei am Rande des Verderbens, weil etwa hier und da eine gewisse Classe des Volkes etwas derb ihr Naturrecht zu behaupten sucht. Selbst Die, welche in hohen Aemtern und Würden stehen, kennen den wahren Stand der englischen Verfassung nicht, sonst hätten die Mächte, welche 1814 über das Schicksal Frankreichs entschieden, voraussehen müssen, daß die Verfassung, welche man Ludwig XVIII. geben ließ, und die man nach dem Muster der englischen zugeschnitten zu haben glaubte, in Kurzem zu einer reinen Demokratie führen müßte. Es ist hier nicht der Ort für geschichtliche Abhandlungen, doch ist es nöthig, so weit auf die Geschichte zurückzublicken, um zu zeigen, daß Englands Verfassung nicht das Werk von Theoretikern, sondern ein organisches Gebilde der Zeit sei, das mit dem Volke selbst herangewachsen ist. Der Kampf, welchen das Feudalwesen nothwendig zwischen dem Lehnsherrn und den Großen des Landes hervorrufen mußte, und der in Deutschland in der Souverainetät der Fürsten endete, und in Frankreich, bis auf die neueste Zeit, alle Gewalt in den Händen des Monarchen vereinigte, brachte in England einen Zustand der Dinge hervor, worin die Souverainetät zwischen König, Adel und Volk getheilt wurde. Die Monarchen, vom hohen Adel gedrängt und gezwungen, demselben einen bedeutenden Antheil an der Landesverwaltung abzutreten, fanden es rathsam, den in diesem Lande frühreifenden Bürgerstand zu den Berathungen über die innere Staatsangelegenheit mit einzuladen: zuerst die Vertreter der Grafschaften oder des niedrigen Adels, welcher mit den Großen den Güterbesitz theilte und welche daher noch Ritter genennt werden, dann die der Städte, sowie solche zur Bedeutung emporwuchsen, und endlich der großen Corporationen, sowie der Universitäten Oxford und Cambridge. Dies waren die Anfänge des jetzt so mächtigen Unterhauses, welches, trotz seiner ursprünglichen Unbedeutenheit neben den mächtigen und stolzen Baronen von Jahrhundert zu Jahrhundert so erstarkte, bis es endlich die gebietende Macht wurde, durch dessen geschickte Behandlung man noch allein im Stande ist, die alten Formen zu behaupten, welche auch in Trümmer gingen, sobald unter Karl I. der Hof sich demselben feindseig gegenüberstellte. Was ihm am meisten zu dieser Stärke verhalf, war auf einer Seite die Schwächung des Adels durch die verderblichen Kriege gegen Frankreich und zwischen den beiden Rosen, und auf der andern die schnellzunehmende Wohlhabenheit der Gemeinden durch Gewerbfleiß und Handel. Allmälig ward es zur Gewohnheit, daß das Parlament, welches nur dann und wann und nach den Launen oder Bedürfnissen des Königs berufen zu werden pflegte, jedes Jahr versammelt ward; lange wehrte sich die Krone jedoch dagegen, daß sie dem Besteuerungsrechte entsagen sollte, aber das Unterhaus wußte es sich am Ende, man darf sagen ausschließlich, zuzueignen; und von nun an ward derselben ein Vorrecht nach dem andern entzogen, bis ihr jetzt nichts übrig bleibt als der Glanz der Souverainetät. Das Parlament bestimmt nicht nur die Steuern, sondern auch die Art, wie solche erhoben und wie sie angelegt werden sollen; die Anzahl der Truppen und die Menge der Schiffe, sodaß es jedes Jahr in dessen Macht steht, dieselben zu verabschieden und den König ohne Heer zu lassen. Der König ernennt freilich die Minister; wenn diese aber der Mehrheit im Parlamente, besonders des Unterhauses misfallen, so können sie nicht eine Woche bestehen. Er entscheidet (oder vielmehr seine Minister) über Krieg und Frieden; aber da diese dem Parlamente am Ende Rechenschaft geben müssen und dieses über alle Mittel zum Kriege gebietet, so ist es auch in diesem Punkte entschie-

*) Wir müssen hier bemerken, daß dieser Aufsatz ursprünglich für eine politische Zeitung bestimmt war, deren Correspondent der Verf. ist. D. Red.

dener Herr. Der König kann aus eigner Willensvollkommenheit kein Gesetz, keine Verordnung machen; ja, er darf solche nicht einmal über den Buchstaben hinaus erklären; ja, man unterwirft sich lieber der Unbequemlichkeit, ein Gesetz in der Zwischenzeit von einer Session zur andern unbenutzt liegen zu lassen, wenn dessen Verfügungen zufällig unverständlich ausgedrückt sein sollten, als daß man der administrativen Behörde gestatte, dieselben zu deuten. Freilich steht dem Könige das Recht zu, einem ihm vorgelegten Gesetzesvorschlag (Bill) seine Unterschrift zu verweigern, was man das Recht des Veto (ich verbiete) nennt; aber da seit mehren Menschenaltern kein Monarch von diesem Rechte Gebrauch gemacht hat, während jedes Jahr noch eine Kammer Das verworfen, was die andere angenommen hatte, so ist das schon Beweis genug, daß jedes Ministerium, in dem doch eigentlich allein die Regierung ruht, so lange es existirt, mit dem Parlamente im Einverständniß arbeiten müsse und im Grunde nur der Diener desselben ist. Wie sehr auch nun einige unserer Blätter über den „Bürgerkönig" die Nasen rümpfen mögen, so ist es doch nicht zu leugnen, daß unser Wilhelm IV. ebenso wenig selbstherrliche Macht besitzt als Ludwig Philipp I. Ein Jeder von ihnen hat nur eine andere Art von Gebietern: in Frankreich herrscht das Volk, oder doch derjenige Theil, aus dem die Nationalgarde hervorgegangen ist, und hier größtentheils die Gutsbesitzer. Der Theorie nach würde die Macht zwischen den Parlamentshäusern ziemlich gleichgetheilt sein; und wüßte man, daß alle Macht sich in der That im Unterhause vereinigt hätte, so würde man vermuthen, daß alle Autorität im Volke ruhe, welches sich im Unterhause darstellte. Aber dem ist nicht also. Seitdem das Parlament seine feste Gestaltung erlangt hat, und besonders seit der Union mit Schottland, haben sich die Könige stillschweigend des Rechtes begeben, neue Mitglieder ins Unterhaus zu berufen. Nun aber sind viele der Ortschaften, welchen in alten Zeiten dieses Vorrecht zugestanden worden, so sehr in Verfall gerathen, daß fast gar keine Einwohner mehr da vorhanden sind. Diese sind meistentheils die Pächter der Grundeigenthümer und von diesen abhängig, und diese hinwieder meistentheils vom hohen Adel; dieser Umstand nun und die Vertretung der Grafschaften durch Repräsentanten, von denen die Gutsbesitzer zwei Drittel ausmachen, bewirkt, daß aus einer Versammlung von 658 Personen (dies ist nämlich die Anzahl der Mitglieder des Unterhauses für die vereinigten Königreiche) über die Hälfte Söhne, nahe Verwandte von Mitgliedern des Oberhauses sind oder doch durch deren Einfluß erwählt sein sollen. Die Gutsbesitzer also sind es, welche Großbritannien beherrschen, außer jedoch in den Fällen, wo sie der öffentlichen Stimme huldigen und, die Menge bei guter Laune zu erhalten, ihrem anscheinenden Vortheil entgegenarbeiten müssen. Auch begab es sich zum Glücke, daß seit Jakob II. die Aristokratie sich in die bekannten Parteien der Whigs und Tories getheilt habe und auf diese Weise eine reine Oligarchie oder Adelherrschaft unmöglich ward. Die Whigs (meistentheils Herren, welche durch die Aufhebung der Klöster durch Heinrich VIII. gewonnen) waren es, welche die Stuarts vertrieben und zuerst Wilhelm von Oranien, und später die Welfen von Hanover auf den britischen Thron riefen, während die Tories, Anfangs Anhänger des alten Glaubens und später von Parteihaß geleitet, die Sache der Stuarts selbst mit den Waffen in der Hand vertheidigten. Doch fand es Georg III., als alle Furcht vor der Rückkehr der alten Herrscherfamilie verschwunden war, rathsam, sich diesen ehemaligen Gegnern seines Hauses in die Arme zu werfen und ihnen die Leitung der Staatsangelegenheiten anzuvertrauen. Nun traten die Whigs in Opposition und führten, um sich zu verstärken, die Sache des Volkes.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Maurer. Ein Gemälde pariser Volkssitten. Nach M. Raymond von L. Kruse. 4 Theile. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 4 Thlr.

Kein Gemälde, das Leben selbst. Man meint den die Flasche liebenden alten Dragoner Moreau und seine tüchtige maitresse femme, die treffliche Tochter, die das Rechte thut aus Instinkt, leibhaftig vor Augen zu sehen; man folgt ihnen in den Laden, in die Schenke, tröstet sich, daß die französischen Maurer lässig sind wie die deutschen, wundert sich wol auch, daß das kleinbürgerliche Leben in Paris ungefähr ebenso ist wie das einer kleinen deutschen Stadt. Aber nur im engen Familienkreise, in der Arbeit zu Hause gleichen diese leichtgläubigen, gutherzigen, ungebildeten, aber gar nicht unverständigen Spießbürger unsern deutschen Micheln; im Putz, in der Conversation sind sie ihnen weit überlegen, die Phrasen sind zwar luftiger Schaum, aber ohne Gemeinheit, der Erbsünde unserer niedern Stände. Verdorben sind manche dieser Leute vielleicht noch mehr als unsere Handarbeiter und geringern Handwerker, aber ihre Ränke und Kniffe und Betrügereien und die Leichtfertigkeit der gutmüthigen Dirnen hat einen so netten Anstrich, daß man nicht ungern in ihrer Gesellschaft, die keine gute ist, sich befindet. Freilich ist dies Verdienst des Autors, der weder schlüpfrig, noch aus übertriebener Anständigkeit unanständig, noch geschraubt wurde; er ist wahr, und die Unschuld wird dennoch bei seinen Schilderungen nicht errötheu. Die Charaktere sind unvergleichlich aufgefaßt und durchgeführt; der schwache, sich stark dünkende und, an dieser Seite gepackt, zu Allem zu verleitende Gautier, sein nächster Kamerad, der wackere Bauaufseher, von einer unbeugsamen moralischen Kraft, bleiben sich bis in das Kleinste gleich, kein Zug, der nicht bezeichnete, der überflüssig wäre. Indessen sind diese Individualitäten stark ausgeprägt und leichter zu treffen als die zarte, sittliche Schönheit Susannens, deren Portrait für ein Meisterwerk zu erachten ist. Die höchste Reinheit im Denken, Fühlen, Handeln, und doch nie die Schranken übersliegend, welche der schlichten Bürgerin von gesundem, aber nicht originellem Verstand, richtigem, nicht überspanntem Gefühl durch Naturanlage und eine sehr einfache Erziehung gesteckt wurden. In jedem Lebensverhältniß musterhaft, erhebt sie sich nicht durch den Flug ihrer Gedanken über die ihr angewiesene Sphäre; sie hat die schönste weibliche Bildung, die des Herzens, und die ist unabhängig von äußern eleganten Formen, Unterricht und Kenntnissen. Die Begebenheiten dienen zu Trägern der Charaktere und gehen in der zweiten Hälfte des Buchs zu sehr ins melodramatisch-Peinliche. Auch ohne das Original zu kennen, läßt sich der Uebersetzung verdientes Lob ertheilen. Sie ist fließend, natürlich, ohne Gallicismen, die in diesem Falle nicht leicht zu vermeiden waren. Die Umgangssprache der feinen Welt überträgt sich allenfalls mit

einiger Gewandtheit aus der französischen in die deutsche Sprache, aber nicht so die eigenthümlichere, accentuirte des Volks, die ist grundverschieden bei beiden Nationen. Misverständnisse, leere, schielende, gezwungene Ausdrücke sind kaum zu vermeiden, und doch umschiffte der Uebersetzer glücklich die bedrohlichen Klippen; er that weder der französischen Volksthümlichkeit, noch dem Geist und dem Buchstaben der deutschen Sprache Unrecht, sondern bewies, daß er beide Idiome genau kenne und, ohne den zarten Duft abzustreifen, für den richtigen Begriff auch das richtige Wort gefunden habe.

2. Schriften von H. E. R. Belani. Elfter Band. Zwei Tage auf dem Brocken. Novelle. Zwölfter Band. Mittheilungen aus dem Narrenspital der Zeit. Erstes Bändchen: Die Buchmacherei. Burschenleben und Demagogentreiben. Braunschweig, Meyer. 1830. 8. 2 Thlr. 10 Gr.

Die Novelle gleicht dem Brockengespenst, das, in einer gewissen Ferne gesehen, ein schönes Trugbild, in der Nähe Nebel und Dunst, ein körperloses Nichts ist. In den „Mittheilungen" ist das Neue nicht gut, und das Gute nicht neu. Hoffmann, Müllner, Saphir, Kotzebue u. A. m. wurden nolens volens beschmaust; die eignen Schüsseln bei dem Picknick sind keineswegs die besten.

3. Die Todeswette. Roman in 2 Bänden, von A. Radcliffe. Frei nach dem Englischen bearbeitet von L. von Alvensleben (Gustav Sellen). Meißen, Gödsche. 1830. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Weniger unnatürlich und phantastisch überladen wie die frühern Erzeugnisse der Dame, deren Romane sich gegen die ihrer Nachahmer verhalten wie echtes Wedgwood gegen schlechtes Steingut. Aber auch in der vereinfachten Gestalt frappiren die Zustände, Situationen, Begebenheiten, und die Erfindung übertrifft die Charakterzeichnung. Die Uebersetzung liest sich gut; ob sie (was nicht unmöglich wäre) das Original durch Abkürzen und mitunter angebrachte Effecte verbesserte, läßt sich, bei der Unkunde von jenem, nicht mit Sicherheit behaupten.

4. Schriften von Gustav Schilling. Zweite Sammlung. Siebenundvierzigster und achtundvierzigster Band. Die Ueberraschungen. 2 Theile. Dresden, Arnold. 1830. 8. 3 Thlr.

Das Ueberraschende an diesen „Ueberraschungen" ist das ausdauernde Talent des Verfs., immer neue Situationen zu seinem feststehenden Plane, die Enthüllung der Launen des Zufalls und der Liebe, zu finden. Die Situationen und die Beschreibungen geriethen diesmal besonders gut, das Schalkhafte prädominirt nicht wie ehedem, das Komische regt sich in den ungeleckten Bären und gepreßten Soldaten nicht ungezogen, nur die neidische, geizige alte Jungfer sammt ihrer Compagnie ist carikirt. Die Katastrophe löst behutsam den Knoten und preßt den Stoßseufzer zu: daß doch Alle, die das Leben drückt, oder die durch ihr Dasein das der Andern vergällen, aus der Welt scheiden möchten, wie es hier im Roman geschieht! 84.

Aus Italien.

Die russisch-polnische Regierung besoldet einen gelehrten Correspondenten in Italien, der von Zeit zu Zeit es für seine Pflicht hält, öffentlich darzuthun, daß er den Titel und den Gehalt ferner beibehalten wolle. Correspondenten dieser Art sind manchmal in Verlegenheit. Man weiß, wie Kotzebue sich half. Der polnische Abate Ciampi ist aber gelehrt und weiß sich anders zu helfen. Polens literarische Beziehungen zu Italien mögen sich freilich durch interessante Belege nicht leicht darlegen lassen. Doch auch aus Nichts wird unter geschickten Händen ein Buch. Ciampi wollte die Polen in seinem Specimen an Johann Sobieski erinnern. Da er über ihn nichts aufzufinden vermochte, so begnügte er sich mit Briefen, die zu dessen Zeit (1676—87) von Männern aus Italien, die mit Polen in Verbindung standen, geschrieben waren, und gab dem Ganzen einen Titel, der das Uebrige ersetzte („Sobesciade italiana"). Die „Lettere militari con un piano di riforma dell' esercito polacco del Rè Giov. Sobiecki ed altre de' suoi segretarj italiani, pubblicate da Ab. Ciampi" (Florenz, 1830, 8.) waren fertig, und viel Mühe wird das Werk nicht gekostet haben, denn die aufgenommene Biblioteca ragionata italiana-polacca-russa hat leere Fächer; die Briefe kannte man zum größern Theile aus gedruckten, und den Namen Sobieski's tragen alle mit Unrecht.

Fast gleichzeitig hat Abate Ciampi in einer kleinen Schrift das Ergebniß einer literarischen Untersuchung bekanntgemacht, die zwar nur um einen angeblichen Brief von Boccaccio sich dreht und doch auf einen größern Leserkreis als die obengenannte rechnen darf. Die Sache verhält sich so. Vor nicht langer Zeit hat Bart. Gamba eine neue Ausgabe des Briefes des Giov. Boccaccio an den Prior von St.-Apostoli in Florenz besorgt. Der Brief ist unecht, wie Hr. Ciampi meint, daher Gamba in seiner Ausgabe zuerst die Echtheit des Namens glaubte erweisen zu müssen. In seiner Vertheidigung hatte Gamba ihn gegen alle Zweifel sicherzustellen gesucht. Ciampi replicirt daher aufs Neue mit verstärkten Bedenken. Er ist jetzt entschiedener als früher in seiner Meinung. Das sagt gleich der Titel seiner Schrift: „Sulla falsità della lettera di Giov. Boccaccio al priore della Chiesa de S. Apostoli Esame critico di S. Ciampi, con la lettera del medesimo Giov. Bocc. a Zanobi da Strada" (Florenz, 1830, 8.). Noch scheint der Streit jedoch dadurch nicht beigelegt. Denn die Herausgeber der „Bibl. italiana" sind weit davon entfernt, ihm beizustimmen oder Recht zu geben. Freunde der italienischen Literatur, die Vollständigkeit in ihren Sammlungen beabsichtigen, können die kleine Schrift jedoch nicht gut entbehren.

Daß manche Länder ein gleichsam angeborenes Anrecht an manche Erfindungen haben, ist eine allbekannte Erfahrung. Wer würde bei einer Montgolfière an einen Andern als einen Franzosen, bei Dampfböten an einen Andern als einen Engländer denken mögen? Führt die Geschichte späterhin auch auf andere Spuren, so findet sie doch nur mühsam Glauben, und ihre Beweise werden durch die allgemeine Meinung verkümmert. So geht es jetzt den Italienern. Aus einem vergessenen Werke von Vitt. Zonca: „Nuovo teatro di machine e di edificj" (Padua, 1607) liefern sie den Beweis, daß sie auf mehr als halbem Wege zu den Eisenbahnen waren, daß sie schon die kleinen Kanäle besaßen, die Fulton in neuerer Zeit mit so vielem Erfolge in England wieder in Anwendung brachte. Was wird es helfen? Die allgemeine Stimme wird sie doch England verdanken, weil dieses durch seine Publicität sie zum Gemeingute aller europäischen Völker machte. Für Beckmann's oder Poppe's „Geschichte der Erfindungen" könnte höchstens die Ehre gerettet werden. Freunde der Wissenschaft seien übrigens aufmerksam gemacht, daß 5 Miglien von Venedig, zwischen den Lagunen und der Brenta, an einem Platze, genannt il carro di Lezzafosina, früher ein Wasserbau stand, der wirklich die Theorie der Eisenbahnen in Anwendung zeigte. Zur leichtern Verbindung zwischen beiden Punkten waren dort 2 auf ihrer Höhe verbundene schräge Flächen von festem Mauerwerk angebracht, auf denen Granitgleise in der jetzigen Art eingelassen waren. Weiter zeigt dasselbe Buch, das wegen der Beschreibungen damals in Italien üblicher Maschinen wichtiger ist als wegen der eignen Erfindungen seines Verfs., eine Tuchpresse, die der jetzt gebräuchlichen gleichkommt; eine fahrbare Mühle für Truppen im Felde, die in unsern kriegerischen Tagen wieder wichtig werden könnte. Auch die berühmte Schleuse (conca) von Stra findet man darin abgebildet, die erste und berühmteste Grundlage aller künstlichen Schifffahrt. Nur die Schleuse von Viarenna gilt als älter; beide stammen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach neuern Forschungen waren Philipp von Modena und Fioravante von Bologna, die Werkmeister der Herzoge von Mailand, ihre Erbauer. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1831.

Zur geschichtlichen Ansicht der bevorstehenden staatsbürgerlichen Reform des britischen Volks- und Staatslebens. Von einem in England eingebürgerten Ausländer.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Diesem Charakter gemäß waren sie die Gegner des Krieges gegen die amerikanischen Colonien, sowie desjenigen, welcher später gegen die französische Revolution und gegen Napoleon geführt wurde. Als Opposition suchten sie die Gebrechen in der Verfassung auf, welche den Tories, die allein die Vortheile derselben genossen, für makellos und unverbesserlich galt. Sie zeigten allmälig, daß die Gesetze zu streng und blutig, die Rechtspflege oft zu langwierig und immer zu kostspielig, vor Allem aber, daß es ungerecht und unpolitisch sei, den Katholiken länger die bürgerlichen Rechte vorzuenthalten und dem Volke nicht eine vollkommene Vertretung im Unterhause zu gestatten. In diese letztern Ansichten stimmten freilich nicht alle Whigs mit ein, Manche davon haben sogar ein großes Interesse gegen die sogenannte Parlamentsreform, dagegen gab es manche Tories, die seit 20 Jahren für die Emancipation der Katholiken waren. Genug aber, ein Theil der Aristokratie spielte beständig die Reformatorrolle und fand dabei bessere Unterstützung als Manche darunter wol selbst wünschten. In einem Lande, in welchem bei alle Diesem das demokratische Princip lange schon so vielen Spielraum hatte, mußte es inzwischen nothwendig eine öffentliche Meinung geben; aber bis vor 40, 50 Jahren war dieselbe mit kurzen Ausnahmen fast ausschließlich unter der Leitung der Aristokratie. Seitdem jedoch haben sich mehre Elemente entwickelt, welche die öffentliche Meinung nicht nur der Aristokratie entzogen, sondern derselben entgegengesetzt haben: 1) Das Wachsthum der Fabriken und des Handels. Vormals gab es fast nur London, wo eine bedeutende Anzahl Menschen beisammen und durch ihren Kunst- und Handelsfleiß vom unmittelbaren Einfluß der Großen frei lebte; die Fabriken aber zogen Hunderttausende noch auf vielen andern Punkten des Landes zusammen, und riefen eine große Bevölkerung ins Dasein, welche (obgleich sie, wie wir später zeigen werden und wie sich schon von selbst versteht, als Meister und Gesellen oft feindselig einander gegenübersteht) allezeit ein gemeinsames Interesse gegen alle Territorialprivilegien haben muß. 2) Das Wachsthum der Nationalschuld und des stehenden Heeres. Die erste hat zwar dadurch, daß die Gläubiger fast alle Bürger des Landes sind, eine Classe gebildet, welche ein besonderes Interesse an der Erhaltung des Staatsgebäudes und der öffentlichen Ruhe hat, die aber auch, nebst den reichern Fabrikanten, Kaufleuten, Handwerkern und Krämern, auf ihre Besitzthümer stolz, trotzig dem Adel und den Grundherren gegenüberstehen, denen sie theils ihre Vorrechte beneiden, theils sie als Diejenigen betrachten, welche dem Lande die Bürde der Nationalschuld und der Armee aufgelegt haben, welche besonders jenen wohlhabenden Mittelstand drückt, der sich darüber manchen Genuß und Luxus versagen muß, an den er sich in den blühenden Zeiten des Krieges gewöhnt hat und nun gerne jedem Vorschlage ein williges Ohr leiht, der Erleichterung zu verheißen scheint, wenn nur der eigne, unmittelbare Vortheil nicht darunter leidet. 3) Die Einführung großer Pachthöfe, wodurch viele kleine Pächter an den Bettelstab gebracht und fast überall die Tagelöhner ihres Gartenlandes beraubt werden, und in vielen Grafschaften die theilweise Bezahlung des Tagelohns aus der Armensteuer: diese Maßregeln haben die ärmern Classen der Landleute eines Theils über das Bedürfniß des Anbaues vermehrt, und anderntheils den Charakter derselben so verschlimmert, daß alle Bande, die sie sonst an den Gutsherrn und Pächter fesselten, zerrissen scheinen und sie dieselben, sowie die Geistlichkeit, als ihre wirklichen oder vermeintlichen Bedränger, nur mit Haß und Neid betrachten. 4) Endlich die Entwickelung des Zeitungswesens. Vor der erwähnten Zeit waren die Zeitungen in England so elend, als jetzt noch in manchen Gegenden Deutschlands, ein schlechtgedruckter Wisch; welcher wenig Wissenswerthes mittheilte und keinen Einfluß, weder zum Guten noch zum Bösen zu üben vermochte. Man debattirte und stimmte im Parlament, ohne daß die Nation je anders als durch zufällige Mittheilungen in Büchern oder Flugschriften erfuhr, was irgend ein Mitglied gesagt und wie es gestimmt habe. Dr. Johnson war der Erste, welcher eine Reihe von Debatten bekanntmachte, und obgleich man wußte, daß dieselben größtentheils fingirt waren, so fand doch die Nation etwas so Erquickliches darin, täglich Nachrichten von dem Reden und Thun ihrer Legislatur zu erhalten,

daß allmälig die Zeitungen es auf sich nahmen, diese Mittheilungen zu machen; und die Sache ist so zur Gewohnheit geworden, daß, obgleich beide Parlamentshäuser sich offiziell anstellen, als wüßten sie nicht, daß Fremde bei ihren Verhandlungen zugegen sind, und Alles, was sie für gut finden, niederschreiben und bekanntmachen, und diese Bekanntmachung selbst gesetzwidrig und strafbar ist, es gewiß zu den furchtbarsten Gährungen, ja vielleicht zu einer Revolution führen würde, wenn man solche wirklich verhindern wollte. Ja, man will es jetzt wissen, und erfährt es auch durch die Zeitungen ziemlich genau, wie jedes Mitglied über irgend eine wichtige Frage gestimmt hat, obgleich man wirklich bei der Abstimmung alle Fremden entfernt. Ebenso werden alle Verhandlungen der Gerichtshöfe, alle öffentliche Reden, das Thun und Treiben der Großen, gleichviel ob es zur Ehre oder Schande der Individuen gereicht, besonders aber die Handlungen der Regierung vor das Forum des Volks gebracht, und dabei mit einer Freimüthigkeit beurtheilt, welche in den Zeiten „der guten Königin Beß" dem Commentator die Ohren, und selbst noch unter Georg III. oft seine Freiheit gekostet hätte. Von den Zeitungsschreibern hängt also in großer Masse der Gang der öffentlichen Meinung ab; und da diese beinahe alle aus dem Volke hervorgegangen sind und mit wenig Ausnahmen vom Volke leben, so ist sehr begreiflich, daß die meisten und darunter die kräftigsten und einflußreichsten Journale auf der Seite des Volks und gegen die privilegirten Orden sind. Freilich hat man in England von den frühsten Zeiten an Volksaufstände und Revolutionen gehabt. Die erstern aber waren doch meistens örtlich und leicht unterdrückt; und von den Revolutionen war die, welche Karl I. das Leben raubte, mehr das Werk des Glaubenseifers als einer berechnenden Politik, und die, welche seinen Sohn Jakob vom Throne trieb, fast ebenso sehr die That der Aristokratie, als die Erringung der Magna charta von dem bösartigen und schwachen Johann. Die Revolution, die uns aber jetzt bevorsteht, ist eine wahre Volksrevolution; und es handelt sich um nichts Geringeres als um die Verdrängung der Vornehmen von der ausschließlichen Regierung des Landes, indem man zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß sie dieselbe bisher zu sehr zu ihrem eignen Vortheil geführt hätten. Zwar gibt es hier kein Gesetz, welches den Plebejer von irgend einem Amte ausschlösse (und man hat deren noch zu allen Zeiten selbst bis zu den höchsten emporklimmen sehen); der Adel bildet keine ausschließliche Kaste, denn Verdienst und Reichthum haben Vielen den Weg in die Pairskammer eröffnet, und außer dem ältesten jeder Familie, treten alle übrige Mitglieder in den bürgerlichen Stand zurück; auch sind ihre Güter nicht steuerfrei. Aber da derselbe und die bürgerlichen Gutsbesitzer bisher das Parlament beherrscht und das Land mit wenigen Ausnahmen mit Ministern versehen haben, so meint man: 1) daß sie die Besteuerung so eingerichtet, daß die größte Last auf die gewerbetreibenden Classen falle; 2) daß sie (da nach den bestehenden Gesetzen alle liegenden Güter an die ältesten Söhne gehen) um für die jüngern Zweige der Familien zu sorgen (die, obgleich meistentheils für ihren Stand unbemittelt, zu stolz sind Handel oder Gewerbe zu treiben), eine unzählige Menge nutzloser Stellen und unverdienter Pensionen erschaffen, unnöthige Kriege geführt, viele Colonien erobert oder gebildet, die nichts eintragen, die Marine und Armee, besonders aber die Offiziere beider Waffen ungebührlich vermehrt, die Besoldungen erhöht, die Bisthümer und andere reiche Kirchenämter unter sich und ihre Geschöpfe vertheilt, und, wo diese nicht hinreichten, mehre Pfründen auf einzelne Personen angehäuft hätten — Alles zur Vermehrung der Lasten der arbeitenden Classen; endlich 3) daß sie zu ihrem Vortheil die vielen strengen Gesetze gemacht, welche, bis ihnen die öffentliche Meinung kräftig entgegentrat, die Galgen und selbst jetzt noch die Gefängnisse mit Opfern anfüllen, besonders durch die, mittels welcher sie sich zu ausschließlichen Herren des Wildes aufgeworfen haben; und vor Allem, daß es um ihrer selbst willen sei, daß sie das auswärtige Getreide besteuerten und der Nation im Allgemeinen das Brot vertheuerten. Dies sind die Ursachen, weswegen man um Parlamentsreform schreit. Man hat (bis jetzt) nichts dagegen, daß das Oberhaus ausschließlich aus Landeigenthümern bestehe und unter dieser Classe erblich bleibe; auch will man es nicht verhindern, daß Nichtadelige aus dieser Classe die Ackerbauer im Unterhause vertreten und durch den sittlichen Einfluß ihres Charakters und Vermögens von denselben ausschließlich gewählt würden. Aber man besteht darauf, daß in diesem Hause Niemand Sitz habe, der auf das Geheiß irgend eines vornehmen Mannes oder für sein baares Geld hätte gewählt werden können. Man will nicht länger gestatten, daß die Minister Diener des Parlaments zum Vortheil einer erkauften Mehrheit seien, sondern sie sollen Diener der Nation werden, welche ihren Willen in ihrer Vertretung ausgesprochen haben will. Diese Foderungen waren schon vor der ersten französischen Revolution allgemein und zur Zeit ihres Ausbruchs laut und drohend. Aber die blutigen Ausschweifungen jener Revolution kamen damals den Gegnern der Parlamentsreformation trefflich zu statten: die friedlichen Bürger entsetzten sich vor jenen Greueln, und wähnend, daß jeder Verbesserungsversuch in einem Staate zu ähnlichen Auftritten führen müsse, beschlossen sie lieber die Uebel, die sie drückten, zu ertragen, als zu unbekannten zu fliehen; und es galt lange Zeit als einen Beweis der Unterthanentreue, daß man Jeden, der auf irgend eine Verbesserung antrug, für einen Robespierre und Marat verschrie; und da nun endlich gar der gemeine Pöbel sich zu Reformatoren erhob, da ward es gar ein Zeichen der Wohlgezogenheit, Antireformator zu sein. Die Säbelhiebe der freiwilligen Reiterei zu Manchester im Jahre 1818 beschwichtigten das gemeine Volk für einige Zeit; und nun fingen die mittlern Stände allmälig wieder an von Reform zu reden; denn die Greuel der Revolution waren verblichen, der Pöbel war still, und die Folgen des Friedens (vermindertes Gewerbe) sowie die Folgen des Krieges (die schwere Schuldenlast) ließen sich immer drü-

Kender fühlen. Lord Castlereagh's Tod, die magische Gewalt von Canning's glänzender und gleißender Redekunst, und vor Allem die sogenannte katholische Frage hielt den allgemeinen Ausdruck noch zurück. Als man aber so lange mit jener Frage gespielt hatte, bis sie zum Spiel zu ernsthaft wurde und entschieden werden mußte, da ward es immer lauter mit der Foderung um Reformation des Unterhauses, ja die öffentliche Stimme erhob sich bis zum Donner, als die Franzosen in den letzten Tagen des Juli bewiesen, wie viel ein Volk vermag, wenn es nur den Muth hat, zu wollen. Der Herzog von Wellington war thöricht genug, zu glauben, seine Erklärung gegen Reform und zum Vortheil des alten Systems würde die Foderung der Nation hemmen; aber er mußte weichen; und der Lauf der Begebenheiten hat nun diejenige Partei der Aristokratie ans Staatsruder gebracht, welche, als in der Opposition, seit vielen Jahren für Reform gekämpft hat. Aber wird sie so viel gewähren wollen als die Nation verlangt? Wird sie das Uebergewicht des „Ordens" zerstören wollen, für dessen Erhaltung sich Graf Grey, das Haupt dieses Ministeriums, vor nicht langer Zeit zu sterben bereit erklärt hat? — Schwerlich! — Aber wird man sich mit weniger begnügen, in der Hoffnung, durch diesen ersten Schritt weiter zu gelangen? Möglich, ja wahrscheinlich, so weit es die mittlern Classen betrifft. Aber gewiß nicht bei den Classen der Arbeiter in Städten und Dörfern. Wie übelgesinnt diese Letztern sind, haben sie erst vor Kurzem bewiesen und beweisen es noch; denn obgleich der starke Arm des Gesetzes allen öffentlichen Aufständen ein Ende gemacht hat, so dauern die Brandstiftungen doch fort. Die in den Städten warten jetzt auf Das, was die Minister thun wollen; wenn das einmal entschieden ist, dann erst befürchte ich eine Bewegung unter diesen, welche es nothwendig machen wird, alle bemittelten Bürger zu bewaffnen. Daß es diesen gelingen wird, den Pöbel im Zaum zu halten, ist nicht zu bezweifeln, aber ebenso wenig, daß sie dann selbst die Reformen erhalten werden, die ihnen die jetzige Verwaltung verweigern wird. Es ist möglich, daß alles Dieses blutlos von statten gehe, aber modificirt wird unsere Verfassung so werden, daß man es eine Revolution wird nennen müssen — ob zum Besten des Landes — kann nur die Zeit lehren. 158.

Les deux fous, histoire du temps de François I. Par *P. L. Jacob.* Paris, 1830.

Das historische Sujet oder die Fabel dieses Romans ist die Geschichte Franz I., Königs von Frankreich, und der schönen Diane von Poitiers; insofern es sich aber weniger um Personen, als um Dinge handelt, die Geschichte des alten Paris. Die Haupthandlung geht im Jahre 1523 vor, eine ziemlich seltsame Epoche, weil es unmöglich ist, sich zu derselben nur mit einer einzigen Thatsache, mit einem einzigen Menschen zu beschäftigen, da alle Menschen, alle Vorgänge sich so sehr drängen. Man erwäge nur, wie verwickelt, wie ereignißreich die Anfänge des 16. Jahrhunderts waren, und man wird die Schwierigkeit fühlen, in deren Schilderung Einheit zu bringen. Eine und dieselbe Nation schreitet zugleich vor und zurück. Einerseits gewahrt man den politischen Einfluß Spaniens, andererseits den literarischen Einfluß Frankreichs, inmitten dieser 2 Mächte aber Luther, der bei beiden betheiligt ist; und an der Spitze dieses Fortschreitens in den Wissenschaften, dieses Rückschreitens auf der politischen Laufbahn, Franz I., diesen ritterlichen, poetischen König, den Helden von Marignano und den Gefangenen von Pavia; sodann Scheiterhaufen und Turniere; nichts Bestimmtes weder in der Philosophie noch in den Sitten, noch in den religiösen Glaubensweisen, noch hinsichtlich der Gesetze; Gegenumwälzungen bei jeder Veranlassung, sogar bei Gelegenheit von Ronsard's Sonetten. Erforscht man diese Epoche genau, so wird man dort schon die Keime zu Frankreichs künftigen Schicksalen finden: die Elemente der Rasereien der Ligue und der literarischen Bestrebungen des großen Jahrhunderts. Diesen Keim aufzufinden, ist freilich keine leichte Aufgabe; und, nach unserm Bedünken, war Hr. J. derselben nicht ganz gewachsen. Gleich Anfangs scheint er uns dem gar zu großen Reichthume der Materialien gleichsam zu erliegen, und zwar nicht blos bei Decoration der Scenen, sondern auch bei Vorführung der handelnden Personen. Es kam hier darauf an, das alte Paris, nach Sauval's Vorbilde, ganz so, wie es damals war, wiederherzustellen, sodann aber hier in That und Rede einen Hof zu schildern, der, was die Zahl und die Mannichfaltigkeit der Rollengaben anbetrifft, vielleicht niemals seines Gleichen hatte. Daher kommt es denn auch, daß man nicht selten diese über den Schauplatz ihrer Handlungen selber vergißt, wie z. B. den Monarchen, wie er in seinen Palast einzieht, über die Beschreibung, die der Verf. von diesem Gebäude entwirft. Rückt man in der Lecture des Buches weiter vor, so wird der Effect der Folterqualen des Hrn. de Saint-Vallier durch die Schilderung des Grand-Châtelet und der Marterwerkzeuge geschwächt, die man heutiges Tages gar nicht mehr kennt; und so geht es immerfort, sodaß man gar nicht weiß, worauf man seine Aufmerksamkeit lenken soll, ob auf die Menschen oder auf die alten Denkmäler. In Mitte der dramatischen Handlung treten plötzlich eine Menge Nebenpersonen auf, die man alle kennen lernen will, worüber man aber die Fabel des Romans zu vergessen Gefahr läuft. Studenten, Aerzte, Gesetzesmänner, Freudenmädchen, Gastwirthe und dergleichen mehre treten alle als ebenso viele Individuen auf, die einen besondern Charakter zu Tage legen und die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Sie alle nehmen auch Theil an der Handlung. Das heutige Paris ist fast still und einsam im Vergleich zu jenem alten Paris zu nennen. Hier ist Lärm und Aufstand an allen Ecken. Bald drängt sich das Volk auf dem Grèveplatz, um eine Hexe verbrennen zu sehen; bald eilt es nach Montfaucon, wo man einen Zigeuner henkt; dann wieder nach Clerc's Wiese, um einem Faustkampfe zu Gunsten des Aristoteles beizuwohnen; Turniere, Teufelsbeschwörungen, Processionen, Mysterien, Alles ist diesem Volke gut genug, wofern es dasselbe nur in Bewegung setzt, abgesehen von den politischen Gehässigkeiten, die es, kaum den Händen des Herzogs von Bedford entronnen, noch spalten, von dem Religionshaß, der aufzuglimmen im Begriff ist; dabei aber hat der Hof schon seine Poeten, das Volk nicht minder als der Hof liest Rabelais. Was dieser so mannichfaltigen Schilderung ein wenig Einheit zu geben vermöchte, dies ist die leidenfreie und fast immer sich gleichbleibende Figur Franz I. Dieser Fürst, der über Alles in einem Jahrhundert lacht, wo Alles von seiner ernsten Seite aufgefaßt wird, der bereits Skeptiker zu einer Zeit ist, wo man noch Hexen verbrennt, der sich in Sammet und Seide kleidet, artige Verse macht und inmitten innerer Kämpfe und äußerer Kriege sich Liebeleien hingibt, mit einem Worte, dieser König, der ein wahres Gegenstück zu der Epoche seiner Regierung liefert, ist in der That eine dramatische Person, von der jedoch die französischen Dichter häufig Misbrauch gemacht haben, ohne sich ihrer je würdig zu bedienen. Der Verf. verstand dies ganz wohl. Daher erscheint denn auch Franz I. als die Hauptperson der Handlung; nächst ihm seine schöne Geliebte und sodann die

beiden Titelpersonen des Romans, zuerst Triboulet, im Gegensatz mit dem König, hernach Caillette, als Contrast von Triboulet. Alle diese Rollen waren, als sich der Verf. an die Arbeit setzte, mit Klugheit vertheilt; allein, wie schon angedeutet, im fernern Verlaufe der Darstellung entstand Verwirrung; und bevor Hr. J. noch bis zur Mitte seines Buches gelangt war, verlor er seinen Standpunkt; daher denn jenes Durcheinander, das man selbst in der Sprache wahrnimmt, die bald ein Patois, bald rein französisch ist, wiewol schon der Kritiker Boileau selbst Molière's Bauern ihr Patois nicht einmal gestatten will. Endlich darf man unserm Verf. auch noch den Vorwurf machen, mit gar zu häßlichen Zügen das französische Volk jener Zeit geschildert zu haben. Man findet wirklich in dem ganzen Buche keinen einzigen rechtschaffenen Mann, nicht eine sittsame Frau, keinen Bürger von der mindesten Herzhaftigkeit. Selbst Dante's „Hölle" würde sich vor den Leuten fürchten, die darin vorkommen. Paris im 16. Jahrhundert gleicht einer Höhle des Lasters. Diese Sittenschilderung kann unmöglich wahr sein. Sogar Triboulet's Charakter ist falsch gezeichnet. Der muntere Triboulet mit seiner Schellenkappe auf dem Kopfe und seiner Pritsche in der Hand, der Jedermann irgend einen Schalksstreich spielte, war ein Narr und weiter nichts. Dagegen ist Caillette, der Held des Buchs, eine originelle Schöpfung. Unter der bunten Jacke verbirgt er das Herz eines Edelmannes; er ist Narr von Beruf und ein Weiser von Kopf. Im Auftrag des Königs führt er Dianen nach Paris, liebt sie, ohne es ihr gestehen zu dürfen, ist Zeuge jener Liebe, die ihn tödtlich quält, und stirbt am Ende des Buchs. 27.

Bibliothek christlicher Denker, herausgegeben von Ferdinand Herbst. Erster Band. Johann Georg Hamann. Friedrich Heinrich Jacobi. Leipzig, Barth. 1830. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Nicht genug, daß Hr. Herbst das Andenken an jene originellen und philosophischen Geister, die bei den unermeßlichen Fluten der schriftstellerischen Produkte, und besonders seitdem die Politik alle Federn und Pressen in Anspruch nimmt, immer mehr in Vergessenheit kommen könnten, zu erneuern und zu erhalten strebt, ist es ihm hauptsächlich auch darum zu thun, gerade diese Classe der Philosophen, die seinem idealistischen Sinne so zusagt, als Repräsentanten einer Philosophie aufzustellen, „die aufhört (S. VI) blos abstracte Wissenschaft zu sein". „Auf die Urthatsachen in der Geschichte alles Werdens gerichtet, gewinnt sie mehr und mehr den Charakter einer transscendentalen Weltgeschichte und ihren Höhepunkt in der christlichen Offenbarung findend, wird sie im eminenten Sinne christliche Philosophie. Das Streben nach ihr regt sich schon im patristischen Zeitalter in dunkler Ahnung (— man sollte doch wol denken, je näher dies dem Urchristenthum war, desto heller mußte ihm diese Weisheit vorschweben —) und eine fortlaufende Reihe würdiger Repräsentanten und eine reichhaltige Literatur knüpft sich daran". Das Bedeutendste, zunächst aus dem 18. Jahrh., will daher der Verf. nach und nach zusammenstellen. Christliche Denker sind ihm aber nur solche, „die das Christenthum nehmen, wie es ist, nicht wie es sich nach zufälligen Gesichtspunkten deuten läßt; die aber auch weit entfernt sind von jenem starren geistlosen Dogmatismus, den man zuweilen wol auch für christliche Philosophie ausgegeben hat"; solche, „die in dem positiven Gehalte des Christenthums zugleich die Lichtpunkte für die philosophische Speculation erkannten und die eigenthümlich christlichen Ideen zur Energie lebendiger, individueller Gegenwart sich machten". Daß Rationalisten und Philosophen, welche klare, helle Begriffe lieben, die Gefühle einer Prüfung unterwerfen und durch Vernunft zügeln, für den Glauben auch tüchtige Gründe fodern, nicht zu den christlichen Denkern können gerechnet werden, versteht sich von selbst. Rec. hat Vieles mit Vergnügen in dem Buche gelesen, besonders manche treffende Aussprüche von jenen Denkern über die philosophischen, moralischen und religiösen Richtungen ihrer Zeit. Aber bindende Autorität können sie nur für Den haben, der in ihrem System befangen und nicht mehr freien Geistes ist. Mag daher immer die „Allgemeine deutsche Bibliothek" nicht ohne Grund der Aufklärerei beschuldigt werden, sie hat auch abergläubisches und abgeschmacktes Blendwerk genug zerstört; und was der Verf. gegen die Vernunft sagt, wird er zu seiner Zeit als nicht sonderlich vernünftig erkennen. Auch Rechtglaubige, selbst im alten Sinne des Worts, haben sich bereits über die Wort- und Taschenspielerei erklärt, wie man die Dreieinigkeit, die Erbsünde, die Versöhnung u. s. w. in der neuesten Philosophie erklärt und versteht. Allein, wer sollte sich versucht fühlen, dieser neuen, alleinseligmachenden Kirche mit ihren Kirchenlichtern einen andern Weg zeigen zu wollen, da sie mit der Vernunft und mit Vernunftgründen nichts zu schaffen haben will? Die Welt will einmal, eine Zeitlang wenigstens, betrogen sein; man spricht von Erleuchtung und Fortschritten, läßt aber immer ein Kloster nach dem andern aufbauen; freut sich, daß man glaubt erwiesen zu haben (S. 113), „Christus sei der Goel, der Stern aus Juda"; aber die hohe Idee eines Gottesreiches, das, über alle philosophischen Speculationen und alle theologischen Spitzfindigkeiten erhaben, eine Verbrüderung der christlichen Staaten, Kirchen und Gemeinden stiften soll, ist solchem Sektengeiste noch ferne. 30.

Notizen.

Die englische Handelsmarine.

Im Jahr 1829 wendete England zu seinem Handel mit Rußland 16,000 Matrosen an, mit Preußen 5800, mit Deutschland 5200, mit den Niederlanden 6800, mit Frankreich 9000, mit Portugal 2500, mit Spanien 3400, mit Italien 3000, mit Indien 4800, mit China 2800, mit den Vereinigten Staaten 2700, mit den englisch-ostindischen Colonien 14,400, mit Canada und den Colonien im nördlichen Amerika 20,000, mit Brasilien 1800, und zum Wallfischfang 4400; also im Ganzen 122,000. Die Tonnenlast der Handelsschiffe zusammen betrug 2,184,000 Tonnen.

Zunahme der Bevölkerung in Rochester.

Diese im Staat Neuyork gelegene Stadt wurde 1811 gegründet. Damals bestand das Ganze aus wenigen Häusern, und schon 1828 zählte der Ort mehr als 10,000 Einwohner. Diesen schnellen Fortschritt muß man besonders dem Eriecanal zuschreiben, durch welchen ein ungemeiner Verkehr in diese Gegend gebracht wird, sodaß sich fast täglich neue Niederlassungen daselbst gründen.

Ueber Aerolithen.

Durch den Prof. Silliman zu Neuhaven in den Vereinigten Staaten sind mehre Beobachtungen über den zu Tenessee und und im Staat Georgien gefallenen Aerolithen angestellt worden, die in verschiedenen Punkten von den bisherigen Wahrnehmungen bei dem Fall dieser Körper abweichen. So stürzte z. B. der Aerolith in Georgien aus einer kleinen, schwarzen Wolke mit einem Zischen herab, ähnlich dem, wenn man glühendes Eisen in Wasser taucht. Das Gewicht des Steins betrug 36 Pfund. Das Eisen in demselben ist vollkommen rein und gediegener, als die Kunst es hätte machen können. Da man die Masse noch nicht in ihrer Zusammensetzung durchaus untersucht hat, so läßt sich auch nicht genau angeben, in wie weit sie in ihren Bestandtheilen mit andern, einer Prüfung unterworfenen Aerolithen übereinstimmt. Auf dem Bruch unterscheidet sie sich jedoch in mehrfacher Hinsicht von diesen. Das Eisen ist hier in glänzenden Punkten auf einem graulichen Grunde eingesprengt und läßt sich leicht durch den Magnet trennen. Die specifische Schwere ist 3,37. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1831.

Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Erster Theil. Stuttgart, Cotta. 1830. 8. Preis für 2 Theile 3 Thlr.*)

Wenn uns der „Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe" ein lebendiges Bild von dem künstlerischen Streben des Erstgenannten der beiden unsterblichen Nationaldichter verschafft hat," so verspricht uns das vorliegende „Leben" eine Reihe von Beiträgen zur Charakteristik Schiller's des Menschen. In dieser Hinsicht füllt das Buch, das aus der Feder einer vertrauten Freundin Schiller's, der Frau von Wolzogen, seiner Schwägerin, geflossen ist, deren Schriftstellername in der jüngstvergangenen glänzenden Periode unserer schönen Literatur mit Ruhme genannt wird, manche fühlbare Lücke der bisherigen Biographien Schiller's aus, selbst die Körner'sche nicht ausgenommen, als deren weitere Ausführung sich die gegenwärtige bescheiden ankündigt. Frau von Wolzogen fand in dem Nachlaß ihrer Schwester, der Witwe Schiller's, viele Notizen über sein Leben, meistens Erinnerungen aus seinen Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte. Diese Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schiller's Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt, Nachrichten eines treuen Jugendfreundes und das eigne lebendige Andenken der Verfasserin an die 17 Jahre, die sie in innigster Freundschaft mit ihm und größtentheils in seiner Nähe verlebte, lieferten, laut der Vorrede, manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, das der Welt so lieb und wichtig geworden ist. Dazu kommt noch, wenigstens in diesem 1. Theile, eine gute Anzahl von Briefen Schiller's, die zum Theil auch für den Gang seiner ästhetischen Bildung von großer Wichtigkeit sind, in jedem Fall aber das Charakterbild Schiller's erst recht in seiner Vollendung darstellen.

Der erste Abschnitt des Buches gibt uns eine Schilderung von Schiller's Aeltern, Kindheit, Studien und Jugend, zum großen Theil aus Körner's Lebensabriß entlehnt, doch mit manchem bisher unbekannten Umstande bereichert, und mit ebenso gemüthlichen als lebendigen Zusätzen vermehrt. „Schiller", erzählt uns das Leben S. 6 fg., „war vom frühesten Alter an ein zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen seinen Körper hart an, und er litt oft von krampfhaften Zufällen, die jedoch seine gute Natur bald überwand. Schon im 4. und 5. Jahr war er auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas, und unerschöpflich in Fragen, bis er den Inhalt recht gefaßt. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Morgen- und Abendgebet, was der Vater im Kreis der Seinen laut sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei. Seine ältere Schwester gedenkt: „„Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehen eines Engelsköpfchens"". Welche religiöse Zweifel auch späterhin Schiller'n bedrängen mochten, das Gemüth, die Innerlichkeit, die bei jedem guten und reinen Menschen am Ende das Band zwischen Himmel und Erde machen, waren früh in ihm geweckt und gebildet. Durch seinen großen Geist verklärt, sollten sie einst nicht allein ihm Befriedigung und Ruhe geben, sondern ihn auch fähig machen, Gottes Wege auf Erden in großen Bildern den Menschen darzustellen".

Sehr anziehend ist die Erzählung vom Leben der Schiller'schen Familie im Dorfe Lorch (S. 8 fg.), nur ist zu bedauern, daß die Verfasserin jene lieblichen Localitäten nur aus Anderer Munde zu kennen scheint und daher einige Unrichtigkeiten und Verwechselungen sich zu Schulden kommen läßt, die den schwäbischen Leser ohne Zweifel stören werden. Aber freuen wird es Jeden, dem jene anmuthige Waldgegend theuer ist, daß Schiller immer große Anhänglichkeit an Lorch behalten hat, und daß dieser Ort, als er die Akademie verlassen hatte, das Ziel des ersten Ausfluges war, den er mit seiner Schwester machte. „Jedem fühlenden Menschen ist das Paradies seiner Kindesträume werth. Doppelt werth ist es einer genialen Natur, da ihre Träume reiner und klarer sind und das Geheimniß ihrer innern Gestaltung sie durchweht".

Mit Dank wird der Leser auch die Mittheilungen des Medizinalrathes von Hoven in Nürnberg, eines Spiel- und Schulgesellen Schiller's und dessen vertrauten Freun-

*) Vgl. Nr. 363 d. Bl. f. 1830. D. Red.

des auf der Karlsakademie in Stuttgart, annehmen (S. 13 fg.). Diese verbreiten sich besonders über Schiller's Aufenthalt in der letztern Anstalt und machen es uns sehr anschaulich, daß dies gerühmte, in vieler Hinsicht rühmenswerthe Institut, dem, sowie seinem fürstlichen Gründer auch unsere Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, auf unsern Dichter nicht vortheilhaft wirken konnte. Es herrschte in diesem Treibhause des Geistes, in welchem Schiller, seiner jugendlichen Neigung zur Theologie entsagend, schon mit dem 15. Jahre das Studium der Rechtswissenschaft begann, das er später gegen das der Medizin vertauschte (vergl. S. 16 fg., 22 fg.), der peinlichste physische Zwang, und es kostete ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte militairische Ordnung zu fügen; doch machten Energie des Charakters und seine mehr nach Innen als nach Außen gerichtete Thätigkeit ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer. „Schiller bemerkte aber im reifern Alter, daß die Vielseitigkeit der Ausbildung, die sich viele andere Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen sei. Ein Commandowort konnte den innern Kreislauf seiner Ideen nicht fesseln. Von einem Lehrsaal in den andern folgte ihm seine Bilderwelt, und die Worte des Lehrers wurden oft nur unwillig vom Gedächtniß aufgenommen. Doch verkannte er die großen Vortheile dieser Anstalt nicht. Mangel an freier Bewegung, die diesem Alter so nöthig ist, war ein Hauptübel, das sie veranlaßte. Auch die Unfähigkeit mancher Aufseher, ein reines Urtheil über die Fähigkeiten und die Moralität der Knaben fällen zu können, nährte ein dumpfes Gefühl erlittener Ungerechtigkeit. Die klösterliche Einschränkung der Jünglinge, die, aus der Freiheit ihres Familienkreises gerissen, hinter Mauern von der Welt durch eiserne Thore und Schildwachen geschieden wurden, mußte ihnen hart und drückend erscheinen. Die Mütter und noch unerwachsene Schwestern durften am Sonntag Söhne und Brüder besuchen. Die Eingeschlossenen vernahmen, wie sich die Welt um sie her bewegte, träumten von Genüssen, die ihnen, als unerreichbar, doppelt reizend erschienen, und wenn sie aus dem Kreise der Ihrigen in ihre öden Säle zurückkehrten, mußte die Sehnsucht nach Freiheit, mit Unmuth gepaart, sie ergreifen" (S. 31—33). „Daß in dieser Abgeschlossenheit vom wirklichen Leben und all seinen freundlichen Eindrücken die productive Phantasie zuerst grelle und gigantische Formen, wie sie in den „Räubern" dastehen, ergriff, war natürlich. Tiefe Ehrfurcht vor dem Recht, das heilige Sehnen nach verlorener Unschuld, diese reinen Grundzüge der energischen und reichen Jünglingsseele, gaben diesem Product einen eignen Zauber; der Odem der Freiheit, einer edeln Seele Lebensluft, hatte ihn aus seinem Plutarch angeweht. Die engen Weltbande, die ihn umgaben, wurden durch Bilder der Vorzeit zersprengt. Er wollte nur höhere Naturen darstellen in Tugend und Laster, und wenn er das gemeine Leben ergriff, so war es von der komischen Seite. Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, oft als krank an, um in dem Krankensaale der Vergünstigung einer Lampe zu genießen. In solcher Lage wurden die „Räuber" zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog Karl den Saal; dann fuhren die „Räuber" unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes medizinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft" (S. 35—37).

Wir reihen an diese vortrefflichen Bemerkungen noch eine Betrachtung, welcher sich der Geist einer Frau vielleicht absichtlich entzogen hat. Der Hauptnachtheil jener klösterlichen Erziehung für Schiller war gewiß auch seine gänzliche Abgeschiedenheit von der Frauenwelt. Wie belebend und läuternd der Umgang mit edeln Frauen auf das von den widerstreitendsten Trieben und Gefühlen bestürmte Jünglingsherz wirkt, das lehrt Jedem, der in glücklichen und natürlichen Verhältnissen aufgewachsen ist, die Erfahrung. Das Verderbliche der gewaltsamen Vorenthaltung jenes Umganges wird aber nicht nur an gewöhnlichen Menschen sichtbar, bei welchen sie entweder linkische Blödigkeit oder gemeine Sittenlosigkeit für das ganze Leben hat; sondern auch an den bessern und hochbegabten Geistern, welche jenen Mangel aus der eignen Phantasie und aus der Bücherwelt zu ersetzen suchen und bei dem edelsten Streben auf die unnatürlichsten Abwege gerathen. Eben den frühesten Schöpfungen Schiller's von Frauencharakteren, der Amalie in den „Räubern", der Louise Millerin, der Frauen im „Fiesco", und selbst noch im „Don Carlos" merkt man jene Erfahrungslosigkeit gewaltig an. Noch empfindlicher war der Einfluß jenes Zwanges auf Schiller's lyrische Poesie, wie sie sich um jene Zeit in seiner „Anthologie auf das Jahr 1782", einem Buche, das jetzt nur noch in wenigen Händen ist, concentrirt hat. Während des Dichters das Höchste postulirender Geist sich in seinen Dramen in die Lüfte schwang, machte sich hier die niedergehaltene Leidenschaft gewaltsam Luft und die wilde Begierde tobte keck und trotzig aus. Hier ist der Tummelplatz jener jugendlichen Thorheit und jenes Sinnentaumels, von welchem auch die Verf. S. 39, freilich mit Scheu und darüber hinwegeilend, spricht. Auch finden wir es ganz glaublich, wenn sie uns erzählt, „daß wir die Gedichte an Laura einem Liebesverständniß mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin verdanken, und daß sie mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen seien". Schiller's Flucht aus Stuttgart vor dem Unwillen des gereizten Herzogs, die wir hier S. 41—55 ausführlich erzählt lesen, und sein Aufenthalt in Manheim (S. 56—62), aus welchem vieles Anziehende und bis jetzt Unbekannte berichtet wird, trugen nicht dazu bei, jenes Misverhältniß seines Geistes zu heben, ihm die reinere Stimmung, die der Dichter so nöthig hat, zu geben und seine eigne bis jetzt fest verschlossenene Gemüthswelt ihm aufzuthun. „Ungeschicklichkeit in ökonomischen Einrichtungen,

die aus Unbekanntschaft mit der Welt entsprangen, Momente des jugendlichen Leichtsinns, zu denen das Leben mit der Theaterwelt lockte, und die sich immer durch Reue und Schwermuth rächten, trübten die ganze Lage" (S. 58).

Keine der Biographien Schiller's hatte uns den Uebergang des Dichters aus jener nicht selten rohen und gemüthlosen Laune seiner frühesten Producte zu der stillen sittlichen Würde und dem heiligen Ernste, die sich bald darauf in seinen übrigens künstlerisch noch unvollkommenen Geisteswerken fühlbar machen, und deren Fülle die spätern Erzeugnisse seiner Muse beseelt und verklärt, psychologisch begreiflich gemacht. Erst die Verfasserin dieses Lebens löst uns das Räthsel, ohne die Lösung mit Worten auszusprechen. Wir sehen Schiller'n von der Dichter erziehenden Vorsehung, in der Einsamkeit einer wildschönen Natur der Pflege und dem Umgang einer der edelsten Frauen zugeführt, und neue Saiten ertönen rein und voll in dem lange verstimmten Herzen. Körner's Lebensabriß erwähnt nur kurz des Jahres, das Schiller (1782—83) in der Nähe von Meiningen zu Bauerbach, einem Gute der Geheimeräthin von Wolzogen, zubrachte, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Von welcher Wichtigkeit dieses Jahr für Schiller's inneres Leben war, erhellt erst aus unserm Buche (S. 62 fg.). Jene Dame war „eine Frau von seltener Herzensgüte und scheute kein Opfer, wenn es dem Glück ihrer Freunde galt. Ihr lebendiges Herz und ein angeborener Sinn für alles Gute und Schöne machte ihren Umgang anmuthig und wünschenswerth und erwarben ihr überall Freunde. Schiller schloß sich mit wahrhaft kindlicher Liebe an diese gute Frau an; auf ihrem Gute lachten ihm Einsamkeit und Freiheit, die ihm in der gegenwärtigen Lage das Wünschenswertheste schienen, freundlich entgegen, das Dorf, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen, war dicht mit düstern Fichtenwäldern umgeben, die von noch höhern Bergen rings umschlossen wurden. Aber der Hauch der Freiheit war Schiller'n wohlthätig, und seine Phantasie gefiel sich in den Bildern der Einöde zwischen den schroffen Felsenabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen. Lange lebte hier Schiller unerkannt von Seiten des Geistes in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meiningen, Reinwald, der in der Folge sein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings; dieser, als Bibliothekar, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn auch zuweilen. Hier machte er den Entwurf zu „Don Carlos" und dachte auch schon an „Maria Stuart". Was bei leichtem, fröhlichem Jugendsinn, in heiterer Umgebung sich vielleicht in einzelnen Lichtfunken zerstreut hätte, concentrirte sich in Einsamkeit und Ernst zu einem mächtigen Bilde. Wie das jugendliche Herz, bewegt von Haß und Liebe, schlägt, wie alle Lebensbilder vor der dichterischen Imagination bald als kolossale Nebelgestalten, bald im lichten, freundlichen Sonnenschimmer stehen, zeigen die Briefe, die Schiller aus Bauerbach an seine nur selten dort wohnende mütterliche Freundin und deren Sohn (Wilhelm von Wolzogen) schrieb und die am Ende dieses zweiten Abschnitts mitgetheilt sind. Jede Laune des Tags, ja der Stunde spricht sich in ihnen aus. Tiefes und reines Gefühl, das aus allem krausen Gewölk der Phantasie hervorbricht, und Billigkeit des Urtheils, das im Element des klaren Verstandes immer obwaltet, bringt unsern Freund allen edeln Seelen nur näher. Wie empfänglich er für den Genuß zarter Geselligkeit war (oder durch diese vortrefflichen Menschen wurde), wie innigen Antheil er an dem Wohl der Familie nahm, der er eine Freistatt verdankte, wie das Schicksal aller seiner Umgebungen seinen freundlichen, echt humanen Sinn berührte, zeigen diese Briefe auf die liebenswürdigste Weise" (S. 62—70). Wir brauchen zu diesen Mittheilungen, die wir gern in weniger gedrängtem Auszuge gegeben hätten, nichts hinzuzufügen, und verweisen den Leser auf die Briefe selbst, die in Bauerbach vom 4. Jänner bis zum 30. Mai 1783 reichen und von Manheim aus bis zum 15. Juni 1784 fortgehen (S. 71—199). Sie leiden keine Auszüge; denn gerade der gleiche, reine, innige Ton, der sich durch das Ganze fortsetzt, die Seele, die sich im Ganzen spiegelt, machen sie so anziehend und veranschaulichen uns den Gang von Schiller's Herzensbildung. Keinen kleinen Antheil an dieser letztern scheint die einzige Tochter der Frau v. W., Lotte, gehabt zu haben, die gegen das Ende seines bauerbacher Aufenthaltes dem jungen Mann eine lebhafte, wiewol unerwiderte Neigung eingeflößt hatte (S. 130—132).

(Der Beschluß folgt.)

Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Von Karl Friedr. Scholler. Erster Band: Italienische Reise. Leipzig, Hartmann. 1831. Gr. 8. Preis für 2 Bände 3 Thlr. 8 Gr.

Die verdienstvollen Arbeiten über Italien häufen sich dergestalt, daß man anfangen muß, sie in Classen zu theilen, um dem Leser anschaulich zu machen, von welcher Gattung von Arbeiten gerade die Rede ist. Die vorliegende gehört zu den strengen, zu den kunstwissenschaftlichen, gelehrten und hält etwa die Mitte zwischen Rumohr's Forschungen und Thiersch' oder Kephalides' mehr miszellenartigen Arbeiten. Der Verf. ist ein tüchtiger Kunstkenner, wiewol er selten seine eigne Meinung gibt. Allein, er gibt gewissenhaft die seiner Vorgänger und prüft sie. Matthisson, Kephalides, Elise v. d. Recke, Thiersch, Fiorillo, Rumohr, Lanzi, Winckelmann, Hirt, Sickler, Niebuhr, Böttcher, Agincourt und Cicognara werden von ihm ohne Unterlaß citirt und in ausführlichen Anmerkungen nebeneinander gestellt, und für den mit Kunstzwecken Reisenden kann dies Buch daher als ein treffliches Compendium aller jener großen Werke dienen, die man nicht immer bei sich führen kann. Alles nicht auf Kunst oder Kunstgeschichte Bezügliche ist dagegen ungenügend und schwach dargestellt, und der Leser, welcher sich über Volkssitte, gesellschaftliche Stellung, Literatur oder herrschende Gesinnung in Italien unterrichten will, wird zu andern Werken seine Zuflucht nehmen müssen.

Die verdienstvolle Arbeit hat den Fehler der meisten Reiseschilderungen von Italien. Sie ist im Anfang zu breit, zu detailreich und umfaßt das Unbedeutende mit zu großer Ausführlichkeit. Dieser fast allgemeine Fehler ist verzeihlich. Dem kunstsinnigen Reisenden, der Italien zum ersten Mal betritt,

scheint Alles neu, Alles wichtig und bedeutend. Erst späterhin, nachdem er den Süden des Landes erreicht hat, erkennt er, wie Das, was ihm in Norden bedeutend erschien, nach und nach an seinem Werth einbüßt und von andern Interessen überwogen wird. Sowie unsere Literatur über Italien, die eine recht ansehnliche Bibliothek für sich bilden könnte, jetzt steht, sollte eine Reisebeschreibung durch Italien nur bei dem zweiten Besuch der Halbinsel oder wenigstens von Süden her begonnen werden, es sei denn, daß Jemand diese Schilderung mit ganz neuen Zwecken unternähme. Ganz besonders aber möchten wir diese Verhaltungsregel solchen Reisenden empfehlen, die über Kunst und Kunstgeschichte zu schreiben die Absicht hegen; denn auf diesem Wege allein können die Gegenstände die Stellen gewinnen, welche sie ihrer Bedeutung nach einzunehmen bestimmt sind. Der Verf. ist diesem Grundsatz nicht gefolgt, und es hat fast das Ansehen, als habe er absichtlich das minder Wichtige in diesem 1. Bande zusammenstellen wollen. Er folgt dem herkömmlichen Wege; allein er durchfährt Florenz bei der Nacht, und dieser Theil endet mit der Ankunft in Rom. So sind es denn Mailand und Venedig, die er uns hier besonders kennen lehrt, und nebenher etwa noch Bologna, Perugia und Assisi. Jedoch auch Mailand hat er nur ungenügend gesehen; über Venedig zu schreiben, ist nach Thiersch, Meyer u. A. fast nutzlos, und in Perugia und Assisi bringt er nur einige Stunden zu. Bei einer so raschen Reise ist kaum Zeit zur Feststellung eines selbständigen Urtheils; und wenn man vollends noch die nöthige Muße zur Verzeichnung seiner Notizen abrechnet, so begreift man kaum, wo der Verf. die Zeit hernahm, alles Das zu sehen, von dem er spricht. So gelehrt also dies Buch ist, so ist es dennoch nicht mehr als ein gelehrtes Résumé Dessen, was Andere gesagt haben, und nur in dieser Beziehung kann es empfohlen werden.

Der Verf. ist bewunderungswürdig prompt in seinen Citaten. Ueber jeden Gegenstand hat er ein solches bei der Hand; man sieht, er hat Alles gelesen, und durchreist Italien in der Absicht, ein Buch darüber herauszugeben. Indeß hätte es in der That kaum aller seiner Citate bedurft. Wer gibt sich z. B. die Mühe, über die borromeischen Inseln die 10 oder 12 Bücher nachzulesen, die er anführt; und wozu? Er citirt bei dieser Gelegenheit Morgenstern, „Eugenia's Briefe", das „Tagebuch" der Brun, Matthisson's „Erinnerungen", Ebel's „Anleitung", Reichard's „Guide", Carlo Amoretti's „Viaggio" etc., Bernucca's „Viaggio", „Voyage de Genève" etc., Brunn Neergaard's „Voyage pittoresque" u. s. w. Warum nicht auch Jean Paul's „Titan"? In Mailand beschreibt er ausführlich die Procedur des allbekannten Morraspiels. Dies Beides nur zum Beweis, wie viel Unwichtiges ihm im Anfang seiner gelehrten Reise als wichtig erscheint. Leonardo da Vinci's Abendmahl gibt zu einer langen Abhandlung über den malerischen Moment dieses Gegenstandes Anlaß. Dergleichen gehört kaum in eine Reise durch Italien; es ist darüber leicht hin und her zu sprechen, ohne alles Resultat. Wir begegnen dem Verf. lieber bei rein-kunsthistorischen Untersuchungen, wie z. B. die über die korinthischen Pferde zu Venedig. Der Verf. hat den Vortheil, die neueste Reisebeschreibung geliefert zu haben: Alles, was zwischen dieser und frühern Arbeiten geschrieben ist, steht ihm zu Gebote und er hat gewissenhaft Alles gelesen. Sein Kunsturtheil ist offenbar ein gewichtiges, beachtenswerthes, und als besonders neu und dankenswerth ist uns seine Ansicht über Tizian aufgefallen. Er betrachtet die venezianische Malerschule überhaupt als in einem ähnlichen Verhältniß zu der italienischen Malerei im Allgemeinen, wie die niederländische zu der deutschen. Dann fährt er S. 242 fort: „Eine Vergleichung zwischen Rafael und Tizian muß zu sehr bedeutenden Ergebnissen führen. Jener ging von einer Manier aus (der des Perugino), die so strenge geschlossen war als die irgend eines alten Meisters. Durch subjectiv-ideale zierliche Formen hindurch bildete er sich nach und nach zu jener klaren Naturanschauung empor, vermöge welcher in seinen höchsten Werken Ideal und Wirklichkeit, Geist und Natur in harmonischer Durchdringung erscheinen. Ein anderer war der persönliche (?) (soll wol heißen: künstlerische) Charakter Tizian's. Wo Rafael in früherer Zeit zarte, zierliche Gestalten in der Manier seines Meisters schuf, da sehen wir Tizian frisch, lebenskräftig, fast verwegen, meist gewöhnlicher, oft gemeiner Natur verwandt. Doch bald verließ er die Schule und trat selbständig auf. Von Naturanschauung ausgehend, erhob er sich in seinen letzten Werken zum Ideal; auf dem Gipfel der Kunst trifft er mit Rafael zusammen, nachdem Beide auf ganz verschiedenen Wegen zu dieser Höhe gelangt sind". Diese Ansicht ist neu und gut; allein, wie in allem Kunstraisonnement, ist doch auch viel Rhetorisches dabei. Was bedeutet z. B. dies Zusammentreffen Tizian's mit Rafael auf den Höhen der Kunst? Sind Beide eins? Unterscheiden sie sich nicht mehr? Ist der Eine nicht immer wesentlich idealistisch, der Andere ebenso entschieden realistisch in seinem Streben? Was ist also mit alle Dem gesagt? Wahrlich, wir unsererseits sind seit einiger Zeit dahin gekommen, daß uns alles derartige Kunstraisonnement höchst verdächtig ist; das Meiste dabei kommt auf hohle Redensarten, auf Floskeln und rhetorischen Schmuck hinaus. Und dies ist die Wissenschaft, in der wir Deutsche allein stärker sind als alle übrigen Nationen zusammengenommen, die Wissenschaft, die unsern Stolz nährt und unsern Hochmuth geboren hat, diese, wie ein geistreicher Mann es ausdrückt, „leere und dünkelhafte Wissenschaft des Ueberschauens". Doch zurück! Der Verf. setzt von Venedig seine Reise fort, so schnell, daß er sehr Vieles, was wir gesehen haben, nicht sieht. In Perugia wird viel darüber gesprochen, welches Rafael's erste, welches seine letzte Arbeit sei, bevor er nach Siena ging; Alles ziemlich ertraglos. Das Beste enthalten, wie immer, die Anmerkungen. In Assisi ist der Verf. sehr ungenügend; ein Mann wie er hatte hier für 8 Tage vollauf zu thun. Ueber das „Sacro convento" kennt er K. Witte's bedeutende Arbeit nicht einmal. Rumohr selbst ist hier öfter voll gewagter Vermuthungen, und doch begnügt sich der Verf. mit der Aufzählung der Annahmen dieses gelehrten Kunstkenners. Von nun an geht die Reise noch rascher und endet an den Thoren Roms.

Sollen wir unser Urtheil über diese Arbeit noch einmal wie in einer Summe zusammenfassen, so lautet es folgendermaßen: Als ein Repertorium aller gelehrten Meinungen über die bedeutendsten Kunstgegenstände Italiens ist es, seiner compendiösen Fassung wegen, sehr schätzbar; auch ist es beachtenswerth als das neueste kunsthistorische Werk über Italien, dessen heutigen Zustand in dieser Beziehung es kennen lehrt. Die eignen Urtheile des Verf. dagegen sind selten bedeutend und keineswegs unangreifbar; als Kunstphilosoph zeigen einige Abhandlungen, wie z. B. über das Abendmahl, die Pferde des Lysipp u. s. w., von scharfem Denken und vielem Wissen; in allen übrigen Beziehungen ist diese Reise unbedeutend. Wir werden auf die etwa nachfolgenden Bände zurückkommen und hoffen, daß der Verf., einmal in Rom angelangt, das Unwichtige in ein besseres Verhältniß, als die jetzt geschehen, zu dem Wichtigen und Bedeutenden stellen wird. 40.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1831.

Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 43.)

Auch für die mitgetheilten Briefe Schiller's an Reinwald in Meiningen müssen wir sehr dankbar sein, da sich der damalige Gang seines Geistes und besonders die erste Entstehung des „Don Carlos" darin kundthut. In dieser Hinsicht verdient der Brief vom 14. April 1783 (S. 99—107) besondere Aufmerksamkeit; denn es spricht sich darin eine Ansicht aus, die der Aesthetiker zwar keineswegs billigen kann, und welche Schiller gewiß 12 Jahre später belächelnd verworfen hätte, die aber ein helles Licht auf die Behandlung der Charaktere in den „Räubern", dem „Fiesco" und dem „Don Carlos" wirft. Schiller entwickelt nämlich in jenem Briefe die Behauptung, daß der Dichter der Freund seines Helden sein müsse, ja, dessen Mädchen, dessen Busenfreund; daß die Dichter dann am meisten rühren, erschüttern und entflammen, wenn sie selbst Furcht und Mitleid für ihren Helden gefühlt haben. Sehr rührend ist der Schluß dieses Briefes; nachdem er sich in gewaltigen Worten abgerungen, um ahnen zu lassen, was Alles er in „Don Carlos" darstellen wolle, sagt er am Ende: „Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich".

Der 3. Abschnitt zeigt uns den Dichter wieder in Manheim, mit der äußern Welt, mit der Aufführung seiner Stücke, mit seinem Ruhme beschäftigt, aber voll Sehnsucht nach der Einsamkeit, die er verlassen, nach dem stillen, häuslichen Leben, das er kennen gelernt hat. Man fühlt es, daß von nun an sein Geist gegen die Einflüsse der äußern Welt gestählt ist, daß er Schutzgeister gegen das Böse gefunden hat. „Ich übergebe Sie" (schreibt er an seine geliebte, mütterliche Freundin vom 11. Sept. 1783) „dem Arm des unendlichen Gottes, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft, wenn der Gedanke Ihnen Freude gewähren kann, bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein. Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner, unverfälschter Zuneigung hing, und eine solche Freundschaft ist über allen Wechsel der Umstände erhaben". Welche Sprache des Himmels gegen die tobenden, himmelstürmenden Verse der „Anthologie!"

Von Manheim aus äußert er auch ein unerwartetes Verlangen nach häuslicher Niederlassung, nach einer Heirath (S. 197). Die Verf. klärt uns diesen Wunsch auf, indem sie uns die erwiederte Neigung des Dichters zu Margarethen, einer geistvollen und liebenswürdigen Tochter des Buchhändlers Schwan, bekanntmacht, der aber dieser Letztere entgegen war (S. 206—209).

Ein unerwarteter Ruf der Sympathie ertönte unserm Dichter nun in der Mitte des Jahres 1784. Wir lassen ihn selbst erzählen: „Vor einigen Jahren widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme ein Paket aus Leipzig und finde von 4 ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die Eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die Andere sich und die andern 3 Personen gezeichnet, ein Dritter hatte ein Lied aus meinen „Räubern" in Musik gesetzt. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die reinste Achtung hervorgebracht, ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten; und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in 100 und mehr Jahren, wenn mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß" (S. 195—197).

Die Freunde, die Schiller's Genius in der Sendung begrüßten, deren dieser Brief erwähnt, waren Körner und Huber, 2 junge Gelehrte in Leipzig. Minna Stock, Körner's Braut, und ihre Schwester Dora hatten die freundlichen Gaben gearbeitet. So sollte Schiller nie ohne weibliche Schutzgeister bleiben. Im April 1785 folgte er der Einladung, sich in Leipzig diesem glücklichen Kreise anzuschließen. Hier wirkten alte und neue Verbindungen, die ihn die Freuden vertrauter Freundschaft genießen lie-

ßen, und das Anschauen einer fremden bewegten Welt wirkte wohlthätig auf seine Gemüthsstimmung. Das Buch führt uns anmuthige Bilder aus diesem Aufenthalt vor und berichtet uns fortwährend über Schiller's literarische Arbeiten (S. 213 fg.); auch erzählt es uns von einer Leidenschaft, die dem Dichter hier eine ausgezeichnete Schönheit einflößte, die jedoch seiner nicht würdig war. Schiller's Freunde retteten ihn aus diesem Zaubernetze (S. 220 fg.). Im Frühling 1787 finden wir den Dichter in Weimar. Göthe war damals in Italien. Von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. „Wir werden schöne Stunden haben", schreibt Schiller an einen Freund; „Wieland ist jung, wenn er liebt!" Indessen wirkte die weimarische Welt im Ganzen mehr bildend als belebend auf Schiller. Der Ton der Gesellschaft war kritisirend, mehr abweichend als entgegenkommend. Von rheinischer Liberalität und schwäbischer Herzlichkeit war wenig zu finden. Sein guter Genius hatte indessen für eine neue Richtung seines Lebens gesorgt. Am Ende des Oktobers 1787 machte er eine Reise nach Meiningen zu seiner dort an seinen Freund Reinwald verheiratheten ältesten Schwester und der treuen Freundin Frau von Wolzogen, die sich eben der Anwesenheit ihres Sohnes erfreute. Diese Reise führte ihn in neue Verhältnisse (S. 222—226), welche uns die Verf. in dem 5. Abschnitte dieses Theils (S. 227—308) unter der Ueberschrift: „Neigung, Rudolstadt" berichtet.

„Meine Schwester", erzählt sie, „lebte mit meiner Mutter und mir in Rudolstadt, am Ufer der Saale, in einem Thale, dem ferne großgezeichnete blaue Gebirge und nahe waldumkränzte Anhöhen, von denen es umgeben ist, so großen Reiz verleihen. Die sanfte Krümmung des Flusses, die 3 frischen und angebauten Thäler, die sich dem Auge eröffnen, geben der Gegend einen eignen Zauber. Unser trefflicher Vater (Herr von Lengefeld), der als Forstmann berühmt war, hatte eine große Welt- und Lebensansicht und wollte die Töchter besser unterrichtet sehen, als es in dem kleinstädtischen Wesen, das uns umgab, gebräuchlich war; und unsere Mutter, in deren liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag, die auch selbst eine bessere Erziehung genossen, ging ganz in seine Gesinnung ein. Wir hatten früh Vielerlei, wie es der Zufall bot, gelesen, meistens Bücher, die das Herz und Gemüth ansprechen; Schiller scherzte späterhin oft mit uns und behauptete, man werde es uns immer anmerken, daß wir mit dem Grandison aufgewachsen seien. Die Phantasie bot uns ihre schönsten Freuden; daß aber dies Leben in ihr uns nicht schädlich würde, dafür sorgte der Vater auf zweierlei Weise. Er bemühte sich sorgsam um die Ausbildung unsers Körpers und sorgte für die Entwickelung unsers Verstandes. Wir lernten frühzeitig fühlen, was wir suchen sollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menschen, der männlichen Würde insbesondere faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Gestalt des Vaters, welche Festigkeit in Grundsätzen der Ehre und schöne Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild" (S. 229—234).

Der Vater war schon lange todt, als in diesen auf eine solche Erscheinung würdig vorbereiteten Kreis Schiller eintrat, nachdem er ein halbes Jahr früher die flüchtige Bekanntschaft dieser Familie gemacht hatte. „An einem trüben Novembertage im Jahr 1787 kamen 2 Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier. Es war Schiller, dessen Zukunft sich an diesen Abend knüpfte. Er fühlte sich wohl und frei in unserm Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben, galt uns das Geistige mehr als Alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritischen Urtheilen und Vorurtheilen, nur der eignen Richtung unserer Natur folgend. Dies war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen. Der Gedanke, sich unserer Familie anzuschließen, schien schon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unserer Freude sprach er beim Abschiede den Plan aus, den nächsten Sommer in unserm Thale zu verleben" (S. 236—238).*) Und nun folgen Briefe an Frau von Wolzogen, an Körner und endlich eine ganze Reihenfolge an Lottchen von Lengefeld selbst und an ihre ältere Schwester, die Verf., die damals an einen Herrn v. B. verehelicht war. Alle diese Briefe sprechen den wohlthätigen Eindruck aus, den dieser edle weibliche Kreis auf Schiller'n gemacht hatte, und zeigen, wie sein Herz zu seiner nachmaligen Lebensgefährtin sich gezogen fühlte, und welche Hoffnungen er an die Bekanntschaft mit ihr knüpfte. „Meine Schwester", schreibt Frau v. W., „konnte wol in jedem Sinne eine wünschenswerthe Verbindung für Schiller sein. Sie hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind".

Nach dieser Schilderung wird der Leser die Briefe Schiller's, welche eine reine und starke Neigung, in stetem Wachsen begriffen, darstellen, mit doppelter Lust lesen und nachfühlen. Sie sind zu reich an schönen, gemüthvollen Stellen, als daß unsern Lesern mit wenigen Auszügen gedient sein könne. Wir wollen es daher bei einer einzigen

*) S. 262 des Lebens berichtet uns über ein Monument, das ein kunstliebender Verehrer Schiller's zu Rudolstadt auf einer kleinen Höhe, die ein Wäldchen krönt, errichtet hat, wozu Dannecker seine kolossale Büste zu einem Bronzeabguß verehrte.

Probe bewenden lassen: „Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben", schreibt Schiller ums Frühjahr 1788; „ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Viel mehr bin ich nun wol nicht, aber doch um etwas Weniges besser, als ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen Etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im Voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde" (S. 249, 250).

Den Leser, der ein solches Buch nur zum Blättern in die Hand nehmen könnte oder dürfte, möchten wir noch besonders auf die Seiten 255, 265, 274 fg. (über den Tod der Frau v. Wolzogen, Aug. 1788), 278 fg. (über Göthe), 281 fg. (über „Die Götter Griechenlands"), auf Wieland's Briefe S. 284—294 aufmerksam machen.

Merkwürdig ist die Strenge und Selbsterkenntniß Schiller's, wenn er von seinem literarischen Streben spricht; sie offenbart sich in den hier mitgetheilten Briefen gerade sowie in seinem Briefwechsel mit Göthe. So schreibt er (S. 271) an seinen Freund Körner: „Ich lese jetzt fast nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eignen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing". Vortrefflich bezeichnet S. mit dieser Selbstbetrachtung den Uebergang seines Geistes in die neue Periode, welche mit Abschließung des „Don Carlos" beginnt, deren erste glänzende Frucht nach der Rast, welche ihm seine historischen Studien gewährten, der „Wallenstein" war, und in welcher sich der lange Umgang mit reingebildeten Menschen, edeln Frauen und den ehrwürdigen Geistern des Alterthums erst recht werkthätig offenbarte.

Der innige Briefwechsel mit Fräulein von Lengefeld und ihrer Schwester setzt sich auch in dem 6. und letzten Abschnitte dieses Theiles fort, in welchem Schiller's Aufenthalt in Weimar vom Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789 und seine Vorbereitung auf die Professur in Jena enthalten ist (S. 309—402). Unsere Anzeige ist zu solcher Größe gediehen, daß wir aus diesem reichhaltigen Abschnitte dem Leser unsers Blattes nichts mehr vorlegen als die Charakterschilderung, welche Schiller von seinem Freunde Körner entwirft: „Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet. Er hat ein freies, kühnes, philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer und ein ängstliches für sich selbst; gerade das Gegentheil Dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles und den Nebenmenschen Nichts vergeben". Gewiß hätte Schiller nicht so über seinen Freund urtheilen können, wenn er nicht selbst so gesinnt gewesen wäre, und eben diese Gesinnung leuchtet aus den Hauptdocumenten dieser trefflichen Biographie hervor. 2.

Geschichte der griechischen Literatur von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Türken, von M. S. F. Schöll. Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt, mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers und des Uebersetzers, von J. Franz J. Schwarze, dann Moritz Pinder. 3 Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1828—30. Gr. 8. 9 Thlr.

Seit mehren Jahren schon ist die französisch geschriebene griechische Literaturgeschichte des Hrn. Schöll in allen Händen, das Buch machte seiner Zeit mit Recht Epoche, es war unsers Wissens das erste, welches die große Idee einer nicht chronologischen, sondern wissenschaftlichen Behandlungsart der Literaturgeschichte im Allgemeinen an der Entwickelung der griechischen Welt im Besondern in solcher Ausführlichkeit verwirklichte. Groddeck hatte kurz vorher seine gedrängtern „Initia" herausgegeben; kaum konnte er für sein fruchtbares Unternehmen den gebührenden Dank ernten; der Tod entriß ihn seinen Schülern, seinem Kreise und der gelehrten Welt, menschlichem Bedünken nach, zu früh. Mochte es nun der mehrfach ausgesprochene Wunsch, oder mochte es das immer fühlbarere Bedürfniß einer deutsch geschriebenen Geschichte der griechischen Literatur sein (Mohnike blieb unvollendet); kurz, der würdige Verf. des französischen Originalwerks entschloß sich im Jahre 1828 zu Revision, Bearbeitung und Uebersetzung. Es war wol natürlich, daß der damals vielfach beschäftigte Staatsmann sich dem mechanischen Theile des Geschäfts — der Uebersetzung — nicht unterzog; er legte dieselbe einem Hrn. Schwarze auf, sich selbst räthliche Kürzung, nöthige Erweiterung, überall meisternde Besserung vorbehaltend. So erschien denn bereits im Jahre 1828 der 1. Band, Hr. Schwarze fügte hier und da bibliographische Notizen, namentlich die deutschen Uebersetzungen der classischen Autoren hinzu und gab außerdem in scharf gesonderten, eckigen Klammern Zusätze, welche indessen (wir glauben nicht zu viel zu sagen) der Harmonie des Ganzen nur Abbruch thun; so werden wir durch S. IV der Vorrede zum 2. Bande auf eine ebendaselbst S. 19 sich befindende Note aufmerksam gemacht, in welcher sich diese Disharmonie zwischen Verf. und Uebersetzer auf höchst verdrießliche Weise ausspricht; ein Zusammenfassen, ein Verarbeiten ist bei Dergleichen durchaus nöthig. Um indessen mit wenigen Worten (denn es ist hier nicht der Ort für eine ins Einzelne gehende Beurtheilung) die Arbeit des Hrn. Sch. an diesem 1. Bande (bis 336 vor Chr.) zu charakterisiren, genüge Folgendes: der Uebersetzer hat den Sinn des Originals durchaus unverfälscht wiedergegeben, er hat die in der fremden Sprache begründete Wortparade vernünftig abgewiesen, auch hier und da Zusatzartikel gearbeitet; doch scheint ihm so Manches gefehlt zu haben, wodurch es ihm möglich geworden wäre, seiner Arbeit einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben. War es der Mangel an wissenschaftlichen Hülfsmitteln, vornehmlich Entfernung von neuen und neuesten Erscheinungen, oder waren es andere äußere Gründe, kurz, seine Arbeit (und sie erstreckt sich in den 2. Band hinein bis S. 155) entbehrt jener Vollendung, jener beschränkten Abgeschlossenheit, jener maßhaltenden Vollständigkeit, welche, unserer Meinung nach, vornehmlich Vorzüge eines Buches dieser Art sein müssen. Hr. Dr. Pinder übernahm die begonnene Arbeit, und schon jetzt liegt dieselbe in ihrem 3. Bande vollendet vor. Gar Manchen, der das Original in seinen 8 Bänden kennt, mag es befremden, daß ihm hier nur deren 3 geboten werden, er dürfte so, dem äußern Scheine nach, wesentliche Abkürzung ver-

muthen, ja vielleicht gar an einen Auszug denken. Doch nichts weniger als dies; er möge überzeugt sein, hier nicht nur das vollständige Original, sondern selbst mehr als dies zu finden; Hr. P. kürzte nur selten, ja meistens nur da, wo die französischen Phrasen, ins Deutsche übertragen, lästig und widerwärtig geworden wären; im Wesentlichen nie. Dagegen ging er (nur bei wenigen Punkten konnten wir bisher die genaue Prüfung vornehmen) auf die Quellen gründlich zurück, benutzte alle und jede neue Erscheinung auf diesem wahrlich nicht kleinen Gebiete, prüfte die Ergebnisse neuer Forschungen und arbeitete selbständige Artikel. So freuen wir uns recht sehr, S. 311—318 des 2. Bandes einer Abhandlung über die Handschriften auf Papyrus begegnet zu sein; es enthält dieselbe eine Uebersicht alles Dessen, was von englischen, französischen und deutschen Gelehrten bisher hier geforscht und zu Tage gefördert ist; außerdem hielt es Hr. P. für angemessener (und wir stimmen ihm vollkommen bei), jene hemmenden Zusatzzeichen wegzuwerfen und in einem Gusse zu arbeiten: dies im 3. Bande mit um so größerm Rechte, als der französische Verf. an demselben keinen Antheil hat. Es wäre dieses, hätte Hr. P. nach dem Beifall der Menge haschen wollen, nicht rathsam gewesen; so aber kann er versichert sein, es werde der Kundige beim Studium seines Buches keineswegs jene Stellen übersehen, wo die ou, on assure, nous ne savons où ni comment des Originals verbannt und statt ihrer erschöpfende Behandlung des jedesmaligen Gegenstandes dargeboten ist. Es ist dies eine wohl anzuerkennende Beschridenheit und Resignation! Aufmerksame Beachtung so mancher beim Erscheinen des Originals gemachten Ausstellung führte Hrn. P. zur Ausarbeitung der Inhaltsangaben mancher Schriftsteller, über die man im Original zu flüchtig hinweggeführt wird; eine solche ist z. B. für den Athenäus gegeben und, was man leicht vermuthen möchte, nicht etwa aus irgend einer guten Ausgabe entnommen oder übersetzt, sondern sichtlich aus dem Schriftsteller selbst gearbeitet. Der wesentlichen Bereicherungen sind viele und mancherlei. Mögen Männer von Fach das Buch zur Hand nehmen und es nur an einigen Stellen mit dem französischen Text zusammenhalten; wir sind überzeugt, daß sie unserm Urtheile beipflichten werden. Wie oft ist nicht das Märchen von der zügellosen Wuth der Kreuzfahrer bei der Zerstörung von Konstantinopel gegen die Schätze der Literatur erzählt und wiedererzählt worden! Hr. P. wandte sich an Nicetas, Villehardouin und Balduin und gibt Bd. III, S. 18, die Ergebnisse seiner Forschung. Das Wesen der politischen Verse wird S. 80 gründlich beleuchtet; es lag gerade hier eine Vergleichung mit dem Urtext nahe: wir können nur wünschen, es möge sie noch Mancher anstellen; das Urtheil, wem der Vorzug gebühre, ergibt sich dann wol von selbst. K. L. Struve's Schrift: „Ueber den politischen Vers der Mittelgriechen u. s. w." (Hildesheim, 1828) hätte Berücksichtigung verdient. S. 93 wird ein bisher dunkles Verhältniß zwischen Theodorus Prodromus und Manuel Philes beleuchtet. Es kann indessen unmöglich die Aufgabe dieser Blätter sein, in ein näheres Detail einzugehen; möge dies Andern für andere Orte aufbewahrt bleiben; wir erlauben uns nur noch, auf den sehr fleißig gearbeiteten Abschnitt der byzantinischen Geschichtschreiber aufmerksam zu machen und des nicht minder interessanten: „Die Verbreitung der griechischen Literatur im Abendlande" zu gedenken. Sollte Hrn. Pinder Chr. Fr. Boerner's Buch: „De doctis hominibus graecis literarum graecarum in Italia instauratoribus liber" (Leipzig, 1750), entgangen sein? Wir vermissen es wenigstens Bd. III, S. 488, neben Hody, Heeren und Meiners! In den Zusätzen bestrebt sich der Verf., so manches von seinem Vorgänger Versäumte nachzuholen; er gibt außerdem den vollständigen Inhalt der Bachmann'-, Boissonade'-, Korais'-, Majo'schen Sammlungen, was Vielen, denen die in Deutschland seltenen Werke schwerlich zukommen, sehr erwünscht sein dürfte, gedenkt einiger interessanten Schriftsteller über das Technische der Scenerie bei den Griechen, namentlich der Kenntniß der Perspective, und Anderer, die, mit Meißel und Feder gleich befreundet, herrliche plastische Werke schufen und die Regeln, welche sie durch ihre vollkommenste Anwendung so veranschaulicht hatten, demnächst zu Nutz und Frommen Anderer niederschrieben: so Polyklet! Ein sehr vollständiges Register erleichtert den Gebrauch des trefflich ausgestatteten Buches. Zwei chronologisch-systematische Uebersichten sind ebenso zweckmäßig als bequem. 143.

Noch ein Wort über Herrn Christian Herm. Weiße's Gott.

Der von uns sehr geehrte scharfsinnige Philosoph, dessen Vorstellung von der Gottheit wir in Nr. 328 d. Bl. vom vorigen Jahre nach der von ihm vorläufig in seiner „Aesthetik" davon, wir wissen nicht ob dort nur oberflächlich, gegebenen Notiz mit einigen Bemerkungen und, wie er in einer beabsichtigten Berichtigung in Nr. 341 d. Bl. richtig bemerkt, mit mehren Frage- und Verwunderungszeichen mittheilten, glaubt in dieser Berichtigung seine Vorstellung dadurch zu rechtfertigen, wenn er gegen den in jener Mittheilung gebrauchten Ausdruck Perfectibilität protestirt, indem dieser den erniedrigenden Nebenbegriff einer Mangelhaftigkeit enthalten soll, und die Perfectibilität nicht der Gottheit, sondern der Schöpfung anheimfalle. Da nun aber die Schöpfung und alle Erscheinungen derselben eine Idee der Gottheit, als des absoluten Geistes, ist, so würde ja jede Unvollkommenheit derselben auf den Schöpfer zurückfallen. Nun möchte eine gesunde und sich bescheidende Ansicht wol nicht zugeben, daß irgend Etwas in der Schöpfung mangelhaft sei, sondern daß Jedes in seiner Art, nach Dem, was es sein soll, das Vollkommenste ist, gehöre es zur unorganischen oder organischen Natur, zum materiellen oder geistigen Reiche. Der unbedeutendste Grashalm ist so vollkommen, als er nur immer sein kann, und so ist es denn auch die Menschennatur an sich. Jedes Endliche muß sich aber entwickeln, und hier können im Materiellen wie im Geistigen Störungen und Hemmungen durch den Conflict mannichfaltiger Kräfte eintreten im Einzelnen, Störungen, die sich im Ganzen immer wieder ausgleichen, und im Geistigen um so mehr, je allgemeiner das Selbstbewußtsein der Vernunft erwacht. Ob die Gottheit immerfort und nothwendig immer vollkommnere Werke, das heißt denn doch wol höhere geistige Naturen schaffe, und wenn dies nicht, ob dann ihr stetes Wirken und Schaffen unnöthig sein würde, das bleibe dahingestellt, denn das kann nie Gegenstand unserer Erkenntniß, auch nicht der speculativ-dialektischen werden; das aber scheint uns in der Idee des absoluten Geistes zu liegen, daß dieser sich weder in sich entwickele noch in sich verbreite und vertiefe, sondern aus und in aller Ewigkeit ein und derselbe und auf gleicher Stufe, wenn man diesen Begriff hier anwenden darf, sei und bleibe, und stets mit gleich tiefem und verbreitetem Bewußtsein. Das Absolute ist keiner Erweiterung fähig, denn es ist das All im Eins und das Eins im All. Eine innere Ausbildung der Gottheit, auch im Aufsteigen zu immer höhern Ideen, dünkt uns ein wahrer Widerspruch und eine Erniedrigung. Die Persönlichkeit der Gottheit scheint uns hinlänglich durch die Erkenntniß des Absoluten als Geist gesichert. Von Verketzerung oder Beschuldigung der Impietät war übrigens bei unserer Aufstellung seiner Ansicht gar nicht die Rede. Hr. Weiße stellt sie ja nur als eine speculativ-philosophische auf. Wir können nur nicht begreifen, wie Hrn. Weiße's Philosophie sich bei einer solchen, wie uns wenigstens scheint, schwankenden Vorstellung befriedigen kann, sowie es uns überraschte, daß ein Philosoph, als solcher, Achtung vor einem Irrthume fodert. 111.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1831.

Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche mit Einleitungen herausgegeben von Fr. Aug. Koethe. Leipzig, Brockhaus. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Obgleich Rec. schon mehre Ausgaben dieser Bücher besitzt, so hat er doch mit Vergnügen diese hinzugefügt, da sie sich durch Schönheit des Drucks und Papiers, durch den so billigen Preis und durch schätzbare historische Notizen in den Einleitungen, sowie es von dem würdigen Hrn. Herausgeber zu erwarten war, auszeichnet, und dadurch auch den Laien in der Theologie Vieles verständlicher macht. Dem Text liegt größtentheils die Ausgabe von S. J. Baumgarten (Halle, 1747) zum Grunde; die Verschiedenheit der Lesarten ist berücksichtigt; doch willkürliche Aenderungen hat sich Hr. K. nicht erlaubt; Druckfehler sind möglichst vermieden. Die Apologie der augsb. Conf. hat der Herausg. aufs Neue übersetzt, obschon die frühere von Justus Jonas schon in das Concordienbuch aufgenommen ist, und ihr dadurch symbolische Auctorität gesichert zu sein scheint, denn Hr K. äußert: „Die Kirche ist nicht an eine alte Uebersetzung gebunden, die bei unverkennbarer Gediegenheit, doch offenbar mit großer Willkür die Urschrift mannichfach verändert, bald abkürzt, bald sehr erweitert. Vornemlich aber krankt sie an einer ihrer Zeit angehörigen Härte und Schärfe, welche weder dem Verf. eigen, noch dem Geiste unserer Kirche angemessen ist". Hierin scheint uns nun der Hr. Herausg. bei seinen sonstigen Ansichten von den symbol. Schriften ganz inconsequent zu sein. Hat einmal die Kirche durch ihre Repräsentanten 1550 die Uebersetzung von Jonas in das Concordienbuch aufzunehmen für gut befunden, so muß sie ja ihre Gründe gehabt haben; die Melanchthon'sche Milde war es eben, welche endlich angeblich zu einer Concordienformel nöthigte, und „die Schärfe und Härte", der Uebers. von J. Jonas war freilich „der Milde" des Vf. der Apologie „nicht angemessen", aber was kann das helfen? Auch „nicht dem Geiste unserer Kirchen ist jene Schärfe und Härte angemessen". Ganz gewiß, wenn sie die wahrhaft evangelische des Neuen Test. ist. Aber sind die symbolischen Bücher die Grundlage, wie sie Hr. Dr. K., Hr. Bischof Eylert, Hr. Archid. Harms ansehen, wovon der Erste eine gewaltige Strafpredigt (S. VII) an die Nichtsymboliker hält, der Zweite gar meint, „daß die evangelische Kirche mit dem Lehrbegriff der symbol. B. stehe und falle" („Ueber den Werth und die Wirkung der preuß. Agende", S. 6), was gar wenig Zutrauen zu Gott und Jesu und der heil. Schrift, desto mehr aber zu Luther, Melanchthon, Andreä, Chemnitz u. a. beweist; der Dritte endlich in seiner Jubelpredigt 1830 die augsb. Conf. „den Augapfel der Rechtgläubigen, die Wurfschaufel auf ihrer eignen Tenne, ihr Glaubensschild, ihr schützendes Heiligthum nennt, bei welchem, wenn wir es behalten, es mit uns nimmer Noth habe"; „daß wir sie nicht von Melanchthon, sondern von Christo, d. h. aus dem Himmel erhalten haben", „daß uns mit ihr die heilige Schrift genommen würde, weil nur in ihr, der Conf., der rechte Verstand der Schrift befaßt sei", und wie sich dieser bei allem ungeschickten Eifer doch mit den Neuevangelisten zerfallene arme Harms sonst noch symbololatrisch äußert: – sind die Symbole mehr als Das, wofür sie die Verfasser ausgeben, mehr als Zeugnisse ihrer damaligen Ueberzeugung; sind sie lehr- und glaubensarm für alle Zeiten, dann sprecht, wenn ihr die Geschichte, nur Luther'n mit seiner Abendmahlstheorie, kennt, nicht von einem Geist der Liebe. S. VII findet sie sich eben nicht. Wir hören und lesen gern, was auch für die entgegengesetzte Meinung sich sagen läßt, aber nimmer kann die Christenheit eine Heerde unter einem Hirten werden, wenn die Annahme menschlicher Bestimmungen über unbestimmte Aussprüche der Schrift, menschlicher Deutungen von dunkeln Aeußerungen die Kennzeichen echter Christlichkeit sein und bleiben sollen. Was soll man aber sagen, wenn die neue preuß. Agende doch 1829 das dem Athanasius untergeschobene Symbol wieder hat abdrucken lassen, wenn 9 der angesehensten Lehrer durch ihre Unterschriften dieses Machwerk, das anmaßend und unchristlich behauptet: „wer diesen Glauben" (wie ihn der Speculant sich ausgegrübelt hat, denn nimmermehr wird man sein spitzfindiges 1 = 3 und 3 = 1 aus der Bibel beweisen können) „nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel verloren gehen", doch abermals ins Leben rufen und damit Jedem das Recht geben, darnach den Menschen selig zu preisen oder zu verdammen? Was haben denn die 3 ersten Symbole für die Erhaltung des reinen Christenthums vor der Reformation gewirkt? Wer hat einen Wiclef, Huß, Lu-

ther'n erleuchtet? Die Bibel. Worüber haben die Lehrer nach der Reformation am meisten gestritten? Etwa über die Jedermann klaren Lehren? Nein, sondern über die Bestimmungen, die sich die Menschen ausgedacht haben; unser sonst so herrliche Luther und seine blinden Anhänger über die Lehren im Abendmahl; Calvin über die Gnadenwahl, Andere über die Erbsünde, ob sie eine Substanz oder eine Accidenz sei. Das Schwere, das Wichtige im Gesetz wurde vergessen. Wir kennen nur einen Punkt, worüber Jesus ein Verdammungsurtheil aussprach: er betraf die Bosheit der falschen heuchlerischen Gesinnung, des Mangels an gutem Willen; übrigens hieß es bei weit wichtigern Lehren, als die Speculationen über die Gnadenwirkungen sind: Ihr irret, und wißt die Schrift nicht. Und wie viele Lehrer, die recht viel vom alten Glauben sprechen, sind ihm denn ganz treu geblieben? Man höre doch nur Hrn. Dr. Hahn in seinem „Lehrbuch des christlichen Glaubens", S. 43, und lohnte es sich der Mühe, oder wäre zu hoffen, daß man durch recht deutliche Beweise manche befangene und vom Sauerteige der Sectirerei einmal eingesäuerte Theologen eines Bessern überzeugen könnte: so sollte es uns gar nicht schwer fallen, aus der „Evangel. Kirchenzeitung", Tholuk's „Literar. Anzeiger", in Harms' „Predigten" so viele unkirchliche und inconsequente Behauptungen aufzufinden, daß Flacius, Calov, Quenstedt u. dgl. diesen Orthodoxen recht würden zu schaffen machen; stellte doch die Zunft der Ketzerjäger an einem Spener 264 Irrthümer auf. Kurz, die trefflichen Worte, die Hr. K. S. VIII: „Wir wissen aber — Sohnes Gottes", hätte er nicht durch das ungerechte Urtheil über Andersdenkende (S. VI) beflecken sollen. Wir geben ihm zu, daß es sehr tadelnswerth sei, „wenn selbst evangelische Geistliche unsere Symbole nicht genau kennen oder sie verächtlich machen"; diesem Uebelstande mögen die Examinatoren mit abhelfen; aber (S. VII) „daß auch Ungelehrte die Bekenntnißschriften prüfen sollen", ist viel zu viel von ihnen verlangt. 1830 gibt es ganz andere Feinde, zu deren Bekämpfung auch ganz andere Rüstungen und Waffen vonnöthen sind als 1530. Wem aber daran gelegen ist, nicht allein die symbolischen Schriften unserer Kirche, sondern auch ihre geschichtliche Bedeutung und die Veranlassungen zu ihrer Abfassung kennen zu lernen, dem empfehlen wir diese Ausgabe. 30.

Rheinbaiern, eine vergleichende Zeitschrift u. s. w. Herausgegeben von Siebenpfeiffer. Ersten Bandes zweites und drittes Heft. Zweibrücken, Ritter. 1830. Gr. 8. 12 Gr. *)

Unsere Hoffnung ist nicht getäuscht worden; diese geistvolle Zeitschrift wandelt ungestört ihre freie Bahn, wenn auch ihr jetzt alleiniger Herausgeber (denn Hoffmann hat sich, wie der Umschlag sagt, Kränklichkeits halber von der Redaction, jedoch nicht von der Mitarbeit losgesagt) für seine Person nicht ganz mit heiler Haut davonkommen sollte, wo anders es wahr ist, was süddeutsche Zeitungsblätter berichten, daß derselbe bereits den Laufpaß nach einem altbairischen Zuchthause — versteht sich, als Vorstand desselben — erhalten hat. Dem sei wie ihm wolle, bis jetzt scheint seine Zeitschrift fröhlich in Rheinbaiern zu gedeihen und ist fortwährend würdig, die Aufmerksamkeit der Deutschen überhaupt zu fesseln.

Das 2. Heft bringt uns außer einigen Aufsätzen von localerm Interesse eine Betrachtung über den Unterricht, als „Träume, welche wirklich werden mögen". Der Verf. geht in diesem Aufsatze von dem obersten Grundsatz aus, daß aller Unterricht bei uns formal europäische Civilisation und dabei Ausbildung individueller Volksthümlichkeit bezwecken müsse. Ihm zunächst stellt er den Grundsatz voller Lehrfreiheit in Beziehung auf System, Anstalten u. s. w. „Gewiß", meint er, „bedürfe dieser Satz der Begründung nicht, hätten nicht hier Tyrannei der Machthaber, dort Vorurtheil und Verkehrtheiten aller Art jede Lebensthätigkeit mit Drang und Zwang belegt und die Ansichten der Menschen dergestalt verkrüppelt, daß man am vollen, hellen Tage Diogenes' Laterne nöthig hätte, um gesunden, schlichten Menschenverstand zu suchen. Niemand wird übrigens auf den Misverstand kommen, als ob unter der hier verlangten Freiheit ein ordnungloses Auseinanderfahren gemeint wäre. Nein! Der Jugendgarten soll ebenso wenig eine Wildniß als ein Treibhaus sein". Noch macht Hr. Siebenpfeiffer darauf aufmerksam, daß das moderne Staatenleben himmelweit von jenem der Griechen und Römer verschieden ist. „Dort ging alles Privatleben im öffentlichen auf. Alle Beschäftigung, alles Streben war auf den gemeinsamen Staatszweck gerichtet, womit Religion und Sittlichkeit, Kunst und Lebensfreude in Eins fielen. Anders bei uns. Soll auch der Staat keine bloße Rechtsanstalt sein, so sind doch allerdings Recht und Ordnung die Hauptaufgabe des Staates, damit die Nationalbetriebsamkeit in ihren unendlichen Verzweigungen durch Privatmittel frei, ungestört und gedeihlich von statten gehe. Somit hat der Staat blos für Recht, Sicherheit und Ordnung auch in Hinsicht auf das Unterrichtswesen zu sorgen, und will er sich weiter einmischen, so sei es blos durch Bewilligung von Hülfsmitteln, wo es den vereinten Privatkräften daran gebricht". Das Gebiet der Freiheit umfaßt also, nach dem Verf.: Die Gründung der Anstalten. Keine Gemeinde, kein Verein, keine Privatperson wird der Erlaubniß bedürfen, eine Schule oder sonstige Lehranstalt zu errichten; ebenso wenig wird Zwang stattfinden. Selbst die Gründung von Universitäten nimmt der Verf. von dieser Freiheit nicht aus; und wenn dergleichen in Deutschland auch nicht wie in England durch Privatmittel zu Stande kommen, so könnte doch, mit Unterstützung durch solche, jeder Land- oder Provinzrath da eine errichten, wo das Bedürfniß sie erfodert. Der befürchtete Zerfall des Unterrichts, als Folge der Freiheit, ist, wie der Verf. eingestehe, allerdings nicht ohne Grund und würde wahrscheinlich eintreten, wenn man von dem jetzigen Zwangsystem plötzlich zu ungebundener Freiheit übergehen wollte. Das große Unglück ist nur, daß der mönchisch-ascetische (?) Geist sich den Köpfen so eingewohnt, der hergebrachte Schlendrian sich so befestigt hat, daß ein aufrichtiger, gehörig fortschreitender Uebergang von einem System zum andern nicht zu erwarten steht, sowie nur die traurige Aussicht bleibt, daß der Unterricht wie alles Andere nach ein paar Jahrhunderten noch ungefähr auf derselben Stufe sich befinde, wenn nicht eine volksthümliche Umwälzung irgend einem Machthaber den gefahrvollen Muth gibt, System mit System plötzlich zu vertauschen.

Unter allen Umständen aber bleibt der Satz stehen, daß Zwang in geistigen Dingen nichts taugt. Recht und Pflicht der Regierung stellt der Verf. natürlich nicht in Abrede; er setzt nur die einzige Bedingung, daß die Regierungen keine andern Zwecke verfolgen als die Völker. Je mehr sich die Interessen der Erstern mit denen der Völker identificiren, ist Freiheit des Unterrichts eben das einzig wirksame Mittel, denselben dem Zwecke des Staats gemäß zu gestalten. Wie die Gründung der Lehranstalten, so sei auch ihre Ausstattung lediglich Sache des Gründers und der Theilnehmer. Alles, was der Staat hierbei

*) Vgl. Nr. 8 d. Bl. D. Red.

thun kann und soll, ist Unterstützung, wo die Privatmittel unzureichend sind; desgleichen die Auswahl der Lehrer aus der Zahl geprüfter Candidaten; nicht minder Lehrsystem, Unterrichtsmethode und Bücher. Mögliche, ja, häufige Misgriffe und Misbräuche gibt der Verf. auch hier zu. „Wie aber?" sagt er, „wenn ein solcher Misgriff unter amtlicher Autorität geschieht? Ist das Uebel nicht viel ärger, eingreifender, hartnäckiger auszurotten? Am wenigsten gern gestehen die Regierungen, daß sie gefehlt haben, weil sie sich mehr als Einzelne für unfehlbar ansehen und überdies der irrigen Meinung sind, daß sie sich durch ein Zugeständniß, durch Zurücknahme einer noch so verkehrten Maßregel bloßgäben. Freiheit des Unterrichts bringt Concurrenz; diese erweckt Eifer, Ueberbietung, zwingt zum Nachdenken, fortschreitender Verbesserung und hält den Unterricht stets auf der Höhe der Zeit. Volle Freiheit postulirt auch der Verf. in Ansehung der Lehrgegenstände. Wie kann ein Schulplan, den ein paar Stubengelehrte für ein ganzes Reich entwerfen, jedem Bezirk, jedem Orte geben, was ihm Noth thut? Wo Freiheit ist, da werden in einer Handelsstadt die Bewohner neben dem allgemeinen Unterrichte Vorsehung treffen für den Vortrag der Handelswissenschaften; eine Gewerbsstadt wird die Technologie als ein Hauptbedürfniß ansehen, eine Universitätsstadt die Vorbereitung für höhere Studien; eine Ackerbau treibende Provinz wird auf dahin einschlagende Gegenstände besonders Bedacht nehmen u. s. w. Irrthümer und Misgriffe wird das Bedürfniß schnell heilen". Für die Polizei des Unterrichts wie für dessen Leitung reclamirt der Verf., damit sie fern von aller plumpen Einmischung bleibe, eine Jury gebildeter Jugendfreunde. Dieser Ausschuß soll, seiner Bestimmung nach, der Träger der Idee alles Unterrichts, keine förmlich beschließende, anordnende, zwingende, obrigkeitliche Behörde sein. Er soll seine wohlbegründeten Anträge, irgend eine Schulanstalt betreffend, an die Gemeinde oder den Bezirk, denen die Schule angehört, stellen. Gleiches geschieht in Absicht auf Ausstattung. Derselbe Ausschuß prüft die Lehramtscandidaten, überwacht ihre Amtsführung und den Gang der Anstalt, beräth die Lehrgegenstände, berichtet, wenn es Noth thut, an die obere Behörde. Das Bindemittel der Ausschüsse bilde eine Kreisjury, wozu der Landrath die Glieder bezeichnet. (Incidenter: wo bleibt hier die postulirte Freiheit, zumal da diese Kreisjury die leitende Idee alles Unterrichts sein soll?) Der Staatsregierung endlich soll, nach dem Verf., die Sorge bleiben, ne quid respublica detrimenti capiat.

Die Grundlage alles Unterrichts soll Sittlichkeit sein, nicht sogenannte Religion. Religionsunterricht gehört in die Kirche, nicht in die Schule. Diese lehre philosophische und christliche Moral, welche gereinigt mit jener eins ist. Glaubensbekenntnisse sind vergänglich, können Irrthümer, Thorheiten, ja, Schändlichkeiten und Blasphemien enthalten! Sittlichkeit ist unveränderlich, rein und lauter. Also kein Geistlicher, als solcher, in der Schule. Alle Vermengung des Weltlichen mit dem Geistlichen ist ein Uebel. Noch verlangt der Verf., daß alle Erziehung mit einem Unterricht in der politischen Landeskunde schließe, und endlich will er alle eigentliche Schulstrafen verbannt wissen. Wer die heilige Stätte des Jugendunterrichts mit Zuchtstrafen entweiht, ist des hohen Berufs so unwürdig als unfähig: hinweg mit ihm.

Ref. gesteht, daß, während er die Ansichten des Hrn. Siebenpfeiffer in einem gedrängten Auszuge registrirt, sich eine ganze Saat von Zweifeln gegen das Einzelne in ihm erhebt, die hier gar nicht Raum hätte, sich auszubreiten. Er bemerkt daher nur kurz und im Allgemeinen, daß man es diesem Aufsatze gewaltig anmerkt, daß derselbe in einem Lande geschrieben ist, wo in der Sache des Unterrichts an die Stelle alter Anarchie plötzlicher Despotismus getreten, und unter einer Confession, bei welcher sich die Sittlichkeit allmälig vom Glaubensbekenntniß getrennt, ja leider in manchen Fällen das letztere mit jener sich in Widerspruch gesetzt hat. Endlich möchten die wirklich in vieler Hinsicht schönen Freiheitsträume in den meisten Staaten des deutschen Vaterlandes (die wenigen ganz großen ausgenommen) schon darum sich kaum realisiren lassen, weil es Privaten und Gemeinden gänzlich an den nöthigen Mitteln fehlt, weil, wie der Ref. ganz neulich einen geistreichen Staatsmann witzig hat sagen hören, in diesen Staaten allen der einzige reiche Mann im Staate der Staat selbst ist; weil er also auch in Sachen des Unterrichts aus dem einfachen Grunde Alles thun muß, weil ohne ihn so gut als nichts geschehen würde.

Das 3. Heft der Zeitschrift „Rheinbaiern" enthält einen gründlichen Aufsatz desselben Verfs. über die Institutionen Rheinbaierns und ein paar Worte über Kipper und Wipper (d. h. über Münzwucher) im 19. Jahrhundert. Endlich füllen beide Hefte fast zur Hälfte Auszüge aus Hoffmann's „Staatsbürgerlichen Garantien". Da indeß dies, schon nach dieser Mittheilung zu urtheilen, sehr ausgezeichnete Werk in d. Bl. wol auf einen eignen Berichterstatter Anspruch machen kann *), so enthält sich Ref., von diesen Auszügen Auszüge zu veranstalten, und begnügt sich zu sagen, daß sie, nach seiner Meinung, eine rechte Zierde dieser 2 weitern Hefte sind. 126.

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 8. 1 Thlr. 16 Gr. **)

Heine's Art und Weise ist bekannt. Freunde und Feinde haben für und gegen ihn längst Partei genommen, die gesammte Lesewelt ist in seinem Betreff scharf nach zwei Seiten gespalten; und selbst die Unsichern und Wankelmüthigen, welche, geschreckt, seine Seite verlassen, oder, angezogen, zu ihr übergehen, verändern in dem Ganzen dieser zwiefachen Stellung nichts.

Schonungslose und oft unnöthige Schärfe, unerhörte Dreistigkeit, äußerste Wagnisse sowol hinsichtlich der Sachen als auch des Wortausdrucks, haben auch die Freunde Heine's ihm bisher nicht ungerügt gelassen; eigenthümlicher Sinn, ungemeiner Geist und außerordentlicher Witz, dabei große Empfindung und süße Anmuth der Sprache sind ihm auch von seinen Feinden nicht abgestritten worden.

Alles dies findet sich auch in dem vorliegenden Bändchen wieder, das, wie uns scheint, als ein Abschluß für diese Reihe von Darstellungen gelten soll. Die beiden sehr verschiedenen Hälften: „Die Stadt Lucca" und „Englische Fragmente", sind durch eine „Nachschrift vom November 1830" verbunden; und wenn man finden muß, daß in jener Abtheilung die sinnliche, ja man darf sagen weltlich und geistlich frevelhafte Keckheit eines italienischen Genußlebens athmet, in der zweiten Abtheilung hingegen die gebildete Grobheit und barbarische Gehässigkeit eines englischen Parteisinnes herrscht, so läßt sich in der verbindenden Nachschrift der Hauch und die Farbe des französischen Geistes nicht verkennen, wie er sich in der bezeichneten Epoche kundgethan hat.

Bei solchem Inhalte fodert indeß das Buch um so mehr unsere Schonung, als demselben, wie wir hören, gleich nach seinem Erscheinen ein widriges Geschick begegnet ist. Wer mit den Behörden verunfriedet ist, wer gleichsam schon vor Gericht gezogen steht, den darf kein unbefangener Zuschauer noch mehr bedrücken und anklagen, sondern hält lieber zurück, was er etwa schon Hartes gegen den Leidenden auf der Zunge hatte.

Man findet das Buch irreligiös und revolutionnair. Wir geben zu, daß die Worte darin nur allzu oft diese beiden Färbungen haben. Doch möchte Vieles fehlen, daß auch der Sinn durchaus einer solchen Richtung angehörte. Denn abgesehen, daß mehr als andere Gegenstände gerade Religion und Staat, wenn sie die rechten sind, auch etwas müssen vertragen können und gar nicht bei jedem scheinbaren Angriffe so leicht gefährdet werden, so sind hier in der That manche Angriffe nur scheinbar

*) Ueber die erste Auflage wurde schon vor längerer Zeit in diesen Bl. berichtet, über die neue Aufl. sprechen wir nächstens ausführlich. D. Red.

**) Vgl. Nr. 35 d. Bl. D. Red.

und gehen aus der besten Gesinnung hervor, welche die Religion von der Heuchelei, den Staat von den philisterhaften und burschikosen Zerrbildern, die sich immer für das Wahre und Aechte ausgeben wollen, sorgfältig trennt und das Heilige nur um so reiner verehrt.

Ueberhaupt aber möchten wir ein Buch, welches, wie dieses, weder in der Sprache des Volks geschrieben ist, noch zu den Volksleidenschaften spricht, das ohne sentimentale Wärme und gleißnerische Süßigkeit nur immer in Witz und Bitterkeit verkehrt, das seiner Natur nach nur auf gebildete und vornehme Leser berechnet ist, ein solches Buch möchten wir niemals ein gefährliches nennen. Die vornehme Welt ist es ja, die mit dergleichen Stoffen und Gestaltungen ohnehin stets erfüllt ist, dergleichen Gift immerfort erzeugt und verzehrt, sich damit unterhält und vergnügt, ja ihr Geschäft daran hat, und welche doch die ihr selbst damit zumeist gedrohte Schädlichkeit am wenigsten darin finden will. In der höchsten Sphäre der Gesellschaft sind Spott und Witz über die höchsten Gegenstände am meisten gäng und gäbe, man zerreißt dort am schonungslosesten den Nimbus, der sie umgibt, und man sucht und verschafft sich, wo der nächste Kreis nicht genug Stoff oder Freiheit für diesen Trieb darbietet, aus den entlegensten die anstößige Waare; die schlüpfrigen Romane, die verleumderischen Pamphlets, die giftigen Lieder und Blätter, die erschrecklichsten und bedenklichsten Caricaturen, läßt man aus Frankreich und England kommen, und hat dabei sein größtes und, wir wollen es dreist behaupten, in den meisten Fällen wirklich sein harmloses Ergötzen und Behagen. Was soll daher in diesem Kreise, der mit solcherlei schon von jeher sicher und vergnügt umgeht, für den das Arge sich neutralisirt, das Verbotene fast wieder erlaubt wird, was soll da Heine's Buch schaden?

Es ist aber nicht blos vermuthende Voraussetzung, es ist bestimmte Thatsache, die wir vielfältig erfahren haben, daß Heine gerade in der vornehmen Welt am meisten gelesen, geschätzt und gepriesen wird, wo doch ein großer Theil seiner Sätze unstreitig dem stärksten Widerspruch blosstehen muß! Wenn, wie behauptet wird, das große, treffende und zu verdienter Celebrität gekommene Witzwort vom **Hofdemagogen** ursprünglich Heine'n angehört, so dürfte die Spitze dieses eindringlichen Wortes rückwärtsgebogen nun fast ihn selbst verwunden, indem man ihn, seiner Art und seiner Wirkung nach, allenfalls einen Salonrevolutionnair nennen könnte, der das Spiel — aber nur das Spiel, witzig und beißig — der revolutionnair genannten Ansichten und Ausdrücke zur Unterhaltung der vornehmen Welt darstellt. Ihn selbst deshalb revolutionnairer Gesinnungen und Absichten zu beschuldigen, wäre ebenso ungerecht, als Jemanden, der Beranger's Lieder übersetzt oder singt, für deren Inhalt verantwortlich zu machen, oder den berühmten Publicisten, der uns den Gipfel der englischen Preßfreiheit in den übersetzten Junius-Briefen durch die wiener „Jahrbücher" vorgelegt hat, für einen Theilhaber der darin ausgedrückten Schmähreden zu erklären!

Aber man wehklagt über das Aergerniß in der deutschen Literatur! Es ist wahr, das Aergerniß kann nicht geleugnet werden. Aber wie viel sind wir dessen nicht schon gewohnt, über wie Vieles glücklich hinausgekommen! Man gedenke der „Xenien", der „Ehrenpforte", der „Lucinde", des „Athenäum"; das Geschrei war entsetzlich, aber es ist verhallt und das Tüchtige in jenen Schriften besteht. So auch wird das Geistige und Gediegene in Heine's Arbeiten trotz ihrer zufälligen Unarten bestehen, und wir halten uns schon jetzt an jenes, nicht an diese! 77.

Notizen.

Die französische Pairie.

In einer im vorigen Oktober zu Versailles erschienenen Broschüre: „Dixième lettre d'Icilius" betitelt, die, obschon nur 18 Seiten umfassend, doch äußerst reich an treffenden Bemerkungen über die Gegenwart, besonders in Frankreich, ist, wird über die Pairie dieses Landes in einem kurzen Ueberblick ihrer neuesten Geschichte gesagt: Die unter Ludwig XVIII., Karl X. und Louis Philipp zu Pairs gewordenen Senatoren von Bonaparte verdienen den Vorwurf, den die Mutter des letzten Königs der Mauren in Granada dem schwachen Sohne machte: „Gehe nun hin und beweine wie ein Weib ein Reich, das Du nicht wie ein Mann zu vertheidigen wußtest". Bonaparte auf einer einsamen Insel sterbend, die exilirten Bourbons und das seine Todten des Juli beerdigende Frankreich können alle die Schwäche dieser Menschen verwünschen. Was thaten sie? Kriechend unter dem kaiserlichen Scepter, zeigten sie sich als Knechte unter der Restauration, und überall hörte man sie nur Jahrgehalte für zukünftige Dienste sich votiren. So haben sie mit eignen Händen sich das Grab gegraben, an dessen Rand sie ohnmächtig, verachtet, verstümmelt und bedroht stehen. Schon vor einem Jahre sagten wir: der französischen Pairie fehlt die moralische Kraft, welche allein Halt gibt; vergebens wird sie in den Tagen der Gefahr, wenn der Volkssturm losbricht, die schwache Stimme hören lassen; statt den Sturm zu beschwören, wird dieser den ohnmächtigen Ton verwehen und fremd dem Lande und dessen Wünschen und Bestrebungen, wird sie hülflos untergehen, denn ein Volk hört nur auf Die, die in seinem Interesse handeln und die es kennt. Nachdem der Verf. die neuerdings begangenen Misgriffe der Pairskammer mit Ruhe und ohne Uebertreibung dargelegt, kommt er zu dem Schluß: So hat also die Pairie, abwechselnd beauftragt, die Eingriffe des Königthums und der Demokratie zurückzuweisen, keines von beiden gethan; ihre Unfähigkeit, die ihr gegebene politische Mission zu erfüllen, liegt vor aller Welt Augen; die Einsicht sagte es voraus, die Thatsachen haben es bewiesen und um den letzten Schleier hinsichtlich ihrer fallen zu lassen, gab ihr das Geschick noch auf, die alten Minister zu richten. Hand in Hand aber mit dieser steigenden Schwäche der ohnedem schon so schwachen Aristokratie ging die wachsende Kraftzunahme der Demokratie, deren Gegengewicht jene Pairie sein sollte.

Maßregeln zur Erleichterung des Looses der arbeitenden Classe in England.

Die von dem Parlament niedergesetzte Commission zur Untersuchung des Zustandes der Arbeiter und Abhülfe der dieselben drückenden Uebel hat den Vorschlag gemacht, in allen Manufacturstädten und Districten des Landes Vereine zur Unterstützung dieser Classe zu gründen. Die Leitung dieser Vereine und deren Fonds sollen von einem durch Stimmenmehrheit gewählten Comité verwaltet werden. Jeder Arbeiter soll, so lange er beschäftigt ist, wöchentlich oder monatlich ein gewisses Quantum von seinem Verdienst abgeben; wird er brotlos oder durch Krankheit am Verdienst gehindert, so empfängt er dagegen Unterstützung. Wie weit dieser nützliche Plan bis jetzt schon zur Ausführung gekommen, vermögen wir nicht zu sagen; doch muß man wünschen, daß es in größtmöglichster Ausdehnung geschehe.

Longhi's Abhandlung über die Kupferstechkunst.

Von diesem längst von allen Kunstfreunden ersehnten trefflichen und umfassenden Unternehmen ist zu Mailand der erste Band und fast gleichzeitig in Paris eine Uebersetzung erschienen, dem der 2. baldmöglichst folgen soll. Dieser 1. Band beschäftigt sich gänzlich mit der Theorie; dem 2. werden eine Anzahl Stiche von Longhi selbst zur Erläuterung der gegebenen theoretischen und mechanischen Vorschriften beigefügt werden. Der französische Herausgeber hat seine Arbeit in Uebereinstimmung mit dem Verf.*) gemacht und sich überhaupt durch seinen Aufenthalt in Italien und seine Bekanntschaft mit der Kunst hierzu besonders befähigt. 9.

*) Er ist leider vor Kurzem gestorben. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1831.

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, von Friedrich von Raumer. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1831. 12. 3 Thlr. *)

Der Verf. reiste zu Ende Februar 1830 von Berlin nach Paris, vorzugsweise um seinen historischen Forschungen über neuere Geschichte nachzugehen, dann aber auch besonders um einmal wieder in andern Kreisen eine jener Auffrischungen durch das Leben zu suchen, deren der Gelehrte, vor Allem aber der Geschichtsforscher besonders nicht entbehren kann. Es darf ihm ja auf keine Weise das Leben in den verschiedenen Nuancen der Gegenwart fremd werden, deren ganzer Ueberblick ihm ebenso geläufig sein muß als der über die ganze Vergangenheit von jeder Stelle aus, wo er jedesmal mit seiner Betrachtung weilt. Wenn die wahre Geschichtschreibung eben die Darstellung des Lebens in der Geschichte, jeder Moment der Historie aber ein Product ist aus der Vergangenheit und der jedesmaligen ganzen Gegenwart in all ihrer Breite, ferner ein Product aus Dem, was wechselt, und aus Dem, was unveränderlich und ewig ist im Menschen und bei Völkern, so muß der Historiker, d. h. der Kenner der Geschichte, die dagewesen, auch ein Philosoph sein, um die Natur des Ewigen und Veränderlichen im Menschen und in der Geschichte gehörig zu schauen, zugleich aber auch mit der Gegenwart im vollsten Maße und auf das innigste vertraut sein; denn nur in dieser Gegenwart kann er jenen ewigen Grund, den Menschen und dessen Variationen, den Franzosen, den Deutschen und jedes Volk lebendig und richtig schauen lernen. Darum wünschten wir immer, daß Historiker reisten, um den Menschen in seinen verschiedenen Nuancen, die Völker in ihrer ewigen und veränderlichen Eigenthümlichkeit zu sehen, sowie wir immer wünschten, daß Historiker Geschäftsleute gewesen und sogar blieben. Denn nur mitten aus dem Leben des Staats heraus, dessen Nuancirung in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Völker wieder die Geschichte ist, läßt sich der Staat so lebendig schauen, wie er geschaut werden muß, um ihn zum Gegenstande einer wahrhaft künstlerischen Darstellung zu machen, wozu aber gehört, daß er als Leben gefaßt werde und nicht als bloßer Begriff, als Anschauung, Gedanke, Idee oder wie es die Schule eben nennt, welche Art, den Staat zu schauen, sich einer wahrhaft historischen Darstellung irgend einer Form oder Erscheinung desselben ebenso entschieden widersetzt, als eine solche Art, die Poesie zu erfassen, eine wahrhaft poetische Darstellung unmöglich macht. Ganz natürlich, denn Poesie und Geschichte sind als Wiedergeberinnen der höhern Wahrheit des Lebens ganz enge verschwistert, und am Ende ist nur die Form ihrer Darstellungen recht eigentlich verschieden.

Wenn nun Jemand, der viele der hier gefoderten Eigenschaften und Bedingungen erfüllt, der vielfältig gereist ist und wirklich gesehen hat, der im Staate eine Zeitlang mitdagesessen, wo sich die verschiedenen Fäden des Lebens concentriren, dem Staate auch nachher nie ganz fremd geworden; der ferner, anerkennend, wie die höhere Idee in der Geschichte allerdings nie fehle, sie vielmehr nur dadurch erst Geschichte und Leben sei, diese Idee aber als der Geist Gottes viel zu reich und zu weit sei, um von uns ganz geschaut oder ausgesprochen zu werden und sich so zur wahren Ehrfurcht vor dem eigentlichen Leben, oder was dasselbe heißt, zum Anerkennen und Lieben alles Eigenthümlichen, zu dem echtgeschichtlichen Schauen herauferzogen hat: wenn ein solcher gerade mitten in die größte Weltbegebenheit der Zeit hineingeräth und nun seine täglichen Beobachtungen und Erfahrungen, seine Urtheile über Personen und Sachen, seine Art und Weise, die Dinge anzusehen, mittheilt, so ist es wol nicht anders zu erwarten, als daß wir bereichert oder doch gesichert in dem frühern Besitze davon weggehen.

Es mag unter den gegenwärtigen deutschen und fremden Historikern Manchen geben, der überall tiefer und philosophischer denkt, der schöner darstellt, besser schreibt; sicher aber ist Keiner, der es Hrn. v. R. an den größten Eigenschaften eines Historikers zuvorthäte, an begeisterter Liebe für die Wahrheit, an echter Billigkeit, wie sie nur ein Denker und ein Menschenfreund hegen kann, an reinem Willen, das Eigenthümliche überall, wo es als ein Ausfluß des Göttlichen im Menschen erscheint, mit gleicher Bereitwilligkeit anzuerkennen, überall gern das Gute und Rechte darin nachweisend; Keiner, der es ihm zuvorthäte an gerechtem Widerwillen gegen das Laster aller Laster, die Lüge, den Hochmuth, dem man da-

*) Wir haben in Nr. 335 u. 338 d. Bl. f. 1830 Einiges daraus mitgetheilt. D. Red.

her die meist herbe und zuweilen etwas zu burschikose Form gern verzeiht; an diesen Cardinaleigenschaften eines echten Historikers, sowie an klarer Auffassung aller Staats- und Lebensverhältnisse im Großen wie im Kleinen, an scharfem Urtheile über Triebfedern und nothwendige Folgen der Begebenheiten: in diesem Allen thut es Hrn. v. R. sicher Keiner zuvor; wir sind in Verlegenheit zu sagen, wer ihm hier gleichstehe.

Mit diesen Eigenschaften und Fähigkeiten finden wir den Historiker auch in der vorliegenden Sammlung von Briefen wieder, deren bei Weitem größter Theil nothwendig Politik enthält. Die Mitte des ganzen Streites ist richtig und billig bezeichnet, durch das Bestreben auf der einen Seite, die Früchte des 40jährigen Kampfes zu erhalten, eine neue, auf die ganze Breite der Gesellschaft sich basirende Ordnung der Dinge herzustellen, in welcher kein Theil der Gesellschaft mehr als bloße Sache gilt, welche ein Anderer wie den Grund und Boden betrachten darf, worauf er sein höheres bürgerliches, politisches und geistiges Dasein aufbauen will, wozu er meint ein Recht von Gott zu haben, was doch entschieden unchristlich und gottlos ist. Dem gegenüber aber steht das menschlich freilich sehr natürliche Begehren, eine verlorene Macht, welche als mit Gewalt entrissen betrachtet wird, wiederzuerwerben. Es ist höchst anziehend, so dicht vor der Entwickelung der großen Tragödie einen scharfen Beurtheiler die Lage der Dinge betrachten zu sehen, der aus Neigung und Absicht und mit wahrer Unparteilichkeit, d. h. mit gleicher Strenge gegen das Unrechte und Unwahre, wo es sich auch zeigt, mit allen Parteien in Verkehr tritt, meist nur mit der Absicht, sich zu unterrichten. Wir machen das ganze politische Treiben, die ungeheuere Gährung mit, auch dadurch, daß der Verf. selbst, auch gegen seinen Willen, immer wieder auf die Angelegenheiten des Tages zurückkommt. Das Raisonnement, das Urtheil über die Dinge erhält aber dadurch einen besondern Reiz, daß, seitdem der Vorhang schon gefallen und das Resultat des großen Trauerspiels, von einer Seite wenigstens und insofern der damalige Streit gemeint ist, schon vor uns steht. Der Refrain jeder politischen Betrachtung ist aber immer der: es ist kein Rückschritt zum alten Regime möglich; so entschieden Frankreich keine Revolution will, so sehnlichst es wünscht, sich mit der Legitimität in der neuen Ordnung der Dinge zu vereinigen, so ist der Entschluß, sich die Charte nicht entreißen zu lassen, noch viel fester, viel allgemeiner; versucht es die Regierung, sie umzuwerfen, so folgt eine heftige, aber kurze Bewegung, weil der Widerstand gegen den Willen der ungeheuern Mehrzahl nur momentan sein kann. Eine Revolution von 1789 sei aber unmöglich, dazu fehlten alle Elemente in der äußern wie in der innern Lage des Volks, wol aber eine à l'angiaise von 1688. Auf das Haus Orleans wird vornehmlich hingewiesen. Wegen der großen Schwäche der Partei de l'ancien régime, dem auch der größte Theil des Adels abgeneigt sei, welcher seine durch die Charte erlangte politische Stellung ebenso lieb habe wie der andere Theil, das Volk, seine erlangten politischen Rechte und bürgerlichen Garantien; — jene Schwäche, welche so groß ist, daß der Verf. mehre Male sagt, das Ministerium habe gar keine Partei, ist die eigentliche Meinung der Briefe, es werde nicht zum Ausbruche kommen, es sei unmöglich, daß die Regierung sich über ihre Lage täuschen könne. Wenn man nun jetzt erfährt, wie selbst die Minister, zum Theil wenigstens, gegen die Maßregeln gewesen, so staunt man über die Verblendung des unglücklichen Königs und findet kein Urtheil über die Wenigen zu hart, welche bei seiner entschiedenen, wenn auch mangelhaften religiösen Richtung ihren Einfluß nicht so benutzten, daß sie ihn einfach auf die heilige Pflicht aufmerksam machten, seinen Schwur zu halten, statt ihm die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge als seine höhere Pflicht gegen Gott und seine Kirche darzustellen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der sonst gute König diesen schändlichen Sophistereien ehrgeiziger Pfaffen unterlegen, die sich hernach, wie sie es immer verstanden haben, aus dem Gedränge zurückziehen und, wenn auch nicht sich ins Fäustchen lachen (denn dazu fühlen sie ihre Gefahr zu sehr), doch auf andern Wegen wiederkommen und wie in Belgien etwa Jakobiner werden. Diese Richtung ist offenbar die ekelhafteste unter allen, welche der Tag angibt, weil die Lüge, der Hochmuth am offensten zu Tage liegen, und diese Laster desto ekelhafter, je heiliger die Dinge sind, für welche sie sich ausgeben, für welche sie zu kämpfen vorgeben möchten. Wie der geistige, so ist auch der geistliche Hochmuth der widerwärtigste. Nicht den Ministern, sondern dem Beichtvater und den geistlichen Umgebungen des Königs sollte man den Prozeß machen; sie sollten eingestehen, was sie dem gutmüthigen, nicht sehr klar sehenden Herrn täglich vorgeredet haben. Entschieden ist es, daß, wenn diese ihre Pflicht erfüllt hätten, der König sich offen der neuen Richtung der Dinge hingegeben, um so mehr, als gewiß sein Herz und sein Verstand den einfachen Argumenten, welche hier geltendzumachen gewesen, offengestanden hätten. Gewiß, er wollte, wie jeder gute König es will, das Glück seines Volkes, das allgemeine Beste; er wollte nicht König sein für seinen Hof, für den Glanz der Kirche, sondern für den Geringsten im Volke so gut wie für den Ersten, und besonders für die Menge, die des Thrones besonders bedarf. Dazu aber liegt immer nur ein Mittel vor: Sei für Alle das Gesetz, handhabe das Recht, was gerade Recht ist; jedes Rühren an dem Rechte ist in seinem Erfolge nie zu ermessen, ist Unrecht, und dem Unrecht folgt des Himmels Strafe. Die absolute Gewalt ist kein Segen, sie ladet absolute Verantwortlichkeit auf. Die unermeßlichen Verwickelungen eines großen Staates sind ohne Oeffentlichkeit und ohne Theilnahme der am meisten bei der Ordnung, wie sie besteht, Interessirten nicht zu übersehen. Es sind tägliche Misgriffe nothwendig und diese ladet man alle, und mit Recht, der absoluten Gewalt auf, die sich vor keinem religiösen und sittlichen Richterstuhle rechtfertigen läßt. Ein christlicher König kann kein absoluter sein wollen, und er frage sich in seinen frommen

Momenten und horche auf die Antwort. Mag Jeder sonst an die unmittelbare Mission des Himmels glauben; nur er selbst kann es nicht. Wenn nun auch das bestimmte Vorhersagen der Katastrophe, wie sie gekommen, dem Verf. nicht zu hoch anzurechnen, weil es eben allgemeine Meinung war, daß es so kommen müßte, so ist es doch desto mehr das bestimmte Ableugnen, daß, was auch geschehe, eine Volksherrschaft auch nur augenblicklich möglich wäre, wie es denn der Erfolg bestätigt. Für Jeden, der ohne Leidenschaft und mit historischem Blicke sieht, liegt eine Wendung wie die frühere entfernter als jede andere; ein Zurückrufen Heinrichs V. ist wahrscheinlicher als eine Jakobinerherrschaft. Auch 1789 stürzte sich Frankreich nur diesen Weg, weil Keiner wußte, welchen Gang die Dinge nehmen; — heute ist kein Gefühl in Frankreich so allgemein als die Furcht vor der Anarchie, und keine Kenntniß so allgemein verbreitet als die des Zusammenhanges politischer Zustände, wie einer aus dem andern hervorwächst; man liebt die Freiheit kaum so sehr, als man ihre Auswüchse fürchtet; und auch wenn es nicht so wäre, läge dennoch keine Veranlassung für das Ausland da, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen; es wäre ungerecht und unklug. Die Grenzen von Frankreich sind die Grenzen der Macht, für die Franzosen wie für das Ausland. Die Franzosen sind wenigstens für jetzt noch, und so lange sie sich in dieser Bahn der Mäßigung halten, auf ihrem Boden unüberwindlich; aber entschieden schwach, sowie sie aus freier Veranlassung ihre Grenzen verlassen. Der Grund dieser Erscheinung aber ist, weil die Grenzen Frankreichs auch die Grenzen der öffentlichen Meinung sind, und diese jetzt und zu allen Zeiten die Welt beherrscht hat, beherrschen wird, beherrschen muß, auch beherrschen soll, die echte, wahre öffentliche Meinung nämlich, nicht die von den Schmeichlern der Throne oder der Völker so getaufte und beschimpfte.

(Der Beschluß folgt.)

Demosthenes als Staatsmann, Redner und Schriftsteller, von Albert Gerhard Becker. Erste Abtheilung. Literatur des Demosthenes. *) Quedlinburg, Becker. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Schon seit 1797, wo der Verf. seine Uebersetzung „Auserlesener Reden des Demosthenes und Aeschines" herausgab, ist Hr. Dr. Becker bekannt als einer der Alterthumsforscher, welche sich mit den griechischen Rednern und unter diesen besonders mit dem bei weitem größten, mit dem Demosthenes, beschäftigen. Dem ersten Uebersetzerversuche folgte nach fast 30jährigem, mit immer gleicher Liebe fortgesetztem Studium die vollständige Uebersetzung der „Philippinischen Reden" (Halle, 1824—26, 2 Theile), deren Werth entschiedene Anerkennung fand, während beigefügte Anmerkungen und Abhandlungen, wie hierher gehörige einzelne Schriften des Verf., den tüchtigen Philologen überall kundgaben. Unter jenen besondern Schriften, der Geschichte der griechischen Beredtsamkeit zugehörig, verdient nach Umfang, Inhalt und Bedeutsamkeit die erste Stelle, Becker's „Demosthenes als Staatsmann und Redner" (Halle, 1815, 2 Theile), welche hier bedeutende Nachträge erhält, indem zugleich in der Vorrede eine neue Bearbeitung derselben verheißen wird.

*) Auch unter dem Titel: „Literatur des Demosthenes, von A. G. Becker".

Die vorliegende „Literatur des Demosthenes" zerfällt in 8 Abschnitte, deren jeder Zeugnisse des fleißigen Sammelns und sachkundigen Prüfens liefert; sie führen die Ueberschriften: Quellen für das Leben des Demosthenes, Würdigung des D. als Mensch und Staatsbürger, als Redner und Schriftsteller. Vorhandene Werke des D.; Scholien, Inhaltsanzeigen, Handschriften, Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften. Hier kann es nur darauf ankommen, den Leser d. Bl. auf diese geistvolle, umfangsreiche Zusammenstellung aufmerksam zu machen; sie ist eine im Plane erweiterte und vervollständigte Umarbeitung der Literatur der „Philippinischen Reden", welche am Schlusse der vorgenannten Uebersetzung (Thl. 2, S. 546 fg.) steht, und empfiehlt sich durch Vollständigkeit, Richtigkeit und Sicherheit. Daß erstere vielleicht noch manche Nachträge zuläßt, gesteht der Verf. bescheiden mit Hinweisung auf den großen Umfang der Literatur des Demosthenes. Wie geistvoll er diesen Reichthum auffaßt, ergibt schon folgende Stelle der Vorrede: „Welche Betrachtungen aber knüpfen sich für den Nachdenkenden an die Uebersicht der Gesammtliteratur des D.! Gewiß ist es z. B. eine beachtungswerthe Erscheinung, daß, während ein großer Theil der Werke des Alterthums im Strome der Zeit zu Grunde gegangen ist, Demosthenes' ausgezeichnetste Reden dagegen fast ohne Ausnahme und ohne bedeutendes Verderbniß sich zu uns herübergerettet haben. Wer an dem Walten einer heiligen Macht in der Leitung der menschlichen Dinge, im Großen wie im Kleinen, festhält, wird bei dieser Erscheinung auch die Dinge nicht übersehen, durch welche diese Erhaltung vorzüglich bewirkt zu sein scheint. Eines dieser Mittel war, wie man annehmen darf, Liebe und Bewunderung unsers Redners, wodurch in den frühern Jahrhunderten der christlichen Kirche die achtungswürdigsten Lehrer christlicher Wahrheit sich veranlaßt fühlten, gleich jenem, nicht blos in einer nach ihm gebildeten edeln Darstellung, sondern auch ganz in seinem Geiste die Fehler und Thorheiten ihrer Zeit zu bestrafen, wie einst auch er seine Zeitgenossen unerschrocken getadelt und für das Rechte und sittlich Gute unablässig zu erheben gesucht hatte. Auf eine bewunderungswürdige Art wurden mithin jene Lehrer Vermittler des Göttlichen und Menschlichen; und man irrt wol nicht, wenn man annimmt, daß diese Hinneigung der ehrwürdigsten Väter der Kirche zu dem ernsten und strengen Sittenrichter seiner Zeit auch später, wenigstens in der christlichen Kirche des Orients, lebendige Achtung gegen ihn und seine Schriften erhalten und mithin auch die Fortpflanzung der letztern gefördert haben möge. Ueberblicken wir ferner die große Zahl von Ausgaben und Uebersetzungen einzelner Reden, welche zur Zeit der Reformation und bald nachher erschienen sind, sollte man nicht glauben, daß auch durch sie in jener denkwürdigen Zeit Demosthenes' hoher Sinn für Wahrheit und Recht in Schulen und auf den Universitäten Deutschlands, Italiens und Frankreichs sich weit verbreitet und kräftig erstarkt haben müsse, während wieder in dem folgenden Jahrhundert, so scheint es wenigstens, fast Niemand um seine Werke sich bekümmerte? Nur die gegenwärtige Zeit läßt sich in dieser Beziehung mit jener vergleichen, denn seit den letzten 15 Jahren ist für Kritik und Erklärung mittelbar und unmittelbar mehr geleistet als in der gesammten frühern Zeit!" Den Ruhm, hierzu redlich mitgewirkt zu haben, wird Niemand dem verdienstvollen Verf. streitig machen.

4.

Jurji Miloslawski, oder die Russen im Jahre 1612. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersetzt von Erhard Göring. 2 Theile. Königsberg, Unzer. 1830. 8. 2 Thlr.

Ein russischer Roman ist noch gar kein gewöhnliches Gericht auf den Lesetischen und in den Lesekuchen, und ich kann mir denken, wie mancher Gaumen nach dieser frischen Speise lüstern werden wird, wenn ich ihm nur erzähle, daß Se. Ma-

jestät der Kaiser selbst dies Werk des Hrn. Michael von Sagoskin „den ersten russischen Roman" genannt haben. In Rußland hat noch kein Buch so viel Furore gemacht als dieser Nationalroman, der in einem Sinne, wie wenige Darstellungen es sind, ein vaterländischer Volks- und Sittenspiegel genannt werden kann. Wir vermutheten Anfangs einen russischen Walter Scott, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Sagoskin dies Vorbild vor Augen gehabt, oder wenigstens durch dasselbe angeregt wurde, vaterländische Geschichte und Nationalität als Gegenstand eines historischen Romans aufzufassen; aber in der ganzen Form der Darstellung sind sich beide Schriftsteller sehr unähnlich. Sagoskin hat alle jene unerträglichen Breiten und unpoetischen Auswüchse, an welchen der große Bekannte leidet, bei sich abgeschliffen, und seine Darstellung ist durchaus gemessen, regelmäßig und harmonisch, sowie auch aus dem Ganzen eine sehr symmetrische und kunstmäßige Anordnung spricht, die bei Walter Scott vergeblich gesucht wird. Nur in dem Talent, die historischen Ereignisse, Verhältnisse und Charaktere selbst zu schildern, und in dem Glück, großartige und bedeutende Stoffe für sein Talent zu haben, ist der Britte dem Russen um Vieles voraus, bei welchem Letztern das Interesse der Geschichte gegen das des Privatlebens zu sehr in den Schatten tritt, wenn es einmal auf den Begriff eines historischen Romans, womit er sich ankündigt, ankommt. Die objective Ruhe und Gründlichkeit der Darstellung bei Sagoskin ist dagegen um so bewunderungswürdiger, weil sie bei ihm mit so vieler Eleganz und Zierlichkeit hervortritt. Sonst übertrifft er den Waverley-Autor bei weitem an poetischem Gefühl, obwol dasselbe auch bei ihm nur höchst selten als solches sich geltendmacht und fast nie in einem exaltirten Ausbruch wahrgenommen wird; aber er versteht, sein poetisches Gefühl in feine und sinnig angelegte Verhältnisse zu verkleiden, die einen wahrhaft dichterischen Eindruck zu machen im Stande sind.

Der russische Roman behandelt die stürmischen und anarchischen Zeiten der russischen Geschichte, welche der Thronbesteigung des Hauses Romanow zunächst vorhergingen. Die wesentlichsten Hauptzüge des Stoffs, sowie die am bedeutendsten im Roman hervortretenden Personen selbst, scheint der Verf. aus gegebenen und überlieferten Verhältnissen aufgenommen zu haben; aber dennoch hat er auf keine Weise Das geliefert, was man eigentlich unter einem historischen Roman zu erwarten gewohnt ist. Er setzt nämlich die historischen Ereignisse, an welche sich das Schicksal seines Helden und der mit ihm zusammenhängenden Figuren knüpft, durchgängig als jedem Leser bekannt voraus und läßt sie meistentheils nur als Rahmen des Gemäldes im Hintergrunde blicken, oder fertigt sie, wo er sie nicht umgehen kann, mit wenigen, flüchtigen Pinselstrichen ab. Vortrefflich sind jedoch die Sittenschilderungen des russischen Volkslebens, welche noch ebenso sehr für einen Spiegel der Gegenwart gelten können, obwol sie den Anfang des 17. Jahrhunderts bezeichnen; denn seit 2 Jahrhunderten hat sich in den äußern Zuständen desselben kaum Etwas verändert, und es wird wahrscheinlich noch manches Jahrzehend hingehen, ehe die in Rußland erst aus ganz neuer Zeit datirende Cultur auch das Volksleben so mächtig durchdringen wird, um auf die Umgestaltung seiner äußern Formen einen Einfluß zu üben. Dies ist merkwürdig, wenn man dagegen bedenkt, welchen völlig polaren Gegensatz eine deutsche Sittengeschichte aus dem 17. und eine aus dem 19. Jahrh. im Verhältniß zu einander darbieten würden; aber ein russischer Roman, der vor 2 Jahrhunderten geschrieben wäre, würde in dieser Hinsicht noch nicht veraltet sein.

Die frische Gestaltung, die nordisch kräftigen Naturen, der Reiz der noch wenig zu Romanen verwandten Localität, sowie die zarte und innerliche Interessen berührenden Schicksale des Jurji Miloslawski werden schwerlich des Eindrucks auf irgend einen Leser verfehlen. In Rußland ist der Leseeifer gegen die deutsche Lesewuth noch immer sehr schwach; aber dennoch wurde die erste Auflage dieses Romans schon nach einigen Wochen vergriffen, und die unlängst angekündigte dritte ist wahrscheinlich schon erschienen. Eine englische Uebersetzung und 3 französische, welche sich auf einmal angekündigt haben, beweisen die allgemeine Anerkennung, die sich das Werk des Hrn. Sagoskin zu erwecken fähig ist. Die vorliegende deutsche Uebersetzung des Hrn. Erhard Göring, eines in Moskau lebenden Deutschen, ist treu und gründlich, und nur zuweilen verräth es sich an dem sonst gewandten Ausdruck, daß dem Uebersetzer die Ausübung seiner Muttersprache einigermaßen fremd geworden ist. 156.

Notizen.

Die pariser Theater im Jahre 1830.

In dem vergangenen denkwürdigen Jahre sind auf den Theatern der Hauptstadt Frankreichs folgende neue Stücke aufgeführt worden:

Académie royale de musique	3	(2 Opern u. 1 Ballet).
Théâtre italien	5	(4 deutsche u. 1 italien. Oper).
Théâtre français . . .	12	(4 Trauerspiele, 6 Dramen u. 2 Lustspiele).
Opéra comique	9	Opern.
Odéon	24	(3 Trauerspiele, 6 Dramen, 14 Lustspiele u. 1 Vaudeville).
Gymnase	10	(9 Vaudevilles u. 1 Drama).
Vaudeville	21	(20 Vaudevilles u. 1 Parodie).
Variétés	24	Vaudevilles.
Nouveautés	17	(9 Vaudevilles, 5 Opern, 2 Lustspiele u. 1 Pantomime).
Gaieté	14	(5 Melodramen, 5 Lustspiele, 4 Vaudevilles).
Ambigu-comique	18	(10 Melodramen, 5 Lustspiele u. 3 Vaudevilles).
Porte Saint-Martin . .	9	(4 Melodramen, 4 Lustspiele u. 1 Vaudeville).
Cirque olympique . . .	9	Melodramen.
	175	neue Stücke.

Die periodische Presse auf der Insel Cuba.

Auf der Insel Cuba erscheinen bereits 10 Zeitschriften, nämlich: 1. Zeitung von Havanna, ein officielles, politisch-ökonomisches Tageblatt; 2. Handelsneuigkeiten, ein der Politik, Oekonomie, besonders aber Handelsangelegenheiten gewidmetes Abendblatt (diese beiden sind die ältesten Journale der Insel); 3. Die Aurora, politisch-literarisch (eine der besten Zeitschriften Cubas); 4. Gouvernementszeitung, erscheint erst seit dem 1. Dezember 1829, berechtigt aber zu großen Erwartungen; 5. Zeitung von Trinidad; 6. Zeitung von Port-au-Prince; 7. Handelsneuigkeiten von Cuba (diese 3 zuletzt erwähnten sind blos Echos der andern Zeitschriften der Insel sowie jener des Festlandes); 8. Preiscourant oder Handelszeitung (in englischer Sprache); 9. Die Mode, oder Erdelung des schönen Geschlechts (diese beiden erscheinen wöchentlich); 10. Wissenschaftliche Annalen, erscheinen monatlich und befassen sich mit dem Ackerbau, dem Handel und den Künsten.

Zeitschriften bei den alten Römern.

Hr. Andrieux erzählt uns in seinem Trauerspiele: „Brutus", daß dieser der Erfinder der National- oder Communalgarde gewesen sei; denn er sagt:

Que par les citoyens la ville soit gardée.

Nicht weniger merkwürdig ist, daß Julius Cäsar die Zeitschriften erdachte (Sueton. vit. Jul. Caesar.). Dieser große Römer wollte, daß ein Bericht über die Verhandlungen und Reden der Senatoren dem Volke vorgelegt werde, eine Art Moniteur. Diese Oeffentlichkeit ward leider von dem von Horaz und Virgil so sehr gepriesenen August unterdrückt, aber dieses Organ der Regierung, was kaum glaublich ist, jedoch von Tacitus ausdrücklich erzählt wird, unter Tiberius wieder ins Leben gerufen. Der Hauptredacteur hieß Junius Rusticus. Tacitus hat jedoch zu erwähnen vergessen, ob diese Schrift die Censur passiren, Caution erlegen und gestempelt werden mußte. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1831.

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, von F. v. Raumer. 2 Theile.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Entschieden wird in den Briefen auch eine Lieblingsbehauptung der Zeit widerstritten; die der Existenz des Comité directeur, welcher nach gewissen Ansichten, seit lange an der Spitze der jakobinischen Richtung der Zeit stehend, seine Herrschaft nicht nur über Frankreich, sondern über die ganze Erde ausbreite. Die neuesten Begebenheiten haben das Ganze als eine entschiedene Träumerei des alle Throne untergrabenden Ultrawesens gebrandmarkt. Oder wäre es dennoch in dem Prozesse der Minister nicht zum Vorschein gekommen? Es gibt freilich Leute, denen mit nichts beizukommen ist, und für diese gilt dann auch wol diese Thatsache nichts. Freilich hat in Frankreich eine Verschwörung existirt, aber sie war von der Art, wie etwa die in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft — sie war überall und nirgends, Keiner hatte Theil daran, und doch Jeder. Diese Idee von Verschwörung ist eine der unglücklichsten, welche die Machthaber überall umlagern kann; sie ruht auf Argwohn und schafft ihn; das gegenseitige Mistrauen steigert sich, bis zuletzt die Dinge auf einen Punkt kommen, wo nur der Kampf entscheiden kann. Wenn man dann aber, wenn es so weit gekommen ist, fragt: wo ist das erste Unrecht? so ist die entschiedene Antwort: bei den Regierungen, sie haben immer, im Guten wie im Bösen, die Initiative, sie tragen wie der Oberfeldherr allen Ruhm des Guten, aber auch allen Tadel des Schlimmen, und de jure. Nicht die Völker machen Revolutionen, sondern die Regierungen. Nur schwache und schlechte Regierungen sind von jeher gestürzt worden, noch nie eine gute und starke. Die gewöhnliche Verwechselung zwischen Ursache und Wirkung erzeugt alle die ungerechten Beschuldigungen gegen die Völker, und besonders zum Heile der Regierungen, der Sicherheit der Throne wegen, welche die Völker lieben wie sich selbst, wenn sie über ihr eignes Wohl aufgeklärt genug sind; es sollte Jeder danach trachten, diese falschen Beschuldigungen gegen die Völker zu bekämpfen; den Regierungen die Ueberzeugung einprägen, daß Alles von ihnen abhängt, was geschehen soll. Nur ihren Willen müssen sie zuerst reinigen, daß sie nicht Egoisten sind, nicht sich um ihrer selbst willen wollen, sondern um des Volkes willen. Das höchste Sittengesetz herrscht in der Geschichte wie in einzelnen Menschen. Der Egoismus tödtet; der Liebe, der Hingebung und Bereitwilligkeit, Alles zu opfern, wird Alles gegeben. Die Liebe hat Alles, weiß Alles, gönnt Alles; der Eigennutz verliert Alles, zerstört Alles. Die Regierung ist am festesten, welche sich sagt, sie trete morgen gern zurück. Und warum auch nicht? Innerlich und äußerlich ist ja nur Gewinn dabei, der Herrschaft los zu sein; das Herrschen ist nur eine schwere Pflicht, welche erfüllt wird. Das sind christliche Principien; jene aber, welche nur die Gewalt der Herrschaft als solche im Auge haben, sind heidnische und haben kein Recht, die Unterwerfung zu fodern, sie erhalten sie, so lange sie können, aber sie graben sich ihr eignes Grab: so will es die höhere sittliche Weltordnung. Das Recht ist nicht das höchste Princip in der Geschichte; die Geschichte geht ihren Gang nur durch eine ewige Verletzung des Rechts; sondern die Liebe ist es, wie auch die Liebe die höchste Weisheit ist.

Dem Ultrawesen wird in den Briefen überall so hart mitgespielt, daß wir die Form nicht immer vertheidigen möchten. Aber die Quelle, aus der Alles fließt, was dagegen gesagt ist, ist rein; es ist die Liebe zur Wahrheit, der Haß gegen jede Lüge, jede Thuerei, jeden Hochmuth. Es zeigt sich immer deutlich, was darunter verstanden wird; es ist die falsche aristokratische Richtung, jener Hochmuth, der da meint, er wäre aus besserm Thone geformt; jene Lüge, die sich mit Frömmigkeit und patriarchalischer Milde unter puritanischer oder katholischer Form verkleidet, während ihr diese Dinge nur die Mittel für ihren Eigennutz sind; jene Heuchelei, welche die Throne umlagert und die Völker verleumdet und doch nichts will, als das Instrument sein, wodurch die Throne gezwungen wären, die Herrschaft zu üben; es ist am Ende auch jene bessere Gesinnung, welche zwar alles Gute will: Gerechtigkeit, Milde, Wohlstand; aber sie will die freiwillige Geberin alles Dessen sein; sie will schenken, was als ein Recht gefodert werden kann, und dieses Fodern ist ihr gerade verdrießlich, das ist ihr der Jakobinismus. Sehr scharf zeigt der Verf. an dem Beispiele des Hrn. v. Haller, wie jenes Wesen nur das andere Extrem von Dem ist, wogegen es sich als das einzige Heilmittel ausgibt; dieselbe Krankheit, dieselbe Schlechtigkeit wie der Jakobinismus, dessen eigentliche Mitte natürlich nicht diese oder jene ge-

wählte Form des Staats ist, sondern der Hochmuth, welcher seine Einsicht über die Geschichte setzt, sich einen Staat construirt und nun, ohne sich umzusehen, mit fanatischem Eifer darauf losgeht, diese Idee, deren Wille meistens Jeder selber ist, zu verwirklichen. So ist Hr. v. Haller und Alle, die ihn anbeten und ihm nachbeten, ebenso sicher Jakobiner als irgend einer der theoretischen Helden der Assemblée constituante oder des Convent. Die Throne sollten dies zuerst gewahr werden, sie mögen nur nachsehen, was ihnen in einem solchen Haller'schen Staate bleibt, ob er mehr ist, als was die Constitution von 1791 gab. Wie jede Ansicht, wenn sie ohne eine mildernde philosophisch-welthistorische Ansicht bis zu ihrer Spitze durchgetrieben wird, ganz nahe an den Wahnsinn führt, lehrt auch das Beispiel des Hrn. v. Haller; man lese sein Recept für den Zustand Frankreichs und frage sich, wie weit ein solcher Rath von dem eines völlig Wahnsinnigen noch entfernt ist. Es kann nicht oft genug gesagt werden, und Jeder, welcher die Throne liebt, hat die Pflicht, es oft und immer wieder zu sagen: Rathgeber aus den Reihen dieser Leute das sind Die, welche Throne an den Umsturz bringen, und es ist ein Hauptübel, wenn sich Herrscher so umgeben. Kein Geist ist stark genug, um sich gegen Irrthümer, welche ihm mit der Schmeichelei der fingirten oder wirklichen Anhänglichkeit des heiligen Interesses für den Gesalbten des Herrn täglich vorgesagt werden, aus eigner Kraft gehörig zu waffnen; am wenigsten, wenn er zugleich seine tiefsten menschlichen Neigungen dabei bekämpfen muß. Die Herrscher sollten immer nur Leute um sich haben, welche ihre Neigungen bekämpften, keine aber, welche ihnen schmeicheln. Leute, welche immer widersprechen, sind viel nützlicher als solche, welche beständig lächeln und ja sagen, oder mit Gewandtheit Das für ihre eigne gefahrvolle Meinung ausgeben, wovon sie wissen, daß es den Ohren des Herrn wohlgefällige Nahrung ist.

Wenn der Verf. gegen eine Partei ungerecht ist, so ist es vielleicht gegen die Doctrinnairs, deren Wesen und Ansichten er uns zu eng einzuschließen scheint. Es sind aber dies jene Eklektiker in der Philosophie und im Staate, welche die Weisheit und das Leben lehren, die theoretischen Praktiker oder praktischen Theoretiker, denen die Wissenschaft nur das Leben lehrt und das Leben die Wissenschaft, und schon deshalb sind sie nothwendig keine Systemmacher, ja, es sind Systeme ihrem ganzen Denken und Treiben am entschiedensten entgegen. Damit ist aber nicht gesagt, daß man nicht für jeden Fall des Tages seine bestimmte, auch theoretische Ansicht haben dürfe; im Gegentheil, ohne eine solche gibt es auch wieder kein sicheres entschiedenes Eingreifen. Es mag gefährlich sein, jedes bestimmte Thun zur bestimmten Stunde auf eine theoretische Ansicht zu beziehen, aber absolut falsch ist es auf keine Weise, wenn es eben nur das Theoretische der Zeit ist, und nicht eine allgemeine in zu engen Grenzen sich bewegende Theorie, welche leitet, auf welche ich Alles beziehe, an welcher ich mich orientire. Oder ist es nicht auch eine theoretische Ansicht, welche lehrt — eines ist nicht für alle Zeiten, jede Zeit hat im Staate ihre besondere Form, in welcher sie den gerade vorherrschenden Gedanken Gottes in der Geschichte darstellen will, und ist eine solche Ansicht nicht auch der Anfang aller richtigen Praxis, kann Jemand zu einer Zeit großer Bewegung Staaten regieren, der nicht eine richtige theoretische Ansicht über die Zeit hat? Ob diese Erklärung, wie wir sie hier geben, auf die Einzelnen oder auf die Meisten, welche sich oder welche Andere Doctrinnairs nennen, gerade paßt, das freilich könnte nur die Prüfung im Einzelnen darthun; das Vollkommene einer historischen Richtung paßt freilich auf Niemand ganz, auch Luther war nicht das ganze Lutherthum, aber die Hauptzüge müssen stimmen, und von den Koryphäen der Richtung, Royer-Collard, Guizot, möchte ich es behaupten.

Bei dieser Gelegenheit beklagen wir es sehr, daß der Verf. weder mit den Schriften noch mit den Schulen des St.-Simon in Berührung gekommen. Nach Dem, was uns davon bekanntgeworden („Le système industriel", und der „Catéchisme des industriels") ragt er über Alles hinaus, was die neueste Zeit auf dem Gebiete philosophisch-historischer Betrachtung und theoretisch-praktischer Staatsweisheit in Frankreich und überhaupt hervorgebracht hat. Es ist da eine Tiefe des geschichtlichen Blicks, eine welthistorische Anschauungs- und Combinationsgabe, welche zum Propheten macht, wie er es denn so bald und so schnell wie nie ein Anderer geworden. Man sehe, was er vor 10 Jahren geschrieben, und wie es nun heute in Frankreich steht. Man vergleiche, was auf diesem Felde von Andern geleistet worden; den Zustand der Gesellschaft haben auch wol Andere schon richtig als eine Uebergangsepoche bezeichnet, aber Niemand hat so deutlich gezeigt, woher und wohin? und hat zugleich so deutlich und klar auf den äußern Gang hingewiesen, welcher befolgt werden müßte, um die Gesellschaft in dieser Epoche zu führen und nicht von ihr fortgerissen zu werden. Auch Andere haben wol schon gesehen, daß eine Art Auflösung der Gesellschaft stattfindet, eine Art Chaos, wie sie jeder neuen Schöpfung vorangehen muß; aber statt daß Andere, wie Schlegel, Adam Müller, Haller, Bonald, Maistre daran eine Reihe thörichter, unhistorischer, unphilosophischer, gottloser Beschuldigungen knüpften, deren Mitte die Behauptung ist, es habe die Gesellschaft zum großen Theile ihre sittliche und religiöse Basis verloren und wäre nur zu retten durch eine entschiedene Rückkehr zu diesem oder jenem Alten; statt dieser entschiedenen Thorheit sieht dieser Seher auch in diesem Zustande nur Entwickelung, Streben nach einer immer festern und breitern Grundlage eines echt christlichen Zustandes der Gesellschaft; eine Grundlage, die keine andere als die Arbeit ist, die da vornehm gemacht werden soll in all ihren Gestalten, vom Denken an bis zum einfachen Werk der Hände. Nur der Müßiggang und die Hoffahrt sollen keine Plätze mehr haben in der Gesellschaft. In dieser echt sittlichen und christlichen Krisis sieht er die Geschichte begriffen, eine Krisis, welche natürlich nicht die Gesundheit ist, aber der nothwendige und sichere Weg dazu. Diesen Weg zu erken-

nen, fleht er unter dem Namen der Bourbons alle Throne an, deren Glanz und Bestehen ihm der Schlußstein des neuen Gebäudes ist. Rührend ist seine eindringliche Sprache deshalb, wir möchten sie mit ihm führen, weil wir die Throne lieben wie er, die Stützen echter Freiheit; aber auch flehen möchten wir wie er, daß sie sich nicht täuschen, sich nicht verblenden, sehen, was klar zu Tage liegt, und danach handeln, nicht eine Stütze suchen, wo keine mehr ist, besonders aber auch sich überzeugen, daß in der Richtung der Zeit nichts Schlechtes, sondern durchaus etwas sehr Gutes und sehr Tiefes liege. Der wahrhafte Geist der Zeit ist immer der Geist Gottes. Freilich muß er zuerst die Rolle der Opposition, also des Illegitimen übernehmen; so war das Christenthum der Opposition — das Illegitime; so war es die Reformation; so ist es die Revolution, die, wenn man vor dem Worte nicht erschrecken will, nichts Anderes ist als die neue Zeit. Freilich ist die Bewegung, die Unruhe, das Verbrechen, was sie im Schaffen und Widerstehen erzeugt, nicht Das, was sie will, sondern Das, was dahinter steht: die größtmöglichste, wahrhaft christliche Befreiung Aller. Oder wäre etwa in dieser Richtung nichts mehr zu thun? Wer wäre so frech Das zu behaupten? Und wenn dafür viel zu thun ist, kann es das Alte sein, muß es nicht Neues sein? Ist also das Streben danach nicht recht, nicht gut? Nicht die Sache also ist es, die man zu beklagen hat, sondern nur die Wege; und das ist offenbar das größte Räthsel in der Geschichte, daß diese Wege so wunderlich verschlungen durch und übereinander hergehen. Das Böse ist überall, wie im Menschen, so in der Geschichte das große ungeheure Räthsel, nothwendig freilich zu eben dieser Existenz, welche Mensch und Geschichte heißt; aber dennoch stehen wir immer fragend davor, ob es nicht anders sein könnte.

Wir kehren zu unserm Buche zurück und finden da noch einen Abschnitt über die französische Philosophie, der sehr übersichtlich und zusammengedrängt den Zustand der Lehre in Frankreich darstellt, wundern uns aber von Neuem, den Namen St.-Simon auch hier nicht zu finden. Die Spitze bezeichnen hier die Ausläufer deutscher Philosophie, um die es freilich etwas besser steht als um die Nachfolge in der Poesie, wenn es das sein soll, was man jetzt als romantique bezeichnet, zu welchem das Einzige, was wahrhaft romantische Poesie ist, Vitet's Trilogie, nicht gezählt wird. Wunderlich! Wie die Deutschen fast nirgends respectabler sind als in der Universalität des Verstehens alles Fremden, so die Franzosen nirgends lächerlicher als gerade hier.

So sehr nun die Politik, wie billig, die große Menge der Seiten des Buchs füllt, so ist sie doch keineswegs der einzige Inhalt. Kunst und Wissenschaft treten vielfältig dazwischen. Ueberall findet man auch hier den verständigen, klaren Sinn für das Rechte, Edle und Wahre. Es ist uns kaum ein Urtheil, eine Ansicht aufgestoßen, gegen welche wir irgend etwas Erhebliches einzuwenden wüßten, dem wir uns nicht bis auf einige zu starke Herb- und Derbheiten gern und willig anschlössen.

So wünschen wir denn dem geistreichen edeln Buche recht viele, offene Leser, besonders in den höhern Regionen der Gesellschaft, denn da ist am meisten hier zu lernen. Die praktische Geschichte lehrt am Ende nur die Kunst, zu regieren; und wo ist die Kunst nöthiger als da, wo regiert werden soll? Wüßten die Regierungen zu regieren, es hätte (wie schon Platon im „Gorgias" sagt) noch nie eine Verjagung der Herrschenden oder eine Umwälzung, ja kaum eine Bewegung gegeben. Darum sollte man auch vielmehr hierum bitten und beten als auf die Völker schelten, deren Sünden immer nur die Folgen der frühern der Regierungen sind; nicht den Völkern den passiven Gehorsam predigen, der nicht durchzusetzen, sondern den Regierungen Weisheit: so folgt der echte und rechte Gehorsam, der aus Liebe, von selber. Für jeden Einzelnen ist der duldende Gehorsam Tugend und Pflicht — aber nur die geschichtliche Unmündigkeit fodert ihn von Völkern und zerschellt daran im Irrthum, und das ist tragisch — oder in Herrschsucht und Liebiosigkeit, und das ist Recht.*) 159.

Historische Novellen.

1. The youth and manhood of Cyril Thornton. 3 Bände. Edinburg, 1827.
2. The Chelsea pensioners, by the author of „The subaltern". 3 Bände. London, 1829.
3. Tales of military life, by the author of „The military sketch-book". 3 Bände. London, 1829.
4. Stories of Waterloo. 3 Bände. London, 1829.
5. The night-watch, or tales of the sea. 2 Bände. London, 1829.
6. Sailors and saints, by the authors of „The naval sketch-book". 3 Bände. London, 1829.
7. Tales of a tar, by one of the authors of „The naval sketch-book". London, 1830.
8. The naval officer. 3 Bände. London, 1829.
9. The king's own; by the author of „The naval officer". 3 Bände. London, 1830.

Romane und Novellen, in denen Wahrheit und Dichtung verschmolzen erscheinen, sind auch in England, besonders durch W. Scott zur Tagesordnung gekommen. Die Verf. der obengenannten historischen Novellen sind Kriegsmänner (bei Nr. 1 Hamilton, bei Nr. 2 Gleig, bei Nr. 3 Maginn, bei Nr. 6 und 7 Glassock, bei Nr. 8 Maryat). Wahrscheinlich haben sie diese Form deshalb gewählt, um die schwerern Pflichten des Geschichtschreibers oder auch den Verdacht der Anmaßung zu vermeiden. Ueberdies findet die Novelle, indem sie neben der Belehrung auch ergötzt, leichter ein größeres Publicum, als die ernste Geschichte sich dessen gemeiniglich zu erfreuen hat. Aber die Verf. historischer Novellen mögen ja bedenken, daß die Einmischung wirklicher Thatsachen und Personen dem Speer des Ithuriel gleicht, indem durch dieselben die innere Wahrheit der übrigen erdichteten Ereignisse und handelnden Personen scharf geprüft werden kann und wird. Deshalb sind jene historischen Zuthaten, bei ungeschickten Händen, ein gefährlicher Schmuck und Zeuge. Wenn sie in Walter Scott's und anderer Meister (wo wir besonders Tieck nennen) Werken das Interesse nicht gestört oder gar zerstört haben, so rührt dieses daher, daß auch der erdichtete Theil des Inhalts von so vollkommener, innerer, abstracter Wahrheit ist, daß ihm die Nachbarschaft des histori-

*) Wir werden noch einmal auf Raumer's interessante Briefe zurückkommen. D. Red.

schen Theils der Novelle (oder des Drama) durchaus keine Gefahr bringt. Wehe aber dem Novellisten (und über wie viele derselben müßten wir dieses Wehe ausrufen!), der die wirklichen Personen und Ereignisse zwischen ein lockeres, zerrissenes Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten verstreut und seinen leben- und charakterlosen, unnatürlichen Puppen wirkliche Namen anhängt! Wie grell treten da die Widersprüche hervor! Wie lächerlich und wie widerwärtig erscheint uns das Unwahre, wenn es nun, neben der Wahrheit, erst recht augenfällig wird! Der schlechte Novellist muthet uns zu, daß wir um einiger wenigen echten Körnlein willen einen Haufen Kaff und Spreu mitnehmen sollen. Welche Unverschämtheit! Erdichtete Personen, welche nicht eben als Theilnehmer an einem wohlbekannten öffentlichen Ereigniß aufgeführt werden, betrachten wir wol mit Nachsicht; werden sie uns aber als Theilnehmer an solch einem Ereigniß dargeboten, so verlangen wir, daß sie mit biographischer Feder geschildert werden, und daß jeder Punkt ihres Verhaltens wahrscheinlich und consistent sei. Mögen unsere Novellisten bedenken, daß einige wenige historische Namen und Begebenheiten nicht mit so gewaltiger Zauberkraft begabt sind, um alle übrige Unwahrscheinlichkeiten und Verrenkungen dem Blicke durch ein Abracadabra entrücken zu können! Mögen sie ferner bedenken, daß Scott's und anderer wenigen Meister historische Romane und Novellen nicht deshalb bewundert werden, weil historische Personen und Ereignisse eingewoben sind, sondern deshalb, weil sie überall den Geist der Geschichte athmen! Gerade die Personen, welche nicht wirkliche sind, erscheinen uns hier öfters als die anziehendsten, z. B. in Scott's Werken: der Alterthümler, Guy Mannering, Baron Bradwardine, Mac-Ivor, Jeanny Orans und deren Vater David u. s. w. Und ebenso verhält es sich auch mit den Begebenheiten. Gerade die Personen, welche der Genius des Dichters erschaffen hat, geben uns den bestimmtesten, lebendigsten Eindruck der Gefühle, Denkungsart, Sitten der Zeit, in welche der Dichter uns versetzen will. Es ist hier aus verschiedenen zerstreuten Quellen gerade Dasjenige gesammelt und zusammengestellt, was die wahre Geschichte nur gar zu oft ungesammelt und unbeachtet gelassen hat, sodaß man hier in der That in Versuchung geräth, ob man einen solchen Roman nicht höhern didaktischen Werth beilegen soll als der Geschichte selbst.

Doch wir kommen auf die obengenannten 9 historisch-romantischen Werke zurück.

Sie sind größtentheils so gut geschrieben, daß man den Romantiker über dem Biographen, Reise- und Geschichtschreiber öfters fast aus den Augen verliert. Ueberdies liefern sie, als wirkliche Theilnehmer an wichtigen Begebenheiten unserer Zeit, uns einen guten Vorrath neuer Belehrung, den wir anderswo schwerlich finden dürften. Sie führen uns in das Innere des Kriegs- und Seelebens und erzählen uns Vieles, was uns die wahre Geschichte nicht meldet, oder was uns doch hier durch die Art, wie es erzählt und mit andern Umständen verflochten wird, lebhafter anzieht. Besonders machen sie uns mit den furchtbaren Wirklichkeiten des Kriegs bekannter und zerstreuen jenen täuschenden Schimmer, wodurch Mars, aus der Ferne angesehen, sich so Vielen anempfiehlt. Wir sehen den einzelnen Gefangenen, Verwundeten, Sterbenden nun nahe vor Augen. Und dieses wirkt anders als die hochtönende Kunde aus der Ferne vom Fall Tausender. Die Scene im „Cyril Thornton" ist wechselnd zu Halifax, Bermuda, Teneriffa, Gibraltar und dann zuletzt in den Schlachten der pyrenäischen Halbinsel (Roleia, Busaco, Albuera). In den „Chelsea pensioners" gehören die anziehendsten Erzählungen dem Kampfe der Briten mit den Nordamerikanern an. Die „Tales of military life" beziehen sich auf den bekannten gefahrvollen Rückzug John Moore's nach Coruña, leiden aber öfters an den oben gerügten Unwahrscheinlichkeiten. Es ist Alles auf Hervorbringung starker Effecte berechnet. Die „Stories of Waterloo" zeichnen sich durch kühnen, freien, kräftigen, soldatischen Styl aus, sind sehr unterhaltend, kränkeln aber auch hin und wieder an Unwahrscheinlichkeiten; Wahrheit und Dichtung wollen öfters nicht wohl zusammengehen. „Night-watch" schildert in geistreichen, hell-dunkeln Gemälden die unglückliche Unternehmung der Briten gegen New-Orleans aus jüngstvergangener Zeit. „Sailors and saints" versetzt uns durch sprechende Wahrheit auf das Meer und ergötzt durch echte Humoristik. In den „Tales of a tar" werden wir Augenzeugen der Empörung zu Spithead (1797) und machen persönliche Bekanntschaft mit dem herrlichen Seehelden Collingwood. Auch die 2 letztgenannten Schriften, erste Versuche des Capitains Maryat, leicht, lebendig, dramatisch, durch scharfgezeichnete Charaktere anziehend, erwecken die besten Hoffnungen. 6.

Notizen.

Literarisches Curiosum.

Vom dänischen Oberhofprediger Johannes Lassenius in Kopenhagen haben wir „Das betrübte und von Gott reichlich getröstete Ephraim", ein dickes, oft aufgelegtes Erbauungsbuch, das in „184 geistlichen Anfechtungen" Trost zuspricht.*) Das dicke Buch ist in mehrerlei Art merkwürdig. Erstlich soll Joh. Lassenius, bevor er Geistlicher wurde, Mitglied einer im 17. Jahrh. herumziehenden Schauspielergesellschaft, der Treu'schen und angeblich ziemlich ersten in Deutschland, gewesen sein. Beweise davon habe ich nie erhalten können, aber in der „Geschichte des deutschen Theaters" von Löwe (Hamburg, 1766) findet sich S. 13 die Angabe, welche nachher in vielen spätern Schriften wiederholt worden ist. Er wird darin sogar als „einer der vorzüglichsten Acteure" derselben bezeichnet. Da Lassenius zu den berühmtesten und beliebtesten Theologen des 17. Jahrhunderts gehörte, so müßte es sehr willkommen sein, wenn man erfahren könnte, wie er 2 so ganz verschiedene Pfade zu verfolgen veranlaßt wurde. Löwe bekam seine Notizen hauptsächlich von Konr. Ekhof, dem allerdings auf seiner Laufbahn etwas davon zu Ohren gekommen sein konnte. Ausgemittelt dürfte die Sache jedoch wol nie werden. Dann aber kommen wunderliche „geistliche Anfechtungen" vor, worin Lassenius Trost zusprechen mußte. So hat er z. B. in der 77. Rede Einen zu beruhigen, der sich „ehemals dem Teufel mit Leib und Seel' verschrieben und die Handschrift auch wirklich (dem Teufel) ausgehändigt hat". Der arme Sünder fürchtete nun alle Tage, vom Teufel geholt zu werden, weil dieser Schwarz auf Weiß hatte. Es sollte doch wol für einen jetzigen Geistlichen gewiß eine schwere Aufgabe sein, einen von solcher Einbildung gequälten Menschen zu beruhigen. Lassenius wußte sich zu helfen. „Gesetzt", ruft er unter Anderm, „der Teufel weist Euch eine solche Handschrift auf, so weist Ihr ihm wieder die Quittung, die Ihr habt in Gottes Wort". Wenn freilich der Teufel eingewendet hat, daß die Quittung von einem Andern als ihm selbst nicht gültig sein könnte, so wird der Schuldner und dessen geistlicher Anwalt in große Verlegenheit gekommen sein. Willst Du mit mir Komödie spielen? hätte er den ci-devant „Acteur" Lassenius fragen können.

Ueber die Juden hat man doch immer geklagt.

Als Titus Jerusalem erobert hatte, kamen viel Tausende Juden als Sklaven nach Italien, und bald nachher rief Claudus Rutilius Numantianus in seinem Gedichte: „De reditu suo":

Ach wär' Judäa nimmer unterjocht doch worden;
Nicht von Pompejus und vom Kaiser Titus nicht!
Jetzt greift die Seuche dieses Volkes weiter,
Und die Besiegten quälen ihre Sieger nun! 90.

*) Meine Ausgabe ist von 1730 und in Dresden erschienen; vermuthlich ein Nachdruck.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1831.

Die Haimonskinder. Ein Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen in 4 Sängen von Ludwig Bechstein. Mit 5 Vignetten. Leipzig, Hartmann. 1830. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Die heutigen Dichter, unter deren Händen Alles zu Versen wird, gleichen dem Midas darin wenigstens nicht, daß unter dessen Händen Alles zu Gold wurde. Wie dem Mönche, der nur das Avemaria kannte, sein Gebet, so oft er es sprach, im Munde zur Blume wurde, so wird dem wahren Dichter jede Erscheinung innerlich zur Poesie, nicht eben äußerlich zum Poem. Ein Misgriff vor Allem ist es, die wildgewachsenen Bäume der Sage in allerhand zierliche Versmaße zu verschneiden, das dunkele Dickicht auszulichten in ehrsame, regelrechte Reimalleen. Und was uns damit geholfen ist, die schlichte und treuherzige Erzählung einer alten Sage versificirt zu sehen, das ist schwer auszufinden. Es ist fast wie ein dünner Zuckerguß auf nahrhaftem Hausbrote, wie Zuckerwasser statt der frischen Quelle. Dem wahren Dichter freilich, der zur Quelle tritt, ballt sich, wie in der indischen Sage, was er schöpft, von selbst in den Händen; es ist das reine, einfache Element, aber gestaltet von der wunderbaren Kraft heiliger Hände.

Als wir den Titel dieser Haimonskinder erblickten, fühlten wir bereits alle die Leiden, die ein neumodisches Epos über den armen Leser verhängt, der es büßen muß, daß die Ermahnung, welche die epischen Volksgedichte, die nun zu neuem Leben erwacht sind, deutlich ergehen lassen, an dem Verfasser unvernommen vorbeigerauscht ist. Die Herrlichkeit jener Gedichte, die Stralen untergegangenen Lebens, die durch geheimnißvolles Dunkel brechen, sollten doch endlich abschrecken von frevelhaften Versuchen, den Wiederschein eines in sich einigen Volkslebens, die großen Schatten, die eine mächtige Zeit wirft, durch Lampenlicht und Schattenspiel nachzustümpern. Es ist leicht, eine Aehre im Munde zum Blühen zu bringen, aber die ernährende Saat, die, mit bunten Blumen geschmückt, im frischen Winde wogt, wurzelt im Erdboden.

Die Besorgniß, einem jener Undinge, welche die Verfertiger epische Gedichte nennen, indem sie mit aller Modernität sich als Rhapsoden oder Barden oder fahrende Sänger geberden, auch hier zu begegnen, hat sich uns jedoch nicht in dem Maße, wie wol sonst, bestätigt. Dies Gedicht mit seinen 4 Sängen und 5 Vignetten ist nichts mehr und nichts weniger als das Volksbuch von den Haimonskindern in allerhand Metris versificirt. Der Verfasser hat nämlich seine Verse in 4 Sänge (die sich wahrscheinlich von Gesängen bedeutend unterscheiden) eingetheilt und jeden dieser Sänge wieder in 12 Lieder zerspellt. Hoffe aber Niemand, einzelne Romanzen zu finden, die die Stralen der Sage in einem Brennpunkte zusammenfassen und so Das leisten, was heutzutage ein Dichter, der es einsieht, wie eitel es ist, dem Ruhme eines epischen Dichters nachzustreben, leisten kann, und was Uhland z. B. in den Romanzen, die sich auf Karl den Großen beziehen, in herrlicher Vollkommenheit geleistet hat. Obwol in so viele Lieder mannichfaltiger Versarten zertheilt, schreitet doch die Erzählung ohne Unterbrechung so zu sagen episch fort, indem jede Romanze der vorhergehenden gleichsam in den Schwanz beißt. Z. B. wenn die eine Romanze sich schließt:

Und Riant nun eilig lenkt
Zum Gebieter seine Schritte,
Der in düstern Waldes Mitte
Harrt und glaubt ihn schon gehenkt

(d. h. und ihn schon gehenkt glaubt), so hebt die folgende an:

Reinold wähnte, daß der König
Seinen Boten henken lassen,
Harrte lange, zürnt' nicht wenig,
Kummer drückt ihn schwer und tief.

So zieht der Verf., wie Münchhausen die Enten, seine Lieder an einem Faden, hinter sich her. Münchhausen entführten die Enten in den Mond. Das hat der Verf. nicht zu befürchten. Seine Enten sind alle sehr niedrigen Fluges.

Er rühmt sich im Anhange S. 245, den Stoff, der ursprünglich schon Gedicht gewesen und den erst eine spätere Zeit zur Prosa umgeschmolzen, wieder in poetische Form gebracht zu haben, „einfach und ohne modern-phantastischen Aufputz". Wir wollten uns solcherlei Aufputz, die falsche Ironie, welche heutige Dichter, die sich dünkelhaft zu alten Sagen und Märchen herablassen, so gern befällt, allerhand fratzenhafte Abenteuerlichkeiten und mehr dergleichen gern gefallen lassen, denn die falsche Richtung schließt doch Offenbarungen lebendiger Dichterkraft nicht aus, und die ärgste Verkehrtheit kann doch possenhaft ergötzen; aber aus der trostlos öden Mittelmä-

sigkeit rettet nichts. Und mittelmäßig ist hier Alles. Aus der eintönigen Erzählung erhebt kein höherer Gedanke, kein geistreiches Bild erfrischt den müden Leser. Die Sprache ist glatt und geläufig, aber ohne Eigenthümlichkeit und nicht ohne Härten. Flickwörter finden sich in Menge und prosaischer Ausdrücke nicht wenige; z. B. S. 106:

Und des Volks zahlloser Trubel (trouble)
Folgte nach bis an das Schloß,

über welches Wort wir in keinen reimenden Jubel gerathen; oder S. 114:

„Unflath!" rief der Recke,

was ein weniger reckenhafter als rekelhafter Ausdruck ist; oder S. 117:

Ihr Haar ist Schnee, der Rücken krumm,
Als ruh' auf ihm ein Säculum,

in echt Langbein'schem Tone. Den Reim gebraucht der Verf. mit ziemlicher Gewandtheit, aber nicht ohne unerlaubte Nachlässigkeiten, wie z. B. gleich in der ersten Strophe sandte und Lande sich reimen soll. Die Versmaße sind meist glücklich gewählt und nicht ohne Geschicklichkeit durchgeführt, aber auch hier gibt es Ausnahmen. Es kommt in diesem Buche, wie leider jetzt in so vielen, ein Versmaß vor, welches für das der Nibelungennoth gelten soll; ein sehr schlechtes Surrogat! Ich führe aus S. 129 folgende Strophe an:

Nach Montalban geritten war Reinold wiederum.
Es kehrten die Verfolger zum Frankenkönig um,
Beriethen auf dem Wege, was sie verkünden sollten,
Und wie sie wegen Reinold den Herrscher täuschen wollten.

In diesem eintönigen Geklappe geht es 8 Seiten fort, nur daß hier und da ein Daktylus gleichsam einen Sprung macht, der sich zu dem gesetzten Gange gar nicht schickt. Das Versmaß der Nibelungennoth enthält in strenger Regelmäßigkeit unendliche Mannichfaltigkeit durch männliche und weibliche Reime, welche die Zahl der Hebungen bedingen, und durch die würdig schließende Langzeile. Es ist verstattet, Denen, die sich dieses Versmaßes bedienen wollen, einiges Studium desselben anzurathen. In neuerer Zeit ist es einmal mit großem Glücke angewendet worden von Friedrich Begemann, in dem ein Dichter früh gestorben ist, in den „Blumen von der Saale" (Jena, 1828), die in dem großen Kräuterfelde der deutschen Literatur unverdient verborgen und vergessen sind.

In dem Anhange bringt der Verfasser Einiges über die Literatur der Sage von den Haimonskindern bei. Hierbei fehlt aber gerade das Wichtigste, die Angabe des altholländischen Originals, von dem das deutsche Gedicht eine wenig gelungene Uebersetzung ist. S. Hoffmann's „Fundgruben", I, S. 207. 133.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. G. Sommer. Neunter Jahrgang. Mit 6 Kupfern und Stahltafeln. Prag, Calve. 1831. 16. 2 Thlr.

Welcher Gebildete würde nicht mit Vergnügen und Verlangen dem Erscheinen des vorliegenden Taschenbuchs entgegengesehen haben? Gleich nützlich als angenehm befriedigt es jeden Leser, indem es auf eine höchst gefällige Weise mit dem Interessantesten der neuesten geographischen Literatur bekanntmacht.

Den Anfang macht, wie dieses auch schon in den frühern Jahrgängen geschehen ist, eine allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen. Hier sagt der Verf., und wir theilen vollkommen seine Ansicht: „Unter der Menge von Reisenden, welche im letztverflossenen Jahre für die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde thätig gewesen sind, verdienen der berühmte Freiherr Alexander von Humboldt, Prof. Hansteen aus Christiania und Dr. Erman aus Berlin unstreitig die ersten Plätze". Der wissenschaftlich vollkommen erreichte Zweck dieses Erstern bestand darin, Untersuchungen über die Goldgruben von Beresewsk, die Malaihitgruben von Gumeschefski Tagilsk und vornehmlich über die Goldwäschereien anzustellen; auch gehören hierher die so wichtigen Beobachtungen im Uralgebirge, welche auf dieser Reise über die Temperatur der Erde, die Neigung der Magnetnadel und die Stärke (Intension) der magnetischen Kraft angestellt wurden; auch hat diese Reise Veranlassung zur Entdeckung von Diamanten im Uralgebirge gegeben. Hansteen's Reise nach Sibirien gewährt das vorzügliche Resultat, daß einer der von ihm angenommenen 2 magnetischen Nordpole unter 119¼° östl. Länge von Ferro liege, also um 8 oder 9° östlicher, als er geglaubt hätte. Die Intensität hatte von Nischnei-Nowgorod aus, bis zu diesem Punkte nach Osten hin, beträchtlich zugenommen. Dr. Erman, der Sohn des berliner Naturforschers und Professors, war bis Tobolsk Hansteen's Begleiter gewesen, trennte sich aber hier von ihm und reiste allein nach Obdorsk, an die Mündung des Obi, und von da nach Irkutsk, wo er wiederum mit Hansteen zusammentraf.

Ein anderer Reisender, Prof. Parrot aus Dorpat, hat im Frühling 1829 eine Reise zur Erforschung des Araratgebirges unternommen. Die Höhe des großen Ararat wird von ihm zu 16,200 franz. Fuß berechnet. Auf der Rückreise nach Rußland ist auch der Weg von Astrachan längs der Wolga bis Tsarytsin und von da bis zum Don und diesen Fluß entlang bis Neu-Tscherkask barometrisch gemessen worden. Ebenfalls wurde im Sommer, auf Vorschlag des russischen Generals Emmanuel, eine wissenschaftliche Reise, unter der Leitung des Prof. Kupffer zu Kasan, nach dem Kaukasus, insbesondere zur Ersteigung und Messung der höchsten Gipfel desselben, der Berge Kasbek und Elbrus, unternommen. Der Gipfel dieses letztern Berges wurde nur von einem die Reisegesellschaft begleitenden gemeinen Tscherkessen, Namens Kiliar, erreicht. Kupffer bestimmt die Höhe des Gipfels über dem Spiegel des Meeres auf 16,800 (vermuthlich pariser) Fuß, also nur 588 Fuß geringer als Wichnowski im Jahre 1813.

Von den Erfolgen und Schicksalen des französischen Physikers Ravergie, dessen Reise nach den Paschaliks Kars und Akalzik früher angezeigt wurde, sieht man noch einer Kunde entgegen.

Zu den verunglückten Reisenden gehört in dem zurückgelegten Jahre der Prof. Schulz aus Gießen, der in Kurdistan ermordet worden ist.

Von Vidal's Schicksal hat man zur Zeit gar nichts erfahren, und Das, was wir über des Capitain Mignan's Reise nach Bagdad, Hila und den wenigen Ueberresten des alten Babylon erfahren, enthält, nach dem Berichte von Larenaudière darüber, zwar keine wichtigen neuen Entdeckungen, aber doch manches Bemerkenswerthe.

Mittheilungen über Michaud's Reise nach Palästina steht für die nächste Folge zu erwarten.

Von der Reise des jungen Arztes Csoma de Körös aus Siebenbürgen, welcher sich an den seitdem verstorbenen Engländer Moorcroft auf dessen Reise nach Tibet angeschlossen hatte und mit Dr. Gerard dieselbe fortsetzte, erfahren wir, daß derselbe bei einem tibetischen Lama die Sprache und Literatur der Tibeter studire, ja daß er sogar beabsichtige, von Tischu-Lumpu und Hlassa gelehrte Lamas kommen zu lassen und mit ihrer Hülfe auch die mongolische Sprache zu erlernen.

Aus der Menge anderer Reisenden, eines Kolff nach dem Moluckenarchipels eines Pariset nach der Levante und Aegypten, um Nachforschungen über die Pest anzustellen; eines Welford nach dem Innern von Afrika von Aegypten aus; eines West nach Tripoli, zeichnen wir besonders aus, was an Resultaten der endlich nach einer langen Haft am 23. Januar 1830 nach Antwerpen zurückgekehrte Naturforscher Dr. Siebold mitbringt. Seine Sammlungen, welche 120 Kisten füllen, scheinem von großem Werthe zu sein.

Fast alle geographische Zeitschriften haben berichtet, was dem jungen Franzosen Caillé auf seiner Reise nach Timbuktu Interessantes und Wissenswerthes begegnet ist, als auf einmal im „Quarterly review" gegen seine gemachten Beobachtungen, vorzüglich in astronomischer Hinsicht, sehr wichtige Einwendungen gemacht werden. Wer nicht Gelegenheit hat, die soeben gedachte englische Zeitschrift selbst zu lesen, findet das Wichtigste über den hier betreffenden Gegenstand in dem vorliegenden Sommer'schen Taschenbuche. In der summarischen Schilderung der Resultate der Reisenden in andere Welttheile gedenkt nun das Taschenbuch der Gebrüder Richard und John Lander zur genauern Ermittelung des Laufs des Niger; des Capansiedlers A. G. Bain nach dem Innern von Afrika; der britischen Marinecapitains Owen, Cutfield und Vidal zur Aufnahme der Ost- und Westküste von Afrika; des vom Capitain Boteler befehligten britischen Schiffs Hekla, gleichfalls zur Untersuchung der Westküste Afrikas; des Dr. Lyall und dessen Schicksale und Entfernung von Madagascar; eines Herrn Willis aus Shrewsbury; der nach dem Innern von Nordamerika unternommenen Reise der Herren Laroque, Pothier und Rocheblave und ihrer Reise nach dem Innern von Canada, zwischen dem Flusse St.-Moritz und dem Flusse der Utawás; des Dr. Coulter wegen einer Reise nach Californien; des Schiffslieutenants Hardy in Betreff seiner Reise nach Mexico; des englischen Seeoffiziers Maw, von dessen im vorigen Jahrgange erwähnten Reise, besonders nach Peru und Brasilien, das vollständige Tagebuch nun erschienen ist; der Schicksale des russischen Staatsraths von Langsdorff, welcher seit mehren Jahren in das Innere von Brasilien gereist war, von dem man aber seit 2 Jahren keine Nachricht erhalten hatte; des Franzosen Dessalines d'Orbigny, hinsichtlich seiner Reise nach Patagonien; des zurückkehrenden und so lange Zeit von Francia in Paraguay zurückgehaltenen Naturforschers Bonpland; des Gedeihens der britischen Niederlassung am Schwanenflusse in Neuholland; der Erforschungen des Capitain Sturt unter 145° östl. Länge in der Parallele von 30° südlich; des Berichtes des Dr. Macklot in Betreff der von der niederländischen Regierung beabsichtigten Niederlassung an der Küste von Neuguinea; des Capitain Foster in Betreff seiner Untersuchung der Südpolgegenden; der von 2 nordamerikanischen, von Privatpersonen ausgerüsteten Schiffe, der Annawan und Seraph, zu einer Handels- und Entdeckungsreise, gleichfalls nach den Südpolgegenden; des Erfolgs der neuen Reise des englischen Capitains Roß nach dem nördlichen Eismeer, und des Seefahrers Lütke, der in Verbindung mit mehren andern beigegebenen Gelehrten auf Befehl der russischen Regierung nach Island segeln soll, um hier Magnetnadel- und Pendelbeobachtungen anzustellen. Wir müssen, so leid es uns auch thut, aus Mangel an Raum manches kleine aber höchst interessante Detail dieses Reise- und Entdeckungsrésumé hier übergehen; aber aus dieser sehr gedrängten Skizze wird man abnehmen können, wie reichhaltig die Sommer'sche Darstellung selbst ist. Die eigentlichen Abhandlungen des Taschenbuchs betreffen folgende theils durch neuere Forschungen besonders bekannt gewordene, theils durch die neuesten Zeitereignisse besonders interessant gewordene Gegenstände: 1) „Mekka und Medina, die heiligen Städte der Mohammedaner", nach Burckhardt; 2) Buckingham's „Reise nach dem persischen Meerbusen"; 3) „Die Inseln des ägäischen Meeres", als Fortsetzung des im vorigen Jahrgange begonnenen Aufsatzes: „Zur Kenntniß des heutigen Griechenlandes"; 4) „St.-Petersburg im Jahre 1827", entlehnt aus Granville's Beschreibung seiner im Sommer 1827 dahin unternommenen Reise; 5) „Statistische Uebersichten", unter welchem Titel der Herausgeber von jetzt an die wichtigsten statistischen Momente der vornehmsten Staaten des Erdbodens diesem Taschenbuche einzuverleiben gedenkt und daher einstweilen den Anfang mit Großbritannien, Frankreich und Rußland macht. Die Quellen sind die neuesten, welche bis zum Mai 1830 zu Gebote standen, hauptsächlich aber das „Bulletin des sciences geographiques", das „Quarterly review", die „Hertha", die „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde", und für Rußland insbesondere Schnitzler's „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie".

Wer sollte nicht mit der sämmtlichen glücklichen Auswahl dieser Gaben vollkommen einverstanden und dem Verf. dankbar verpflichtet sein? und es kann nur die Fortsetzung des letztern Abschnittes, wenn es überhaupt noch möglich ist, den Werth dieses so schätzbaren und gemeinnützigen Taschenbuchs erhöhen.

Die dem Taschenbuche beigegebenen 6 Kupfer sind gleichfalls sehr gut gewählt und, bei Berücksichtigung des so kleinen Raums, trefflich ausgeführt worden. Sie enthalten folgende Gegenstände: 1) Buckingham's Bildniß (aus Buckingham's Reise); 2) Ansicht der Stadt Buscheir am persischen Meerbusen (ebendaher); 3) und 4) Griechische Trachten (jene aus Dupré's „Voyage", diese aus Krazeisen's „Bildnisse ausgezeichneter Griechen und Philhellenen"); 5) Ansicht eines Theils des Admiralitätsgebäudes, des Labanoff'schen Palastes, der Isaaksbrücke und der Isaakskirche zu St.-Petersburg (aus Dr. Granville's „St.-Petersburg"); 6) Ansicht des Admiralitätspalastes und der Boulevards zu St.-Petersburg (aus demselben Werke).

Möge doch der so fleißige und umsichtige Verf. dieses Taschenbuchs auch für die Folge sich der besten Gesundheit und gehörigen Muße erfreuen, um in dem geographischen Fach, wo er schon so vieles Treffliche geleistet hat, immer thätig sein zu können! 99.

Das merkwürdigste Jahr aus dem Leben eines alten Kriegers. Ein historischer Roman aus den Zeiten Friedrichs II. und Maria Theresias. 2 Theile. Halberstadt, Helm. 1830. 8. 2 Thlr.

Die Zeiten des „großen Königs" liegen nicht durch die absolute Entfernung, wol aber durch die dazwischengetretene Sittenumwälzung schon so weit hinter uns, daß ihre Erinnerung fast der an eine längstverschwundene Zeit, an ein Mittelalter der europäischen Sittigung gleicht; und fast gehört schon ein Studium dazu, uns diese eben erst verflossene Zeit mit treuen Farben zu malen. Der Verf. des vorliegenden Romans hat dies unternommen. Seine Erfindung ist höchst einfach. Ein junger Mann bürgerlichen Standes liebt eine junge Gräfin und wird Soldat, um auf diese Art wo möglich den Standesunterschied zu überspringen, der ihn von seiner Geliebten trennt. Wie sich erwarten läßt, trifft er auf Familienstolz und Anmaßung genug; ein roher Bewerber, Graf Kasimir, eitel, leer und dünkelhaft, aber von der Mutter begünstigt, vertritt ihm den Weg. Doch er wird der Freund des Bruders seiner Therese; er rettet diesen aus großen Gefahren, geräth selbst in solche, wird von dem Dankbaren gerettet und siegt endlich über alle diese Schwierigkeiten. Diese Begebenheiten gehen während des zweiten schlesischen Feldzuges vor, und die Personen desselben, besonders aber Graf Haddik, der Oberbefehlshaber, Belling und Kleist werden uns ausführlich geschildert. Der Verf. kämpft auf östreichischer Seite; allein, Sendungen und Gefangenschaften, nebst vielen andern ungewöhnlichen Verwickelungen, lehren ihn das preußische Heer kennen, das sehr zu seinem Vortheil hier erscheint. Die Begebenheit selbst ist von mäßigem Interesse und so gefaßt, daß sie für Einzelbilder Raum und Theilnahme übrigläßt. Der Styl ist mittelmäßig, ohne große Erhebung, wie ohne tiefen Fall, ziemlich monoton, aber nirgends ungefällig oder geschmacklos. Hin und wieder fehlt es nicht an guten Re-

flexionen oder lebhaften und fast dramatischen Scenen. So beginnt das 5. Capitel im 2. Theil mit folgender Reflexion, die zugleich als Stylprobe dienen mag: „Der Mann, der nahe an des Greises Jahren steht, feiert seinen Geburtstag mit andern Gefühlen als der Jüngling. Dieser übersieht Vergangenheit und Gegenwart, er legt in seiner Seele das Gemälde einer schönen Zukunft mit den reizendsten Farben an, er lebt in ihr, erwartet sein Glück von dem kommenden Tage. Anders der Greis, er blickt zurück auf den bei weitem größten Theil des zurückgelegten Lebensweges, die Erinnerung ist stärker als die Hoffnung. Die Zukunft verheißt ihm wenig u. s. w." Mehre solcher löblichen Stellen machen diesen Roman zu einem der bessern in der Flut schlechter Schriften dieser Art, während die treue Schilderung der Zeit, mit ihren veralteten Bestrebungen, ihren vergessenen Misbräuchen, ihrem Kastengeist und ihren Vorurtheilen, das Interesse an dieser Erzählung erhöhen. 40.

Warum hat die „Leipziger Zeitung" das sogenannte polnische Manifest (vom 20. Dezember 1830) nicht mitgetheilt? Erwiderung auf eine Frage in Nr. 29 der „Sachsenzeitung".

Die Redaction könnte hierauf mit einer Zeile antworten, wenn sie auf die dritte Zeile von unten in der zweiten Spalte, S. 243 der „Leipziger Zeitung" vom 1. Februar verwiese; allein, der Fragende in der „Sachsenzeitung" vergönne ihr das längere Wort.

Wir konnten das „Manifest beider Reichskammern des Königreichs Polen", welches zuerst durch die „Warschauer Zeitung" vom 11. Januar als eine ins Deutsche übersetzte Beilage derselben (s. Nr. 16 der „Leipziger Zeitung") in unsere Hände gekommen war, früher als jede andere deutsche Zeitung in Deutschland bekanntmachen; für eine junge Zeitungsredaction gewiß kein geringer Reiz! allein, wir sahen unter dem hochwichtigen, verhängnißvollen sogenannten Manifeste, das wie eine Brandfackel des Kriegs in das Herz des Königs von Polen geschleudert werden sollte, während 2 polnische Deputirte und unter diesen ein Landbote in St.-Petersburg das Herz ihres Monarchen für Polens Recht und Freiheit gewinnen und 2 feindlichgetrennte Brudervölker aussöhnen wollten, weder Tag, noch Ort, noch Namensunterschrift. Ein Manifest aber, das nicht die Unterschrift der Regierung hat, das also nicht publicirt wurde, ist kein Manifest; auch abgesehen von der Sprache desselben, die hier, zumal unter den vorhandenen Verhältnissen, nichts weniger als den Charakter eines Manifestes, wie Vattel ihn bezeichnet, ansichträgt, sondern mehr einer Herausfoderung Homer'scher Helden gleicht. Wir glaubten sonach in der Schrift nichts weiter zu sehen als die von einer — nicht officiellen — warschauer Zeitung, mittels der bekanntlich noch sehr jungen polnischen Preßfreiheit, auf jeden Fall zu früh veröffentlichte Meinung eines Theiles der Kammern. Selbst in dem Interesse Polens handelten wir nur im Sinne der Gemäßigten, wenn wir eine von ihrem damals hochgefeierten Dictator, mithin von ihrer eignen Regierung nicht anerkannte Erklärung — einen bloßen Entwurf — als ein diplomatisches Actenstück in die sächsische Landeszeitung aufzunehmen uns nicht entschließen konnten. Andere deutsche Blätter haben dieses sogenannte Manifest, ohne Unterschriften, mitgetheilt. Die pariser Blätter haben es jetzt ebenfalls in einer französischen Uebersetzung, und zwar zuerst mit den Unterschriften der Redactoren und sämmtlicher Mitglieder des mit der Prüfung desselben beauftragten Comités des Reichstages bekanntgemacht; aber selbst der „Moniteur" mußte Schreibfehler nachträglich verbessern; auch die „Times", vom 25. Januar, haben es, nach Galignani's „Messenger", nebst jenen Unterschriften, gegeben. Dadurch erhält es allerdings mehr Bedeutung. Doch selbst mit diesen Unterschriften kann die deutsche oder französische Uebersetzung eines blos in polnischer Sprache actenmäßig vorhandenen Aufsatzes nicht als eine beglaubigte Staatsschrift der Geschichte und der Diplomatie angehören. Ueberhaupt durfte dieses sogenannte Manifest erst seit dem Beschlusse des polnischen Reichstages vom 25. Jan., der den polnischen Thron für erledigt erklärt hat, förmlich bekanntgemacht werden. So lange ihm also der Stempel der Regierung fehlt, so lange ist es keine authentische Urkunde.

Dieser Meinung ist auch der polnische Landtagsmarschall Ostrowski, einer von Denen, deren Namen als Unterschriften der französischen Uebersetzung beigefügt sind. Dieser hat nämlich in der Sitzung der Landbotenkammer am 21. Jan., auf den Antrag des Landboten Roman Soltyk, daß die Ausschließung der jetzigen Dynastie ausgesprochen und jenes Manifest abgeändert werden sollte, Folgendes erwidert: „das Manifest sei noch nicht öffentlich bekanntgemacht, sondern nur dem Dictator vorgelegt worden; dieser habe jedoch die Publication desselben nicht gestattet, und nur die Blätter hätten es, jedoch ohne Unterschriften, mitgetheilt, auch ins Ausland sei es nur auf Privatwegen, nicht durch diplomatische Agenten gelangt, und es müsse daher erst noch von den Kammern anerkannt, dann aber den europäischen Mächten auf amtlichem Wege zugefertigt werden". Damit war auch der Landbote Swidzinski (den einige Blätter als den Hauptverfasser des Manifestes bezeichnet haben) einverstanden.

Die Geschichte hat daher noch nichts verloren, wenn die Redaction der „Leipziger Zeitung" das nunmehr allgemein bekannte sogenannte Manifest in seiner apokryphischen Form aufzunehmen Bedenken trug.

Daß aber die Redaction bei dieser Gelegenheit nicht voreilig handelte, wird, glauben wir, auch noch aus andern Gründen von jedem Sachsen gebilligt werden, der sich erinnert, welche Verluste die Verbindung mit Polen und Warschau unserm Vaterlande gebracht hat. Haben wir vergessen, daß Sachsen viele Jahre lang nichts weiter war als die Brücke zwischen Frankreich, Polen und Rußland? ein Heerlager für Europa? Man denke nur zurück an die Geschichte des J. 1812 und an die Folgen des 12. Julius! Wer aber mitten in dem brausenden Strome der Zeitereignisse die stille, ernste Mahnung der Geschichte überhört, den verweisen wir auf Pölitz's Geschichtswerk: „Die Regierung Friedrich Augusts, Königs von Sachsen", II, S. 83 fg.

Zum Schlusse: Die polnische Sache hängt nicht von der „Leipziger Zeitung" ab; die Sache unsers Vaterlandes aber, und Leipzigs insbesondere, durfte nicht durch eine voreilige Verbreitung der nicht beglaubigten Beilage einer warschauer Zeitung gefährdet werden. Doch kein Wort mehr. Wir werden Diejenigen, welche von der geschichtlichen polnischen Eintracht und Adelsdemokratie andere Vorstellungen haben als wir, nicht überzeugen. Können sich aber 2 Individuen irren, so können sich bisweilen auch 100 irren, ja selbst ein ganzer Reichstag.

Leipzig, 2. Februar 1831.

Die Redaction
der Leipziger Zeitung.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1831.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1830.

Erster Artikel.

Wenn wir uns noch der beinahe religiösen Scheu erinnern, mit der zur Zeit der höchsten Blüte in unserer Literatur hochbegabte Geister an eine dramatische Arbeit gingen, und diesen Zustand der Dinge ernsthafter mit der Leichtigkeit, ja mit dem Leichtsinn vergleichen, welchen jetzt jeden noch so ungeübten Musenjünger verlockt, Tragödien, Dramen und Schauspiele auf den literarischen Markt zu schleudern, so müssen wir glauben, daß Das, was noch vor wenig Decennien für den höchsten Gipfel der schwersten aller Künste galt, heutzutage zum leichten Kinderspiel geworden sei. Ein Jahr, das zu jener Zeit 5 oder 6 neue und nennenswerthe Schauspiele hervorbrachte, schien ein außerordentlich fruchtbares; heute sind 50—60 Dramen mit ähnlichen Ansprüchen die gewöhnliche Ernte eines solchen. Rechnet man hierzu die stets wachsende Schwierigkeit, neben der Leidenschaft für die Oper ein gutes Drama auf die Bühne gleichsam einzuschwärzen, oder neben der Vorliebe für den Roman dem Schauspiel Leser zu gewinnen; berechnet man ferner die Geringfügigkeit oder die Unsicherheit einer anständigen Vergeltung für eine so mühevolle Arbeit, so deutet es in der That auf eine Art von nationalem Rausch unter uns hin, auf eine tiefwurzelnde Leidenschaft für das Theater, wenn dieser Theil des literarischen Marktes noch immer so reich versorgt wird, wie dies in den letzten Jahren geschehen ist. In der That sind wir Deutschen, neben den Franzosen, das einzige Volk in Europa, das die Ehre der dramatischen Muse noch durch Thatsachen vertheidigt; die Engländer, im Byron'schen Sumpf vergraben, sind seit vielen Jahren aus den Schranken verschwunden; die Italiener wagen sich gar nicht hinein; die Spanier haben nicht Zeit zu so eiteln Wettkämpfen, und die slawische Muse sammelt erst Kräfte zu solchen.

An welchen Uebeln unsere Bühne leidet, setzten wir als bekannt voraus: Zerrissenheit der politischen Interessen, die überhandnehmende träge und bequeme Schaulust, welche nur durch gewaltsame Effecte gefesselt werden will, und die Unsicherheit des belohnenden Ertrages für den Schauspieldichter. Und doch, ist es nicht vielleicht gut, daß diese Hindernisse da sind? Wer rettete uns sonst vor einer Flut, die nur den Durchbruch jener Dämme erwartet, um über uns herzustürzen? Die alten Wehren: Scheu vor der Kritik, und die Schwierigkeit, einen echt dramatischen Stoff entweder zu bereiten oder zu entdecken, die Ehrfurcht vor anerkannten Meistern, die bescheidene Selbstprüfung, alle diese alten Schranken gelten nichts mehr. Jeder glaubt sich zu Allem befähigt, nachdem es ihm gelungen ist, seinen Namen einmal gedruckt zu sehen. So wollen wir denn aber den Hindernissen, welche den wahren Dichter beunruhigen, danken, daß sie ihn vor der Gemeinschaft mit einem übermüthigen Haufen retten, dem es sonst vielleicht durch Geschrei und Kabale gelänge, auch noch die wenigen ausgezeichneten dramatischen Erzeugnisse zu unterdrücken, die wir aus der Menge auftauchen sehen.

Diese Betrachtungen, störend und trostreich zugleich, mögen uns zu der Uebersicht der dramatischen Literatur des Jahres 1830 als Einleitung dienen. Im Allgemeinen gibt eben dies Jahr zu geringern Klagen Anlaß als die vorhergehenden. Das Uebertriebene und Excentrische ist etwas weniger vorherrschend, ein wenig mehr Ordnung und Maß wird in den diesjährigen Hervorbringungen sichtbar, etwas weniger Begierde nach Uebertragung ausländischer Producte, und etwas mehr Wahl wird bei diesen bemerkbar. Dagegen ist aber auch das Geniale und Außergewöhnliche seltener als in den vergangenen Jahren, und die ganze Masse der dramatischen Hervorbringungen geringer als in ebendenselben.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit:

1. Ernst Raupach's Schauspiele und Trauerspiele. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die beiden Tragödien „Rafaele" und „Die Tochter der Luft", welche den Inhalt dieses Bandes der gesammelten Dramen Raupach's bilden, sind schon in unsern frühern Jahresübersichten ausführlich besprochen worden.*) Wir können uns hierauf zurückbeziehen. Keine von beiden ist eine vollendete Tragödie und dennoch sind sie vielleicht seit „Wilhelm Tell" und mit „Sappho" und „Friedrich II." die besten Arbeiten, zu welchen die deutsche Melpomene begeistert hat. Raupach gehört vorzugsweise zu den deutschen Dramatikern, welche den großen Zwiespalt zwischen Bühne und Drama auszusöhnen und die weite Lücke zwischen Bühnenstücken ohne Poesie und zur Lectüre bestimmten Dramen mit zuviel Poesie vermittelnd auszufüllen suchen. Ein solches Bestreben sollte man achten, wenig-

*) Vergl. Nr. 99 d. Bl. f. 1829 und 75 f. 1830. D. Red.

stens schonend beurtheilen, da es doch in der That den kranken Fleck unserer tragischen Muse heilend berührt. Statt dessen aber gefallen sich Neid und Misgunst darin, Raupach als einen Kotzebue redivivus darzustellen, dem man kein anderes Talent als das, Worte zu machen, zuzuerkennen braucht. Grelle Ungerechtigkeit! Schnöder Undank! Jedermann ist so ziemlich darüber einig, was unserer Bühne fehlt, und doch — kaum wagt es ein begabter Geist, das Fehlende in allerhand achtbaren Versuchen suppliren zu wollen, so fällt Freund und Feind sogleich einverständig über ihn her, um ihn zu zerreißen. Raupach verantwortet sich nie; er schreibt, und er thut Recht daran. Auf diesem Tummelplatz unheiliger Begierden, den man den deutschen Parnaß nennt, wird ein verständiges und gemäßigtes Wort nicht mehr gehört. Auch wir haben den Mangel künstlerischen Bewußtseins und einer immergleichen dichterischen Würde schon öfters an Raupach's Arbeiten getadelt; allein, die Natur hat ihn mit unermüdlicher Schöpferkraft und einem so thätigen Gefühlsvermögen, mit so viel Geschmack und so viel gewissermaßen unbewußter Empfindung für das Richtige und Gefällige ausgerüstet, daß der Mangel an selbstbewußter productiver Kraft sich erst dem tiefen, eindringenden Blick offenbart. Er ist von Rechtswegen der erste Dramatiker unserer Zeit und vielleicht der Vorläufer einer bessern, die aus seinen Irrthümern Nutzen zieht. In Absicht auf Sprache, Vers und Ausdruck ist er geradezu Muster, und in dieser Beziehung sind „Rafaële" und „Die Tochter der Luft" unübertroffen, ja vielleicht unerreicht. Seit ihrem ersten Erscheinen hat der Verf. wieder so viel Neues producirt, daß wir fast glauben, er habe diese Arbeiten schon vergessen. Dies Neue ist in demselben Geist. Raupach verachtet die Kritik, und so auch die unsere; wir aber, angesehen die verzweifelten Umstände dieser schönen Kunst, verzeihen ihm dies.

2. Melpomene, von August Klingemann. Enthaltend: Die Braut vom Kynast, Schauspiel in 4 Aufzügen, und Bianca di Sepolcro, Trauerspiel in 5 Akten. Braunschweig, Meyer. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch Klingemann gehört zu den Schauspieldichtern, die Alles thun, was in ihren Kräften steht, um den Riß zwischen Bühne und Drama durch vermittelnde Hervorbringungen auszufüllen. Er versteht es, sich eines dramatischen Stoffs zu bemächtigen, ihm die günstigsten Richtungen abzugewinnen; er ist in den Effecten oft glücklich, in seiner Diction oft echt dramatisch und in seinen Katastrophen energisch und bewältigend. Die höhere tragische Selbstbeherrschung fehlt ihm jedoch, er ist oft zufrieden mit halbwürdigen Gedanken, gewaltsam in den Situationen, in Nebenscenen verloren und dem Melodramatischen mehr als den Foderungen der wahren Tragödie zugethan. Maß, ruhige Würde und die höhere Weisheit, die in den Erscheinungen des Lebens nur den Ausdruck seiner Sittengesetze sieht, werden bei ihm vermißt. „Die Braut vom Kynast" ist als Schauspiel nicht zu verachten. Der sagenhafte Stoff ist zwar von so gedrängter Kürze, daß es Anfangs unsere Verwunderung erregt, wie er für 4 starke Akte ausreichen soll; allein, der Verf. hat sich so glücklich einer Menge von Nebenumständen bemächtigt, die sein Witz bedeutend macht, daß wir in ihm den erfindungsreichen Bühnendichter nicht verkennen können. Kunigunde will sich nur dem Ritter ergeben, der ihren schmalen Burgwall umreitet. Adalbert stellt sich der Probe. Von Rübezahl beschützt, der in der Gestalt des gichtischen Bauers Rübe auftritt, besteht er sie. Kunigunde hat für sein Leben gezittert; sie liebt ihn; er demüthigt ihren Stolz, verwirft sie, um endlich der Verzweifelnden als ihr Bräutigam zu Füßen zu stürzen. Diese Auffassung der Sage ist glücklich; Rübe's zweifelhafte Gestalt belebt, verknüpft das Ganze; des Kastellans, der Knechte Verwirrung ist ergötzlich, wenngleich die Gründe dazu etwas gesucht erscheinen, die Sprache ist entsprechend. Der Vers ist nicht übel, wiewol gleich der erste unvollkommen ist. Der Witz in den Prosascenen ist bisweilen gut, hier und da etwas gewaltsam, Adalbert's Schwester ist eine glückliche Erweiterung der Sage und das Ganze ein achtbares Schauspiel, dem eine würdige Idee, Abweisung weiblichen Stolzes, zum Grunde liegt.

Wir sollten, dem Herkommen gemäß, einige Stellen citiren; es mag an einer Sprachprobe genug sein. S. 102 ruft Adalbert aus:

> Brich aus der Brust hervor, bekämpfte Glut,
> Entfesselt euch, zurückgedämpfte (gedämmte?) Flammen:
> Du bist mein Kampfpreis, holde Kunigunde!
> Mein Stolz hat nur dem Deinen Trotz geboten,
> In Liebeszorn hab' ich mit Dir gerungen,
> Bis Frauenanmuth mild den Streit entschieden.
> Vor ihrem sanften Zwange kniet die Stärke
> Und huldigt dienend der Gebieterin. u. s. w.

Solcher gefälligen Stellen enthält das Drama viele. Wie jedoch ein Dichter, der sich durch frühere Werke so achtbar gezeigt hat, dazu gekommen ist, einen so tollen Stoff, wie der in dem folgenden Trauerspiel behandelte ist, nicht zu verwerfen und auf ein solches Unding Fleiß und Liebe zu verschwenden, ist uns unerklärlich. „Bianca di Sepolcro" ist nach einer Schefer'schen Novelle gearbeitet; es ist ein Trauerspiel von lauter Wahnsinnigen dargestellt. Der Erfinder des Stoffes hat offenbar die Absicht gehabt, durch ein Aufgebot aller denkbaren Schrecken, Verwandtenmord, Blutschande, Tempelentweihung, Leichenverstümmelung, Brand, Kindes- und Schwesternmord die beliebtesten Schreckensgeschichten zu überbieten und so durch Carikatur die Gattung selbst zu tödten. Hr. Klingemann bemächtigt sich dieses grausenvollen Stoffes, der von A—Z aus Widernatürlichem besteht, und macht ihn durch dramatische Behandlung noch grausenhafter. Vieles, was in der Erzählung noch erträglich erscheint, wird, wenn wir Augenzeuge der Handlung sein sollen, völlig unerträglich; das Wort mildert die Schrecken der That. Diese Schrecken aber sind hier so gehäuft, daß sie zuletzt gar keine Wirkung mehr hervorbringen. Wie gesagt, alle Personen handeln im Wahnsinn: Heliodor, der Maler, Bastard des Grafen, liebt dessen rechte Tochter, die der Graf in dasselbe Kloster sperrt, wo Heliodor's Mutter als Nonne stirbt; die Amme Sibylla verlockt Heliodor, seine Geliebte zu rauben, den Leichnam seiner Mutter aus der Gruft zu nehmen, ihn durch Brand zu verstümmeln und in der Zelle seiner Geliebten für diese selbst gelten zu lassen; Eleonore, die Geliebte, wird hierüber wahnsinnig und flüchtet in die Kirche; man entdeckt den greulichen Betrug; Heliodor ermordet die Schwäger, die Geliebte, sich selbst.

> Und Alles schließt im tollen Todtentanz.

Wie war es möglich, einem solchen Stoffe, bei dem

> Der Schädel sich entblößt und das Gerippe,
> Die Knochen lustig durcheinander klappern —

Fleiß und Vorliebe zu schenken, wie der Verf. es gethan hat? Sein Vers ist trefflich; die Bilder sind furchtbar; man sollte glauben, er nähme an dem allgemeinen Wahnsinn Theil. Der 1. Akt, mit seiner ahnungsreichen Vorentwickelung, ist von der höchsten Wirkung; man erkennt, was der Verf. bei Mäßigung und Geschmack vermocht hätte. Vom 2. Akt an wird Alles zu einem tollen Gewirre von Schrecknissen, Verwünschungen und Ausbrüchen der Raserei. Nun machen wir das Buch zu. — Die Sünde des Unmaßes ist an diesem Stücke auf belehrende Art zur Schau gestellt; wäre dies die Absicht des Verfassers, so müßten wir ihn loben. Allein, er nimmt die Sache ernst, verwechselt dramatische Wirkung mit Abscheu und Schauder und glaubt ein gutes Bühnenstück geschrieben zu haben. Hier ist Stoff zu 20 Melodramen!

3. Der letzte Held von Marienburg. Trauerspiel von Joseph Freih. von Eichendorff. Königsberg, Bornträger. 1830. Gr. 8. 20 Gr.

Hr. v. Eichendorff hat sich darauf gesetzt, ein preußischer Sophokles zu werden. Er wählt vorzugsweise Stoffe aus der Geschichte des alten Großmeisterthums, oder gar der heidnischen

Zeit Pruthenias. Wir wollen ihm seine Vorliebe nicht verleiden; allein, er wählt nicht immer glücklich; wir haben ihn in andern Stoffen mannichfaltiger, poetischer, besser gefunden. Wer ist dieser letzte Held von Marienburg? Es ist schon schlimm, wenn wir dergleichen erfragen, wenn wir dem Helden einer heroischen Tragödie ein Signalement gleich einem andern ehrlichen Sterblichen beigeben müssen. Graf Heinrich von Plauen focht tapfer für den Orden, dessen Sturz er einen Augenblick lang aufhielt. Hier endet, was die Fama der Geschichte von ihm erzählt. Diesen an sich magern Stoff hat der Verf. durch allerhand Einzelbilder und eine wilde Leidenschaft aufzuputzen versucht. Die Frauen mit Lanze und Schwert wie Rominta sind seine Liebhaberei; allein, alles dieses gibt kein Trauerspiel. Das vorliegende verläuft sich daher auch ganz in das Gebiet der Ritterschauspiele, wie sie vor 30 Jahren beliebt waren. Die Diction ist ungefähr dieselbe, die wir an Babo's und Kotzebue's Stücken dieser Art kennen, vielleicht noch um einen Grad übertriebener, gewaltsamer und schwächer als in jenen. Mit Vers und Sprache, mit der Chronologie und den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit nimmt der Verf. es nicht sehr genau; ja, oft verletzt er die der Logik, oder gar die der Grammatik. So sagt Schwarzburg S. 157:

> O scheide nicht — was soll ich ohne Die (!!)
> In dieser öden Welt . . .

S. 32 ruft Langschenkel:

> Ruhig, ich zerdrück' Dich
> Wie'n Pfeifenstiel sonst zwischen meinen Fingern . . . .

und wie willkürlich der jambische Vers behandelt ist, davon gibt jede Seite Proben. Z. B. „Komm nur — noch steht Marienburg — auf den Trümmern u. s. w."

Die Söldnerscenen in Prosa sind voll gewaltsamen Witzes; dagegen aber drücken sich Wirsberg und Plauen oft in guten Reden aus und ein gewisser poetischer Anflug fehlt weder ihren Charakteren noch ihrer Sprache. Der Verf. hat schon Besseres geschrieben, und dies Trauerspiel gehört zu seinen mittelmäßigsten Arbeiten.

(Der Beschluß folgt.)

Reise von St.-Petersburg in die Krim und die Länder des Kaukasus im Jahre 1825, nebst einer Darstellung des natürlichen Reichthums, der Größe und Bevölkerung der russischen Provinzen jenseit des Kaukasus, von B. Jäger.*) Leipzig, Hartmann. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Werk bildet 2 vollkommen getrennte Theile, wovon der erste die eigentliche Beschreibung der Reise, der zweite deren Resultate in Betreff der transkaukasischen Länder liefert. Die erstere ist gleichfalls meist aus dem naturhistorischen Gesichtspunkte geschrieben, ja, es finden sich am Ende jedes Capitels Hunderte von Insekten aufgezählt, die der Verf. als eifriger Sammler auf den Stationen beim Pferdewechsel eingefangen. Ueberdem ist darin eine interessante Auskunft über Zustand und Verfassung der Kosaken am schwarzen Meere vom Generalmajor Debou abgedruckt. Seltsam und neu sind dagegen die Erfahrungen des Verfs. über den russischen Nationalcharakter, über den er Folgendes sagt:

„Heftige Liebe, enthusiastische Freundschaft, fortdauernder Haß, langegenährte Rache sind ihm gänzlich unbekannt; verliebte Abenteuer, Liebesintriguen sind hier unerhörte Dinge. So wohnt hohe Bildung, ja selbst Gelehrsamkeit vorzugsweise bei den höhern Ständen, von denen Wissenschaften und Künste hochverehrt und großmüthig unterstützt werden. Zudem ist der Russe freisinnig, gutmüthig im höchsten Grade; er besitzt Großmuth; er ist edel mit Aufopferung, wohlthätig mit Verschwendung; er ist ein treuer Gatte, ein sorgsamer Vater; er besitzt Liebe für sein Volk und Vaterland; er behandelt seine Leibeignen mit Milde, ist mäßig und nüchtern".

Wenn die Sachen so stehen, warum alsdann europäische Cultur nach Rußland verpflanzen; warum nicht lieber russische Milde, Gemüthlichkeit, Edelmuth und Liberalität nach Deutschland, Frankreich und England? Doch möge der Leser nicht zu voreilig urtheilen; unser Verf. betrachtet unbefangener in materiellern wissenschaftlichen Dingen.

Die Reise beginnt mit einer Beschreibung der großen petersburger Ueberschwemmung im J. 1824, dann geht es rasch hinab in die Krim, wobei flüchtige Blicke auf russische Sitten, die Verderblichkeit der Juden, Heuschrecken u. s. w. geworfen werden. Eine unangenehme Seereise, wobei der Verf. schon im Hafen von Odessa seekrank wird, bringt denselben nach Cherson; dann bereist er die Krim zu Pferde, bei welcher Gelegenheit ihm mitten unter Tataren eine deutsche Hellseherin in Theodosia eine Rede über religiöse Gegenstände hält, setzt nach Taman über und geht den Kuban hinauf nach Georgiewsk und Jekaterinograd, von wo er mit einer militairischen Karawane die Kabarde durchzieht und längs den Ufern des Terek bei Wladikaukas und Darniels (Porta caucasica) den Kaukasus in einer Höhe von 9000 Fuß übersteigt. Dieser Theil der Reise ist der interessanteste, wiewol in der Wirklichkeit mit großen Schwierigkeiten verknüpft, für welche die herrlichen und großartigen Gebirgsscenen indeß hinreichenden Ersatz geben; auch wird in den wohlgeheizten Stationshäusern unsere Reisegesellschaft öfters mit gebratenen Steinböcken bewirthet, aus deren gewundenen Hörnern sie in georgischem Weine zechen, während kaukasische Fürsten, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, unter schallendem Gelächter groteske Tänze aufführen. So kommt der Verf. nach Tiflis, von wo aus er eine Ausflucht nach Kachetien, „einem irdischen Paradiese", macht und die russischen Grenzposten bereist, von welchen Züge bewundernswerther Tapferkeit mitgetheilt werden. In Tiflis fand der Verf. die Franzosen Castellas und Dibelot, welche eine große Unternehmung in Seidenproduction dort unternommen haben, deren interessanter Prospectus in der zweiten Abtheilung des Werks zu finden ist. Die Lebensmittel sind daselbst so wohlfeil, daß ein Ochse gegen 6 Thlr. kostet. Von da reiste der Verf. so schnell als möglich nach Petersburg zurück und machte namentlich die letzte, 104 deutsche Meilen lange Strecke von Moskau bis an sein Ziel in 49 Stunden.

Die zweite Abtheilung des Buchs enthält eine Aufzählung der Producte Transkaukasiens und ist, wenn man auch großartige Ansichten vermißt, doch immer schätzbar, sowie überhaupt das ganze Werk in Betreff des Sammelns und statistischer und naturhistorischer Angaben zu empfehlen. 152.

*) Auch unter dem Titel: „Versuch einer Darstellung des natürlichen Reichthums, der Größe und Bevölkerung der russischen Länder jenseits des Kaukasus".

R ü g e.

Die kieler Philalethen.

Vor einiger Zeit kam uns eine kleine Broschüre zu Handen: „Entwurf einer Bittschrift an deutsche Fürsten: Allerhöchstdieselben wollen Allergnädigst geruhen, die religiös-politischen Verhältnisse einer Anzahl Ihrer Unterthanen in Erwägung zu ziehen und geeignete Maßregeln zu treffen, welche es denselben möglich machen, ihrer religiösen Ueberzeugung gemäß zu leben" (Kiel, 1830), und bald darauf sahen wir eine andere kleine Schrift, welche das Glaubensbekenntniß einer Sekte oder Gesellschaft enthält, die sich die Philalethen nennen, und deren Hauptsitz ebenfalls Kiel zu sein scheint.*) Bei dem Wunsche, über diesen Gegenstand einige Bemerkungen den Lesern d. Bl. vorzulegen, sind wir in der Verlegenheit, daß einerseits die Sache theoretisch sehr wichtig erscheint, andererseits aber praktisch als specieller Fall kaum eine Beachtung verdient. Die Verf. der genannten Broschüren sagen, daß durch manche gesetzliche Einrichtungen, die zum vollen Genuß bürgerlicher Rechte gewisse Handlungen, Ceremonien vorschreiben, welche den Glau-

*) Vgl. Nr. 29 und 30 d. Bl. D. Red.

ben an die Dogmen irgend einer der gesetzlich anerkannten christlichen Sekten voraussetzen, viele Menschen, und unter andern die Verf., deren religiöse Ansichten nicht die irgend einer jener Sekten und überhaupt nicht die des Christenthums seien, in die harte Alternative gesetzt werden, entweder den von jenen Ceremonien abhängenden bürgerlichen Vortheilen zu entsagen, oder diese ohne den dabei vorausgesetzten Glauben mitzumachen, also sich eine Heuchelei zu Schulden kommen zu lassen. Sie verlangen nun, daß ihr Gewissen einem solchen Zwange nicht ferner unterworfen werde, daß der Staat sie von jenen Ceremonien befreie und ihnen, wenn er es zu seiner Sicherheit nöthig erachte, andere mit ihren religiösen Ansichten verträgliche auferlege, zu welchem Behufe sie bereit seien, ihr Glaubensbekenntniß der geeigneten Behörde vorzulegen. Wir könnten alles Dies auch kürzer so ausdrücken: der Begriff und Grundsatz von Glaubensfreiheit und von Freiheit des Gottesdienstes, der bis jetzt auch in den Staaten, wo man ihm die größte Ausdehnung gab, sich nur auf die verschiedenen christlichen Confessionen und auf die Juden erstreckte, soll auch auf alle Diejenigen ausgedehnt werden, die weder Christen noch Juden sind, und diese sollen nicht wie bisher genöthigt sein, beim Eide und bei der Ehe Gebräuche mitzumachen, Worte auszusprechen, ohne welche der Staat beide für ungültig ansieht, die aber voraussetzen, daß Der, welcher sie mitmacht und ausspricht, Christ oder Jude sei. Bedenken wir nun im Allgemeinen, daß der Grundsatz der Glaubens- und Denkfreiheit allerdings, wollen wir anders consequent sein und nicht den ersten Schritt zu jeder Art von Inquisition anerkennen, so weit ausgedehnt werden müßte, wie es hier verlangt wird; — bedenken wir, was leider wahr ist, daß die Amalgamation der weltlichen Macht und der Kirche ein Haupthinderniß der Verbreitung und des Sieges des wahren Christenthums ist, welches zwar nicht die Bittsteller, aber wir allerdings als die wesentliche Aufgabe des Staats und Volkslebens ansehen; — geben wir auch zu, daß Unzählige in dem Fall sind, die vom Staate vorgeschriebenen christlichen Ceremonien mitzumachen, ohne Christen zu sein: so ist doch auf der andern Seite noch keineswegs genügend dargethan, daß die consequenteste Anwendung der Glaubensfreiheit, wodurch der Staat ganz aufhören würde, einen religiösen Charakter zu haben, nicht die Erreichung des oben ausgesprochenen Zweckes noch mehr erschweren würde, und die furchtbaren Uebel, die aus dem jetzigen Zustand der Dinge unleugbar entstehen möchten, am Ende doch die geringern Uebel und dieser deshalb vorzuziehen sein. Ist es aber auch unsere feste individuelle Meinung, daß eine solche unbegrenzte Freiheit endlich dem Siege der Wahrheit, d. h. des Christenthums, günstiger sein würde als der gegenwärtige Zustand, so gäbe es doch nur einen praktischen Fall, wo wir einer obersten Staatsgewalt zumuthen könnten, eine immer so äußerst bedenkliche Veränderung selbst herbeizuführen und ins Werk zu setzen, nämlich den, daß wirklich eine Majorität oder doch eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl von Staatsbürgern eine so ausgedehnte Anwendung des Grundsatzes der Glaubensfreiheit als ein Recht oder als ein dringendes Bedürfniß verlangte. Dieser Fall ist aber, was auch die Verfasser jener Bittschrift sagen mögen, nicht nur nirgends vorhanden, sondern kaum denkbar; ja, wir zweifeln gar nicht, daß die meisten Derer, die in diesem Fall zu sein glauben, sich selbst täuschen, wovon ein sehr einfaches Raisonnement überzeugen wird. Es ist hier nämlich die Rede von einer wirklichen ernsten Gewissenssache, und da leuchtet es ein, daß, so viele Menschen auch in dem Fall sein mögen, christliche Ceremonien mitzumachen, christliche Eide zu leisten, christliche Ehen zu schließen u. s. w., ohne Christen zu sein oder vorstellen zu wollen, dennoch nur unendlich Wenige darüber irgend beträchtliche Gewissensbisse erleiden, weil sie, sie mögen sich darüber Rechenschaft geben oder nicht, sehr richtig so schließen: „Da wir an die Dogmen, welche diesen Handlungen zum Grunde liegen, nicht glauben, so hören sie für uns auf, kirchliche, heilige Handlungen zu sein, und werden zu gewöhnlichen bürgerlichen, gesetzlich vorgeschriebenen Pflichten, die uns zwar lästig fallen können, deren wir, wenn es ohne großes Aufsehen geschehen könnte, gern überhoben wären, aber unser Gewissen ist dabei ganz und gar nicht betheiligt". So denkt die große Mehrzahl Derer, die in dem angegebenen Fall sind, oder so würde sie denken, wenn sie sich Rechenschaft von ihrer Handlungsweise gäbe, und sie würde vollkommen Recht haben, denn es liegt ein ganz offenbarer Widerspruch in der Behauptung: das Gewissen leide es nicht, eine Handlung mitzumachen, die in der erklärten Ansicht Dessen, der sie mitmachen soll, keine höhere Bedeutung hat und eine ganz gleichgültige wird. Wollen wir nun auch theoretisch zugeben, daß es solche ganz absonderlich beschaffene Gewissen gäbe, die, trotz dieses Widerspruchs, trotz der offenbaren Absurdität, die darin liegt, dennoch durch solche Handlungen belastet und beängstet würden, die sie dennoch als Entweihung oder Heuchelei fühlen, so ist doch und kann ihre Anzahl möglicherweise nur so gering sein, daß sie in der That vor Gott und Menschen und nach allen vernünftigen und anwendbaren Grundsätzen der Staatsverwaltung nicht verlangen können, man solle um ihrentwillen die bestehenden Verhältnisse umstoßen und das Wohl des Ganzen auf eine sehr gefährliche Probe setzen. In einem solchen Verlangen sehen wir in der That ebenso sehr einen Mangel an Liebe als an einer festen, freudigen Ueberzeugung irgend einer Art, was uns denn freilich bei einem offenbaren Lossagen vom Christenthum nicht befremden kann. Wir geben zwar zu, daß es hart ist, von Jemanden zu verlangen, er solle sich das Recht, eine eigne Religion zu haben, dadurch erkaufen, daß er für sie zum Märtyrer werde, aber dennoch kann der Staat, der das Wohl des Ganzen dem wirklichen Wohl des Einzelnen nicht aufopfern kann und noch viel weniger der Eitelkeit, den schwankenden, wechselnden Ansichten Einzelner, mit Recht fragen: Wo sind die Märtyrer Euers Glaubens? womit beweist Ihr, daß es sich hier wirklich um eine tiefe religiöse Ueberzeugung, nicht um ein eitles System handelt? Wir glauben aber in der That nicht, daß sich bis jetzt Märtyrer für diese Sache gefunden haben. Ganz abgesehen aber von allem Andern, könnten wir zugeben, daß unsere Staaten bei einer solchen Ausdehnung der Glaubensfreiheit ebenso gut bestehen könnten wie die nordamerikanischen Freistaaten, die uns übrigens in Hinsicht auf wahre, höhere Civilisation hoffentlich nie zum Muster dienen werden; aber auch in diesem Fall muß der Vorschlag der kieler Bittsteller: ihr Glaubensbekenntniß der Staatsbehörde zur Beurtheilung zu übergeben, also dem Staate das Recht und die Pflicht zu ertheilen, zu entscheiden, ob die religiösen Ansichten der Staatsbürger sich mit der Sicherheit des Staats vertragen, und ihnen angemessene Eidesformulare und Eheceremonien anzuordnen, als ein sonderbarer und in der That lächerlicher Widerspruch mit dem Zweck der ganzen Bittschrift erscheinen, da dadurch ein Gewissenszwang eingeführt würde, gegen den der jetzt bestehende gar nicht in Betracht käme. Und da kaum 10 Nichtjuden und Nichtchristen sich finden werden, die ein Glaubensbekenntniß unterschreiben könnten, und da keiner von Allen versprechen könnte, daß seine Ansichten übers Jahr noch dieselben sein werden, so hätte die Regierung bald nichts zu thun als die Glaubensbekenntnisse der Unterthanen anzuhören. Der Gegenstand ist zu ernsthaft, als daß wir diese in der That sehr komische Seite weiter ausmalen mögen; wenn aber die Bittsteller sagen: „ihre religiöse Gesellschaft könne nur eine solche sein, die keine andern Dogmen haben würde als solche, die schon durch den Begriff Religion überhaupt bedingt sind", so beweist das blos, daß sie recht gut fühlen, wie schwach diese Seite ihrer Sache ist. Aus dem bisher Gesagten geht schon hervor, weshalb wir nun auf das eigentliche in der zweiten Broschüre enthaltene sogenannte Glaubensbekenntniß der Philalethen keine Wichtigkeit legen können. Das Wesentliche darin ist ganz trivialer Deismus, die Form bis zum Komischen willkürlich.

1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1831.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1830.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 49.)

4. Die Schleichhändler. Lustspiel in 4 Aufzügen von Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1830. 8. 1 Thlr.

Der Hauptfehler dieses äußerst witzigen und unterhaltenden Lustspiels ist unstreitig der, daß Alles am Ende auf einen Spaß hinausläuft, den sich Till, diese bekannte Maske des Dichters, mit seinen Umgebungen gemacht hat, ein Spaß, der blos um seiner selbst willen da ist und kein außer ihm liegendes ernsteres Motiv hat. Denn nicht einmal die Begünstigung der Liebenden kann man als ein solches ansehen, da wir von den Hindernissen ihrer Liebe gar nicht im Ernst unterrichtet werden. Hierdurch bekommt das ganze Stück etwas ungewöhnlich Willkürliches nnd Traumhaftes, und hierin liegt es unstreitig, daß es uns mehr als einmal unwillkürlich an ein Gozzi'sches Märchen oder auch an den „Sommernachtstraum" erinnerte. Schelle's Mystification ist ganz Willkür, Caprice, und die ganze Verwickelung steht wie auf einer Nadelspitze. Sie hält uns nur in Täuschung, weil Till oder der Dichter es will, den Personen und der Handlung gleichsam zum Trotz. Dennoch sind „Die Schleichhändler" ein Lustspiel, das aufs Neue vom Talent des Dichters zeugt. Die Laune darin ist keck; Till, wie motivlos er auch handle, ist so unterhaltend, und die Schwachheit, welche in der Gestalt des Fräuleins Kiekebusch persiflirt wird, ist so ergötzlich dargestellt, daß wir darüber die Grundlosigkeit der ganzen dramatischen Handlung fast vergessen. Wie sehr Raupach Bühnenkenner sei, und wie sehr er auf seine Darsteller rechnet, ist bekannt. Der höchst spaßhafte 6. Auftritt zwischen Till und Schelle enthält eigentlich nichts und empfängt Alles durch die Darstellung. Sein Wortwitz ist ebenso glücklich. Niemand kann die Verhörscene ohne Vergnügen lesen, und wenn Schelle auf den Ruf: „Gensd'arm!" kläglich ausbricht: „O gnäd'ger Herr, bin ich der Mann, gegen den man Armeen zu Hülfe rufen muß!" so muß auch der Ernst selbst lächeln. Till, der Niemand ausreden läßt und seinen Principal dadurch in Verzweiflung stürzt, ist hier beinahe eine nene Gestalt, ebenso witzig als boshaft; die Zigeunerliebe des Fräuleins und die Mystification des alten Barbiers bilden mit seinen Sentenzen, was das Stück an vis comica enthält. Es ist Lust und Leben darin, wenn ihm auch zum classischen Lustspiel fast Alles fehlt: Charakteristik, classische Sprache und eine sich selbst begründende Handlung.

5. Drei Tage aus dem Leben eines Spielers. Dramatisches Gemälde in 3 Abtheilungen. Aus dem Französischen bearbeitet von Th. Hell. Braunschweig, Vieweg. 1830. 16. 1 Thlr.

Ein Melodram und, als solches, ein Muster in seiner Gattung, wo man den Kunstwerth derselben in die Erreichung des möglichst größten Effects setzt. Das Thema ist dasselbe, das Iffland in seinem „Spieler" behandelt hat; allein, dies Stück, wiewol an Effecten nicht arm, ist leblos und unwirksam im Vergleich zu den „Drei Tagen". Wir haben genug gegen die Gattung gesagt: aller Mahnungen zum Trotz bürgert sie sich bei uns ein und gewinnt so nach und nach ein Recht, als eine selbständige, wenngleich abweichende Form des Dramas betrachtet zu werden. Die Grenzen, die man ihr ziehen, und die Gesetze, die man ihr geben kann, beschränken sich darauf, daß sie selbst durch Uebermaß den Effect nicht zerstöre; das Melodrama, als solches, ist gut, so lange es Wirkung hervorbringt und so lange es auf keine andere Schätzung Anspruch macht. Die Wirkung aber wird Niemand diesem Stücke, selbst bei der bloßen Lecture, abstreiten. Das Laster selbst, seine Verführungen und Täuschungen, und endlich seine unaufhaltsamen erschütternden Folgen sind naturgetreu geschildert. Jede der 3 Stadien des Spielers, in welche Beblen's Laufbahn hier zerfällt wird, ist entsetzlich, aber wahr. Jede hat ihre eigne Katastrophe. Die erste Abtheilung schließt mit dem Fluch des sterbenden Vaters, die zweite mit dem Verlust jeder Habe und mit Freundesmord, die dritte zeigt uns den Unglücklichen als Bettler und Mörder, der im Brande seiner Hütte untergeht. Eine ergreifende Scene folgt auf die andere; nur 2 oder 3 derselben leiden an Uebertreibung. Ein trefflich beobachteter Zug aber ist es, daß Behlen und sein Verführer am Rande des höchsten Elends, Beide Bettler, noch Entwürfe zum Gewinn von Millionen machen. Der Schluß ist allzu grausig und leidet zugleich an Unwahrscheinlichkeit, die selbst dem Melodrama nicht erlaubt ist. Die Uebersetzung ist so fließend und löblich, wie Th. Hell's Arbeiten in der Regel sind.

6. Johann von Schwaben. Trauerspiel in 5 Akten. Von Fr. Dörne. Berlin, Schlesinger. 1830. 8. 16 Gr.

Der Verf. dieser sehr achtbaren Arbeit hat für seine Tragödie die strenge, dem Classischen verwandte Form gewählt und diese an einem historischen Stoff mit großer Sicherheit durchgeführt. Es ist zum Voraus bekannt, daß diese Form sich die Darstellung kleiner und mitwirkender Motive versagt, daß sie sich nur für die Auffassung weniger und großer Züge eignet, und man wird sie daher für nicht sehr geschickt erkennen müssen, einen so complicirten historischen Act darzustellen, wie der Mord Kaiser Albrechts I. durch seinen Neffen Johann von Schwaben ist. In der That sah sich auch der Verf., durch seine Form einmal gebunden, genöthigt, die sämmtlichen geschichtlichen Motive auf einige wenige allgemein menschliche zu reduciren und die tragische Handlung daraus zu entwickeln. Die Mishandlung der Geliebten Johanns, Ludmilla, ist, nächst dem kaiserlichen Stolz, der dem Fürsten sein Land verweigert, zum Hebel der Tragödie geworden. Sowie in diesem Punkt, hat sich auch in allen übrigen die freieste Behandlung der historischen Daten eingedrängt, und der Verf. benutzt den geschichtlichen Stoff nicht anders als ein Märchen, mit dem man sich jede Willkür erlauben darf. Der eigentliche Anstifter des Mordes ist Palm, der seinen ermordeten Vater an Albrecht zu rächen hat; dieser treibt durch eine unselige List den unglücklichen

Jüngling zur That. Die übrigen Verschworenen, Rudolf v. d. Wart, Eschenbach und Tegenfeld, haben eigentlich gar keinen Antheil daran. Agnes, des Kaisers Tochter, liebt Johann, und ihre unerwiderte Leidenschaft schürzt wesentlich den tragischen Knoten. Der Aufstand der Schweizer tritt dagegen gar nicht in die Handlung ein, und der Vogt Landenberg ist nur ein blinder Scherge der kaiserlichen Tyrannei. Albrecht selbst ist von Stolz und Eigenmacht verblendet; er gleicht dem Philipp II. Alfieri's, an den dies Stück überhaupt oft erinnert; dieselbe Kälte wie dort weht uns daraus an, und so sehr wir sonst geneigt sind, der tragischen Ruhe und Mäßigung das Wort zu reden, hier erscheint uns beinahe zu viel Starrheit und Frost. Dessenungeachtet ist diese Tragödie eine talentvolle Arbeit. Haben wir dem Verf. einmal die freie Verfügung über die historischen Thatsachen zugestanden, so müssen wir den einfachen Gang seiner Handlung, die scharfe, aber wenig mannichfaltige Entwickelung der Charaktere, seine ruhige, oft echt tragische Sprache loben. Er folgt offenbar seiner Natur ohne allen Zwang, ohne Gewalt, und wir können ihm nur rathen, der eingeschlagenen Bahn treu zu bleiben. Das Stück enthält viel schöne Stellen, Vers und Diction sind musterhaft, klar, poetisch und von wenigen, aber affectvollen Bildern geschmückt. Ueberall ist Maß und Selbstbeherrschung sichtbar, die Charaktere zerfallen in gute und böse, und von den Mitteltinten ist nicht viel die Rede. Nirgends aber wird der gute Geschmack verletzt, und die negative Vortrefflichkeit des Stücks ist unangreifbar. Johann überlebt den Tod des Kaisers nur, um seinen Irrthum zu entdecken; Ludmilla, die er allzu schnell ermordet glaubt, lebt; nun trennt er sich von seinem Verführer Palm, und dieser stürzt sich in sein eignes Schwert. Hier hätte die Geschichte respectirt werden sollen; Palm gefangen, Johann obdachlos umherirrend, hätte derselben einen bessern tragischen Schluß gegeben als sein Tod von eigner Hand. Doch genug; die Tragödie zeugt von echtem Verständniß und von wahrem Beruf für die tragische Muse, und daß auch die Romantik dem Verf. nicht feindlich oder fremd sei, dafür kann Ludmilla und die Scenen zwischen ihr und dem Prinzem zum Beweis dienen. Ganz trefflich ist der Auftritt zwischen Ludmilla und dem Kaiser, den sie standhaft als Kaiser zu erkennen sich weigert, nachdem er an ihr zum Räuber geworden ist. Das Stück ist den Bühnen zu empfehlen.

7. Roland und Maria. Romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen, aus den Zeiten der Kreuzzüge. Von Karl Bahrs. Hildesheim, Gerstenberg. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine gleich beachtenswerthe Arbeit wie die vorhergehende, wiewol im Geiste dieser völlig entgegengesetzt. Wenn jene die strenge, classische Form der Franzosen, Addison's oder Alfieri's zur Schau stellt, so ist das Vorbild des Dichters der vorliegenden Tragödie Calderon und Lope. Den Namen eines Dichters verdient der Verf., wie wenig wir auch mit diesem Namen der Weihe freigebig zu sein gewohnt sind. „Roland und Maria" ist durchaus ein Gedicht und ein schönes Gedicht. Wir wissen nicht, ob dem Verf. eine Sage oder dergleichen als Stoff vorlag; allein, wenn dies der Fall war, so verschwindet dieser Kern unter den poetischen Attributen des Gedichts. Wir müssen die Grundidee dieses Dramas in wenigen Zügen andeuten. Roland von Windeck, genannt der Leu vom Rheine, ist der Hort des Kreuzheeres von Jerusalem; er allein fesselt den Sieg. Er liebt die in Deutschland zurückgebliebene Maria, die, nachdem sie von einem Scheintode erwacht ist, von ihrer Mutter dem Kloster geweiht war. Wir lernen das Kreuzheer kennen in seiner profanen Gestalt, durch Aubert, Lauriston und Bobadilla, seine Führer, repräsentirt. Kaum einer (Otto von Tiefenau) hat den wahren Geist erhalten. Diese Schilderung ist eines Meisters würdig. Plötzlich erscheint Maria als Pilgerin. Jetzt entbrennt die himmlische Liebe in Roland's Brust, er wirft das Schwert weg und hält vor ihrem Kloster Wache. Maria ist ganz Braut des Himmels, jede sinnliche Empfindung ist ihr fremd; sie liebt Roland nur als Verfechter Christi. Dieser selbst liebt nur ihre Seele. Jener reinen Liebe gegenüber wird uns die sinnliche des Orients in Soliman und Mirza dargestellt. Jede Erhebung, der diese fähig ist, und jene wird uns nach und nach durch eine freilich märchenhafte Entwickelung der tragischen Handlung dargestellt, und dieser Gedanke ist ebenso würdig als poetisch und anziehend durchgeführt. Wir sehen Roland auf Marias Befehl siegen; wir sehen Maria auf dem Scheiterhaufen und Roland neben ihr den Tod erwarten, in ihrem Anschaun verloren; wir sehen Mirza, welche den Weichling Soliman flieht, um Roland nachzueilen; Maria, durch jede Seelenmarter gequält, ihren Gott getreu; Soliman zwischen Großmuth und Grausamkeit schwankend; den starren Mohammedanismus in dem treuen und tapfern Ali verkörpert; das Christenthum in aller seiner Reinheit und seiner Ausartung und die höchsten Interessen des Menschen im Spiel gegeneinander. Dieser schöne Gedanke der Dichtung hat sich in der würdigsten Sprache verklärt. Die Diction ist durchweg rein und poetisch; es ist die Sprache Calderon's. Fast jede Seite enthält in irgend einem schönen Bilde irgend einen würdigen und schönen Gedanken. Der Vers ist oft gebrochen, aber darum kräftiger; weiche Rundung ist nicht das Ziel des Verses. Zur Probe:

Roland.

Ich wollt' es wäre Nacht und hüllte mich
In tiefe Einsamkeit. Die Gegend dunkel
Und ernst wie meine Seel'; ein kühler Hauch
Vom Meer herüber wie ein leiser Gruß
Aus Deiner Heimath! Aus den Wolken stiege
Der Abendstern empor: Dein Bild, Geliebte.
Wie Du, so schön, so rein und ach, so fern!
... Dort athmet sie,
Dort ruht der Himmel auf der Erde gern!
Wann darf ich mich auch seinen Pforten nahn?
O sei mir ferner treu, Du schöner Stern,
Und leuchte freundlich meiner dunkeln Bahn!
O leite Du mich aus den Mitternächten,
Die mir so düster Herz und Haupt umflechten,
Daß ich nicht weiß in dieser Irrsal Noth,
Was soll ich wünschen, Leben oder Tod!

Die Tiefe und die Süßigkeit der Gedanken in dieser Tragödie macht sie dem „Standhaften Prinzen" vergleichbar. Der Verf. hat ein so schönes Talent kundgegeben, daß wir beklagen würden, wenn er nicht auf dieser Bahn fortarbeitete. Im Ganzen wissen wir nichts in der Richtung zu tadeln, die er eingeschlagen hat, wenngleich uns scheint, daß er die dramatische Wirkung etwas fester ins Auge fassen und den grellen Schluß seiner Tragödie hätte mildern können. Daß Mirza zur Mörderin Marias und Roland's werden muß, ist nicht genug vorbereitet und störend; doch wieder, wie echt dichterisch ist Roland's Sterben, der sich tödtet, damit Maria ungefährdet heimkehre, und, das Schwert verborgen in der Brust, den Sultan naht, um diese Bitte eines Sterbenden an ihn zu richten, die kein Muselmann verweigern darf!

8. Philoktet. Schauspiel von Sophokles. In 3 Akten für das Theater übersetzt von Karl Wünsch. Berlin, Laue. 1830. 8. 10 Gr.

Wenn wir den besten unter den romantischen Tragödien dieses Jahres die Bearbeitung eines classischen Stückes des Alterthums unmittelbar folgen lassen, so geschieht dies ohne Ironie; der Leser mag vielmehr für unsere Unparteilichkeit zwischen beiden Systemen darin einen Beweis finden. Der „Philoktet" des Sophokles ist, unserer Ueberzeugung nach, eines der unvollendetsten und schwächsten Dramen des Alterthums, einestheils, weil er an sich auf wenig würdige und national-egoistische Grundideen sich stützt, und anderntheils, weil er an sich ohne ausreichende Motive eine Handlung entwickelt, der es an dem höhern menschlichen Interesse gebricht. Rechnen wir dazu, daß die Darstellung des körperlichen Elends ein der echten Tragödie unwürdiger Gegenstand ist, und daß die Katastrophe der Handlung zu den willkürlichsten gehört, die wir aus dem Al-

terthum kennen, da sie auf dem Erscheinen eines Deus ex machina beruht, so wird unser Urtheil gegründet genug sein. Unter allen Dramen des Alterthums thut uns der „Philoktet“ am wenigsten wohl; dennoch kann eine so streng gebundene, so höchst einfache und doch nicht unwirksame Handlung als Correctiv unserer zerfallenden und verwickelten dramatischen Haupt- und Staatsactionen sich zur Darstellung empfehlen, und der Bearbeiter hat wenigstens alles Mögliche gethan, um diese etwas seltsame Erscheinung uns mund- und bühnengerecht vorzuführen. Die Bearbeitung ist in jeder Beziehung lobenswerth; die Chöre sind entweder in die Handlung verschmolzen oder weggeblieben; die Sprache ist edel und der Vers rein. Nur am Schluß bemerken wir Etwas, wozu das Original wol schwerlich Anlaß gab. Philoktet ruft scheidend:

Ihr Quellen, ihr süßen Gewässer
Wir trennen uns, trennen uns schon,
Was nimmer zuvor uns g e t r ä u m t! (!)

Sollten die Quellen und die Gewässer in Lemnos wirklich träumen? Jedenfalls ist der Ausdruck ein unedler und störender.

9. Johann Friedrich VI., Herzog von Sachsen-Weimar. Historische Novelle in dramatischer Form. Von O. L. B. W o l f f. Leipzig, Hartmann. 1831. 8. 15 Gr. *)

Die Geschichte des unglücklichen Johann Friedrich von Weimar ist hier nach den Acten und größtentheils auch im Actenstyl dargestellt. Was der Verf. dabei, außer dem Honorargewinn, für einen künstlerischen Zweck verfolgt haben könne, ist uns nicht klar; die Arbeit ist, als ein Kunstwerk betrachtet, unter aller Kritik. Hätte Hr. Wolff uns eine Geschichte gegeben, so könnten wir ihm dafür danken, da der Gegenstand der historischen Beleuchtung an sich nicht unwerth ist; allein, in dieser Gestalt springt der Verf., der etwas Besseres zu leisten vermag, in die Schaden'schen Productionen über, und wir wenden unser Auge von ihm ab. Oder hat er etwa Vitet's lebensvolle historische Scenen nachzuahmen unternommen? In diesem Fall ist seine Nachahmung Caricatur geworden, und wir bedauern seinen Geschmack, wenngleich dies noch der einzige Gesichtspunkt ist, unter dem sich sein Product als ein Werk der Kunst betrachten läßt. Wir setzen dabei die historische Richtigkeit seiner Darstellung bei Seite, wir lassen sie als actenmäßig gelten. Allein, wie ist der Verf. zu dieser tiefen und bewundernswürdigen Kenntniß der Wachtstubensprache gelangt, die er hier entwickelt? Ist er vielleicht Unteroffizier in —schen Diensten gewesen, und hat er seine schönen Erinnerungen hier durch den Preßbengel verewigen wollen? Fast müssen wir das glauben; wie könnte sonst ein gesitteter Mensch, ein Schriftsteller, ein Dichter so etwas schreiben! Hat der Verf. nie den „Wallenstein“ mit Bedacht gelesen? Hat er nicht hier gelernt, wie man wahr und treu schreiben könne, ohne gemein zu sein? Und für welche Art von Pöbel ist dies Buch berechnet? Der Leser urtheile selbst, wir citiren ohne Wahl: Johann Friedrich sagt: „Aber ich bin zum Unglück geboren; weiß der Satan, die Johann Friedriche in unserer Familie das sind die Sündenböcke für alle Anderen (..?). Blendet mich der Teufel, daß ich bei Lippstadt den sakermentischen Spaniern in die Hände falle; endlich kam ich frei u. s. w.“ In diesem liebenswürdigen Ton spricht der Held durchweg, und es möchte kaum eine Gemeinheit in der Sprache, eine Pöbelhaftigkeit im Ausdruck, eine Sprachwidrigkeit in unserer Volkssprache geben, die aus diesem trefflichen Buche nicht zu rechtfertigen wäre. Die andern Herren, Pastores, Prinzen und Geheimen Räthe, sprechen im Actenstyl, der nicht minder erbaulich ist als jener. Jacques spricht wie sinnlos, halb französisch, halb deutsch; einige Andere sprechen lateinisch. Noch einmal, für wem ist dies Buch bestimmt? Oder hat Hr. Wolff damit für seine sentimentalen Novellen ein Gegengift liefern wollen? Wir haben eine bessere Meinung von ihm gehabt und schämen uns derselben nach diesem Buche. **) 75.

* Vergl. Nr. 23 und 24 d. Bl. D. Red.
**) Es folgen noch einige Artikel. D. Red.

Aux étudians, sur les derniers événemens des écoles de droit et de médecine de Paris etc., par *Jules Sambuc*. Paris, 1. Dezember 1830. Flugschrift. Preis 15 Sous.

Ich schicke Ihnen schon wieder eine Fortsetzung meines endlosen Artikels über das pariser Journalwesen. *) Der junge Studios. Juris Sambuc nämlich, ebenderselbe, welcher unlängst die schöne Rede im Hofe des abgesetzten Generalcommandanten Lafayette gehalten, hat den Plan gefaßt, ein Studentenjournal herauszugeben, und ist nicht der Mann, der gutwillig ein Vorhaben aufgibt. Glückzu! Wir haben zwar schon eine „Gazette d'école“, ein „Journal de l'instruction publique“ und ein „Lycée“; diese Blätter werden von sehr wohlgesinnten und gelehrten Männern redigirt und haben schon zur Genüge wiederholt, es stehe mit dem Unterrichtswesen in Frankreich noch nicht zum Besten. Was man abschaffen soll, wissen diese Blätter vortrefflich; was man aber einführen könnte, davon haben sie keine bestimmte Vorstellung, und der junge Stud. Sambuc hat in seinen 27 Seiten, worüber ich Bericht abstatte, mehr Neues angerathen als jene Blätter seit einer Ewigkeit.

Vor Allem will also Hr. Stud. Sambuc ein Journal stiften, für Studenten, nur von Studenten geschrieben, aber von allen Studenten. Es soll kein Blatt sein, worin, wie in den gewöhnlichen Journalen, einige Wenige der Mehrzahl ihre Meinung aufzwingen; Jeder kann seine Meinung ausdrücken und zum Austausche der Ideen das Seinige beitragen. Beförderung der Wissenschaft wird natürlich der Hauptzweck dieses Blattes sein. „Wir dürfen es nicht verkennen“, erinnert Hr. Sambuc, „daß wir noch Vieles von Deutschland lernen können; schon danken wir ihm viel in Bezug auf Philosophie und Geschichte: laßt uns also diese Mine erschöpfen, ohne übrigens unserer Individualität zu entsagen!“

Um das Journal herauszugeben, müssen die Studirenden eine friedliche Verbindung schließen, und Hr. Sambuc empfiehlt bei dieser Gelegenheit die sogenannten Cooperativgesellschaften, die in England längst bekannt sind, und welche der Schwiegersohn Lafayette's, Graf Lasteyrie, in Frankreich einzuführen im Begriffe steht. Hr. v. Lasteyrie hat berechnet: wenn 3—400 Personen ein gemeinschaftliches Haus beziehen und zusammen eine gute Haushaltung führen, so können sie für je 700 Franken jährlich ziemlich gut in Paris auskommen, während jetzt ein einzelner Mann kaum mit 3 Mal so viel bestehen kann. Wenn nun die Studenten auf diese Weise alle, oder ein Theil derselben zusammenwohnten, so würde sich das Blatt allerdings noch leichter redigiren lassen als jetzt.

Der Verf. der Flugschrift sinnt auf Mittel, die Verbindung der Studenten zu Stande zu bringen, und erinnert an das Beispiel von Lausanne, wo die Studenten ihren Consul, einen Bibliothekar, Censoren, Quästoren, einen Schatzmeister und Secretair haben. Wie in der Schweiz, sollten alsdann auch die Studenten Frankreichs Zusammenkünfte halten. „Ihr sagt: Wir kennen uns nicht; aber das wäre gerade ein Mittel, einander kennen zu lernen, und die Franzosen gehören nicht zu Denen, welche schwer Bekanntschaft machen. Nein, die Sache ist nicht unmöglich, sie ist nur neu, wir sind nicht daran gewöhnt, und weil sie noch nicht existirt, meint man, sie könne es nicht. Dieser Schluß ist falsch. Wenn die Sache einmal eingerichtet ist, wird man gar nicht begreifen können, warum sie nicht schon früher da war“.

Zum Schlusse fodert Hr. Sambuc auf, die Studenten möchten sich in einem Saale nahe der Rechtsschule versammeln, um dort über das Journal und alles Andere zu berathschlagen. Dies ist auch schon geschehen. Man wollte Anfangs im Pantheon deliberiren; die Obrigkeit erschrak darüber und stellte Truppen vor diesem Tempel auf. Die jungen Leute begannen daher ihre Reden unter freiem Himmel, spürten aber bald wegen der Kälte einen Saal auf, wo sie eine Tribune improvi-

*) Vgl. Nr. 8, 19 u. 26 d. Bl. D. Red.

firten und es der Deputirtenkammer nachmachten. Eine Pairskammer wollen die jungen Leute nicht, auch keine Majorate.

Sie haben sich überdies an die Kammer der Abgeordneten gewendet und sie ersucht, die hohe Zeitungstaxe abzuschaffen, weil sonst die Ausführung ihres Unternehmens erschwert sei. Das ist kein Grund für die Kammer; die Studenten müssen daher wahrscheinlich neue Wahlen abwarten. Man hat ohne Ursache der Mehrzahl unserer hiesigen Studirenden gesetzwidrige Plane zugeschrieben; sie wollen im Gegentheil ihre Absichten nur mit Erlaubniß der Obrigkeit ausführen, besitzen schon die Stimme des Seine-Präfecten, und auf jeden Fall ist die Ankündigung eines Studentenjournals, warum es sich hier allein handelt, eine Erscheinung, die in der Literaturgeschichte gewissermaßen Epoche macht. 65.

Auszug eines Schreibens aus Kopenhagen.

——— Lornsen's Schrift *) ward in vielen Tausend Exemplaren unter die Einwohner der Herzogthümer verbreitet, theils durch öffentlichen Verkauf, theils unentgeltlich von ihm und seinen Freunden weggeschenkt; auch hier ist eine große Anzahl verkauft worden. Der Verf. selbst reiste im Lande herum und hatte Versammlungen mit Bürgern und Einwohnern, an die er feierliche Reden hielt; sie hörten aufmerksam zu und ließen sich eine von ihm verfaßte Petition wegen der in seiner Schrift projectirten, dem Bestehenden ganz zuwiderlaufenden, neuen Administration Schleswigs und Holsteins vorlegen. Höchst possirliche Auftritte sollen bei dieser Veranlassung stattgefunden haben. Erst nachdem Lornsen, von dem Amtmann, in dessen Bezirk er als Landvogt angestellt ist, aufgefodert, sich in sein Amt zu begeben, ihm frei heraus erklärte, er wolle die Bewohner seiner Landvogtei dazu zu vermögen suchen, die Constitution, um welche er sich bemühte, zu erstreben, ward er in Rendsburg verhaftet und gerichtlich belangt. Eine Menge kleiner Schriften sind über diese Sache für und wider, meistens in den Herzogthümern, einige aber auch hier erschienen.

Wie es gewöhnlich in volkreichen Städten geht, daß die Gegenstände der Conversation schnell wechseln und sich gegenseitig verdrängen, so verloren auch jene Schriften und die Sache selbst sehr bald die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme; diesmal aber wirklich früher als bei dem großen, vielfach erregten Interesse sich erwarten ließ. Eine kleine, geniale Schrift ganz verschiedener Natur und gar nicht politischen, sondern poetischen und ästhetisch-polemischen Inhalts bemächtigte sich der allgemeinen Conversation. Das Büchlein (nur 7½ Bogen) führt den Titel: „Gjenganger-Breve, eller poetiske Epistler fra Paradis" („Geisterbriefe, oder poetische Episteln aus dem Paradiese") und hat in den gebildetern Cirkeln eine Sensation erregt, die lange nicht in unserer literarischen Welt einer Schrift solchen Inhalts zu Theil wurde. Es sind diese poetischen Episteln im Namen des verstorbenen J. Baggesen geschrieben, und der poetische Styl und die leichte Versification dieses bekannten geistvollen Dichters mit Witz und Eleganz sehr täuschend nachgeahmt. Niemand weiß den Verf. zu nennen.

Unter denjenigen Schriften, zu welchen die vorerwähnten Lornsen'schen Regungen Veranlassung gaben, darf eine umfangs- und inhaltsreichere Grundtvig's: „Politiske Betragtninger", nicht übergangen werden, theils ihrer selbst, theils deswegen, weil diese Schrift in kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebte. Die in ihren ersten Abschnitten (über Aufstand und Ständeversammlungen) vorwaltenden großen politischen Ansichten haben noch keine öffentliche Widerlegung oder Würdigung gefunden, bedürfen aber auch einer solchen nicht; denn sie widerlegen und würdigen sich selbst. Von den Begebenheiten der Julitage in Frankreich (welche der Verf. „das Ritterspiel der parisischen Schulknaben" nennt) ist seine Meinung: „daß, wer da glaubt, daß der Aufstand der Hundstage (sic) rühmlich sei, daß er sich rechtfertigen oder auch nur entschuldigen ließe, der ist offenbar als Rathgeber in Staatssachen ein ganz und gar untüchtiger Mann". Grundtvig ist bekanntlich einer der ausgezeichneten Schriftsteller Dänemarks, der viel Achtungswerthes geleistet hat, zugleich aber ist er unter denselben Derjenige, der es in der Paradoxie am weitesten trieb.

Unter Werken, die sich auf Gegenstände der Tagesordnung nicht beziehen, sondern nur eignes Interesse haben und soeben erschienen sind, nenne ich Ihnen zuerst Petersen's „Haandbog i den græske Literairhistorie" („Handbuch der griechischen Literairgeschichte"), in einem Bande, etwa 30 Bogen stark. — Auf Kosten der Arnä-Magnäanischen Stiftung ist das merkwürdige älteste isländische Gesetzbuch: Grágás genannt, von J. F. W. Schlegel in der Originalsprache und mit einem historisch-kritischen Commentar in lateinischer Sprache herausgegeben worden. Das Werk macht 2 Theile in gr. 4. aus. — Mynster's „Om Begrebet af den christelige Dogmatik" („Von dem Begriffe der christlichen Dogmatik") verdankt, sowie die kurz vorher erschienene Schrift desselben Vfs.: „Ueber die Psychologie", seinen Vorlesungen auf dem Pastoralseminarium den Ursprung. — A. S. Oersted hat sein Handbuch der dänischen und norwegischen Rechtslehre („Den danske og norske Lovkyndighed") mit dem 4. Bande fortgesetzt. — Eine neue dänische Blumenlese hat Molbech angefangen („Dansk poetisk Anthologie ec.", 1. Deel), um Proben der besten neuern dänischen Dichtungen in der lyrischen Poesie nach der Zeitfolge, von 1750 an gerechnet, zu liefern. Die mitgetheilten Proben bestehen in ganzen Stücken, und die Sammlung enthält nichts Fragmentarisches. Ueber jeden Dichter gibt eine seinen Gedichten vorausgeschickte Einleitung biographische, literarische und kritische Bemerkungen, die überall mit gründlicher Kenntniß und kritischem Sinn, sowie meistens sehr unbefangen und instructiv abgefaßt sind. Der 1. Theil (etwa 25 Bogen stark) fängt mit Tullin (gest. 1765) an und schließt mit Ewald (gest. 1781). — H. C. Andersen, ein junger Dichter, hat eine Sammlung „Phantasien und Skizzen" herausgegeben: ein poetisches Talent, das, Anfangs in geschmacklose, breite Späße sich verirrend, allmälig eine würdigere Bahn zu finden scheint.

Die neuesten Beiträge aus Norwegen zur Literatur der dänischen Sprache sind mir noch unbekannt. Von einem großen Gedicht eines jungen Poeten, H. Wergeland: „Mennesket og Skabelsen" („Der Mensch und die Schöpfung"), welcher in der Mitte des vorigen Jahres erschien, urtheilte man in Norwegen, daß es nur eitle Träume eines kranken Gehirns (vana somnia aegri) enthielte; jedoch möchten in dieser ganz verfehlten Composition, oder eigentlich in dieser unzusammenhängenden Masse mehre poetische Funken zu entdecken sein. — Die „Vermischten Gedichte" des beliebten norwegischen Sängers Bierregaart fand ich erst neulich in dänischen Zeitungen annoncirt, sowie eine neue periodische Schrift: „Almindeligt norsk Maanedsskrivt" („Allgemeine norwegische Monatschrift"), wovon der 1. Heft ans Licht gekommen war. 160.

*) „Ueber das Verfassungswerk in Schleswigholstein" (d. i. Schleswig und Holstein:). Von U. J. Lornsen. Kiel, 1830. Wir kommen vielleicht auf diese und mehre hierhergehörige Schriften wieder zurück.

Die große Woche der Polen.

Unter diesem Titel (poln. „Wielki Tydzien Polakow") erschien in Warschau gegen das Ende des vorigen Jahrs eine Broschüre, die die dortigen Begebenheiten in den ersten 7 Tagen nach dem verhängnißvollen 29. November erzählt, den Namen für sie der grande semaine der Pariser nachbildend. Als Einleitung steht voran eine Aufzählung der polnischen Beschwerden, dann folgt eine Darstellung der Verschwörung und ihres blutigen Ausbruchs, wie dieses Ereigniß nach der Erzählung eines der Anführer, des Unterlieutenants Wysoçky, bereits von mehren deutschen Tagblättern mitgetheilt worden ist. 58.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1831.

Hofrath Hirt bei den Antiken in Dresden.

Von Heinrich Hase.

Hr. Hofrath Hirt besuchte auf einer Durchreise nach Teplitz im Sommer des Jahres 1829 die Säle des Augusteums zu Dresden und erneuerte dort das alte Gastrecht, das ihn mit dieser Sammlung und ihren Aufsehern verbindet. Was er fand und wie er das Gefundene antraf, erzählte er dann in einem Buche: „Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag" (Berlin, 1830) *), Allen, die lesend zuhören wollten, und begreiflich setzten sich die Vorsteher der dresdner Sammlungen auf die ersten Bänke. Als Hr. Hofrath Hirt im Sommer 1830 wieder in Dresden eintraf, gab es daher reichlichen Stoff zur Besprechung. Denn in seinen Bemerkungen hatte er gerühmt und getadelt, hatte er Vorschläge gethan und gewarnt, Einzelnes genauer bestimmt und Anderes anders gedeutet; wem die Sammlungen näher am Herzen lagen, der fühlte sich daher zu mancherlei Betrachtungen und Zweifeln, zu Zustimmung und Einreden auf das lebhafteste angeregt.

Auch mir wurde die Freude, mit Hrn. Hirt zu wiederholten Malen in den Sälen des Augusteums Sätze durchzusprechen, die seine „Kunstbemerkungen" hingestellt hatten; dort vor den Monumenten zu prüfen, was er über unsere Antiken gesagt hat und an Ort und Stelle zu erwägen. Einiges, was mir beim ersten Durchlesen des Buchs bedenklich erschienen, hatte ich dem verehrten Verf. durch die Vermittelung dieser Blätter zur Prüfung vorlegen wollen. Zufälligkeiten hatten die Ausführung dieses Vorsatzes verhindert. Jetzt wurde also mündlich verhandelt. Bald gab es Anlaß zum Angriff, bald zur Abwehr. So vergingen im Wechselkampfe Stunden. Die damals mündlich geäußerten Einwürfe gegen einige Sätze hat Hr. Hirt in einem in Böttiger's „Artistischem Notizenblatte" (1830, Nr. 22) abgedruckten Aufsatze berücksichtigt. Was hier folgt, soll darauf eigentlich keine Replik sein, sondern eine Angabe der Gründe, die mir vorschwebten und die vielleicht δευτέρας φροντίδας bei Hrn. Hirt veranlassen.

Bei einer weiblichen halbentkleideten Statue mit einem Delphin (Taf. 104 in Becker's Kupferwerke, und Nr. 153 der jetzigen Aufstellung, die doch wol für Die hätte berücksichtigt werden sollen, die in der Sammlung Hrn. Hirt's Bemerkungen nachlesen wollten) bestimmte das Diadem im Haare und der Schleier (κρήδεμνον) darüber den Verf. des Katalogs, sie Leukothea zu nennen. Hr. Hirt will eine Hetäre darin erkennen, eine Mime; dreister im Namengeben als die gelehrten Erklärer der „Pitture d'Ercolano", die (I., Taf. 19 fg.) eher auf mimische Tänzerinnen weisende Frauengestalten doch mit diesem Namen nicht zu bezeichnen wagten. Alles abgerechnet, was am dresdner Marmor neu ist, und selbst den Delphin zur Seite nicht in Anspruch genommen, bleibt eine jugendliche, bis zur Scham nackte weibliche Gestalt nach, die in zierlicher Bewegung wie niedersteigt. Ihr dazu gehöriger Kopf, in den Gesichtszügen Portrait, wird bemerklich durch diesen Schleier, der einst mit reichern Falten ihn umgab, jetzt durch die Ergänzer etwas abgearbeitet ist. Der griechische antike Name für einen solchen Schleier wäre, wie Hr. v. Köhler auseinandergesetzt hat („Descr. d'une Améthyste du cabinet des pierres gravées de S. M. l'Empereur de toutes les Russies". St.-Petersburg, 1798, S. 37), eben κρήδεμνον. Daß dieses Kredemnon der Leukothea ganz eigenthümlich zukomme, ist durch den Alexandriner Clemens („Ad gentes", S. 50 der Potter'schen Ausgabe) ausgesprochen. Hr. Hofrath Hirt braucht darauf nicht aufmerksam gemacht zu werden. Aber da es hier mit einem durch Verzierungen geschmückten Metallstirnbande, der στεφάνη zusammentrifft, das gewöhnlich der Here und den obern Göttinnen gebührt (m. s. Müller's „Archäologie", §. 353, 5), so konnte der Verf. des Katalogs sich nicht versucht fühlen, an eine Mime zu denken, sondern er suchte den Namen für die Statue in den höhern Kreisen mythischer Wesen. Es ging ihm wie den Erklärern der herculanischen Bilder, die durch ein Scepter, das eine jener zierlichschwebenden Frauengestalten trägt („Pitt. d'Ercolano", I., Taf. 24), sich verleiten ließen, sie für Here zu nehmen: ein Irrthum, der sogar noch jetzt Anhänger findet. Wahrscheinlich hatten sie vorausgesetzt, daß die Hetäre durch die Mitra werde bezeichnet sein, die zu Juvenal's Zeit und wol auch früher eine bei dieser Art von Weibern gewöhnliche Tracht gewesen zu sein scheint. Hr. Hirt wird aber dem Ergänzer vergeben, daß er durch einen beigefüg-

*) Vgl. Nr. 250 d. Bl. f. 1830. D. Red.

ten Delphin eine Venus aus ihr zu machen, dem Verf. des Katalogs, daß er eine Meeresgöttin in ihr zu erkennen wagte. Denn eben die genannte Stephane entschuldigt den Ersten; und gedenkt Hr. Hirt eines Reliefs (in den „Admir. Romae“ gezeichnet), jetzt im Museum des Louvre (Bouillon, V, 1), dessen er gewiß gedenkt, so werden ihm auch Gestalten von Nereiden gegenwärtig sein, die in der Anmuth der Bewegung, in der Entkleidung u. s. w. mit der dresdner Statue zusammentreffen.

Ein Rumpf (Nr. 293 der jetzigen Aufstellung) war dann bei seinem Besuche Hrn. Hirt aufgefallen, weil die Vortrefflichkeit der Arbeit in den erhaltenen Theilen jedes geübte Auge anzieht. Er rühmt ihn mit der wärmsten Anerkennung. Aber beim Aufschreiben der Bemerkungen spielte ihm seine Erinnerung einen Streich. Er behauptet: „Die Arbeit des Rumpfes in Dresden ist wirklich vortrefflich, aber nicht vergleichlich mit der herrlichen Statue im capitolinischen Museo“ (dem sogenannten moribondo, den Hr. Hirt ganz deutlich als das Urbild der dresdner Statue erkennt). „Uebrigens geben die Gesichtsformen, das struppige Haar, der Schnurrbart, der Knochenbau der Brust (dies mehr im Original als in der Copie) hinreichend den Gallier und Barbaren zu erkennen“ (S. 161). Wo mag Hr. Hirt im J. 1829 das Genannte alles an der sogenannten Copie gesehen haben? Schon seit dem Sommer 1827 ist dieses Fragment seiner alten Ergänzungen entlastet, und es fehlt folglich seitdem diesem Torso, mit dem Kopfe struppiger Haare, Schnurrbart und Alles, was zum Gesicht gehört. Nichts ist seit 1827 übrig als der Rumpf, von dem Schlüsselbein an bis zur Gesäßmuskel. Doch, gleiche Täuschung befing ihn, als er in diesem Fragmente eine Copie des bekannten sterbenden Fechters erblickte. Genauere Untersuchung würde ihm gezeigt haben, daß das dresdner Fragment einst als Statue den linken Arm nach Innen bewegt und nach Oben gehoben hatte, der im römischen Marmor auf dem Schenkel aufliegt. Hr. Hirt gewinne es über sich, die nachfolgende Auseinandersetzung zu berücksichtigen, zu der ich, der forma artis wegen, einen jungen, sehr kenntnißreichen Anatomen zuzog, so wird er sich überzeugen, daß zu einer Untersuchung, wie die aufgenommene, viel Muße gehört, die unserm geehrten Freunde fehlte. Die Bewegung des linken Armes nach Innen und gleichzeitig nach Oben beweist nämlich am dresdner Fragmente offenbar der pectoralis major und vorzüglich sein oberer Theil, die pars clavicularis, deren unebenes und ungleiches Ansehen eine augenscheinliche Thätigkeit darthut, während der untere Theil, die pars sternalis, des Brustmuskels mehr ausgedehnt erscheint. Die kleine Falte, die nach Oben an diesem Muskel bemerklich ist, spricht ebenso sehr für eine Richtung nach Vorwärts, als sie beim sterbenden Fechter, wo sie mit 2 andern Falten weit stärker ausgedrückt ist, die Richtung nach Unten begleitet. Der deltoïdeus, dessen Geschäft das Emporheben des Oberarmes ist, thut, soweit er erkennbar vorliegt, unverkennbare Thätigkeit dar. Vorzüglich beweist aber der coracobrachialis die angegebene Richtung des Oberarmes. Er tritt stark neben und unter dem deltoïdeus hervor, sodaß eine bedeutende Vertiefung zwischen der pars clavicularis und dem processus carocoïdeus sichtbar wird: eine Vertiefung, die während der Ruhe dieser Muskeln kaum auffällt. Von den Muskeln des Schulterblattes sind die obern offenbar in Thätigkeit; während der teres major und minor und der größere Theil des infraspinatus nicht angespannt, wol aber durch die genau angedeutete Bewegung des Oberarmes ausgedehnt sind. Der infraspinatus wirkt aber hier ebenfalls als einarmiger Hebel zur Emporhebung des Oberarmes mit. Für die Thätigkeit des letztern Muskels zeugt außerdem, daß die spina scapulae kaum in ihrer Richtung hervortritt. Die scapula selbst ist mit ihrem untern Winkel nach Vorn gezogen, während der obere innere Winkel weiter nach Hinten geht: wol der deutlichste Beweis gegen die Meinung, daß der Arm nach Unten müsse gedacht werden. Hätte Hr. Hirt sonach mit lebhafterer Vergegenwärtigung des capitolinischen Marmors den dresdner untersucht, so würde er doch wol angestanden haben, ihn für eine Copie von jener auszugeben. Denn außer den angeführten entscheidenden anatomischen Gründen, widersprechen dieser Behauptung auch eine Menge Einzelheiten in der Bildung des Thorax, des Nabels, des sternocleidomastoïdeus und omohyoïdeus, sowie denn die ganze edle Form dieses Rumpfes durchaus nichts von Dem ansichträgt, wodurch der moribondo im Capitol als Barbar so deutlich bezeichnet ist.

In der dresdner Sammlung findet sich eine jugendlichschlanke Mädchengestalt im hochaufgeschürzten Gewande, welche die eine Brust bloß läßt, während die andere von der Haut eines Böckchens bedeckt ist, in deren Bausche sie ein Netz trägt (Nr. 279, bei Becker im „Augusteum“, Taf. 53). Hr. Hirt möchte das liebliche Bild lieber Britomartis, das süße Mädchen, als Diana nennen, denn unter jenem Schmeichelnamen ward Diana in Kreta verehrt (S. 138). Sollte Hrn. Hirt die von Solinus gegebene Deutung des Namens Britomartis nicht zu dieser Vermuthung veranlaßt haben? Leider sind die neuen etymologischen Forschungen jedoch dieser Solinischen Deutung gar nicht günstig (m. s. Schwenk's „Etymologisch-mythologische Andeutungen“, S. 218). Und wissen wir denn mehr als den Namen von dieser Britomartis? Wollen wir offen sein, fast durchaus nichts weiter. Sie war eine kretische Göttin des Minoischen Mythenkreises, die, wie Hoeck, Ottfr. Müller's Auseinandersetzung in den „Aegineticis“ folgend, darthut, anfänglich von Dictynna Artemis verschieden und auch später noch im Localcultus von ihr getrennt blieb. Erst nach Einwanderung der dorischen Artemis auf Kreta bei den Cydoniaten ging diese Vereinigung vor sich; und bei Aristophanes („Frösche“, 1538) sind Dictynna und Artemis schon völlig in Eins verwachsen; doch gerade dort stellt der Scholiast ihr Britomartis entgegen. Glauben wir aber, daß mit dem eigenthümlichen Namen eine eigenthümliche Gestaltung verbunden war, so sehen wir uns auf ungriechische Formen hingewiesen; da, wie Voß in den

„Mytholog. Ber." dargethan hat (N. A. III, S. 166), hellenische Cultur selbst durch Abwandlungen des Namens Britomartis ihr das Phönizische abzustreifen beeifert war. Was wird dann aus dem süßen Mädchen? Hr. Hirt mag also einige Zweifel gegen den Namen Britomartis gestatten, wenn er auch, durch die Apollinischen Beine aufmerksam gemacht, richtig Diana erkannt hat, die selbst unter den Bronzen von Herculanum (II, Taf. XI, XII) mit einem Hirschfellchen und mit bloßer Brust ebendort (Taf. XIII) vorkommt.

Den so gehaltreichen „Kunstbemerkungen" ließen sich vielleicht ähnliche Einwürfe mehr entgegenstellen; aber wo wäre Raum für ihre Besprechung, und was könnte ohne Auseinandersetzung Lesern mit dreisten Aussprüchen und kühnen Vermuthungen, was könnte besonders dem hochgeehrten Verf. damit gedient sein, der auch darin wol nicht zurückblieb? Denn ist wol jedes anmuthige würfelspielende Kind nach alten Begriffen eine Charis, jede strengbekleidete Frau auch eine Muse?

Georg IV. König von England.

Kaum war Georg IV. verschieden, als die erste der beiden Schriften, mit denen wir unsere Leser bekanntmachen wollen:

1. George IV. Memoirs of his life and reign, interspersed with numerous personal anecdotes; to which is prefixed an historical account of the house of Brunswick from the earliest period. By *H. E. Lloyd.* London, 1830.

erschien, und kaum hatte man den Leichnam des mächtigen Königs der Erde zurückgegeben, als ihr die andere:

2. Life and times of his late majesty George IV., with anecdotes of distinguished persons of the last fifty years. By the rev. *G. Croly.* London, 1830.

nachfolgte. Die erste tritt sehr bescheiden einher und will weder eine streng-genaue Charakterschilderung des Verschiedenen noch eine Würdigung seiner politischen Laufbahn geben, sondern erzählt ganz einfach die merkwürdigsten Vorfälle in dem Leben und der Regierung des Königs. Dennoch fängt der Verf. beinahe bei Adam, wenigstens mit Bonifaz (769) an, zeigt uns die Ahnen des Verstorbenen und kommt dann auf dessen Jugend und Erziehung, läßt sich ziemlich weitläufig auf die chronique scandaleuse des Prinzen von Wales ein, erzählt eine Menge bekannter und unbekannter, interessanter und höchst unbedeutender Anekdoten von diesem, seinen Freunden, Gegnern &c. und lehrt uns zuletzt in etwas verworrenem Styl einige der Freunde und Vertrauten Georgs kennen, wie Fox, Burke, Sheridan &c. &c. und Andere, die man in dieser Gesellschaft freilich nicht gesucht hätte.*)

Wichtiger ist auf jeden Fall das zweite der angezeigten Werke, das mehr philosophisch behandelt ist, und das mit Recht, denn wie Lord Bolingbroke die Geschichte definirt, ist sie eine durch Beispiel lehrende Philosophie und muß also philosophisch behandelt werden.

Eine Geschichtsperiode aber, die so reich ist an großen Ereignissen, so ausgezeichnet durch die Talente Derer, welche auf der Schaubühne des politischen Dramas handelnd auftraten, zu schildern, dazu gehört scharfes Urtheil sowie die höchste Unparteilichkeit und gewissermaßen ein Heraustreten des Verf. aus seiner Zeit, eine Stellung über der Zeit. Und trotz Dem kann ein Zeitgenosse auch dann noch nur unparteiische Meinungen geben, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden suchen; denn einestheils kann er sich der Eindrücke, welche die Zeit, die er beschreibt, auf ihn selbst machte, aller seiner Bemühungen ungeachtet nicht gänzlich bemeistern, und anderntheils haben sich die Folgen Dessen, was in der Zeit gethan oder versäumt wurde, noch nicht so weit entwickelt, daß eine vollständige und genaue Würdigung des Gethanen und Versäumten möglich wäre. Darin ist nur die Nachwelt eine unparteiische Richterin der Gegenwart. Herr Croly hat die Schwierigkeiten, die ihm bei der Abfassung seiner Schrift entgegenstanden, gekannt und bedacht und sie nach seinen Kräften zu überwinden gesucht. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie überall den Stempel der Wahrheitsliebe ansichträgt, und Leidenschaft und Parteilichkeit keinen, oder doch nur sehr geringen Antheil daran gehabt haben.

Ueber die Kindheit Georgs IV. geht der Verf. mit wenigen Worten hinweg und schildert dabei den Charakter Georgs III. in folgender Stelle, wie wir glauben, sehr treffend.

„Der König wollte durch und durch ein echter Engländer sein. Wie jeder vernünftige Mann verachtete er alle Ziererei und Affectation, besonders aber die Nachäffung ausländischer Sitten und Gebräuche. Ehre gegen Gott und Gerechtigkeit gegen Menschen, im öffentlichen Leben Achtung für Religion und im häuslichen Befolgung ihrer Gebote, öffentliche Zucht und Sitte und persönliche Tugend, ein ernster aber edler Eifer für die Würde seiner Krone und seines Volks, eine wachsame aber liebevolle Aufsicht über seine Familie und Haushaltung: das waren charakteristische Züge Georgs III."

Ueber die Erziehung des Prinzen durch Markham und Cyril Jackson und später durch Hurd und Arnald werden interessante Berichte gegeben, z. B.:

„Ihre Majestäten standen gewöhnlich um 6 Uhr auf, frühstückten um 8 mit den beiden ältesten Prinzen und ließen dann die kleinern Kinder kommen. Hierauf erschienen die verschiedenen Lehrer, und die Zeit bis zum Mittagsmahle ward mit fleißiger Erlernung der Sprachen sowie anderer Zweige der Gelehrsamkeit, mit Beschäftigungen mit Musik, Zeichnen u. s. w. hingebracht. Der König war oftmals dabei gegenwärtig, während die Königin, wie eine echt englische Mutter, die Aufsicht über die jüngern Kinder führte. Die beiden ältesten Prinzen hatten Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache, und es ward ihnen ihres Ranges wegen durchaus nichts nachgesehen oder erlassen. „Wie sollen, nach dem Wunsche Ew. Majestät, die Prinzen behandelt werden?" fragte Markham den König. „Wie die Söhne jedes andern gebildeten Engländers", war die männliche, edle Antwort; „wenn sie es verdienen, so züchtigen Sie sie; thun Sie ganz, als ob sie in Westminster wären". Wenn Ludwig XIV. in hochgebildeter Gesellschaft seine eigne Unwissenheit und mangelhafte Erziehung selbst empfand und fühlte, tadelte er oft die thörichte Nachsicht, welche ihm die Mühe des Lernens in seiner Jugend hatte ersparen wollen und bediente sich dabei gewöhnlich des Ausdrucks: „Waren denn in dem Walde von Fontainebleau nicht Birken genug?" Georg III. wollte nicht, daß ihm einmal ein ähnlicher Vorwurf gemacht werden sollte".

Bei dem ersten öffentlichen Auftreten des Prinzen von Wales sagt Croly:

„Er war damals einer der schönsten Männer Europas, sein Gesicht offen und männlich, seine Figur groß und außerordentlich gleichmäßig gebildet, sein ganzes Benehmen edel. Seine Zeitgenossen schildern ihn als das Muster eines Modemannes und klagen über die Ausartung der Zeit, die keine solchen Männer mehr hervorbringe. Aber er besaß Eigenschaften, die auch unter einem weniger vortheilhaftern Aeußern Bewunderung verdient hätten. Er sprach mit ziemlicher Fertigkeit die vorzüglichsten neuern Sprachen, war in seinen frühern Jahren vollkommen mit der englischen Literatur vertraut und besaß eine genaue Kenntniß des Alterthums, keine gemeine classische Gelehrsamkeit sowie das wichtige Talent, öffentlich gewandt, eindringlich und schön zu reden".

Traurig genug, daß der Prinz den allgemeinen Erwartungen, die man von ihm hegte, so wenig entsprach, daß er Schmeichlern und niedrig Geborenen, oder vielmehr niedrig Ge-

*) Die Schrift von Lloyd wird ihrem wesentlichsten Inhalte nach in Nr. XVII der „Zeitgenossen" mitgetheilt. D. Red.

sinnten, in die Hände gerieth, aus denen er leider als ein ganz Anderer hervorging. Doch wir wählen noch eine und die andere Stelle aus dem anziehenden Werke aus:

„Als der Prinz von Wales seine öffentliche Laufbahn antrat, war der gesellschaftliche Ton abgeschliffener, belebter oder verdorbener als je, und die Ursache davon das Contagium der französischen Revolution. London war, bis auf den Namen, Paris: Spiel, Wetten, Pferderennen und andere schlimmere Abweichungen von dem rechten Lebenswege galten für die natürlichen Verschönerungen des Ranges und Vermögens. Liebhabertheater, eines der kräftigsten und sichersten Mittel zur Untergrabung weiblicher Schüchternheit und weiblicher Tugend, standen allgemein in Gunst; Frauen mischten sich in das öffentliche Leben, verflochten ihre Schwäche in die Absurditäten politischer Intriguen und brauchten ihr Ansehen zur Unterdrückung oder Erhebung irgend einer Partei. Mitten in dieser üppigen Periode erschien der Prinz von Wales zum ersten Male öffentlich. Schon seines Ranges wegen konnten ihm Schmeichler nicht fehlen; aber er besaß noch andere Eigenschaften, die ihm Freunde, wahre und falsche, gewinnen mußten. Beide Geschlechter zollten ihm Bewunderung, aber leider größtentheils nicht wegen seiner ruhmwürdigen Eigenschaften; seine Schritte wurden sämmtlich von den Politikern bewacht und geleitet, und jeder dieser Schritte stürzte ihn tiefer in pecuniaire Verlegenheiten, damit man ihn immer mehr von seinen naturgemäßen Verbindungen abwende, und er in seiner Hülflosigkeit sich endlich einer Faction in die Arme werfen müsse. In andern Ländern ist der König ein Despot und der wahrscheinliche Thronerbe ein Rebell; in England wird dieses Verhältniß geändert: der König ist ein Tory und der Thronerbe ein Whig. Wir wollen, was die Zeit verhüllt hat, nicht wieder aufdecken; aber so viel ist gewiß, daß es nicht an Lockungen fehlte, die den Prinzen von Wales auf die Seite der Opposition riefen. Nach den bestehenden Gesetzen von jeder wichtigen Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen; durch das Herkommen zu einer stummen Rolle bei dem Drama der Gesetzgebung verurtheilt; durch die Etiquette von der Uebung alles Dessen abgehalten, was den Geist des Menschen erfreut und erhebt, ist das Leben des Erstgeborenen des Thrones zu einer glänzenden Sinecure herabgewürdigt".

Die Portraits der Freunde des Prinzen zur damaligen Zeit sind in dem besten Style entworfen und mit unparteiischem Freimuthe skizzirt; die merkwürdigsten sind Fox, Burke, Sheridan, Erskine und Curran. Von dem Ersten sagt der Verf.: „Fox, zu edelsinnig und erhaben, um sich zu einer gewöhnlichen Verschwörung zu erniedrigen, vielleicht auch zu friedliebend und bequem, um die Rolle eines Catilina zu spielen, hatte aber Eigenschaften eines Cajus Gracchus: die Beredtsamkeit, die Geradheit, die republikanische einfache Lebensweise und den augenfälligen, Alles auffassenden Eifer für das Wohl des Volks. Fox würde der erste Tribun gewesen sein. Er besaß ohne Zweifel alle Eigenschaften, um zur damaligen Zeit der gefährlichste englische Unterthan zu werden. Sein Leben ist ein ewig denkwürdiges Beispiel, an welchem sich der Stolz des Talents spiegeln kann. Trotz seinen ungemeinen Fähigkeiten, trotz den herrlichsten Gelegenheiten, sie zu zeigen, war sein Leben nichts als eine Reihe von Unfällen. Er soll beim Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn erklärt haben, daß sein Ehrgeiz nach 3 Dingen strebe, welche er sämmtlich erlangen müsse: nämlich, der populairste oder einflußreichste Mann in England, und Premierminister zu werden, und die schönste Frau zu bekommen. Er erlangte Alles, aber in welchem Grade! Er war der populairste Mann in England, wenn die Wähler von Westminster die englische Nation sind; seine Heirath brachte ihm Schönheit, wenn auch sonst nichts; und Premierminister blieb er lange genug, um bei dem Lever des Königs zu erscheinen. In einem 58jährigen Leben war er 19 Monate Cabinetsminister, während Pitt, 10 Jahre jünger als er und im siebenundvierzigsten Jahre gestorben, fast von seinem Eintritte in das Parlament bis an sein Ende an der Spitze des Landes stand. Curran wird mit den wenigen Worten: „Ohne den lauten Beifall des Volks zu erhalten, war er dessen Idol; ohne Belohnung oder Bewunderung für seine Beschäftigungen zu erlangen, war er anerkannt ein Meteor in der irischen Justiz und ein Stern erster Größe bei Tafel", — Sheridan dagegen weitläufig und ebenso treffend geschildert.

Wir haben keinen Raum, uns in die Verhandlungen über die Vermählung und Trennung der Ehe des Prinzen einzulassen, und heben über die letztere blos eine Stelle aus Croly's Schrift aus:

„Bei der ganzen Sache war der Prinz der schuldige Theil. An ein Leben, das häuslichem, ehelichem Glücke geradezu entgegenstand, gewöhnt, gab er sich zu einer Convenienzheirath her, und als der Bund geschlossen war, brach er ihn wieder aus Convenienz. Durch das Beispiel seiner sogenannten Freunde und Anhänger verleitet, blickte er lächelnd über die Pflichten hinweg, welche ihm die wichtigste und heiligste gesellschaftliche und religiöse Verbindung auferlegt hatte, warf sie wie ein ihm überdrüssig gewordenes Spielzeug weg und lud dadurch die Schuld der Verirrungen der unglücklichen Frau, welche er verlassen hatte, auf sich".

Ebenso geistreich, unparteiisch und ansprechend schildert der Verf. die französische Revolution und deren Folgen, den spanischen Krieg, das Ministerium Wellington's und dessen Handlungsweise, besonders die Emancipation der irischen Katholiken, über welche er sich so ausspricht, wie jeder wahre Freund der Freiheit und der Völker sich aussprechen muß.

In einem Anhange gibt der Verfasser noch eine beträchtliche Anzahl größtentheils schon bekannter und gedruckter Anekdoten und schließt sein Werk mit einigen Notizen über den König Wilhelm und dessen liebenswürdige Gemahlin. 8.

Notizen.

Kotzebue's Vielschreiberei.

In von Recke's und Napiersky's „Allgemeinem Schriftstellerlexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland" (Mitau, 1829) füllen Kotzebue's Schriften 30 Seiten, von S. 509—539, und sind wol nirgends sonst so vollständig angeführt.

Ist das möglich?

Nach Benzenberg in seiner Schrift über die Dalton'sche Theorie waren im Jahre 1815 die Gilbert'schen „Annalen der Physik" gar nicht in der Bibliothek des französischen Instituts, und das Exemplar in der großen königlichen Bibliothek war gar nicht einmal aufgeschnitten. Benzenberg hat dies selbst in Paris gesehen.

Der gesammte wissenschaftliche Verlag deutscher Literatur, der seit 1800 bis jetzt gedruckt ist, hat, in Eine Summe und Abrechnung gebracht, nicht Gewinn, sondern nur Capitalverlust ergeben. Ein zuverlässiger Buchhändler würde bei Aufmachung der Bilance erklären, das Haus deutsche Literatur muß seine Geschäfte einstellen, wenn es nicht Bankerott machen will. (Perthes über den deutschen Buchhandel in Pölitz's „Jahrbüchern", 1829, I, S. 42.) 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1831.

Zur Beurtheilung der politischen Bewegungen unserer Zeit.

Es hat sich in der neuesten Zeit, namentlich auch in Folge der französischen Revolution vom Juli 1830, in dem Leben der Völker eine auffallende Bewegung kundgegeben, die, wenn sie auch in einzelnen Aeußerungen eine unerfreuliche und bedauernswürdige ist, doch im Allgemeinen die Frage: Was diese Bewegung eigentlich bezwecke und wie sie angesehen und behandelt werden müsse, wenn sie zum Heile der Völker und zum Wohle der Menschheit geleitet werden solle? nicht allein rechtfertigt, sondern vielmehr nöthig macht. Denn das Gesetz der ewigdauernden Bewegung wirkt ebenso mächtig in dem Weltsysteme als in den Reichen der gesammten Natur, und dieses Gesetz verlangt ebensowol in dem Leben einzelner Menschen als in dem Leben ganzer Völker und Staaten seine Anerkennung. *) Diese Bewegung aber, insofern sie sich in dem Reiche lebendiger Geister, insofern sie sich in dem Leben der Völker und der Staaten offenbart, ist nicht eine im ewigen Kreislaufe wiederkehrende Bewegung, sondern sie beruht auf dem Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung, und sie kann also auch dann nur richtig beurtheilt und behandelt werden, wenn möglichste Vollkommenheit als das Ziel, nach welchem sie strebt, erkannt und selbst erstrebt wird. Denn offenbar ist es ein freventlicher Irrthum, jene Bewegung im Allgemeinen, als ob ihre Tendenz auf den Umsturz der Throne und auf Vernichtung aller gesetzlichen Ordnung hinziele, verdammen und ihr keine andere Beachtung, als wie sie am schnellsten mit der Gewalt der Waffen unterdrückt und zum Stillstande gebracht werden könne, schenken zu wollen. Der unbefangene Beobachter seiner Zeit, der gesunden Kopfes und Herzens ist, kann auch in jenen Bewegungen das Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung nicht verkennen, und er kann demzufolge auch für die Lenker der Völker die Nothwendigkeit, diese Bewegungen im Allgemeinen und Einzelnen nach Ursache und Zweck näher zu prüfen, nicht aber sie gewaltsam ohne solche Prüfung unterdrücken zu wollen, durchaus nicht ableugnen. Es ist daher auch die Pflicht eines Jeden, der sich des Strebens nach Vollkommenheit als des Princips im Leben der Völker bewußt ist, wie er nur sonst es vermag, dazu beizutragen, daß dieses Princip in allen Verhältnissen des Staatenlebens immer mehr thatsächliche Anerkennung gewinne, wie es auf der andern Seite die Wissenschaft als solches erkennen muß. Daß der Verf. des nachfolgenden Aufsatzes einen solchen Beitrag in demselben habe geben wollen, gesteht er mit dem Wunsche gern ein, daß er den angegebenen Zweck wenigstens in Etwas befördern möge!

*) Es mag in dieser Beziehung der Schrift des Dr. Jörg in Leipzig: „Der Vervollkommnungstrieb der Völker u. s. w." (Leipzig, 1831) hier nur kurz gedacht werden. Sie verdient aber die besondere Beachtung der Gesetzgeber und Politiker, damit sie nicht die Völker als eine leb-, willen- und rechtlose Masse ansehen und behandeln.

Nach den finstern Zeiten des Mittelalters fingen die Pfeiler des Gebäudes des Lehnswesens, worin sich damals ein großer Theil der Nationen Europas eingepfercht fand, von mehren Seiten zu wanken an. Das Bürgerthum begann sich zu entwickeln; wissenschaftliche Bildung blieb nicht mehr Geheimniß einzelner Kasten; der Adel mußte sich bessern Begriffen vom Staate und von dessen Zwecken fügen; die Völker fingen an, Etwas zu gelten, und der zwiefache Despotismus, womit Aristokratie und Hierarchie auf den Völkern bisher gelastet hatte, mußte nach und nach, wie er auch nur nach und nach sich entwickelt hatte, von seiner angemaßten und willkürlichen Herrschaft ein Theil nach dem andern aufgeben. Was frühere Jahrhunderte vorbereitet hatten, trat mit der Reformation im 16. Jahrhundert ins Leben. Der Mensch empfing das Recht, von den seinem Geschlechte von Natur verliehenen und darum unveräußerlichen und unverjährbaren Rechten: der Freiheit des Denkens, Prüfens und Glaubens, auch wirklich Gebrauch zu machen, wieder zurück; dem Christen öffneten sich die bisher verschlossen gehaltenen Quellen des Evangeliums Jesu, und wie die in denselben enthaltenen Lehren der ewigen Vernunft und allseitiger Freiheit in alle Verhältnisse des häuslichen, staatlichen und kirchlichen Lebens eindrangen, so begründete und beförderte ihre Anwendung auf diese Verhältnisse auch die Entwickelung einer wahren religiös-kirchlichen und bürgerlichen Freiheit. Die Wirkung jener Reformation der Kirche führte daher nothwendig auch zu einer Reformation der Verhältnisse

im Leben der Staaten, zum Beweise, daß der Staat dem Einflusse der Kirche sich nicht entziehen kann, und daß er sich vielmehr des wohlthätigen Einflusses derselben zur Erreichung seiner eignen Zwecke, zur Beförderung des Zweckes der Menschheit bedienen muß, zum Zeichen, daß Staat und Kirche in schönem Vereine zu Einem Zwecke, wenngleich auf verschiedene Weise, mit einander wirksam sein müssen. Jene Reformation der Kirche beschränkte sich auch in ihren Wirkungen nicht nur auf *die* Kirche selbst, welche dadurch, nach den im Christenthume begründeten Grundsätzen einer vernünftigen Freiheit in Sachen des religiösen Glaubens und der Wissenschaft, wie in den Verhältnissen der Kirche und des Staates, zu diesen Grundsätzen zurückkehrte und offen sich bekannte; ihre Wirkungen erstreckten sich auch auf diejenige Kirche, welche fortan in den Fesseln unchristlicher Unvernunft und unter der angemaßten Herrschaft egoistischer Glaubenstyrannei beharrte und die Freiheit des religiösen Glaubens der Herrschsucht einer stolzen und anmaßlichen Geistlichkeit noch fernerhin zum Opfer brachte. Aristokratie und Klerokratie, Adel und Geistlichkeit fanden sich auf diese Weise, bei immer mehr überhandnehmender Aufklärung in Staat und Kirche, in ihren Rechten, mit denen eine weniger erleuchtete Zeit sie gleichsam belehnt hatte, vielfach gekränkt und verletzt; und war dies in Ansehung des Adels in allen Ländern Europas, deren staatliche Verhältnisse auf dem Grunde des Lehnswesens nun einmal beruhten, ohne besondere Einwirkung der Reformation, der Fall, so sah sich dagegen die Geistlichkeit in der römisch-katholischen Kirche, bei dem feindseligen Charakter derselben gegen Freiheit und Aufklärung jeder Art, durch die Folgen der Reformation, eben insofern sie namentlich über die katholische Kirche sich verbreiten mußten, in ihrem erschlichenen Einflusse und ihren vermeintlich verjährten Rechten vielfach bedroht. Der Adel fand seine Prärogativen und Privilegien in allen Staaten Europas mehr oder weniger gefährdet, und er sah sich ihrer sogar theilweise schon beraubt; die Geistlichkeit aber war es fast ausschließend nur in der katholischen Kirche, die in einem gleichen Verhältnisse wie der Adel sich befand. Adel und Geistlichkeit sahen sich daher auf diese Weise, gegen die nicht vollendete, sondern immer noch fortschreitende Reformation in dem Leben der Staaten und in den Verhältnissen jener Kirche, zu dem Systeme der Reaction genöthigt, wollten sie nicht dem bessern Geiste der Zeit die in finstern Jahrhunderten ihnen zu Theil gewordenen Rechte zum Opfer bringen. Das aber geschah nicht. Vielmehr nahmen bei der im Allgemeinen sich immer mehr verbreitenden Aufklärung, und indem richtigere Begriffe von Bürger-, Kirchen- und Staatenthum sich immer mehr geltendmachten, Adel und Geistlichkeit eine um so feindseligere Stellung gegen diese Aufklärung und gegen diese richtigern Begriffe ein; und manche Regierungen, welche, sich selbst und ihr Besitzthum nur auf das angeerbte Regierungsrecht gründend, dazu auch ähnlicher Stützen für sich bedürfen zu müssen meinten, bedienten sich, als solcher, der abgeschlossenen und schroff dastehenden Kasten des Adels und der Geistlichkeit, sie unterstützten wiederum deren Ansprüche und traten so auch selbst der Reaction derselben gegen die Reformen und gegen den Geist der vorwärtsschreitenden Zeit bei. Es ist nicht nöthig, dies Alles durch Beispiele im Einzelnen ausführlich zu belegen. Was der Geist eines auf das Lehnswesen gegründeten Adels an und für sich mitsichbringt, und was im Wesen einer von dem päpstlichen Rom nach seinen Zwecken geleiteten Geistlichkeit an und für sich begründet ist, das weiset die Geschichte wirklich auch nach. Man braucht sich übrigens hierbei nur der Stellung des Adels und der Geistlichkeit in manchen Ländern Deutschlands, in Frankreich, Spanien u. s. w. in den Jahrhunderten nach der Reformation (und in Ansehung einer ganz unprotestantischen, vielmehr der äußern Stellung nach päpstlichen Geistlichkeit in der protestantischen Kirche z. B. der in England, auch für unsere Zeiten noch) zu erinnern, um inne zu werden, inwiefern diese Classen entweder für die Regierungen oder mehr selbständig für sich selbst, doch immer feindlich den Völkern gegenüberstanden, und zwar weniger vereinzelt in den einzelnen Ländern, als in einer gewissen, wenn auch äußerlich weniger sichtbaren, engern Verbindung. Denn eben das innerste Wesen dieser Institute und der Zweck beider, worin sie sich überall gleich waren, bedingte auch ihre beiderseitige Stellung und führte sie zu einander in eine Art von Verschwörung gegen die natürlichen Freiheiten und Rechte der Nationen.*) Klärte nun über diese die in allseitiger Aufklärung vorwärtsschreitende Zeit immer besser auf, so konnten oder wollten doch jene von *der* Zeit nicht lassen, die sie und ihre Privilegien erzeugt hatte. Und sie mußten dabei ihre Zwecke um so leichter erreichen, je unmündiger die Völker noch waren, und je mehr die Regierungen noch nicht eingesehen hatten, daß die Völker wirklich Etwas (wenn nicht vielmehr Alles) seien und gelten müssen; je mehr die Regierungen nur in Adel und

*) Wie wahr ist es doch, und wie ganz gehört es hierher, was in der „Vie de Scipion de Ricci etc." (Brüssel, 1825), Th. I, S. 204, gesagt wird: „Quand une nation", heißt es da, „par la force de l'habitude, a servilement soumis son intelligence à l'autorité des prêtres et des grands, elle cesse de réfléchir et perd tout désir de s'éclairer. S'abandonnant peu à peu comme à un sommeil léthargique, elle même se ferme à jamais la voie pour sortir de cet état de torpeur. Le clergé et la noblesse profitent habilement de son ignorance et de son inertie, et au moyen des petites séductions qu'ils savent lui présenter à propos, ils la guident sans peine à leur gré et selon les vues de leurs intérêts. On voit alors, que, quoique ces deux classes soient toujours rivales entre elles et jalouses l'une de l'autre, quand il s'agit de dominer, cependant elles ne manquent pas de *se liguer fortement*, chaque fois qu'il faut *combattre ceux qui menacent leurs privilèges* et qui travaillent à *rompre l'enchantement de leur pouvoir, pour améliorer le sort du peuple*". Die neueste Geschichte bestätigt die Wahrheit Dessen in Frankreich von 1815 bis Juli 1830 und in Belgien seit 1815 (s. in letzterer Hinsicht: „Rom und Belgien u. s. w.", 1831), von andern echtkatholischen Ländern und unter protestantischen von England weiter nicht zu reden.

Geistlichkeit nicht allein die Stützen ihrer Throne, sondern auch die eigentliche Nation selbst zu erkennen und pflegen zu müssen meinten. Wie eine solche Stellung des Adels und der Geistlichkeit, und die einseitige Begründung der Throne auf diese mittelalterlichen Kasten überhaupt, in den einzelnen Ländern mehr oder weniger theils die Interessen des Staates, dessen Zweck ein allseitiger ist, und die Rechte des sogenannten dritten Standes verletzte, theils dem Geiste der in Bildung und Entwickelung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse vorwärtsschreitenden Zeit widerstrebten, so zeigte sich im Besondern das Unnatürliche und Ungerechte dessen Allen vorzüglich in Frankreich; und es konnte, da außerdem mehres Andere von Innen (Nationalschuld, Volksaufklärung, Unsittlichkeit des Hofes) und von Außen (nordamerikanischer Freiheitskrieg) sich dazu vereinigte, die Wirkung solcher Unnatur und Ungerechtigkeit auch um so weniger ausbleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Poésies gothiques françaises. Paris, 1830.

Unter diesem auffallenden Titel erschienen einige kleinere französische Gedichte aus der frühern Zeit, die bis dahin meist nur in Handschriften vorhanden waren. Es sind nur sehr wenig Exemplare abgezogen worden, weshalb wir etwas ausführlicher über dieselben sein können, da sich in Deutschland vielleicht mehr Freunde der altfranzösischen Poesie finden dürften als in Frankreich selbst. Wenigstens werden wir nicht durch die gothische Schrift, die man beim Druck beibehalten, noch durch die Art, wie man überhaupt die Gestalt der Handschriften, ihre Verzierungen u. s. w. im Drucke nachzubilden sich bemüht hat, abgeschreckt werden: eine Curiosität, die für manchen Franzosen Reiz haben mag und sicher Veranlassung zu dem sonderbaren Titel gegeben hat. Was denkt man bei gothisch-französischer Poesie? Eine Zwitternatur, die so ungeheure Contraste enthält, daß man sich nach Erklärung umsieht. Da bemerkt man, daß blos die gothische Physionomie, die Schnörkel und farbigen Ausschmückungen die Poesie so wunderbar gefärbt haben. Allerdings trägt der Inhalt das Gepräge eines gewissen Alterthums, das anziehend ist, aber dennoch, wie man aus den mitgetheilten Stellen sehen wird, keineswegs von der jetzigen Sprache und Orthographie so abweicht, daß man an die alten, fabelhaften Sänger der Gothen denken müßte. Es herrscht der einfach naive Ton der noch nicht lange verflossenen Jahrhunderte, jene Lebensphilosophie, jene Erfahrungsweisheit, die in gereimten Versen ausgesprochen ist, ohne bedeutenden Anspruch auf Poesie zu machen. Die einzelnen Bändchen enthalten kleine Piecen, oft mehre Fragmente; und es ist nicht zu leugnen, sie sind interessant an sich und namentlich in der Beziehung, daß sie einen kleinen, aber nicht unwichtigen Beitrag zu dem Geist der damaligen Zeit geben und für den Sprachforscher, der ja vor Kurzem auch eine Grammatik der ältern französischen Sprache erhalten, von Bedeutung sein mögen. Wol wäre zu wünschen gewesen, daß die Herausgeber dieser Manuscripte einigen kritischen Apparat hinzugethan. So wenig wir sonst von Vorreden, Einleitungen u. dergl. Freunde sind, so hätten wir doch hier einige Notizen über die Geschichte der Handschriften, ihr muthmaßliches Alter u. s. w. zu lesen gewünscht. Charakteristisch ist die naive Schärfe und der heitere, lebensfrohe Ton, in dem alle Gedichte dieser Sammlung gehalten sind. Der Sermon über die Leiden der Ehe ist sehr lebendig und wahr, und die komischen Züge darin höchst treffend. Wir wünschten, daß ein alter Junggeselle sich veranlaßt fände, zur Unterhaltung seiner Leidensgefährten und zum Besten Derer, die durch ihr System lebenswürdiger Gatten und Ernährer beraubt werden, diesen Sermon zu übersetzen. Sie würden ein Document ihres Ordens dadurch erhalten, der noch nebenher die Bequemlichkeit darbietet, daß er, wie die Gesetze der Alten, wegen seiner Kürze sich zum Memoriren vorzüglich eignet. Er führt den Titel: „Sermon nouveau et fort joyeux“, mit der Ueberschrift: In nomine Bacchi Sileni, und ist, wie der Anfang andeutet, eine Art Parodie einer geistlichen Rede, wie sie in katholischen Ländern wol noch oft gehört werden. Der Text ist lateinisch: Matrimonii matrimonia vitia producunt omnia. Darüber heißt es nun unter Anderm also:

Quant le iour des nopces est pres
Il faut se moudre a pompe grande
Et achepter de la viande
Louer menestriers et ferseurs
Maistres d hostelz et rotisseurs
Avec la salle tapissee
Poree de meys et de ionchee
Et puis faut donner aux parens
Les plus prochains et apparens
Robes: pour poinctz: chausses bonnetz
Panthouffles: chepperons: corsetz
Et aux filles de l assemblee
Touteiour cheppeaulx et livree
Ce nest rien: mais tout couste argent.

und weiter unten heißt es:

On couche au soir la maryee
Et puis le monde se retire
Et alors le poure mertyre
Recreu: travaille: et lasse
Du labeur prins le iour passe
Aupres delle s en sa coucher
Mais s il vient a luy atouchir
Tantost elle rechignera
La moudra: les gretignera
Tant quil sera tout escorche
Et si diriez quil a couche
Ceste nuict en quelques pour chatz
Ou iouste avec les chats.
Encor a il paour quon les coute etc. etc.

So geht denn das Unglück der Brautnacht fort. Für Pferdeliebhaber und sonstige Freunde des Reitens wird folgende witzige und jene Zeit charakterisirende Zusammenstellung interessant und lehrreich sein: „Pour connoistre bon cheval et la condicion, dont il doit estre: et soulz correction de ceulx, qui sy cognoissent: il me semble que ung cheval qui doit estre bon sans sy doit auoir XV deches bonnes: specifices sur cinq manieres de bestes par figure. Et affin de le vous donner a entendre ie les ay voulu mettre par escript dont les troys premiers sont dune pucelle, trois dun regnart, troys dun cerf, troys dun asne et troys dun beuf.

Pucelle. Belle poictrine
Beaulx crins
Doulx au monter.
Reynart. Petit teste
Courtes oreilles
Grosse queue.
Cerf. Courte eschine
Court poil
Jambe seiche
L'asne. Bon rains
Bonnes dens
Bon pie et sein.
Beuf. Bon oiel
Bon boyeu
Courte jambe.

Und dabei bemerkt der Verf., daß das Pferd ebenso wenig wie pucelle restif ne rebelle a monter sein dürfe, und fügt dann hinzu: „Et pour ce se aucun a vouloir d en avoir, s il a este

trompe en femmes, se garde de le estre en chevaulx". In einem andern kleinen Gedichte dieser Art sind die nothwendigen Requisite der verschiedenen Stände und Lebensbedürfnisse folgendermaßen zusammengestellt: „En prince loyaulte, en clerc humilite, en prelat sapience, en advocat loquence, en drap bonne couleur, en vin bonne saveur, en marchant foi tenir, en subjet obeir, en femme contenance c'est un tres bonne ordonnance".

Wir begnügen uns, die Ueberschriften der übrigen Gedichte herzusetzen, die, wie das sonst gewöhnlich war, nicht ein Räthsel auf das Buch, sondern eine Inhaltsanzeige desselben zu sein pflegten. Von dem „Chasteau d amours" ist der Verf. P. Gringore genannt, und dies ist schon von einer kunstvollern Form. Es ist dialogisirt, und nachdem ein Acteur das Ganze eingeleitet hat, beginnt das Raisonnement über Vortheil und Nachtheil der Liebe. Es erinnert dies Gedicht an die unaufhörlichen Versuche, diesen ewig neuen Gegenstand des interessanten Gesprächs zu erschöpfen. Die Allegorie oder die Sage von dem chasteau d amours ist ganz in der Weise des Mittelalters und hat bekanntlich zu einer Menge Troubadourpoesien und Erzählungen sowie zu dem ganzen romantischen Zauber Anlaß gegeben, durch den die moderne Liebe ein so eigenthümliches Colorit erhalten hat. Wer dächte hierbei nicht an die vielen Streitfragen über die Liebe, die an dem cours d'amour sollen entschieden sein, obgleich Fr. Diez in einer ebenso gelehrten als scharfsinnigen Abhandlung die ganze Sache zu einer bloßen Fiction und einem Misverständniß machen wollte; eine kritische Arbeit, die darin der Beurtheilung von Cid's Leben sehr gleicht, daß sie darthut, wie wenig das kritische Messer der romantischen Zeit ansteht. Viele in diesen Gedichten ausgesprochene Bemerkungen erinnern an die „Ars amatoria" des alten Vaters dieser Literatur, die unter den Troubadours so fleißig studirt und realisirt wurde. Es wäre für einen Kritiker ein verdienstliches Unternehmen, die Stellen aus den Alten nachzuweisen, aus denen diese Stellen geschöpft sind, auch mit möglichster Bestimmtheit herauszubringen, ob sie unmittelbar daraus entnommen, was eine Kenntniß des Ovid bei dem Verf. voraussetzen ließe, oder ob er seine Kunde der Lecture der Troubadours verdanke, oder gar dieselben Bemerkungen von selbst gemacht. Aehnlichen Geistes ist das Gedicht: „Le debat du vieil et du ieune", welches durch den Titel schon genugsam analysirt ist und, nach dem damaligen Styl, beginnt: „Cy commence le debat du vieulx et du ieune". Ferner „Le caquet des bonnes chamberieres declairant aulcunes finesses dont elles usent vers leurs maistres et maistresses imprime par le commendement de leur secretaire maistre Pierre Babillet". Ebenso gehalten ist das Gedicht, das durch seinen Titel ebenfalls seinen Inhalt hinlänglich andeutet und mit dem Streit zwischen Jung und Alt viele innere Aehnlichkeit hat und haben muß; nämlich „Le debat de liver et de leste: avec que l etat present de l homme: et plusieurs joyeusetes". Zu diesen gehören eben die am Anfang besprochenen kleinen gereimten Bemerkungen.

Allerdings gehört gegenwärtiges Werk wegen seines jetzigen Erscheinens zu denen, welche die Theilnahme, die auch die Franzosen für ihre ältere Poesie zu empfinden anfangen, aufs Neue beweisen, wie sich denn in derselben manches viel Erfreulichere findet als in der einer spätern, so vielfach bewunderten und belobpriesenen Zeit. 114.

Reise im steirischen Oberlande. Mit besonderer Rücksicht auf Maria-Zell. Ein belehrender Reisegefährte für Fußgänger und Fahrende von J. C. Weidmann. Mit einem Panorama der Zellergebirge. Wien, Tendler. 1830. 8. 1 Thlr.

Ein Buch, das seinem Zweck und dem bescheidenen Ehrgeiz seines Verf. entspricht, indem es durch Schaustellung der Reize der steirischen Alpennatur zu ihrem Besuch anlockt und Dem, der dieser Auffoderung folgt, zu einem treuen und zuverlässigen Wegweiser dient. Der Verf. ist darin zu loben, daß er auf jede Art von Besuchenden Rücksicht genommen hat und dem Invaliden sowol wie dem rüstigen Bergsteiger und Dem, der in bequemer Kutsche den Landwegen folgt, so gut seine ihm erreichbaren Naturscenen empfiehlt und schildert, als Dem, der jungen Blutes voll, über die steilsten Berggipfel hin seinen Weg nimmt. Er verläßt Keinen, bezeichnet Jedem sein Gebiet, seine Grenzen und seine Genüsse. Dies ist ein Punkt, der in Reisewerken dieser Art nur zu oft vernachlässigt wird und dann bei den Getäuschten Klagen und Unzufriedenheit veranlaßt. Die Schilderung ist wesentlich pittoresk, doch frei von falscher Emphase und herkömmlicher Uebertriebenheit. Nebenbei versäumt sie auch das Historische, das Statistische und selbst die materiellen Bedürfnisse des Reisenden nicht. Ueberall findet er wissenschaftliche Andeutungen und zweckmäßige Verhaltungsregeln. Nur das Mineralogische und Geognostische lag ganz außerhalb des Ideenkreises des Verf.; bis auf diesen Punkt ist seine Arbeit vollständig und genügend. Die verschiedenen Reiserouten nach Maria-Zell, in den Mittelpunkt der steirischen Alpen, sind mit großem Detail geschildert. Empfehlenswerth möchte besonders die zweite Route (S. 44 fg.) sein. Auf diesem Wege sieht der Reisende so ziemlich Alles, was eine Alpenreise Reizendes haben kann. Die Route umfaßt einen der schönsten Theile Obersteiermarks, man besteigt die höchsten Gipfel Unterösteichs, den Schneeberg, 6672 F. hoch, den Oetscher, 6094 F., und den Riesen unter den Brucker Alpengipfeln, den Hochschwab, 8300 F., die Schneealpe und die Raxalp. Den erhabenen Ernst der Gletscherwelt abgerechnet, genießt der Reisende hier, in einen kleinen Kreis versammelt, aller Reize einer Hochgebirgsreise, bei geringem Zeit- und Kostenaufwande. Dieser Weg, welchen der Verf. in 20 Tagemärsche zerlegt, ist besonders rüstigen jungen Leuten zu empfehlen, er umfaßt im Ganzen von Wien aus und dahin zurück 134 Stunden Weges, deren zweckmäßige und bequem zu erreichende Ruhepunkte der Verf. andeutet. Ein ganz anderer Weg ist der für Wagenreisende, welchen der Führer in 10 Tage abtheilt. Auf beiden Straßen belehrt uns seine detaillirte Schilderung hinreichend über Alles, was dem Reisenden an sehens- und kennenswerthen Gegenständen aufstößt, in einer lebhaften und löblichen Sprache. Ein lithographirtes Panorama der zeller Alpen ist eine angenehme Zugabe, wiewol die Arbeit daran nur unbedeutend ist. Wir empfehlen dies seinen Zweck erfüllende Buch den Reiselustigen, mit dem Bemerken jedoch, daß, wenn mineralogische oder geologische Absichten ihrer Wanderung zum Grunde liegen, Sartori's „Reise durch Oestreich und Steiermark" (Wien, 1811), oder Blumenbach's „Landeskunde von Oestreich unter der Ens" (1816) ihnen dennoch unentbehrliche Begleiter sein möchten. 40.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1831.

Zur Beurtheilung der politischen Bewegungen unserer Zeit.

(Beschluß aus Nr. 52.)

Die französische Revolution brach aus. Sie kann, aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet und von den Farben, welche sie in den einzelnen Wechselfällen annahm, wie von den Auswüchsen, zu denen sie führte, entkleidet, nur als eine Geltendmachung der ewigen Menschenrechte und der natürlichen Freiheiten des Volkes gegen die Regierung und diejenigen Classen des Volkes, welche allein die Nation auszumachen schienen, angesehen werden; sie muß, in dieser Auffassung, als ein Seitenstück zur kirchlichen Reformation im 16. Jahrhundert gelten: war diese ursprünglich gegen den Despotismus des Papstes, so war jene ursprünglich gegen den Despotismus der Regierung und der privilegirten Stände gerichtet; war jene eigentlich politischer, so war diese eigentlich kirchlich-religiöser Art. Und wie die Reformation sich nicht allein auf Sachsen und nicht allein, in ihren Folgen, auf die protestantische Kirche beschränkte, so blieb auch jene, nur einseitig theils von den Regierungen, von Aristokraten und Hierarchen in ihrer Tendenz selbst, theils in ihren Auswüchsen von befangenen Geschichtsschreibern und sonst getadelte und gelästerte, Revolution nicht in Frankreich allein stehen, sondern sie verbreitete sich, vielleicht nicht immer auf die rechte Weise und so, daß ihre Spuren nothwendig bald wieder verschwanden, auch auf andere Länder und Welttheile, und ebenso wenig beschränkte sie sich nur auf die Verhältnisse im Leben der Staaten, sondern berührte auch die der Kirche und Religion. Auch in andern Ländern, außer Frankreich, erwachte das Gefühl für Menschenwürde und Menschenrechte, für bessere Ausbildung des Ideals der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit; und dieses Gefühl bereitete allmälig einen Zustand der Mündigkeit der Völker vor, dessen Eintritt den Classen der Nation, durch welche die Regierungen bisher eine mehr oder weniger drückende Vormundschaft über die Völker ausgeübt hatten, allerdings um solcher zeitherigen Bevorzugung willen gefährlich werden mußte. Der Eintritt dieses Zustandes konnte auch nicht verhindert werden, weder durch die in Frankreich selbst und in andern Ländern durch Waffengewalt versuchte Unterdrückung der Revolution, noch durch Gewalt anderer Art, durch List, Treulosigkeit u. s. w.; und auch selbst die Ausartung der französischen Revolution in einen entgegengesetzten Charakter (der Mann, welcher ihr diesen Charakter gab, hatte seine Zeit in Geist und Zweck der Hauptbestrebungen derselben gewiß wohl begriffen, aber er kam zu früh für seine Zeit, und der Mangel dieser Erkenntniß ihrer Zeit bei seinen Gegnern machte auch ihn zu Dem, was sie selbst waren, zu einem Gegner jener Revolution, nur in einer extensiv und intensiv offenbar viel großartigern Gestalt) konnte den Eintritt jenes Zustandes im Allgemeinen nicht aufhalten, sie mußte ihn vielmehr nur beschleunigen. In der französischen Revolution und ihren unmittelbaren Folgen repräsentirt sich im Allgemeinen die Sache der Völker gegen die Regierungen und gegen bürgerlichen und kirchlich-religiösen Despotismus, die Sache der vorwärtsschreitenden Neuzeit gegen die Ausgeburten des Mittelalters. Von beiden Seiten suchte man seine Sache auf seine Weise zu führen; und ist auch hierin von beiden Seiten, nicht allein von Seite Derer, welche das gute alte Recht für sich hatten, und welche darum auch des Adels und der Geistlichkeit zu ihren Zwecken sich bedienten, mannichfach gefehlt worden, so wird doch dadurch die in ihren Zwecken reine Sache der Völker selbst nicht geschändet. Allein, obgleich die Völker in dem Kampfe, von welchem die Regierungen die Wiedererlangung ihrer verlorenen Rechte hofften, die Völker dagegen die Anerkennung der von dem Geiste einer neuen, besseren Zeit für sie geltendgemachten Rechte erwarten konnten, für die Regierungen sich geopfert hatten: dennoch ward die Sache der Völker Europas, hier früher, dort später, theils offenbar unterdrückt, theils wenigstens nicht anerkannt in ihrer Gerechtigkeit; im Allgemeinen aber entwickelte die obenerwähnte Verschwörung ihre contrerevolutionnairen Pläne seit 1815 um so offenbarer, als, nach vermeintlicher Besiegung der französischen Revolution in dem Einen, der früher deren Universalerbe geworden war, sie ihre veralteten Rechte und Ansprüche um so leichter geltendmachen zu können meinte. Das geschah nicht allein in Frankreich, mußte aber doch gerade in Frankreich um so mehr geschehen, als die Inhaber des dort glücklich restaurirten ancien régime sichtliche Spuren der Revolution und manche Früchte ihrer Saat in diesem Lande vorfanden, auf deren Vernichtung sie das Gebäude der Restauration gründen zu müssen glaub-

ten. Das geschah aber nicht allein in Frankreich. Auch anderwärts, trotz der Mündigkeit der Völker, erkannte man dieselbe und die Bedürfnisse der Zeit doch nicht an, sondern restaurirte den frühern Zustand der Dinge und reagirte gegen Alles, was der bessere Geist der Zeit etwa ins Leben gerufen hatte, versprach vielleicht auch als Lohn und aus Gnade für die Aufopferungen der Völker, was man aber später wieder zurücknehmen zu können oder nicht halten zu müssen meinte, und gewährte wol auch manche Foderung der Zeit; aber es war und blieb doch im Allgemeinen mehr todte Form ohne den rechten Geist, der sie allein beseelen und beleben konnte. Indeß — der Geist der auf vernünftige allseitige Freiheit gerichteten Revolution war mit deren äußerer Unterdrückung und mit der theilweisen Vernichtung ihrer sichtlichen Spuren und Früchte nicht unterdrückt worden: denn der Geist der Zeit steht über der einzelnen That, und er läßt sich von Kanonen und Bayonnetten nicht überwältigen. Trotz der eifrig begonnenen und leidenschaftlich fortgesetzten Restauration und Reaction, bildete sich dieser Geist der Revolution in den Völkern fort und entwickelte sich immer weiter und führte sie zur politischen Mündigkeit. Manche Foderung der Zeit konnte nicht länger verweigert werden, und man gestand sie wol auch hier und da im rechten Geiste zu; dennoch war nicht zu verkennen, daß die Contrerevolution fast nur gezwungen Schritt vor Schritt zurückwich und in freiwilliger aufrichtiger Anerkennung, um des Princips willen, fast Nichts zugestehen wollte. So blieben sich die Revolution und die durch sie geführte Sache der Völker einerseits und die Contrerevolution, deren sich die Regierungen mit Hülfe der bevorrechteten und bevorzugten Classen gegen jene bedienten, immer noch feindlich gegenüber, also, daß ein offenbarer Kampf nicht mehr lange ausbleiben konnte. Durch die planmäßig eingeleitete und, mit Hülfe der Adels- und Priesterpartei, beharrlich fortgesetzte Contrerevolution in Frankreich ist im Juli 1830 dieser Kampf aufs Neue zum Ausbruche gekommen; aber er hat sich auch diesmal nicht auf Frankreich allein beschränkt, und er wird sich diesmal sicher auch noch weiter als früher erstrecken. Ist er auch im Ganzen (einzelne Auswüchse und Schattenseiten fehlen auch hier dem Ganzen nicht!) weniger blutig gewesen, und hat er auch bereits in schneller Entwickelung hier und dort die Sache der Revolution begünstigt (Beides zeugt offenbar für die moralische Kraft dieser Revolution!); so ist er doch gegenwärtig um Vieles gar ernsterer Art, und es scheint, daß er diesmal wirklich ausgefochten werden und zu sicherer Entscheidung führen muß. Es ist gewiß ein um so gültigerer Beweis für den Geist der Zeit und die durch sie begründete Mündigkeit der Völker, ebensowie für die größere Schwäche der Sache der Contrerevolution, daß diesmal die Revolution ohne besondere Gewalt der Waffen sich Anerkennung im Allgemeinen verschafft hat; aber man darf sich über die Absichten der Gegner nicht täuschen; man darf es um so weniger, je mehr dieselben im Allgemeinen nicht undeutlich bewiesen haben, daß sie wol die Mündigkeit der Völker erkannt, aber den Geist der Zeit selbst und die Nothwendigkeit, diesem nicht gewaltsam zu widerstreben, sondern sich zu fügen, nicht begriffen haben. Wir können es uns, wenn wir auch hier die einzelnen Erscheinungen der Zeit in ihrem Zusammenhange mit dem Geiste derselben betrachten, wenn wir seine einzelnen Erscheinungen, entkleidet von dem äußern Gewande, in welchem sie sich darstellen, als ein Erzeugniß des Strebens der mündiggewordenen Völker auffassen, keineswegs verhehlen, daß die Frage: ob die Ansprüche der Völker auf allseitige vernünftige Freiheit wahre Anerkennung verdienen oder nicht; ob die Sache der Völker einseitig zu Gunsten der Regierungen entschieden werden müsse, oder ob sie nicht aus einem höhern Gesichtspunkte und nach den Grundsätzen wahrer Freiheit und den Foderungen des Zweckes der Menschheit, für die Völker, aber darum nicht gegen die Regierungen, entschieden werden müsse und könne, nunmehr erledigt werden muß. Es gilt jetzt im Allgemeinen den Kampf der Rechte der ewigen Vernunft und der allseitigen Freiheit, den Kampf der Aufklärung in den Verhältnissen des staatlichen und kirchlich-religiösen Lebens gegen Unvernunft und Despotismus jeder Art; und wäre es wirklich des 19. Jahrhunderts würdig, die Entscheidung solchen Kampfes noch auf die Spitze des Degens zu stellen? könnte es aber, wie und mit welchen Waffen er auch gekämpft werden, und wenn er auch, früher oder später, entschieden werden möge, wirklich zweifelhaft sein, wie die Entscheidung ausfallen müsse? Ließe Napoleons Wort: „In 50 Jahren ist Europa constitutionnell oder — kosackisch", wirklich einen Zweifel zum Nachtheile der Sache der Völker und der gesammten Menschheit zu?

Wie ernst und kummervoll auch nach diesem Allen der in die Zukunft gerichtete Blick des unbefangenen Beobachters seiner Zeit sein muß, so kann doch in dieser Hinsicht die Ueberzeugung, daß die Menschheit immer mehr zum Bessern vorschreite, und daß ein solches Führen zum Bessern in dem Plane der Weltregierung liegen müsse, zu sicherm Troste gereichen und den Menschenfreund nicht verzweifeln lassen. Und genügt etwa nicht solche Betrachtung des ewigen, aber doch immer in seiner Entwickelung unerforschlichen Weltgesetzes, unsere Zuversicht zu stärken, so mögen wir uns der ausdrücklichen Erklärungen sowol in der Acte der heiligen Alliance, als in der Declaration von Aachen (d. 15. Nov. 1818), daß die Stifter jenes Bundes entschlossen seien, „sowol in der Verwaltung ihrer Staaten, als in ihren politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung, allein die Vorschriften der christlichen Religion zur Regel zu nehmen", daß ferner die Theilhaber an jener Declaration feierlich erkennen, „daß ihre Pflicht gegen Gott und gegen die Völker, welche sie beherrschen, ihnen gebietet, der Welt, so viel an ihnen ist, das Beispiel der Gerechtigkeit, der Eintracht und der Mäßigung zu geben", wol erinnern und erfreuen. Diese Grundsätze müssen jetzt zur Anwendung kommen! und

Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit;
Nicht ohne tiefen Schauer greift der Mensch
In des Geschicks geheimnißvolle Urne!

29.

Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie. Par M. le Docteur *Dorow*. Avec 16 planches contenant une suite d'antiquités trouvées par l'auteur ou conservées dans la Galérie de Florence. Traduit de l'allemand sur le Ms. inédit de l'auteur. Par M. *Eyriès*. Paris, 1829. Fol.

In keiner Wissenschaft muß man so sehr darauf gefaßt sein, morgen Etwas für irrig anzuerkennen, was gestern noch für ausgemacht galt, als in der auf Denkmälern beruhenden Alterthumskunde, oder der Archäologie im engern Sinne. Mit dem höchsten Aufgebote von Wissen und Scharfsinn bestreitet heute Jemand den Satz, daß die Alten Scheren gehabt hätten, und morgen wird ihm eine wirklich antike bei neulichen Grabungen gefundene ins Haus geschickt, das ganze Gespinnst seiner Sätze damit zu zerschneiden.

Auch das vorliegende Werk ist eine solche Schere der Parzen. Im Widerspruche mit ältern toscanischen Gelehrten hatten einige neuere, Winckelmann folgend, den Etruskern fast alle Kunstdenkmale abgesprochen, die ihnen zum Theil ohne Prüfung waren zugetheilt worden. Während man zu Gori's Zeit vielleicht zu weit ging in der Hochstellung der etrurischen Kunstfertigkeit, stellte Lanzi und seine Zeitgenossen sie wieder zu tief, und durch Gründe mancher Art glaubte man zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß, außer einigen Bauwerken von großartigen Formen, die Etrusker nicht Viel zu leisten im Stande gewesen. Dieses Gespinnst von verflochtenen Schlüssen zerschneidet Hr. Dorow durch Das, was er vorlegt.

Im J. 1827 machte er eine Reise nach dem südwestlichen Toscana in der Absicht, die dort vorhandenen Denkmale mit eignen Augen zu schauen. Alles, was alte und neue Kunst hervorgebracht, wurde von ihm beachtet, und hodogetisch führt er uns an diesen so mannichfaltigen und reichen Denkmalen vorüber. Terra Novella, Cortona, Chiusi und Arezzo sind die Orte, die seine Reise berührte, und daß dort Museen, Liebhabersammlungen und Händler alle reichlich versorgt sind, kann darum wol nicht befremden, weil Liebe für classische Erinnerungen in jenen Gegenden stets in Ehren gehalten war und der Boden immer sich dankbar bewies, wenn er verständig und sorgsam durchforscht ward. Hr. Hofrath Dorow fand also reichlichen Stoff, der ihn doppelt anzog, weil er, ein zweiter Dibdin, Gelegenheit hatte, sogar Vieles zu erwerben; aber der Stoff war auch wichtig, und Hr. Dorow ist nicht der Mann, der eine Beziehung, wodurch er es wird, verschwiegen zu haben sich vergäbe. Durch seine eigne an Ort und Stelle erworbene authentische Sammlung und durch Stücke aus der großherzoglichen zu Florenz, die auf den 16 Steindrucktafeln ganz oder theilweise abgebildet beiliegen, thut er dar, was echt etrurische Werke sind, und widerlegt dadurch zwar augenscheinlich die von Lanzi ausgesprochenen Zweifel, weist aber auch Gori zurecht, der nur solche Werke für die alten Etrusker hätte in Anspruch nehmen sollen. Besonders belehrend war ein Fund bei Chiusi, der eine bisher völlig unbekannte Art von schwarzen, lufttrockenen Gefäßen gab, die aus der Fläche hervortretende Verzierungen haben. Diese Verzierungen selbst dienen dem überall bewanderten Verf. zur Bestätigung von Ansichten, die er schon in frühern Schriften geäußert hat. So sieht er auf doppelhenklichen topfförmigen Gefäßen Tiger und Yoni (Taf. VIII, Fig. 4, abgebildet), die freilich Augen, die mit Indien weniger vertraut sind, weniger so erscheinen. Aber ist Alles treu abgezeichnet, was die Tafeln geben, und man darf nicht daran zweifeln, da Hr. Dorow so streng seine Vorgänger wegen Ungenauigkeit tadelt, so werden manche Systeme, die blos von Griechenland her die Einwirkung auf Etrurien zugeben, in gewaltige Verlegenheit kommen. Kanopusförmige Krüge (Taf. V, VI) und Schalen mit Reliefs, die an Aegypten oder Persepolis erinnern (Taf. I—IV), sind hier in Menge vorhanden. Wie dieser Zusammenhang der alten Bewohner Italiens mit den genannten Gegenden zu erklären sei, galt bei Vielen für eine geschichtliche Aufgabe, die große Schwierigkeit habe. Leichter scheint ihre Lösung Hrn. Dorow, der in einer 1829 zu Heidelberg erschienenen Schrift: „Etrurien und der Orient", die Züge und Wanderungen der alten Bewohner dieser Gegenden in so großen Umrissen nachweist, daß auch hier eine neue Parzenschere in seinem Besitze zu sein scheint.

Ungern nur läßt Professor Otfr. Müller in seinem trefflichen Werke die Etrusker (Einleitung 2, 7) pelasgische Tyrrhener unmittelbar aus Lydien nach der italischen Küste (von der Marta an bis zur Tiber) ziehen. Eine neue Auflage wird dies ändern müssen, denn Hr. Dorow gibt ihm dieselben fix und fertig als semitische Anwanderer mit einem semitischen Sprachzweige (S. 15 fg.) und belegt Alles mit seinen Tafeln und interessanten Etymologien „'Ω κισσεὺς 'Απολλαν κεβαῖος ὁ μάντις". 68.

William Hazlitt.

William Hazlitt, der auch in Deutschland, besonders durch sein „Leben Napoleons" bekannt ist, war aus Shropshire gebürtig, ward in dem Unitarian college zu Hackney erzogen und schien sich anfänglich der Malerei widmen zu wollen, die er jedoch bald verließ, um sich ganz dem literarischen Leben hinzugeben. Er fing als reporter an, d. h. er besuchte die Sitzungen des Parlaments, um die Reden der auftretenden Sprecher für eine politische Zeitschrift aufzuzeichnen. Zwischen 1809 u. 1810 versah er dies Amt für das „Morning chronicle", schrieb aber auch Originalabhandlungen für dieses Blatt. Später ward er zum Theaterreferenten befördert. In allen seinen Kritiken war er gewöhnlich sehr bitter und heftig, sowie auch in seinen politischen Aufsätzen, traf aber gewöhnlich den rechten Fleck. Wegen Kleinigkeiten faßte er unauslöschliche Vorurtheile und Abneigung, obgleich er sehr gutmüthig war und Jedermann, selbst seinen Gegnern, stets gefällig und dienstfertig zu sein pflegte. Seine häuslichen Verhältnisse mochten die Hauptursache seiner Bitterkeit sein; er schloß ein übereiltes Ehebündniß und ward dadurch unglücklich. Er trennte sich zwar von seiner Gattin, einer sehr zartfühlenden, etwas excentrischen Frau, ließ sich aber dennoch wieder mit einer Andern ein, mit welcher er eine Zeitlang in wilder Ehe lebte, dann sie auch verließ. Er mochte in sehr frühen Jahren mit einem Mädchen in Liebesverhältnissen gestanden haben, die auf sein ganzes Leben einwirkten. Seine Leidenschaften brachen schnell hervor und kannten weder Maß noch Ziel. Mit Perry (dem Herausgeber des „Morning chronicle") stimmte er durchaus nicht, ihre Verbindung konnte deshalb nicht von Dauer sein. Ueberdies waren seine politischen Aufsätze, obgleich bisweilen vorzüglich, zu heftig für dies Blatt; er wollte sich aber auch keine Aenderungen gefallen lassen. Es trat deshalb bald eine Spannung mit Perry ein, die mit gänzlicher Trennung endigte. Hazlitt eignete sich überhaupt nicht gut zu einem Mitarbeiter an einer Zeitschrift, weil seine Aufsätze der maßlosen Ausdrücke wegen stets durchgesehen und gemildert werden mußten.

Nach seiner Trennung von Perry arbeitete er an vielen Zeitschriften und für viele Buchhändler, kam aber nie aus den Geldverlegenheiten heraus. Er starb am 18. Sept. vor. J. und hinterließ einen Sohn.

Eine Aufzählung seiner vorzüglichern Werke, die größtentheils Sammlungen seiner früher in Zeitschriften erschienenen Aufsätze sind, deren Zahl Legion heißt, dürfte vielen unserer Leser nicht uninteressant sein. Seine erste Schrift war: „Versuch über die Ursachen der Handlungen des Menschen", worin er vielen metaphysischen Scharfsinn zeigte. 1808 gab er in 2 Bänden „Die Beredtsamkeit des britischen Senats" heraus, eine Sammlung der besten Reden der ausgezeichnetsten Sprecher des Parlaments vom Anfange der Regierung Karls I. bis auf die damalige Zeit, mit biographischen, kritischen und erklärenden Anmerkungen. 1810 erschien von ihm eine „Neue und verbesserte Grammatik der englischen Sprache für Schulen, worin zum ersten Male die Entdeckungen Horne Tooke's und anderer neuern

Schriftsteller über die Bildung der Sprache angeführt sind". In Verbindung mit Leigh Hunt, schrieb er hierauf „Wöchentliche Versuche" für den „Examiner", die 1817 unter dem Titel „Tafelrunde, eine Sammlung von Abhandlungen über Literatur, Menschen und Sitten" (2 Bde., 8.) zusammengedruckt wurden. In demselben Jahre gab er auch „Charaktere der Shakspeare'schen Schauspiele" in einem Bande, und 1818 einen „Ueberblick über die englische Bühne, in einer Reihe dramatischer Kritiken" heraus. In demselben Jahre ward er auch veranlaßt, in der Surrey Institution eine Reihe Vorlesungen über die englische Dichtkunst und die Dichter der Nation zu halten, welche gedruckt erschienen.

Unter seine beifällig aufgenommenen Schriften gehören auch die folgenden Sammlungen von Aufsätzen in Zeitschriften: „Tischgespräche", „Der Geist der Zeit" und „Der offene Redner". Sein größtes und jedenfalls bestes und ausgearbeitetstes Werk ist jedoch sein „Leben Napoleons" in 4 Bdn., obgleich er auch darin nicht ganz parteilos geblieben ist. Ferner gehörte Hazlitt zu den Mitarbeitern an dem Supplement zu der „Encyclopaedia Britannica" und gab außerdem noch „Politische Versuche", eine Schrift „Ueber die britischen Galerien der Kunst", einen „Brief an William Gifford", die „Literatur des Zeitalters Elisabeths" und „Der neue Pygmalion", vor Kurzem noch „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich und Italien" und endlich kurz vor seinem Tode „Unterhaltungen mit James Northcote" heraus.

Im „Atlas" hat ein Freund von ihm seinen Charakter als Mensch und Schriftsteller geschildert. 8.

Liebschaften und Galanterien der Könige von Frankreich, oder historische Memoiren über die Concubinen, Maitressen und Favoritinnen dieser Fürsten. Vom Anfange der Monarchie bis zur Regierung Karls X. Von Saint-Edme. 2 Bände. Schneeberg, 1830. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Uebersetzer dieses Werks, Hr. Johann Sporschill in Leipzig, hat, indem er sich in einer Vorrede über die Wahl seiner Arbeit gleichsam rechtfertigt, unstreitig den richtigen Gesichtspunkt aufgefaßt, welcher auch einer Beurtheilung derselben zum Grunde liegen muß; wir meinen den historischen. Der Verf. selbst hat kein frivoles Buch zur Unterhaltung müßiger Stunden schreiben, sondern durch geschichtliche Untersuchungen, die man gelehrt nennen kann, nützlich sein wollen. Und wenn die Schriften des Brantôme, Bassompierre u. A. m. uns ein so lebendiges Bild ihrer Zeit entwerfen, warum sollte man den Stab über ein Werk brechen, welches fast nur aus Excerpten, aus einer Menge ähnlicher Quellen besteht und noch dazu in ernstem und gelehrtem Styl, der mit seinem Gegenstande etwas seltsam contrastirt, geschrieben ist? Der Liebhaber historischer Curiositäten wird darin vollständige Befriedigung finden, aber auch der tiefere Beobachter von Menschen, Zeiten und Sitten es nicht ohne Interesse durchblättern. Das Buch beginnt mit einer kurzen Darstellung aus dem römischen und altgallischen Familienrechte, namentlich in Bezug auf eheliche Institute, und führt dann die Reihe der königlichen Geliebten von Basine an, welche Childerich, König der Franken, ums Jahr 456 seinem Gastfreund Basin entführte, bis auf die Gräfin du Cayla herab. Agnes Sorel, la belle Féronnière, Diana von Poitiers, Florette, Gabrielle d'Estrées, die la Vallière u. s. w. gehen nebst vielen Andern an uns vorüber, deren Anzahl sich auf 190 namentlich genannte beläuft. Hiervon kommen 50 allein auf Heinrich IV.; aber auch Napoleon steht mit 13 auf der Liste, worunter sich die berühmte Schauspielerin Georges befindet. Mit Ludwig XVIII. schließt das Buch; sonst würden freilich die Liebschaften Karls X. das zweite Hundert auszufüllen nicht ermangelt haben. Der Natur der Sache nach, mußte diese Schrift eine skandalöse werden; dennoch aber ist es erfreulich, auf so anziehende Verhältnisse zu stoßen, wie die innige und romantische Liebe Ludwigs XII. und der edeln Genueserin Thomasine Spinola, die dem König zuerst das Geständniß ihrer Zuneigung that und endlich auf die falsche Nachricht seines Todes starb. Manches Andere ist wieder nicht ohne ergötzliches Interesse, z. B. die Lage des Grafen von Angoulême, nachherigen Königs Franz I., der, von Liebe zur Königin, Gemahlin Ludwigs XII., hingerissen, vergaß, daß nur, im Fall der König kinderlos stürbe, er selbst dessen Nachfolger sein würde, aber nach der Warnung eines alten Ritters, „sich nicht etwa selbst einen Herrn zu geben", dies Verhältniß schleunigst abzubrechen eilte. In den Zeiten des Parc aux cerfs, dessen monatliche Unterhaltung über 150,000 Livres kostete, werden freilich diese Erzählungen widerwärtig. Dennoch aber würde man Unrecht thun, das Buch in die Kategorie gewöhnlicher oder wol gar gemeiner Schriften zu setzen. Die Uebersetzung ist correct; statt der Noten des Uebersetzers hätte jedoch derselbe ein der vielen Namen wegen wünschenswerthes Inhaltsverzeichniß beifügen können. 152.

Notiz.

Der Almanach von Hobart-Town für 1830.

Jenseits des Ozeans auf Vandiemensland, entsprungen aus einer Verbrechercolonie, erhebt sich jetzt eine ansehnliche, lebhafte Stadt, Hobart-Town genannt, wo Bücher gedruckt und das Feld des Geistes angebaut wird wie in Europa. Seit einigen Jahren erscheint daselbst ein Almanach. Anfänglich brachte derselbe nur Gegenstände der Haus- und Feldwirthschaft oder der nächstliegenden Gewerbe zur Sprache; nach und nach, mit der steigenden Bevölkerung, dem wachsenden Wohlstand und der Cultur, umfaßte der Kalender auch andere Gegenstände, und so z. B. in dem oben erwähnten Jahrgang einen interessanten Bericht über eine Reise in das Innere des Landes. Wir heben hier in der Kürze einige Stellen aus. Weite Strecken, einsam und öde, boten sich dem Blick des Reisenden dar; nur hin und wieder war ein Känguruh zu sehen, das bei der Annäherung des Zuges die Flucht ergriff. Endlich gelangte man an einen Binnensee von nicht bedeutender Größe. Eine Horde von 60—70 Wilden lagerte an dem Ufer desselben. „Ich kannte", fährt der Reisende fort, „bereits Mehre aus ihrer Mitte; sie waren öfters nach Hobart-Town gekommen und hier sowol von den Behörden als den Einwohnern freundlich aufgenommen und mit allerlei Dingen, Kleidern, Decken, Mundvorrath u. s. w. beschenkt worden. Ihr schlanker, kräftiger Wuchs, das Freie, Ungezwungene ihrer Bewegungen contrastirte sehr mit unserm europäischen Benehmen und unserer Haltung. Einer von ihnen brachte ungefähr ein Dutzend Opossums und warf sie einen Augenblick in das Feuer, um ihnen nachher mit einem scharfen Stein die Haut abzuziehen. Nachdem die Wilden dies Wildpret halb roh gespeist hatten, eilten sie zu dem See, hier ihren Durst zu stillen, indem sie sich platt auf die Bäuche niederwarfen und so das Bassin gewissermaßen zur Trinkschale machten. Früher lebten hier kleinen Völkerstämme in ungestörter Ruhe; je mehr sich aber der Anbau des Landes verbreitete, je mehr wurden sie zurückgedrängt und leider hierbei nur zu oft die Beute roher und habgieriger Menschen. Schon ist zwischen mehren Pflanzern und ihnen ein Kampf ausgebrochen, der zu empörenden Repressalien von Seiten der Wilden Veranlassung gegeben hat und wie in Amerika nur mit der Vernichtung der Stämme der Ureinwohner enden wird, die hier um so gewisser vorauszusehen ist, da alle bisher gemachten Versuche, die Eingeborenen zu civilisiren, an ihrer entschiedenen Abneigung scheiterten. Je mehr sich dies bisher durch Erfahrung bestätigte, um so rühmlicher ist es von der englischen Regierung, hierin nicht zurückgeschreckt worden zu sein und erst neuerdings wieder auf der kleinen Insel Brune eine Art Institut zur Erziehung von Kindern der Eingeborenen angelegt zu haben: eine Maßregel, die hoffentlich nicht fruchtlos bleiben wird". 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1831.

An die Stände des Königreichs Sachsen. Im Februar 1831. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 6 Gr.

Diese kleine Schrift ist im rechten Augenblick erschienen. Denn zum 1. März sollen sich die alten Feudalstände des Königreichs Sachsen zum letzten Male versammeln, um verfassungsmäßig die Auflösung ihrer bisherigen Form auszusprechen und sich mit der Regierung über den von dieser ihnen vorzulegenden Plan einer Umwandlung der herkömmlichen Repräsentation der Corporationen und der Privilegirten des Königreichs Sachsen in eine wahre Stellvertretung der Nationalinteressen zu berathen und zu vereinbaren. Die Sache ist nicht so leicht, als Viele glauben, die seit 40 Jahren an 120 verschiedene Constitutionen haben entstehen und an 40 davon wieder untergehen sahen.

Sachsen ist einer der ältesten constitutionnellen Staaten, weil die ersten Erscheinungen seines ständischen Lebens bis ins 12. Jahrhundert hinaufreichen. Man könnte dasselbe sogar, wie Adelung in seinem „Directorium" gezeigt hat, an die älteste germanische Organisation dieses den Slaven abgekämpften deutschen Landes anknüpfen, wenn damals von einer Sache, die so natürlich war, daß sie sich von selbst verstand, viel gesprochen oder darüber geschrieben worden wäre. Freilich waren jene Placita provincialia der freigeborenen Gutsbesitzer (zu Colmen für Meißen, zu Schköhlen für das Osterland, und zu Mittelhusen für Thüringen) sehr formlos; doch die Hauptsache wurde gewiß nicht vergessen, und selten ging man unverrichteter Sache nach Hause. Aber mit jedem Jahrhunderte wurden die Formen fester und künstlicher. Fürst und Stände banden sich durch gegenseitige Verträge und Reverse; selbst die neue Form einer auf 40 Stände beschränkten Wahl (seit dem Decret vom 16. Okt. 1820) wurde in die alte künstlichverschlungene und vielfach verbriefte ständische Verfassung so eingeflochten, daß der Grundcharakter der alten Feudalform dadurch nicht unterging. *) Dazu kam, daß Sachsen nicht eine, sondern mehre verschiedene Constitutionen nebeneinander hatte: die der alten Erblande, der beiden Lausitzen, der Stifter, des Fürstenthums Querfurt und von Henneberg. Die Verfassungskenntniß war daher bei den sächsischen Staatsbeamten ein wesentliches Erfoderniß der Dienstpraxis. Dadurch geschah es aber auch, daß zuletzt die Formen so überhandnahmen, daß man durch dieselben hindurch nur mit Mühe zum Hauptzweck gelangte; vieles Andere aber von einem Landtage zum andern bis auf die Enkel forterbte und der Erledigung entgegenharrte. Diese Unvollkommenheit jedoch fiel fast allein der Gebrechlichkeit des Alters zur Last: denn an sich war die Seele aller sächsischen Staatsformen Treue, und Worthalten der feste Kitt dieses ehrwürdigen Bundes von Ueberlieferungen und Reversalien. Letztere insbesondere banden auch dem weisesten Fürsten die Hände; er konnte ohne die Zustimmung der Stände in der Grundveste nichts ändern. Das Meiste geschah noch unter der Regierung des vorigen Königs, besonders seit dem großen Risse, den der wiener Friede in das gothische Staatsgebäude unsers künstlichen Landescomplexes gethan hatte, jedoch meist unter Mitberathung der Stände. Denn nie erfolgte in Sachsen ein Machtstreich, ein Akt der Willkür. Darum, und nur darum ist es jetzt so schwer, ein altes Gebäude mit so tiefer Substruction und mit solchen Strebepfeilern umzubauen und in einer verjüngten, einfachen Form herzustellen. Gleichwol kann Alles leicht vonstattengehen, wenn die Stände selbst dazu die Hand bieten, wenn sie mit edelm Gemeingeiste den Reversalien entsagen und den Plan der neuen ständischen Verfassung unbefangen prüfen. Wollte man aber Altes und Neues, da wo Beides sich widerspricht, wie Feuer und Wasser zusammenkitten, so würden die Schwierigkeiten den Baumeister überwältigen. Verfassungsmäßig also, d. h. mit den Ständen und durch sie, soll das neue Werk beginnen und vollbracht werden, ein Werk, das nach so vielen Vorgängen und zum Theil musterhaften Vorbildern den Erwartungen gewiß entspricht, denn wo die Gerechtigkeit die Wage hält und die Weisheit den Scepter führt, kann nur Gutes entstehen. Kein Recht also, das nicht an sich ein Unrecht war und ist, wird anders als mit freier Zustimmung der Bevorrechteten aufgehoben, und dem Eigenthumsrechte insbesondere wird jede Aufopferung durch allmälige Umwandlung der Verhältnisse erleichtert. Doch an dem glücklichsten Erfolge kann Niemand zweifeln, wer die Stände Sachsens aus ihren Schriften in und außer dem Land-

*) Die Deputirten der Amtsassen und die der Städte wurden von jeher aus der Mitte ihrer Corporationen gewählt.

tage kennt. Ihr Wille ist der redlichste, der uneigennützigste, und unter ihnen sitzen erleuchtete Männer, welche das vollste Vertrauen der Zeitgenossen besitzen. Wer sollte daher nicht erwarten, daß das Hauptwerk in seinen Grundformen bald — denn auch daran liegt sehr viel — zu Stande kommen müßte? Nur der weitere Ausbau, die Umbildung des ganzen innern Haushaltes ist schwierig und erfodert Zeit. Doch, was ist nicht schon dem verständigen und dem besonnenen Deutschen gelungen? Er ist von jeher mehr ein größerer Meister im Auf- und Ausbauen gewesen als im Niederreißen; er hat verhältnißmäßig die wichtigsten Dinge erfunden oder solche vervollkommt, die andere Völker nur angefangen hatten *), und wo die Nachbaren etwas Tüchtiges zu Stande bringen wollten, da haben sie nicht selten deutsche Kräfte mit zu Hülfe genommen. Was aber von den Deutschen gilt, das gilt auch von den Sachsen.

Der Verf. der vorliegenden kleinen Schrift hat Alles, worauf es hier ankommt, wohl erwogen. Er geht von dem eigenthümlichen Wesen unsers Staatskörpers aus und bemerkt in der lesenswerthen Vorrede, daß „manche Grundsätze, so keck und allgemein sie auch ausgesprochen werden mögen, doch auf unsere besondere Lage nicht Anwendung finden können". Das hier und dort sich äußernde (nach unserer Ansicht ungerechte) Mistrauen findet er (S. XI) zu natürlich, als daß es nicht ernste und milde **) Beachtung verdienen sollte, und zwar „doppelt wegen der unberechenbaren Störungen, womit die im gewaltigen Fortgang befindliche Krisis des europäischen Staatensystems auch uns nahe oder entfernter bedroht!" Je mehr aber alles ordnungswidrige, ungeduldige Eingreifen und Vorgreifen die Heilung eines krankhaften Körpers hemmen, stören und vereiteln könne, um so sorgfältiger müsse man auf sichere Mittel und Wege denken, welche der neuen Verfassung den ruhigen Fortschritt ihrer innern Vervollkommnung und Entwickelung verbürgen. In diesen Worten liegt, nach unserer Ansicht, der wahre Charakter jedes menschlichen Werks, das dem Gebiete der sittlichen Welt angehört. Es muß organische Lebenskraft haben, um sich selbst aus- und fortbilden zu können. Es muß, wie die menschliche Natur, perfectibel sein. Das absolut Beste kann kein Gesetzgeber aufstellen; was aber unter den vorhandenen Umständen und Bedingungen gut ist, das soll er geben. Will er jenes, so müht er sich vergebens ab und bringt nicht einmal dieses zu Stande; darum sagt die Erfahrung: Das Beste ist der Feind des Guten. Doch wir kehren zu unserm Schriftsteller zurück, der die Wissenschaft des Lebens im Staate gewiß praktischer versteht, als wir und viele Andere mit uns.

*) Die Beispiele sind nahe. Die Franzosen bauen seit 40 Jahren an ihrem Gemeinwesen und fangen in vielen Stücken immer wieder von vorn an; wie schnell dagegen hat der zerrissene, ausgepreßte, halbvernichtete preußische Staat sich ermannt, und wie verständig hat er in wenig Jahren sein ganzes Hauswesen geordnet! Ob dies die Rheinländer jetzt begreifen, wo sie die Contraste so nahe haben, daß sie den Schein von der Realität doch wol unterscheiden sollten?

**) Vgl. die Stellen VI, 28 fg., aus welchen echte Humanität spricht.

Er verbreitet sich vorzüglich über folgende 6 Gegenstände, die bei dem Entwickelungsprozesse der sächsischen Staatsveränderung in ruhige Ueberlegung gezogen werden müssen. Der 1. ist die Verhandlung darüber selbst. „Sie werde mit Hintansetzung jeder Privatrücksicht durch Einigkeit und Vertrauen, durch Vereinfachung des Geschäftsganges *) beschleunigt". — „Alles kommt darauf an, das Land möglichen, von uns selbst unabhängigen Ereignissen, in sich kräftig und zu jeder unabwendbaren Anstrengung bereit, entgegenzuführen". (Dies ist wahrhaft eine deutsche Nationalpflicht; wir Sachsen, Baiern, Hessen, Braunschweiger, Badner, Würtemberger, Nassauer u. s. w. sind verloren, wenn wir vergessen, was wir dem Ganzen, das noch die deutsche Nation politisch zusammenhält, schuldig sind. Halten wir nicht fest am Bunde, so werden wir abwechselnd die Heloten der Franzosen oder Russen sein, wie wir vor Zeiten die der Schweden oder Spanier waren.)

2. Die Stellung der Regierung zu den Ständen ist die einer gemeinschaftlichen Vermittelung der bestehenden Rechte der Einen mit den nicht minder begründeten Ansprüchen der Andern. Die gemeinsame Aufgabe Beider ist die Aufstellung einer alle Interessen des Volkes vertretenden Verfassung. Die Regierung bietet den Entwurf dar (der Verf. deutet die wesentlichen Eigenschaften einer dem Bedürfnisse und der Bildung der Zeit entsprechenden Verfassung an); die Stände prüfen ihn; die Majorität entscheidet über die Annahme. (Welch eine Verantwortlichkeit liegt also auf dieser Versammlung; aber auch welch ein Verdienst in dem Urtheile der Mit- und Nachwelt!)

3. hofft man, daß jetzt endlich die Lausitz mit den Erblanden ein Ganzes werde. „Der Umstand, daß die Befreiungen der lausitzischen Stände ohnehin geringer sind als die der erbländischen", kann die Ausgleichung nur erleichtern. „Einige besondere administrative Einrichtungen sind nicht als jura privatorum, sondern vielmehr als Aufträge von der Regierungsgewalt, im öffentlichen Interesse an Privaten ertheilt, zu betrachten; sie unterliegen, als solche, weniger der Rechtsbeurtheilung als dem Ermessen ihrer Zweckmäßigkeit". Auch sind sie nicht in dem böhmischen Traditionsrecesse namentlich gedacht. „Den lausitzer Ständen war in administrativer Hinsicht zeither ein freierer Spielraum zu öffentlicher Wirksamkeit vergönnt als den erbländischen, und sie haben denselben im Vortheil der Provinz auf ehrenwerthe Weise erfüllt. Aber irren wir nicht, so wird die künftige Verfassung diesen Wirkungskreis auf die Stände des ganzen Landes erstrecken, nur mit dem Unterschiede, daß neben der Standes- und Besitzqualification auch der Beruf durch das öffentliche Vertrauen in die persönlichen Eigenschaften der Vertreter und durch die damit bestimmte Wahl eintreten soll".

*) Darum könne, sagt der Verf. S. 17, von den nur durch den Gebrauch allmälig gewonnenen, obschon später in gesetzliche Form gebrachten Vorrechten der Ausschüsse in diesem Augenblicke nicht mehr die Rede sein.

4. Die Stellung der Stände zu dem Volke war bisher, wenigstens ihren Formen nach, mehr von dem Volke trennend als ein verbindendes Mittelglied zwischen diesem und der Regierung. Trefflich ist, was hierüber geschichtlich und politisch bemerkt wird. Der Verf. scheint S. 27 die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit räthlich zu finden, und spricht sich unbedingt für das Princip der freien Wahl aus. Der Raum gestattet nicht, über 5., Steuerausgleichung, und 6. die neue Grundsteueranlage (Angelegenheiten, welche vorzüglich der Berathung mit den zukünftigen neuen Ständen unterliegen) dem sachkundigen Verf. zu folgen. Möge Einer von den Mitarbeitern an der Zeitschrift „Vaterland" diese hochwichtigen Gegenstände ausführlich und gründlich besprechen! Unser Verf. betrachtet sie mit ebenso viel Umsicht und Einsicht als Mäßigung und Besonnenheit. Die Grundlagen, welche er vorschlägt, sind naturgemäß und einfach.

Das Ganze schließt ein kräftiger Epilog, der nicht ungehört verhallen wird. 22.

Waffenstillstand der Romantiker.

Herr Azais hat wahrlich Recht, und so freundlich ich unlängst die „Compensations" dieses Philosophen beurtheilte, habe ich ihm doch nicht die gehörige Bewunderung gezollt.*) Er behauptet mit vollem Rechte seit 40 Jahren in dicken Bänden, dünnen Flugschriften, langen Vorlesungen und breiten Plaidoyers den kurzen merkwürdigen Satz: „Il y a toujours compensation", auf welchen mich mein heutiges Thema zurückführt. Kein Mensch ist aber unglücklicher als Hr. Azais. Wie Kassandra sagt er die Wahrheit, und man glaubt ihm nicht. Er sagt die Wahrheit, nur kann er sie nicht beweisen. Allein, so viel ist gewiß, er hat Recht; „il y a toujours compensation"; und sowie man neulich gezeigt hat, daß die Lebensverhältnisse dieses Philosophen den klarsten Beweis davon führen, und außerdem die Weltgeschichte ebenso oder vielmehr weit klarer, bestätigt denselben Satz die neuste Geschichte der französischen Literatur.

Nachdem in der politischen Geschichte Frankreichs seit 15 Jahren von keinem handgreiflichen Kampfe zu erzählen war, trat der berühmte Freiheitskampf des 29. Juli ein, und dies war schon eine Art von Compensation. Während der 15 Friedensjahre hatten sich die Parteien einen rastlosen Federkampf geliefert; jetzt stehen sie so ziemlich vereint da, und dies ist eine eigentliche Compensation. In der Literargeschichte vollends wüthete der furchtbarste Streit während des langen Friedens; der romantische Apfel, den die französische Eris, Frau v. Staël, ins Land geworfen, hatte die Gemüther entzündet; seit dem 29. Juli dagegen ist von der Romantik nicht mehr die Rede, und jener Apfel liegt ausgedörrt vor dem verjüngten Baume der Freiheit. Ein neuer Beweis für das System des Hrn. Azais.

Die beiden literarischen Parteien haben am 29. Juli einen ewigen Frieden geschlossen. Er dauert noch immer fort. Er verspricht sogar, noch lange zu dauern, denn er bietet für beide Theile die größten Vortheile dar. Man hält den Friedenstractat geheim, und ich will ihn daher meinen Lesern mittheilen.

Im ersten Artikel des Vertrags haben die Romantiker für sich und ihre Nachfolger stillschweigend zugesagt, daß sie nichts mehr schreiben wollen. Es mögen noch so große Begebenheiten in der Welt vorgehen, welche den Dichter zum Gesange begeistern: die Romantiker haben es eben versprochen und schreiben nicht mehr. Die jungen Männer sind jetzt zum Theil auf Reisen; das Dunkelblau des italienischen Himmels und der ergreifende Gesang in wiederhallenden römischen Kirchen, der gravitätische Anblick spanischer Natur und Menschen, und die in Vergleich zu Paris idyllische Lebensart in unserm lieben Deutschland, alles Dies, sollte man glauben, müßte die reisenden Romantiker zu einem seelenvollen Gedichte begeistern. Nein, sie haben es sich vorgenommen und versprochen, sie schreiben nichts mehr.

Für den deutschen Correspondenten, der aus den Blumen und dem Golde französischer Romantik Honig und Honorar schöpfte, ist nun freilich jener erste Artikel des so ewigen Tractates höchst bitter, und er kann sich nicht genug über das eiserne Zeitalter der jetzigen französischen Literatur beklagen. Allein, für die pariser Classiker ist unser erster Artikel gerade recht, so recht, daß sie keinen zweiten verlangten, und mit dem Aerger der Classiker hat es ein Ende. Dieselben brauchen nicht mehr wie früher Jouy und Jay Bücher gegen ihre Feinde zu schreiben, ohne Käufer und Leser zu finden. Sie brauchen nicht mehr wie Viennet einen Band Episteln, eine Philippide und Satyren zu schreiben, blos um in die Akademie zu kommen; man nimmt sie auch ohne dies auf, und wäre ein Benjamin Constant ihr Mitbewerber. Noch weniger brauchen sie jetzt eine Bittschrift an Karl X. zu richten, um die vorhandenen und zukünftigen romantischen Dramen vom Théâtre français verdrängen zu lassen, car tel est mon bon plaisir, und, auf daß es geschehe malgré haro et cri de charte normande. Und was brauchen sie außerdem nicht? Wer zwingt sie von nun an, eine sogenannte Bande zu bezahlen, die im Parterre, in Form eines Carré's, unterhalb des Lustres sitzt und dort von ihrer Hände Arbeit lebt? Lobende Zeitungen zu stiften, sich in Annoncen, zu 50 Sous die Zeile, zu vertheidigen und sich bei alledem vom Publicum verspotten zu lassen? Niemand, denn, wem Niemand Unrecht gibt, der hat immer Recht.

Der zweite Artikel des ewigen Friedens will aber auch erwähnt sein und lautet: Die Classiker sollen ihren nunmehrigen Freunden die besten Stellen bei der Regierung überlassen. Dieser Artikel wurde mit ziemlicher Pünklichkeit ausgeführt. Zwei Anhänger der Romantik wurden sogar Minister. Der eine, Hr. v. Broglie, ist mit einer Tochter der französischen Eris vermählt: der auserlesene Zirkel aufgeklärter Männer, die sich in den Sälen der Frau v. Staël gedrängt und meist weder beim Kaiser noch bei den Bourbonen Antichambre gemacht hatten, diese Männer und ihre jungen Freunde, sämmtlich Romantiker, gelangten mit einem Male zu hohen Ehren und waren zum Ausführen ihrer Theorien berufen; jetzt sollten sie handeln, schreiben durften sie nicht mehr. Ihr habt, sagten die Classiker, daß wir es nur gestehen, unter dem Kaiser das vestalische Feuer politischer Freiheit genährt; unter den constitutionnellen Königen, so lange sie es waren, kämpftet Ihr für Eure sogenannte Freiheit der Literatur; empfängt Euern Lohn, die Bedingungen kennt Ihr schon. Und die Romantiker ließen es sich nicht 2 Mal sagen. Sie warfen sich in die neue Bahn, mit eben der ungeregelten Unabhängigkeit wie in die frühere. In der Literatur hatten sie, weder Aristoteles, noch Boileau, noch irgend eine Schule anerkennend, sich ihrer Inspiration überlassen: in der Politik folgten sie, ohne die Schule durchzumachen, ihrem Instinkt. Leute, welche originelle Verse geschrieben hatten, wurden Generalsecretaire, Divisionschefs bei den Ministerien. Hr. Vitet, der so geistreiche Romane gedichtet hatte, ward Oberaufseher der architektonischen Denkmäler. Hr. Fauriel hatte besser als irgend ein Anderer über neugriechische Poesie geschrieben und wurde daher zum Professor des Provenzalischen ernannt. Hr. Girardin, der sich mit Politik beschäftigt hatte, wurde Lehrer der Literatur, und Guizot, ein ausgezeichneter Gelehrter, wurde Minister —

Da wurden seine Geschwister
Bei Hof' auch große Herrn.

Die Classiker athmeten auf. Sie konnten jetzt schreiben, allein schreiben; in der Noth kamen die Verleger wieder zu ihnen ins Haus, und sogar die Schauspieldirectoren. Von „Hernani" war nicht mehr die Rede. Andrieux dagegen ließ seinen „Brutus" aufführen, und die Romantiker klatschten ironisch mit. Das alte Repertoire feierte seine Wiederauferstehung, man tanzte

*) Vgl. Nr. 290 d. Bl. f. 1830. D. Red.

nicht mehr um die Büste Racine's im Théâtre français, und Jouy durfte sich von Neuem ungehindert Voltaire II. nennen lassen. Kurz, alle Welt war zufrieden. Die Classiker konnten Rückschritte machen, die Romantiker Fortschritte. Sie schritten so hurtig vorwärts, daß sich die alten Gegner wieder zu ärgern anfingen; da ergriff aber Victor Hugo die Initiative, schrieb eine Ode, und der erste Sieg stellte den Frieden her. Schnell wurde der glorreiche Friede benutzt. Es waren noch einige Mairien und Präfecturen ledig; man besetzte sie mit Romantikern. Der Kampf divergirender Elemente war vorüber, das Chaos klärte sich auf, und die Theilung war vollendet.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehn,
Naht' ein Poet, er kam aus weiter Fern'...

Hr. F. Grille hatte unter der Restauration eine Stelle bei der Regierung bekleidet und dadurch Zeit gewonnen, sich mit Poesie zu beschäftigen, und da Poesie eine freie Kunst ist, so setzte man ihn ab. Als er nicht mehr im Staatsdienste war, fing er an, sich mit Politik zu beschäftigen, und damit er diese Arbeit nicht fortsetze, gab man ihm seine Stelle wieder. Hr. Grille aber glaubte, man habe ihm die politische Stelle wiedergegeben, damit er sich mit Politik abgebe, und wurde wiederabgesetzt. Schaden macht klug; Hr. Grille legte sich auf Poesie, und man bekümmerte sich nicht mehr um ihn.

Er hatte sich ins Dorf l'Etang de Retz bei Marly zurückgezogen. „Dort ist die Landschaft köstlich. Ein kleines Thal, Gehölz, eine auserwählte Bibliothek, eine angenehme und friedliche Gesellschaft, alles Dies war geeignet, den Geist unsers Exverwalters zu beschwichtigen, und er spielte nun die Rolle eines Philosophen". Die Musen besuchten ihn in l'Etang de Retz und verführten ihn dermaßen, daß er Hauptstadt, Anstellung und Politik vergaß. Da brach die Revolution aus, da erfolgte der Sieg, da theilte man sich in die Stellen, und als Hr. Grille sich vom Freudenschrecken erholt hatte und als Stellenbewerber nach Paris gelangt war, ...

Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn.

Schiller erzählt uns nicht, ob sich nach der Theilung der Erde der Dichter damit begnügte, „im Himmel" zu leben. Nach unsern heutigen Dichtern zu schließen, ist es nicht wahrscheinlich. Nach der Revolution machten die Meisten ihr Glück; Hr. Grille sollte „Allein von allen verlassen sein". Er schrieb daher gegen das Ministerium. „Hat es nur Stellen für Die, welche mit ihm in die Schule gegangen, mit ihm unter den Advokaten, auf dem Balle, in Theater- und Salonscoterien gewesen sind? Darüber ließen sich ganze Seiten und schöne Tiraden schreiben". Hr. Grille kündigte also Tiraden an und hielt Wort. Es waren Romantiker in der Verwaltung, er schrieb also gegen die Romantiker, verletzte den heiligen Waffenstillstand; was soll daraus werden?

Die Romantiker dachten zwar, Hr. Grille sei der Herzog von M...., und es verlohne sich nicht der Mühe, sich gegen ihn zu wehren. Diese Politik ist aber grundfalsch. Wenn man den kleinen Feind gewähren läßt, so werden die großen kühner. Schon hat Hr. Grille ein Manifest von 79 engegedruckten Seiten und in Alexandrinern gegen die Romantiker erlassen.

Das Manifest heißt: „Le jeune romantique, tableau satirique en 5 parties et en vers", und ist bei Levavasseur erschienen. Es hat noch einen andern Titel: „La bascule littéraire", allein, dies scheint nur eine Satyre gegen Hrn. Levavasseur zu sein, der in seinen literarischen und politischen Ansichten, der Gewohnheit französischer Verleger zuwider, wie eine Schaukel hinauf und herab schwankt, heute classische, morgen romantische Sachen drucken läßt, und vor der Revolution die Ultraschrift „Biographie impartiale des 221" herausgab, jetzt aber sehr liberale Schriften.

Das Thema des Hrn. Grille ist folgendes. Zwei Freier, der alte Classiker Derval und der junge Romantiker Oskar werben um die romantische Tochter des classischen Hrn. Dorseuil, welcher sich so entscheidet:

Virgile fut mon maître, Homère est mon héros,
Et Derval, qui sur eux modèle ses travaux,
Epousera ma fille..

Frau Dorseuil dagegen hält es mit Oskar, um so mehr als dieser feurige Jüngling zugleich für seinen Ruhm und für seine Börse bedacht ist:

Un poète, à présent, est un industriel
Qui divise en deux parts son active existence:
L'une erre dans le vague avec toute licence,
L'autre va terre à terre et mesure ses pas;
L'une ranime l'autre, et ne l'égare pas.

Nun schreibt Oskar ein großes Drama, wird beklatscht, Derval gibt in seinem Aerger alle Ansprüche auf, und Dorseuil resignirt sich, seine Tochter dem Romantiker Oskar zu geben, wünscht aber zugleich dem Classicismus glücklichere Tage und fleht den Himmel an:

.. que mettant un terme à leurs plaintes funèbres,
Faust, Obéron, Macbeth rentront dans les ténèbres!

Das ganze Stück ist eine Satyre gegen den siegreichen Romanticismus. Hr. Grille gibt zu, daß jener siegreich war, ist aber nicht damit zufrieden. Er reizt seine Gegner zum Kampf, damit der Waffenstillstand aufhöre; er macht ihnen leichtes Spiel, damit sie ja antworten; allein, die Romantiker thun es nicht. Der erste Artikel lautet: sie sollen nicht schreiben. Hr. Grille geht weiter, er läßt sich in Zeitschriften loben; den Romantikern gerathen die Finger in Bewegung; allein, sie kennen ihre Gefahr und schreiben nicht. Es handelt sich um die Zukunft der französischen Literatur; schon nehmen die erzclassischen Schriften überhand, schon vergißt das Publicum die literarischen Neuerungen der letzten 15 Jahre, und die Schriftsteller schreiten gemächlich ins vorige Jahrhundert zurück; es handelt sich um den ewigen Ruhm der Romantiker; allein, sie denken an die Gegenwart und haben es sich fest vorgenommen, sie schreiben nicht mehr. 65.

Rüge.

Gegensätze.

Während eine Menge der trefflichsten, gebildetsten und in jeder Hinsicht um König und Vaterland verdientesten Spanier seit Jahren als Verbannte im Elende schmachten, von allen loyalen Seelen und gemäßigten Heuchlern mit Abscheu und Verachtung genannt oder ignorirt und jetzt in Frankreich, das sie frei betraten, als Kriegsgefangene behandelt werden, ist es nicht ganz überflüssig, zu zeigen, wie andere Menschen andere Schicksale gehabt. Da ist z. B. der Banquier Aguado in Paris, an dessen Tisch zu speisen sich jeder Diplomat und Minister zur Ehre rechnet, der alle Vortheile und Genüsse, die das Geld gibt, und besonders die Verehrung aller loyalen Seelen im Ueberflusse besitzt; dieser Mensch stellte sich während des spanischen Freiheitskrieges an die Spitze einer für französisches Geld und auf Befehl des Marschall Soult geworbenen Bande und beging die unerhörtesten Greuel in Andalusien gegen die spanischen Patrioten, gegen Die, welche dem König Ferdinand und dem Vaterlande treu geblieben waren. Später ging er nach Paris und lebte vom Cigarren- und Weinflaschenhandel, bis die durch die heilige Allianz bewirkte Restauration von 1823 auch ihn, wie so viele Elende, zu Ehren brachte. Er wurde Banquier des Königs Ferdinand und erwarb sich durch die bekannte und als officielle Betrügerei in ihrer Art einzige Speculation mit der renta perpetua 40 Millionen und ist, wie so viele Andere, die früher ihr Vaterland an die Franzosen verkauften, z. B. sein Helfershelfer und Pagliazo Miñano, eine der Hauptstützen der legitimen Regierung Ferdinands VII. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1831.

Die Musenalmanache für 1831.*)

Erster Artikel.

Es war eine schöne jugendliche Zeit der Poesie in Deutschland, als die Musenalmanache noch ein allgemeines Interesse erregten. Jeder, der als Dichter etwas galt oder zu gelten strebte, beeiferte sich, zu den poetischen Gaben des Jahres etwas beizutragen. Anerkannte Meister stellten ihre Namen an die Spitze dieser Sammlungen, und die jüngern Dichter wurden durch jene eingeführt auf den Kampfplatz, auf dem sie sich den Lorber zu erkämpfen hofften. So fanden sie schon durch die bloße Aufnahme ihrer Dichtungen Belohnung und Anreizung für ihr Bestreben. Damals war das poetische Talent ein seltenes und geachtetes, weil es nicht Jeder sich zutraute. Wie so ganz anders ist es jetzt! Fast gibt es Niemand mehr, der sich nicht für einen Dichter hielte. Wozu jetzt Almanache? Wird man Vogelhecken anlegen, wo Alles von Nachtigallen, Lerchen und Kanarienvögeln wimmelt? Der Gesang der Dichtervögel erschallt alle Tage so ununterbrochen und laut, daß man ihn schon gar nicht mehr bemerkt. Nur, wenn er plötzlich einmal aufhörte, würde man aufmerksam werden auf die Stille und fragen, was man gehört hat. Kein Wunder also, daß die Musenalmanache kein Glück machen. Nach einem Zeitraume von vielen Jahren sind endlich 1830 zwei solche erschienen; beide haben jetzt das zweite Lebensjahr beschritten und zeigen sich in neuer Blüte; einer von ihnen (der berliner) scheint jedoch mit den Mühseligkeiten des literarischen Lebens schwer zu kämpfen, denn schon hat er seine zarte Wurzel einem andern Verlage eingesenkt. Soll ein Musenalmanach in unsern Tagen sich über dem Strom erhalten, so muß er alles Mittelmäßige streng ausschließen, mit den bedeutendsten Dichternamen prangen und nicht zu großen Umfang haben.

1. Der Musenalmanach für das Jahr 1831, herausgegeben von Amadeus Wendt,

erfüllt diese Bedingungen, wenn auch nicht vollkommen, doch in hohem Grade. In seinem Inhaltsverzeichniß vermißt man nur wenige der jetzt als bedeutend geltenden Dichternamen, er ist reich an trefflichen Beiträgen und enthält des Mittelmäßigen dagegen nach Verhältniß nur wenig; auch ist sein Umfang auf nicht volle 20 Bogen beschränkt. Schon daß Dichter wie Göthe, Tieck und Uhland ihn mit ihren Beiträgen beschenkt haben, beweist, daß er ihrer Achtung und Förderung werth ist, und sein Inhalt bekundet dies noch mehr.

Von Göthe findet man hier, außer einer Parabel, mehre vortreffliche Gnomen, von welchen folgende diesen Bericht und unsern Leser zu erfrischen diene:

Willst Du Dir ein gut Leben zimmern,
Mußt um's Vergangne Dich nicht bekümmern;
Und wäre Dir auch was verloren,
Erweise Dich wie neu geboren.
Was jeder Tag will, sollst Du fragen;
Was jeder Tag will, wird er sagen.
Mußt Dich an eignem Thun ergötzen,
Was Andre thun, das wirst Du schätzen;
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Uebrige Gott überlassen.

Wie der Dichtergreis mit frischem heitern Auge, mit immer noch jugendlicher Theilnahme Welt und Zeit beschaut, und wie die scharfe eigenthümliche Betrachtung ihm sogleich zum sinnigen Spruch wird, wohl geeignet, der jüngern Mitwelt zu Trost und Lehre zu gereichen, ist wahrlich ein erfreulicher und belebender Anblick.

Tieck hat einige vorzüglich durch seine Stellung zum Theater veranlaßte Gelegenheitsgedichte beigetragen. Sie tragen sämmtlich den diesem Dichter eignen lyrisch-musikalischen Charakter, wie denn Tieck's lyrische Gedichte überhaupt mehr einen musikalischen als plastischen Eindruck hervorbringen. Man lauscht ihnen mit dem Vergnügen, mit dem man dem Rauschen des Wasserfalles, dem Flüstern des Laubes, dem Naturgesang der Vögel horcht. Gern läßt man sich von dem Strom der Empfindungen durchrauschen und fühlt nicht das Bedürfniß, sich des Einzelnen klar bewußt zu werden. Daß aber auch das Letztere ein Genuß sei, fühlt man wie bei einem tiefen musikalischen Kunstwerk erst bei wiederholtem Lesen.

Bei Uhland hingegen stellt sich Alles mehr als harmonisch gerundetes einfaches Bild dar: der Eindruck ist plastisch. Er hat nur 3 Gedichte gespendet, die aber wahre Meisterstücke sind. Vornehmlich gehört „Tell's Tod" gewiß zu den besten Schöpfungen dieses trefflichen Dichters und ist eine Hauptzierde des Almanachs. Lei-

*) Durch Abwesenheit des Referenten ist dieser Bericht sehr verspätet worden. D. Red.

der muß die lockende Versuchung, es, troß seiner Länge, mitzutheilen, der Beschränkung des Raumes weichen.

Von Fr. Rückert finden wir Nachbildungen sanskritischer Liebesliedchen aus Amaru — Satakam oder Amaru's hundert Strophen, die höchst interessant und lieblich sind. Ihrem Inhalte nach gleichen diese Dichtungen dem italienischen Madrigal, durch Form und Wendung nähern sie sich dem griechischen Epigramm, daher denn auch der Uebersetzer diese letztere Form häufig zu seiner Nachbildung gewählt hat. Bei allen seinen Uebertragungen morgenländischer Originale scheint es demselben mehr darauf anzukommen, sein Urbild nicht nur dem Sinne nach, sondern auch in Ausdruck und Färbung, in der Stellung und Verbindung der Wörter, kurz, in jeder feinsten Nuance so treu als möglich wiederzugeben, weniger aber auf eine deutscher Sprachbildung und deutschem Dichtungsgeiste entsprechende Reinheit der Form. Ich nehme nun meinerseits hieran durchaus keinen Anstoß, die große Fügsamkeit der deutschen Sprache gereicht mir vielmehr zu immer neuer Freude, wenn ich die fremden, oft überraschenden poetischen Gestaltungen der entferntesten Weltbewohner in dem klaren Element der Muttersprache gleichsam urlebendig abgespiegelt sehe und immer wieder finde, daß sie zu keiner Bewegung, keiner Anstrengung ihren Dienst versagt. Es wäre mir daher sogar noch lieber gewesen, wenn der Dichter sich der griechischen Distichenform gar nicht bedient hätte, denn einestheils bringt diese etwas Ungleichartiges in die orientalisch-üppigen Blumengewinde und paßt auch nicht zu den auf sanskritische Weise künstlich zusammengefügten Wortformen, anderntheils bewegt sich auch der Dichter nicht frei und leicht genug in diesen griechischen Rhythmen. In noch strengerer Annäherung an die Form und Weise der Originaldichtungen würde der Eindruck dieser Nachbildungen reiner und kräftiger sein. Dies ist indessen mein ganz individuelles Gefühl, und ich glaube, daß die Mehrzahl der Leser schwerlich darein einstimmen, sich vielmehr für befriedigter erklären würde, wenn der aus dem Indischen geschöpfte Stoff in zwangloser Gestaltung als vollendetes und gerundetes deutsches Gedicht sich zum Genusse darböte, wo dann aber freilich von seiner innersten Natur gar Vieles hätte aufgeopfert werden müssen. Diese durch Neuheit und fremdartigen Reiz so interessanten Dichtungen kann ich nicht vorübergehen, ohne dem Leser einige Proben mitzutheilen.

Zweier auf demselben Lager abwärts redlos schmollender,
Gegenseitig herzergebner, aber ernst-thun-wollender
Gatten, wie die Blicke leise sich durch Augenwinkelstreifung
Mischten, schwand ihr Groll unter fester Halsergreifung.

Ich weiß nicht, wann der Freund sich zeigt und bringet liebe Worte vor,
Ob alle meine Glieder dann zum Auge werden oder Ohr.

Das Auge der Liebenden.

Sehnsuchtsvoll, da von fern er nahete — staunend, betroffen,
Als er den Gruß ihr bot — röthlich vor Zorn, da den Arm
Er um sie schlang — als ihr Kleid er umklammerte, wolkig von Braue —
Als er zu Fuß ihr verstört stürzte, von Thränen gefüllt,
Ward es das Auge der Stolzen, o Wunder das scharfblickreiche,
Weil es am Liebsten entdeckt eine verborgene Schuld.

„Thörin, was willst Du verbringen in traurender Strenge die Tage?
Fasse nur Muth! thu' ab Treu', und Beständigkeit laß!"
So von der Freundin ermuntert, erwidert die Schüchterne leise:
Wird mich nicht hören der Freund, welcher im Herzen mir wohnt?

Aus dem ersten der mitgetheilten Beispiele wird man ersehen, welchen Zwang der Dichter der Sprache anzulegen weiß, um die concentrirte Kürze und Verschränkung der Originaldichtung nachzubilden. In dem zweiten Beispiele erscheint dagegen die Sprache in zwangloser Schönheit und doch vielleicht dem Originale nicht minder treu. Im vierten ist der feine, zarte Gedanke des Originals sehr glücklich in die Form des griechischen Epigrammes gegossen, im dritten dagegen findet sich Zwang und Ungelenkigkeit, welche gerade in dieser Form am wenigsten erträglich ist. „Er um sie" ist keineswegs ein Daktylus, sondern ein Amphibrachys, der sich hier besonders schlecht macht. Die zarte Reinheit und Tiefe, mit welcher wir Empfindungen und Verhältnisse der Liebe ausgedrückt finden, zeigt uns Hindostan auf einer Bildungsstufe, die uns mit Jammer und Mitleid über seinen gegenwärtigen Zustand erfüllen muß.

Derselbe Dichter, Rückert, der seine Sprache mit fast tyrannischer Herrschaft zu den schwierigsten Bewegungen und Tönen zu zwingen weiß, wenn es ihm gilt, durch ihr Organ die Melodien des Orients vor unserm Ohr ertönen zu lassen, läßt sie wie ein liebliches Kind in sorgloser Anmuth vor uns spielen, wenn er sein Dichterherz in eignen Tönen aufschließt. Mehre sehr schöne eigne Gedichte von ihm zieren diesen Almanach, unter welchen „Die sterbende Blume" (S. 177) besonders ausgezeichnet ist. Von dem zur Einführung der übersetzten „Hamasa" (einer altarabischen Volksliedersammlung) verfaßten trefflichen Gedichte theile ich die Schlußverse hier mit. Nachdem der Dichter das Leben der Araber im schönsten Idyll uns treulich dargestellt, redet er diese seine geliebten Natursöhne in folgenden Strophen an:

Ich hab' Euch bei der Heerde
Und bei dem Herd gesehn,
Gelernt bis zur Geberde
Die Sprache zu verstehn,
Bei Euern wilden Fehden,
Bei Euern stolzen Reden,
Bei Euerm süßen Minneflehn.

Ich hab' in Euern Thälern
Die Brunnen all' erspürt,
Und bin von Euern Fehlern
Und Schwächen selbst gerührt;
Nun kehr' ich heim nach Norden,
Doch Brüder sind wir worden,
Euch sei mein Feuer dort geschürt!

Wie Ihr als Tischgenossen
Mich liebreich habt gespeist;
Wie Ihr mir aufgeschlossen
Eu'r Herz und Euern Geist,

So will ich nun Euch laden
Zu meinen Gastgestaden,
Wenn Ihr die Ehre mir erweist!

Es ist mein Volk, das große,
Das sendet täglich aus
Die Söhn' aus seinem Schoße,
Zu führen in sein Haus
Die Völker aller Zungen,
Und wunderbar erklungen
Ist da ein Weltgespräch beim Schmaus.

O kommt im schlichten Hemde
Zum buntgemischten Mahl!
Ihr sollt, und seid Ihr fremde,
Nicht fremd hier sein zumal.
Ich bring' Euch als die Meinen,
So möget Ihr erscheinen
Im deutschen Gastversammlungssaal.

(Der Beschluß folgt.)

Walter Scott's Geschichte von Schottland. Aus dem Englischen von Friedr. Vogel. Erster Band in 2 Abtheilungen. Darmstadt, Leske. 1830. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn Walter Scott sich durch seine „Geschichte Napoleons" einen etwas zweideutigen Ruf als Historiker erworben hat, so mag ihn, zum Theil wenigstens, die Schwierigkeit der Aufgabe entschuldigen, in deren Lösung Allen oder auch nur Vielen zu genügen, in gegenwärtiger Zeit noch fast unmöglich scheint. Zum zweiten Male erscheint er vor dem Publicum als Historiker, indem er die Geschichte seines Vaterlandes beschrieben hat, und zwar unter Bedingungen, welche ihm dies Geschäft erleichterten und förderten. Seine Aufgabe war nämlich nur, eine allgemeine Skizze der schottischen Geschichte zu entwerfen, welche als Theil des gegenwärtig in England erscheinenden wissenschaftlichen encyklopädischen Werks sich an einen ähnlichen Abriß der englischen Geschichte von Mackintosh *) und der irländischen von Thomas Moore anschließen sollte; es kam also nicht darauf an, neue auf die Quellen zurückgehende Untersuchungen anzustellen, sondern hauptsächlich nur den Resultaten früherer Forschungen Dasjenige zu entnehmen, was einem Gebildeten zu wissen nothwendig ist und ihm zugleich Belehrung und Unterhaltung gewährt.

Eine historische Darstellung dieser Art ist nicht schwer, wenn eine Fülle des mannichfachsten Stoffes vorliegt, sie ist etwas schwieriger, wenn der Stoff dürftig und einförmig ist, und das gilt großentheils in Beziehung auf die Geschichte von Schottland, welches Anfangs dunkle oder geringhaltige Jahrhunderte, dann meist aus gleichen Ursachen entspringende, in sehr ähnlicher Weise sich entwickelnde innere Unruhe und langwierige Kriege mit dem benachbarten England darbietet und endlich auf einer noch nicht hohen Stufe der Entwickelung mit diesem Königreiche vereinigt wird. Bei einer solchen Beschaffenheit kann zuverlässig nur durch vornehmliche Berücksichtigung der dem Lande eigenthümlichen innern Gestaltung, durch Zurücksetzung einer auch bedeutungslose Namen nicht verschmähenden Vollständigkeit und durch verkürzte und gedrängte Darstellung gleichförmiger Begebenheiten der fraglichen Aufgabe genügt werden. Betrachten wir nach diesen Ansichten Scott's Arbeit, so zeigen sich nicht unbedeutende Mängel. Zunächst befriedigt die Darstellung der Culturgeschichte nicht, indem sie weder mit der auch unter den vorhandenen Bedingungen möglichen Bestimmtheit, noch von einem hinlänglich vielseitigen Gesichtspunkt aus entworfen ist; namentlich, um nur Eines anzuführen, ist die in ihren Anfängen so eigenthümliche Gestaltung der schottischen Kirche gar nicht berücksichtigt, obgleich es doch jetzt wol allgemein anerkannt ist, daß die Geschichte keines europäischen Landes während des Mittelalters genugsam verstanden werden kann, wenn die kirchlichen Verhältnisse desselben nicht erwogen werden. Ferner finden sich, besonders in den frühern Zeiten, nicht wenige so unbedeutende Namen, daß dieselben in einer skizzenartigen Darstellung, selbst wenn der Verf. vornämlich schottische Leser vor Augen gehabt hat, überflüssig erscheinen. Endlich ist die Geschichte der Kriege, namentlich der mit England geführten, mit einer Ausführlichkeit beschrieben, welche das Publicum, für welches die Arbeit bestimmt ist, ermüden und langweilen muß, um so mehr als selbst diejenigen Kämpfe, bei welchen es die Behauptung politischer und nationaler Unabhängigkeit galt, nicht mit der Haltung und Erhebung dargestellt sind, welche ein solcher Gegenstand erfodert und dem Beschreiber fast aufdringt. Das Maß der Ausführlichkeit kann aber daraus abgenommen werden, daß der vorliegende 1. Band auf 540 Seiten die Geschichte Schottlands nur bis auf den Tod Jakobs IV. im Jahre 1513 herabführt. Wir schließen unsere Beurtheilung mit einer allgemeinen, auch durch Scott's Arbeit wiederum angeregten Bemerkung über die Behandlungsweise der schottischen Geschichte. Schottland steht auch während der ganzen Zeit seiner Selbständigkeit in enger, fortdauernder Verbindung mit England; es verdankt diesem fast seine ganze Cultur, seine verbreitetere Sprache, seine innern politischen Einrichtungen, seine auswärtigen Verhältnisse beziehen sich fast insgesammt auf dieses Land, selbst wenn sie sich nach dem Festlande ausdehnen, und Kriege mit England bilden insbesondere einen Haupttheil seiner Geschichte. Deshalb erscheint es als sehr passend, zugleich Wiederholungen verhindernd und richtiges Verstehen der Beziehungen zwischen den beiden benachbarten Ländern fördernd, wenn die Geschichte derselben als eine Gesammtheit aufgefaßt und dargestellt wird. Je leichter sich aber dieses Verfahren anwenden läßt, wenn es nicht auf durchgängig neue Forschung ankommt, desto mehr müssen wir bedauern, daß man es nicht bei dem Unternehmen, welchem die vorliegende Geschichte Schottlands ihre Entstehung verdankt, und bei ähnlichen Unternehmungen durchzuführen versucht hat. 25.

*) Ueber die deutsche Uebersetzung des Mackintosh'schen Werks berichten wir nächstens. D. Red.

Vittoria Iturbide. Historisch-romantisches Gemälde des mexicanischen Freiheitskrieges, von Wilhelm von Lüdemann. 3 Theile. Zwickau, Schumann. 1830. 8. 3 Thlr.

„Der Verf. bietet", bemerkt das Vorwort, „der Lesewelt hier ein Werk dar, das er nur ungern mit dem Namen eines Romans bezeichnet sehen möchte. Er selbst hat es ein historisch-romantisches Gemälde des mexicanischen Freiheitskrieges genannt". Es fragt sich nun, ob Hr. v. Lüdemann mehr oder weniger als einen Roman gegeben zu haben meint, oder ob er überhaupt ein Gedicht hat liefern wollen, denn bei einer Kunstgattung kann eigentlich nie von einem Mehr oder Weniger die Rede sein, und ein Kunstwerk verdient bekanntlich nur diesen Namen, wenn es sich selbst mit seinem Inhalt in einer vollkommenen Identität befindet. Hr. v. Lüdemann ist ein zu gebildeter Schriftsteller, als daß wir annehmen könnten, er verbinde mit dem Namen Roman noch alte abergläubische Vorstellungen und halte denselben gar für ein geringes und verächtliches Gebiet, auf dem nur das Unkraut der Fabrikschriftsteller wuchere, aber keine Poesie gedeihe. Um so unbegreiflicher aber ist es, warum er sein Werk nur ungern mit dem Namen eines Romans bezeichnet haben möchte. Hat Hr. v. Lüdemann vielleicht vornehm thun wollen? Dazu wäre hier kein Grund vorhanden, denn die von ihm gebrauchte Bezeichnung: „Historisch-romantisches Gemälde" ist dagegen eine so ordinaire, daß uns ein Schriftsteller, der sich mit etwas so Larem und Unbestimmtem, als ein Gemälde im Sinne poetischer Darstellung ist, begnügen kann, im Voraus mit seiner Kunstbildung verdächtig erscheint. Es

gibt aber wahrhaftig heutzutage für einen darstellenden Dichter nichts Ehrenvolleres und Bedeutenderes, worin er mehr sein Talent zeigen könnte, zu thun, als einen guten Roman zu schreiben.

Der Verf. hätte kaum einen glücklichern und reichern Stoff wählen können als den mexicanischen Freiheitskrieg, der besonders wegen seines überwiegend individuellen Interesses, wegen der einzelnen Gruppen, in denen er sich entwickelt und fortbewegt, wegen seines immerwährenden Zusammenhanges mit persönlich hervorragenden Gestalten, welche die Ereignisse anregen, wegen seiner großartig romantischen Localität und endlich wegen seiner humanen Bedeutung für die Geschichte der Menschheit ein ausgezeichneter Gegenstand für den Darsteller ist. Der Verf. hat seinen ergiebigen Stoff mit Geschick und Gewandtheit benutzt, obwol das eigentlich poetische Talent, die productive Durchbildung des Stoffes, nicht besonders hoch darin anzuschlagen ist. Das Historische war ihm, wie er selbst bemerkt, die Hauptsache, und es läßt sich nicht leugnen, daß er an dasselbe ein nicht gewöhnliches Studium gewandt hat, wie man es in historischen Romanen nur selten antrifft, obwol das bekannte Werk von Bustamente schon eine ziemlich geordnete Zusammenstellung der Begebenheiten des Bürgerkrieges darbot. Hauptsächlich war es ihm jedoch, nach seinem eignen Geständniß im Vorworte, darum zu thun, dem Leser eine angenehme Unterhaltung zu gewähren, und er hat sich dazu aller Mittel bedient, die einem Romandichter nur erlaubt sein dürfen, indem er zu dem natürlichen Stoffinteresse, welches die Geschichte lieferte, noch mancherlei eigne Gestalten hinzuerfand. So sind Vittoria Iturbide, die Schwester des mexicanischen Freiheitshelden, und Don Luis de Vinegas, welche Beide so bedeutend in die Entwickelung des hier anschaulich gemachten Ganzen eingreifen, von der Erfindung des Verfs., und schon deshalb kann das Werk auf den Charakter eines strenghistorischen Gemäldes keinen Anspruch machen, wie es auch überhaupt dadurch, daß die sämmtlichen, vielfach wechselnden Ereignisse des 14jährigen Bürgerkrieges an das Schicksal einer einzigen Familie geknüpft sind, entschieden in das Gebiet des Romans tritt. Die meisten andern Figuren des Vordergrundes sind freilich historisch. Iturbide selbst, der verbannte und nach seiner unglücklichen Rückkehr erschossene Kaiser Mexicos, ist mit besonderer Vorliebe gezeichnet und wird als eine reine, liebenswürdige Gestalt auf dem dunkeln, blutigen Grunde hingestellt, wie sich auch gegen die Reinheit seiner Gesinnung, die so wenig getrübt erscheint, als es unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, kaum ein Zweifel in der Geschichte wird begründen lassen. Neben Iturbide treten auch die Gestalten seiner Vorgänger im Freiheitskampfe, die Guerillas-Anführer Morelos und Hidalgo, in lebendig markirten Bildern hervor. Die wunderbare Expedition des Mina, die Figuren der Guerrero, der Guadelupe u. s. w. sind interessante Episoden, die ihre Wirkung nicht verfehlen. Für die schönsten und eigenthümlichsten Partien in der Darstellung des Verfs. möchten wir jedoch die Schilderungen der Localität, der amerikanischen Natur und Sitte halten, worin Hr. v. Lüdemann sein schon oftmals in dieser Hinsicht bewährtes Talent nicht selten in der blühendsten Fülle zeigt. Der ganze Roman kann als eine sehr ansprechende und unterhaltende Lecture empfohlen werden. 156.

Einige Blicke auf den religiösen Zustand der Vereinigten Staaten im Jahre 1830.

Dadurch allein unterscheiden sich schon die Vereinigten Staaten wesentlich von den Ländern des alten Continents, daß dort die Kirche vollkommen getrennt ist von dem Staate. In Europa glauben Tiare und Scepter sich gegenseitig stützen zu müssen, um bestehen zu können; in Amerika bilden der Staatsbürger und der Glaubende 2 völlig getrennte Wesen; es gibt keine Staatsreligion und keinen bezahlten Cultus; die Regierung beschäftigt sich nur mit den weltlichen, die Kirche nur mit den geistlichen Dingen, und dennoch werden in keinem Lande weder Regierung noch Kirche so geachtet wie dort. Dies ist jedenfalls der schlagendste Beweis gegen das Reden, daß Thron und Altar sich wechselseitig halten müssen. Der religiöse Geist hat im Laufe des letzten Jahres wieder große Fortschritte auf dem amerikanischen Continent gemacht. Die Bibelgesellschaft ist in ihrer Wirksamkeit äußerst thätig gewesen; ungerechnet einer Menge Unterabtheilungen, hat sie dermalen 657 Hülfsgesellschaften; die Einnahme betrug 143,184 Doll., die Ausgabe 147,081. Ueber 200,000 Bibeln und Neue Testamente wurden vertheilt. Die Missionsgesellschaften, geleitet von den verschiedenen einzelnen Sekten, waren nicht minder thätig. Auch hier fielen die Einnahmen sehr bedeutend aus; auch hier geschah zum Besten der Menschheit Vieles, und besonders rühmlich zeigten sich hierin die Gesellschaft der Missionnaire für das Innere des Landes, d. h. für die Wirksamkeit unter den Ureinwohnern. Von den Tractatengesellschaften (630 an der Zahl) läßt sich das Gleiche sagen. Es sind eine ungeheuere Menge von Schriften von ihnen vertheilt worden, und ein großer Theil waren wahrhaft nützliche und nicht blos, wie leider die meisten der in andern Ländern von solchen Vereinen ausgegebenen, solche, die blos auf eine müßige mystische Gefühlsspielerei hinauslaufen. Zur Beförderung der Sonntagsfeier, der Sittlichkeit, der Mäßigkeit, der nützlichen Kenntnisse rc. existiren in jenem Lande eine große Zahl freier Vereine, deren Wirksamkeit durch Vermehrung der Mitglieder rc. von Jahr zu Jahr steigt und von denen viele bereits Belege ihrer großen Nutzbarkeit durch die That gaben, während alle schon durch ihre Errichtung ein anerkennungswerthes Zeichen des guten und zugleich praktischen Sinnes der Nordamerikaner geben. Besonders wohlthätig hat sich das Wirken der Gesellschaft der Freunde der Mäßigkeit erwiesen. Neigung zu starken Getränken gehörte zu den Hauptlastern des Volkes in den Verein. Staaten, und welche Quelle anderer Laster und des Elends dieser Hang ist, bedarf wol kaum einer Erwähnung. Es war daher ein wirklich segensvoller Gedanke, durch einen Verein achtbarer Männer diesem Uebel zu steuern, seine Weiterverbreitung zu verhindern und seine Quellen zu verstopfen, und die schnelle Ausbreitung, welche der Verein durch alle Provinzen der Union fand, und die Größe Dessen, was er bewirkte, zeigen, wie es nur eines Anstoßes bedurfte, um den bessern Geist in der Nation zu wecken. Die Klagen der Branntweinbrenner in fast allen Orten der Verein. Staaten über verminderten Absatz; die Klagen europäischer Handelshäuser, von denen manche, namentlich aus französischen Häfen, sonst jährlich mehre tausend Orhoft Branntwein nach Amerika absetzten; vor Allem die Verminderung der sonst in den meisten amerikanischen Städten bis zur Ungebühr gehäuften Trinkhäuser und Kneipen beweisen mehr als Alles, wie kräftig bereits dieser Verein dem Uebel entgegenwirkte, und nicht unerwähnt mag sein, daß im Jahre 1830 über 50 Detachements der Landmilizen unaufgefodert die öffentliche Erklärung ablegten, dem Genuß gebrannter Wasser entweder gänzlich zu entsagen oder ihn auf sehr kleine Portionen zu beschränken. Daß übrigens das Uebel, gegen welches dieser Verein kämpft, in den letzten Jahren daher zu einer furchtbaren Höhe in den Verein. Staaten gestiegen war, geht daraus hervor, daß, nach genauen Berechnungen, im Durchschnitt jährlich auf jeden Kopf (Weiber und Kinder mit eingerechnet) bis 5 Gallons Branntwein kam, daß sich zu gleicher Zeit die Zahl der Bettler und Armen fast vervierfachte; daß jährlich über 30,000 Menschen blos durch die Wirkung des Trunkes in ein zu frühes Grab sanken, und daß in mehren Städten immer unter 4 Verbrechen, die begangen wurden, 3 als aus dem Trunk entstanden sich zeigten. Dieser abscheuliche Zustand der Dinge hat nun, wie gesagt, seit Errichtung jener Gesellschaft auf das erfreulichste zu ändern sich begonnen, sodaß man bei weiterm Erfolge hoffen darf, nach und nach jenes wahre Landesübel gänzlich verschwinden zu sehen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 56. — 25. Februar 1831.

Die Musenalmanache für 1831.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 55.)

Unter den bekanntern Dichtern ist zunächst Adalbert von Chamisso zu rühmen. Die Gedichte, mit denen er diesen Almanach beschenkt hat, gehören zu den besten im Buche und zu den besten des Verfs. „Frauenliebe und Leben" ist ein köstliches Liederidyll, so zart als tief, so naturwahr als kunstreich. Die schönsten Elemente des weiblichen Lebens sind in ihrer ganzen idealen Allgemeinheit aufgefaßt und doch in individueller Gestaltung in bestimmten scharfen Zügen trefflich wiedergegeben; das Ganze in sehr gefälliger, anmuthiger Form. Diese Gedichte dürften Lieblingslieder der Frauenwelt werden, besonders wenn ihnen das verdiente Glück zu Theil würde, gute Melodien zu Begleitern zu finden. In einer durchaus andern, nicht minder trefflichen Weise ist „Das Mordthal" gedichtet. Die wilde, großartige Natur des amerikanischen Wüstensohnes in ihrem kräftigen Gegensatz gegen die klügelnde Gesinnung des Pfleglings europäischer Bildung tritt mit ihrer schaudererregenden Gewalt hervor und erhält das Gemüth von Anfang bis zu Ende in ergreifender Spannung. Man möchte sagen, daß dies Gedicht den Sinn des Lesers ebenso riesenfest packt wie der Arm des Wilden vom Ontario den nächtlichwandernden Europäer, der sich als seine Beute schon verloren gibt. Dies ist die Poesie der Naturkraft. Der prächtige Terzinenstrom, in dem das Ganze sich ergießt, gibt dem Bilde, während seine Gestalten sich in der gewaltsamsten Bewegung zeigen, die tiefste epische Ruhe, wodurch die mächtige Wirkung vollendet wird. In Hinsicht der wirksamen Darstellung einfacher, naturmenschlicher Zustände stehen dieses und einige ähnliche Gedichte des Verfs. als unübertroffene Muster da.

Von Hoffmann v. Fallersleben findet sich ein wackeres, muthwilliges „Trinklied". In den Gedichten von Justinus Kerner sucht eine zartwehmüthige Gemüthsstimmung durch kunstlosinnigen Ausdruck einen Anklang in dem Herzen des Lesers und hat ihn in dem meinigen gefunden. Auf die lobenswerthen Gedichte von E. Langrehr aufmerksam zu machen ist um so mehr Pflicht, als dieser Dichtername noch weniger bekannt ist. Es sind ihrer 3, von welchen besonders „Des Ahnherrn Erwachen" einen glücklichen Gedanken würdig und sorgfältig ausführt. Auch darum ist mir dasselbe lieb, weil die vergangene Größe der ritterlichen Vorzeit hier nicht in der modischwiderlichen Manier einiger ritterthümlichen Dichter von heute bewinselt, sondern, wie es unserm, dem bürgerlichen Zeitalter einzig gebührt und ziemt, als der Keim eines größern, geistigglücklichern Lebens gepriesen wird. Durch diese Beziehung bahnt mir dasselbe den Weg zu einem Gedichte von Gustav Schwab. Es ist dies ein Gespräch, gehalten im Jahre 2031. Der blinde Greis, von seinem Urenkel in die Sommerluft hinausgeführt, fragt, ob der Wald grün, ob der wildgeschwollene Strom sich schlängelnd durch das Thal dränge. Statt des Waldes wachsen Rüben, statt des Flusses schleicht ein Kanal. — Aber Ruderschlag, schwellende Segel, lachende Schiffer werden doch darauf sein? — Mit nichten! Das rauchende Dampfschiff hat jedes andere neben sich verdrängt. — Und auf der Landstraße, hört man nicht Rossestrab? — Der Knabe sah nimmer ein Pferd. Der Dampfwagen macht so edle Thiere überflüssig. — Auf der Weide keine Kühe? — Die liegen weichgelagert im Stall; da werden sie fett. — Und die trotzig aufstrebende Ruine mit dem Gießbach? — Da steht die Fabrik mit dem schönen rothen Ziegeldach; der Bach fließt in hölzerner Rinne und spült das blaue Garn. — Sitzt der Storch noch auf des Thurmes spitzem Dach? — Da steht das Bethaus breit und flach. — Und die Töne der Glocke? — Der Schallstab ruft gellend zur Andacht. — Das ist zu viel. Der Greis will in sein Haus zurück. Nun aber erschaut sein inneres Auge die Pracht und Fülle seiner Jugendzeit. Vergangenheit wird ihm zur Gegenwart. Die letzte Begeisterung rafft ihn dahin. Er geht in die Hütte zurück zum ewigen Schlaf und Traum. Man sieht, wie es dem Dichter gelingt, selbst unsere für kahl verschrieene Gegenwart als schöne große Vorzeit in die Poesie der Zukunft einzureihen. Geduld, Geduld! Auch unsere Größe wird einst kolossal dastehen in einer mikroskopischen Folgezeit. Wie viele unserer Pigmäenenkel wird sie einst als Riesenzelt vor jedem Unwetter schützen, die unermeßliche Kamasche, die den Fuß eines heutigen Musketiers bedeckt! Welche künstliche Maschinerien werden dazu gehören, um diese Welt von Leinwand und zinnernen Knöpfen fortzuschaffen! Dann weint und klagt um eure Vorzeit, ihr

Poetlein der Nachwelt! — Zwei andere Gedichte von Gustav Schwab: „Kaiser Heinrichs Waffenweihe“ und „Der Dichter und die Fremden“ sind ihres Meisters würdig.

Anastasius Grün, der sich durch einige glückliche poetische Versuche schon einen guten Namen erworben, hat auch zu diesem Almanach ein Gedicht beigetragen. Der demselben zum Grunde liegende Gedanke ist schön, in der Ausführung aber viel weitläufiger als nöthig entwickelt. Ein gutes Gedicht gestattet keinen Auszug; der Leser soll aber urtheilen, ob dem folgenden Auszug aus dem erwähnten Gedichte zur vollständigen Ausführung noch etwas fehlt.

Der letzte Dichter.

Wann werdet ihr Poeten
Des Singens einmal müd'?
Wann endlich ausgesungen
Ist's alte ew'ge Lied?

So lang die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't,
Und noch Ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn;
So lang noch Augen lächeln
Und hell vor Freude sprühn;

So lang noch Gräber trauern
Und die Cypressen dran,
So lang Ein Auge weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

Ein strenger Splitterrichter dürfte, wenn er auch die trauernden Gräber und die beiden harten Elisionen im 2. und 4. Verse der 1. Strophe als poetische Licenzen vorüberließe, doch vielleicht von diesen 6 Strophen wol noch ein Paar zu einer verschmolzen wünschen. Das Gedicht hat aber 14 Strophen und wenn unter den 8 hier weggebliebenen sich auch einige recht schöne finden, so duldet die Göttin Poesie doch auch des Guten nicht zu viel, oder vielmehr, was ihr zu viel ist, kann nicht gut sein, und wenn es das Beste wäre.

Nachdem nun von den bedeutendern Gedichten dieses Almanachs so ausführlich gesprochen worden ist, als es ihr Werth und die Wichtigkeit dieses der Aufmerksamkeit so würdigen poetischen Jahrbüchleins erfoderte, mag die Reihe der übrigen bekanntern Mitarbeiter unter flüchtiger Erwähnung an den Leser vorübergehen, da die Enge des Ra..es zum Schlusse drängt.

E. M. Arndt. Gute, kernhafte Gesinnung und richtiger Blick. Mehr Leidenschaft als Kraft. Eigenthümlichkeit genug, aber zu wenig Neuheit. Das beste ist: „An die von Welland“, S. 96.

Karl Egon Ebert. Freie, reine Dichternatur in ungezwungener Ergießung. Höchst gewandt in der Form, könnte sich jedoch etwas mehr concentriren. „Der Rhonegletscher“ spricht tiefer an als das Gedicht „Am Rhein bei Basel“.

K. Mayer. Seine frischen, lieblich hellen Gedichte verdienen freudige Erwähnung. Ich möchte sie Waldlieder nennen, weil sie die Empfindungen, die einen reinen, kräftig sinnigen Wanderer im frischen duftigen Waldgebirge durchathmen, in einfachen Naturtönen reizend wiedergeben. Eines der kleinern zur Probe mitzutheilen, muß mir doch noch erlaubt sein.

Waldfrieden.

Im Kreis von Wald und Binsen,
Bedeckt mit Wasserlinsen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimsten Stellen,
Umgaukelt von Libellen,
Tritt hier ein badend Reh.

O sei nicht scheu und blöde!
Bei mir ist keine Rede
Von Jagd, Verletzung, Tod;
Mir thut der Waldesfrieden,
Den Gott auch Dir beschieden,
Ja selber einzig Noth.

L. Schefer. Sein „Abschied von Griechenland“ ist ein Gedicht in wohlklingenden Stanzen, in welchem er über das schöne Land, von dem der alte hohe Geist gewichen ist, in stiller Wehmuth seinen scheidenden Blick gleiten läßt.

Graf von Platen. Vollendet schöne, antike Form. Der Gedanke edel, aber selten originell. Dieser Dichter weiß, wie man dichten muß, und kann es dennoch nicht. Er hat das Wie, aber es fehlt ihm das Was. „Aschermittwoch“ verdient den Preis von seinen übrigen Beiträgen.

A. W. von Schlegel. Schöne Stanzen zu Göthe's Geburtsfeier.

W. Waiblinger. Ein wortreicher Dichter, der sich meist in poetischen Redensarten und Reminiscenzen hin und her bewegt. In diesem seinem Charakter finden sich hier 7 schlecht versificirte Gedichte in elegischem Sylbenmaße, die er „Sicilianische Lieder“ nennt. Besser ist sein „Abschied von Sicilien“, der in wohlklingenden Stanzen einige schöne, wenn auch nicht eben neue Bilder und Gedanken zusammenreiht.

J. C. Freih. v. Zedlitz. Zwei Romanzen, von denen eine, „Die Mutter“, das Gefühl mild und wohlthuend anspricht, die andere „Der Ritter und die Maske“ aber kalt läßt.

Absichtlich ist in diesem Berichte Alles, was dem Wendt'schen Almanach einen Werth gibt, mit Genauigkeit berührt worden, um den Leser auf den Reichthum desselben aufmerksam zu machen. Des Unbedeutenden, was Fallstaff „Futter für Pulver“ nennen würde, ist auch dem Raume nach nur wenig darin vorhanden, und so ist denn dieser verdienstvollen, der Förderung und Erhaltung echter Poesie so zuträglichen Unternehmung eine lange Fortdauer wol zu wünschen.

Die Verlagshandlung hat den Almanach mit Lud-

wig Tieck's willkommenem Conterfei ausgestattet und überhaupt dem geistvollen Büchlein einen zierlichen typographischen Körper gegeben, von welchem man kaum glauben sollte, daß Reimer'sche Druckerschwärze auf seinen Blättern ruht. 87.

Politische Oekonomie oder Grundsätze der Wissenschaft der Reichthümer. Von Joseph Droz. In deutscher Uebersetzung herausgegeben mit einem Vorworte von Keller. Berlin, Dümmler. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Originalwerk vorliegender Uebersetzung wurde in Frankreich mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und den Lesern der „Revue encyclopédique“ wird erinnerlich sein, wie im 42. Bande, Juni 1829, dieser französischen Zeitschrift, die „Économie politique ou principes de la science des richesses“ von Joseph Droz, welche in demselben Jahre erst erschienen war, von Karl Renouard in so vieler Beziehung, namentlich auch wegen ihrer reizvollen Klarheit und wegen des großen Verdienstes der Ordnung und logischen Aufeinanderfolge der Ideen, gerühmt wurde. Zwar erwähnte der Beurtheiler zugleich tadelnd eine allzu geschmückte Ausführlichkeit einzelner Theile; und es ist nicht zu leugnen, daß das Lob der logischen Darstellung, von einem Franzosen ausgesprochen, einen Deutschen noch nicht zu außerordentlichen Erwartungen veranlaßt, der Tadel einer zu eleganten und blühenden Darstellung hingegen, den ein Franzose ausspricht, den Deutschen leicht jene französische Eigenschaft der galanten Oberflächlichkeit befürchten läßt, die ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der französischen Literatur im Vergleich mit der deutschen ausmacht. Nichtsdestoweniger zeigt eine Prüfung des Werkes selbst sehr bald, daß ihm allerdings das Lob der gefälligen Klarheit und der streng logischen Behandlung des Stoffes in ausgezeichnetem Grade zukommt, und daß der Tadel der allzu geschmückten Ausführung einzelner Theile nicht eben von großem Belang ist, obschon hier und da vielleicht ein wenig Rhetorik hätte gestrichen werden können, ohne der Sache zu schaden.

Dieselbe Ueberzeugung gewann auch der Herausgeber vorliegender deutscher Uebersetzung, als er die Schrift genauer studirte. Und da ihm schien, als werde die Lücke eines in sich abgeschlossenen Systems der Nationalökonomie für Anfänger in dieser Wissenschaft, welche das Werk in der Urschrift ausfüllen sollte, auch in Deutschland empfunden, so entschloß er sich, dasselbe in einer deutschen Uebersetzung auch der vaterländischen Literatur zueigenzumachen. Wir sind ihm dafür in der That allen Dank schuldig; denn obschon wir an den trefflichen Systemen von Storch, Buchanan, Rau, v. Soden, Lotz, Lips u. A. nicht Geringes besitzen, so ist doch durchaus noch nicht ein Werk vorhanden, das den Tironen in der Volkswirthschaftslehre einen so lichtvollen und sichern Pfad in das Innerste dieser erhabenen Wissenschaft ebnete, wie dies Werk von Droz. Dabei hat es das große Verdienst, mit einer wahren Meisterhand in die großen, voluminösen Ideenwelten der unsterblichen Begründer und Fortpflanzer dieser Wissenschaft einzuführen, ohne daß man es bemerkt, mit welchen Studien die Bekanntschaft mit diesen Ideen auf einem andern Wege hätte errungen werden müssen. In dieser Hinsicht ist das Droz'sche Werk auch für die Männer vom Fach ein wahrer Schatz, welches denn auch der geistreiche Verfasser selbst in seiner Vorrede mit bescheidener Hoffnung ausspricht. Wir müssen in dieser Beziehung auch dem Herausgeber vollkommen beistimmen, wenn er S. vi seines Vorwortes sagt: „Es kommt mit diesem Büchlein zunächst auf den Versuch an, ob nicht für die Classe der Geschäftsmänner, die nach bänderreichen, ebensowol in die Breite als in die Tiefe gehenden wissenschaftlichen Werken in der Regel nicht sehr lüstern ist, durch eine leichtere, dialektisch gewinnende Darstellung hinlängliche Vorbereitung und zugleich Anreiz zum gründlichen Studium der fast schon verschollenen, und gleichwol an classischer Ruhe und Fülle des Geistes noch unübertroffenen Untersuchungen Smith's zu gewähren sei. Wer einmal von diesem Baume der Erkenntniß [ein unpassendes Bild an dieser Stelle!] gekostet, wird nicht leicht dann auch die Werke eines Say, Sismondi, Storch, Skarbeck, Malthus, Ricardo, Mill, Buchanan, M'Culloch, Senior, Hufeland, Lotz, Soden, Rau und Anderer außer Anspruch lassen“. Wir haben die Ueberzeugung, daß dieser Versuch durch das Wesen des Buches selbst schon a priori gelungen sei. Denn wer sollte durch eine ebenso reiche Kenntniß als edle Begeisterung für wahre Humanität, wahre Freiheit und wahres Menschenglück nicht angereizt werden zum Fortschreiten auf gleicher Bahn?

Das System des Verfs. ist, insofern man ihm eine Richtung nach einer einzelnen Seite hin beimessen kann, das geläuterte Industriesystem, von welchem aus er zugleich die wichtigsten geschichtlichen Momente der Staatswirthschaft beurtheilt. Wie edeln Sinnes derselbe sei, wird man schon aus folgenden ersten besten Bruchstücken des Buches ersehen. „So lange Hr. Huskisson im englischen Ministerium war“, sagt der Verf. in der Vorrede, „boten die Sitzungen des Parlaments ein großes Interesse dar: die Abdankung dieses ausgezeichneten Mannes ist ein allgemeines Trübsal“. „Weit entfernt (liest man ferner in der Schrift), jemals die Beschäftigungen des Geistes, welche keine Reichthümer erzeugen, geringzuschätzen, sollte man vielmehr die Arbeiter, deren Ziel ein materielles ist, erheben durch Zugesellung Anderer, die eine glückliche Ausbildung der sittlichen Anlagen voraussetzen“. „Die politische Oekonomie, recht verstanden, wird allzeit die Hülfsgenossin der Moral. Laßt uns die Reichthümer nicht als Zweck ansehen; sie sind nur ein Mittel. Ihre Wichtigkeit ergibt sich aus dem Vermögen, das sie verleihen, Beschwerlichkeiten zu beseitigen; und die werthvollsten sind diejenigen, welche der größten Anzahl Menschen zum Wohlergehen gereichen“. „Colbert's Name verdeckte vor den Augen vieler Personen lange Zeit die Mängel der französischen Reglements. Doch wollen wir diesen großen Mann nicht leichtsinnig beschuldigen. Wir können nicht wie er übersehen, in welcher Lage er Frankreich fand und über welche Hülfsmittel er verfügen konnte, um den Gewerbfleiß zu heben; doch, was sag' ich, erst hervorzurufen, denn eigentlich hatten wir nur plumpe Fabriken“. „Die Grundlage eines guten Finanzsystems kann nur in der Verminderung der Ausgaben bestehen“. „Stewart meint, man müsse den Armen das Heirathen verbieten. Diese Ansicht ist empörend; sie verletzt Rechte, welche aus dem Dasein selbst fließen. Die Gesellschaft würde durch die Laster, deren größere Verbreitung sie veranlaßte, am meisten bestraft werden; sie würde rechtmäßige Kinder gegen eine größere Anzahl von Kindern der Lust austauschen. Die Gewaltthätigkeit ist eine schlechte Rathgeberin; die Weisheit muß sanftere und wirksamere Mittel haben, das Gute zu erzielen“. Wir enthalten uns fernerer Anführungen, da in der That die ganze Schrift von dem edelsten Geiste durchdrungen ist.

Die Eintheilung des Ganzen ist, wie schon bemerkt wurde, ungemein klar und einfach. Vier Bücher umfassen den gesammten Stoff der Darstellung. Das erste Buch handelt „Von der Bildung der Reichthümer“. „Zweck der politischen Oekonomie, Reichthümer, Nützlichkeit, Werth und Preis, Production, Arbeit, Sparsamkeit und Capitalien“ sind die Gegenstände der 6 Capitel dieses Buches. Das zweite Buch spricht gemeinsam „Von der Bildung und der Vertheilung der Reichthümer“. Die einzelnen Capitel dieses Buches handeln von der „Wichtigkeit der Vertheilung der Reichthümer, von dem Eigenthum, von der Theilung der Grundbesitzungen, von der Gewerbefreiheit, von den Gesetzen, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe“ vorschreiben, und von denen, „welche die Güte der Waaren bestimmen“ (welche beide gänzlich gemisbilligt werden), „Von den verschiedenen Arten des Handels, von den Zöllen, von der Münze, von den Papieren, welche die Münze ersetzen, von den nothwendigen Aufmunterungen für den Gewerbfleiß“. Das

dritte Buch redet ausschließlich „Von der Vertheilung der Reichthümer". Hier wird in 6 Capiteln die Lehre „Vom Einkommen, von der Grundrente, von der Rente des Geldes, von den Gewinnsten und dem Lohne, von den Maschinen und von der Bevölkerung" abgehandelt. Das vierte Buch endlich stellt die Grundsätze „Von der Verzehrung der Reichthümer" dar, und dessen 4 Capitel sprechen „Von der Verwendung des Einkommens, von der Besteuerung, von den Anleihen und von dem Misbrauche, den man von der politischen Oekonomie machen kann".

Die Vorrede des Verfs. enthält sehr schätzbare und werthvolle Betrachtungen über die Literatur der von ihm dargestellten Wissenschaft. Aus dem Vorworte des Herausgebers der deutschen Uebertragung können wir nicht umhin, einen Seitenblick auszuheben, auf: „den langweiligen Chorus jener redseligen Begriffspinsel, welche von den Lehrstühlen der sich selbst zu den Metallen (ad flava metalla) verurtheilenden Weltweisheit herab die Wirklichkeit anbeten, wie sie denn zu allen Zeiten, das Vernünftige aus dem Elende des Bestehenden herauszufinken, zu der würdigen Aufgabe gemacht haben, ihres eignen Preises werth zu sein".

Es sei am Schlusse noch bemerkt, daß der Herausgeber nicht selbst die Uebersetzung ausgearbeitet, sondern (wahrscheinlich wegen überhäufter Staatsgeschäfte) durch einen Dritten hat besorgen lassen. Doch revidirte er dieselbe genau, und sie ist auch im Ganzen ebenso correct als geschmackvoll. 70.

Die kirchliche Archäologie, dargestellt von F. H. Rheinwald. Mit 2 lithographirten Tafeln. Berlin, Enslin. 1830. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Ueber diesen Zweig der historischen Wissenschaft besitzt die neuere Zeit 2 große Werke, das eine in römischem Geiste abgefaßt von Binterim, das andere mit protestantischer Kritik behandelt von Augusti. Auch hat Letzterer ein „Lehrbuch der kirchlichen Alterthümer" bearbeitet. Man findet aber in diesen sämmtlichen Schriften, was man von Gelehrten, die sich gern die Mühe nehmen, in einem Wuste von geschichtlichen Quellen und Documenten sich langsam zu bewegen und dem Trockensten einen eisernen Fleiß zu widmen, immer auch schon zu erwarten pflegt, bei dem Reichthum geschichtlicher Kenntniß und bei der Schärfe antiquarischer Kritik einen Mangel an Geschmack und Darstellungsgabe. Wenn dagegen der Schriftsteller, aus dessen Feder die vorliegende kirchliche Archäologie geflossen ist, vielleicht weniger eigne umfassende Studien gemacht hat, nicht gerade von eigenthümlicher Forschung auf dem Boden des christlichen Alterthums merkwürdiges Zeugniß ablegt, vielmehr den Resultaten früherer Untersuchungen, z. B. seines Meisters Neander, Gieseler's, Augusti's, sich anschließt, so gebührt ihm der Ruhm einer schönen Anordnung des Ganzen, einer lichtvollen Darstellung des Einzelnen. In einer übersichtlichen Einleitung entwickelt er vorerst die Archäologie der kirchlichen Gesellschaftsverfassung, sodann die des Cultus und die der kirchlichen Sitte. Anstatt gehäufter Citate führt er in den Anmerkungen die wichtigsten Beweisstellen wörtlich in der Ursprache auf. Daß er manche archäologische Streitfrage unentschieden dahinstellt, macht seiner Achtung vor der Wahrheit Ehre. Möchten es ihm hierin alle jüngern Historiker gleichthun, die den Leser so gern mit eignen unbegründeten Hypothesen überschütten!

Wir billigen es, daß der Verf. unter die Materien, die sonst ungehörig in die kirchliche Archäologie eingemischt werden, namentlich die Geschichte des Märtyrer- und Mönchthums sowie die kirchliche Geographie rechnet. Er schließt ferner die christliche Kunstgeschichte davon aus und hat nur in einem Anhange eine Archäologie der christlichen Bildwerke und Sinnbilder gegeben. Wir begreifen jedoch nicht, warum? Es hat zwar in den 3 ersten christlichen Jahrhunderten keine Bilder in den religiösen Versammlungshäusern der Christen gegeben, und die bildende Kunst ward überhaupt von den Bekennern des Evangeliums angefeindet, weil man den Gedanken an das Heidenthum und den Götzendienst von ihrer Pflege nicht trennen zu können glaubte. Aber doch kamen von Konstantins Zeit an Bilder in die Kirchen; sie machten bald darauf schon in gewissen Gegenden einen Bestandtheil des Cultus aus, und wenn sie früher auch dem Gottesdienste nicht zugehörten, so waren sie doch in den Familien heimisch, schmückten die Wohnungen der Lebenden und der Todten. Sonach scheint die Archäologie der Kunst wenigstens mit der Archäologie der kirchlichen Sitte im Zusammenhang zu stehen. Die andere Seite der Kunst, die redende und tönende, bleibt ja doch auch nicht ausgeschlossen von dem Verf. 12.

Paganini in seinem Reisewagen und Zimmer, in seinen redseligen Stunden, in gesellschaftlichen Cirkeln und seinen Concerten. Aus dem Reisetagebuche von Georg Harrys. Braunschweig, Vieweg. 1830. 16. 10 Gr.

Aus diesem wenige Bogen umfassenden Büchlein lernen wir einige Besonderheiten des berühmten, durch Kunst und eigenthümliche Persönlichkeiten so anziehenden Künstlers kennen, die gewiß von allen Denen mit Interesse gelesen werden, welche sich an dem Spiel des wunderbaren Meisters erfreuten und von seiner seltsamen, so höchst ungewöhnlichen Erscheinung angezogen wurden. Es ist sehr lobenswerth, daß der Verf. sich nicht auf pathetische Dichtungen über Paganini's Kunst, über die Eigenthümlichkeit seines Genius eingelassen hat; das Meiste dieser Art ist unglaublich leeres, hohles Wortgepränge. Aber wir sehen Paganini hier wie er ist, nämlich wie sein äußeres, zufälliges Sein beschaffen ist, wie er in seinem Zimmer, im Schlafrock und in Pantoffeln sich ausnimmt; erfahren, was er im Reisewagen, was im Gasthof thut, wie er sich in Gesellschaften benimmt, wie er über Dies und Jenes, was ihm im täglichen Leben aufstößt, denkt. Dies Alles ist freilich nicht sonderlich wichtig; aber es ist doch interessant, und wir erhalten dadurch viel kleine treffende Züge zu dem Bilde des außerordentlichen Mannes. Rec., der denselben aus eignem Umgange ziemlich genau kennt, darf der Treue und Aufrichtigkeit, mit welcher diese kleinen Züge wiedergegeben sind, ein gültiges Zeugniß ausstellen. Sehr erfreut es, aus dem Büchlein nicht nur die literarische, sondern auch die menschliche Bescheidenheit des Verfs. zu erkennen, der ein so schonendes, so völlig leidenschaftloses Urtheil über einen Mann ausspricht, von dem er als zweimonatlicher Geschäftsführer und Reisegefährte gewiß Manches ertragen mußte, was bei Andern Erbitterung erregt haben würde. Wir empfehlen daher allen Freunden Paganini's die Durchlesung des kleinen Büchleins und stehen nicht an, diesen wenigen Blättern größern Werth zu verleihen als dem aufgeschwollenen, von fremden Federn dicht ausgestopften Buche des Hrn. Schottky. 47.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1831.

Für die Bildner der neuen Städteordnung in Sachsen.

Ein allgemein anerkannter Fortschritt zum Bessern, der aus den verhängnißvollen Ereignissen des Septembers des verflossenen Jahres in Sachsen hervorging (wie aus jedem Uebel zuletzt ein Gutes als Residuum hervorgeht), ist die Reformirung der Städte- und Gemeindeverfassungen, welche feierlich zugesagt und bereits mit Eifer begonnen wurde. Zwar, wir können es uns nicht verhehlen, sind wir Sachsen auch hierin, wie in so vielen andern Stücken, hinter den rasch vorwärtsschreitenden deutschen Nachbarstaaten einigermaßen zurückgeblieben, und auch hier ist, was ein hoher sächsischer Staatsmann einst zu uns sagte: „Wir Sachsen wollen immer das Beste und versäumen darüber das Gute!" allerdings geschehen. Baiern hat längst eine geläuterte Gemeindeverfassung von seinen Regenten erhalten, und wer kennte nicht die seit Jahren schon im preußischen Staate bestehende und vielbesprochene Städteordnung? Allein, wir Sachsen haben nun den Vorzug des bedächtigen Fußgängers, daß wir einestheils die Fußstapfen und wol auch die Fußtritte der raschen Vorläufer zu Lehre, Beispiel und Warnung benutzen können, anderntheils auch so sichern Schrittes einherzugehen vermögen, daß hoffentlich kein Zurückwanken zu befürchten sein wird. Das ist eben das unschätzbare Privilegium des Stabilitätssystemes oder des Systems der allmäligen Reformen (wie es Pölitz nennt), daß man, wenn man schreitet, immer nur vorwärts, nie wieder rückwärts zu schreiten braucht, und daß, wie das deutsche Sprichwort sagt: „Langsam kommt auch ans Ziel", oder, wie schon jener paradoxe Lehrsatz des alten Mathematikers von der bedächtigen Spinne, die den schnellfüßigen Achilles am Ende überholt, zur Genüge beweist, man mit desto größerer Sicherheit sich zuletzt am Ziele befindet. Möchte nur nun das begonnene Werk der Städteordnung in Sachsen sich eines lebendigen, unaufhaltsamen Fortganges zu erfreuen haben, möchten insbesondere auch diejenigen ehrenwerthen Männer, denen die Abfassung dieser Städteordnung aufgetragen ist, die Anfoderung des Zeitgeistes an die Rechtsgesetzgebung, der deutschen Volksthümlichkeit und dem Nationalcharakter überhaupt sich enger anzuschließen, treu beachten! Möchte jenes afterrömische Consuln-, Prätoren- und Senatorenwesen, mit seinen kleinen und großen Tyranneien, der deutschen Bürgerthums- und Schöffenverfassung weichen, damit die Städtebewohner sich der milden väterlichen Leitung der von ihnen selbst gewählten Obern mit ganzer Seele erfreuen dürfen! Die beste Hoffnung, daß dies in Sachsen geschehen werde, ist uns gegeben. Materialien zur Ausbildung einer wahrhaft volksmäßigen Städteverfassung sind in der Schriftwelt genügend vorhanden. Nicht blos die berühmten Werke eines v. Raumer, Streckfuß, v. Ulmenstein über die preußische Städteordnung, sowie die treffliche Schrift von Behr über die Wünsche und Bedürfnisse Baierns, bieten reichen Stoff zur Vergleichung und Erwägung dar. Es sind neuerdings noch so manche unverkennbar wohlgemeinte und tüchtige Versuche über diesen Gegenstand ans Licht getreten, welche nicht zu übersehen sind, und wir erlauben uns unter Anderm namentlich auf eine lehrreiche und gründliche Arbeit eines jungen Schriftstellers aufmerksam zu machen, der sich durch seine jüngst erschienene Abhandlung über den Handel*) das Zutrauen des Publicums schon erworben hat. Es ist dies folgende Schrift:

Die Gemeindeverfassung in ihren Wirkungen auf Gemeindewohl, nebst Gedanken zu einem Entwurfe für die Rheinlande aus dem Gesichtspunkte eines Verwalteten. Von Anton Freiherrn von Mylius. Köln, Bachem. 1830. 8. 16 Gr.

Der Ausdruck: „aus dem Gesichtspunkte eines Verwalteten" kann sonderbar scheinen, und er ist es auch; mindestens bleibt er ungrammatisch und deshalb unverständlich. Indeß hellt sich dem Leser der Begriff, welchen der Verf. damit verband, allerdings auf, leider aber erst auf der 9. Seite, wo man Folgendes vernimmt: „Noch fast alle Schriftsteller über das Communalwesen gingen von dem Standpunkte und den Erfahrungen aus, die sie als Beamten oder Verwalter gewonnen hatten; und einen Unterschied muß es immer in den Ansichten der Verwaltenden und der Verwalteten geben, zu welchen Letztern der Verfasser gehört". Früher (nämlich in der Vorrede) hat man erfahren, daß gewisse Verhältnisse den Verfasser mit dem praktischen Geschäftsleben entzweiten, und so erklärt es sich nun, daß derselbe unter dem Gesichts-

*) Vgl. Nr. 261 d. Bl. f. 1829. D. Red.

punkte des Verwalteten seinen eignen Gesichtspunkt, als den eines von den Geschäften der Staatsverwaltung unabhängigen Bürgers, mit einem Worte: eines Unterthanen, versteht. Ohne das Buch zu lesen, würde man freilich wol kaum auf den Sinn dieses Wortes, der nur durch den Gegensatz klar wird, fallen. Das ist aber nicht gut!

Desto reiner und fehlerfreier ist die Darstellung in der Schrift selbst. Was dem Verfasser als Hauptidee vorschwebte, war: das Unwürdige und Ungenügende der französischen Communalordnung, dieser drückenden Gemeindebevormundung, für die preußischen Rheinländer darzuthun und sodann mit Rücksicht auf die liberalere preußische Städteordnung einen Entwurf für diese blühende Provinz Preußens zu geben, nach welchem die Gemeindeverfassung daselbst ebenso national als mit Bürgerselbständigkeit vereinbar begründet werden möge. Diejenigen, sagt der Verf., welche eine Liberalität und hohe Weisheit in dem französischen Gesetze sehen, bedenken nicht, daß es, trotz allen Modificationen, immer eine drückende Vormundschaft und in mancher Hinsicht sehr nachtheilig für die Gemeinden ist, wenn sie ihre Beamten nicht selbst wählen dürfen; daß das französische Gesetz jedenfalls die Repräsentation der Gemeindeglieder sehr mangelhaft angeordnet und zu manchen Verationen Gelegenheit übriggelassen hat, die auch in der Wirklichkeit nicht ausgeblieben sind. Erwägt man übrigens, daß jetzt fast allgemein die Behörde, ohne alles Zuthun der Gemeinden, und ohne sich an irgend eine Beschränkung zu binden, die Gemeindebeamten ernennt, so bedarf es kaum erst einer Prüfung des französischen Communalwesens. Nichtsdestoweniger unternimmt der Verfasser diese Prüfung und stellt die Uebel, die aus der mangelhaften Communalordnung entsprungen seien, nicht ohne Kühnheit dar. Es ist in der That erfreulich, in gegenwärtiger Zeit patriotische Gesinnungen wie folgende zu vernehmen: „Preußen hat den Grundsatz, daß mit dem sorgfältig organisirten und selbständig geleiteten Gemeindewesen die sicherste Entwickelung der bürgerlichen Freiheit und die innigste Anhänglichkeit an die Regierung und das Vaterland zusammenhängt, längst anerkannt, während Frankreich bei aller seiner gepriesenen Freiheit, nach so vielen Stürmen und Blutscenen, trotz den neuerdings gepflogenen Verhandlungen, bei seiner Vormundschaft über die Gemeinden beharrt, und so lange die Verantwortlichkeit der Minister in dem französischen Sinne besteht, beharren muß. Wer sollte nicht in Preußens Städteordnung, sei er Preuße oder Ausländer, den großartigen, milden und freisinnigen Charakter erkennen und bewundern, der unsern Monarchen vor allen Fürsten Europas bezeichnet! Wer sollte nicht aus seinen der Städteordnung vorausgeschickten Worten die väterliche Fürsorge für das Wohl des Volkes entnehmen?" Wir stimmen von Herzen in dieses Lob ein, obwol wir glauben, daß der große, bescheidene Monarch, käme ihm dieses Buch in die Hand, aus dem: „vor allen Fürsten" wol ein: „unter" machen oder es gar ausstreichen würde.

Wir fahren fort, den Inhalt des Buches im Allgemeinen anzugeben. Nachdem also der erste Abschnitt desselben von den ernannten und von den durch die Gemeinde selbst gewählten Gemeindebeamten, natürlich zu Gunsten der Letztern, gesprochen hat, liefert der zweite den Entwurf einiger Grundzüge zu einer Communalordnung für die Rheinprovinzen. Es wird hier zuerst von den Gemeinden überhaupt, dann von dem Localbürgerrechte, drittens von den Wahlen gehandelt. Als Hauptgrundsatz stellt der Verf. in letzter Beziehung auf: „daß, je besser und sorgfältiger die Wahlformen bestimmt sind, d. h. je mehr es der öffentlichen Stimme gestattet ist, sich kundzugeben, man auch um so gewisser sein kann, daß aus den Wahlen tüchtige Männer hervorgehen. Findet aber Letzteres statt, so bedarf es auch nicht genauer und ängstlicher Vorschriften für deren Geschäftsführung". Von der Wahl- und Stimmfähigkeit schließt der Verf. nur die ganz Vermögenslosen, die Leute von nicht unbescholtenem Rufe, die Beamten, die Nichtchristen und alle übrige Personen aus, die schon nach gemeinem Rechte als unselbständig angesehen sind. Am Schlusse wird von den Gemeindebeamten selbst gehandelt. Sie sollen durchaus frei und von der Gemeinde selbst gewählt werden. Uebrigens sollen dieselben in einer doppelten Behörde bestehen, in einem Gemeinderathe und in einem Bürgermeister. Die einzelnen Bestimmungen leset Ihr Sachsen, die Ihr von gleichen Interessen bewegt werdet, selbst nach und vergesset nicht den Schluß des Buches: „Nur da, wo vereinte Kräfte wirken, geht Großes hervor!" 70.

Lettres sur les États-unis, par le prince *Achille Murat*, fils de l'ex-roi de Naples, à un de ses amis d'Europe. Paris, 1830.

Der Norden Amerikas bietet in diesem Augenblicke ein Schauspiel dar, das wahrhaft würdig ist, die Aufmerksamkeit des Beobachters zu fesseln. Zehn bis 12 neue Staaten sind soeben im Werden begriffen; sie sind ganz frischen Ursprungs, dürften aber bald auf dem jungfräulichen Boden der Civilisation zu beträchtlicher Größe heranwachsen. Achille Murat, Sohn des ehemaligen Königs von Neapel, den ihre reißenden Fortschritte in Erstaunen setzten, entwirft davon eine wohlgefällige Schilderung in diesen Briefen, die aus Wascissa, nahe bei Tallahassée in Florida, datirt und an einen seiner Freunde in Europa gerichtet sind. So ernst nun auch der Verf. seinen Gegenstand behandelt, so kommt darin doch gar Manches vor, worüber man sich diesseits des Ozeans wol nicht des Lächelns erwehren dürfte. Dahin gehört z. B. die Beschreibung des Wahlverfahrens. Rückt diese Epoche heran, erzählt A. M., so setzen sich die Candidaten in Bewegung. Sie gehen von Wohnung zu Wohnung, sich um die Stimmen der Wähler zu bewerben. Endlich kommt dieser Tag: die Wahlrichter schwören, indem sie die Bibel küssen, ihre Amtsverrichtungen mit Redlichkeit zu erfüllen. Sie sitzen um einen Tisch, nahe bei einem Fenster. Eine alte zusammengeflickte Cigarrenbüchse, mit einem Loch im Deckel, ein Blatt Papier und ein Schreibzeug bilden das Material des Locals. Die Wähler erscheinen Einer nach dem Andern vor dem Fenster, geben ihren Namen an und stecken ihren Stimmzettel in die Büchse. Beim Kommen und Weggehen stolpern sie zuweilen ein wenig. Es kommt dies daher, weil das Volk jener Gegenden gern trinkt. „Die Wähler sind daher schon am frühen Morgen halb berauscht". Man kann daraus leicht

auf ihren Zustand gegen Mittag und vornehmlich am Abend schließen. „Selten demnach", dies sind des Verfs. eigne Worte, „entsagt das souveraine Volk seiner Gewalt ohne eine allgemeine Schlacht". Jedweder übrigens unterwirft sich der Mehrheit. „Vox populi, vox dei ist sein absolutes Axiom". Als eine wahre Landplage Amerikas werden die Advokaten bezeichnet. „Die meisten derselben", wird gesagt, „vermögen nicht, sich aus dem Schmuz zu erheben. Erbärmliche Chicanenmacher, suchen sie nur Streitigkeiten unter den armen Unwissenden hervorzurufen und schleppen sie vor allen Gerichtshöfen herum, um einige Dollars ihnen abzupressen. Viele von ihnen verdienen nichts, weil sie keine Prozesse haben, und werfen sich alsdann auf die Politik". Eine noch größere Plage aber bedroht den kleinen Staat, dessen Fortschreiten uns geschildert wird. Kaum fängt er an, zu einigem Wohlstande zu gelangen, so scheinen auch bereits Vagabunden, Bankerottierer, Agioteurs aus allen Theilen der Union sich daselbst ein Stelldichein zu geben. Sie sind dort so zahlreich und erlangen eine so große Bedeutsamkeit, daß es ihnen oft gelingt, die Wahlen zu beherrschen und sich der Regierungsgewalt zu bemeistern. Allein, wird hinzugefügt, dies ist nur für den Augenblick. Mit zunehmender Bevölkerung werden auch die rechtlichen Leute wieder die Oberhand gewinnen und am Ende die schlechten Subjecte beseitigen. Man gewahrt aus diesen Zügen, daß A. M., so sehr er auch zu Gunsten seines neuen Vaterlandes eingenommen ist, demselben doch keineswegs schmeichelt. Er spricht mit Offenherzigkeit, vornehmlich bei Schilderung des eben nicht sehr liebenswürdigen Charakters der Bewohner der 6 Staaten Neuenglands, von jenen ehrsamen Yankees, „die man an der Gewandtheit erkennt, mit der sie sich Zahlungsverbindlichkeiten zu entziehen wissen". Ihre Capitalien sind unermeßlich; allein, alle Mittel, sich zu bereichern, sind ihnen schon recht. „Sie besitzen eine schamlose Gewinnsucht". Gleichwol sind dies, wie der Verf. bemerkt, eben jene äußerst strengen Presbyterianer, denen es ein großes Aergerniß gibt, die Katholiken Sonntags so fröhlich zu sehen, indeß sie selber so traurig sind und an jenem Tage nicht einmal spazierengehen wollen, aus Furcht, ihn zu entheiligen. Kürzlich erhielt ein Brauer aus ihrer Gemeinde in der Kirche einen Verweis, weil er am Samstage Bier gebraut, das Getränk mithin folgenden Tages zu *arbeiten* (zu gähren) Gefahr lief. „Ihre Sittenlehre besteht jedoch weit mehr darin, Sonntags nicht spaziren zu gehen und zu singen, als keinen betrügerischen Bankerott zu machen". Diese 6 Freistaaten sind jedoch nicht blos der Sitz des commerciellen Eigennutzes, sie sind auch noch," wie A. M., um sie sich wieder zu Freunden zu machen, belobend hinzufügt, der Sitz der Aufklärung. Der Unterricht ist dort allgemein verbreitet. Schulen, Universitäten findet man in Menge. „Boston, ihre Hauptstadt, ist das Athen der neuen Welt". Endlich gibt es vielleicht in diesen 6 Freistaaten mehr erleuchtete Männer als in allen 18 übrigen. Hat man jedoch mit ihnen irgend etwas abzumachen, wobei das Interesse ins Spiel kommt, so möge man sich wohl in Acht nehmen, denn diese Athenienser sind sehr pfiffig. Man findet in Amerika 2 politische Parteien von ganz verschiedener Tendenz: die föderalistische und die demokratische. Auch A. M. erwähnt ihrer in seinen Briefen. Er beurtheilt beide mit ziemlicher Unparteilichkeit; gleichwol verräth er einige Hinneigung zu den Demokraten. Uebrigens versichert er, es seien diese Parteien nicht gefährlich. „Der ruhige und majestätische Gang unsers Freistaats", sagt er, „beweist dies". Der Mißerfolg des letzten Kriegs Amerikas mit England scheint indessen darzuthun, daß, ohne diesen Zwiespalt der Parteien, der Freistaat einen, größere Achtung gebietenden Gang genommen haben würde, und nöthigenfalls könnte man sich deshalb auf A. M. selber als Autorität berufen. Er erzählt uns nämlich über die Wahl des vorletzten Präsidenten ziemlich seltsame Dinge, die, wären sie wahr, den hohen Begriff ein wenig schwächen würden, den er uns von der Majestät seines Freistaats geben will. Ungeachtet der als Grundsatz angenommenen und anerkannten Unfehlbarkeit des souverainen Volks nämlich, vermochte man es nicht, sich zu verständigen, und da keiner der Candidaten die erfoderliche Stimmenmehrheit erhalten hatte, so wurde die Wahl des Präsidenten, nach Vorschrift der Verfassung, der Repräsentantenkammer anheimgegeben. Hr. Adams wurde ernannt. Sofort aber schrie man von einem Ende Amerikas bis zum andern über Scandal, Bestechung, Verkäuflichkeit. Und A. M. findet selbst, daß man, diesen Ruf zu erheben, Grund hatte. Die Beweise eines gehässigen Kaufhandels scheinen ihm klar zu Tage zu liegen. Diese und mehre andere Charakterzüge, welche die Briefe enthalten, führen aber endlich zu der Schlußziehung, daß eben jener von vielen Enthusiasten der Freiheit so sehr bewunderte Freistaat das Gewand der Unschuld schon längst nicht mehr trägt, und daß man dort neben den Vorzügen der Civilisation auch die meisten Laster derselben beisammenfindet. Wir waren endlich nicht wenig erstaunt, in A. M. *einen Vertheidiger der Sklaverei* zu gewahren. Er selbst besitzt Negersklaven, ist fest entschlossen, sie nicht frei zu geben, und beweist etwa in folgenden Worten sein Recht über dieselben: Ein Mensch fängt ein Pferd ein und zähmt es; er hat über das Pferd ein gesellschaftliches Recht, d. h. ein Recht, das die Gesellschaft ihm schützt und verbürgt. Entkommt ihm das Pferd, so erleichtert die Gesellschaft dem Eigenthümer die Mittel, dessen wieder habhaft zu werden. Diese Beweisführung ist freilich so gar triftig eben nicht, denn es ist allerdings einiger Unterschied zwischen einem Pferde und einem Menschen. Inzwischen ist unser Verf. selbst Sklavenbesitzer; er sucht daher alle Gründe aufzubieten, um seine Interessen zu vertheidigen. Er geht dabei noch weiter als andere Amerikaner, die der Sklaverei das Wort reden und deren Nothwendigkeit behaupten, ohne in Abrede zu stellen, daß sie ein Uebel sei. A. M. betrachtet sie im Gegentheil als etwas Gutes. Ohne Sklaven, meint er, könnte man keine großen Capitalien auf den Ackerbau verwenden, weil durch die Hitze des Klimas jedwede anhaltende Arbeit für den Weißen tödtlich wird. „Der Sklaverei", sagt der Verf., „verdankt man die reißend schnelle Bevölkerung unserer Wüsten. Dabei gewährt sie noch einen andern Vortheil: der Pflanzer, frei von jeder mechanischen Beschäftigung, hat weit mehr Zeit, seinen Geist zu bilden". Dies heißt nun freilich beweisen, daß die Sklaverei etwas Gutes ist, jedoch immer nur für den Herrn des Sklaven, der seinestheils wol einige nicht so leicht zu beseitigende Einwendungen dagegen zu erheben haben möchte. 27.

Scherben. Novellen und Erzählungen, mit einer lyrischen und einer dramatischen Zugabe. Von O. L. B. *Wolff*. Erster und zweiter Theil. München, Franckh. 1830. 12. 2 Thlr. 18 Gr.

Der Verf. führt seine bisweilen recht gefälligen Erzählungen unter allerhand sonderbaren Titeln der Lesewelt vor; hier sind es Scherben, die wir erhalten, und wir wünschen, daß sie dem Leser mehr werth erscheinen mögen, als Scherben es gewöhnlich sind. Schon bei einer andern Gelegenheit haben wir dem Verf. ein gewisses Talent für die kleine, sentimental-humoristische Erzählung, die sich in bürgerlichen Kreisen bewegt, zugesprochen, und dies Urtheil findet an den vorliegenden Bekanntmachungen einen neuen Beleg.

Die 5 Novellen, welche uns hier gegeben werden, genügen, über die Gaben des Verfs. aufzuklären und die Gattung zu erkennen, wo diese am meisten zu seinem Vortheil erscheinen. Sie bezeichnen zugleich die Grenzen des Gebiets, auf dem er sich mit Freiheit bewegt, und lehren uns erkennen, daß, wiewol er im Fortschreiten begriffen scheint, gewisse Conceptionen nie völlig von ihm beherrscht werden mögen. Es ist die kurze, gefühlvolle und unverwickelte Erzählung, die ihm gelingt; in größern Bildern tritt Zerstreuung ein, und die Lichter werden matt und unbefriedigend. Seine „Denkwürdigkeiten eines Hoflakaien"

und in diesen Bänden „Die schöne Jüdin" und „Heilung durch Krankheit" beweisen dies. Sein Styl verschmäht bisweilen niedrige und nicht schriftfäßige Ausdrücke nicht, und seinen Situationen fehlt es oft an Geschmack. Allein, einfachere Erfindungen beherrscht er gut, seine Darstellungsweise ist sehr lebendig, reich an Wechsel und oft fast dramatisch. In dieser Art ist sein „Schiffskoch" ausgezeichnet. Der Grund der Erzählung ist zwar nur eine Criminalgeschichte; allein, die Charakteristik und die Form des Vortrags ist trefflich. Doch, wir wollen die einzelnen Leistungen in der Reihe, wie sie uns vorgelegt werden, etwas näher ansehen, um auf diesem Wege zu einer bessern Begründung unseres Urtheils über den Verf. zu gelangen. Die erste Erzählung: „Die Verstummte", ist ziemlich roh und bisweilen fast kindisch. Das Interesse an Antoniens Schicksal ist gering, die Charaktere sind gewöhnlich, die Erzählungsweise von einer Kunstlosigkeit, die nicht ohne Ansprüche ist. „Die schöne Spinnerin" ist fast nur Skizze, aber besser im Vortrag; die Erfindung ist unbedeutend, es fehlt an aller Verwickelung, und die Einführung Guido Reni's leistet für diesen Mangel nur geringen Ersatz. In „Heilung durch Krankheit" zeigt sich die Darstellungsweise des Verfs. in ihrer Eigenthümlichkeit; sie ist mannichfaltig, von wechselndem Ton und dramatisch. Allein, die Erfindung ist wiederum schwach und der Gedanke gewöhnlich. Der Rahmen des Bildes ist ein größerer, und nicht aller Raum darin ist auf ansprechende Weise ausgefüllt. Unter den angehängten Poesien hat Einiges Bedeutung. Die Ode der Soo-whuy zeigt von poetischer Kraft; Anderes, wie die Tändeleien in südwestlichen Weisen, sind durch Formgebung hervorstechend, wiewol meistens nur Nachahmungen, aus dem Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Holländischen und Französischen. Die madecassischen Lieder sind nicht übel. Im 2. Bande zeigt sich der Verfasser bedeutender. Zuerst liefert er eine historisch-romantische Erzählung: „Die schöne Jüdin", oder die Geschichte Alfons VIII., Königs von Castilien. Diese Gattung sagt der Feder des Verfs. nicht zu; hier verliert er jede Art von Originalität, und es bleibt kaum eine schwache Nachahmung der Van der Velde, Spindler und Zschokke übrig. Die ganze Erzählung scheint nur geschrieben zu sein, um als ein Idiotikon des Judenhebräisch zu dienen. Ganze Seiten klingen, wie folgt: „Chas Bescholem (das sei ferne), daß ich dein Rozeiach (Mörder) werde", erwiderte Ruben. „Welchen Reibach (Nutzen) hätte ich davon! Es waren Bessere da als Du, Kecholl Hajam!" (wie Sand am Meere) „Was sagst Du von meiner Habsucht" erwiderte Rahel „bist Du es nicht, der mich zu allen diesen Houphin (Foderungen) antrieb, Ernf Vobuker. Aber verschwarzen will ich, wenn ich Dir wieder folge". „Haschem lischmereini" (Gott behüte mich), rief der Rabbiner, „daß ich mich an Dir vergreife. Gehöre ich nicht zu den Aschkenes (Deutschen)? Was Du bist, Rahel, verdankst Du meinen Lissim (Wohlthaten), drum folge mir. Bitte Dir als ein Chesset (Gnade) aus, den Melach (König) noch einmal zu sehen, wirf Dich zu seinen Raglaim (Füßen) und dann Emormat veousse Harbe" (sage wenig und thue viel) u. s. w. Das übersteigt die Erlaubniß, und der Verf. hätte seine Erzählung ebenso wohl hebräisch schreiben und sie dann ins Deutsche übersetzen können. Die Geschichte endet natürlich mit der Enttäuschung Alfons und dem Verderben der schönen Jüdin. Auf diese nicht besonders erfreuliche Erzählung folgt die treffliche Novelle: „Der Schiffskoch". Die an sich anziehenden Elemente der Geschichte sind hier mit großer Kunst zu einem so fesselnden Gemälde verknüpft, als Kruse oder Hoffmann nur immer geliefert haben. Das Verbrechen und seine allmälige Entdeckung, die Charaktere, die Episoden, Alles zieht uns an, und wir glauben, daß dies die Gattung ist, für die der Verf. ein ausgesprochenes Talent bekundet. Wir stellen diese Geschichte dem „Fräulein von Scuderi" an die Seite. Der einzige Punkt, der uns darin nicht völlig befriedigt, sind die Motive des Schweigens für Persen; Geld und Gut sollte in diesem Fall nicht als Motiv gebraucht sein. Die Episode von dem frommen Schuhmacher ist sehr gut. Diesen Band beschließt eine dramatische Zugabe: „Der ewige Jude", die als ein Bruchstück die Durchführung der Idee wünschen läßt. Es zeigt sich hierin ein nicht gewöhnliches Talent, eine schöpferische Kraft und eine Tiefe der Beobachtung, welche der Ermunterung würdig sind. Die Auffassung des Ahasverus ist ohne Vergleich dichterischer als die in der Klingemann'schen Tragödie; der Stadtrichter, wie die Bürger, sind Urbilder der Albernheit, und die Gestalt Wilhelms ist unstreitig eine ungewöhnlich kräftige und schöne dramatische Conception. Uns scheint, der Verf. würde wohlthun, seine Kräfte einmal auf diese Production zu concentriren und sein bisheriges Umherschweifen auf allerhand Gebieten aufzugeben, um etwas Tüchtiges im Drama hinzustellen. Die gegenwärtige Gleichgültigkeit gegen Erzeugnisse dieser Art darf ihn nicht zurückschrecken, es wird damit schon besser werden! Allein, Zerstreuung schwächt, und der Verf. muß mit seiner Kraft haushälterisch umgehen, wenn sie nicht ganz verschwinden soll. Mit diesem wohlgemeinten Rath entlassen wir ihn, unsern Lesern sein Buch als ein unterhaltendes anempfehlend. 40.

Notiz.

Unter den artistisch-wissenschaftlichen Unternehmungen unserer Zeit verdient der in der Herder'schen Buchhandlung zu Freiburg erscheinende „Atlas von Europa" in 222 Blättern besondere Aufmerksamkeit, und Ref. glaubt, die Leser d. Bl. zu verpflichten, wenn er ihnen einige Worte darüber mittheilt. Der Maßstab, die Größe der Blätter, sowie die Zahl derselben für jeden einzelnen Staat, welche als besonderes Ganzes abgelassen werden, ergeben sich aus dem Prospectus, welchen abzuschreiben wir keine Neigung haben; dafür sagen wir dem durch ähnliche mislungene Versuche mistrauisch gewordenen Publicum gern, daß es hier etwas Ausgezeichnetes erhalte.

Die Charte ist in Stein gravirt, mit einer Sauberkeit und Eleganz, wie man sie selten findet, aber freilich von der Handlung erwarten durfte, aus welcher das schöne Werk über die badische Rheingrenze hervorgegangen; dabei wird der Gebrauch ungemein durch die ingeniöse Einrichtung erleichtert, die Zeichen für die Ortschaften, sowie alle Straßen (nach dreifacher Abstufung) roth einzudrucken. Dies sind Annehmlichkeiten, welche allerdings für die Richtigkeit noch keine Bürgschaft gewähren, und ein umfassendes Urtheil läßt sich erst abgeben, wenn man Blätter aus ganz verschiedenen Gegenden vor sich hat und diese nach den vorhandenen Materialien genauer prüft. Indessen mußte es bei Ref. ein sehr günstiges Vorurtheil erwecken, daß er einige von den bisher erschienenen 10 Blättern Frankreichs theils aus eigner Ansicht, theils bei Zuziehung höchst zuverlässiger Hülfsmittel, durchaus richtig fand, den Kleinigkeiten, wie z. B. Somme tourpe statt tourbe u. s. w. können dabei nicht füglich in Betracht kommen. Auf diesen Blättern bemerkt man noch gern die Departements und Cantongrenzen, die Bezeichnung der Präfecturen, Unterpräfecturen, Gerichtshöfe, Poststationen, der Bergwerke u. A. m., sodaß die Charte für den Reisenden, den Zeitungsleser, Geschäftsmann und Militair gleich brauchbar ist. Letzterm möchten wir sie vorzüglich auch zum Studium der Kriegsgeschichte empfehlen, wozu sie ausnehmend angemessen sein möchte, wenn auch der Maßstab nicht gestattet hat, alle Dörfer aufzunehmen; mit der Donnet'schen Reduction braucht sie den Vergleich nicht zu scheuen und greift beim Gebrauche gewiß die Augen weniger an als diese sonst ganz schätzbare Arbeit.

Ein solches Unternehmen, welches Deutschland wahrhaft Ehre macht, verdient allseitige Unterstützung, und wir wünschen sie dem Verleger um so mehr, da es außerordentliche Kosten veranlassen muß, und der Preis doch verhältnißmäßig ausnehmend billig gestellt ist. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1831.

Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft im Jahr 1830. Nach eignen im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt von C. G. Freimund. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 6 Gr.

Als die Nachricht von dem Aufstande in Warschau Europa im Fluge durchlief, ertönte unter verschiednen Nationen nur Eine Stimme: „Kein Volk hat größeres Recht zum Aufstande als die Polen!" und nur Ein Wunsch: „Möge Polen in verjüngter Kraft als unabhängiger Staat mit einer zeitgemäßen, constitutionnellen Verfassung wieder in die Reihen europäischer Staaten treten und die Vormauer des cultivirten Europas gegen den russischen Koloß bilden!" Jene Stimme, dieser Wunsch flossen größtentheils aus der Entrüstung über die an Polen verübten, jedes sittliche Gefühl, jeden Rechtssinn verhöhnenden Gewaltthaten früherer Zeit und aus der Abneigung oder dem Abscheu vor der Willkürherrschaft eines Autokraten. Und in der That, der Aufstand der Polen für ihre Unabhängigkeit und ihr Recht für die Rettung ihrer Nationalität scheint schon gerechtfertigt zu sein, wenn nur ein Blick auf die Geschichte dieses unglücklichen Volkes, von der ersten Theilung im Jahr 1772 bis auf die jüngste Zeit, geworfen wird. Nur engherzige, selbstsüchtige Verfechter eines alle Nationalität vernichtenden Gewalt- und Eroberungssystems, wie es von Napoleon, der keine Volksthümlichkeit anerkannte oder achtete und Völker wie Heerden zerriß und Staaten wie Bauernhöfe vertheilte, über Deutschland ausgeübt worden, können diesem Polen, das zwar nicht ohne eigne Schuld gefallen, aber durch ein so unablässiges, ernstes Ringen nach der Herstellung der verlorenen Selbständigkeit alle civilisirten Nationen mit sich ausgesöhnt hat, ihre Achtung und Theilnahme versagen. Selbst auf dem Congresse zu Wien, wo zum letzten Mal von den Großmächten das Schicksal Polens entschieden wurde, schien man einen Augenblick daran zu denken, das alte Unrecht zu sühnen und die Rechte der polnischen Nationalität zu achten; Lord Castlereagh bemerkte unter Anderm in einer Note an die Mächte, von denen Polens Schicksal zunächst abhing, „daß das Glück der Polen und die Ruhe dieses wichtigen Theils von Europa nicht befestigt werden könnten, wenn man ihren Gewohnheiten und allen ihren Nationalgebräuchen Gewalt anthue. Ein solcher Versuch habe nur dazu gedient, in den Polen das Gefühl des Misvergnügens und der Herabwürdigung zu erwecken, Unruhen zu veranlassen und in ihnen das Andenken an vergangenes Elend wieder aufzufrischen". Rußland, Preußen und Oestreich erklärten sich im Sinne des englischen Bevollmächtigten; die beiden Erstern machten Zusicherungen von Verfassungsrechten, und vorzüglich merkwürdig ist die Antwort des Letztern auf die englische Note: „es würde die größten Opfer nicht gescheut haben", erklärte es, „die heilsame Wiederherstellung eines unabhängigen Königreichs, Polen, dessen Regierung der polnischen Nation anvertraut würde, wiederzuerzielen, wenn es nicht durch ausdrückliche Zusagen an das Theilungssystem gebunden wäre. Dieses sei unbezweifelt der sicherste Beweis, daß der Kaiser weit entfernt sei, in Dem, was die polnische Nationalität betreffe, einen Grund zur Eifersucht oder Unruhe für den Umfang seines Reichs zu erblicken. Zu keiner Zeit habe Oestreich das freie und unabhängige Polen als eine feindselige Nebenbuhlerin betrachtet, und die Grundsätze, welche die erlauchten Vorfahren des Kaisers und Sr. kaiserlichen Majestät selbst bis auf die Zeiten der Theilungen von 1772 und 1793 geleitet hätten, seien nur durch das Zusammentreffen gebieterischer und von dem Willen der östreichischen Monarchen unabhängiger (!) Umstände aufgegeben worden".

Aber Polens Loos war geworfen; der größte Theil des Herzogthums Warschau, 2270 Quadratmeilen, mit 3½ Millionen Einwohnern, fiel, nach der Uebereinkunft zu Wien, Rußland zu, das bereits von dem alten Polen 7679 Quadratmeilen und über 8 Millionen Einwohner (Lithauen und beinahe ganz Kleinpolen) seinem Reiche einverleibt hatte.

Ueber den Zustand dieses zuletzt mit Rußland vereinigten, in ein Königreich verwandelten Polens unter russischer Herrschaft gibt obige Schrift, mit welcher die deutsche Literatur über die jüngsten Ereignisse in Polen eröffnet wird, sehr beherzigungswerthe und interessante Bemerkungen, die bei jedem Unbefangenen, auch abgesehen von dem unvertilgbaren Rechte jeder unterdrückten Nation, welches auch der freimüthige Verf. anerkennt, indem er S. 9 sagt: „Jedes Volk, das einen andern, in

Sprache und Sitten ganz verschiedenen, durch die Natur zur Selbständigkeit bestimmten Stamm sich gewaltsam unterjocht, muß jeden Augenblick gewärtig sein, daß der unterdrückte Stamm seine heiligen Rechte wiedergeltend mache", den Aufstand der Polen erklärlich machen und rechtfertigen. „Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe haben uns geleitet", sagt der Verf. im Vorworte, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß wir unter seinen Bemerkungen, die er in Polen selbst zu machen Gelegenheit hatte, keine einzige gefunden, die nicht durch Thatsachen belegt wäre. Mit Recht erinnert er auch im Vorworte: „Die schwerern Anklagen gegen die russische Regierung, welche sich hier vorfinden, dürfen nicht auf Rechnung des edeln Kaisers Nikolaus kommen u. s. w." Die meisten Uebel fanden sich schon tief eingewurzelt vor seinem Regierungsantritt vor, und ihn über die wahre Lage Polens zu täuschen, mag den höhern, von Egoismus geleiteten, in der Servilität erstarkten Staatsbeamten nicht schwer gefallen sein.

Der Verf. stellt S. 10 die Frage auf: „Was hatte Polen unter russischer Herrschaft gewonnen?" Sie zu beantworten, deutet er mit wenigen Zügen Polens zerrüttete und unglückliche Lage an, in der es sich zur Zeit befand, als es Rußland zufiel, und hält es für den ersten Gewinn, daß Alexanders von der Politik geleitete Großmuth ein neues polnisches Königreich bildete und diesem „eine auf liberale Ideen basirte Constitution, die wenigstens ein Element der Verjüngung des Staates sein konnte", gab, ihm Sprache, Nationalfarbe und Wappen ließ. Dann verdankt Polen der russischen Herrschaft die Errichtung einer Universität in Warschau, die Begründung einiger Lyceen und Anstalten zur Ausbildung in technischen und Kriegswissenschaften, für Landwirthschaft und Gewerbe. Religiöse Duldung ist erst durch die russische Herrschaft in Polen heimisch geworden, „alle christliche und jüdische Religionsparteien, ja selbst die Mohammedaner haben freie und öffentliche Religionsübung". — „Außerdem war das Hauptaugenmerk der Regierung seit der Bildung des Königreiches auf den Staatshaushalt, auf Handel und Gewerbe und auf äußere Verschönerungen im Lande und in der Hauptstadt gerichtet. Die Finanzen des Staates waren in der letzten Zeit, vorzüglich durch die Einsicht und Thätigkeit des Ministers Lubecki — Desselben, der als Abgeordneter von Warschau nach Petersburg geschickt worden, die Sache seines Vaterlandes verlassen hat und vom Reichstage des Hochverraths schuldig erklärt worden ist — wohl geordnet, der Credit des Staates durch die Anlegung der Bank in Warschau, durch das Pfandbriefsystem und andere wohlthätige Einrichtungen gesichert worden; der Bergbau wurde durch Anstellung tüchtiger Ausländer gehoben und die Landwirthschaft durch Unterstützung, vorzüglich der Schafzucht, gefördert; das Fabrikwesen war durch Erleichterung der Colonisation fremder, vorzüglich deutscher Fabrikanten, in einzelnen Zweigen wenigstens, bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen, sowie der Handel durch den Bau von Kunststraßen, Kanälen, durch das Schiffbar- und Unschädlichmachen der Flüsse und durch Einrichtung mehrer guten Posten belebt, und die Verbindung mit Rußland trug nicht wenig dazu bei, den polnischen Kaufleuten einen vortheilhaften Absatz zu sichern. Für äußere Verschönerungen war auch genug geschehen. Viele neuerbaute Häuser, vorzüglich Zollhäuser und Gasthöfe, fallen den von Kalisch nach Warschau Reisenden angenehm ins Auge, und Warschau selbst hatte sich seit 1815 so verschönert, daß es Früheranwesende kaum wiedererkannten. Die Regierung bemühte sich fortwährend, öffentliche Gebäude aufzuführen, elende Hütten durch schöne Häuser ersetzen zu lassen, und alle besuchtere Theile von Warschau bezeugten dieses rühmliche Streben der Regierung. Sodann war auch das freilich schon zu Napoleons Zeit vorgebildete polnische Heer gut organisirt worden. Alles dieses sind rühmliche Bestrebungen, die auch jeder vernünftige Pole dankend anerkannte. Da sie zum Theil vorzüglich dem Fabrikanten- und Handelsstande zugutekamen, und solche vorzüglich in Geschäften nach Polen reisten, und Reisende überhaupt bei kürzerm Aufenthalte nur das zunächst in die Augen Fallende beobachten konnten, so trug dies natürlich dazu bei, daß man *die Polen* für recht glücklich hielt". So beantwortet der Verf. die gestellte Frage und erläutert das Einzelne in Anmerkungen, die manche interessante Angaben enthalten. Nach dieser Anerkennung Dessen, was Polen unter russischer Herrschaft gewonnen hat, geht er zur zweiten Frage über: „Inwiefern erfüllte die russische Regierung nicht die Hoffnungen, welche Alexanders Großmuth Anfangs in den Polen erregte? Welche Ansichten wurden auch in Polen geltend gemacht, die, in Rußland vielleicht noch nöthig, die Polen verstimmen und erbittern mußten?" Mit gleicher Ruhe und Wahrheitsliebe wird auch diese Frage gelöst. Die Hauptklage der Polen gegen die Regierung war, daß die mit Rußland schon seit 1772 vereinigten Provinzen nicht, wie Alexander es versprochen hatte, mit dem Königreich verbunden, und daß die Constitution des Königreichs sowol als der Sinn, in dem sie gegeben war, zu oft verletzt wurden. Ersteres war ein großer politischer Misgriff. War es mit der Bildung eines eignen polnischen Königreichs und mit der Erhaltung der polnischen Nationalität, was man auf dem wiener Congresse feierlich genug versicherte, ehrlich gemeint, so hatten alle Polen gleiche Ansprüche darauf, und das sicherste Mittel, Ruhe und Zufriedenheit herbeizuführen und zu erhalten, wäre eine Vereinigung aller dem russischen Scepter gehorchenden Polen zu einem Staate gewesen; durch das befolgte System wurde kein Theil befriedigt. „Man kann sich denken", bemerkt der Verf., „welcher Stoff zu Gährungen aufgehäuft werden mußte, wenn in einem Theile der altpolnischen Provinzen durch Verwilligung einer Constitution, durch Organisiren eines abgesonderten Heeres, durch Verstattung der polnischen Sprache in allen Regierungsangelegenheiten, durch Beibehaltung volksthümlicher Farben und Wappen das alte Polen einigermaßen verjüngt schien, während die gebildeten Bewohner des andern Theiles durch die ehemalige politische Einheit, durch

Sprache und Sitte mit dem verjüngten Staate fortwährend geistig verbunden, sich durch Ukasen regiert, durch den russischen Adler beherrscht und durch russische Regierungsformen ihrer Nationalität nach und nach beraubt sehen mußten".

(Der Beschluß folgt.)

Die Bonvivants. Charakterbilder. Von H. G. Rumsen. Erster Theil. Leipzig, Klein. 1831. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Die lockere Art zu schreiben, welche wir pedantischern Leute in ein eignes Fach nicht recht unterzubringen wissen, weil sie Roman, Geschichte, Reisebeschreibung, alles eins ins andere ist, stammt schon von Lucian her. Seitdem darauf Sterne in „Yorick's empfindsamer Reise" mit seiner eigenthümlichen Auffassungsweise eine Menge der verschiedenartigsten Dinge eben durch das Verhältniß, worin er sie zu jener Stimmung setzte, zu einer erfreulichen Einheit zu bringen gelehrt, seitdem kam diese Form sehr zu Ehren, und noch heutiges Tages scheint Mancher ihm Dank zu wissen für die gemächliche Erfindung, daß zu einem interessanten Buche kein langer Plan nothwendig sei, anstatt, wie billig, sich sehr vor jenem Labyrinth zu fürchten, weil es zwar leicht ist, hineinzugerathen, aber zweifelhaft, ob man den Ariadneischen Faden zu finden und nachzuweisen wisse, wie z. B. Yorick durch sein Sentiment, womit er gewissermaßen den Versuch an der ganzen Welt macht, indem er Frankreich zum Beispiel nimmt. Nie dürfte wol mehr als jetzt diese Gattung, in welche auch „Die Bonvivants" einzuschlagen suchen, geblüht haben. Wunder ist es nun freilich nicht, wenn nicht Alle die rechte Melodie treffen, und das Publicum hat sich wirklich nicht zu beklagen, wenn, sowie dies gegenwärtig doch noch der Fall ist, einzelne treffliche Bemühungen seinen Erwartungen entsprechen. Dies wird jedoch bei Hrn. Rumsen schwerlich stattfinden. Seine „Bonvivants", welche mit einer Reise beginnen und mit einer Hunderevolution endigen, scheinen uns eine unreife, völlig ungenießbare Frucht. Der Dichter ist von der hohen Schule zwar abgegangen, wenn man vortheilhaft schließen will, allein noch zu sehr in Tübingen einheimisch und noch ein zu großer Verehrer studentikoser Streiche, als daß er die Ansichten eines interessanten Mannes zeigen sollte. Seine Laune ist studentikos, seine Charaktere desgleichen, und seine Absichten ebenfalls. Verhöhnen, einen Streich spielen, außerordentlich lustig sein, Jemandes Schande ans Licht bringen, einen Schneider aufziehen, ehrenhafte, junkerhafte Thaten thun, von Maulschellen reden und in den Ausdrücken etwas geradezu sein, alle diese Dinge machen die ewig wiederkehrenden Ingredienzien des für den Neuling gar zu interessanten Burschenlebens und Burschenwitzes aus, alle diese Dinge sind ebenfalls in Hrn. Dr. Rumsen's studentikos witzigem Büchlein.

Das schlimmste Exemplar von einem Charakter ist gleich der erste im Buche, der Stutzer Hr. Hanselmann. Wie er gekleidet gewesen, kann man sich denken, vielleicht aber weniger, wie er gesinnt ist; wenn es indessen einmal angedeutet worden, so ist auch dieses Interesse hinweg, der junge Herr ist hypersentimental, und der Dichter hat nun die einfache Aufgabe, diese Uebertreibung durchzuführen. Zuletzt, um Herrn Hanselmann poetisch und in aller Weise gänzlich zu ruiniren, muß sich noch ein alter ostfriesischer Pächter finden, der Mittel in Händen hat, den Armen aufs vollständigste zu entlarven, sodaß er feige, Lügner, Lump, blamirt vor allen Leuten, kurz, Alles wird, was man ihm irgend zur allgemeinen Belustigung anwünschen kann.

Gleich darauf erscheint ein verdorbener Poet, der zu dem Elende eines Sauhirten noch nicht einmal gelangen kann, weil die Stelle besetzt ist; mit furchtbarer Wahrheit wird er niederträchtig und dienstbar als Lector einer gnädigen Frau, und endlich macht er auf ebenso noble Weise sein Glück. Die Charaktere, die geistigen Interessen, die Wahrheit der Gefahr des Verhungerns, ein solches Glück, kurz, Alles vereinigt sich wiederum, um die vernichtende Kraft dieses Gedichtes aufs Höchste zu treiben und eine unvergleichliche humoristische Erhebung, nämlich den Gedanken zu erzeugen: „Also kann man sich die Welt doch noch viel lumpiger dichten, als sie wirklich ist". Dann kommt der bekannte Spaß mit dem aufgezogenen Schneider, wozu Hr. Rumsen hübsche neue Decorationen und Aufzüge erfunden hat. Des Schneiders Unterredung mit der Tante wäre nicht übel, wenn sie in einem bessern Zusammenhange stände, nicht in einem Treibjagen nach ganz lumpigen unnatürlichen Subjecten, sondern in jener echten Natur, zu der Jeder den Maßstab führt, und welche allenthalben so schon verkehrt genug ist, sodaß wir Hrn. Rumsen versichern, er braucht nach dem Verkehrten nicht aus seinen 4 Pfählen zu gehen, wenn er nur die Güte haben will, es zu bemerken.

Wir würden Hrn. Rumsen noch weiter folgen, wenn seine Schöpfung nicht die hohen Ansprüche, welche sie durch das Eintreten in jene oben bezeichnete Gattung erregt, zu sehr täuschte. Uebrigens weiß der Verf. mit Leichtigkeit und großer Lebhaftigkeit zu schreiben, und von dieser Seite stände dem jungen Mann, außer einigen Geschmacklosigkeiten, wenig im Wege, auch die Charakteristik würde ihm gelingen; aber Alles ist vergebliche Mühe, wenn er dem Menschenleben nicht eine bedeutungsvollere Seite abzugewinnen weiß, als diese Charakterbilder herauskehren. Wäre es hier an uns, den jungen Schriftstellern einen guten Rath zu geben, so würde er ungefähr dahin ausfallen, lieber die bloße Natur, wie sie ihnen in die Augen fällt, abzuschreiben, als dem Scheine einer gereiften Weltansicht auf Kosten der Wahrheit des Gefühls nachzujagen und nebenbei die unangenehmsten Blößen einer bedauerlichen Unreife zu geben. In vielen belletristischen Werkstätten herrscht die bequeme Meinung, eine gewisse geistreiche Geberdung schließe schon alles Wahre und Tiefe in sich, und je ungewöhnlicher und abenteuerlicher dem Schreibenden sein Geschriebenes vorkommt, desto mehr Glück verspricht er ihm. Wollte man gegen solche Leute behaupten, daß in irgend einem blos treuwiedergegebenen Lebensabschnitte tausend Mal mehr Geist und Humor liegen würde als in den unsäglich fröhlichen, leichtfüßigen Caricaturstückchen, die nirgends ein Gegenstück haben, so liefen sie freilich Gefahr, daß man ihnen den ganzen Born der Genialität zuträte; allein, sie wüßten auch ein Mittel, nämlich ihre innige Verachtung aller pedantischen Gründlichkeit: und auf diese Weise bleibt nichts übrig, als daß eben ein Jeder sein Schicksal versuche. 153.

Miniaturgemälde von Rügen und Usedom. Entworfen von Wilh. Meinhold. Greifswald, Koch. 1830. 16. 6 Gr.

Diese kleine aber inhaltsreiche Schilderung der bekannten Naturschönheiten Rügens und der wenig bekannten auf der Insel Usedom verdient alle Empfehlung. Sie soll, nach des Verfs. Absicht, weniger vorerzählen, als vor- und nachempfinden lassen, und diesen Zweck erreicht diese kleine Schrift, welche ursprünglich für ein ausländisches Journal bestimmt war, gut und vollständig. Der Verf. hält das rechte Mittel zwischen trockener Beschreibung und enthusiastischer Scenenmalerei und versäumt nebenher nicht, in kurze historische und antiquarische Untersuchungen überzuschweifen, zu denen seine Gegenden so viel Auffoderung darbieten. Anzeiger Dieses, wiewol weit entfernt, die Schönheiten Rügens mit denen Siciliens zu verwechseln, liebt die stille und heimliche Natur dieser Insel, die kein Deutscher von Geschmack unbesucht lassen sollte, mit ihren zwar selten erhabenen, aber oft genug überraschenden Scenen, mit ihren Seen und Bodden, ihrem Herthawall, ihrem Rügard, ihren historischen Erinnerungen, ihren Hünengräbern und dem leuchtenden Glanz ihrer Stubbenkammer. Er liebt sie, ungefähr wie er ein

Lied von Matthisson oder Hölty liebt; freilich in unsern Tagen geringgeschätzte Geister, da man vergessen zu haben scheint, daß, außer dem Großen und Genialen, auch das Liebliche und Gefühlvolle zu dem Stralenkreise gehört, in dem die Sonne der Schönheit erscheint. Er vergleicht nicht ohne guten Grund die Naturscenen Rügens mit dem Reiz unserer ältern Lyrik. Das Geordnete, das Sinnvolle, das Heimliche und die ruhige Anmuth ruht auf dieser nordischen Natur wie auf Kirchhofsliedern und Mondscheinscenen unserer frühern Lyrik, und wir halten Den für einen ganz frivolen, völlig unpoetischen Geist, den der Anblick des Herthasees auf Rügen nicht mit Gefühlen dichterischer Wehmuth erfüllt. Unsere Zeit liebt freilich mehr das Gigantische, Zerrissene und Contrastirende in den Naturscenen des Südens, und das Sabinergebirg oder Sicilien befriedigen eine solche Seelenstimmung mehr. Allein, selbst diesen nach großen Effecten haschenden Seelen können wir aus eigner Erfahrung nicht genug empfehlen, eine Reise von Calabrien nach Rügen zu unternehmen, wie wir es selbst gethan haben, um zwischen der Verschiedenartigkeit von Naturreizen unterscheiden zu lernen. Doch wir verlieren unsern Gegenstand aus den Augen. Die Darstellung und der Styl in dieser kleinen Schrift ist lebhaft, anziehend und löblich. Der Verf. vertheidigt mit Vorliebe und Recht die antiquarische Berühmtheit seiner Insel, beweist (S. 16 u. 17) recht gut, daß Rügen wirklich die Insula Oceani des Tacitus und der Sitz des Herthadienstes sei, und führt die Oertlichkeit ihres Castum nemus, wofür er lieber Fanum lesen möchte, überzeugend auf den bekannten Herthasee zurück, der gewiß Jedem erinnerlich bleibt, der ihn einmal sah. Er fodert von der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde, daß sie Nachgrabungen anstelle und einmal etwas Tüchtiges über diesen Standpunkt bekanntmache, und wir schließen uns dieser gerechten Foderung an. Ueber die Landabspülung bei Arkona bringt er Daten bei, die unsere alten Zweifel heben, ob auf diesem jetzt so engen Raum wirklich einst eine Stadt Platz gehabt haben könne. Neu ist an dieser Schilderung die Beschreibung von Usedom, das wir hier zum ersten Mal als eine Rivalin von Rügen gepriesen hören. Dieses ist hinreichend belebt, besucht und geschildert; die Neugier wird sich also nach jenem Punkt ihren Weg bahnen. Ein Anhang über das Seebad von Putbus ist dankenswerth. Möchte er genügen, diesem jetzt fast aufgegebenen Bade den modischen Zudrang wiederzugewinnen, dessen es sich vor 10 Jahren rühmen konnte! Der Verf. schildert den Aufenthalt als reizend, und hierin geben wir ihm Recht; er schildert ihn auch als billig, und hierin hat er, unsers Erachtens, nicht Recht. 40.

Shelley.

Shelley war ohne Zweifel ein sehr talentvoller Mann, vielleicht ein Genie und für das Schöne hochbegeistert. Und doch mangelte seinem Geiste ein Etwas, und dieser Mangel veranlaßte die Beschuldigung des Atheismus, die man ihm oft machte. Seinem Charakter und seinen Neigungen nach, soll er sanft und liebenswürdig gewesen sein und, trotz seinen metaphysischen Irrthümern und Schwärmereien, trotz seiner Unfähigkeit, den wirklichen Zustand der Dinge zu begreifen, die schönsten, edelsten Eigenschaften des menschlichen Herzens besessen haben. Er bewunderte Lord Byron's Geist aufrichtig und ward dafür von dem Lord geschätzt und geachtet.

Shelley war einige Jahre jünger als Byron und der älteste Sohn Sir Timoth. Shelley's, Baronet, von Castle Goring in Sussex. In seinem 13. Jahre kam er nach Eton, mischte sich aber selten unter die Spiele und Vergnügungen der andern Knaben; denn er war schüchtern, zurückhaltend, liebte die Einsamkeit und hatte deshalb wenige Freunde. In den gewöhnlichen Schulstudien zeichnete er sich eben nicht aus; im Gegentheil, er vernachlässigte dieselben, um mit desto größerm Eifer Deutsch und Chemie betreiben zu können. Seine Geistesgaben waren ausgezeichnet, wurden aber leider von seinem excentrischen Wesen verdunkelt. Im 16. Jahre kam er auf die Universität Oxford, wo er sich bald durch eine Broschüre unter dem absurden, noch dazu anstößigen Titel: „Die Nothwendigkeit des Atheismus", bekanntmachte, dafür aber auch von der Universität verwiesen wurde. Dies trübte alle seine Aussichten und Hoffnungen, und die Behandlung, die er von seiner Familie erfuhr, war gar nicht geeignet, ihn von seinem Irrthume zurückzubringen. Sein Vater verzieh ihm jedoch bald, und er kehrte zu ihm zurück, fand aber so wenig Geschmack an dem dortigen Leben, daß er sich bald wieder entfernte und nach London ging, wo er ein junges Mädchen kennen lernte, mit dem er sich in Gretna-Green trauen ließ. Sie waren zusammen 32 Jahre alt; und da man die Heirath für seinen Rang und seine Aussichten nicht passend fand, erzürnte sich sein Vater so sehr, daß er alle Verbindung mit ihm abbrach. Nach der Verheirathung wohnte das junge Paar einige Zeit in Edinburg, begab sich aber bald nach Irland, wo Shelley in den dortigen Unruhen eine vernünftigere politische Stellung annahm, als man hätte glauben sollen; er hielt zu den Gemäßigten. In diese Zeit fallen auch seine poetischen Arbeiten, die leider alle den Eindruck seiner verkehrten Weltansicht an sich trugen. Seine übereilte Ehe ward bald zu einer unglücklichen; nach der Geburt zweier Kinder erfolgte, nach beiderseitiger Uebereinstimmung, eine Trennung, und Mrs. Shelley nahm sich das Leben. Darauf heirathete er eine Tochter Godwin's, des Verfs. von „Caleb Williams", und sie lebten einige Zeit wegen ihrer Wohlthätigkeit sehr geachtet und geliebt zu Great Marlow in Buckinghamshire. Unterdessen hatten seine irreligiösen Meinungen die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, und wegen seiner Begriffe von der Gottheit wurden ihm, wahrscheinlich auf Antrag seines Vaters, durch einen Befehl des Lordkanzlers seine Kinder genommen, was, nebst seinen immer zunehmenden Geldbedrängnissen, ihn veranlaßte, mit dem Vorsatze, nie zurückzukehren, England zu verlassen.

Er befand sich eben in der Schweiz, als Lord Byron, ebenfalls von häuslichen Unannehmlichkeiten vertrieben, in Genf ankam, wo sie einander kennen lernten. Er ging darauf über die Alpen, erneuerte in Venedig die Freundschaft mit dem genialen Lord und begab sich dann nach Rom, wo er sich längere Zeit aufhielt. Später besuchte er Neapel und schlug seine beständige Wohnung in Toscana auf. Hier studirte er eifrig, seine Fähigkeiten entwickelten sich immer mehr, und er wäre ohne Zweifel kein gewöhnlicher Mensch geworden. Er war jedoch mehr Metaphysiker als Dichter, obgleich sich in seinen Werken auch höchst poetische Stellen und Ergüsse finden.

Bei einer Lustpartie ertrank Shelley zu Livorno durch ein plötzliches Umschlagen des Bootes. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 59. —— 28. Februar 1831.

Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft im Jahr 1830. Nach eignen im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt von C. G. Freimund.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Im Königreich Polen selbst wurde die von Kaiser Alexander den 27. Nov. 1815 ertheilte Constitution durch Gewaltthaten und ungesetzliche Einmischungen jeder Art häufig genug verletzt. Die Constitution verbürgte feierlich die Sicherheit der Personen, aber Hunderte wurden nach dem Befehl des Großfürsten Konstantin Cäsarewitsch, des Oberbefehlshabers des lithauischen und polnischen Heeres, „der schlechterdings nicht geschickt war, seinen milden Bruder Nikolaus in Polen zu repräsentiren", verhaftet, eingekerkert, mit entehrenden Strafen belegt, und das ohne alle gerichtliche Untersuchung, ohne Vertheidigung, ohne gerichtliches Urtheil. Mit welcher barbarischen Strenge gegen die 1821 wegen der Bildung eines polnischen Studentenbundes verfolgten Jünglinge, von denen mehre in den Kellern des großfürstlichen Palastes schmachteten, verfahren wurde, ist auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben. Als Beispiel von Eingriffen in die Rechte der Personen führt der Verf. an, daß der Chef einer bedeutenden Behörde öfters in Warschau ankommende arme Fremde, die in Warschau ein Unterkommen suchten, durch Verweigerung der Pässe als Bedienten, Kochgehülfen, Gartenarbeiter u. s. w. in seinen Dienst zu treten zwang, wo sie nothdürftig Kleider und elende Kost und gar kein Geld bekamen. Die Constitution verbürgte feierlich die Sicherheit des Eigenthums der Nation, wie der Einzelnen, und dennoch verkaufte das Finanzministerium gegen den Willen des Reichstages Nationalgüter, nicht Krongüter, und verschlimmerte dadurch den Zustand der Landleute, welche auf den Nationalgütern mehr Rechte und Freiheiten hatten, welche durch die neuen Eigenthümer, selbst mit Hülfe der Regierung, vernichtet wurden. Die Constitution verbürgte feierlich die Freiheit der Meinungen, Preßfreiheit; aber kein Artikel der polnischen Charte wurde mehr und frecher verletzt. Es herrschte die vollständigste, drückendste Censur; alle französische Zeitungen, ausgenommen die „Gazette de France" und der „Moniteur", waren verboten, alle übrige erlaubte fremde Zeitungen wurden erst 24 Stunden nach ihrer Ankunft von der Censurbehörde ausgegeben, oder nach Belieben zurückbehalten. Die im Lande selbst erscheinenden wenigen Tagblätter standen unter der strengsten Censur; keines durfte es wagen, Misbräuche zu rügen oder Vorschläge, die auf die Staatsverwaltung Bezug hatten, zu machen. Auch alle übrige, der periodischen Presse nicht angehörende Bücher, welche im Lande selbst gedruckt oder aus dem Auslande eingeführt wurden, unterlagen der Inquisition der Censurbehörde. Unter die verbotenen Werke gehörte das „Conversations-Lexikon", was aber heimlich unter dem Namen „Realencyklopädie" eingebracht wurde. Auch Jean Paul's Werke waren in Polen eine verbotene Waare und wurden von der Censurbehörde confiscirt. Unter gleicher Obhut stand das Theater! „Die Stumme von Portici" und das Vaudeville „Avant, pendant, et après" z. B. durften nicht gegeben werden. Neben der Censur, welche den Geist in Fesseln schlagen und den freien Ideenaustausch hemmen und unterdrücken mußte, hatte die Regierung zu dem schmählichsten aller Mittel, das allein schon hinreichte, eine Herrschaft verabscheuungswürdig zu machen, ihre Zuflucht genommen: sie hatte ein vollständiges System geheimer Polizei gegründet, und besoldete jährlich mehre Hundert (die von dem Verf. S. 33 in der Anmerk. beigebrachte Zahl 4000 beruht auf einem Irrthume) geheime Polizeiagenten, Spione, Angeber, Agens provocateurs, welche Worte und Mienen freisinniger oder der Regierung verhaßter Männer bewachten. Zu solchen Dienstleistungen brauchte die Regierung meistentheils Diebe und andere zu langwierigem Gefängniß verurtheilte Verbrecher, außerdem besonders Verschwender; selbst manche Namen von ausgezeichneten Talenten und sogar einzelne Glieder aus den ersten Familien Polens erniedrigten sich so tief, unter den Spürhunden Rozniecki's einen Platz einzunehmen. Kaffeehäuser, Gasthöfe, Hörsäle, Theater und alle übrige öffentliche Orte wurden beständig von Spionen besucht. Die Commission, welche in Warschau mit der Untersuchung über die schon 1815 gleichzeitig mit der liberalen Constitution Alexanders eingeführte geheime Polizei beauftragt war, theilt in ihrem Berichte unter Andern auch den Eid mit, welchen die Glieder der geheimen Polizei schwören mußten, und wir können uns nicht

enthalten, dieses von einem Chef der geheimen Polizei, Szlej, eigenhändig 1824 geschriebene frevelhafte Actenstück theilweis wiederzugeben. „Ich schwöre", so lautet der Eid, „im Angesichte des allmächtigen Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit, im Angesicht der heiligen Jungfrau, der Mutter Jesu Christi, und im Angesichte aller Heiligen und meines Schutzpatrons, daß ich den gegenwärtigen, von der Regierung mir angetragenen Dienst mit größtem Eifer erfüllen und allen Artikeln der Instruction nachkommen will, die man mir geben wird. Ich schwöre, daß ich die tiefste Verschwiegenheit und das unverbrüchlichste Geheimniß über Alles halten will, was mir durch meine Vorgesetzten anempfohlen, geboten oder anvertraut wird, sodaß ich weder meinen Verwandten noch Beamten in einer andern Abtheilung der Polizei, noch den Vorstehern derselben, noch andern Personen, und am wenigsten den auswärtigen Feinden meines Vaterlandes, Rußlands und Polens, das Geringste offenbaren werde; daß ich alle Obliegenheiten meines Dienstes gerade so erfüllen werde, wie sie mir anbefohlen sind; daß ich nie lügen werde, daß ich Nichts weder verschweigen noch verändern will, daß mich keine Rücksicht von irgend einer Art bestimmen soll, weder Parteilichkeit, noch Haß, noch Freundschaft, sondern daß ich meinen Pflichten mit der größten Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und Pünktlichkeit nachkommen will, wie es einem treuen Diener der Regierung und des Monarchen geziemt ꝛc. ꝛc." Aus allen diesen Thatsachen sehen wir, daß die Constitution für die Polen keine Wahrheit war; und wie hätte sie es neben einem solchen Regierungssystem sein können? Wie schmerzlich mußten sich die Polen in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuscht finden, wenn sie ihren Zustand mit den großmüthigen Zusagen Alexanders verglichen, wenn sie sich seiner Worte erinnerten, die er bei der Eröffnung des ersten Reichstages am 27. April 1817 sprach. „Die constitutionnelle Regierungsform", hieß es in seiner Rede vom Throne, „wird nach und nach auf alle Theile der Verwaltung angewendet. Die Gerichtsverfassung wird organisirt werden, Gesetzentwürfe im Fache der Civil- sowol als der Criminalgesetzgebung werden zu Eurer Kenntniß gebracht werden. Ich hege das Vertrauen, daß Ihr sie mit anhaltender Aufmerksamkeit prüfen und Gesetze schaffen werdet, bestimmt, die kostbarsten Güter zu verbürgen: die Sicherheit Eurer Personen, die Eures Eigenthums und die Freiheit Eurer Meinungen..... Repräsentanten des Königreichs Polen! Erhebt Euch zu der Höhe Eurer Bestimmung. Ihr seid berufen, Europa, das seine Blicke auf Euch heftet, ein großes Beispiel zu geben. Beweiset Euern Zeitgenossen, daß die liberalen Institutionen, deren auf immer geheiligte Grundsätze man mit den revolutionnairen Lehren, die in unsern Tagen die gesellschaftliche Ordnung mit einer fürchterlichen Katastrophe bedrohten, zu verwechseln droht, kein gefährliches Blendwerk sind, sondern daß sie, mit Redlichkeit ins Werk gesetzt und vor Allem mit reiner Absicht nach einem erhaltenden und für die Menschheit nützlichen Ziele geleitet, sich vollkommen mit der Ordnung vertragen und in Gemeinschaft mit dieser die wahre Wohlfahrt der Nationen bewirken". Wäre in Polen nicht nur nach diesen constitutionnellen Grundsätzen gesprochen sondern auch gehandelt worden, wahrlich, Polen würde nicht zum letzten Mittel eines unterdrückten Volkes geschritten sein.

Der Verf. führt noch verschiedene andere Misbräuche und drückende Einrichtungen von Seiten der Staatsverwaltung an, vorzüglich in Beziehung auf unnatürliche Beschränkungen der Universität, auf Ertheilung von drückenden Monopolen, auf das Protectionswesen und die Beschränkungen beim Militair u. s. w., was Alles dazu beitragen mußte, die Polen zum Haß gegen die Russen und die Russen zur Verachtung jener zu reizen, und schließt seine zwar kleine, aber inhaltschwere Schrift, die gewiß dazu beitragen wird, die öffentliche Meinung in Deutschland über die Vorfälle in Polen auf den wahren Standpunkt zu versetzen, trotz der heisern Stimme der Absolutisten, die alles Recht nur in der Gewalt und alles Heil nur in dem Gehorsam finden, wie der Abonnent in der „Preuß. Staatszeitung" Nr. 349, mit folgender Stelle: „Daß bei diesem Zustande den Polen eine Änderung wünschenswerth sein mußte, läßt sich begreifen. Und dazu lebte unter allen Polen, die nicht durch russische Gunstbezeigungen gewonnen waren, ein volksthümlicher Sinn, belebt durch die Erinnerungen einer schönern Vorzeit, als unter den Sigismunden, den letzten Sprößlingen des glorreichen Jagello, in dem politisch geeinten und vom Auslande geachteten mächtigen Reiche auch das geistige Leben durch ein glückliches Zusammenwirken äußerer Anregung und innerlich frei entwickelter Bildungskraft einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. Und dieser Sinn lebt fort und fort; von den Niederungen der Düna bis zu den Höhen der Karpathen, von den Ufern des Dniesters bis zu den Krümmungen der Wartha tönt die schöne Sprache der Sarmaten, und hier herrscht nur Ein heiliger Glaube, nur Eine heilige Hoffnung in den Seelen der Menschen". Möge dieser heilige Glaube an eine Wiederherstellung der Nation, als solcher, in Erfüllung gehen und mit ihr des scheidenden Kosciuszko's letzter Wunsch, daß seine Gebeine von freier Erde bedeckt würden! 154.

Gustav Thormod Legis

strebt, mit eilfertiger Feder Geschichte und Religion der Urvölker des Nordens zu erhellen und, wie er irrig meint, die Deutschen zuerst damit bekanntzumachen. Seinen „Fundgruben des alten Nordens", sollen denen des Orients von v. Hammer nachlauten, und Oehlenschläger's „Göttern des Nordens", von ihm übersetzt (Leipzig, 1829), folgt eine vollständige und quellengerecht ausgearbeitete Mythologie des Nordens unter dem Namen: „Alkuna, nordische und nordslawische Mythologie", mit 19 Kupfern, einer kosmologischen Karte und Stammtafel (Leipzig, Hartmann, 1831, gr. 8., 2 Thlr.), deren Anzeige uns übertragen ist. Große Erwartungen, welche dergleichen Schriften oft schon weckten, aber täuschten, glaubten wir nun endlich befriedigt zu finden von einem Manne, der seine Zeit und Kraft einer Wissenschaft zuwendet, und durch ein Werk, das er selbst

lobt, obgleich eine gewichtige Stimme gegen die Gründlichkeit seiner etymologisch-mythologischen Forschungen hörbar ward und seine eigne diese nicht betäubte (Siehe d. Bl. f. 1830, Nr. 331.) Doch irre uns dies Alles nicht. Wir sind an Das gewiesen, was wir haben und prüfen; was der Verf. erreichen wollte, und ob er es wirklich erreichte, ob er vermochte, wonach er strebte, daran zweifelt er selbst nicht: „Ich kenne Alles, was die deutsche, dänische und schwedische Literatur in diesem Fache aufzuweisen haben; konnte jedoch nur Einzelnes aus den Beiträgen Geijer's, Grundtvig's, Finn Magnusen's und Gräter's verwenden. Was Suhm, Nyerup, Mone, Stuhr, Heiberg und einige deutsche Scribler, wie J. F. Scheller, C. A. Vulpius, H. A. M. Berger, geliefert haben, ist von mir unberücksichtigt geblieben". Warum? sagt der Verf., Vorrede S. IX, kurz vorher: „Er will den Verdacht der Selbstanpreisung seiner Schriften vermeiden, wenn er die Mängel und Gebrechen der über den Gegenstand bereits vorhandenen Schriften nicht andeutet und zu ihrem Lobe auch mit dem besten Willen Nichts zu sagen weiß". Also nicht über Brücken, die Andere baueten, sondern seinen eignen Weg will er in und durch das nordische Dunkel suchen und gehen. Seinen deutschen Brüdern soll ein helles Licht über den Norden aufgehen in dem vorliegenden „mit Liebe und Lust" ausgearbeiteten Werkchen. Er bestimmt es für Freunde und Kenner deutsch-nordischen Alterthums und fodert zugleich vaterländische Dichter und Künstler auf, einen Blick hineinzuthun und sich zum Behufe künstlerischer Darstellung mit den Göttergestalten und Heldenbildern der nordisch-nationalen Vorzeit vertraut zu machen. Nach solchen Versicherungen darf man nichts Gewöhnliches erwarten, besonders, wenn das Neue auch in neuen Formen erscheint, die hier, Vorrede S. IX, „ganz neu und abweichend" genannt und mit großer Selbstgefälligkeit als „sachgemäß und natürlich" gepriesen werden.

Entspricht nun aber auch dem Worte die That? Sine ira et studio wollen wir darüber berichten, damit der Verf. durch den „Komet" oder der „Komet" durch den Verf. uns nicht künftiges schweres Unglück drohen. Für Künstler, denn Dichter werden nicht durch Bilderchen begeistert, wird durch eine mythologische Bildergalerie, die „durchweg Ideale" darstellt, nebst (poetischen) Erläuterungen von L. Bechstein, an der Zahl 13, gesorgt. Der Künstler mag sie günstig beurtheilen, der Mytholog kann es nicht. Er sieht Odin auf dem Titelkupfer ohne Raben auf seinen Schultern und ohne Wölfe zu seinen Füßen, wol aber mit dem Ring, Draupnir, am Zeigefinger und einen griechischen Götterstab in seiner Rechten. Sollen die Ideale, welche die alten Denkmäler ersetzen müssen, die mythischen Gebilde veranschaulichen und Versinnlichungsmittel der quellengerecht ausgearbeiteten Mythologie sein, so muß der Begriff des Ideals beschränkt werden und dasselbe sich nothwendig nach den in den Quellen vorhandenen Beschreibungen der Götter gestalten. Wenn der mythologisch-idealisirende Künstler sich an dem Ersten aller nordischen Götter so schwer versündigt, wie mag seine Phantasie die Gebilde der übrigen ohne Rücksicht auf ihren Mythos zur Anschauung gebracht haben? Das ist in der That eine neue und abweichende Art, mythologische Abbildungen einer Mythologie beizugeben; aber doch wol nicht die rechte? Wenn nun aber der Mythos selbst durch des Verfs. quellengerechte Behandlung ganz umgewandelt worden wäre und eben diese Ideale so und nicht anders geschaffen hätte? Es beschlich uns dieser Gedanke, und wir forschten desto sorgfältiger in den der eigentlichen Mythologie vorausgeschickten Vorstudien. Hier wird abermals versucht, was schon so Vielen mislungen: aus Asiens Hochebenen, vornehmlich aus Persien auf den Norden Germaniens die Stralen der Sonne fallen zu lassen, das Entfernteste und Getrennteste, wie das Verschiedenartigste zu vereinigen oder richtiger, zu verwirren. Er hält jedoch die nationalen Sagen und Dichtungen (S. 4) für die reinste Quelle des altnordischen Glaubens und Wissens. Wer kann ihnen auch Glauben versagen, so lange nicht die deutlichsten Beweise uralter Völker-, Religions-, Sprach- und Stammverbindung vorliegen? Erst muß der Mythos auf dem eignen Grund und Boden, wo er wurzelte, untersucht werden, sein Ursprung in Localität, Sitte, Brauch und Bildungsstufe des Volks, dem er angehört, erforscht, und dann, wenn das Gegentheil aus diesen Untersuchungen hervorgeht, gefragt werden: Woher wanderte er ein? und weiter zurückgegangen werden. Erst wenn man aus den vorhandenen Quellen die Mythen und Sagen eines Volkes in ihrem ganzen Umfange und Lichte kennt, blickt das Auge des Forschers über die Grenzen in die ungekannte Ferne, um zu erspähen, ob sie irgend einen Mythos gebar. Und warum gerade aus Deutschlands Norden so weit und fern das Auge herumschweifen lassen? Findet man nicht in den S. 6 angegebenen Quellen und in den erklärenden Schriften der Neuern einen festen Grund? Welcher Erklärung man sich auch zuwende: der historischen, welche die uralte Landes- und Volksgeschichte in den Mythos gehüllt meint, der physischen und astronomischen, welche in der klimatischen Eigenthümlichkeit des Landes und in dem durch die Sterne in Zeiten und Jahre theilenden Himmel Aufschluß zu finden glaubt: einen bestimmten Sinn muß jeder Mythos haben und in seinem Bilde veranschaulichen. Ref. stimmt nicht dafür, daß der altnordische Mythenforscher einer der berührten Erklärungsweisen allein folge, sondern was er auf historischem Wege findet, auf seine Quellen zurückführe, sei es der Himmel, ein Gegenstand über oder unter der Erde. Denn die nordische Mythologie entstand ja nicht im Kopfe eines durch Alter, Einsicht und Tapferkeit Ausgezeichneten; sie ist Volksphilosophie, der Indegriff aller naturgeschichtlichen und historischen Kenntnisse des Nordens. Gern drängen wir tiefer ins Einzelne dieses „neuen" mythologischen Systems, um das Neue und von dem bisher in diesem Fache Geleisteten Abweichende, also den Charakter des Buches zu bezeichnen; aber wir haben uns bei dem Allgemeinen länger aufgehalten, weil wir des Neuen wenig gewahrten. Eben darum müssen wir es sehr misbilligen, daß der Verf. über Suhm, Nyerup, überhaupt über „deutsche Scribler", denen er selbst so viel verdankt (er führt nur selten seine Quellen an), ein so wegwerfendes Urtheil spricht. 11.

Die Tonkünstler Schlesiens. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schlesiens vom Jahre 960—1830. Enthaltend biographische Notizen über schlesische Componisten, musikalische Schriftsteller und Pädagogen, Virtuosen, Sänger, Cantoren, Kammermusiker, Instrumentmacher, sowie über Beförderer und Liebhaber der Tonkunst. Verfaßt und herausgegeben von C. J. A. Hoffmann. Breslau, Aderholz. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir haben hier ein provinzielles Tonkünstlerlexikon vor uns, welches uns oft sehr anziehende biographische Notizen mittheilt. Es versteht sich von selbst, daß man ein solches Werk nicht gerade liest, sondern es nachschlägt, oder, falls man es kennen lernen und mehr anzeigen als beurtheilen soll, durchblättert. Natürlich wählte Ref., um die wesentliche Bekanntschaft des Buches zu machen, d. h. um den Geist desselben kennen zu lernen, den Weg, bekannte Namen aufzuschlagen und zu sehen, was er unter diesen Anziehendes an biographischen Mittheilungen oder Urtheilen über die Leistungen der Künstler finden würde. Da das Lexikon nicht blos verstorbene, sondern auch noch lebende Tonkünstler mit Ausführlichkeit anführt, so waren es zuerst die jetzt in Breslau thätig für die Musik wirkenden Männer, über deren nähere Lebensumstände sich Ref. zu belehren suchte. Er fand sich vollkommen durch Das, was ihm gewährt wurde, befriedigt; vielleicht geht der Verfasser ein wenig zu sehr ins Detail, vielleicht hat er auch bisweilen eine zu große Meinung von den Leistungen seiner Zeitgenossen und Mitbürger; allein,

auf der andern Seite muß man zugeben, daß für die Mitwelt ein Buch durch ausführliche Mittheilungen über Mitlebende sehr an Interesse gewinnt, und daß es hier mehr darauf ankam, das verdienstliche Wirken Derjenigen darzustellen, die in Schlesien für die Musik thätig gewesen sind, als ein Urtheil über den Werth ihrer kritischen oder Kunstleistungen im Allgemeinen und im Vergleich zu denen anderer Individuen abzugeben. Mit großem Interesse hat daher Ref. die Nachrichten über manche ihm zum Theil befreundete Männer, deren musikalische Wirksamkeit im Allgemeinen anerkannt ist, gelesen. Man kennt so Manche, erblickt so Manche auf einem angesehenen Standpunkte, ohne zu wissen, wie er dahin gelangt ist, und nicht immer gestatten es die geselligen Verhältnisse, sich im persönlichen Umgang darüber Auskunft zu verschaffen. Das vorliegende Buch wird uns diesen angenehmen Dienst anweisen. Wer z. B. eine Reise nach Breslau zu machen beabsichtigt, dem empfehlen wir es recht sehr, die Artikel über den ehrwürdigen Veteran der Musik, Schnabel, über den so thätigen Musikdirecter an der Universität, Mosevius, über den in seinem Eifer unermüdlichen Johann Gottfried Hientzsch (den Herausgeber der sehr schätzenswerthen pädagogisch-musikalischen Zeitschrift „Eutonia", über die talentvollen Organisten Köhler, Hesse und noch über manche andere Männer von Kenntnissen und Talent zu lesen, welche den in der That auf erfreulicher Höhe blühenden Zustand der Musik in Breslau theils bewirkt haben, theils erhalten. Eine solche Vorbereitung, die uns mit den Lebensverhältnissen achtbarer Künstler bekanntmacht, ist ungemein viel für den Reisenden werth, der Nutzen und Belehrung aus dem Umgange Derjenigen ziehen will, welche er ihres Rufs wegen aufsucht, den man meistens besser kennt, als die Leistungen, worauf er begründet ist. Indeß hatte Breslau vielleicht noch eine glänzendere musikalische Periode, nämlich die, wo Maria Weber dort seine Laufbahn begann, wo Werner's Talent und Kenntnisse Vieles forderten, wo der Grund zu einer Oper (und damit im Zusammenhange auch zu einem Theater überhaupt) gelegt wurde, wo dann wie einst von Manheim große Talente ausgingen, die nachmals auf den ersten Bühnen glänzten. Ueber jene Zeit finden wir in dem Buch durch eine umständliche Schilderung des Lebens und Treibens dieser Künstler sehr anziehende Belehrungen; namentlich wird dadurch ein sehr schätzbarer Beitrag zur Vervollständigung der Lebensgeschichte des unvergeßlichen Weber geliefert, der seinen hohen Kunstwerth durch eine so höchst anziehende geistreiche Persönlichkeit auch für den geselligen Verkehr genießbar zu machen wußte. Außerdem enthält das Buch manches mit Fleiß und Genauigkeit über das Leben früherer schlesischer Tonkünstler Zusammengestellte, z. B. über Adam Hiller, der zwar nicht in Schlesien geboren ist, jedoch daselbst vielfach wirkte, wie denn überhaupt auch diejenigen Musiker in das Werk aufgenommen sind, die ihre Kunstthätigkeit in Schlesien fanden. Viele Artikel enthalten freilich nur noch Namen, die außerdem längst in die Nacht der Vergessenheit begraben wären; allein, die Vollständigkeit fodert dergleichen, und mitunter mögen Artikel darüber auch von localem Interesse für Verwandte oder Nachkommen sein. 47.

Notizen über Haiti.

Zur Wahrung seiner Handelsinteressen sandte England 1828 einen Consul nach dieser Insel. Man wählte hierzu den Schottländer Mackenzie, einen unterrichteten Mann, dabei aber auch einen eingefleischten Engländer, d. h. einen Menschen, der Alles, was nicht so war wie in Altengland, mit vorurtheilsvollen Augen ansah, trotz dieser Einseitigkeit aber dennoch, vermöge seines anderthalbjährigen Aufenthaltes auf der Insel und der in Folge seiner Stellung angeknüpften Verbindungen und gemachten Reisen im Lande, Gelegenheit hatte, Viel und Mancherlei zu beobachten. Was dem Consul am mehrsten misfiel, war die völlige Gleichheit unter den verschiedenen Classen der Einwohner; die wenige Sorgfalt, welche man sowol auf die Landstraßen als das Innere der Hauptstadt wendete; die unerschütterliche Ruhe der Einwohner, die sich durch nichts aus ihrem gewohnten langsamen Gleise bringen ließen, und vorzüglich der Vorzug, den sowol der Präsident als das Volk den Franzosen vor den Engländern gaben. Die bei dem heißen Klima leicht erklärliche Trägheit der Bewohner, verbunden mit den Nachwehen vieljähriger politischer Unruhen, hat den öffentlichen Wohlstand noch nicht besonders emporblühen lassen. Alles, zu dessen Betreibung bedeutende Capitale gehören, wie z. B. der Anbau des Zuckers, Kaffees, Cacaos, der Baumwolle u. s. w., hat seit der Befreiung der Insel abgenommen; dagegen ist der Anbau und Verkehr mit Taback, Farbehölzern und ähnlichen Producten gestiegen. Noch immer herrscht eine große Verschiedenheit zwischen den einst Spanien und Frankreich gehörigen Landestheilen; der Charakter der beiden früher hier gebietenden Nationen hat sich den Einwohnern auf eine auffallende Art eingeprägt. Zu Port-au-Prince ist der Handel ziemlich lebhaft; auch befinden sich hier mehre Buchhandlungen und ein paar periodische Pressen, aus deren einer eine Zeitung, „Der Telegraph" genannt, aus der andern ein Journal für Handelsnachrichten hervorgeht. Unter den verschiedenen Berichten, welche man über den Tod von Christoph hat, dürfte es nicht uninteressant sein, Das, was Hr. M. darüber als aus guten Quellen geschöpft meldet, hier anzuführen. Als das königl. Heer, welches zur Unterdrückung der in St.-Marc ausgebrochenen Unruhen abgesendet wurde, sich für die Sache der Revolution erklärt hatte, wiegelten einige unzufriedene Chefs (unter ihnen der Gouverneur von Port-au-Prince und die Generale Nord und Proffete) die Garnison auf, sich gegen den damals in seinem Landhause Sans-souci krank darniederliegenden Christoph zu erklären. Sowie dieser aber die Nachricht davon empfing, raffte er sich mit seiner gewohnten Energie auf und stellte sich an die Spitze der wenigen ihm treu gebliebenen Truppen. Seine körperliche Schwäche zwang ihn aber bald wieder auf das Krankenbett zurück; er übergab einem Verwandten, dem Prinzen Joachim, das Commando; hätte er es behalten können, so würde er wahrscheinlich nicht unterlegen sein, denn seine Gegenwart allein galt ein kleines Heer. Bald brachen nun auch unter Joachims Corps Meutereien aus, da der Sold ein paar Mal ausblieb. Christophs Geiz mußte sich jetzt zu dem schweren Opfer entschließen, seine Schätze anzugreifen; dies stellte die Ordnung auf kurze Zeit wieder her, und das kleine Corps marschirte nun gegen die bei dem sogenannten Haut du cap stehenden Rebellen. Nach einigen fruchtlosen Unterhandlungen sollte der Angriff beginnen; aber, statt Feuer zu geben, ging der größte Theil von Joachims Truppen zu dem Feinde über; die übrigen ergriffen die Flucht. Ein Secretair von Christoph, von welchem der englische Consul, als einem Augenzeugen, diese Nachrichten erhielt, langte zuerst mit dieser Unglücksnachricht in Sans-souci an, wo sich Christoph gerade mit seinem Leibarzt, dem Doctor Scott, in einer Unterredung begriffen befand, um von diesem zu erfahren, welcher Theil des menschlichen Körpers am verwundbarsten sei. Sowie Christoph den Bericht seines Secretairs vernommen hatte, theilte er die Sache seiner Familie mit und gebot dann, daß man ihn allein lassen solle, damit er ungestört über die zu nehmenden Maßregeln nachdenken könne. Er war dabei so ruhig, daß man durchaus keine Besorgniß seinetwegen hegte; als er jedoch bald darauf sein Zimmer verschloß, da trieb Neugierde einen Domestiken, durch das Schlüsselloch zu schauen, eben in dem Augenblick, als Christoph, in einem Armstuhl sitzend, zugleich 2 Pistolen, die eine auf den Kopf, die andere auf das Herz gerichtet, gegen sich losdrückte und so, ehe man noch herbeieilen konnte, seinem Leben ein Ziel setzte. 9.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 60. —— 1. März 1831.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Schreiben des Herrn Vetters in München an seinen Herrn Vetter im Lande Streichen auf der Insel Rügen, die Aufhebung der Preßfreiheit in Baiern betreffend.

Mit diesen Zeilen melde ich dem Herrn Vetter, daß ich Ihm nicht mehr schreiben darf, darum weil wir eine neue Censur bekommen am 28. Januari, dem großen Kaiser Carolus zu Ehren, durch eine reitende Ordonnanz, wie sie sagen; ich hab sie aber nicht trottiren gehört und meine, sie sei ganz leise hereingeschlichen in einem alten Felleisen. Da bei dem Herrn Vetter das Schreiben noch erlaubt sein wird, so thu Er halt ein Uebriges und antworte mir desto öfter; es sollen dann Seine Pommerschen Briefe von Zeit zu Zeit gedruckt werden, an der Grenze. Warum auf Ein Mal ein solches Gebot gegen Druckfreiheit dahier ausgegangen, weiß ich nicht. Sie sagen, es hätte nicht mehr länger anstehen können. Das constitutionnelle Zuwag-Edict über die Freiheit der Presse sei schon seit dem 26. Mai 1818 ergangen und hätte also jetzt einmal exequirt und vollzogen? werden müssen; und wundert mich nur, wie sie den armen Sünder, ohne ihn zu exequiren, so lange haben sitzen lassen mögen. Andere meinen, das Drucken in Baiern sei im Grund darum verboten worden, um das Papier zu ersparen, welches sonst zu den vielen eignen Schreibereien nicht mehr aufgebracht werden könnte, und es sei schon daran gestanden, den armen Leuten das Hemd vom Leib zu ziehen, nur um Papier daraus zu machen. Wenn man heutzutag einen jeden Menschen, auch den ärmsten Schächer, in Das einwickeln wollte, was vom Tag seiner Geburt an über ihn geschrieben werden muß, den Geburtsschein, den Taufschein, den Impfschein, die Schulatteste, die Ein- und Ausschreiben der Lehrjungen und Gesellen, die Wanderbüchlein, die Leumuthszeugnisse, die Conscriptionen, die Einberufungen, die Urlaube, die Entlaßscheine, die Consense zur Ansässigmachung, die Meisterbriefe, die Kaufbriefe, die Schuldbriefe, die Heirathsbriefe, die Verkündscheine, die Trauscheine, dann hintennach die Scheidbriefe, die Gantbriefe, die Steckbriefe, die Todtenschauscheine und die Todtenscheine, so würden die Leute wie lauter papierne Kirchthürme herumgehen und auf 20 Stunden weit zu sehen sein. Es ist anzunehmen, daß die Mehrheit der Menschen stirbt, ohne so viel im Vermögen zu hinterlassen, als nur das Papier gekostet, das über sie hat verschrieben werden müssen. Das Allerkläglichste bleibt am Ende, daß auf 10 Menschen, die etwas schreiben, nicht Einer ist, der es liest, es sei denn, daß man das matte Bier mit Pfeffer zu verschärfen und damit annehmlicher zu machen weiß. Die Sache übrigens, so viel ich davon vernommen aus dem Mund des Hrn. Amtsschreibers, der sie gewaltig lobt, ist von dieser reitenden Ordonnanz recht gut angegriffen worden, sodaß der Haas, er mag hüpfen wie er will, über diese Censurlappen nicht hinübersetzen kann. Denn es ist wol in der Hauptsache, und namentlich den Herren Journalisten erlaubt, zu schreiben und drucken zu lassen, was ihr Herz gelüstet, nur mit folgenden ganz unbedeutenden Ausnahmen: 1. Ueber Nichts, was Außen ist; „äußere Staatsverhältnisse und äußere Regierungsrechte, §. 3 u. s. w." Der Herr Vetter sieht daraus, wie tapfer wir auch außer unserm eignen Land darauf losregieren. 2. Ueber Nichts, was Innen ist. Die Censur von der innern Politik u. s. w. §. 4. Hat mich ein Bruder Naseweis gefragt, was denn die innere Politik bedeuten soll? Politik, so viel er versteh — er versteht halt nicht viel — sei das Verhältniß zweier verschiedenen Mächte gegeneinander. Obs denn im Innern auch mehr als Eine Macht gebe? Ich hab aber gesagt: Schweig mir der Herr! Politik, wenn sie jetzt draußen

ist, muß doch vorher drinnen gewesen sein. Politik ist halt Politik; das hätt' ja der Herr schon finden können im Plato, Aristoteles, Zeno und Xenokrates, Faust und Mephistopheles. 3. Ueber Nichts, was bereits vorhanden ist; „aus dem Wirken der öffentlichen Behörden u. s. w. §. 2, oder, wie es der Herr Vetter sich noch bestimmter vorstellen kann: „über Nichts, was im wirklichen Augenblick der Wirklichkeit wirklich gewirkt wird". 4. Ueber Nichts, was noch nicht vorhanden ist und erst erwartet wird. Nachrichten von zu erwartenden Regierungsmaßregeln u. s. w. Lassat ogni speranza! 5. Ueber Nichts, was nicht sogleich auf der Stelle verbürgt werden kann. §. 4. Nr. 1. Nachrichten, die nicht verbürgt erscheinen; lit. b. Verbreitung unverbürgter Gerüchte. Bitt also den Herrn Vettern, er wolle mir eine Partie pommerscher Pfandbriefe schicken, damit, wenn ich was schreibe, ich gleich jeden Satz depositalmäßig verbürgen kann. 6. Unterbleiben sollen alle Raisonnements, nach der alten militairischen Kraftsprache: Raisonnir nicht! §. 5. Raisonnements werden nach dem vorhergehenden §. 5. behandelt. Sag mir der Vetter, was sind das für Figuren, diese §§.? Sie sehen mir jetzt schon aus, wie 2 Meister Klipps Klapps. 7. Der Landtag soll sich vom Präsidenten fleißig zur Ordnung verweisen lassen, womit sodann das Drucken gleich sein Ende habe. Die Berichte des Landraths sollen vorher die Genehmigung des Drucks erwarten. Einmal zwar ist uns die Kuh aus dem Stalle gelaufen, aber das Zusperren ist doch gut für das zweite Mal. 8. soll man keinen Tadel aussprechen, der in Schmähung ausartet, nach dem alten Operntext: Nicht gelächelt, nicht gespöttelt! Doch ist das Loben erlaubt. Wenn das Loben Schnupftaback wäre, ließe man es auf allen Mauthen passiren. Das Loben macht kein Niesen, und wenn man es faustweise schnupft. 9. ist es untersagt, die durch das Streichen der Censur entstehenden Lücken beim Druck des Blattes offen zu lassen. §. 13. Denn man straft solche Mannschaft im Hofe der Censurcaserne bei verschlossenem Hauptthor ab, damit man sie auf dem Gänsemarkt der Leser nicht schreien hört. Höchstens soll erlaubt sein, in die Lücke das ergänzende Bild einer Censurschere als Vignette zu setzen, in antiquarischer Form, Scher, Schyr, daher vielleicht gar die herulischen Schyren und Scheyern gekommen. So viel ich jetzt vernehme, laufen bereits von allen Verlegershäfen Kutter und Brander aus, um die Freiheit des gesperrten Schreib- und Redeflusses wieder herzustellen. Diese Fastnacht kommt auch das Aufgebot unserer Landboten zusammen und soll bleiben bis ersten April. Da wirds erschreckliche Langweile setzen; ich hoff aber einen guten Absatz zu machen durch den Verkauf meiner Glasguckerlein, die man schüttelt und dann immer wieder was Anderes sieht: Krippelein, Kapuziner und Nonnen, Jesuitenmützen, Congregationskreuzlein, Gotteslämmlein mit rothen Pietistenfahnen, 10 Gebote, Türkenköpfe, freie Pressen und Maulkörbe. Ich hätte mich auch gern wieder zu diesem Landbotenzug anwerben lassen; man bekommt eine schöne Löhnung, 5 Gulden täglich; aber sie haben mich nicht mehr angenommen, weil ich zu viel Pulver geladen und zu stark geknallt unter das Präsidialcommando hinein, was unsere Herren Commandanten nicht leiden können. Jetzt leb halt der Herr Vetter in Pommern wohl, und wenn er mir das Geld schicken wollte für die vielen Gesundheiten, die Er zu viel und zu früh getrunken, so würde mir eine große Hülfe damit geschehen. 134.

Reflexions on the decline of science in England and on some of its causes. By *Ch. Babbage*. London, 1830.

Babbage gibt hier seinen stolzen Landsleuten bittere Wahrheiten anzuhören. Während der letzten 15 Friedensjahre habe man (mit Ausnahme weniger) in den Staaten des europäischen Festlandes den Künsten des Friedens den löblichsten Eifer gewidmet und die Beförderer derselben auf alle Weise aufgemuntert. Aber England allein sei darin zurückgeblieben, habe seine ausgezeichneten Geister mit Geringschätzung behandelt und die wissenschaftlichen Anstalten vernachlässigt, weshalb denn die Künstler und Künste, sammt deren Erfindungen und Maschinerien, aus dem undankbaren Vaterlande hinweg zu den Fremden ausgewandert seien. Dahin, in das Ausland, möge man blicken, um ein würdigeres Verfahren zu schauen! Frauenhofer, der Verbesserer des achromatischen Teleskops in Baiern, als eine Zierde seines Vaterlandes vom Könige glänzend ausgezeichnet, dagegen Dollond in England ohne Ehrenerweisungen im Leben und im Tode. Auf dem Continent von ältesten Zeiten her Diejenigen, welche sich um höhere Wissenschaft oder als Erfinder Verdienst erwarben, emporgehoben; in England vernachlässigt (Wollaston, Young, Watt u. A. m.), kein Ehrenzeichen, nicht einmal ein Denkstein!

Und die wissenschaftlichen Institute, verglichen mit dem Auslande? Dort überstralt Frankreich, betreffend die Zahl, die Mannichfaltigkeit der Institute, die Besoldungen und Ehrenauszeichnungen der Mitglieder, alle übrige. Dann folgt Preußen, die Akademie der Wissenschaften, die neue berliner Universität, die Museen u. s. w. Welche Männer! wie geehrt! die Liebe des Königs für jede Art von Talent und für jede edle Bestrebung in Wissenschaft und Kunst. Der König selbst, mit seinem Hause, seinen höchsten Staatsbeamten in der Mitte der Versammlung der Naturforscher aus allen Landen (1828). Dann Rußland, Schweden, Dänemark, Oestreich, Baiern, Neapel, Niederlande u. s. w., kurz, überall, nur nicht in Portugal, Spanien, Türkei und England, die ausgezeichneten Geister auch durch Fürst und Staat ausgezeichnet und unterstützt. In England die Rückseite des Gemäldes. Hier nicht ein einziger Wissenschaftsmann zu finden, der, wie vorzüglich seine Leistungen sein mögen, die geringste Ehrenerweisung, womit man doch gegen die unbedeutendsten Diener der Krone freigebig genug ist, vorzuzeigen hätte, sei es Gunst des Königs, Freundschaft der Minister, oder Gehalt, um einer Familie auch nur kärglich durchzuhelfen.

Dalton, der erste Chemiker, Ivory, der erste Mathematiker, von Nahrungssorgen gedrückt, auf Privatunterricht hingewiesen. Was ist da bei den jüngern Nachfolgern zu erwarten? Brown, der Botaniker, Kater, Barlow, Christie, South, die Physiker, Thomson, Henry, Faraday, Entdecker im chemischen Gebiete, Murdoch, Bell, Babbage, durch die bedeutendsten Erfindungen ausgezeichnet, sämmtlich vernachlässigt! Wie mancher genievolle Mann endet, wenn er sein Privatvermögen den Bestrebungen für Wissenschaft und Kunst aufgeopfert hat, von aller öffentlichen Hülfe verlassen, in Armuth oder im Schuldthurm!

Und noch einmal auf die wissenschaftlichen Institute zurückzukommen! die Board of longitude, so wichtig für Erdkunde

und Schifffahrt, 1828 aufgehoben! Die „drei Leuchtthurmbehörden" zählen unter allen ihren Mitgliedern keinen einzigen Mann von Wissenschaft. Ebenso ists mit 3 andern Behörden von wissenschaftlichem Charakter in Schottland (für Manufactur, Fischerei und Küstenverbesserung), deren Commissionaire unbesoldet, und deren besoldete Officianten unwissenschaftliche Leute sind, ja, nicht einmal einen tüchtigen Ingenieur aufzuweisen haben. Und die Küste soll verbessert werden? Was „die 3 wissenschaftlichen Societäten" Großbritanniens anbelangt, sie stehen unter Personen, die eben mit den Wissenschaften wenig bekannt sind, werden durch Beiträge ihrer eignen Mitglieder unterhalten, und nur 3 ihrer mit allen Arbeiten überhäuften Beamten werden spärlich besoldet (von 600—150 Thlrn.). Selbst für das Local ihrer Sammlungen müssen sie dem Staate Miethe bezahlen. Ohe!

So gibt es denn in England keine Lage, keine Stellung, wo für Den, welcher sich höherer Wissenschaft widmet, auf seinem mühevollen Pfade ein Sternlein der Hoffnung schimmerte. Aber noch sind ja die berühmten Universitäten da? Auch hier sind die Gehalte meistens so knapp, daß sie wol den Einzelnen, aber nicht eine Familie ernähren. Außerdem gibt es der Katheder nur wenige, und die Zeit, dahin zu gelangen, liegt somit in der Ferne. Es kommt hinzu, daß bei der Besetzung derselben politischer Einfluß oder Gunst der Patrone vorherrscht, also für das wahre Verdienst wenig übrigbleibt. Und auch Diejenigen, welche auf dem Katheder ernten wollen, müssen sich in die Modewahl der Gegenstände und in den Modeton des Vortrags schicken und ihre Waaren mit commercieller Speculation, dem Zeitgeschmacke gemäß, auslegen. Die Tiefe des Studiums geht dabei natürlich verloren. Man wird es sich nun erklären können, weshalb die großen Erfindungen und Entdeckungen des letzten Jahrhunderts in England nicht auf den Universitäten, sondern außerhalb derselben gemacht worden sind. (Bradley, Dollond, Priestley, Cavendish, Maskelyne, Rumford, Watt, Wollaston, Young, Davy, Chenevil, Dalton, Ivory, Brown, Hatchett, Pond, Herschel, Babbage, Henry, Barlow, South, Faraday, Murdoch, Christie.) Seit den letzten 15 Jahren ist auch nicht eine einzige Erfindung oder Entdeckung von Bedeutung aus einer englischen Universität hervorgegangen, ja, es gibt auf allen 8 Universitäten nicht einen einzigen Mann, von dem man auch nur wüßte, daß er mit originalen Forschungen beschäftigt wäre. In der Mathematik geschieht gar Nichts. In der Chemie ist man mit den neuesten Fortschritten und Entdeckungen (z. B. Oerstedt's, Berzelius', Balardo's, Serulla's u. A. m.) so gut wie unbekannt. Sollte man von einem Lande, das eben durch mechanische und Manufacturbestrebungen allbekannt ist, solche Vernachlässigung der schwierigern und abstractern Wissenschaften vermuthen? (Ueber die Vernachlässigung der Wissenschaften, wie über manche andere Fehler auf sehr berühmten Gymnasien, z. B. zu Eton, findet man ausführliche Nachricht im „Edinburgh review", Nr. 101, S. 65 fg.)

Wie bringen sich aber die einzelnen, noch immer erscheinenden, aber von den öffentlichen Instituten und der Regierung vernachlässigten, wahrhaft wissenschaftlichen Männer unter so traurigen Umständen durch? Traurig genug! Sie sind gedrückte Lehrer an Militairschulen, oder halten Privatvorlesungen, oder schreiben für periodische Blätter und populaire Compilationen, wozu sich, des Geldgewinns wegen, selbst manche der besoldeten Professoren hergeben, aber darüber dann ihren höhern, eigentlichen Beruf vernachlässigen.

Wie Dem abzuhelfen wäre? Einigermaßen dadurch, daß auf den Universitäten doppelte Katheder errichtet würden, einer für einen Emeritus von großem Namen, um durch seinen Ruf die Schüler herbeizuziehen, und einer für einen nachstrebenden, tüchtigen, jüngern Lehrer; daß man die wissenschaftlichen Societäten besser organisirte und ausgezeichnete Mitglieder derselben anständig besoldete; daß man überhaupt den literarischen und wissenschaftlichen Männern, wie andern Ständen der Gesellschaft, die ermunternde Aussicht auf Ehrenauszeichnungen im Staate eröffnete. Man denke nur an die zahllosen Ritter, welche im Heer und in der Flotte, unter den Juristen, Aerzten, Apothekern, Buchhändlern, Malern, Bildhauern und Gehülfen an der politischen Maschinerie aufgetaucht sind; aber nur 15 Männer von echter Wissenschaft wird man mit aller Mühe darunter auflesen. (Nun, was echte Wissenschaft betrifft, ist sie auch noch in manchen andern Ländern nicht eben immer das Attribut der äußern Würden, Titel und Orden, und es ist zwischen Hochwürden und hoher Würdigkeit, zwischen Ehrenzeichen und Ehre mitunter sehr zu distinguiren. Auch die Gewässer der Gunst haben öfters einen starken Zug nach der Tiefe.)

Zuletzt redet Babbage in seiner scharfen Kritik von dem Schaden, der insbesondere den mechanischen und chemischen Bestrebungen, diesen Grundmauern britischer Industrie und klingender Gewinne, durch die höchst fehlerhaften Patentgesetze fortwährend zugefügt wird. Der Schriftsteller, sagt er, ist gegen die geringe Abgabe von 11 Exemplaren an die öffentlichen Bibliotheken vor der Nachdruckerbande sichergestellt. Aber wer neue Maschinen erfindet, oder neue Künste entdeckt, ist einem Heer von Piraten blosgestellt. Arbeitet er nicht im tiefsten Versteck, in der finstersten Nacht und etwa mit Hülfe der treusten Freunde an seinem Werk, so rauben ihm die lauernden Piraten seine Idee, seine Kunstgriffe und schnappen ihm das Patent vorweg. Hat er nun aber wirklich vor diesem Unfall sich bewahrt und bewirbt sich um das Privilegium, wozu ihn die Patentgesetze berechtigen, so schnappt ihm jetzo der Staat nach der Tasche. Er muß 3—400 Pfd. St., als eine directe Geniesteuer, zahlen. Sicher aber ist er dadurch noch nicht gestellt. Es kann ihm, um die Gültigkeit seiner Sache gerichtlich zu erweisen, noch immer Ein bis mehre tausend Pfund kosten. Denn das ihm wirklich zugefertigte Privilegium kann durch die nichtswürdigsten Chicanen (z. B. daß er seine Erfindung nicht genau genug beschrieben habe, was öfters auf bloße Wortklauberei hinausläuft) umgeworfen werden. Und was gewinnt der Staat jährlich von dieser schon deshalb verderblichen Steuer, weil arme Erfinder dabei gar nicht aufkommen können, und sonach der Staat ihre unberechenbaren Dienste einbüßt? Lumpige 7000 Pfd. Denn die übrigen 38,000 der jährlichen Einnahme von Patenten fallen in die Taschen der Kronbeamten. Nur ein Paar Beispiele von Chicanen! Watt's und Dollond's berühmte Patente wurden von Schurken angefochten und konnten nur mit Mühe und großen Kosten vertheidigt werden. Namentlich wurde Watt's Patent (wer berechnet die Vortheile der Dampfmaschine?) auf den Grund angefochten, daß es für ein Princip, nicht aber für eine verkäufliche Substanz erworben sei. Cochrane's Patent für seine neue Erleuchtungsmethode ward angefochten und wirklich umgestürzt, weil er sich des Ausdrucks verbessertes Licht (improved lamp) hätte bedient haben sollen. So erging es auch Jessop mit seiner neuen Uhr, weil nicht Alles in ihr neu sei. Der berühmteste Fall aber betrifft die Spinnmaschine, deren Erfinder Hargrave, Arkwright und Crumpton waren. Hargrave's Patent ward von einer Bande Piraten angefallen, und der Mann starb in tiefster Armuth inmitten einer Bevölkerung, die er reich gemacht hatte. Arkwright wurde von dergleichen Gesindel angeklagt „man hätte seine Maschine nicht nach seiner Beschreibung anfertigen können" und verlor den Prozeß vor der Kings-Bench (1778). Aber 1785 bezeugten andere Werkmeister, sie hätten allerdings die Maschine nach seiner Beschreibung anfertigen können, und nun gewann er den Prozeß. Dessenungeachtet erfolgte im selbigen Jahre ein neuer Angriff, wo er verlor. Dies war das Schicksal einer Erfindung, welche England ungeheure Summen eingetragen hat. Sollte man nicht, fragt Babbage, endlich auf den vernünftigen und rechtlichen Gedanken kommen, neue Erfindungen vor einer wissenschaftlichen Behörde prüfen und die Beschreibung nöthigenfalls berichtigen zu lassen und dann den würdigbefundenen Erfinder mindestens für 14 Jahre sicherzustellen? So geht es her im gepriesenen England! 6.

Kaiser Julian der Abtrünnige, oder die traurigen Folgen der Verunstaltung des reinen Christenthums. Von Julius Körner. Schneeberg, Schumann. 1830. 8. 2 Thlr.

In einem Roman, d. h., in freier poetischer Gestaltung historischer Thatsachen und psychologischer Erscheinungen wird der große Apostate hier vorgeführt. Von der Geschichte seiner frühen Rettung vom Tode an wird die Entwickelung seines äußern und innern Lebens, die Ausbildung seines Charakters und seiner Ansichten, seine Abneigung gegen das damalige Christenthum, seine Verbindung mit den Resten heidnischer Philosophie zur Aufrichtung eines Neuplatonischen Cultus an der Stelle der entarteten, dem frommen Gemüthe ebenso sehr Grauen erweckenden, als den Spötter mit Hohn erfüllenden christlichen Kirche erzählt und zudem noch das ganze Gemälde durch freie Composition des Heimtritts Julians in den Schoß des richtiger erkannten Christenthums verherrlicht. Das Buch ist in einer fließenden Sprache geschrieben; das Ganze hat Lebendigkeit und Frische. Gleich der Anfang setzt den Leser mitten in die historische Verwickelung hinein, und wenn auch hier und dort eine Erfindung des Dichters die geschichtlichen Reihen unterbricht, um das epische Gewebe zu ergänzen, so tritt doch überall das ernstliche Streben nach Wahrheit hervor, nach jener Wahrheit, durch welche auch die poetische Fiction nur aus den charakteristischen Elemenren der einzelnen Persönlichkeit, sowie der gesammten Zeitgeschichte sich entwickelt. Dahin rechnen wir gerade auch den erhebenden Schluß des Romans, in welchem Julian den echten Kern der christlichen Wahrheit nach ihrer theoretischen und praktischen Seite kennen lernt und sich wieder zum Bekenntnisse des Erlösers wendet. Wenn auch Julian nicht eben vorzüglich deshalb, weil das Christenthum der damaligen katholischen Kirche dem nach Wahrheit und Frieden dürstenden Geiste keine Befriedigung reichen konnte, sondern, wie Neander behauptet, weil sein Gemüth überhaupt nach Glänzendem und Scheinendem haschte, das Heidenthum anziehender fand und sich von den Gaukler- und Wahrsagerkünsten der heidnischen Philosophen täuschen ließ, so ist es doch gar nicht unwahrscheinlich, daß derselbe, hätte er länger gelebt und regiert, durch das Mislingen seiner Pläne von der Unzulänglichkeit seiner philosophischen Theorie und von der Machtlosigkeit seiner Götter sich überzeugt und die in den Schicksalen der gedrückten und verfolgten Kirche hervorleuchtenden Stralen wahren Märtyrerthums und überhaupt einer christlichen Gesinnung anerkannt haben würde; was ihn nun, wenn er anders redlich war, auch zur öffentlichen Aenderung seiner Grundsätze und Maßregeln bewegen mußte. Uebrigens scheint uns Julian in der Schilderung, welche der Verf. von ihm entwirft, nicht die gehörige Selbständigkeit in seinen Entschließungen und Handlungen zu haben. Noch weniger natürlich aber ist wol der Eunuche, der als Minister und Günstling des Kaisers Konstantius dem Leben und Emporkommen Julians entgegenarbeitet und durch den von Julian nach seiner Thronbesteigung niedergesetzten Gerichtshof verurtheilt wird. Hingegen ist die Darstellung des Konstantius in seiner Charakterlosigkeit und Abhängigkeit von seinen Umgebungen trefflich; nicht minder das Bild der Kaiserin und des Bischofs Markos, der beiden Schutzengel Julians. Was uns jedoch in dem werthvollen Bilde sehr störend war, ist die Verwechselung des Alten und Neuen in den theologischen und kirchlichen Disstdien, welche doch, sozusagen, den historischen Boden der Erzählung bilden. Sehr schön und richtig sind zwar die Erörterungen der damaligen dogmatischen Ansichten der verschiedenartigen Parteien; und wenn der Verf. auch nicht vom Quellenstudium ausging, so hat er doch die neuern Bearbeitungen der Geschichte der Philosophie, der christlichen Kirche und ihrer Dogmen mit Gewandtheit benutzt. Allein, es ist nicht zu ertragen, wenn man im Munde der Theologen des nicänischen Concils, der Freunde und Gegner des Athanasius die Worte Rationalismus, Supernaturalismus und andere dem neuesten dogmatischen Sprachgebrauche seit kaum 50 Jahren angehörigen Ausdrücke hört.

Die eigentliche Tendenz des Buches ist indessen polemisch und gehört der Gegenwart an. Der Verf. will, wie er dies, außer dem Geiste und Tone seiner Schrift, in einzelnen Anmerkungen, hauptsächlich aber in dem dialogisirten Vorworte angibt, die Neuevangelischen, die Pietisten, die starren Glaubenslehrer, die Redactoren und Theilnehmer der berliner „Evangelischen Kirchenzeitung" angreifen und an einem uralten Beispiele zeigen, wie weit solche von dem reinen Wesen, Denken und Streben des ursprünglichen Christenthums entfernt seien, und wie verderblich sie auf die religiöse Bildung der Zeit, namentlich auf die Beurtheilung des Christenthums bei Freiergesinnten und Aufgeklärten, einwirken. In dieser Beziehung ist der Verf. insbesondere zu loben. Freilich aber hat auch seine Polemik und Apologie die Farbe der Partei. Ohne Zweifel ist er derselbe Geistliche, welcher in einer unlängst erschienenen Schrift den Rationalisten als Volks- und Jugendlehrer in Schutz genommen hat. So predigt er auch hier den Rationalismus, obwol nicht den trockenen und kalten des sogenannten gesunden Menschenverstandes, der in seiner Einseitigkeit die Zeugnisse des mystischen Gefühles abweist, wie er die Offenbarung der Geschichte meistert; damit hätte wol auch der alte Markos, der den Julian hier belehren soll, weder diesen noch sich selbst befriedigt. Herr Körner neigt sich zur tiefern gemüthlichen Auffassung der rationalistischen Ansicht hin, offenbar derjenigen, welche dem über den Gegensätzen schwebenden Geiste des Erlösers näher ist, weil inniger, wärmer und lebendiger als jene. 12.

Notiz.

Merkwürdig!

Der bekannte Buckingham begann vor drittehalb Jahren eine Zeitschrift, „The Argus", die beinahe einen ganzen Monat lebte und dann den Weg alles Fleisches ging. Er beschrieb darin Dinge und erzählte Neuigkeiten für wahr, von denen man entweder gesprochen, oder von denen er geträumt hatte, oder von denen vielmehr Niemand weder gesprochen noch geträumt hatte, und es findet sich darunter Einiges, das man jetzt für Prophezeiung halten könnte, z. B.:

„Lord Brougham, der Lordkanzler, hat u. s. w."

„Karl X., der Exkönig von Frankreich, wohnt noch immer in Preßburg in Ungarn".

„Frankreich. Nach Mittag begrüßte eine Salve den ankommenden Präsidenten der Republik, den ehrwürdigen Lafayette, den der General Gérard, Kriegsminister, K. Dupin, Minister des Innern, und Lafitte, Finanzminister, begleiteten". Das ist nicht so gar weit vom Ziele geschossen; das Allermerkwürdigste aber wol Folgendes:

„Man hofft zuversichtlich, daß es den vereinten Bemühungen dieser Mächte (Großbritannien, Oestreich und Frankreich) gelingen werde, den fünfjährigen Krieg zu beendigen und den Kaiser Nikolaus zu vermögen, die Unabhängigkeit der Krone von Warschau anzuerkennen". 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 61. —— 2. März 1831.

Zur Lebensweisheit und Menschenkunde.

Es gibt Bücher, die nichts weniger als vollendet oder auch nur ausgezeichnet sind, und dennoch viel Gutes und Nützliches enthalten. Man kann sie nicht entbehren, ungefähr wie die Scheidemünze in der mercantilischen Welt. Ein solches Buch ist vorliegendes unter folgendem langen Titel:

Der Weltbürger. Ein Bildungsbuch für den Umgang mit Menschen, oder: Geprüfte Rathschläge zu einem richtigen, pflichtgemäßen und vortheilhaften Verhalten in allen ernsthaften und geselligen Verhältnissen des Lebens, nach den Vorschriften der Moral, des Anstandes und der Lebensklugheit: auf Welt und Menschen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten, berechnet, und in Knigge's Geist nach den Bedürfnissen unserer Zeit zum Gebrauch aller Stände und Volksclassen geschrieben von Friedrich von Sydow. 2 Theile. Ilmenau, Voigt. 1830. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn auch Knigge's auf dem Titel keiner Erwähnung geschähe, so würde man doch sogleich an dessen bekanntes Buch „Ueber den Umgang mit Menschen" denken. Der Verfasser dieses „Weltbürgers" hat es auch keinen Hehl, daß er seinen Vorgänger nicht blos als sein Muster betrachtet, sondern auch benutzt, ja seinem Werke gewissermaßen einverleibt hat. Wir nehmen Letzteres nun wie es ist, wiewol es mehr ein Volksbuch, als für alle Stände gültig zu sein scheint, obgleich darin von allen Ständen die Rede ist. Uebrigens rechnen wir Letzteres dem Verf. für keinen Fehler an, denn auch der Niedere oder Untergeordnete muß wissen, wie es in den höhern Ständen zugeht, und wie er sich gegen sie zu benehmen hat. Und so folge denn nun ein kurzer Prospectus des ausgedehnten Ganzen, nebst einigen Bemerkungen über den Geist und die Form des Werks. Der 1. Theil, welcher den Menschen als Menschen überhaupt betrachtet, zerfällt in 5 Abschnitte. Der erste handelt vom Menschen im Verhältniß zu Gott; der zweite vom Menschen im Umgange mit sich selbst; der dritte vom Menschen im Umgange mit Andern im Allgemeinen; der vierte vom Verhalten des Weltbürgers gegen Andere, in Beziehung auf Temperament, Gemüthsart und Stimmung; der fünfte vom gesellschaftlichen Umgange. Der 2. Theil handelt ebenfalls in 5 Abschnitten, zuerst: von Verhältnissen des Weltbürgers, welche von der Natur begründet sind, als: Freundschaft, Liebe, Ehe u. s. w.; sodann: von dem Verhalten auf Reisen; ferner: von den Beziehungen, welche durch bürgerliche Verbindungen, Stand, Uebereinkunft und übrige Lebensverhältnisse gebildet werden; endlich: von der Bestellung des Hauses in Beziehung auf den Tod; zuletzt: von dem Verhalten des Menschen gegen die Thiere. Wir können uns in Beziehung auf die letzte Rubrik der Bemerkung nicht enthalten, daß sie am unrechten Orte steht: das letzte Erdengeschäft des Menschen pflegt das Testament zu sein, wenn er anders Etwas zu vermachen hat. Doch wir wenden uns zu den Hauptsachen. Hoch ist der Standpunkt des Verfs. nicht. Der Mensch ist ihm eben Weltbürger, dem vor dem Jetzt das Einst verschwindet wie der dunkle Sternenhimmel am hellen Tage. Die Gegenwart, d. h. das Erdenleben, als solches, ist die Axe, um welche sich die Weisheits- oder vielmehr die Klugheitslehre unsers Geleitsmannes durchs Leben bewegt. Dennoch liegt ihm das Glück seiner Mitbrüder am Herzen. Das ganze Buch athmet Wohlwollen und Gutmüthigkeit. Eindringlich, wiewol ganz populair, wie es hier am rechten Orte ist, spricht der Verf. zum Gemüth, zum Verstand seiner Leser. Und wohl ihnen schon dann, wann sie nur Das sind und werden, wozu er sie machen will: verständige, genügsame, Maß haltende, besonnene Menschen, die es zunächst und hauptsächlich um ihrer selbst willen sind! Im Ganzen ist der 1. Theil wol der interessanteste, weil er es mehr mit dem Menschen, blos als solchem, zu thun hat. Wir rechnen die Nrn. 23—30 im zweiten Abschnitt unter die gelungensten, wo von Offenherzigkeit, Verschwiegenheit, Widerspruch, Tadel, Nachsicht, Billigkeit, Friedfertigkeit, Verträglichkeit, Belehrung Anderer gehandelt wird. Der Aufsatz Nr. 31 im vierten Abschnitt, über den Selbstmord, sowie im fünften Abschnitt Nr. 9, über das Spiel, sind beide vorzüglich und höchst beherzigenswerth. Dagegen sind andere sehr ungenügend, z. B. Abschn. 5, Nr. 12, über Lecture. Uebrigens artet auch nicht selten der Lehrton des Verf. in matte und leere Declamation aus, wenn es höhere Beziehungen gilt. Auch einzelne falsche Begriffsbestimmungen finden sich hier und da, die den weniger unterrichte-

ten Leser verwirren und zu falschen Ansichten verleiten können. Wir führen einige aus dem 1., als dem vorzüglichern Theile an. S. 27 heißt es: „Unser Ich, unser innigster und treuester Freund" u. s. w. Dies ist sehr zweideutig. Wir selbst sind unser Ich, und sind oft nur zu sehr unsere eignen Feinde, so gut wir es auch mit uns meinen. Es müßte wenigstens heißen: unser besseres Ich, als worunter der reine Geist, die Vernunft oder das Gewissen zu verstehen ist. S. 30: „Unsere Seele, oder derjenige Theil unsers Wesens, welcher die Triebfeder alles unsers Wirkens und Strebens ist" u. s. w. Unsere Seele sind abermals wir selbst; die Triebfeder alles unsers Wirkens aber ist der Wille, als eine besondere Kraft unserer Seele. S. 75: „Das Glück, das gemeinschaftliche Ziel der Menschen" u. s. w. Der Begriff des Glücks ist viel zu unbestimmt und schwankend, und wiederum viel zu beschränkt, um das gemeinsame Ziel Aller zu bezeichnen. Die Menschen, wissentlich oder nicht, suchen den (verlorenen) Himmel: das wandellos heitere Dasein und Leben. S. 84 wird „Vertrauen auf Gott, Menschen und Schicksal" empfohlen. Vertrauen auf das Schicksal? Hat dies einen Sinn, wenn es dem Vertrauen auf Gott an die Seite gestellt wird? S. 89: „Bist du vom Kummer u. s. w. gedrückt, versagt die Vernunft u. s. w. dir den Dienst: verbirg dich hinter einer heitern Maske" u. s. w. Wem die Vernunft den Dienst versagt, daß heißt doch wol so viel, als wer sich nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß, der wird wol am besten thun, sich im reinen Herzensgebet an seinen Schöpfer zu wenden, wenn er Religion hat. Hat er keine, so wird ihm die heitere Maske auch nichts helfen und auch nicht einmal zu Gebote stehen: denn sie setzt eine große Gewalt des Menschen über sich selbst und freie Besonnenheit voraus, die da, wo die Vernunft den Menschen verläßt, wol schwerlich stattfinden kann. Uebrigens sollte der Verf. Niemandem zur Maske rathen: sie ist die Waffe der Lüge und der Schlechtheit. Nun, solche einzelne Uebereilungen abgerechnet, findet sich, wie gesagt, eine Fülle guter Belehrungen und Rathschläge in diesem Werke für Alle, die dergleichen bedürfen; und dies ist bei weitem die Mehrzahl der Menschen wie sie sind; und für diese nur hat der Verf. geschrieben. Wir zweifeln nicht, daß das Buch in diesem weiten Kreise guten Abgang finden werde, wie ihn auch die gute Absicht und die fleißige Arbeit des Verf. verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Jena, Ende Februar 1831.

Der Programmatarius der Universität, Abraham Eichstädt, Professor der Beredtsamkeit und Poesie, beginnt seine Einleitung zu dem Lectionskatalog für das nächste Sommersemester mit folgenden Worten, die wir in unserer barbarischen Sprache also wiedergeben zu müssen glauben:

„Neulich haben gewisse Leute den ausgebreiteten Ruf der Universität Jena durch nachtheilige Gerüchte noch mehr in der Leute Mund zu bringen gesucht. Wir konnten dies nicht befremdend finden, wenn wir uns erinnerten, was seit dem Anfange dieses Jahrhunderts das Schicksal unserer Hochschule gewesen ist. Wenn irgendwo, und zwar nicht nur wenn in unserer Nähe, nein, auch wenn an den äußersten Enden von Europa, möcht' ich sagen, den Staaten eine Gefahr droht, eine Empörung erregt wird, oder ein Verdacht der Unruhe und Empörung entsteht, sogleich tauchen Menschen aus der Finsterniß auf und wissen in irgend einer Weise den Ursprung davon auf die Universität Jena zurückzuführen, oder erheben doch wenigstens das Geschrei: Dergleichen bekomme von hier aus seine Nahrung. Unter Universität bezeichnen sie aber vorzüglich euch, ihr guten Mitbürger, in deren zahlreicher Anwesenheit und sittlicher Haltung die Blüte der Universität beruht. Denn über die Lehrer haben sie seit Kurzem mildere Ansichten gefaßt, wiewol auch unter diesen einige wegen ihrer freisinnigen Sprache, worin immer der größte und eigenthümlichste Ruhm unserer Hochschule bestand, jenen Finsterlingen so verdächtig und verhaßt sind, daß sie sich theils von schadensüchtigen Spürern beobachtet, theils von Schmähschriften verunglimpft sehen. Euch aber, akademische Mitbürger, werfen sie vor ein zügelloses Leben und aufrührerische Bestrebungen; und das haben sie noch ganz neuerlich mit solcher Unverschämtheit gethan, daß sie in demselben Augenblick, wo wir eure Treue, eure guten Sitten, eure Ehrfurcht vor den Gesetzen, eure Folgsamkeit gegen unsere Ermahnungen mittelst öffentlichen Anschlages belobigten und von diesen euren Tugenden, die sich im Lichte des Tages und vor Aller Augen bethätigt, zu unsern durchlauchtigsten Herzögen mit der gewissenhaftesten Anerkennung redeten — daß dennoch jene Menschen aus einer weiten Entfernung und zum Theil sogar aus einer grämlichen Einsamkeit, worin sie verborgen wie Eremiten hausen, ganz andere Dinge ausgekundschaftet und zu beweisheiten hatten, daß sie dieselben Ereignisse, welche vor unsern sichtlichen Augen geschahen, mit ihren ungeschickten Ohren dummgläubig auszuhorchen und ebenso verkehrt wiederzuerzählen sich nicht entblödeten".

Mit diesen ehrenwerthen Worten hat der berühmte Hr. Programmatarius, wenn wir seine etwas bemooste Beredtsamkeit abrechnen, uns vollkommen aus der Seele geredet. Die Worte gehen aber auf wirkliche Vorfälle, theils nämlich auf die allbekannte, jetzt freilich antiquirte Verunglimpfung der Universität, theils gegen einen längern Angriff auf Jena, welcher im leipziger „Eremiten" sehr scharf, aber auch sehr schief und ungerecht ans Licht trat. Gegen diese letztere Methode war es sehr leicht, ein Mittel zu finden, und die Injurienklage konnte wol ein Ueberfluß scheinen bei der rüstigen Vertheidigung, die jene öffentlichen Anklagen ebenso öffentlich niederschlug. Viel schlimmer war die andere Classe von Leuten, welche mit der feinsten, consequentesten Verdächtigung jahrelang sich geltendzumachen wußten, zum nicht geringen Nachtheil dieser altberühmten Anstalt, welche die ersten Männer des Jahrhunderts, sofern sie der Wissenschaft unserer Nation angehören, theils in ihren Anfängen, theils in ihrer Blüte zu den ihrigen zählt. Indessen hat sich jene Rede, welche viele Jahre hindurch die Universität Jena als den Herd der Demagogie bezeichnete, weil sie in einer Zeit, wie die gegenwärtige, auch nicht die allerkleinste Abweichung vom Gesetz nachzuweisen vermochte, als eine groteske Verleumdung ausgewiesen und ihre Vertheidiger als die abgeschmacktesten Prediger in der Wüste, um uns, nach der Anregung des Hrn. Programmatarius, einer beliebten Eleganz zu bedienen.

Dies ist nun freilich auch schon eine Thatsache, und zwar eine sehr erfreuliche; aber noch viel thatsächlicher, wenn solches überhaupt möglich wäre, würde die Geschichte der sogenannten jenaer Unruhen die Universität rechtfertigen. Diese Unruhen waren es eigentlich nur insofern, als die Einwohner einige Wochen hindurch mit Nachtwachen beunruhigt wurden. Die epidemische Angst war Aufruhr entstand hier bei uns in Folge einer an sich höchst unbedeutenden Feuersbrunst, die aber allerdings einen prämeditirten Charakter zu haben schien. Darauf kamen ganz gesetzliche Berathungen über Pe-

titionen um Abhülfe gewisser höchst wesentlicher Beschwerden in Gang, namentlich wurde um Belebung städtischer Institutionen und Trennung der Verwaltung und Justiz gebeten. Dies Alles ging im Grunde die Akademie nichts an, und in der That, gerade so benahm sie sich dabei, indem sie sich zu einem eignen Wachtdienst und völliger Ignorirung der Bürgerberathungen aussonderte. Wenn man nun die Thaten dieses Wachtdienstes prüfen wollte, ob sich denn darin etwa jener Dämon der Anarchie gezeigt, so ist freilich nicht zu leugnen, daß die Geheimenräthe, die geheimen Hofräthe, die Consistorial-, die Kirchen- und bloßen Hofräthe, ja selbst die simpeln Professoren und Doctoren schlechte Soldaten waren und kaum dem Commando: „halb rechts" oder „halb links" gehörig nachzukommen wußten, wenn sie die Reihe traf eine Patrouille mitzumachen. Ja, es ist sogar eine bekannte Wahrheit, daß ein junger Mann von der Universität seinen Posten, den er als Ordonnanz zu behaupten hatte, verließ und zu Bette ging, darauf, nach erfolgter Entdeckung, von seinem unglücklichen Vater nur durch ein halbes Dutzend Flaschen vor schwerer Verantwortlichkeit gerettet wurde. Vieles wäre noch außerdem interessant, wenn die Neuheit der Ereignisse eine ins Einzelne und auf Persönlichkeiten eingehende Erzählung gestattete. Indessen auch schon hieraus wird jeder Wohlwollende den guten Willen und Geist entdecken, und wenn es dem Einzelnen unmöglich war, seinem Ideal von Soldatenpünktlichkeit zu entsprechen, so ist das alte philosophische Wort eine vollgültige Vertheidigung: „Auch das Streben nach dem Schönen ist schön".

Um näher von der Universität zu reden, muß man freilich die Professoren und Studenten erwähnen, und das ist eine sehr delikate Sache, in Rücksicht auf die Professoren deswegen, weil diese Herren, obgleich öffentliche Charaktere, dennoch gleich auffahren, als wären sie gebrannt, wenn Einer öffentlich kritisch und nicht blos lobend von ihnen redet, in Rücksicht auf die Studenten, weil diese von uns Aeltern in der Regel schief beurtheilt werden. Dennoch unternehmen wir Beides, weil uns die Oeffentlichkeit hier mehr gilt, als alle Nebenrücksichten. Die theologische Facultät ist sehr wohl berathen. Unter ihren Lehrern ist ohne Widerrede Baumgarten-Crusius der erste an Gelehrsamkeit und Geist und für die Universität von unendlicher Wichtigkeit, Danz ein geschickter, Schwarz ein beliebter Lehrer, Hase durch seine Schriften rühmlichst bekannt, Schott ein gelehrter Veteran. In der Jurisprudenz hat die Universität an Zimmern viel verloren, dadurch aber die Veranlassung gefunden, den berühmten Lehrer des Pandectenrechts Franke aus Göttingen herzuberufen, v. Schröter, ein gelehrter und sehr thätiger Mann, ist der zweite Pandectist, der Geheimerath Schmid als Publicist und Germanist ausgezeichnet unter den deutschen Gelehrten, Martin für Proceß und Criminalrecht. Diese Facultät ist durch den Ruhm, den geistigen und gelehrten Gehalt dieser Männer ohne Zweifel die ausgezeichnetste; schwach dagegen die medicinische, wiewol Kieser und die beiden Stark hohe Achtung in Anspruch zu nehmen haben. Mit der philosophischen Facultät hat es eine ganz eigne Bewandtniß. Unstreitig ist ungemeines Interesse für ihre eigentlichste Disciplin da; aber dennoch ist es gerade dem Manne, der so ausgezeichnete Leistungen für sich hat, nicht erlaubt öffentliche Vorträge über seine Wissenschaft zu halten. Fries ist auf Physik und Naturwissenschaften angewiesen — Luden lehrt Geschichte, immer noch mit ausgezeichnetem Beifall, wiewol nicht mehr mit den Erfolgen jugendlich begeisterter Energie, die sonst Alles hinriß, Göttling, sowol im grammatischen als historischen Theil der Philologie auf einer ausgezeichneten Höhe, Wahl, ein Schüler von Thibaut und bekannt durch seine Untersuchungen über die Optik, Döbereiner, berühmt durch mehre wichtige Entdeckungen in der Chemie — alle diese Männer heben den Ruf der Universität. Scheidler hat in der Philosophie mehr akademischen als schriftstellerischen Ruf.

Das Treiben und Wesen der Studenten kann jetzt schon um so eher öffentlich besprochen werden, nachdem es sich in seiner völligen Entfernung von den Bestrebungen für unmittelbare Staatsgestaltungen durch das verlangte und nunmehr genugsam bewährte passive Verhalten als völlig unschädlich ausgewiesen hat. Denn selbst in die göttinger Pönitenz scheinen sie nur wider Willen und zufällig hineingerissen zu sein, da dieselben Foderungen, wiewol gesetzlicher gehalten, durch ganz Hanover gehen, also wol schwerlich der Universität als Urheberin zugeschrieben werden können, besonders nach einem so entmuthigenden Ausgange. Die jenaer Studenten haben aber seit dem neuerwachten politischen Interesse auch nicht den kleinsten Anstrich des sonst so vielfach gefürchteten Geistes gezeigt, sodaß man von einem gewissen Standpunkt eher über Apathie und Hinneigung zu kleinlichen Studentenfahrten klagen, als Einmischung in Politica fürchten könnte. Der jenaer Student hat in neuerer Zeit angefangen, sich bedeutend zu civilisiren, das sogenannte Altdeutsche ist ebenso gut untergegangen wie das tolle Landsmannschaftliche. Die jetzigen Gegensätze sind vielmehr das mehr und minder Studentikose, selbst jenes in ziemlich gefälliger Form, wenngleich nicht ganz ohne die wunderliche Zubehör privilegirter Ansoderungen. Dieses erkennt den Grundsatz an, daß der Bürger auch seine Rechte habe, und achtet sie nach Kräften. Beide Gegensätze erscheinen von der Farbe der Zeit gefärbt, aber niemals, wie sich von selbst versteht, hinausgehend über die jenem Alter eigne Befangenheit, sofern eben selten ein schon Gewordenes dort gefunden wird. Ueber Parteiungen hört man keine Klagen mehr, das Duell verliert an Credit, scheint aber immer noch nicht gänzlich vertilgt werden zu können. Mit einem solchen Wesen muß man aufs Vollständigste zufrieden sein, denn was es Unvollkommenes ansichträgt, liegt so sehr in der Natur jenes Alters und jener Verhältnisse, daß nur eine lügenhafte Lobhudelei es wegleugnen und nur urtheils- und charakterlose Verleumdung es anklagen kann.

Wenn nun unter solchen Umständen vielfältig von Suspendirung und Verlegung der Universität die Rede gewesen ist, wenn eine gewisse Aengstlichkeit in Bezug auf Jena nicht zu verkennen war, so hat dies offenbar seinen Grund in einer mangelhaften Kenntniß der detaillirtern Verhältnisse und in einem Uebersehen der wissenschaftlichen Richtung auf das Allgemeine, welche dem Gelehrten wol zu einem tüchtigen Philosophen, aber auch ganz sicher zu einem Widerwillen gegen das Praktische und meist zu lächerlicher Unbeholfenheit, sobald es dennoch sein muß, verhilft.

Indessen ist auch von dem Allgemeinen, sofern dies als politisches Raisonnement jenaer Zeitschriften erscheint, gegenwärtig nicht viel zu rühmen. Offenbar war fast allenthalben bis auf den heutigen Tag keine Veranlassung zu einem erfreulichen Eingehen auf unsere eignen Verhältnisse; daher Bran's „Minerva" und „Miszellen" auch ganz und gar von dem Fett der Engländer und Franzosen leben. Was da draußen irgend Interessantes gethan oder geschrieben wird, wenn es auf den Staat Bezug hat, darauf glauben diese beiden Blätter Rücksicht nehmen zu müssen, über Deutschland zu schreiben, liegt theils nicht in ihrem Plane, und das ist klug, theils dürfte es seine Schwierigkeiten haben. Sie sind wesentlich berichlend ohne bestimmte Farbe, aber oft von ungemeinem Interesse, besonders unter den gegenwärtigen Umständen. Außer diesen beiden erscheinen hier noch 3 andere Zeitschriften: die „Literaturzeitung", redigirt von Eichstädt, die „Oppositionsschrift", redigirt von Fries, Prof. Heinrich Schmid, Dr. Schröter und Prof. Scheidler, unter Mitwirkung von Baumgarten-Crusius und Paulus, und drittens „Der thüringer Volksfreund". Von den beiden ersten reinwissenschaftlichen Journalen ist das erstere, die „Literaturzeitung", im Sinken, das zweite im ersten Aufstreben begriffen. Die Namen, welche wir als Theilnehmer an der Redaction des letztern genannt haben, lassen über die Art und Weise ihrer theologisch-philosophischen Opposition keinen Zweifel übrig. Sie enthält Recensionen und Aufsätze über Gegenstände dieser beiden Fächer im Sinne der kritischen Philosophie und rationalen Theologie und scheint sich durch die Mitwirkung jener ausgezeichne-

ten Männer, sowie durch den Eifer des jüngern Theils der Redaction ein ansehnliches Publicum errungen zu haben, ein Umstand, der die Lebendigkeit dieser wissenschaftlichen Richtung in ein günstiges Licht stellt.

Von allgemeinerm Interesse mit unmittelbarer Rücksicht auf Verfassung und Staatsgeschichte ist, wenigstens seiner ersten Anlage nach, „Der thüringer Volksfreund". Der 1. Jahrgang dieses Blattes wurde von dem als Publicisten und Historiker rühmlichst bekannten Dr. Herzog redigirt und alle 4 Quartale in Pölitz's „Jahrbüchern" mit verdientem Lobe und wohlwollendem Rathe begrüßt. Ganz vorzüglich war eine bestimmte politische Farbe, eine genaue Kenntniß des thüringer Landes und seiner Geschichte (die der Hr. Redacteur schon früher zum Gegenstande eines eignen sehr geschätzten Werkes gemacht hatte), eine gute Auswahl gemeinnütziger Aufsätze, eine gedrängte wöchentliche Uebersicht der politischen Ereignisse in gebildeter, leichter Sprache unter die Tugenden dieses Blattes zu zählen. Seit dem Januar 1830 ist die Redaction in andere Hände übergegangen, und dieser Wechsel hat fast alle vorigen Tugenden des „Volksfreundes" in ihr Gegentheil verkehrt. Eine philiströse Lebensansicht, ein systemloses Hin- und Herfahren zwischen den Gegensätzen des Tags, eine Unzahl nichtsbedeutender Aufsätze, eine völlig ungebildete, bisweilen ungrammatische Rede begegnet uns auf jeder Seite. Die Tagsgeschichte wird uns gewöhnlich in einer armseligen Spalte des 2 Mal wöchentlich in halben Bogen erscheinenden Blattes vorgehaspelt in dem Tempus der Kinder und des Indifferentismus, dem Perfectum mit „hat". Vorher haben wir dann als Imbiß zu dieser kalten Küche etwa einige „Charakteristische Züge von Gänsen" (Nr. 2) oder „von Enten" genossen, oder ein Geschichtchen vom scheuen Predigerpferde, welches hier Jedermann, wie die päpstlichen Bullen, nach dem Anfange benennt, nämlich die Geschichte: „Neulich hätte der Hr. Pfarrer von Kunitz ein recht Unglück haben können". Dergleichen ist classisch in seiner Art und ergötzt eher, als daß es verletzen sollte. Viel schlimmer war es daher mit der Behandlung der göttinger Unruhen im 6. Stück, wo der unselige „Volksfreund" sich folgendergestalt herausläßt: „Auch Göttingen, die aristokratische Universitätsstadt, die den ruhigen und loyalen Geist ihrer Studenten und Einwohner immer so hoch pries, Göttingen, das Asyl strenger geselliger Etikette, das stolze Göttingen, das auf unser gutes Jena nur mit einer Art vornehmer Geringschätzung herabzublicken pflegte, — auch Göttingen hat seinen Charakter verleugnet und seinen Ruhm durch eine Empörung befleckt, die ernsthaft genug scheint". Niemand, der sich auch nur im entferntesten zu den gebildeten Jenensern rechnet, konnte das Undelicate und völlig Tactlose dieses Triumphes und dabei die wunderliche Bloßstellung der jenaer Universität, als sei sie jetzt erst durch den Charakter des Aufruhrs, den Göttingen angenommen, mit Göttingen auf gleiche Linie gekommen, anders als mit der höchsten Mißbilligung empfinden und wir Jenenser desavouiren diesen Triumph und sein Anhängsel aufs feierlichste. Man hat in Folge dessen mit Recht gesagt: Gott bewahre uns vor unsern Freunden, vor unsern Feinden wollen wir uns dann schon selbst wahren; und in der That an einer solchen Freundschaft, wie sie „Der thüringer Volksfreund" bethätigt, kann dem thüringer Volke sehr wenig gelegen sein: es verhält sich ungefähr so damit, als wenn man Jemandem mit der aufrichtigsten Theilnahme ins Gesicht schlägt. 166.

Köln, Februar 1831.

Mitten unter den Anzeigen einer kriegdrohenden Zukunft und in der Nähe des Herdes aller Revolutionen, wodurch Europa seit 7 Monaten beunruhigt wird, haben die Kölner ruhig und sorglos ihr Carneval gefeiert. Wollte man freilich den lügenhaften Berichten im „Constitutionnel" vom 30. November v. J. oder im „National" vom 10. Februar d. J. Glauben beimessen, so wäre hier die Unzufriedenheit allgemein und die Sehnsucht nach der französischen Herrschaft unter allen Classen der Bewohner verbreitet. Dann hätten sie auch wol schwerlich Lust gehabt, den Carneval in der alten Weise zu feiern. Aber man fühlt sich im Gegentheil hier wohl und zufrieden, man erkennt die Vorzüge der preußischen Verwaltung, man sucht sie in einzelnen Aufsätzen, deren die „Preußische Staatszeitung" einige mitgetheilt hat, gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen und hat sich also zu Köln auch nicht abhalten lassen, die Faschingslustbarkeiten zu feiern.

Da dieselben im vorigen Jahre aus mancherlei Gründen sehr unbedeutend gewesen waren, so sollte dieses Mal etwas Größeres geschehen, zumal da die Anwesenheit des Prinzen Wilhelm von Preußen mit seiner Familie, der als Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen seinen Sitz hier hat, dies ganz besonders zu verlangen schien. Die festordnende Comité hatte beschlossen, den Helden Hanswurst wieder neu auferstehen zu lassen und in verschiedenen Darstellungen sein Auftreten unmittelbar nach der Geburt, seine schnelle Reife und Bildung in verschiedenen Künsten, die ihn schnell über alle gewöhnlichen Kinder erhob, und seine Prüfung durch erfahrene Männer den Augen der Zuschauer vorzuführen. Die Idee war gar nicht übel und ward durch ein besonderes Programm (dem es jedoch im Eingange an Deutlichkeit mangelte) kundgethan. Am 14. Februar fand die Hauptfeierlichkeit auf dem Neumarkte statt. Eine außerordentliche Menge von Menschen bedeckte denselben, alle Fenster, ja selbst die Dächer waren mit Schaulustigen erfüllt; denn wer nur in Köln an diesem Tage von seinen Geschäften sich freimachen konnte, war gewiß auf dem Neumarkte. Dazu kam noch eine bedeutende Menge von Fremden aus den benachbarten Städten und Dörfern. Der große Maskenzug, sehr zahlreich und auch glänzender als in den letzten 5 Jahren, bewegte sich über den Neumarkt unter lautem Jubel des Volks und nahm dann seinen Weg durch die verschiedenen Hauptstraßen der Stadt. Am Abend desselben Tages fanden sich die Theilnehmer desselben wieder auf dem großen Saale des Kaufhauses Gürzenich ein, der recht geschmackvoll decorirt war. Hier war es nun aber übermäßig voll; denn an 4000 Billets waren für diesen Abend ausgegeben worden. Die Hitze war fast erdrückend, die Gesellschaft sehr gemischt und daher auch ziemlich laut, jedoch fielen keine Excesse oder Beleidigungen vor, wie sehr gedrängt die Anwesenden auch waren. Nur erst gegen Anbruch des folgenden Tages (der Ball nahm erst gegen 10 Uhr seinen Anfang) soll der bis dahin beobachtete Anstand einigermaßen verschwunden sein.

Der folgende Tag war für die kleinern Maskengesellschaften, Bände im kölnischen Dialekte genannt, und ihre Aufführungen bestimmt. Eine Gesellschaft junger Leute aus angesehenen Familien Kölns hat unter dem Namen der Krähwinkler Operngesellschaft sich bereits seit mehren Jahren verdienten Beifall erworben und erhielt ihn auch in diesem Jahre durch die neuere Darstellung eines kleinen Drama, welches für den mit den kölnischen Begebenheiten des letzten Jahres Vertrauten vielen Stoff zum Lachen enthielt und den Nichteingeweihten durch leichte Musik und angenehmen Gesang ergötzte. Solche Aufführungen sind für die Kölner recht charakteristisch, sie halten sich fern von allen Persönlichkeiten und beweisen dadurch, wie fern alle Personalsatyre dem echten Carneval ist, und wie sie in den letzten Jahren nur durch eine mißverstandene Ansicht von dem Wesen des Carnevals hineingetragen werden konnte. Die übrigen Aufführungen, Carnevalswitze und Carnevalsspäße sind ohne Interesse für auswärtige Leser; haben doch auch bei weitem nicht alle einheimischen Zuschauer darüber herzlich lachen können!

Auf den Straßen herrschte große Lebendigkeit; doch nur sehr wenige ausgezeichnete Masken waren sichtbar. Alle ernsten Geschäfte haben 2 Tage lang geruhet, und erst mit dem Aschermittwoch hat Jeder wieder seine gewöhnlichen Verrichtungen begonnen. 164.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 62. —— 3. März 1831.

Zur Lebensweisheit und Menschenkunde.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Daß man, um mit Menschen auf alle Weise zu verkehren, die Menschen kennen muß, bedarf keines Beweises; und daß sich das Innere des Menschen vielfach durch seine äußere Erscheinung kundgibt, wer will es leugnen? Es war also sehr natürlich, daß man von Alters her bemüht war, dergleichen äußere charakteristische Kennzeichen des innern Menschen zu sammeln, zu ordnen und in ein wissenschaftliches Ganzes zu vereinigen, welches unter dem Namen der Physiognomik Jedermann bekannt ist, wiewol die Physiognomen selbst weder über das Princip noch über die Basis und über den Umfang ihrer Wissenschaft jemals unter sich recht einig gewesen und geworden sind, sodaß viele Menschenforscher nicht blos an der Existenz, sondern sogar an der Möglichkeit einer Physiognomik zweifeln bis an den heutigen Tag. Wer jedoch nicht zu streng, man möchte sagen pedantisch, an dem Begriff der Wissenschaft festhängt, sondern sich mit einer Mannichfaltigkeit bewährter Beobachtungen begnügt, wenn sich dieselben auch nicht, der Natur ihrer Gegenstände nach, auf die Einheit eines Princips zurückführen lassen, der wird das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, sondern die verschiedenen Beiträge zur Physiognomik des Menschen, von Zopyrus, dem physiognomischen Kritiker des Sokrates an, bis auf Baptist Porta, der im Menschen das Thier aufsuchte, und von Lavater, dem Gesichtsphysiognomen, bis auf Gall, den Schädelphysiognomen, dankbar aufnehmen, prüfen und würdigen. In dieser Hinsicht war es ein löblicher Gedanke, die physiognomischen Hauptlehren der bedeutendsten Meister im Auszuge zusammenzustellen und so ein, wenn auch nicht zur Einheit vereinigtes, Ganzes der Physiognomik erscheinen zu lassen. Es liegt dasselbe vor uns unter dem Titel:

Die Hauptlehren der Physiognomik, Schädellehre und anderer Theorien zur Beurtheilung des äußern Menschen nach Haltung des Körpers, Gang, Handschrift, Manier u. s. w., nach Lavater, Gall, Pernety, Camper und andern ältern und neuern physiognomischen Schriftstellern bearbeitet von F. H. Ungewitter. Mit 80 Abbildungen und Facsimiles auf 15 Tafeln. Ilmenau, Voigt. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein besonderes Verdienst, außer dem des Zusammentragens, hat der Herausgeber nicht. Er macht es uns bequem, was man in mehren Büchern zerstreut aufsuchen müßte, hier beisammen zu finden. Und doch nur auszugsweise, wie gesagt, und fragmentarisch; aber, was ein Hauptmangel ist, ohne kritische Würdigung, ja sogar häufig ohne sorgfältige Auswahl. Namentlich gilt dies von den Notizen aus ältern physiognomischen Büchern. Auch hat sich der Herausgeber das leicht zu erhaltende Lob der Abkürzung breiter und gehaltleerer Auseinandersetzungen entgehen lassen: ein Lob, welches er sich namentlich bei den Auszügen aus Lavater und bei den wortreichen aber nicht inhaltschweren Herzensergießungen dieses gemüthlichen Enthusiasten hätte verdienen können. Doch, wir wollen uns nicht bei Allgemeinem aufhalten, sondern das Besondere angeben, was der Leser in diesem Buche zu suchen hat. Das Ganze theilt sich in 3 Bücher, wovon das erste die eigentlich sogenannte Physiognomik, das zweite die Gall'sche Schädellehre abhandelt, und das dritte nur eine Zugabe oder ein Anhang ist, die Eigenthümlichkeit der Handschriften betreffend. Nach dem richtigen Begriffe der Physiognomik, den der Verf. in der Einleitung aufstellt, nach welchem die Gesammtheit äußerer Kennzeichen des innern Menschen diese Wissenschaft ausmacht, hat er inconsequent gehandelt, indem er die Schädellehre und die physiognomische Handschriftenkunde von der eigentlichen Physiognomik trennt. Das Princip der Physiognomik ist überall dasselbe: es ist das Aeußere des Menschen in Bezug auf das Innere. Hierzu gehört nun ebensowol der Schädel als das Gesicht; ebensowol die Handschrift als Gang und Haltung; ebensowol die Stimme als der Blick; mit Einem Worte: der ganze äußere Mensch. Hierdurch schmelzen alle verschiedenen Ansichten oder Betrachtungspunkte des äußern Menschen in Eins und treffen wie verschiedene Heerstraßen in einem gemeinschaftlichen Stapelplatze zusammen. Dieses konnte und sollte der Herausgeber wol beobachten; er hätte dadurch mehr Ordnung, Zusammenhang, ja Einheit in das Ganze gebracht. Fast scheint es aber, es sei ihm um die Bequemlichkeit des Aus- und Abschreibens zu thun gewesen, welche denn auch überall deutlich hervorblickt, sodaß der Mann im Lehnstuhl auf dem Titelkupfer gleichsam als der Genius oder Grenzwächter des Werks erscheint. Wir erhalten

demnach erstlich, unter der Rubrik Physiognomik, zunächst die Notizen verschiedener Physiognomen über einzelne Theile des menschlichen Körpers (eigentlich nur des Kopfes), nämlich über Haupt, Haar, Stirn, Augen, Nase, Mund (und Kinn), Wangen, Ohren (über letztere blutwenig); sodann allgemeine physiognomische Bemerkungen über den volksthümlichen Unterschied der Gesichtszüge, über die Aehnlichkeit zwischen Menschen und Thieren, über die Gleichartigkeit einzelner menschlichen Gestalten, über das weibliche Geschlecht, über Aehnlichkeit der Aeltern und Kinder, über die Temperamente, einzelne Charaktere. Hierauf folgt nun, besagtermaßen, ganz abgesondert Gall's Schädellehre und Einiges über Handschriften. Sollten wir nun den Inhalt des Buchs in seinen Einzelnheiten darlegen, so müßten wir Seite für Seite excerpiren, denn jede enthält, die unnützen Nebendinge abgerechnet, besondere physiognomische Züge, von denen man nicht einmal viele hintereinander lesen kann, weil sie fast während des Lesens selbst dem Gedächtniß schon wieder entschwinden; denn sie stehen nicht mit einander im Zusammenhange, jeder ist isolirt, und jeder deutet auf etwas Anderes im menschlichen Innern. Doch, um das hier Gesagte theils deutlicher zu machen, theils zu rechtfertigen, wählen wir zum Beleg und beispielsweise die physiognomischen Zeichen eines einzigen Gesichtstheils aus. Es sei die Stirn. Und um zu zeigen, wie aufmerksam man schon vor unsern Tagen, wie auf andere Theile des Gesichts, so auch auf diesen gewesen ist, möge zunächst die Physiognomie der Stirn aus einem alten Buche stehen, welches i. J. 1594 vielleicht schon mehre Auflagen erlebt hatte (Chiromantia etc. unter der Rubrik: „Physionomey deß ganzen Angesichts"):

Eine schmale Stirn bezeichnet vnlebrnhafftig vnd kräfftig. Breyte Stirn bedeut Unzucht. Runde Stirn bezeichnet Zorn. Nider eingebogne Stirn bedeut scham, vnd einer der sich für Laster hütet. Viereckte Stirn bedeut grosse weißheit und keckheit. Hoch erhaben runde Stirn bedeut einen freyen milten Menschen, gegen seinen freunden vnd bekandten, frölich, guter verständnuß, einem andern bräuchlich, dankbar, tugendhaffte. Schlechte vngerunzelte Stirn bedeut ein schnöden, kriegshafftigen, betrüglichen Menschen, mehr einfeltig dann weiß. Ganz kleine Stirn bedeut ein einfeltigen, baldt zornigen Menschen, schneller wunderlichkeit, hübscher ding begierig, höfflich.

Hierzu als Gegenstück einige fragmentarische Bemerkungen über die Stirn von Lavater:

Jede Stirn ist schwachsinnig (sic), die in der Mitte und unterher, eine, auch nur kaum merkbare längliche Höhlung hat. Längliche Stirnen mit scharfangezogener, faltenloser Stirnhaut, wo auch bei seltener Freude keine lieblich-lebendige Falte sich äußert, sind kalt, hämisch, argwöhnisch, bitter, eigensinnig, überlästig, prätentiös, kriechend, und können wenig vergeben. Stark vorgebogene, oben sehr zurückliegende Stirnen, mit bogenförmiger Nase und länglichem Untertheile des Gesichts, schwindeln immer an der Narrheit Abgrunde. Je weniger Buchten, Wölbungen, Vertiefungen, je mehr einfache Flächen oder gradlinigscheinende Umrisse an einer Stirn wahrzunehmen sind, desto gemeiner, mittelmäßiger, ärmer an Ideen und unfähiger an Erfindung ist die Stirn. Stirnen, deren obere Hälfte mit merklichen, besonders zirkelbogigen Falten durchfurcht, deren untere Hälfte flach und faltenlos ist, sind ganz zuverlässig dumm und zu allen Abstractionen beinahe unfähig. Verworrene, stark gegrabene, gegen einander streitende Falten in der Stirn sind immer ein sicheres Zeichen eines rohen, verworrenen und schwer zu behandelnden Charakters. Der knochiche Theil der Stirn, ihre Form, ihre Wölbung, ihre Verhältnisse, ihre Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit bezeichnen die Anlage und das Maß unserer intellectuellen Kräfte und unserer Art zu denken und zu empfinden. Die Stirnhaut, ihre Lage, Farbe, Gespanntheit oder Schlaffheit lassen die Leidenschaften der Seele und den gegenwärtigen Stand unsers Geistes (vielmehr Gemüthsstimmung) erkennen.

So viel zur Probe. Bedenken wir nun, daß diese Bemerkungen über die Stirn nur ein Bruchstück der ganzen Stirnphysiognomik sind, wie die Stirn selbst nur ein Theil des Gesichts ist, und dieses wieder nur ein Theil des ganzen äußern Menschen, so ist wol abzunehmen, daß die Physiognomik eine schwere Aufgabe für das beste Gedächtniß sein möchte, und daß sich Nachhülfe nur von einer Ordnung, Eintheilung und Beziehung machen ließe, die wir hier gänzlich vermissen; denn zu einer Organisirung dieser Wissenschaft, die ihr Princip in sich selbst hätte, ist, wie gesagt, noch nicht die geringste Anstalt getroffen. Hierzu kommt, daß ja die einzelnen physiognomischen Bemerkungen vor allen Dingen zu prüfen, zu sichten, zu constatiren wären; denn was wäre eine auf Täuschung und Irrthum gebaute Physiognomik? Diese merkwürdige Wissenschaft erwartet also noch ihren wahren Bearbeiter, und was wir hier erhalten, ist nur als eine Zufuhr von rohen Bausteinen anzusehen, die der Ueberbringer hier und da zusammengelesen hat. Inzwischen wollen wir ihm auch für diese Mühe dankbar sein: sie ist ein Erinnerungszeichen, daß künftigen Forschern noch eine große Arbeit bevorsteht.

So viel über das Buch. Wir können aber zum Schluß eine Bemerkung über das Gefährliche der Physiognomik nicht unterdrücken. Wie sehr Recht der Physiognom haben, und wie schmähliches Unrecht er gleichwol dem Menschen anthun kann, wissen wir aus dem berühmten Beispiele des Zopyrus, der im enthaltsamen, nüchternen, weisen Sokrates einen Wollüstling und Trunkenbold, kurz, einen allen Ausschweifungen ergebenen Menschen erkannte. Die Anlage hierzu gestand Sokrates selbst bei sich ein; aber gerade in dem Siege der moralischen Kraft über die Neigung bestand seine Größe. Wenn wir heutzutage lesen, mit welcher Zuversicht der milde, weiche, fromme Lavater seine strengen, harten, verdammenden Aussprüche thut, möchte uns angst und bange werden. So sagt er z. B. (S. 51): „Wessen Figur schief, wessen Mund schief, wessen Gang schief, wessen Handschrift schief ist, dessen Denkungsart, Charakter, Manier zu handeln ist schief, inconsequent, einseitig, sophistisch, falsch, listig, launisch, widersprechend, kalt-schalkhaft, hart-gefühllos". Angenommen, dies könnte so sein; muß es denn sein? Wir können uns bei Zopyrus nicht genug bedanken, daß er uns Behutsamkeit gelehrt hat.

Nun schließlich noch eine Entschuldigung, daß wir nichts über Gall's Schädellehre und über die physiognomische Handschriftenkunde sagen. Das Erste geschieht darum, weil schon so Viel darüber gesagt worden ist und es gerathen bleibt, die Sache eine Zeitlang ruhen zu lassen, bis man sie ganz unbefangen betrachten kann. Das Letztere geschieht darum, weil der Gegenstand noch viel zu sehr im Dunkeln liegt, als daß sich etwas Klares darüber aus-

sprechen ließe. Doch können wir uns nicht enthalten, einige Winke Lavater's für die Interessenten beizufügen (S. 310):

Der Kern und Leib des Buchstaben, die Form, der Schwung, die Höhe und Länge, die Lage desselben, ferner: der Zusammenhang, die Weite oder Enge der Buchstaben, die Weite, Enge, Geradheit, Schiefheit der Zeilen, die Reinlichkeit der Schrift, Leichtigkeit, Schwerheit sind zu unterscheiden. Wenn alles Dies harmonisch ausfällt, so ist es sehr leicht, etwas Bestimmtes von dem Hauptcharakter des Schreibers zu entdecken. 89.

Rheinbaiern, eine vergleichende Zeitschrift u. s. w. Herausgegeben von Siebenpfeiffer. Ersten Bandes viertes und fünftes Heft. Zweibrücken, Ritter. 1830. Gr. 8. 12 Gr. *)

Das 4. Heft enthält zuvörderst eine kurze Bemerkung zur bairischen Deputirtenwahl. In dieser wird als Hauptfehler des Wahlgesetzes die dreifache Wahl bezeichnet. Dann folgen Bemerkungen über das neue, zur Sicherstellung der öffentlichen Ruhe erschienene kurhessische Gesetz vom 30. Oktober 1830, welche sich vorzugsweise damit beschäftigen, „die Grenzen des Gehorsams von (der) Unterthanen zum (gegen den) Regenten" festzustellen. „Wenn der Regent von den Unterthanen nur Das zu verlangen befugt ist, was ihnen die Verfassung und verfassungsmäßigen Gesetze als Pflicht auflegen, so sind auch sie nur zu Diesem rechtlich verbunden. Daraus aber wollen wir keineswegs folgern, daß nun auch der Unterthan sogleich zu thatsächlichem Widerstande befugt sei; denn sein Urtheil kann doch nur als ein nach individueller Ansicht in eigner Sache gefälltes, bei welchem daher leicht Täuschung stattfinden kann, angesehen werden, sondern er findet sich zunächst nur zu Gegenvorstellungen und, bei deren Erfolglosigkeit, zu gerichtlicher Klagestellung berechtigt. Nun ist aber allerdings der Fall gedenkbar, daß nicht nur den obern Behörden, sondern auch sogar insbesondere den vom Staate besoldeten Gerichten einfallen könnte, schon jede vom Regenten ausgehende allgemeine Vorschrift als ein Gesetz anzusehen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob auch alle zum Gesetze erfoderlichen Bedingungen erfüllt vorkommen. Dann ist es allerdings sehr schlimm für die Unterthanen, welche nur noch die Wahl zwischen Erduldung des Unrechts und thatsächlichem Widerstande haben. Und obgleich ihnen in der Regel anzurathen ist, lieber das Unrecht zu ertragen, so hat doch einmal die gemisbrauchte Staatsgewalt den großen und meistens auch ungebildeten Haufen gereizt; und sind dadurch vielleicht traurige Gewaltthaten herbeigeführt worden, so findet sich die Staatsgewalt in die traurige Verlegenheit gesetzt, im Falle sie die sogenannte gesetzliche Strafe auf solche Fälle anwenden wollte, sich den Vorwurf der Härte zuziehen zu müssen; oft aber wird sie durch ihr eignes Verschulden zu jener Strafvollziehung nicht mehr mächtig genug sein". Endlich enthält das 4. Heft noch eine ausführliche, schon im Jahr 1829 geschriebene Recension des Werkes: „Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande", von Vollgraff. Zu dessen Lobe nimmt der Beurtheiler den Mund etwas voll; und nicht zufrieden, ihn den deutschen Montesquieu zu nennen, stellt er ihn sogar, was Gelehrsamkeit, Schärfe der Begriffe, Consequenz, Klarheit und Festigkeit der Ansichten und Vollständigkeit des Materials betrifft, hoch über jenen; dagegen gesteht er, daß Vollgraff in Einseitigkeit und wesentlichen Grundirrthümern mehr als jener befangen sei. „Montesquieu ist Franzose, ein ebenso mit Lebenserfahrung ausgestatteter als belesener Hof-, Staats- und Weltmann; Hr. Vollgraff ein deutscher Jurist und Professor, Rechtshistoriker, wol minder reich an Lebenserfahrung als Büchergelehrsamkeit. Montesquieu, obwol ein wenig Genie für sich in Anspruch nehmend, ermangelt nirgends der Bescheidenheit; und wenn er die Wunden des öffentlichen Lebens mit französischer Feinheit und Zartheit leise berührt hat, legt er meist sogleich einen lindernden Balsam auf; während Vollgraff, den Doctorhut auf dem Haupte und vom Katheder herab, der gesammten modernen Völkerwelt den Stab bricht, wirkliche oder vermeinte Wunden mit dem schonungslosen Messer eines abgehärteten Chirurgen aufreißt und die Kranken durch die Versicherung ihrer Unheilbarkeit der Verzweiflung überläßt". Die Abhandlung bekämpft übrigens Hrn. Vollgraff mit vieler Kraft, insbesondere seine Ansichten von den germanischen Völkern (S. 244 fg.), deren Gebrechen dieser für unheilbar hält und denen er alle Staatsfähigkeit abspricht.

Das 5. und letzte Heft des 1. Bandes beschäftigt sich zum Theil mit Frankreich. So enthält der Aufsatz über Volkswahlen die Rede des französischen Ministers Montalivet, bei Einführung des neuen Gesetzentwurfs in die Deputirtenkammer und einen Theil dieses Entwurfs selbst; der Aufsatz über politische Discussion ist durch den berüchtigten Brief des Grafen Kergorlay veranlaßt, faßt aber zugleich Deutschland ins Auge. „Alle politische Discussion hört auf", sagt der Verf., „wenn die überwiegende oder triumphirende Partei ihre Gewalt misbraucht, oder gar misversteht. Von willkürlichen, absoluten Staaten ist hier noch keine Rede, weil diese überhaupt kein Recht politischer Discussion anerkennen, oder (weil), wenn sie sich auch die Miene geben, ein solches gestatten zu wollen, die öffentlichen Gewissen der Herrschenden so reizbar, die der Gehorchenden so eingeschüchtert sind, daß an Freiheit der Discussion nicht zu denken, und Schweigen nicht nur das Räthlichste, sondern auch das Ehrenvollste und Beste ist, da das verdiente oder erheuchelte Lob, womit man den gelindesten Tadel einzuschwärzen suchen muß, immer einen Schatten wirft und die öffentliche Meinung immerhin verfälscht. Preußen z. B., dessen gerechter, weiser und kräftiger Regierung, abgesehen von Absolutismus, der die Grundlage bildet, ich gewiß volle Anerkennung zolle, ist ganz in dieser Lage. Wie oft die „Allgemeine Zeitung" Correspondenzartikel aus Berlin liefert, beinahe nie und nirgends ist ein leiser Tadel gewagt, wozu es doch ohne Zweifel auch dort Gelegenheit gibt; hingegen die Anpreisung der Weisheit, Gerechtigkeit und Festigkeit ist dergestalt der ewige Refrain, daß es dem unbefangensten Leser zum Ekel gereicht. Selten ein Artikel, der nicht auf die Constitutionen anderer Staaten mit Verachtung hinweist und überhaupt alles Verfassungswesen als nichtig darstellt, gegenüber der musterhaften Verwaltung Preußens, die Gesetz und Verfassung überflüssig machen soll. Ganz anders in Oestreich: die Regierung geht ihren stillen Gang, gestattet keinen Tadel, lobt sich aber auch nicht und fodert keine Schmeichelei; sie will alles Aufsehen vermeiden und scheint zu wünschen, daß man gar nicht von ihr rede. Wiederum anders ist es in jenen Staaten, wo nicht blos der Absolutismus das Gesetz vertritt, und wo somit der Wille, wie in Preußen, ein gerechter und gemäßigter ist oder sein kann, sondern wo der Despotism herrscht, von Recht gar nicht, sondern nur von Gnade und Willkür die Rede sein kann. Auf Willkür, Betrug, Arglist, Heuchelei und Schrecken gebaut, kennt die herrschende Partei keine andere Waffen als diese: der Galgen ist das A und O der politischen Discussion".

Wie lange der Herausgeber seine politische Discussion so wird fortsetzen können, scheint sehr ungewiß. Auf dem Titelblatt des 5. Heftes hat Hr. Siebenpfeiffer keinen Titel mehr, und an dem Schlußaufsatze: „Rückblick", der mit einigem Selbstgefühl und mit dem Bewußtsein, die Mehrzahl der Rheinbaiern auf seiner Seite zu haben, verfaßt ist, wird von der „Weisheit im Reifrock aus Ludwigs XIV. Zeit" gesagt: „Den treuanhänglichen Beamten, den schlichten, redlichen Bürger und anspruchslosen, aber wohlmeinenden und darum unverhüllt sprechenden Schriftsteller stellt sie als Parteimann, als Verschwörer, als Märtyrer der Volkssache hin, und die Bürger kommen und umringen ihn mit Liebe und Achtung. Lauter Verräther! Und

---

*) Vgl. Nr. 8 u. 46 d. Bl. D. Red.

was den Redacteur betrifft, so ist er offenbar das Haupt der Verschwörung, denn er hat die Jesuiten angetastet. Nun, er hat jetzt Zeit, seine Sünden zu bereuen und zur Selbsterkenntniß zu gelangen, im Zuchthaus zu Gaisheim unter Räubern und Mördern, wenn er — hingeht".

Die Zukunft wird nun lehren, wie sich die kühne, freie Zeitschrift „Rheinbaiern" mit dem eben in München erschienenen Censurgesetz *) verträgt. 126.

Correspondenznachrichten.

Paris, Februar 1831.

Keine Politik mehr und rascher weggearbeitet! Aufs Gerathewohl durch die Fluren der Kunst gestürmt, und im Fluge abgerissen, was sich erhaschen läßt, und aufeinandergeschichtet und verpackt und dem Postillon übergeben! Pilze schießen in einer Nacht auf, und der Mai arbeitet mit langsamem Fleiße an seinem Lieblingskinde, und das Rohr schwingt sich mit hochmüthiger Eile aus dem Sumpfe empor, während die Eiche bedächtig das mächtige, buschige Geäste entfaltet. Aber was liegt daran? Der Augenblick schaffe für den Augenblick; es ist am Ende ja doch nur Rossini'sche Musik, die wir dem Leser vorspielen sollen. Und wozu es sich mit der leichten Literatur so schwer machen? Mag die Seifenblase etwas kürzere oder längere Zeit schimmern, sie zerplatzt zuletzt doch, und der Ruhm ist, wie Marc Aurel sagt, nur die kurze Frist vom Tode zur Vergessenheit.

Der Politik entsagen wir gern. Die Literatur drückt im Grunde nur das Edle und Höhere im Menschen aus, das, weil es in der Wirklichkeit keinen Platz findet, sich in das Asyl des Idealen flüchtet, und dieses Höhere und Edlere fanden wir bisher in der Tagesgeschichte kräftiger und lebendiger als im Reiche der Dichtung. Jetzt ist Lafayette verdächtig, bleiche Furcht hat ihren Sitz neben dem Throne aufgeschlagen, und in der Volkssouverainetät fängt man an, ein Wort zu viel zu finden. Habsüchtige Höflinge, bürgerliche Aristokraten nehmen die Scene ein; während des Kampfes saßen die Herren im parfumirten Fracke, mit der blendend weißen Wäsche, hinter dem Vorhang und hielten sich die Ohren zu. Jetzt stürzen sie über die Spolien der gefallenen Partei her wie Jagdhunde über das erlegte Wild. Barbier hat diese Coureurs de salons, die von einem Hôtel zum andern laufen, gueusant quelques bouts de galour, in seinem Gedichte: „La curée", mit den kräftigsten, einschneidendsten Jamben gegeißelt, die vielleicht je von einem Franzosen gedichtet worden sind. Man höre, wie er die Freiheit schildert:

C'est une forte femme aux puissantes mamelles,
A la voix rauque, aux durs appas,
Qui, du brun sur la peau, du feu dans les prunelles,
Agile et marchant à grands pas,
— — Ne prend ses amours que dans la populace;
Qui ne prête son large flanc
Qu'à des gens forts comme elle, et qui veut qu'on l'embrasse
Avec des bras rouges de sang;
C'est la vierge fougueuse, enfant de la bastille,
Qui jadis, lorsqu'elle parut,
Avec son air hardi, ses allures de fille,
Cinq ans met tout le peuple en rut.

Und dann die Hunde, die das gefallene Ungeheuer zerfleischen, arbeiten wie im Tagelohne; jeder will einen Knochen mit nach Hause bringen, jeder will seiner Hündin einen blutigen Lappen hinwerfen:

Et lui dise, en jetant son quartier de charogne
Voici ma part de royauté.

Nebst „La curée", haben wir noch eine Ode von Hrn. Lacroix auf Karl X. und eine andere auf den Prozeß der Minister von Lamartine unter den neuesten politischen Gedichten bemerkt. Letzteres ist eine begeisterte Anrede an das Volk, in großen, sublimen Metaphern und Bildern, die hier aber durchaus nicht an ihrer Stelle waren, weil sie von Denjenigen nicht begriffen werden konnten, an die sie zunächst gerichtet waren. Auch hat man es sonderbar gefunden, daß Lamartine sich als einen Märtyrer darstellt, der sich der Volkswuth aussetzt, um Polignac zu vertheidigen. Wenn diese Hyperbeln nicht auf Rechnung der dichterischen Uebertreibung gesetzt werden müßten, so würden sie bei dem Dichter eine völlige Unbekanntschaft mit den politischen Sitten seiner Zeitgenossen voraussetzen.

So hätte uns nun die Poesie glücklich aus dem Gebiete der Politik zurückgeführt; indessen, ehe wir weiter gehen, müssen wir noch vorher einen Blick in den Saal des Assisengerichts werfen, wo große Gesellschaft ist, besonders aus dem Faubourg St.-Germain, was uns sehr wundert, da doch sonst die Lehre des Hrn. Lamennais nicht so ganz mit den Ansichten der übrigen Geistlichkeit im Einklange steht. Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, daß Hr. Lamennais will, der Klerus soll seinen Emolumenten entsagen, wogegen dieser natürlicherweise sehr gewichtige Gründe vorzubringen hat. Daß Lamennais die gallicanischen Grundsätze angegriffen, daß er Bossuet einen *feigen* Knecht, einen Ketzer gescholten, das haben sie ihm *verziehen*, oder auch nicht verziehen, weil es sie wenig rührte. Aber das goldene Kreuz gegen ein hölzernes vertauschen, aus einem Palaste in eine Hütte ziehen und den Spitzenrock gegen den zerrissenen Fischerrock des heil. Petrus umtauschen, das wäre denn doch allzu apostolisch, durchaus nicht römisch und wird schwerlich unter der geschorenen Schar der Diener des Herrn katholisch werden. Man kennt die Doctrin des Verf. „De l'indifférence en matière de religion". Er erkennt keine Macht an, als die von Gott ausgeht und die sich in dem Papste offenbart. Dieses Lehrprincip sucht er nun mit der jetzigen politischen Ordnung der Dinge in Einklang zu bringen. Die Franzosen sind dazu auserwählt, die Welt zu befreien. Sie haben die Hauptstadt der Christenheit dem Joche der byzantinischen Despoten entrissen und die ganze christliche Welt vor dem Joche Mohammed's bewahrt. Durch ketzerische Lehren, die man ihnen aufgedrungen, waren sie ausgeartet, sie scheinen aber neuerdings ihre Sendung zu begreifen, welche erhabener ist als die der Griechen und Römer. Allein, um dem Menschengeschlechte die Freiheit zu bringen, müssen sie die Wahrheit nicht verstümmeln. Nebst der Volkssouverainetät muß die Quelle derselben, nämlich Gott, nämlich der Papst (Herr Lamennais vielleicht in Zukunft) anerkannt werden, die Freiheit war bisher verhaßt, weil sie weder Gott noch eine Regel anerkannte; von dem Katholizismus muß sie lernen sich mit der Ordnung aussöhnen. Die protestantische Freiheit ist die eines Jeden gegen Alle; sie unterwirft die Rechte Aller der Willkür eines Jeden. Dies sind ungefähr die Sätze, die Lamennais in dem von ihm gegründeten Journale: „L'avenir" zu verfechten sucht. An Talent fehlt es ihm dazu nicht, besonders an jenem Talente, das bei unsern Nachbarn alle andere überragt, nämlich der Darstellungsgabe, der rhetorischen Emphase. Allein, vergebens wirft er das mit herrlichen Bildern gestickte, von den reichsten Metaphern funkelnde Prachtgewand seiner Elocution dem sinkenden Katholizismus um; es kann die erstarrenden Glieder des abzehrenden Riesen nur vor den Augen seiner Feinde verhüllen, aber nicht mit frischer Lebenswärme beseelen. Bei dem großen Aufsehen, das dieser kühne und beredte Priester seit einiger Zeit hier und im Auslande gemacht, werden einige nähere Nachrichten über ihn nicht ohne Interesse gelesen werden. Er ist jetzt 48 Jahr alt, klein und schwächlich; brennende Leidenschaften, überwiegende Geistesenergie scheinen seine körperliche Hülle verzehrt zu haben. Er ist, wie Chateaubriand, in St.-Malo geboren.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 60 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 63. —— 4. März 1831.

Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier, oder Reise und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel, Herrn von St**. Ehedem zusammengetragen durch den Herrn E. v. H. Jetzt aber zum Nutzen und zur Warnung für Jung und Alt von Neuem herausgegeben u. s. w. durch den Stachlichten, weiland der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Ehrenmitglied. 2 Theile. Gedruckt im Kyffhäuser 1830. Leipzig, Hartmann. 1830. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieser alte deutsche Roman, der in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fällt, war bisher, wenigstens seinem abenteuerlichen Titel nach, bekannt, der sogar auch einen „im Irrgarten der Metrik herumtaumelnden Cavalier" veranlaßte. Ref. muß aber gestehen, daß ihn dieser Titel, der allerdings sehr amusant ist, von jeher mehr belustigt hat als die Lecture des Romans selbst, der unmöglich noch mit Appetit zu genießen ist. Um ihn spaßhaft zu finden, dazu ist er zu altväterisch-philisterhaft; um sich an den Aventuren zu erbauen, dazu sind dieselben zu albern und aus der Luft gegriffen, und für seine moralische Tendenz, die er eigentlich überwiegend hat oder haben soll, kann man sich nun vollends nicht interessiren, da die fromme Tugendpredigerei des alten Verfassers, unmittelbar nach den obscönsten Darstellungen, wenigstens für unser Gefühl, noch bei weitem verletzender ist als die geschilderte Gemeinheit selbst, die dazu den Anlaß gegeben. Wie ehrlich sich auch dieser romanschreibende Altvordere anzustellen weiß, er hat wie Irgend einer den raffinirten Kunstgriff verstanden, der in dem Schiller'schen Distichon gelehrt wird:

> Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
> Malet die Wollust, nur malet den Teufel dazu!

Zu seiner Zeit mochte er diesen Zweck des Gefallens erreicht haben, aber heutzutage ist man in solchen Dingen doch um ein Bedeutendes pruder geworden, und die Kinder der Welt wollen die Wollust, wenn sie ihnen in Romanen gefallen soll, wenigstens etwas geschmackvoller und poetischer gemalt haben, als es der alte Roman versteht, und die Frommen begreifen nicht, warum es zur Erweckung einer guten Moral nöthig sei, die Phantasie durch so schmuzige Erfindungen zu quälen, da man einen tüchtigen moralischen Satz Jedem aufs Wort glaubt. Wozu hat man nun diesen Cavalier von der traurigen Gestalt wieder abdrucken lassen, und noch dazu auf dem schönsten Papier, mit einer so eleganten Ausstattung, die wirklich zu gut für ihn ist? Mancher talentvolle Schriftsteller bemüht sich vergebens, einen Verleger für nützliche Zwecke bereitwillig zu machen, und auf solche lose Waare verwendet man Geld und Zeit, blos weil sie alt ist und der literarische Aberglaube immer meint, daß das Alte auch etwas taugt. Man lasse sich doch ja nicht verführen, die übertriebene Verehrung für die ältere deutsche Literatur auch auf den längst zerfallenen Romanplunder vom Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts ausdehnen zu wollen, denn die Romane dieser Zeit sind gerade das Schlechteste und Charakterloseste der damaligen Literatur. Sie würden wichtig und interessant für uns sein, wenn sie originell wären und ihre eigne Zeit auffaßten und schilderten, aber das ist nichts weniger als der Fall, denn sie sind allesammt entweder Uebersetzungen oder Nachahmungen oder zusammengeleimte Machwerke aus italienischen, französischen und spanischen Novellen, Märchen, Memoiren und Aventuren. Nur in Auszügen als literarische Curiosität dürften sie noch für uns ergötzlich sein, wie z. B. Lindpolander's Roman: „Die Liebe ohne Bestand, oder der bei seiner Liebe zuletzt niemals glückliche Liebhaber Orontes" (Breslau, 1724) einmal in einer Zeitschrift auszugsweise mitgetheilt wurde. Wenn aber der stachlichte Herausgeber durch den erneuerten Abdruck dieses Cavaliers zeigen will, daß auch die Deutschen, wie er sagt, Memoiren à la Casanova hätten, und „daß es auch unter dem deutschen Adel Helden gegeben, die einem Duc d'Orleans und Comte de Tilly an Größe nicht nachstehen", so ist derselbe in die guten Eigenschaften seines Cavaliers viel zu sehr vergafft, besonders indem er hinzufügt, daß dieser „kein Gleißner wie der Graf Tilly, und kein Geck wie Monsieur Casanova" sei.

Für den guten Geschmack des stachlichten Herausgebers spricht es eben nicht vortheilhaft, daß er den Casanova einen Gecken schilt, denn dieser geistreiche Wüstling ist Alles, aber nur eben kein Geck, und der außerordentlichen Feinheit und Grazie, die Casanova in allen Verhältnissen seines abenteuerreichen Lebens so zu bewahren weiß, daß er nie gemein wird und auch in der zweideutigsten Situation noch genial erscheint, steht dieser im

Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier nur als ein plumper und bornirter Lüstling gegenüber, der eigentlich nur von verbuhlten Weibern verführt wird, aber nie so viel eigne Energie und Ritterlichkeit besitzt, um selbst eine Intrigue zu spinnen oder eine Schöne zu verführen, wodurch man doch wenigstens vor seinem Genie einige Achtung gewinnen könnte; abgesehen davon, daß Casanova's Memoiren durch das bewunderungswürdige Darstellungs- und Erfindungstalent, welches sie verrathen, einem wirklichen Dichtwerke gleichkommen, während an diesem ganzen Cavalier nichts Poetisches zu ersehen ist, denn das Beste und Erträglichste, was noch in dem alten Roman zu finden, ist jedenfalls von dem Verf. aus italienischen Büchern und Novellen zusammengestoppelt und nicht Eigenthum seiner eignen Erfindung. Der Roman trägt auch einen verschiedenfachen und aus mehren Elementen gemischten Charakter an sich, und die eingelegte Episode der weitläufigen Beschreibung und Verfassungsgeschichte der Stadt Venedig verräth wirklich, daß ein pedantischer deutscher Magister, der, wie der Herausgeber einmal in einer Anmerkung sagt, 6 Stock hoch philologische Correcturen macht, diesen Roman vom herumtaumelnden Cavalier aus allen möglichen ausländischen Büchern zusammenübersetzt hat. Bei Casanova erfreuen wir uns dagegen an einem originellen Charakter, voller Erfahrung und Menschenkenntniß, der sich in der Welt gebildet hat, der die Welt zu genießen weiß, nicht nur in den Weibern, sondern in dem Höchsten und Schönsten, was Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben zu bieten vermögen. Casanova ist ein Mann von Geist, der sich auch sonst Verdienste in der Literatur erworben und als ein genialer Kopf gezeigt hat. Der Cavalier aber lebt eigentlich nicht in der Welt, er taumelt nur herum im Irrgarten der Liebe, denn er ist keine lebendige und lebensfähige Person, sondern ein mondscheinhaftes Unding, das nie gelebt hat, und über das man sich wundern muß, daß es noch so 2 Bände hindurch taumeln kann. Doch, wozu diese Parallele zwischen einem Casanova und einem solchen Cavalier noch weiter ausspinnen, da sich eigentlich gar kein Anlaß zur Vergleichung weiter bietet als die triviale Bemerkung des Stachlichten, der das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, indem er den von ihm herausgegebenen Roman den Casanova'schen Memoiren nicht nur an die Seite setzt, sondern sogar verächtlich von ihnen spricht, im Vergleich mit jenem?

Was kann einem solchen Cavalier Großes begegnen? Er wird verliebt gemacht, bringt die Nächte in fremden Häusern zu, treibt Ehebruch, wird auch zur Abwechselung einmal ausgeprügelt, ermuthigt sich wieder, nimmt sans façon vorlieb von der Baronesse herab bis zur Schneiderfrau, stärkt seine zugesetzten Kräfte durch Wein und Makronen, trinkt auch gern Schnapps, ist immer bereit, jede trostbedürftige junge Dame, der ihr alter Eheherr zu kalt ist, zu befriedigen, und dann wird er auf einmal auf die beweinenswürdigste Weise fromm und geht den hergebrachten Weg von der Buhlerin zur Betschwester. Wenn er noch aus innerm Antrieb fromm würde; aber leider erlebt er nie einen innern Antrieb in sich, sondern Furcht, Aberglaube, Wollust und Genuß sind die einzigen Hebel in seinem Charakter. So wird er diesmal aus Furcht fromm, weil ihm Jemand einmal eine klägliche Geschichte erzählt hat, wie einem englischen Lord von seiner Liebsten, einer vornehmen und schönen, aber verehlichten Dame, der Hals abgeschnitten wurde, weil er von dem geheimen Liebesverständniß aus Pralerei etwas ausgeplaudert hatte. Indem dies der Cavalier hörte, „standen ihm die Haare zu Berge, als er dabei an seinen eignen Lebenswandel dachte. O Gott! sagte er, wie groß ist deine Langmuth, daß du mich frechen Sünder nicht auch schon wie diesen Lord mit Leib und Seele hast verderben lassen! Ach mein Gott, vergib mir doch alle meine begangenen Sünden, ich gelobe dir, diese in den zeitigen und ewigen Tod stürzenden Missethaten nicht mehr zu begehen, sondern fortan der Wollust gänzlich zu entsagen; verleihe mir nur die Kraft, ihr zu widerstehen. Ja, ich will sie fliehen als die giftigsten Ottern und Schlangen! Er verfiel hierauf in recht ernste Bußgedanken und verharrte über 2 gute Stunden darin". — Zuletzt heirathet der Cavalier noch ganz ehrbar, erzeugt Kinder und geräth in Armuth. Die lächerlichste Buße läßt der Verf. seinem Helden noch zum Schluß widerfahren. Einstmals suchte der Cavalier vor einem entsetzlichen Donnerwetter, das ihn auf der Reise überraschte, in einer Höhle Schutz, worin er, da der Regen nicht nachließ, wider seinen Willen übernachten mußte. „Er mochte aber kaum recht eingeschlummert sein, als ihm im Traume, wo es anders ein bloßer Traum gewesen ist, ein erschreckliches und merkwürdiges Gesicht vorkam. Er sah nämlich einen ganz schwarzen Wagen den Berg heraufgefahren kommen, aus welchem unterschiedliche Frauenzimmer herausgestiegen kamen und sich nach und nach vor ihm im Gewölbe zeigten. Er erschrak ganz ungemein, als er inne ward, daß diese Personen seinen vor vielen Jahren gehabten Geliebten und Maitressen glichen. Sie gingen so gekleidet, wie er sie in Italien und an andern Orten gesehen hatte, vor ihm vorbei und stellten sich ihm gegenüber in eine Reihe. Als ihm nun dieselben eine lange Weile in solcher Stellung erschreckliche Blicke zugeworfen, huben sie zugleich ihre Unterkleider auf und zeigten ihm einen solchen Anblick, daß auch der Beherzteste darüber hätte in Ohnmacht sinken mögen. Lauter Schlangen, Eidexen, Kröten und dergleichen giftiges Gewürm bedeckten ihre Beine und diejenigen Theile des Leibes, mit welchen vor diesem am schändlichsten gesündigt worden war, in welcher Stellung sie insgesammt mit gräßlicher Stimme Weh! Weh! Weh! riefen und endlich ein abscheuliches Geheul anstimmten". Durch einen Vers aus einem Bußliede verscheuchte Elbenstein die Geister, und in dem nächsten Gasthofe „nahm er für den gehabten Schrecken, weil in der Geschwindigkeit sonst keine andere Arznei zu haben war, eine starke Dosis Hirschhorn und Krebsaugen mit Hollundersaft ein und schwitzte darauf". — Das Beste im ganzen Roman ist die Erzählung des Herrn von A., der seine interessante Liebesgeschichte mit der Frau eines Ministers, mit der er sich auf die naivste Weise am Schachspiel vergnügt, ohne

daß das unschuldige Verhältniß eine schwülstige Wendung nimmt, recht anmuthig vorträgt. Diese Episode ist schwerlich von der Erfindung des Verfassers und gewiß aus einer italienischen Novelle entlehnt.

Der unter der Firma des Stachlichten sich verschanzende Herausgeber hat mehre müßige Anmerkungen unter dem Text hinzugefügt, die witzig sein sollen. Möchte er sein Vorhaben, mehre ältere deutsche Romane dieser Art von Neuem aufzulegen, unausgeführt lassen, oder wenigstens nur durch zusammengedrängte Auszüge in Zeitschriften erfüllen, denn, wie gesagt, einen poetischen oder sonstigen Werth haben diese Romane gar nicht, und sie als bloße Curiosität zu drucken, dazu möchte die wiederholte Aufwendung von Papier und Druckkosten, wodurch sich etwas Nützlicheres bezwecken ließe, zu bedauern sein. 156.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Lamennais führte in seiner frühern Jugend ein regelloses Leben, schwärmte oft Wochen und Monate lang außer dem väterlichen Hause umher, und wenn er dann, vom Genusse erschöpft und vom Gewissen gefoltert, zurückkehrte, so schloß er sich in sein Zimmer ein; Niemand durfte sich ihm nahen; die Nahrungsmittel wurden ihm vor die Thür gestellt und oft unberührt wieder weggetragen. Groß war das Erstaunen in seiner Vaterstadt, als man erfuhr, der schweigerische Jüngling weihe sich dem Dienste des Herrn. So wie er sich früher der Lust mit einer alle Zügel zerreißenden Energie hingegeben, so gab er sich nun dem Phantome, das ihm unter den Zügen der Religion erschienen war, mit stürmischer, aufopfernder Liebe hin. Aber der Katholizismus, so wie er ihn fand, konnte einem solchen Geiste weder Befriedigung noch Beruhigung gewähren: Lamennais konnte vor dem Gotte der Jesuiten nicht niederknien, er mußte das Idol erst zu sich erheben; er rüstete es aus mit der Kraft seines eignen Genius. Aus einem Ungläubigen wurde er ein Ultramontaner, setzte dem Papismus die Freiheitsmütze auf, rief den Völkern zu: „Die Autorität ist das Kriterium aller Wahrheit" und verwarf zugleich die einzigen Garantien, welche die Autorität darbietet, um sich zu legitimiren.

Die Aufsätze im Journal „L'avenir", welche Hr. Lamennais vor das Geschwornengericht gebracht, wurden durch die Ernennung einiger, wahrscheinlich nicht ganz orthodoxen Bischöfe veranlaßt. Er lehnte sich mit den heftigsten Ausdrücken gegen alle Intervention der Regierung in Kirchensachen auf: „Il y a quatre mois", sagt er unter Anderm, „le gouvernement jurait de nous donner la liberté religieuse; s'il ne le peut pas, qu'est-ce que cette moquerie de souveraineté, ce fantôme misérable de gouvernement? qu'y a-t-il entre lui et nous?" Einer der angeschuldigten Aufsätze hat den jungen Lacordaire zum Verfasser, der zugleich Priester und Advokat ist, und nebst mehren andern jungen Leviten, die Lamennais zugeschnitten, an seiner Zeitschrift arbeiten. Die lange Plaidoirie des Vertheidigers, Herrn Janvier, ist in der „Gazette des tribunaux" vollständig abgedruckt, ein Beweis, daß sie großes Aufsehen erregt hat. Es ist eine brillante Apologie der katholischen Religion und der vorhinerwähnten Lehre. Am Schlusse seiner Rede erklärte Hr. Janvier, seine Clienten hegten den aufrichtigen Wunsch, die Bewegungen in Belgien und Polen möchten zur Freiheit und zum Glücke beider Völker ausschlagen. Was dieser Theologe doch nicht für sonderbare Associationen zu Wege bringt! Die Legitimitätslehre und die Volkssouverainetät, Theokratie und Freiheit, Mirakel und Philosophie, den Glauben und den Syllogismus, das Alles knüpft er Euch mittelst ein Paar Sophismen zusammen, und während man damit beschäftigt ist, den Knäul an einem Ende loszuwickeln, hat der behende Sophist am andern einen neuen Knoten geschlungen, und irgend ein neues Element zu dem verwirrten und verwirrenden Gemische seiner Lehren gefügt. Das Geschwornengericht hat beide Angeklagte freigesprochen.

Der erbittertste Gegner des „Avenir" ist „Le globe", jetzt das Organ der Saint-Simonisten. Täglich liegen sich Beide in den Haaren; hört man die St.-Simonisten, so ist die katholische Religion todt. Hört man Lamennais, so sind die Letztern Ungläubige, Ketzer, die sich herausnehmen, einen neuen Gott fabriziren zu wollen. Handwerksneid, werden einige lose Vögel sagen! Uns scheint die Freiheit der intellectuellen Industrie auch hier wohlthätige Wirkungen zu äußern. Je mehr Gottmacher auftreten, desto bessere Waare wird am Ende geliefert, und desto größere Auswahl hat man. Die St.-Simonisten machen es aber pfiffig: sie erklären geradezu, Alles sei Gott, so daß ein späterer Fabricant, er mag nun auf den Altar stellen wollen was es auch sei, aus dem Gotte der St.-Simonisten schöpfen und immer als Nachdrucker und Contrefacteur erscheinen muß. Ihre Lehre hat einige Aehnlichkeit mit dem Hegel'schen Pantheismus. Wir haben mehrmals ihren Instructionen beigewohnt, die Samstags Abends in öffentlichen Tanzsälen gehalten werden. Es ist eine ganz eigne Empfindung, in diesen der Lust geweihten Stätten, vor einer ziemlich gewählten Versammlung, in welcher junge und schöne Frauen im elegantesten Putze nicht selten anzutreffen sind, Sätze, wie folgende von einem blühenden Jüngling, der eher einem fashionable als einem Theologen ähnlich sieht, vortragen zu hören: „Dieu c'est l'univers; tout est en Dieu, par Dieu, pour Dieu, il est en nous, nous sommes en lui, Dieu c'est nous". Man bemerke wohl, daß dabei nicht gelacht wird, und daß selbst das Wort par Dieu nicht die mindeste Störung hervorbrachte. Nur als der Prädicant der Priester ehrenvoll erwähnte, wurde er durch heftiges Murren unterbrochen. Der Redner aber ereiferte sich seinerseits: „Vous avez été baptisé par un prêtre", rief er aus, „un prêtre bénira votre tombe" u. s. w. Solche Phrasen, wenn sie mit Pathos vorgetragen werden, wirken auf französische Gemüther mit unwiderstehlicher Macht: „Bravo", hieß es nun im Auditorium, „bravo, très-bien!" Und nun durfte der Jüngling ungestört die Priester und ihre Herrschaft preisen. Dies ist eigentlich die Basis des politischen Theils ihres Systems: Jeder soll nach seiner Fähigkeit belohnt werden; diese Fähigkeit, zu beurtheilen, ist die Sache des Hohenpriesters oder seiner Delegirten. Erblichkeit der Güter ist abgeschafft; die Weiber sollen Anstellungen im Staate erhalten und gleiche Rechte mit den Männern haben. Wo soll das hinaus! Zu dem Pantoffelregiment soll auch noch die Staatsgewalt! Aus diesen Betrachtungen wurden wir durch einige pétards aufgeschreckt, die dicht hinter uns geworfen wurden und worüber ein gewaltiger Tumult entstand. Die Sitzung endigte damit, daß die Lichter ausgeblasen wurden und Jeder sich zum Tempel hinausmachte, so geschwind er konnte. Sonst werden in der Regel nach vollendeter Instruction einige Punkte von den Zuhörern angegriffen, und es entspinnt sich zuweilen ein nicht uninteressanter Kampf. Es wäre hier der Ort, von dem Hrn. Abbé Châtel zu reden, der als Stifter einer neuen Kirche auftritt, in welcher der Gottesdienst auf Französisch soll gehalten werden, und gegen die selbst der freisinnige Abbé de Pradt in einer der letzten Nummern des „Temps" schimpft. Für heute ist es aber zu spät, und da Hr. Châtel wahrscheinlich bald vor Gericht erscheinen wird, so wollen wir bis dahin warten.

Ganz reine Literatur, ohne allen Beisatz von Politik, darf man in gegenwärtigen Verhältnissen nicht erwarten. Selbst die Romane beziehen sich meist auf gleichzeitige Begebenheiten, als: „Le drapeau tricolore", von Ricard; „Les étudians, épisode de la révolution de 1830", von Madame Maignaud. Wir haben letzteres Werk durchblättert. Im 1. Bande findet man einen Unterpräfecten von Bar-le-Duc, der einer jungen Witwe den Hof macht und eine andere Schöne heirathet; im 2. geht der Sohn des Hrn. Unterpräfecten mit einer Grisette zu Bett: in welchem Bezuge dies Alles mit der Revolution von 1830 steht, haben wir nicht ausmitteln können, obgleich wir den 2. Band ganz ausgelesen. „Le caprice", von Hrn.

Chapier, ist ein ganz gewöhnliches Gemälde der gewöhnlichen Menschen aus der großen Welt; ein Diplomate, ein fashionable, eine allerliebste Witwe, das Théâtre italien, das Gehölz von Boulogne u. s. w. Der wahrscheinlich jetzt schon durch eine Uebersetzung bei uns bekannte Roman: „Le rouge et le noir“, hat bei den Ultras oder vielmehr Karlisten großes Scandal erregt. Der Verfasser, Hr. von Stendhall, ist ein Pseudonym, seinen eigentlichen Namen kennen wir nicht. Die „Gazette de France“, welche Gift und Galle gegen ihn speit, berichtet, sein echter Name sei im 17. Jahrhundert berühmt gewesen, ohne sich weiter darüber zu erklären. Daß der Held von „Le rouge et le noir“ ein Jesuit ist, brauchen wir nicht hinzuzusetzen; der Titel scheint uns unerklärlich. Unter einem ebenso sonderbaren Titel: „Plick et Plock“, hat ein bisher wenig bekannter Schriftsteller, Hr. Sue, einige Seestücke in Cooper's Manier erscheinen lassen. Es sind 2 Erzählungen. Die eine heißt: „El Gitano“, die andere: „Kernok le pirate“. El Gitano ist ein Corsar, der im Mittelmeere kreuzt, im Interesse des Superiors eines Mönchsklosters zu Cadix schmuggelt und am Ende gehenkt wird. Um seinen Tod zu rächen, kauft sein junger Freund Fasillo Kleider, die vom Pestgifte inficirt sind, und verbreitet auf diese Art die schrecklichste aller Krankheiten in Cadix. Ein Seemann und ein Pariser stehen so ziemlich auf den beiden Extremen der gesellschaftlichen, wenn auch nicht intellectuellen Bildung: die derben, scharfvorspringenden Züge, die rauhe Biederkeit, die alle Schranken der feinen Manieren durchbricht, zwischen denen der überbildete Hauptstädter sich regelmäßig bewegt, die cynische Genußsucht, und die kecke, leicht zu entzündende Kampflust, die den Schiffssoldaten charakterisiren, können in einem Salon unmöglich großes Interesse erregen. Unaufhörlich schimpfen und fluchen die Helden des Hrn. Sue, und dann die technischen Ausdrücke: „Calculer les chances de brise, laisser porter en plein sur la pointe du cap, serrer le vent, aller à contre-bord!“ wer versteht diese Ausdrücke, selbst mit einem Wörterbuche? Dabei ist Vieles übertrieben. Als der Held, El Gitano, der vermaledeite, der Renegat, der Sohn des Satans, bei einem Stiergefechte erscheint und nur seinen Namen nennt, so entsteht dadurch ein solcher Tumult, daß das Theater einstürzt. Und dennoch hat „Plick et Plock“ großes Glück gemacht, weil es ein kräftiges Darstellungstalent und originelle Charakteristik verkündet, und zwar durch alle Töne und Färbungen hindurch, vom Schauderhaften bis zum Anmuthigen, vom Pathos bis zum Humor. In Kernok haben wir besonders einen Schiffszimmermeister, der zugleich Wundarzt ist, Maitre Durand, und einen Schiffsjungen, Grain-de-sel, bemerkt, die wahrhaft rührend-ergötzliche Figuren sind. An der Diction hätten wir übrigens die Ueberladung mit Zierrathen, den bunten Bilderluxus und die Uebertreibungen aller Art zu rügen, welche die in der letzten Zeit erschienenen Productionen der französischen Literatur hier und da entstellen.

Von Constant's Memoiren liegt der fünfte Band vor uns. Er umfaßt die Begebenheiten von der Reise Napoleon's nach Holland im Jahre 1811 bis zur Rückkehr aus Rußland. Die Reise nach Holland war ein wahrer Triumphzug. Nie hatte der kaiserliche Hof so vielen Festen, so vielen prachtvollen Aufzügen beigewohnt als in dem Jahre vor den Unfällen von 1812. Constant bemerkte, daß Bonaparte mitten unter diesen Festivitäten nachdenkend und ernst schien; er dachte damals schon an seinen Feldzug gegen Alexander, wenigstens läßt sich dieses aus folgender Anekdote schließen. In Amsterdam stand in dem Schlafzimmer der Kaiserin eine Büste Alexanders; als Napoleon die Wohnung seiner Gemahlin in Augenschein nahm und diese Büste bemerkte, ließ er sie auf der Stelle wegnehmen. In Saardam besuchte er das Haus, welches Peter der Große bewohnt hatte; beim Heraustreten sagte er zu seinen Umgebungen: „Voilà le plus beau monument de la Hollande“. In einer kleinen Stadt in Friesland redeten ihn die Autoritäten mit folgenden Worten an: „Nous avions peur de vous voir avec toute la cour; vous êtes presque seul, nous ne nous en verrons que mieux. Vive l'empereur!“ Einem Schiffer, der ihn nebst Wenigen aus seinem Gefolge über die Swine gefahren hatte, ohne ihn zu kennen, ließ er hundert Napoleons auszahlen und setzte ihm ein Jahrgehalt von 300 Francs aus. Ueberhaupt zeigten sich S. M., wie Constant sich meist ausdrückt, sehr freigebig, herablassend, liebenswürdig, und das aus guten Gründen. Ueber den König von Rom erzählt Constant manches Neue. Der Kaiser nannte ihn „le petit roi“, und redete ihn, wenigstens bei feierlichen Gelegenheiten mit „Sire“ an. Als einst die kleine Majestät, „le prince à la bavette“, wie Courier sagt, in den Staatsrath kam und gerade auf die große Majestät zulief, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern, sagte sein Vater zu ihm: „Sire, vous n'avez par salué ces Messieurs“. Napoleon liebte seinen Sohn leidenschaftlich. So oft er ihn erblickte, nahm er ihn in seine Arme; oft hob er ihn vom Boden, setzte ihn nieder, hob ihn wieder auf, und das Kind jubelte; dann herzte ihn der Mann, der so mancher Mutter ihren Sohn genommen, mit einer leidenschaftlichen Innigkeit, die vielleicht ebenso sehr seinem befriedigten Ehrgeize als der natürlichen Zärtlichkeit zuzuschreiben ist. Er setzte ihm seinen Hut auf, hing ihm seinen Degen an, trug ihn vor den Spiegel und schnitt ihm Gesichter, daß der petit roi bis zu Thränen lachte. Uebrigens hatte er, wie sein Vater, oft heftigen Anfall von Zorn, rollte sich auf der Erde und stieß ein entsetzliches Geschrei aus. Bei einer solchen Gelegenheit schloß einst seine Gouvernantin, Madame de Montesquiou, die Fenster und Jalousieläden, sodaß das Kind ganz erstaunt fragte, was das zu bedeuten habe: „C'est de peur qu'on ne vous entende“, war die Antwort der weisen Hofmeisterin: „croyez-vous que les Français voulussent d'un prince comme vous, s'ils savaient que vous vous mettez ainsi en colère“. „Pardon, maman Quion“, antwortete der Prinz, „je ne le ferai plus“. Noch bemerken wir, daß sie ihn gelehrt hatte zu beten: „Mon Dieu, inspirez à papa de faire la paix pour le bonheur de la France“. Als Napoleon einst bei dem Schlafengehen seines Sohnes zugegen war und dieses Gebet hörte, warf er einen zufriedenen Blick auf die Hofmeisterin, der übrigens denn doch nicht ganz gut mag zu Muthe gewesen sein. Auch von dem Feldzuge nach Rußland erfahren wir manches Interessante. Murat hatte durch seine gewaltigen Säbelhiebe, seine herrliche Figur und sein reiches Costume einen so großen Eindruck auf die Kosaken gemacht, daß sie ihn zu ihrem Hettmann erwählen wollten. Schauderhaft ist das Gemälde des Schlachtfeldes an der Moskwa; es regnete und wehte ein scharfer Wind, als Napoleon es besuchte, Verwundete hoben sich von Zeit zu Zeit in die Höhe, damit man sie bemerke. Die Nacht nach der Schlacht schlief Napoleon sehr unruhig: „Quelle journée“ rief er von Zeit zu Zeit aus, „quelle journée! Ce pauvre Caulaincourt!“ Es war der Bruder des Ministers. Am Tage seiner Abreise war er mit seiner Braut getraut worden, und hatte sie aus Rücksicht für ihre zarte Jugend als Jungfrau verlassen. Er blieb bekanntlich in diesem mörderischen Gefechte.

Auf den Theatern haben die Jesuiten und Nonnen kein Glück gemacht, die Dramen, deren Held Napoleon ist oder sein Sohn, waren hingegen sehr einträglich. Die Kunst hat übrigens mit diesen Producten nichts gemein, und wir brauchen uns daher nicht damit zu befassen. Die Decorationen, welche besonders im Odeontheater wirklich prachtvoll sind, und den Zauber, den die Großthaten und die letzten Leiden Napoleons noch immer hier ausüben, tragen das Meiste zu der günstigen Aufnahme dieser Stücke bei. In dem einzigen Drama des Hrn. Dumas findet sich hier und da eine Spur dichterischer Intention. Das Merkwürdigste, was in der letzten Zeit die dramatische Dichtkunst hervorgebracht, ist: „La nuit vénitienne“ von Al. de Musset. Sie wurde verdientermaßen ausgezischt, weil sie ohne allen dramatischen Effect ist, allein sie liest sich sehr gut und verräth originelle Ansichten. Wir erwarten viel von diesem kecken Dichter. In der Opéra comique ist „Le diable à Séville“ aufgeführt worden.

76.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 64. —— 5. März 1831.

Mittheilungen über Kaspar Hauser.

Nürnberg, im Dezember 1830.

Sie bitten mich, mein verehrter Freund, Ihnen authentische Nachrichten über Kaspar Hauser zukommen zu lassen. Sie sprechen aus, daß durch die vielen Bemerkungen und Erörterungen öffentlicher Blätter über diesen Gegenstand, neuerdings auch durch die „Skizze der bis jetzt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings Kaspar Hauser in Nürnberg. Mit der naturgetreuen Abbildung desselben auf Stein gezeichnet von Fr. Hanfstengel, Zeichnungslehrer in München" (Kempten, 1830); durch einen in Hitzig's „Annalen rc." befindlichen, nach dieser „Skizze" historisch eingeleiteten Aufsatz des Premierlieutenant von Pirch in Berlin, noch mehr aber durch das Schriftchen: „Kaspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger, dargestellt von dem Polizeirath Merker" (Berlin, 1830), Ihr Urtheil über den seltsamen Fall ganz irregeleitet und schwankend gemacht worden ist, und wünschen nach dem Interesse, mit welchem Sie den unglücklichen Findling seit den ersten Nachrichten über ihn begleitet haben, eine Berichtigung und Sicherstellung Ihres Urtheils, das so gern für den armen Hauser entscheiden möchte, durch die angeregten Zweifel aber festgehalten und von ihm abgeleitet wird.

Dieser Wunsch erscheint mir, der ich Sie kenne, sehr natürlich; nur darüber möchte ich Bedenken äußern, ob überhaupt, bevor die Geschichte ihr Ziel gefunden hat, oder actenmäßig dargelegt worden ist, alle Zweifel auf die Seite geschafft werden können, da bei Thatsachen, die den Vermuthungen und Conjecturen einen so weiten Spielraum offen lassen, nicht ein Urtheil, eine Ansicht sich feststellen kann, die nicht befürchten muß, in dem nächsten Augenblicke wieder umgestoßen zu werden. Wie dem aber auch sei, gern will ich nach Vermögen Ihrer Bitte um unparteiische Darlegung meiner individuellen Ansicht entsprechen, so weit es nämlich möglich war, fern von aller Kenntniß der Acten, eine Ansicht theils aus anerkannten Thatsachen, theils aus eignen Beobachtungen, theils von rationellen Gesichtspunkten aus zu constituiren.

Was zuvörderst die Hanfstengel'sche wie die Merker'sche Schrift betrifft, so ist letztere nichts Weiteres, als ein kurzer Commentar zu jener, der Wünsche und Zweifel vom criminalistischen Standpunkte aus enthält. Um ihn zu beurtheilen, müssen daher zuförderst jene Hanfstengel'schen Berichte gewürdigt werden, auf die er sich stützt. Daß diese Berichte sehr mangelhaft einerseits, andererseits ziemlich unrichtig sind, weiß hier Jeder, der die Begebenheiten, von denen die Rede ist, nicht ganz aus der Ferne beschaute. Zwar beruht sie zum Theil auf einer öffentlichen Bekanntmachung; allein, diese ist zu einer Zeit abgefaßt, wo das Individuum, das sie betrifft, noch nicht im Stande war, bestimmte Einsicht in seine Schicksale zu veranlassen; wo man also nur aus Bruchstücken eine Art von Urtheil zusammenstellen konnte und zufrieden sein mußte, das begierige Publicum wenigstens mit den Ahnungen einer Erkenntniß bekanntzumachen. Außerdem aber amplificirt die Hanfstengel'sche Schrift und bemüht sich, eingezogene oder gelesene Nachrichten zu ästhetisiren, wenn ich so sagen darf, oder ihnen ein gewisses romantisches Kleid zu leihen, wie z. B. der Fall ist mit der Aeußerung Hauser's: „sein Führer habe ihm auf der Reise oft versichert, er komme nunmehr zu seinem Vater und werde bald wie dieser einst als Reiter prangen", welche auf wenige Worte reducirt und mit einer großen Menge anderer Aeußerungen Hauser's und anderer Thatsachen zusammengestellt werden muß. So ist z. B. die erzählte Mordgeschichte sowol unvollständig als unwahr berichtet, wie allgemein anerkannt ist. Und auf diese Hanfstengel'sche Schrift hin baut, ohne erst zu untersuchen, ob der Grund fest ruht oder nicht, Herr Merker seine Bedenken und Einwürfe, ja sein zwar problematisch geformtes, in der That aber assertorisches Urtheil, Hauser sei ein Betrüger. Ein Criminalbeamter verläßt sich auf Treue und Glauben hin auf eine Schrift, deren Urheber und deren Quellen er nicht kennt, und spricht doch zu gleicher Zeit mit der höchsten Inconsequenz dem armen Findling Treue und Glauben ab; ein Criminalbeamter thut, nicht immer bescheiden, Wünsche in Bezug auf die Beschaffenheit der mit H. vorgenommenen Untersuchungen, und läßt seinem Tadel freien Lauf, begeht zu gleicher Zeit aber dieselben Fehler, indem er dieselben Voraussetzungen von der Wahrheit der Aussagen, die er an dem Inquirenten Hauser's rügt, bei der Hanfstengel'schen Schrift macht; ein Criminalbeamter, der die Inconsequenzen in Hauser's Aussagen nachweisen will, sieht nicht einmal die groben In-

consequenzen ein, welche in den Hanfstengel'schen Angaben und Erzählungen im Vergleich mit dem in der Schrift selbst geschilderten psychischen und physischen Zustande des Findlings enthalten sind, wie z. B. die Reiseberichte in Form und Inhalt darthun; ein Criminalbeamter, der sich darüber beklagt, daß ihm die verlangten Acten nicht mitgetheilt worden sind, dadurch selbst aber die Acten für nothwendig zu einem Erkenntniß über die Sache erklärt, unternimmt es dennoch, ohne dieselben dieses Erkenntniß zu fällen, ja, ohne den Inquisiten auch nur mit Einem Auge gesehen zu haben. Daher aber auch alle die unnöthigen und zum Theil lächerlichen Anmerkungen, wenn er z. B. unter jene angebliche Aussage Hauser's: „der Führer habe ihm versichert, er werde wie sein Vater einst als Reiter prangen", die Bemerkung setzt: „Wie war denn K. H. dazu gekommen, sich einen Begriff von einem Reiter zu machen? Noch mehr: was dachte er sich darunter, daß er als Reiter prangen sollte? Es scheint, daß K. H. doch der Sprache schon sehr mächtig sein mußte".

Sehr gut und überzeugend macht das Publicum auf die Beschaffenheit der Hanfstengel-Merker'schen Broschüre eine Erörterung aufmerksam, die unter der Aufschrift: „Ueber Kaspar Hauser", in Nr. 304 des „Correspondenten von und für Deutschland" stand und die für Sie abzuschreiben ich nicht umhinkann, da sie aus der Feder eines wohlunterrichteten Mannes zu kommen scheint.

Bei August Rücker in Berlin ist dieser Tage folgende Schrift erschienen: „Kaspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger, dargestellt von dem Polizeirath Merker".*) Dieses die Neugierde reizende Aushängeschild könnte leicht zu dem Glauben verführen, daß darin solche, dem hiesigen Publicum unbekannte und neue Thatsachen oder Beweismittel zu finden seien, welche den Verfasser zu jener rein subjectiven Vermuthung berechtigten, ja, dem Publicum und den mit dieser Sache beschäftigten Behörden gegenüber, sogar dazu verpflichteten. Wer dies glaubte, wäre nicht unwahrscheinlich, sondern ganz gewiß der Betrogene; denn jene Schrift enthält durchaus nichts Neues und nichts Anderes als eine kritische Prüfung der Schicksale Kaspar Hauser's vor und nach seiner Aussetzung in Nürnberg, wie solche dem Ausland durch die schon vor länger als einem Jahr von einem gewissen Hanfstengel in Kempten herausgegebene kleine Schrift, und durch die von dem k. preußischen Garde-Oberlieutenant von Pirch in der „Abendzeitung" herausgegebenen Erzählungen seiner Wahrnehmungen bei Kaspar Hauser bekannt geworden sind. Nun ist aber die Hanfstengel'sche Schrift, obgleich sie sich auf die bekanntlich lange vorher erschienene amtliche Bekanntmachung über Kasp. Hauser's Schicksale stützt, voll von Unrichtigkeiten, weil ihr Verfasser nicht streng an jene officielle Erklärung sich gehalten, sondern auch die hierüber verbreiteten Gerüchte benutzt hat, was am auffallendsten bei der Erzählung des Mordversuchs hervortritt, die man eben deshalb ganz entstellt nennen kann. Aber auch die von Pirch'sche Darstellung ist, so sehr sie ihrer Form, ihrem Inhalt und ihrer humanen Absicht nach anspricht, nicht ganz von Irrthum frei geblieben, wie aus einer Stelle derselben hervorgeht, wo der Verf. aus Kaspar Hauser auf der Stelle einen geschickten Reiter werden ließ, während ganz Nürnberg weiß, daß er es wie jeder Andere lernen und hierbei noch größere Schwierigkeiten überwinden mußte, als Zöglinge seines Alters. Endlich würde aber auch der Verf. jener amtlichen Erklärung, wenn er wollte und dürfte, uns gewiß sagen können, daß seit der Zeit ihrer Herausgabe, die bekanntlich in die ersten 6 Wochen nach Kaspars Aussetzung dahier fällt, in seinen Erzählungen Vieles sich anders gestaltet hat, daß in dem Maße, in welchem Hauser's Vermögen, Vorstellungen und Begriffe zu bilden, zunahm und deren Kreis sich erweiterte, ihm gar Manches anders sich offenbarte, als er es früher mit der größten Schwäche und nur höchst mühsam darzustellen vermochte, daß dadurch alles Unwahrscheinliche in seinen Angaben aufgeklärt und jeder anscheinende Widerspruch berichtigt, wol aber noch Vieles von ihm nachgeholt wurde, was die wunderbare Geschichte seines Lebens, wenn auch nicht enträthselt, doch in einen gewissen innern Zusammenhang stellt.

*) Im Wesentlichen nur ein Abdruck des vor einigen Monaten in den Merker'schen „Beiträgen zur Polizeiverwaltung" in mehren Nummern von demselben Verfasser erschienenen Aufsatzes über Kaspar Hauser.

Die Merker'sche Schrift geht also von Voraussetzungen aus, die theilweise niemals vorhanden waren, theilweise inzwischen sehr verändert wurden und der Gegenwart nicht mehr angehören. Sie untersucht Quellen, die versiegt und an andern Orten unter andern Formen wieder zu Tag gekommen sind. Sie hat es mit Erfahrungen zu thun, die in den ersten 6 Wochen aus dem damals noch ganz dunkeln und schwachen Erinnerungsvermögen Hauser's hervorgeholt und, in die Armuth seiner Sprache und Gedanken verhüllt, nicht als unabänderlich hingestellt wurden.

Unter solchen Umständen erscheint die Merker'sche Schrift als verspätet und werthlos. Stände aber auch Alles noch so wie früher, so könnte man, abgesehen von den Hanfstengel'schen Irrthümern, Blatt für Blatt, Satz für Satz alle Fragen des Verfassers zur Ehre Hauser's beantworten und alle Zweifel lösen. Der Verf. würde dann zur Ueberzeugung gelangen, wie gewagt es sei, in einer Entfernung von 120 Stunden über Ereignisse zu urtheilen, welche vor länger als 1 und 2 Jahren aus dem Munde eines Kindes — denn das war Hauser damals und ist es gewissermaßen heute noch — zur Kenntniß des Publicums gekommen sind, bald nachher von einem andern Schriftsteller irrig erzählt und, auch insofern sie auf wahren Darstellungen beruhten, durch nachherige Erfahrungen von selbst berichtigt wurden.

Weit besser, glauben wir, würde der sonst als praktischer Polizeibeamte und Schriftsteller geschätzte Verfasser gethan haben, wenn er, wie andere ausgezeichnete Staatsmänner und Gelehrte, persönlich hierher gekommen wäre und Kaspar Hauser *selbst gesehen, selbst gesprochen* hätte.

Diese Autopsie würde seinen nicht gestillten Durst nach Einsicht der Acten gelöscht und ihn gehindert haben, dem Aerger hierüber, den der Eingang seiner Schrift zu erkennen gibt, durch sie Luft zu machen. Sein Skepticismus würde der Macht der Wahrheit gewichen — aus einem Gegner Hauser's würde ein Freund desselben hervorgegangen sein, und seine tüchtige Feder würde dann wahrscheinlich dazu beigetragen haben, einer Sammlung, welche, dem Vernehmen nach, ausgezeichnete Menschenfreunde für ihn im Auslande beabsichtigen, die Bahn zu eröffnen, statt sie jetzt recht muthwillig zu untergraben. Möchte Das, was wir jetzt gesagt haben, die Feder eines der geschätzten Polizeibeamten oder Richter, welche in dieser Sache gearbeitet haben oder noch arbeiten, noch näher beleuchten und den Verf. zur Ueberzeugung bringen, daß man, wenn man auch von dem langjährigen amtlichen Umgang mit schwarzen Betrügern zum Mistrauen gegen die Menschheit verleitet wird, doch nicht überall Schwarz sehen, sondern erst vorsichtig und durch Selbstanschauung prüfen muß, ob ein Kind wie Hauser ein Betrüger sein kann, ehe man solches mit einer Wahrscheinlichkeit, die man ihres Reizes wegen als Gewißheit annehmen könnte, in die Welt hinausschreit!

Nürnberg, am 30. Oktober 1830.

Was die in dieser Erörterung berücksichtigte Darstellung des Herrn von Pirch betrifft, der während eines Besuches hier Hauser gesehen und gesprochen und Ver-

anlassung zu einem neuen höchst merkwürdigen Incident, das wie eine Entdeckung aussieht, gleichwol selbst wieder das räthselhafteste Räthsel ist, gegeben hat, so ist dies ein Schreiben des Herrn von Pirch an den Criminaldirector Hitzig, in welchem er diesem die Resultate seiner Beobachtungen in Nürnberg mittheilt, und das Hr. Merker ebenfalls commentirt. Das Wichtigste dieser Resultate ist, daß Hauser die Bedeutung ungarischer und polnischer Wörter, die man ihm vorsagt: zaz (hundert), basmanateremtete (ungar. Fluchwort), matka (Mutter, poln.), oycies (Vater), móy kochany, móy chlopie (komm, mein Lieber, komm, mein Junge!), moja baba (meine Alte, meine Kinderfrau), miasto (Stadt), schnell gewußt hat, und daß sich an den Anblick türkischen Weizens, dessen Körner in Ungarn ein gewöhnliches Kinderspiel sind, die Erinnerung an seine Kindsmagd knüpfte. Kopfschmerzen Hauser's, verbunden mit sichtbarer Erschöpfung desselben, sowie die bald darauf erfolgte Abreise des Hrn. v. Pirch verhinderten, die begonnene Entdeckung weiter zu verfolgen. Was nun Niemandem auffallen wird, daß nämlich Hauser plötzlich ungarische und polnische Wörter versteht, das fällt Herrn Merker auf, der dies Alles durch seine schwarze Brille beguckt und eine Menge von Bemerkungen hinzufügt, dabei auch frühere Bemerkungen, die alle durchaus grundlos sind, wiederholt u. dgl. mehr, während er hätte bedenken sollen, daß die Sprache, diese äußere Form der Vorstellungen, eben, weil sie dieses ist, am vermögendsten ist, Vorstellungen, welche noch sehr im Hintergrunde liegen, hervorzulocken und zu bewirken, was sonst nicht einmal die Anschauung zu bewirken vermag.*) Allein, in dergleichen psychologische Bemerkungen läßt sich Herr Merker da nicht ein, wo er es sollte, und gibt sich mit ihnen da ab, wo es nicht nöthig ist. So will er z. B. öfters die Inconsequenzen in Hauser's Aeußerungen dadurch nachweisen, daß er sagt, ein Mensch, der Begriffe von Reiter, Pferd u. s. w. hat, könne auf der andern Seite unmöglich so ganz ohne Begriffe gewesen sein, ohne zu bedenken, daß, um Wörter aussprechen zu lernen, ihr Begriff nicht nothwendig ist. Wie hundert Mal dringt sich uns die Beobachtung auf, daß Kinder ganze Seiten von Auswendiggelerntem recitiren, ohne dabei auch nur den geringsten Begriff vom Inhalte zu haben! Manche ältere Personen sagen Bibelsprüche oder Liederverse her, die sie in ihrer Jugend gelernt haben, ohne daß sie dieselben auch nur im mindesten verstehen. Oder ist es etwa nöthig, auf Staar und Papagei hinzudeuten?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) H. mochte seit 2 Jahren öfters Kindermägde gesehen haben, es mochten bei ihrem Anblicke dunkle Erinnerungen aufgestiegen sein. Allein, zur Klarheit gedieh die Erinnerung erst durch das Wort, durch welches der mit ihm unzertrennlich associirte Gegenstand reproducirt wird. „Die Menschenstimme", sagt Schwarz in seiner „Erziehungslehre", „wird (bei dem Kinde) das Hauptmittel zur Erregung des Aufmerkens und zum Wiederfinden der Vorstellung und das ganze Leben hindurch bleibt sie das Hauptzeichen für das Wiedererkennen".

Neue Kettenglieder aus einem sehr bewegten Leben. Wahre Erzählungen. Weimar, Hoffmann. 1830. 8. 1 Thlr.

Kettenglieder stehen unter einander in Verbindung; nicht so die vorliegenden 5 Erzählungen, denen, wiewol der Titel nicht passend ist, doch manches Verdienst beiwohnt. Zunächst halten wir den Grundstoff dieser seltsamen Geschichten wirklich für historisch. Der Erzähler scheint uns ein ziemlich anspruchsloser Militair zu sein, der zwar Viel erlebt hat, dem wir jedoch kaum so viel Phantasie zutrauen, als dazu nöthig wäre, so wunderbare Geschichten rein zu erfinden. Offenbar lehnt sich jede seiner Erzählungen an irgend ein factisches Ereigniß an. Seine Darstellungsweise ist vortrefflich: er erzählt in kurzen, meist thatsächlichen Sätzen, ohne alle eitle Declamation oder leere Wortmacherei, stellt den Leser von vorn herein auf den anziehendsten Punkt der ganzen Begebenheit und entwickelt das Vorher und Nachher so kunstvoll, daß er beständig spannt und anzieht. Nicht so löblich als seine Darstellung ist sein Styl. Dieser leidet an einem pedantischen Periodenbau, oft an verworrener und nicht zu übersehender Länge, steif durch Participialformen und geschmacklos durch lange Zwischensätze. Seine Charakterzeichnung ist nicht sehr bedeutend, allein, das Interesse, das die Begebenheit selbst erregt, läßt uns wenig Zeit übrig, die Inconsequenzen zu bemerken, deren die einzelnen Personen sich schuldig machen. Von dieser Seite her lassen diese Erzählungen Nichts zu wünschen übrig und müssen daher jeder Leihbibliothek willkommen sein.

Die erste dieser spannenden Geschichten: „Das Kästchen", erzählt von einer jener weiblichen Megären, welche die französische Revolution hervorgebracht hat. Es ist ein kühnes Unternehmen des Verf., ein Weib, das, dem Willen nach, Gatten- und Kindesmörderin war, am Ende noch zu einer tugendhaften Mutter zu machen. Indeß ist die Geschichte durch Details gewinnend und eben durch ihre sonderbare Erfindung fesselnd. Der Schein der Wahrheit ruht auf ihr. Die zweite Erzählung: „Die Eingemauerte", ist eine doppelte Schreckensgeschichte aus Spanien. Erst wird ein tapferer französischer Capitain von 2 alten Weibern fast vor den Augen seiner Kameraden und auf öffentlichem Platz zu Gerona in den Brunnen gestürzt, und dann entdeckt Dorvilliers eine Reihe von eingemauerten Mönchen und darunter seine Verwandte, Donna Menzichina, die plötzlich verschwunden war. Die Geschichte mit ihrem Leichnam ist fast zu gräßlich; aber die Sache selbst ist auf das Kunstvollste erzählt und durch geringscheinende Details so wahrscheinlich gemacht, daß wir den Verf. bewundern müßten, wenn er eine reine Erfindung vortrüge. Daß der Entdecker dieser Mönchsgreuel Trappist wird, ist ein Zug von feiner Ironie gegen das Menschenthum. Die „Versuchung" ist eine gewöhnlichere und unbedeutende Geschichte. Wenig mehr läßt sich von der folgenden Erzählung: „Die Ahnung" sagen, welche wieder unter spanischen Schrecken vorgeht. Allein, die letzte Erzählung: „Der Zufall", ist ein kleines Meisterstück der Erfindung und der Darstellung und gibt ein hervorstechendes Erzählertalent kund. Die Einleitung ist von unübertrefflicher Feinheit, die Verknüpfung der sich Anfangs fremden Personen ist meisterhaft, und die Geschichte des Paters und des Königs von Neapel selbst ist überaus anziehend. In der That, gerade so waltet der Zufall und verknüpft die fremdesten Elemente. Der Schluß ist befriedigend und hinterläßt bei dem gespannten Leser eine willkommene Ruhe. Wir können diese Erzählungen nicht entlassen, ohne die Hoffnung auszusprechen, dem Verf. bald wiederzubegegnen. Alles müßte täuschen, oder sein Gebiet ist ganz besonders die Almanachsnovelle. Er ist offenbar ein Mann, der Viel gesehen und erfahren hat, wahrscheinlich Krieger in Spanien, Italien und Rußland, und Kenner dieser Länder. Mit etwas mehr Freiheit und Gewandtheit im Styl (den er durch gute Muster bilden mag) wird er ein sehr achtbarer Erzähler werden. 40.

Mémoires politiques et historiques de 1820 à 1830, par M. *D'Egvilly*. Paris, 1830.

Diese Memoiren sind freilich im Geiste der sogenannten Ultrapartei geschrieben, der ihr Verfasser angehört; gleichwol gewähren sie auch noch, seitdem jene Partei ihren Prozeß nebst allen Kosten verlor, ein historisches Interesse, insofern als sie manche schon vergessene Ereignisse der Periode, welche sie umfassen, zusammenstellen, und andere, weniger bekannte, in ein helleres Licht setzen. Das Buch erschien einige Monate vor den jüngst verlebten großen Julitagen, mithin zu einer Epoche, wo die befragte Partei sich eben anschickte, ihren Triumph zu feiern. Von der Möglichkeit einer Niederlage scheint Hr. D'Egvilly gar keine Ahnung zu haben, wol aber beklagt er die Concessionen, die man seither machte, die Wohlthaten, die man an Undankbare verschwendete, und den Mangel an energischen Maßregeln, denen, wie er meint, die Liberalen allein noch ihre Existenz als Partei zu danken hätten. Die Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten, die mit der Ermordung des Herzogs von Berry beginnen, sucht es darzuthun, daß diese That keineswegs ein isolirtes Verbrechen gewesen, weil derselben so viele andere Verbrechen, bei denen die nämliche Absicht unverkennbar, gefolgt wären. Dahin zählt der Verf. unter Anderm die bekannte Patardenverschwörung, welche, nach seiner Meinung, keinen andern Zweck hatte, „als das königliche Kind durch den Schreck zu ersticken, den man der Mutter verursachen wollte". Worauf jedoch die Feinde der Legitimität, nach Hrn. D'Egvilly's Ausdruck, vornehmlich ihre Hoffnung stützten, dies war das Wahlgesetz vom 5. September 1816. Seit lange foderten die Royalisten, es sollte abgeändert werden; allein, man achtete nicht darauf, man fürchtete, den Liberalen zu misfallen, bis endlich das Ministerium „durch scandalöse Wahlen eines Bessern belehrt" und überzeugt, es könne mit diesem „dummen (sotte) Gesetze" nicht gehen, ein neues Wahlgesetz einbrachte. Dasselbe wurde angenommen; es heilte aber keineswegs das Uebel; es war vielmehr nur „ein Palliativ, das dem kranken Staatskörper blos eine augenblickliche Linderung verschaffte". Die Epoche der Wahlen von 1822 ward bekanntlich gleichfalls durch Brandstiftungen bezeichnet. Hr. D'Egvilly nimmt als unzweifelhaft an, daß die Liberalen deren Urheber waren. „Während über die Ernennung eines royalistischen Ministeriums (Villèle), ließ die Faction in ihrem Zorn oder vielmehr Wahnsinn eine Berufung an die Energie des Volks ergehen. Der Ruf ward vernommen und bald sah sich Frankreich mit Verschwörungen bedeckt". Der Verf. deutet hierauf den Zweck an, den die angeblichen Verschwörer beabsichtigten; er nennt die Individuen, woraus sie ihre „provisorische Regierung" gebildet hatten, und endlich führt er die Aussagen einiger Angeklagten an, die in den Augen des Staatsanwalts so beschwerend erschienen, daß er in öffentlicher Sitzung erklärte, er würde, wären seine Vollmachten ausgedehnter gewesen, Diejenigen haben vorladen lassen, die, nach seiner Meinung, die eigentlichen Strafbaren wären. Der Verf. bemerkt, man habe an den Thüren mehrer Wähler auf dem Lande die bedrohliche Ueberschrift gefunden: „Das Feuer wird nicht eher aufhören, als bis die Bourbons nicht mehr in Frankreich sein werden. Stimme für uns, oder Dein Hof wird niedergebrannt werden". Man findet auch noch in diesen Memoiren eine gedrängte Analyse der Kammerverhandlungen während der letzten 10 Jahre, besonders aber derjenigen der Deputirtenkammer, „weil diese den meisten Lärm macht". Bei dieser Gelegenheit werden denn auch die vielfältigen Debatten über die Preßfreiheit erwähnt. Hr. Pasquier habe, wie der Verf. bemerkt, die mit der Preßfreiheit verknüpften Inconvenienzen und Gefahren am gründlichsten erörtert und auf das triftigste dargestellt. Man kennt den Rollenwechsel dieses Staatsmannes. Diese und mehre andere Vergleichungen ähnlicher Art bilden den pikantesten Theil der Memoiren. 27.

Preisaufgabe.

Der unterzeichnete Verleger des Taschenbuchs **Urania**, von dem Wunsche beseelt, dasselbe immer würdiger und interessanter auszustatten, fodert alle deutsche Dichter und Dichterinnen auf, zu einem Preise zu concurriren, den er hiermit für die

Novelle oder Erzählung

aussetzt. Dieser Preis besteht darin, daß er die Novelle oder Erzählung, die von den eingesendeten für die ausgezeichnetste und werthvollste erkannt wird, mit

zehn Louisdor in Gold für den Bogen

von 16 Seiten honoriren wird.

In der Wahl des Stoffes wird **völlige Freiheit** gelassen und nur hinsichtlich des Umfanges bestimmt, daß derselbe **fünf** Bogen nicht überschreiten darf, wenigstens würde, wenn einer Novelle oder Erzählung der Preis zufallen sollte, die im Druck mehr als 5 Bogen betrüge, dann überhaupt nur die Summe von **funfzig Louisdor** dafür gezahlt werden.

Außerdem verspricht der Unterzeichnete, alle Novellen oder Erzählungen, die zwar nicht des Preises würdig erkannt werden, aber die er doch für die Urania geeignet erachtet, und zu deren Benutzung Raum vorhanden ist, mit

fünf Louisdor in Gold für den Bogen

von 16 Seiten zu honoriren, jedoch unter der obigen Einschränkung, daß über 5 Bogen gar kein Honorar gezahlt wird. **Es wird von allen Einsendungen angenommen, daß sie zu diesen Bedingungen benutzt werden dürfen, wenn ihnen nicht der Preis zufallen sollte.**

Die Zahlung des Honorars findet nach der Ausgabe des Taschenbuchs statt. Uebrigens kann erst 5 Jahre nach der Erscheinung des Taschenbuchs jeder Autor über seinen resp. Beitrag anderweitig verfügen.

Jede Einsendung ist mit einem Motto zu bezeichnen, das auf einem versiegelten Zettel, der den Namen und Wohnort des Verfs. enthält, zu wiederholen ist. **Bis Ende März 1831** bleibt die Concurrenz offen, und Ende Mais erfolgt die Entscheidung, sodaß wer im Laufe des Juni keine Nachricht erhalten, daß seiner Einsendung der Preis zuerkannt ist, oder dieselbe doch benutzt wird, darüber verfügen kann. Ein Jahr lang bleiben die Manuscripte zur Disposition der Einsender liegen, nach dieser Zeit aber werden sie nebst den versiegelten Zetteln vernichtet.

Es wird um recht deutliches Manuscript gebeten, und alle Einsendungen werden franco oder durch Gelegenheit erwartet.

Leipzig, 15ten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 65. —— 6. März 1831.

Mittheilungen über Kaspar Hauser.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

Am meisten aber zeigt sich die Gefahr, unter selbstgeschaffenen, grundlosen Voraussetzungen an ein Urtheil über Thatsachen zu gehen, da, wo Hr. M., um darzuthun, wie wenig dazu gehöre, in Hauser's Verhältnissen die Rolle zu spielen, deren er (H. M.) ihn verdächtig macht, unsern Hauser einigen abgefeimten Betrügern gegenüberstellt, die die größten körperlichen Qualen erduldeten und dennoch fest blieben. Sieht denn Herr M. nicht ein, daß es weit leichtere Sache ist, mit Passivität, wenn auch unter großen Schmerzen, nicht aus der Rolle zu fallen, als in einer Activität der Art, in welcher sich Hauser befindet. Und, abgesehen hiervon, wenn die angebliche Frau von Bülow ꝛc. noch so lange zu betrügen wußte, so war dies nur eine toto coelo verschiedene Aufgabe für sie, die als eine gebildete Frau auftrat und alle Feinheiten, die die angenommene Rolle vertrug, spielen lassen konnte, von der Aufgabe, die Hauser zu lösen hätte, wäre er Das, wofür ihn Hr. Merker ausgibt. Wahrlich! ein Mensch, der fähig wäre, unter Hauser's Verhältnissen die Rolle eines Betrügers so fein, so fertig, so vollendet zu spielen, wie sie H. nach Herrn M.'s Verdacht seit seinem Auftreten spielt, wäre der größte Thor von der Welt, weil er der gewandteste, pfiffigste, gescheiteste Kopf wäre. Ein Solcher sollte, während er durch seine Individualität vermögend wäre, sich zeitig genug auf eine gute, vielleicht glänzende Weise durch die Welt zu bringen, nach Nürnberg kommen und dort Jahre lang eine Rolle spielen, deren glückliche Beendigung ihm höchstens eine erträgliche bürgerliche Existenz zu Wege bringen könnte? Ein Solcher sollte Andeutungen von vornehmer Herkunft in seine Geschichte einzumischen wissen, die, da sie unter diesen Umständen nie verwirklicht werden können, ihm keinen Nutzen brächten als den fortgesetzter Verpflegung? Ein Solcher sollte so thöricht sein, zu glauben, er werde sich nie verrathen, daß er das Risico übernimmt, gerade Das, was er etwa erstrebt, in einem Augenblicke zu verlieren und das Zuchthaus zu gewinnen? Ein Solcher sollte sich glauben machen, daß seine Herkunft, sein Geburtsort, seine Aeltern und Verwandten, seine Landsleute, um die er doch bis zu einem gewissen Jahre gewesen sein mußte, nie an den Tag kommen würden unter Umständen, welche alle Anstrengungen der Behörden, alle Theilnahme des Publicums hervorrufen mußten? Ein Mensch, der einerseits seiner und seiner Handlungen so gewiß wäre, andererseits sich mit einem so dürftigen Erfolge begnügte, wäre mitten in seiner unerhörten Schlechtigkeit entweder der bescheidenste Mensch von der Welt oder der größte Spaßmacher, der je existirt hat, oder — Beides zugleich. In der That, wenn man Hauser's Geschichte von ihrem Beginne bis jetzt aufmerksam begleitet; wenn man ihn selbst kennen gelernt und beobachtet hat; wenn man von dem Gange, den seine Erziehung und der ihm ertheilte Unterricht nahm, Notiz genommen und seine physische Beschaffenheit mit allen ihren bewunderungswerthen Eigenthümlichkeiten kennen gelernt hat; wenn man alle Veränderungen und Verwandlungen betrachtet, welche Körper und Geist des Jünglings erlitten, so lacht man, oder, was bei mir wenigstens der Fall war, so betrübt man sich über ein Beginnen der Art, wie das Merker'sche ist, und um so mehr, wenn man dasselbe gegenüber dem Interesse und den Bemühungen erblickt: welche anerkannt scharfsinnige, geistreiche, erfahrene Männer, wie v. Feuerbach, Hitzig u. A., an dem jungen Menschen nahmen, zumal, wenn man bedenkt, daß der Erstere als Vorstand des Criminalgerichts des Rezatkreises volle Einsicht in die Acten besitzt und genaue Beobachtungen selbst angestellt hat.

Kein Mensch ist fähig, physische Eigenthümlichkeiten der Art, wie sie an Hauser hervortreten und sich je nach der Veränderung seiner Lebensweise metamorphosirt haben, trügerisch zu fingiren, und ich möchte den Menschen kennen, der in der Nähe des Friedhofes einen Fieberanfall herbeizuführen vermögend wäre, so stark, daß man bei der Nachhausekunft das von Schweiß triefende Hemd auszuwinden vermochte; ich möchte den Menschen kennen, der seine Augen durch die Veränderung des Aufenthaltes aus der kleinen Thurmstube in eine freiere dermaßen künstlich afficiren lassen kann, daß man für die Sehkraft in Besorgniß kam; ich möchte den Menschen kennen, der listigerweise nicht nur in dem größten Dunkel eine solche Sehschärfe bewähren kann, daß er Büchertitel liest und den Gegenstand von Kupferstichen darlegt, sondern auch daß er in einer Entfernung von 5—6 Stunden die Schießscharten einer Festung deutlich erkennt; der bei dem

Genusse eines Stückchen gebratenen Fleisches von der Größe eines halben Fingernagels schnell ein Fieber entstehen zu lassen vermöchte; der pfiffigerweise das Dasein von Metallen angäbe und diese von einander unterschiede, ohne sie zu sehen und von ihrem Vorhandensein zu wissen wie H., der dieses Vermögen auf eine erstaunenswerthe Weise besaß. Diese Eigenthümlichkeiten und viele andere gleicher Art, wie sie im „Inlande" (Jahrg. 1830, Monat Aug., Sept., Okt.) von Hauser durch seinen ersten Erzieher und Lehrer, Pr. Daumer, auf das glaubwürdigste dargelegt worden sind *), setzen einen erhöhten Zustand des ganzen Nervensystems voraus, wie man ihn nur im magnetischen Schlafe findet. Diese ungemeine, sicherlich krankhafte Erregung aber ist nothwendigerweise die Folge eines vorausgegangenen Zustandes des körperlichen Seins, der nur in den frühern Schicksalen des jungen Menschen seine Erklärung und seinen Beleg findet. Nur ein nach möglicher Berechnung 13—14jähriges Niederhalten der ganzen physischen und geistigen Entwickelung ist vermögend, mit dem Aufheben dieser Hemmung zugleich jene außerordentlichen Symptome hervorzubringen, und nur jener langedauernde Zustand vermag, Vermögen zu begründen, wie sie der nach dem gewöhnlichen Lebensgange entwickelte Mensch nicht besitzt. So ist es z. B. zwar eine gewöhnliche Erscheinung, daß ein Blindgeborener einen schärfern Tastsinn hat; ungewöhnlich aber ist die Verbindung eines scharfen Sehevermögens und eines scharfen Tastsinnes. Ob nun überdies noch viele Beispiele einer so seltenen Schärfe, wie bei H. der Fall war, vorhanden sind, dürfte bezweifelt werden. Evidenter aber rechtfertigt sich die Zurückführung der nervösen Eigenthümlichkeiten Hauser's auf den gehemmten Entwickelungsprozeß dadurch, daß dieselben in dem Grade verschwanden, in welchem seine ganze Lebensweise eine andere, geregeltere, civilere ward, sodaß z. B. die Sehkraft sowol als besonders der Tastsinn ihre erstaunliche Schärfe jetzt durchaus verloren haben. Selbst jene besondere Gedächtnißstärke, nach der er Personen, die er nur ein Mal gesehen und gesprochen hatte, nach Namen und Standescharakter, sobald er sie zum zweiten Male sah, unterscheiden konnte, hat sich, wenn nicht verloren, doch abgestumpft.

Soll ich Ihnen nun nach den bereits von mir ausgesprochenen Bemerkungen darlegen, welcher Ansicht ich in Bezug auf H.'s Angelegenheit huldige, so ist es die, daß die Erläuterungen, welche er selbst zu geben im Stande war, soweit sie bis jetzt bekannt sind, keine Täuschung sind, sondern auf wirklichen Thatsachen beruhen, deren Zusammenhang und Localität auszumitteln auf jeden Fall eine schwierige, aber auch höchstlohnende Bemühung sein wird. Ob sie aber überhaupt ausführbar sein werde, oder ob nicht, kann natürlich Der nicht entscheiden, welcher keine Einsicht in die Acten besitzt. Ebenso wenig aber kann um deßwillen irgend Jemand den Behörden und Personen, welchen die Leitung der fraglichen Sache übergeben ist, Vorwürfe über die Art und Weise ihres Verfahrens machen, und der sie gemacht hat, Hr. Merker, dürfte dadurch den Vorwurf der Voreiligkeit nicht mit Unrecht auf sich gezogen haben. Will man aus den öffentlichbekannten Thatsachen weitere Hypothesen bauen, so ist das bei einer so unbestimmten Sache ein leichtes und weiten Spielraum bietendes Unternehmen; nur darf man nicht vergessen, daß jede dergleichen Hypothesen nur subjective Wahrheit hat, objective aber nur haben **kann**, nicht aber wirklich hat. Zwar drängen einige Punkte, wie z. B. das plötzliche Auftauchen polnischer Wörter und der Kindermagd in Hauser's Gedächtniß von selbst zu weitern Bemerkungen, und so kann man durch den eben angeführten Umstand mit Recht zu der Behauptung hingeführt werden, Hauser müsse wenigstens die 3—4 ersten Jahre seiner Kindheit in Ungarn oder Polen gelebt haben, und so kann man mit dieser Behauptung leicht eine andere in Verbindung bringen, daß nämlich die bekannte dunkle Erinnerung Hauser's an das Innere eines Schlosses darzuthun scheine, daß er in einem Schlosse auferzogen worden sei, und daß dieses Schloß in Ungarn oder Polen sich befinden müsse u. s. w. Will man nun damit die Vermuthung vereinigen, daß H. aus einer großen Familie entsprossen sein müsse, so mag diese Hypothese nicht grundlos sein, sicher aber ist sie auf keinen Fall. Mit Recht möchte man aber sagen, daß in dunkeln, verwickelten Angelegenheiten die Sucht, lose Hypothesen zu errichten und auf ihnen weiter fortzubauen, gerade das Hemmende für die Entwickelung der Angelegenheit ist, vorzüglich dann, wenn das Publicum dabei so betheiligt ist wie in der Sache, von der hier die Rede. So ist es z. B. vielleicht nur durch diese Hypothesensucht dahingekommen, daß H. M. einen besondern Grund seines unglücklichen Urtheils über Hauser in dem Umstande findet, daß Hauser von Versen aus dem Horaz und Virgil träumt, was in der That nie der Fall war, da H. diese Verse lediglich mit andern zu lateinischen Schreibeübungen benutzte und sie zufälligerweise zu der Erzählung eines Traums legte, den er aufgesetzt hatte.

Die ganze körperliche Individualität H.'s nöthigt ebenfalls zu der Annahme, daß seine Berichte wahrhaftig seien. Diese zusammengeschobene, unfreie Haltung des ganzen Körpers, diese Unsicherheit des Ganges, die beständige, gleichsam krampfhafte Bewegung der Augenlider spricht unwiderlegbar für eine gestörte körperliche Entwickelung. Noch mehr aber bezeugt der von glaubwürdigen Personen mitgetheilte Umstand, daß H.'s Beine, wenn er sie, auf dem Boden sitzend, ausstreckt, so aufliegen, daß unter dem Knie keine Münze durchgeschoben werden kann, dabei aber sein Rücken in völlig senkrechter Haltung ist, dafür, daß er eine sehr geraume Zeit, und zwar von den Jahren an, in welchen der Knochenbau noch zart und leicht gewöhnbar ist, in ausgestreckter Lage zugebracht habe.

So viel einstweilen in der nöthigen Kürze über die fragliche Angelegenheit. Ist es mir vergönnt, so werde ich Ihnen nächstens eine Darstellung, eine Beobachtung über H.'s geistigen Zustand darlegen, um Sie auf diese

*) Man kann über die fragliche Angelegenheit kein richtiges Urtheil fällen, wenn man diese höchstinteressanten Mittheilungen nicht kennen gelernt hat.

Weise zu überzeugen, wie wenig gewagt ist, ihn für einen ehrlichen Menschen zu halten. Ehe ich Das schließe, sei es mir gestattet, eines Schriftchens zu erwähnen, das ich soeben aus dem Buchladen erhalten. Der Titel ist: „Kaspar Hauser, der ehrliche Findling, als Widerlegung der Polizeirath Merker'schen Schrift: „Kaspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger", von Rudolf Giehrl. Mit Hauser's Bild und Facsimile (Nürnberg, 1830)". Aus dieser wenigstens sehr wohlgemeinten Broschüre will ich nur in Bezug auf Das, was ich oben über Hypothesensucht gesagt habe, folgenden Versuch Ihnen mittheilen, jegliches Urtheil Ihnen selbst überlassend: „Dieser Unglückliche stammt entweder von väterlicher oder mütterlicher Seite aus einer großen, vielleicht sehr wohlhabenden Familie ab. Er ist in dem verhängnißvollen Jahre 1812 geboren. Seine frühesten Lebenstage genoß er nicht im deutschen Vaterlande; er sah wahrscheinlich zum ersten Male die Sonne in Ungarn aufgehen.

Aus unehelichem, vielleicht ehebrecherischem Beischlafe gezeugt, war sein Eintritt in das physische Leben der Gegenstand großer Beängstigung entweder seines Vaters oder seiner Mutter.

War K. Hauser's Vater aus einer hohen Familie; hatte er vielleicht Frau und Kinder und sich, als Sklave eines schwachen Augenblicks, einmal mit einem weiblichen Wesen vergangen, das mit dem Range des sich Vergessenden und mit seinen persönlichen Verhältnissen durchaus in einer entgegengesetzten Stellung sich befand, nun so war dieses Vergessen von traurigen Folgen, und die Frucht eines verbotenen Umganges ward zu Tag geboren, um als unmittelbare Strafe dem Vergehen auf dem Fuße zu folgen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Makame von El Buting. In freier Nachbildung nach dem Arabischen des Sulemi Ben Abballatiph Ebu Jahjah. Tübingen, 1831.

Fremdartige, feierliche Kunstformen der Poesie sind ein vortreffliches Vehikel für die Parodie, wie auf dem Carneval der Spaßvogel sich am liebsten in Paradetrachten alter Zeiten oder ferner Nationen kleidet. Darum werden die Freunde orientalischer Dichtkunst, welche die meisterhafte Behandlung der Form in Rückert's unübertrefflichen Uebersetzungen bewundert haben, es dem Scherze verzeihen, wenn auch er sich des faltenreichen Gewandes und des Turbans bemächtigt, einen deutschen Studiosus damit schmückt und ihn unter seltsamen Geberden darin einherstolziren läßt. Ein solcher nämlich ist es, der uns in vorliegender Makame die aus den Zeitungen bekannte, sehr friedlich abgelaufene tübinger Revolution schildert, deren Veranlassung immerhin Stoff zum ernstern Nachdenken gibt, die aber in der Erscheinung selbst gewiß mehr ein komisches als ein tragisches Ereigniß war.

„El Buting", erzählt der verkappte Bursche im Vorbericht, „war eine noch im vorigen Jahrhundert bestehende, unter Harun al Raschid gegründete Akademie der Wissenschaften in dem jetzt türkischer Herrschaft unterworfenen Asien. Sultan Murad I. schickte als militairische Polizei eine Anzahl von Janitscharen dahin, welche sehr ungern daselbst gesehen waren. Sie blieben aber mehre Jahrhunderte bis zur Zeit unsers Dichters". Diesen, einen „wenig bekannten" Nachahmer der ältern arabischen Dichter in so später Zeit, läßt der Herausgeber im 16. Jahrhundert, nachdem er in früher Jugend den Occident bereist, zu El Buting studiren. „Auch in der vorliegenden seiner Makamen, d. h. Erzählungen, läßt sich, wie in allen übrigen, ein sehr bedeutender Einfluß seiner arabischen Studien, der türkischen Umgebung, der occidentalischen Sitten, sowie eine Vermengung des Alten und Modernen nicht verkennen". Damit hat sich der Verf. das Recht gewahrt, unter dem arabischen Costume den deutschen Burschenrock vorblicken zu lassen und den Ziegenhainer schwingen zu dürfen. Doch hören wir ihn selbst:

Sulemi Ben Abballatiph Ebu Jahjah erzählt:

„Es war in den Tagen des Januar, — wo die Wälder sind ohne Haar — und die Felder der Grüne baar — und die Lüfte hell und klar: — da saßen eines Tages — wir Freunde lustigen Schlages — in dem Zimmer Eines beisammen — und wärmten uns an Weines Flammen — des in der holden Heimath Thalen sprießenden — des golden in den Pokalen fließenden; — und unsrer Rede Duft — durchwehte die Luft — und unsrer Augen Kerzen — leuchteten von den hellen Scherzen...... Es war indessen die Nacht gesunken — und wir waren eben vom Weine sachte trunken — und sahen selig schweigend — zum Fenster hinaus uns neigend — der lieben Sterne Funkeln — in der tiefen Ferne Dunkeln: — das störte uns von der Straße ein Lärmen"......

Es ist das Getöse der ausgebrochenen Revolution, die über die Mishandlung eines tübinger Bürgers durch einen Gensdarmen entstanden war. Die Bursche fliegen hinab — „mit dem Schwert umgürtet die Lenden — und schwerbeladene Ziegenhainer in Händen.... Hinab stürzten Alle und Alle, — wie der Waldstrom im Falle — der Alles mit sich fortschwemmt, — was seinen Lauf da und dort hemmt". So kommen die Studiosen an die Aula, das Haus, das die Berathungsclause des Scheiks und seines Rathes ist, das Haus — „wo in Menge — und in Enge — Examinanden in der Mause — zu ihrem und ihrer Verwandten Grause — sitzen — und schwitzen. — Da standen wir an der Aule — wie muthige Schlachtgaule — die auf der Trompete schmetternden Ruf — harren, zu heben den wetternden Huf".

Aber statt des Feindes erscheint der Scheik, dem Vernehmen nach, Kanzler von Autenrieth, der beharrliche Freund der Gensdarmen, der in der würtembergischen Ständeversammlung von 1830 allein seine Stimme für jenes verhaßte Institut erhob, das zunächst die verdrießlichen Unruhen des Jannar veranlaßt hat. Dieser spricht mit den Studenten „begütend, lärmverhütend" und entfernt sich wieder. Dann begibt sich der Kadi (Stadtdirector) zu den streitlustigen Burschen und erzählt ihnen, daß die rohe Rotte der Gagen (so, oder vielmehr Kaken, a cacando, heißen die Bewohner des schmuzigsten Stadtviertels der Universität Tübingen) sich drohend zusammenrotte — „um der Janitscharen Horden — in Scharen zu morden — weil die Anstalt schlecht sei — und das Volk im Bann halten nicht gerecht sei". Die Studenten entschließen sich, auf des Kadis Auffoderung, großmüthig, der Behörde im Falle der Noth gegen die Gagen beizustehen und die Gensdarmen, ihre eignen Feinde, zu schützen. Da jedoch im Augenblicke sich keine Gefahr zeigt, werden sie entlassen. „Da erschallte ein großes Freudengeschrei; — nun waren des Trosses Leiden vorbei; — und durft' er mit dem Feinde nicht ringen, — so durft' er mit dem Freunde doch singen; — und durft' er den Haß nicht auslassen, — so durft' er das Faß doch auslassen — und Niemand durfte bei dem edeln Naß ihn abfassen". Die Studenten improvisiren nun unter der Leitung eines Veteranen, ihres Lafayette, eine Sicherheitsgarde, und die vom Aufruhr bedrohten Gensdarmen werden von dem Kadi heimlich „durch der Derwische Palast" (d. h. durch die Convictswohnung der katholischen Studiosen der Theologie) zur Stadt hinausgeflüchtet.

Der übrige Theil der Makame ist nun der Erzählung von den Großthaten der Studentengarde, welche die Stadt gegen den nicht ausbrechenden Aufruhr des Pöbels und gegen die nicht einbrechenden Bauern der Umgegend heroisch zu vertheidigen

hat, gewidmet. Hier marschirt eine Rotte an der Remma (der Ammer) dreckigem Bord mit gezogenem Säbel gegen drohende, nächtliche Gestalten und bleibt mit den spitzen Nasen in den Ritzen geborstener Weidenstämme stecken. Dort sieht ein muthiger Studio einen verdächtigen Mann im Weinberge stehen und haut ihn unbarmherzig zusammen, „daß ein Arm wegflog, und ein Bein und der Kopf — und der Darm sich verwickelte in den Schopf"... Die Andern entsetzen sich über die grimme Mörderei, der Leichnam wird in die Wachstube gebracht; „da stürzten sie auf die mit Entsetzen erfüllende Leiche: — auf die mit Fetzen umhüllete Vogelscheuche!" — Einer weinbenebelten Schildwache geht die Flinte los, sie aber spricht verwundert: „Das ist mir nicht klar — ich trage den Ziegenhainer zwei Jahr — und nie wußt' ich, daß er geladen war!"

Die klugen Maßregeln der obersten Behörden bringen übrigens bald Alles wieder ins Gleis, und die Scherze des wirklich talentvollen jungen Dichters über die ganze Begebenheit sind um so weniger verletzend, je wackerer sich, ernstlich gesprochen, die freier Einrichtungen so würdige akademische Jugend Tübingens bei der ganzen Sache betragen hat, und je lebendiger man die gerechte Hoffnung hegt, daß eine weise und wohlmeinende Regierung diese Veranlassung benutzen wird, um einer einst mit Recht berühmten Hochschule durch Erneuerung und Verjüngung früherer, der Hauptsache nach liberaler Institutionen den alten Flor zurückzugeben. 126.

Die Sommer- und Winterfeier bei den nordischen Völkern.

Von dem Prof. und Archivar Finn Magnusen zu Kopenhagen ist unter dem Titel: „Den förste November og den förste August", eine historisch-archäologische Untersuchung über die bei den alten nordischen Völkern übliche Feier des Winters und des Sommers, nebst einem Supplemente, über den Feuerdienst Nachrichten enthaltend, erschienen, welches letztere interessante Aufschlüsse über die Verwandtschaft dieses Dienstes mit den sowol bei andern alten europäischen als asiatischen Völkern (bei denen zum Theil bekanntlich dieser Dienst noch nicht ganz erstorben ist) gewährt. Bei den alten nordischen Völkern wurde die Nacht vom letzten Oktober bis zum 1. November als der Eintritt des Winters durch öffentliche Lustbarkeiten gefeiert. In Finnland hieß dieses Fest das Kovrifest; ein Wort, welches der Verf. von dem isländischen Worte Kari oder Kauri ableitet, wodurch in der Edda der Gott des Windes und der Luft bezeichnet wird. Man sang Gesänge ab, ersuchte dabei die unsichtbaren Mächte, Theil an dem bereiteten Mahle zu nehmen, badete sich und bereitete dann für die Risen oder Luftgeister ebenfalls ein Bad; zuletzt schlachtete man ein Lamm. Noch im 18. Jahrhundert brachte ein Theil des Volkes in Schweden an diesem Tage den Alfen Geschenke an Essen, Trinken und mitunter selbst Kleidungsstücken dar. Aus den isländischen Sagas geht hervor, daß man auf dieser Insel am 1. November dem Gott Freyr und seinem Alfengefolge einen ganzen Ochsen weihte, und noch heutigen Tages übt das Landvolk in Hochschottland an diesem Tage mancherlei abergläubische Gebräuche aus. Durch das Fest Allerheiligen suchte hier, wie anderwärts, die katholische Kirche diese heidnischen Gebräuche zu verdrängen, oder vielmehr umzuwandeln. Der 1. August gab zu ähnlichen Festen Veranlassung. Schon im frühesten Alterthum war der Monat August der Göttin der Ernten geheiligt, und in Sicilien hat sich dieser Ceresdienst noch in dem Gebrauche erhalten, das Bildniß der Jungfrau Maria in diesem Monat mit Aehren zu krönen. In England nennt man den 1. August lammass, ein Wort, welches von 2 altsächsischen Worten abgeleitet wird, die so viel als Kuchenmesse oder Kuchenfest bedeuten, weil es ehedem Sitte war, an diesem Tage Kuchen aus neugeerntetem Getreide in der Kirche zum Opfer zu bringen, und es ist hinreichend bekannt, daß die Opfer, welche die Leichtgläubigkeit im Heidenthum einst den Götzen oder vielmehr den Priestern brachte, die Alles begierig anschafften, vorzugsweise in den katholischen Ländern von der Geistlichkeit noch immer unter mancherlei Formen und sogenannten Rechtstiteln erhoben werden. Prof. Magnusen gibt sich übrigens viel Mühe, mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit den Zusammenhang zu zeigen, der zwischen diesen altnordischen Gebräuchen und denen mehrer asiatischen Völker existirt; aus den „Mémoires de l'académie celtique" hätte er jedoch ersehen können, daß verschiedene der von ihm als dem Norden angehörig angeführten Gebräuche selbst noch in ziemlich neuerer Zeit in Frankreich Sitte waren. 9.

Notizen.

Merkwürdige Monomanie.

Die kürzlich erschienenen Memoiren eines berühmten englischen Arztes: „Memoirs of the life, writings and correspondence of James Currie, M. D. F. R. S. edited by his son, W. Wallace Currie" (2 Bände, London, 1831), enthalten ein merkwürdiges Beispiel der Monomanie an einem der berühmtesten britischen Dichter, dem neuerer Zeit auch in Deutschland nicht mehr unbekannten Cowper. Cowper glaubte fest, daß sein Bett jede Nacht von guten und bösen Geistern umlagert sei, und daß die letztern gewöhnlich den Sieg davontrügen. Während der letzten 5 Jahre seines Lebens hing beständig ein düsterer Schleier über seinem Geiste; während dieser ganzen Zeit hat man ihn nicht ein einziges Mal lachen gesehen. Currie, der sich mit seinem Freunde, dem bekannten Dr. Johnson, über ihn unterhielt, fragte, ob er nicht seine Umgebungen übler Absichten gegen ihn beschuldige, was bekanntlich für Aerzte das Schiboleth der Verrücktheit ist. „Allerdings", erwiderte Johnson; „so z. B. behauptete er fest, daß es 2 Johnson gäbe, von denen der eine der wirkliche, der andere ein böser Geist in seiner Gestalt sei. Wenn er des Morgens aus seinem Zimmer kam, sah er mir immer forschend in das Gesicht und wandte sich dann bald mit wohlwollendem, bald mit ängstlichem Blick von mir ab, je nachdem er glaubte, ich sei ein Mensch oder ein Teufel". Er litt viel an Magenbeschwerden und trank unermeßliche Quantitäten Thee: vielleicht eine nicht entfernte Ursache seines Uebels.

Kohlenverbrauch in London.

Nach einer Berechnung, welche ein zu Anfang dieses Jahres erschienenes treffliches englisches Werk, Herschel's „Natural philosophy, a preliminary discurse" (London, 1831), zu Lardner's „Cabinetsencyklopädie" gehörig, gibt, wird der jährliche Kohlenverbrauch in London auf 1,500,000 Chaldrons geschätzt. Die Wirkung dieser Kohlenmasse wäre hinreichend, um einen cubischen Marmorblock, der 2200 Fuß auf jeder Seite hätte, durch einen Raum, der seiner eignen Höhe gleichkäme, emporzuheben, oder einen Berg von dieser Größe auf einen andern zu thürmen. Der Monte nuovo bei Pozzuoli, der durch vulkanisches Feuer in einer Nacht entstand, würde durch eine solche Kraft von einer Tiefe von 40,000 Fuß oder 8 englischen Meilen emporgehoben worden sein.

Die Erschaffung der Welt.

Während unsere Gelehrten den außerordentlichsten Scharfsinn aufbieten, um die Periode auszumitteln, in welcher unser Weltkörper entstand oder seine gegenwärtige Gestalt empfing, können die Russen über alle Fragen dieser Art ganz unbekümmert sein; sie brauchen nur ihren Kalender aufzuschlagen, um sich zu versichern, daß die Welt jetzt genau 7338 Jahre steht. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 66. —— 7. März 1831.

Mittheilungen über Kaspar Hauser.

(Beschluß aus Nr. 65.)

Umgekehrt konnte die Mutter K. Hauser's aus einer hohen Familie abstammen und in einem Augenblicke, den Zufall der Leidenschaft als günstig eintreten ließ, sich einem Wesen hingegeben haben, an das sich die erwähnte Mutter schon lange vorher durch die Bande der Liebe unwiderstehlich hingezogen fühlte, und das vielleicht dem gemeinen, oder doch wenigstens in Beziehung auf die Mutter einem unverhältnißmäßigen Stande angehörte.

Das Resultat für beide mögliche Fälle war nun einmal eingetreten. K. Hauser ward im Jahre 1812 geboren. Das ebengenannte Jahr hat bekanntlich die große Völkerwanderung nach dem Norden Europas herbeigeführt; eine unzählige Masse Menschen hatte sich nach der russischen Grenze in Bewegung gesetzt; und weil damals der große Despot, der den französischen Thron eingenommen hatte, über den häuslichen Frieden aller vor den Trabanten des gallischen Adlers zitternden Familien, weil gedachter Usurpator über das Leben vieler Millionen von Menschen zu disponiren hatte, so mußten sich aus allen bekannten Winkeln der europäischen Staaten Männer zum großen Kampfe in Bewegung setzen, die nicht schon entweder Ehrgeiz oder persönliches Interesse unter die Waffen rief. Nach meiner innigsten Ueberzeugung haben die Jahre 1812—16 das Schicksal K. Hauser's entschieden.

K. Hauser's Vater, vielleicht ein ungarischer Magnat, zog 1812 in das Feld und machte die stürmischen Jahre bis zur Rückkehr der meisten östreichischen Truppen aus Frankreich in ihre Heimath, im Jahre 1816, mit; vielleicht befand er sich auch bei der Occupationsarmee, welche nach Abschluß des letzten pariser Friedens von Seiten Oestreichs noch länger in Frankreich bleiben mußte, und starb etwa daselbst. Vor seinem Abzuge aus der ungarischen Heimath hatte er vielleicht das weibliche Wesen, mit welchem er K. Hauser erzeugte, reichlich mit Geld versehen und versprochen, bei seiner dereinstigen Heimkunft für Mutter und Kind zu sorgen. Dieses Versprechen konnte der Magnat in jeder Hinsicht erfüllen; war er unverheirathet, so konnte er die Mutter K. Hauser's bei seiner Rückkehr in die Heimath ehelichen; war er bereits verheirathet, so konnte er, bei einem nicht unbedeutenden Vermögen, auf andere Weise die Geschwächte und ihr Kind glänzend versorgen. Diese beiden Möglichkeiten schnitt jedoch der unvorhergesehene Tod des Vaters K. Hauser's ab, und die Mutter war ihrem Schicksale überlassen.

Bis die Nachricht von dem Tode des Vaters nach Ungarn kam, konnte möglicherweise der Findling fünfthalb Jahre alt geworden sein; die Mutter, in steter Erwartung, den Vater des Knaben zurückkehren und sowol sich als ihr Kind in ein sorgenloses Leben versetzt zu sehen, wandte unter der Zeit alle mögliche Sorgfalt auf Erziehung des talentvollen Knaben; er konnte um so leichter neben der vaterländischen (ungarischen) Sprache ein paar lateinische Verse aus dem Horaz oder aus dem Ovid auswendig gelernt haben, als bekanntlich in Ungarn die lateinische Sprache in höhern Zirkeln die Umgangssprache, ja, bei Gerichtshandlungen fast durchaus die vorgeschriebene oder übliche Sprache ist. Vielleicht waren die dem Knaben eingeprägten Verse dazu bestimmt, sie dem Vater bei seiner Zurückkunft vorzusagen und ihn auf eine angenehme Weise zu überraschen. Wenigstens würden gerade die ersten Verse aus der Horaz'schen Ode: „Diffugere nives etc.“, allegorisch angewendet, meine Meinung bestätigen.

Jetzt erreichte die Nachricht von des Vaters Tode das Ohr der Mutter, und mit Einem Male waren alle freundlichen Pläne zerstoben. Nichts war von alle den frohen Aussichten in die Zukunft übriggeblieben; das Unglück allein stand in seiner gräßlichsten Wahrheit da. Jetzt konnte die Mutter K. Hauser's nicht mehr in Ungarn bleiben; sie verließ die Gegend, welche sie allenthalben an vergangene Freuden und an zerronnene Hoffnungen erinnerte, und sie floh (eine geborene Deutsche) nach Deutschland. Jetzt sind wieder 2 Fälle möglich. Entweder verbarg die Mutter die Frucht eines frühern strafbaren Umganges absichtlich vor den Augen der Menschen, oder sie wurde unmittelbar nach ihrer Ankunft auf deutschem Boden, die, wie Hr. v. Pirch glaubt, in der Gegend des sogenannten baierischen Waldes geschehen sein kann, von dem Tode überrascht. Im erstern Falle läßt die Sache wieder weiter sich verfolgen. Hauser's Mutter mochte sehr schön gewesen sein; bald nach ihrer Ankunft in Deutschland mochte sie vielleicht ein unverheiratheter Mann gesehen, er mochte sie liebgewonnen und um ihre

Hand geworden haben. Dieser Mann war vielleicht in sehr vortheilhaften Verhältnissen, und neuerlich stand für K. Hauser's Mutter eine glückliche Zukunft offen. Dieses Glück nicht zu verlieren, mußte die Existenz eines unehelichen Kindes Geheimniß bleiben; die Mutter hatte vielleicht aus Ungarn mehre Tausende Vermögen mitgebracht, und nun wurde ein Theil dieses Vermögens jener Familie zugewendet, bei welcher K. Hauser bereits untergebracht war, wogegen diese die Verpflichtung übernahm, ewiges Stillschweigen zu halten und dafür zu sorgen, daß K. Hauser dereinst bei dem Militair unterkomme, um da vielleicht zu einem ansehnlichen Grade sich emporzuschwingen. Also beruhigt warf sich die Mutter des Knaben in die Arme ihres Anbeters und wurde vielleicht eine geliebte Gattin, eine glückliche Mutter. Diese Standesveränderung der Mutter K. Hauser's ist wahrscheinlich sehr bald nach ihrer Ankunft auf deutschem Boden geschehen. Die Familie, bei welcher K. Hauser untergebracht wurde, wohnte auf jeden Fall in einer Einöde und in einer ganz entlegenen Gegend, und diese Gegend kann namentlich aus dem Grunde in dem bairischen Walde mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthet werden, weil dieser Theil Baierns mit vielen Einöden, die mitunter in den tiefsten Thälern und umgeben von mächtigen Gebirgswaldungen umherliegen, ausgefüllt ist. Hierdurch schon ließe sich der Umstand erklären, daß der Findling, als er kaum aus dem Hause, in welchem er eingekerkert gewesen, gekommen war, sogleich über einen hohen Berg hinaufgetragen wurde.

Jetzt schon will ich auf den zweiten möglichen Fall, nämlich auf den Umstand übergehen, daß K. Hauser's Mutter, wie sie den deutschen Boden kaum betreten hatte, etwa in Folge einer mühseligen und kummervollen Reise plötzlich und gefährlich erkrankte und in irgend einer Einöde, gleichfalls wieder im bairischen Walde, bis wohin sie sich mit ihrem Kinde noch fortzuschleppen vermochte, verstarb. Vor ihrem traurigen Ende hat gewiß die Mutter K. Hauser's den Einwohnern der Hütte, in welcher sie verschied, die Geschichte ihres Kindes anvertraut; sie hat diesen Einwohnern ihr aus Ungarn mitgebrachtes Vermögen gegen die Verbindlichkeit eingehändigt, für K. Hauser zu sorgen, und so kam vielleicht auf diese Weise der Findling in den Gewahrsam, in welchem er später ein so erbärmliches Leben führen mußte.

Um zur zweiten Hauptalternative überzukommen, nämlich anzunehmen, die Mutter K. Hauser's sei aus einer großen, reichen ungarischen Familie gewesen und habe in Folge einer schwachen Stunde ein uneheliches Kind geboren, nun, so ist ja der Fall nicht neu, daß schwangere Frauenzimmer verreisen und heimlich gebären. Die Mutter Hauser's mochte an der böhmischen Grenze, da wo sich diese längs der Oberpfalz und dem genannten bairischen Walde hinzieht, eine verwandte Familie gehabt haben, in deren Kreise sie ihre Niederkunft abwartete, oder genannte Mutter mochte tief nach Ungarn gereist sein, so war diese Mutter dennoch auf alle Fälle in solchen Verhältnissen, die es ihr möglich machten, ihrem Kinde allen möglichen Unterricht und alle mögliche Pflege ertheilen zu lassen, und vielleicht besuchte auch der Vater K. Hauser's sein Kind öfters heimlicherweise, sodaß der Knabe von Vater und Mutter Begriffe bekam. Wer kann es denn wissen, welche Verhältnisse für die hochadelige Mutter K. Hauser's eintraten und es nothwendig machten, das Kind einer verbotenen Stunde ganz aus dem Lande, in welchem es geboren und vielleicht 5 Jahre alt geworden war, zu entfernen? Die Mutter hatte, ich wiederhole es, vielleicht Verwandte nahe an der bairischen Grenze, diesen wurde das Kind zugeschickt, um es anderwärts unterzubringen; von Seiten dieser Verwandten wurde das Kind über die Grenze spedirt und bei einer vielleicht armen Familie auf einer ganz abgelegenen Einöde untergebracht.

In den von mir angeführten Fällen allen war also K. Hauser untergebracht, und zwar nicht als ein armes Kind, sondern gewiß mit einem Vermögen ausgestattet, welches ihm den Kummer für künftige Tage ersparen konnte, nur daß ganz gewiß die Pflegeältern des Kindes sogleich auf den Gedanken kamen, das ihnen übergebene Vermögen des Pfleglings für sich zu behalten und wo möglich das Kind selbst auf gute Manier aus dem Wege zu schaffen. Den Knaben umzubringen, dessen scheuten sich die Pflegeältern; man kam daher auf den Gedanken, ihn durch gänzliche Vernachlässigung und durch die allererbärmlichste Nahrung langsam abzehren und sterben zu lassen. Dabei sollte das Kind, um sein Ende eher und leichter herbeizuführen, die Sonne nicht mehr sehen, sich nicht mehr freuen an dem Anblicke der freien Gottesnatur und seines Gleichen nicht mehr schauen in diesem Leben. Wasser und Brot wurde die einzige Nahrung des Unglücklichen, und mochte er Anfangs auch in der Angst seines Herzens oder aus Hunger öfters gewimmert haben, so kam sein Kerkermeister und prügelte ihn. Nach und nach gewöhnte sich das Kind an seine Lage, menschliche Töne hörte es nicht mehr, es war beschränkt auf die Unterhaltung mit ein paar hölzernen Figuren, und zu diesen konnte es nur die Worte: Roß, Roß, Hund, Hund, sagen.

Wegen Mangel an Uebung vergaß der Gefangene in Folge der Zeit Das, was er in den Tagen seiner Freiheit erlernt hatte; und selbst die Sprache, in der er sich früher mit seinem Vater, mit seiner Mutter oder mit seinem Lehrer unterhalten hatte, verflog aus des Unglücklichen Gedächtniß.

So mochten denn etwa 10—12 Jahre langsam hingeschlichen sein über das enge Behältniß, in welchem ein schrecklich gemishandeltes menschliches Wesen schmachtete, als endlich der Peiniger K. Hauser's müde wurde, den Tod des Eingekerkerten vergebens zu erwarten. Vielleicht auch das Gewissen oder das vorgerückte Lebensalter des genannten Peinigers mochten das Ihrige beigetragen haben, die Befreiung Hauser's zu erwirken; und warum der Befreite gerade nach Nürnberg transportirt wurde, dafür mag der Umstand sprechen, daß in der ganzen Oberpfalz und im bairischen Walde Nürnberg nicht nur

als eine sehr große, sondern auch als eine sehr reiche Stadt bekannt ist.

In mehrerwähnter Stadt nun angekommen, fand der Findling ungetheilte Theilnahme; sein Eintreffen dahier wurde beinahe der ganzen Welt bekanntgemacht und deren Interesse für den Unglücklichen in Anspruch genommen. Jetzt sahen jene Personen, denen nothwendig K. Hauser's Lebensgeschichte bekanntsein mußte, erst ein, daß sie in ihren Berechnungen über das künftige Schicksal desselben sich verrechnet hatten; jetzt kam die Angst vor Entdeckung; und was war natürlicher, als daß man suchte, jenes Geschöpf aus dem Wege zu schaffen, durch dessen fernere Existenz einzig und allein das ungeheuere Verbrechen entdeckt werden könnte, das an ihm verübt worden?"

So weit der Verf. Leben Sie wohl, verehrtester Freund, und seien Sie meiner kommenden Mittheilungen freundlich gewärtig! 162.

Ob in Baiern öffentliche Diener ohne Unterschied zum Eintritt in die Kammer als Abgeordnete der Regierungsbewilligung bedürfen?

(Eingesandt.)

Ganz Deutschland hat mit dem lebhaftesten Interesse die Eingabe der Stadt Würzburg an den König von Baiern gelesen, in welcher um Zurücknahme der gegen den Bürgermeister Behr, den von ihr gewählten Abgeordneten, verfügten Ausschließung, welche den Geist der Verfassung verletze, gebeten wird. In der königl. Erklärung auf diese Bitte heißt es unter Anderm: „Es ist Mein verfassungsmäßiges Recht, Einzelnen die Erlaubniß zum Eintritte in die Kammer, wenn auf sie der §. 44 des X. Edicts anwendbar ist, zu versagen. Ich habe von diesem Rechte Gebrauch gemacht und erwarte, daß Mein Volk Mein Recht ebenso ehrt, wie ich das seinige geehrt habe". Diese Antwort erscheint, neben der würdigen, edeln Form, so bündig, daß die würzburger Bittsteller vor der Welt sehr im Nachtheile daständen, wenn wirklich jenes Recht des Thrones in Beziehung auf ihren Abgeordneten Behr, der kein Staatsdiener im engern Sinne, sondern ein Gemeindediener ist, so ganz unbestritten wäre.

Das Letztere wird aber sehr zweifelhaft, wenn wir folgende Darstellung lesen, die dem Munde eines gewichtigen Zeugen, des bairischen Abgeordneten Grafen Chr. E. v. Bentzel-Sternau entnommen ist. Dieser sagt in seinem „Bericht über die Ständeversammlung des Königreichs Baiern vom 17. Nov. 1827 bis 18. Aug. 1828" *), S. 19 fg., im Wesentlichen Folgendes:

Die Frage, ob öffentliche Diener ohne Unterschied der Regierungsbewilligung zum Eintritt als Abgeordnete bedürfen, wurde durch die Reclamation des zum Abgeordneten 1824 wiedererwählten Bürgermeisters Behr in Würzburg gegen seine Ausschließung vom Landtage 1825 und deren jetzt beabsichtigte Wiederholung in Anregung gebracht. Ihre Veranlassung ist von großer Wichtigkeit für bairische Wahlfreiheit und Verfassung. Die Verfassungsurkunde selbst verfügt hierüber Nichts; allein, in dem 10. der ihr beigefügten Constitutionsedicte wird, Tit. I, §. 44, lit. c, bestimmt: „daß Staatsdiener oder Staatspensionisten, sowie alle für den öffentlichen Dienst verpflichtete Individuen zwar als Wahlmänner der Wahlhandlung beiwohnen können, jedoch, wenn sie zu Abgeordneten gewählt werden, die Bewilligung der Regierung nachsuchen müssen, um wirklich in die Kammer einzutreten".

Bei der ersten Wahlepoche 1819 begriff man diesen Satz allgemein so, daß, in Verbindung mit dem Worte Staatsdiener und Staatspensionisten, der Ausdruck: öffentlicher Dienst nur von dem eigentlichen Staatsdienste (um größerer Deutlichkeit willen Regierungsdienst zu nennen) im Gegensatze gegen Gemeinde- oder Municipaldienst und Diener des eigentlichen Publicums, wie Aerzte, Sachwalter u. s. w. bei Abfassung des Gesetzes verstanden worden und auch an sich zu verstehen sei. Man fand das Eine so natürlich wie das Andere. Da der Regierungsbeamte sich dem Dienste der höchsten Staatsgewalt ausschließlich und ausdrücklich gewidmet hat, so kann er die Vollmacht der Nation, als erwählter Abgeordneter derselben, mit der nämlichen höchsten Staatsgewalt zu unterhandeln, nur mit Bewilligung der Regierung übernehmen. Dieser Fall eines doppelten Dienstverhältnisses tritt jedoch nicht, sondern sein Gegentheil tritt ein, wenn Magistratspersonen und überhaupt Gemeinde- und Körperschaftsbeamte, oder die nur von der Staatsgewalt bestätigten und zugelassenen Diener des Publicums, Aerzte, Sachwalter u. s. w. von diesem Publicum zu seinen Bevollmächtigten erwählt werden.

Solchem Verhältniß der Sache und des Wortsinnes zu Folge, traten auch 1819 alle Abgeordnete, die nicht Regierungsdiener waren, ohne Erlaubniß der Regierung in die Kammer; sie wurde ihnen von der Regierung nicht nur nicht zur Bedingung gemacht, sondern selbst auf Anfrage desfalls von ihr entschieden (25. Dec. 1818): „daß alle Gemeindebeamte, obgleich sie gewissermaßen als für den öffentlichen Dienst verpflichtete Individuen zu betrachten seien, dennoch der königl. Bewilligung zum Eintritt in die Kammer nicht bedürften".

So blieb es auch bei der in die erste Wahlperiode fallenden Landtagssitzung von 1822.

Erst 1825, vor Eröffnung der Kammer, stellte das damalige Ministerium gegen Sachverhältniß, Wortsinn, bisherige Observanz und seine eigne ausdrückliche Entscheidung (vom 25. Dec. 1818) den Satz auf, daß alle Bürgermeister, Magistratsräthe und Gemeindevorsteher, als für den öffentlichen Dienst verpflichtete Individuen, die besondere königl. Bewillgung zum wirklichen Eintritt in die Kammer nachzusuchen und, im Fall ihres Ausbleibens, ihren Ersatzmännern zu weichen hätten.

Diese Erlaubniß erhielten mehre wieder- oder neuerwählte Abgeordnete, unter Andern auch der Bürgermeister Behr von Würzburg nicht; der Zutritt wurde ihnen von der Einweisungscommission nicht gestattet; man berief ihre Ersatzmänner ein.

Die Kammer ergab sich hierein, und somit gewann die eigenmächtige, mit dem frühern Sinn der frühern Observanz und eigner, früherer, ministerieller Entschließung im schneidenden Widerspruche stehende Vorschrift die nur mühsam geborgte Gestalt einer Interpretation der gesetzlichen Worte: „öffentlicher Dienst". Aber diese Worte waren durch die eigne Interpretation des Ministeriums, vom 25. Dec. 1818, nicht mehr zweifelhaft; überdies konnte 1825 von einer einseitigen Interpretation der Regierung nicht mehr die Rede sein; die Verfassung war seit 6 Jahren im Gange, die neue Wahl vorüber, die dritte Landtagssitzung in der Eröffnung. Im J. 1818 hingegen bestand noch keine Kammer, sie wurde erst erwählt, die erste Landtagssitzung vorbereitet; es war mithin damals nur noch die Regierung allein befugt, die von ihr ausgegangenen Verfassungsgesetze zu erläutern.

„Krank zu jener Zeit", fügt der patriotische Graf v. Bentzel-Sternau hinzu, „und der Herstellung meiner Gesundheit nach dem Ausspruche des Arztes verfallen, hatte ich das

*) Wir haben ausführlich in Nr. 99 u. 100 d. Bl. für 1830 darüber berichtet. D. Red.

Unglück, der Sitzung von 1825 nicht beizuwohnen. Ich nenne es Unglück für mich, weil ich hierdurch die Möglichkeit verlor, dem harten Eingriff in die Verfassung, so viel an mir war, zu begegnen, die Rechte dieser Verfassung und der Nation zu vertheidigen und zu verwahren und im äußersten Falle, wenn auch allein, lieber die Versammlung zu verlassen, als gegen Pflicht und Gewissen meine Ueberzeugung zu verleugnen".

War im Jahre 1825 wirklich ein wohlbegründetes Bedürfniß der Interpretation vorhanden; glaubte man, sie veranlassen zu müssen, so konnte nur auf dem gesetzlichen Wege durch Regierungsantrag, Beirath und Beistimmung der Stände zu diesem Gesetzgebungsresultat gesetzlich gelangt werden.

Diese Bemerkungen eines der ausgezeichnetsten Abgeordneten zur bairischen Ständeversammlung finden auch noch im Jahre 1831 ihre volle Anwendung. 167.

Blicke auf die neueste Literatur Englands.

Ein höchst wichtiges und dabei in vielen Stücken interessantes Werk über die Geschichte der letzten 50 Jahre ist das soeben in London unter dem Titel erschienene: „The correspondence of the right hon. Sir John Sinclair, Bar., with reminiscences of the most distinguished characters who have appeared in Great-Britain and in foreign countries during the last fifty years (2 Bde., 8.). Es ist in mehre Abschnitte eingetheilt, aus deren Ueberschriften sich schon auf den großen Reichthum des Inhalts schließen läßt, z. B.: 1. Briefwechsel mit Königen und Kaisern; 2. Briefwechsel mit englischen Cabinetsministern; 3. Briefwechsel mit Gelehrten; 4. Briefwechsel mit Staatsmännern u. s. w. Der erste Abschnitt enthält wieder 21 Unterabtheilungen, nämlich: 1. Der Kaiser Joseph; 2. Die Kaiserin Katharina; 3. Der Kaiser Paul; 4. Der Kaiser Alexander; 5. Georg III.; 6. Stanislaus von Polen; 7. Friedrich von Preußen; 8. Gustav von Schweden; 9. Bernadotte; 10. Friedrich von Dänemark; 11. Der Herzog von Braunschweig und Prinz Ferdinand; 12. Der Prinz von Oranien; 13. Oestreichisch Flandern; 14. Das Haus Bourbon; 15. Napoleon Bonaparte; 16. Der König von Sachsen; 17. Der Herzog von York; 18. Der Herzog von Kent; 19. Der Herzog Johann von Oestreich; 20. Der Kronprinz von Schweden; 21. Der Herzog von Orleans (Ludwig Philipp). Von Staatsmännern finden wir über 200 (mit den Mitgliedern des Parlaments). Das Interesse erhöhen noch 200 Facsimiles.

Kurz hintereinander sind in der englischen Sprache 2 gleich vorzügliche Werke über die französische Geschichte erschienen, nämlich Walter Scott's: „Tales of a grandfather fourth series: history of France" (3 Bde.); und: „History of France", by E. E. Crowe (3 Bde., der 3. ist noch nicht erschienen), welches letztere zu Lardner's bekannter „Cabinetsencyklopädie" gehört. Das erstere brauchen wir blos zu erwähnen, weil die Darstellungsart des Verf. aus seinen „Erzählungen aus der schottischen Geschichte" bekannt genug ist, müssen aber doch bemerken, daß, unserm Gefühle nach, diese Erzählungen aus der französischen Geschichte noch lebendiger, inhaltsreicher und ansprechender sind als jene. Auch Erwachsene werden sie mit vielem Vergnügen und Nutzen lesen. Crowe dagegen hat aus dem reichen Materiale eine klare, in scharfen Umrissen begrenzte, mit philosophischen Raisonnements und scharfsinnigen Bemerkungen durchwebte Geschichte des merkwürdigen Landes geliefert. Auf jeder Seite wird der Leser das Talent des Verf. erkennen, und wenn er Ansichten und Meinungen auch bisweilen nicht beistimmen kann, doch die scharfsinnige Entwickelung und das Streben nach Wahrheit ehren müssen. Der 2 Band reicht bis zum Beginnen der Revolution, und die interessanteste Partie des Gemäldes ist also noch zu erwarten. Da wir bei Lardner's „Encyklopädie" stehen, so erwähnen wir, vielleicht manchem Leser zu Gefallen, die bereits davon erschienenen Werke. Es sind: 1. und 4. Scott's Geschichte von Schottland; 2. und 11. Geschichte der geographischen Entdeckungen (ein 3. Band soll noch folgen); 3. Hauswirthschaft, 1. Bd.; 5. Mechanik, von Kater und Lardner; 6. Leben englischer Advokaten und Richter, von Roscoe; 7. Die vorzüglichsten Städte der Welt, 1. Bd. (folgt noch einer); 8. Geschichte von England, von Mackintosh (sollen noch 7 Bände folgen statt der versprochenen 3); 9. Die Geschichte in Umrissen; 10. Geschichte der Niederlande, von Grattan; 12. und 15. Geschichte von Frankreich, von Crowe; 13. Geschichte der westlichen Welt, 1. Bd.; Die Vereinigten Staaten in Nordamerika, und 14. Einleitende Abhandlung über das Studium der Naturkunde, von J. F. W. Herschel. 8.

Statistik des Königreichs der beiden Sicilien.

Von dem Abbé Riccardo Petroni ist zu Neapel unter dem Titel: „Censimento, ossia statistica de' reali dominii da quà dal faro del regno delle due Sicilie", ein in statistischer Hinsicht sehr beachtenswerthes Werk erschienen, in welchem unter Anderm auch ausführlich und klar der Nutzen der Zertheilung der großen Güter gezeigt wird. Wir erwähnen dies hier darum besonders, da diese Lehre, deren Anwendung Frankreich seinen Wohlstand und deren Nichtanwendung England einen großen Theil des Elends seiner arbeitenden Classen verdankt, von so Vielen noch immer als eine revolutionnaire und vernichtende bezeichnet wird, während das gewiß allem Revolutionnairen abholde Oestreich, von der Wahrheit und Richtigkeit dieser Lehre durchdrungen, dem Princip der Güterzertheilung in seinen italienischen Provinzen aufrichtig huldigt, während Toscana und Piemont sich wohl bei demselben System befinden, und während sogar in Neapel und Sicilien jetzt die Einsicht von der Güte dieses Systems aufgeht. Ein merkwürdiges Factum bringt sich jedoch bei Lesung des Werkes des Abbé Petroni auf. Man hat, wie gesagt, in Neapel keine Scheu, ein System anzunehmen, dessen Quelle als revolutionnair verschrien wird; aber während man somit, der That nach, dem Geiste der Neuerungen huldigt, fürchtet man, es im Worte zu thun. Es sind Vorschläge gemacht worden, die weitschweifigen Benennungen der Provinzen, wie z. B primo, secundo Abruzzo ultra; prima, secunda Calabria ultra, mit kürzern und bezeichnendern zu vertauschen; allein, die Regierung hat Bedenken getragen, in der Furcht, es möchten dadurch unwillkommene Ideen angeregt werden. Aus dem Ueberblick, welchen der Verf. von der Bevölkerung der 15, das Königreich bildenden Provinzen gibt und dabei den Anfang mit der von Neapel macht, der er einen eignen Abschnitt widmet, geht, Alles für wahr angenommen, hervor, daß sich diese Hauptstadt in einer vor andern sehr beneidenswerthen Lage befindet. Die Bevölkerung beträgt ungefähr die Hälfte von der von Paris; dennoch sterben daselbst jährlich nur etwa 1600 Menschen in den Hospitälern und außerhalb ihrer Wohnungen, obschon in Neapel weit mehr Menschen als in Paris eigentlich heimathlos genannt werden können. Die Sterblichkeit in den verschiedenen Provinzen weicht übrigens sehr von einander ab. In Neapel ist die mittlere Lebensdauer 28 Jahr, in der Provinz Molise 25, in der Principata citra 48, obschon man in der erstern nichts von besondern endemischen Krankheitsübeln und in der letztern keine Gründe findet, die für eine vorzügliche Gesundheit des Klimas sprechen. Im diesseitigen Abruzzo ist die mittlere Lebensdauer 29, in der Terra di lavoro 35. In allen Provinzen sowie auch in der Hauptstadt ist die Bevölkerung im Steigen, jedoch nur langsam. Nach dem Verf. beträgt das Heer beider Länder diesseits und jenseits des Faro 40,745 Mann. Auf die ganze Bevölkerung von 5,456,664 Menschen rechnet man in Neapel 37 hundertjährige. 85 Diöcesen und 93 Prälaten, 27,912 Priester, 8455 Mönche und 8185 Nonnen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 67. —— 8. März 1831.

Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen.

I.

Anfang Februar 1831.

— — — Allerdings gehört die Art, wie von einer gewissen Seite her die traurige Schwäche eines geschätzten Gelehrten zu perfiden Andeutungen und Parteizwecken benutzt worden ist, zu den Zeichen der Zeit, und zwar zu denen, welche die tiefste Indignation in jedem gesunden, rechtlichen Sinne erzeugen muß. Mit Niebuhr's Charakter, Ansichten und Verhältnissen als Privatmann hat das Publicum gar nichts zu schaffen, sich auch bisher nicht darum bekümmert; seine literarischen Arbeiten, sein Verdienst als Geschichtforscher in einem hochwichtigen, immer aber nur verhältnißmäßig armen und beschränkten Gebiete der Geschichte wohlbegründet, als Geschichtschreiber übertrieben, das sind unsere Berührungspunkte mit ihm, und man sollte es uns Dank wissen, daß die seit Jahren merklichen Bemühungen, dem wackern, unabhängigen Gelehrten eine Art von diplomatisch-mystischer Glorie umzuhängen, uns in unserer aufrichtigen Achtung für den Erforscher römischer Geschichten nicht irregemacht haben. Was fragen wir aber in aller Welt nach Niebuhr's Ansicht von der französischen Revolution? Was ist Niebuhr oder Dieser und Jener der gewaltigen Zeit gegenüber? Wäre Niebuhr ex professo mit seiner Ansicht aufgetreten und stände noch da, um sie zu vertheidigen, so würde es wol nicht an Solchen gefehlt haben, die ihr sowie jeder andern Ansicht Einzelner, je nach der Wichtigkeit, die sie für Diesen oder Jenen haben mochte, entgegnet hätten. Bei der ganzen Art der Umstände, wie jene Aeußerungen beiläufig an einem ganz unpassenden Orte als Ausdruck eines krankhaft gereizten und durch frühere Unannehmlichkeiten, oder wenn man will, Unglück gebeugten Sinnes, erschienen, und bei dem sobald darauf erfolgten Tode des verehrten Mannes und gleich darauf auch seiner Gattin, würde in jedem zartfühlenden und wohldenkenden Sinne sich die Trauer um einen solchen Verlust in aller Stille mit dem wehmüthigen Gefühl verbunden haben, das keinen Vorwurf gegen den Einzelnen, sondern ein Erkennen der Schwäche und Nichtigkeit menschlichen Geistes und menschlichen Wissens überhaupt, des Misverhältnisses zwischen Wissenschaft und Leben, Wissen und Sein, zwischen dem Gelehrten und dem Manne enthält. Will aber eine heuchlerische, pedantische Afterpolitik auf unsere Pietät speculiren, verbreitet sie schwachmüthige Aeußerungen des verdienten Gelehrten gleich Orakeln mit geheimnißvollbedeutsamem Kopfschütteln und gleißnerisch-verdrehten Augen, so muß die Pietät der Indignation über ein solches Treiben weichen, und ein Jammer ist es freilich, daß noch keine Stimme sich laut dagegen erhoben hat. Beruhte der Zustand von Europa seit 15 Jahren wirklich auf dem Talisman, den die pariser Woche zerschmettert hat, so würde auch durch eine Uebergangsepoche von Barbarei, wie Niebuhr sie fürchtet, die Erlösung aus einem solchen Zustande nicht zu theuer erkauft werden; aber Gott Lob, Jesuitenherrschaft, Höflingsaristokratie, Lügen und Heuchelei und ein ganz ungeschichtliches, gottloses und vernunftwidriges Legitimitätssystem sind nicht die Grundlagen des europäischen und besonders des deutschen Völkerlebens! Einen Talisman hat das französische Volk aber allerdings gebrochen, den bösen Zauber, der die bessern Kräfte volksthümlicher Entwickelung in ganz Europa zu unterdrücken drohte. Der auf allseitige Lüge gegründete Vertrag ist gebrochen, alle Kräfte, gute und böse, sind losgelassen, der Sieg war nur die Losung zu neuem Kampfe. Um so mehr gilt es, frisch und freudig zu allen Opfern bereit, das Ziel, die Fahne im Auge zu behalten.

Bei diesem Jammer um den zerbrochenen Talisman hat man es aber nicht bewenden lassen, sondern auch andere in denselben Kram passende Aeußerungen des armen Niebuhr sind herumgehökert worden. Diese Menschen treiben den Scandal wirklich bis zum Possenhaften. Nachdem man die französische und belgische Revolution hat figuriren lassen, um zu beweisen, daß Niebuhr keines natürlichen Todes gestorben sei, sieht man sich weiter um, und so lasen wir neulich in einer Zeitung eine Miszelle, wahrscheinlich aus einer andern Staatszeitung, wenigstens dem Geiste nach, worin versichert wird, was Niebuhr eigentlich den Todesstoß gegeben, sei die polnische Revolution; und dann wird bedeutungsvoll hinzugesetzt: „Niebuhr selbst habe zu einer frühern Epoche Warschau und Petersburg besucht, und die tüchtige Anstelligkeit der Russen habe ihm besser zugesagt als die Turbulenz der Polen“. In der That, die Turbu-

lenz der Polen! Der Ausdruck ist beneidenswerth in seiner diplomatischen Ironie. — *) 165.

Memoiren über das Leben von Sir Humphry Davy.

Ein echter Repräsentant der britischen Gelehrtenwelt und zugleich einer der würdigsten war der berühmte Chemiker Sir Humphry Davy. „So lange die Wissenschaft ihr Reich unter civilisirten Nationen behauptet", sagt ein englisches Journal, „so lange wird auch der Name Davy mit einer glänzenden Epoche der englischen Geschichte verbunden bleiben. Wenn die Thaten der tapfern Männer mit Ruhm gemeldet werden, die zur Erfüllung ihrer Pflicht sich genöthigt sahen, die Vernichtung ihres Geschlechtes zum Studium zu wählen; wie viel größer sind die Ansprüche auf eine Nische in dem Tempel der Fama, die Männern zustehen, deren ganzes Leben der Ausdehnung der Grenzen der Wissenschaft und der Verbesserung des Zustandes ihrer Mitmenschen geweiht ist!" Der Engländer kann sich einen Gelehrten in deutscher Art, dessen Welt und Leben auf sein Studirzimmer und seine Bibliothek beschränkt ist, kaum denken, noch weniger würde er ihn loben. Aber so ernster Forschergeist auch Davy sein ganzes Leben hindurch beseelte, so wurde er doch durch denselben niemals der Außenwelt, dem praktischen Leben entfremdet; von allen den zahlreichen und wichtigen Entdeckungen, welche die Wissenschaft ihm verdankt, war keine einzige so überirdischer Natur, daß er es verschmäht hätte, sich ihrer zur Erleichterung und Beförderung irgend einer vielleicht ganz alltäglichen Beschäftigung zu bedienen; die meisten hatten aber bereits von dem ersten Ausgangspunkte der Untersuchung an, neben dem wissenschaftlichen Interesse, vorzüglich auch den praktischen Nutzen zum Gegenstande. Wir nennen hier nur seine Experimente, in Bezug auf die Beschaffenheit und den Gebrauch des Düngers, welcher zu der Verbesserung der Unfruchtbarkeit verschiedener Bodenarten verwandt werden kann; seine bewunderungswürdigen Versuche zur Zersetzung der Säuren mittels der galvanischen Säule; seine meisterhafte Benutzung derselben riesenhaften Kraft zur Bewirkung der endlichen Analyse von Körpern, die von allen frühern Chemikern als einfache alkalische Substanzen betrachtet wurden; die mannichfaltigen herrlichen Untersuchungen über die Natur des Feuers, die zu der Erfindung der Sicherheitslampe führten; die Entdeckung der verschiedenen Empfänglichkeit, welche verschiedene Metalle für das Oxygen besitzen, wodurch die Sicherung der kupfernen Beschläge der Schiffe herbeigeführt wurde. Eine Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste Davy's kann in d. Bl. unsere Aufgabe nicht sein; selbst dem Anfänger in der Chemie ist es bekannt, daß wenige Chemiker Europas Davy den Vorrang streitig machen. Wir begnügen uns daher, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein kürzlich erschienenes englisches Werk zu lenken, welches sowol über die äußern Lebensumstände dieses ausgezeichneten Mannes, als über die innere geistige Entwickelung desselben die umfassendsten und befriedigendsten Aufschlüsse gewährt: die „Memoirs of the life of Sir Humphry Davy, Bart. late P. R. S., by J. A. Paris" (London, 1831). Nicht leicht war unter den lebenden britischen Gelehrten ein anderer besser geeignet, uns und der Nachwelt ein treues Bild von dem Leben und der Laufbahn Sir Humphry Davy's zu geben als der Verf. Durch persönliche Freundschaft mit dem großen Chemiker verbunden, hatte Dr. Paris Zutritt zu manchen Quellen, die vielleicht jedem andern Biographen verschlossen geblieben wären; außerdem setzte ihn Gemeinschaft der Studien und Forschungen in den Stand, seinen Freund bis auf die steilsten Höhen der Wissenschaft zu begleiten; und wenn wir dessenungeachtet in seinem Werke wenig finden, was nicht jedem Gebildeten verständlich wäre, so gereicht dies nur der stylistischen Gewandtheit des Darstellers zur Ehre, der die schwierigsten Gegenstände auf die leichteste und faßlichste Weise zu behandeln wußte.

Humphry Davy war am 17. Dezember 1775 in der Stadt Penzance in Cornwall geboren; schon als Kind zeichnete er sich durch Eigenschaften aus, die zwar nicht gerade den großen Chemiker, doch jedenfalls einen außergewöhnlichen Menschen versprachen. Als 5jähriger Knabe soll er bereits ein Buch so schnell durchflogen haben, als ob er nur die Blätter zählte, oder nach Bildern suchte; wenn man ihn befragte, so gab er über den Inhalt die genügendste Auskunft. In seinem achten Jahre machte ihm nichts so viel Vergnügen, als seinen Spielkameraden wunderbare Geschichten zu erzählen, und sein Biograph zieht hieraus den doch wol etwas voreiligen Schluß, daß Davy, wenn seine Talente nicht eine andere Richtung genommen hätten, vielleicht in späterm Alter mit Walter Scott gewetteifert haben könnte. Als er das sechszehnte Jahr erreicht hatte, wurde er bei einem achtbaren Chirurgen in seiner Vaterstadt in die Lehre gegeben; doch scheint er von der Anleitung desselben wenig Vortheil gezogen zu haben, außer sofern die Beschäftigung mit Arzneien zuerst seine Vorliebe für chemische Untersuchungen weckte, während bisher seine Neigung mehr auf die schönen Wissenschaften gerichtet war. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte seine Ungeschicklichkeit eine Explosion zur Folge, die seinen Lehrherrn nebst allen den Büchsen und Fläschchen desselben in nicht geringe Verwirrung brachten. „Dieser Junge Humphry ist unverbesserlich. Hat man je einen solchen Tagedieb gesehen? Er wird uns noch Alle in die Luft sprengen". Dies waren die gewöhnlichen Ausrufungen des Doctors; dann sprach er, im Spaß, von seinem jungen Philosophen und nannte ihn auch wol Sir Humphry, als ob er seine künftige Größe vorhergesehen hätte. Die Instrumente, deren der junge Davy sich zu Penzance bediente, waren von der rohesten Art, von ihm selbst gemacht, mit Hülfe der Materialien, welche der Zufall ihm in den Weg warf; Küchentöpfe und Pfannen und selbst die geheiligtern Gefäße und Instrumente, deren sein Lehrherr sich zum Behufe seines Gewerbes bediente, Alles wurde ohne Bedenken oder Gewissen in Requisition gesetzt. Dr. Paris schreibt die außerordentliche Geschicklichkeit und Erfindungsgabe, die Davy in spätern Jahren bei der Anfertigung chemischer Apparate bewies, großentheils der Beschränktheit seiner Mittel in der Jugend zu. „Wäre er mit allen den Hülfsmitteln versehen gewesen, deren er sich später erfreute, so würde er nie jenen Takt in der mechanischen Behandlung erhalten haben, durch den er so viele Schwierigkeiten überwand, die dem Forscher immer auf den ungebahnten Wegen der Wissenschaft begegnen müssen".

Viel trug zu der frühen Entwickelung der Talente Humphry Davy's der günstige Umstand bei, daß er bereits in seinem neunzehnten und zwanzigsten Jahre mit den berühmten Chemikern Gilbert, G. Watt und Beddoes zusammengeführt wurde. Seine Bekanntschaft mit Gilbert verdankte er seiner nichts weniger als einnehmenden Gestalt. Ein Freund Gilbert's machte diesen auf den komischen Burschen aufmerksam, indem er hinzufügte, daß derselbe ein großer Freund von chemischen Experimenten sei. „Chemische Experimente?" rief Gilbert verwundert; „wenn das der Fall ist, muß ich ein Gespräch mit ihm anknüpfen". Gilbert überzeugte sich bald von den außerordentlichen Talenten des jungen Menschen, lud ihn in sein Haus ein und bot ihm den freien Gebrauch seiner Bibliothek und jede andere Beihülfe an, deren er zu der Fortsetzung seiner Studien bedürfen würde. Durch Beddoes wurde Davy zuerst veranlaßt, öffentliche Vorlesungen zu halten, und durch diese wurde der Ruf vorbereitet, den er als Professor (lecturer) der Chemie an das königliche Institut erhielt und der sein ganzes künftiges Glück begründete.

*) Der ganze Schluß dieses Aufsatzes ist von der Censur mit Rücksicht auf auswärtige Regierungen gestrichen worden. Wir hoffen diese Briefe fortsetzen zu können. D. Red.

Von dem Scharfsinne, mit welchem Davy den geringfügigsten Zufall zu der Erweiterung seiner Kenntnisse und oft zu den interessantesten Entdeckungen benutzte, führen wir nur ein Beispiel an. Er sah während seines Aufenthaltes in Bristol, wo er bei der pneumatischen Anstalt eine Stelle bekleidete, in dem Hause eines Freundes die Kinder mit Schilfrohr spielen, das, aneinandergerieben, ein schwaches Licht hervorbrachte. „Dies Phänomen", schreibt er selbst seinem Freunde Gilbert, „veranlaßte mich, die Sache näher zu untersuchen, und ich fand, daß 2 Rohre, gegeneinandergerieben, ebenso glänzende Lichtfunken hervorbrachten als jene von dem Feuerstein und Stahl. Bei der Untersuchung der Epidermis fand ich, daß, wenn dieselbe abgenommen wurde, die Rohre bei ihrer Reibung kein Licht mehr gaben; einer chemischen Analyse unterworfen, zeigte sie alle Eigenschaften des Silex. Die ähnliche Gestalt der Epidermis bei verschiedenen Gräsern führte mich auf die Vermuthung, daß dieselben gleichfalls Kieselerde enthalten würden. Indem ich sie mit Sorgfalt verbrannte und die Asche analysirte, fand ich, daß sie verhältnißmäßig noch mehr Silex enthielten als das Rohr. In dem Korn und andern Gräsern befindet sich eine so große Quantität Potasche, daß man daraus Glas bereiten kann. Wenn man einen Weizen-, Gersten- oder Grashalm nimmt und verbrennt, indem man bei der Spitze anfängt und die Asche mit der blauen Flamme erhitzt, so wird man ein vollkommenes Kügelchen von dem härtesten Glase erhalten, das zu mikroskopischen Experimenten geeignet ist".

Eine wichtige Aera in dem Leben Davy's bildet seine Aufnahme in die königliche Gesellschaft der Wissenschaften (The royal society) im Jahre 1803, als deren Präsident er starb. Die erste Mittheilung, welche er der Gesellschaft machte, war ein Aufsatz über den Galvanismus im Jahre 1801; in dem Jahre seiner Aufnahme faßte er alle seine frühern Untersuchungen in Bezug auf die abstringirenden Eigenschaften der Vegetabilien und ihre Anwendung auf den Prozeß des Gerbens in einer ausführlichen Abhandlung zusammen, die in den „Philosophical transactions" dieses Jahres erschien. Den größten Ruhm von allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten brachte ihm indessen die glänzende Entdeckung der Reduction der alkalinischen Stoffe auf ihre metallischen Basen; der Gegenstand seiner berühmten Baker'schen Vorlesung („Bakerian lecture"), die er im Nov. 1807 in der königlichen Gesellschaft hielt. Als im Herbst 1813 Humphry Davy, jetzt durch den damaligen Prinz-Regenten zum Ritter erhoben, eine Reise nach Frankreich machte, fragte Napoleon, der mitten unter den Donnern des Krieges die Wissenschaften nicht vergaß, da man ihn von der Wichtigkeit der Entdeckung des britischen Gelehrten unterrichtete, mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit: warum diese Entdeckung nicht in Frankreich gemacht worden sei? „Wir haben nie eine Volta'sche Batterie von hinreichender Kraft zusammensetzen können", war die Antwort. „Wenn das ist", rief Napoleon aus, „so soll sogleich eine gemacht werden, sie mag Geld oder Mühe kosten, so viel sie will". Die Befehle des Kaisers wurden vollzogen; und als er hörte, daß die Batterie in voller Thätigkeit sei, begab er sich selbst in das Laboratorium, um Zeuge ihrer Wirkungen zu sein. Er sprach hier von dem eigenthümlichen Geschmack, der durch den Contact zweier Metalle hervorgebracht wird, und mit der Schnelligkeit, die alle seine Bewegungen charakterisirte, steckte er, ehe seine Begleiter die geringste Vorsorge treffen konnten, die äußersten Leiter der Batterie unter seine Zunge und erhielt einen Schlag, der ihn beinahe seiner Sinne beraubt hätte. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, verließ er das Laboratorium, ohne ein Wort zu sagen; auch später hat man nie die geringste Bemerkung in Bezug auf diesen Vorfall von ihm gehört.

Was den praktischen Nutzen betrifft, so ist die wichtigste unter allen Erfindungen und Entdeckungen Davy's die Sicherheitslampe oder the Davy, wie dieselbe in den britischen Bergwerken auch wol genannt wird. Bei der Rückkehr von seiner Reise durch Frankreich und Italien wurde er von Dr. Gray, dem Vorsteher eines Comité von Kohleneigenthümern, angegangen, irgend ein Mittel anzugeben, durch welches eine Wiederholung der furchtbaren Unglücksfälle verhütet werden könnte, die so oft die Arbeiter in den Kohlengruben betroffen haben. Die Lampe, welche Davy, durch diese Auffoderung veranlaßt, erfand, machte es möglich, daß Gruben, denen man sich längst nicht mehr zu nahen gewagt hatte, wieder eröffnet und befahren werden konnten; und während auf der einen Seite die Sache der Menschheit gewann, indem durch jene Erfindung manche bisher unvermeidliche Gefahr beseitigt wurde, trug dieselbe zugleich zu der Vermehrung des Nationalreichthums seines Vaterlandes bei. Denn Jedermann weiß, von welcher unberechenbaren Wichtigkeit die britischen Steinkohlen mittelbar oder unmittelbar für alle Zweige der englischen Industrie sind.

Zusammengestellt sind die frühern wissenschaftlichen Untersuchungen Davy's in den „Elements of chemical philosophy", die er im Juni 1812 herausgab. Ebenso geschätzt sind die „Elements of agricultural chemistry", die im folgenden Jahre herauskamen: ein Werk, das besonders auch durch seinen Einfluß auf die höhern Stände in Großbritannien bedeutend ist, indem dasselbe außerordentlich viel dazu beitrug, den Geschmack für Landwirthschaft und Ackerbau zu verbreiten. So sehr auch die Lebensart, die Sitten und Gewohnheiten Davy's sich veränderten, seit er zu Ehren, Würden und Reichthümern gelangte, so war es ihm doch immer bis zu seinen letzten Lebensaugenblicken unmöglich, auch nur einen Tag unthätig zuzubringen. Selbst auf seiner letzten Reise, die er im Herbst 1828 bereits in der Vorahnung seines Todes unternahm, blieb er nie unbeschäftigt; und wir verdanken den Mußestunden, die während derselben seine geschwächte Gesundheit ihm aufnöthigte, die schöne kleine Schrift, die unter dem würdigen Titel: „Consolations in travel, or the last days of a philosopher" *), noch nach seinem Tode herauskam. 178.

Das Reich Gottes auf Erden. Von Justus Seifart. Leipzig, Hartmann. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir geben zuerst unsern Lesern auf, zu errathen, wem wol das Buch möge dedicirt sein; setzen aber Hundert gegen Eins, sie werden nicht darauf verfallen. Doch zur Charakteristik der Schrift.

Der Verf. ist Ref. unbekannt; seine Dedication ist aus Neustadt-Eberswalde datirt. S. 43 erfährt man so viel, daß er jetzt 30 Jahre alt ist, daher um die Zeit, „als (S. 44) die ganze preußische Nation hochherzig auf den Beinen war, um in der Vertheidigung für König und Vaterland zu wetteifern, wegen Unzulänglichkeit der Jahre und Gesundheit keinen Antheil nehmen durfte". Dennoch wollte sich unser J. S. „auf eine eigenthümliche Art um den Staat verdient machen." Wie denn nun? „Hier wollen und müssen wir es der Wahrheit zur Ehre erwähnen, daß es unser guter Genius gewesen ist, welcher dem königlich preußischen Finanzministerium jene sich für den preußischen Staatscredit jetzt so bewährende Idee, nämlich: ungefähr den zwanzigsten Theil der Staatsschuldscheine in Papiergeld umzubilden, seiner Zeit in Vorschlag gebracht hat." Diese schon im sechzehnten Lebensjahre des Vfs. sich entwickelnde Idee ist nun „gleichsam der Grundstein zu unserer Theorie vom Reiche Gottes im dreißigsten Lebensjahre geworden". „Der Himmel weiß es, wo wir den Muth hernahmen" (O, der findet sich bei Eitelkeit und kecker Anmaßung!), „kurz und gut, obgleich noch so jung, theilten wir jene Idee 1817 dem hochseligen Fürsten von Hardenberg mit, welcher damals glaubte, der Plan möchte nicht ausführbar sein". Indeß hatte des Verfs. Plan Anfangs das Schicksal: „daß ihn Niemand widerlegte, aber auch Niemand sich dafür interessirte", bis endlich diese Weisheit

*) Wir haben in Nr. 218, 347 u. 348 d. Bl. f. 1830 darüber berichtet. D. Red.

doch 1820 an den Mann gebracht wurde (S. 45). Indeß sollte der Vf. seinen Plan, „der auf dem Pulte im Ministerium lag", wieder abholen, aber er that es nicht. Im Jahre 1826 hatte er ihn schon wieder mit in die Schrift: „Staat, Kirche und Philosophie" aufgenommen, und er hält es „für das größte Glück auf Erden, wenn man seine Ideen sich in der wirklichen Welt bewähren sieht, sollten auch einige kleine Nebenabsichten dabei unerreicht bleiben". Dergleichen „einzige ganz kleine Nebenabsicht" war bei dem Verf. (S. 47): „eine unbedeutende (?) Anstellung beim Finanzwesen, wozu wir uns berufen fühlten". Allein, bis 1830 wollte das Finanzministerium sich nicht dazu verstehen, und so erfolgte schon 1827 in der Voß'schen berliner Zeitung „eine zweite Idee, die uns unser guter Genius wiederum offenbarte, und in unserm Buche ist nun auch davon ein Auszug mitgetheilt". Ferner macht uns der Verf. mit seiner Politik bekannt, die den ewigen Weltfrieden begründen soll, und kommt auf das Resultat: „den gordischen Knoten, den alle Despoten, Tyrannen und Usurpatoren nur durchhauen wollten (S. 9.), werde auf diese Weise die Zeit, der Gott der Christen lösen, wir sagen, der Gott der Christen, die Zeit, weil, wenn sich der Mensch überzeugt, daß, wie die Sonne im Verhältniß zur Erde steht, auch nicht die Zeit das Princip der Bewegung, sondern der Ruhe ist, in der wir uns mit den Dingen bewegen; daß die Zeit das Grundwesen aller Dinge, das Haupt der Glieder ist, unser Universalkönig". „Wir nennen daher auch die nachfolgende neue Regierungsform, welche als eine Idee der Wahrheit und als Inbegriff aller wirklich bestehenden Regierungsformen im Geiste Gottes, der Zeit, bereits wirklich ist: Christokratie". Wenn unsere Leser nicht recht klug aus diesen Redensarten werden, was wird das legitime Haupt, dem das Buch gewidmet ist, sagen, wenn es dasselbe liest oder sich vorlesen läßt? Doch, wir verrathen noch Nichts. „Die Kirche", sagt der Verf. S. 58, „ist der Tempel der Natur, der Staat, von seiner moralischen Seite betrachtet; sie ist ein Mensch und Staat, worin Gott wohnt". S. 83—92 werden dann die Weissagungen des Alten Testaments und Stellen des N. T., „zum Beweis der absoluten Identität der Gottmenschheit Jesu", angeführt. „Gedanke, Wort und Handlung sind die 3 Seiten des menschlichen Charakters (S. 94), die in vollendeter Uebereinstimmung die Integrität der menschlichen moralischen Vollkommenheit ausmachen. Johannes nennt Christus das Wort Gottes. Wenn wir den Vater den Gedanken und den heiligen Geist die Handlung nennen wollen, so haben wir auch in Gott das Bild der Dreieinigkeit oder göttlichen Integrität. Aber auch in naturphilosophischer Hinsicht erklären wir uns nicht weniger die Göttlichkeit der Person Jesus der Christ. A. Subject heißt in der Sprache Grundwort. Ein solches aller Subjectivitäten ist Sein — Gott. Sein durch, von und im Sein sind 3 Subjectivitäten, wie natürlich in einer Person — Gott. B. Object, heißt Zweckwort. Die Möglichkeit des Sein, durch und aus sich einen Zweck zu setzen, ist im Sein; daher sagen wir: Gott, der Alles, auch sich und Nichts aus Etwas schafft, kann aus Nichts schaffen, und weil Gott sich selbst genug ist, sich selbst nie zum Zwecke hat, sondern nur die Creaturen, so verobjectivirt sich Gott nicht um seinet-, sondern um Anderer willen. Dann steht das Object zum Subject Gottes wie das Product zum Educt. Ein solches Product oder Kind Gottes nennt die Religion Christus, oder in Christo findet man die Verobjectivirung Gottes. C. Sein ist daher das Grundwort aller Wörter in der Sprache Gottes, aller subjectiven und objectiven Formen; Alles in Allem, alles Sein und Dasein — Gott!" Der Verf. setzt jedoch hinzu: „Aber wer glaubt unserer Predigt?" Recensent nicht, und er hätte längst von diesem „Product des merkwürdigen Educts" geschwiegen, wenn er nicht die Ahnungsgabe der Leser, wem die Dedication gelte, hätte spannen wollen. Nun so sei es denn herausgesagt: „Sr. kaiserlichen Majestät dem — Großsultan und wirklichen Nachkommen des Propheten der Osmanen, Mahmud II., in allertiefster Ehrfurcht zugeeignet vom Verf." „Dem Allerdurchlauchtigsten, Allerglorwürdigsten, Unüberwindlichsten (?) und Großmächtigsten Kaiser vieler Kaiserthümer ꝛc. überreicht er diese seine Gedanken und Empfindungen und verharrt mit der allergrößten Ehrfurcht u. s. w." Wir sind begierig auf das huldreiche Antwortschreiben und die Brillantringe, die Hr. J. S. erhalten wird, wenn sie nicht schon eingegangen sind; denn das hat wol noch kein christlicher Schriftsteller so gepriesen (S. xxiv), „daß die Pforte alle Kränkungen vergaß und vergab, mehr als andere Reiche, daß sie keinen Nationalhaß, keinen Religionshaß kennt", — „daß sie kosmopolitischer Weise der wahre Freund aller Mächte in der Noth und unendlich langmüthig sei", „daß Mohammed keine andere Religion als die Liebe (S. 123), keinen Gottesdienst, als im Geiste und in der Wahrheit mit Gott durch Wohlthun und Gerechtigkeit umzugehen, gelehrt habe". Am liebsten möchten wir aber die Gesichtszüge Sr. Hoheit sehen, wenn ihr die von uns oben excerpirte Weisheit vorgelesen wird, oder wenn die Hoheit die Aphorismen vernimmt (S. 155): „Bewußtsein ist die allgemeine subjective Form der objectiven Formen, und zwar ist sie die qualitative Form der Quantitäten" (S. 160). „Absoluter Raum war: eine allgemeine subjective Form aller objectiven Formen, oder die quantitative Form aller Qualitäten; absolute Zeit: eine allgemeine subjective Form aller objectiven Formen, oder die qualitative Form aller Quantitäten"; oder wenn sie von „3 Urprinzipen, von einer heiligen Dreieinigkeit", hört, worin „der absolute Raum: Gott den Vater; die absolute Zeit: Gott den heiligen Geist; der absolute Zeitraum: Gott den Sohn" in sich begreift. Wie „Das Reich Gottes", Mahmud II. und dieses Wortgeklingel hier zusammenkommen, kann Ref. nicht angeben. 30.

Lesefrüchte.

Tilly war in Magdeburg kein Mordbrenner.

Dies hat Rudhart in der von Al. Büssel herausgegebenen Zeitschrift „Antiope" (1826, I, 6, S. 487—505) behauptet und wiederholt auch in dem von ihm herausgegebenen „Leben des Thom. Morus" (S. 287) dieselbe Aeußerung, nach welcher Niemand die Einäscherung Magdeburgs so sehr bedauert habe als der kaiserliche General Tilly.

Schabernack.

Der König Naamann oder Minder, der Erbauer des durch die Höhe und Weite seiner Bogen im ganzen Oriente berühmten Palastes Chawernack, ließ den Baumeister desselben, Senamar, aus despotischem Argwohne, daß er die Baugeheimnisse anderweitig verrathen oder anwenden möchte, hinterlistig von der Zinne herabstürzen. Seitdem ward im Morgenlande das Wort Chawernack zum Sprichworte des Undanks. (Hammer's „Konstantinopel und der Bosporus", I, 263, II, 197.)

Was ist groß?

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen fragte, wie Wilken im „Histor.-genealog. Kalender", 1823, S. 51, erzählt, in seinem Tabackscollegium einen seiner Offiziere, der soeben von Paris zurückgekehrt war, wie er die französische königliche Familie gefunden habe. „Ach, Ew. Majestät", erwiederte der Offizier, „es ist Alles kleines Zeug, Keiner mißt über 5 Fuß".

Als im Winter des vorigen Jahres in Frankreich 80,000 Mann von der Classe von 1830 ausgehoben werden sollten, meinte in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 3. Dezember der General Lamarque, als Berichterstatter, daß die Versammlung es sich nicht möge weiter zu Herzen ziehen, daß dies Mal auch junge Leute von nur 4 Fuß 9 Zoll (statt des bisherigen Maßes von mindestens 4 Fuß 10 Zoll) genommen werden sollten, da die Franzosen nichtsdestoweniger die große Nation blieben. Ein solches Argument verfehlte auch seinen Eindruck auf die Versammlung ganz und gar nicht. 113.

Hierzu Beilage Nr. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 68. —— 9. März 1831.

Ueber Göthe's Faust. Vorlesungen von K. E. Schubarth. Berlin, Enslin. 1830. 8. 2 Thlr.

Niemand kann in Abrede stellen, daß der Verf. dieser Vorlesungen wirklich zu den berufenen Exegeten der tiefsinnigsten Schöpfung der deutschen Poesie und vielleicht aller Poesien gehöre, zu Denen, die nicht allein für sich selbst ein genügendes Verständniß des großen Gedichts errungen haben, sondern die auch vermögend sind, Andern, minder Vorbereiteten eine ausreichende Einsicht in die Idee, welche diese Dichtung belebt, und in den Organismus derselben zu eröffnen. Der Verf. ist Philosoph genug, um an seine Bewunderung die Foderung zu stellen, daß sie vor sich selbst Rechenschaft geben müsse, und er ist nicht so blinder Bewunderer, daß es ihm nicht gelänge, sein Axiom nach reinen Gesetzen der Kunstschätzung aufzulösen. Er führt uns mit hellem Blick durch die Irrgänge des großen Dramas, zeigt uns den nothwendigen Zusammenhang des scheinbar Zerfallenden, weist uns überall die Würdigkeit der Idee, die Wahrheit des Gedachten und die freie Schönheit der Form, in der dies Gedachte erscheint, nach. Dabei hält er sich von aller eiteln Rhetorik fern, tadelt und verschmäht jede nicht auf reines Verständniß gegründete Lobpreisung und reproducirt auf kritischem Wege die poetische Idee. So erfüllt er die wahre Aufgabe der Kritik und zeigt sich in diesen Vorlesungen als einen Geistesverwandten des Dichters, den er mehr zu verstehen als zu lobpreisen bemüht ist.

Wir nennen diese Exegese des „Faust" vortrefflich und bezeichnen sie als die erschöpfendste und genügendste, die uns bekannt ist, selbst auf die Gefahr, in manchen Einzelheiten mit dem Verf. nicht eines Sinnes zu sein. Die ganze Form dieser Arbeit, Eintheilung, Fortschritt, System der Entwickelung, Sprache und Ausdruck sind vorzüglich, und machen sie würdig, dem Dichter selbst, wie es geschehen ist, zugeeignet zu sein. Was wir gegen die einzelnen Ansichten des Verf. einzuwenden haben möchten, wird bei einer kurzen Analyse seiner Schrift Platz finden können.

Zunächst ist nicht zu übersehen, daß diese Schrift aus Vorlesungen entstanden ist, welche vor einem gemischten Zuhörerkreis wörtlich und ziemlich ohne Vorbereitung gehalten wurden. Dies setzte der Speculation gewisse Grenzen, die der Verfasser mit Geschmack beobachtet hat; es milderte die Ausdrücke und machte Digressionen nöthig, die vielleicht bei einer blos für den Druck bestimmten Arbeit weggeblieben wären. Der Verf. betrachtet in der ersten Vorlesung den Dichter selbst, in seinen Verhältnissen als Mensch und seine Poesie als Product seiner individuellen Lebenslage.

Hier begegnen wir aber keiner neuen Idee — die Glückseligkeit des Dichters ist von allen Bewunderern seiner Poesie als eins der vorzüglichsten Entbindungsmittel seines Geistes anerkannt worden; wiewol man das Axiom auch umkehren und sagen könnte: Göthe sei ein so glücklicher Mensch, weil er ein solcher Dichter sei. Nur Das ist uns aufgefallen, daß der Verf. mit Eifer diejenige Bewunderung tadelt, welche sich an einem Dichter, oder gar einem einzelnen Werk eines Dichters ganz und ausschließlich erschöpft, während er selbst, wenig Seiten später, fast noch weiter zu gehen scheint als die Getadelten, indem er den Prolog zum „Faust" als das Höchste und Vollendetste bezeichnet, was je gedichtet worden sei. So ergeht es oft mit unsern Speculationen und Theorien. Der Verf. ist der Meinung, daß unter den Werken eines wahrhaften Dichters jede Production einen gleichen Werth haben werde, und daß die eine unserer Bewunderung nicht näher stehen könne als die andere; und gleich darauf rückt er selbst ein bloßes Fragment eines einzelnen Gedichts, wenig Seiten umfassend, in einen so entschiedenen leuchtenden Vorgrund. Doch, unserer Ueberzeugung nach, ist selbst sein leitender Gedanke dabei ein irriger. Allerdings, ließe der Dichter sich von dem Menschen völlig lostrennen, so hätte der Verf. Recht; allein, ist dies nicht eine taube Speculation? Kann der Dichter nicht leidend oder gesund (physisch und moralisch), kann er nicht zu einer Zeit begeisterter, scharfsehender, tugendhafter bewegt, großmüthiger, theilnehmender sein als zu einer andern und also geeigneter sein, das Wolkenbild der wahren Poesie zu umarmen? Grade im Widerspruch zu dem Verf. möchten wir behaupten, jedes einzelne Gedicht größern Umfanges habe seine Blüte und zeige den Punkt an, wo der Dichter dem ewigen Quell der echten Poesie am nächsten stand und am reinsten daraus schöpfte. Ja, wir sind sehr geneigt, dies zu einem allgemeingültigen Satz zu erheben, bestimmt, das Axiom des Verf. aufzu-

heben, und dreist provociren wir auf Göthe selbst, um uns darüber zu belehren, ob die hohe und ewige Göttin ihm bei einzelnen Stellen seines großen Gedichts nicht leuchtender und befriedigter erschien als bei andern, und dies, wiewol er von sich selbst sagt, daß er nur die reinsten Stunden seines Lebens dieser Schöpfung gewidmet habe. Sein Zugeständniß zu unserer Frage liegt in dieser Anführung.

Ein zweiter Punkt, über den wir mit dem Verf. gar nicht einverstanden sind, betrifft die große Frage von dem Selbstbewußtsein des Dichters. Allerdings ist es längst anerkannt, daß die Sage von der dichterischen Begeisterung in unserer Welt eigentlich nur noch eine schöne Fabel sei, eine Fiction. Allein, wie einstimmig wir auch hierin mit dem Verf. sind, so können wir doch nicht an diejenige Art von Selbstbewußtsein glauben, welche der Verf. als nothwendig zum Erzeugen eines wahren Dichterwerks voraussetzt. Mit einem Wort, wir zweifeln, daß Shakspeare beim „Hamlet“, oder Göthe beim „Faust“, mit abgewogener Klarheit an die Hälfte, oder auch nur an ein Zehntheil aller der Dinge gedacht habe, die diesen Gedichten später Bewunderer erworben haben. Dies, wir protestiren feierlich, soll ganz und gar kein Vorwurf für die Meister oder kein Angriff gegen ihren Ruhm sein; sondern ganz einfach glauben wir vielmehr, daß eben, weil sie die großen Dichter waren, die sie sind, sie an alle diese Dinge nicht klar und mit Bewußtsein denken konnten. Das ist das Wesen des Genius, daß er aus dem Gefühle schafft, was sich dem Verstand später als unabweisbar darstellt; daß er, indem er die großen Züge der Natur ins Auge faßt und malt, die kleinen unbewußt mitbildet, ohne auf sie seine Aufmerksamkeit zu richten; oder, um es durch ein vielleicht unpassendes Beispiel zu versinnlichen, daß er, indem er Himmelsbahnen von Planeten berechnet, dabei richtige Multiplications- und Divisionsexempel vollzieht. Wir können diese nebensächlichen Fähigkeiten bewundern — aber sollen wir behaupten, der Dichter habe um jede dieser geringen Operationen ausdrücklich gewußt? Nein, das Geringere ist unter dem Großen subsumirt, der Kritiker entdeckt es, der Dichter hat geschaffen, was zur ewigen Ordnung mitgehört, ohne um jeden seiner Bausteine besonders zu wissen. So löst sich, unserer Meinung nach, jene große Frage natürlich genug, und hundert Wahrheiten, die Hamlet implicite ausspricht, würden, anders ausgedrückt, vielleicht selbst für Shakspeare neu sein. Und so hat auch der Dichter des „Faust“ bei weitem nicht an alle die kleinen Schönheiten gedacht, die wir heute an ihm bewundern; ja, Jedem, der nur ein kleines wenig Dichter ist, begegnet etwas Analoges im Kleinen täglich.

Nicht mehr Richtigkeit wie diesem Theorem vom Alles durchdringenden Selbstbewußtsein schreiben wir jener Behauptung von der Apathie des Dichters zu, ohne welche nichts Großes geschaffen werden soll. Es ist dies ein Satz der modernen kritischen Schule, von dessen Wahrheit wir uns nicht überzeugen können. Für uns besteht die rechte poetische Stimmung in einer gleichen und sich abwägenden Mischung von Begeisterung und Berechnung, nicht aber in einem dieser Elemente, mit Ausschließung des andern. Begeisterung ist die Schöpferin des Gedankens, Berechnung die des Formalen im Gedicht, und kein Gedicht kann ohne eine Vereinigung beider Thätigkeiten werden. Auch nicht beherrscht darf die eine von der andern sein; beide müssen gleich frei wie gute Alliirte auf dasselbe Ziel hinarbeiten; der Widerspruch, in den sich die apathische Schule verwickelt, ist mehr als klar. Der Vf. neigt sich zu diesem Bekenntniß, und dies ist der Haupteinwand, den wir gegen ihn geltendzumachen haben; denn in dieser Ansicht liegt eine (jetzt leider so verbreitete) Geringschätzung der Schiller'schen Muse, der wir niemals ohne Zornesregung begegnen können.

(Der Beschluß folgt.)

Vies des grands capitaines français du moyen-âge, pour servir de complément à l'histoire générale de la France aux douzième, treizième, quatorzième et quinzième siècles, par Mr. *Alexandre Mazas*. 8 Bände. Paris, 1830.

Eines der Hauptverdienste dieses bändereichen Werkes, besonders mit Hinsicht auf den durch dessen Titel angedeuteten Zweck des Verfs., ist die von diesem überall bewährte topographische Genauigkeit bei Ermittelung der Orte, die zu ihrer Zeit der Schauplatz großer Begebenheiten waren. Diese Genauigkeit findet man, wie bekannt, im hohen Grade bei den alten Geschichtschreibern, sodaß noch heute Pausanias als Wegweiser den Reisenden dient, welche Griechenland besuchen. Durch das Studium dieser antiken Vorbilder gelangte Hr. Mazas ohne Zweifel zu der Ueberzeugung, daß die Geographie eines der Augen der Geschichte ist; er beschränkte sich daher nicht darauf, die gleichzeitigen Chronikenschreiber als Quellen zu studiren und zu benutzen, sondern er besuchte bald allein, bald im Gefolge der französischen Heere, mit der Feder oder mit dem Degen in der Hand, alle Schlachtfelder, die er beschreibt. Um einen Begriff von den Resultaten, zu welchen ihn diese Forschungen führten, wie von dem Werthe des Werkes selber zu geben, werden einige Beispiele genügen. Zu Lille, 2 Stunden von Bouvien, erkundigte sich Hr. Mazas nach der Lage dieses Ortes und dem Wege, der dahin führt. Man ließ ihn zum öftern das Wort Bouvien wiederholen, als sei dasselbe gar nicht französisch. Allein, die Landleute der Gegend wissen gar wohl, wo die Schlacht, die davon den Namen hat, geliefert ward, und der Pfarrer des Dorfs erzählte ihm, daß an dem jedesmaligen Jahrestage derselben, am 27. Juli, eine Messe in der Capelle gelesen werde, die an der Stelle erbaut worden, wo Philipp August sein Gebet vor dem Treffen verrichtet hatte. Die in den alten Chroniken vorfindlichen Berichte über die Feldzüge Eduards III. in Frankreich genügten Hrn. Mazas nicht. Er begab sich daher zuerst nach Crécy. Hier konnte er sich überzeugen, daß Froissard, oft dunkel und fast unverständlich, wenn er Thatsachen erzählt, bisweilen bei Bezeichnung der Oerter sehr genau ist. Eduard, nach seiner Landung in der Normandie bis zur Somme gelangt, und von Jakob v. Bourbon verfolgt, befand sich zwischen diesem Flusse, der französischen Armee und dem Ozean eingeschlossen. Alle Pässe wurden von der zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung bewacht. Eduard zog Erkundigungen bei den Einwohnern ein, die er aus den Dörfern herbeischleppen ließ, und versprach eine gute Belohnung Demjenigen, der eine Furth würde angeben können. Ein Bauer, Namens Gobin Agace, leistete ihm diesen Dienst und verkaufte so sein Vaterland für 100 Goldnobles und einen guten Beschäler. Die Lage dieser unter dem Namen Blanque Taque, was in der picardischen Mundart „Blanche tache“ (weißer Fleck) bedeutet, so berühmten Furth war seither niemals mit Bestimmt-

heit ausgemittelt. Hr. Mazas schweifte 5 Tage lang an den Ufern der Somme, von Crotoy bis Abbeville herum, ohne diese Furth finden zu können, bis ihn endlich der Zufall zu einem Eisenhändler nach Saint-Valery brachte, der eine prächtige Landkartensammlung besaß und selber in der Geographie sehr bewandert war. Mit Hülfe dieses Mannes fand Hr. Mazas bald die Furth, die, wie er berichtet, ihren Namen von einem kleinen Hügel von Kreidestein hat, der auf dem rechten Ufer der Somme liegt. Nach Ausmittelung dieses in der französischen Geschichte so denkwürdigen Punktes, berichtigt der Verf. die chronologischen und topographischen Irrthümer, die man bei Froissard und allen Geschichtschreibern findet, die ihn abschrieben, ohne das Land zu besuchen. Noch steht auf dem Gipfel des Hügels, den die Engländer besetzt hielten, ein einzelner Thurm, woraus man eine Windmühle gemacht hat. Die ohne Kitt aufeinandergefügten Steine bezeugen das hohe Alterthum dieses Denkmals. Die Einwohner sagen übereinstimmend aus, es habe dasselbe schon zur Zeit der Schlacht dort gestanden. Eduard III., sagt man, nahm hier seinen Standpunkt, um die Franzosen heranziehen zu sehen, die unter Philipp von Abbeville kamen. Zwei Tage lang untersuchte der Verf. das Schlachtfeld, dessen äußere Beschaffenheit ganz unverändert geblieben ist, wiewol man nur noch die Grundmauer des Schlosses Broye sieht, wo der König von Frankreich nach dem Verluste dieser mörderischen Schlacht eine Zufluchtstätte suchte. Der Sieger ließ die Todten zählen: die Franzosen hatten einen König (den König von Böhmen), 11 Prinzen, 80 Barone und 1200 Ritter auf dem Platze gelassen, denn Eduard wollte keinen Pardon geben und antwortete den englischen Bannerherren, die ihn baten, dem Gemetzel ein Ziel zu setzen, ganz kalt: „Niemand wundere sich darüber, denn so war es befohlen und so sollte es sein". Um zu zeigen, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Gewissenhaftigkeit Hr. Mazas seine Nachforschungen anstellt, mag es bei dieser Anführung sein Bewenden haben. Seiner Methode treu, vergleicht er immer das dreifache Zeugniß: der Ueberlieferung, der örtlichen Verhältnisse und der Chroniken. Sechs Monate brachte er auf seinem Besuche in der Bretagne zu, die mit unzähligen Denkmälern und Erinnerungen bedeckt ist, und deren Bewohner gleich ihren steinernen Thürmen und Glockenstühlen das Gepräge des Mittelalters bewahrt haben. Mehr als 800 Wegstunden legte unser Geschichtschreiber in dieser Provinz zurück, die er zu Fuß in allen Richtungen durchstreifte. Allein, nicht weniger wie in vorbefragter Hinsicht gewährt dies Werk ein großes Interesse unter dem Gesichtspunkte der Verfassung und der Sitten Frankreichs während der Periode, die dasselbe umfaßt. Ohne sich zu einem Lobredner des Lehnwesens aufzuwerfen, betrachtet Hr. Mazas die Institution des Ritterthums als eine der mächtigsten Stützen der monarchischen Gewalt im Mittelalter, indem sie den großen Vasallen der Krone 2 den Barbaren unbekannte Wortbegriffe, Ehre und Treue, einprägte. Mathieu von Montmorency liefert in der französischen Geschichte das erste Beispiel von beständiger Ergebenheit gegen die Könige, wiewol seine Macht der ihrigen gleichkam. Besitzer von 600 Lehngütern, lehnt er es ab, an der Coalition gegen Philipp August Theil zu nehmen; er entscheidet den Sieg bei Bouvien und löst später die gegen die Kindheit des heiligen Ludwig gebildete Ligue auf. Erwägt man, daß der König in der That damals primus inter pares war, so wird man in Mathieu, bemerkt Hr. Mazas, das mächtigste Glied jener kurzen Kette großer Männer gewahren, die während einer an Stürmen so furchtbaren Zeit sich den Schicksalsbestimmungen Frankreichs ganz widmeten. Nach ihm kommt Gaucher von Châtillon, der Schiedsrichter des königlichen Hauses unter Philipp dem Schönen und der Vertheidiger des salischen Gesetzes; er sah 7 Fürsten regieren, erhielt aus der Hand von 5 Königen den Degen eines Connetable und zog mit 80 Jahren noch in den Kampf. Duguesclin ist der letzte dieser Helden, deren Genie fast ein Königthum war. Erfuhr der Militairdienst im Laufe der Zeiten unterschiedliche Modificationen, so blieb doch das System des Aufgebots das nämliche. Der König erließ den Heerbann (Mandement de la Chevauchée) an die großen Vasallen, die ihn an die Aftervasallen überschickten; und sofort bedeckten sich die Straßen mit Bewaffneten, die dem angegebenen Punkte zuzogen, wo sich das Heer des Königs befand, das aus Soldaten bestand, die auf den Privatdomainen des Monarchen ausgehoben worden waren. Als im J. 930 die Lehne eingeführt worden waren, um die Usurpation der Provinzgouverneure zu legitimiren, erlangte der Vasall das Recht, in gewissen Fällen Gehorsam zu versagen; und so sahen sich denn die Aftervasallen oftmals gezwungen, ihren Suzerainen gegen den König zu dienen, der nur noch die auf seinen eignen Gütern ausgehobenen Soldaten zu seiner Verfügung hatte. Durch Gründung der Gemeinden erleichterte der staatskluge Sager die Aushebung von Kriegsvölkern in den Städten, ohne die Theilnahme des Adels. Ludwig der Dicke verstand sich mit den Bischöfen, welche Soldaten ausheben und sie dem Versammlungsorte zuführen mußten. Man nannte sie Communaltruppen, und sie führten die Paniere ihrer Kirchen. Außer den Edelleuten und den Provinzialmilizen, bestanden die französischen Armeen zu jener Epoche noch aus 3 andern Arten von Soldaten, nämlich den Sergens d'armes, von Philipp August in Palästina als seine ordentliche Garde eingeführt; Soldknechten, Cottereaux, von Cotterie, einer Art Waffen genannt, deren sie sich mit besonderer Geschicklichkeit bedienten, und endlich aus den Ribands, einer undisciplinirten Truppe, die aus Vagabunden aller Länder gebildet war und deren Name noch jetzt einen sittenlosen Menschen bezeichnet, deren Führer aber den Titel „Rex ribaldorum" annahm. Als vor der Schlacht von Bouvien der König sein Heer musterte und die Contingente der Vasallen genau zählen ließ, belief sich die Stärke der ganzen Armee auf 59,000 Mann. Hierunter befanden sich 5000 Bannerherren oder Ritter, 15,000 M. vom mittlern Adel, 28,000 M. Communaltruppen und 11,000 M. Ribands oder Cottereaux. Bemerkenswerth ist hierbei das Misverhältniß zwischen der Reiterei und dem Fußvolke, weil die 20,000 Bannerherren und Soldaten vom mittlern Adel sämmtlich zu Pferde waren. Die Infanterie, die lange verachtet und zuerst nur dazu gebraucht wurde, die Pferde der Bannerherren zu halten und Pionierarbeiten zu verrichten, war zu Anfang der Regierung Philipps von Valois ein fast regelmäßiges Corps geworden. Einige durch die Kreuzzüge zu Grunde gerichtete Ritter gehörten dazu. Châtillon, der den Adel dazu anziehen wollte, brachte es beim Könige dahin, daß die vornehmsten Offiziere dieser Waffe unter den größten Herren gewählt wurden. Um der Stelle eines Großmeisters der Bogenschützen, welcher Chef des Fußvolks war, desto mehr Glanz zu verleihen, ertheilte ihm der König den Rang vor den beiden Marschällen von Frankreich und unmittelbar nach dem Connetable. Zur Epoche der Schlacht von Crécy war die Infanterie schon numerisch stärker als die Cavalerie. Indessen blieb der Mangel an Mannszucht unter dem Adel und den Kriegsvölkern, die sich der Plünderung überließen, so lange sie nicht besoldet wurden, eine der schmerzlichsten Plagen Frankreichs, das seine Vertheidiger fast ebenso sehr als seine Feinde zu fürchten hatte. Diesem Uebel ward endlich im J. 1445 durch Karl VII. abgeholfen, der den bei ihm versammelten großen Lehnträgern den Vorschlag machte, eine beständige Steuer zu erheben, deren Ertrag zur Bezahlung einer gewissen Anzahl von Soldaten verwandt werden sollte. Diese Abgabe ward bewilligt, und alle Truppen, die Frankreich damals auf den Beinen hatte und die sich auf 90,000 Mann beliefen, wurden in den Ebenen von Châlons versammelt. Nach der Musterung zog der Connetable von Richemont 2 Elitencorps heraus; das eine bestand aus 9000 Mann zu Pferde, das andere aus 12,000 M. zu Fuß. Man entließ die Uebrigen, nachdem man die strengsten Maßregeln getroffen hatte, um diese Landläufer zu hindern, sich zu vereinigen. Der bekannte Jacques Coeur machte diese Reform dadurch möglich, daß er die erfoderlichen Summen vorschoß, um den Sold der Truppen auf ein Jahr zu sichern. So ward denn eine bewaff-

nete Macht zum Vortheile des Königthums hergestellt und eine Einrichtung getroffen, deren Folgen noch bis zu unsern Tagen empfunden werden. Gleichwol war das Lehnwesen noch nicht gänzlich besiegt; der letzte Koloß, den es gebar, Karl der Kühne von Burgund, ward erst durch Ludwig XI. zu Boden geworfen. In Betreff des von Hrn. Mazas befolgten Systems, bemerken wir noch schließlich, daß er zu den blos erzählenden Geschichtschreibern gehört, die jedes andern Urtheils über die Begebenheiten und deren Motive sich absichtlich enthalten. Er gibt sich ausdrücklich als einen Anhänger dieses Systems kund, indem er unter Anderm in der Lebensbeschreibung Duguesclin's, auf Veranlassung der Frage, ob dieser berühmte Krieger den Dienst Frankreichs, dessen Connetable er war, hätte verlassen sollen, als ihm der Auftrag ward, den Beschluß des Parlaments gegen die Bretagne, sein Vaterland, zu vollziehen, sagt: „Es gebührt uns nicht, zu entscheiden, ob er in diesem Punkte einen Fehler beging; unser Zweck geht blos dahin, die Menschen zu schildern, nicht aber sie zu beurtheilen". 27.

Atlas vom Königreich Sachsen in 26 Karten, mit topographisch-statistischen Beilagen, zum Gebrauche für alle Geschäftsmänner und Reisende. Gezeichnet von Friedrich Adolf Lüdicke, herausgegeben von Johann Karl Heinrich von Zobel. Erstes bis drittes Heft. Meißen, Gödsche. 1830.

Obschon es vielfältig mehr oder minder gute Karten des Königreichs Sachsen gibt und 2 hierher gehörigen vorzüglichen Werken, das eine vom königl. Ingenieurcorps, das andere von der königl. Kameralvermessung bearbeitet, in der nächsten Zeit entgegengesehen werden kann, so hat doch der hier vorliegende Atlas besondere Originalität und eigenthümlichen Werth, da er die Ephoralverhältnisse des Königreichs zum Gegenstande hat. Rec. betrachtet ihn daher als einen höchst wichtigen Gegenstand der Statistik von Sachsen, der von dem am Anfange dieses Jahres ins Leben getretenen „Verein für vaterländische Staatskunde" nicht unbeachtet gelassen werden wird. Bei einer solchen Arbeit ist Alles, was Zeichnung anbelangt, nur Nebensache, indem hier Alles auf richtige, sich bestimmt von einander unterscheidende und treue Angabe der kirchlichen Verhältnisse des Landes ankommt. Wo 2 solche umsichtige Männer wie Hr. Superintendent Dr. von Zobel und Hr. Pfarrer Lüdicke an der Spitze stehen und zu dem Unternehmen ihren Namen hergeben, kann nur etwas Gutes zu erwarten sein. Die erste Karte enthält an Unterscheidungen die Ephoralstädte, die Vasallenstädte, die schrift- und amtsäßigen Städte, die Städte, Flecken und Dörfer, welche Pfarreien oder Filiale haben, die Kirchen unter Kirchenrathscollatur, desgl. die unter Patronatscollatur, die Pfarrkirchen, die Filialkirchen, die Kapellen, die Rittergüter, die Kammergüter, die Angabe einzelner Güter oder Häuser, die Wälder, die Weinberge und die Chausseen, Alles in Beziehung der Ephorie Dresden. Die zweite Karte bezeichnet den Sprengel des königl. sächs. Oberconsistoriums Dresden und der königl. sächs. Oberlausitz. Die dritte Karte hat die Ephorie Pirna, die vierte die Ephorie Bischofswerda, die fünfte die radeberger und die sechste die hainer, insgesammt mit Bezeichnungen wie die erste, zum Gegenstande. Hiermit beschließt der erste Kartenheft. Beigegeben sind diesem Hefte noch 10 Tabellen, die sämmtlichen Ortschaften der gedachten Ephorien, mit Angabe ihrer Jurisdictionsverhältnisse und der Einwohnerzahl, enthaltend.

Das 2. Heft beginnt mit einer Karte der Ephorie Meißen; die darauf folgende hat die Ephorie Colditz, Waldheim und Leisnig zum Gegenstande; sodann finden wir eine Karte der Ephorie Rossen, eine der Ephorie Freiberg, eine der Ephorie Chemnitz und eine der Ephorie Annaberg. Alle haben die hier anfänglich angegebenen Zeichen, und 12 sehr fleißig gearbeitete Tabellen, mit den Jurisdictions- und Einwohnernachweisungen, begleiten auch dieses Heft.

Rec. legt bei einer solchen Arbeit, wie bereits erwähnt, auf ein gefälliges Aeußere der Karte wenig Werth, sondern sieht ein Werk der Art aus dem Gesichtspunkte an, daß es ein Bild der kirchlichen Eintheilung des Landes sein und alle einzelne mit derselben in Berührung stehende Verhältnisse (wie die Jurisdictionsverschiedenheiten) erörtern und verdeutlichen soll. Es verdient daher dieses Unternehmen großen Dank des Publicums, und wenn es auch, nach dem Titel, „für Reisende" nur nebenbei aushilft, so ist sie ein Schatz für den Statistiker.

Hoffentlich wird man der Fortsetzung und Beendigung dieses braven Unternehmens baldigst entgegensehen können. Bei dieser Gelegenheit dringt sich Rec. der Wunsch auf, ob nicht ein mit den physischen und Localverhältnissen des Königreichs Sachsen genau bekannter Arzt, in Verbindung mit einem gewandten Kartenzeichner, zur Bearbeitung einer Sanitätskarte sich nicht veranlaßt finden sollte. 99.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 69. —— 10. März 1831.

Ueber Göthe's Faust. Vorlesungen von K. E. Schubarth.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Nachdem wir diese allgemeinen Gesetze gegen unsern Autor gerechtfertigt haben, können wir den Faden seiner Vorlesungen wieder aufnehmen. Sie bilden einen wahren Goldfaden in den labyrinthischen Verwickelungen des Gedichts, einen Wegweiser, dem wir, wir leugnen es nicht, manche Aufklärung über Absicht und Meinung des Dichters verdanken. Wir glauben zunächst, daß sich der Verf. des vollen Beifalls des Dichters über seine Analyse des Bösen zu erfreuen haben werde. Diese Ansicht ist des größten deutschen Dichters würdig, und ihre Entwickelung in der Analyse des Prologs ist trefflich. Den Inhalt des „Faust", sagt er, haben die Meisten nur in einer Darstellung des unbefriedigenden Looses des Menschen gesucht, gleichsam als eine geheime versteckte Anklage gegen die Gottheit und von diesem Standpunkte hat Lord Byron den Faust in seinem Manfred reproducirt. Allein Göthe, von einer solchen Ansicht weit entfernt, hat vielmehr eine Theodicee, eine wahre Rechtfertigung Gottes, im Sinn gehabt und gezeigt, wie sogar das Böse in dieser Welt nur als ein Reiz- und Weckmittel zum Guten vorhanden sei; das, indem er sich der Trägheit, dem Streben nach unbedingter Ruhe, in den Weg stelle, die schlummernde Kraft des Menschen befeure und die Halbheit und Ohnmacht beseitige. Diesen Zweck erreicht er durch Einführung des bösen Geistes, welcher uns von vorn herein, nicht als ein Widersacher Gottes, sondern als ein an seinem Thron willkommener Diener (s. d. Prolog) dargestellt wird, und bei dessen Verkörperung der Dichter sich an die Tradition im Buche Hiob hält, nach welchem Satan zum Hofgesinde des Herrn gehört, nicht etwa wider dessen Willen böse und ein Empörer, sondern als kräftiger Versucher untergeordneter Geister bestellt sei; ein würdiges Mitglied des himmlischen Chors, als welches er gleich im Prolog auftritt. Die Erhabenheit dieses Prologs selbst zergliedert die dritte Vorlesung. Es ist nur ein Blick in das All und seine Ordnung, aber ein köstlicher; vollkommene Beherrschung, sichere Bändigung, unerreichbare Tiefe überall; Gedanken, welche der Dichter durch den Aufruf an unsere Vernunft mehr als durch seine Darstellung belebt; eine Musterschau des Unendlichen an einem Theile, die uns für die Welt gilt. In diesem Sinne erscheint Raphael, der oberste Fürst der Geister, und meldet, daß die Sonne noch wie sonst bestehe; schon uns näher und mittheilsamer kündet Gabriel an, daß die Erde in Licht und Finsterniß getheilt, noch wie sonst ihren Zwiespalt zeige, aber fortgerissen im Sphärenlauf des Ganzen; und Michael, durch Gefühl und Theilnahme uns der Nächste, verkündet das Werden des Schöpfungssturms mit den ruhigen Worten eines Engels; der Mensch ist nicht, er soll erst werden, was ihm zu sein bestimmt ist. Nun erscheint der Ankläger des Menschen, Satan; nicht als ursprünglich bös, sondern nur als verstellt im Guten, und hassend die Halbheit, das unvollkommene Gute und es verfolgend, damit es sich für Gut oder Bös entscheide. Seiner Anklage lächelt der Herr, er weiß, daß er den Menschen bestellt hat zu einer Prüfung, ob er Hoffnung gebe, sich des Höchsten würdig zu machen, und dem er, um ihn zu stützen, die hohe Meinung von sich, um ihn zu prüfen, die Verführungen seines Dieners Satan mitgab. Diese Analyse ist, ohne sehr kunstreich zu sein, schön und befriedigend, wie Alles, was der Verf. zum Verständniß der ersten Scenen des Stücks in der folgenden Vorlesung beibringt. Von jetzt an wird seine Arbeit leichter; der erste Grundbau ist gelegt und Alles entwickelt sich nun leicht und natürlich. Dieser Grundbau ist fest, sicher und des großen Gedichts würdig, das er trägt und stützt; es ist die großartigste, reinste und zugleich frömmste Weltansicht, die je ein Gedicht ausgesprochen hat. Die Erklärung der nächsten Scenen verwickelt den Verf. in einige dialektische Spitzfindigkeiten über Magie und Aberglauben, die er mit häufigen Citaten aus andern Werken des Dichters belegt, dessen naturwissenschaftliche Leistungen er ungewöhnlich hoch anschlägt. Diese Digressionen scheinen uns entbehrlich und wenig befriedigend; sie erinnern uns mit Dem, was der Verf. weiterhin über das Verhältniß des Verführers zu Faust sagt, lebhaft an jenen geistreichen und bewunderungswürdigen Angriff gegen die Alles nivellirende Tendenz der deutschen Poesie überhaupt, der in den „Liebesgeschichten" von Posgaru niedergelegt ist. In der That findet sich hier Grund genug zu einer Anklage, wenn wir die Weltansicht des Verfs für die allgemein herrschende der deutschen Poesie und Philosophie anerkennen. Wenn selbst das Böse in allen Beziehungen

nur relativ böse, und nur eine andere Form des Guten ist, so ist unser Haß dagegen ungerecht und verwerflich, wir werden uns gewöhnen müssen, es zu dulden, ja, wie der Verf. will, es zu genießen. Ob eine solche Ansicht der Dinge den Charakter nicht untergräbt, uns zur Gleichgültigkeit gegen das Gute stimmt und am Ende das ganze Gebäude unserer Ethik in die Luft sprengt, das mögen Andere beurtheilen; wir, unseres Theils glauben einmal für allemal, daß diese Weltanschauung allerdings in thesi richtig und der Gottheit würdig sein könne, allein, daß sie für den Zustand der Welt, wie er jetzt ist, jedenfalls noch zu früh komme, mit einem Wort, daß wir zu der Reife des Alters noch nicht gediehen seien, um den Teufel als Feind des Guten entbehren zu können. Wir wollen dem Dichter und seinem Erklärer gern glauben, daß die Finsterniß zum Werden der Welt ebenso nöthig sei, als das Licht und wollen mit ihm die feindlichen Kräfte der Natur zu lieben uns bemühen, aber unsere Ethik erhalten wir uns gern rein von dieser gefährlichen Mischung, die uns, wie die Welt einmal steht, zum Indifferentismus verleiten muß. Hierüber wäre ein Buch zu schreiben; und wir beklagen es, von einem so anziehenden Gegenstand abbrechen zu müssen.

Der Verf. erklärt zu glauben, daß eine völlig beruhigende Vollendung des Gedichts nicht nur möglich ist, sondern auch in dem Plan des Dichters liege. Für Gretchen ist das Gedicht vollendet — sie ist gerettet; aber auch Faust soll gerettet werden. Der Erklärer sieht ihn nur in einer Halbschuld befangen, obgleich er, wie er oft wiederholt, durchaus als der freie Schöpfer seiner eignen Verirrungen erscheint. Unter diesen Voraussetzungen gibt es keine ganze Schuld, die Hölle ist vernichtet! Nun freilich, das mag die Idee des Gedichts sein: wir streiten auch gegen ihre Wahrheit nicht, sondern gegen ihre Tauglichkeit. Den Anfang dieser Lösung sieht der Erklärer in den Bruchstücken des zweiten Theils zum „Faust", dem Epilog, dem Zwischenspiel „Helena". Die Durchführung dieser Idee ist so über alle menschliche Kraft hinausragend, daß sie, unserer Ueberzeugung nach, auf eine organische Weise selbst Göthe nicht gelingen kann. Alles, was er thun kann, besteht darin, in epilogischer Form, fragmentarisch, seine Vorstellung anzudeuten und ahnen zu lassen. Ist es bei der „Helena" auf eine organische Entwickelung dieser Idee abgesehen, so nennen wir diese dreist eine schöne Verirrung, ein Kampf der bei dem allgemeinen Widerspruch der Welt zu keinem Sieg führen kann. Der Dichter, den wir als Urbild der Mäßigung und Selbstbeherrschung kennen, droht hier selbst in ein Uebermaß zu verfallen, er geht zu weit. Nebenher versagen sich ihm die Mittel. Helena ist unstreitig ein hohes Erzeugniß der Poesie, aber der Fuß gleitet uns aus, wir stehen auf Wolken, die ganze reale Bedeutung des „Faust" verläßt uns, wenn wir die „Helena", als eine organische Fortsetzung des Gedichts betrachten sollen. Um nur eins anzuführen, was wird aus Mephistopheles? Fällt er nicht völlig aus dem Wesen seines Charakters, indem er seinem Schüler die Bahn zu wahrer Glückseligkeit ebnet? Allerdings, das ist im letzten Grunde des Dichters Meinung, selbst Satan muß zum Glück des Menschen dienen. Allein, in diesem Fall lohnte es gar der Mühe nicht, die Hölle zu verkörpern und Mephisto war von Hause aus ein guter Geist. Wir bewundern den Dichter, der diese Vorstellung fassen, der sie so entwickeln konnte, aber wir bedauern, daß sein Gedicht nicht einige Jahrtausende später erschien. Als letztes Resultat des ganzen Gedichts sieht der Erklärer den Gedanken an, daß das Absolute in der Natur oder in der Wissenschaft ergreifen zu wollen, Irrthum sei, und daß es nur in der Poesie lebe, ein Wahn, dem auf ernstem Wege und positiv nichts abzugewinnen sei und nur in scherzhafter, tüchtiger, verneinender Weise Befriedigung und Vortheil gewähre; kurz, welcher der Phantasie angehöre, die uns über alle Grenzen und Schranken, die dem Menschen nothwendigerweise gezogen wurden, hinausversetze. Wir wissen nicht, ob er in dieser Erklärungsweise Recht hat; der Dichter allein kann darüber entscheidend aussprechen; allein, in jedem Fall scheint uns dies Resultat, so gefaßt, ein unbedeutendes, der Satz ein längst bekannter, ein tausend Mal ausgesprochener, und wenig würdig, daß um seinetwillen Himmel und Hölle und der Herr der Heerschaaren selbst in die Schranken gerufen wären. Welche noch so arme Poesie, die französische, die italienische z. B. hätte diesen Satz nicht hundert Mal ausgesprochen! Nein, der „Faust" will mehr sagen: — es ist die Erziehung des Menschen, die er darstellt! Mag er mit einem Irrthum schließen — dieser Irrthum selbst gehört zu der Erziehungsgeschichte der Menschheit.

Wir haben es bei allen diesen Bemerkungen nur mit den großen Zügen der vorliegenden Analyse des „Faust" zu thun gehabt. Die größte Freude haben uns die einzelnen und geringeren Erklärungsversuche bei Detailschwierigkeiten gemacht. Der Verf. überschaut nicht blos dies Gedicht, sondern die gesammte Poesie des Dichters genug, um jede solche Schwierigkeit mit geringer Mühe zu lösen; er verknüpft, sondert und weißt zurecht, und jeder Verehrer des „Faust" muß ihm für seine gediegene Arbeit Dank wissen. Es ist kühn zu behaupten, daß die Exegese des „Faust" durch dieses Werk erschöpft sei — allein, sie ist es in der That. Styl und Darstellung des Verf. sind würdig; einige Nachlässigkeiten gegen die gute Diction verdienen kaum der Erwähnung; so finden wir einmal den unclassischen Ausdruck: „untergebuttert" für unterdrückt, und sind von der häufigen Rückkehr zu „Bonaparte" in etwas gestört worden.

40.

Der Verfasser von Robinson Crusoe.

Memoirs of the life and writings of *Daniel Defoe*. By Walter Wilson. 3 Bände. London, 1830.

Daniel Foe oder Defoe, wie er sich gewöhnlich nannte, war der Sohn eines Fleischers und 1661 in London geboren. Von seinen frommen Aeltern erbte er den strengreligiösen Sinn, der durch die Wolken und Wetter seiner polemischen und politischen Schriften wie ein sanfter Stern hindurchglänzt. Als Knabe schrieb er, als man unter der Regierung Karls II. allgemein die Wiederherstellung einer papistischen Regierung fürch-

tete, die ganze Bibel ab, um das Buch der Bücher auch dann noch zu haben, wenn die gedruckten Exemplare verboten, verbrannt würden, oder nur in einer fremden Sprache zu haben wären. Defoe war ein Universalgenie, Satyriker, Philosoph, Kritiker, Novellist, Polemiker, Schriftsteller über Staatsverwaltung und Staatshaushalt und Dichter; doch entging auch er dem Schicksale der meisten großen Geister nicht, denn 1692 machte er bankerott, bezahlte aber später, als er durch die Gunst König Wilhelms in bessere Umstände kam, seinen Gläubigern ehrlich Alles, was er ihnen schuldig war.

Als er von den Gläubigern zu sehr gedrängt wurde, entfloh er nach Bristol und dort wurde er in der damaligen Tracht, mit Degen und Perücke, oft in den Straßen gesehen, erhielt aber, weil sich seine Ausgänge blos auf die Sonntage beschränkten, an denen er nicht arretirt werden konnte, den Namen „der Sonntagsherr". Das gemeine Wirthshaus, wo er Gesellschaft suchte, ist noch heute zu sehen.

Defoe besuchte Holland, Spanien, Portugal, Frankreich, ja kam sogar bis nach Deutschland, damals für einen Engländer sehr viel.

Im Jahre 1701 gab er seine Schrift über den Wucher mit Sitzen im Parlamente heraus, worin er die schon damals üblichen Misbräuche bei der Wahl der Parlamentsglieder schonungslos aufdeckte und geißelte. Es soll damals in London mehre Parlamentsmäkler gegeben haben, und der gewöhnliche Preis eines Sitzes im Unterhause 1000 Guineen gewesen sein. In demselben Jahre erschien auch sein erstes Gedicht (oder Satyre vielmehr). Der Titel war „The true-born Englishman" und er tadelte seine Landsleute darin, daß sie den König als einen Ausländer und den neuen Adel verachteten. Das Gedicht machte das größte Aufsehen und nur in den Straßen von London wurden 80,000 Exemplare davon verkauft, ein Glück, vor dem selbst die Waverleynovellen weichen müssen.

Nach Wilhelms Tode bestieg Anna den Thron; der Staat ward durch Parteiungen zerrissen, Whigs und Tories befehdeten sich heftiger als je und die Grundsätze der herrschenden Kirche suchten Alles, was ihnen entgegenstand, mit Gewalt zu unterdrücken. Defoe rügte, als Wortführer der Dissenters, gegen welche man einen Kampf auf Tod und Leben begann, die Verfolgungen mit seiner ganzen Energie und enthüllte mit ironischem Spotte die Scheinheiligkeit der hohen Diener der Kirche in einer Broschüre: „Shortest way with the dissenters". Diese Schrift zog ihm eine Anklage zu und das Gericht verurtheilte ihn zum Pranger. Aber die Schande fiel auf die Richter und Defoe stand, wie sein Biograph erzählt, am Pranger, als hätte er auf einem Throne gesessen. Eine ungeheuere Volksmasse umringte ihn mit Freudengeschrei, bekränzte den Pranger mit Blumen, trank auf sein Wohl und zeigte ihm überhaupt die lebhafteste Theilnahme. Aber dieser Triumph konnte ihn doch von den Folgen der Strafe nicht retten, denn durch das Gefängniß und die Geldstrafe verlor er über 3500 Pf. St., damals eine sehr bedeutende Summe, und sah sich zum zweiten Male mit Weib und Kindern dem Mangel blosgegeben. In dieser Lage glaubte ihn die Torypartei, die seine Talente würdigte und seinen Einfluß fürchtete, durch lockende Anerbietungen für sich gewinnen zu können, aber vergebens; er war fest gegen jede Versuchung und in den Mantel seiner Rechtlichkeit dicht eingehüllt, bot er keck den Stürmen, die um ihn tobten, Trotz.

Wir müssen nun einige Jahre seines Lebens übergehen, in denen er an jeder Frage, die das Publicum beschäftigte, mit seiner Feder Theil nahm, und kommen zu einer Curiosität in seinem literarischen Leben, welche Walter Scott kürzlich bekanntgemacht hat. Eine Schrift Drelincourt's: „Consolations against the fear of death", ging bei ihrem ersten Erscheinen so schlecht, daß sich der Verleger bitter darüber beklagte. Defoe tröstete ihn und sprach: „Warten Sie, ich will Ihnen bald Absatz verschaffen". Er setzte sich hin und schrieb eine Abhandlung unter dem Titel: „A true relation of the apparition of one Mrs. Veal the next day after her death to one Mrs Bargrave, at Canterbury, the 8th of September 1705, which apparition commands the perusal of Drelincourt's book of Consolations against the fear of death". Diese Abhandlung ward jenem dicken Buche beigelegt und dieses erlebte nun über 40 Ausgaben. Walter Scott meint, dies sei das genialste Beispiel von Buchmacherei, das ihm bekannt geworden.

Die Verfolgungen, welche Defoe erlitten, hatten seine Gesundheit erschüttert. Kurz nach der Thronbesteigung Georgs I. ward er vom Schlage gerührt und man zweifelte lange an seinem Aufkommen. Nach seiner Genesung betrat er eine neue Laufbahn und schrieb die Dichtungen, welche seinen Namen unsterblich machen. Bald nach der Verheirathung einer seiner Töchter, 1729, ward er wegen einer unbedeutenden Schuld verhaftet, und mußte bis 1730 bei Krankheit im Gefängnisse aushalten. Um das Maß seiner Leiden zu füllen, standen auch seine Kinder noch gegen ihn auf und unter einem Vorwande fand sein Sohn Mittel, seinem alten, im Innersten erschütterten Vater das Letzte, was er an irdischen Gütern besaß, zu entziehen. Das war zu viel für Defoe's Kräfte, er sprach selten, weinte dagegen desto mehr oder lag auf den Knien und betete; einige Monate später, nach den heftigsten Seelenleiden, erlöste ihn endlich am 24. April 1731, im 70. Lebensjahre, der Tod.

Als Politiker ist Defoe jetzt gänzlich vergessen, als Romanenschriftsteller aber hat er das seltene Verdienst gehabt, ganz Europa, ja die ganze gebildete Welt zu bezaubern. Sein unnachahmlicher „Robinson Crusoe" ist fast in die Sprachen aller gebildeten Nationen übersetzt worden und vergnügte selbst die Araber, als Burckhardt ihnen denselben vorlas. Er erwärmte das ungesellige Herz Rousseau's, glättete die finstere Stirn Johnson's, entzückte Scott und Byron, erfreut noch heute den Schulknaben wie den Mann, den Bauer wie den Fürsten. Welcher unserer Leser erinnerte sich nicht mit Freude an die Tage, wo er, wie der Verf. die herrliche Schrift zum ersten Male las oder vielmehr heißhungrig verschlang?

Aber wer glaubt es, daß diese Erzählung von jedem Buchhändler Londons abgewiesen wurde? Und doch ist es so. Das Manuscript von „Robinson" wanderte von einem zum andern, keiner wollte es drucken lassen, und ein ganz unbekannter entschloß sich endlich aus Freundschaft mit dem Verf. dazu. Es ist merkwürdig, daß sich in England mehre solche auffallende Beispiele finden. „Das verlorene Paradies" fand mit großer Mühe einen Verleger. „Gulliver's Reisen" lagen aus demselben Grunde 10 Jahre im Manuscript und Walter Scott's „Waverley" ward von 3 der gebildetsten, klügsten Buchhändler abgewiesen und wagte sich erst, nachdem er 12 Jahre im Pulte des Dichters gelegen hatte, schüchtern und furchtsam in die Welt.

Außer mehren andern Schriften Defoe's erwähnen wir nur noch seine „History of the plague in London", welche die Schilderung der Pest in Athen von Thucydides gewiß in vielen Stücken übertrifft. 8.

Stimmen aus Frankreich. Von Jeremias Meyer. Mühlhausen, 1831.

Seit den Julitagen des vorigen Jahres, dem großen Wendepunkt in dem politischen Leben der Völker, tönten schon viele dichterische Stimmen aus dem verjüngten Gallien über den Rhein zu uns herüber; aber gewiß wenige, die in so vertrauten Lauten, mit solcher Stärke, Reinheit und solchem Wohlklange in deutschen Gemüthern wiederhallten. Der Sänger, seiner Geburt, Zunge und Bildung nach unser Landsmann, Hr. Meyer, ist in Mühlhausen im Elsaß geboren, von Pestalozzi erzogen, auf deutschen Universitäten ausgebildet und gegenwärtig, wenn wir nicht irren, Pfarrer in Sennheim, griff vor einigen Jahren schon einmal hochbegeistert für die Rettung und Freiheit eines unterjochten Volkes in die Saiten und seine „Stimmen

aus Hellas" beurkundeten nicht nur sein vortreffliches dichterisches Talent, sondern auch eine edle freie Gesinnung, welche ihm den Beifall der Nation erwarben, aber zugleich die Verfolgung der abgeschiedenen Regierung Frankreichs zuzogen. Diese Stimmen aus Frankreich, welche er mit dem Motto von Klopstock:

Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit!

begleitet, sind tiefer durchdacht, inniger gefühlt und mit noch größerer Begeisterung gesungen. In wahrhaft dichterischer Gestalt sprechen sie Wahrheiten aus, die von ewigem Werth und Gepräge im Reiche der Ideen sind. In dem Vorworte ist der Grundton des Ganzen klar und kräftig angedeutet. „Warum", heißt es unter Anderm, „ziehen die Regenten die Autorität der Gewalt der Autorität des Rechts und der Liebe vor? Welche Fatalität führt sie blindlings ihrem Verderben entgegen, und läßt sie die Maßregel verwerfen, die sie allein retten könnte, die Legitimität des Nationalwillens anzuerkennen? Ist es denn für einen menschlichgesinnten Regenten ein so großes Unglück, sein Polyphemsrecht über die Unterthanen aufzugeben und ihre Liebe zu gewinnen, dadurch daß ihm in seinem eignen Interesse die Möglichkeit genommen ist, ein Volksfresser (wie Homer sagt) zu sein, seine Menschen- und Königswürde und die Pflicht zu verletzen, deren Anerkennung die Bedingung seiner Legitimität und Unverletzlichkeit ist? Stralt seine Majestät nicht mit einem mildern Glanze, wenn ihm das Volk zugerufen: „Rex eris, si recte facies". Nur der Macht des menschlichen Dünkels und Hochmuths über die Vernunft einerseits, und der Geduld der Völker und Anhänglichkeit an das Bestehende andererseits ist es zuzuschreiben, daß diese so einleuchtende Solidarität so spät als Rechtsgrundsatz sich geltend gemacht hat. Aber die Zeit ihrer allgemeinen Anerkennung wird auch kommen, sie ist nicht mehr fern. Wohl den Fürsten, die an der Spitze der Zeit einhergehen und sich nicht von ihr nachschleppen lassen, die freiwillig einsetzen, ehe sie zur Einsicht gezwungen werden, und nachgeben, ehe ihnen genommen wird. Einem Volke das Eigenthum restituiren, ist keine Concession, es ist nicht mehr als Gerechtigkeit. Nicht sein Recht verlangen, sondern sich dem Rechte widersetzen, ist Rebellion. Sollte es aber dahinkommen, daß die Könige die Rollen der Rebellen übernehmen wollten, so mögen sie sich vor dem Martialgesetze hüten! „So lasset Euch nur weisen, Ihr Könige!" Psalm 2, v. 10. —"

Als Proben dieser „Stimmen" geben wir hier 2 Stellen.

Schwer drückt die Sklavenkette Nationen in den Staub,
Und Schweiß und Blut der Völker ist Tyrannenraub.
Nie soll der Morgen grauen, nach dem die Menschheit ringt,
Nacht über alle Lande den Eulenfittig schwingt.
Der Mohn der Knechtschaft drücket der Völker Augen zu,
Die Welt sinkt tief and tiefer in stumme Todtenruh.
Und eine Schlange windet den glanzgeschuppten Schweif
Fest um des Erdballs Rinde mit tausendfachem Reif,
Und enger immer enger hält sie den Ring geschnürt
Bis sich kein Hauch mehr reget, bis sich kein Glied mehr rührt.
Doch ihr vom rechten Auge sprühe unheilschwangere Wuth,
Vom Haupte stralen Kronen mit unterird'scher Glut.
Sie hält es stolz erhoben, sie zieht es lauernd ein,
Schießt züngelnd dann zur Erde, wie rother Wetterschein;
Rasch folgt vom Pfeil der Zunge ins Mark ihr Stoß auf Stoß,
Der Menschheit große Leiche liegt stumm und regungslos.

So kraftvoll ist der Tod europä'scher Freiheit durch die Reactionen geschildert; aber hochbegeistert besingt er auch ihre Wiedergeburt:

Und, wie wenn die Morgensonne flammend vom Gebirg sich hebt,
Und im Thal jedes Wesen froh dem Lebensstral erbebt:
Also stralt der Freiheit Sonne hoch vom Thron auf Land und Meer,
Und ihr jauchzet Gruß der Britte von den freien Inseln her;
Freudig schaut sie der Germane, denkt an Hermann Teutoburg;
Durch Hispaniens Kerkergitter zuckt ein Hoffnungsstral hindurch.
Brüllend hat sich Belgiens Löwe von dem Lager aufgerafft,
Schüttelt grimmig seine Mähne, prüft des Schweifs, der Krallen Kraft.
Selbst der Adler schlägt die Flügel zu der Freiheit Morgengruß,
Scham und Hoffnung färbt die Wangen röther an dem Tiberfluß.
Alle Nationen jauchzen, blicken dann auf sich zurück,
Hoffend, daß die Freiheit endlich lenken wird der Welt Geschick!

154.

Notizen.

Thätigkeit der niederländischen Schiffswerfte.

Aus dem „Nederlandsche Hermes", einer in Amsterdam seit vorigem Jahre erscheinenden, übrigens nicht besonders werthvollen Monatsschrift, ersieht man, daß nach einer officiellen Angabe von 1815—29 zu Amsterdam 36, zu Rotterdam 20, zu Capellen an der Yssel 3, zu Middelburg 3, zu Harlingen 10, zu Dortrecht 9, zu Monnikendam 3, zu Vlaardingen 50, zu Saardam 1, zu Zwoll 1, zu Antwerpen 31, zu Alblasserdam 1 Schiff gebaut wurden, welche zusammen 35,884 Tonnen Lasten, die T. Last zu 1000 Pfund gerechnet, enthalten.

Standpunkt des russischen Fabrikwesens.

Nach dem „Journal für Manufacturen", welches seit 1825 monatlich in Petersburg erscheint und dem seit 1829 herauskommenden „Journal des Ministeriums des Innern", das in zweimonatlichen Heften ausgegeben wird, hatte 1828 Rußland 5244 Fabriken, welche 255,414 Arbeiter beschäftigten. Nächst dem Gouvernement Moskau ist das von Wladimir dasjenige, in welchem die Fabrikindustrie am höchsten gestiegen ist. Man zählt in demselben 337 solche Etablissements. Erwähnt mag noch sein, daß im Gouvernement Astrachan im genannten Jahre 5 Seidenfabriken existirten.

Cristoforo Colombo.

So heißt ein historisches Drama, welches unlängst zu Florenz von Josef Gherardi herausgegeben wurde. Wenn die Kunst erschöpft ist, schweift sie natürlich über ihre Grenzen. Da die rein tragischen und komischen Stücke nach und nach den Reiz der Neuheit verloren, entstand das Drama; eine spätere Frucht desselben ist das historische Drama, welches jetzt gewissermaßen die Tour durch alle Länder macht. Die Wahl des Verf., den Colombo zum Gegenstand zu nehmen, ist nicht ganz glücklich; es bieten sich in dem Leben dieses Mannes nur 2 wahrhaft dramatische Situationen dar; die, wo sein Schiffsvolk mitten auf dem Ozean sich gegen ihn empört, und die, wo der ungerechteste aller Urtheilssprüche den Entdecker der neuen Welt in den Kerker wirft. Man sieht nicht ein, warum der Verf. die Ungnade und den Tod seines Helden nicht mit in das Spiel zog; das Drama da enden, wo Colombo Ferdinand und Isabella die Entdeckung der neuen Welt verkündet, heißt, es seines ergreifendsten Theiles berauben. Dem vierten Akt, in welchem der Verf. die Empörung der Schiffsmannschaft brachte, fehlt es weder an Interesse noch Leben; aber das Uebrige des Werks ist, wenige Momente abgerechnet, kalt und schleppend. Lange Unterredungen zwischen Colombo und seinen Freunden, geographische Darlegungen vor dem Rath von Indien und einige ohne Resultat auslaufende Intriguen von Feinden und Neidern haben nichts dramatisch Anziehendes, und obschon die Sprache rein und elegant ist, so fehlt es doch dem Dialog an Feuer und den Charakteren an Leben, was um so mehr auffällt, da hin und wieder einzelne Stellen den Beweis geben, daß der Verf, von Talent unterstützt, im Ganzen hätte Besseres leisten können.

9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 70. —— 11. März 1831.

De l'instruction publique et des institutions nationales et philant(h)ropiques. *) Par *Adolphe de Lajous.* Paris, 1831.

Seitdem der heutige Minister des Unterrichts in Frankreich — ich muß aber vor Allem erklären, warum ich sage: der heutige, ich rede nämlich vom 31. Januar 1831:

Frankreich besaß in den letzten 35 Jahren 17 Finanzminister, 22 Marine-, 24 Justiz-, 27 Minister des k. Hauses, 27 für die auswärtigen Angelegenheiten, 34 Kriegs- und von 1794—1815, 15 Polizeiminister; ein jeder blieb im Durchschnitt 1—2 Jahre am Staatsruder, und am kürzesten war die Dauer ihrer Verwaltung nach dem jedesmaligen Regierungswechsel, um 1792, 1814 und jetzt —

Seitdem also der Minister des Unterrichts, Hr. Barthe, der hoffentlich seine Stelle länger behalten wird, ein neues Gesetz über den Primair-, d. h. Elementarunterricht, vorgeschlagen hat —

Wohl zu bedenken, daß ein solches Gesetz von der größten Wichtigkeit ist, denn „der Schullehrer", bemerkte Hr. Brougham vor 3 Jahren im britischen Parlamente, „ist der Beherrscher unserer Epoche"; sein Alphabet ist mächtiger als des Soldaten Bayonnet". Als ferner Bonaparte die Festung Toulon einnehmen wollte, zeigte er den Mund und Nase aufsperrenden Bevollmächtigten des Convents eine kleine, seitwärts gelegene Schanze und rief: „Hier ist Toulon!" Bonaparte hatte Recht. Und wie die Einnahme Toulons von der kleinen Schanze abhing, so das Gedeihen der jetzigen französischen Regierung von dem Gelingen ihres schönen Zweckes, ganz Frankreich, besonders das südliche, der Cultur zu unterwerfen —

Welcher Styl! Aber mir geht es wie vielen Recensenten: ich habe keinen Styl und schreibe immer wie das letzte Buch, das ich gelesen, und aus diesem Grunde schreiben viele Recensenten einen sehr schlechten Styl, und ich wollte eigentlich nur sagen, daß seit jenem Gesetzesvorschlage eine Menge Flugschriften darüber herausgekommen sind, die vom Hrn. Lajous noch früher; es ist eine gar merkwürdige Broschüre, so unverständlich wie der Anfang meines Artikels, von dem ich jedoch Folgendes verstanden habe.

Hr. Lajous, welcher seine Landsleute im Begriff sah, das morsche Gebäude der französischen Unterrichtsmethoden einzureißen, und zugleich ihre Verlegenheit, weil sie nicht wußten, welches andere Gebäude sie an die Stelle des römisch-gothischen errichten sollten, Hr. Lajous bittet seine Landsleute, während des Einreißens zugleich ein anderes Gebäude aufzuthürmen weder in römisch-gothischem noch in griechisch-modernem Style, sondern nach einem funkelneuen Systeme, für welches wir noch einen Namen zu suchen haben. Er räth: augenblicklich sogenannte „Theophilantropren (sic), Priester der Kunst, Wissenschaft und Industrie" zu schaffen, darauf „Advokaten des Armen (wer das versteht, ist klüger als Recensent), Freunde der Kunst"; diese Priester, Advokaten u. s. w. sollen Unterricht geben und schwören, daß sie dem König und Gesetz treu bleiben und sich stets als Ehrenmänner, als gute Familienväter betragen werden. Hr. Lajous setzt also voraus, alle Lehrer würden verheirathet sein und Kinder haben. Das geht aber noch mit guten Dingen zu.

Wenn die Schule gebaut und zur Hälfte angefüllt ist, und wenn sich ein neuer Zögling meldet, so werden die Zöglinge eine Jury bilden, um zu berathschlagen, ob er aufgenommen werden soll. Dürften wir dem Verf. bemerken, daß solche Deliberationen zum wenigsten etwas Zeitverlust nachsichziehen würden, was um so trauriger ist, als die Schüler in anderthalb Jahren alte und neue Sprachen, Ackerbau, Pharmazeutik, Politik und Gott weiß was Alles noch lernen sollen.

Doch nein, die verlorene Zeit kann wiedereingebracht werden. Die Lehrer eines jeden Departements versammeln sich jährlich einen Monat lang, tauschen ihre Ideen über die einzuführenden Verbesserungen aus und ermuntern sich gegenseitig zum muthigen Ausharren in ihrer nützlichen Laufbahn, die jährlich nur einige hundert Franken einträgt. Das ist gewiß löblich; Ideenaustausch ist gut, vorausgesetzt daß Ideen dasind; aber wenn das Capital noch so groß ist, und wenn die Gelehrten, wie unsere Naturforscher, Reisen machen, um, gleich den Homer'schen Helden, goldene Ideen, die 100 Rinder werth sind, gegen zwanzigochsige eiserne Ideen auszutauschen, wenn das geschieht, ist jener Monat nicht wieder ein Zeit-

*) Der Verf. sagt in diesem Buche, er besitze eine neue Methode, das Griechische zu lehren.

verlust? und werden die trostlosen Gattinnen und Kinder Geduld haben, jährlich einen Monat allein zu bleiben, während der Theophilanthrop mit den Priestern und Advokaten der Wissenschaft und Industrie berathschlagt?

Ich will mir Mühe geben, die Schreibart des Hrn. Lajous, die mir noch anhängt, abzulegen und seine nackten Ideen vorzutragen. Die Schüler und der Lehrer sollen gemeinschaftlich eine Jury wählen, die über Belohnung und Strafe entscheidet. Wenn es also dem Professor einfiele, einen Jungen 500 Verse oder griechische Wurzelwörter abschreiben zu lassen, wie es jetzt in Frankreich Sitte ist, flugs appellirt der junge Mann an die Jury.

Mit der Grammatik soll es ein Ende haben; man lernt nach der Methode Jacotot. „Familienväter, kauft die Methode Jacotot!"

Wie es mit dem Religionsunterricht stehen wird, ist nicht leicht zu sagen; ich muß daher den Verf. sprechen lassen. „Eine Schule", bemerkt er (S. 26), „muß eine Gemeinschaftlichkeit von Sinnesarten sein, wo der christliche Geist sich in seiner ganzen Kraft zeigen muß; ohne das keine Religion, sie ist ein leeres Wort, die Kinder merken es bald". Das heißt christlich und mit Salbung sprechen. Auf derselben Seite: „Die katholische Religion herrschte lange Zeit in Frankreich, lange fand sich ihr Glaube in allen Herzen; und wenn im Zeitalter der Leidenschaft Einige sie verließen, so war dies blos ein vorübergehender Irrthum". Wie? höre ich rufen, der Recensent ist in Ungewißheit über die künftige Richtung des Religionsunterrichts nach des Hrn. Lajous' System? Ist Hr. Lajous nicht der beste Katholik? Man urtheile, wenn man erst die folgende Seite der Flugschrift gelesen haben wird (S. 27):

„Die katholische Religion hat sich nicht wie die politische Gewalt durch das Unglück gereinigt und gestählt; sie ist im Gegentheil unbeweglich geblieben, ohne daran zu denken, daß der Boden unter ihren Füßen wich. Von Neuem wollten ihre unwürdigen Helfershelfer versuchen, Ketten zu schmieden. Frankreich war herangewachsen, überall waren freie, große Herzen; die Pflastersteine von Paris brachten Helden hervor, die Helfershelfer verschwanden, der menschliche Geist ist im Gange und wird nicht mehr stehen bleiben; man fühlt das heftige Bedürfniß nach einer Reform. Ueberall Gährung — Europa ist in Erwartung einer ungeheuern Begebenheit — Das Weltall ist in Liebe — Ein unwiderstehliches Bedürfniß nach Vereinigung und Sympathie lebt in allen Herzen auf und scheint alle Nationen zu rufen, sich die Hand zu reichen und sich zu Einem Festgelage niederzusetzen. Wer hat nicht die brennenden prophetischen Seiten des Grafen de Maistre gelesen? Kommen wird die Zeit, sie ist nicht fern, wo die Verwandtschaft der Religion und der Wissenschaft, vereinigt in Einem Haupte, zur Explosion gelangt, dann wird Frankreich zuerst, Europa, das Weltall — Laßt uns einhalten, prophetische Laute geziemen nicht meiner schwachen Stimme; es sei genug, daß mein Gedanke hingeworfen ist". Ist das nun katholisch?

Vielleicht gelingt es uns, weiter unten zu erklären, wieso Hr. Lajous S. 26 für, S. 27 gegen den Katholicismus und dennoch für die berühmten Ansichten Lemaistre's spricht. Es kann uns im Grunde gleichgültig sein, welchen Glauben der Verf. dem öffentlichen Unterricht zu Grunde legen will, und ich glaube überhaupt, daß es beim Unterricht weniger auf Glauben als auf Wissen ankommt. So wollen wir uns denn vor Allem nicht darum bekümmern, was Hr. Lajous glaubt, sondern was er weiß und welche neue praktische Plane er einführen will. Er hat deren eine ganze Menge in Bereitschaft.

Zuvörderst will er die Erziehung bis über die Schule hinaus erweitern. Der junge Mann soll in Zukunft eine toga virilis anlegen und den Namen enfant de Mars erhalten; führt er sich gut auf, so wird er nach 3 Jahren soldat-citoyen. Die Auswahl der Besten erhält den Namen Heilige Schar, Schildwachen der Freiheit.

„Die toga virilis besteht aus einer Blouse, d. i. ein farbiges Hemde, und aus einem Gürtel. — Ich würde außerdem ein Gewand von Wachstuch vorschlagen, durch welches der Regen nicht dringen kann — recht wohlfeil! recht wohlfeil! Der Muth, die Tugenden sind in dem Herzen" (S. 36).

Die Kinder des Mars sollen dem Staate keinen Pfifferling kosten; sie würden schamroth, wenn sie Brot essen sollten, das sie nicht mit dem Schweiße ihres Angesichtes erworben hätten. Die Soldaten sollen hübsch arbeiten, pflügen, Chaussée bauen u. s. w.

Ueber diese Neuerungen ergießt sich Hr. Lajous in eine endlose Gelehrsamkeit, was mir nicht auffällt, denn er sagt, er habe mehre Broschüren gelesen. Unter Andern citirt er des Hrn. Gassicourt „Projet d'institution nomade".

Ein anderer Vorschlag: die Regierung soll Bücher drucken lassen, welche dem Volke nützlich sind, jedes zu wenigstens 50,000 Exemplaren, und soll diese Bücher an die Bibliotheken schicken, als da sind: das Alte und Neue Testament, die „Imitation de Jésus-Christ", „Perrin et Lucette", und die Methode Jacotot.

Ferner: „Wenn der Mensch, die Gesetze seines Organismus verachtend, sich durch Appetit und Gelüste dazu verleiten läßt, Fleisch zu essen, alsdann seid überzeugt, daß er die Gesetze seines Organismus antastet; sein Organismus wird dadurch leiden, eine Menge Krankheiten überfallen ihn".

„Und jetzt habe ich nur noch 2 Worte mit der Regierung zu sprechen, dann bin ich fertig. König und Kammern, ihr Alle unsere Vertreter der Nation (ich spreche nicht, sondern 32 Millionen Franzosen), wir, die wir so viel werth sind wie Ihr; wir, die wir mehr als Ihr werth sind, wir haben Euch zu unsern Häuptern ernannt, aber nicht zu unsern Gebietern; wo nicht, nicht. Um unser Interesse zu vertheidigen, haben wir Euch Vollmacht gegeben; wo nicht, nicht. Damit das Recht, die Freiheit und Ordnung herrschen; wo nicht, nicht. Damit die Exploitation des Menschen durch den Menschen al-

mälig abnehme; wo nicht, nicht. Damit die Steuern weislich zum Wohle der Massen verwendet und nicht vergeudet werden; wo nicht, nicht. Damit Ihr mit unserm Gelde haushalten möget; wo nicht, nicht. Damit Ihr durch gute Gesetze die fortschreitende Thätigkeit des Glückes Aller erhellet, leitet; wo nicht, nicht. Auf daß Ihr als treue Diener thut, was wir wünschen, was wir wollen; si non, non. Seht Karl X. an, seht die Jesuiten an, sie sind nicht mehr. Das Volk ist Herr, das Volk hat seinen Gott wiedergefunden; wehe Euch! Dixi".

Jetzt wollen wir das Räthsel lösen. Der Verf. ist Saint-Simonist. Seine Ansicht ist: „Robert Owen in England und Amerika, die Schüler Saint-Simon's in Frankreich scheinen der Vortrab einer ganz neuen Cultur zu sein, wozu unser Jahrhundert, glaube ich, noch nicht berufen ist". Das wird gewiß auch mancher Leser glauben. Leute mit so erhabenem Geiste und so brennendem Herzen werden selten von ihrem Jahrhundert verstanden. Das Büchlein des Hrn. Lajous dient zum Beweise.

Da nun der Verf. Simonist ist, so kann er füglich (S. 26) für, (S. 27) gegen den Katholicismus sprechen. Die Simonisten machen es wie unsere Idealphilosophen, sie fangen damit an, Allen Recht zu geben, damit ihnen Jedermann Recht gebe; und da ihnen Niemand Recht gibt, so werden sie erbittert und geben gleich darauf aller Welt Unrecht. Der Götzendienst, das Judenthum, der Protestantismus werden ebenfalls von den Simonisten sehr herausgestrichen und total über den Haufen geworfen — prenez mon ours!

Es soll jetzt schon 93 Simonisten geben; allein, das ist nicht wahr. Jene Zahl, die man gewiß schon in eine Statistik aufgenommen hat, ist eine reine Erfindung der „Gazette de France". Dies fromme Blatt kam durch die Revolution in die größte Verlegenheit. Wenn es früher gegen die Ketzer schrieb, so antworteten viele Blätter: „Ja, wir sind Ketzer", blos um die Regierung zu ärgern. Andere erwiderten: „Um Gottes willen, wir sind keine Ketzer!" und wollten ihre Gnadengelder behalten. Dies gab nun fortwährend der frommen „Gazette" Stoff zu Artikeln, Anschuldigungen; nach der Revolution aber ging ihr der Stoff aus, sie hatte sich festgeschwatzt und konnte demnach nicht weiter. Die Blätter gaben ihr keine Antwort. Die „Gazette", welche einen Gegner suchte, kam endlich auf einen glücklichen Gedanken und machte den Simonisten das Compliment: es seien ihrer 93. Das nahmen die Andern gar für eine Grobheit, gaben Antwort, und so haben die „Gazette" und die Simonisten Stoff zu Artikeln, Broschüren, Predigten, Missionen u. s. w.

Was eigentlich der Simonismus ist und welche gute Gedanken er enthält, darüber wollen wir später Bericht abstatten; wir müssen zuvor einige Broschüren darüber lesen. Aber Einen Rath geben wir zum Schlusse den Simonisten, folgende Worte des Hrn. Lajous (S. 57) zu beherzigen: „Nicht vage Gedanken sind es, nicht Nebelgebilde, in ätherischen Räumen verloren, sind es, die uns in den jetzigen Verhältnissen Noth thun; wir brauchen jetzt Positives: es handelt sich um die Zukunft Frankreichs!" 161.

Aphorismen aus der Theorie und Praxis des Kriegswesens von einem Veteran der preußischen Armee. Leipzig, Gleditsch. 1830. 8. 18 Gr. *)

Das vom Verf. gewählte Motto, sowie das etwas pomphafte Vorwort, in welchem derselbe seinem Werk viele Anfechtung aber auch viele Theilnahme prophezeit, ließ mich in demselben eine neue Theorie des Kriegswesens, mindestens Vorschläge zu wesentlichen Veränderungen des jetzigen Systems erwarten. Indessen sollte ich meinen, dieses Buch enthalte, wenn man dessen Grundideen von den zu sehr gehäuften Phrasen und den mit einiger Affectation angebrachten Citaten trennt, durchaus nichts Neues und nur einige Modification des Bestehenden. In der ersten Abtheilung: „Ueber den sittlichen und geistigen Standpunkt der höhern Classen des Kriegsstandes in der Gesellschaft", beweist der Verf., daß wissenschaftliche Bildung für die Offiziere nöthig sei. Allerdings sollte ich glauben, unser Jahrhundert bedürfe eines solchen Beweises nicht mehr, und schon eine Discussion, ob ein kenntnißreicher Militair zur Erfüllung seines Berufs geeigneter sei als ein unwissender Mensch, scheint mir eine unverdiente Beleidigung des Kriegsstandes. Glaubte der Autor jedoch den Einfluß der Wissenschaften auf den Soldaten abhandeln zu müssen, so hätte er das Thema wol von einer höhern, weniger materiellen Seite betrachten können, denn indem er S. 10 zugibt, wer als Hauptmann oder Major zu leben und zu sterben gedenke und keinen Anspruch auf höhere Stellen mache, könne wol in einiger Ignoranz sein Dasein hinführen, aber nicht der dem Höhern (d. h. dem Avancement) zustrebende Offizier, durch welche Ansichten die Wissenschaft sehr herabgewürdigt wird, wie immer geschieht, wenn man Schiller's schönen Spruch:

Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib,

vergißt. Wäre es überhaupt erlaubt, der ohnehin täglich mit neuen Worten überhäuft werdenden deutschen Sprache noch mehr dergleichen aufzubürden, so würde ich zur Vermeidung jedes Misverständnisses die Wörter Brotschaft, Beförderungsschaft für Diejenigen, welche in den Wissenschaften nur ein Mittel zum Avanciren oder Unterhalt sehen, vorschlagen, damit das Wort Wissenschaft in seinem reinen etymologischen Sinn als Dasjenige, was Wissen, also ein veredeltes Dasein schafft, ungetrübt bliebe. Das dem Offizier zu erlernen Nöthige theilt der Verfasser sehr richtig in Hülfswissenschaften, eigentliche Kriegswissenschaften und Kriegskunst ein, worüber weiter nichts zu bemerken ist, als daß, den philosophischen Nutzen des Studiums der alten Sprachen bei Seite gesetzt, in Hinsicht auf praktische Anwendung, die Erlernung neuerer Sprachen, besonders der angrenzenden Länder, für einen Offizier offenbar wichtiger ist: Die Bemerkung, daß Uebersetzungen die Urschrift nicht ersetzen könnten, ist in der Poesie, wo z. B. die Hexameter Homer's ein griechisches Ohr wol mehr bezaubern möchten als die von Voß den deutschen Sinn für Wohlklang, auch in der Romantik wahr, aber bei Erzählung von Begebenheiten nur dann, wenn der Uebersetzer aus Unkenntniß die Sache verwirrt. Es kann hier nicht der Ort sein, den Streit über den Vorzug des sogenannten classischen oder philanthropischen Unterrichts aufzunehmen; aber die Verweisung an Männer, welche besonders die Sprachen der Alten verstehen, die der Autor S. 27 zu Schiedsrichtern aufruft, kann wol ebenso wenig bedeuten, als ob man den Altmeister einer Innung fragen wollte, ob die Zünfte aufzuheben wären. Einige in die Kriegswissenschaft eingeflochtene Zweige von Wissenschaf-

*) Motto: Oft glauben die Leute, ich spräche aus Haß gegen sie, wenn ich mit Liebe für sie erfüllt und sie vor Thorheit und Schande zu bewahren bemüht bin.

Der Prediger in der Wüste.

ten, als nämlich Menschenkunde, Klugheitslehre rc. sind etwas subtiler Art. In der zweiten Abtheilung entwickelt der Verf. „seine Andeutungen über die Verschmelzung der Landwehr mit dem stehenden Heer" mit besonderer Beziehung auf Preußen. Die Frage, inwiefern es nothwendig sei, daß das stehende Heer der Kern der Kriegsmacht und ein das monarchische Princip in sich tragendes Wesen sei, wie solches der Verfasser behauptet, oder ob das stehende Heer nur die Schule der Volksbewaffnung, mithin das ganze militairisch geübte Land die eigentliche Bewaffnung sein könne, hängt offenbar von der mehr royalistischen oder liberalen Ansicht und von Entscheidung der Frage ab, ob der Regent oder die Nation den Krieg zu führen habe, ist demnach hier bei Seite zu stellen. Um die Veränderung, welche der Verf. bei dem jetzigen System Preußens vorschlägt, würdigen zu können, ist es am einfachsten, die bestehende Einrichtung mit der projectirten zusammenzustellen und die in beiden Fällen erlangte Quantität Soldaten zu vergleichen. Bei der jetzigen Einrichtung dient der ausgehobene Mann 3 Jahre, dann 2 Jahre in der Kriegsreserve, wo er im Fall eines Kriegs wieder beim Regiment eintritt, mithin als dessen Beurlaubter zu betrachten ist, worauf er 7 Jahre in dem ersten Aufgebot der Landwehr sich befindet. Wenn daher der Bestand der Armee im Frieden 120,000 Mann ist, so wird selbige im Krieg, abgesehen von dem Abgang der Kriegsreserve- und Landwehrmänner durch den Tod oder Invalidität, durch Einziehung der Kriegsreserve und Aufgebot der Landwehr 200,000 Mann Linie und 280,000 Mann gedienter Landwehr ersten Aufgebots stark sein. Nach des Verfs. Meinung soll bei der Infanterie und mit geringen Modificationen ebenfalls bei den andern Waffengattungen die active Dienstzeit wie jetzt 3 Jahre, die Zeit der Beurlaubung oder der jetzigen Kriegsreserve auch 3 Jahre dauern, und die Landwehr nur im äußersten Nothfall auftreten. Demnach wäre im Fall eines Kriegs die Armee 240,000 Mann stark, aber ohne Landwehr, denn wenn das Landwehrinstitut im Frieden nicht geübt wird, so ist es im Krieg schwerlich zu schaffen.

Demnach reducirt sich der ganze Vorschlag auf weiter nichts als auf die Einführung einer 6jährigen Dienstzeit, von welcher der Mann 3 Jahr im Dienst und 3 Jahre auf Urlaub zubringt, welche Einrichtung namentlich in Sachsen besteht, wo der Soldat den größten Theil seiner 6jährigen Dienstzeit auf Urlaub ist. Ich sollte, nach meiner subjectiven Ansicht, den ganzen Vorschlag, welcher die Linienarmee um ein Fünftel vermehrt und die Landwehr aufhebt, für keine Neuerung, sondern ein Zurückführen zum alten System halten und begreife um so weniger, wie der Verf. Scharnhorst's Ansichten so großes Lob zollen kann, während er das von diesem ausgezeichneten Mann eingeführte volksthümliche System umzustoßen denkt. Die jetzige Eintheilung, wo ein Bataillon gewöhnlich aus 600 Mann, nach Einziehung der Kriegsreserve aus 1000 Mann besteht, und 3 solcher Bataillons ein Regiment bilden, welches demnach im Frieden 1800, im Krieg 3000 Mann zählt, worauf 2 Regimenter eine Brigade bilden, würde, nach des Verfs. Meinung, sich dahin gestalten, daß ein Bataillon gewöhnlich 600 Mann, nach Einberufung der Beurlaubten 1200 M. stark wäre, mithin würde dann ein Regiment im Frieden 1800, im Krieg 3600 Mann zählen, eine Brigade demnach aus 7200 statt wie bisher aus 6000 M. bestehen. Es ist daher der Vorschlag des Verfassers. die Regimentscommandos aufzulösen und die Brigade, welche dann aus 6 Bataillons bestände, als Einheit zu betrachten, in gar keiner nothwendigen Verbindung mit der projectirten Umgestaltung und könnte ebenso gut bei dem bestehenden Systeme eingeführt werden, wenn es anders als praktisch sich erwiese, daß man je 6 Bataillons oder 2 Regimenter, mit Aufhebung des Regimentscommandos, dem Brigadecommandeur unterordnete; ja, sogar wäre diese Einrichtung jetzt, wo 6 Bataillons nur 6000 M. haben, offenbar noch ausführbarer, als wenn sie, nach dem Systeme des Verfassers, auf 7200 M. gewachsen sind. Uebrigens reducirt sich dieser zweite wegen Kostenersparung vom Autor sehr empfohlene Vorschlag auf weiter nichts, als den Regimentern doppelte Stärke zu geben, wobei ein Regimentsstab erspart wird, wie solches bei mehren Armeen eingeführt ist.

Was der Verfasser über den Dienst des Generalstabs bei Märschen sagt, ist sehr richtig und auf Erfahrung begründet, sowie es sehr wünschenswerth wäre, daß des Autors praktische Ansichten über Bewaffnung und Bekleidung von denjenigen Commandeurs beherzigt würden, welche die Krieger als Figuren betrachten, die zum Amusement hoher Herrschaften ein plastischmimisches Tableau aufführen sollen, und welche die Muße des Friedens zur Erfinnung von Folterwerkzeugen anwenden, womit sie durch Riemen und Schnallen jede Spur von Wohlbeleibtheit, gleich einem anmaßenden Hervortreten, zurückdrängen.

Eine zweckmäßige Bekleidung erleichtert übrigens besonders das Tirailliren, wobei wir den Franzosen ohnehin an angeborener Behendigkeit nachstehen, welche größere Uebung ersetzen muß. Auch hierüber sagt der Verf. viel Zweckmäßiges. 62.

Notizen.

Was die ostindische Gesellschaft von den Heiden erhält.

Es ist bekannt und am 22. September 1830 von John Poinder im Parlamente mit Documenten belegt worden, daß die löbliche ostindische Gesellschaft in Indien das Heidenthum begünstigt und sich dafur bedeutende Summen von den armen Heiden bezahlen läßt. Der Hauptgötzentempel, der ihr Tribut zahlt, ist Juggernant, die vorzüglichsten andern sind Gya, Allahabad und Tripetty. Wie hoch sich dieses Sündengeld im Ganzen belaufen mag, ist unbekannt; Hr. Poinder schlägt es auf folgende Weise an:

1. Juggernant — reines Einkommen in 17 Jahren (bis Ende 1829)	99,205 Pf. St.
2. Gya — reines Einkommen in 16 Jahren (bis Ende 1829)	455,980 Pf. St.
3. Allahabad — reines Einkommen in 16 Jahren (bis Ende 1829)	159,429 Pf. St.
4. Tripetty — reines Einkommen in 17 Jahren (bis Ende 1829)	205,599 Pf. St.
In 17 Jahren zusammen	920,213 Pf. St.

Neueste Nachricht über den Sklavenhandel.

Am 22. August 1830 ankerte der Primrose in der Bucht von Loango und erfuhr, daß die Spanier, Portugiesen und Brasilianer alle ihre Forts u. s. w. an der südlichen Küste geschleift und den Sklavenkauf daselbst ganz aufgegeben hätten. Der König von Loango hatte 60 Sklaven an die Küste bringen lassen und, da keine Schiffe dawaren, kaltblütig befohlen, sie zu ermorden. Die Stelle, wo die Unglücklichen geopfert wurden, war nicht fern, und die Offiziere des Primrose sahen die weißgebleichten Knochen derselben an einem Hügel liegen. Dieser Theil ist der civilisirteste der südlichen Küste, und die Bewohner sprechen gebrochen Englisch, Spanisch, Portugiesisch und Holländisch. Der König und seine Großen waren sehr unzufrieden mit der Aufhebung des Sklavenhandels, und sie wird den Krieg daselbst aufheben; denn ohne Kampf konnten keine Sklaven erlangt werden. Dieser König kann aller 10 Tage 1500 Sklaven liefern. Am 4. September verließ der Primrose die Prinzeninsel und nahm am 7. das berüchtigte Sklavenschiff Velos Passagera, von 20 Kanonen und 150 Mann Besatzung. Der Primrose hatte 3 Todte und 12 Verwundete, der Velos dagegen 43 Todte und 20 Verwundete. Er hatte 555 Sklaven am Bord und ist das größte Sklavenschiff, das je genommen wurde. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 71. —— 12. März 1831.

1. Taschenbuch der neuesten Geschichte, herausgegeben von Wolfgang Menzel. Erster Jahrgang. Geschichte des Jahres 1829. Mit 24 Portraits. Stuttgart, Cotta. 1830. 16. 1 Thlr. 20 Gr.
2. Geschichte unserer Zeit. In jährlichen Uebersichten der wichtigsten Ereignisse von Karl von Schirach. Erster Jahrgang. Das Jahr 1829. Hamburg, A. Campe. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist natürlich, daß man die deutschen Résumés der letztverflossenen Jahresgeschichten, deren 2 neue Reihen in obigen Werken begonnen worden sind, bei einer Beurtheilung gern vergleicht mit Dem, was Aehnliches in andern an Bildung rivalisirenden Ländern, wie England und Frankreich, erschienen ist, und hier zeigt sich bei dem Ueberblick der vorhandenen Annuaires historiques et politiques, der Annuaries und Annual registers eine verschiedene Tendenz besonders in der Hinsicht, ob sie mehr mit in die Sache eingehendem politischen Interesse oder mehr als zur Uebersicht und Unterhaltung für den Gebildeten abgefaßt sind. Jenes ist im Ganzen mehr der Charakter der englischen Leistungen, die uns besonders Das, was im großbritannischen Reiche Politisches geschehen ist, in seinen Vorbereitungen, verschiedenen Entwickelungsstufen und Folgen mit einer Vollständigkeit und einer Schärfe der politischen Beobachtung und Beurtheilung hinstellen, welche das Lesen dieser englischen Résumés, die freilich mehr Tractate als Résumés sind, zu einer vortrefflichen Schule für praktische Politik, besonders für die ganze Staatswohlfahrtspolizei werden lassen. Flüchtiger, einseitiger bei weitem sind die französischen Leistungen selbst in Beziehung auf Das, was sie in größerm Detail über und aus Frankreich selbst berichten; doch halten sie sich zum Theil noch auf der Grenzlinie beider Tendenzen, wenigstens das eine gediegenere Werk von Lesur, was wir hier vorzugsweise im Auge haben. Von den deutschen Leistungen sämmtlich kann man dies nicht sagen, wovon die Schuld freilich nicht den Männern anheimfällt, die dergleichen unternommen haben, sondern der Nation im Ganzen. Wie viel Leser würde z. B. Hr. Menzel oder Hr. v. Schirach gefunden haben, wenn sie auch nur in die hauptsächlichsten Details und auf die bedeutendsten politisch-ökonomischen Resultate der schwedischen Reichstagsunterhandlungen weitläufiger hätten eingehen wollen? Hr. v. Schirach hat in dieser Hinsicht in der That das in Deutschland Mögliche gethan, denn nicht einmal aus seinem eignen Vaterlande will der Deutsche, das heißt der lesende, Résumés kaufende Deutsche, dergleichen gründlicher abgehandelt lesen, wenn er nicht Mann vom Fach ist, und wenn nun gar das Buch dadurch um das vierfache vertheuert würde! Kurz, eben die Vergleichung mit Dem, was England Aehnliches hat, führt, wenn man die Verschiedenheit der Nationen und ihrer Interessen zugleich in Anschlag bringt, auf einen Standpunkt der Beurtheilung deutscher Résumés der Geschichte der letzten Jahre, welcher ganz andere Foderungen stellen läßt, als man vielleicht, wenn man die Sache pur für sich betrachtet, gestellt hätte. Es kommt in Deutschland darauf an, mit einer dem Fortschreiten der Bildung huldigenden Gesinnung und in gebildeter Sprache Ueberblicke zu gewähren über die Hauptveränderungen der äußern und innern Verhältnisse der Hauptstaaten von Europa und derer von andern Welttheilen, inwiefern dieselben irgend eine Beziehung zu der allgemeinen Bildung zu finden gewußt haben.

Vergleicht man nun weiter beide vorliegende Werke mit den ältern ähnlichen Leistungen von Venturini und Buchholz, so tragen sie es beide an gewandterer Sprache, unterhaltenderer Darstellung und selbst vielfach in richtigerer Beurtheilung über das Venturini'sche Werk, an Genauigkeit und größerer Vielseitigkeit über die Buchholz'sche Arbeit davon, welche in einigen ihrer letztern Jahrgänge besonders in einen leidlichen Schlendrian gerathen ist, ganz abgesehen von den einseitigen Ansichten des Verf. in politischen Dingen. Zwar ließe sich Hrn. v. Schirach besonders noch eine etwas objectivere Haltung wünschen, d. h. es würde seiner Darstellung zugutekommen, wenn er z. B. bei der Behandlung der östreichischen Verhältnisse sich die Mühe gegeben hätte, doch auch die schönen Seiten der östreichischen Verfassung und Regierung, auch das Vernünftige, was neben manchem Widerwärtigen in Schlegel's, Werner's, Pilat's u. s. w. Tendenz zu finden ist, und die hohe Achtbarkeit gar mancher Seiten der politischen Thätigkeit des Hrn. v. Gentz hervorzuheben, und nicht blos ein Excerpt aus Hrn. Prof. Schneller's Werk mitzutheilen; wenn er über die spanischen Verhältnisse und die freilich auf dem constitutionnel-liberalen Standpunkt

nicht zu verstehenden, aber im Leben der Nation fest eingewachsenen und gewiß in ihrer Art auch sehr achtbaren Interessen der absoluten Partei etwas gemäßigter geurtheilt hätte; doch ist im Ganzen die wohlgesinnte Richtung und das Bestreben schneidende Einseitigkeit in seiner Darstellung zu vermeiden, in dem Werke des Hrn. v. Schirach bemerkbar und diese Eigenschaften söhnen mit einigen schiefen Beurtheilungen im Einzelnen aus. Wenn bei Hrn. Menzel überall auch ein solches Hinneigen nach der constitutionnell-liberalen Ansicht in der Beurtheilung solcher Staaten nicht nur sichtbar ist, wo diese Ansicht selbst waltet, sondern auch da, wo sie am unrechten Orte zu sein scheint, nämlich wo das Staatsleben noch ganz andere Motive zu Grunde liegen hat, so fällt doch dies Hinneigen nicht so unangenehm dem Leser auf, weil er dem ganzen Buche anmerkt, er habe es in demselben mit einem Verf. zu thun, der noch eine andere Region bewohne als die Politik; es kommt durch dieses Verhalten des Verf. trotz der vorherrschenden liberalen Ansicht mehr Bequemlichkeit, mehr Milde, mehr Objectivität in die Darstellung, die dadurch eben, daß der Verf. nicht wie Hr. v. Schirach sich pathetisch von seinen Gegenständen fortreißen läßt, für den Unterhaltung suchenden Leser sehr gewinnt. Eine gewisse Leichtigkeit, die Fähigkeit, pikante Einzelnheiten zu bemerken, und ohne zu großen Nachdruck darauf zu legen, zur Sprache zu bringen, die stete Rücksicht auf literarisches Verhalten der Staaten sowol als ausgezeichneter Individuen sind entschiedene Vorzüge des Menzel'schen Taschenbuchs, welches, sowie in Deutschland verständigerweise die Aufgabe für eine Arbeit dieser Art gestellt werden kann, allen Anfoderungen derselben entsprechen dürfte. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß im Einzelnen auch des Hrn. v. Schirach Werk gar manche Vorzüge aufzuweisen hat; als solcher dürfte namentlich die ausführlichere Berücksichtigung mancher außereuropäischen Länder Erwähnung verdienen, ferner die genauere Behandlung der Verhältnisse der nordischen Reiche und dem eigentlich politisirendem Manne wird es überhaupt mehr zusagen, während Hrn. Menzel's Buch den Bedürfnissen der gebildeten Lesewelt nicht nur überhaupt entspricht, sondern auch in dieser Hinsicht die andern ähnlichen Unternehmungen hinter sich zurückläßt. Dem politischen Résumé hat Hr. Menzel beigegeben eine sehr willkommene kleine Chronik, welche Naturmerkwürdigkeiten, Reisen wissenschaftlich bedeutender Männer, Kunstleistungen und Alterthümer, unter der Rubrik: „Miszellen", manche statistische Data und Curiosa, wie dergleichen in den Zeitungen des Jahres 1829 angemerkt worden, zur Sprache bringt, und welche außerdem eine Regententafel und einen Nekrolog des Jahres 1829, endlich eine chronologische Tabelle über das Jahr 1829 enthält und sogar Vieles noch zur bequemen Handhabung und angenehmen Unterhaltung für den Leser beibringt. Die beigegebenen Portraits in Steindruck sind leider schlecht genug und würden, wenn sie im zunächst erscheinenden Jahrgang um einiges verbessert gegeben oder ganz weggelassen würden, die äußere Erscheinung des Buches heben, dem wir wünschen, daß es alle seine Leser so unterhalten haben möge, wie Ref., der die Belehrung, welche er in manchen Partien des von Schirach'schen Werkes weitläufiger und genauer als bei Hrn. Menzel gefunden, übrigens in keiner Hinsicht verkennt. 37.

Die tatarischen Minstrels.

Don Juan van Halen, in der neuesten Zeit oft genannt wegen seiner thätigen, ja selbst allzu thätigen Theilnahme an den Vorgängen in Belgien, hat bekanntlich bereits 1827 seine frühern Schicksale in Spanien und Rußland in 2 Octavbänden beschrieben („Mémoires de D. J. v. Halen", Paris, 1827). Im 2. Theil dieser Denkwürdigkeiten erzählt er einen Feldzug, den er, in der Eigenschaft eines russischen Cavalerieoffiziers, im Gefolge des Generals Fürst Madatof, gegen die kaukasischen Gebirgsvölker im Dagestan gemacht hat. Ref. hebt daraus die Beschreibung eines tatarischen Sängers, der, wie man sehen wird, das Bild eines alten, kriegerischen Skalden der blutigen Walhallamänner vergegenwärtigt. In der Stadt Nuga, dem Hauptort eines Districts in Kaukasien, musterte Madatof das Kriegscontingent dieses Landestheils, welches aus 300 Reitern bestand, die ein junger Tatar, von fürstlichem Geschlecht, anführte. Er hatte bei einem frühern ähnlichen Kriegszuge sich ausgezeichnet und den Rang eines Offiziers in der russischen Armee erhalten; von seinen Untergebenen, den gemeinen Kriegern, unterschied er sich übrigens, nach tatarischer Sitte, nur durch ein silbernes Säbelgehenk. Seine Schar hatte ein kriegerisches, schönes Ansehen; die Pferde waren vortrefflich. Die Mehrzahl solcher Reiter ist zum Kriegsdienst verbunden, andere treten freiwillig in die Reihen. Es gibt nämlich in diesen tatarischen Landestheilen von Kaukasien eine große Anzahl von Menschen, die keinen andern Erwerb kennen, als für eine geringe Bezahlung im Contingent diejenigen Kriegspflichtigen zu ersetzen, die durch ihre Geschäfte im Hause zurückgehalten werden. Diese Stellvertreter erscheinen beritten und wohlbewaffnet. In ihrer Zahl befand sich hier ein alter Mann von ungefähr 60 Jahren, mit Flinte, Dolch und Säbel bewaffnet und hinter sich am Sattel eine Guitarre führend, die er bei Gelegenheit irgend eines Kriegszuges erbeutet hatte. Auf diesem Saitenspiele, von dem er sich nie trennte, waren mehre Blutflecke sichtbar, und viele erkennbare Säbelhiebe bezeugten, daß feindliche Waffen es nicht immer verschont hatten. Dieser Minnesänger eigenthümlicher Art war unter seinen tatarischen Landsleuten wegen seiner Stärke, seines Muths und besonders wegen seines Frohsinns allgemein bekannt. Fürst Madatof, der ihn ebenfalls kannte, befahl ihm, in seinem Gefolge zu reiten, weniger um sich von ihm belustigen zu lassen, als der Unordnung vorzubeugen, die die Gegenwart des sanglustigen Alten in den Reihen zu veranlassen pflegte. Der Kriegszug verließ am 24. Mai 1820 früh Nuga und bewegte sich auf Schirwan. Die Nacht ward an einem Ort, Sorab, 7 Meilen von Nuga, zugebracht. Am folgenden Morgen kamen einige berittene Tataren dem Fürsten Madatof entgegen. Ihr Anführer ritt näher heran, und nach vielen Bezeigungen von Unterwürfigkeit und Ehrfurcht nannte er sich einen Boten des Khans von Schirwan, der von seinem Gebieter ausgesandt sei, um dem Fürsten die seinem Range schuldigen Ehrenbezeigungen zu erweisen und ihm anzuzeigen, daß an einem wohlgelegenen Orte für ihn und sein Gefolge ein Lager aufgeschlagen sei. In der That fanden wir auf einer frischen, üppigen Wiese Zelte aufgeschlagen. Das Lager zog sich rund um ein Mittelzelt, worin eine Versammlung tatarischer Spielleute das Fest der Bewirthung erheitern sollte. Ein neben diesem Zelte aufgestelltes, verdecktes Gerüste erregte unsere Neugierde; jedoch vermochten wir noch nicht dessen Bestimmung zu errathen, als plötzlich 2 Tataren sich hinter dasselbe stellten und ein Marionettenspiel aufführten, in dem die Puppen nach der Landesart gekleidet waren und mehre dem tatarischen Geschmack entsprechende Auftritte darstellten. Dieses

Schauspiel, das bei dem Volke seit den ältesten Zeiten üblich ist, wird von ihnen für die geistreichste Belustigung angesehen. Als die Vorstellung geendet war, ergriff der alte Sänger, der in Ruga sich zu uns gesellt hatte, seine Guitarre und sang mit gewaltiger Stimme das Lied vom tapfern Rustan, dem heldenmüthigen Ritter, dem Roland des Morgenlandes. Schwer ist es, das Entzücken, die Begeisterung zu beschreiben, mit der die tatarischen Zuhörer den Gesang ihres unermüdlichen Barden vernahmen, der weit über Mitternacht hinaus die Wunder der Tapferkeit seines vergötterten Helden pries.

So weit van Halen. Das musikalische Instrument, welches er eine eroberte Guitarre nennt, wird wol nur die einfache, auch bei dem russischen Landvolke übliche Balalaika gewesen sein, deren tatarischer Name auf einen tatarischen Ursprung hinweist, und die in ihrer rohen Zusammensetzung einige Aehnlichkeit mit einer Guitarre hat. Wie dem nun auch sein mag, so hat die von van Halen erzählte Anekdote bei dem Ref. das Andenken eines andern tatarischen Sängers aufgefrischt, den einst zu hören ihm ein Zufall gönnte. Während des ereignißreichen Jahres 1814 war Ref. von Bingen aus niederwärts am Rhein nach Koblenz in einem Auftrage entsendet, der mit seinen damaligen Dienstverhältnissen zusammenhing. Es geschah dies in den Tagen, da ein Theil des schlesischen Heeres unter Blücher bei Kaub über den Rhein gegangen war. In St.-Goar, wo Ref. Auskünfte und Berichte erwarten mußte, traf er auf eine zum Blücher'schen Heere gehörige kleine Abtheilung russischer Cavalerie, die dort stationirt war. Die Offiziere, darunter 2 Livländer, befanden sich in dem nämlichen Gasthofe am Rhein, in welchen Ref. einkehrte. Da seine Aufträge auf den Krieg Bezug hatten, war die Bekanntschaft mit den Offizieren bald gemacht, und, indem ein Theil des Nachmittags willkürlicher Verwendung anheimfiel, ward mit den beiden Livländern ein Spaziergang nach den Ruinen des Schlosses Rheinfels verabredet, die dicht über St.-Goar in malerischer Pracht und alter Herrlichkeit prangen. Rheinwein und Rheinaussicht hatten die kleine Gesellschaft froh gestimmt, und in heiterm Gespräch ging sie den Felssteig empor, indem die nachschleppenden Säbel der beiden Cavaleristen klirrend an die Steinstufen schlugen. Trotz des Geräusches der Stimmen und Säbel vernahm sie plötzlich die Klänge eines Saiteninstrumentes und den Gesang einer männlichen Kehle. Die Offiziere horchten einen Augenblick; dann sagten sie: „Das ist unser alte Tatar; desto besser — so werden Sie ihn singen hören, was nicht immer möglich ist, denn reiten und fechten thut er genau, wie ihm befohlen wird, aber singen nur, wenn er Lust hat". Als die Spaziergänger oben anlangten, sahen sie auf einer Mauertrümmer einen Husaren sitzen, der in der Hand eine Balalaika hielt, ein Instrument, das von Reisenden in Rußland häufig beschrieben worden, daher Ref. annehmen kann, daß es hinlänglich bekannt ist. Sobald der Sänger der Offiziere ansichtig ward, stand er auf, zog seine Mütze und richtete sich ordonnanzmäßig. „Nicht doch, Bruder Jakow", sprachen sie zu ihm russisch, „setz Dich wieder und sing uns und dem Herrn hier etwas vor". Er weigerte sich eine Zeitlang, starr wie eine Schildwache stehend, und Ref. betrachtete unterdeß sein länglichtes, von Wachtfeuern geschwärztes, von Pulverkörnern tatowirtes Gesicht; die dunkelschwarzen Haare, von einzelnen altersgrauen durchschossen, waren soldatisch kurz am Kopfe abgeschnitten, und ein lichter Schnurbart senkte sich über die Oberlippe, dessen ganz schwarze Farbe die blendend weißen Zähne um so bemerkbarer machte. Zwei andere Husaren, gleichfalls Tataren, waren seine Zuhörer gewesen und standen nun auch in steifer, militairischer Haltung. Die freundlichen Worte der Offiziere überwanden bald die Weigerung des Sängers; er setzte sich, griff oder strich eigentlich über die Saiten seines Instruments, entriß ihm wilde, rauschende, gellende Klänge und sang dazu in rauhen, meist hohen Kehlentönen ein Lied in tatarischer Sprache. Die Gefährten sagten Ref., daß Blücher darin erwähnt sei, und seltsam erschien ihm der Auftritt. In den Trümmern einer deutschen Feste, über den Wogen des Rheins, sang ein fremder Krieger, in einer ferner, fremden Sprache von einem deutschen Feldherrn; ihn umstanden seine Landsleute und in den beiden livländischen Offizieren die Nachkommen alter deutscher Geschlechter, die sonst eben hier am Rhein geblüht hatten. Trümmerhaft und traumhaft erschien Vergangenheit und Gegenwart und doch heiter und genügend! Als der Sänger schwieg, wünschte Ref. den ganzen Inhalt seines Liedes zu erfahren, und die Offiziere waren so freundlich, zu versprechen, noch an demselben Abend dem Wunsche zu willfahren. In der That, als sie und Ref. den Spaziergang vollendet und darauf im Gasthof beim nachbarlichen Asmannshäuserwein ein lärmendes, militairisches Symposion beschlossen hatten, ward der alte Husar, der auch am Rhein seinen Propheten ehrte und keinen Wein trank, dafür aber im andern Zimmer mit einer gewaltigen Hammelkeule, dem nationalen Lieblingsessen, bewirthet worden war, zur Gesellschaft beschieden und mußte hier seinen tatarischen Gesang, so gut er es konnte, in russischer Prosa wiederholen, worauf die Offiziere denselben deutsch übersetzten. Auch das Sylbenmaß seiner Strophen suchte Ref. zu ergründen und schrieb darauf ein deutsches Liedlein in genauer Nachahmung nieder. Die Leser werden sehen, daß es die rührende Klage des alten Kriegers über einen Landsmann und Kampfgefährten enthält, der, wie die Offiziere aussagten, im Gefecht an der Partha gefallen war. Lange lag das Blatt unter andern Papieren, wovon ein großer Theil neuerdings untergegangen ist. Dieses Lied hat sich aber erhalten und mag nun, durch den Druck vervielfältigt, das Gedächtniß des tatarischen Sängers Jakow um Blücher's willen bewahren:

Des Tataren Lied.

Rabe, Rabe, bist wol weit geflogen,
Hast die trübe Kunde schon verkündet!

Säbel klirrten, und die Büchsen knallten,
Erde stöhnte unter Rosseshufen,
Ueber Feindesleichen ging ein wildes Rennen,
Wildes Rennen Lust und Trauer bringend!
Vor uns war der Feind schon weit gewichen,
Weit gewichen vor der Reiter Säbel,
Aber seitwärts aus dem Busche fielen Schüsse,
Ihre Schützen saßen nicht zu Rosse!
Plötzlich wankte Ali in dem Sattel,
Seine linke Hand griff nach der Mähne,
Und die Brust fiel auf den Hals des Pferdes,
Und drauf sank er auf die feuchte Erde.
Armer Ali, warst ein tapfrer Reiter,
Und ein Fußknecht schoß dich von dem Pferde!
Als der Ali also war gefallen,
Warf ich weinend mich aus meinem Sattel,
Wollte meinen Freund zum letzten küssen.
„Vorwärts!" rief der alte Marschall, „Vorwärts,
Was noch Athem hat, muß vorwärts reiten!"
Zu den Wolken sah ich, zu den grauen Wolken,
Doch der Wind trieb auch die Wolken vorwärts,
Nur ein schwarzer Rabe flog am Himmel,
Uns entgegen seine Flügel schwingend.
Guter Rabe, rief ich, fliege rückwärts
Und verkünde: Ali ist gefallen,
Einsam liegt er auf der fremden Erde,
Christen werden ihn zur Gruft bestatten,
Aber weinen sollen seine Brüder,
Mutter, Weib und Schwestern sollen weinen.
Schwer ist Sterben in der fernen Fremde,
Und noch schwerer ist es unbeweinet!

Schwarzer, guter Rabe, fliege rückwärts,
Mit dem alten Marschall reit' ich vorwärts! 53.

Das Tagebuch eines Edelmannes.

So viel man auch von der Freiheit der Engländer in- und außerhalb England liest und hört, so darf man doch nicht ver-

gessen, daß dieselbe, sofern sie überhaupt in rerum natura existirt, jedenfalls eine ganz andere Bedeutung hat, als man ihr gewöhnlich beizulegen pflegt. Die Freiheit des Engländers ist das Recht, frei zu sein, womit aber keineswegs immer die Erlaubniß, ja nicht einmal die Möglichkeit verbunden ist. Schärfer als in irgend einem andern europäischen Lande, wenn wir das mehr Asien als Europa angehörende Rußland ausnehmen, ist der Unterschied der Stände geschieden; und selbst in der Literatur, wo doch sonst in der ganzen Welt die vollkommenste Gleichheit herrscht, wird in England dieser Unterschied mit einer an das Abergläubische grenzenden Gewissenhaftigkeit beobachtet. Ein fader Alltagsroman, den kein Mensch in die Hand nehmen würde, wenn er von einem gewöhnlichen Plebejer — fruges consumere natus — geschrieben wäre, wird mit Begierde verschlungen, sobald ein Lord als Verfasser genannt ist; und wenn nun gar etwas aus dem wirklichen Leben eines vornehmen Herrn verlautet, so wird des Nachfragens, Rennens und Köpfezusammensteckens kein Ende. Für uns, die von dem freien Engländer so tiefherabgesetzten servile Germans haben dergleichen Producte selten das geringste Interesse, und selbst unsere heißhungerigen Uebersetzer haben es bisher verschmäht, die fashionable novels, oder die zahllosen memoirs, letters und journals der Briten auf den deutschen Markt zu bringen. Nur die Zeitschriften machen zuweilen eine Ausnahme, indem sie ihre dürftigen Columnen mit Auszügen aus dieser vornehmen Maculatur füllen; von dem Neuesten, was aus diesem Gebiete über den Canal gekommen ist, dem Journal eines Edelmanns — „Journal of a nobleman, comprising an account of his travels, and a narrative of his residence at Vienna during the congress“ (2 Theile, London, 1831) —, ist dies sogar bereits zum Voraus geschehen; das münchner „Ausland", welches sich überhaupt durch seine Industrie in dieser Beziehung auszeichnet, hat, nach englischen Journalen, von dem Nichts des Nobleman bereits einen so beträchtlichen Theil gebracht, daß für die weniger eifrigen Collegen in der That nur eine sehr spärliche Nachlese übriggeblieben sein dürfte. Ohne diese irgend Jemand zu beneiden, hoffen wir in d. Bl. für eine Stelle Raum zu finden, die durch den gegenwärtigen Zustand von Polen einiges Interesse erhält. Nowossilzow, vor dem Ausbruche der Unruhen russischer Commissair in Warschau, der Mann, der durch seinen Einfluß im petersburger Cabinet lange Zeit die entscheidende Stimme in allen polnischen Angelegenheiten hatte, soll in einer Unterredung mit dem Prinzen de Ligne, einem Verwandten des Nobleman, sich auf folgende Weise geäußert haben:

„Die Polen kehren in Gedanken immer wieder in die glänzenden Zeiten ihrer Geschichte zurück, und sie möchten, daß ihr Vaterland wieder jene stolze, unabhängige Stellung einnähme, deren es sich unter den Bathory, Sigismund und Sobieski erfreute, ohne einen Augenblick an die unermeßlichen Veränderungen zu denken, welche die politische Lage von Europa seitdem erlitten hat, und ohne Rücksicht auf ihre eigenthümliche geographische Lage, die es ihnen geradezu unmöglich macht, wieder auf demselben Fuße zu stehen, wie in frühern Zeiten. Polen ist jetzt an uns gekettet und muß mit dem Schicksale zufrieden sein, welches seiner politischen Existenz unvermeidlich vorbehalten ist. Wenn wir diesem Lande je gestatteten, völlig unabhängig von uns zu werden, so würde es uns zu einer asiatischen Nation machen, und wir haben ganz und gar keine Neigung, uns zurückdrängen zu lassen".

„Burke hat gesagt", bemerkte der Prinz, „die Theilung von Polen werde von den Urhebern derselben noch theuer bezahlt werden; er hätte vielleicht hinzufügen können, daß dies auch mit seinen Vertheidigern der Fall sein werde, denn Napoleons Einmischung in die polnischen Angelegenheiten hat in nicht geringem Grade zu dem Verluste seiner Krone beigetragen. Ich hoffe, daß der Kaiser Alexander ein besseres Schicksal erfahren wird; aber es hängt Alles von der Annahme zweckmäßiger Maßregeln und von der Feststellung derselben auf einer sichern Basis ab. Ein Volk, welches stolz auf sich ist, kann besiegt werden, aber nie wird es sich ungestraft erniedrigen lassen. Die Gewalt der Waffen kann die Eroberung ihres Landes bewirken, aber völlig unterworfen wird es blos durch eine großmüthige und gerechte Politik werden".

„Sie dürfen kein System der Politik befürchten, mein lieber Prinz, über welches die Polen sich je gegen uns zu beklagen haben werden. Wenn Sie dieses Manuscript lesen, dessen Rand voll von Anmerkungen von der eignen Hand des Kaisers Alexander ist, so werden Sie sehen, wie sehr wir das Verlangen tragen, allen Wünschen der polnischen Nation zu entsprechen. Dies ist die Constitution, die für sie bestimmt ist. Sie wird Sie in den Stand setzen, zu urtheilen, ob die erhabenen Gesinnungen, die aus dem Herzen des Monarchen entspringen, nicht als eine sichere Garantie seiner guten Absichten betrachtet werden können. Die Institutionen dieses Landes, die hierdurch eine feste Grundlage erhalten, werden das Mittel werden, wodurch der allgemeine Friede in Europa immer aufrecht gehalten werden soll".

„Wenn die Fundamente des Gebäudes seinem Gewicht angemessen und von hinreichender Festigkeit sind, so werden sie ohne Zweifel sich dauerhaft erweisen, wo nicht, so haben Sie die Rache von Männern zu fürchten, die zur Verzweiflung getrieben sind".

Mit der Erlaubniß des Nobleman wollen wir seiner Erzählung nur die Bemerkung hinzufügen, daß Nowossilzow in der angeführten Unterredung keineswegs ganz aufrichtig gewesen zu sein scheint. Wir wissen aus zuverlässiger Quelle, daß im Jahre 1815 2 Constitutionen für das Königreich Polen ausgearbeitet wueden, eine von dem Fürsten Czartoryski, dem Jugendfreunde des Kaisers Alexander, demselben, der im gegenwärtigen Augenblicke an der Spitze der Verwaltung steht, und eine zweite von Hrn. Nowossilzow selbst, der unter der Maske der Freundschaft das Vertrauen des Fürsten zu gewinnen und auf die undankbarste Weise gegen ihn zu benutzen gewußt hatte. Der Grund, durch welchen Alexander für die Annahme der Constitution des Hrn. Nowossilzow entschieden wurde, war der freilich nicht ganz unrichtige, daß eine so volksthümliche Verfassung, wie die von dem Fürsten entworfene, den Nationalgeist erwecken und demnach Polen, statt es mit Rußland zu vereinigen, nur weiter davon trennen würde. Man wollte durch die Verleihung einer Constitution die Polen natürlich nur dem russischen Interesse gewinnen, nicht ihnen ein Mittel in die Hand geben, den Russen gegenüber ihre Nationalexistenz zu behaupten. 163.

Notiz.

Journalistik in England und den Vereinigten Staaten.

In den vereinigten Königreichen Großbritannien und Irland erscheinen 334 Journale, von denen ungefähr 20 wöchentlich herauskommen. Vergleicht man diese Angabe mit einer andern in Betreff der Vereinigten Staaten, so ergibt sich das Resultat, daß, nach Verhältniß der Volkszahl, im letztern Lande 5 Mal mehr Journale gedruckt und gekauft werden als im erstern, was dadurch besonders entsteht, daß in den Vereinigten Staaten fast jeder Ort sein eignes Blatt hat, während Provinzialblätter in England beinahe völlig unbekannt sind, indem hier die Aristokratie sich möglichst dem Erscheinen solcher Zeitschriften als Mittel der schnellsten Belehrung über die Localverhältnisse widersetzt. In den Vereinigten Staaten kommen 520 Journale täglich, 200 wöchentlich 3 Mal und 50 wöchentlich ein Mal heraus. Ganz Schottland mit seinen 2 Millionen Einwohnern hat nur 38 Zeitschriften; Pennsylvanien mit einer Bevölkerung von 1,200,000 See'en hatte bereits 1823 110 Zeitschriften, von denen 14 täglich erschienen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 72. — 13. März 1831.

Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von J. Görres. Regensburg, Pustet. 1829. Gr. 8. 3 Thlr.

Vorstehendes Werk hat, außer seinem nicht geringen Werthe für die Geschichte der Religion und des Christenthums, noch ein doppeltes Zeitinteresse für die Gegenwart. Es tritt nämlich in mehrfache Berührung einestheils mit den Erscheinungen des Mysticismus, über dessen gefährliches Umsichgreifen allenthalben mehr oder weniger gerechte Klage erschallt, andererseits mit den Thatsachen und Hypothesen des Magnetismus und Somnambulismus. Indessen enthält das Buch selbst zweierlei, und zwar so verschiedenartige Stimmen, daß unsere Anzeige verpflichtet ist, beide wohl von einander zu trennen und vorerst das Historischwichtigere, das Leben und die Schriften Suso's, nach ihrer alten ursprünglichen Gestalt in allgemeinen Umrissen und mit verdeutlichenden Belegen mitzutheilen, sodann aber erst auf die Ausdeutung und Anwendung, welche denselben Görres in der langen Einleitung gegeben hat, zurückzukommen.

Heinrich Suso, nach H. Murer im J. 1300, nach Andern früher, aus den ehrbaren und vornehmen Geschlechtern Derer vom Berg oder Berger und Säuffen, die damals in Konstanz und Ueberlingen blühten, geboren, in Konstanz erzogen und trefflich unterrichtet, trat daselbst früh in den Predigerorden, ging später in das Dominicanerkloster nach Ulm über und starb hier in hohem Alter, wie Einige angeben, von 80 Jahren. Schon früher hatte sich unter den weltlichen Unruhen, an welchen die Hierarchie, je mehr sie von der Höhe ihres Ansehens und ihrer Macht zu sinken angefangen hatte, desto eifrigern und ärgerlichern Antheil zu nehmen pflegte, bei dem Verfall des Gottesdienstes und der Sitte, bei der Entartung namentlich des geistlichen Standes, der den Glauben, wie er ihn selbst nicht hatte, so auch dem Volke nur als trockene, leere Formel vortrug und durch sein Beispiel alle Verletzung göttlicher Vorschriften und kirchlicher Satzungen zu heiligen schien, unter solchen Umständen hatte sich längst nicht nur manche Gemeinde zu der einfachern Kirchenordnung und den beseligenden Wahrheiten des Evangeliums hingewendet, ebendadurch aber von der größern Kirchengemeinschaft sich losgemacht und Bann, Verfolgung, Ausrottung von Seiten der Kirchenhäupter sich zugezogen, sondern auch im Schoße der katholischen Kirche selbst war frommen Gemüthern das Bedürfniß tieferer Andacht und eines innigern Verkehres mit der höhern Welt entstanden, und während sie an den Dogmen und Gebräuchen ihrer Umgebung gewissenhaft hingen, steigerte sich ihr Gefühl, ihre Anschauung, ihr ganzer Zustand in jenes eigenthümliche Verhältniß, welches man als den äußersten Grad religiöser Mystik zu bezeichnen pflegt. Vorzüglich war es in Schwaben und am Rheine, wo früher der deutsche Minnesang erklungen war und nun Gefühl und Phantasie des gemüthreichen Süddeutschen in den geheimnißvollen Kreis des religiösen Lebens eintrat. Hier finden wir, nächst Tauler, die beiden Eckarde, Ludolph den Karthäuser, Thomas den Augustiner in Strasburg, in Konstanz aber vornehmlich Suso, wie sich der Name Seuß, Süß in einen gefälligern Klang umgebildet hatte. In klösterlicher Einsamkeit und bei ascetischer Strenge entschied sich frühe bei ihm die mystische Neigung und entfaltete sich in einer Reihe höchst merkwürdiger Visionen, von welchen er selbst in seinen Schriften, namentlich in seiner Lebensbeschreibung und in dem Büchlein von den 9 Felsen, Kunde gibt. Er galt zwar für einen ausgezeichneten Prediger, wozu er den Beruf in seinem Ordensgelübde aussprach, und wirkte mannichfach unter den Leuten auf Frömmigkeit und richtigen Wandel hin. Aber am liebsten fand er seine Beschäftigung in zurückgezogener Meditation, im Umgang mit den Erscheinungen, die er hatte, in den Aufschlüssen und Vorschriften, die ihm dieselben ertheilten, vorzüglich im Verkehre mit der ewigen Weisheit, dem Gegenstande seiner unablässigen Anbetung und Lobpreisung. Seinen Charakter und die ganze Tendenz seines Lebens spricht er im Anfange seiner Lebensbeschreibung dahin aus, er habe Begierde, daß er würde und hieße ein Diener der ewigen Weisheit; der Lauf, auf den sein Leben viele Zeit gerichtet gewesen mit innerlicher Uebung, sei gewesen „ein steter Fleiß ämsiger Gegenwärtigkeit in innerlicher Vereinung mit der ewigen Weisheit". Die ewige Weisheit aber liebt er in Jesu; und wenn er sagt, er habe ein minnereiches Herz, so ist es

die höhere, himmlische Minne, die er meint, das Band der frommen Seele mit dem Erlöser. Die Innigkeit und Wärme dieser religiösen Minne weht den Leser schon aus der Sprache seiner Schriften an. In den lieblichsten Bildern und Tönen ergeht sich seine Rede, welche Görres mit Recht einen vergeistigten Wiederhall des alten schwäbischen Minnesanges nennt, ein Lied, das nicht nur nicht lyrischen Weisen erklingt, sondern das ganze Leben und Thun des Minnenden zu einem großen Epos der Gottesliebe ausdichtet und Freuden und Schmerzen, Nehmen und Lassen in diesen allverklärenden Hymnus aufnimmt. Christus oder die ewige Weisheit bleibt ihm überall der Mittelpunkt, von welchem seine Gedanken ausgehen, auf den seine Wünsche zurückkehren, an dem seine Gesichte sich entfalten. Nicht minder ist ihm das zum großen Vorzuge anzurechnen, daß er, dem unnützen Grübeln abhold, die dargebotenen Lichtblicke in das Unbegreifliche zwar nicht verschmaht, aber doch in Allem auf das moralische Leben Rücksicht nimmt, die Bildung und Pflege der sittlichen Natur sucht und Dasjenige, was ihm zur Besserung des Sinnes und Wandels unerläßlich scheint, auch ohne Aufhören von sich selbst begehrt und seinen Freunden in Briefen, dem Volk in Büchern und Predigten vorhält. Wie rein die Vorstellungen waren, zu denen er in dieser Hinsicht gelangt war, zeigt unter Anderm die Stelle einer Predigt, wo er nach einer kräftigen Schilderung des Leichtsinnes und der Weltlust darauf hinweist, wie ungleich besser es sei, „Gott mit lauterm Herzen und mit Freuden diese kurze Zeit zu dienen“ und dann hinzusetzt: „Wäre kein Lohn mehr, ein gutes Gewissen ist sich selbst Lohn genug“ (S. 640). Auf der andern Seite ist aber Dasjenige, was Suso als die Bedingung aller echten Gottesminne darstellt, die Gelassenheit, Abkehr von der Welt und Einkehr in Gott, Lossagung von allen äußern Bedürfnissen und menschlicher Gesellschaft, um die ewige Weisheit allein umfassen und genießen zu können, so wahr dies Alles im gehörigen Maße ist, doch bei der Ascese, die Suso fodert, das übertriebene Buß- und Kreuzlied, das unsere Pietisten anstimmen, das ein kräftiges Wirken in der Welt einen heitern Genuß der leiblichen Güter des Lebens untersagt und nicht zusammenklingt mit den abermaligen Auffoderungen des Apostels zur Freude; wie denn namentlich die Meinung, daß Christus am gewissesten in der Andacht des verschlossenen Gemaches und der öden Zelle sich offenbare, mit keiner seiner Verheißungen sich rechtfertigen läßt, während er ausdrücklich sagt, wo Zwei oder Drei beisammen seien in seinem Namen, da wolle er mitten unter ihnen sein, und wo die Jünger vor Obrigkeiten und Königen zum Zeugniß über sie stehen würden, da werde der Geist ihnen geben, was sie reden sollen. Dazu kommt, daß Suso seine Verbindung mit der ewigen Weisheit durch die härtesten Kasteiungen zu gewinnen und zu erhöhen suchte. Die Zunge hielt er in solcher Hut, daß er innerhalb 30 Jahren sein Schweigen über Tische nie brach; 16 Jahre lang ging und schlief er in einem mit Nägeln besetzten Unterkleid und in den mit Spitzen reichlich besteckten Handschuhen, die Arme zu Nacht durch Bande ausgespannt, ein hölzernes Kleid mit vielen Nägeln auf dem Rücken; sein Lager hatte er auf einer alten Thüre genommen, mit einer kleinen dünnen Rohrmatte überdeckt, den Leib in einen dicken Mantel gehüllt, die Füße dem Froste ausgesetzt; nie versuchte er binnen 25 Jahren in der Winterkälte durch die Ofenwärme sich gütlich zu thun. Ebenso streng war er im Genusse der Nahrung und in der Fastenübung. Erst im spätern Alter, als durch solche Martern die ganze Natur verwüstet war, ließ er davon ab und erkannte, daß ihm solches nur als Mittel zum Durchbruch ins höhere Leben Noth gewesen, ja, er warnte seine geistliche Tochter vor gleicher Strenge (S. 127). Aber nicht nur dem Leben und der Ascese des Mönchthums, sondern überhaupt der ängstlichen Beobachtung der äußerlichen Gewohnheiten der katholischen Kirche hatte er sich von ganzer Seele gewidmet. Seine Phantasie legte Allem eine oft bunte symbolische Deutung unter und sein lebhaftes Gefühl drängte ihn dazu als zu nothwendigen Erweisungen der Gottesliebe. War es ein Wunder, daß ein reicher Geist, ein sinnendes, schwärmerisches Gemüth, eine vielbewegliche und glühende Einbildungskraft dem lange Zeit von der umgebenden Welt Abgeschlossenen, durch körperliche Peinigungen Ueberreizten, in sein Denken und Träumen Versunkenen eine Fülle von Gestalten, von Klängen und Reden in objectiv-körperhaftem Scheine auftauchen ließ? Ohnehin lassen sich mehre Visionen gar nicht anders als subjectiv oder, wie Görres selbst zugibt (S. CXXXV), „aus der Persönlichkeit ausgeflossen“, erklären.

Merkwürdig ist es ferner, daß Suso, der seine Minne und Sehnsucht so ausschließend der ewigen Weisheit zuzuwenden vorgibt, nun doch bisweilen der Heiligen in katholischem Sinne gedenken mag. Und doch thut er es noch. Wenn er sich den Geminnten als das Kind auf den Armen der gebenedeiten Mutter vorstellt, so ist es ganz am Orte, die Mutter zu preisen, ihr eine Kerze an Lichtmeß anzuzünden, sie an Weihnachten mit Liedern zu begrüßen, denn immer herrscht die Rücksicht auf das Kind des Segens und der Gnade vor. Aber im Widerspruche steht der von dem Geiste seines Zeitalters und des Dogmas, dem er huldigen zu müssen glaubte, angesteckte Suso mit seiner reinern mystischen Glaubensansicht, wenn er in einer von ihrer poetischen Seite allerdings herrlichen Apostrophe an die Madonna (S. 317 fg.) diese nicht nur „Gottes auserwähltes Herzenstraut, die schöne güldene Krone der ewigen Weisheit“ nennt, sondern weiter sagt: „Ach du Mutter aller Gnaden, mir ist, als ob weder meine Seele noch eine andere sündige Seele eines Urlaubs noch Mittlers gen dir bedürfe. Du bist doch das mittellose Mittel aller Sünder. Gedenke, milde, auserwählte Königin, daß du alle deine Würdigkeit von uns sündigen Menschen hast. Was hat dich gemacht zu einer Mutter Gottes, zu einem Schrein, in dem die ewige Weisheit süßiglich geruhet hat? O Frau, das haben unser armen Menschen Sünden gethan! Wie wolltest du heißen eine Mutter der Gnaden und der Barmherzigkeit, denn von unserer Armseligkeit, die der Gnade und der

Barmherzigkeit bedürfen? Unsere Armuth hat dich reich gemacht; unsere Gebrechen haben dich über alle lautere Creatur geadelt. Eva, darum kehre her die Augen der Barmherzigkeit, die dein mildes Herz nie von einem Sünder, von einem trostlosen Menschen kehrte. Nimm mich unter deinen Schirm, denn mein Trost und Zuversicht liegt an dir! u. s. w." Auch artet die Darstellung ins Uebertriebene, Tändelnde aus, wenn er z. B. (S. 322) das bräutliche Kosen und süße Minnespiel der Maria mit Gott beschreibt. So hat sich auch an ihm bewährt, daß der Mysticismus, wo er sich an die Dogmen und Satzungen des Katholicismus anschließt, ein materieller, fleischlicher wird, während er in dem unsinnlichern Gebiete des Protestantismus allzu leicht in ein eitles, lustiges Spiel mit Namen, Formeln, Bildern u. dgl. übergeht.

(Der Beschluß folgt.)

Tagebuch des zweiten russischen Corps in den Feldzügen 1812, 1813, 1814 herausgegeben von v. Hofmann. Erster Theil. Münster, Coppenrath. 1830. Gr. 8. 12 Gr.

Da der als talentvoller Militair geehrte Verf. die bekannten von Horaz zur Durchsicht eines Werks empfohlenen 9 Jahre verdoppelt und 18 Jahre mit der Herausgabe der Beschreibung des russischen Feldzugs, über welchen seitdem so manche Schrift erschienen ist, gezögert hatte, so ließ sich etwas Vorzügliches von ihm erwarten, und ich ergriff diese Schrift in der Ueberzeugung, unter dem bescheidenen Titel eines Tagebuches ein entweder in kriegswissenschaftlicher Hinsicht oder in politisch-historischer Beziehung ausgezeichnet belehrendes Buch zu erhalten. Indessen ist es wirklich nur ein Tagebuch des zweiten Corps der ersten russischen Armee im Feldzug 1812, welches bis zur Affaire bei Tarutino unter dem General Baggowut, nach dessen Tode unter dem Fürsten Dolgorucki, später unter dem Prinzen von Würtemberg stand, und berührt die andern Kriegsbegebenheiten nur oberflächlich. Demnach hat dieses Werk für die Kritik der Kriegsgeschichte allerdings einen Werth, denn das zweite russische Corps wohnte den Schlachten von Smolensk, Borodino u. s. w. bei und der Verfasser, beim Stabe angestellt, hatte eine freiere Stellung, um zu beobachten, als der in der Linie fechtende Offizier. Es haben bekanntlich widersprechende Berichte über mehre Theile dieses denkwürdigen Feldzugs einige Unklarheit verbreitet, wie solches auch bei der größten Wahrheitsliebe der Beobachter überhaupt in allen großen Katastrophen der Fall ist, denn jede große Begebenheit, es sei eine Revolution oder Schlacht oder sonst ein erschütterndes Ereigniß, gleicht einem künstlich eingerichteten Diorama, durch dessen Gläser jeder Zuschauer etwas Anderes als sein Nachbar sieht, indem Exaltation, Wünsche, eigne Betheiligung den Betrachtenden in eine ähnliche Täuschung versetzen, wie dort die optische Berechnung. In dieser Hinsicht kann das vorliegende Tagebuch vielleicht einige Widersprüche, namentlich zwischen Gourgaud und Butturlin schlichten, doch würde es zu diesem Zweck noch dienlicher sein, wenn es mit Plänen und Karten versehen wäre, welche gerade die in Ungewißheit befangenen Begebenheiten besonders bei der im Anhang befindlichen Beschreibung der Schlacht von Borodino näher detaillirten.

Offenbar würde dieses nur für einen kleinen Theil des Publicums geeignete Buch an allgemeinem Interesse sehr gewonnen haben, wenn der Verfasser seine gemachten Beobachtungen einigermaßen auf Schilderung der Verhältnisse der russischen Armee und Darstellung von Particularitäten ausgedehnt hätte, welches mit der Form eines Tagebuchs so leicht vereinbar war. Dergleichen Bemerkungen, welche für die Geschichte oft mehr Werth haben als militairische Facta an und für sich, fehlen ganz oder sind nur angedeutet, wie z. B. das edle Benehmen des Barclay de Tolly, der durch seinen gegen den Willen der ganzen Armee gemachten Rückzug Rußland rettete und dann mit seltener Bescheidenheit sich unter die Befehle des ihm in keiner Hinsicht zu vergleichenden Kutusow's fügte. Demnach trägt auch diese nur die Begebenheiten eines jeden Tages darstellende Schrift bei, zu zeigen, wie sehr Kutusow überschätzt ist und wie höchst tadelnswerth seine ganze Verfolgung der Franzosen war. Sein eiliger fast Flucht zu nennender Rückzug bei Malojaroslawetz, welchen unmöglich der Wunsch, eine Schlacht zu vermeiden, entschuldigen kann, die geringe Unterstützung, welche er dem General Miloradowitsch leistete, als dieser bei Wiasma die Franzosen muthig angriff, der Marsch auf Krasnoi in kleinen Märschen, obschon Witepsk genommen und Witgenstein im Begriff war, von dieser Seite vorzugehen, während Tschitschaikof auf Minsk andrang, die fast absichtliche Hinderung jedes ernstlichen Angriffs von Miloradowitsch und dem Prinzen von Würtemberg bei Krasnoi selbst, wo die um mehre Tagemärsche von einander getrennten französischen Corps einzeln auf die vereinten Russen stießen, sowie die fast gänzliche Unthätigkeit der Hauptarmee in diesem zur Vernichtung der Feinde geeigneten Moment, und endlich das Aufhören der Verfolgung nach den Gefechten bei Krasnoi von Seiten der Hauptarmee, wo es darauf ankam, durch ununterbrochene Verfolgung die feindlichen Colonnen gänzlich aufzulösen und durch stete bei der Menge leichter Cavalerie so leicht zu unterhaltender Communication mit Witgenstein und Tschitschaikof diesen die Punkte anzugeben, wo sie den Feind aufhalten sollten, welchen die Hauptarmee ihnen zutrieb, — alles Dieses sind solche militairische Undegreiflichkeiten, daß sie des Verfassers Bemerkung, Kutusow habe bei Wiasma am 3. November der zerstörenden Wirkung der Jahreszeit nicht vorgreifen wollen und bei Krasnoi sich von der Auflösung der französischen Armee nicht überzeugt, unmöglich erklären können, denn gerade je weniger Kutusow den Feind in Unordnung glaubte, um so mehr mußte er streben ihn in diesen Zustand zu versetzen. Die einzige Erklärung, welche über Kutusow's Benehmen vielleicht einiges Licht verbreiten könnte, wäre die Annahme, daß dieser Höfling, denn solches war er, ein sehr gutes Gedächtniß nebst der nöthigen Phantasie gehabt habe, um vergangene Hofscenen sich zu vergegenwärtigen, und letztere habe ihm die im Jahre 1807 am Riemen plötzlich etwas unerwartet entstandene Freundschaft der beiden Kaiser Alexander und Napoleon, sowie deren fröhliche Jagdpartie in Weimar nebst der vertraulichen Zusammenkunft zu Erfurt im Jahre 1808 vorgestellt, wobei ihm vielleicht auch Demoiselle Georges' graziöses Bild vorschweben mochte, wodurch er zu der, vielleicht richtigen, Hofansicht geführt wurde, ein kaiserlicher Feind stehe einem Monarchen ohnehin näher als der treuste Unterthan, hier sei gar eine alte Freundschaft im Spiele, und es sei daher für seine Hofgunst am passendsten dem ehemaligen Freund seines Kaisers, wenn auch keine goldene Brücke zu bauen, doch die ihm vom Himmel gegebene Eisbrücke nicht zu zertrümmern; mit einem Wort Kutusow meint: bei so bewandten Umständen könne ein kluger Mann nichts Besseres thun, als ein Auge zuzudrücken, wodurch, da der Feldherr ohnehin einäugig war, natürlich völlige Blindheit entstand.

Ueberhaupt wäre es leicht, den vielleicht Manchen paradox scheinenden Satz durchzuführen, daß Napoleon auf dem Hinmarsch nach Moskau viel Unglück, auf dem Rückmarsch jedoch unglaubliches Glück gehabt habe. Daß auf dem Hinmarsch der Fürst Bagration, abgeschnitten von der Hauptarmee, bei Mohilew nicht aufgerieben wurde und sich bei Smolensk wieder mit Barclay vereinigen konnte, lag außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit und kann nur durch die zwischen dem König von Westfalen und Davoust entstandene Zwistigkeit, welche des Erstern absichtliches Zögern herbeiführte, erklärt werden. Ein noch weniger vorauszusehendes Mißgeschick war es für Napoleon, daß der in so vielen Schlachten erprobte tapfere Junot, während und besonders nach der Schlacht von Smolensk durch ein seine geistigen Fähigkeiten umnebelndes physisches Uebel im eigentlichen Sinne

des Worts aufhörte, er selbst zu sein, und einen Angriff nicht vollführte, zu dem ihn Murat anspornte und wozu er früher nie eine Anregung bedurft hätte. Auf dem Rückmarsch dagegen erlitt Napoleon nichts als was in der Natur der Sache lag; das Eintreten der Kälte mit dem 3. November (nach dem Treffen bei Wiasma) ist eine auch in Deutschland nicht seltene Erscheinung; daß eine Armee, welche auf dem Hinmarsch die Gegenden verwüstete, auf dem Rückmarsch Mangel leidet, ist ziemlich natürlich; aber unbegreiflich ist und bleibt es, daß eine demoralisirte, aufgelöste, mit Kälte und Hunger kämpfende, von einem erbitterten Feind umringte Armee zum Theil gerettet werden konnte.

Auch zeigt dieses Werk, wie sehr die damaligen Anstrengungen der russischen Regierung und die Begeisterung der Nation uns idealisirt dargestellt sind, denn abgesehen davon, daß die aus weiter Ferne andringenden Franzosen fast stets den Russen numerisch überlegen waren, welches bei einiger Vaterlandsliebe der Russen doch unmöglich war, so sehen wir S. 71, daß bei Wiasma das dritte Glied der Infanterie unter Miloradowitsch nur mit Piken bewaffnet war, woraus nothwendig hervorgeht, daß kein Regiment sich in Tirailleurs auflösen konnte, ohne das unglückliche dritte Glied sich selbst zu überlassen, und erfahren zugleich S. 76, daß man sich über den Abgang der Miliz bei der Armee gefreut habe, indem diese, wegen ihrer schlechten Bewaffnung in Reih und Glied mehr hinderlich als förderlich war. Dieses war im Jahr 1813 bei der preußischen Landwehr nicht der Fall.

Schließlich ist noch der charakteristischen Anekdote zu gedenken, daß nach der Schlacht von Borodino im gehaltenen Kriegsrathe Kutusow endlich sagte: „Plus de conseils! ma tête bonne ou mauvaise agira par elle même", und hierauf Rostopschin entgegnete: er würde Moskau lieber vernichten als übergeben. 53.

Denkwürdigkeiten des Grafen von M..., eine getreue Schilderung seines Lebens und seiner Schicksale zu den Zeiten des nordamerikanischen Befreiungskriegs, der franz. Revolution bis zur Restauration. A. d. Franz. von Levasseur. Dessau, Fritsche und Sohn. 1829. 12. 1 Thlr.

Seltsame Erlebnisse und die Verbindung mit vielen merkwürdigen Männern der Zeit machen die Memoiren des Grafen M. zu einer unterhaltenden Lecture. Große historische Bilder, oder wichtige Aufschlüsse über Personen und Ereignisse sind zwar nicht darin niedergelegt; aber der Verf. malt mit anspruchslosen, und wie es scheint, treuen Farben manche ihm kundgewordene Begebenheit von geschichtlichem Interesse und zeigt uns manche berühmte Persönlichkeit ziemlich nackt und ungeschmückt. Seine Flucht nach Nordamerika bringt ihn mit General Lafayette in Berührung, der von nun an der Hauptheld der Erzählung bleibt. Dies ist eine von den Persönlichkeiten, über die wir nie genug erfahren, einer der Bildner unserer Zeit, welche die Geschichte noch lange beschäftigen müssen, eine europäische Gestalt, mit Dank und Verantwortlichkeit überladen. Der Verf. wird Adjutant bei ihm und lernt Washington kennen, den er uns in dem liebenswürdigsten Lichte darstellt. Die Schilderung der militairischen Operationen hätten wir ihm dagegen gern erlassen, sie ist jeden Falls verspätet. Weiterhin erfahren wir über Paul Jones manches Anziehende; dann reist der Verf. nach Cochinchina, kehrt zurück, wandert aus, läßt sich zu Lausanne nieder, reist wieder nach Amerika, schildert die Vereinigten Staaten in dieser Periode, gibt weitere Nachrichten von Lafayette und seiner Entweichung aus Olmütz, kehrt nach Europa zurück und findet endlich in Triest die langentbehrte Ruhe. Hier erzählt er von Gustavson, der in seinem Hause wohnt und von Hieronymus Bonaparte, den er kennen lernt. Die Einfachheit der Sitten in den Vereinigten Staaten zu dieser Zeit bildet einen anziehenden Punkt in seiner Schilderung. Der Verf. hat eine Foderung von 50,000 Fr. an die Regierung. Durch Washington's Vermittelung erhält er diese ohne Schwierigkeit. Er besucht den Kriegsminister, Hrn. Mac-Henry. An der Thür findet er keine Schildwache; alle Zimmer standen offen, 2 schreibende Gehülfen sind das ganze Dienstpersonal. Endlich erscheint der einzige Bediente des Hauses, um anzuzeigen, der Minister sei zu seinem Nachbar gegangen, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Hr. Mac-Henry empfing 2000 Piaster Sold vom Staat. Doch folgender Zug ist noch bezeichnender: General Stark hat über Bourgoyne gesiegt; der englische General, vergoldet, sagt der Verf. wie ein Altarbecher, übergibt seinen Degen dem Sieger, der in einer baumwollenen Mütze und dicken Schuhen vor ihm steht. Der Congreß, in einem Anfall von Freigebigkeit, bewilligt dem Sieger die glänzende Belohnung von 4 Ellen blauen Tuchs zu einem neuen Rock und 6 holländischen Leinwandhemden, an denen der Belohnte nur die Manschetten vermißte! Welch ein Bild eines armen unterdrückten Volks, das über die stolzeste und anmaßendste Aristokratie den Sieg davonträgt! — Weiterhin wird uns der Herzog von O.(rleans) recht gut geschildert. Zum Schlusse noch etwas von den Grillen seines Gastes in Triest, Gustavson. Der Verf. zeigt ihn uns von einer liebenswürdigen Seite, und meint, daß der unglückliche Fürst viel gründliche und viel oberflächliche Kenntnisse besitze. Er war ein Vater der Armen in Triest. Sobald ein solcher im Hause erschien, stieg der König seine 2 Treppen herab, um ihn Almosen zu geben. Seine wenigen Diener mußten in seiner Stube exerciren. Von den 3 Schüsseln, die ihm aufgetragen wurden, hob er immer eine in seinem Schranke auf, diese genügte zu seinem Abendessen; seine Begriffe sind im Allgemeinen fest und gesund, nur die Erinnerung an den erfahrenen Verrath riß ihn zu Extremitäten hin. Des Verfs. Bruder (Banquier) läßt ihn benachrichtigen, Sr. Majestät der König von Westfalen sei im Hause, und fragen, was er zu thun gedenke. „Der König im zweiten Stock", antwortete der Fürst, „ist gar nicht neugierig, den König im Erdgeschoß zu sehen: aber die Königin ist meine Cousine, und wäre sie in Triest, so würde ich sie mit Vergnügen besuchen". Die beiden Exmajestäten sahen einander nicht. Solcher und ähnlicher Geschichten findet der Leser viele in diesem ganz gefälligen Buche. 40.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 73. —— 14. März 1831.

H. Suso's Leben und Schriften. Herausgegeben von M. Diepenbrock.

(Beschluß aus Nr. 72.)

Gleichwol ist über die Schriften und das Leben dieses Mystikers der Geist der Liebe, der Demuth, der Geduld und des kindlichen Vertrauens so herrlich ausgebreitet, daß wir von seinen Irrthümern und Einseitigkeiten uns gerne zurückwenden zu dem Wahrhaftigen und Großen, was uns in seiner Erscheinung entgegentritt, und die echte Mystik darin erkennen, daß ihm nicht das Wort der Lehre, sondern Darstellung im Leben, und auch hier nicht sowol die äußere als die innere Beschaffenheit, das „Sterben und Einsein in Christo“ genügt. In dem Büchlein von den neun Felsen erhebt er sich sogar zu einer ernsten Strafpredigt, worin er die Gebrechen und Laster der Christenheit, vom Papste und Kaiser herab, durch alle Stände rügt und im Mangel an Gelassenheit und selbstsuchtloser Gottesminne den Grund alles Verderbens aufdeckt. Am rührendsten aber ist die willige Unterwerfung in die von Gott ihm gesendete Trübsal, die süße Gewohnheit, nach Gottes Rathschluß zu leiden, und der leise Zweifel, ob ihn die ewige Weisheit noch liebhabe, da sie ihn eine Zeitlang ohne Leiden gelassen. Gewiß, wer so empfand, so dachte, so lebte und handelte, steht in einer wilddurcheinander geworfenen Zeit, trotz aller Mängel, die ihm ankleben, hoch und herrlich da.

Gehen wir nun zu den einleitenden Bemerkungen von Görres über, so ist es die bekannte geistvolle Weise, in welcher dieser auch den vorliegenden Gegenstand behandelt und hier den Mysticismus des Suso als den echtchristlichen und solchen als Blütenkrone alles Lebens, aller Wissenschaft und Kunst in der Menschheit darzustellen sucht. Er beginnt mit einer großartigen Schilderung der Zeitverhältnisse, unter welchen sich der Mysticismus des 13. und 14. christlichen Jahrhunderts entwickelt hat, und setzt darauf (S. XLVI fg.) seine Ansicht von der christlichen Mystik auseinander, woran er schließlich ein Bild Suso's nach seinem Leben, seinen Schicksalen, theoretischen Ansichten und seiner praktischen Richtung knüpft (S. CXXVII fg.). Der wichtigste von diesen Abschnitten ist unstreitig derjenige, welcher die Theorie der Mystik enthält. Die Meinung des Verfs., soweit sie sich aus der phantastischen Logik seiner Darstellung andeuten läßt, ist folgende. Der gewöhnliche Mensch hat im natürlichen Zustand der Sünde nur eine pflanzenhaft bewußtlose Sehnsucht nach dem Göttlichen. Er kann nur dadurch in Verkehr mit dem Göttlichen treten, daß er die vielen Richtungen der Seele nach Außen hemmt und sich in sein innerstes Selbst zurückzieht. Nach der beliebten Trichotomie kommt er durch mystisches Schweigen, worin sich das Denkvermögen von den Geschöpfen ab-, zu dem Göttlichen hinlenkt, durch mystisches Schweben des Willensvermögens und durch die daraus folgende mystische Ruhe des Gefühles, den mystischen Sabbath, dahin, wo die freie Einwirkung der Seele gegen das göttliche Wirken zurücktritt; der Geist überströmt sie mit seinem Lichte in sanfter Ekstase oder heftigen Verzuckungen. Der äußere Mensch, die natürliche Tagseite, ist in der Nacht, der innere, die vorherige Nachtseite, steht im Tage. Aber erst allmälig entwickelt sich der innere Verkehr mit Gott und verschwindet der peripherische mit der Welt. Auch hier geschieht Alles in 2 Hauptmomenten. Zuerst wird die sinnliche Natur beschattet und der „innere, übersinnliche Mensch erwacht zur Sinnigkeit“. Disciplin thut hier Vieles, körperliche Bezähmung und Ertödtung. Das Gesetz der Schwere hört auf zu wirken; daher das Schweben vieler Heiligen in der Luft. Dazu kommt ein „Schmecken“ und Ahnen Gottes, ein Schauen der Welt in allen Formen, der Zeiten vor- und rückwärts, des Geisterreiches in kurzen, aber umfassenden Ueberblicken; Gott gibt sich einwohnend der in ihn allmälig transformirten Seele zu „fühlen“, die Liebe Gottes entfaltet sich reicher, aber auch die Anfechtung der Finsterniß ist noch immer groß. Auf der zweiten Stufe tritt der verständige Mensch in das Dunkel, eine höhere ratio erwacht, Gott spricht nicht mehr in Tönen, Bildern u. dgl., sondern säet unmittelbar oder mittelbar durch höhere Geister die hohen Mysterien ein; auch ein höheres Wollen kommt über die Seele und Gott selbst vollzieht sein Gesetz in ihr. Auf dieser Höhe ist zwar Bestand und Treue mehr gesichert, aber auch hier treten noch Illusionen und Gefahren ein. Der höchste Grad der Einigung mit dem Göttlichen ist die Aufnahme des höhern Geistes in die Intelligenz, den Gipfel aller geistigen Kräfte des Menschen. Mit dem irdischen subjectiven Bewußtsein und dem gleichen Eigenwillen, die in Nacht und Ruhe einge-

gangen sind, ist nun „der äußere Mensch aller äußern Dinge in ihrer Nichtigkeit nackt und blos geworden". Dagegen ist der innere Mensch ganz erwacht und in das Vollicht der Gottesnähe getreten, die Liebe hat sich zur höchsten Reinheit geläutert. Die Seele hat nicht nur höhere Sinne, höhern Verstand, sondern auch eine höhere Intelligenz und in ihrer Mitte (?) ein höheres Selbstbewußtsein gewonnen, das in das Bewußtsein Gottes ebenso aufgegangen ist wie jenes frühere in das Bewußtsein der Welt. Die Seele ist in Gott absorbirt, über alle sinnlichen Bilder und intellectuellen Formen hinausgehoben; daher in diesem Zustande die Mystiker Gott ebenso oft Finsterniß nennen als Licht. Schauen aber und Liebe steigern sich hier in unendlichen Fortschritten zur höchsten Culmination, wo der Mensch die Unerforschlichkeit Gottes in allen ihren Gründen und Abgründen schaut und sich aufs Innigste mit Gott vereint. Doch ist dies keine Transsubstantiirung, sondern nur Transformirung, weshalb auch hier ein Nachlaß stattfindet und sogar hier dem Menschen das Böse sich noch anhängen kann.

Man möchte sich versucht fühlen, diese schöne Theorie über Mysterien und Visionen selbst für eine Offenbarung auszugeben, wo wir nicht bedächten, daß, nach seinem eignen Systeme, der zelotische Redacteur der „Eos" den Durchbruch noch nicht einmal zum mystischen Schweigen gewonnen haben kann. Nehmen wir also das Ganze als eine schöne Phantasie über die merkwürdigen Geschichten und Aussagen frommer Visionnaire. Eine Mystik gibt es freilich, und sie ist das Höchste im Menschenherzen, der Grund aller wahren geistigen Segnungen in der Menschheit, das Höhere, woran auch die Wissenschaft sich anlehnen, und worin sich alles Streben der Gesellschaft als in dem gemeinschaftlichen Ziele sammeln soll. Aber wir meinen die lautere Mystik des Evangeliums und eines ebenso vom Verstande geleiteten als von der Phantasie befruchteten Gefühls, nicht die Mystik von Görres, welcher für eine vorgefaßte kirchliche Meinung ohne Kritik Alles genehm findet und sonach die natürlichen Folgen einer Ueberreizung des Nervensystems durch körperliche Peinigungen und eines vorwaltenden Hanges zu schwärmerischen Gebilden für objective Erscheinungen und objectives Schauen erklärt, obgleich er selbst, wie wir schon angedeutet haben, bisweilen ansteht, alles von seinem Suso Erzählte für äußere Wirklichkeit auszugeben, wie z. B. daß er an der Mutterbrust der heil. Jungfrau sich mit der Milch des Heilandes genährt habe. Ref. selbst hat an 2 Pietisten die Erfahrung gemacht, daß die eine ein durch lange Krankheit angegriffenes und geschwächtes altes Weib in Träumen das Antlitz des Erlösers in einer Stralensonne sich erscheinen sah und Worte des Trostes über ihren harten Bußkampf vernahm, ein Anderer hingegen, ein Mann von mittlern Jahren, Vater von 8 Kindern, ohne Mittel, oft ganze Tage nahrungslos, aber je ärmer und hungeriger, desto frömmer und froher in Gebeten und unter Gesängen den Herrn einladend, daß er ihre Seelen speise mit der Kraft des Glaubens und der Demuth, fest behauptet, ihm sei Christus mit seinen Wundenmalen auf dem Heuboden erschienen. Freilich sind diese Beiden Protestanten und glauben nicht einmal so viel als die tübinger Somnambulen und weinsberger Seherinnen, denn sie wissen nichts von der Wünschelruthe und vom Mittelreich, hoffen auch weder durch den römischen noch durch den brenzischen Katechismus, sondern durch ihren Erlöser in treuem Glauben und Leben selig zu werden. Görres aber beweist, soweit er sich mit Beweisen abgeben kann, daß der Somnambulismus nur den geheimen Zusammenhang und das Wesen der Welt erblicken lasse, während erst den Heiligen das Schauen der Gottheit werde, d. h., daß man außer der katholischen Kirche nur so weit als die Kranke von Prevorst im Schoß der alleinseligmachenden, aber in die Tiefe der göttlichen Finsterniß hinab, oder zu der Höhe der Gnadensonne hinaufgelangen könne, von welcher die Frau Hauffe nur eine Ahnung, Suso hingegen eine völlige Kenntniß gewann. Wir überlassen es gerne dem Advokaten der weinsberger Geister, sich darüber mit Görres, auf den er sich in seinen „Mysterien des innern Lebens" (Tüb., 1830) mit besonderm Nachdrucke beruft, ins Reine zu setzen. Aber wir können bei Beiden nur eine Verunreinigung, eine Materialisirung der Mystik, eine Veräußerlichung des Christenthums durch allerlei Bilder, Formeln, Namen u. s. w. an der Stelle des Geistes und der Wahrheit erblicken; und so hart und blind Eschenmayer gegen den Verf. des blauen Büchleins („Das verschleierte Bild zu Sais") ausfährt, so glauben wir doch zuversichtlich, daß dieser unter allen Stimmgebern am wenigsten ins Blaue hineingeredet habe. Die Klage von Görres, daß die Klöster, der Hauptsitz mystischer Ergießungen, nicht mehr bestehen, rührt uns nicht; noch weniger aber erschüttert uns eine bange Aussicht, daß es den Bemühungen und Declamationen Einzelner gelingen möchte, die Welt aus dem peripherischen Lichte in die Finsterniß, aus der geistigen Freiheit in die Gebundenheit zu locken. Vielmehr haben wir gerade an Suso, der nichts davon ahnte, zu welchen Zwecken man sein Wort einst werde gebrauchen wollen, das unwillkürliche Bedürfniß des freiern Sinnes erkannt und möchten ihn, trotz seines Bemühens, kirchlich zu sein, doch nach seinem Büchlein von den neun Felsen, einer epischen Vision, die mit der „Göttlichen Komödie" des gleichzeitigen Italieners durch ernste Rüge der gesunkenen kirchlichen Gegenwart verwandt ist, ohne Bedenken einen Propheten des Protestantismus nennen. **12.**

Histoire naturelle de l'homme, par M. *Lesson*. Paris, 1828—30.

Geschickt gezeichnete Gemälde aus dem Leben der Wilden haben im Allgemeinen für die bereits auf hoher Stufe intellectueller und moralischer Bildung stehenden Nationen einen besondern Reiz, wie Erwachsene gern Kinder spielen sehen. Aus diesem Grunde haben wir aus dem genannten Werke Lesson's Einiges für unsere Leser ausgewählt, denn obgleich der Verf. seine Schrift „Histoire naturelle de l'homme" nennt, so darf man doch keine allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts darin

suchen, und sie ist nichts mehr und nichts weniger als eine Sammlung von Beobachtungen, die Lesson während des Aufenthalts des Coquille im stillen Meere auf der Reise um die Welt über die Sitten und Gebräuche der Südseeinsulaner gemacht hat.

Ohne zu untersuchen, wie, wann und von welchen Menschenracen die verschiedenen Inselgruppen des großen stillen Ozeans bevölkert wurden, kommen wir sogleich auf die jetzigen Bewohner derselben.

Von allen den verschiedenen Stämmen, in welche die Bevölkerung der zahllosen über jenen ungeheuern Ozean zerstreuten Inseln eingetheilt worden sind, steht sowol an körperlicher Schönheit als an Civilisation der von Lesson der ozeanische genannte oben an. Unser Verf. will in den Gesichtszügen dieser Ozeanier Aehnlichkeit mit den Hindus finden, und auf diese Aehnlichkeit hin wagt er, die üppigen Wilden von dem kaukasischen Urstamme herzuleiten, ohne jedoch anzugeben, wie sie von ihrem vaterländischen Boden in jene ungeheure Ferne gekommen sein mögen. Die Aehnlichkeit selbst ist gar sehr schwach, denn die Hindus haben weder buschige Augenbrauen, noch eine gelbliche Farbe, ebenso wenig platte Nasen, große Nasenlöcher, breite Munde und dicke Lippen wie die Ozeanier. Die Bewohner der Inseln Mendoça und Rottuma sollen die schönsten unter diesen Letztern sein, dann kommen der Ordnung nach die Tahitier, die Sandwichinsulaner, die Bewohner von Tonga und zuletzt, die Frauen zum Maßstab genommen, die Neuseeländer.

Obgleich den Eingeborenen von Mendoça und Rottuma nachstehend, sollen die Otaheiter oder Tahitier, nach Lesson, doch die eigentlichen und echten Ozeanier repräsentiren, trotzdem daß manche Schriftsteller behauptet haben, die Häuptlinge und das eigentliche Volk stammten von 2 verschiedenen Stämmen her. Dasselbe hat man von den Brahminen und den untern Classen der Hindus gesagt; aber die Sheikhs der Beduinen, denen Niemand einen andern Ursprung zugedacht hat, unterscheiden sich im Aeußern nicht weniger von den gemeinen Arabern als die Brahminen von den gewöhnlichen Hindus oder die Häuptlinge von Otaheite von dem Volke. Der Unterschied mag ganz natürlich von der verschiedenen Lebensweise herkommen; sieht doch ein Vornehmer bei uns auch anders aus als ein Bauer, was noch deutlicher bei dem weiblichen Geschlechte in die Augen fällt. Die Haut dieser Wilden hat einen ganz eigenthümlichen starken Geruch, den selbst das tägliche Baden nicht vertreiben kann. Alle Nationen, deren Nahrung zum größten Theile aus thierischen Stoffen besteht, sind mehr oder weniger mit diesem übeln Geruche behaftet; so übertreffen die Patagonier in Südamerika die Iltisse an Gestank, während die Reisessenden und sich häufig badenden Hindus wie Blumensträuße riechen. Den Gesichts- und Gehörsinn besitzen sie in der höchsten Ausbildung, sodaß sie einen Vogel im dichten Laube auf einem fernen Baume erkennen und eine Eidechse unter einem Steine kriechen hören, aber alle Nationen auf gleicher Stufe der Civilisation haben diese Auszeichnung; was ihnen eigenthümlich ist, sind die außerordentlich zahlreichen Buckeligen, die, ebenfalls wie die Thersiten aller andern Länder, eine besondere Munterkeit, Witz und satyrischen Humor besitzen.

Hr. Lesson scheint ein gutschmeckerischer Philosoph zu sein, denn, wie Homer, läßt er sich über nichts lieber und weitläufiger aus als über die wohlschmeckenden Speisen und delicaten Getränke, mit denen seine Helden sich bewirthen, und macht die Bemerkung, daß von allen Künsten, die die Civilisation ins Dasein rufte, die Kochkunst die wichtigste sei. Haben unsere Leser Lust, die Delicatessen und Bereitungsart derselben bei den Otaheitern und andern Südseeinsulanern kennen zu lernen, so mögen sie das Werk selbst nachlesen, und wir versichern im Voraus, der Mund wird ihnen bisweilen wässerig werden. Wir gehen darüber hinweg, obgleich es fast scheint, als habe die französische Regierung jene Reise um die Welt nur in der Absicht machen lassen, um die unterirdischen Oefen ꝛc. jener Wilden kennen zu lernen und für Karl X. und seine Minister, wenn sie einmal Frankreich verlassen müßten, ein zweites Gutschmeckerelysium ausfindig zu machen.

Der Zweig des ozeanischen Stammes, welcher Neuseeland bewohnt, ist durch das Klima und andere Umstände zu einer Lebensweise und einem Charakter gezwungen worden, die jenen der Tahitier geradezu entgegenstehen, wie ihr Klima sind sie rauh und stürmisch, und da es ihnen oft an Nahrungsmitteln fehlte, mußten sie, nothgedrungen, ihres Gleichen essen lernen. Das Menschenfleisch schmeckte ihnen, und sie essen es jetzt lieber als jedes andere, wissen es auch den Europäern Dank, daß sie ihnen Pulver und Schießpulver verschafft haben, mit denen sie ihre Feinde leichter und in größerer Anzahl erlegen können.

Auf den übrigen Inseln und Inselgruppen findet man jede Stufe der Rohheit oder Civilisation, wie man es nennen will; die Eingeborenen der Inseln Sydenham und Henderville haben fast nichts Menschliches als das Aussehen. Der Hauptgrund, warum die Civilisation so langsame Fortschritte daselbst macht, scheint darin zu liegen, daß diese Wilden der Sonnenschein ihres herrlichen Klimas kleidet und die üppige Fruchtbarkeit des Bodens nährt. Wo das Klima ꝛc. den Menschen fortwährend nöthigt, auf Schutz- und Hülfsmittel zu denken, übt sich sein Geist im Denken, und der erste Schritt zur Civilisation ist gethan. Fängt er an zu wünschen, eine bessere Kleidung, eine bessere Wohnung zu haben als sein Nachbar, so betritt er die breite Heerstraße der Bildung und die Fortschritte werden bedeutender. Auf Otaheite zeigt sich, durch den starken Verkehr mit Europäern veranlaßt, dieser Wunsch jetzt sehr deutlich, und es steht also zu erwarten, daß wir sehr erfreuliche Nachrichten von dorther erhalten werden. Wenn einmal die Otaheiter einen bemerklichen Schritt vorwärts gethan haben, so wird sich auch eine wohlthätige Wirkung auf die Bewohner der andern Inseln zeigen, denn Otaheite wird von allen gleichsam als der Vorort des Inselmeeres angesehen.

Die Ozeanier glauben wie fast alle andern Nationen und Stämme auf der Erde an die Existenz eines höhern Wesens, welches die Welt erschaffen hat und erhält. Der Geist, dem sie gute Eigenschaften beilegen, regiert aber nur den Tag über und muß bei Eintritt der Nacht die Herrschaft an einen Andern, den Geist der Finsterniß, des Unglücks, des Todes überlassen. Auch an ein Leben nach dem Tode glauben sie, und zwar die Eingeborenen der Gesellschaftsinseln an eine Art Paradies, in das die Seelen der guten Menschen auf den Flügeln des guten Geistes gebracht werden. Nach den Vorstellungen der Freundschaftsinsulaner, genießt nur der Adel eine ewige Seligkeit, und das gemeine Volk hört mit dem Tode ganz auf zu leben. Die Neuseeländer, die, trotz ihrem Kannibalismus, die größten dichterischen Anlagen unter ihren Nachbarn zu haben scheinen, meinen, die Geister ihrer Väter schwebten erst über ihren Wohnungen, tauchten dann in die blitzenden Fluten beim Nordcap und gelangten endlich in das für sie bereitete Elysium, welches sie Atamira nennen. Die Seelen der im Kampf Erschlagenen aber sind auf ewig unglücklich, und aus diesem Grunde, einer Rache, die dem Herzen eines Großinquisitors Ehre machen würde, wenden die Neuseeländer jedes Mittel an, über ihre Feinde zu siegen; sie wollen sie nicht blos tödten, sondern auch verdammen. 18.

---

1. Musikalische Anekdoten, für Liebhaber und Tonkünstler gesammelt durch Franz Kuenlin. St.-Gallen, Huber und Comp. 1830. Gr. 8. 8 Gr.

Welches Verdienst glaubt der Sammler dieser Anekdoten zu haben? Das der Darstellung? Alsdann hätte er sie nicht, meist wörtlich, aus andern Büchern abschreiben oder, wie Schottky in seinem berüchtigten Buche über Paganini, herausschneiden sollen. Das dicke Werk über Mozart's Leben, an

dem seine Witwe etwas zu verdienen gesucht, hat Hr. Kuenlin wacker genutzt und seine 5 Thaler dafür nicht umsonst ausgegeben. Denn wo wir eine Anekdote von Mozart treffen, können wir darauf zählen, daß sie aus jenem Buche abgeschrieben ist. Vielleicht aber ist es ein Verdienst, geistreiche Einfälle, drollige Antworten, komische Vorfälle zu sammeln? Zugegeben; aber alsdann muß man denn doch einige Umsicht in der Auswahl besitzen und nicht die albernsten Trivialitäten auftischen, wie z. B. eine Anekdote, die etwa folgendermaßen lautet: Ein bekannter Virtuos, der aber sehr zerstreut war, reiste nach N. — —, um Concert zu geben. Unterwegs trug er große Sorge für den Violinkasten, den er mitgenommen hatte; als er aber ankam, fand er, daß er das Instrument nicht hineingelegt hatte! Der Vorfall an sich mag komisch sein; zu einer komischen Geschichte aber kann er erst werden, wenn man ihn komisch darstellt. Daß hier und da gute Anekdoten vorkommen, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber die meisten sind uralt, stehen bereits in Peplier's Grammatik und in ähnlichen Büchern. Man könnte also wie Voß von einem Buch sagen: „Wäre das Gute nur neu, wäre das Neue nur gut!" Von einer Anzahl Anekdoten gilt ferner Das, was Schlegel über Engel's Anekdoten sagte: „Er muß noch darüber nachdenken, was sich von solchen Dingen gut zur mündlichen Erzählung schickt, was man drucken lassen darf". Diesen Unterschied durch Gesetze und Regeln festzustellen, würde schwer sein. Allein, vorhanden ist er, und ein gutes, gesundes Urtheil findet ihn in einzelnen Fällen leicht. Wer sich nicht mit der Abfassung solcher Bücher abgibt, wie das vorliegende ist, der pflegt gemeiniglich einer Urtheilskraft dieser Art nicht theilhaftig zu sein. Man lasse den Plunder laufen!

2. Der musikalische Gesellschafter. Eine Sammlung vorzüglicher Anekdoten, Miszellen und lustiger Geschichtchen über die berühmtesten Tonkünstler alter und neuerer Zeit, oder über Musik im Allgemeinen. Von J. E. Häuser. Mit 1 Abbildung. Meißen, Gödsche. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Ein Buch, welches dem eben recensirten so vollständig gleicht als ein Putenei einem Hühnerei, indem es sich nur durch die größere Bogenzahl von dem vorigen unterscheidet. Bisweilen haben die Verfasser aus derselben Quelle geschöpft, d. h. aus demselben Vademecum abgeschrieben, oder aus denselben Journalen herausgeschnitten. Das Alles möchte man sich gefallen lassen; allein, die nüchterne Zusammenstellung der abgeschmacktesten Geschichten, dieses Verfahren ohne alle Auswahl ist völlig unerträglich, vielleicht aber nicht unbegreiflich. Die Liedertafel in Berlin besitzt einen Canon von Zelter, in dem es heißt:

Dann hat man ferner seine Pein
Mit Poesie und Text;
Es muß wol nichts gesäet sein,
Weil nirgend etwas wächst.

Die beiden letzten Zeilen erklären vielleicht, weshalb „Der musikalische Gesellschafter" so häufig mehr auf unsere Kinnladengewerbe als auf unser Zwergfell wirkt. Woher die guten Geschichten nehmen? Woher, wenn sich keine ereignen? Aber, fragen wir, weshalb ein dickes Buch drucken lassen? Um Geld zu verdienen? Wenn nur der Zweck nicht ebenso fehlschlägt, wie die Mittel dürftig sind! Um jedoch nicht ungerecht zu sein, müssen wir einräumen, daß in diesem Buche, zum Unterschiede von dem vorigen, bisweilen statt der Anekdoten Gedichte, Facta, die keine scherzhafte Spitze haben sollen, einzelne Abhandlungen u. dergl. gegeben werden. Aufrichtig gesagt, wird aber das Ganze dadurch nicht mannichfaltiger, sondern nur langweiliger. Einige Anekdoten waren uns neu; komisch erzählt, würden sie eine komische Wirkung thun. So z. B. die von Naumann, der, als er bei einer Probe für Musik in der Kreuzkirche zu Dresden rief: „Der Chor fällt ein", nicht nur die schlecht pausirenden Chorschüler, sondern alle in der Kirche anwesenden Zuhörer in Schrecken setzte, da sie meinten, „einfallen" bedeute hier so viel als „einstürzen". 47.

John Hinton's Geschichte und Topographie der Vereinigten Staaten.

Dieses von dem Verfasser mit Beihülfe mehrer, sowol in Amerika als in England lebenden Gelehrten geschriebene, mit Kupfern gezierte und zu Philadelphia im vorigen Jahre in seiner ersten Lieferung herausgekommene Werk verdient, soweit man aus dieser ersten Lieferung einen Schluß zu machen vermag, die Beachtung des Publicums in einem hohen Grade. Das Ganze beginnt, wie natürlich, mit der Entdeckung und Colonisation von Nordamerika und gibt besonders interessante Aufschlüsse über den in der Mitte des 16. Jahrh. von französischen Protestanten gemachten Versuch der Anlegung einer Colonie in Florida und über die daselbst stattgefundenen Kämpfe zwischen den Franzosen und Spaniern, die bekanntlich so unglücklich für die Erstern endeten, und wobei die Barbarei und der Fanatismus der Spanier sich in dem furchtbarsten Lichte zeigten. Besonders gräßlich ist das Geschick jener Abtheilung von Franzosen, die, unter dem Befehl ihres Anführers Ribault, nach vergebenen Anstrengungen sich genöthigt sahen, den vom Philipp II. zur Ausrottung der französischen Hugenotten und dagegen Anlegung einer katholischen Colonie nach Florida gesendeten Menendez in die Hände zu fallen. Hinterlistig schloß Menendez eine Capitulation mit Ribault ab, in welcher er sich verpflichtete, die Gefangenen menschlich zu behandeln und sie in ihr Vaterland zurückzusenden. Voll Vertrauen auf die Heiligkeit der Eide, legten Ribault und seine Schar nun die Waffen nieder; aber kaum war dies geschehen, so zog Menendez mit seinem Degen einen Kreis um die Unglücklichen her und gebot, sie alle niederzuhauen. Jede Art von Abscheulichkeit wurde nun von den Spaniern geübt: man hieb die Leichen in Stücken und hing diese an den Bäumen umher auf mit der Inschrift: „Nicht weil sie Franzosen, sondern weil sie Ketzer und Feinde Gottes waren". Der elende Karl IX., welcher damals Frankreichs Thron schändete, hatte für den Weheruf der Nation über diese Niederträchtigkeit kein Gehör; waren es doch nur Hugenotten, die das Schwert rechtgläubiger Christen würgte! Aber aus dem Schoße der Nation selbst erhob sich ein Rächer für die Unthat. Ein einfacher Bürger, Dominik de Gourgues, rüstete auf eigne Kosten 3 kleine Schiffe aus und stach mit 80 Seeleuten und 150 tapfern Männern in See. Die Spanier hatten sich unterdessen in dem von den Franzosen angefangenen großen Fort verschanzt und außerdem an der Mündung des Flusses May noch 2 kleine mit Allem wohl versehene Forts angelegt. Unerschrocken rückte Gourgues mit seiner kleinen Schar vor, nahm beide Forts in einem raschen Anlauf, ließ die Besatzung unerbittlich niederhauen und umzingelte dann das Hauptfort. Als dieses ebenfalls von ihm genommen war, ließ er alle Spanier herausführen, die Festungswerke schleifen und die sämmtlichen Gefangenen an die nämlichen Bäume aufknüpfen, an welchen sie einst die Leichen seiner unglücklichen Landsleute gehängt hatten. Dabei befahl er, folgende Inschrift aufzustellen: „Nicht weil sie Spanier, sondern weil sie Verräther, Räuber und Mörder waren". Nach diesem Act fürchterlicher Gerechtigkeit schiffte er sich mit seinen Gefährten wieder ein und kehrte nach La-Rochelle, dem damaligen Mittelpunkt des Protestantismus in Frankreich, zurück, woselbst man ihn mit ungeheuerm Jubel empfing. Derselbe Fall war es, als er nach Bordeaux kam; in Paris dagegen, wohin Philipp von Spanien seinetwegen bereits geschrieben und seinen Kopf verlangte hatte, zog man ihn ein und begann, ihm den Prozeß zu machen; doch trauten sich Karl IX. und Katharina von Medici nicht, die Sache durchzuführen, da das Volk laut zu murren begann, und so ließ man am Ende den tapfern, obgleich grausamen Rächer seiner Landsleute wieder los und gestattete ihm, sich in die Normandie zurückzuziehen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 74. —— 15. März 1831.

Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Friedrich Wilken. Fünfter und sechster Theil. Leipzig, Vogel. 1829—30. Gr. 8. 4 Thlr. 6 Gr.

Mit diesen beiden Bänden nähert sich ein Werk der lange ersehnten Vollendung, welches zu den wahren und echten Zierden unserer historischen Literatur gehört. Wenn die schmucklose Weise, mit der es auftritt, gleich nicht geeignet ist, den geräuschvollen, aber schnell vorübergehenden Beifall des Markts zu erregen, so ist sein innerer Werth desto gediegener. Bei der außerordentlichen Erweiterung, welche die Wissenschaft der Geschichte immer mehr gewinnt, theils vermittelst gründlicherer Durchforschung und Benutzung der schon vorhandenen und durch Hervorziehen noch unbekannter Quellen und Hülfsmittel, theils durch die noch nie so hoch gesteigerten Foderungen an die Geschichtschreibung, so viele Kreise des geistigen Daseins zu beachten und zu berühren, muß ein umfassendes, eignes Studium der Quellen, auch nur über die Hauptperioden, selbst dem Gelehrtesten und Arbeitsamsten unmöglich werden. Daher entsteht der Wunsch für einzelne Theile des unübersehbaren Gebietes, Werke zu besitzen, welche durch musterhafte kritische Sorgfalt und vollkommene Unparteilichkeit im Zeugenverhöre auch dem gelehrten Geschichtskundigen, der andern Völkern und Zeiträumen seinen Fleiß am meisten zugewandt hat, wenn auch nicht die Lecture einzelner Quellenschriftsteller, doch die Durchforschung aller ersparen können. Dieser Werke gibt es in allen Literaturen äußerst wenige, aber das vorliegende gehört gewiß zu der Zahl derselben. An dem Fleiße, mit welchem der Verf. alle ihm zugänglichen Nachrichten zusammengetragen, an der Sorgfalt, mit welcher er ihre Abweichungen geprüft und das Ergebniß gezogen hat, wird auch die eigensinnigste Krittelei nichts auszusetzen finden. Die Zeugnisse und Urtheile der Zeitgenossen vermehrten sich ihm durch die schätzbaren Nachrichten arabischer Handschriften, die er, vermöge seiner orientalischen Sprachkenntnisse, auf das fruchtbarste zu benutzen wußte, und die seltene Verbindung dieser Forschungen mit dem gründlichsten Studium der griechischen und lateinischen Schriftsteller des Mittelalters haben ihm vor vielen Andern den Beruf ertheilt, der Geschichtschreiber der Kreuzzüge zu werden.

Dieser sichern Grundlegung des Stoffes entsprechen in der Ausführung die Gabe einer ungemein klaren und lichtvollen Zusammenstellung, eine seltene Ruhe und Leidenschaftlosigkeit des Urtheils, und eine scharfe Durchdringung des Zeitgeistes. Ohne die Ueberzeugungen, die Gesichtspunkte, die ganze Denk- und Handlungsweise jener Zeiten, die sich in den Unternehmungen zur Eroberung des heiligen Landes auf so merkwürdige Weise spiegeln, zu überschätzen; ohne sich einer entweder einseitig beschränkten oder erkünstelten Vorliebe für dieselben hinzugeben, läßt ihnen der Verfasser mit großer geschichtlicher Weisheit eben dadurch die wahre, ihnen gebührende Anerkennung widerfahren, daß er sie nur mit ihrem eignen Maßstabe mißt, die Berichte von ihren Meinungen und Thaten nicht mit Ansichten, die aus einer andern Geistesentwickelung hergenommen sind, klügelnd und meisternd unterbricht, nicht den frommen Glauben jener Menschen Wahn, die Motive ihrer Lenker Selbstsucht und Eigennutz, ihre Mittel schlauen Betrug schilt, aber ebenso wenig ihre Thorheiten und ihre Frevel zu verdecken bemüht ist. Die Sprache ist durchaus würdig und einfach, aber auch ohne alle Härte und fließend; keine Affectation stört den Leser, kein falscher Prunk, keine ellenlangen Kraftworte, keine ausgesteiften Prachtphrasen beleidigen seinen Geschmack. Wilken will weder durch eine rhetorisirende Sprache glänzen, noch durch Sophistik verführen, noch durch das Blendwerk eines ganz neuen Lichtes, in welches die Begebenheiten gerückt sein sollen, Bewunderung erregen. Sein Werk bedarf dieser falschen Reizmittel nicht, vielmehr ist es ihm durch die große Unbefangenheit und wahrhafte Objectivität der Darstellung gelungen, den Eindruck der Urquellen wiederzugeben, ohne eine in unsern Tagen immer erkünstelte, geschmacklose und abstoßend wirkende Nachahmung ihrer Sprache und Darstellungsweise zu versuchen.

Für Denjenigen, der hervorstechende Momente dieser Geschichte mit den eignen Worten der Zeugen und ursprünglichen Berichterstatter sogleich während der Lecture kennen lernen will, sind die zahlreichen Anmerkungen da, in welchen der Verfasser zugleich mit der größten Gewissenhaftigkeit alle nur irgend erheblichen Abweichungen in den Quellen nebeneinandergestellt und dadurch Den, der prüfen will, in den Stand gesetzt hat, über die Ergeb-

nisse seiner Kritik, auch ohne die Bücher selbst zu Rathe zu ziehen, ein Urtheil zu fällen. Der ernste Leser, welcher in der Beschäftigung mit der Geschichte mehr sucht als die flüchtige Ergötzung einer müßigen Stunde; der weiß, wie vielfach sich der Stral der Wahrheit im Geiste der Schriftsteller bricht, und daher überall nach dem Verhältnisse des Geschichtschreibers zu seiner absoluten und relativen Quelle forscht, wird es dem verehrten Verfasser sehr Dank wissen, daß er hierin dem allzu ekeln Geschmacke vieler Zeitgenossen nicht nachgegeben, sondern neben dem Gebäude selbst einen Theil des zu dessen Erbauung nöthigen Gerüstes hat stehen lassen, durch welches wir in die Zusammenfügung des Ganzen bequem hineinschauen können, ohne erst anderweitig Pläne und Risse mühsam zusammenzusuchen. Auch dafür sind wir ihm sehr dankbar, daß er nicht, wie er Anfangs gewollt, die Geschichte der spätern Kreuzzüge abgekürzt und nur in allgemeinen Umrissen dargestellt hat. Wie das Werk angelegt war, mußte ein folgerechtes Ebenmaß der einzelnen Theile durchgeführt werden. Wem das Ganze dadurch zu lang wird, dem wissen wir keinen andern Trost zu ertheilen als den Hamlet's an den Polonius: „Es soll mit Euerm Barte zum Barbier".

Der Stoff dieses Werks gehört ohne Zweifel zu den anziehendsten und denkwürdigsten in der Weltgeschichte. Wie anschaulich malen sich hier die Eigenthümlichkeiten der Völker auf einer frühen Stufe der Entwickelung in kräftiger, noch mit mancher Rohheit behafteter, aber glühend empfindender und handelnder Jugendzeit! Wie dicht steht hier das Verschiedenartigste beisammen; wie seltsam berühren sich die Extreme! Bewunderungswürdige Selbstaufopferung und gemeiner Eigennutz, offene Grobheit und tückische Arglist, strenge Enthaltsamkeit und das losgelassene Toben thierischer Begier, Besonnenheit und Leidenschaft, Heldenmuth und Feigheit, Ausdauer und Verzagen, Voraussicht und Unbesonnenheit, Eifer und Lässigkeit, angestrengte Thätigkeit und müßige Sorglosigkeit, alles Dieses geht in dem buntesten Wechsel durch einander. Die ganze Erscheinung der Kreuzzüge selbst ist keineswegs aus der bloßen Aufregung der für solche Abenteuer vorzüglich gestimmten und für diese Richtung der religiösen Gefühle empfänglichen Zeit abzuleiten, sondern hat vielmehr eine große innere Nothwendigkeit. Die Kreuzzüge stellen den Punkt dar, wo die christlichen Völker des Abendlandes, welche die Bildung des Geschlechts in einer noch nicht dagewesenen Fülle in folgenden Jahrhunderten zu entwickeln bestimmt waren, mit ihren und dieser Bildung hartnäckigsten Feinden, mit den Mohammedanern, in eine große und allgemein feindliche Berührung, nicht in eine blos partielle wie in Spanien traten. Als das heilige Land gänzlich verloren gegangen war, hörte darum doch diese feindliche Berührung nicht auf, die Erscheinung kehrte sich nur um, die Türken kamen nach Europa, gewannen uns auf unserm Boden Land und Leute ab und schmälerten den der europäischen Bildung zugehörigen Raum zum größten Schimpfe der ganzen Christenheit. Stätten, seit uralten Zeiten der Cultur geweiht, wurden in dumpfe Behausungen gefühlloser Barbarei verwandelt. Das Gefühl für diese Schmach war damals in Vielen lebendig, es knüpfte sich an die Trauer um das Grab des Heilandes in den Händen der Heiden, der Schmerz war laut und tief, aber schon der kräftige Entschluß zum Handeln, die Begeisterung, die in That übergehende Rührung, welche die Zeiten der Kreuzzüge so groß gemacht hatten, waren nicht mehr vorhanden; den einzelnen Staaten fehlte die Macht, und Mangel an Einigkeit ließ es zu keiner tüchtigen Verbindung kommen. Daneben trieb eine verkehrte Staatskunst ihr verderbliches Spiel, indem sie das barbarische Osmanenreich als einen erwünschten Hemmungspunkt gegen die Macht gefürchteter oder beneideter Staaten betrachten lehrte. Später erlosch auch das Gefühl der Schande, die Herrschaft der tatarischen Horden auf dem doppelt classischen Boden fortdauern zu sehen, man freute sich vielmehr der herrlichen, alter Vorurtheile entledigten, Philanthropie und der praktischen Toleranz, die dem Islam seine Entwickelung so gut gönnt wie dem Christenthum. Diese Denkart verliert jetzt täglich mehr an Ansehen und Einfluß, und wie lange die jetzt im Innern des christlichen Europa wiederhervorgetretene Spannung und die Gespinnste der Politik den Zeitpunkt auch noch entfernt halten mögen, die Kreuzzüge werden in einem großartigen Sinne ihre Vollendung erhalten.

Die Periode, welche die beiden vorliegenden Bände des Wilken'schen Werks beschreiben, reicht von der Rückkehr des Königs Richard Löwenherz und dem Tode Saladin's bis zur Eroberung Askalons durch die Aegypter im Jahre 1247. Es ist die Zeit, wo der Mangel an Uebereinstimmung und Plan in den Unternehmungen, die unzureichende Stärke der pilgernden Heere und besonders der in Asien zurückbleibenden Krieger, die mannichfaltigen Parteiungen, Zwistigkeiten und Feindseligkeiten unter den Christen selbst immer deutlicher und verderblicher hervortreten, wo die Erweiterung und festere Begründung des kleinen christlichen Staates in Syrien immer schwieriger wird, und die Entwickelung aller Verhältnisse auf eine nicht mehr ferne gänzliche Auflösung desselben deutet. Als eine merkwürdige und sehr anziehende Episode zwischen diesen kleinlich gewordenen Kämpfen und Reibungen in Syrien füllt den größten Theil des 5. Bandes die Geschichte der Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer und der Begründung des schon bei seiner Geburt mit allen Zeichen kurzer Lebensdauer hervortretenden lateinischen Kaiserthums. Die Eigenthümlichkeit des byzantinischen Reiches, die Trümmer seiner Herrlichkeit, die Ränke und die Greuel seiner verderbten Großen spielen mit seltsamen Farben in das Leben und Treiben der occidentalischen Ritterwelt hinein. Auch mit diesem Boden ist der Verf. bekannt wie Wenige. Wir verdanken ihm aber noch ein anderes Nachtstück aus der Geschichte dieses unseligen Hofes und Reiches (Andronikus Komnenus, im „Historischen Taschenbuch", herausgegeb. von Fr. v. Raumer, 2. Jahrg.).

Im 6. Bande treten vorzüglich hervor: der verun-

glückte Zug nach Aegypten in den Jahren 1218—21, wo der mit erstaunenswürdiger Tapferkeit vollbrachten Eroberung von Damiette ein unüberlegt unternommener und übel geleiteter Zug in das Innere von Aegypten folgt, auf welchem ein Theil des christlichen Heeres unterging und der andere nach großen Gefahren und vielen Mühseligkeiten nur gerettet werden konnte durch die Wiederabtretung des mit dem Blute so vieler Tapfern gewonnenen Damiette; und der Kreuzzug des Kaisers Friedrich II., dessen Verhältnisse, Sinnesart und Handlungsweise, so weit sie hierher gehören, der Verf. mit großer Besonnenheit und Gerechtigkeit darstellt. Ueber den Frieden, welchen der Kaiser im Morgenlande schloß, und der den Christen doch den Besitz von Jerusalem auf 10 Jahre wiederverschaffte, sind die Angaben sehr abweichend, indem Friedrich in seinen Berichten weit bedeutendere Zugeständnisse der Saracenen aufzählt als die arabischen Geschichtsschreiber. Hr. W. erklärt sich für die morgenländischen Nachrichten, indem er sehr richtig annimmt, „daß der Kaiser in den ruhmredigen Berichten, welche er während seines kurzen Aufenthaltes zu Jerusalem, nicht nur an die Fürsten und Lehnsmänner seiner europäischen Länder, sondern an alle christlichen Könige erließ, die erlangten Vortheile sehr vergrößerte, weil er fürchtete, das Misfallen seiner Glaubensgenossen durch das Geständniß der Wahrheit zu erwecken. Auch lag dem Kaiser viel daran, die Christen zu überzeugen, daß der Bann, welcher von dem Papste wider ihn war verkündigt worden, ihn nicht um den Segen und Beistand Gottes gebracht, sondern daß Gott vielmehr diese Kreuzfahrt mehr als irgend eine der frühern seines allmächtigen Schutzes gewürdigt hätte".

Ein besonderes Interesse gewährt in diesem Bande die Erzählung von der Meerfahrt der deutschen und friesischen Piiger im Jahre 1217, die der Verf. nach der Chronik des Abts Emo gibt. Die Begier, mit welcher diese Wallfahrer auf ihrer langen Reise die Gelegenheit zu Kämpfen und Abenteuern ergreifen, und die Kühnheit, mit welcher sie dieselben bestehen, ihr frommer Besuch beim Papste, der Eindruck, den sie auf die Italiener machen, erinnern lebhaft an das Rittergedicht, und geben einen der vielfältigen Beweise, daß die erzählende Poesie jener Zeit aus dem frischesten Leben gegriffen war. 7.

Blicke in die Zeit, in Hinsicht auf Nationalindustrie und Staatswirthschaft mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und vornemlich des preußischen Staats. Nachtrag zu den Gedanken über die Unbill, Noth und Klage unserer Zeit u. s. w. (Berlin, 1826. 8.) Von Friedrich Benedict Weber. Mit 16 Tabellen. Berlin, Nicolai. 1830. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Herr Verf. gehört zu denjenigen Kameralisten und Staatswirthschaftslehrern, welche nicht in geistreichen Raisonnements und Speculationen ihr Heil suchen, sondern aus mühsamer Zusammentragung von einzelnen und genauen Angaben, statistischen Notizen und Rechnungsverhältnissen ein Facit zu gewinnen streben, das ebenso sehr ein deutliches Bild der Wirklichkeit gibt, als es auf die Wirklichkeit gebaut ist. Dieser Realismus ist, zumal in einer so rein praktischen Wissenschaft, von hohem Werth, ja er ist das einzige Mittel, durch welches erleuchtete Geister in Stand gesetzt werden, große haltbare Systeme der Wissenschaft zu begründen. Um so mehr Dank aber verdient jene, oft kleinlich scheinende Genauigkeit, da sie theils einen äußerst mühsamen und beharrlichen Fleiß, theils einen nicht geringen Grad von Selbstverleugnung voraussetzt. Letzteres wird klar, wenn man das Trockene solcher Notizensammlungen erwägt, wenn man erwägt, wie sehr jene fleißigen Vorarbeiter in die Objecte ihrer Untersuchungen sich vertiefen müssen, des Genusses einer subjectiven Gedankenschöpfung sich enthaltend, wenn man endlich erwägt, daß sie weit mehr für die Menschheit als für sich arbeiten, daß ihnen bei weitem nicht der glänzende Lohn gespendet zu werden pflegt, wie jenen Männern der Geschichte, deren unsterbliche Werke oft ihren fleißigen Zusammenstellungen die Hauptgrundlage verdanken.

Unser Verf. gehört ferner (was sich zu dem Vorigen wie die Wirkung zu der Ursache verhält) zu der gemäßigten und ruhigen Mittelclasse der Politiker, welche durch die Resultate des Lebens, wie es ist, zur gesunden Mittelstraße geführt, allen Excentricitäten Feind und nur der Wahrheit wohlwollend, die wohlthuende Ueberzeugung hegen und verbreiten, daß es mit unserer Zeit und mit den Bedrängnissen derselben, obwol mancher Grund zu gerechter Klage, wie in allen andern Zeiten, vorhanden, doch keineswegs so schlimm sei, als die erhitzten Köpfe so mancher nimmer zufriedenen Speculanten und Phantasten das Volk glauben machen wollen. Diese Ueberzeugung, die gewiß jedem Freunde des Friedens und jedem Menschenfreunde überhaupt herzlich willkommen sein muß, bewog den Verf. schon im Jahre 1826, seine „Gedanken über die Unbill, Noth und Klage unserer Zeit in staats- und nationalwirthschaftlicher Hinsicht" in einer zu Berlin bei Duncker und Humblot anonym erscheinenden Schrift auszusprechen. Diese Schrift erhielt den verdienten einstimmigen Beifall der kritischen Blätter, welche sämmtlich der Verf. in seiner Einleitung (vielleicht mit zu selbstgefälliger Aengstlichkeit) herzählt, namentlich auch gegenwärtige Zeitschrift.*) Er erklärt sich hierüber in der Einleitung zu vorliegender Schrift ausdrücklich dahin: es sei seine Absicht gewesen, in jener ersten Schrift durch Thatsachen zu beweisen, daß in unserer Zeit viel zu viel und sehr oft ohne alle Ursache und ohne Noth geklagt werde, und daß im Allgemeinen unsere Zeit keineswegs zu den unglücklichen und schlechten, vielmehr im Ganzen zu den guten Zeiten gehöre, indem es nirgends einen allgemeinen Mangel an irgend etwas dem Menschen Nöthigen und Unentbehrlichen, ja nicht einmal an dem Entbehrlichen, gebe, vielmehr im Allgemeinen Alle genießen, dessen sie bedürfen, und sogar, bei der meist gar nicht hohen Preishaltung fast aller Dinge, mehr genießen und genießen wollen als sie sonst gethan haben. Er erklärt ferner, wie er, die Folgen des Kriegs von 1813—15 für die Cultur, den Wohlstand und die Industrie aller Nationen voraussehend, bemüht gewesen sei, die genauesten historischen, statistischen und kameralistischen Notizen und Nachrichten aller Art zu einer vollständigen und unparteiischen Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande der cultivirten Welt zu sammeln, und wie er eben jetzt im Stande sei, diese gesammelten Notizen zu einem ganzen Bilde zu vereinigen, das denn bei weitem tröstlicher ausfalle, als man bei dem häufigen Klaggeschrei glauben sollte.

„Wol sind nun freilich (Ref. führt diesen riesenhaften Satz wörtlich an, um beiläufig ein Beispiel des monströsen Periodenbaues zu geben, dessen sich unser praktischer Verf. bedient) nicht alle die schönen und glücklichen Erwartungen, die wir uns insbesondere von der Weisheit der Regierungen der Staaten in national- und staatswirthschaftlicher Hinsicht versprachen, so ganz, oder wenigstens sind sie nicht überall wirklich so in Er-

*) Vgl. Nr. 13 und 14 d. Bl. f. 1827. D. Red.

füllung gegangen, vielmehr müssen wir leider die noch immer allzu große und feste Anhänglichkeit mehrer derselben an das alte beschränkende und hemmende Sperrsystem bedauern; auch können wir freilich wol nicht leugnen, wie die von uns nicht so erkannte, obgleich keineswegs übersehene, allzu große Verschuldung so vieler Genossen fast aller Stände, namentlich aber der Grundbesitzer, wirkliches, unleugbares Unglück und Uebelbefinden, und wahren Nothstand herbeigeführt hat und herbeiführen mußte; wol haben insbesondere nicht vorauszusehende, schwere und verderbliche natürliche Unglücksfälle einzelne Länder und Gegenden hier und da neuerlichst betroffen und in wahre große Noth versetzt, und wol haben wir demnach noch bisher, sofern wir unsere Blicke auf das Einzelne und die Einzelnen hier und da richten und unsere Ohren zu diesen wenden, recht vieles bitteres Klagen mit Recht hören, viele wirkliche, unbestreitbare, arge Noth erblicken müssen und werden beide auch noch ferner zu hören und zu erblicken haben: aber wenn wir auf das Ganze, das Allgemeine sehen, so mußten wir und müssen auch jetzt noch immer jede Klage über allgemeine Noth, Elend und Unglückszeit, und auch jetzt noch aus den oben, in jener unserer Schrift dargelegten und faktisch nachgewiesenen, hier auch schon erwähnten Gründen und Ursachen abweisen und für ganz unstatthaft erklären, und dabei uns theils auch nochmals auf die Erfahrung berufen, daß zu allen, auch in den sogenannten guten alten Zeiten, geklagt worden ist, weil die Menschen nie zufrieden und sogar jetzt in der That noch weniger geneigt und fähig sind, sich an Dem, was sie haben, genügen zu lassen, als ehemals, theils daran erinnern, daß das wirkliche Ungemach, die wahren Un- und Nothfälle, an denen unsere Zeitgenossen im Einzelnen leiden, an sich und zu allen Zeiten eben dies gewesen, und als solche auch zu allen Zeiten vorgekommen und erlebt und beklagt worden sind".

Sancte Christophore, ora pro nobis! Wer bei diesem Satze des übrigens so guten Buches die Geduld behält, noch ein Wort zu sagen, aut dormit aut insanit! 70.

Geschichte der Landschaft Toggenburg. Von Karl Wegelin. Erster Theil. St.-Gallen, Huber und Comp. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Den fleißigen und ehrenwerthen Forschungen, welche auf dem Gebiete der schweizerischen Specialgeschichte angestellt sind, seitdem Joh. von Müller sein großes Nationalwerk begann, schließt sich auf würdige Weise diese mit ebenso vieler Sorgfalt als Umsicht abgefaßte Arbeit an. Nachdem schon mehrmals von Andern früherhin der Entschluß gefaßt und der Versuch, eine Geschichte des toggenburger Landes zu schreiben, gemacht, aber auch wiederum aufgegeben worden ist, wurde der Verf. durch eignes durch nähere Bekanntschaft mit dem Gegenstande steigendes Interesse an demselben und durch den uneingeschränktesten Zutritt zu den besten und reichhaltigsten archivischen Quellen ermuntert, dasselbe zu versuchen und auszuführen. Obwol die toggenburgische Geschichte erst im 15. Jahrhunderte ein allgemeineres Interesse erhält, so hat der Verf. doch auch den frühern und selbst den frühesten Zeiten Interesse zu geben gewußt, ohne sich deshalb von dem Wege genauer historischer Forschung zu entfernen; denn indem er zunächst aus den Ortsnamen sehr wahrscheinliche Folgerungen in Beziehung auf den frühesten Anbau des Landes macht, weiß er darauf durch die sorgsamste Benutzung der Schenkungsurkunden der Klöster, namentlich des Klosters St.-Gallen, ein überraschend reiches Bild des Zustandes des Ländchens und seiner Bewohner während der dem Ausgange des 10. Jahrhunderts vorausliegenden Jahrhunderte zu entwerfen. Der sich diesem anschließende zweite Abschnitt beginnt mit dem Aufblühen der Grafen von Toggenburg, deren Namen nach wahrscheinlicher Vermuthung von dem altdeutschen Mannsnamen Tochin abgeleitet wird, erörtert den allmäligen Anwachs der Macht derselben und besonders ihre meist feindseligen Verhältnisse zur Abtei St.-Gallen und schließt mit der Beschreibung des unter Rudolf I. beginnenden und unter seinem Sohne Albrecht bis 1304 fortgesetzten Kampfes der habsburgisch-östreichischen Uebermacht gegen die St.-Gallener Aebte, dessen Schauplatz zum Theil das Toggenburg war. Eine sorgfältige Aufzählung der verschiedenen, in diesem Lande einst blühenden edeln und ritterlichen Geschlechter, mit näherer Angabe ihrer Besitzungen und ihrer sonstigen Familienschicksale dient zur reichen Vervollständigung des vorigen Abschnitts. Mit dem Anfange des folgenden Zeitraums, des 14. Jahrhunderts, verändert sich der Charakter dieser Geschichte merklich: „Weit seltener als bisher geschah, wird nämlich die Erzählung geräuschvoller Fehden und blutiger Kämpfe die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen; es windet sich der Faden der Geschichte durch friedlichere Zeitläufe, die mächtigen Gewalthaber ergreifen nicht mehr aus jeder geringfügigen Ursache, zum Verderben des Landes und der Unterthanen, gegen einander die Waffen, oder es werden die entstandenen Zwiste schneller beendigt und manche sich erhobene Zwistigkeit durch gütliche Dazwischenkunft zu einem erwünschten Ziele geführt. Man spürt es aus dem Fortgange der Erzählung selbst, daß jenes der einstigen Blüte und ausgebreiteten Macht des Ritterthums allerdings günstige Zeitalter immer mehr im Dahinschwinden begriffen ist und andere Verhältnisse im geselligen wie im bürgerlichen Leben eintreten. Was uns die toggenburgische Geschichte in diesem Abschnitte zunächst aufweiset, sind die besondern Schicksale, welche für einzelne Theile dieses Landes der Wechsel ihrer Besitzer herbeiführte". Auch in diesem Abschnitte verdient die Sorgfalt Anerkennung, mit welcher der Verf. durch Benutzung und Einflechtung einzelner Notizen ein anschauliches Bild des Zustandes des Landes gibt. Die folgenden bis zum Beginn der Reformation, mit welchem dieser 1. Band schließt, herabgehenden Zeiten zerfallen bei größerer Reichhaltigkeit des Inhalts und steigender Wichtigkeit für die allgemeine schweizerische Geschichte in 3 Abschnitte, welchen ein vierter eingeschaltet ist, enthaltend eine Uebersicht der sämmtlichen Gerichtsherrschaften, welche im Umkreise der Grafschaft Toggenburg im Jahre 1468, als sie von der Abtei St.-Gallen gekauft wurde, lagen, und somit eine statistische Uebersicht des damaligen Toggenburgs gewährend. Führt der Verf. auch nicht immer seine Quellen an, so beweist doch der ganze Charakter seiner Arbeit, daß sie vornemlich in Urkunden bestehen; seine Darstellung ist einfach, gehalten und kräftig, wenn auch nicht frei von schweizerischen Idiotismen, wie selbst die angeführte Stelle beweist. 23.

Notiz.

Der Petersburger Kalender.

Die Akademie zu St.-Petersburg gibt jährlich in deutscher und russischer Sprache einen Almanach heraus, worin u. a. in ein solches Werk gehörigen Dingen auch Geschichtsvorfälle nach ihrer Reihenfolge aufgeführt werden; zwar ist nicht die Genealogie aller regierenden Häuser vergessen, wol aber fehlt Alles, was auf Emancipation der Völker und Fortschritte derselben im Repräsentativsystem Bezug hat. Ueber die Veränderungen in der Bevölkerungszahl des Landes, die Zu- oder Abnahme der Verheirathungen, der Lebensdauer einzelner Personen u. d. g. gibt dagegen dieser Almanach interessante Aufschlüsse. Nicht unbemerkenswerth ist, daß in Petersburg die Lungensucht zu den häufigen und am mehrsten Menschen wegraffenden Krankheiten gehört. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 75. —— 16. März 1831.

Johann Georg Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausgegeben von Albrecht Rengger. Mit einem Bildnisse von Abraham Rengger. Aarau, Sauerländer. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der hanöversche Leibarzt Zimmermann gehört in mehr als einer Hinsicht unter die merkwürdigen Personen seiner Zeit. Aus dunkeln Verhältnissen durch eignes Verdienst zu großer Celebrität gelangt, gab er in seiner Jugend ein Beispiel, wie Entsagung auf Entwickelung geistiger Kräfte hinführen könne, und zeigte späterhin, daß Geschicklichkeit des praktischen Arztes, in Verband mit Weltbildung, einen reichen Quell irdischer Glücksgüter öffne.

Leider aber wurden so viele Vorzüge bei diesem Manne durch Fehler getrübt, die ihn nur zu häufig seinen Gegnern preisgaben und ihm, der vor Vielen in der Lage war, ein glückliches Leben zu genießen, die bittersten Qualen bereiteten, ja zuletzt das Ende seines Ruhms wie seines Lebens selbst herbeiführten. Die vor uns liegenden Briefe liefern manchen Schlüssel dazu und sind in jedem Fall ein schätzbarer Beitrag unserer Literatur. Zwei tüchtige, gleich wackere Männer, der Pfarrer Rengger und der Rathsherr Schmid, erscheinen darin als die Correspondenten Zimmermann's bis an seinen Tod und in der That oft in einem würdigern Lichte als der eitle, auch wol boshafte, hochberühmte Herr Leibarzt, dessen unerträgliches Platzen und Großthun, undelicat und kleinlich, wie es zumal gegen jene Männer ist, auch leider den Gehalt dieser Briefe wieder schwächt. Denn, aufrichtig gesprochen, erfährt man aus der Hälfte derselben eigentlich nichts weiter als die Ehrenbezeigungen, die dem Hrn. Leibarzt von vornehmen Leuten widerfahren sind, wie ihn ein Prinz mon ami genannt, und eine Prinzessin aus dem Fenster „Adieu, lieber Herr Zimmermann!" nachgerufen hat. Zwar sagt er wol einmal: „Ich erröthe, indem ich dieses schreibe", hat aber dennoch nicht den Muth, die Stelle auszustreichen.

Diese schale, mit derbem Hochmuth verbundene Eitelkeit ist Z. schon oft bei seinem Leben vorgeworfen und seiner unglücklichen Stimmungen, die man als das Gegengift ansehen könne, dabei gedacht worden. Beide übertriebene Zustände hat man für Folgen der Hypochondrie erklärt. Und in der That mag diese Quelle richtig sein. Hypochondrie ist doch nur Ueberreizung der Unterleibsnerven, welche, sowie sie das Hirnsystem ergreift, den Geist gefangen nimmt und dunkeln Gefühlen die Herrschaft über den hellen Verstand gibt. Solche Menschen wähnen sich daher bald himmelhoch erhoben, bald höllentief herabgesunken. Daß aber ein praktischer Arzt, ein feinwollender Philosoph, ein Weltmann sich nicht wenigstens geistig dagegen zu waffnen gewußt, muß noch einen andern Grund haben. Wir finden ihn — denn jede Seite dieser Briefe liefert den Beweis dazu — in einer Kleinstädterei, die der Herr Ritter, trotz allen Unterhaltungen mit Königen, trotz Ordensbändern und Goldstücken, doch nicht völlig ablegen konnte. Denn wäre Z. nur irgend großartig gewesen, so hätte er nicht 26 Jahre hindurch alles Kleinliche, was er an seinen ehemaligen Mitbürgern bemerkt, in diesen Briefen ihnen immer aufgestochen und seine bessere Lage ihnen dagegen zu hören gegeben. Der redliche, dienstgefällige Freund, dem er sie vorprahlt, erscheint uns achtbar, indem er diese doch auch gegen ihn selbst nicht höfliche Manier übersieht und sich nur an das Echte von Z.'s Charakter hält, aber keineswegs darum schwach, macht er es auf feinste Weise dadurch wett, daß er die spöttischen, ja groben Bemerkungen an Z. zurückberichtet, die die Vorlesung seiner Briefe bei den bestichelten Mitbürgern erregt hat. Da schreit nun der vornehme Leibarzt über niedrigen Neid, tröstet sich aber sogleich damit, daß ihm die Brugger doch nichts anhaben könnten.

Zimmermann war in der kleinen, etwa 1000 Einwohner zählenden Stadt Brugg geboren. Seine Mutter war eine Tochter des berühmten Parlamentsadvokaten Pache zu Paris, und dies könnte erklären, wie Z. vielleicht früh schon einen gewissen Stolz, höhere Meinung von sich gegen seine Mitbürger, zugleich aber auch feine Erziehung und zumal volle Fertigkeit in der französischen Sprache erhalten.

Dem sei indeß wie ihm wolle, Z. empfing von seinen Aeltern eine gelehrte Erziehung, leider aber auch zugleich den physischen Keim mehr als Eines Uebels, das ihm sein Leben verbitterte. Ein Leibesschaden, den er erst spät in Berlin durch Meckel glücklich operiren ließ, mit voller Zuversicht, daß auch ebenso gut diese Operation sein Leben endigen könne, mochte ihn, den zartfühlenden, me-

lancholischen Mann, oft auf den tiefsten Punkt der Traurigkeit gebracht haben, um so mehr, da es, wunderbar genug, in jetziger Zeit erst eingesehen worden ist, daß sein Uebel nicht einmal einer Operation bedurfte. Jene Gemüthskrankheit aber, von der wir vorhin Erwähnung gethan, lag noch außerdem in seinem Körper. Man sagt, seine Mutter habe Spuren von Wahnsinn gezeigt, und bei Z.'s einzigem Sohne brach er zuletzt gleichfalls aus. Vielleicht hat Zimmermann durch seine unermüdliche Thätigkeit und Anstrengung den physischen Ausbruch desselben an sich verhindert; moralisch aber konnte man wol gar manche seiner Handlungen aus solcher Quelle ableiten. Sein Hochmuth, sein Eigensinn, seine literarische Raufcrei, ja, gemeine Balgerei, seine Härte gegen seine Kinder in diesen Briefen wohlweislich nie berührt, dagegen oft und, wie es scheint, geflissentlich erwähnt, daß seine Tochter sich wohl und vergnügt befinde, sind bekannt. In Betreff des letztern Vorwurfes liegt uns ein merkwürdiges Zeugniß aus Göthe's Lebensbeschreibung vor, welches, an Göthe's Mutter von der Tochter selbst abgelegt, wol unverwerflich sein möchte. Dieser Wahnsinn also, Anfangs gegen seine Kinder und seine eingebildeten literarischen Gegner gerichtet, brach zuletzt unter der Form der Schwermuth gegen ihn selbst aus, und der mit Ehren und Reichthümern ohne Gleichen überschüttete Mann verbrachte den Abend seines thätigen Lebens in Verzweiflung. Schon 20 Jahre vor seinem Tode weiß er nicht traurig genug zu jammern.

Zimmermann studirte Medizin in Göttingen, bildete sich in Haller's Hause aus und durchreiste hierauf Holland und Frankreich. Im 24. Jahre kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um zu prakticiren. Bald jedoch kam ihm sein Publicum zu schlecht vor, und schwerlich wird er es daran haben fehlen lassen, sich durch Dünkel und Geringschätzung bei ihm verhaßt zu machen. Er zog sich daher in eine gewisse Einsamkeit zurück, mied den Umgang mit seines Gleichen und fing an zu schriftstellern, wovon ihm die ersten Versuche nicht sehr gelangen. Indeß war Genie und Geist sein Erbtheil, und bei aller Unbeholfenheit oder Breite des Styls schimmerten aus seinen Schriften Belesenheit und Originalität hervor. Wundern muß man sich jetzt freilich, wie ein seiner Zeit so hochgerühmtes Werk: „Ueber die Einsamkeit", mit unsittlichen Excursen, obscönen Phrasen, platten Tiraden, Klatschereien und hämischen Ausfällen überfüllt, solch Glück hat machen können; aber Geschmack und Zeitgeist haben sich ja völlig geändert.

Die erste Ausgabe dieses Buches erschien 1756, als Zimmermann 28 Jahre alt war. Zwei Jahre darauf gab er das nicht minder berühmt gewordene: „Vom Nationalstolz", heraus, was in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurde, und später das vielleicht beste von allen: „Von der Erfahrung", worin er, wie man sagt, den Tadel hat zu Schanden machen wollen, den seine bereits zahlreichen Feinde über ihn ausgebreitet hatten. Weniger bekannt sind seine kleinern medizinischen Schriften.

Nachdem Zimmermann nun, wie zu vermuthen, in Unzufriedenheit einige Jahre in seiner Vaterstadt noch zugebracht, erhielt er durch Haller's Empfehlung, 1760, einen Ruf als Professor nach Göttingen, den er aber nicht annahm; erst 8 Jahre später empfing er durch Tissot's Verwendung den als erster Leibarzt des Königs von England in Hanover. Dahin ging er.

Mit dieser Ortsveränderung beginnt auch die glänzende Epoche seines Lebens und zugleich dieser Briefwechsel. Denn nur wenige Briefe finden sich hier vor seiner Berufung geschrieben und enthalten meist nur ärztliche Gutachten.

Schade, daß die hier mitgetheilten Briefe nicht chronologisch verbunden sind, was die Unterhaltung an ihnen gewiß erhöht haben würde. So aber ist die erste Hälfte an den Vater des Herausgebers, Schullehrer und nachmals Pfarrer auf einem Dorfe bei Brugg, endlich Prediger an der Hauptkirche zu Bern, Hrn. Rengger, dessen treffliches Bildniß auch beigegeben ist, die andern an den Rathsherrn Schmid gerichtet, welche die in jenen geschilderten Zustände zum Theil wiederholen. Schon in den Briefen der Heimath kündigen sich aber Spuren des Misverhältnisses mit seiner Umgebung an; er meldet z. B., Hr. Pfarrer Stapfer habe ihm über seine Schrift von der Ruhr geschrieben: „Ihr machet Euch hier durch Eure allzu outrirten Elogen von Hrn. Tissot ein wenig lächerlich, weil er, ich weiß nicht warum, hier nicht viel mehr gilt und sein Buch auch nicht u. s. w."

Mit den hanöverischen Briefen wendet sich jedoch das Blatt. Gleich im ersten, vom 29. August 1768, wird zu melden nicht vergessen, daß der Herr Premierminister sich 2 Mal des Tages nach seinem Befinden habe erkundigen lassen und diesem Trait alles Uebrige ähnlich sehe; der zweite, an Hrn. Schmid, ist gleichen Inhalts, doch ausführlicher. Von seinen Kindern meldet er ihm: „sie schreien nun nicht mehr Mamma, Mamma, i weis niene hi, i ha gar schrökeli langi Zyt, 's Lebe ischt so glich", sondern eine Lustpartie folge jetzt der andern. Eine Base, welche glaubt, daß es ihm im nordischen Lande schlecht gehe, wird zurechtgewiesen; daß er zwar Bier trinke, aber nur an der Tafel des Herrn Premierministers englisches, neben zwanzigerlei Arten kostbarer Weine, und daß er als Gemüse nur Artischoken esse, gewöhnlich mit Krebsstielen versetzt; die Louisdore gehen ihm aus den Fingern, sagt er, wie in Brugg die Fünfbätzler; und schließlich fragt er an, wie man die Uebersendung so vieler Exemplare seines Portraits in Brugg aufgenommen.

Allmälig greift Zimmermann's Praxis immer mehr um sich und die fürstliche beginnt. Ein Kurier ruft ihn zum Erbprinzen von Braunschweig zu dessen krankem Sohn, und in der Hofequipage galopirt Hr. Z. dahin, wo denn den brugger Freunden jedes ihm widerfahrene Compliment beschrieben wird. Die Schreiben des Herzogs u. A. bittet er abzuschreiben und in der Schweiz zu vertheilen; aber die darauf zurückerfolgenden Spöttereien verdrießen ihn doch sehr. Er meint, es schiene, daß man ihn in Brugg noch immer für den Menschen halte, von dem man sagte: „er cha nüd, er wäis nüd, er verstohd nüd vo der Medicyn, y willims is Gsicht säge".

In der That ist es unmöglich, diese sich immer steigernden Sticheleien, gewürzt mit Relation von adeligen Partien und andern Schmeicheleien, weiter mitzutheilen, die nur dadurch noch unterhalten, daß sie einerseits die lächerliche Eitelkeit, andererseits die wirklichen Verhältnisse Zimmermann's darlegen. Selten nur werden diese Briefe durch interessante politische Nachrichten oder literarische Betrachtungen abwechselnd gemacht. Die erste wichtigere Episode ist die bekannte Audienz Z.'s bei Friedrich dem Großen in Berlin, wohin er zu seiner Operation im J. 1771 gereist war. Aber auch hierbei erscheint er in seiner affectirten Sentimentalität abgeschmackt, wie er, um vor den großen Monarchen zu treten, Gott um Beistand bittet und hinterdrein in Thränenströme ausbricht. Gegen die Brugger, ja, gegen den Freund selbst, der ihm bisher nicht den Titel Leibarzt gegeben, wird er immer impertinenter, endlich beleidigend.

Indeß scheint es bei alle Dem, daß Z. ein glücklicher, folglich vortrefflicher, höchst gesuchter Arzt geblieben sei, dem Gold in Strömen zufloß, und der endlich nach 14 Jahren abermals zu dem großen König kurz vor dessen Tode zu wirklicher Consultation gerufen ward. Die Nachrichten von diesem Aufenthalte sind unstreitig der interessanteste Theil dieser Briefe; und wenn wir auch die 33 Unterredungen Friedrichs mit Zimmermann schon in einer eignen Schrift besitzen, so wird man doch auch die hier mitgetheilten unmittelbaren Ergüsse nicht ohne Theilnahme lesen.

Bald darauf beehrt Zimmermann die Semiramis des Nordens, die große Katharina, mit ihrem Briefwechsel. Auch dieses ist bekannt. Man hat gesagt, daß seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Monarchen Deutschlands und des übrigen Nordens es zweckmäßig fanden, sich mehr persönlich um Gelehrte zu bekümmern, worin ihnen England und Frankreich um ein Jahrhundert vorangegangen waren. Z. war einer dieser Auserwählten, und gewiß kam ihm seine französische Bildung dabei zustatten. Er verfehlt auch hier nicht, die Lobstellen der Briefe der Kaiserin abzuschreiben, nach Brugg zu senden und zu bitten, daß der Freund sie den Mitbürgern vorlese, die sich aber wenig daraus machen.

Endlich muß der seine ehrlichen Mitbürger so oft verhöhnende Mann ihnen doch noch ins Netz fallen. Ein Lebenscertificat wegen Testamentsangelegenheiten nöthigt ihn, bei der Stadt einzukommen, wo er durch Höflichkeit das erste Mal beschämt wird, noch mehr und tiefer aber, als es ihm einfällt, die Schweiz und seinen Freund in der Vaterstadt selbst zu besuchen. Die ehrenhaften Brugger, alle Kleinlichkeiten bei Seite setzend, empfangen ihren ehemaligen jetzt so vornehm gewordenen Mitbürger mit Kanonenschüssen und andern Ehrenbezeigungen, die einem solchen Mann schmeicheln können; und so ist er denn gezwungen, sich bei denselben Mitbürgern vielfach zu bedanken.

Der letzte Brief Z.'s ist vom 19. Januar 1795. In diesem bekennt er, wie schon seither, die Trostlosigkeit seines Zustandes, indem er versichert, daß Kummer, Sorgen, Krankheit und ein Herz voll Jammers ihm alle Lust zum Schreiben benommen. Und doch war ihm von äußern Glücksgütern nichts verloren gegangen; er besaß eine treffliche Gattin (er hatte sich zum zweiten Male verheirathet), und nur die eignen Kinder und sein eigner Körper hatten ihn so weit gebracht.

Zimmermann war ein vortrefflicher Arzt, aber seine Eitelkeit verführte ihn, zumal als er mit dem vornehmen Adel in Verbindung lebte, sich in Dinge zu mischen, denen er nicht gewachsen war, und mit seiner Bitterkeit Feinde aufzurufen, die, wie z. B. der berüchtigte Dr. Bahrdt, weniger zu verlieren hatten als er. Er wollte als Politiker auftreten gegen die französischen Freiheitsideen, gab dabei seinen Gegnern Blößen und ward sich selbst ungetreu. Als glücklicher Schriftsteller in seinen obenerwähnten Büchern, hat er unstreitig Verdienst gehabt; und wenn die meisten auch heutzutage die Probe einer ästhetisch-philosophischen Kritik nicht mehr aushalten sollten, so waren sie doch ihrer Zeit von bedeutender Wirkung. Dies bezeugen die Aeußerungen Katharinens, wie ihre große Verbreitung. Es fehlte Z. weder an Geist noch Witz und Menschenkenntniß, und ohne Zweifel war auch seine Bildung die jener jetzt längst vergangenen Zeit. Darum sind denn auch diese Briefe nicht unbedeutend, ja, sie sind lehrreich. 46.

Die Mäßigungsgesellschaften in Nordamerika.

In Nordamerika haben sich, um dem überhandnehmenden Laster der Trunkenheit und des Misbrauchs spirituöser Getränke zu begegnen, eigne Gesellschaften gebildet, die den Namen der Temperance societies oder Mäßigungsgesellschaften führen. Ueber 100,000 Personen haben sich auf das feierlichste verpflichtet, sich aller geistigen Getränke zu enthalten; ganze Corporationen, Gutsbesitzer, Fabrikenvorsteher und Tausende von achtungswerthen Männern weigern sich, ihren Arbeitern und Dienstleuten diese verderblichen Getränke länger zu liefern. Studenten, Advokaten, Geistliche, Volksrepräsentanten, Richter haben ihre Namen den Beförderern dieser Reform zugesellt. Noch vor 4 Jahren war die Ausdehnung des Uebels so unermeßlich, daß Niemand ein Gegenmittel nur für möglich hielt; jetzt herrscht allgemein die Zuversicht, daß dasselbe ganz ausgerottet werden wird. Vom Norden bis zum Süden, vom Westen bis zum Osten findet man in dieser Beziehung nur Eine Stimmung. „Wir haben endlich", sagt ein Bürger von Nordcarolina, „die Keule des Hercules entdeckt, mit der wir, unter Gottes Beistand, die Hydra der Unmäßigkeit zu besiegen hoffen". Viele Versuche haben gezeigt, daß der Entschluß, nur mäßigen Gebrauch von hitzigen Getränken zu machen, auf die Dauer nicht wirksam bleibt, daher wurde beschlossen, dieselben ganz aufzugeben. Schon sind in Folge dieses Entschlusses eine Menge Branntweinbrennereien eingegangen; in beinahe allen Staaten der Union ist die Verminderung des Verkaufs geistiger Getränke so fühlbar, daß man dieselbe auf ein Viertheil, ja in einzelnen auf 9 Zehntheil angibt. Der Chef eines Handelsgeschäftes in einer der bedeutendsten Städte schrieb kürzlich einem Correspondenten, daß der Verkauf von geistigen Getränken aller Art um 3 Viertheil abgenommen habe. Der Agent eines französischen Hauses, welches mehre Jahre hindurch nicht weniger als 5000 Pipen Branntwein jährlich nach den Vereinigten Staaten versandte, konnte, als er vor einiger Zeit bei seinen Geschäftsfreunden anfragte, auch nicht einen einzigen Käufer finden. Die öffentliche Meinung, welche den Verkauf geistiger Getränke mit einem moralischen Brandmahl bezeichnet, gewinnt täglich an Kraft. Ein Comité von einer der Mäßigungsgesellschaften erklärt, daß ihm 400 Personen bekannt sind, die aus Gewissensgründen auf-

gehört haben, Branntwein zu verkaufen. Mehr als 40 Schiffe sind im Verlaufe einer gar nicht langen Frist ausgesegelt, ohne den geringsten Vorrath von geistigen Getränken für ihre Mannschaft mitzunehmen. Eine große Anzahl von Milizregimentern haben beschlossen, sich derselben ganz zu enthalten. Vor der Entstehung der Mäßigungsgesellschaften belief sich die jährliche Consumtion geistiger Getränke in Amerika auf 56—60 Mill. Gallonen jährlich; zwischen 4 und 5 Gallonen für jedes Individuum, Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied. Dies war für die Consumenten ein jährlicher Verlust von 100 Mill. Dollars. Armuth und Verbrechen wurden durch die Trunkenheit vervielfacht. Der vierte Theil aller Geisteskrankheiten, und der dritte aller Krankheiten überhaupt war eine Folge der Unmäßigkeit im Trunk. Mehr als 30,000 Menschen wurden jährlich durch diese unglückliche Neigung in das Grab gestürzt. Von den 5000 Verbrechen, die jedes Jahr vor die Gerichtshöfe von Neuyork gebracht werden, gehen 3 Viertheile aus dem Trunke hervor; und von den 30,000 Personen, die als Zeugen aufgerufen wurden, war die Hälfte unter dem Einflusse spirituöser Getränke, als die Verbrechen begangen wurden, über welche sie Zeugniß abzulegen hatten. Alle diese Thatsachen, sowie tausend ähnliche beweisen den unberechenbaren Nutzen, welchen die Mäßigungsgesellschaften theils bereits gestiftet haben, theils noch stiften müssen, wenn es ihnen gelingt, ihren großen Zweck, die Verbannung aller geistigen Getränke, vollständig zu erreichen. 163.

Einige altenglische Balladen.

Die vielfältigen achtbaren Versuche, die Poesien des Mittelalters wieder ans Licht zu ziehen, die seit längerer Zeit mit rühmlichem Eifer fortgesetzt werden, veranlaßten uns, einige Bemerkungen über die altenglische Liederpoesie zu machen; vorzüglich die neuesten Unternehmungen Simrock's und seiner Collegen, Spazier's und vieler Andern, Erzählungen, Sagen und Novellen in Kränze zusammenzufügen, um der Lesewelt interessante allgemeine Gemälde von jenen Zeiten zu geben, wie der Einfluß dieser Lieder auf die Hörer so gewaltig und der Sinn dafür so groß, vorzüglich aber wie ein merkwürdiger Austausch der Völker so auffallend gewesen, daß wir auf einen viel größern Verkehr der geistigen Producte schließen müssen, als man gewöhnlich anzunehmen gewohnt ist. Am wichtigsten und anziehendsten sind allerdings diese Lieder der Minstrels und Troubadours, oder wie sonst diese Sangesmeister unter den romanischen und germanischen Völkern genannt werden mögen, insofern sie den neuern Dichtern, sogar denen, die unter uns die allgemeinste Verehrung genießen, den Stoff zu ihren Werken gegeben. Wir sehen Shakspeare und unsere deutschen Dichter Bürger, Herder und Andere das ihnen Dargebotene, das sie in seinen reinen Naturtönen so sehr ansprach, ja tief ergriff, nicht verschmähen. Sie nehmen die Begebenheit auf, oder übertragen die fremden Töne in ihr Idiom, oder benutzen blos einige Verse aus den alten Liedern, wie Shakspeare, um die Volkstöne, die zu seiner Zeit schon zu verhallen oder verachtet zu werden anfingen, in seinen unsterblichen Werken zu ehren und ihnen längere Dauer zu geben, als sie in den flüchtigen Tönen der Saiten erhalten konnten. Denn nach einer ruhmvollen Blüte durch eine Reihe von Jahrhunderten, wo diese Sänger die einzigen Freudenbringer, die Bändiger der wilden Herzen kriegerischer Völker, die Träger der sanften Empfindungen waren, sanken sie einer andern Zeit zum Opfer, die, höhern Genuß erstrebend, seine frühere Belustigung dem niedern Volk zur Beute ließ, sanken sie zu Elisabeths Zeit in eine Verachtung, die nur ein Mann überwinden konnte, der, wo die Quelle der wahren Poesie floß, sie zu würdigen und zu benutzen verstand. Auf diese Weise sind seine dramatischen Werke tief mit dem innersten Leben seines Volkes verwandt; und dem Fremden muß immer ein Theil des Genusses verloren gehen, den er dabei empfindet. Es ist nicht unsere Absicht, von dem großen Einfluß zu sprechen, den die Minstrels bei der vielfachen Veränderung der politischen Verhältnisse Englands auf sie selbst und das Urtheil und die Stimmung des Volks gehabt, daß ihr Ansehen selbst Fürsten es nicht verschmähen ließ, wenn es die Noth oder Lust foderte, ihre Rolle zu übernehmen. Nur auf einige wenige Balladen, die uns erhalten sind, möchten wir als auf Quellen, woraus Werke der höhern Dichtung geflossen, aufmerksam machen. Ueber den Werth dieser Lieder an sich kann wol nur Eine Stimme sein, die Rowe sehr schön in den Versen ausspricht:

> These venerable antient Sang-enditers
> Soar'd many a pitch above our modern writers;
> With raugh majestic force they mov'd the heart,
> And strength and nature made amends for art.

Herder's „Edward", der in Löwe's Composition wieder aufgelebt ist, eine Musik, die an Wildheit, nicht aber an Einfachheit der alten Minstrelbegleitung gleichkommen mag, ist bekanntlich, wie viele andere Gedichte, die er und seine Zeitgenossen herausgaben, ohne es damals ahnen zu lassen, sie seien Nachbildungen, Uebersetzungen der schottischen Ballade: „Quhy dois, zour brand sae drop wi' bluid, Edward, Edward?" Leugnen kann man nicht, daß die Herder'sche Nachbildung gelungen zu nennen ist, ohne übrigens das Original in jener schlagenden Kürze der Gedanken und des Ausdruckes, in jener innern Zerrissenheit, die die furchtbare Situation der Sprechenden in ihrem gegenseitigen Verhältniß, und jedes Einzelne für sich so unübertrefflich nachbildet, zu erreichen. Wir gestehen, daß dies eine hohe Aufgabe sei. Leider mußten noch einige Züge verwischt werden, die in modernen Gedichten weniger schmerzlich sind, weil sie deren viele haben und einen einzigen leicht opfern können; hier aber, wo gleichsam nur eine wilde, gräßliche Skizze von der Hand eines Meisters hingeworfen ist, hier muß jeder Strich bedeutungsvoll und seine Auslöschung bedauernswerth sein. Denn wird die Skizze auch nicht verunstaltet, doch immer verändert. Wie Edward zum dritten Male (was auch nicht ohne Bedeutung) das Beiden bekannte Verbrechen eingesteht, da klingt sein furchtbares Bekenntniß:

> O! I hev killed my fadir deir
> Alas! and wae is mee, O!

doppelt furchtbar wegen des O! und des deir, das er seinem Vater hinzufügt: und das Herder'sche: „Und das, das quält mein Herz!" erreicht das Alas! etc. lange nicht.

> He sid my feit in zonder boat
> And He fare ovir the sea, O!

wird auch nicht erschöpft durch:

> Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
> Will wandern übers Meer,

Die wilden, wüsten Wogen, ein Abbild seiner Zerrissenheit, ihr Schwanken, ein Bild seiner Unruhe, ziehen ihn an, um, gepeitscht von seinen innern Furien, der Schrei des O! und Weh! durch die sturmgepeitschte Flut übertönen zu lassen. Eben so erschüttern die Worte der fragenden Mutter:

> And quhat wul ze leive to zour bairns and zour wife
> Quhan ze gang ovir the sea, O?

in ihrer daktylischen Bewegung viel mehr als die Uebersetzung, welche die steigende Bewegung in der Mutter, die die furchtbaren abgerissenen Jamben verläßt, nachzubilden, wie denn auch seine verzweifelte Antwort:

> The warld is room, let them beg throw life
> For thame nevir mair wul I see, O!

matter wird in den Worten: „Laß sie betteln drin", statt durch das Leben hindurch, wo das Ende ihrer Noth nicht abzusehen ist. Der Fluch des Sohnes mag hier noch schließlich eine Stelle finden:

> The curse of hell frae me sall ze beir
> Sic counseils ze gave to me, O!

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Hierzu Beilage Nr. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 76. —— 17. März 1831.

Zur Geschichte des Krieges in Spanien und Portugal.

Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel ist einer der glänzendsten Abschnitte in der neuesten Geschichte Europas. Bedeutend und großartig in den Ergebnissen des Kampfes zwischen geübten Heeren, anziehend zugleich und furchtbar in seinen Erscheinungen als Volkskrieg, wichtig in seinen Folgen für Europa. Franzosen, Deutsche und Engländer haben dem Geschichtschreiber dieses siebenjährigen Kampfes schätzbaren Stoff geliefert, nur wartet er noch auf die Hand des Meisters, die ihn würdig verarbeiten soll. England, das eine so große Rolle auf diesem thatenreichen Schauplatze spielte, ist besonders nicht zurückgeblieben, seinen Antheil an den Ereignissen darzustellen. Schon vor mehren Jahren eröffnete der Hofdichter Robert Southey den Reigen. Ihm standen viele Quellen zu Gebote, die Andern nicht zugänglich waren; aber sein Haß gegen Frankreich, der mit seinen allgemeinen politischen Grundsätzen verflochten war, machte ihn befangen, der Einfluß seiner politischen Verbindungen machte ihn parteiisch in der Darstellung und Beurtheilung mancher Ereignisse im britischen Heere, und, eigner Kriegsanschauung ermangelnd, gab er in seinen Erzählungen oft Blößen. Eine glänzende Sprache konnte die Mängel seiner Darstellung nur dem Unkundigen verschleiern. Ehe er noch sein auch in d. Bl. besprochenes Werk vollendet hatte, traten einige andere Schriftsteller auf, welche ihre Erinnerungen aus jenem Kampfe in gefälliger Gestalt darboten und den Ton zu den vielgelesenen Denkwürdigkeiten aus dem Soldatenleben und Kriegsabenteuern angaben, zu deren Mittheilung seitdem mancher britische Offizier in den trägen Friedenszeiten Muße gefunden hat. Diesen Reigen führte der geistreiche Hauptmann Sherer mit seinen „Recollections of the Peninsula“ (4te Aufl. 1825), und ihm folgte Gleig in seinem „Subaltern“ (1825), der aber nur die Ereignisse des letzten Feldzugs in den Pyrenäen seit der Belagerung der Feste San-Sebastian umfaßt. Beide erzählen zwar nur die Vorfälle, an welchen ihre Heerabtheilungen Antheil hatten, und persönliche Abenteuer, aber auch sie können dem künftigen Geschichtschreiber des Kriegs manche Localtinten liefern. Dem Marquis von Londonderry, der als General Stewart auf jenem Kriegsschauplatze focht und als Wellington's Adjutant Gelegenheit gehabt, die sicherste Kunde zu erlangen, hatte allen äußern Beruf, die Ereignisse des Kriegs darzustellen. Es ist nicht zu leugnen, daß sein Werk reichen und schätzbaren Stoff darbietet, mag er ihn nun selber bearbeitet, oder, wie vielleicht boshafte Stimmen ihm vorwerfen, sich die Hülfe einer gewandten fremden Hand verschafft haben; aber auch er war so sehr von dem Einflusse seiner politischen Stellung beherrscht, daß er die Ruhe und Unparteilichkeit des Geschichtschreibers verleugnete. Ein anderer Kriegsmann, der Schottländer, Hauptmann Hamilton, gab in seinen „Annals of the peninsular war“ einen schätzbaren Beitrag zur Kriegsgeschichte, über welchen wir künftig zu berichten uns vorbehalten.

Dem neuesten Geschichtschreiber jenes Kriegs, dem Oberstlieutenant Napier, möchte die Palme gebühren. Seine „History of the war in the Peninsula and in the South of France, from the year 1807 to the year 1814“, wovon 2 Bände (London, 1829) vor uns liegen, wird die vollständigste Erzählung des großen Kampfes liefern. Ein klarer Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, eine gewandte und kräftige Darstellung zeichnen ihn vor seinen Nebenbuhlern aus. Niemand kann ihm das Verdienst der Unparteilichkeit und der Gerechtigkeit gegen Freunde und Feinde streitig machen, und der unbefangene Leser wird ihn nicht in Verdacht ziehen, wenn er ihn oft mit Geringschätzung von den Ansprüchen der Spanier auf Heldenmuth und lautere Vaterlandsliebe mit Geringschätzung sprechen hört. Er wird nicht vergessen, daß die spanische Regierung Jahrhunderte lang drückende Willkürherrschaft, daß die Religion des Volkes nie etwas Anderes als entwürdigender Aberglaube war, und daß man in einem solchen Lande nicht viele Beispiele von Tugend oder Vaterlandsliebe erwarten kann. Unser Geschichtschreiber erkennt dagegen gern jene seltenen Beispiele eines reinen Patriotismus an, die sich im Laufe des Krieges ihm darboten und, indem sie, trotz den schlechtesten gesellschaftlichen Einrichtungen, trotz den ungünstigsten Umständen hervortraten, allerdings verriethen, was die Spanier unter einer guten Regierung werden könnten. Die Thatsachen, die er anführt, dürfen uns jedoch zu dem Schlusse berechtigen, daß an dem spanischen Volkscharakter eigenthümliche Mängel haften, unter welchen Grausamkeit, Rachsucht und thörichtes Selbstvertrauen auffallend sind, und daß die Spanier wie ihre Nachbarn, die Portugiesen, wenn man aus

ihrem Betragen in Kriegszeiten schließen darf, auf einer sehr tiefen Stufe der Gesittung stehen. Die wenigen ausgezeichneten Gestalten, die in diesem großen Kampfe glänzend hervortreten, können nur als glückliche Ausnahmen gelten, welche, von dem Geiste anderer Völker ergriffen, aus ihrer ursprünglichen Sphäre herausgeschritten sind. Napier führt es mit Recht als einen Beweis von Unwissenheit und abgeschmacktem Dünkel an, daß die Spanier während des ganzen Kriegs wiederholte Versuche machten, die französischen Marschälle zu bestechen. Noch im Jahre 1810 machte Martin Carrera, der 2000 zerlumpte, halb bewaffnete Bauern befehligte, die nur unter dem Schutze der britischen Vorposten sich erhalten konnten, dem Marschall Ney, der Ciudad Rodrigo belagerte, den Antrag, ihm einen hohen Rang im spanischen Heere zu geben, wenn er übergehen wollte. Von der Treulosigkeit und Grausamkeit der britischen Verbündeten führt Napier unzählige Beispiele an. War ein Feldherr so unglücklich, eine Schlacht zu verlieren, so schrieben die Soldaten ihre Niederlage nie ihrer Feigheit, ihrer Zuchtlosigkeit zu, sondern beargwohnten die Redlichkeit ihres Anführers und färbten mit seinem Blute ihre Waffen, die meist des Feindes Blut nicht vergossen hatten. General Reding, einer der menschlichsten und muthigsten Anführer der Spanier, wurde von St.=Cyr bei Valls geschlagen und zog sich, tödtlich verwundet, nach Tarragona zurück, wo den Sterbenden nur der Beistand des britischen Consuls vor der ersten Wuth des Pöbels retten konnte. Reding's Benehmen in diesem Kampfe war, wie der Verf. sagt, mit Recht zu tadeln, aber, bei allem Mangel an Kriegskunde, war er tapfer, redlich und menschlich, und zu einer Zeit, wo die französischen Kriegsgefangenen in Spanien mit der wildesten Grausamkeit gequält wurden, und wo der Abscheu gegen solche Greuel Verdacht erregen konnte, hatte er den edeln Muth, allen Barbareien Einhalt zu thun, so weit seine Wirksamkeit reichte. Gleiche Barbarei sah man unter den Portugiesen. Napier erzählt umständlich das unglückliche Schicksal ihres Feldherrn Bernardin Freire, der in der Provinz Enter Minho e Duero befehligte. Soult trieb die Portugiesen vor sich her und rückte gegen Braga. Freire, der umsonst die Ordnung in seinem Heerhaufen herzustellen gesucht hatte, gab seinen Offizieren Befehl, sich bei der Annäherung des Feindes zurückzuziehen. Dies und sein Versuch, die Munition zu schonen, gaben der Faction des Bischofs von Braga Anlaß, den längst entworfenen Plan zu seiner Vernichtung auszuführen. Ihre Mordanschläge ahnend, verließ Freire das Heer, ward aber ergriffen und nach Braga zurückgeführt, wo er, trotz allen Bemühungen des Barons Eben, ihn aus den Händen des wüthenden Pöbels zu retten, ermordet ward.

(Der Beschluß folgt.)

Regensburg.

Die königliche bairische Regierung des Regenkreises beabsichtet durch den verlautbarten Wunsch: es möchten die Magistrate der Städte und Märkte vom 1. Oktober 1829 an Zeitbücher oder Chroniken anlegen und fortführen, etwas Großes und Gemeinnütziges: der Nachwelt eine sichere, begründete Geschichte der einzelnen Gegenden, deren Städte und ihrer Bewohner, Schicksale, Glücks- und Unglücksfälle u. s. w. zu überliefern. Ueber die Gemeinnützigkeit der Chroniken kann kein Zweifel walten, wenn sie von einsichtsvollen Vaterlandsfreunden geschrieben werden. Sonst dürfte auch ihnen von den Nachkommen ein größerer geschichtlicher Werth nicht beigelegt werden als von der Mitwelt den ihr von der Vorwelt überlieferten. Insofern die Mitwelt der Vorwelt der Zeit nach näher steht als die Nachwelt, und ihr noch manche Denkmäler und Schriften aus der alten Zeit geblieben sind, die auch, vielleicht bald, wie viele ihres Gleichen untergangen, ist die Verbindung eines kurzen Abrisses der ältesten Geschichte bis auf den Zeitpunkt, wo die neuen Chroniken anheben, mit diesen nicht allein höchst wünschenswerth, sondern gewährt auch über das Ganze und Einzelne, über den Zusammenhang der Zukunft und Gegenwart einen schnellen Ueberblick. Für die Vollständigkeit der neuen Zeitbücher von Regensburg will der großherzogl. mecklenburg-schwerinsche geheime Legationsrath Christian Gottlieb Gumpelzhaimer durch die erste Abtheilung des vorliegenden Werks vom Ursprunge der Stadt bis 1486 fortschreitend: „Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten in einem Abriß *aus den besten Chroniken, Geschichtbüchern und Urkundensammlungen*" (Regensburg, 1830, gr. 8., 2 Thlr.) sorgen. Viele Hülfsmittel wurden ihm dargeboten, und sein Verdienst muß sich in der treuen Benutzung derselben, der Auswahl des Wichtigsten, und, wie uns scheint, Hervorhebung Dessen bewähren, was aus jener grauen Zeit in die neue überging, und unmittelbar in die Geschichte des alten Handels, der Stadtverfassung eingreift. Unsere Anzeige kann weniger der Kritik der einzelnen Angaben gelten als der Bemerkung des allgemeinen Anziehenden und Wichtigen.

Ohne eine kurze Einleitung, welche über die uralte Stadtgeschichte einen Ueberblick und von der Umgegend ein Panorama gewährte und den langen Zeitraum durchläuft, in Abschnitte theilt u. A. m., eilt der Verf., die topographische und physische Beschaffenheit der Stadt zu entwickeln und ihre uralten Bewohner unter der Herrschaft der Römer zu schildern. Wir bergen nicht, daß uns die Ueberschrift des zweiten Abschnittes: „Geschichte der Römerherrschaft nach der Tradition", misfallen, und der Verf. aus dem Vorhandenen prüfend das Beste und Bewährteste, statt der vielen sich als Legenden beurkundenden Nachrichten, z. B., daß schon zu Isaak's Zeiten Regensburg die Residenz alter deutscher Könige gewesen und die 1519 vertriebene Judengemeinde von ihren Altvätern gehört haben wolle: ein Theil ihrer Nation sei, während der andere gefangen nach Syrien gewandert, in die Gegend von Regensburg gekommen, welches damals Germannsheim geheißen, hätte zusammenstellen sollen. Wozu ferner die Etymologien des Stadtnamens? Alle alte Namen: Castra Regina, Reginum, Regensbrück, Hyatopolis, Ratisbona weisen auf den Fluß, welcher sich der Stadt gegenüber in die Donau ergießt, den Regen. Die erste Kunde vom Christenthume brachte Heimeran von Poitiers im Jahre 649 in diese Gegend, zuerst an den Hof des Herzogs Theodo, dessen Kinder, Uta und Landpert, er unterrichtete. Uta hing an seinem Munde und vertraute ihm in der Beichte den vertrauten Umgang mit einem Decurio, Namens Sigboth, und dessen Folgen. Er rieth zur Geheimhaltung, aber auch zur sittlichen Besserung. Nach 3 Jahren reiste er heimlich ab. Uta vermißte den väterlichen Freund und Gewissensrath ungern, verfiel in Geistesverwirrung und klagte in solcher den frommen Mann als ihren Verführer an. Ihr Bruder, von jeher unzufrieden mit dem günstigen Erfolge der Ausbreitung des Christenthums, eilte ihm nach und ermordete ihn zu Helfendorf. Den Leichnam des Schuldlosen, der er in Aller Augen war, beerdigte man in der Georgenkirche und bezeichnete seine Ruhestätte mit einem Steine. Wir wünschten, der Verf. wäre weniger dem Chronikenstyle gefolgt und an Worten weniger reich; das Werk hätte seinem Zwecke mehr entsprochen und wäre um ein Dritt-

theil kürzer ausgefallen. Ueberhaupt scheint die allgemeine Geschichte der Kaiser, deren wichtiger Einfluß auf die Stadt keineswegs zu verkennen und nicht zu übersehen war, mit der Geschichte der Stadt öfter in Berührung gebracht zu sein, als wol nöthig war, mindestens recht Vieles aus ihr entlehnt, was hier, ohne dem Pragmatismus der Geschichte zu nahe zu treten, entbehrt werden konnte. Zum Beweise diene die Schilderung der Persönlichkeit Karls d. Gr., seine unerwartete Krönung zu Rom (S. 71 fg.). An frommen Histörchen, die der Vergessenheit längst anheimgefallen und vom rohen Aberglauben zeugen, fehlt es, wie allen Chroniken, nicht. So soll eine hoffärtige, angesehene Frau, Krazer, im 14. Jahrh. ihr Schoßhündchen mit in die Kirche genommen und während der Wandelung geliebkoset haben. Eine strafbare Unaufmerksamkeit! Diese Gunst genoß dieses Hündchen 20 Jahre. Als Buße legte man ihr auf, den Hund umzubringen. Sie ging mit schwerem Herzen daran und rief bewegt aus, als er ermordet werden sollte: „Ach! wie ich dich so ungern verliere!“ Und das Hündchen versicherte auch sie seiner herzlichsten Zuneigung: „Liebe Frau, ich verliere Dich auch nicht gern“. Die Frau überzeugte sich, daß der Satan durch den Hund gesprochen, besserte sich und ward fromm. Ein neuer Beweggrund zur Besserung! Dergleichen Dinge knüpfen den ohnehin oft zerrissenen Faden der Geschichte nicht, sondern trennen ihn an mehren Stellen, und frägt man: cui bono? so — — —. Schon im 14. Jahrh. scheinen die Juden im Besitze großer Reichthümer gewesen zu sein, und die Herren der Länder, in denen sie wohnten, über sie nach Willkür verfügen zu können sich angemaßt. König Wenzel erklärte denselben zu Regensburg, daß diejenigen unter ihnen, welchen Fürsten und Bürger Summen und Zinsen schuldeten, ihre Forderungen streichen, die Schuldverschreibungen den Schuldnern zurückgeben und von jedem auf diese Weise erlassenen Hundert an ihn 15 Guld. bezahlen sollten, wenn sie nicht das Land verlassen wollten. Man besetzte militairisch das Judenquartier; sie mußten die Schuldbriefe abliefern, die 15 Guld. Proc. nicht allein, sondern auch 5000 Guld. zahlen (S. 397 fg.). Solch ein Verfahren nannte man Finanzspeculation. Ob man in unserer Zeit zu solchen verzweifelten Finanzmaßregeln greifen könnte und würde? Bemerkenswerth ist, daß schon vor 1330 die erste Urkunde auf Lumpenpapier geschrieben worden (S. 410). In den Zeiten der Hussitenkämpfe wurde auch ein Kinderfest wie in Naumburg veranstaltet, Virgulum genannt, weil die Kinder unter der Aufsicht ihrer Lehrer, mit Maien und Zweigen in der Hand, ins Freie zogen und in allerlei Leibesübungen den frohen Tag verlebten. Noch Anderes zu berühren, haben wir unterlassen, weil wir für Regensburgs Bewohner nicht allein schreiben. Daß diese sich mit weniger Verdruß durch die große Masse von alten lächerlichen Legenden und unbewährten Nachrichten durcharbeiten und ihre Wißbegier angenehmer durch dieses Buch befriedigen mögen als wir, ist unser Wunsch. Wir fürchten aber, daß er in Erfüllung gehe. Ob durch das vorliegende Werk des Verfs. Zweck, der neuen Chronik einen Vorläufer vorauszusenden, erreicht werde, bezweifeln wir nicht ohne Grund. Eine möglichst auf Urkunden gestützte, den Ursprung so mancher Einrichtung, Sitte, wohlthätiger Stiftung, des Handels, der Schifffahrt, überhaupt aller Nahrungszweige, ihren Fortgang, ihre Schicksale bis hieher bezeugende fruchtbar darstellende Geschichte eignet sich mehr dazu. 11.

Für Vernunft, Religion und Kirche. Zeugnisse aus allen Jahrhunderten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Diese Schrift theilt in einer auserlesenen Sammlung die Ansichten und Urtheile der anerkanntesten menschlichen Geister über die höchsten Angelegenheiten ihres Geschlechtes mit und hat dabei den schönen Zweck, aus den authentischen Quellen nachzuweisen, wie die verschiedenartigsten Denker aller Zeiten im Wesentlichen und Wichtigsten übereinstimmen. Der Verf. weiht sie „allen Denen, welche den Herrn liebhaben und die Vernunft achten“. Damit ist auch schon angedeutet, zu welcher Richtung der religiösen Ueberzeugungen die Ansicht desselben sich hinneigt. Er legt dies noch gründlicher und umfassender in der Vorrede und Einleitung des Buches zu Tage. Hier tritt dem Leser religiöse Innigkeit und Wärme entgegen, verbunden mit einer erfreulichen Klarheit des Gedankens und Entschiedenheit des Ausdrucks. Es wird eine zusammenfassende, nach den Ideen geordnete Uebersicht der in dem Werke gesammelten Aussprüche vorangestellt; und hier gerade bewährt der Sammler den freien, frommen, selbständigen Geist, ohne welchen solche Sammlungen niemals unternommen werden sollten, weil ohne ihn kein rechtes Talent dazu vorhanden ist. Dabei wird im Allgemeinen die Reihenfolge der gesammten Stellen beobachtet nach den 3 Hauptrubriken: Vernunft, Religion und Kirche, unter welche sich als Unterabtheilungen insbesondere die Begriffe: Wahrheit, Wissen und Wissenschaft, Philosophie, Offenbarung, Christus, Glaube, Christenthum, Unglaube, Aberglaube, Mysticismus, Dogmatismus, Pharisäerthum, Bibel, Theologie, Symbol, christliche Freiheit, Geistliche, Gottesdienst, Katholicismus, Protestantismus, Sekten, Zelotismus und Toleranz befassen. Die eigenthümliche Ansicht des Verfs. geht hauptsächlich dahin, daß er den Glauben als eine reale Kraft bezeichnet, nämlich eine wesentliche Aufnahme des geglaubten Gegenstandes, wodurch er, den flachen Rationalismus, wie den leeren Supernaturalismus unter sich lassend, in die reine Mystik — wir sagen reine, und so wird uns weder der achtungswürdige Verf., noch können uns unbefangene Leser misverstehen — des lebendigen Christenthums eingetreten ist. Mag er immerhin gegen Gefühlstheorie eifern, wie solche in unsern Tagen bald von Herrnhutern, bald von Freunden des „Génie du christianisme“ verbreitet und dem klaren, thatkräftigen Glauben Vieler gefährlich worden ist. Aber darin muß er selbst uns Recht geben, daß der Glaube, wie er ihn auffaßt, sein eigenstes und unmittelbarstes Zeugniß doch nur im Gefühle findet. Doch, es ist dies die heilige Mystik eines Tauler, es ist die großartige Mystik, die den Speculationen Spinoza's zum Grunde lag, und die in unsern Tagen, nachdem Herder und Jacobi als Vorläufer aufgetreten waren, Schleiermacher wieder von den Todten erweckt hat, und die, im Bunde mit einer besonnenen Kritik und Geschichtsforschung, das Bollwerk der neuesten Logik eben darum überleben wird, weil sie kein System aufzwingt, sondern Jedem die freie Auffassung und eigenthümliche Gestaltung des religiösen Lebens anheimgibt. Mögen nur immer mehre solcher Mitsprecher auch aus der Mitte der Laien auftreten wie unser Verf., die, ohne einer Schule anzugehören, frei und begeistert reden, was ihnen im Haupt und Herzen geschrieben steht, wie einst um Reuchlin sich Erasmus, Hutten u. A. sammelten und zeugten, so wird die Freiheit des Denkens und des Glaubens gewiß immer köstlicher unter den Deutschen erblühen. Solches aber thut Noth, so lange die ultramontanischen Fledermäuse und orthodoxen Eulen noch um uns schwirren und unter uns heulen.

Die Mannichfaltigkeit und Schönheit der gewählten Sprüche und Schriftstellen ausgezeichneter Menschengeister entspricht den in der Einleitung angeregten Erwartungen. Von besonderm Interesse ist es, daß man hier wie in elysäischen Feldern die Helden aller Jahrhunderte in bunter Mischung findet, die griechischen Weisen mit den Kirchenvätern, Lehrer des Morgen- und Abendlandes, Stützen der katholischen Kirche und Heerführer der protestantischen Gemeinden, ohne daß jedoch die Sammlung jenen leidigen Geist des Indifferentismus athmete, der sich den Namen der Toleranz und Liebe anmaßt. Wir möchten daher dieses Buch in viele Hände legen; gebildeten Frauen wie Männern wird es eine gesunde Nahrung und theure Unterhaltung sein. 12.

Die Zwillinge aus Siam.

Von Bulwer, dem bekannten Verf. der Romane: „Pelham", „Paul Clifford" u. m. A., die auch in Deutschland nicht unverdientes Glück gemacht haben, ist ein humoristisch-satyrisches Gedicht („The siamese twins", London, 1831) erschienen, welches die Ueberfahrt der zusammengewachsenen siamesischen Zwillinge nach England und ihren Aufenthalt in London beschreibt und bei dieser Gelegenheit die mannichfaltigen Thorheiten, an denen es in London so wenig als in andern, kleinern Städten fehlt, bald mit venetianischer Seife, bald mit der schärfsten russischen Lauge wäscht. Charakteristisch ist die Vergleichung zwischen England und Siam im Munde des Kaufmanns, der die Zwillinge herüberbringt. Der Ehrenmann, der neben seinem Handelsgeschäft zugleich das eines methodistischen Missionnairs betreibt, hat es sich in den Kopf gesetzt, eine Revolution in Siam zuwegezubringen:

Accordingly our saint one day
Into the market took his way,
Climb'd on an empty tub, that o'er
Their heads he might declaim at ease,
And to the rout began to roar
In wretched Siamese:
„Brethren! (for every one's my fellow,
Though I am white, and you are yellow),
Brethren! I come from lands afar
To tell you all, — what fools you are,
Is slavery, pray, so soft and glib a tie,
That you prefer the chain to liberty?
Is Christian faith a melancholy tree,
That you will only sow idolatry?
Just see to what good laws can bring lands,
And hear an outline of old Englands.
Now, say if here a Lord should hurt you,
Are you made whole by legal virtue?
For ills by battery, or detraction,
Say, can you bring at once your action?
And are the rich not much more sure
To gain a verdict than the poor!
With us alike the poor or rich,
Peasant or prince, no matter which —
Justice to all the law dispenses,
And all it costs — are the expenses!
Here if an elephant you slay,
Your very lives the forfeit pay;
Now, that's a quid pro quo too seri-
Ous much for beasts natura feras.
With us no beast, or bird, is holy, —
Such nonsense really seems to shame laws!
And all things wild, we shoot at — solely
Subject to little hints, called „Game laws".
Your persons dun you into giving —
Ours take their own — a paltry living.
Each selfish wish they nobly stifle,
And save our souls — for quite a trifle.
Our lords are neither mean nor arrogant,
Nor war against broad truths by narrow cant;
Ne'er wish for perquisites, nor sinecures,
Nor prop great ills, by proffering tiny cures;
Our goods before their own they rate'em,
And as for younger son's — they hate'em!
Thus all our patriots are invincible,
And, bless you! — as to change of principle —
Ev'n if one wish'd to chouse the people,
One's by the Lower House prevented;
There by a slight expense of tipple,
We've all the Commons represented, —
And with such singular ability,
No groat's are spent with inutility.
Thus do we hold both license — and
Despotic fetters in Indibrium:
And thus must England ever stand
Erect — in triple equilibrium.

These are the things that best distinguish men —
These make the glorious boast of Englishmen!
More could I tell you, were there leisure,
But I have said enough to please, sure;
Now, then, if you the resolution
Take for a British Constitution,
A British King, Church, Commons, Peers, —
I'll be your guide! dismiss your fears.
With Hampden's name and memory warm you!
And, d — n you all, — but I'll reform you.
As for the dogs that won't be free,
We'll give it them most handsomely,
To church with scourge and halter lead'em,
And thrash the rascals into freedom.

Wie leicht doch verwandte Seelen sich begegnen! Sollte man es für möglich halten, daß dasselbe Mittel, durch welches der ehrliche Hodges — so heißt dieser Prediger in der Wüste — die stupiden Siamesen zu ihrem Heile führen will, vor mehren Jahren einem vornehmen Russen allen Ernstes als das nächste und leichteste erschien, seinen Bauern die Civilisation beizubringen? Am Ende ist Bulwer ein Schalk und will seine eignen Landsleute lächerlich machen, die mit ihren Versuchen, die britische Verfassung nach Sicilien und nach Portugal zu verpflanzen, ungefähr ebenso viel Ehre einlegten als Mr. Hodges in Siam. 163.

Lesefrüchte.

Die französische Invasion kostete im Jahre 1798 der öffentlichen Casse der Schweiz über 100 Mill Livres, nach Mallet du Pan und Simond's „Voyage en Suisse". Der Organisateur dieses Raubsystems hieß Rapinat: — nomen et omen.

Charivari.

Ursprünglich ward der wilde und rohe Lärm so genannt, der in vielen französischen Städten, wie in Beziers, Auxon, Avignon und andern, vor dem Hause einer Witwe oder eines Witwers, die sich wieder verheiratheten, von den Nachbarn am Polterabende getrieben wurde. Kessel, Becken, Pfannen wurden da aneinandergeschlagen und selbst in den Kirchen während der Trauung ein frevelhafter Unfug getrieben, sodaß sich die Geistlichkeit zu vielfachen Verboten dagegen veranlaßt fand. (Hüllmann's „Städtewesen im Mittelalter", IV, 161.)

Accise.

Die alte Ableitung des Wortes von assisia findet sich auch durch eine Urkunde in Günther's „Codex diplomat. rheno-mosellanus", T. II, pag. 417, bestätigt, wo die Worte stehen: „Assisijam seu collectam, quae Ungelt vulgariter nuncupatur". Dies erklärt Günther von einer Abgabe, die in assisis verabredet und aufgelegt worden sei. Aber, nach Leo, in seiner „Geschichte von Italien", Bd. I, S. 373, Anm. 3, ist der Ausdruck Accise von dem Tribute hergenommen, der im 10. Jahrhunderte den Calabresen von den Saracenen auferlegt wurde.

Chausseen.

Die erste Spur derselben findet sich, nach Hüllmann in seiner Schrift über das „Städtewesen des Mittelalters" (IV, 95), in einer Urkunde des Herzogs Gottfried von Lotharingen vom Jahr 1440; wo es heißt: „Stratae publicae, quas chaucidas (chaussées) vocant". 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 77. —— 18. März 1831.

Zur Geschichte des Krieges in Spanien und Portugal.

(Beschluß aus Nr. 76.)

Einer der anziehendsten Theile der Erzählung ist die Geschichte der Belagerung von Saragossa im 2. Bande, die nirgend so gut und deutlich beschrieben ist als in diesem Werke. Die Vertheidigung der Stadt ist ein so strahlender Glanzpunkt in dem Gemälde jenes Krieges und erinnert so erfreulich an den alten Heldenruhm der Aragonen, daß wir dabei verweilen dürfen.

Die Spanier waren bei Tudela geschlagen, und die Flüchtlinge warfen sich mit unglaublicher Eile auf Saragossa. Die Bewohner der Stadt und die Landleute in der Umgegend waren bestürzt über die plötzlich drohenden Drangsale. Sie hatten sich leichtgläubig auf die prahlerischen Versprechungen ihres Anführers verlassen, und, mit der wahren Lage der Dinge unbekannt, zweifelten sie nicht, ihre Rachgier durch die schnelle Vernichtung der Franzosen befriedigt zu sehen. Soldaten und Bauern flohen erschrocken in die Stadt, und die Bestürzung war so groß, daß Saragossas Ruhm mit der ersten Belagerung geendigt haben würde, wenn die Franzosen die bei Tudela erlangten Vortheile schnell und kräftig verfolgt hätten. Napoleon hatte mit seiner gewöhnlichen Klugheit für die nöthigen Mittel gesorgt und Befehl gegeben, das Bollwerk der östlichen Landschaften Spaniens mit Nachdruck anzugreifen. Die Krankheit des Marschalls Lannes, die Schwierigkeit der Verbindungen, die fehlerhaften Bewegungen Moncey's und Ney's und die Ungunst des Kriegsglücks vereitelten des Kaisers Berechnungen und erlaubten den Anführern in der Stadt, Ordnung unter die zuchtlose Menge zu bringen, ihre Schutzwehren zu vollenden, Vorräthe herbeizuschaffen und durch grausamen Machtgebrauch sich unbedingten Gehorsam zu sichern. Die Franzosen hatten den günstigen Augenblick zu einem plötzlichen Angriff verloren. Als die zweite Belagerung begann, hatte die Geschicklichkeit eines einheimischen Ingenieurs die Stadt in den besten Vertheidigungsstand gesetzt. Jedes Haus war eine Feste. Die Häuser waren meist nur 2 Stockwerke hoch, und in allen Stadttheilen ragten zahllose Klöster und Kirchen wie Burgen über die niedrigen Gebäude hervor. Die größern Straßen theilten die Stadt in viele Bezirke von ungleicher Größe, deren jeder einige feste Gebäude enthielt. Die Bürger brachten Haus und Hof, Leib und Leben dem Kriege zum Opfer und verbanden sich mit den Landleuten und den Soldaten zu einer mächtigen Besatzung. Die Thüren und Fenster der Häuser wurden zugemauert und die Vorderseiten derselben mit Schießscharten versehen. Durch die gemeinsamen Mauern wurden Verbindungen geöffnet und in den Straßen Schanzen aufgeworfen und mit Geschütz besetzt. Die Anführer setzten noch andere Kräfte in Bewegung. Das Volk wurde durch stete Erinnerung an frühere Siege ermuntert, seine Zuversicht durch die Betrachtung der starken Schutzwehren erhöht, und es wurde die Hoffnung erweckt, daß die nasse Jahreszeit Seuchen in dem feindlichen Heere erzeugen würde. Auch der Aberglaube wurde zu Hülfe gerufen. Man veranstaltete andächtige Umgänge, erlogene Wunder reizten die Phantasie, furchtbare Androhungen des göttlichen Zorns erschütterten die Gemüther der Menschen, die für solche Eindrücke besonders empfänglich waren. Die Anführer vollzogen ihre Strafen so pünktlich und furchtbar, daß sich die Feigsten muthig zeigten, um Argwohn zu vermeiden. Das Pulver ward, um Gefahren auszuweichen, nur wie es das Bedürfniß gebot, bereitet, was um so leichter geschehen konnte, da sich in Saragossa eine königliche Salpeterniederlage befand. Die Häuser und Bäume außerhalb der Befestigungen wurden zerstört. Die öffentlichen Vorrathshäuser waren auf 6 Monate mit Lebensmitteln versehen. An Geld fehlte es nicht, da auch die Kriegscasse des Generals Castaños nach Saragossa gebracht wurde. Man warb Frauencompagnien, welche die Spitäler besorgten und den Streitenden Vorräthe und Kriegsbedarf zutrugen. Die Besatzung bestand aus 13,000 Mann Kriegsvolk, und mit den Bürgern und Bauern zählte die Stadt 50,000 streitbare Vertheidiger, die, bis zum Wahnsinn aufgereizt, den Sturm in ihren Verschanzungen erwarteten. Es war ein kühnes Unternehmen, eine so vertheidigte Stadt mit 35,000 Mann zu belagern. Am 20. Dezember begannen die eigentlichen Feindseligkeiten. Die Marschälle Moncey und Mortier rückten mit 3 Heerhaufen vor. Schon hatte die Belagerung ohne entscheidende Erfolge 35 Tage gedauert, als der Marschall Lannes vor der Feste erschien. Er stillte alsbald die Meutereien, wozu die Zwiste der Anführer das Kriegsvolk ermuthigt hatten, stellte die Kriegszucht wieder her und leitete die

Belagerung mit der größten Entschlossenheit. Nach heldenmüthigen Anstrengungen gelang es endlich den Franzosen, die Spanier von den Wällen zu treiben und in diesen furchtbaren Werken die erste Linie ihrer Verschanzungen anzulegen. Ihres starken Gürtels beraubt, erschrak die muthige Stadt bei dem Anblicke ihrer entblößten Kraft. Ihre Werke waren vor der Kunst ihrer Feinde gefallen; aber alsbald wurde der Widerstand des Volkes mit allen seinen Schrecknissen zur Thätigkeit aufgerufen, und als ob das Kriegsglück den Augenblick, wo alle Berechnungen der Wissenschaft aufhören sollten, hätte bezeichnen wollen, wurden die Anführer der Ingenieurs beider Heere zu gleicher Zeit getödtet. Der Kampf nahm nun eine neue Gestalt an. Man focht in den Straßen. Die Sturmglocke erscholl in allen Stadttheilen. Das Volk besetzte die Häuser in der Nähe der von den Franzosen eingenommenen Stellungen. Neue Schanzen und Verrammungen in den Hauptstraßen, Minen auf den offenern Räumen. Die Verbindungen zwischen den Häusern wurden vermehrt, bis sie ein ungeheures Labyrinth bildeten, in dessen Windungen nur die Waffen und die Leichname der Vertheidiger den Weg bezeichneten. Die leitende Behörde trieb mit verdoppelter Thätigkeit und Kraft zur Gegenwehr an und vermehrte die Schrecknisse der Belagerung durch eine an Wahnsinn grenzende Grausamkeit. Jeder, ohne Unterschied des Ranges oder des Alters, der den Argwohn dieser wüthenden Menschen erregte, wurde sogleich dem Tode geweiht, und zwischen den rühmlichen Kriegsbollwerken sah man eine Reihe von Galgen, woran in jeder Nacht Unglückliche aufgehängt wurden, die unter dem Drange der Gefahren den Muth verloren, oder durch einen zweideutigen Ausdruck, eine Geberde der Bedrängniß den Argwohn der Anführer erweckt hatten. Vom 20. Januar bis zu Anfang des Februars waren die Franzosen blos beschäftigt, sich auf den Wällen festzusetzen und durch die Reihen der tapfern Vertheidiger sich den Weg zu bahnen. Wollten sie sich der durch die großen Straßen abgeschnittenen Bezirke bemächtigen, so mußten sie Minen anlegen und um jedes Haus kämpfen. Jede Straße wurde von dem Geschütze der Spanier bestrichen, jedes Haus von einer Besatzung vertheidigt, die keine andere Wahl hatte, als den Feind zu vertreiben, oder an dem Galgen zu sterben, der hinter dem Hause stand. So lange die Klöster und Kirchen in dem Besitze der Spanier waren, machten die Franzosen unter den verinselten kleinern Häusern wenig Fortschritte. Sie richteten, um diese Schwierigkeiten zu besiegen, mehre Batterien gegen 2 Hauptklöster, die endlich erobert wurden. Die Belagerten geriethen nur auf kurze Zeit in Verwirrung und erneuerten den Kampf wieder mit so großer Wuth, daß die Franzosen den größten Theil der eroberten Häuser wieder verloren. Die Erfahrungen, die man bei diesen Angriffen gemacht hatte, führten auf beiden Seiten zu einer veränderten Kriegführung. Die Minen der Franzosen hatten bis dahin die Wirkung gehabt, die Häuser zu zerstören, wodurch die Soldaten dem Feuer der nächsten spanischen Posten ausgesetzt waren. Man verminderte daher die Pulvermenge, um blos das Innere der Gebäude zu vernichten, die äußern Mauern aber zu erhalten. Dies hatte guten Erfolg. Die Spanier aber, nicht minder erfinderisch, tränkten Balken und Holzwerk mit Harz und Pech und setzten die innern Scheidewände in Brand, wenn sie sich nicht länger behaupten konnten, und diese brennenden Schranken hielten die Stürmenden oft 2 Tage lang auf. Unaufhörlich wurde gefochten. Der Donner des Geschützes, das Auffliegen der Minen, das Krachen einstürzender Häuser, wildes Geschrei und der stete Wiederhall des Gewehrfeuers betäubten das Ohr, während Rauchwolken die Luft verdüsterten. Die Franzosen drangen beharrlich in das Innere der unglücklichen Stadt vor; aber es begegnete ihnen die Standhaftigkeit der Spanier, die mitten unter Gemetzel und Verheerung der Gewalt Gewalt, der List List entgegensetzten, so lange sie auf den Trümmern ihrer Stadt festen Fuß hatten.

Funfzig Tage lang hatten die Franzosen ununterbrochen gefochten, die Mauern der Feste zerstört, die Klöster durch Minen in die Luft gesprengt, Mauerlücken mit dem Bayonnet erstürmt, auf und unter der Erde gekämpft, ihre Tapfersten verloren im unterirdischen Kriege, und Hungersnoth brach nun ein; aber Saragossa war noch unbesiegt. Die Krieger murrten. Der Marschall Lannes suchte ihre Hoffnungen wieder aufzurichten. Er sagte ihnen, die Spanier hätten größere Verluste erlitten als sie, ihre Kraft müßte sich bald erschöpfen, ihr Muth erliegen, aber wenn die Feinde entschlossen wären, Numantias Beispiel zu erneuern, so würden Kampf, Elend und Seuchen sie bald gänzlich vernichten. Neu ermuthigt rückten die französischen Heerhaufen am 18. Februar zum Sturme vor. Mit aller Anstrengung ihrer Kräfte, den letzten entscheidenden Streich zu führen, drangen sie durch die brennenden und fallenden Häuser. Die Minen unter dem Gebäude der Universität, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt, flogen auf, und die Franzosen drangen über die Trümmer. Diesem Sturme folgte am 19. ein neuer Angriff; und als eine andere Mine verheerend aufflog, wurde die Standhaftigkeit der Belagerten endlich erschüttert. Palafox schickte seinen Adjutanten zu dem Marschall und bot Ergebung auf die Bedingung freien Abzuges an. Lannes verwarf die Foderung. Das Feuer begann wieder. Funfzig Geschütze am linken Ufer des Ebro zerstörten die Häuser am Strandwege. Die Kirche der heiligen Jungfrau zur Säule, der besondern Schutzheiligen der Stadt, war beinahe zerstört; 6 Minen, mit vielen tausend Pfund Pulver gefüllt, sollten emporfliegen, um die noch übrigen Häuser zu zerstören. Seit dem 10. Januar hatte der Donner des Geschützes nicht aufgehört und Weiber und Kinder in die Gewölbe getrieben. Der Oeldampf und die ungesunde Luft in diesen dicht gefüllten Räumen, ungewöhnliche Nahrung und die stete bange Aufregung der Gemüther erzeugten Seuchen, die sich bald unter die Besatzung verbreiteten. Starke und Schwache, der kühne Krieger und das zitternde Kind erlagen. In der verdorbenen Luft wurde die leichteste Wunde brandig und unheilbar. Im Anfange des Februars star-

ben täglich gegen 500 Menschen; die Ueberlebenden waren nicht im Stande, die Todten zu begraben, und Tausende von Leichen, in den Straßen zerstreut oder an den Kirchthüren aufgehäuft, blieben liegen, um zu verwesen oder von den Flammen der brennenden Häuser verzehrt zu werden. Palafox war krank. Die Anführer, welche die Entschlossenheit der Belagerten lebendig erhalten hatten, waren im Kampfe gefallen. Es ward eine neue Behörde gebildet, die alsbald Abgeordnete an den französischen Heerführer schickte und sich dem Sieger ergab. 106.

Da Njoe Testament va wi Masra en Helpim Jesus Christus. Translated into Negro-English language by the missionaries of the Unitas Fratrum or united brethren. Printed for the use of the mission, by the british and foreign bible Society. London, 1829.

Diese negro-englische Sprache, oder auch talkee-talkee (Taki-Taki), wie sie die Engländer nennen, wird nicht blos von den Negern, sondern auch den Creolen und selbst den auf Surinam, Demerary, Paramaribo u. s. w. wohnenden Europäern gesprochen. Sie ist ein Gemisch von Englisch, Holländisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch und Afrikanisch. In den Städten herrscht das Holländische, auf dem Lande das Englische darin vor. Außer dem obengenannten N. Testament haben die mährischen Brüdermissionnarien auch eine Sprachlehre verfaßt. Zur Probe hier der erste Vers des 2. Capitels des Evang. Johannes: „Drie deh nah bakka dem holi wan bruiloft na Cana na Galilea; ey mamma va Jesus ben de dapeh". (Englisch: „Thrie day after back, them hold one marriage in C. in G., and mamma of Jesus been there".)

Bolingbroke wohnte dem Gottesdienste in einer dortigen Negerkirche bei, wo Dienstags, Freitags und Sonntags sich die Gemeinde (1800 Seelen stark) versammelte, und fand Alles musterhaft. Auch die Schule war gut; die Ankunft des obenerwähnten Testaments verursachte eine außerordentliche Freude. Denen, welche mit der gebildeten Sprache bekannt sind, wird freilich gar Manches in jener Mischmaschsprache gemein, niedrig, unwürdig vorkommen; aber Leute, welche keine andere Sprache kennen und verstehen, finden keinen Anstoß. Und allein für diese ist ja jenes Buch gedruckt. Aber daß sie nun ein Buch und noch dazu ein gedrucktes haben, ist, außer andern Rücksichten, besonders deshalb sehr wichtig, weil der Mohammedanism unter den Negervölkern eben dadurch so großes Vertrauen und leichten Eingang gefunden hat und noch findet, daß er die Religion eines Buches ist, also, wie sie meinen, eine bezeugte Religion, für welche der Koran als Urkunde und Beweis angesehen wird. Nun nimmt man auch das gedruckte Buch des N. Testaments mit eben dem höhern Vertrauen an. Und 60,000 Negersklaven ist doch keine kleine Zahl! Da übrigens als unbestritten angenommen werden darf, daß das echte Christenthum die Menschen nicht nur zur Seeligkeit der Seelen führt, sondern sie auch civilisirt, so ist allerdings zu beklagen, daß viele Europäer (leider wol die meisten!) nach einer mehr als Machiavellistischen Politik die mit der Unchristlichkeit verbundene Unwissenheit des schwarzen und farbigen Menschenstammes und dadurch dessen Erniedrigung möglichst zu erhalten suchen, indem sie den moralischen und religiösen Zustand dieser armen Menschen gar nicht berücksichtigen. Hätten sie diese hohe Pflicht erwogen und geübt, und hätten sie nicht besonders die jungen Neger wie das liebe Vieh aufwachsen lassen, so würden diese Menschen längst, statt ihres Talkee-Talkee, die europäischen Sprachen ihrer Herren erlernt und dadurch den Zugang zu den Hülfsmitteln einer höhern und allgemeinern Bildung, welchen das Christenthum vermittelt, gewonnen haben. Man denke nur! Die Kinder der Sklaven wurden nicht getauft und der wahren Religion nicht zugeführt, weil man meinte, „es würde dem Christen dann nicht länger geziemen, einen Bruder in Christo als Sklaven zu halten". Man ließ sie also Heiden oder Moslim bleiben, damit sie Sklaven bleiben möchten. Aber es gab, namentlich bei den Engländern, noch einen andern Grund, den nämlich, daß man Sklaverei nicht nur nicht mit dem Christenthum, sondern auch nicht mit den englischen Gesetzen in Einklang bringen konnte. Ligon (in seiner lebhaften und treffenden Schilderung der Insel Barbados) erzählt: „Ich war einige Zeit bei öffentlichen Arbeiten angestellt. Die Neger waren vortreffliche Holzhauer. Indem ich neue Wege dort und dahin durch das Dickicht hauen ließ, bediente ich mich dabei, um die Richtung nicht zu verlieren, eines Compasses. Ein Sambo-Neger schaute zu und wünschte, die Ursach der Bewegungen der Nadel und ihres Stillstehens auf einem Punkte zu erfahren. Ich erklärte ihm die Erscheinung, ließ ihn durch Annäherung der Art Versuche machen und sich überzeugen. „Ich werde mir Alles merken", rief er voll Erstaunen über die Kenntnisse der Christen aus, „und es nicht vergessen. Möchte ich nur selbst ein Christ werden können, um dann alle die Kenntnisse, welche mir noch fehlen und wonach ich mich sehne, zu erlangen!" Ich eröffnete dem Herrn der Pflanzung den Wunsch des Negers, erhielt aber zur Antwort: „Auf dieser Insel gelten die englischen Gesetze; nach diesen darf ich aus keinem Christen einen Sklaven machen". „Aber", erwiderte ich „das wird auch nicht verlangt, sondern nur, daß Sie aus einem Sklaven einen Christen machen". Die Antwort war: „Ist der Sklav einmal ein Christ, so kann ich ihn nicht mehr als Sklaven halten und werde von allen Pflanzern der Insel als ein Schadenstifter für Alle verflucht werden". Ich mußte verstummen, und dem armen Sambo blieb die christliche Kirche verschlossen".

Aus jener Geschichte (der traurigen Bemerkungen, wozu sie veranlaßt, zu geschweigen) geht hervor, daß die Neger sich mit dem Christenthum Kenntnisse verbunden denken. Und Beides muß demnach verbunden bleiben. Aber dieses kann nicht geschehen, wenn das Talkee-Talkee die Sprache der Religion und des gemeinen Lebens bei den christlichen Negern und Creolen noch ferner bleiben wird. Aus diesem Grunde darf man der obenerwähnten Bibelübersetzung keinen andern Werth als den eines einstweiligen Nothbehelfs beilegen, der nur für den niedrigsten Bildungsstand unwissender Menschen etwa ausreichen mag. Besser ist es, die Missionnarien in Guiana machen künftig allgemach das Holländische oder Englische zur Sprache ihrer Schulen und Kirchen. 6.

Amerikanische Dramen.

Wenn wir jene einfachen lyrischen Anklänge ausnehmen, die wenig mehr als der unmittelbare Ausdruck der Empfindungen sind, und die daher der Brust jedes Menschen entströmen, der nur nicht naturwidrig gegen diese Empfindungen sich selbst verhärtet, so werden wir bei allen Völkern die Poesie erst in Folge eines reich entfalteten, vielbewegten Nationallebens entstehen sehen; Völker, die keine Geschichte haben, haben auch keine Poesie, wenigstens keine Nationalpoesie. In dem Stillleben friedlicher Entwickelung findet sich keine Veranlassung zu jener tiefen leidenschaftlichen Aufregung, zu jenem großartigen Enthusiasmus, welche die Schöpfung eines poetischen Kunstwerkes voraussetzt. Auf der andern Seite kann die Phantasie eines äußern Anknüpfungspunktes nicht entbehren, den das ruhige, stets sich gleichbleibende Dahinfließen nicht gewährt. Nicht ohne Grund wollte deshalb Plato die Poeten aus seiner Republik verbannt wissen; nur hätte es dazu keines Gesetzes bedurft, denn in einem streng vernunftmäßig geordneten Staate dürfte die Poesie sich schon von selbst in gar enge Grenzen zurückziehen.

Für Jeden, der die geistige Entwickelung der Menschheit

mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, liegen die Betrachtungen so nahe, daß wir die Wiederholung derselben an diesem Orte uns kaum erlaubt haben würden, wenn nicht der alte Irrthum, daß Das, was wir Poesie nennen, d. h. die Darstellung phantastischer Gemälde in den verschiedenen bisher üblichen poetischen Formen, das schönste und würdigste Element wahrer Geistesbildung sei, immer und immer wieder aufs Neue auftauchte und selbst Diejenigen ergriffe, die sich durch die Gunst der Umstände am ehesten in der Lage befänden, die Wahrheit zu erkennen. Daß Nordamerika bei dem jugendlichen Alter seines politischen Daseins und bei der vernünftigen Anordnung aller seiner innern und äußern Staatsverhältnisse keine Poesie, wenigstens in dem Sinne nicht, den wir gewöhnlich mit diesem Worte verknüpfen, haben kann, ist um so leichter einzusehen und zu behaupten, da es durch den Thatbestand Jedermann offenbar vor Augen liegt. Dennoch fehlt es selbst in Nordamerika nicht an Leuten, die Das, was uns als ein großer Vorzug erscheint, als einen wesentlichen Mangel betrachten und beklagen; und vor einiger Zeit sind die Vorsteher, wir erinnern uns nicht mehr, ob von einem oder von einigen Theatern so naiv gewesen, einen Versuch zu machen, ob sich nicht durch die Ausschreibung von Prämien das nordamerikanische Dichterfeuer erwecken ließe. Von 5 dramatischen Producten, die in den Jahren 1829 und 1830, sämmtlich zu Philadelphia, erschienen sind, bringt eine der neuesten Nummern eines französischen Journals Kunde; ob dieselben nicht bereits eine Folge der erwähnten Preisaufgabe sein mögen, ist uns nicht bekannt. Der Curiosität wegen wollen wir, was uns von diesen 5 Wunderwerken gemeldet wird, unsern Lesern nicht vorenthalten.

Das erste: „Sertorius, or the Roman patriot, by D. P. Browne" (Philadelphia, 1830), hat das Leben und das tragische Ende des bekannten römischen Feldherrn dieses Namens zum Gegenstande. Die Scene liegt in Spanien, und die Zeit ist jene des Kampfes mit Metellus und Pompejus. Das ganze Interesse der Handlung beruht auf einer Verschwörung des spanischen Senates und auf der Liebe des Sertorius zu Maria, einer römischen Dame. Der Verrath der Spanier führt zu der Ermordung des Römers bei einem Gastmahle; seine Geliebte fällt in Ohnmacht, und der Vorhang sinkt. Der Verf. befolgt die Regeln des französischen Theaters und hat daher, statt seinem Helden die wechselnde Physiognomie zu leihen, welche die Geschichte zeigt, uns eine dürftige und magere Silhouette von ihm gegeben: einen Eroberer von Schrot und Korn. Von dem Menschen und allen seinen tausend Inconsequenzen ist nichts übriggeblieben. Die Anfälle von Melancholie, welche der Ehrsüchtige hatte, seine mehrfache Rückkehr zur Ruhe und Stille des Privatlebens, seine Zuneigung zu einer Hindin, die er erzogen hatte, die ihm mitten in das Getümmel der Schlacht folgte, und aus welcher der Volksaberglaube eine Abgesandte der Götter machte: alle diese Züge einer tiefen Poesie sind weder begriffen noch angedeutet worden.

Das zweite: „Der Tod des Ugolino" („The death of Ugolino, by G. W. Featherstonhaugh", Philadelphia, 1830), dessen Titel eine neue kühne Schöpfung, belebt durch die kräftigen Gestalten des Mittelalters, zu versprechen scheint, gibt uns statt derselben nichts als die Erzählung des Dante mit einigen Varianten und mit endlosen Wiederholungen. Es gibt wol schwerlich ein poetisches Interesse, welches Tiraden von 3—400 Versen, die in einem Athem hergesagt werden, widerstehen könnte; und es war eine sonderbare Idee, dem großen Gedichte des Italieners eine seiner schönsten und erhabensten Episoden zu entlehnen, um die kräftige Kürze derselben durch 5 Akte hinzudehnen.

Das dritte: „Der Usurpator" („The Usurper, by I. Mac Henry", Philadelphia, 1829) gründet sich auf eine alte irische Geschichte, die sagenhaft genug ist, um der Einbildungskraft das freieste Spiel zu lassen. Der Verfasser hat indessen von dieser Freiheit den mäßigsten und nüchternsten Gebrauch gemacht: wieder Dasselbe, was man schon hundert Mal gesehen und gehört hat. Cartha nimmt den Thron seines Bruders, des Königs von Ulster, ein und vertraut gedungenen Mördern die Sorge, ihn von seinem Neffen, dem die Nachfolge von Rechtswegen gebührt hätte, zu befreien. Diese, gerührt, wie dies auf dem Theater der Gebrauch ist, durch die Thränen des Kindes, führen dasselbe zu dem Könige von Münster. Der Knabe wächst heran, verliebt sich, schlägt sich mit seinem Oheim, und dieser stirbt durch die Hand der Mutter des jungen Prinzen, ein rachsüchtiges, erbittertes Weib, die ihren Groll Jahre lang, nämlich bis zum Ende des Stücks, im Herzen verschlossen trug. Der Styl kommt an Schwulst und Aufgeblasenheit Dryden in seinem „Almansor" gleich; nur fehlt leider das Feuer und die Kühnheit eines Dryden.

Das vierte und fünfte, die beiden letzten der 5 amerikanischen Dramen, von denen wir Meldung thaten, sind 2 Komödien, beide von Richard Penn Smith; die eine: „Der Verstoßene oder die Verschwender" („The disowned or the prodigals"), eine matte Uebersetzung aus dem Französischen; die andere: „Der achte Januar" („The eight of January"), ein patriotisches Stück zur Feier des 8. Januars, das nur unglücklicherweise den kleinen Fehler hat, uns weder von dem Lande oder Volke, welches in die Scene gesetzt wird, noch von jenem, für welches das Stück bestimmt ist, die geringste Vorstellung zu geben. 178.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 78. — 19. März 1831.

Wenzel-Sternau's Baiernbriefe.*)

Erster Artikel.

In Deutschland, wie in Frankreich, hat das Streben nach constitutionneller Freiheit sich erst während des Friedens, der auf den Sturz der napoleonischen Militairherrschaft folgte, entwickelt. Ungerecht ist es daher, wenn man den deutschen Fürsten den Vorwurf macht: sie wären dem deutschen Volke wortbrüchig geworden, indem sie in der Stunde der Gefahr ihm Freiheit versprochen und, nachdem die Gefahr vorüber, ihr Versprechen zurückgenommen oder unerfüllt gelassen hätten. Die Freiheit, welche bei dem Ausbruche des französischen Krieges im Jahre 1813 die deutschen Fürsten dem deutschen Volke versprachen, war keine andere als die Befreiung vom fremden Joche. So und nicht anders hat jeder Deutsche, und hat besonders die große kämpfende Masse des deutschen Volkes die Verheißungen der Jahre 1813 und 1814 verstanden.

Wenn nach dem Kampfe bei der Errichtung des deutschen Bundes die Fürsten es unter die Bedingungen desselben aufnahmen, daß in allen Bundesstaaten repräsentative Verfassungen eingeführt werden sollten, so geschah dies daher nicht in dem Gefühle der Anerkennung einer Verbindlichkeit, welche sie gegen ihre Unterthanen eingegangen wären, sondern in der richtigen Erkenntniß des Geistes der Zeit, in der Erkenntniß der Kräfte, welche, durch den Befreiungskampf hervorgerufen, nur unter freiern Formen des Staatslebens zur Reife gedeihen konnten und demnach, sofern man sie nicht gewaltsam ersticken und sich dadurch selbst der treuesten Helfer in der Noth berauben wollte, eine Abstellung der bisher gewohnten willkürlichen Verwaltungsart gebieterisch foderten. Sich selbst, nicht ihren Völkern gaben die deutschen Bundesfürsten das Versprechen der Einführung freier Verfassungen; die Erfahrung hatte bewährt, daß nicht die materiellen, sondern die geistigen Kräfte es sind, welche den Sieg entscheiden, und es wurde deshalb zu einer Pflicht gegen den Bund gemacht, diese Kräfte durch Gewährung eines freien Spielraumes, in welchem sie sich unschädlich entwickeln könnten, dem Ganzen zu erhalten.

Aber überall ist es leichter, das Gute und Rechte und Nothwendige einzusehen, als im Leben es auszuführen. Die Zweckmäßigkeit freier Verfassungen hatten die deutschen Fürsten richtig erkannt; an gutem Willen zu der Einführung fehlte es nicht; aber sobald es sich darum handelte, den Willen durch die That zu gewähren, Das, was man ungestört im Cabinette oder im Rathszimmer beschlossen hatte, unter dem Andrang der Geschäfte, unter der Einwirkung der entgegengesetztesten Bestrebungen und unter dem Einflusse unaufhörlich wechselnder Verhältnisse und Umstände zur Vollziehung zu bringen, so traten von allen Seiten unübersteigliche Hindernisse entgegen. Außer dem kleinen Großherzogthume Weimar, waren von allen deutschen Bundesstaaten die süddeutschen, Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, die einzigen, denen es gelang, wenn auch nicht unmittelbar, doch in den ersten Jahren nach Herstellung des Friedens diese Hindernisse zu beseitigen. Hier hatten die Trümmer der alten Reichsverfassung, das freie Bürgerthum der Reichsstädte und Reichsdörfer, die Selbständigkeit von unzähligen kleinen Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren und in den Landschaften der größern Reichsstände die Wirksamkeit der Landstände sich am längsten erhalten; eine Ausgleichung der vielfältigen, durch die willkürliche Zusammenwerfung der verschiedenartigsten Gebietstheile entstandenen Verwickelungen fiel, ohne Mitwirkung der betheiligten Parteien, den Regierungen geradezu unmöglich, und es war daher nur die Frage, ob man die alte Reichsordnung oder Reichsunordnung wieder zurückrufen und die ehemaligen Reichsstädte und Reichsstifte, Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsbauern, nebst den ehemaligen Provinziallandständen, zu Beirath und Beistand auffodern, oder ob man die schwierigere aber auch würdigere Aufgabe lösen wollte, mit Umgehung der historischen längst in sich selbst verfallenen Verhältnisse, eine Vertretung der bestehenden Interessen durch eine Versammlung von Repräsentanten der nicht in der historischen Erinnerung, sondern in der Wirklichkeit vorhandenen Stände herbeizuführen. Die Wahl war nicht schwer. Eine Versammlung, welche von den alten historischen Er-

*) Baiernbriefe, oder Geist der vier ersten Ständeversammlungen des Königreichs Baiern. Herausgegeben am Vorabende der fünften Ständeversammlung von Graf Ch. E. v. Benzel-Sternau. Erster Band. Ständeversammlung von 1819. Stuttgart, Metzler. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

innerungen gebildet worden wäre, würde gegen die neuen factischen Regierungen Ansprüche erhoben haben, welche mindestens äußerst unbequem geworden wären. Es blieb daher, wenn man die Gegenwart nicht der Vergangenheit opfern wollte, nichts Anderes übrig als die Einführung einer Volksvertretung in dem neuern, durch die französische Revolution einmal in ganz Europa eingebürgerten Sinne.

Vor dem wiener Congreß und vor den Befreiungskriegen hatte Baiern, unter Verwaltung eines Ministers, dem nur ein ausgebreiteterer Wirkungskreis gefehlt hat, um eine der ersten Stellen unter den ausgezeichnetsten Staatsmännern Europas einzunehmen, die Nothwendigkeit einer Repräsentativverfassung erkannt. An dem eisernen Willen Napoleons, der die Gefahr zu ahnen schien, welche ihm von der Entwickelung eines selbständigen Lebens in Deutschland drohte, brach sich der Entschluß der bairischen Regierung. Die Constitution des Jahres 1808, bereits in die Gesetzsammlung des jungen Königreichs aufgenommen, blieb unausgeführter Entwurf; aber, auch als solcher, als der erste Versuch, die Formen des constitutionellen Staatskörpers in Deutschland einzuführen, von hoher Wichtigkeit. Merkwürdig ist es, daß Niemand, auch nachdem Napoleon bereits auf immer von dem Schauplatze abgetreten war, daran dachte, den bei Seite gelegten Constitutionsplan aus dem Staube des Reichsarchives, in den er sich verloren hatte, wieder hervorzusuchen: ein entschiedener Beweis, daß selbst in jenen Theilen von Deutschland, denen die Garantien einer freien Verfassung am meisten noth thaten, das Volk noch keineswegs zu dem Bewußtsein dieses Bedürfnisses erwacht war.

Nach 10 Jahren, 3 Jahre nach dem zweiten Sturze Napoleons, wurde Baiern eine zweite Constitution verliehen, in den wesentlichsten Grundzügen mit jener ersten, wie es schien, vergessenen, übereinstimmend, aber auch in manchen nicht unwichtigen Punkten, und nicht zum Vortheile der Freiheit, von derselben abweichend. Mit Enthusiasmus wurde die vom Könige beschworene, von dem Kronprinzen zugleich für die Zukunft bestätigte Verfassungsurkunde in ganz Baiern aufgenommen. Das dunkle Streben nach freierer Thätigkeit, das, nachdem die härtesten Leiden so vieler Kriegsjahre verschmerzt waren, sich zu regen anfing, hatte plötzlich sein Wort gefunden: von der Verfassung hoffte Jeder freien Raum für die Entwickelung jeder Kraft und vor Allem Abstellung jeglicher Beschwerde und Noth, die seit Menschengedenken auf dem Lande gelastet hatten. Die Trennung der Ständeversammlung in 2 Kammern, die der Abgeordneten und Reichsräthe, machte Niemand bedenklich, da das Beispiel von England und Frankreich diese Spaltung der gesetzgebenden Gewalt zu heiligen schien; so manche auffallende Beschränkung, theils in dem Texte der Verfassungsurkunde, theils besonders in den begleitenden Edicten wurde von dem Unkundigen übersehen, von dem Kundigen in der ersten Freude geringgeachtet. Mit frischem Muthe schritt man daher in allen Kreisen des Königreiches zu den Wahlen, und mit gespannter, freudiger Erwartung sah man im Frühjahre 1819 der Eröffnung der ersten Ständeversammlung entgegen. Kühne, freie Worte wurden in der Kammer der Abgeordneten gesprochen; ganz Baiern hörte, und durch ganz Deutschland verbreitete sich der Ruf. Neben den Rednern Englands und Frankreichs wurden die Namen Behr und Hornthal genannt; auch Bestelmaier, Hofstetten, Stephani, Seuffert, Closen und so manche Andere blieben keinem Freunde des Vaterlandes unbekannt; sowie freilich auf der andern Seite auch nicht Schrenk, Aretin, Utzschneider und ähnliche gefällige Diener der Gewalt. Mancher wichtige Antrag wurde durch die Schwäche der Freunde des Guten und durch die List der Freunde des Schlechten beseitigt; mancher schöne, herrliche Gedanke, manche vielversprechende Erscheinung im Keime erstickt; aber wieviel auch des Guten unterlassen wurde, wieviel, nachdem man es bereits gegen jeden Angriff gesichert meinte, durch die Weigerung der hohen Reichsräthe unterdrückt: Dessen, was allen Hindernissen zum Trotz, fröhlich gedieh, war doch immer noch viel und wenigstens genug, um den genügsamen Deutschen als viel zu erscheinen.

Seitdem, seit dem Jahre 1819, hat ganz Deutschland theils mit Freude, Sehnsucht, Liebe, theils — warum sollten wir es verschweigen? — mit geheimem Neide auf Baiern gesehen; auch die kleinern constitutionnellen Staaten blieben nicht unbeachtet, aber in der öffentlichen Meinung stand vor allen, schon weil hier das constitutionelle Leben sich großartiger entfalten konnte, Baiern voran. Um so höher stieg auch im Norden Deutschlands die Theilnahme, da zu derselben Zeit, wo so erfreuliche Kunde aus dem Süden kam, in der Heimath immer deutlicher das Bestreben hervortrat, den Geist, den die Regierungen selbst geweckt hatten, indem er ihnen als nützlicher Bundesgenosse erschien, in die engsten Schranken zurückzudrängen. Ohne Scheu behaupten wir es und ohne Furcht werden wir es vertreten: die Unzufriedenheit, die in der neuesten Zeit an so vielen Punkten zum Ausbruche gekommen, ist weder durch revolutionnaire Schwindel des Pöbels noch durch die Umtriebe einer im Verborgenen wirkenden Partei erregt worden, sondern durch die Verkehrtheit einiger Mächtigen, welche mit den geistigen Kräften der Völker nach ihren Absichten und ihren Ansichten ein frivoles Spiel treiben wollten. Wie die hochverrätherischen Verbindungen der spätern Jahre großentheils erst durch die vieljährigen, zum Theil erfolglosen Untersuchungen des Jahres 1819 veranlaßt worden sind, so wurde auch so manche andere traurige Erscheinung, die weder in dem ehrenfesten Nationalcharakter des deutschen Volkes noch in den Foderungen der Zeit begründet ist, durch die Prohibitivmaßregeln, die sie bannen sollten, gerade erst hervorgerufen. Wie wenig dazu gehörte, ganz Deutschland zu beruhigen und zu befriedigen, aber freilich in diesen letzten Tagen auch, wie geflissentlich man es darauf anlegt, die Ruhe zu stören, zeigt das Beispiel von Baiern seit dem Jahre 1819. Wie viel ließen die biedern ehrlichen Baiern sich nicht gefallen? wie geringe

Zugeständnisse machten sie glücklich? Und dennoch beneidete ganz Deutschland sie um dies Glück.

(Der Beschluß folgt.)

1. Considérations sur la difficulté de coloniser la régence d'Alger, et sur les conséquences probables de cette colonisation, par *M. A**. Paris, 1830.
2. Possibilité de coloniser Alger, ou mémoire dans lequel on démontre les avantages industriels etc., par *J. Odolant-Desnos*, ex-payer adjoint de l'armée d'Afrique. Paris, 1831.*)

Schwarz und weiß sind einander ähnlicher als obige Büchlein; Katze und Hund, oder um höflicher zu sprechen, Idealphilosophen und Erfahrungsphilosophen, Intervention und Nichtintervention kommen leichter miteinander aus, als Hr. A. mit Hrn. Odolant-Desnos. Geht nach Algier, ruft der Eine, es ist Peru, es ist Eldorado; und wenn ihr euer bischen Geld vollends durchbringen wollt, ruft der Andere, so braucht ihr nur nach Algier zu gehen. Denn, die 7 Plagen, klagt er weiter, werden euch heimholen und man treibt euch aus Aegyptenland; und nirgends wie in Algier, frohlockt der Andere, wird euch wahres Lebensglück zu Theil! Nun denke sich einer die Verlegenheit des Recensenten, der gern beide Schriftsteller mit gleicher Höflichkeit beurtheilen möchte; man müßte der Richter von Abdera sein, um sich aus der Verlegenheit zu helfen.

Das ist aber noch nicht die ganze Schwierigkeit. Da ich nicht selbst die Regentschaft bereist habe, und die Oertlichkeiten, worüber beide Schriftsteller absprechen, nicht aus glaubwürdigen Reiseberichten beurtheilen kann, weil ich nicht weiß, ob sie glaubwürdig sind, so nahm ich mir Anfangs kurzweg vor, wie es in Paris Sitte ist, dem liberalsten der beiden Herren Recht zu geben; aber wer von Beiden ist liberal? Ich kenne sie nicht persönlich und halte mich an die Verleger: Hr. Selligue (Verleger von Nr. 1) ist dreifarbig, Hr. Dentu (Verl. von Nr. 2) weiß. Aber bei Dentu ist das Buch erschienen, welches Algier behalten will, während gerade die Opposition früher Algier behalten wollte — wir kommen aus einer Schwierigkeit in die andere.

Alles ist leicht zu erklären. Der Feldzug gegen Algier wurde nicht unternommen, um die Engländer zu ärgern, sondern um dem römischen Hofe, der in der Person eines Abgesandten Ohrfeigen bekommen hatte, einen Gefallen zu thun. Die Opposition, die weder England noch Rom leiden mochte, wollte daher Anfangs nichts von Algier hören, und der Abgeordnete Alexander de Laborde schrieb sein berühmtes Büchlein gegen die Expedition. Als aber das Ziel erreicht war, wollte es die Regierung aufgeben, die Opposition wollte es daher bewahren und Hr. von Busso schrieb sein ebenfalls bekanntes Büchlein zu Gunsten der Colonisation. Nun ist die Opposition zufällig Regierung geworden und will den Engländern kein Dorn im Auge sein; die Anhänger der vorigen Regierung dagegen, also auch der Ex-Zahlmeister Odolant-Desnos, sind Opposition geworden und sagen: Behaltet Algier. So geht denn Alles mit guten Dingen zu.

Wenn man Etwas behalten möchte, so findet man stets mehr Gründe, als wenn man Etwas verlieren will, dies zeigt Hr. A., welcher Algier verlieren will, recht klar. Er will beweisen, der Franzose sei nicht Atlas genug, um die Last der afrikanischen Eroberung zu ertragen, und wenn er es wäre, dann wollten es erst die Afrikaner nicht. Erwidert man ihm, diese armen Barbaren würden sich freuen, vom despotischen Joche zur freisinnigen Verfassung der Franzosen überzugehen, so antwortet A., die Nomaden seien unabhängiger als die Franzosen. Entgegnet man ihm, Barbaren bedürften einer kräftigen, nicht zu liberalen Regierung, so lautet sein Bescheid, das sei wahr und man müsse sie daher unter der Fuchtel eines Afrikaner-Deys lassen. Gründe findet also Herr A., allein, blos weil er welche sucht; aus der ganzen Weltgeschichte sucht er sie zusammen, allein sie sind eben weit hergeholt.

Wie in aller Welt könnt ihr daran denken, Algier zu colonisiren? fragt Hr. A.; wo nehmt ihr denn die Colonisten her? Wollt ihr Guineaneger dazu gebrauchen oder aber Mauren? Daß man überhaupt keine Sklaven zum Colonisiren nöthig habe, kommt dem Verf. nicht in den Sinn. Er ist nun einmal für die Sklaverei. Daß sie noch in englischen und nordamerikanischen Besitzungen fortdauere, dünkt ihm scheußlich, allein die Afrikaner müssen Sklaven bleiben, das läßt er sich nicht nehmen, denn welchen Nutzen könnten sonst die Europäer von den Antillen ziehen? Der Zucker wäre zu theuer, ruft er mit Montesquieu aus, und er ist nicht der Einzige, welcher Montesquieu's Ironie für baaren Ernst ausgibt, um damit das Unglück ganzer Völker herbeizuführen; der Zucker wäre zu theuer, wenn das Rohr nicht von Sklaven angebaut würde!

Ich trank gerade Kaffe, als ich die bittern Worte unsers Schriftstellers las und war im Begriff, keinen Zucker hineinzuthun, um den Afrikanern einige Mühe zu ersparen, als mir das Buch des Hrn. O.-Desnos in die Hand fiel und bewies, daß auch ohne Sklaverei der Zucker in Afrika gedeihen könne. Hr. A. dagegen hatte sich in den Kopf gesetzt, mir den Kaffe zu verbittern und meint, die Völker sollten nicht so viel Kaffe trinken, sondern Wein, erstens weil dies für die Weinpflanzer im südlichen Frankreich nützlich, und zweitens, weil der Kaffe dem Nervensystem schädlich sei.

Oben sagte ich, daß A. seine Gründe aus der ganzen Weltgeschichte zusammensuche; er will damit beweisen, für alle andere Völker sei das Colonisiren gut, für die Franzosen schlecht. Was ist, fragt er, aus unsern Ansiedlungen in Canada, am Cap Breton, Mississippi, Senegal, in Madagascar und anderwärts geworden? haben wir nicht in Amerika den Anglo-Amerikanern und den Deutschen in die Hände hineingearbeitet? wie steht es mit Cayenne? Von Brennus bis auf Napoleon haben wir nur erobert, um zu verlieren. Darin hat A. ganz Recht. Aber seine Folgerung ist merkwürdig. Weil die Franzosen bis jetzt so viel eroberten, daß sie am Ende nicht weiter konnten, so glaubt er, sie sollten in Zukunft nicht abwarten, bis man sie fortjage, sondern lieber gleich freiwillig abziehen. Und weil sie bisher zu leichtfertig waren, um bei Ansiedlungen zu gewinnen, sollten sie hinfür — nicht so leichtfertig sein? Gott bewahre, sie sollen den Gewinn verschmähen.

Aber wie gesagt, Nichtintervention und Intervention, die „Evangelische Kirchenzeitung" und die Rationalisten, Holland und Belgien sind einander nicht so aufsässig als die Herren Odolant-Desnos und A. A. meint, die Regentschaft einnehmen, sei die Quadratur des Zirkels, der Andere, ein Zahlmeister, Subtrahiren sei nicht so leicht; A. meint, die Ansiedler kämen todt an und stürben dann vor Hunger; der Andere gibt uns lange Küchenzettel von Leckerbissen, die er dort gegessen, und er, der Zahlmeister, betheuert, man komme bereichert von Algier zurück; A. wettet, die späte Nachkommenschaft werde die Ansiedlung bereuen, der Andere sagt toppl und geht die Wette ein.

Da man nicht füglich vor Allem auf die Entscheidung der spätern Nachkommenschaft warten kann, so läßt sich Hr. Desnos nicht irremachen und beklagt die Unglücklichen, die sich lange besinnen und nicht nach Algier gehen. Ihr, die ihr kein Geld habt, um euere Kammer zu heizen, eilt nach Algier, dort ist es hübsch warm; hängt die Kartoffeln an den Nagel und thut euch wohl mit Pomeranzen, bekränzt euch mit Myrten und preßt die Citronen, sie kosten nichts. „Nirgends in Europa blühet ein Pflanzenwuchs wie in der Regentschaft Algier; dort ist der Boden für den Himmel geschaffen und das Klima für den Boden, und im entzückenden Haine Staouli's, wo die Pflanzen der entferntesten Regionen sich begegnen, verbreiten Bäume, Stauden und Blumen den herzerquickendsten Wohlgeruch".

*) Vgl. Nr. 20 d. Bl. D. Red.

Wer soll denn das Land anbauen? Guinea- oder aber Maurensklaven? fragt A. Von Marseille aus werden hinüberellen, entgegnet Hr. Desnos, die 60,000 jährlichen Emigranten von der Schweiz, von Baden, Würtemberg, der Pfalz, Landau, Schwaben, Weißenburg und sogar vom Elsaß — Darmstadt hat er vergessen — und mit Brasilien und Nordamerika ist es aus. Aber die vielerlei Völkerschaften werden sich nicht verstehen, sagt A. Besser als in ihrer Heimath, wird erwidert, und so gut wie in Amerika. Allein sie verlieren ihr Geld, wenn sie welches haben? Jährlich, sagt Desnos, zusammen 5 Millionen Francs Nettogewinnst. Urtheile selbst, lieber Leser, ich lasse die Wahl frei; hurtig mit Hrn. Desnos nach Algier, oder wenn du es vorziehst, so laß ihn allein gehen. 65.

William Waller's Wanderungen. Nach dem englischen Manuscript des Verfassers mitgetheilt von M. S. Morgenstern. 2 Theile Berlin, Schüppel. 1830. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Wir gestehen, nicht recht dahintergekommen zu sein, ob wir es hier in der That mit einem englischen Roman oder mit einer deutschen Nachahmung eines solchen, einem neuen „Walladmor", zu thun haben. Wie dem jedoch auch sei, das Kind belohnt kaum die Mühe, welche die Erforschung seines Ursprungs machen könnte; es ist auf alle Weise nur eine ganz gewöhnliche englische Geschichte, nicht ohne Verdienst in einzelnen Scenen und Gruppen, aber im Ganzen ohne recht würdigen Grundgedanken, ohne ein recht fesselndes Interesse und ohne hervorstechende Eigenthümlichkeit. Der Herausgeber nennt seinen Freund Will. Waller zu Eaglesby in Hampshire als Verf., und wiewol uns Manches den englischen Ursprung dieser Erzählung verdächtig macht, so müssen wir diese Auskunft doch für wahr gelten lassen. Vielleicht sind einzelne Partien dem Uebersetzer noch durch andere Bande als die einer getreuen Uebertragung verwandt. Der Hauptfehler dieses Romans besteht in zu vielen Worten. Der Erzähler klebt an einzelnen Situationen fest, von denen er gleichsam umsonst loszukommen strebt, wie eine seiner Heldinnen von dem Baumstamm, an den Räuber sie festgebunden haben. Eben diese Scene kann zum Beweise unsers Urtheils dienen: es ist die erste im 2. Bande, ziemlich ergreifend an sich, aber durch eine endlose Verlängerung der Situation ihren eignen Effect zerstörend. Ein Held, den Leichtsinn und Erfahrungsmangel durch eine Reihe von Verhältnissen führen, die mit vieler Moral behandelt sind, der fast alle Stände durchgeht, der in Spanien Soldat wird, um der genußlosen Ungebundenheit des Lebens zu entfliehen, der uns die Gesellschaft von Spielern, Pedanten, Lebemännern und alle Sorten von Häusern kennen lehrt, und überall die Nacktheit der menschlichen Schwäche recht moralisch vor Augen stellt — eine Heldin, die der Held bald als seine Schwester, bald als seine Braut liebt, Duelle, Kriegsscenen, Buhlerinnen, Seescenen, Spielbanken und Buchhändlerumtriebe — alles Dies bildet den Inhalt dieses Romans, der, wie alle, mit der Entdeckung des verwirrenden Irrthums und mit einer Heirath endet. Alles Dies ist gut und schön; nur fehlt die Kraft, die Neues erfindet, oder das schon Dagewesene in neue Formen umschafft, oder die Glut und der Reiz des Styls, der uns vergessen macht, daß wir eine alte Geschichte lesen. Die Scenen in Spanien sind zu oft vorgestellt, um noch wirksam zu sein; die an der mecklenburgischen Küste und in London entbehren aller Neuheit, Duelle und Spielhäuser sind bekannt, und andere, noch schlimmere Häuser zu schildern, wie der Verf. thut, ist völlig geschmacklos und zeugt von Unkraft. Niemand wird leugnen, daß der Zweck dieses Buches ein moralischer ist; es soll besonders vor dem ungemessenen Freiheitstrieb warnen, der die Jugend so oft verlockt, und vor jenem ungebundenen Lebenswandel, dessen Pflichtenlosigkeit uns in gewissen Jahren so reizend erscheint; es soll die Genußlosigkeit eines solchen Wandels, der mit der Aftersonne der Freiheit lockt, zeigen und die Reize der Pflicht ins Auge rücken. Allein, alles Dies geschieht auf etwas pedantische, langweilige und kraftlose Weise; wir bleiben nicht wach genug, um uns die Meinung des Verfs. eindringlich zu machen. Mit einem Wort, es fehlt an Phantasie, an Schöpferkraft; die Sprache ist gut, wie gedehnt die Darstellung auch sei; der Bearbeiter verbirgt das englische Original, wenn er ein solches hatte, recht gut, seine Diction ist, ohne sehr belebt oder ausgezeichnet zu sein, beständig anpassend und fehlerfrei. 40.

Literarische Notiz.

Seit dem Julius vorigen Jahres erscheinen in Hamburg wöchentlich, auf einem Bogen in Großquart, in 3 Spalten, kleinen aber leserlichen Drucks: „Kritische Blätter der Börsenhalle", die sich blos mit Werken in deutscher Sprache, oder auf Deutschland bezüglich beschäftigen, auf strengwissenschaftliche Untersuchungen verzichten, und nur Schriften ins Auge fassen, deren Inhalt die Theilnahme jedes Gebildeten in Anspruch nimmt. Der Ordner, Hr. Dr. Wurm, innig vertraut mit der englischen Literatur, die vielleicht Niemand in Deutschland besser kennt, scheint den Umfang und die Begrenzung seiner Blätter von der londner „Literary gazette" entlehnt zu haben, welche er jedoch an Gediegenheit und Reife der Auswahl und des Urtheils weit hinter sich zurückläßt. An der Richtung seiner freimüthigen und unverhohlenen, aber stets verständigen und gemäßigten, nie gehässigen Bemerkungen über wichtige Angelegenheiten des Tages und der Zeit erkennt man den besonnenen Anhänger der ehrenwerthen Bentham'schen Schule, aber auch den Mann, der nichts entstellen, nichts erschleichen will, und die Geschicklichkeit besitzt, ohne in Weitläufigkeit zu verfallen, den Schriftsteller, dem er beipflichtet oder widerspricht, mit seinen eignen Worten reden zu lassen. So wird ihm möglich, auf einem einzelnen Bogen, in der Regel 4 oder 5 literarische Neuigkeiten vorzuführen, keine Anzeige abzubrechen, und nur über bedeutende Werke hier und da einen zweiten Artikel aufzunehmen. Die schöne und unterhaltende Literatur wird nicht oberflächlich abgefertigt und in ihren Merkwürdigkeiten fleißig beobachtet. Freunde des guten Geschmacks und unverkünstelter Schönheit werden nicht ohne Vergnügen die Stimme eines Richters unterscheiden, dem die Meisterwerke des Alterthums und des Auslandes den Sinn für das Gute, was unser Vaterland und unsere Zeit darbietet, nicht abgestumpft, sondern geschärft haben, der ihnen gern Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne von Vorurtheilen für berühmte Namen sich verblenden zu lassen, keinen Hirngespinsten erträumter Federungen nachhängt, aber auch sophistischer Beschönigung nicht erlaubt, die Rechte des schlichten gesunden Verstandes zu schmälern. Es kann die Fortschritte echter Kritik und die richtige Schätzung des Werthes und Unwerthes zahlloser literarischer Erzeugnisse nur fördern, daß ein so bescheidener und berechtigter Kenner seinen Beruf für eine Beschäftigung geltendmacht, die durch einseitige und vorlaute Sprecher, denen sogar das Ausland nachzubeten anfängt, um alle Beglaubigung zu kommen, Gefahr läuft. Uebersicht des Inhalts wird durch dessen kurze Angabe an der Spitze jedes Blatts erleichtert. Die „Literarischen Blätter der Börsenhalle", von den Hrn. Neubauer und Ludwig besorgt, enthalten Auszüge und Uebersetzungen politischer und historischer Schriften des Auslandes, und ersetzen demnach eine Kunde, deren sich die „Kritischen Blätter" enthalten. Die Lage Hamburgs begünstigt ein Unternehmen, dessen gelungene Ausführung die Theilnahme des Publicums bezeugt. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 79. —— 20. März 1831.

Benzel=Sternau's Baiernbriefe.
Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 78.)

Und worin bestand denn nun dieses Glück, welches die Ständeversammlung Baiern gebracht hätte? Die Protokolle der Abgeordnetenkammer sind zu einer Bibliothek angewachsen, in welcher die Resultate der Verhandlungen ebenso sicher und ungestört begraben liegen als in dem geheimnißvollen Dunkel des Reichsrathes die seinigen; die Auszüge, welche die Zeitungen gegeben haben, sind theils unzuverlässig, theils — durch die bairische Preßfreiheit abgekürzt. Niemand dürfte daher so leicht im Stande sein, unsere Frage zu beantworten; scheint doch die Regierung selbst nur höchst unzulänglich mit dem Gange der Verhandlungen bekannt, denn ein Erlaß in Bezug auf die neuen Censurgesetze, der erst vor wenigen Wochen aus dem Cabinete ausging, beruft sich ohne Weiteres auf einen Antrag der Ständeversammlung vom Jahre 1819, der aber in den Protokollen, wenn wir dem amtlichen Abdrucke trauen dürfen, nur gerade das Gegentheil von Dem besagte, was man daraus anführte.

Ein ausgezeichnetes Verdienst hat sich daher ein freisinniger Mann, der als geistreicher Schriftsteller bekannte Graf Benzel-Sternau erworben, indem er es unternahm, durch einen lesbaren, den Sachen nach geordneten Auszug die Verhandlungen der bairischen Ständeversammlungen seinen Mitbürgern und allen Deutschen zugänglich zu machen. Eine freilich zuweilen wol etwas ermüdende Ausführlichkeit gewährt um so sichrere Bürgschaft der Treue, und wir bedauern daher nur, daß die zu der Bearbeitung eines Werkes von diesem Umfange erfoderliche Zeit dem Verf. nicht gestattete, neben den Verhandlungen des Jahres 1819 uns zugleich auch die weitere Entwickelung des constitutionnellen Lebens in Baiern während der 3 folgenden Ständeversammlungen zu entschleiern. Wenn es indessen wahr ist, woran die allgemeine Stimme kaum einen Zweifel läßt, daß die Ständeversammlung von 1819 wie die erste, so auch die freieste und fruchtbarste gewesen ist, so dürfen wir wenigstens nicht befürchten, einen ungünstigen Maßstab gewählt zu haben, indem wir nach dieser ersten auch die folgenden Versammlungen beurtheilen. Denn daß auch wir, durch die 64 Bände der Protokolle uns hindurchzuarbeiten, nicht den Muth hatten, müssen wir freilich eingestehen.

Aber noch thun diese Verwahrungen! Denn was würden wir sagen, wenn wir hörten, daß das Land, welches uns bisher als der Hort und die Heimath deutscher Freiheit galt, bei näherer Kenntniß in die tiefste, unwürdigste Abhängigkeit versunken sein solle; in einen Zustand der Gesetzlosigkeit, von dem man, wenigstens in dem größten Theile unseres freier Verfassungen entbehrenden Nordens, seit Menschenaltern kaum einen Begriff hatte? Wenn wir läsen, daß Das, was wir in der Ferne als die Stimme der kühnsten Freiheit bewunderten, meist wenig mehr als der Ausbruch gerechter Indignation über einen zu gutem Glück in Deutschland seltenen Druck war?

Was wir sagen würden? Vielleicht, daß auch die öffentliche Meinung sich einmal geirrt habe; daß sie einen schönen Namen für die Sache nahm; daß sie, in dem Gefühle der Unzulänglichkeit mancher bestehenden Formen, vergaß, daß nicht die äußere Form, sondern der Geist es ist, der wahre Freiheit gewährt.

Das Erste, was nicht eine freie Verfassung, sondern jede gesetzliche Ordnung eines Staates verbürgen soll, ist Sicherheit des Eigenthums. Wo diese, die Grundlage aller Freiheit, nicht gesetzlich geschützt ist, kann von Freiheit gar nicht die Rede sein. Denn wie will man sich gegen feinere, weniger in die Augen fallende Rechtsverletzungen verwahren, wo man nicht einmal den Besitz seiner Habe gegen unrechtmäßige Eingriffe der Gewalt zu behaupten vermag? Welchen Schutz aber vor und nach der Verleihung der Constitution das Eigenthum in Baiern genoß, sobald es sich um eine Berührung mit den Interessen der Regierung handelte, dafür geben uns die „Baiernbriefe", nach den Protokollen der Abgeordnetenkammer, die merkwürdigsten Belege. Durch eine Verordnung, vom 4. Febr. 1809, waren Klagen gegen den Fiscus so gut als unmöglich gemacht worden, da die Erlaubniß, zu klagen, erst von der Regierung, die man verklagen wollte, eingeholt werden mußte. Die Kammer der Abgeordneten beantragte die Aufhebung dieser Verordnung „in der Art, daß jener Private, welcher sich durch den königl. Fiscus an seinen Rechten gekränkt glaube, nur verbunden sein solle, vor gerichtlicher Verfolgung seines Rechtes, wegen Abstellung seiner Beschwerde, sich an die zunächst compe-

tente Oberverwaltungsbehörde zu wenden und derselben Entschließung einzuholen, welche jedoch, wenn sie binnen 30 Tagen nicht erfolgte, für abschlägig angenommen und die Beschreitung des Rechtsweges nicht länger gehemmt sein solle". Eine so mäßige Milderung konnte sich des Beifalles der ersten Kammer dennoch nicht erfreuen. „Die Verordnung", meinte diese in ihrem Beschlusse, dem sich denn auch die zweite Kammer nachgiebig anschloß, „solle ja nicht abgeändert, sondern nur erläutert werden, mithin müsse auch der letzte dieser beiden Ausdrücke hier erscheinen". Nächstdem waren ihr 30 Tage zu kurz, und sie erweiterte den Umfang der dem constitutionnellen Staatsbürger verloren gehenden Zeit „auf 6 Wochen" (B.-St. 1, S. 546 fg.).

Am naivsten ist der Grundsatz, daß, wo eine Staatssache vorwalte, die Gerichtsstelle nicht competent sei, in dem Rescripte vom 8. Dez. 1810 ausgesprochen, durch welches die Klage der Khistler'schen Erben gegen den Fiscus niedergeschlagen wurde. Es handelte sich hier um eine Summe von mehren Hunderttausenden, die zwar auf uralten Foderungen, aus den Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges, beruhte, indessen von der Schuldentilgungscommission anerkannt und durch theilweise Zahlungen bestätigt worden war. Wiederholte vieljährige Bemühungen hatten zu keinem befriedigenden Erfolg geführt, und den Rechtsweg, der hierauf eingeschlagen wurde, unterbrach das angeführte Rescript, welches bei Eröffnung der Ständeversammlung eine Beschwerde über verfassungswidrige Justizverweigerung veranlaßte. Der Justizminister, an den die zweite Kammer sich in dieser Angelegenheit wandte, bezog sich auf eine Entscheidung des Staatsrathes, und dieser, nach mehrfach wiederholten dringenden Mahnungen, bestätigte „auf den Grund vollständig geleisteter von Khistler'scher Befriedigung die ältere Verfügung von 1810, ließ aber für allenfallsige Nachfoderungen den ohnehin nie gesperrt gewesenen Rechtsweg offen, falls solche nicht im administrativen Wege befriedigt werden sollten". Der Abg. v. Hornthal nannte diese Entscheidung, wodurch die klagende Partei an dieselben Behörden zurückgewiesen wurde, vor denen sie schon so oft vergebens erschienen war, mit Recht einen Machtspruch; und selbst der zweite Präsident der Kammer, v. Seuffert, glaubte, „sofern den Khistler'schen Erben nicht der Rechtsweg eröffnet werden sollte, den Fall einer Beschwerdeführung vor dem Throne vorhanden". Der erste Präsident, von Schrenk, meinte zwar: „Ich meine, die von Khistler'schen Erben dürften mit dem Ausspruche des k. Staatsrathes zufrieden sein, und die Kammer könnte sich dabei beruhigen". Aber v. Hornthal entgegnete hierauf die schönen Worte, die, wie B.-St. in seinem Auszuge bemerkt, den Nagel auf den Kopf trafen: „Von der Persönlichkeit der Khistler'schen Erben ist hier die Rede nicht. In den Werth oder Unwerth ihrer Anfoderungen selbst haben wir ohnehin nicht einzugehen; über diese zu entscheiden, war, ist unsere Absicht nie, konnte unsere Absicht nicht sein. Wol aber ist es uns heilige Pflicht, für das Allgemeine, für Jeden im Staate Sorge zu tragen, daß ihm Recht zu Theil, daß Niemand rechtlos werde. Dürfte dies in einem Falle, dürfte es heute stattfinden, warum nicht morgen, warum nicht in andern, ja in allen Fällen? Wenn Behörden in einem Falle gegen den Inhalt der Verfassungsurkunde handeln dürften, warum nicht in allen? Und was bliebe dann von der Constitution, was von gesetzlicher Freiheit noch übrig? Es steht im Allgemeinen fest, daß sich der Staatsrath in Justizsachen nie zu mischen, daß das Justizministerium Selbständigkeit, volle Unabhängigkeit habe, haben müsse! Das Justizministerium ist den Ständen, der Nation verantwortlich; das Justizministerium muß diese Stellung zu behaupten wissen. Es muß sie behaupten, und wenn seine eigne Existenz dabei zu wagen sein sollte. Oft schon habe ich in der Versammlung dies gesagt und kann es nicht oft genug wiederholen. Sonst! was wäre gewonnen? Es würde, wie anderswo, auch bei uns früher, nur der Willkür Thür und Thor geöffnet bleiben!"

Nachdem auf neue Schritte der Abgeordnetenkammer wieder — Nichts geschehen war, und endlich der Schluß der Sitzung herannahte, bemerkte der würdige Abgeordnete Behr: „Unser Bemühen hinsichtlich dieser Sache währt nun schon einige Monate; wir erhalten zwar von Zeit zu Zeit Antwort auf unsere Schreiben, aber nie eine bestimmte Entscheidung, daß das Justizministerium unabhängig den Rechtsweg eröffnet habe. Wenn die Volksrepräsentanten auseinandergehen könnn, ohne die constitutionnelle Unabhängigkeit der Justiz hergestellt zu haben, so wird wol Jeder ermessen können, was Deutschland von dieser Volksrepräsentation urtheilen muß, und hierin liegt ein großer Auffoderungspunkt, zu bewirken, daß die Justiz unabhängig werde. Denn könnten und dürften wir auseinandergehen, ohne dies, und würde die Kammer keinen Beschluß darüber fassen, so müßte ich freilich schweigen".

Und der Abgeordnete Stephani: „Rechnen Sie es meiner traurigen Stimmung zu, daß ich so leise anfange — man hatte ihm zugerufen, lauter zu sprechen — aber lauter will ich schon werden, denn ich darf nur meinen Schmerz reden lassen. Stolz war ich bisher darauf, ein Baier zu sein; noch höher stieg dieser Stolz, seitdem wir unsere herrliche Verfassungsurkunde erhielten. Aber jetzt, da ich mit Ihnen, meine H. H., aus dem uns erstatteten Vortrage die Ueberzeugung fassen muß, daß es, trotz unserer Constitution, wirklich keine völlig freie und unabhängige Rechtspflege bei uns gibt, fange ich an, ganz beschämt und demüthig vor Deutschland und ganz Europa die Augen niederzuschlagen. Voll gereizten Patriotismus, schließe ich mich nicht nur dem Antrage mehrer Redner vor mir an, Se. Majestät um die Herstellung einer völlig freien und unabhängigen Rechtspflege, unserer Constitution gemäß, zu bitten,

sondern füge noch die Bitte bei: den Justizminister anzuweisen, seine Selbständigkeit besser wie bisher zu behaupten und dadurch zu beweisen, daß er des hohen Amtes eines Justizministers der bairischen Nation würdig sei".

Diese und viele andere schöne Worte — blieben Worte. Zwar beschloß die Kammer den Antrag: „daß das durch die Staatsrathsentschließung vom 30. Juni 1819 noch keineswegs aufgehobene Rescript vom 8. Febr. 1810, welches den Rhistler'schen Erben den Rechtsweg versperrte, gänzlich beseitigt und hierdurch den berührten Erben der Rechtsweg constitutionsmäßig unbedingt eröffnet werde; und daß das Ministerium der Justiz die Stellung erhalte, um in Bezug auf Rechtssachen sein Amt unabhängig vom Staatsrathe zu verwalten, somit die Verfassungsurkunde in Bezug auf Unabhängigkeit und Unaufhaltsamkeit der Rechtspflege vollzogen werde"; aber dieser Antrag, der nach einstimmiger Annahme an die Kammer der Reichsräthe „zu gleichfallsiger Würdigung" erging, wurde von dieser — keiner Beachtung gewürdigt und blieb unter den Acten derselben liegen, ohne daß weder in der ersten noch in der zweiten Kammer je wieder ein Wort davon verlautet wäre!!! *) (B.-St. I, S. 689—709.)

„Was Deutschland von dieser Volksrepräsentation urtheilen werde?" fragtest Du, biederer Behr? Wir glauben Deine Frage in dem Eingange dieses Aufsatzes beantwortet zu haben. **) 74.

Bericht des Grafen von Bocholtz an die Ritterschaft des Herzogthums Westfalen über die Beschwerden und Wünsche des Landmanns und den Standpunkt der Landwirthschaft. 1830. 8.

Dieser Bericht enthält Lesens- und Beherzigungswerthes, wenn auch die Ansichten im Ganzen durchgängig nicht beistimmend aufgenommen werden können. Dieser Bericht ist vielleicht als ein Vorläufer der an den König von Preußen gestellten Bitte um Gewährung einer reichsständischen Verfassung zu betrachten, welche in der 10. Plenarsitzung des dritten westfälischen Provinziallandtages, den 10. Januar 1831, debattirt und mit 60 Stimmen gegen 4 angenommen worden ist.

In der Einleitung handelt Graf Bocholtz folgende Gegenstände ab: I. Begründung der natürlichen Stände und ihrer Interessen. II. Ländliche Verhältnisse vor Auflösung des deutschen Reichs. III. Die Souverainetätsperiode oder Zeit der willkürlichen Gesetzgebung. Dann kommt er auf die gegenwärtigen Hauptbeschwerden und Wünsche des Landmanns, nämlich: 1. über Theilbarkeit der Landgüter; 2. Zusammenlegung der Grundstücke; 3. Aufhebung des gutsherrlichen Verbandes; 4. Aufhebung des Naturalzehntens; 5. den Credit, den der Landmann bedarf; 6. Hutservituten; 7. Theilung der Gemeindehuten; 8. Flußpolizei; 9. Communalmitgliedschaft; 10. von den Staatslasten; 11. über den Wucher der Juden; 12. die Nothwendigkeit der Errichtung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt; 13. die Errichtung eines landwirthschaftlichen Vereins.

*) Wir können uns wirklich nicht enthalten, die sonst keineswegs gebilligte Manier B.-St.'s, die Grade der Bewunderung durch gehäufte Fragen und Ausrufungszeichen anzudeuten, in diesem Falle einmal nachzuahmen.

**) Es werden noch einige Artikel über Wenzel-Sternau's „Baiernbriefe" nach dem Erscheinen der übrigen Bände folgen. D. Red.

Ein sehr bemerkenswerther Abschnitt ist der über den Wucher der Juden; wir lassen ihn hier folgen, weil er für das gesammte deutsche Vaterland wichtig ist. Es heißt darin: „Die Einführung der Theilbarkeit und willkürlichen Verschuldung des Bodens und die bei wohlfeilen Jahren die höchste Noth erzeugenden Staatslasten schufen das Element der wuchernden Juden. Jeder Ort hat wenigstens seinen Juden, viele sind damit überfüllt".

„Nicht allein der Staat hat das Reich in Provinzen und Kreise getheilt, der Jude hat dieses nicht minder auf seine Weise gethan, deren Grenzen ein Jude gegen den andern achtet; in hiesiger Gegend wird der Reichthum des Juden nach Bauern berechnet: dieser oder jener Jude hat so und so viel Bauern".

„Noth lehrt beten und stehlen. Die Hülfe, die Beides nicht hinreichend spendet, oder auch wol bevor sie den Aermsten zum Diebe macht, wird beim Juden gesucht. Wenn noch verpfändbare Gegenstände dasind, oder noch Hypothek im Grundvermögen zu bestellen sich vorfindet, wird die Hülfe mit Freuden gewährt; der Jude gibt Geld, Waare, das erfoderliche Ackerpferd u. s. w., letztere jedoch, weil Zahlung nicht gleich möglich ist, zu einem erhöhten Preise; die Zinsen werden für die Zeit des Borgens dem Capitale hinzugerechnet und über das Ganze Obligation bestellt. Sobald der Zahlungstermin eintritt, erscheint der mahnende Jude; das Capital zu zahlen ist unmöglich; Geld hat der Bauer nicht mehr, der Jude droht zu klagen, jedoch das Geschenk von einigen Hühnern, Eiern u. s. w. stimmt den Juden zum Mitleiden; das Capital wird gestundet, über die Zinsen jedoch eine neue Obligation im Voraus bestellt und so werden Zinsen von Zinsen bedungen. Auf diese Weise wird der Bauer so lange benutzt, als sein Vermögen hinreicht, dann wird die Schuld eingeklagt, und wenn das Mobiliare nicht zureicht, das Grundvermögen angegriffen. Findet sich, was häufig ist, kein Käufer, so wird es dem Juden für jeden Preis zugeschlagen, der auch hierin noch ein gutes Geschäft macht, indem er das wohlfeil erkaufte Land, welches andere Bauern nicht kaufen konnten oder mochten, nun so theuer wie möglich an kleine Tagelöhner, schon verdorbene Bauern, ja dem ehemaligen Eigenthümer selbst in Zeitpacht gibt. Der Jude ist nun reich, aber immer ärmer wird die Umgegend. Es ist dies das Bild der meisten Dörfer, wohlgemerkt! nicht Einhöfe des Fürstenthums Paderborn. Der Jude weiß dort schlau den §. 24, C. des preußischen Gesetzes vom 21. April 1825, nach welchem der Erwerber von Grundstücken dem bäuerlichen Stande angehören muß, zu umgehen; er hält selbst für einige Pferde Ackerbau, läßt sich zum bäuerlichen Stande rechnen und kauft nun ungehindert in stundenweitem Umkreise Bauergüter, die er vereinzelt. Im Herzogthum Westfalen hat es sich sogar ereignet, daß, ganz gegen die noch dort bestehenden Gesetze, einem Juden ein Rittergut zugeschlagen wurde, dessen Waldungen er in einer holzarmen Gegend auf Abtrieb benutzt, und wo dann ohne Zweifel das Ganze zersplittert wird".

„Mit diesem Judenwucher ist es schon so weit gekommen, daß in hiesiger Gegend der Stubenofen, der etwa für höchstens 5 Thaler zu kaufen ist, selten mehr dem Bauer, sondern dem Juden gehört, der dafür eine jährliche Miethe von 1 Gulden bis 1 Thaler bezieht. Beim Eintritt der Kälte erscheint der Jude, fodert die Miethe oder droht, den Ofen herausreißen zu lassen. Ebenso gehört die Kuh, die etwa für 15 Thaler anzukaufen ist, selten dem Bauer; aus Noth miethet er sie vom Juden, zahlt dafür jährlich 3 Thaler Miethe, gibt dem Juden das Kalb, und stirbt etwa die Kuh, so muß der Bauer die Hälfte des Verlustes tragen. Juden von mehren Hunderten von Oefen und Kühen sind hier nicht selten".

„Diese Thatsachen kann hier jeder Bauer bekunden, und sie rechtfertigen gewiß den Wunsch, daß der Staat Mittel ergreifen möge, diese Schmarotzergewächse unschädlich zu machen. Folgerecht muß dereinst das Landvolk unterliegen; diese nicht den Worten, aber der That nach schon vielfältig in Dörfern

eingetretene Leibeigenschaft hält wahrlich der strengsten, rauhesten der Slawenlande die Wagschale. In Westfalen bestand ehemals die Judenschaft als eine eigne Corporation, die gegen eine vertragsmäßige Abgabe den Schutz des Staats genoß; sie wurden als geduldete Fremde betrachtet, welches sie wirklich auch sind, und jetzt steht der Landeseinwohner, zu dessen Wohlfahrt, und nicht für den Wucher der Fremdlinge, vernünftigerweise nur eine Regierung gedacht werden kann, im Begriff, den heimathlichen Herd zu verlassen, um dem Juden Platz zu machen! Wahrlich, es ist arg, wohin schon todte Theorie geführt hat!" Soweit der Graf Bocholtz. 98.

Nachtrag, Shakspeare betreffend.

In dem Aufsatz: „Shakspeare und das herrschende ästhetische Princip des 17. und 18. Jahrhunderts" *) ist, wie ich hoffe, deutlich gezeigt worden, unter welchen Bedingungen der Haß gegen Shakspeare nicht blos möglich, sondern sogar nothwendig sei. Man könnte jedoch vielleicht am Schlusse die entgegengesetzte Frage aufwerfen: Wie verhält sich nun das Urtheil des Shakspeare-Kenners und Shakspeare-Freundes, d. h. eines Solchen, der jene reiche und freie Welt der Poesie gefunden und in Besitz genommen hat, zu den hauptsächlichsten Werken, welche jenes früher bezeichnete Princip hervorbrachte? Wird auch er sie hassen müssen? Ich habe diese Frage nicht berührt, obwol sie sehr wichtig ist, weil ich glaube, sie beantworte sich von selbst, indessen mag es doch gut sein, ein paar Worte darüber zu sagen; auch sagt man ja fröhliche Worte gern. Zuvörderst wollen wir an Shakspeare selbst denken, von dessen Persönlichkeit und Leben wir wenigstens so viel wissen oder ahnen, daß er weit entfernt war, auf die beschränktern Poeten mit Hochmuth oder Haß herabzublicken, und daß er vielmehr einige derselben zu seinen wahren Herzensfreunden zählte. Der Arme kann den Reichen hassen, der Reiche den Armen nie. Geradezu arm waren nun freilich manche seiner poetischen Zeitgenossen nicht; aber es war doch kein wahrhaftiger, sich immer wieder neu erzeugender Geistesreichthum in ihnen, sondern mehr ein gewisser Polterkammer- oder im günstigsten Falle (wenn man es lieber vornehmer ausdrücken will) Naturaliencabinets- oder Kunstkammerreichthum, der, wenn wir ihn uns in Beziehung auf den menschlichen Geist denken, nicht minder stören kann als eine gewisse edle Armuth. Wir wissen ferner gar wohl, daß uns in der Liebe nichts so sehr hemmen kann als die innere Unsicherheit eines geliebten Menschen; und eine solche finden wir bei allen jenen Zeitgenossen, und zwar am meisten bei dem talentvollsten derselben, bei Fletcher. Dennoch ließ sich Shakspeare's herrliche Natur nicht stören, und er liebte als Mensch nicht blos den mindern Menschen, sondern auch als höherer Dichter den geringern. Die letztgenannte Hemmung hätte er bei Corneille und Racine, falls er ihre Zeit und Geschmacksrichtung erlebt, gar nicht gefunden, denn, wie sie ihm auch hätten widerstreben mögen, ihre Gesichertheit würde er gewiß anerkannt, und was sie in ihrer von ihnen selbst leider als nothwendig erkannten Enge dennoch Bedeutsames geleistet, gern und freudig umfaßt haben. Es ist hier nicht blos die Rede von jener zarten Milde im Urtheil, das wir bei jedem schönen Gemüthe finden, sondern auch von der erfreulichen ästhetischen Fertigkeit, jedes Talent, auch das kleinere, liebend zu erschauen und zu genießen. Dasselbe gilt von jedem echten Shakspeare-Kenner, und ich glaube allerdings: je näher wir ihm kommen, und je besser es uns gelingt, uns in den Besitz seiner großen vollblühenden Welt zu setzen, je mehr werden wir uns geeignet fühlen, selbst die kleinste Dichterwelt, wenn sie nur eine wahrhaftige ist, zu würdigen und zu lieben. Je mehr Fülle des Gemüths, des Verstandes und Urtheils, je mehr liebende Anerkennung und desto größere Genußfähigkeit. Nur wer geistreich lieben und loben kann, wird auch würdig tadeln und ablehnen können, es sei nun mit Ernst oder Witz, ja es wird ihm dies letztgenannte Talent durch das erste schwerere leicht zufallen. Ungern anerkennen und loben, und mit kitzelnder Lust häufig tadeln und schmähen bekundet einen armen und in der Armuth verworrenen Geist, ja es ist, wie ich bereits bei einer andern Gelegenheit unumwunden erklärt habe, das Kennzeichen eines rebellischen Knechts.

Vergessen wir auch nicht des uralten Worts, daß Tadeln leicht sei. Das ist es wenigstens in Vergleich mit dem echten Lobe, denn für das erste, sobald es isolirt dasteht, bieten sich selbst dem mittelmäßigen Kopfe tausend bequeme Formen dar.

Soll ich mit einer schlagenden Bemerkung schließen, so stehe ich nicht an, zu erklären, daß unter allen englischen Kritikern keiner milder gewesen sei als der größte Dichter: Shakspeare, er, der sogar einmal mit Rowley, Ben Jonson u. A. gemeinschaftliche Sache machte; und unter den Deutschen Göthe, der als Kritiker selbst geringhaltige Naturen stets in das günstigste Licht zu stellen und jedes Individuum, sobald es nur kein bloßes Scheinleben hat, aus sich selbst heraus zu construiren weiß, sodaß es als ein entschiedenes Etwas anerkannt werden kann. (S. „Aus meinem Leben".) Verlangt wird eine solche Construction häufig genug, und das Wort ist gewaltig im Umlauf; aber zur Ausführung kommt es leider sehr selten.

Franz Horn.

*) S. Nr. 26—27 d. Bl. D. Red.

Notiz.

Das Jagdbuch Karls X.

Als im Juli v. J. die Tuilerien gestürmt wurden, fand man daselbst ein merkwürdiges Document für die Regierungswürdigkeit der von Europas Bayonneten restaurirten Bourbons. Es war das mit größerer Pünktlichkeit als die Staatsbücher geführte Jagdbuch Karls X., welches seitdem auf 511 Quartseiten im Druck erschien. Vor der ersten Revolution nahm der Jagdetat einen bedeutenden Platz in der Liste der Hausbedienten des Königs ein; mit der Restauration ward die gute alte Zeit nach Kräften zurückgeführt; die alte Etiquette kam wieder an die Tagesordnung, mit ihr das Jagdunwesen besonders unter Karl X., der lieber Hasen todtschoß, als sich um sein Volk bekümmerte und wahrhaft seine Zeit zwischen jesuitischen Andächteleien und dem Weidwerke theilte. Nach diesem Buche, welches die Jagdereignisse des einzigen Jahres 1829 schildert, widmete der legitime König in diesem Jahre ausschließlich 87 Tage dem erhabenen Vergnügen der Jagd, wofür das Land nahe an eine Million zu zahlen hatte. Nichts ist in diesem Buche vergessen, sogar über die königlichen Hunde gibt es erfreuliche Aufschlüsse. Einst verlief sich das gute Vieh Pelote; 5 Monate beklagte man dessen Verlust, ehe es gelang, die Stelle genügend wieder zu besetzen. Unter den Personen, welche die beglückende Erlaubniß hatten, das Jagdhabit an Karls X. Hofe tragen zu dürfen, befand sich auch Se. Herrlichkeit der edle Lord Wellington. 369 titulirte Hofwolfsjäger paradiren in der Liste des königlichen Jagdgefolges; wie viel Wölfe besagte Personen zur Freude der armen Bauern vertilgten, ist nicht angegeben. Im J. 1828 erlegte Se. Majestät höchst eigenhändig nicht weniger als 7404 Stück Wild, vom Hirsch und wilden Schwein an bis zum kleinsten Vogel herab. Das Gewehr des Dauphins und Siegers von Trocadero war nicht ganz so glücklich; es brachte nur die Zahl 7025 zusammen, doch übertrafen die beiden königlichen Flinten bei weitem die aller andern betitelten Hofjäger, denn diese alle zusammen erlegten nur 5847 Stück. Vielleicht geschah es aus schuldigem Respect, daß sie sich so mäßig hielten. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 80. —— 21. März 1831.

Geschichte und Kritik des Mysticismus aller bekannten Völker und Zeiten. Ein Beitrag zur Seelenheilkunde von Johann Christian August Heinroth. Leipzig, Hartmann. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn es schon oft gesagt und erörtert ist, ein wie gefährlicher Krankheitsstoff der Mysticismus vornehmlich in unserer Zeit sei, so läßt sich dagegen auch mit ebenso vielem Rechte sagen, daß auf der andern Seite die Polemik gegen den Mysticismus eine Modesache geworden zu sein scheint, die nicht weniger schlechte und ungesunde Stoffe in sich hat als die vielbeschriene Krankheit selbst. Es gibt jetzt Schriftsteller, die sich ordentlich ein Gewerbe daraus machen, gegen Mysticismus, Pietismus, Fanatismus, Obscurantismus und wie diese Gespenster alle heißen mögen, zu Felde zu ziehen, weil dies heutzutage der pikanteste und verfänglichste Gegenstand ist, durch den man sich am leichtesten ein Publicum gewinnt, und über den auch schon das bloße Schimpfen, ohne alles wissenschaftliche Eindringen in die Sache selbst, ohne zu untersuchen, ob man wirkliche oder nur eingebildete Uebel bekämpft, eine erbauliche und herzstärkende Unterhaltung gewährt. Wir brauchen nicht erst zu bemerken, daß die oben angekündigte Schrift, die sich schon durch den Namen ihres rühmlichst bekannten Verfassers unter eine andere Kategorie stellt, mit dem gewöhnlichen und oberflächlichen Gerede wider den Mysticismus nichts gemein habe, sondern sie hat es sich vielmehr zur Aufgabe gesetzt, das in Rede stehende geistige Phänomen in seiner historischen Entwickelung darzustellen und durch die Aufzeigung seiner Entstehungsgeschichte selbst zu beurtheilen. Wir können dies zunächst nur als ein würdiges Unternehmen begrüßen, das aber freilich zu seiner Ausführung einer vielseitig geübten und gestählten Kraft bedarf, die sich nicht nur auf dem Boden der Speculation, sondern auch im Gebiet der gelehrten Forschung als gleichbedeutend erweisen müßte, denn der Verf. will den Mysticismus als Geistesverirrung nicht nur metaphysisch nachweisen, sondern auch in seinen verschiedenen Formen bei allen bekannten Völkern alter und neuer Zeit entwickeln. Was den letztern historischen Theil seiner Schrift betrifft, so ist hier keine neue Ausbeute von ihm zu erwarten, sondern nur eine mosaikartige Zusammenstellung der Resultate, welche die zahlreichen Arbeiten der bisherigen Forscher über den Gegenstand geliefert haben, und der Verf. nennt sein Buch in dieser Hinsicht selbst bescheiden nur „ein Mosaikgemälde, zu welchem jedoch nur die Steine geliehen, Idee und Composition aber des Verfassers sind". Seine Arbeit ist eine systematische Aneinanderreihung von Lesefrüchten, die er mit der behaglichsten Muße, welche nicht selten zur Weitschweifigkeit wird, aus den verschiedenartigsten, dahin gehörigen Büchern für seinen Zweck gesammelt und nach dem Zusammenhang der Idee, für die er sammelte, geordnet hat. Eigenthümlicher ist sein Standpunkt für die innere Geschichte des Mysticismus, indem er denselben reinpsychologisch auffaßt und entwickelt und mit einer durch alle Zeiten und Völker durchgeführten Consequenz, wie es bisher noch nicht geschehen sein möchte, als Seelenstörung behandelt, sodaß wir das Phänomen durchgängig in das eigenthümliche Gebiet des Verfs., nämlich in die psychische Heilkunde, hinübergeführt sehen. Der geehrte Verf. hätte seine Geschichte des Mysticismus ebenso gut eine Geschichte des Wahnsinns, eine Geschichte der menschlichen Narrheit nennen können.

Dies mag zunächst gar nicht auffallend klingen, aber es wird bedenklich, wenn wir den schwankenden Namen und Begriff des Mysticismus in Erwägung ziehen, denn es läßt sich doch wol nicht leugnen, daß Parteieifer oder die Stimme der gedankenlosen Menge auch mancher tiefsinnigen und wahrhaften Erscheinung, die über ihrem Fassungsvermögen ist, diesen Namen gegeben, um dadurch das ihnen Unverständliche oder Entgegenstehende als etwas Gehässiges zu stempeln. Der Verf. selbst unternahm die Geschichtschreibung des Mysticismus zum Theil aus dem einen Grunde, weil er selbst, wie er in der Vorrede sagt, „im Geruch des Mysticismus ist", und er so gewissermaßen „einen ungerechten Verdacht factisch widerlegen" wollte. Man könnte jedoch fürchten, daß er, lediglich aus Eifer für die gute Sache, aus seelenärztlichem Eifer für die menschliche Gesundheit in seine psychische Krankengeschichte des Mysticismus auch manches innerlich Gesunde mitaufgenommen hat, wo ihn entweder die Symptome trogen oder seine pathologischen Grundsätze vom Mysticismus den Gesunden für krank ansehen ließen. Dies macht sich wenigstens sogleich bemerklich, daß der Verf.

sozusagen, darauf ausgeht, überall und in allen Formen den Mysticismus aufzusuchen, besonders in den ältern Perioden der Geschichte und namentlich bei Betrachtung des griechischen Cultus und Religionswesens. Indem er so Das, was er finden will, sucht, stellen sich dann in seiner Schrift bei der Erörterung über solche Perioden und Momente der Geschichte dergleichen Fragen ein, wie wir sie häufig mit einem etwas komischen Anstrich antreffen, als: „Ist das nicht Mysticismus?" „Kann so etwas ohne Mystik abgehen?" „Was ist dies Alles, wenn es nicht Mystik ist?" Fast nie aber hat der Verf. solche Fälle berührt, wo der Name des Mysticismus entweder fälschlich beigelegt ist oder wo er eine kerngesunde Sache trifft, sondern immer ist er seinem Zweck treugeblieben, die Krankensäle des Mysticismus möglichst zu füllen. Eines solchen Forschers würdig wäre es gewesen, auch das Gesunde im Mysticismus ebenso gründlich und theilnehmend nachzuweisen als das Kranke, denn sowie in jedem kranken Organismus, so lange er sich noch lebendig zeigt, ein gesunder Stoff verborgen ist, an welchen der heilende Arzt sein Verfahren anknüpft, so ist auch in Dem, was wir Mystik nennen, immer noch etwas Positives vorhanden, denn der reine psychische Wahnsinn oder die Halbnarrheit gehört, unsers Erachtens, nicht in die Kategorie des Mysticismus, sondern vielmehr in die Praxis des Irrenarztes. Der Verf. hat aber auch solche Helden wie Knipperdolling und Consorten als Mystiker aufgeführt und zwar in einer und derselben Geschichte des Mysticismus, in der auch ein Jakob Böhme, ja, ein Plato ihre Stelle erhalten. Nur Ein Mal in dem ganzen umfangsreichen Buche kommt es vor, daß es den Verf. auch an die unleugbare Lichtseite des Mysticismus mahnt (S. 401), wo er aber doch hinzufügt, daß er diese Lichtseite habe, „nicht wiefern er Mysticismus ist, denn dieser ist und bleibt religiöse Verirrung, und zwar, wie alles Selbstische im Menschen, eine höchst tadelnswerthe. Allein, der Mysticismus beurkundet in allen seinen Formen, sowol was das innerste Wesen und das höchste Bedürfniß, als was die wahre Bestimmung des Menschen anbelangt, auf das Unzweideutigste und Entschiedenste, einmal, in Hinsicht auf das Erste, unsere Gottverwandtschaft und den uns eingepflanzten Trieb, uns wieder mit der reinen Quelle unsers Lebens und Geistes zu vereinigen, und dann, hinsichtlich des Letztern, das zweifellose und musterhafte Vertrauen auf Das, was nicht gesehen, nur gehofft werden kann, weil es zugesagt ist, kurz, das lobenswürdigste Beispiel eines felsenfesten Glaubens".

In der sehr ausführlichen Einleitung sucht der Verf., um die Idee des Mysticismus zu bestimmen, zunächst das Verhältniß des Menschen zu Gott und den Zustand des Gemüths, das in der Entfremdung von Gott verharrt, zu entwickeln. Obwol es sich hier zuvörderst um abstracte Begriffsbestimmungen, um Definitionen von Vernunft und Verstand, von Offenbarung und Religion handelt, so darf der den Tiefen der Metaphysik abgeneigte Leser doch nicht befürchten, hier allzu sehr in die philosophische Speculation hineingezogen zu werden. Es geht Alles fein klar und bis zur Durchsichtigkeit verständlich her, wie der Verf. überhaupt sehr populair und bündig schreibt. In diesen Abschnitten (S. 24) wird sogar Müllner, was er sich selbst kaum hätte träumen lassen, ein „sehr philosophischer Dichter" genannt, weil er einmal in der „Albaneserin" gesagt hat: „Wahrheit ist Einheit!" Auf eine sehr treffende Definition von Vernunft und Verstand als zweier unterschiedener Begriffe können wir jedoch nicht umhin, aufmerksam zu machen, welche sich ebenfalls in der Einleitung (S. 27) ausgedrückt findet. Nur vernichtet der Verf. die Bedeutung von Vernunft und Verstand gewissermaßen wieder im Menschen, wenn er seine Meinung dennoch dahin ausspricht, „daß, die Natur und den Geist in ihren Erscheinungen und noch mehr in ihrem Wesen erklären zu wollen, der Beweis der höchsten menschlichen Thorheit sei. Wir sind zum Thun Dessen, was da sein soll, aber nicht zum Erklären Dessen, was da ist, war und sein wird, erschaffen" (S. 31). Es könnte freilich scheinen, als wenn man sich durch diese Sinnesart von vornherein gegen alle Anfechtungen des Mysticismus wohlverwahrte, indem man auf das Erkennen und Begreifen des Höchsten verzichtet; aber gegen diesen guten Anschein möchten wir doch einwenden, daß eine solche Resignation, verbunden mit der Ueberzeugung, nur Das thun zu können, was da sein soll (was uns zu der Lehre von der Prädestination führt oder führen kann), der nähere Weg zu mystischen Verirrungen sei als das Streben nach Erkenntniß, das immer ein Zug der Gottverwandtschaft des menschlichen Geistes ist, und nur darüber möchten wir dem Verf. noch seine Zweifel zugestehen, ob nämlich die Befriedigung dieses Strebens dem erkennenden Geiste vergönnt oder ob es nur bestimmt sei, ein Streben zu bleiben.

Das krankhafte Streben nach Vereinigung mit dem Höchsten, was vom Erkennen des Höchsten etwas sehr Verschiedenes ist, das Begehren des Selbst, sich in der Gottheit aufzulösen und die Gottheit in sich zu concentriren, sodaß Gott und Mensch im Individuum entzückt zusammenschmelzen, bezeichnet der Verf. mit Recht als Mysticismus. „Mysticismus nennen wir diesen Zustand oder dieses Streben darum, weil es nach Innen, nach dem Verborgenen geht, weil es die Innerlichkeit (das verborgene Wesen) des Höchsten, in seine eigne Innerlichkeit, in sein eigenstes innerstes Selbst aufnehmen will. Der größte Mystiker, wenn er nicht blos ein Geschöpf des genialen Dichters wäre, wäre Faust gewesen, denn er spricht das innerste, tiefste Streben des Mystikers nach dem Innersten und Höchsten auf das entschiedenste aus, wenn er sagt:

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen.

Nach den 3 Zeitperioden: des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit, erkennt der Verf. 3 Entwickelungsstufen des Mysticismus, die sich ebenso sehr voneinander unterscheiden als die Charaktere dieser Zeiten

selbst. Da der Verf. sich der Meinung, daß die Mystik erst eine Tochter des Christenthums sei, widersetzt, so zieht er auch das ganze Alterthum in seinen Bereich, indem er behauptet, daß der Mysticismus so alt sei als die menschliche Cultur überhaupt. Bei Indiern, Persern, Aegyptern und Griechen findet er in den ältesten Theosophen die Repräsentanten des Mysticismus der alten Zeit, den er seinem eigenthümlichen Wesen nach theils als speculativ und contemplativ, theils als theurgisch bezeichnet. Der Mysticismus des Mittelalters, auf dessen Umgestaltung Einflüsse vom Orient her mannichfach wirken, ist, seiner Ansicht nach, nicht so speculativ als im Alterthum, sondern mehr praktisch, theurgisch und wundersüchtig. In der neuen Zeit aber erscheint er nicht mehr so im Anschauen verloren als im Alterthum, nicht mehr so der That angehörend als im Mittelalter, sondern er zeigt sich vorwaltend in der Sphäre des Gefühls und theilt mit dem Zeitalter die Sentimentalität.

(Der Beschluß folgt.)

Chansons de Châtelain de Coucy, revues sur tous les manuscrits par *Francisque Michel*, suivies de l'ancienne musique, mise en notation moderne avec accompagnement de piano par M. *Perne*. Paris, Crapelet. 1830.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß auch die Franzosen für die Werke ihrer ältern Poesie eine größere Liedhaberei zu haben anfangen als früher. Zwar sind schon vor längerer Zeit höchst schätzenswerthe Versuche, in Bezug auf die ältere Volkspoesie der Franzosen, von ihnen gemacht, doch scheinen sie fast im Auslande, namentlich in Deutschland, mehr Interesse erregt zu haben als in Frankreich. Der französische Geschmack, der auf Alles, was vor dem siècle d'or gesungen und gedichtet, mit einer vornehmen Miene und gebührender Geringschätzung sehen zu müssen glaubte, konnte sich so leicht nicht entschließen, an eine poesie gothique zu gehen. Es ist auffallend, daß gerade in dem Lande, wo die romantische Poesie im Mittelalter einen so glänzenden, fast den blühendsten Sitz hatte, in einem wahren Eldorado der Poesie, nachdem diese Zeit verklungen, ein so großer Abscheu, wenigstens eine auffallende Verachtung gegen Das sich geltendmachte, was sonst Alle bezaubert hatte. Eine ganz andere Richtung wurde herrschend, und gereimte, oratorische Prosa trat an das Ruder. Mehre Unternehmungen in diesem Felde des Hrn. Crapelet, auf die wir am Schluß kommen wollen, deuten darauf hin, daß er auf ein Publicum für diese Literatur rechnen kann. Die prachtvolle Ausstattung, die dem Preise angemessen ist, scheint nur auf ein sogenanntes höheres Publicum Rücksicht zu nehmen, und die beigefügte Composition der Lieder sogar für musikalische Damen Interesse zu erregen. Das Werk selbst verdient nicht allein wegen der schätzenswerthen kritischen Abhandlungen, der umfassenden Sammlung und Correctheit des Drucks Anerkennung, sondern auch als philologisches Werk ist es nicht unbedeutend. Das unglückliche Loos dieses Märtyrers der Liebe, der, wenn es in diesem Reich Sitte gewesen, eine Canonisation ebenso gut verdient hätte wie viele sonstige Heilige, über deren Heiligenschein lange mußte verhandelt werden, ist allgemein bekannt. Doch wozu bedurfte er es? Ist Göthe nicht in dem „Berliner Musenalmanach" von diesem Jahr auch zum St.-Wolfgang erhoben worden; ein natürlicher Ausdruck der allgemeinen Idolatrie, mit der man diesen patriarca della litteratura tedesca, wie ihn die Italiener nennen, belästigt? Ebenso oft ist ja auch des unglücklichen Châtelain tragisches Schicksal von Novellisten, Comtaires und Trauerspieldichtern besungen und gefeiert worden. Michel läßt sich am Anfang auf eine kritische Untersuchung der historischen Person dieses Châtelain ein, und sein Resultat ist das gewöhnliche der Kritik. Unter allen Meinungen über den wahren Namen des Helden und seiner Geliebten bleibt nach langem Für und Wegen die stehen, daß er einer von den Raoul, und seine Freundin Gabrielle Châtelaine de Faël gewesen. Schon im vorigen Jahrhunderte wurde früh die merkwürdige Geschichte auf die Bühne gebracht, und der Stoff würde bei der jetzigen Vorliebe der Franzosen für l'horreur mit vielem Glück erneuert werden können. De Bellay schrieb schon die „Gabrielle de Vergy, tragedie en 5 actes", und begleitete sie mit seinen schätzenswerthen „Memoires historiques sur la maison de Coucy et sur la dame Fayel". Ebenso treten in der „Fayel, tragedie en 5 actes", von d'Arnaud, Raoul, Sire de Coucy, und Gabrielle, Châtelaine de Fayel, als Hauptpersonen auf, ohne daß weder Name noch die politische Stellung der Personen hinlänglich historisch erwiesen wäre. Dies liegt in der Natur des poetischen Stoffes aus der Sagenzeit, die sich mit der Kritik nicht vertragen will. Uebrigens war das Haus Coucy sehr berühmt. Die Geschichte wird von dem Roman, der die Hauptquelle ist und den Titel führt: „Li Roumans dou Chastelain de Coucy", namentlich aber von der „Chronique du Chastelain de Coucy e de la dame de Fail" folgendermaßen erzählt: „Ou temps, que le roy Philippes regnait et le roy Richard d'Angleterre vivoit, il y avoit en Vermandois un autre moult gentil, gaillard et preux chevalier en armes, qui s'appelloit Regnault de Coucy et estoit chatelain de Coucy. Ce chevalier fut moult amoureux d'une dame de pais, qui estoit femme du seigneur de Fail etc." In diesem einfachen Chronikenstyl fährt nun der Erzähler fort und berichtet, wie dieser Ritter auf einem Kreuzzuge mit in das gelobte Land gezogen, natürlich nicht ohne theure Pfänder seiner Geliebten; wie er darauf nach manchen tapfern Thaten tödtlich verwundet worden und beim Herannahen seines Todes seinen Knappen beauftragt habe, sein Herz ihm nach seinem Tode auszunehmen, es in einem Kästchen sauber zu verwahren, nachdem er es einbalsamirt, und dann mit demselben seine Heimfahrt anzutreten, um Der sein Herz zu übergeben, der es, so lange es geschlagen, gehört hätte. Der Diener macht sich auf und gelangt zu dem Schlosse der Dame seines Herrn, wird aber erkannt, und ihr Gemahl nimmt ihm das Herz ab, durch das er hatte beweisen wollen, sein Herr sei todt und jener habe Nichts zu befürchten. Der Gemahl der Unglücklichen läßt ihr nun das Herz bereiten und setzt es ihr vor. Ohne Argwohn ist sie und ist nicht wenig über die Frage ihres Gemahls erstaunt: „Scavez que vous avez mangé?" Und bald darauf fährt er fort: „Or sachez, que vous avez mangé le coeur du Chastelain de Coucy!" Wie einfach, aber furchtbar ist die Antwort der Dame: „Vous m'avez fait manger son coeur, et est la derniere viande, que je mangerai onqnes etc." Diese ganze Erzählung ist in gothischen Lettern mitabgedruckt, die Hr. Crapelet bei ähnlichen ältern Denkmälern, die unmittelbar aus alten Handschriften geflossen sind, angewandt hat. Außer der Romance du duc de la Vallière: „Les infortunés amours de Gabrielle de Vergi et de Raoul de Coucy", enthält das Werk nur als Haupttheil die überlieferten chansons des Châtelain, wie mehre Gedichte von verschiedenen theils unbekannten Verfassern, deren Wahl sehr reich, und deren Inhalt dem Charakter der ältern Volkspoesie dieser Art gleich zu nennen ist. Höchst schätzenswerth ist das hinten angefügte Glossaire, das für den Franzosen, dem diese Sprache ferner liegt, ebenso nothwendig ist wie für die Fremden. Bei dem großen Aufwand von Fleiß, der bei der Sammlung und kritischen Beleuchtung dieser lyrischen Gedichte unverkennbar ist, war es uns auffallend, daß der Herausgeber uns nicht mit Uebersetzungen erfreut hat, da es wol nicht uninteressant sein möchte, das Original mit gelungenen Uebersetzungen in die neuere Sprache zu vergleichen. Dem Ver-

leger ist bei seinen übrigen Unternehmungen, die dem Erscheinen nahe sind, eine rege Theilnahme des Publicums zu wünschen, damit sein Interesse unterstützt werde, denn ein solches scheint ihn wahrhaft zu leiten, da er, außer diesem bedeutendern Werk, einige kleinere Stücke in einzelnen Bändchen unternommen hat, welche für die Geschichte der ältern französischen Poesie recht schöne Beiträge liefern und deren Gehalt auch für jetzige Leser anziehend sein möchte. Was nun die Composition betrifft, so gehört die Beurtheilung derselben nicht hierher; doch scheint Perne diesen Gegenstand besonders studirt zu haben und geeignet zu sein, über einen Gegenstand, wie die Geschichte der Musik der Troubadours und der Volkslieder, etwas Gediegenes zu schreiben. Bekanntlich ist derselbe noch ziemlich unbearbeitet und für den gelehrtern Musiker, wie für den Freund dieser Poesie von großem Interesse. Wir bemerken nur, daß die meisten Melodien hier, wie in Volksliedern überhaupt, die Molltonarten vorziehen.

Was die andern Werke betrifft, die Crapelet entweder schon herausgegeben hat, oder noch beabsichtigt, so reicht ihr Titel schon hin, den Liebhaber dieser Literatur auf ihr Erscheinen begierig zu machen. Es ist eine Sammlung der „Chansons de Thibaut, comte de Champagne et de Brie, et roi de Navarre par Roquefort et Michel", bekannt genug, um eine so splendide Ausgabe, wie die der „Chansons de Châtelain de Coucy" ist, zu verdienen. Ferner „Poésies de Guillaume de Machaut, revues p. tous les manuscrits par F. Michel", dem Herausgeber des besprochenen Werkes, zu welchem wieder der öfter erwähnte gelehrte Musiker Perne die Musik gesetzt hat. Es wäre zu wünschen, daß die deutschen Musiker ebenso Hand in Hand mit den Forschern der alten Poesie gingen, wie Perne mit Michel, um auf ähnliche Weise unsere Volksmelodien zu Ehren zu bringen, die meist von den Operarien gänzlich, sogar unter dem Volke durch Leierkasten u. s. w., verdrängt sind. Ebenso interessant ist die „Collection de farces, moralités, sermons joyeux inédits, au nombre d'environ soixante-dix publiés par trois bibliophiles". Nach dem wenigen bis jetzt Herausgekommenen zu schließen, ist die Ausbeute dieser Sammlung, seinem Gehalte nach, sehr anziehend und steht mit den bei demselben herausgekommenen „Poesies gothiques françaises" in gleichem Werthe. 114.

Notizen.

Die Koralleninselbildungen in der Südsee.

In der Sitzung der königlich großbritannischen geographischen Gesellschaft zu London, am 31. Jan. d. J., las Herr Barrow eine Abhandlung, in welcher er auf die große Aehnlichkeit in den korallinischen und vulkanischen Inselbildungen aufmerksam machte, indem beide beinahe zirkelrund sind; er schloß hieraus, daß wahrscheinlich die erstern auf den letztern basirt und nicht, wie man bisher annahm, von ihren künstlichen Schöpfern aus dem tiefsten Grunde des Meeres heraufgeführt sind. Zum Belege dieser Ansicht theilte er eine vergleichende Beschreibung der Insel Deception, einer der Neushetlandinseln, und der Kokos- oder Keelinginseln mit. Die erstere scheint im Kleinen das Island der südlichen Hemisphäre zu sein; nicht weniger als 81 Dampfstralen hat man auf derselben auf einmal gezählt, und an vielen Stellen sprudeln die warmen Quellen unter dem Schnee hervor. Auf den Keelinginseln dagegen ist die vulkanische Thätigkeit erloschen, und die korallinische Formation weit fortgeschritten; aber bei beiden hat sich die Kreisform auf gleiche Weise erhalten.

Der Tod des Herzogs von Enghien.

Nach der Versicherung des Grafen von Survilliers (Joseph Bonaparte), hätte Napoleon an den Tod des Herzogs von Enghien nicht eher gedacht, bis er, zu seinem Schrecken, durch die Nachricht von seiner Hinrichtung überrascht worden wäre. Die Frage war nicht, ob er den Tod leiden, sondern nur, ob er vor Gericht gestellt werden sollte. Joseph, Josephine, Cambacérès, Berthier machten dem ersten Consul die ernstlichsten Vorstellungen dagegen. Joseph, der damals seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Morfontaine hatte und sich nur vorübergehend in der Stadt befand, sprach am 20. März, dem Tage, wo der Herzog von Enghien als Gefangener nach Paris gebracht wurde, mit seinem Bruder für ihn und vertheidigte den Enkel des Prinzen von Condé auf das wärmste; er erinnerte seinen Bruder, daß dieser ihn zur Belohnung seines Fleißes in der Kriegsschule 7 Male gekrönt habe; der erste Consul antwortete mit einer Stelle aus der Rede Cäsars in Corneille's „Mort de Pompée":

Votre zèle était faux, si seul il redoutait
Ce que le monde entier à pleins voeux souhaitait,
Et s'il vous a donné ces craintes trop subtiles,
Qui m'ôtent tout le fruit de nos guerres civiles,
Où l'honneur seul m'engage, et que pour terminer
Je ne veux que celui de vaincre et pardonner;
Où mes plus dangereux et plus grands adversaires,
Sitôt qu'ils sont vaincus, ne sont plus que mes frères;
Et mon ambition ne va qu'à les forcer,
Ayant domté leur haine, à vivre et m'embrasser.
Oh! combien d'alégresse une si triste guerre
Aurait-elle laissé dessus toute la terre,
Si l'on voyoit marcher dessus un même char,
Vainqueurs de leur discorde, et Pompée et César.

Man sieht, daß Bonaparte, wenn er auch nie daran dachte, die Rolle eines Monk zu spielen, doch eine Versöhnung und Ausgleichung mit den Bourbons zuweilen wünschte und für möglich hielt.

Bonmot von Talleyrand.

Einer der regierenden Fürsten von Reuß fing zur Zeit der französischen Republik eine officielle Depesche mit den Worten an: „Der Fürst von Reuß erkennt die französische Republik an". Talleyrand, der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Antwort zu ertheilen hatte, soll zurückgeschrieben haben: „Die französische Republik ist sehr erfreut, mit dem Fürsten von Reuß Bekanntschaft zu machen".

Literatur.

Noch immer ist der Einfluß der Julitage in Frankreich auf das literarische Treiben nicht zu verkennen. Von streng-wissenschaftlichen Werken erscheint fast Nichts, wozu freilich, außer der unmittelbaren Einwirkung der Revolution, die Vorliebe viel beigetragen haben mag, mit welcher Herr Guizot seine ehemaligen Collegen für den praktischen Staatsdienst requirirte. Desto zahlreicher sind Broschüren aller Art, die sich auf die grande semaine, die glorieuse révolution, die situation politique von Frankreich und Europa beziehen, wozu etwa noch einige Manuels, und unter diesen die Manuels des gardes nationaux nicht zu vergessen, einige mémoires und traités und ähnliche Artikel von leichtem Gewicht kommen. So bringt uns die letzte Woche der „Bibliographie de la France" neben den „Fünf Monaten der Geschichte von Paris im Jahr 1830" („Cinq mois de l'histoire de Paris en 1830, par E. L. B. de Lamothe Langon") und „Einem Jahre aus dem Leben Ludwig Philipps" („Un an de la vie de Louis-Philippe I, écrite par lui-même, ou journal authentique du duc de Chartres, 1790—91"), nicht weniger als 12 patriotische Gelegenheitsgedichte (einen „Choix de chansons patriotiques" ungerechnet) und 13 politische Broschüren, von denen freilich die meisten nicht über 1 oder 2 Druckbogen umfassen, von allgemeinerm Interesse aber, außer einigen Fortsetzungen von früher angefangenen Werken und einigen neuen Auflagen, Nichts als die erste Lieferung der „Voyage aux Indes orientales", von Ch. Belanger, von der wir, sobald der historische Theil erschienen sein wird, ausführliche Nachricht geben wollen. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 81. —— 22. März 1831.

Geschichte und Kritik des Mysticismus aller bekannten Völker und Zeiten. Von J. C. A. Heinroth.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Erhabene Ansichten vom Alterthum hat der Verf. nicht. Er betrachtet es nicht auf der ihm eigenthümlichen Stufe, welche es als bestimmtes und in sich abgegrenztes Moment der Völkergeschichte einnimmt, sondern er kritisirt es von dem Gesichtspunkt eines frommen Christen aus; und so ist es begreiflich, wenn er sagt: „daß das ganze Alterthum (ein einziges, geringes und verachtetes, aber von Gott zur Verkündigung seiner Barmherzigkeit auserwähltes Stammvolk ausgenommen), trotz der Erinnerung früherer, religiöser Offenbarung, ja, trotz der immer noch lebendigen religiösen Stimmung und Richtung, gleichwol aus dem Bunde mit Gott gefallen und deshalb, bei allem scheinbarwahren Licht, der Finsterniß, des Irrthums und Selbstbetruges preisgegeben war". Den Mysticismus der alten Völker findet der Verf. nun theils in ihrem religiösen Cultus, und hier ist der Name Mysticismus mit dem der Mysterien zu vertauschen, theils in ihrer Philosophie. So wird auffallend genug fast die ganze Geschichte der griechischen Philosophie in die Geschichte des Mysticismus hineingezogen. Die Anfänge derselben, die Lehren des Thales, Anarimander, Anarimenes, Heraklit, sind ihm reinmystisch, wie sie andern Forschern für reinspeculativ gelten; und obwol sich nicht leugnen läßt, daß die Beziehung des Thales auf das Wasser, sowie die des Heraklit auf das Feuer mit Geheimdiensten, welche die Verehrung dieser Elemente betrafen, in Verbindung gestanden haben mögen, so ist doch ebenso wenig in Abrede zu stellen, daß diese Lehren wirklich der Philosophie angehören und in der Geschichte derselben wesentliche Entwickelungsstufen bilden, daß sie mithin tiefsinnige und gehaltvolle Bestimmungen insichfassen, wie z. B. vom **Sein** und **Werden**, die darüber erhaben sind, unter die Krankheitsformen des Mysticismus (denn des Verfs. Mysticismus ist ja eine Krankengeschichte) rangirt zu werden. Auch Plato wird schon durch seinen „philosophischen Stand- und Betrachtungspunkt" dem Gebiet der Mystik vindicirt, denn „er ging nicht wie Sokrates von der Selbsterkenntniß aus, um sich von dieser zur Gotteserkenntniß zu erheben, sondern umgekehrt schwang er sich zunächst zu der Idee Gottes und der Urbilder des göttlichen Verstandes auf und construirte von hier aus das Wesen und Verhältniß der Welt und des Menschen". Die Stellen, welche zum Beleg angeführt werden, um das „mystische Element" der Platonischen Philosophie zu beurkunden, sind von dem Verf. nicht unmittelbar den Schriften Plato's entnommen, sondern aus Anführungen in Rixner's „Geschichte der Philosophie" beigebracht. Es sind dies aber Stellen, welche theils die Platonische Erinnerung, theils die Realität des Dinges betreffen, in Bezug auf die Lehre, daß die Philosophie „die Dinge nicht in ihrem schein- und wandelbaren Leben, sondern in ihrem wahren Ansich, wovon das Ding in der Erscheinung nur die äußere sichtbare Darstellung ist", schaue. Ein solches Schauen, welches dem Verf. mit der Anschauung der Mystiker übereinkommt, ist aber echtphilosophisches Erkennen, welches „das reine ewige Sein der Dinge in der göttlichen Wesenheit oder in dem unendlichen Begriffe des göttlichen Verstandes, nämlich in der Idee" (Plato's Worte), ermittelt. Diese Principien, welche der Verf. hier bei Plato hervorhebt, ziehen sich von Plato aus durch die ganze Geschichte der Philosophie bis auf die neueste Zeit und sind der Urquell, auf welchen der Idealismus unserer Zeitphilosophien zurückzubeziehen ist. Mehr Ausbeute für sein Suchen nach Mysticismus konnte der Verf. allerdings bei den Alexandrinern und Neuplatonikern finden, besonders in der von den Letztern ausgebildeten und auf die Spitze getriebenen Einheit des Subjects und Objects im Erkennen, welche im Verhältniß zu Gott zu einer völligmystischen Einheit wird. Er hätte aber auch hier nachzuweisen nicht unterlassen mögen, was dies mystische Subject-Object der Neuplatoniker als reinphilosophische Kategorie in der Geschichte der Philosophie für eine Rolle gespielt, wie es sich zum Subject-Object z. B. der Schelling'schen Philosophie, und überhaupt zum absoluten Idealismus unserer Tage verhält.

Seine höchste Blüte hat der Mysticismus des Alterthums, nach dem Verf., in Indien entfaltet. „Der Charakter mystischer Beschaulichkeit ist keinem alten Volke so maßlos und überschwänglich aufgedrückt als den Indiern und den sie zunächst berührenden Nachbarvölkern, namentlich den Tibetanern, deren mystische Vorstellungen wo möglich noch fratzenartiger sind als die der Indier selbst. Möge daher die hohe Weisheit der Indier rühmen, wer

dazu Lust hat: der wahren Weisheit echtes Zeichen ist das Maß". Aegypten ist dem Verf. gleichsam „der Stapelplatz und Mittelpunkt für den Mysticismus des gesammten Alterthums". „Aegypten theilt mit Indien den hieroglyphischen Ausdruck mystisch-religiöser Ideen in der Architektonik seiner Tempel und in der Plastik seiner Göttergestalten".

Im Uebergang zum Mysticismus des Mittelalters unternimmt der Verf. etwas Eigenthümliches, nämlich darzuthun, daß im Christenthum durchaus kein mystisches Element vorhanden sei, und in dem Sinne, welchem alles Mystische nur eine psychische Krankheitsform ist, muß man hier nicht nur von Herzen beipflichten, sondern es versteht sich eigentlich schon von selbst, daß die positive und geoffenbarte Religion an Dergleichen nicht leide. So weist der Verf. z. B. von der Dreieinigkeitslehre alles Mystische dadurch zurück, daß er zu erwägen gibt, dieselbe sei so denkbar und „werde der Vernunft so leicht klar, daß es nicht anders sein könne". Er bemerkt zwar, daß Christi ganze Erscheinung ein „Wunder" sei, aber er will das Wunder wieder auf das Gebiet des Vernunftklaren (oder besser: Verstandesmäßigen) und Denkbaren hinüberführen, indem er hinzusetzt: „wenn wir die historische Wahrheit dieser Erscheinung (Christi) und alles Dessen, was mit ihr verknüpft war, anerkennen, so müssen wir eingestehen, daß dieses in seiner Art einzige Ereigniß ohne Wunder nicht möglich war". Dadurch wird nun freilich der Begriff des Wunders nicht aufgehoben, wenn wir auch von seiner Nothwendigkeit überzeugt werden, und das Wunder ist immer ein Nahrungsquell des Mysticismus. Es gibt aber, wenigstens für uns, auch eine heilige und wahrhafte Mystik, welche allen tiefsinnigen Erscheinungen des Lebens, und namentlich dem Christenthum, innewohnt, es ist der geheimnißvolle Sinn Dessen, was dem nüchternen Verstande, der das Endliche am klarsten begreift, ewig unbegreiflich bleibt, weil es das Unendliche ist.

In der Betrachtung des Mysticismus der neuern und neuesten Zeit nimmt der Verf. ein sehr interessantes und zeitgemäßes Thema auf, wo er von dem Verhältniß des Mysticismus zum Magnetismus spricht, welchen letztern er dermalen als eine der kräftigsten Stützen der Mystiker bezeichnet. Ueber Sein und Nichtsein der magnetischen Erscheinungen ist schon von Seiten des Glaubens wie des Unglaubens so viel hin und her gesprochen worden, daß man wohlthut, gar nichts mehr zu sagen, wenn man einen entschieden ungläubigen Gegner darüber hört, und ein solcher ist der Verfasser. Auf diese Erscheinungen kann man sich nur insofern einlassen, als man sie selbst erlebt und durch Autopsie Erfahrungen darüber zu gewinnen Gelegenheit hat. Der Verf. aber spricht ganz allgemein darüber ab und gibt zu bedenken, „daß eine Geisterwelt, die einem kranken Nervensystem vorschwebt, ebenso wenig Realität haben kann als die Summe der Gegenstände, die ein Fieberkranker in seinem Delirium erblickt". „Die Sache ist bedeutender als sie scheint, denn durch solche Kranke ist nun gleichsam eine Brücke in die Geisterwelt gefunden, und der crasseste Mysticismus erhält hier seine Nahrung und seine Stütze. Eines greift nun in das Andere ein; Swedenborg's Visionen erhalten durch die magnetischen Hellseher ihre Bestätigung, und die Visionen der Hellseher durch die Demonstrationen Swedenborg's ihre Erklärung".

Nachdem mannichfache Erscheinungen des Mysticismus im 19. Jahrhundert betrachtet werden, geht der Verf. noch auf eine eigne Art desselben ein, welche er den pietistischen Mysticismus nennt, dem er jedoch zugesteht, daß er auf den beiden Grundpfeilern echter Religion, dem Glauben und dem Gebet, ruhe, von denen freilich in diesem Falle ein unechter Gebrauch gemacht werde. Diese Art des Mysticismus habe schon im verflossenen Jahrhundert ihre Musterbilder gehabt, die sich zum Theil durch sie als Beispiele zur Nachahmung auf das unserige fortgepflanzt hätten. Eine besonders strenge Beurtheilung erfährt hier Jung-Stilling, dessen Charakter folgendermaßen vom Verf. aufgefaßt wird: „Seine lebhafte, schwärmerisch-träumende Phantasie entführte ihn von Kindheit an aus der wirklichen Welt und entfremdete ihn derselben. In dem Hause eines frommen Großvaters erzogen, sog er die Elemente der Religion gleichsam mit der Muttermilch ein, aber sein Verstand blieb ungebildet. Daher er, als er in die Welt trat, sich nicht in sie zu finden wußte, sondern die Sorge für Tisch und Bett, für Wohnung und Kleidung und, wo er dessen bedurfte, auch für das nöthige Geld seinem himmlischen Vater überließ. Ueberall, wo andere Menschen denken, überlegen, wählen und handeln, kurz, die ihnen von Gott verliehenen Kräfte brauchen, überließ er sich dem blinden Zufall, den er göttliche Führung nannte. Wenn ihn die Noth, in die er sich bei solcher Fahrlässigkeit und Passivität selbst gebracht hatte, gar zu sehr, wie man sagt, auf die Nägel brannte, so stürmte er tagelang in den himmlischen Vater mit Gebet ein, und ließ nicht ab, bis ihm das Erwünschte, wie er meinte, durch unmittelbare göttliche Hülfe zu Theil ward. Hatte er z. B. als Student kein Geld, um ein Collegium oder die Hausmiethe u. dgl. zu bezahlen: siehe da, er betete, und ihm kam gerade so viel zu, nicht mehr noch weniger als er brauchte u. s. w." „Wer sich die Mühe nimmt, diesen Charakter genauer zu studiren, wird jedoch finden, daß die tiefste Triebfeder seines Lebens die Eitelkeit war, die ihn, wie der Wind das Segel, überall dahintrieb, wo sie die meiste Nahrung fand. Sie war die eigentliche Herrin im Hause, und Glaube und Gebet mußten ihr dienen".

In der den letzten Abschnitt des Buches bildenden Kritik des Mysticismus der neuen Zeit hebt der Verf. vornehmlich 2 Formen desselben hervor, denen er den Namen des protestantischen und des katholischen gibt. Was den protestantischen Mysticismus betrifft, so bezeichnet hier der Verf. das Streben der ersten Protestanten, welche sich von einer Kirche sonderten, von der sie meinten, daß sie sich aus dem Gottesdienst in den Götzendienst umgewandelt habe, und welche nun in ihrem neuen Eifer Gott wiederum näher zu kommen, oder viel-

mehr sich auf das Innigste mit ihm zu vereinigen, unwillkürlich und unwissentlich auf den alten Irrweg gerithen, daß eine solche Vereinigung nur durch Hintansetzung und Verleugnung alles Irdischen, ja des eignen Selbst auf die rechte Weise zu Stande kommen könne, nämlich auf den alten Irrweg des Mysticismus. Der katholische Mysticismus bildet sich, nach dem Verf., zunächst so, daß er sich als „inneres Christenthum" dem blos äußerlichen oder „Ceremonienthum" entgegenstellt. Das Signal zu diesem Mysticismus war, wie wir bei einem Molinos, bei einer Guyon gesehen, das innere Gebet. Wenn aber der bildliche Ausdruck der heil. Schrift von Bräutigam und Braut im wesentlichen, ja, man möchte sagen, im fleischlichen Sinne genommen wird, so ist freilich hiermit der Ursprung und die Fortbildung der verderblichsten Form des Mysticismus, nämlich des Quietismus, gegeben, welcher innerhalb der Klöster wie außerhalb derselben so viel Unheil und Verderben angerichtet hat, und welcher unter dem Charakter der „Leidenblichkeit" auch zu den Protestanten übergegangen, noch heutzutage seine verderblichen Spuren zeigt. So ist der Mysticismus der neuen Zeit entstanden, wiefern er in der Religion selbst seinen Ursprung hat. „Unsere Kritik", setzt der Verf. abschließend hinzu, „kann nach den Principien, denen sie folgt, nur das Verdammungsurtheil über ihn aussprechen". Eine beziehungsreichere Schlußbetrachtung über die Gegenwart würde sich eröffnet haben, wenn der Verf. seine Untersuchungen auch auf die Zeitphilosophien, bei denen er nur Baader als Erzmystiker namhaft macht, eindringlicher und ausführlicher ausgedehnt und so das Verhältniß des Mysticismus zur Philosophie näher ins Auge gefaßt hätte. Vom philosophischen Standpunkt ausgehend, würde er dann die Wahrheit in mancher trüben Form, in der sie ihm als Krankheit erschien, erkannt oder vielmehr die Mystik nicht so entschieden als eine Ausgeburt der Finsterniß, sondern als ein Ringen des Geistes durch Nacht zum Licht angesehen haben, denn die absolute Klarheit ist dem Menschengeiste gerade im Gebiet des Unendlichen am wenigsten vergönnt, und in seinen herrlichsten Bestrebungen zeigt er sich oft noch von Nebeln der Dämmerung umflossen, die ein höherer Tag einst abstreifen wird. Man verunehre aber das Streben des Geistes nicht dadurch, daß man ihn dieser Nebel wegen, mit denen er bei den tiefsinnigsten Denkern, wie bei Plato und Andern, noch behaftet scheinen mag, als kranken Mysticismus brandmarke, oder man modificire und hüte diesen schwankenden und zweideutigen Begriff und Namen des Mysticismus und lasse ihn zuweilen auch etwas Gesundes und Wahrhaftes bedeuten. Noch hätten wir gewünscht, daß der Verf. über die Mystik der Naturphilosophie, über die Mystik der symbolischen Auffassung der Mythologie und andere dahin gehörige Fragen gesprochen hätte, welche die neueste Zeit tief und innerlich berühren und charakterisiren. Aber der Anfangs zu weitschichtig auseinandergehende Plan des Buches hat dem Verf. für die letzten Abschnitte seiner Schrift den Raum verengt. 56.

Die Sterner und die Psitticher. Novelle von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1831. 8. 12 Gr.

Der Name einer Novelle paßt nur bedingungsweise auf diese beinahe ganz historische Mittheilung. Eine Analyse derselben ergibt ein kaum merkbares Ingredienz von Erfindung und poetischem Schmuck. Die Geschichte hat es hier, wie an so vielen Orten, über sich genommen, ein Gedicht zu liefern, dessen Stoff zu einem historischen Roman trefflich geeignet ist. Der Verf. stellt diesen Stoff nackt und schmucklos heraus, den Tromlitz oder Blumenhagen mit einer breiten Brühe von Romantik übergossen haben würde. Der kurze geschichtliche Inhalt dieser Novelle ist dieser. „Große, lebensvolle Zeit, da Deutschland", beginnt der Verf., „im Gemeinwesen freier Städte eine herrliche Stufe seiner Entwickelung bestieg, und edler Bürgergeist aus deren (?) Mitte herrschend emporblühte! Wenig andere Bilder unserer Vorzeit dürfen an Kraft und Fülle diesem gleichstehen, wenige an Dauer der Nachwirkung es übertreffen u. s. w." Nach diesem nicht allzu logischen Eingange und einer etwas poetischen Lobrede des deutschen Mittelalters spricht der Verf. von den Parteiungen, die den Frieden der Städte Italiens und Deutschlands zerrissen. Diese Bürgerkämpfe sind ihm ein schönes Symbol der Kraft, der Freiheit, der Blüte. Wir lassen dies an seinen Ort gestellt sein und folgen dem Verf. nach Basel. Schon seit vielen Jahren hatte ein Theil des umwohnenden Adels das Bürgerrecht in Basel gewonnen, seine Schlösser mit Burghäusern in der Stadt vertauscht und im Handel große Reichthümer gewonnen. Aermere Edelleute folgten. Brotneid der Bürger und Anmaßung des Adels mochten die ersten Reibungen zwischen den Beiden hier wie überall hervorbringen. Kurzum, bald sehen wir Bürger und Adel, in 2 kampfbereite Parteien geschart, einander gegenüberstehen. Jede Partei hatte ihre Fahne. Die des Adels zeigte einen weißen Stern im rothen Felde; ihr vorzüglichster Verbündeter extra muros war der Graf Rudolf von Habsburg. Die Bürger, in trotzigen Anstalten nicht zurückbleidend, hatten sich mit ihrem Bischof, einem Grafen von Neuenburg, enge verbündet und wurden von ihrer Fahne, die einen grünen Psittich oder Papagei zeigte, die Psitticher genannt, wie ihre Gegner die Sterner hießen. In ihrem Besitz war die Bürgermeisterstelle, die ihnen die Oberhand sicherte. Ihre Hauptstärke aber war das Geschlecht der Mönchen, welches in 10 Zweigen zahlreich bluhte. An der Spitze des Adels stand der alte Ritter Ramstein. Sein Sohn Dietrich kehrt eben aus Italien heim, als der Kampf der Parteien zum Ausbruch kommt. Er liebt seinen Vater innig, aber er kann seinen Haß gegen die Psitticher nicht theilen; denn in seiner liebereichen Seele lebt das Bild Gertrudens, der Tochter des Bürgermeisters. Der Kampf beginnt, der Adel wird fliehend aus der Stadt getrieben, und Dietrich muß sich mit seinem Freunde Reinhard unter Gefahren zu den Seinigen hinausschlagen. Der tragische Widerstreit in seiner Seele ist gut gemalt. Er ist die Stütze, die Hoffnung des Adels, und während er, mit Kriegsmacht und von Rudolf von Habsburg unterstützt, vor Basel lagert und der Stadt Verderben und Untergang droht, schmachtet seine Seele nach Gertrudens Liebesblick. Er wagt sich, sie zu sehen, verkleidet in die Stadt; er wird erkannt, gefangen, gefesselt, vor Gericht gestellt und, auf Betrieb des erzürnten Bürgermeisters, zum Tode verurtheilt. Entsetzen im Lager des Adels. Alle Angebote für ihn sind vergeblich; sein starrer Todfeind hört keins an. Nichts kann ihn retten als ein Begnadigungsbefehl des Kaisers, und seit langer Zeit ermangelt das Reich des Oberhauptes. Seine Hinrichtung ist auf den folgenden Morgen festgesetzt; umsonst hat sich Gertrud dem Vater zu Füßen geworfen; die Entdeckung macht ihn nur unbeugsamer. Der alte Ramstein ist in Verzweifelung, Rudolf selbst ist tief bekümmert. Da, beim herannahenden Morgen, erscheint eine Gesandtschaft von Frankfurt im Lager; der Burggraf von

Nürnberg wird bei Rudolf eingeführt; sogleich sinkt er ihm zu Füßen und begrüßt ihn als Kaiser des langeverwaiseten Reichs, als den ersten Fürsten der Erde. Rudolf, ahnungslos, erstaunt. Die Nachricht dringt in Basel ein; vor der geheiligten Würde der Majestät öffnen sich die festen Thore; Rudolf zieht ein; er steigt, umgeben von Jubel, im Hause Landskron's, des Bürgermeisters, ab. Er söhnt die Parteien aus, legt, dem Haß auf immer zu wehren, Gertruds Hand in die des edeln Dietrich von Ramstein. Dieser Gegenstand ist von schöner Wirkung, er mag sich finden, wo er will, im Roman, im Drama, in der Romanze. Am wirksamsten aber ist er vielleicht in der naiven und kunstlosen Darstellungsweise des Verfs., dem die historischen Erzählungen im „Dekameron" zum Vorbild gedient zu haben scheinen. Dieselbe anspruchslose, ruhige Entwickelung, dasselbe Maß im Ausdruck, derselbe Wohllaut und ein ähnlicher Rhythmus der Prose machen diese kleine Erzählung zu einem Muster des Styls. Eine französische Uebersetzung hat diese Novelle erweitert und mit fremdartigen Zuthaten verunziert. 25.

Notizen.

Byron's Briefe.

Ein interessantes Supplement zu der Biographie Byron's von Moore bilden die „Briefe und Tagebücher" („Letters and journals of Lord Byron", London, 1831), die kürzlich von Murray in London herausgegeben worden sind. Wie oft man es auch wiederholt haben mag, daß Niemand sich selbst kennen lerne, so bleibt doch so viel gewiß, daß niemals selbst der vertrauteste Freund einen ausgezeichneten Menschen so wahr und treu geschildert hat als eine Zeile von seiner eignen Hand. Selbst die Handschrift, mit den unendlichen Variationen, deren sie fähig ist, malt manchen kleinen Zug, den der schärfste Beobachter vielleicht vergessen haben würde; und nun gar eine Briefsammlung, ein Tagebuch, in welches der Geist in seinen unbewachtesten Momenten sich ergießt! Nie würde Moore, wenn er auch mit ebenso großem Fleiße gearbeitet hätte, als jetzt seine Nachlässigkeit gewesen zu sein scheint, Byron so gut dargestellt haben als er sich selbst. Ein einziger Brief an seinen Buchhändler, und noch dazu in Geschäftssachen, diene uns zum Beleg.

„Sie bieten mir 1500 Guineen für den neuen Gesang (den letzten von „Childe Harold"); ich will sie nicht nehmen. Ich verlange 2500 Guineen dafür, die Sie entweder geben werden oder nicht, wie Sie es gut finden. Er beschließt das Gedicht, es enthält 144 Stanzen. Die Noten sind zahlreich und größtentheils von Hrn. Hobhouse geschrieben, dessen Nachforschungen unermüdlich gewesen sind, und der, wie ich ohne Anstand behaupte, mehr wahre Kenntniß von Rom und seinen Umgebungen hat als irgend ein Engländer, der seit Gibbon dort gewesen ist. Beiläufig, um alle Misverständnisse zu verhüten, halte ich es für nöthig, zu erklären, daß er, Hr. Hobhouse, nicht das geringste Interesse an dem Preise oder dem Gewinn hat, der von dem Verkauf des Gedichts oder der Noten gezogen wird, und zwar ebenso wenig mittelbar als unmittelbar, sodaß Sie nicht etwa vermuthen dürfen, es sei für ihn oder um seinetwillen, daß ich für diesen Gesang mehr fodere als für den vorhergehenden. Nein; aber wenn Hr. Eustace 2000 für ein Gedicht über die Erziehung haben soll; wenn Moore 3000 für „Lalla" haben soll; wenn Campbell 3000 haben soll für seine Prosa über Poesie — ich will alle diese Herren in ihren Arbeiten keineswegs herabsetzen — aber ich fodere den vorherbestimmten Preis für die meinigen. Sie werden mir entgegnen, daß ihre Producte beträchtlich länger sind; sehr wahr; und wenn sie die ihrigen kürzer machen, will ich die meinigen verlängern und weniger fodern. Sie mögen das Mscr. Hrn. Gifford und 2 andern Herren, die Sie selbst bestimmen können (Hrn. Frere oder Cooker, oder wem Sie sonst wollen, nur nicht solchen Burschen, wie Ihr — s D—s), vorlegen, und wenn diese sagen, daß dieser Gesang als Ganzes schlechter sei als der vorhergehende, so will ich von ihrem Spruch nicht appelliren, sondern das Mscr. verbrennen und die ganze Sache lassen, wie sie ist".

Beiläufig bemerken wollen wir, daß man in diesen Briefen die vollständigste Aufklärung über die Gründe und Veranlassungen der Gehässigkeit findet, mit welcher der bekannte Leigh Hunt den Lord in seinen Memoiren behandelt hat. Byron hatte sich der Hunt angenommen, weil er diese ungerecht verfolgt sah; er hatte dies als den Grund seiner Freundschaft in einem Briefe ausgesprochen, den Murray indiscret genug Jedermann sehen ließ, und, von Leigh Hunt, in Bezug auf diesen Brief, zur Rede gestellt, sagte er ihm seine Meinung gerade und offen heraus. „Hunt", schrieb er in einem andern Briefe, „war schwer beleidigt und wird mir nie ganz vergeben; aber ich kann darum nichts ändern" („He was violently hurt, and never will forgive me at bottom"). Wie gut kannte doch Byron seinen Mann!

Neue Entdeckungen in der Südsee.

Der Wallfisch- und Seehundsfang in den südlichen Polarmeeren beschäftigt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allein an 200 Schiffe, die, jedes zu 725 Tonnen berechnet, 29 Monate brauchen, um eine Fracht von 1700 Fässern Thran einzubringen. Die Wallfischfänger, die häufig in sehr hohe Breiten vordringen, haben manche nicht unwichtige Entdeckungen gemacht, die sie aber selten öffentlich bekannt werden lassen. Vor anderthalb Jahren hat die Regierung der Vereinigten Staaten endlich eine Expedition zur nähern Erforschung dieser Gewässer ausgesandt, und in dem Bericht, welcher damals dem Staatssecretair der Marine, in Bezug auf diese Unternehmung, vorgelegt wurde, sind über 200 Inseln, Klippen und Riffe angegeben, die man auf den besten Karten entweder gar nicht oder falsch bezeichnet findet. Die bedeutendsten sind: Hydra, entdeckt vom Capitain Rule im J. 1823, unter 11° 48' S. B., 164° 47' W. L. (von Greenwich); Holz und Fische in Ueberfluß. Bonin, entdeckt vom Capit. Coffin 1824, unter 26° 30' S. B., 141° O. L., eine Gruppe von 6 kleinen Inseln, mit Holz und Wasser, aber völlig unbewohnt. Vier Inseln, entdeckt vom Capit. Mary in den J. 1823—25: Eine ungenannte, 59° S. B., 91° W. L.; Seehunde in Menge. J. Philipp, 11° 20' S. B., 143° 50' W. L.; niederes Terrain, mit Gesträuch bedeckt, unbewohnt. Eine ungenannte Insel, 5° 30' S. B., 155° 50' W. L.; niederes Land. 5 Meilen im Umfang. Armstrong, 21° 21' S. B., 161° 40' W. L.; fruchtbar und sehr bevölkert. Eine ungenannte Insel, entdeckt vom Capit. Ruy 1825, 26° 32' S. B, 103° 59' W. L., ungefähr 6 Längengrade östlich von der Osterinsel Perstuah, entdeckt vom Capit. Bunker 1823, unter 21° 17' S. B., 159° 40' W. L., 20 Meilen im Umfange, von ungefähr 5000 Menschen bewohnt. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 82. —— 23. März 1831.

Broschürenliteratur.

1. Gedanken über Niebuhr's Ansicht der Europa drohenden nächsten Zukunft, von Ferber. Berlin, Trautwein. 1831. 8. 4 Gr.
2. Actenmäßige Würdigung einer Schmähschrift, welche unter dem Titel: „Anklage des Ministeriums Münster im Königreiche Hanover", verbreitet worden ist. Hanover, Hahn. 1831. Gr. 8. 4 Gr.
3. Ueber wahre Freiheit. Zuruf an das hessische Volk beim Beginn des Jahres 1831. Von Konrad Matthias. Kassel, Krieger. 1831. 8. 3 Gr.
4. Ueber Preßfreiheit und Büchercensur im Allgemeinen und mit besonderer Beziehung auf Ungarn. Vom Grafen Joseph von Deßewffy, übersetzt von C. F. Leipzig, Weygand. 1831. 12. 12 Gr.
5. Portrait Josephs II. Gezeichnet von L. G. Förster. Ilmenau, Voigt. 1831. 12. 6 Gr.
6. Geschichte Wilhelm IV., Königs von England und Ludwig Philipp I., Königs der Franzosen. Nach dem Franz. bearbeitet und mit einer histor. Einleitung versehen von Fr. Gleich. Leipzig, Peeters. 1831. 8. 16 Gr.
7. Die Staatsschulden und Staatspapiere mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien, Frankreich, Oestreich, Preußen und Rußland. Eine Uebersicht für Staatsbeamte, Capitalisten und Kaufleute. Von C. A. Lex. Leipzig, Hinrichs. 1831. Gr. 8. 10 Gr.

Wenn wir 7, ihrem Gehalte wie ihrem Inhalt nach so weit von einander verschiedene Schriften in unserer Beurtheilung unter einer Rubrik zusammenfassen, so können wir freilich voraussehen, daß ein geneigter Leser und vielleicht schon vor ihm die Redaction d. Bl. den Kopf schütteln und uns fragen werden, wie in aller Welt wir dazu kämen, aus diesen Stoffen ein Ragout zusammenzubrauen. Was die Redaction betrifft, so liegt unsere Vertheidigung zum Glück in der Nähe, da wir uns nur darauf zu berufen haben, daß sie selbst die 7 Sachen quaestionis uns sorgfältig in ein Packet zusammengepackt überschickte; es wäre anmaßend von uns gewesen, zu trennen, was der Spaggato einer löbl. Redaction zusammengefügt hatte. Nicht ganz so leichte Sache dürften wir mit unsern geehrtesten Lesern haben; doch hoffen wir, auch sie zu beruhigen, sobald wir versichern, daß wir allen Ernstes zu unserm scheinbar willkürlichen Verfahren die besten Gründe hatten. Denn abgesehen davon, daß wir über die Nrn. 3, 4, 5 u. 6 eigentlich wenig zu sagen wissen und daher die Titel gern in den Kauf geben, so ist keine einzige unter den angezeigten kleinen Schriften, selbst unter denen nicht, über die wir sonst gar nichts Anderes zu sagen wüßten, die uns nicht zu der Unterstützung und Begründung unsers Lobes von Nr. 1, ja wir können sagen unserer Bewunderung für diese Nr., die ausgezeichnetsten Dienste leistete; weniger durch den Gegensatz als gerade durch die absolute Nullität; denn wie könnten wir unsere Anerkennung einer 1 gerechter und würdiger ausdrücken, als indem wir ihr 5 bis 6 Nullen anhängen? Wie manche Eins ist mehr werth als so manche Million! aber sie zählt eben doch nicht eher unter den Millionnairen, als bis sie die erfoderliche Anzahl von 000000 in dem Beutel führt.

Nr. 1, der Verf. der „Gedanken", führt uns natürlich auf diese Betrachtungen. Denn wenn wir bedenken, was Niebuhr war, in welchem Range und welchem Ansehen er in der Welt, in der politischen wie in der gelehrten, stand, welchen Einfluß er nicht blos auf die Wissenschaft, sondern auch auf das Staatsleben übte, so muß uns in der That schon die Kühnheit in ein freudiges Erstaunen versetzen, mit welcher der bisher nur durch einen Panegyricus auf das preußische Gewerbswesen bekannte Verf. der „Gedanken" seine Ansichten der Ansicht des berühmten Namens entgegenstellt. „Niebuhr's Tod", hatte die „Preußische Staatszeitung" am 8. Jan. d. J. berichtet, „sei der tiefe Schmerz über die mannichfachen revolutionnairen Bewegungen in Europa während der letzten Monate seiner Krankheit gewesen. Er habe nämlich jene Bewegungen als Zeichen allgemeiner Entsittlichung betrachtet und deren fernerer Entwickelung mit banger Ahnung entgegengesehen". Ist es denn wirklich so weit mit dem bodenlosen Unglücke gekommen, das uns und unsern Enkeln drohen soll? so fragte Jedermann sich besorgt, der diese Schreckensnachricht las. Sind die Zeiten der römischen Imperatoren zurückgekehrt? „jene schreckhaften Zeiten, mit denen das 3. Jahrhundert endete, als der Thron der Cäsaren [jetzt der Bourbonen] gefallen war, Griechen und Römer [Franzosen und Preußen] aufhörten zu sein, als die Heere durch entschiedenes Uebergewicht

über die oberherrliche Macht herrschten und ihren Feldherren gefährlicher wurden als dem Feind; als Unordnung und Schwäche allenthalben offenbar wurden, ob sonach die jetzige und künftige Generation dem Besitze jedes ruhigen Glückes entsagen müsse, jedes Leben und Eigenthum gefährdet, jede jetzt noch bestehende Herrschaft ungewiß sei, ob, mit kurzen Worten, die letztverflossenen Monate mehr Zeichen einer überwiegend werdenden europäischen Entsittlichung oder einer festbegründeten, fortgeschrittenen Gesittung und also mehr begründete Veranlassung zur Furcht oder zur Hoffnung für die nächste Zukunft gegeben haben?" (S. 2) Jedermann holt Athem und starrt. Nur der Verf. der „Gedanken" hat bei diesem Bilde den Muth nicht verloren, mit festem Blick schaut er den drohenden Gefahren entgegen, betrachtet er die Zustände und Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen, und, nachdem er Alles erwogen, Alles geprüft hat, ertheilt er uns die tröstliche Versicherung, daß die Krankheit, an welcher Niebuhr gestorben sei, noch keineswegs den Untergang und Tod des ganzen übrigen Menschengeschlechtes zu bedeuten habe. Die Entsittlichung, von welcher Niebuhr in seinen letzten Augenblicken gefabelt, sei erträumt; nur Frankreich, England und Polen litten einigermaßen an Unsittlichkeit, aber nach einer weisen Fügung eben nur, um der übrigen Welt zum abschreckenden Beispiel zu dienen, wohin es komme, wenn die Nationen sich nicht an strenge spartanische Sitte und an die Diät der schwarzen Suppe halten; erfreulich sei es dagegen zu sehen, wie in Italien, Spanien und Portugal, Oestreich, Preußen und dem ganzen übrigen Deutschland, in dem europäischen und selbst in dem *asiatischen* Rußland, *ja sogar in der Türkei* die Gesittung täglich die wunderbarsten Fortschritte mache (S. 13).

Nachdem die letzten verhängnißvollen Monate verlebt sind, (heißt es in den „Gedanken"), darf man dreist behaupten, daß in allen deutschen Staaten *ohne eine einzige Ausnahme*, einige Städtchen und Dörfer im Luxenburgischen *allein ausgenommen*, die Ordnung und die Achtung für das Gesetz niemals fester standen als eben jetzt. Eben jene schnell vorübergegangenen Bewegungen der letzten Monate gaben, ohne weitere unglückliche Folgen zu hinterlassen, blos den Regierungen der Staaten, in denen sie leider doch stattfanden, Gelegenheit, die allerdings hier und da auf eine sehr zu beklagende und tadelnswürdige Weise vorgetragenen Wünsche und Beschwerden ihrer Unterthanen kennen zu lernen, zu prüfen, die als gegründet gefundenen zeitgemäß zu befriedigen und so das wohlthätige Band, das Herrscher und Unterthanen vereinigt, fester zu knüpfen. Dies war unter andern besonders der Fall in Sachsen und Kurhessen. Der Prinz Mitregent von Sachsen bedurfte nur der edelmüthig gesprochenen Worte: Vertrauen erzeugt Vertrauen, um die heftig aufgeregte Versammlung klagender Unterthanen vertrauend um sich zu vereinigen. Der Regent der Kurhessen opfert wohlberathen Gewohnheit und Neigungen, die seinen obwol unziemlich bittenden Unterthanen gefährlich für die Wohlfahrt des Landes erschienen, willig auf und zog den locker gewordenen Kreis seiner Familie wieder fester zusammen. Eine *andere* Garantie des Uebergewichtes deutscher Gesittung gaben die unglücklich gewordenen, vorhin so loyalen und glücklich gewesenen Bewohner des Herzogthums Braunschweig. Ihr Herzog hatte sich unter beklagenswerthen, allgemein dafür anerkannten Verhältnissen von seinem Lande entfernt und hörte factisch auf Regent zu sein. Da gingen die sehr bedrängten und aufgeregten Braunschweiger nicht zur Entsittlichung über, sondern setzten ihr vielmehr augenblicklich Schranken. Große Güte, mit festem Ernst gepaart, rief augenblicklich die Ordnung in dem kleinen Theile des Königreiches Hanover zurück, der sich höchst unerwartet von ihr entfernt hatte. Höchst beachtenswerth ist so die in den letztverflossenen Monaten erhaltene Gewißheit, daß auf dem jetzigen deutschen Boden das heillose Unkraut des Aufruhrs durchaus nicht gedeihen kann, weil es *die üppig emporstrebende Gesittung* überall erstickt, wo es sich zeigt (S. 16).

Aus diesen und vielen andern eben so sprechenden Thatsachen schließt der Verf. mit Recht, daß die von Niebuhr gefürchtete „Entsittlichung" noch keineswegs in einem so beunruhigenden Grade vorhanden sei; zwar hat seitdem durch den Abfall von Modena, Parma und der Romagna das Gebiet der Entsittlichung wieder etwas weiter umsichgegriffen und merkwürdig genug sind es hier nicht die *untersten* Classen, sondern gerade die höchsten der Gesellschaft, die an der Spitze eines so „trostlosen Beispieles" stehen; aber die Kraft der logischen Schlüsse und Folgesätze des Verf. der „Gedanken" wird dadurch zum Glück nicht gebrochen, da man nur die schadhaften Glieder aus der Kette herauszunehmen braucht, um dieselbe wieder in statum integrum hergestellt zu sehen und vollkommen beruhigt zu sein. Das Einzige, wovon der Sittlichkeit einige Gefahr drohen könnte, wäre ein allgemeiner Krieg, aber dieser ist auf keine Weise zu fürchten; denn erstens *können* die Fürsten keinen Krieg führen, weil sie zwar Schulden in Ueberfluß, aber kein baares Geld haben; zweitens, wenn sie auch könnten, *wollen* sie nicht einmal, und zwar nicht etwa aus Furcht, bewahre! sondern lediglich aus Liebe zum Frieden. „Nicht Furcht", sagt der Verf. der „Gedanken", „ganz gewiß nicht Furcht, sondern unverkennbar nur die Liebe zum Frieden und die Sorge für die blühende Wohlfahrt der eignen Staaten hielt bis jetzt das europäische Schwert in der Scheide" (S. 30).

Wenn aber auch wirklich dennoch ein Krieg ausbräche, ungeachtet alle Cabinete erstens keinen Krieg führen können, und zweitens keinen Krieg führen wollen, so wäre auch davon für die Sittlichkeit noch keine Gefahr vorhanden. Nur in Belgien und auf Frankreichs eignem Boden könne der Krieg geführt werden, wenn die eroberungslustige französische Jugend ihn erzwänge; und Frankreich möge sich daher wol in Acht nehmen. 36,000 Mann wären auf den ersten Wink von dem berliner Exerzierplatze an den Rhein marschirt; und mehre preußische Landwehrmänner „eilten" sogar „mit Extrapost zu ihren ruhmbekrönten Fahnen, um ja nicht zu spät zu kommen" (S. 19).

Man muß die „Gedanken" selbst lesen, um sich zu überzeugen, mit welcher Beredtsamkeit, mit welcher herzlichen Wärme die hier angedeuteten Ansichten entwickelt sind. Alle Besorgnisse, die Niebuhr irgend gehabt haben kann, finden hier ihre vollständigste Widerlegung; und Wenige werden diese kleine Schrift aus der Hand legen, die nicht mit dem Verf. der Meinung sind, daß „nur Krankheit Niebuhr vermögen konnte, ein so kleinmüthiges politisches Testament zu hinterlassen und manchen schwachen Geist dadurch zu entmuthigen" (S. 34). *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. über Niebuhr auch Nr. 67 d. Bl. D. Red.

Correspondenznachrichten.

Paris, März 1831.

Der Boden unter dem Throne des Bürgerkönigs ist hohl. Sobald sich ihm eine Handvoll Tambourins mit einigem Ungestüme nähern, so fängt er an zu dröhnen und zu schwanken. Früh oder spät muß er sich aufthun, um den Fürsten oder die Meuter zu verschlingen. Der Aufruhr ist hier an der Tagesordnung. Sind 14 Tage ruhig verflossen, so wird man besorgt; je länger der Zwischenraum von einer Explosion zur andern ist, je größer wird die Furcht. Der Souverain hat Launen und Muth und Uebermuth. Nicht der Souverain im Palais Royal, der vielleicht einmal mit Krone und Scepter vor der Nation erscheinen wird, sich einstweilen aber mit dem Regenschirme und dem Spazierstocke und dem grauen Hute begnügt, sondern der Souverain, der in den Vorstädten hauset; der Souverain in manchesterner Jacke und zerlumpten Beinkleidern, mit dem schwarzgerauchten Pfeifenstumpfe zwischen den fluchreichen Lippen; der Souverain endlich, der hungert und friert, der zu Zeiten den Teufel, d. h. Nichts im Leibe hat und sich dann in seinen Schlupfwinkeln reckt und die Zähne fletscht und in ein paar Sätzen vor dem Schlosse seines Committenten steht und zu seinen Fenstern hinaufbrüllt und Brot oder Arbeit fodert. Als wir unser letztes Schreiben schlossen, erstürmte der Pöbel die Kirche St.-Germain l'Auxerrois; in dem Augenblicke, wo wir die Feder ergreifen, um unserm heutigen Bericht zu beginnen, wird die Nationalgarde zu den Waffen gerufen. Einige hundert Arbeiter wollten in den Hof des Palais Royal dringen und vor den Fenstern des Königs einen Freiheitsbaum aufpflanzen. Jede Partei klagt die andere dieses Unfugs an. In jedem Falle sind solche meuterische Demonstrationen eine Folge der Schwäche der Regierung. Kurz vor den Begebenheiten des 14. Februar war Befehl gegeben, die Lilien auf den Fahnen der Armee wiederherzustellen, und nun muß sie der König von seinen Kutschenschlägen, von den Fenstergesimsen seiner Wohnung abnehmen lassen. Auf der Kuppel des Pantheon und der Sorbonne sind Gerüste aufgeschlagen; bis an die äußerste Spitze der in die Wolken ragenden vergoldeten Bronze verfolgt man das Wappen der Bourbons; sogar auf den Zeigern des Zifferblattes am Palais des beaux arts ist es ausgelöscht worden. Daß der König das Wappen seiner Familie vom Pöbel durch den Straßenkoth schleifen lassen, es selbst mit eignen Füßen zertreten muß, mag ihn im Innersten seiner Seele schmerzen, und das Schmerzlichste dabei ist, daß selbst diese durch Aufruhr erzwungene Trennung von den Feldzeichen seiner Väter das Ansehen der Krone eher schwächt als befestigt. Das System du juste milieu muß auf die Dauer die Regierung zum Sturz bringen. Noch ist übrigens nicht Alles verloren. Was bis jetzt das Ministerium hinderte, mehr Energie zu zeigen, war, daß die Majorität in der Kammer der Deputirten mit der Majorität der Nation nicht im Einklang stand. Nach Auflösung der jetzigen und Einberufung einer neuen Kammer kann man einer Aenderung in dem Cabinete und folglich in der Politik mit Gewißheit entgegensehen.

Mehr noch als die Angelegenheiten des Vaterlandes interessiren hier die polnischen Angelegenheiten. Es sind wenig Franzosen, welche nicht mit Freuden für Polen föchten. Troß der günstigen Nachrichten, die von Warschau aus hier eingetroffen sind, zweifelt man, daß dieses heldenmüthige Volk der Uebermacht der Russen auf die Dauer wird widerstehen können. Sollte es unterliegen, fürwahr, man würde der französischen Nation Unrecht thun, wenn man sie beschuldigte, ihre ehemaligen Waffenbrüder verlassen zu haben. Es bedürfte nur eines einzigen Wortes aus dem Cabinet des Palais Royal und Hunderttausende würden an die Weichsel eilen. Einsammeln thut man, was man kann. Es werden Concerte gegeben und Messen gelesen und Collecten veranstaltet. Die Todtenfeier Kosciuszko's hat das „Journal des débats" sehr in Harnisch gebracht; sie wurde in dem großen Bazar in der Straße St.-Honoré gehalten. Eine Messe in einem Meublesmagazin, dem gewöhnlichen Aufenthalte galanter Grisetten, und eine Messe auf Französisch! Hr. Châtel, der bekannte Stifter der französischen Kirche in der Straße La Sourdière hielt diese Ketzermesse. „Beim Eingange zahlte man 3 Francs", berichtet der Redacteur der „débats"; „au bénéfice des Polonnois" hätte er herzlich gern weggelassen, wenn sichs hätte thun lassen. „Die Priester", fährt er fort, „mußten durch die vordere Thüre eingehen, wie das Publicum. Diese Priester haben noch kein Heiligthum, sie lagern noch, sie betteln noch um einen Tempel zu einer Zeit, wo keine mehr gebaut werden!" Da haben wir die religiöse Toleranz dieser Herren! Diese Gebete, die im Namen der ganzen Gemeinde gesprochen werden, von der ganzen Gemeinde sollen verstanden werden, das ist in ihren Augen ein Schisma. Wenn man bedenkt, daß dieses Journal das Organ der famösen 221 ist; daß Karl X. aus Furcht vor diesen 221 seine Ordonnanzen erlassen, so muß man sich freuen, daß er diese nicht besser gekannt und aus Furcht vor solchen Demagogen seine Krone aufs Spiel gesetzt. Das Sonderbarste bei dieser Feierlichkeit war, daß Leon Halevy, ein Jude, die Worte zu den meisten Singstücken gedichtet. Delavigne hat eine Uebersetzung des „Dies irae" bei derselben Veranlassung geschrieben. Die „Varsovienne" von dem nämlichen Dichter wurde in einem gleichfalls für die Polen gegebenen Concerte gesungen. Delavigne hat dem Pompe seiner ersten Dichtungen, den rhetorischen Traditionen der Schule entsagt; dafür ist aber jetzt seine Poesie mager und hart. Hier und da ragen erhabene Gedanken hervor wie nackte Felsspitzen in einer öden Gebirgsgegend. Hier folgen einige Strophen aus der „Varsovienne":

Il s'est levé, voici le jour sanglant,
Qu'il soit pour nous le jour de délivrance!
Dans son essor, voyez notre aigle blanc
Les yeux fixés sur l'arc-en-ciel de France,
Au soleil de juillet, dont l'éclat fut si beau,
Il a repris son vol, il fend les airs, il crie:
„Pour ma belle patrie
„Liberté, ton soleil ou la nuit du tombeau."
Polonais, à la baïonnette,
C'est le cri par vous adopté,
Qu'en roulant le tambour repète:
„A la baïonnette!
Vive la liberté!"

Pour toi, Pologne, ils combattront tes fils,
Plus fortunés qu'ae temps où la victoire
Mêloit leur cendre aux sables de Memphis,
Où le Kremlin s'écroula sous leur gloire.
Des Alpes au Thabor, de l'Ebre au Pont-euxin
Ils sont tombés vingt ans sur la rive étrangère,
Cette fois, o ma mère,
Ceux que mourront pour toi, dormeroet sur ton sein,
Polonais etc.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die verdienstvolle Schrift des Hrn. Professor Klumpp in Stuttgart: „Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anfoderungen der Zeit" (Stuttgart, 1829) *), welche den geisttödtenden Unterricht in den sogenannten lateinischen Schulen in Würtemberg bei der frühen und fast ausschließlichen Beschäftigung mit dem Lateinischen ins Licht setzte, daß Manchem, der gerade darin das wahre Heil der gerühmten würtembergischen gelehrten Schulanstalten fand (die nichtgelehrten kamen kaum in Betracht und stehen auf kei-

*) Wir berichteten darüber in Nr. 82—84, 362 u. 363 d. Bl. f. 1830. D. Red.

ner bedeutenden Stufe), die Augen übergingen, hat bereits begonnen, Früchte fürs Vaterland zu tragen. Ein seltenes Glück in Würtemberg, wo es nicht an trefflichen Ideen, noch an vorzüglichen geistigen Kräften zu ihrer Ausführung fehlt, selten aber eine, und am wenigsten unverkrüppelt zur Ausführung gebracht werden kann. Es ist ein Erziehungs- und Lehrinstitut nach den Klumpp'schen Grundsätzen in Stetten im Remsthale, einem der mildesten und lieblichsten Thäler Würtembergs, wo ein vorzüglicher Wein wächst, in der Nähe der Residenzstadt Stuttgart und der nicht unbedeutenden Oberamtsstädte Eßlingen, Kannstadt, Waiblingen, Schorndorf und Ludwigsburg gelegen, von dem dortigen Pfarrer, einem classischgebildeten Manne, Dr. Klaiber, und dem Hof-Kameralverwalter Wiedersheim eröffnet worden, welchem der König das dortige schöne geräumige Schloß, die ehemalige Sommerresidenz des unlängst verstorbenen Oheims des Königs Herzogs Wilhelm, dazu eingeräumt hat. Hr. Prof. Klumpp hat dabei, soweit es seine Berufsgeschäfte erlauben, seine thätigste Mitwirkung zugesagt. Der Hauptgrundsatz ist: innige Verbindung des Humanismus und des Realismus. Die Ankündigung sagt darüber: „Nach dem oben ausgesprochenen Zwecke der Anstalt wird unter die Unterrichtsgegenstände, neben dem Studium der classischen Sprachen und des classischen Alterthums, das bisher in den gelehrten Schulen das häufig unverhältnißmäßig Ueberwiegende war, auch der Sach- oder sogenannte Realunterricht beigezogen, und zwar so, daß auf der untern Stufe des Unterrichts vorzüglich der formalbildende Einfluß des letztern berücksichtigt, der materielle Gewinn aber zunächst nur als nothwendige, für den spätern praktischen Bedarf allerdings sehr wichtige Zugabe betrachtet wird, und dieses Studium erst in dem zweiten Hauptcurse (das Ganze theilt sich nämlich in die gemeinschaftliche Vorschule bis ins 14. Jahr, und in den höhern Curs bis ins 18. Jahr), neben der wissenschaftlichen, auch zugleich eine entschiedenpraktische Richtung nimmt. Darum wird auch mit diesem Realunterrichte und dem (bisher beinahe gänzlich vernachlässigten) der Muttersprache vorzugsweise begonnen; der lateinische aber, welcher auf der elementarischen Stufe entschieden unfruchtbarer ist, erst auf eine zweite Stufe (im 10. Jahre) verschoben, auf welcher die Kräfte schon etwas erstarkt, das Urtheil etwas gereifter und durch einigen Vorrath an Kenntnissen vorbereitet ist. (Bisher wurde mit dem Latein bereits im 6. Jahre begonnen.) Neben Dem, daß diese Anordnung des Unterrichts als die naturgemäßere und fruchtbarere erscheint und geeigneter ist, den Schüler vielseitig anzuregen und alle seine geistigen Vermögen nach dem Maßstabe der Entwickelungsstufen zweckmäßig zu entwickeln, soll sie besonders auch durch den gleichzeitigen Erwerb von Sprach- und Sachkenntnissen den wichtigen Vortheil gewähren, daß der Vater nicht in die Verlegenheit kommt, schon im 8. oder 9. Jahre, wenn die meisten Kräfte seines Kindes noch unentwickelt schlummern, die oft beinahe unmögliche Entscheidung geben zu müssen, ob der Knabe eine gelehrte oder praktische Richtung nehmen, und deswegen der lateinischen oder der Realschule zugewiesen werden soll. Zugleich aber soll sie noch zweitens auch dem künftigen Gelehrten die gegenwärtig unerläßliche Ausstattung mit mehrseitigen Kenntnissen und allgemeinerer Bildung gewähren. Der Unterricht ist demnach so berechnet, daß ebensowol Diejenigen gebildet werden können, welche zu gelehrten Studien bestimmt sind, als Diejenigen, welche in die verschiedenen Berufsarten des praktischen Lebens und in die höhere Gewerbsthätigkeit übergehen wollen, also in letzterer Beziehung namentlich solche, die sich dem Militair, dem Kameral-, Forst- und Bergwesen, der Landwirthschaft, der Handlung und dem Fabrikwesen u. s. w. widmen, und endlich auch Solche, welche sich zu künftigen Reallehrern bilden wollen. Sie soll den Schulcursus vom 6.—18. Jahre umfassen". Für den Elementarcurs sind die Gegenstände vom 6.—10. Jahre: a. Anschauung der Form und Zahl, also: Naturgeschichte mit vorzüglicher Beachtung der Botanik; Zahlenlehre, geometrische Formenlehre; Geographie, von der Anschauung ausgehend; b. Sprachunterricht, in der Muttersprache, und in Verbindung damit die sogenannten Verstandesübungen (eine elementarische Logik); c. Religionsunterricht, von der biblischen Geschichte ausgehend; d. Geschichte, namentlich vaterländische in der für dieses Alter geeigneten Form und Auswahl; e. technischer Unterricht: Lesen, Schreiben, Zeichnen, Gesang. Vom 10—14: a. Religionsunterricht; b. Sprachunterricht (vorzugsweise): Latein, Französisch, Deutsch, Griechisch (tritt in der Regel erst im 13. Jahre ein); c. Sachunterricht: Arithmetik, Geometrie, Naturgeschichte bis ins 12. Jahr noch, Naturlehre, elementarisch behandelt, vom 12.—14. Jahr, Geographie, Geschichte; d. Technischer Unterricht: Schreiben, Zeichnen, Gesang, und bei entsprechenden Anlagen auch Klavierspiel. Für den höhern Cursus, der in 2 Richtungen zerfällt, sind die Gegenstände: a. lateinische, griechische, französische und deutsche Sprache und Literatur, mit besonderer Berücksichtigung mündlicher und schriftlicher Reden und Stylübungen, zumal in der Muttersprache, englische und italienische Sprache; b. Einleitung in die Philosophie durch Anthropologie, Logik und Naturrecht, mit populärer Gesetzeskunde, besonders mit Rücksicht auf die die Universität nicht besuchenden Zöglinge; c. Religionslehre: Glaubens- und Sittenlehre, Religionsgeschichte; d. mathematische Fächer: Algebra, Trigonometrie und praktische Geometrie, mit Plan- und Architekturzeichnung, Technologie; e. naturwissenschaftliche Fächer: Naturgeschichte, Physik und Chemie, allgemeine und technische; f. Geschichte; g. Geographie: mathematische, allgemeine, Statistik und Handelsgeographie; h. Zeichnen, Gesang und Klavier. Die Zöglinge beider Richtungen nehmen an den allgemeinen Unterrichtsgegenständen gemeinschaftlich Theil, aber die zu Gelehrten bestimmten Schüler werden vorzüglich in das Studium der lateinischen und griechischen Classiker, die zur praktischen Richtung bestimmten mit Ernst und Gründlichkeit in mathematische und naturwissenschaftliche Studien eingeleitet werden, welches besonders in den Privatstudien, die auf dieser Stufe eine Hauptrolle spielen, berücksichtigt werden soll. Die Erziehung soll so viel als möglich eine Familienerziehung sein (wofür aber in einem solchen abgeschlossenen Institute im Grunde fast alle Bedingungen, wozu schon vorzüglich die Vermischung der Geschlechter gehört, fehlen), und wird (woran wir keinen Augenblick zweifeln) sowol die geistige, namentlich sittlich-religiöse Behandlung der Zöglinge, als die allgemeine und besondere Körperpflege (zu welcher letztern die benachbarten Gärten und der geräumige Hofplatz erwünschte Gelegenheit geben, sowie denn das Turnen einen wesentlichen Theil der körperlichen Uebungen bilden und durch Festsetzung bestimmter Tagesstunden dafür mit den übrigen Unterrichtsgegenständen in eine Reihe gesetzt werden) nicht vermissen lassen. Der Unterrichtsgegenstände sind wahrlich nicht wenige! — Mit 14 Zöglingen im ersten Alter ist die Anstalt eröffnet, auf 20 ist sie berechnet. Die Pension ist nach dem Alter verschieden, aber mäßig. Nach jeder Möglichkeit ist bei diesem Versuche einer zeitgemäßern Jugendbildung auch für Diejenigen, mit welchen derselbe angestellt wird, nichts gewagt bei dem Eifer und den vorzüglichen Kräften der Unternehmer, welche, für sich selbst in gesicherter bürgerlicher Lage, nichts Anderes damit bezwecken als den factischen Beweis der relativen Vortheile oder Nachtheile eines Systems, worüber beim bloßen, theoretischen Streite Nichts entschieden werden kann. Wir wünschen ihm das beste Gedeihen, und freuen uns über die Theilnahme, welche diese wichtige Unternehmung bei dem Monarchen gefunden hat. 111.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 83. — 24. März 1831.

Broschürenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 82.)

Nr. 2 dient zum Belege der treffenden Worte, die der Verf. der „Gedanken" in Bezug auf Hanover sprach. Eine alberne Schmähschrift hatte es gewagt, der väterlichen Regierung des Königreiches Hanover die ungegründetsten Vorwürfe zu machen. Sollte man es für möglich halten, daß ein Hanoveraner auftreten und die Behauptung aussprechen konnte, sein Vaterland habe sich unter dem französischen régime besser befunden als unter seiner gegenwärtigen deutschen Verwaltung? Und doch ist dies geschehen. „Die hanöversche Regierung", heißt es in einer unter dem Titel: „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung", erschienenen Schrift, die zu mehren Tausend Exemplaren durch das ganze Königreich verbreitet wurde, „hat alle Fortschritte und Verbesserungen, die unter der französischen und westfälischen Regierung eingetreten waren, wieder rückgängig gemacht, die aufgehobene Leibeigenschaft, sowie alle Privilegien des Adels, mit ihrem ganzen Gefolge von Feudalrechten wiederhergestellt, die eingeführte Gewerbefreiheit aufgehoben, die Freiheit der Rede und des Gedankens in Fesseln geschlagen, einen beträchtlichen Theil der Staatseinnahmen der öffentlichen Kenntniß entzogen, und die Auflagen mitten im Frieden nicht vermindert, sondern vermehrt. Und um dieses ganze Treiben vor dem Volke so viel als möglich zu verbergen und zu beschönigen, hat man endlich, unter der Form des Zweikammersystems, die alten Feudalstände wiedereingeführt, die angeblich die Nation, in der That aber nur die privilegirten Stände vertreten". So freche Beschuldigungen verdienten eigentlich, wie die „Actenmäßige Würdigung" richtig bemerkt, gar keine Widerlegung; auch kann man die „Würdigung", welche derselben durch die vorliegende Schrift widerfährt, in der That kaum eine Widerlegung nennen, da sie sich mit weiser Mäßigung begnügt, das ganze Getriebe der schändlichsten Verleumdungen durch einfache Darlegung der Thatsachen in sein gebührendes Licht zu setzen. Wahrlich, man sollte seinen Augen kaum trauen: „zur Zeit der Franzosen eingetretene Verbesserungen!" Wie konnten wol, fragt die „Würdigung" mit gerechter Indignation, Verbesserungen in der Verwaltung unter den Franzosen eintreten, da diese sich ja in Hanover fortwährend in Feindes Land befanden? Die französische Besitznahme, wenn sie auch noch so lange gedauert hätte, war ein unrechtmäßiger Gewaltstreich; und was in Folge derselben geschah, konnte daher nie Anspruch auf rechtskräftige Gültigkeit machen. Sobald die rechtmäßige Regierung zurückkehrte, verschwand Alles, was der Feind inzwischen gethan hatte, ipso facto, und der alte segensreiche Zustand, in dem unsere Väter und Großväter glücklich gewesen waren, wurde nicht wieder zurückgeführt, sondern er war schon ganz von selbst wieder vorhanden. *) Daß in diesem Zustande die Leibeigenschaft miteinbegriffen sei, ist eine hämische Verleumdung; in ganz Hanover kennt man keine Leibeignen, *denn* in dem Fürstenthume Osnabrück, einem Theile von Hanover, gibt es zwar Landleute, die leibeigen *sind*, aber Jedermann weiß ja, daß sie nicht Leibeigne *heißen*, sondern „Eigenbehörige"! Daß die höhern Staatsstellen seit der Restauration nur mit Adeligen besetzt wurden, wie in der Schmähschrift unter den Privilegien des Adels angeführt wird, ist nicht wahr, da „*mehre* Männer bürgerlicher Herkunft seitdem Stellen erlangt haben, die vor der feindlichen Occupation nur von Adeligen bekleidet zu werden pflegten"; und wenn dies selbst wahr wäre, ergäbe sich daraus wol ein Vorwurf? „Gewiß ist es wünschenswerth", erinnert die „Würdigung", „daß Talente und Verdienste *auch bei dem Bürgerstande* immer geehrt und auf die Stellen gebracht werden, wo sie dem Vaterlande reichen Nutzen gewähren; wenn aber der Adel allerdings manche Dienststelle bekleidet, ist denn nicht auch in andern Ländern ein Gleiches der Fall; und fehlt es uns an Beispielen, daß gerade durch Männer von *altem Adel* die wohlthätigsten, auf späte Generationen fortwirkenden Anstalten geschaffen und eingerichtet sind?" (S. 23.) „Die Gewerbefreiheit sei aufgehoben worden". Freilich wol, aber „bisher haben die Städte (die Zünfte und Innungen) noch nie den Wunsch zu erkennen gegeben, daß ihre alten Gewerbseinrichtungen und *Vorrechte* mit Einem Schlage vernichtet werden möchten" (S. 11). Was die

*) Etwas bedenklich hat uns, bei aller gerechten Bewunderung der „Würdigung", dieser (S. 6 fg.) ausgeführte Satz doch gemacht, denn was sollte aus allen europäischen Staaten werden, wenn mit Einem Male das Eroberungsrecht ungültig erklärt würde? Vielleicht beantwortet der scharfsinnige Verf. der „Würdigung" gelegentlich diese Frage.

Gedanken- oder Preßfreiheit betrifft, so ist diese, wie Jedermann bekannt, nicht von der hanöverschen Regierung, sondern von dem deutschen Bundestage in ihre rechtmäßigen Schranken zurückgewiesen worden; jedenfalls können daher auch nicht der erstern die diese betreffenden Verfügungen zur Last gelegt werden. Auf ähnliche Weise fallen, bei näherer Beleuchtung, alle wider die Verwaltung von Hanover in der „Anklage" erhobenen Beschuldigungen in ein leeres Nichts zusammen; und wenn die „Actenmäßige Würdigung" zugibt (S. 11), „daß die Regierung seit längerer Zeit mit der Erwägung zeitgemäßer Reformen beschäftigt sei", so glauben wir, nichts als diese Zusicherung anführen zu dürfen, um jeden Rest von Besorgniß, den die angedeuteten Aufklärungen in unsern Lesern noch zurückgelassen haben könnten, vollends zu zerstreuen.

Der „Zuruf", Nr. 3, ist ein erfreulicher Beweis von der Rückkehr der „Gesittung" in Hessen. Der Verf. ist gewiß ein sehr wohlmeinender Mann; und wenn er uns auch nicht gerade viel Neues sagt, so zeigt er uns doch recht überzeugend, um seine Ansicht durch ein einziges Wort zu charakterisiren: wie „die Freiheit in der allseitigen Herrschaft des Gesetzes besteht, oder darin, daß ein Jeder nicht mehr thun könne, was er wolle, sondern was er solle" (S. 6). Der Ton hätte, unserer Meinung nach, nicht auf das „Nicht", sondern auf „ein Jeder" gelegt werden müssen.

Nr. 4 ist die freie Uebersetzung eines Votum separatum oder einer schriftlichen Verwahrung des Grafen Dessewffi bei dem ungarischen Reichstag, in Bezug auf die Preßfreiheit. Der Hr. Graf weist ziemlich einleuchtend nach, daß die gegenwärtig in Ungarn bestehende Censur so gut als gar keine gesetzliche Begründung habe. Das ungarische Corpus juris gedenkt zwar in den Art. 26 u. 67, vom Jahre 1791, der Censur; der 15. Art. desselben Jahres gestattet aber ausdrücklich für ganz Ungarn die Preßfreiheit, und der 67. Art. spricht erst von der Vorlegung eines im Einverständnisse mit der Literardeputation zu entwerfenden Censurprojects, während der 26. Art., §. 5, zwar der Censur erwähnt, aber nur in Bezug auf die theologischen, symbolischen und Andachtsbücher der beiden protestantischen Confessionen, welche von eigends dazu aufgestellten und der königl. Statthalterei angezeigten Censoren geprüft werden sollten. Nirgends ist von einem Einflusse der wiener Censur die Rede, der überdies, nach dem von der Unabhängigkeit des Königreiches handelnden §. 10, gesetzlich gar nicht stattfinden darf. Daß in frühern Zeiten die jetzt nur misbräuchlich abgeschaffte Preßfreiheit wirklich vorhanden war, geht aus den Art. 24 v. J. 1553, und 45 v. J. 1599 unwiderleglich hervor. „In Betreff der von Sr. Majestät erwähnten, irrige und gefährliche Grundsätze verbreitenden Bücher, lautet der erste, vermögen die Stände keinen Beschluß zu fassen, indem ihnen nicht bewußt ist, daß dergleichen auf ihren Besitzungen gedruckt und ausgegeben werden".

Nr. 5 scheint eine Schülerarbeit, die, als solche, alle Aufmunterung verdient. Was Joseph II. für die östreichische „Gesittung" gethan hat, ist zu bekannt, als daß wir es hier zurückrufen sollten. Dem Verf. des vorliegenden Exercitiums wollen wir besonders einige logische Schärfe empfehlen; es ist gar zu störend, wenn man auf der ersten Seite eines solchen Specimens liest: „nützlicher als aller Unterricht, welcher ihm ertheilt wurde, war für ihn das Beispiel der Tugenden, welche er seine erhabenen Aeltern ausüben sah"; und gleich auf der folgenden: „dadurch, daß seine Mutter — eine so große Frau sie auch war — der Geistlichkeit und dem durch Geburt gegebenen Rang einen, das wahre innere Verdienst bisweilen beeinträchtigenden Vorzug gewährte, sowie durch eignes Nachdenken, wurde der junge Fürst frühzeitig darauf geführt, Beide geringzuschätzen". Dies scheint uns in der That eine eigne Art, das Beispiel nachzuahmen, welches „die erhabenen Aeltern" gegeben hatten!

Nr. 6 ist eine recht fließende Uebersetzung einer französischen Gelegenheitsbroschüre. Die beiden Portraits Wilhelms IV. und Ludwig Philipps I., die *auf dem Titel* nicht erwähnt sind, werden dem Leser eine angenehme Zugabe sein. Manche Nachlässigkeiten im Ausdruck, wie z. B.: „Der Herzog von Orleans schrieb an den König von Spanien, seinem Verwandten", und ähnliche, hätten vielleicht vermieden werden können.

Nr. 7 gibt einen zwar etwas fragmentarischen, aber durch lichtvolle Anordnung sich empfehlenden Ueberblick der gesammten Lehre von den Staatsschulden und Staatspapieren. Weniger als der allgemeine Theil, der in der That, bei aller Kürze und Gedrängtheit, sehr vollständig ist, hat uns der besondere befriedigt, welcher eine Darstellung des Schuldenwesens der 5 großen europäischen Mächte versucht. Das Schuldenwesen von England und Frankreich, für welches freilich auch wol die umfassendsten Quellen vorhanden waren, wird auf 16, das von Oestreich, Preußen und Rußland zusammen auf 12 Octavseiten abgehandelt; daß daher Vieles nur angedeutet, Nichts im Detail ausgeführt und erschöpft werden konnte, liegt in der Sache. So viel wird auch der Ununterrichtetste aus dieser kleinen Schrift mit Nutzen ersehen, daß der Verf. der „Gedanken über Niebuhr's Ansicht" nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er die Friedensliebe und das Schuldenwesen der europäischen Mächte in den genauesten Zusammenhang stellte. Höchst wahrscheinlich wäre „das europäische Schwert" längst gezogen worden, wenn man nur Geld genug hätte, um es bei den Juden und Bankiers auszulösen, bei denen es in Versatz steht. Schon jetzt sind die Abgaben in beinahe allen europäischen Staaten unerschwinglich; neue Anleihen würden neue Auflagen nöthig machen und, bei aller Achtung, die wir vor der „Gesittung" nicht blos von Portugal, Spanien, Italien, Rußland und der Türkei, sondern selbst von unserm armen, durch den Krieg verwüsteten, durch den Frieden erschöpften Deutschland haben, halten wir es unter den gegenwärtigen Umständen für leichter, neue Auflagen auszuschreiben als zu erheben. Frieden, wie die Verhältnisse sich auch verwickeln mögen, wünschen und erwarten daher auch wir; schlimmsten Falls aber keinen langen, und am we-

nigsten, wie Hr. Ferber an einer Stelle (S. 24) seiner geistreichen Broschüre fast befürchtet, einen dreißigjährigen Krieg. 74.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Die Literatur liegt in den letzten Zügen; kaum daß es uns gelingen will, irgendwo eine Neuigkeit aufzufinden. Unter den wenigen Publicationen, denen die politische Polemik Raum läßt, bemerken wir die „Menippe" von einem Hrn. Pécoutal, eine politische Satyre. Der Verf. gehört dem mouvement an, d. h. der äußersten Linken. Er geißelt die Doctrinnairs, die Staatsmänner vom juste milieu mit trefflichen und treffenden Versen. Freunde literarischer Genüsse müssen zu den Journalen ihre Zuflucht nehmen; allein, auch hier bezieht sich das Beste und Neueste auf die Politik. In dem Journal „La mode", welches nicht mit den gewöhnlichen Modejournalen verwechselt werden darf, finden wir: „Le roi d'Yvetot, petite intrigue pastorale en 3 scènes et 6 couplets". Mitspielende Personen sind: Le père Lapipe (face bourgeonnée, maintien de magistre, éloquence verbeuse); Jeanneton, sa femme (bonne ménagère); Grand-Poulot, l'ainé des leurs sept enfans, insolent, l'air niais; Lamour, 2e fils; eine sehr transparente Caricatur der jetzigen königl. Familie. Das Theater stellt das Innere einer ferme nouvellement replâtrée vor. Der père Lapipe liegt zu Bette, seine Frau liest in einem lateinischen Gebetbuche. Dann weckt sie ihren Mann, der sich kaum dazu verstehen kann, um 12 Uhr aufzustehen. Auch beklagt er sich, die Leute meinen, er habe so viel Geld u. s. w. Während sie frühstücken, kommt Grand-Poulot; er wird wegen seiner galanten Abenteuer zur Rede gestellt. „Mon papa", sagt er, „ne me donnez pas le fouet, d'abord parceque j'ai dixhuit ans et ensuite parceque je suis un innocent". Dann folgen eine Menge Anspielungen auf die Zeitereignisse, alle mehr oder weniger witzig, aber alle gleich bitter. „Papa", fragt unter andern Grand-Poulot, „si vous deveniez jamais un véritable roi, que deviendrait notre âne? ... il deviendrait rétif, globeste, St.-Simoniste, pensif, poussif, et raisonneur comme l'âne de Balaam". Der père Lapipe erklärt, daß, wenn er je König werde, er alle Sonntage sein Ministerium ändern würde. „Je ne ferais ni une ni deux; ministre, attrape, mon gaillard! quand il aurait eu pendant deux jours le portefeuille sous le bras, il ne dirait plus tant de mal des autres". Dann kommen der Herzog und die Herzogin von der Normandie, welche dem p. Lapipe einen Besuch abstatten. Zuletzt erscheinen 4 Pedanten (Doctrinnairs), welche dem Herzog erklären, sie wollten ihn nicht mehr, und die Krone dem père Lapipe anbieten. „Je ne la demande pas", erwidert er, „mais si on me la donne, je la prendrais" etc.

Eine ähnliche Diatribe gegen die jetzige Regierung ist ein Aufsatz in den folgenden Nummern desselben Journals: „Histoire de la fille adoptive d'un roi". Sie erzählt, daß ihre Cousine Carta unter dem Geschrei: „Vive Carta!" begraben worden sei; sie selbst, die Tochter eines Bankiers, sei vom Könige adoptirt worden. Ihre Großmutter war Frau Deucentvintun (221). Nachdem Popule großjährig geworden, habe ihr Pflegevater sie ihm zur Gattin gegeben. Popule vernachlässige sie aber, weil sie sehr schwächlich sei; sie bedürfe der Sonne des Juli, um sich wiederzuerholen. Ihre Großmutter Deucentvintun liege im Sterben u. s. w. Wie man sieht, tragen alle literarischen Producte der Zeit die Spuren der politischen Aufregung; die wir bis jetzt angeführt, sind die bittersten nicht. In der „Revue de Paris", dem Journale der aristokratischen Salons, finden sich bald offene, grobe Ausfälle auf die bedeutenden Männer von der äußersten Linken, bald giftige, unter der anscheinenden Bedeutungslosigkeit einer Anzeige versteckte Epigramme. So lasen wir neulich in diesem Journale Folgendes: „Le propriétaire du musée des automates, galérie Bouflers, a offert au comité polonais sa recette de trois jours. La présence du général Lafayette à cette musée est annoncée pour dimanche prochain". Um das Boshafte, das in dieser Ankündigung liegt, zu begreifen, muß man wissen, daß Lafayette bei den Aristokraten für einen Automaten gilt, der die liberale Partei nach Willkür leitet. Unter allen diesen vehementen und zornigen Streitgedichten zeichnet sich die Satyre des Hrn. Antony Deschamps, des Uebersetzers von Dante's „Göttlicher Komödie": „Adieux à l'Italie", sowol durch Wärme und Kraft, als durch Heftigkeit und ans Flegelhafte streifende Grobheit aus. Nach einigen Versen über die römische Campagne, den Papst und Rom kommt er, so gut es nur eben geht, zu seinem Gegenstand und fällt über die liberalen Journale her, und über die Dramen, deren Held Napoleon ist, und in denen die jetzige Kammer besonders arg mitgenommen wird. Endlich schleudert er ein Dutzend impertinente Verse gegen den jetzt abgesetzten Seinepräfecten, Hrn. Odilon-Barrot, ab, um dessentwillen eigentlich die übrigen Verse gemacht zu sein scheinen. Hr. Odilon-Barrot ist jetzt das talentvollste Haupt der partie de mouvement, die einen Thron, umgeben mit republikanischen Institutionen, will. Während der verschiedenen empörerischen Bewegungen hat er mehre kühne Proclamationen ans Volk ergehen lassen, es geduzt und ihm seine Liebe versichert. Daher sagt ihm Hr. Deschamps:

> Et qu'avons nous besoin, fat, de ton amitié?
> Tous ces grands airs chez toi sont à faire pitié.

Und damit Jedermann wisse, wen er meine, so fügt er hinzu:

> Gouverne nous, préfet, et ne nous aime pas.

Die „Revue de Paris" enthält übrigens mitunter recht gute Aufsätze. In den letzten Nummern befinden sich einige Artikel über die niedere Bretagne von Hrn. Romieu, dem Verf. der „Proverbes romantiques". Besonders hat uns angezogen, was er über die Geistlichkeit dieses Landes berichtet. Seine Mittheilungen lassen einen tiefen Blick in die Verhältnisse der größern Bewohnerzahl in den katholischen Provinzen überhaupt thun. Wer kann gegen den Einfluß der Pfarrer in der niedern Bretagne ankämpfen, da außer den Eingeborenen nicht leicht Jemand ihre Sprache versteht? Sie könnten im Beisein des Königs predigen: der Antichrist sei in eigner Person da, ohne sich der Gefahr auszusetzen, verrathen zu werden. Kein Bauer weiß etwas vom Papste; kaum daß sie wissen, daß sie einen Bischof haben. Alles, was auf ihr moralisches und intellectuelles Leben wirkt, ist in der Pfarrkirche concentrirt; hier ist ihr eigentliches Vaterland. In den Händen der Geistlichen ist das Schicksal dieser Populationen. Ebenso verhält sich es im südlichen Frankreich. Man kann daraus leicht abnehmen, daß es an Stoff zu Bürgerkriegen nicht fehlt. Doch da kommen wir schon wieder zur Politik zurück. Man mag sich flüchten, wohin man will, man findet sie überall wieder. Um unsere Uebersicht der literarischen Journale zu vervollständigen, bliebe uns noch Einiges aus der „Gazette littéraire" zu berichten; aber auch hier schlägt wieder das Interessanteste in das Gebiet der Zeitgeschichte. Wenden wir uns daher zu den Theatern. Da finden wir zuerst eine komische Oper: „Le diable à Séville"; die Musik ist von einem Spanier, Namens Gomez, den die Franzosen Gomis nennen. Sie wird als höchst originell gepriesen. Man müßte, sagt die „Revue de Paris", bei jedem Motive stehen bleiben, um alles Schöne und Neue nachzuweisen. Von den 13 Stücken, aus denen die Oper besteht, ist nicht eins, was nicht sein eigenthümliches Gepräg hat. Herr Gomez hat den Horizont seiner Kunst erweitert. Im Théâtre du gymnase macht ein Vaudeville von Hrn. Scribe und Bayard: „Les trois maitresses" ziemlich viel Glück. Die 3 Maitressen des Grafen Gustave sind eine Grisette, eine Sängerin und eine Herzogin. Die Grisette wird zuletzt Hofdame und Gräfin Gustave; wie sich das Alles macht und wie sich diese Liebschaften durchkreuzen, wissen wir uns nicht recht mehr zu entsinnen. „Le maréchal Brune", Melodram von Hrn. Fontan und Dupenty,

wird unter großem Applaus im Théâtre de la porte St.-Martin gegeben. Seitdem wir die beiden ersten Aufzüge des „Spielers" von Hrn. Ducange gesehen, haben wir kein anderes Melodram mehr sehen wollen. Wir können über gegenwärtiges Stück blos nach den hiesigen Journalen berichten. „Dieses Gemälde der royalistischen Schandthaten und Leidenschaften im Jahre 1815", sagt die „Gazette litt.", „ist unstreitig die dramatischste unter allen Productionen, welche die gleichzeitigen Thorheiten, Verbrechen oder Siege auf unsern Bühnen häufen. Es bringt eine gräßliche Wirkung hervor; es erregt Gefühle, die schmerzhaft, stechend sind wie der Rachedurst, den Bürgerkriege entflammen; aber es ist wenigstens nicht platt, trivial, noch lächerlich, daß man solche Stücke fürchte, wie man einen Menschen fürchten würde, der ein Faß Pulver in eine Feuersbrunst schleudern würde; dagegen haben wir nichts einzuwenden; es ist uns hier blos um den dramatischen Werth des Stücks zu thun. Der Marschall Brune wurde von einem Sackträger (porte-faix), Namens Roquefort, ermordet. Die Verf. des Melodrams haben diese Mordthat auf Rechnung des Trestaillon's gesetzt. Dieser Mordknecht wird zuletzt wie Hercules alle monarchischen und religiösen Großthaten des südlichen Frankreichs aufsichnehmen müssen". Auf dem Théâtre de l'ambigu-comique ist „Joachim Murat" erschienen, erst als Seminarist, dann als Brigadier in einem Husarenregiment, dann als General, dann als König beider Sicilien. Zuletzt sehen wir ihn auf der Flucht, und vor einem Kriegsgerichte. Seine Hinrichtung schließt dieses seltsame Melodram, gegen welches mehre Reclamationen in den öffentlichen Blättern erschienen, ohne daß man sich weiter daran gekehrt hätte. Das Théâtre des nouveautés hat auf die Cholera speculirt; die Theater sind ebenso krank als die Literatur, der Buchhandel und der Handel überhaupt. In einem Vaudeville: „Les pillules dramatiques ou le cholera-morbus" erschien nach einander das Théâtre français, die Académie de musique, das Théâtre du vaudeville u. a. bei einem Arzte, um sich von der Brechruhr heilen zu lassen. Dies ist nun eben keine sehr heitere Idee; indessen kommt Manches zur Sprache, was von den Theaterverwaltungen und der Regierung berücksichtigt zu werden verdient. Am mislichsten steht es mit der großen Oper, die neuerdings unter die Leitung des Hrn. Véron, Directors der Revue de Paris, gestellt worden. Hr. V. Hugo und Hr. Alexandre Dumas haben sich erboten, das Théâtre français ohne Zuschuß von Seiten der Regierung zu übernehmen, unter der Bedingung jedoch, daß man ihnen, so oft ein Stück aus dem alten oder classischen Repertoire aufgeführt wird, 2000 Francs zusichere; bis jetzt ist noch Nichts darüber entschieden worden. Von Delavigne wird ein neues Trauerspiel: „Louis XI" angekündigt; von Hrn. Dumas ein Drama in Prosa: „Antony". „Le changement du ministère", als Lustspiel von Empis und Mazères, soll nächstens auf dem Odeontheater gegeben werden. „Charlotte Corday", ein Drama von Hrn. Regnier, Verf. des „Napoleon", der auf dem Théâtre de la porte St.-Martin gegeben wird, ist vom Lesecomité des „Th. français" angenommen worden.

Dieser Tage wurden 7000 Flaschen feine Weine, dem Exkönige von Frankreich zugehörend, öffentlich versteigert. Es befanden sich darunter einige Flaschen Constantiawein, die vor 50 Jahren im Keller des Stathouders waren; Muskatwein von Syracus von 1750; 2 Flaschen Sillery, von denen die eine beim Krönungsfeste Ludwigs XVI., die andere beim Krönungsfeste Karls X. figurirt hatten; ein gemeiner Handwerker kaufte beide für 16 Franken. 76.

Notizen.

Ueber Nationalmusik.

Eine Broschüre von Spazier: „Scherz und Ernst über Dresden, wie es ist", die zu Anfange des v. J. erschien und außerhalb des begrenzten Kreises, für den sie bestimmt war, wenig bekannt geworden sein dürfte, enthält, neben manchem Oberflächlichen, einen Gedanken, den wir weiter ausgeführt zu sehen wünschten. „Die Musik", sagt der Verf., „ist für das Gefühl die Weltsprache, welche in anderer Art die Philologen sich aufzufinden bemühten, damit die Leute in der ganzen Welt ohne Dolmetscher mit einander verkehren. Dieselben Töne drücken überall dieselben Gefühle aus. Der Unterschied ist nur, daß die Gefühle bei den verschiedenen Nationen verschieden sind, und daher, wenn auch nicht die Töne an und für sich, doch die Melodien. Am klarsten und deutlichsten wird dies in den Volksliedern; aber in jeder Gattung der Musik, selbst in der ausgebildetsten dramatischen, spricht es sich aus. Was ist am Ende, in allen Instanzen, die dramatische Musik als das weiter ausgeführte Volkslied?" Die Andeutungen besonders, wie bei Deutschen, Franzosen und Italienern aus dem Volksliede der musikalische und aus dem Märchen der poetische Theil der Oper erwächst, verdienten, nicht blos Andeutungen zu bleiben.

Die Insel Ophiusa.

In der königl. großbritannischen geographischen Gesellschaft zu London las am 10. Jan. d. J. Capitain Smyth eine Abhandlung über die Columbreten, eine kleine Gruppe von vulkanischen Inseln in der Nähe von Majorca, von denen die größte, wie der Capitain gegen die Meinung mehrer französischen Schriftsteller wahrscheinlich macht, die Ophiusa der Alten war. Sein Beweis stützt sich hauptsächlich auf die große Menge Schlangen, welche auf jener Insel gefunden werden, wie dies von den Alten, in Bezug auf Ophiusa, berichtet wird; während die Einwohner von Formentera, welches bisher gewöhnlich für die alte Ophiusa galt, sich rühmen, daß kein giftiges Thier auf ihrer Insel leben könne. Die Lage des Observatoriums, das Capitain Smyth auf den Columbreten errichtete, war 39° 53′ 38″ N. B. 0° 44′ 27″ Ö. L. von Greenwich. Die Formation: rein vulkanisch; Vegetation: Zwergölbäume, Geranien, Myrthen und anderes Gesträuch; die Zoologie: außer zahllosen, 2—3 Fuß langen Schlangen, auf Kaninchen beschränkt; an der Küste, die einen recht guten, zirkelrunden Hafen mit 5—12 Faden Tiefe bildet, Krabben und andere Schalthiere im Ueberfluß. Frisches Wasser, das man durch Graben erhalten soll, konnte Capitain Smyth nicht finden.

Russische Gesetzsammlung.

Im März des v. J. ist der Druck der im J. 1826 begonnenen „Sammlung der Gesetze des russischen Reiches von 1649 bis zum $\frac{12}{24}$ Dez. 1825" vollendet worden. Dies Werk, das aus 43 Quartbänden besteht und im Ladenpreise 500 Rubel kostet, soll, auf Befehl des Kaisers, an alle Departements des Senats sowie an alle Tribunäle und alle Behörden der Gouvernements vertheilt und in dem ganzen Reiche so viel als möglich verbreitet werden; es besteht aus 4 Abtheilungen: 1. Die erste Gesetzsammlung, der Text der Gesetze des russischen Reiches von dem Sodornoïe Oulogenie (der allgemeinen Verordnung) des J. 1649 bis zu dem ersten Ukas des Kaisers Nikolaus ($\frac{12}{24}$ Dez. 1825), in 40 Quartbänden, 30,920 Gesetze, Verordnungen, Verträge und andere Staatsschriften umfassend. 2. Ein doppeltes chronologisches und alphabetisches Register. 3. Die Etats des Personals und der Verwaltungsausgaben der Behörden und die Tarife vom J. 1711 bis zum J. 1825, an Zahl 1350. 4. Ein Atlas von Planen und Zeichnungen, die zur Erläuterung verschiedener Verordnungen und Gesetze dienen. Die Verordnungen des Kaisers Nikolaus bilden eine zweite Sammlung, die mit dem $\frac{12}{24}$ Dez. 1825 anhebt, und zu der jährlich ein Supplement erscheinen soll. Eine besondere Sammlung soll aus den ältern Gesetzen (vor dem J. 1649) gebildet werden, welche man als veraltet betrachtet, die indessen für die Geschichte von der höchsten Wichtigkeit sind. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 84. —— 25. März 1831.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1830.
Zweiter Artikel.*)

10. Zwei dramatische Versuche. Von Bartholmä. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1829. 8. 12 Gr.

Ohne falsche Bescheidenheit — Versuche! Der Verf. hat einige Sprachgewandtheit und ist im Gebrauch des Verses geübt; allein, er hat nur eine geringe Vorstellung von den dramatischen Gesetzen und verräth keine große Productionskraft, wenn er diese beiden Versuche für wirkliche Dramen hält. Das erste Stück: „Der Schneider von Samarkand", ist ein dramatisirtes Märchen, ohne die höhere Idee, die einem solchen unentbehrlich ist. Han erweckt durch seine Klagen sein gestorbenes Weib, die ihm untreu wird und als Buße dafür wieder stirbt. Was ist an diesem Stoff? Weder Wahrheit, noch Poesie! Auch an Witz gebricht es, oder er ist niedrig und schwerfällig. „Das große Loos", wie das erste Stück in trochäischen Versen, ist noch unbedeutender, weil alle Motive darin noch verbrauchter und trivialer sind. Es fehlt ihm an Allem, an Charakteren, Handlung und Humor. Wir dürfen uns bei solchen Arbeiten nicht aufhalten und rathen daher dem Verf. in aller Eil, einen Weg zu verlassen, auf dem keine Lorbern für ihn zu erringen stehen.

11. Theaterbekanntschaften. Dramatischer Localscherz mit kleinen Gesangpartien, in einem Aufzuge von Freimund Ohnesorgen. Berlin, Wagenführ. 1829. 8. 8 Gr.

Berliner Posse, nicht ohne Witz und Laune! Tine, Mine, Pine, und ihre Liebhaber Groß, Klein, Mittel mystifiziren den kunstliebenden Büffel und seinen Sancho Pansa, Lüde, vortrefflich; doch der Kern der Posse ist, daß die 3 Liebhaber sich für 3 Schauspieler des königsstädter Theaters ausgeben, für welche diese Rollen in der That geschrieben wurden. Dieser Gedanke ist so scherzhaft als nachahmenswerth. Das Stück ist eine echte Localposse, wie sie sein muß, und der Vf. gibt gute Hoffnung für diese Gattung, welche vor Allem so frische Farben und übermüthige Laune verlangt, wie sie hier zu finden sind.

12. Bertram. Romantisches Drama von Maturin, eingeführt von W. Scott und Lord Byron. Ueber 20 Mal nach einander aufgeführt auf dem Drurylanetheater in London. Freie metrische Uebersetzung von C. Iken. Zweite, vermehrte Ausgabe nach der siebenten Auflage des Originals. Nebst einem Anhang, enthaltend eine kurze Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Engländer und eine Anleitung zur leichtern Aufführung dieses Stücks. Zum Besten der Griechen. Bremen, Geisler. 1830. 8. 8 Gr.

Das echte Drama ist in England verstorben. Nichts dient mehr dazu, uns Dies zu beweisen, als daß Stücke wie das vorliegende Furore machen und 20 Mal hintereinander gegeben werden können. Wehe Deutschland, wenn, wie es allen Anschein hat, auch wir zu dieser dramatischen Dürre verurtheilt werden sollten, wie sie auf England lastet! Für jetzt aber könnten die Engländer noch von uns lernen, denn selbst die schlechteste Uebersetzung von Stücken, wie, um bei diesem Jahresertrag stehen zu bleiben, „Johann von Schwaben" und „Roland und Maria" sind, wäre viele hundert Mal mehr werth als solche Verschrobenheiten, wie dieser „Bertram" sie darstellt. Und doch gilt dies düstere, wilde, unnatürliche und abschreckende Trauerspiel für eines der geistreichsten Stücke, die seit vielen Jahren in England erschienen sind. Siehe da die Folgen des Unmaßes, der Uebertreibung und der Verachtung alles guten Geschmacks! Das Stück ist im Byron'schen Geist. Verworfenheit, Verzweiflung, die düstersten Seiten der Menschennatur nach Außen gekehrt und mit Vorliebe ins Licht gestellt, nicht ein Funken von Licht, Reinheit, Hoffnung, Glaube; dies Alles grell beleuchtet, und alle Kraft der Poesie darauf verwandt, Verzweiflung, Verachtung des Menschenthums und Abscheu vor seinem Geschick hervorzurufen! Bertram hat Imogene früher geliebt als ihr Gemahl, der ihn verfolgt hat; er kommt als Schiffbrüchiger in ihr Schloß und nimmt hier die Gestalt des Räubers an. Imogene ist ein sanftes Weib, die hierüber wahnsinnig wird; Bertram ermordet den Gatten und sich, und die Tragödie ist aus. Die Uebersetzung mag treu sein; allein, sie ist sehr holprich; es fehlt dem Bearbeiter Uebung im Verse und Gewandtheit der Sprache; vier-, fünf- und sechsfüßige Jamben wechseln mit gewaltsam gemachten Worten und unedeln Ausdrücken! Der Anhang ist wenig bedeutend. Das Beste an dem Stück ist, daß es zum Besten der Griechen verkauft wird, als deren großen Freund wir den Uebersetzer — schätzen. Hier war er auf einer falschen Bahn.

13. Karl der Erste, König von England. Trauerspiel in 3 Aufzügen von E. Kaiser. Leipzig, Serig. 1830. 12. 5 Gr.

Dramatische Schülerarbeit eines ganz Ungeweihten, ohne Plan, ohne historische Richtigkeit, ohne den geringsten poetischen Gedanken und in einer widerwärtigen Sprache geschrieben. Der König hält einige Reden, die seine Situation malen sollen, Cromwell gibt einige Befehle, einige Handwerker sprechen über König und Parlament hin und her, und die Tragödie endet damit, daß Karl auf das Schaffot hinaustritt. Von tragischer Handlung, Verwickelung, Leidenschaft, Katastrophe kein Wort; der Verf. muß nie ein auch nur mittelmäßiges Trauerspiel gelesen haben. Folgendes sei eine Probe von der Diction des Verf. S. 36. König (allein). „So bin ich denn geschmückt wie ein Neuvermählter — der heutige Tag (des Gerichts) ist es schon werth, etwas mehr Sorgfalt auf den Anzug zu wenden wie gewöhnlich. Als ich noch zwischen Furcht und Hoffnung dahinschwankte, war mein Benehmen so unsicher wie meine Lage; jetzt bin ich muthig, da ich weiß, was es gilt u. s. w."

14. Dramatisches. Von H. König. Hanau, Edler. 1829. Gr. 12. 12 Gr.

Hier ist Talent unverkennbar und obenein ein sehr achtbares, wenngleich noch ungeübtes und in der Entwickelung begriffenes. Der Verf. denkt bescheiden von seiner Arbeit und

*) Den ersten Artikel siehe in Nr. 49 u. 50 d. Bl. D. Red.

schon Das beweist, daß er noch besserer fähig ist. Man sieht, er behält viel in petto und das erweckt Hoffnung. „Der Bischofsritter" ist ein kühn entworfenes, fragmentarisch behandeltes Drama, voll schöpferischer Kraft in den Charakteren, voll Wahrheit und voll Wirkung. Die Idee eines ritterlichen Bischofs, der eben an seinen ritterlichen Gefühlen zu Grunde geht, ist neu. Der Verf. liebt aber, geistliche Stoffe und den Zwiespalt des Gemüths darzustellen, der von der Kirche einer- und von der Welt andererseits angeregt wird, wie uns frühere Arbeiten von ihm: „Der Rosenkranz", „Die Wallfahrt" gezeigt haben. Sein Thema ist ihm sehr vertraut, und er entlehnt ihm immer neue und überraschende Gesichtspunkte. Adelbert, der Bischof, gibt durch seine weltlichen Tugenden seinen Verfolgern Blößen, die ihn, der der römischen Despotie nicht huldigt, ins Verderben stürzen. Dies ideenreiche Thema ist in einer einfachen, aber kühngezeichneten Intrigue entwickelt; der ränkesüchtige Abt büßt mit dem Tode, Adelbert zieht mit den Treugebliebenen nach Jerusalem zum Kampf für das heilige Grab.

Es wäre leicht, dem Verf. einige Vorwürfe zu machen. Adelberts Herz hätte von der Liebe zu Irene freibleiben sollen und manches Andere könnte anders und besser sein. Allein, das Ganze zeugt von Begeisterung, von dichterischer Kraft, von Seherblick, und an solchen Ergüssen tadeln wir denn Einzelnes ungern. In der Diction sollte etwas mehr Maß herrschen. Hier und da ist der Ausdruck übertrieben, aber er ist wenigstens immer kräftig, wenn auch nicht immer schön.

Wie wundersam begegnen sich die Menschen!
Aus Süden kommt mit seinem Kind der Vater
Und findet Ruh' in fremdem Boden hier.
Uns weht der Sturm nach jener Gegend fort,
Und hilft die Gegend nicht — es hilft der Kampf. —
So rüttelt Gott und streut die Menschensaat.

Auf dies achtbare und großartige Fragment folgen 2 Gelegenheitsstücke von geringerer Bedeutung: „Die Stiftung" und: „Womit wir scheiden". Der Verf. hätte sie ungedruckt lassen sollen; sie stören auf merkliche Weise den Eindruck, den uns sein erstes Gedicht hinterlassen hat. Sind sie auch nicht ohne Talent, so erkennen wir die hohe und begeisterte Stimmung in ihnen doch nicht wieder, die „Der Bischofsritter" eingab. Sie schaden der Meinung, die dieser uns von dem Verf. einflößte. Muß denn auch Alles gedruckt werden?!

15. Der kleine Corporal. Dramatisirte Anekdote aus Napoleons Leben von K. Fried. Leipzig, Weygand. 1830. 12. 6 Gr.

Der Held von St.-Helena ist jetzt der Held der pariser Vorstadttheater geworden; natürlich, daß er zu seiner Fahne versammelt, was sich sonst um seine Fahne sammelte. Wir in Deutschland sollten solche Erinnerungen fliehen wie das Andenken an eine alte Schmach. Ob das vorliegende Stückchen Original oder Nachahmung ist, wissen wir nicht, da der Verf. es nicht sagt. Jedenfalls ist es mehr als unbedeutend. Der kleine Corporal besucht Brienne wieder, wo er einer guten Pachterfrau einige Sous für frisches Obst schuldig geblieben ist, beglückt eine liebende Braut und einen alten ägyptischen Invaliden und verschwindet. Voilà tout! Das Ganze ist weder gut noch schlecht und sündigt besonders darin, daß wir den Verkappten eher erkennen als die Personen, zu denen er spricht. Schuld des Titels! Die Sprache ist leidlich.

16. Macbeth. Heroische Oper in 3 Aufzügen. Nach dem Franz. des Rouget de Lisle frei bearbeitet v. C. M. Heigel. Musik von Chelard. München, Michaelis. 1829. 12. 6 Gr.

Ziemlich freie Behandlung des bekannten Stoffes, aufgeputzt durch ein Liebesverhältniß zwischen Moina, Duncan's Tochter, und Douglas, Prinz von Caledonien (?). Dieser ist der Besieger Macbeth's; die Lady tödtet sich selbst; Macbeth wird von den Hexen in Fesseln gelegt. Schöne Decorationen, Theatercoups, höllische Gluten! — Es ist wenig gegen die Behandlung des Stoffes zu sagen; die Sprache ist gut, und einige Arien sind vernünftiger und selbst poetischer, als dies in Operntexten gewöhnlich der Fall ist. So ist Moina's Lied, S. 56, für diese Gattung musterhaft; der Verf. hat es verstanden, das musikalische Interesse zu schonen, und seine Situationen widersprechen diesen Interessen nicht.

17. Moritz, Kurfürst von Sachsen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Von Gustav Herrmann. Leipzig, Hartmann. 1831. 8. 18 Gr.

Der Verf. erzählt uns in der Vorrede die Schicksale dieser seiner Arbeit. Zuerst von der leipziger Bühne angenommen, verdarb ihm die Censur seine Freude, weil Moritz ein zweideutiger Charakter sei. Ist das des Dichters Schuld? Hat er sich nicht alle erdenkliche Mühe gegeben, ihn so wenig zweideutig wie möglich, so rein wie möglich darzustellen? Ja, kann man nicht eigentlich sagen, daß der Verf. sich selbst, oder wenigstens die Geschichte für seinen Helden aufgeopfert hat? — Uns mindestens sind Moritz Nachkommen lieber als Moritz selbst! Dies Schauspiel (eigentlich Trauerspiel) ist löblich; allein es hat einen Hauptfehler: der Dichter (wir nennen ihn so, weil sein Stück wirklich ein Gedicht ist) umfaßt in den 5 Akten seines Dramas das ganze Lebensdrama seines Helden; er beginnt mit Mühlberg und endet mit Sievershausen. Wir stellen ihm die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, die Kernhandlung aus Moritzens Leben, den Helden vor der ehrenberger Klause z. B., herauszuheben, das Vorangehende in der Kürze zu skizziren und seinen siegreichen Untergang ahnen zu lassen, als auf diese Art dem Kalender zu folgen und alle Einheit der dramatischen Handlung einem unkünstlerischen Zweck aufzuopfern. Der Tragöde ist ja kein Chronist, und seine Kunst ist, die Geschichte ihm dienstbar zu machen, nicht ihr zu dienen. Abgesehen hiervon verdient die Arbeit mannichfaltige Anerkennung. Einmal ist es ein ganz patriotischer Gegenstand, das Interesse steigert sich gut, einige Charaktere sind kühn und mit kräftiger Hand gezeichnet, wie Moritz und vor Allen der Kaiser; die Kurfürstin ist ein schönes, aber Gräfin Emilie ein widerwärtiges Bild, und Alba und König Ferdinand sind ganz verfehlt. Der Erstgenannte erscheint wie ein Haselant, eine Art von gelegentlichem Spaßmacher; nichts ist unwahrer als dies Bild; König Ferdinand aber ist so sehr nigaud, daß wir ihn immer mit Zittern und Zagen auftreten sehen, aus Furcht, daß er irgend eine Albernheit sage. Er spricht nicht anders zu dem Bruder als: „Mein hoher und gnädiger Kaiser!" Ein König von Ungarn und Böhmen! Auch die übrigen Herren des deutschen Reichs (und fast das ganze heil. römische Reich kommt hier zusammen) reden viel zu demüthig; man kann dem Kaiser vor solchen Kriechern seinen Stolz nicht verargen. Die Intrigue mit der Gräfin Emilie, einem weiblichen Ungeheuer, die, um sich wegen verschmähter Liebe zu rächen, ihren Bruder einkerkert und ihn glauben macht, das käme von Moritz, ist allzu wild. Sie ist zugleich unnatürlich und wider die Wahrscheinlichkeit. Indeß erreicht der Verf. seinen Zweck, und Graf Karas tödtet wirklich seinen Freund. Doch genug des Tadels, und nun zum Lobe. Wir haben Moritz und den Kaiser schon als schöne Charakterbilder genannt; auch Johann Friedrich und der Landgraf sind es. Die Scene des Kniefalls ist vortrefflich gehalten, die Theilnahme am Ganzen bleibt, trotz der fragmentarischen Entwickelung der Haupthandlung und trotz ihrer nutzlosen Unterbrechung durch 2 Liebesintriguen, in steter Spannung, und der Schluß ist echt tragisch und von nicht geringer Wirkung. Die Sprache ist durchweg edel und dramatisch. Die Pilger konnten wegbleiben (der Verf. spart den Raum nicht), sein größter Fehler ist Mangel an Concentration. Einzelne Bilder sind nicht genug zu loben, wir rechnen dahin die Scene S. 115, wo der Herold des Kurfürsten endlich die Binde von dem Auge des Kaisers fallen macht:

Herold.
Bist Du der span'sche König?
Kaiser Karl.
Hast Du nie
Mein Antlitz in der Schlacht Gewühl gesehn?
Vorragend, muthig? Nie uns auf dem Thron.

Das goldne Scepter in der Hand, geschaut?
Ich bin der span'sche König und der deutsche Kaiser.
Wer sendet Dich? u. s. w.

Einige schlimme Verse haben sich zwischen viele gute eingeschlichen. So sagt, S. 21, Johann Friedrich:

Der Trauer, da ich noch frisch und wohl auf bin.

Oder, S. 25.

Der Deutsche bringet unter wüth'gen (!) Jubel
Sein schönstes Erbtheil sinneslos (!) zu Grabe.

u. s. w. Doch genug! Der Verf. hat gute Hoffnungen erweckt. Noch ist sein Geschmack nicht ganz rein (zum Beweise dient uns seine Emilie), seine Sprache nicht ganz ohne Anstoß; aber es ist Begeisterung in ihm und Kraft, und diese Beiden vermögen, wo nicht Alles, doch Viel!

(Der Beschluß folgt.)

Beantwortung der Frage: Ist eine allgemeine Ueberschwemmung der Erde etwas mathematisch Unmögliches? Veranlaßt durch Bretschneider's Sendschreiben an einen Staatsmann u. s. w. Halle, Kümmel. 1830. Gr. 8. 6 Gr.

Es war einmal eine Zeit, wo man durch Holzschnittfigürchen eine Recension mit einem Male abzuthun pflegte, und jetzt zum ersten Mal bedauert Ref., daß sie vorüber ist, denn so stupid, armselig und lächerlich wie diese Schrift ist uns lange Nichts vorgekommen.

Hr. G. G. Bretschneider in Gotha äußerte in seinem bekannten Sendschreiben: „Ob evangelische Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben" u. s. w., sehr richtig und vernünftig, daß, wenn auch im Sinne der alten Welt, welche nur die Länder am mittelländischen Meer kannte, eine Sündflut als allgemein und alle Berge überströmend angesehen werden konnte u. s. w., dies doch jetzt, wo man die ganze Erdoberfläche und die hydrostatischen Gesetze kennt, etwas mathematisch Unmögliches sei; zumal aber, daß der Theolog den Beweis nicht zu führen im Stande sein werde, wie von allen Thieren ein Paar mit Futter in der Arche Platz gehabt und nachmals ins Vaterland zurückgekommen sei u. s. w.

Gegen diese letztere Betrachtung ist sicher kein Ausweg offen; eher würde ein Physiker noch das Uebersteigen der Gewässer 30 Fuß über die höchsten Gipfel theils durch Annahme einer Regenbildung, die die Wassermenge geliefert, und sich durch Verdünstung im Weltraum nachmals wieder verloren, theils dadurch retten können, daß er die Berge später höher werden ließe; aber das seichte Geschwätz des anonymen Verfassers dieses Heftchens, mit einigen seinsollenden Berechnungen ausstaffirt, da, wo es auf Prüfung der Prämissen allein ankommt, zeugt von einer seltenen Unwissenheit und Bornirtheit. Dieser ungewöhnliche Physiker, der sich immer mit der Phrase waffnet: „ich behaupte", oder „ich nehme daher an", behauptet, die Erde sei ein hohles Faß, an beiden Polen offen; nach seiner Geognosie besteht die Erdrinde nur aus Granit, Flötsgebirge (sic), Kalk, oben darüber Lehm u. d. gl., und die Granitrinde oder Erdschale ist ihm nur 15 Meilen dick. „Es war also unnöthig", fährt er S. 12 fort, „diesen Erdball bis auf den Mittelpunkt mit Erde, Sand und Stein auszufüllen (wie einen alten Stadtgraben), und der Allweise hat Das, was unnöthig war, gewiß nicht gethan!" Gewiß nicht! — „ich behaupte, daß der große Raum mit Wasser ausgefüllt sei", S. 13; „davon bin ich aber überzeugt, daß zur Zeit der Sündfluth 10,580,000 (netto) Kubikmeilen Wasser aus dem Innern der Erde gekommen sind, um die ganze Oberfläche 26,892 Fuß (netto) hoch, zu überschwemmen. Wo ich eine große Wirkung gewahr werde, da setze ich auch eine große Ursache, eine große Kraft voraus", S. 23.

Nun behauptet ferner unser unvergleichlicher Physikus (Lichtenberg sagte einst, man solle Physikus und Physikant wie Musikus und Musikant unterscheiden), und wer es nicht glauben will, daß es gedruckt steht, der lese es selbst S. 24, sage S. vierundzwanzig: daß der Weltregierer einst zur Zeit der Sündflut den Nordpol um 23½ Grad senkte. Dabei zuckte natürlich die Erde; die obengenannte Quantität Wasser kam vom Südpolloche heraus, überschwemmte (ob nach allen Seiten, sagt der Physikus nicht) den ganzen Erdball von Süden nach Norden, und floß zum Nordpolloch wieder hinein. Wiederholentlich versichern wir, daß Dies S. 24 gedruckt steht.

Und nun schließlich den Trumpf, den Geologus zuletzt gegen Herrn Bretschneider aufsetzt, S. 36: „Eine solche totale Ueberschwemmung der ganzen Erde, 30 Fuß über dem höchsten Berge, läßt sich auch denken, ohne dabei ein Wunder anzunehmen. Dagegen bei einer partialen Ueberschwemmung, sie mag nun 2542, oder 5085 Fuß hoch angenommen werden, das Wunder stattfinden mußte, daß das Wasser lange Zeit so hoch ohne Mauern stand. Indem ich nun das Zeugniß der heiligen Schrift für mich habe, bin ich der Meinung, daß an der Ueberschwemmung der ganzen Erde gar nicht zu zweifeln sei, behaupte, daß sie wirklich stattgefunden, daß sie mathematische Gewißheit habe. Man schreibt zwar nur den Lehrsätzen der Mathematik mathematische Gewißheit zu; aber auch Das, was der Wahrhaftige geoffenbart hat, ist eben so wahr und mathematisch gewiß. Nun ist uns geoffenbart, daß eine Ueberschwemmung der ganzen Erde gewesen sei, folglich ist sie mathematisch gewiß; und hierauf schließe ich zurück: ist eine allgemeine Flut, die alle Berge bedeckt hat, wirklich gewesen und mathematisch gewiß, so ist sie nicht etwas mathematisch Unmögliches, sondern etwas mathematisch Mögliches!"

Dieses Heft hat einen braunen Umschlag und ist in Commission bei C. A. Kümmel in Halle wirklich zu haben. 46.

Ein Brief eines Italieners über Deutschland.

Die Bewohner Italiens haben von jeher einen höchst sonderbaren Begriff von den ultramontanen Barbaren gehabt, die freilich ihrem Unmuth und Haß durch die Stärke ihres gewichtigen Armes und ihrer gepanzerten Brust Stoff genug zur Zungenrache gaben. Die Deutschen trugen in der That viele Jahrhunderte hindurch Nichts dazu bei, die alten Vorurtheile der Römer von den Germanen, die sich, wie alle, in den italienischen Gemüthern festgesetzt hatten, zu vernichten. Kein Wunder, wenn das unheimliche Gefühl, das sich bei dem Namen dieser Barbaren schon erhob, sich erhielt und sich in den wunderbarsten Erzählungen von dem Zustande Deutschlands offenbarte. Wie die Alten alles von ihnen nordwärtsliegende Land mit ewiger Nacht und Schnee bedeckt, ja letztern gleichsam in der Luft erstarrt glaubten, so war die geographische Ansicht ihrer Nachkommen nicht viel besser, da bekanntlich die Schulen und mit ihnen die Geographie in Italien sich nach Ausbildung noch sehr sehnen, von der man so viel für die Religion fürchten zu müssen glaubt. Eine von den tausend Schilderungen Deutschlands dieser Art mag hier Platz finden. Der Cardinal Bentivoglio schreibt von Brüssel aus an die Katharina Livia, Contessa di Firstenberg, folgende Nomenclatur seiner Leiden in Deutschland. „Strade pessime, leghe eterne"; was würde der Herr Cardinal geschrien haben, wenn er, z. B. in Mecklenburg, an einem Tage eine Meile zurückzulegen Mühe gehabt hätte, da Beides, die schlechten Straßen und die eine Ewigkeit dauernden Meilen, namentlich dem Fußpilger dort nicht selten die Galle in bittere Bewegung setzen! Doch weiter! „Montar e scendere del continovo, passar mille fiumi con mille pericoli, nevi sin al ginocchio" — muß ein bedeutenderer Winter gewesen sein als der jetzige — „venti, che fendon le labbra, e le orecchie: osterie succide, ostesse, che subito inlordan, e non toccon la mano, stufe pozzolenti, vini, che tuttavia tiranz il mosto, vivande pieni di spezierie — alloggiare ora fra Calvinisti, ora fra Lu-

terani; non poter dir messa, nè udirla nelle feste più principali, caminar mille giorni senza trovare alcun luogo di qualità". Klingt das nicht, als wenn der Herr Cardinal mit den Augen eines Parisers gereist wäre, der, nachdem er durch Berlin gefahren, um nach Petersburg zu gehen, sich nach einer Stadt umsah und seine Augengläser zu Hülfe nahm? Derter von Bedeutung sollte er doch wol getroffen haben. Was wir ihm aber glauben wollen, ist der Schmerz, den er in einem Lande empfinden mußte, wo Lutheraner und Calvinisten und Ketzer aller Art durch einander und zwischen katholischen Christen leben. Gewiß mußte ihm da unheimlich zu Muthe werden. Doch wollen wir billig sein. Wir können es ihm auch nicht verargen. Begreifen können wir sehr leicht, mit welcher Stimmung er unendliche Touren machen mußte, ohne eine Messe zu hören, oder zu lesen. Es ging ihm wie einem Protestanten, der, neben seinem Kunstsinn und überflüssigem Gelde, noch etwas Frömmigkeit über die Alpen in das große Museum, Italien, gebracht hat, wenn er überall seinen protestantischen Gottesdienst entbehrt und ihm unter dem Geklingel, Geräucher und festlichen Promeniren unheimlich wird. Jeder nach seiner Weise. Natürlich, daß die Sitte des Einen dem Andern fern liegt, wunderbar und zuweilen lästig wird. Zwar widerruft Bentivoglio als Cortiggiano die frühere scherzend übertriebene Schilderung und behauptet, leidliche Wege, erträgliche Meilen, über Rhein und Donau glückliche Ueberfahrt, bequeme Gasthäuser und liebenswürdige Wirthinnen, herrlichen Neckar- und Rheinwein gefunden zu haben, und ist so galant, sich gegen eine Dame nicht in tiefsinnige Untersuchungen über Lutheraner und Calvinisten einzulassen (was bekanntlich gegen den guten Ton ist), sondern bemerkt sehr scharfsinnig, „il cui Calvino e Lutero non è altro, che il mangiare ed il bere". Dennoch sieht man es diesem scherzhaften Widerruf an, daß er Manches vermißte und der Deutschen zu Ehren Deutschland erträglicher fand, als er es sonst würde dargestellt haben, und er tröstet sich mit der Hoffnung: „benchè di già tutto sarà paese catolico quello, per dove io passerò da qui inanzi". Drei Städte nennt er noch beiläufig: nämlich „Speier, eine bekanntere, als schöne Stadt", ferner „Ulm, vaga città", die ihm sehr gefallen hat, und Augusta (Augsburg) „augusta negli edifizj, nelle strade, e nel popolo, e per me credo, che la Germania non possa aver città più bella di questa". Die andere Aeußerung, über die beiden Reformatoren, die wir vorhin anführten, daß sie Esser und Trinker sein, trägt unverkennbar etwas Hämisches in sich, nicht allein in Bezug darauf, daß sie die Fasten aufgehoben, die den Deutschen beschwerlicher fallen mochten als den Hungerleidern in Italien, sondern vorzüglich auf die Eßlust der Ultramontanen überhaupt, die immer so viel Gelegenheit zu Witzeleien gegeben hat. Es fiel uns folgende Anekdote dabei ein: Während der Reformationszeit fragte man einen braven Schweizer, welches Glaubens er sei, und als echter Kosmopolit antwortete das Universalgenie: er sei Lutheraner, denn er hasse das Fasten; er sei Katholik, denn er liebe die Feiertage; er sei Reformirter, denn er höre sich gern zur Arbeit ermuntern, die er nur vollbringe, sich gegen Hunger zu schützen. Dieser Mann gehörte sicher zu den besten Eklektikern! Wie viele Philosophen könnten es ihm gleichthun, und der Stein der Weisen wäre gefunden. 114.

Die philomathische Gesellschaft in Warschau.

Bewunderungswürdig ist die unerschütterliche Ausdauer, mit welcher die polnische Nation auch im äußersten Unglück nie die Erhaltung ihrer Nationalität und die Herstellung des Vaterlandes aus dem Auge verloren hat. Nachdem durch die dritte Theilung von Polen selbst der polnische Name von der Erde vertilgt schien, sammelten sich in Italien polnische Legionen, die in ihrem Feldlager sich ein neues Vaterland, ein neues Polen schufen; als im Jahre 1801 diese Legionen vernichtet wurden, entdeckte der Scharfsinn der Vaterlandsliebe einen neuen Weg, um zum Ziele zu gelangen. Thaddäus Czacki, Franz Dmochowski und der Bischof Albertrandi gründeten zu Warschau die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Towarzystwo krolewskie przgiaciol nauk), die unter dem Scheine reinliterarischer Bestrebungen den Zweck verfolgte, den Nationalgeist zu erwecken und, so lange die politische Existenz von Polen nicht wiederhergestellt werden konnte, wenigstens die Sprache vor dem Schicksale, welches die Slawen in Böhmen und Mähren, Schlesien, der Lausitz und Pommern getroffen hatte, zu bewahren.

Während der wenigen Jahre bis zur Errichtung des Herzogthums Warschau leistete die Gesellschaft die wichtigsten Dienste. Der König von Sachsen, den schon die Constitution vom 3. Mai 1791 auf den polnischen Thron gerufen hatte, jetzt durch Napoleon Großherzog von Warschau, gewährte der Gesellschaft seine Protection, verlieh ihr den Titel einer königlichen und bestimmte, daß der 3. Mai alljährlich durch eine öffentliche Sitzung der Gesellschaft gefeiert werden sollte.

Das Jahr 1815 führte die vierte Theilung von Polen herbei; selbst der geringe Rest des Reiches der Piasten und der Jagellonen, der unter dem Namen des Herzogthums Warschau einen Schatten von Selbständigkeit wiedererhalten hatte, durfte nicht unzerstückt bleiben; 3 verschiedene Länder wurden aus ihm gebildet: die Republik Krakau, das Großherzogthum Posen und das russische Königreich Polen. Aber während die Censur, die geheime Polizei und die willkürlichste Gewalt jede Regung des Nationalgeistes zu ersticken schienen, ging von den Universitäten Wilna, Warschau und Krakau eine große Anzahl von wissenschaftlich gebildeten und einsichtsvollen Bürgern hervor, und mit der Verbreitung der Aufklärung hielt die Entwickelung des Nationalgefühls, so wenig dasselbe auch äußerlich sich zeigen durfte, gleichen Schritt. Die philomathische Gesellschaft hatte jetzt nicht mehr nöthig, das Vaterland gegen das Eindringen der Sprache und Sitte der Deutschen zu vertheidigen; sie richtete ihre Kraft ungetheilt auf die Beförderung der Wissenschaften und auf die Ausbreitung einer volksthümlichen wissenschaftlichen Bildung. Nach dem zweiten Artikel ihrer Statuten zerfällt die Gesellschaft in 2 Classen: die Classe der Naturwissenschaften, der Mathematik und des Gewerbwesens, und die Classe der Nationalliteratur. Nach dem vierten Artikel sind die Hauptaufgaben beider Classen: erstens, gemeinnützige Werke abzufassen, die auf der einen Seite die polnische Sprache bereichern, auf der andern die Fortschritte der Künste und Gewerbe befördern; zweitens, die classischen Autoren zu übersetzen; drittens, die wichtigsten Werke, besonders älterer Nationalschriftsteller, wieder abdrucken zu lassen, mit Commentaren zu versehen und durch niedrigen Preis so viel als möglich zu verbreiten.

Stanislaus Staszic, vom Kaiser Alexander zum „Minister der Aufklärung" im russischen Königreiche Polen ernannt, war bis zum J. 1826 Präsident der Gesellschaft, er baute für sie, auf seine Kosten, einen prächtigen Palast in einer der Hauptstraßen von Warschau und trug außerdem beträchtliche Summen zu der Errichtung des Monumentes zu Ehren des großen polnischen Astronomen Copernicus bei, welches, ein Meisterwerk von Thorwaldsen, dem Palaste der Gesellschaft gegenüber aufgestellt ist. Der gegenwärtige Präsident der Gesellschaft ist Julian Niemcewicz, der Waffengefährte und Begleiter Kosciuszko's, einer der verdienstvollsten und ausgezeichnetsten Bürger seines Vaterlandes. In dem Palaste der Gesellschaft findet man eine Bibliothek von 50,000 Bänden, eine Sammlung von Nationalalterthümern und ein numismatisches Cabinet. Den Waffensaal, der den Namen Saal des Generals Dombrowski führt, kann kein Pole ohne die schmerzlichsten, aber auch stolzesten Gefühle betreten. Noch ist Polen nicht verloren, wird jeder Pole denken, so lange dieser Name in Polen noch genannt werden darf. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 85. —— 26. März 1831.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1830.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 84.)

18. Dramatisches Vergißmeinicht für das Jahr 1831, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. Achtes Bändchen. Dresden, Arnold. 1831. 8. 1 Thlr.

Diese unsern Lesern bekannte und allen Bühnendirectionen willkommene Erscheinung liefert diesmal in „Christinens Liebe und Entsagung" („Die Königin von 16 Jahren") nach dem Franz. ein zweiaktiges Drama, das an vielen Orten den Beifall des Bühnenpublicums gefunden hat. Die Fabel des Stücks ist durchaus französisch, d. h. leicht und ohne viel Prüfung hingeworfen, mit ziemlicher Verachtung der Wahrscheinlichkeit und ohne weitere Begründung durch Charakter oder historische Umstände. Friedrich von Bury lernt die Königin als ein kleines, munteres Mädchen kennen; er gefällt ihr, wird erhoben und weiß nicht von wem, und soll endlich der Königin Gemahl werden, während er sich mit seiner wahren Geliebten, Emilie, des Ministers Nichte, verbindet. Christine bezwingt sich und belohnt Rangau, der ihren Entwurf muthig zerstört hat. Alles Dies ist nicht ohne rührende Wirkung. Die Bearbeitung fließt in guten Jamben leicht dahin; der Conversationston herrscht darin vor und gestattet Freiheiten, die die höhere tragische Diction verwerfen müßte. Z. B.

> ... bringen
> Sie meine Antwort und die neuen Friedens-
> Bedingungen —

„Der Enkel", Schauspiel in einem Akt, nach dem Franz. ist geringer; die Erfindung ist, nebendem, daß sie unnatürlich ist, sogar schlecht; die Handlung ist gedehnt, ohne Leben und voll Breiten französischer Sentimentalität. Die Sprache ist gut, wie immer bei diesem mit Geschmack und Bühnenkenntniß ausgestatteten Bearbeiter ausländischer Dramen.

19. L. W. Both's Bühnenrepertoir Frankreichs, Englands u. Italiens; in Verdeutschungen. Nr. 1. 2. 3. Berlin, Cosmar und Krause. 1830. Gr. 8. Der erste Band kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Diese neue Erscheinung verdient Beifall; die Uebersetzungen sind gut, der Druck splendid und äußerst billig, und die Auswahl bis jetzt geschmackvoll. Der Bearbeiter unternimmt eine Reise nach Paris und London für diese Arbeit — Much ado about nothing —; sein vorzüglichstes Verdienst wird wol das bleiben, daß er so schlechte Sammlungen, wie z. B. die von C. Blum begonnene war, von dem literarischen Markt verdrängt. Sonst sehen wir nicht ein, wie es einer Reise nach Paris bedürfen könne, um Scribe'sche Stücke zu übersetzen. Nr. 1 enthält den „Ersten Eindruck", Lustspiel von Scribe in 1 Akt. Gutes Sujet, feine Situationen, gebildete Sprache. Die Lehre, daß der erste Eindruck oft sehr falsch leitet, ist gut versinnlicht: alle Personen erweisen sich am Ende anders, als sie zuerst erschienen. Die Situation in der achten Scene ist in der That neu. Nr. 2 gibt in dem „Erwarteten" dasselbe Stück, das wir in der vorhergehenden Sammlung unter dem Namen des „Enkels" kennen lernten. Die Bearbeitung ist hier viel freier und mehr deutsch als dort. Es kommen jedoch auch viel Irrthümer darin vor, wie S. 2, wo sich der Assessor Referendar nennt und der ganze Sinn des Originals verfehlt wird. Nr. 3 enthält den „Jeune mari" von Mazères, deutsch von Preuß; ein sehr beliebtes und lobwürdiges Lustspiel. Die Sprache ist belebter und frischer als in den vorhergehenden Nummern.

Doch alle diese Verdeutschungen sind wie Mehlthau auf den Blüten unsers nationalen Lustspiels; sie entziehen dem kränkelnden Bäumchen seine letzte Nahrung und werden damit enden, es ganz zu ersticken. Welche Bühne soll ein deutsches Lustspiel honoriren, wenn sie für 6 Gr. ein französisches haben kann? Die Herausgeber fügen jedem Stück einige gute Winke für die Aufführung hinzu.

20. Schill und die Seinen. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von Arnold Ruge. Stralsund, Löffler. 1830. 8. 20 Gr.

Wir nahmen diese Arbeit mit geringen Erwartungen zur Hand, und wir legen sie mit Achtung und Anerkenntniß für die poetischen Gaben des Verfassers zur Seite. Wer sollte glauben, daß ein so reiches, wahrhaft dichterisches Gemüth, wie der Dichter hier kundgibt, sich in seinem Gegenstand so vergreifen könnte? daß ein Mann, der einer so mächtigen und ideenreichen Arbeit fähig ist, Fleiß und Mühe auf einen so undankbaren und durch sich selbst zur Nichtigkeit verdammten Stoff verwenden würde? Dies Räthsel ist für uns unauflösbar. Schill ist kaum ein historischer, viel weniger aber ein tragischer Held, und die schönen Reden, die der Verf. einem Müller, Rudolf und Otto in den Mund legt, haben in uns in der That eine Empfindung erregt, wie wenn man Perlen in den Sumpf tritt. Ueber den Stoff zu reden, ist verlorene Arbeit, er ist über alles Maß mager und undankbar. Der Verf. hat ihn natürlich durch eine Liebesintrigue erweitert, die an sich einfach und gut angelegt ist; allein, sie dient nur dazu, die Abgezehrtheit des Stoffes selbst um so sichtbarer zu machen. Da es an Handlung fehlt, so ermüden seine schönsten Tiraden und alle seine Poesie ist à pure perte verschwendet. Schade, drei Mal Schade! Denn jedes Citat aus diesem Trauerspiel würde unsern Lesern die trefflichsten Anlagen und Proben einer wahrhaft tragischen Begeisterung ankündigen, die nun, weil es ihr an allem Boden gebricht, kläglich verloren geht. Schill's Untergang ist klar, und so edel der Verf. ihn auch aufhält, er hat für uns den Charakter einer alten und bekannten Anekdote; eine tragische Wirkung ist nicht möglich. Doch wir kommen zum Einzelnen. Der Held hat das klare Gefühl seines Unterganges — das ist noch das Beste an ihm, wiewol eben Dies die Tragödie um ihren Inhalt betrügt; denn so ist er von Hause aus ein Selbstmörder. Hagen's Verrath ist ohne rechtes Motiv und nicht glücklich behandelt. Rudolfs und Emiliens Liebe ist schön. Die Charaktere der 3 Freunde Schill's sind scharf und wirksam gesondert; auch die beiden feindlichen Generale machen dem Verf. Ehre; die Rekrutenscenen und Anderes zeugen von seiner drama-

tischen Kraft. Alles Dies müßte zu der erfreulichsten Frucht gereift sein, wenn der Stoff nicht so unglücklich wäre. Doch das wahre Verdienst des Vfs. zeigt sich in seiner Sprache, die echt tragisch, wahrhaft dichterisch und äußerst effectvoll ist, ohne jedoch irgend nach Bildern oder nach Effecten zu haschen. Wäre unsere Anzeige mehr, als eine allgemeine Charakteristik, so würden wir Manches tadeln müssen, z. B. Hagen's Schlußrede, S. 17; allein, die wirklich erhabenen Stellen in dieser Arbeit und der allgemeine Ton echter Begeisterung, die dichterischen Bilder, die schönen Blitze von Lebensweisheit und die Kenntniß des menschlichen Gemüths, die sich darin malen, lassen uns einzelne Verstöße gegen Geschmack oder Reinheit gern übersehen. Schill's Ton ist der eines Helden und eines Weisen. So ruft er S. 32 gegen feige Rathgeber aus:

O Frevler, Frevler! — Doch sie wissen's nicht!
Und doch — auch ihre Stunden sind gezählt.
Das Schicksal schlägt auch auf ein weigernd Haupt,
Das ohne Dank, kein freies Opfer, fällt;
Denn allgewaltig zwinget ein Gebot
Des Geistes, der das Menschenleben weiht,
Den niedern Sinn, ihm selber unbewußt,
Mit heil'gem Zügel zu des Bessern Wahl! . . .

Das Edle gilt — sie stehn zu meinen Fahnen,
Die ich mit schwacher Hoffnung neu erhöht;
Ob siegend wir der Freiheit Gasse bahnen,
Die über Treugefall'ne lieber geht. u. s. w.

Wie der Dichter seine Personen sprechen zu lassen versteht, mögen 2 Bruchstücke beweisen. Müller ist versendet, er kehrt zurück:

Müller.
Wie? war ich Dir zu langsam? Sah ich doch
Zwei Pferde schäumend stürzen unter mir!
Und auch das dritte trug mich kaum zur Stelle!

Schill.
Weil ich Dich so gekannt, entbehrt' ich Dich!

Müller.
Und sandtest mich doch wohlbedächtig fort?

Schill.
Wohl mancher Mann trinkt einen bittern Trank,
Um zu gesunden, und versagt sich Süßes.
Ein solches Mittel war auch Deine Reise.

S. 91 sagt Otto:
Und bist entschlossen, auf den guten Glauben
Den Kampf und seine Folgen zu bestehn? . .

Schill.
Es ist mein Amt, den Glauben an mich selbst
Und an mein Volk im Kampfe zu beweisen.

Otto.
So ist das meinige, Dir zu gehorchen.

Alles verläßt den Helden; Hagen verräth ihn, die Bürgerschaft dringt auf Uebergabe; der Feind dringt ein. Schill erschlägt Hagen, ruft:

S'ist dennoch Dies die Stunde meines Todes,

und stürzt, mit einer seherischen Erhebung in die Zukunft und mit dem Ausruf:

Wohlan! so tauch' ins Herz, du Frankenstahl!

in die ihn umringenden Bayonnette. Einige Erzählungen sind vortrefflich, so die des Schill'schen Soldaten, S. 106. Rudolfs Monolog, S. 63.

In dein gelindes Licht, erhabne Wölbung u. s. w.

gehört zu dem Seelenvollsten, was in dieser Art geschrieben ist; mit einem Wort, der Verf. hat sich als Dichter, im ganzen Sinne des Worts, angekündigt. Wir dürfen stolz darauf sein, daß Arbeiten wie diese in Jahr und Tag bei uns vergessen werden! In Frankreich und England erschienen, würden sie Aufsehen erregen, gepriesen, commentirt und von uns übersetzt werden. *) 75.

Druckfreiheit in Würtemberg.

In einem Sinne herrscht Druckfreiheit unbeschränkt in Würtemberg, nämlich im Nachdruck, um den sich die würtembergischen Landstände, und namentlich ein berühmter Jurist unter ihnen, Griesinger, ein unsterbliches Verdienst erworben haben, indem sie, den Anordnungen aller übrigen cultivirten Staaten entgegen, dies Raubsystem gesetzlich machten. Auch soll es in Vorschlag sein, dem berühmten Verfechter des Nachdrucks in unserer guten Stadt Reutlingen, unfern dem Platze, wo die öffentlichen Ausstellungen geschehen, ein Standbild zu errichten. Mit der bittersten Ironie wird übrigens diese würtembergische Gesetzlichkeit von den Nachdruckern selbst persiflirt, indem sie nicht ermangeln, sich in allen Anzeigen auf diese Gesetzlichkeit zu berufen und auch angeben, wie leicht es sei, sich vor ihren Klauen zu hüten, wenn man nämlich, wie der Nachdrucker des Conversations-Lexikons besagt, der Regierung für die Sicherung des Eigenthums 15 Fl. bezahlt. Wir waren des Glaubens, daß ein solches Privilegium, obgleich nur auf 6 Jahre, doch unentgeltlich ertheilt würde. Wie soll sich das Fortbestehen eines selbst in Würtemberg allgemein verachteten Gesetzes bei der bekannten Rechtlichkeit der Regierung erklären? Der Makel fällt doch auf sie, daß sie den Landständen kein neues Gesetz über die Rechte des Schriftstellers und Verlegers, Rechte, die doch unfehlbar bestehen, vorlegt. Die Erhaltung der Sporteln für die zu ertheilenden Privilegien kann nicht der Grund sein. Aber was denn sonst? Wahrscheinlich wol ein schiefer Begriff von Gewerbfreiheit, dem, bei eigner Misbilligung eines solchen Attentats auf fremdes Eigenthum, noch nicht ganz klar ist, ob es sich wirklich, nach römischem Rechte, als Diebstahl qualifizire. Aber wenn auch Einsichten schwer eingehen, so sollte doch das Sträuben des Rechtsgefühls, das sich ja laut genug ausspricht, schon entscheiden, bei wenigstens zweifelhafter Einsicht. Dazu kommt denn noch wol die Rücksicht, daß so viele Etablissements auf dieses ehrenvolle Gewerbe sich — auch neuerdings wieder — gegründet haben, die in Verlegenheit kommen könnten, wenn sie das Material ihres Gewerbes nicht mehr rauben dürften, sondern wie die redlichen Gewerbe bezahlen müßten. Was im andern Sinne die Druckfreiheit in Würtemberg betrifft, — wir meinen nämlich nicht, wie's an manchen Orten verstanden zu werden scheint, die Freiheit, die Presse zu drücken, sondern Freiheit der Presse, zu drucken — ohne welche eine constitutionnelle bürgerliche Freiheit gar nicht bestehen kann, so geht es damit schon besser. Für Stuttgart machte zuerst ein Tagblatt, „Die Stadtpost" betitelt, Gebrauch davon, das im Franckh'schen Verlage erschien, oder auch Misbrauch, wie man will, denn statt öffentliche Gebrechen und Wünsche an den Tag zu bringen, wozu ein solches Blatt so segensreich wirken könnte, brachte es ehrenrührige Klatschereien aus Privatkreisen oder abgeschmackte Angriffe auf ehrenwerthe Männer vor, denn es wurde von einem allbekannten Wasserkopfe redigirt, der, ohne innern Fonds, der Gemeinheit den Zügel schießen ließ. Das Ding fand hier und da Beifall und — die Preßfreiheit wurde respectirt. Endlich sah sich aber der Verleger doch, bei abnehmendem Absatz — das Blatt wurde gar zu fade — genöthigt, die Redaction zu verändern, und Dies wurde bald sichtbar, denn nun kam Wesentlicheres öfter zur Sprache und manche gute Wirkung wurde sichtbar. Der Redacteur Lohbauer trat aber bald wieder ab, um die Redaction eines neuen Volksblattes von höherer Tendenz, „Der Hochwächter" betitelt, zu übernehmen, und die Redaction der „Stadtpost". kam, wie man sagt, an einen gewissen Herrn Volmer (bekannt durch eine Reise nach Griechenland), über den man sich wundern muß, wie er in der Mitte des stuttgarter Publicums

*) Es folgen im April und Mai noch 2 Artikel. D. Red.

noch herumwandern, und wie dieses ihn herumwandern sehen mag. „Der Hochwächter" fand Anfangs Schwierigkeiten, sein constitutionnelles Recht durchzufechten; allein, er wußte es geltendzumachen, und obgleich wir nicht behaupten können, daß bis jetzt — er ist in den 70 Nummern — bei einem Aufsatze ein Misgriff vorgewaltet habe, so ist im Ganzen doch Tendenz und Ton zu loben. Er bringt oft freilich Dinge zur Sprache, die Manchem stark die Augen beißen, der dann wol meint, so Etwas sollte nicht gestattet werden; allein, man muß dabei auch sehr die gänzliche Ungewohnheit aller Oeffentlichkeit in Anschlag bringen, und die allzu große Empfindlichkeit dafür wird sich wol legen. Wie unumgänglich nothwendig ist es nicht, mit Freimüthigkeit — nur nicht mit Frechmüthigkeit — über Gegenstände von allgemeinem Interesse sich öffentlich äußern zu dürfen, die, wenn es dazu an einem Organe fehlt, sich dem Blicke nur zu gern entziehen und im Finstern nur um so nachtheiliger werden! Wer hätte ohne den „Hochwächter" das Nähere von den abergläubischen Proceduren erfahren, welche in Stuttgart von Mitgliedern des Stadtrathes nächtlicher Weile auf dem Rathhause vorgenommen wurden, um den Dieb zu bannen, der eine Stadtcasse auf eine unbegreifliche Weise bestohlen hatte? wer von dem nicht zu billigenden Schritt mehrer stuttgarter Geistlichen, durch Bedrohung der Entziehung des beichtväterlichen Beistandes privatim, der von ihnen mit vollkommenem Rechte als höchst verderblich betrachteten Auffoderung von Seiten der königl. Theaterdirection an die Bürgertöchter, an der Theatertanzschule zum Figuriren auf dem Theater Theil zu nehmen, entgegenzuwirken, da sie sich öffentlich bei der Regierung dagegen hätten erklären sollen? Auch sind darin achtbare Stimmen über das Unwesen in Tübingen, wegen der höchst nachtheiligen neuen Organisation der Landesuniversität und der allgemeinen Stimmung in dem an sich ruhigen Volke erschollen. Wenn dies Blatt mit gehöriger Mäßigung auf diesem Wege fortfährt, so muß es alle Stimmen für sich gewinnen, denn es schont auch keineswegs die Vorurtheile im Volk, welche oft dem besten Willen der Regierung entgegenwirken; und welch ein Vortheil, wenn dem Volke von einem Organe, welches es für das seinige erkennt, richtigere Ansichten zukommen! Dies wirkt besser, als alle Belehrungen der Regierung, gegen die im Volke leider nur zu oft ein Mistrauen stattfindet. Auch zeugt es von vielem Takt und gutem Willen, daß die interessanten Mittheilungen aus ältern Chroniken des Landes am jedesmaligen Anfange des Blattes sehr häufig solche Züge herausheben, durch welche die Gegenwart nicht, wie's sonst wol bei andern Blättern erstrebt wird, in ein nachtheiliges, sondern vielmehr in ein vortheilhaftes Licht gesetzt wird. Die Darstellung trifft dabei den Volkston oft recht gut, wenn sie auch hinter der „Dorfzeitung", oder hinter Hebel, gesegneten Andenkens, noch zurücksteht. Um von dem Maßstabe der Freimüthigkeit und des Taktes in der Behandlung delicater Materien im „Hochwächter" einen Begriff zu geben, entheben wir der uns eben in die Hände fallenden Nr. 70 einen kurzen Aufsatz, zu dessen besserm Verständniß wir bemerken, daß vor einiger Zeit in dem zu Strasburg erscheinenden Beiblatte des „Niederrheinischen Kuriers": „Das constitutionnelle Deutschland", mehre Aufsätze über Würtemberg erschienen, welche großes Aufsehen machten und nicht zu leugnende, auf Thatsachen sich gründende Wahrheiten enthielten, die aber in einem offenbar persönlich gereizten Ton und mit Leidenschaftlichkeit, ohne alle Berücksichtigung des doch auch unleugbar stattfindenden Guten, besonders im Fache der Justiz, verfaßt waren. Man erzählte sich Mancherlei davon, wie die Regierung gesucht habe, diesen Angriffen ein Ziel zu setzen, und darüber enthält der „Hochwächter" Folgendes:

„Warum liest man neuerlich im „Constitutionnellen Deutschland" nichts mehr von Würtemberg?"

„Diese Frage läßt ein mehrfache Beantwortung zu. Zum ersten löst sie das Gerücht. Man sagt, die Redaction jenes Blattes sei bestimmt worden, keinen Artikel, der von würtembergischen Angelegenheiten handelt, ferner mehr aufzunehmen, und bringt damit die vielleicht auch blos in der Sage existirende unlängst gemachte Reise eines stuttgarter Beamten nach Strasburg in Verbindung. Ehe wir nun untersuchen wollen, ob und in wie weit etwa unsere Regierung aus Gründen der Vernunft wirklich solche Schritte thun mochte, sei bedacht, daß zum zweiten der Fall möglich ist, daß jene in derbem, vielleicht nicht ganz leidenschaftlosem Ton in den Beilagen zum „Niederrheinischen Kurier" vorgebrachten Beschwerden, die namentlich das gegenwärtige Justizministerium trafen, von einem und demselben Verfasser herrührten, der sich irgend bemüßigt sehen konnte, mit dem einmal Ausgeschütteten sich zu begnügen. Es ist sehr möglich, daß die Neigung, sich in ausländischen Blättern über vaterländische Angelegenheiten zu äußern, unter den loyal gesinnten Würtembergern nicht sehr verbreitet war und um so weniger es ward, als sich in der Mitte des Vaterlandes gerade zu der Zeit ein Organ der Oeffentlichkeit erhob, dem die Regierung, nach mehren sichtlichen Proben, Freiheit der Rede über innere Angelegenheiten, nach verfassungsmäßigem Recht, in vollem Maße gestattet hat. Auf diesem Punkt unserer Betrachtung angelangt, bemerken wir aber, daß er einen Standpunkt abgibt, von dem aus wir die ernste Lösung der obigen Frage unbedingt würdigen zu dürfen glauben. Wenn unsere Regierung, woran nicht zu zweifeln, aufrichtig es mit der Freiheit des Wortes in Würtemberg über Würtemberg meint; wenn sie eine gesetzlich freie, also verantwortliche Presse will, so ist ihr auf der andern Seite nicht zu verargen, wenn sie ähnliche Stimmen außer Würtemberg, also außer dem Bereiche ihres Tribunals für Preßvergehen, lieber verstummen als laut werden lassen will. Was im Innern, im Kreise des Vaterlandes, angewendet, zum Schleichwege würde, ist, im Auslande gebrauche, gewiß erlaubte Politik; denn indem die völlig zügellose Freiheit leicht ausartet, taucht sie ihre Waffe unversehens in das Gift der Verleumdung; und indem sie gesetz- und rechtswidrig verletzt oder doch verletzen könnte, erlaubt sie eine etwa auch prävenirende Retorsion, die den verderblich sich erhebenden Arm mit unsichtbaren elektrischen Mitteln lähmt. Sei also dem wie ihm wolle, wir wollen getrost und zuversichtlich einen Pfad verfolgen, auf dessen Richtung auch in die weiteste Ferne eine freisinnige Regierung mit uns Freien gewiß freundlich blickt". 171.

The life of Titian; with anecdotes of the distinguished persons of his time. By *James Northcote*. 2 Bände. London, 1830.

Wir können das vorliegende Werk nicht rühmen. Die Materialien sind so ordnungslos untereinandergeworfen und so ohne alle Auswahl von Kritik zusammengestellt, daß wir das Werk wirklich blos für eine Sammlung von Materialien ansehen können, wonach eine Biographie des großen Malers erst gearbeitet werden sollte. Drei Viertel des 2. Bandes enthalten übrigens Duplicate von dem 1., die nur in der Benennung verschieden sind. So heißt z. B. ein Theil der Schrift „A life" und ein anderer „Illustrations", beide sind aber von gleichem Inhalte. 100 Seiten ungefähr nehmen ferner die Briefe Vasari's ein, die Licht über den Zustand der Künste zu Tizian's Zeit verbreiten sollen; einige 40 andere Seiten enthalten Auszüge aus Hazlitt's Schrift über Gemäldegalerien, sodaß die pompöse Ankündigung des „Lebens Tizian's" von einem berühmten Mitgliede der londner königl. Kunstakademie, genau besehen, ein Betrug ist, und die Schrift zu einer werthlosen Buchmacherei herabsinkt.

Wir warnen deshalb das Publicum vor dem Ankaufe. Und mit welcher unbegreiflichen — Flüchtigkeit, wollen wir sagen, ist es geschrieben! Ein Beispiel mag es beweisen. „Auf S. 1 und 2 des 1. Bandes steht: „Die Zeit seiner Geburt ist noch nicht genau bestimmt. De Piles in seinen „Chronologischen Tafeln" und der Verf. des „Abrégé des vies des peintres"

setzen sie in das Jahr 1477 und lassen ihn 99 Jahre alt sterben; da jedoch Giorgione älter als Tizian und 1478 geboren war, so bin ich lieber Vasari und Sandrart gefolgt, die Tizian 1480 zu Capo del Cadore geboren werden lassen".

Hier folgt Northcote mit deutlichen Worten Vasari's Angabe und setzt Tizian's Geburtsjahr in 1480. Kommt man aber im Weiterlesen zur Seite 73 im 2. Bande, so findet man zu Anfange der „Illustrations": „Tizian war in der pieve (Landdechanei) Cadore im Jahre 1477 geboren!" Damit dieser Widerspruch dem Leser ja nicht entgehe, hängt der Verf. dieser Stelle die Note an: „Die glaubwürdigsten Documente und alle Schriftsteller, mit Ausnahme Vasari's (!), der niemals sehr genau in den Daten ist, setzen seine Geburt in 1477, der Letztere in 1480", und gleichwol hatte Northcote von demselben Vasari, „der nie genau in den Daten ist", schon gesagt: „Ich bin lieber Vasari u. s. w. gefolgt". Die Nachlässigkeit des Verfs. wird sich aus diesem Beispiele deutlich genug ergeben haben. Das Wichtigste aus Tizian's Leben ist der Welt lange bekannt, er hat eine Menge Biographen gefunden, die mit dem größten Fleiße jede Nachricht von dem großen Meister aufsuchten. In diesem neuesten Werke über ihn finden wir nicht das geringste Neue, und sein einziges Verdienst sind die hier und da eingestreueten Reflexionen über Kunst und Künstler, welche besonders für Maler von Wichtigkeit und Nutzen sein werden. 8.

Notizen.

Muscheln auf dem Himalih.

Vor der physikalischen Gesellschaft in Calcutta las, nach englischen Blättern, kürzlich Hr. Gérard eine Abhandlung über die Geologie von einem Theile des Himalihgebirges (Himalaya). Unter andern interessanten Thatsachen, die dieser Aufsatz enthielt, findet sich die Entdeckung von fossilen Muscheln in großer Menge, in einer Höhe von mehr als 16,000 Fuß, oder einer Meile, senkrecht über der Meeresfläche. Sein Erstaunen bei diesem Anblick glich jenem des Barons Ramond, als er die manchots de Neptune auf dem Gipfel des Mont Perdu fand. Seit jener Zeit haben wir indessen nicht nur die Einsicht gewonnen, daß jene Meeresreste durch mechanische Kräfte zu jenen ätherischen Regionen erhoben worden sind, sondern wir haben sogar gelernt, nach der Gattung, der sie angehören, und nach der Gebirgsart, in der sie gefunden werden, die Periode ihrer Erhebung und jener des ganzen Berges zu berechnen; und es ist bekannt, daß gerade die höchsten Gebirge, sowol in Europa und Asien, als der neuen Welt, diejenigen sind, welche zuletzt der Erdrinde entstiegen.

Neue Ausgabe des Voltaire.

Die erste kritische Ausgabe von Voltaire's Werken (sollte man, bei der an das Abergläubische grenzenden Bewunderung der Franzosen für diesen Patriarchen ihrer Literatur, es für möglich halten?) ist erst im Jahre 1829 bei Firmin Didot in Paris begonnen worden und bis jetzt noch nicht vollendet. Vollständig ist diese Ausgabe, die sich der großen „Collection des classiques français", bei Lefèvre, anschließt, auf 70 Bände gr. 8. berechnet, von denen indessen erst 31 erschienen sind. Wer Voltaire, wie er ist, und nicht, wie so oft die Verleumdung ihn darstellt, kennen lernen will, darf diese Ausgabe nicht übersehen; denn abgesehen davon, daß hier zum ersten Male seine sämmtlichen Werke nach den zuverlässigsten Texten, nebst allen einigermaßen erheblichen Varianten, in einer systematischen Ordnung abgedruckt werden, so hat der Herausgeber Beuchot auch die Mühe übernommen, die verschiedenen Meinungen, die bei einer so langen literarischen Laufbahn Voltaire natürlich auf verschiedenen Stadien derselben äußern mußte, unter einander zu vergleichen und die Irrthümer, die man ihm so oft und so bitter vorgeworfen hat, zu berichtigen. Aus dieser verdienstlichen Arbeit geht hervor, daß Voltaire seine Ansichten keineswegs so leichtsinnig hingeworfen hat, wie man gewöhnlich annimmt; häufig, wenn er, in Folge späterer Studien, eine frühere Meinung als falsch erkennt, berichtigt er sie selbst; und wo dies auch nicht ausdrücklich geschieht, sucht er doch immer in spätern Ausgaben zu verwischen oder zu mildern, was ihm inzwischen als irrig oder als übertrieben erschienen ist. So sagt er z. B. in der „Lettre sur l'infini et la chronologie" in der ersten Ausgabe: „Elle a encore (la terre) une révolution singulière *tout-à-fait* inconnue jusqu'à ces derniers tems". In den spätern Ausgaben heißt es: „Une révolution singulière, *plutôt soupçonnée* que connue jusqu'à ces derniers tems". Manche Irrthümer Voltaire's sind freilich lächerlich; aber welchem Sterblichen würden nicht lächerliche Irrthümer begegnen, wenn er eine kleine Bibliothek von 70 Bänden gr. 8. schriebe?

Neuigkeiten der französischen Literatur.

Die letzte Woche des Februars hat, wie sich dies freilich bei der fortwährenden politischen Aufregung nicht anders erwarten ließ, in Frankreich an literarischen Neuigkeiten ebenso wenig Bedeutendes gebracht als die frühern Tage und Wochen. Außer den immer in beträchtlicher Zahl vorhandenen Broschüren und Flugschriften, die aber nicht das geringste allgemeine Interesse darbieten, finden wir nur ein paar Vaudevilles: „Angélique et Jeanneton, par Xavier, Dupeuty et Villeneuve", nach dem Roman des Pigault-Lebrun; und „L'entrevue, ou les deux impératrices, par Villeneuve, Masson et Ernest"; ein Drama, von dem man, außer dem Titel, in Deutschland wol schwerlich viel erfahren wird: „Corinne, drame en trois actes et en vers, par M. H. Monnier de la Sizeranne" (aufgeführt auf dem Théâtre français am 23. Sept. des v. J.), und eine neue Bearbeitung eines ältern Dramas: „Dominique ou le vinaigrier, drame de Mercier, remis en un acte, avec des couplets par M. Brazier". Dann ein paar Uebersetzungen deutscher Romane, welche jetzt beinahe die englischen zu verdrängen scheinen: „Le ménétrier, ou une insurrection en Suisse, par H. Zschokke, traduite par A. Loeve-Veimars" und „Véronique, ou le Beguine d'Arau", gleichfalls von Zschokke und gleichfalls von Löve-Veimars übersetzt; daneben eine neue Nachahmung der bekannten Memoiren von Vidocq: „Le forçat, ou vingt ans de galères, contenant la vie et les aventures des plus célèbres voleurs qui ont été condamnés aux fers et des détails curieux sur les bagnes de Rochefort, Toulon, Brest et l'Orient, par M. G." (2 Bände, 18.), zum Nutzen und Frommen des gemeinen Volkes bestimmt, wie aus Titel und Format zu ersehen. An Gehaltvollem nichts, außer einigen Fortsetzungen früher angefangener Werke, wie die achte Lieferung der historischen Abtheilung von Duperrey's „Voyage autour du monde" und wenige ähnliche. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 86. —— 27. März 1831.

Musterung unserer bedeutendsten kritischen Journale. Mit Rücksicht auf die Zeitumstände.

Man hat vielfältig und nicht ohne Anschein von Wahrheit den Deutschen die politische Ehre streitig gemacht, bis die neuesten Zeiten mit den schlagendsten Gegenbeweisen hervorgetreten sind; es gab lange Zeit keinen Gedanken von Volksgefühl, bis ein gewaltiger Mann vor seiner verkannten Gewalt vom Throne stürzte. Seitdem schläft es wieder, und wer davon redet, muß fast befürchten, zum Gelächter zu werden, so sehr hat man es im Munde des Unverstandes alleingelassen und officiell desavouirt; ja, die Deutschen hatten in dieser Beziehung so ganz allen Sinn für die Satyre verloren, daß das einzige Nationalinstitut, welches ihnen übriggeblieben war, es sich geraume Zeit hindurch zum Hauptgeschäft machen konnte, gegen den überlästigen, wenngleich kindischen Patriotismus zu Felde zu liegen, ein Schicksal, welches auf sein Gegenstück wartet. Dennoch sind wir zwar eine sinnige Nation, aber keineswegs stumpfsinnig, wenn auch ein äußerliches Ansehen Beides ziemlich nahe zusammenrückt, und je fühlloser im äußern, desto regsamer im innern Leben. Wir sind mit wahrhaft nationaler Einheit auf dem Markt der literarischen Erscheinungen im thätigsten Eifer der bedeutendsten Gegensätze begriffen und haben die lange Muße des Friedens als echte Theoretiker aufs beste auszukaufen gesucht. So stehen wir vor den Thoren der umsturzdrohenden Zukunft, und je wahrscheinlicher es ist, daß uns jenes mächtige Volksgefühl noch Einmal wird erretten müssen, desto frömmer darf die Betrachtung sein gegenwärtig einziges Feld, die Literatur, festhalten, schon damit getröstet, daß es nur da ist. Wir sind indessen keineswegs gesonnen, den ordnenden Eros in das Chaos der deutschen Bücherwelt zu bringen, wenden uns vielmehr gleich von vornherein an den Verstand desselben, der es wie der νοῦς des Anaxagoras beherrscht, an die literarischen Tribunale und versuchen, ihren gegenwärtigen Zustand in Betracht zu ziehen.

Nicht mit Unrecht steht hier die „Allgemeine Literaturzeitung" obenan. Man weiß, daß sie zu Jena im Jahre 1785 gestiftet, daselbst von Bertuch, Schütz und Hufeland redigirt und erst im Jahre 1804 durch Schütz und Ersch nach Halle verlegt wurde. Gleich das erste Jahr ihrer Stiftung war für sie ein verhängnißvolles. Sie erkannte und verkündigte in ihrem 4. Monatshefte den deutschen Gelehrten die große Umwälzung der Philosophie durch die Kant'sche „Kritik der Vernunft". Damit ergriff sie damals Partei gegen die große Masse von der alten Schule, aber ihre Prophezeihung wurde wahr, und bis auf diesen Tag hat sie die Farbe dieser Schule, der kritischen. Es ist genugsam bekannt, wie einflußreiche Jünger ein berühmter Philosoph in Berlin gezogen; man hat sogar gesagt, seine Philosophie sei Staatsphilosophie geworden und die Leute sprächen nicht gern gegen ihn; wie wahr oder wie falsch dies sein mag, wagen wir nicht zu entscheiden: so viel ist gewiß, niemals erhielt bis jetzt diese Philosophie eine Stimme in der „Allgemeinen Literaturzeitung", vielmehr sah sie sich in derselben und sieht sich noch sehr häufig ernstlich darin geprüft und gerichtet, wie z. B. sogleich die ersten Blätter dieses Jahrganges beweisen können, die eine so unparteiische als gründliche und geistreiche Beleuchtung der Hegel'schen „Encyklopädie" durch Herbart in Königsberg gebracht haben. Sehr wichtig ist für eine gelehrte Zeitschrift die philosophische Farbe, und daß darin die hallische „Literaturzeitung" eine sehr glückliche Wahl gleich in ihrer Wiege gethan, ist eine anerkannte Wahrheit. Ihr Charakter ist in dieser Beziehung ein rationales, gediegenes Wesen, dem selbst eine gewisse Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit in Rücksicht auf die geistreichen Neuerer nur zu bedachtsamerer Prüfung, wenn auch mitunter wol zu Ungerechtigkeiten Ursache wurde. In dieser Farbe und in diesem Wesen hat sie die Gewähr ihrer Unabhängigkeit, welche sie selbst in dem theologischen Halle nicht einbüßte. Wir haben Halle ein theologisches genannt; man könnte es theologisch-philosophisch nennen, um anzudeuten, welches dort die regsten Interessen sind. Streitfragen, die man anderswo nur sehr vereinzelt hört, sind hier an der Tagesordnung; den ewigen Gegensatz zwischen Rationalismus und Orthodoxie oder, in neuerer Zeit, Mysticismus müssen selbst Juristen und Mediziner mit abhandeln helfen, wenn die theologischen Studiosen sich eine Fahne wählen. Freilich liegt in der Anerkennung und Durchfechtung dieses Gegensatzes eine gewisse Beschränktheit, die mehr zu theologischem Wissen als zu philosophisch-religiöser Bildung, der einzigen dermalen genügenden führt; aber wiederum gibt hier das entschiedene Ueber-

gewicht des Rationalismus, der in der „Literaturzeitung" sein Organ hat, eine klare wissenschaftliche Richtung. Philosophische, exegetische, historische, als vorzugsweise gelehrte Formen weisen sich hierbei in den Recensionen aus. Der Einfluß der Philosophie dagegen auf die theologische Kritik ist nicht so bedeutend als man von vornherein glauben sollte, denn die meisten Theologen erlauben sich ein hausbackenes Raisonnement, wenn sie einmal raisonniren müssen, ohne an den tiefern Genuß des philosophischen Bornes gekommen zu sein. Die Theologie ist aber gegenwärtig das vorherrschende Element in der „Allgemeinen Literaturzeitung". Wir erinnern uns noch gar wohl an die Sündflut der Jubelschriften, die darin aufmarschirt waren, und an den berüchtigten Streit, der eine große Krisis zu werden drohte, der aber vorüberging durch eine noch größere, die ganz Europa zusammen- und resp. auseinanderrüttelte. Nicht Unentschiedenheit, sondern eine wohlberechnete Bedachtsamkeit verzögerte diese Angelegenheit, und als sie bereits durch die Geschichte entschieden war, fand das befolgte System seine wohlverdiente Anerkennung. Die entsprechende juristische Partei dürfte noch nicht in solcher Bestimmtheit als Opposition herausgetreten sein, ja, die Redaction scheint sogar in diesem Fach antirational zu sein, ohne daß es besonders auffällt, wie denn überhaupt hier erst bei einem regern politischen Leben die Wichtigkeit der rationalen Ansicht entschiedene Parteien, aber dann auch die allerheftigsten hervorrufen muß. Wichtiger könnte die Frage nach der Haltung im Publicistischen und Historischen sein, und hier ist leider nicht viel zu rühmen. Denn theils liegt dies zu fern von der eigentlichen Sphäre dieses Institutes, theils haben hier ganz eigen organisirte Männer das Wort. Veteranen, brave Leute von anno 1, Aristokraten und Beamte, wie sich bei uns Deutschen von selbst versteht, oder gar officielle Dogmatiker. Mit trauriger Geberdung der Gründlichkeit greifen diese Leute in die scharfe Klinge der Zeit und leugnen dann ihre Schärfe, wenn sie sich auch noch so arg geschnitten haben sollten. Sehr merkwürdig ist in dieser und wahrlich auch noch in anderer Beziehung das Dezemberheft vom vorigen Jahre, wo sich unter der Rubrik: „Geschichte", und nach Angabe von 4 Flugschrifttiteln ein ziemlich ausgedehnter reinpolitischer Aufsatz vorfindet. Dieser Aufsatz recensirt freilich die Bücher nicht, die er an der Stirn trägt, aber er recensirt dafür ihren Inhalt, die deutschen Unruhen, unmittelbar selbst, und sein Verfahren dabei ist so originell und individuell, daß schon deswegen zwar von Gemeingültigkeit gar nicht die Rede sein kann, aber destomehr von Erbauung. Wir wissen aus Nr. 275 d. Bl. f. 1830 eine Thatsache, die hier zum Text genommen zu sein scheint. Es wird dort der Abzug Karls X. und seines Gefolges beschrieben. Wohin sie kommen, allenthalben weht die dreifarbige Fahne, die stärksten Beweise der nationalen Uebereinstimmung treten ihnen täglich unter die Augen, dennoch „sind sie so mit Blindheit geschlagen, daß sie weder die Ursachen noch den Gang der Begebenheiten begreifen. Es scheint bei ihnen zur fixen Idee geworden zu sein, daß es ein angezetteltes Complot gewesen, daß die Ordonnanzen nur zum Vorwand gedient u. s. w." So unglaublich dies scheint, so sehr ist es durch einstimmige Berichte von allen Seiten außer Zweifel gesetzt. Wie unsinnig aber eine solche Ansicht sein mag, die Leute wissen doch zu sagen „wie" und „wo". Dagegen hat unser Recensent der deutschen Unruhen ein viel mislicheres Spiel gespielt. Er legt zwar den Satz der guten Hofleute Karls X.: „das Ganze sei ein angezetteltes Complot gewesen", zum Grunde seiner Betrachtung, hat nun aber die ganz originelle Aufgabe, zu zeigen, daß die Unruhen in Deutschland durch einen „Männerbund", welcher durch ganz Deutschland gehe, angestiftet seien, daß man zwar kein einziges Individuum desselben kenne, daß aber seine Existenz aus seinen Wirkungen, den deutschen Unruhen, klar sei. Wenn es nun etwas Neues ist, daß die neuesten politischen Ereignisse in der „Allgemeinen Literaturzeitung" eine Kritik erfahren, so ist es gewiß noch viel neuer, daß eine solche Unmöglichkeit von einem Beweise möglich gemacht worden ist, und außerdem, wenn die constitutionnelle Partei im Staate gewiß der rationalistischen in der Wissenschaft entspricht, und wenn nun in diesem Aufsatze eben diese Partei als leer, unwissend, schlecht, staatsgefährlich verfolgt wird, so muß man sich billig verwundert fragen, wie kommt die rationalistische hallische „Literaturzeitung" zu dieser absolut-apostolischen Antiquität, zu diesem Philosophem von Holyrood? Es müssen ganz besondere Rücksichten der Artigkeit zu dieser Verleugnung der Idee verführet haben. Der Literaturzeitung ist was Menschliches begegnet. Wundern muß man sich aber auch darüber, daß dieser heftige Angriff auf die sehr ehrenwerthen Constitutionnellen in einem Staat, der so viel Verfassung, der im Grunde mehr Constitution als der französische hat (vgl. „Preuß. Staatszeit.", Nr. 38 d. J.), die Censur passirt ist.*) Die abgeschmacktesten, rohesten Ansichten von politischen Dingen sind übrigens in Deutschland im Allgemeinen weiter keine Merkwürdigkeit; viel wichtiger ist die Sache an sich, der Einbruch einer politischen Parteischrift in das Allerheiligste der Literatur, und zwar mit einem so vernichtenden Strudel, daß in dem ganzen Monatsheft nur einige klägliche Fetzen sogenannter schöner Literatur noch Platz behielten. Es ist gewiß sehr zu wünschen, daß ein aufgeklärter Publicist an der Redaction des Blattes Antheil bekomme und neben der übrigen Gelehrsamkeit auch im Politischen eine Kritik begründe und zur Sprache kommen lasse, die mit völliger Unabhängigkeit und Schärfe die Ehre dieses sehr und sehr mit Recht geschätzten Journals vervollständige. Unter dieser Bedingung kann der halleschen „Allgemeinen Literaturzeitung" die geistige Emancipation des germanischen Europas, die sich vom Juli 1830 datirt, nur erwünscht sein. Ihr eignes Princip,

*) Vergl. über den erwähnten Aufsatz in der „Allg. Literaturzeitung" auch Nr. 14 u. 15 d. Bl. D. Red.

das rationale, ist dort zur Anwendung gekommen, das Recht zur Kritik wird sich auch in den Staatsverhältnissen immer mehr geltendmachen, das ekelhafte Lob ohne die Möglichkeit des Tadels wird jedes freien Mannes unwürdig sein, die Aufweisung des Mangels nicht mehr für Bosheit und schändlich, sondern für Patriotismus und ehrenhaft gelten dürfen, und dann wird es alsbald nicht mehr verwegen scheinen, sondern als nothwendig anerkannt werden, daß die Kritik im Politischen so unabhängig dasteht wie im Philosophischen. In der schönen Literatur finden wir in der Regel ein unabhängiges und gebildetes Urtheil, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß bisweilen einige steifleinene Kritiker mit verbrauchter Metrik und gelehrter Poesie ins Feld rücken, sehr häufig auch ganz aphoristisch unbegründete Machtsprüche mit überflüssiger Vornehmthuerei die eigentliche Nationalliteratur kränken und verunglimpfen; allein, was hier mangelhaft und schief ist, findet anderweitig eine mehr als vollständige Ergänzung, seitdem bekanntlich für diesen Zweig der Literatur eigne, sehr wesentliche Gerichtshöfe constituirt sind.

Bekanntlich sind nach dem Muster der „Allgemeinen Literaturzeitung" 2 andere entstanden, die jenaische (seit 1804) und die leipziger (seit 1800), von denen die erstere unter den Auspicien des zu seiner Zeit vielgeltenden Philologen, Eichstädt, allerdings eine Zeitlang glücklich mit ihrem Vorbilde wetteiferte, gegenwärtig aber, obgleich die Redaction nicht verändert, sondern nur älter geworden, wol schwerlich noch einen Vergleich wünschenswerth finden dürfte. Mitarbeiter wollen zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß sie wol nicht der Hülfsquellen sich rühmen könne, welche die hallesche besitzt; dazu ist ihr Charakter keineswegs so entschieden und deshalb ihre Stimme nicht von dem Gewicht. Natürlich spiegelt sich unter diesen Umständen auch die Zeit nicht so hell in ihr, obgleich sie gerade durch Ergreifung des Neuen und Wegräumung altväterischer Strenge einen Reiz mehr zu gewinnen gesucht haben mag. Daß aber gegenwärtig nur eine Verjüngung der Redaction ihren Schwächen abhelfen könnte, ist eine Sache, die nur aus ganz individuellen Gründen noch bezweifelt werden dürfte. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß sie nicht selten recht schätzbare Sachen bringt, was um so mehr Anerkennung verdient, wenn wir bezweifeln, ob die gelehrten Kritiker dies um zeitlicher Vortheile willen thun. Man muß auch anerkennen, daß sie weniger von irgend einer theologischen Partei influenzirt und also hierin auf dem richtigen kritischen Standpunkt ist. Schließlich ist zu bemerken, daß sie den Namen: „Jenaer Literaturzeitung", keineswegs in dem Sinne führt, als sei sie ein Organ der Universität, da gegenwärtig wenigstens fast kein Einziger von den bedeutendern Mitgliedern dieser Universität daran arbeitet. Daher wird der Wunsch gerecht erscheinen, daß dieses Institut wieder zu einem akademischen und somit zu höherer Bedeutung erhoben werden möge. Den dritten Platz endlich in dieser Gattung räumen wir der „Leipziger Literaturzeitung" ein. Eine gewisse charakterlose Liberalität, Mangel an Schärfe und Strenge stehen ihr bis jetzt gar sehr im Wege und haben sie noch nicht auf gleiche Höhe weder mit ihrer halleschen noch auch mit der jenaer Nebenbuhlerin kommen lassen. Indessen hat sie sowol in der Localität als in der Redaction die gerechtesten Gründe zu der Hoffnung, wenigstens dem jenaschen Institute, wenn es in seiner gegenwärtigen Verfassung verharren sollte, den Rang abzulaufen.

Diese 3 Journale stehen sämmtlich auf der Seite der kritischen Philosophie, und zwar zunächst an dem Indifferentismus das jenaer; in der Mitte, als Repräsentant des bekannten leipzigisch-deutschen Liberalismus und sogenannten gesunden Verstandes (common sense), das leipziger; auf dem entschiedensten Punkte (wiewol nicht consequent), gewaffnet mit sprachgelehrter Theologie und Kant'scher Philosophie, das hallesche. Dabei mußten natürlich Unzulänglichkeiten und Einseitigkeiten fühlbar werden, besonders seitdem in der Philosophie das Identitätssystem eine so ausgezeichnete Macht errungen und in der Theologie die fromme Partei in der neuen (mystischen) Form hervorgetreten. Beide Parteien sonderten sich aus und schufen eigne Organe für sich. So unbedeutend das theologische zu sein scheint, so bedeutend wurde das philosophische, seit 1827 unter dem Titel: „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", erscheinend und von Berlin aus redigirt. Nimmt man diese Zeitschrift als eine Ergänzung der vorigen, so kann man ihr das gerechte Lob, der trefflichsten würdig zur Seite oder, wenn man will, gegenüberzustehen, nicht verweigern; fragt man aber nach der Bedeutung ihrer höchstarroganten Erklärung: „Wiederherstellerin einer wissenschaftlichen Kritik werden zu wollen", so können wol nur sehr überspannte Berliner einen Sinn in solcher Verheißung finden, als hätte es außer ihrem Kreise keine Wissenschaft und kein Urtheil gegeben. Dabei muß man sich erinnern, daß der geschnürte preußische Charakter auf der einen Seite zwar ein gehaltenes Wesen und eine tüchtige Gründlichkeit, auf der andern aber auch einen Dünkel und eine gelehrte Ueberspanntheit mitsichbringt, die wol in allen Zeiten ihres Gleichen sucht, sodaß man nach der alten Jean-Paul'schen Regel nur das Ideal daranzuhalten braucht, um die schönste Komödie zu lesen, ganz ähnlich dem Berichte des preußischen Regierungsrathes über die preußische Poesie auf Schulen, welches Aktenstück wir in der „Vorschule zur Aesthetik" abgedruckt finden.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Han von Island, nach dem Französischen des Victor Hugo ins Deutsche übertragen von W. Laubner. 3 Theile. Meißen, Klinkicht. 1830. 8. 3 Thlr.

Es ist betrübt, daß auch die bessern Geister durch irgend eine Mode, meistens eine häßliche, mit dem Troß ihrer Zeitgenossen zusammenhängen, gleichsam als wollten sie dadurch den Neid entwaffnen, der seine Krallen gegen Alles ausstreckt, was aus der Masse sich erhebt. Der talentvolle Verf. hat dem verderbten Geschmack der neuesten Zeit gehuldigt und sich ins ekelhaft Atroce verirrt, er, der auch durch diese Erzählung beweist, daß er das Gefühlvolle, Anmuthige, das Biederherzig-Humoristische zu erkennen, zu empfinden und wiederzustralen vermag!

Sein erster Liebhaber hat den frischesten, heitersten Jugendmuth, männlich und innig, werth, von der Ethel geliebt zu sein, die den deutlichen Beweis gibt, daß die echte Unschuld sich mit dem Gürtel der Grazie schmücken kann und keineswegs fad zu sein braucht. Anziehend, wie die Jugend, ist auch das Alter in der Person von Ordner's Oheim, des launigen, gutmüthigen Gouverneurs, und des starren, menschenfeindlichen, aber großartigen Vaters der Ethel, der widerrechtlich der Freiheit beraubt wurde. Das Milde mit dem Starken gäbe wol einen guten Klang, wenn in das Silber und Erz sich nicht höllisches Pech, giftiger Schwefel und dergl. gräßliche Ingredienzien eingeschmuggelt und den ganzen Guß verdorben hätten. Die vornehmen Bösewichter sind mehr dumm und albern als schlecht; aber die gemeinen, der Räuber Han, der Scharfrichter und sein Weib, sind dermaßen bestialisch, daß man mit dem entschiedensten Abscheu sich wegwendet und ebenso gern Folterscenen und die Martern, womit die Irokesen ihre Gefangenen quälten, mitansehen mag. Da solche Stellen, wo jene dramatis personae eingreifen, nicht sich überschlagen lassen, möchten wir keiner Frau rathen, die nicht zu den berüchtigten tricoteuses der Schreckenszeit gehört, das Buch zu lesen.

2. Die Fanatiker. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Storch. 2 Theile. Leipzig, Hartmann. 1831. 8. 2 Thlr.

Die Chirurgen auf Ceylon, denen ehedem oblag, Zimmt und Nelken zu prüfen, pflegten die wundgebeizte Zunge durch den Genuß von Fettigkeiten zu heilen, und da mochte leichtlich Manches lindern, was nur nicht brannte und biß. Ein solches besänftigendes Oel däucht Einem dieses Buch, und doch berichtet es von den Greueln der Bartholomäusnacht, und was ihr vorausging und folgte, und doch ist das Liebliche nicht so reizend und einnehmend wie im „Han" in die Erscheinung gesetzt. Aber kein Assaföditaduft betäubt uns, kein glühendes Gewürz zerstört Geschmack und Besinnung, das Tragische wird nirgends zum Empörenden, kein wohlgefälliges Verweilen des Autors bei dem widerlich Ekelhaften, selbst sein Plastron André ist ruchlos ohne Entmenschung und, in Vergleich jener Bestien, ein Mann aus der guten Gesellschaft. Recht fanatisch sind bei alledem Papisten und Hugenotten des Romans nicht, wenigstens nicht in religiöser Richtung, aber leidenschaftlich und begierig, rachsüchtig, wenn es just ihre Zwecke fördert, und sie, unbeschadet des eignen Vortheils, ihr Müthchen kühlen können. Das Erdichtete ist mit dem Wirklichen gut verbunden, das durch jenes einen Anhauch von Neuheit erhält, ohne daß der Verf. zu dem Bizarren greifen mußte, um das Bekannte zu etwas Frischem zu machen; seine Portraits, zumal die Karls IX., der Königin Katharina, ziehen durch Kraft, Wahrheit und Natur an, und man wird, so viele geübte und ungeübte Meister sich schon an diesem Gegenstand versuchten, doch gern von Neuem ihn, von dieser Hand gemalt, betrachten.

3. Historische Originalromane aus Deutschlands Helden- und Ritterzeiten. Herausgegeben von G. F. Horvath. Sechster Band. Enthält: Albrecht der Bär, oder die Gründung von Berlin. Romantische Erzählung aus der Zeitperiode des zwölften Jahrhunderts, von Ewald Dietrich. Mit einer Abbildung. Meißen, Gödsche. 1830. 8. 1 Thlr. 6 Gr. *)

4. Aswin der Kühne, oder Treue Liebe siegt. Romantische Darstellung von R. Sente. Leipzig, Glück. 1830. 8. 18 Gr.

Erstes Buch ist für den mittlern Schlag der Leihbibliotheksleser, zweites für den gemeinen Troß dieses Publicums berechnet; in jenem erfährt man doch, daß Berlin seinen Namen von einer Perle, einem Bären und dem wendischen Wort Berln, das ein auf Pfählen gebaute Stadt bedeutet, hat, auch noch einiges aus Chroniken gezogene Geschichtliche. Die letztere Schrift enthält kein Titelchen mehr, als der alltäglichste Liebes-, Räuber- und Ritterroman nöthig macht, höchstens noch das passive Verdienst, nicht weitschweifig und schmuzig zu sein.

*) Vgl. Nr. 128 d. Bl. f. 1830 u. Nr. 15 f. 1831. D. Red.

5. Romantik und Liebe. Eine Sammlung von Erzählungen nach dem Engl. von L. von Alvensleben (Gustav Sellen). Zweiter Theil. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr. *)

6. Die Geistererbschaft und andere Erzählungen von Demselben. Leipzig, Lauffer. 1830. 8. 1 Thlr.

Beides, Fremdes und Eignes, unterhält angenehm, Witz und Heiterkeit sind nicht lahm, Ernst und Empfindung fließen aus reiner Quelle, die Anekdoten aus dem wirklichen Leben tragen das Gepräge der Wahrheit und sind rasch erzählt, welches letzte Verdienst bei den größern Geschichten aus dem Englischen wol auch mehr das des Bearbeiters als das des Originalautors sein mag.

7. Abendbibliothek für die elegante Welt, herausgegeben von Karl Wunster. Erstes Bändchen. Bunzlau, Appun. 1831. 8. 12 Gr.

„Prinz Wilhelm von Hessen", Novelle von Bertha van der Velde, füllt den größten Raum in dem Bändchen aus; sie beurkundet das Talent der Verfasserin, deren Wagestück, Kurfürst Moritz von Sachsen redend einzuführen, gut ausfiel. Der junge Held, des Kurfürsten Schwager, ist noch wärmer als Freund denn als Liebender, trotz dem aber so geartet, daß er der Zuneigung der Frauen gewiß sein darf. Die Männer haben zur Augenlust eine sanfte, schüchterne und eine kokette Schöne, sodaß Leser und Leserinnen Vergnügen an der Geschichte finden können. „Der falsche Canning", von Clemens Hurray, bestätigt die alte Wahrnehmung, daß partiell Wahnsinnige nicht selten von ihrer fixen Idee geheilt werden, wenn man sie nicht bestreitet, sondern darauf eingeht und scheinbar Mittel anwendet, das eingebildete Uebel wegzuschaffen. „C-Moll", von Demselben, wunderbares Eingreifen dieses Accords in die Lebensverhältnisse eines Ehemanns und seines Kindes, ahnungsvoll, ohne alle Spielerei. Die beiden Balladen von Schwarz sind als Zugabe zu betrachten.

8. Probiernadeln. Erzählungen von Karl Stegmayer. Wien, Adolph. 1828. 12. 12 Gr.

Ist das edle Metall nicht allzu stark mit unedelm legirt, so soll man nicht murren; es läßt sich doch Nützliches und Zierliches daraus arbeiten, wenngleich es kein Dukatengold ist und nicht augsburger Probe hält. Also wollen wir uns die längern und kürzern Erzählungen, welche uns vorgelegt wurden, wohlgefallen lassen, sie sind anspruchslos, keine Zerrbilder und von angenehmer Form.

84.

Notiz.

Transactions of the Albany institute.

Die Acten des gelehrten Institutes zu Albany sind vorzüglich für die Naturgeschichte von Interesse, geben aber auch zugleich ein sehr rühmliches Zeugniß von der vielfachen Thätigkeit der Mitglieder jenes Vereins. Bemerkenswerth scheint uns besonders eine im Juniheft vom vorigen Jahr von dem Dr. James M'Naughton mitgetheilte Geschichte eines zugleich physischen und intellectuellen Krankheitsübels zu sein, das in jenen Gegenden zuweilen vorkommend, den damit Befallenen nach einigen Wochen eines durch nichts zu beseitigenden Hanges, sich aller Nahrung zu enthalten, in das Grab stürzt. Der Unglückliche sieht sein nahes Ende voraus, erwartet es aber mit einer zugleich religiösen und stumpfsinnigen Ruhe. Eine Erschütterung der Geisteskräfte ist übrigens nicht zu bemerken und bei dem speciellen Fall, welchen der Dr. M'Naughton hier schildert, hielten sich auch die Körperkräfte auf eine überraschende Art mehre Wochen ohne bedeutende Abnahme, bis endlich nach 58 Tagen der Tod diesem unglücklichen Zustande ein Ende machte. Darf man dem Bericht des Arztes glauben, so machte der erwähnte Kranke, nachdem derselbe 6 Wochen lang einer völligen Abstinenz sich unterworfen hatte, noch während einem Theile des Tages ziemlich weite Spaziergänge in dem seiner Wohnung nahe gelegenen Gehölz.

9.

*) Vgl. Nr. 147 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 87. —— 28. März 1831.

Musterung unserer bedeutendsten kritischen Journale. Mit Rücksicht auf die Zeitumstände.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Der wirklich vortrefflich geordnete und verwaltete preußische Staat ist durch seine gründliche Tendenz und die daraus entspringenden Prüfungscommissionen, Aufsichtsbehörden, Conduitenlisten u. s. w. gleichsam eine große Schulstube geworden, das Militairische kommt hinzu, und so ist die Subordination ebenso wesentlich als das Avancement, und vor allen Dingen hat hier eigentlich der Subalterne nichts zu raisonniren. Dieser Charakter, je entschiedener und schroffer er auftritt, um so mehr muß er unterjochend sein; und wenn es nicht zu verkennen ist, daß gerade die Gelehrsamkeit an seiner gegenwärtigen Gestaltung durch das aufgeklärte Gouvernement den bedeutendsten Antheil hat, so ist von vornherein zu erwarten, daß eine Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin sich ganz in diesem Sinne constituiren müsse. So geschah es. Der Jahresbericht für 1827 (Februarheft 1828) spricht sich aufs entschiedenste aus und zwar mit solcher Sicherheit, daß es recht deutlich wird, wie in solcher Umgebung und bei solcher Geistesrichtung der Gedanke an eine Zulässigkeit verschiedener Ansichten gar nicht aufgekommen. Nachdem zuerst geschichtlich mitgetheilt worden, wie sich eine allgemeine Unzufriedenheit mit dem Getreibe des Recensirwesens in Deutschland in den Gemüthern festgesetzt habe, und bei den Buchhändlern Uebermuth, bei den irgend namhaften Autoren Verachtung gegen diese gelehrte Form entstanden sei, werden 3 Heilmittel dagegen vorgebracht: eine öffentlich dastehende namhafte Societät, die schon dadurch jeden Gedanken an eine blos auf Privatvortheil berechnete Fem ausschließt, eine bessere Auswahl der zu recensirenden Werke, und endlich Namensunterschrift und Namhaftigkeit der Recensenten. Es heißt nämlich dort, in Bezug auf diesen letzten Punkt: „Waren die kritischen Gerichtshöfe durch ungenannte Richter besetzt, die meistens nicht namhafter wurden, wenn man sie auch gezwungen hatte, das Visir zu öffnen, so mußte auf genannte und bekannte Urtheiler als auf die Grundbedingung alles Rechtsprechens überhaupt gehalten werden". Und in der Ueberzeugung, daß dies die einzigrichtige Methode sei, fährt der Hr. Berichterstatter gleich darauf also fort: „Es ist auffallend, daß man gerade diese 3 Hauptsätze, die als die Grundlage unsers Instituts betrachtet werden können, jeden insbesondere und alle insgesammt anzufechten sich nicht gescheut hat". Aber trotz dieses guten Vertrauens, zeigt sich bald das Ungehörige in den großen Reformen; gleich im nächsten Jahresbericht sind Klagen über die Trägheit und Unzuverlässigkeit der namhaften Herren zu lesen, und gleich darauf rückt das Geständniß heraus: „Es könnten auch solche, die nicht förmlich als Mitglieder in die Societät aufgenommen worden, angetragene Arbeiten verfertigen, und es sei dies ein geeigneter Weg, jüngere Gelehrte in eine Beziehung zur Gesellschaft zu setzen"; und in der That, man liest unter den Recensionen Namen genug, die mit geöffnetem Visir um nichts namhafter sind, oder es wenigstens erst durch dieses ewige Oeffnen des Visirs werden. Mit der Vertheilung der Schriften durch die Societät geht es nicht viel besser, eben weil die gelehrten Herren ihre Zusagen nicht halten. Von den 3 großen Reformen bleibt also nichts übrig als die Namensunterschrift, die im „Hermes" Regel, in den „Wiener Jahrbüchern" immer, in der halleschen „Literaturzeitung" sehr häufig ist, also kein großer Vorzug, wenn es überhaupt einer ist, bleibt, und endlich die hier noch nicht erwähnte förmliche Censur jeder einlaufenden Recension. Im Allgemeinen muß man zugestehen, daß diese Prüfungscommission und die immer stattfindende Namensunterschrift ihre Vortheile haben und unumgänglich sogleich eine gewisse Solidität bewirken. Allein, der Name, wenn er berühmt ist, führt leicht zur Autorität, statt zur Kritik; wenn er unbekannt ist, offenbar zu Nichts als etwa zum Nasenrümpfen, während, wenn nur der allgemeine Charakter des Blattes im Hintergrunde steht, dem Urtheil nicht von Neuem Zuneigung oder Widerwillen sich beimischt und wol selten in dem Grade als bei hinzutretender Persönlichkeit. Was aber die hochlöbliche Prüfungscommission anbetrifft, so wird natürlich eine solche Examinirerei in Beziehung auf gewisse Leute gleich zur leeren Form, Andere aber erkennen mit vollem Recht das hochweise Gericht nicht für competent, denn in der gelehrten Welt wird die höchste Freiheit in Anspruch genommen und gilt die empfindlichste Ehre. Wer einmal als Mitarbeiter zugelassen ist, bei dem kann nur eine außerordentliche Ursache die Abweisung seiner Arbeit rechtfer-

tigen. Das erlaubt sich aber auch jede Redaction, und man gesteht ihr gerne noch mehr zu, nur muß sie es nicht allzu förmlich und allzu schulmeisterlich in Anspruch nehmen. Wer im Allgemeinen als Mann von Wissenschaft und Urtheil anerkannt ist, dem muß man im Einzelnen vertrauen; wen aber Vernunft und Ehre nicht regieren, der wird selten zu jener allgemeinen Anerkennung gelangen. Auf keinen Fall ist solchen Instituten, die einen bestimmten Zweck und Charakter öffentlich bekennen und dann jedes von Gründen unterstützte Urtheil, welches ihrem Wesen nicht widerspricht, zulassen, Anarchie vorzuwerfen, denn die Billigung des Publicums, die sich aufdrängende Nothwendigkeit, nichts Unbegründetes zu sagen, also Vernunft und Ehre, sind Regierung genug. Aber jenen gelehrten Herren scheint der Grundsatz, „daß man so wenig als möglich regieren müsse", auf ihrem ganz eigenthümlichen Standpunkte wüst und anarchisch. Ein pedantischer Formalismus und ein lächerlicher Hochmuth, der sich öfter auf jenen steift, blicken leider zu sehr aus diesem Institute hervor. Darin ging man zuerst so weit, daß es in den monatlichen Berichten zu heißen pflegte: „N. hat sich gemeldet und ist in die Societät aufgenommen", selbst wenn man dem N. den Antrag dazu gemacht hatte. Hierüber entstand indessen das Bewußtsein, und es hieß später bescheidener: „N. ist der Societät *beigetreten*". Doch genug von diesen Aeußerlichkeiten, die nur ein Bild des Innern und nur als solches dieser Worte werth sind. Die „Jahrbücher" haben dennoch große Anerkennung gefunden und verdient, zuerst natürlich weil sie wirklich, selbst in den eigentlichsten Organen jener Philosophie, viel kritisches Talent und wissenschaftliche Gründlichkeit, ja, in vielen Dingen allerdings einen bedeutend höhern Standpunkt als selbst die Halle'sche „Literaturzeitung" verrathen; dann, weil sie in Preußen aus den angedeuteten und andern Gründen, namentlich durch den Antheil der einflußreichsten Männer an der Redaction, die öffentliche Meinung für sich haben, ja sogar der Stütze der öffentlichen Autorität, wie unter so bewandten Umständen natürlich, nicht entbehren sollen. Vorherrschend ist in ihr die Philosophie, und zwar die Hegel'sche, welche sich für den „heutigen Standpunkt des philosophischen Bewußtseins" hält und als solches Herrschaft und Allgemeingültigkeit in Anspruch nehmen muß, daher ihre ausgesuchte Grobheit gegen die Uebrigen und die nöthige Selbstvergötterung, wie denn Hegel eine Recension der „kleinen Jagd", die eine Zeitlang gegen ihn losbrach, mit den Worten des alten Fritz schließt: „Sieht er, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!" Hier wäre es gut gewesen, wenn der geniale Mann mehr common sense angewendet hätte. Eine solche Sprache von oben herab ist aber nicht Ausnahme, sondern Ton in den philosophischen Recensionen dieses Blattes. — Die Theologie erkennt hier vor allen Dingen die Nichtigkeit der rationalistischen Gottesgelahrtheit und die Unwissenschaftlichkeit der Frommen, auch zeigt sie, was es mit jenen leeren Gegensätzen des Rationalismus und Supernaturalismus auf sich habe, wird aber dabei, wie sich von selbst versteht, eine Beute der Hegel'schen Philosophie, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß in der neuesten Zeit auch genießbarer gestaltete Recensionen Raum gefunden.

In der Jurisprudenz soll nur dem Uebermaß der historischen Schule gesteuert werden, und offenbar hat der Einfluß eines berühmten Mannes hier einige Unentschiedenheit veranlaßt, besonders da die Philosophie keineswegs so ungeschickt ist, daß sie das Wahre in jener Schule nicht sollte herausstellen können. Sie ist aber entschiedener geblieben, als sie es vielleicht erwartet und gewünscht hat. Der Philologie, Historie und Kunst muß man vielleicht den angemessensten Standpunkt, eine sehr ehrenwerthe Erhebung über den blos grammatischen, altphilologischen Stamm im Sprachlichen, über die Vernachlässigung des Philologischen im Historischen, und über classische Bornirtheit in der Kunst zugestehen, wenngleich mitunter eine unfruchtbare melancholische Gelehrsamkeit auch hier noch zu Worte kommt und dann natürlich desto eifriger ins Geschirr geht.

In der ganzen Bestrebung dieses Blattes liegt unstreitig von der einen Seite die Bedingung der Vortrefflichkeit, von der andern aber auch einer so individualisirten Gestaltung, daß es die äußerste Verwunderung erregen muß, wenn diese Partei, die sonst doch mit der Indifferenzirung der Gegensätze und der Unzulänglichkeit der Extreme so gut umzugehen weiß, den unklaren Anspruch auf Allgemeingültigkeit ihres Philosophems macht, und zwar mit einer Sicherheit, wie sie vielleicht nicht einmal der selige Fichte aufzubringen vermocht hätte.

Dieses starre, pedantische, aristokratische Wesen, welches in Berlin seinen Sitz hat und allerdings ein sehr interessantes Getreibe darbietet in dem Versuche, auch das Unbedeutendste seines Organismus a priori festzustellen, findet den beweglichen, heitern, demokratischen Gegensatz in dem südlichen Deutschland und besonders in Frankreich. Sofern es nun auf das Praktische ankommt, hat das vorige Jahr, wie es scheint, einen Kampf auf Tod und Leben vorbereitet. Durch das ganze germanische Leben geht ein Gegensatz, ganz ähnlich dem des griechischen im Dorismus und Jonismus, und mit so vollkommenem Bewußtsein auf beiden Seiten, daß ein furchtbares Zusammentreffen der Extreme bevorzustehen scheint. Dabei würde die Frage sein, ob diese bisher vollständig herrschenden Formen, in denen sich das nordische Leben bewegt, und die von uns soeben betrachtete literarische Erscheinung ihren Boden und Halt hat, ob diese Formen dem Nationalcharakter so vollkommen entsprechen, daß alle Lockungen und alle Angriffe des Südens sie nicht zu modificiren vermögen, oder ob sie sich ohne Weiteres soweit modificiren werden, daß kein schneidender Gegensatz und also auch geringere Wahrscheinlichkeit zu einem Principienkriege übrigbleibt. Die Macht der Geschichte über die Theorie ist unendlich, und je mehr dieselbe gerade in der Schule, die über die berliner „Jahrbücher" herrscht, ihre Anerkennung findet, desto gefährlicher scheint ihnen die neueste Wendung der europäischen Angelegenheiten werden zu müssen, indem ein ihnen völ-

lig feindseliges Philosophem (vgl. Hegel's „Naturr." S. 293) die Herrschaft in Anspruch nimmt und täglich mehr ergreift. Mit Uebergehung der minderbedeutenden „Göttinger Anzeigen", die selten nur überhaupt urtheilen wollen und ihr Verdienst vorzüglich in der Inhaltsanzeige bedeutender, besonders englischer Schriften suchen, der östreichisch-beschränkten wiener „Jahrbücher" und sonstiger Zeitschriften von beschränktern Kreisen und Zwecken, kommen wir auf ein Journal, das ohne Widerrede das erste in Deutschland ist, wir meinen den seit 1819 nach dem Muster des „Edinburgh review" in Leipzig erscheinenden „Hermes". Er kam bis zum Jahr 1825 in vierteljährlichen Bänden heraus, seitdem aber in kleinern Heften und schließt 2 wesentliche Bestrebungen der gewöhnlichen Literaturzeitungen ganz aus. Zuerst geht er nicht darauf aus, den Freunden der Wissenschaft einen schnellen und vollständigen Bericht des Neuesten, mit kurzer historischer Angabe des Inhalts, zu liefern; und zweitens ebenso wenig die sämmtlichen neuern Erzeugnisse der Literatur als einzelne für sich stehende Erscheinungen aufzufassen, um entweder blos referirend die Leser mit dem Inhalte bekanntzumachen, oder durch eine ins Detail eingehende Kritik das einzelne Werk zu ergänzen und zu berichtigen. So unterscheidet sich der „Hermes" ausdrücklich in der Ankündigung seiner mit dem Jahr 1825 beginnenden äußern Veränderung von den übrigen kritischen Journalen und fügt dann noch hinzu: „Der „Hermes" muß vielmehr Das, was wir hiemit nicht etwa als Andern fehlend ansprechen wollen, was sich aber dort sehr oft mit andern Zwecken verbindet, zu seiner alleinigen und ausschließlichen Aufgabe machen: überall nur die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst anzugeben, den Standpunkt zu bezeichnen, auf welchem sie in ihren einzelnen Zweigen steht, ein jedes wichtigere Werk mit demselben zusammenzuhalten, um den Gewinn würdigen zu können, welchen es der Wissenschaft bringt, aber auch Schriften, welche vielleicht an sich nicht als Bereicherung der Literatur betrachtet werden können, als Anlaß zu brauchen, um über die Lücken der Literatur, über falsche Richtungen und verfehlte Bestrebungen der Zeit ernste und wo möglich heilsame Worte auszusprechen".

Wenn man im Allgemeinen von einem Fortschritt der Wissenschaft und Kunst spricht, so bleibt dies noch immer ein angefochtener Satz, und die Widersacher können das billige Verlangen stellen, dies im Einzelnen nachgewiesen zu sehen. Freilich ist dies für die Kräfte des Individuums unmöglich, und auch für Viele wird es immer schwierig bleiben. Dennoch muß man gestehen, daß der „Hermes" seinem Versprechen in den meisten Fächern der Literatur so vollkommen nachgekommen ist, wie es der strengste Ausleger jener Verheißung nur irgend erwarten konnte. Nicht leicht wird man wirkliche Nachweisungen über den Fortschritt seiner Wissenschaft oder doch über ihren dermaligen Standpunkt und die darauf nothwendig gewordenen Anfoderungen an dieselbe vermissen; und wenn auch der „Hermes" wegen der encyklopädischen Verfassung ebensowie die gewöhnlichen Literaturzeitungen und vielleicht wegen des höchsten Standpunktes in der Wissenschaft noch mehr Fremdartiges für den Einzelnen bringt, so entschädigt Jeden die nirgends außerdem so vollständig zu erlangende Orientirung in seiner Wissenschaft; für den Mitfortschreitenden eine große Bequemlichkeit, für den Anwachs die beste Einweihung in den letzten Grad der gelehrten Loge.

Außerdem sind die mancherlei philosophischen, geschichtlichen, philologischen, publicistischen, ästhetischen Untersuchungen von allgemeinem Interesse, besonders da die ganze Aufgabe des „Hermes" einzelne Data und trockenes registermäßiges Aufzählen verschmäht und allemal zu einem künstlerischgestalteten Ganzen hindrängt. Wer aber einmal dieses Ziel fassen muß, der wird auch gezwungen, den Weg dahin mit sorgfältigern Schritten zu durchmessen, um eben im Einzelnen die Mühe der Gestaltung des Ganzen nicht zu verderben, und so findet sich, bei aller Gelehrsamkeit und Gründlichkeit in den Sachen, meistens ein gebildeter, classischer Styl in dieser Zeitschrift: ein Vorzug, den die Mittheilungen gelehrter Männer sonst bekanntlich nur gar zu oft entbehren.

So müßte man im Allgemeinen diese sehr verdiente Zeitschrift charakterisiren, wenn ihr Verhältniß zu der Zeit und ihren Gegensätzen nicht weiter und genauer in Frage käme. Dies Verhältniß aber ist von dem höchsten Interesse, sofern in diesem Journale die größte Kraft gegen jeden dünkelvollen Dogmatismus, jede Ueberschüttung des wahren Kernes der Wissenschaft, jede Verunglimpfung der geistigen Freiheit und Strebsamkeit ins Leben getreten ist. Die Philosophie, als eine ins Unendliche fortschreitende, von Dichtung und Dogma gleich fern zu haltende Untersuchung, die Geschichte als Kritik der Thatsachen und das den Fortschritt des Lebens begleitende Bewußtsein, die Jurisprudenz unter dem Scepter der Idee der Gerechtigkeit — also Gegensatz gegen naturphilosophische, Unendliches einzäunende und Unmögliches möglich machende Bestrebungen, Gegensatz gegen stationnaire Unklarheit und politische Rohheit, und Gegensatz gegen die historische Schule im Recht, welche im Grunde ebenfalls nur aus einer unklaren Auffassung des Princips der Geschichte entsprungen ist — dies sind die Hauptgesichtspunkte, welche die Richtung des „Hermes" in Satz und Gegensatz bestimmen, und wonach die Behandlungsart der übrigen Wissenschaften, sobald sie hier zur Sprache kommen, je nach ihrer Art ebenfalls abgemessen und modificirt wird.

Freilich ist der „Hermes" sonach das einzige Journal, welches die Idee der Geschichte des Geistes auf eine durchgreifende klare Weise gefaßt und ihre immer wiederholte Verwirklichung, die jedesmalige wirklich erstiegene Stufe des so oft angefochtenen „march of intellect" und die etwaigen Unklarheiten auf der andern Seite nachweiset; aber dennoch dürfte auch ihm die stürmische Zeit, und vielleicht ihm am meisten, je weiter er von dem Bulletincharakter zu einem reinwissenschaftlichen Wesen fortgeschritten ist, verderblich entgegentreten. Jene können ihre Zwecke ändern, und dann fortbestehen; der „Hermes" kann

kein Titelchen an dem seinigen ändern, so gewiß als eine innere Nothwendigkeit ihn gebietet und mit seinem Charakter zugleich seine Bedeutung völlig verloren ginge. Dem sei aber, wie ihm wolle: Ehre für immer dem trefflichen Vorfechter für Geistesfreiheit und lebendige Wissenschaft, den alten Ruhm des ersten Volks der Erde!

„Des ersten Volks“, das in seiner innern Zerrissenheit mit banger Erwartung den Ereignissen entgegensieht und wol kaum in der Fülle seiner Wissenschaft, in der Tiefe und Innigkeit seiner Auffassung, in dem Freiheitssinne seiner Staaten die Sicherung findet, welche das lebendige Nationalgefühl (auch außer der Wissenschaft) ihm nothwendig geben müßte. Dennoch ist es kein geringer Trost, den Zustand unsers Geisteslebens zu betrachten, wie wir es soeben an einem wichtigen Theile desselben versucht haben, besonders in einer Zeit, wo der Gedanke die Materie so siegreich unterworfen und mit Blitzesschnelle die germanisch-europäische Staatenfamilie zu durchdringen und zu ergreifen vermag. Daher, wer es vermag, der pflege den Gedanken der rettenden Nationalität, damit er in den Zeiten der Gefahr nicht schlummere. 153.

Die homöopathische Verschlimmerung. Ein romantisches Gemälde von Iwan Asper. Leipzig, Lauffer. 1830. 8. 1 Thlr.

Wir haben in unsern Bl. wenig Raum übrig für so ganz unbedeutende und talentlose Hervorbringungen, wie diese eine ist. Das Ganze soll eine Satyre gegen die neue Lehre von der Homöopathie sein. Allein, so wenig Vertrauen wir, als Laien, auch dem Hahnemann'schen Grundgesetz: Similia similibus, schenken können, ja, so vernunftwidrig er in thesi uns auch erscheint — die Medizin ist ihrem wesentlichsten Elemente nach Erfahrungswissenschaft, und läßt, als solche, keinen Streit über Theoreme zu. Der Verf. sucht die Homöopathie auf alle Weise zu verdächtigen, ersinnt zu diesem Zweck eine ganz geschmacklose Geschichte, gibt die neue Lehre Pfuschern, verdorbenen Barbieren, liederlichen Studenten in die Hände und hat nun sein Werk gethan. Er muß wol ein Studiosus medicinae sein; allein, auf welche gelehrte Art er sein Studium betreiben mag, davon erhalten wir durch den einzigen Umstand hinreichenden Beweis, daß er fortwährend, und vielleicht zu hundert Malen, in seinem Buch von der Allöopathie spricht. Er kennt also nicht einmal die etymologische Herkunft des von ihm vertheidigten Systems. Einer seiner homöopathischen Helden, Arsäus, geht in Elend und Verworfenheit zu Grunde, der andere, Alexis, heirathet eine Witwe, trennt sich, heirathet Theresen und ist glücklich. Der Grundgedanke ist dabei, daß beide Helden sich homöopathisch verehlichen wollen und über diesem Gedanken unglücklich werden. Doch: Jam satis! Sprache und Styl des Verfs. stehen mit seiner Erfindung im Einklang. 25.

Notizen.

Jakob Cats.

Der volksthümlichste unter allen niederländischen Dichtern ist ohne Zweifel Jakob Cats. Familien von altem Schrot und Korn, wie man deren in allen Gegenden der Niederlande noch in Menge findet, bewahren ihren Cats neben der Bibel; und Tausende wissen wenigstens den einen und den andern von den sinnreichen und scherzhaften Sprüchen ihres Lieblingsdichters auswendig. Als ein gutes Zeichen für die allmälige Vereinigung der südlichen und der nördlichen Provinzen, die jetzt auf einmal wieder weiter von einander getrennt sind als je, konnte es daher betrachtet werden, daß kurze Zeit, nachdem eine amsterdamer Buchhandlung einen wohlfeilen Abdruck des alten Cats für das Volk veranstaltet hatte, ein brüsseler Haus in löblichem Wetteifer eine Prachtausgabe begann, von der noch im Sommer des v. J. die erste Lieferung erschien. In einem festlichern Gewande ist nicht leicht ein niederländischer Dichter erschienen als der alte Vater Cats, wie er gewöhnlich genannt wird, in dieser brüsseler Ausgabe. Aber durch die Unruhen, die so Vieles unterbrochen haben, möchten jetzt wol auch: „Al de Werken van Jacob Cats“ (Brüssel, 1830, m. Kupf.) mit ihrer ersten Aflevering abgebrochen sein.

Scheltema's Plan für eine Geschichte der Niederlande.

Wie man auch die gewaltsame Losreißung der belgischen Provinzen von dem Königreich der Niederlande beurtheilen mag, so ist doch die Thatsache nicht zu verkennen, daß 15 Jahre der Vereinigung die äußere Verbindung der nördlichen und der südlichen Provinzen noch keineswegs in eine innere verwandelt hatten, als der Ausbruch der Unruhen auch jenes äußere Band löste. Nicht blos in Belgien, sondern ebenso entschieden sprach sich dies Misverhältniß bei mehr als einer Gelegenheit auch in Holland aus. Der König fodert durch einen Beschluß vom 23. Dezember 1826 die niederländischen Gelehrten auf, ihre Gedanken über die zweckmäßigste Bearbeitung einer vaterländischen Geschichte einer zur Prüfung derselben eigens niedergesetzten Commission mitzutheilen. Von Seiten der belgischen Gelehrten ging, so viel wir in Erfahrung gebracht haben, nicht ein einziger auf diese Einladung ein; von Seiten der holländischen wurde die Aufgabe sogleich auf die Geschichte der 7 vereinigten Provinzen beschränkt; so von J. Scheltema in seiner sonst verdienstlichen „Verhandeling over het bewerken van de Geschiedenis der Nederlanden“ (Haarlem, 1829). Die Geschichte der südlichen Provinzen, meint der gelehrte Verf. dieser Abhandlung, müsse von einem Südniederländer, die Geschichte der nördlichen von einem Nordniederländer geschrieben werden; die Vereinigung in ein Werk sei unrathsam, weil seit der Abschwörung Philipps, im Jahre 1581, bis zum Jahre 1814, die 10 südlichen Provinzen des Reichs von der Republik der vereinigten Niederlande getrennt, ohne unabhängige Existenz, erst Spanien, dann Oestreich und zuletzt Frankreich unterworfen gewesen und sich daher historisch leichter mit der Geschichte dieser Länder verbinden als an die niederländische Geschichte anknüpfen ließen. Ueberdies ruft ein holländischer Journalist in einer Anzeige dieses Aufsatzes aus: „Wie könnte der Geschichtschreiber, ohne den Schein der Parteilichkeit aufsichzuziehen, den Stand der Dinge in den nördlichen und südlichen Landschaften der Wahrheit gemäß beschreiben und nebeneinanderstellen? Auf der einen Seite die jugendliche Kraft des aufblühenden Gemeinwesens, mit Freiheit und Selbständigkeit; auf der andern die Lebensbeschreibungen von schwachen spanischen und östreichischen Monarchen; — hier die Wissenschaften und die Dichtkunst auf den Gipfel erhoben, dort nur einige Ausbildung jener Künste, welche der Stattlichkeit und Pracht des Gottesdienstes förderlich sein können“. Wie war es möglich, fragen wir, daß es je zu einer wahren innern Vereinigung von Nord- und Südniederland kommen konnte, wenn jene Männer, von denen die Bildung der Nation ausgehen mußte, aus der Vergangenheit immer nur die trennenden Momente und nie die vereinigenden hervorhoben? Wenn Holland im 16 und 17. Jahrhundert kräftiger war als Belgien, so war dieses dagegen in früherer Zeit den nördlichen Landschaften überlegen; und auf welche Weise die Entwickelung der Zukunft sich gestalten wird, möchte in diesem Augenblicke noch schwer zu entscheiden sein. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 88. —— 29. März 1831.

Die Musenalmanache für 1831.

Zweiter Artikel.*)

2. In dem „Berliner Musenalmanach für 1831", herausgegeben von Moritz Veit, findet sich weniger Kunst als Liebe zur Kunst. Er trägt den Charakter des Dilettantismus und der Kunstjüngerschaft und fodert daher mehr zu Neigung und Wohlwollen als zum Urtheil auf. Nicht blos nach dem Ort seines Erscheinens, wo der Kunstdilettantismus recht eigentlich zu Hause ist, sondern auch weil seine meisten Mitarbeiter in der nordischen Kunstresidenz leben und weben, führt er den Namen „Berliner Musenalmanach" mit vollem Rechte. Von dem leipziger unterscheidet er sich auch darin, daß er mehr Gesammeltes als Gewähltes zu bringen, oder in der Sammlung weniger glücklich gewesen zu sein scheint als sein Mitstreiter im Apoll.

Mögen nun einzelne Mitarbeiter nach zufälliger Ordnung an uns vorübergehen, so wird sich ein Bild des Ganzen vielleicht von selbst daraus gestalten.

Der Herausgeber, Moritz Veit, tritt mit einer dichterischen Bearbeitung aus dem Alten Testamente auf. Seinem „Elias" mangelt es nicht an einzelnen poetischen Schönheiten. Er läßt kräftige Lebensbilder, ein orientalisch glühendes Volk, einen gewaltigen Kampf des Göttlichen mit der Sünde jener sittlich rohen Zeit vor uns aufgehen. Allein, zu einem poetischen Ganzen ist ihm das Leben des Propheten nicht geworden. Auf einer Seite hat er sich allzu streng an den biblischen Text gehalten. Dieser gibt uns von Elias nur Fragmente, die zur poetischen Construction einer kühnen und zugleich sorgfältigen Ergänzung bedurften. Eine gewisse Grausamkeit und Rohheit ist in dem Charakter des Propheten zu grell stehen geblieben, die der Zeit und dem Volk, in welchem er wirkte, und das uns seine Thaten in nationaler Darstellungsweise aufbehalten hat, angemessen war, in der Poesie aber sein Bild verunglimpft. In der Geschichte wird uns die nackte Wahrheit durch keinen Greuel, keine Wildheit und Schlechtigkeit verletzen, weil unser sittliches Urtheil über ihr steht und das Unedle durch sein Verhältniß zur Nothwendigkeit ausgleicht. In der Poesie ist es anders. Sie soll uns das Factische nicht in der Form der Natur, sondern in der der Kunst darstellen. Die Nothwendigkeit soll uns als Freiheit, das Sittengesetz als Ideal der Schönheit erscheinen und unser sittliches Urtheil mit dem Gefühl für diese zusammenfallen. Der Prophet wird uns widerwärtig, wenn er 400 Baalspriester mit eigner Hand wie Opferthiere abschlachtet und der Poet, das Bild wohlgefällig ausmalend, ihre Leichen auf der rothen Flut an uns vorüberschwimmen läßt. Nach einer andern Richtung hin, nach der der poetischen Sprache und Ausmalung, hat sich der Verf. wieder zu weit von der Einfalt und Ruhe des alttestamentlichen Textes entfernt, in welcher die kraftvolle Handlung und Gesinnung bei weitem wirksamer ist als in der poetischen Ausführlichkeit des heutigen Dichters. Die dichterische Behandlung alttestamentlicher Stoffe hat überhaupt viel Mislisches. Das Poetische in diesen Stoffen ist so ganz Natur, daß die Kunst es nicht erhöhen kann, das Unpoetische in denselben aber ist ebenso sehr Natur und dabei so starr und so innerlich mit jenem verwachsen, daß der Dichter es ohne Schaden des poetischen Bestandtheils nicht davon auszuscheiden vermag. Im Vorbeigehen ist noch zu bemerken, daß, nach der Schrift, es nicht Ahab, sondern Achasja war, dem Elias seinen Tod auf dem Krankenlager verkündigte. — Von den übrigen Gedichten desselben Verfs. ist „Sancta Juventus" auszuzeichnen, aus dem eine zeitgemäße Begeisterung sich in wahren und ergreifenden Tönen erhebt; dagegen hat das Selbstopfer des Napoleonschen Grenadiers in der „Säule auf dem Platz Vendôme" etwas zu irdisch Fanatisches, um poetisch anzuregen.

In den Gedichten, die Heinrich Stieglitz aus seinen „Weltgräbern" mitgetheilt hat, vermißt man das Bestimmte, Charakteristische, das von solchen Gedichten mit Recht gefodert wird und wozu die Geschichte hier so treffende Züge bot. Als Attila gestorben war, bewirthete Ellak, sein Sohn, das ganze Volk. Inmitten der Nacht wurde der Leichnam in einen goldenen, dieser in einen silbernen, beide endlich in einen eisernen Sarg gelegt, Pferde, Waffen, kostbare Insignien mit ihm begraben und alle Arbeiter am Grabe umgebracht, damit die Ruhestätte des Hunnenhelden nie verrathen werde. Die geschichtliche Spur ward absichtlich vertilgt, gleichsam damit der Sturm, der zerstörend über die Welt hin-

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 55 u. 56 d. Bl. D. Red.

geweht hatte, nur von der Sage noch verkündet werden könne. Diesen gewiß charakteristischen Zug berührt der Dichter nicht. Daß die Gothen über Alarich's Grab den Lauf des Busento hinführten, geschah wol, um sein Grab vor Entweihung zu bewahren. Auch dies berührt der Dichter nicht, wiewol er die Begräbnißweise meldet. Außer Alarich und Attila, der jenem wol hätte folgen sollen, wird noch Dschingis-Khan aufgeführt. Diese 3 Gedichte erinnern aber mehr durch ihre Ueberschriften als durch ihren Inhalt an ihre Helden, und in dem vierten: „Der Königsberg" genannten, fraternisiren Dschingis-Khan und Napoleon auf eine Weise, die von Beiden desavouirt werden möchte.

In dem „Neujahrslied bei Rheinwein", einem Posthumum unsers fest und frei, d. i. echtdeutsch gesinnten Seume, bringt uns der Almanach eine willkommene Gabe. In dem „Blumentopf", dem einzigen hier mitgetheilten Gedicht des talentvollen K. Simrock, liegt eine Naivetät des tiefsten Schmerzes, die auf eine rührende Weise anspricht. Unter E. W. Schregel's Gedichten verdient „Die Grabschrift" als natürlich und anspruchlos gelobt zu werden.

Von Leopold Schefer sind, unter der Ueberschrift: „Griechische Reise", einige Dichtungen über das heutige Griechenland mitgetheilt. Einige derselben enthalten sehr originelle, wahrhaft dichterische Gedanken, andere sind unbedeutend; allen fehlt die fleißige Vollendung, man kann nicht einmal sagen: die letzte Hand, denn der Dichter scheint sie im ersten Entwurf weggegeben zu haben, und dieser selbst ist mit einer Flüchtigkeit und Sorglosigkeit behandelt, die von geringer Achtung vor seinem eignen Talent und dem Urtheil des Publicums zeugt und eine um so strengere Rüge verdient, als der innern Kraft des Verfs., bei treuem Gebrauch, auch das Beste nicht versagt ist. Das erste dieser Gedichte: „Landung des Nachts", beruht auf dem glücklichen Gedanken, daß der Dichter, in Griechenland anlandend, sich in den Orkus versetzt glaubt, so todt liegt die schöne Heimath der Hellenen vor seinen Augen. Dieser so fruchtbare Gedanke ist durch eine lange Kette übellautender Verse mit mittelmäßiger Wirkung ausgeführt. Wie unentwickelt liegt das reizendste Epigramm in dem „Lockung" überschriebenen Gedichte, und zum Unglück muß noch gerade der zugespitzte Schluß, gleichsam die Seele des ganzen Gedichts, auf dem rauhen Kiesel des folgenden ungeschicktesten aller Pentameter gebettet sein:

Und säumst! Wer glaubt das? — Glückliche Liebe gewiß!

Unter allen diesen Gedichten ist „Die Kunst zu scheiden" das beste, dem zur Trefflichkeit nichts als eine gute Versification fehlt. Auch dem letzten: „Sunion", liegt ein sehr geistreicher Gedanke zum Grunde, dem nur ein kürzerer Eingang und, wie allen übrigen, eine sorgfältigere Ausführung zu wünschen gewesen wäre. Daß der Dichter als Prophet Aspasien den Tod des Perikles verkündet, nachdem Sokrates den Giftbecher schon getrunken hat, ist ein arger Anachronismus, der nur zur Rechtfertigung der Klage über die unglaubliche Flüchtigkeit des Poeten erwähnt wird. Eins der Epigramme zur Probe:

Omar's Nachkommen.

Nicht Censur ist hier, nicht Inquisition! — alle
Schrift ist heilig! in ihr könnte ja stehen: Allah!

Der Gedanke des Distichons ist gut; scandiren möge es, wer kann.

„Kater Freyer", von Wilh. Wackernagel, ist eine artige, sehr sinnige Volksromanze. „Der Räuberhauptmann", von Gustav Schwab, ist ein zu prosaischer Stoff, dem auch die von dem Dichter empfangene Gestaltung keine Poesie einzuhauchen vermocht hat. In den „Namenlosen Gedichten", von Apollonius von Maltitz, hat sich die Wehmuth schon zu sehr zur Reflexion umgestaltet, um noch tief zum Herzen zu dringen. Es sind gleichsam verständige Bemerkungen über den Schmerz, die der Leser erst prüft, und die, wenn er sie dann auch richtig gefunden, keine Empfindung mehr, sondern nur noch Billigung in ihm hervorbringen. Bei Weitem mehr sind die Sinngedichte desselben Verfs. Das, was sie sein sollen. Zur Probe die folgenden:

Der Prediger.

Was du zum Text sollst Deiner Predigt machen? —
„So könnt ihr denn nicht Eine Stunde wachen?!"

Mozart's Gedächtnißfeier.

O sieh aus seligem Gebiet
Herab — auf unsern Appetit!

Einer Berlinerin.

Mich langweilt zwar Dein Mir und Mich,
Am allermeisten doch Dein Ich.

Unter seinen Sonnetten ist das Erste: „Die Märtyrer", auszuzeichnen. Es ist aus des Dichters innerster Natur: dem zergliedernden Gefühl hervorgegangen.

(Der Beschluß folgt.)

Memoiren eines Sklavenhändlers.

In einer Zeit, wo man so viel lebt und erlebt als in der unserigen, ist es nicht zu verwundern, wenn auch Viel über das Leben und seine Erlebnisse geschrieben wird. Wir theilen daher keineswegs die vornehme Geringschätzung, mit der manche unserer weisen Herren Zunftgenossen oder Contemporaries, da man deutsch heutzutage immer weniger versteht, auf „die Flut von Memoiren", „das Heer von Lebensbeschreibungen" und „die Völkerwanderung von Reisewerken" unsers europäischen Büchermarktes herabsehen. Im Gegentheile, wir finden es ganz in der Ordnung, wenn der Engländer auf den Gewinnst des Franzosen, der uns gestern die falschen Memoiren eines Scharfrichters verkaufte, heute ein Paroli setzt, indem er die echten Memoiren eines Sklavenhändlers ausbietet. „We hail", wie jenseits des Canals ähnliche Krafterscheinungen gewöhnlich empfangen werden, mögen wir gerade nicht sagen; aber wir nehmen die Memoiren des verstorbenen Capitains Hugh Crowe von Liverpool: „Memoirs of the late Captain Hugh Crowe, of Liverpool; comprising a narrative of his life, together with descriptive sketches of the western coast of Africa etc." (London, 1830), doch auch nicht ohne Interesse in die Hand, und wir überzeugen uns aus denselben, was wir schon früher vermuthet hatten, daß auch ein Sklavenhändler menschliches Gefühl und Gemüth haben und ein ehrlicher Mann sein kann, und mit einem Worte, daß der Teufel nicht

immer so schwarz ist, als man ihn malt, und der Sklavenhandel nicht ganz so fürchterlich, als weiland Herr Wilberforce ihn darstellte.

So viel ist gewiß, daß wir durch manche der Behauptungen, die uns hier keck entgegentreten, ein wenig aus der Fassung gebracht werden; aber bei näherer Besichtigung können wir nicht leugnen, daß es keine Sache gibt, in welcher nicht auf beiden Seiten sich Manches sagen ließe. Viele, die das Buch des Capitains Crowe gelesen haben, dürften mit ihm einverstanden bleiben, daß die Herren Engländer bei sich zu Hause genug zu thun hätten zur Erleichterung ihrer armen Kirchspielpfleglinge (parish paupers), ihrer hungersterbenden Bauern und ihrer im Elend verkommenden Fabrikarbeiter, um es gerade noch nicht allzu dringend nöthig zu haben, als die irrenden Ritter des Sklavenhandels nach den Küsten von Afrika auszuziehen. Ob die Ursachen des Sklavenhandels im Innern dadurch gehoben werden, daß man die Folgen, den Verkauf und die Ausfuhr an den Küsten abschneidet, dürfte mindestens noch sehr zu bezweifeln sein. Vielmehr wird die Besorgniß, daß der Zustand der armen Unglücklichen, die früher zu Tausenden aus ihrem warmen, sonnigen Vaterlande in die weite Welt hinaus verstoßen wurden, sich durch die Abschaffung des Sklavenhandels keineswegs verbessern dürfte, durch manche Thatsachen und Erfahrungen der neuesten Zeit gar sehr bestätigt. Am 22. August 1830, berichtet ein englisches Journal, das sonst nichts weniger als den Interessen des Sklavenhandels geneigt ist, hörte die Primrose, ein britisches Kriegsschiff, das in der Bai von Loango vor Anker lag, daß die Spanier, Portugiesen und Brasilier alle ihre Forts und Etablissements auf der Südküste zerstört und den Sklavenhandel ganz aufgegeben hätten. Der König von Loango brachte um diese Zeit 60 Sklaven an die Küste, und da er keine Schiffe dort fand, so befahl er mit der größten Kaltblütigkeit, sie sämmtlich niederzumetzeln, weil er den Aufwand scheute, den es ihm gekostet haben würde, sie zu ernähren. Der Ort, wo diese Unglücklichen umkamen, ist nicht weit von der Bai entfernt und wurde von den Offizieren der Primrose besucht, welche an dem Abhange eines Hügels die weißen Gebeine liegen sahen. Und dies ist noch der am meisten civilisirte Theil der Südküste, indem die Einwohner gebrochen Englisch, Spanisch, Portugiesisch und Holländisch sprechen. Der König und die Häuptlinge waren mit der Abschaffung der Sklaverei sehr unzufrieden; aber die Vorstellung, die sie sich von König Billy, so nennen sie den König von England, machen, ist gar sonderbar. Sie sagen: „Denkt Euch, König Billy erzählen dem Spanier, Frankreich, Portugiesen, Holländer nicht für Sklaven; — er kein Sklave! O, er ein Mann zu dick!" (zu stolz und mächtig). Dieser eine Mann, der König von Loango, kann binnen 10 Tagen 1500 Sklaven liefern; er erbot sich, so viele der Primrose zu liefern. Was ist für die armen Neger gewonnen, fragen wir, wenn sie nun nicht mehr verkauft, sondern gemordet werden?

Doch wir kehren zu Capitain Crowe zurück, um unsere Leser zu versichern, daß sein Buch, so düster der Gegenstand auch ist, der in demselben den meisten Raum einnimmt, ihnen neben mannichfacher Belehrung viele Unterhaltung gewähren wird. Der würdige Capitain begann seine seemännische Laufbahn als Schiffsjunge und stieg durch seine gute Aufführung allmälig zum Befehlshaber mehrer schönen Schiffe, die den Sklavenhandel trieben, bis die Parlementsacte, die diesen aufhob, ihn außer Thätigkeit setzte.

Mehr als das Benehmen bei wichtigern Gelegenheiten, wo äußere Umstände oft größern Einfluß üben, als man nach der Hand gern gesteht, charakterisirt ein kleiner unbedeutender Zug den Menschen. Wie rührend spricht sich z. B. die Gutmüthigkeit unsers Sklavenhändlers aus, wenn er von einer Fahrt von Dominica nach England erzählt:

„Wir hatten einen hübschen schwarzen Jungen an Bord, der von Bonny gebracht worden war und Schönbein (fine bone) hieß, ungefähr 15 Jahr alt. Als wir weiter nach Norden kamen, fing die Kälte an ihm empfindlich zu werden, und da er mich sehr gern hatte, so kam er eines Morgens zitternd an meine Hangematte und sagte: „Massa Crow, etwas mich zu viel beißen und mich es nicht sehen; mich wollen, Du mir geben Waschmaul und 2 Mundtakeln". Ich wußte, daß Waschmaul einen Schluck Rum bedeutete; und was er mit Mundtakeln meinte, gab er mir bald zu verstehen, indem er meine Hosen ergriff. Ich gab dem armen Burschen, was er bedurfte; und als er Schuhe, Strümpfe und eine Jacke anhatte, war er ganz glücklich".

So sehr der Capitain den Negerhandel entschuldigt, so ist er doch zu aufrichtig, um uns manche furchtbare Scene, die durch die Grausamkeit der Sklavenhändler veranlaßt wurde, vorzuenthalten. „Während meines diesmaligen Aufenthaltes zu Bonny", berichtet er von einer seiner Reisen, „fand in dem Hafen eine schreckliche Katastrophe statt. Unter 12 oder 14 Segeln, die sich in dem Flusse befanden, war auch das Schiff Bolton von Liverpool. Es hatte ungefähr 120 Neger an Bord, und diese armen Menschen, die nicht hinlänglich bewacht waren, befreiten sich in einer Nacht von ihren Ketten, erhoben einen Aufstand gegen die Offiziere und Schiffsmannschaft und bemeisterten sich des Schiffs. Zum Unglück lag das für den Sklavenhandel bestimmte Pulver, an 200 Tonnen, im Vordertheile des Schiffes, und die Empörer fanden in ihrer Wuth bald den Weg zu demselben. Bei Tagesanbruch, als dieser Umstand bekannt wurde, hielten die Herren der vor Anker liegenden Schiffe eine Versammlung, um sich zu berathen, wie man das Schiff und seine Ladung wieder erhalten könnte. Das Resultat war, daß ich und einige Andere an Bord des Bolton gesandt wurden, um zu versuchen, die Schwarzen, wo möglich, von dem Untergange zu erretten, dem sie in ihrer Unwissenheit so furchtbar ausgesetzt waren. Sie bestanden größtentheils aus Quaws, einer verzweifelten Art von Leuten. Ehe wir an Bord kamen, hatten sie mehre Fässer Schießpulver heraufgebracht, welche sie aufschlugen und zwischen den Verdecken umherwarfen. Es wäre Wahnsinn von uns gewesen, wenn wir es gewagt hätten, zu ihnen hinunterzugehen, denn ein einziger Funke, den Einer von ihnen in das Pulver geworfen hätte, würde uns augenblickliche Vernichtung gebracht haben. Wir vermochten einige wenige Eboes (ein anderer Negerstamm), das Schiff zu verlassen, und diese, mit den Weibern, wurden an Bord anderer Schiffe gebracht. Die Quaws blieben taub gegen alle unsere Bitten und Warnungen, bis gegen Abend, wo eine Anzahl von ihnen sich uns gleichfalls ergab, indem sie wahrscheinlich die Gefahr bemerkten, der sie ausgesetzt waren. Die Rädelsführer indessen, ungefähr 12 an der Zahl, blieben hartnäckig mitten unter dem umhergestreuten Pulver, sodaß Niemand den Muth hatte, sich unter sie zu wagen. In dieser Lage blieben sie bis zum Nachmittage des folgenden Tages, wo wir sahen, daß das Schiff in Feuer stand; und da es das erste im Flusse war, so bemannten wir alle unsere Boote, um es herauszuziehen, damit die Trümmer nicht unter uns fielen. Wir waren jedoch nur wenige Minuten in den Booten, als es, nebst allen den unglücklichen Geschöpfen an Bord, mit einem entsetzlichen Getöse in die Luft flog. Ich war in unserm Boote mit etwa 8 oder 9 Mann von meinen besten Leuten und nur ungefähr 100 Schritte von dem Schiff, als es aufflog, und die Erschütterung war so gewaltig, daß die armen Burschen auf den Boden des Bootes niederfielen. Der Rauch, die zerschmetterten Stücke des Wrack, die Kleider und andere Handelsartikel, die nach allen Richtungen umherflogen, boten einen grauenvollen Anblick dar. Mehre Stücke fielen in unser Boot, und von den Waaren wurde Manches bis in die Stadt Bonny geworfen. Nach diesem Unglück war es nöthig, daß man sorgsamer über die Schwarzen wachte, besonders über die Quaws, die, durch das Beispiel ihrer empörten Landsleute gereizt, bereits Zeichen von Widersetzlichkeit gegeben hatten".

Bonny ist der Hafen, den unser Capitain am häufigsten besuchte; von den Sitten der Bewohner weiß er merkwürdige, aber, die Wahrheit zu gestehen, auch manche nicht recht glaub-

liche Dinge zu erzählen, wie das auch wol Reisenden begegnet, die keine Sklavenhändler gewesen sind. Interessant war uns, was er von dem Eindrucke berichtet, den die erste Nachricht von der Abschaffung des Sklavenhandels auf die Schwarzen machte.

„Es war den Häuptlingen und den Eingeborenen von den Capitainen der Schiffe, die vor mir gekommen waren, gesagt worden, daß ich das letzte Schiff befehligte, was nach Bonny segeln würde, um Neger einzukaufen. Mein Freund, König Sonntag, begab sich daher, sobald wir angekommen waren, an Bord und fragte, ob diese Nachricht wahr sei. Wir hatten, wie man sich denken kann, ein langes Palaver (eine lange Unterhaltung) über diesen Gegenstand, und der König sprach sich, so viel ich mich erinnere, auf folgende Weise aus: „Crowe", sagte er, „Du und mich kennen einander lange Zeit, und mich wissen, Du mir Wahrmund sprechen (die Wahrheit sagen), denn alle Capitaine kommen zu Fluß, mir sagen, Dein König und Deine großen Leute einhalten, wir Handel; und denk, das wahr, was wir thun? Denn Du wissen, mich haben zu viel Weib, das sein wir Landmode, und haben zu viel Kind, und manche mögen werden große Schurkenmänner, wie wir sehen, manche schlechte weiße Männer für manche Eure Schiffe, und wir hören, zu viele weiße Männer werden große Schurken für Euer Land. Aber Gott machen, Ihr wissen Bücher und bauen große Schiffe; dann Ihr senden Eure schlechten Leute weit weg ander Land, und wir hören, Ihr hängen viele Leute und zu viele Leute gehen todt für Euer Krieg. Aber Gott machen uns schwarz (hier vergoß der arme Bursche bittere Thränen), und wir nicht wissen Buch, und wir nicht haben Kopf, zu machen Schiff, für senden schlechte Leute in mehr Land; und uns Gesetz ist, denkt manche unsere Kind werden schlecht, und wir nicht können sie verkaufen, wir Vater muß todtschlagen das eigne Kind, und wir zwingen, zu viele Kind so todtschlagen. Aber wir denk, Handel nicht aufhalten, denn alle wir Jew-Jew-man (Priester) sagen uns so, denn sie sagen, Euer Land kann nie böse thun wider Gott allmächtig". Diese letzten Worte wiederholte er mehre Male; und der Leser, glauben wir, wird seine Bemerkungen nicht ganz ohne Sinn und Einsicht finden".

Allerdings nicht, wenn nur Herr Capitain Crowe uns hier, bei aller seiner Ehrlichkeit, nicht ein kleines quid pro quo gespielt hat; denn die Ansichten des Negerkönigs sehen denen des Capitains so auf ein Haar gleich, daß wir uns in der That nicht wundern würden, wenn Hr. Crowe sie bei dieser Gelegenheit vielleicht aus Versehen einmal gegen einander ausgetauscht hätte. 178.

Die Charakteristik des Herzogs Albrecht von Preußen.

In unserer Zeit hat, wie bekannt, fast Niemand Zeit, dem Andern die Zeit zu bieten (d. h. einen guten Morgen oder gute Nacht zu sagen), und doch ist wieder keine Zeit so sehr mit der Zeit geplagt, oder auf die Zeit versessen (d. h. auf die Gegenwart, und zwar die purste und deshalb so oft misverstandene allergegenwärtigste Gegenwart) wie die unserige. Und vollends Dank zu sagen, dazu hat man sich auch in andern Zeiten selten Zeit genommen; denn Danken soll, so höre und lese ich häufig, ein unbequemes Geschäft sein. Das finde ich nun gar nicht, und ich möchte z. B. hierdurch dem wackern Johannes Voigt für seinen Aufsatz: „Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit", in dem diesjährigen, inhaltschweren „Historischen Taschenbuch" von Friedrich von Raumer, recht innig danken. Ich darf wol sagen, daß ich die Männer, welche hier an den trefflichen Herzog schreiben, so ziemlich kenne; auch habe ich längst gewußt, daß der treffliche Herzog ihnen günstig war; was er aber ihnen antwortete, und wie er gegen sie handelte, darüber fehlte eine genaue Auskunft. Wir wissen Alle aufs Haar anzugeben, welche Pensionen und Geschenke — sehr sonderlich waren sie eben nicht — der reiche Ludwig XIV. den Gelehrten und Dichtern gab, die ihm besonders wohlgefielen, weil sie ihn lobten; denn darüber finden wir überall die genaueste Rechnung abgelegt. Wie könnten wir auch ruhig schlafen, wenn wir Das nicht wüßten? Was aber der edle, wenig begüterte Albrecht für wackere deutsche Männer that, die ihn meistens nie öffentlich lobten und nur mit großer Mäßigung loben durften, das habe ich erst durch den angeführten Aufsatz erfahren. Früherhin vernahm ich nur, es habe sich der Fürst gar löblich gegen Luther, Melanchthon u. s. w. benommen und sei überhaupt den Gelehrten günstig gewesen; jetzt aber kenne ich ihn vom Scheitel bis zur Ferse in allen seinen Wurzeln und Adern, und er steht vor mir als einer der reinsten und bedeutendsten Charaktere, welche die deutsche Geschichte mit Liebe und Verehrung nennen soll. Diese würdige Lernbegierde, diese reine Bescheidenheit, diese großartige Freigebigkeit, bei nur begrenztem Vermögen, dieses freundliche Eingehen in die Wünsche der Bittenden, diese liebenswürdigen Erkundigungen, wie er wol am besten sich dankbar beweisen könne gegen Die, welche nicht baten, diese Geduld bei seltsamen, unausführbaren Bitten u. s. w.; dies Alles stellt ihn uns so hoch, daß ich dagegen nur mit Lächeln an Mäcenas denken kann, der ja ohnehin *selbst* von Shakspeare (in „Antonius und Kleopatra") *mit leiser Ironie* behandelt worden ist.

Wir haben Alle oft genug und bis zum Ueberdrusse in Ankündigungen gelesen, das Buch „So und so" befriedige ein großes Bedürfniß des schmachtenden Publicums und fülle eine traurige Lücke in unserer Literatur auf die anmuthigste Weise aus. Als dergleichen Redensarten noch neu waren, fragte sich der ehrliche deutsche Leser im Stillen: „Hab' ich wirklich jenes schmerzliche Bedürfniß gefühlt? und hat mich die Anschauung jener Lücke, oder, um das angenehme Wort nicht zu oft zu gebrauchen, jenes aufklaffenden literarischen Spalts wirklich sehr betrübt? Ich kann es eben nicht sagen; da ich mich aber hätte betrüben sollen, so will ich doch das Buch gleich kaufen, um allen Parteien genugzuthun". So war es einst, jetzt wirkt das Gerede von Bedürfniß, Lücken u. s. w. nicht viel mehr, weil es sich oft genug gezeigt hat, daß weder von einem Bedürfniß, noch von einer Lücke die Rede sein konnte. Hier ist das schöne Gegentheil der Fall: der Autor befriedigt wirklich ein wahres Bedürfniß und hilft auf die gründlichste und angenehmste Weise einem Mangel ab, den wir schmerzlich empfanden. Hat aber der Verf. über sein Verdienst geschwiegen, so wollen wir nicht davon schweigen, sondern anerkennend für die erfreuliche Belehrung danken.

Aber was ist es denn nun mehr mit einem solchen Dank? Gerade dieser Umstand, daß einige Leser vielleicht so fragen können, zeigt eben, wie kalt und satt ein Theil des Publicums geworden ist, und wie sehr wir zu streben haben, daß auch in dieser Hinsicht eine bessere Zeit hervorgehe. Nur der Tod ist kalt; das Leben ist lebendig und warm. Franz Horn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 89. —— 30. März 1831.

Die Musenalmanache für 1831.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Die „Sinngedichte", von Franz Horn, sind mehr gnomischer als epigrammatischer Art, in dieser Art aber gut. Hier 2 davon dem Leser zur Erfrischung:

Daß Jugend keine Tugend hat,
So die Philister schrein.
Daß Tugend immer Jugend hat,
So wird es besser sein.

Fluch und Seufzer.

Der Teufel hol' ein liebeloses Leben!
Er holt es nicht; es ist sein eignes Leben.

Die Gedichte von L. A. von Arnim haben, indem dieses geschrieben wird, den Verf., der für das Gute und Schöne kraft- und sinnvoll lebte, schon überlebt. Er war in prosaischen und metrischen Dichtungen fruchtbar, reich an tiefen Anschauungen und originell in der Erfindung, aber es fehlte ihm die Gabe, mit consequenter Ordnung und Klarheit das Erfundene durchzuführen. Der Stoff riß ihn mit sich fort und beherrschte ihn zu sehr, wodurch er den schon gewonnenen Leser oft ermüdete, verwirrte und von sich abwandte. Auch in den hier mitgetheilten Gedichten findet sich dieser Charakter und eine gewisse ihm eigne Unbeholfenheit wieder. Die beiden Gedichte von Göthe sind Zeugen einer im hohen Alter noch festen Künstlerhand und einer unter dem Schnee der Greisenlocken fortglühenden Liebe. Sein Gedicht auf „Zelter's 71. Geburtstag" erfreut den Leser durch den Ausdruck einer Freundschaft, die so lange den Freunden köstliche, der Kunst noch länger köstlichere Früchte trug, und jeder stimmt herzlich ein in den Zuruf:

Waget laut und klar zu nennen
Sein Bemühen, seine Tugend;
Denn ein herzlich Anerkennen
Ist des Alters zweite Jugend.

Auch Adelbert von Chamisso hat zu den Gaben dieses Almanachs reichlich gespendet. „Der Tod des Räubers" ist einem kräftigen Lebensbilde von Delavigne kräftig nachgebildet. In der „Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange" erkennen wir das Talent des Verfs., volksnatürliche Zustände mit hoher Wahrheit poetisch zu gestalten. In „Mateo Falcone" hat den Dichter seine Vorliebe für das Mächtigergreifende schon zu einem zu herben Stoffe hin-, in dem „Crucifix" aber weit über die Grenzlinie des Schönen hinausgeführt. Ein Bildhauer, der einen schönen Jüngling hinterlistig ans Kreuz schlägt und nach dem in dreitägiger Agonie Hängenden mit unerbittlicher Kunstverbissenheit ein Crucifix meißelt, ist ein Stoff, den kein wahrer Künstlersinn, sondern nur die Begierde nach Effect zum Gegenstande eines Gedichts wählen kann. Möchte doch das glückliche Talent des Dichters vor diesem Abwege zu warnen sein! Noch wäre die beizende Schärfe des Stoffs zu mildern gewesen, wenn er in dem gepeinigten Jüngling Ergebung in den qualvollen Tod und Vergebung dem Mörder als Gegensatz hingestellt hätte. Vielleicht hätte dieses auch die Versöhnlichkeit des gemarterten Lesers zu einem mildern Urtheil über die Dichtung vermocht. Dies hat der Verf. vermieden. Ergreifen soll der Dichter seinen Leser, doch nur, um ihn, auch selbst durch Schmerzen, zu erheben, nicht aber um ihn zu rädern. Was hilft es, daß der Verbrecher den eignen Kreuzestod im fernen Orient aufsucht und wie eine süße Limonade zur Kühlung der Gewissensglut mit dem Wohlgeschmack der durstigen Bußbegier hinunterschlürft? Der christliche Sinn mag dadurch versöhnt werden, der poetische nie. Wenn auf dem Helikon Citronen wachsen, so mag der Dichter ihren Saft in seine Schale drücken und mit dem reinen Arak seiner Begeisterung mischen, sein Punsch soll uns behagen. Aber concentrirte Schwefelsäure, mit Alkohol vermischt, gibt ein Teufelselixir, wofür kein ästhetischer Gaumen abgehärtet genug ist. Ref. hat große Freude an dem Talent dieses Dichters; dadurch aber hat er ein um so größeres Recht zum Tadel, wo er ihn auf solchen Sumpfwegen findet. Er schilt aus Liebe. Qui bene amat, bene castigat.

Die äußere Ausstattung des Büchleins ist anspruchslos, aber zierlich und geschmackvoll, und das als Titelbild angebrachte Conterfei des Walther von der Vogelweide zeigt unsern Gubitz in der Holzschneidekunst auf einer Höhe, die seine Mitbewerber in allen Ländern weit unter sich zurückläßt.

Während nun die Herren Wendt und Veit durch alle Gauen, wo man mit deutscher Zunge singt, ihre

Netze ausgespannt haben, um uns mit den seltensten und glänzendsten Vögeln zu erfreuen, hat ein anderer Dichter, Hr. N. Meyer, sich seine eigne Vogelhecke angelegt, wo er durchaus keinen fremden Vogel duldet. Sämmtliche Vögel sind von seiner eignen Zucht, und er übergibt sie uns in einem einfachen, aber zierlichen Bauer, nämlich in einem rosenrothen Taschenbuch mit goldenem Schnitt, von welchem nun sogleich die Rede sein wird.

3. Eros. Poetisches Taschenbuch auf 1831, von N. Meyer. Lemgo, Meyer. 1830. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat die Gaben, mit welchen die Muse im Laufe eines langen Lebens ihn beschenkte, in eine Sammlung vereint, die er als poetisches Taschenbuch für 1831 auf Subscription herausgegeben und dem regierenden Großherzoge von Oldenburg gewidmet hat. Mit Recht gab er ihr den Namen „Eros", denn alle Besuche der lyrischen Muse verdankt er allein der Fürbitte des kleinen Gottes, der ihm auf seiner Laufbahn ein steter Begleiter war. Durch diese bewogen, gab sie ihm eine leichte, wohlklingende Versification, richtigen und angemessenen poetischen Ausdruck, angenehme, warme Bilder, wiewol nicht eben in reicher Fülle und neuer Gestaltung, und einen sichern Takt für Ebenmaß und Rundung. Er selbst brachte einen freien, aber bescheidenen Sinn, eine nie verlöschende, warme, doch immer reine Liebe mit, und so konnte es denn nicht fehlen, daß er eine Fülle ganz anmuthiger, dem Gefühle gutgestimmter Leser recht wohlthuender Gedichte hervorbrachte. Wir haben nun in allen Sprachen, und vornehmlich in der deutschen, schon so viele erotische Gedichte dieser Gattung, und unter diesen selbst so viele vortreffliche, daß ohne eine stark hervortretende Originalität und Kraft keine Lorbern mehr darin zu erringen sind; an Beiden aber fehlt es diesem Dichter. Die Gaben, die er besitzt, sind so vielen Sterblichen verliehen, daß sie ihm keinen hervorstechenden Glanz verleihen können; dessenungeachtet aber hat Ref. sich nicht ohne Zuneigung und Anregung in seinem dichterischen Hain ergangen. Auch das Laub unserer Eichenwälder besteht aus altbekannten, einander völlig ähnlichen Blättern, und dennoch lustwandeln wir so gern in der duftigen Waldnacht. Es ist wahr, daß die Lieder unsers Dichters in Stoff und Form nichts eben Neues bringen, daß sie alle, in beiden Beziehungen einander gleichend, immer nur dasselbe eintönige Gefühl erzeugen, und daß sie daher, jedes für sich betrachtet, wie einzelne Eichenblätter uns wenig reizen würden. Aber gerade ihre Fülle gibt ihnen den Reiz eines dichtbelaubten Waldes. Die Begeisterung der Liebe hat eine eigne anziehende Kraft; von ihr beseelt, vermag die beschränkteste Natur unsere Neigung zu gewinnen, wie viel mehr denn der gebildete, kenntnißreiche Mann, der sein Gefühl in wohlklingenden, zierlichen und reinen Versen auszusprechen vermag. So wird denn auch diesem Dichter das Wohlwollen des Lesers, der sich ihm unbefangen hingibt, nicht fehlen, denn seine Poesie ist der Ausdruck einer unverkennbar wahren Liebe, um welcher willen man ihm einige Weitläufigkeit und die öftere Wiederkehr ähnlicher Bilder und Windungen gern übersieht. Wie nun dieses Lebensprincip in der ersten Liebe des Jünglings am reinsten und kräftigsten hervortritt, so begleiten wir auch den Dichter am liebsten durch die erste und zweite Abtheilung seiner Gedichte, wo wir die Liebe zu seiner Laura entstehen, ihn sein Glück fühlen und genießen, dann aber dessen Verlust betrauern sehen. Späterhin wird die Theilnahme schwächer; denn hier sucht der Dichter, nachdem seine Wunde verharrscht ist, das innere Bedürfniß der Liebe auf eine künstliche, mehr bewußte Weise zu befriedigen, ja, sie hin und wieder als vorübergehenden Lebensgenuß zu erhaschen. Einiger Unbestand tritt hervor. Es folgt der Laura eine Eleonore; eine Lina, Lida u. s. w. wechseln ab, und man sieht nicht, wo sich des Dichters Neigung endlich fixirt. Zur poetischen Verschönerung solcher Verhältnisse gehört aber eine größere, dichterische Lebenskraft als dem Verf. eigen ist, daher denn in diesen Abtheilungen nicht selten das Gefühl als ein gemachtes, und das Versemachen als die Wirkung einer poetischen Angewöhnung erscheint. Hr. M. bewegt sich übrigens in romantischen und antiken Versmaßen mit vieler Gewandtheit, daher seine Gedichte, ungeachtet der ihnen eignen sanften Schwäche, einen, wenn auch nicht tiefen, doch gefälligen Eindruck machen. Mittheilung einzelner Proben könnte dem Dichter bei den angeführten Eigenschaften nur nachtheilig sein; doch mögen die folgenden beiden Epigramme zum Beweise hier folgen, daß der Verf. wenigstens im guten Geschmack arbeitet, von welchem er sich, was in unsern Tagen leider schon so viel sagen will, niemals entfernt.

An eine Mücke,
die ihr ins Auge geflogen war.

Glückliche Mücke, du fandest den Tod in dem offenen Himmel; —
Mir auch glänzt er; auch ich suche verwegen den Tod.

Die verlöschende Kerze.

Sieh diese Flamme! Sie hebet noch einmal sich kräftig zum Leben,
Sinkt dann auf immer, und Nacht hüllet die Stätte des Lichts.
Schwindet das Leben mir einst und winket der Engel des Todes,
Rufet noch einmal mein Mund: Laura! — und athmet nicht mehr.

An dem ersten der obigen Epigramme ist nur zu tadeln, daß Das, was in der Ueberschrift steht, nicht mit in das Gedicht gezogen worden ist. Ein Gedicht muß Alles, was zu seinem Verständnisse nothwendig ist, in sich selbst enthalten.

Die unter der Ueberschrift: „Freundliche Zugabe" mitgetheilten Gelegenheitsgedichte gehen nicht viel über die mittlere Qualität gangbarer Familienpoesie hinaus. 87.

Collana degli antichi storici greci, volgarizzati.

Eine Sammlung von Uebersetzungen der alten Classiker in unsere modernen Sprachen hat, trotz den Einwendungen und Ausstellungen, die gegen solche Unternehmungen gemacht wur-

den, doch so viel Theilnahme im Publicum überall erregt, daß sie zu den besten Buchhändlerspeculationen gehören. Deutschland, jetzt die thätigste und fruchtbarste Werkstätte der Uebersetzungskunst, hat solcher Sammlungen viele aufzuweisen, und Italien schließt sich ihm an. Viel eleganter ist die Ausstattung dieser Uebersetzungen, und meist von namhaften Männern entworfen, deren Namen schon ihren Producten Zutrauen und gutes Vorurtheil sichert. Sind nun die Italiener in Druck und Papier nachahmungswürdige Muster für die deutschen Buchhändler, so stehen doch ihre Uebersetzungen noch keineswegs unsern Meisterwerken gleich und zeigen deutlich, daß unsere Sprache durch lange Uebung in der Nachahmung es weiter darin gebracht hat als jene fremde. Wir reden nicht von den Dichtern; selbst die historischen Werke der Alten sind uns gewissermaßen Eigenthum geworden, nachdem sie auf unsern Boden ebenso verpflanzt sind, wie die antike Bildung uns seit Jahrhunderten eingeimpft ist. Wie vielen Schaden die Uebersetzungen durch Misbrauch zu sogenannten Eselsbrücken auch immer gestiftet haben mögen, so gilt doch auch hier das: abusus non tollit usum. Zwar, was man gewöhnlich zu ihrer Entschuldigung und Empfehlung sagt, daß nämlich ungelehrte Gebildete, die die Alten in ihren Sprachen nicht lesen könnten und es doch oft sehr wünschten, dadurch ihrem Wunsch genügen könnten, mag eben nicht sehr bedeutend sein. Denn wie viele von den Geschäftsleuten, die es in ihrer Schulzeit zu einer gewissen Virtuosität im Verstehen der Classiker gebracht, denken in ihren spätern Jahren daran, diese Lecture vorzunehmen, da ihnen kaum Zeit bleibt, die nothwendigsten in ihre Wissenschaft einschlagenden Schriften zu lesen? Und die Männer vom Fach werden doch der Unterstützungen nicht bedürfen. Aber immer bleibt es ein Gewinn für die Sprache, wenn sie durch Nachbildung an eigner Entwickelung zunimmt, zumal, wenn die Bildsamkeit derselben so groß ist, wie die der unserigen. Außerdem liegt Manchem auch nur an dem Stoff, und er kann die philologische Bearbeitung um so mehr entbehren, da sie oft nur einen unendlichen Ballast von Conjecturen, feinen Sprachbemerkungen u. dgl. enthält, den er gern ausschüttet. Vorliegende Sammlung ist nun schon ziemlich angewachsen. Es ist außer Thucydides und Appian, deren Uebersetzungen wir näher beleuchten wollen, Diodor. Siculus von Campagnoni, Xenophon von Gandini, Dio Cassius von Viodani und Bossi, Herodian von Manzi, Dionysius von Halicarnaß von Mastrofini, Herodot von Mustoridi, Plutarch von Pompei und Adriani, Polybius von Cohen, Arrian von Mastrofini, Pausanias von Ciampi, Apollodor von Campagnoni, Procopius von demselben, Strabo von Mehren, und einige Andere übersetzt, sodaß eine recht artige Bibliothek daraus entstanden. Sämmtlich sind sie recht sauber gedruckt, nicht in dem Augenpulverformat, sondern mit schönen großen Lettern, außerdem mit den nöthigsten Karten und mit Kupfern geziert, die nach Antiken die Büsten der berühmtesten Helden, oder in Münzen die Bildnisse der Könige darstellen. Das Werk des Appian führt in der Uebersetzung den Titel: „Le storie romane di Appiano Alessandrino, volgarizzate dall' Abb. Marco Mastrofini"; der 1. Theil enthält die guerre civili, der 2. die guerre esterne. Ersterer bietet eine saubere Karte vom alten römischen Reiche dar, die nur das Unbequeme hat, daß die Namen der Städte oft zu groß gedruckt, viel zu entfernt von ihrer eigentlichen Lage stehen, woher es denn kommt, daß Athen in Phokis oder Lokris zu liegen scheint. Desto schätzenswerther ist dagegen für das Verständniß der Katastrophe dieses Krieges der „Piano nei contorni di Philippi nella Macedonia, dove Bruto e Cassio perderono la battaglia", obgleich er allerdings den ausgezeichneten Planzeichnungen nicht gleichkommt, die man jetzt zu sehen gewohnt ist. So sind die Flüsse Strimon und Nestor und die sich zwischen beiden ausdehnenden Sümpfe, hinter welchen sich die Unglücksgenossen versteckt hatten, die Bäume und Krieger viel zu grob gezeichnet. Doch erfüllen sie den Hauptzweck, die Anschaulichmachung des Schlachtfeldes. In der Einleitung verbreitet sich Mastrofini über die Methode, wie die Alten meist ihre Geschichte chronikenartig aneinanderreihten, ohne eine Begebenheit bis zu Anfang und Ende zu verfolgen. „Livio e Tacito", sagt er, „pennelleggiarono le cose romane, riunendo in ciascun anno, quante ne avveniva in Roma, e fuori; dunque Appiano anzi che reunire, separò le cose romane, delineando in tanti libri a parte, secondo i tempi diversi, lo stato interno di esse a lo esterno in verso delle nazioni, onde fa meglio conoscere ciò, che valse questo o quel popolo contro le armi romane, e qual più e qual meno seppe obbedire, portando o riscuotendo di tratto in tratto il giogo per aver una libertà, che non sapeva non custodire, e perpetuare fra loro le sciagure, la desolazione, il pianto". Nun entwickelt er die Vortheile und Nachtheile einer jeden Methode der historischen Gesammtdarstellung, indem er Livius und Tacitus Verfahren mit dem seines Autoren zusammenhält. Dann finden wir den gewöhnlichen philologischen Apparat der einzelnen Ausgaben, Uebersetzungen u. s. w. Im 2. Theil in der guerre esterne hat er die Ordnung der Begebenheiten befolgt, die gewöhnlich ist. Zu den guerre di Spagna finden wir eine Karte dieses Landes nach D'Anville, zu dem des Hannibal in Italien ebenfalls eine davon. Doch die darauf folgenden guerre puniche, co' Macedoni, Siriache, mitridatiche und illiriche und co' Parti entbehren der geographischen Hülfsmittel, die man doch hier am liebsten gehabt hätte. Statt dessen hat man diesen Theil mit Münzen ausgeschmückt: zu dem macedonischen Kriege den Ptolemäus Epiphanes, Perseus, Eumenes II., Genzius; zu dem syrischen Antiochus den Großen, Seleukus, Antioch. Epiphan., Demetrius Soter, und den Mithridat zu der Schilderung seines merkwürdigen Kampfes gegen die Römer. Die Uebersetzung selbst ist möglichst treu, ohne dennoch dabei dem Genius der italienischen Sprache zunahezutreten. Denn nicht sowol dieselben Wörter, als denselben Gedanken in der den Gesetzen der Sprache angemessenen Weise sucht sie wiederzugeben. Doch glauben wir, daß der Philologe wenig Ausbeute in ihr finden werde und sich höchstens durch Neugierde und Liebhaberei für die italienische Literatur überhaupt werde angezogen fühlen. Was nun die Uebersetzung des Thucydides betrifft, so ist sie um so viel bedeutender, als dieser Schriftsteller über Appian erhaben ist, und spannte unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Man muß es dem Manzi (denn dieser hat, außer Herodian, diesen ausgezeichnetsten der griechischen Historiker für unsere Sammlung übertragen) lassen, daß er das rechte Maß der treuen Nachahmung und der freien Darstellung getroffen und namentlich in den mit Recht so bewunderten Stellen, wo wichtige Reden den Historiker und die Verhältnisse, die er entwickelt, gleich vortheilhaft beleuchten, oder wo Schilderungen unsern Kunstsinn in Anspruch nehmen, allen Fleiß aufgeboten hat, das Original zu erreichen. Wir versagen es uns nur mit Bedauern, einige Stellen der Uebersetzung zum Beweis hierher zu setzen. Diese Uebersetzung des „Thucidide delle guerre del Peloponneso del Greco in Italiano tradotti" ist von Manzi dem Chateaubriand gewidmet, und wiederum sehr reichlich ausgestattet. Sie enthält 2 Karten, die eine von Griechenland, die andere insonderheit von Athen, nach den neuesten Reisen. Außerdem findet sich von Anfang eine Doppelbüste des Thucydides, und später an den Orten, wo sie wichtig werden, die des Themistokles und Perikles. So verschieden nun auch die Verfasser dieser vorgenannten Uebersetzungen sind, so können wir nicht leugnen, daß sich in allen ein gleiches Streben zeigt, diesem an sich schon lobenswerthen Unternehmen Ehre zu machen, die Theilnahme der gelehrten Welt zu erregen und zu verdienen. Mailand, wo diese Sammlung erscheint, zeichnet sich überhaupt jetzt, wie es scheint, fast am meisten unter den italienischen Städten durch ein reges literarisches Treiben aus, wie denn die meisten jetzt erscheinenden Werke in Italien dort herauskommen. 114.

Novellen von August Lewald. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der rohere Geschmack liebt an Romanen und überhaupt an Unterhaltungsschriften kunstvoll verwickelte Begebenheiten, Spannung durch diese, unverhoffte Entwickelungen, Scenen des Schreckens, Schauer und Furcht, Lösungen durch Blut oder Entdeckungen sorgfältig verwahrter Geheimnisse. Der feinere Sinn des gebildeten Lesers verlangt Wahrheit der Charaktere, Beobachtung des Lebens, Malerei der Darstellung, Blicke in die Tiefe des Gemüths, geistreiche Form der Darstellung, Weisheit. Alle diese Eigenschaften lassen sich leichter an einer kunstlosen und einfachen Begebenheit entwickeln, als da, wo die Wechselfälle gehäuft, oder die äußersten Stufen des Glücks und des Unglücks im Leben gemalt werden. Allein, diese Mäßigung in dem Gewebe der Fabel ist schwer, und mehr als ein gutes Talent scheitert an der Versuchung, durch Effecte in dem Geschichtlichen der Erzählung zu glänzen. Diese Gattung von Phantasie wohnt Vielen bei, und in diesem Augenblick lassen sich hundert Namen von Autoren aufführen, die durch schwunghafte Phantasie, durch Erfindung sinnreicher Gewebe und durch gute und geschickte Führung einer verwickelten und überraschenden Fabel achtbar sind. Desto geringer ist die Zahl Derer, welche in der gegenüberstehenden Gattung von Erzählungen glänzen: die durch Charakterschilderung, Malerei der Seele, Feinheit, Lebensweisheit, Ergründung, durch sittliche Gemälde in einfachen Erfindungen sich einen Namen geschaffen haben. Die erste Schar bildet eine Legion, die zweite kaum eine Cohorte. Blumenhagen, Herloßsohn, Tromlitz, viele Damen, viele Oestreicher, Kruse, Heyden, Miltitz, Marsano, Weisflog, van der Velde gehören und gehörten der erstern; Tieck, Rochlitz, Schefer, zuweilen Kind, Steffens, der Verfasser der „Liebesgeschichten", mitunter Schilling, Döring, St. Schütze gehören der zweiten Schar an.

Der Verf. der vorliegenden Novellen irrt zwischen beiden Heeren umher, doch mit einer sichtbaren Hinneigung zu dem größern Haufen. Seine Geschichten sind durch Erfindung mehr als durch Charakteristik ausgezeichnet; er verräth mehr Talent für die geschickte Verwickelung einer Fabel als für die Begründung und Motivirung seiner Ereignisse; er ist mehr ein spannender als ein lehrreich unterhaltender Erzähler. Sein Talent liebt blutige und erschütternde Ausgänge, aber er besitzt eine schöne Gabe, uns mitten in seine Geschichte zu versetzen, den Personen Leben einzuhauchen, Begebenheiten zu verschlingen und ungeahnete Lösungen herbeizuführen. Zustände wechseln mit Handlungen; aber diese behaupten das Uebergewicht und sind mit Vorliebe ausgemalt. Wir nehmen an ihnen Theil, sie fesseln unser Auge; und wiewol dies nicht die höchste Aufgabe der Erzählung, als Kunstwerk, ist, so lassen wir uns auch solche Bilder gefallen, wenn sie mit Geist ausgeführt an uns vorübergehen. Der Geschmack macht zuweilen Ausstellungen gegen seine Bilder; aber eigenthümliches und organisches Leben ist ihnen nicht abzustreiten.

Die erste Geschichte: „Aus dem Tagebuche eines Guillotinirten", spannt und erschüttert. Einer der Mitverschwornen Georges' und Cadoudal's liefert uns seine Brieftafel aus. Es ist viel Unnatürliches darin, die Liebesintrigue ist ganz schwach gehalten, der Rettungsversuch ist ganz unglücklich; aber theils ist die Form originell, theils sind einige Seelenzustände gut colorirt. Die Empfindungen des zurückkehrenden Emigrirten beim ersten Wiedersehen des Vaterlandes sind das Beste in der Erzählung. Die Verzögerung des Todesstreichs am Schluß ist wider Natur und Wahrheit. Die zweite Geschichte: „Der Familienschmuck", eine wahre Begebenheit, ist die Haupterzählung dieses Bandes. Die Geschichte hat in ihrer Anlage den Fehler, durch 3 oder 4 Generationen bis auf den Verf. herab zu spielen. Wir verirren uns in diesem Labyrinth von Begebenheiten, und die besten Charaktere verblassen unter der Menge unbedeutender. Abgesehen hiervon ist die Erzählung anziehend, fesselnd, sinnreich. Das Locale ist trefflich gemalt; der alte Jude Hessel ist eine hervorstechende Gestalt; seine schöne Enkelin Rebekka, deren Eitelkeit den Knoten schürzt, ist ohne Tadel, der griechische Prinz ist ein Musterbild von Leichtsinn, und Passah der Typus aller alten Kupplerinnen. Das ganze erste Drittheil der Erzählung läßt eine vorzügliche Novelle erwarten; nachher waltet Willkür, Uebereilung und Uebertreibung. Marko's Mordthat ist ohne rechtes Motiv, und der Tod der Fürstin ist schwach. Auch die Aussöhnung am Grabe Rebekkas, so rührend sie ist, gibt wenig Befriedigung; das beste Theil der Erzählung bleiben die Scenen im Judenviertel zu Frankfurt, Hessel und seine Familie. „Rousseau's Kanarienvogel", die folgende Erzählung, ist nur ein Bild, aber ein gefälliges. Diese Gattung idyllenartiger Erzählung scheint das Feld zu sein, das der Verf. mit dem größten Glück bebaut. Auch im Dramatischen haben wir ihn in Sujets dieser Art nicht ohne Verdienst gefunden. „Das Geheimniß" ist eine unaufgelöste Schreckensgeschichte. Es ist nicht zu leugnen, daß „M.'s Denkwürdigkeiten", oder vielmehr das Bruchstück daraus, anziehen und uns den Wunsch nach Lösung jener furchtbaren Dissonanz zurücklassen. Allein, es ist doch zu sichtbar auf Erregung des Schreckens abgesehen, und es fehlt zu sehr an einem Durchblick der Wahrheit, als daß wir diese Geschichte, auch in ihrer Art, unbedingt loben könnten. Wir müßten den Zusammenhang wenigstens ahnen können, die Herkunft des Marquis, die Auferstehung Nataliens mit den Vorgängen im Vaterhause des Erzählers auf irgend eine Weise zu reimen im Stande sein. Statt dessen bleibt Alles Geheimniß — es ist ein Räthsel, nach dessen Wort wir umsonst suchen. „S. oder F." ist ein bloßer Lückenbüßer und obenein ein geschmackloser. General P. verlangt einen Solosänger, und die Freundin schickt ihm einen Solosänger, der wie der erwartete Hund behandelt wird und endlich die Tochter heirathet. Hierüber ist nicht viel Anderes zu sagen, als daß nicht leicht ein gebildeter Geschmack an dieser Erfindung Vergnügen finden wird.

Die Sprache des Verf. ist rein und lobenswerth. Er stapelt nicht Bilder auf Bilder, sondern erzählt im einfachsten Ton, mit Geschmack und Natürlichkeit. Stylistische Unarten sind selten, und wir gedenken als solcher nur des dreifachen er in Hessel's Rede S. 47: „Erschaut, erstehen, erlassen" klingt schlecht im Munde des alten Juden. Dagegen gibt es oft witzige Wendungen, wie S. 222: „Die Leidenschaft geht ihren stillen Gang, doch mit Siebenmeilenstiefeln". „Der Abschied der beiden Liebenden war so romantisch als möglich". „Ein Garten, plätschernde Springbrunnen, Rosenhecken, Mondschein en abondance", u. s. w. Der Verf. sollte sein Talent einmal an einem größern Roman versuchen. Die Novelle ist für Leser und Dichter gleich verführerisch, aber sie verwöhnt den Geist und dringt ihm am Ende eine enge, nicht mehr abzustreifende Form auf.

28.

Notiz.

Heinrich Frauenlob, ein Niederländer.

Unter unsern alten deutschen Meistersängern ist keiner noch gegenwärtig so allgemein bekannt als Frauenlob. Von der Heimath desselben erinnern wir uns nicht irgendwo eine Auskunft gefunden zu haben; aber überraschend war es uns, kürzlich in einem holländischen Journal: „Algemeene Konst- en Letterbode" (1830, Nr. 38, S. 190), ihn als Landsmann angesprochen zu sehen. Der Grund, daß er in Ziegleri „Illustrium Germaniae virorum historiae aliquot singulares" (Ingolstadt, 1562, S. 49) natione *Belga* genannt werde, scheint uns jedoch etwas gar zu dürftig; und es wäre auffallend, wenn sich die Heimath des alten Barden nicht genauer ausmitteln ließe; wahrscheinlich der Niederrhein?

169.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 90. —— 31. März 1831.

Geschichte der Philosophie von Heinrich Ritter. Zweiter Theil. Hamburg, Perthes. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr. *)

Während in Frankreich gar Vieles, was man Philosophie nennt, diesen Namen gar nicht verdient, und Cousin mit seinen mehr in die Tiefe gehenden Bestrebungen fast allein steht, zeigt Deutschland in dieser Beziehung noch immer eine höchst erfreuliche Thätigkeit und Vielseitigkeit. Würde also jemals unter uns ausgesprochen: die Philosophie sei auf Universitäten und in Akademien entbehrlich oder gar schädlich, so müßte man diese Behauptung unwissenschaftlich und undeutsch zugleich nennen. Da wo die Philosophie ohne Erfahrung, oder diese ohne jene ein abgesondertes Reich errichten will, wird sich die umfassende Entwickelung des menschlichen Geistes jedesmal in einseitige, oberflächliche Richtungen auflösen, und die Anmaßung des Philosophen mit leeren Träumereien endigen, der Physiker und Historiker dagegen unter der Last geistloser Massen zu Grunde gehen.

Dem Deutschen genügt es ferner nicht, nur die letzte Entwickelungsstufe der Philosophie zu kennen; er will den Zusammenhang derselben mit dem Frühern erforschen, Aehnlichkeiten oder Gegensätze auffinden und die Wissenschaft mit der Geschichte verbinden, wie wir es soeben verlangten. Daher stammt der Reichthum unserer historisch-philosophischen Literatur. Zu dem Verdienste des Fleißes und der Gründlichkeit (welches man den Deutschen gemeiniglich zugesteht) kommt bei dem Verfasser ein zweites, welches sie selten erwerben: nämlich Klarheit, Deutlichkeit und Gewandtheit der Sprache, Anordnung und Darstellung. Wer da meint, es sei für einen Gelehrten überflüssig, ja seiner unwürdig, die Wissenschaft durch die Kunst der schriftstellerischen Behandlung anziehender und verständlicher zu machen und sie mit Anmuth und Schönheit zu umgeben, wird jetzt nicht mehr blos von Engländern und Franzosen, sondern auch von allen wahrhaft gebildeten Deutschen für einen ungeschickten Pedanten gehalten. Bücher unkünstlerischer Art behalten höchstens als Vorrathshäuser für Andere einen Werth, und selbst Werke der höchsten Geisteskraft verlieren einen großen Theil ihrer Wirksamkeit, wenn ihnen das Gepräge nationaler Vollendung und künstlerischer Abrundung fehlt. Darum z. B. wird noch jetzt Platon mehr gelesen als der uns so viel näherstehende Leibniz.

*) Vergl. Nr. 234 und 235 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Schwerer ist die Frage zu beantworten: inwieweit der Geschichtschreiber der Philosophie sein eignes System zum Maßstab für alle übrigen machen und danach in Lob oder Tadel aburtheilen dürfe. Mehre Vorgänger des Verf., z. B. Tennemann und Rixner, haben dies augenscheinlich gethan und sind deshalb wol getadelt worden. Mit Recht, im Fall sich ergibt, daß sie durch falsches Vorwalten ihrer Individualität wirklich gehindert wurden, den Ideengang Anderer unbefangen aufzufassen und richtig zu würdigen; übertrieben aber scheint uns jene Foderung, wenn man verlangt, die Individualität des Schriftstellers solle ganz vernichtet und der spätere Gang der Entwickelung bei Darstellung des Frühern gar nicht angedeutet werden. Dies führt auf eine unmögliche oder doch ganz negative Objectivität. Im Herodot, Thucydides, Tacitus, in allen großen Meistern der Geschichtschreibung spricht sich gerade die Individualität am bestimmtesten aus, unbeschadet der behandelten Gegenstände. Ferner ist es allerdings irrig, alle Zeiten lediglich mit der Fackel oder dem Binsenlichte des letzten Tages zu beleuchten; andererseits aber erscheint es unnatürlich und erkünstelt, wenn Jemand (wie Barante) Sprache, Form und Ansicht der Gegenwart ganz verschmäht und sich durch einen Sprung unbedingt in die Vergangenheit versetzen will.

Des Verf. letzte eigne Ansicht tritt in seinem Werke fast nirgends hervor, und wenn er auch einzelne Lücken und Unvollkommenheiten einzelner Systeme nachweiset, geschieht es nie in dem Tone eines pädagogisirenden, allweisen Hofmeisters. Ja, wir wünschen fast (da seine Darstellung der neuen Systeme sobald noch nicht erscheinen kann), er hätte, wäre es auch nur in einzelnen Noten, angedeutet, wie antike Gedanken von spätern Meistern aufgegriffen und ausgebildet oder umgebildet wurden. Wer das Neue kennt, findet dadurch leichter den Weg zum Verständniß des Alten, und umgekehrt.

Der vorliegende 2. Theil handelt von den unvollkommenen Sokratischen Schulen und von Platon. Wir geben einen Auszug des Inhalts, nicht um das Lesen des trefflichen (auch schön gedruckten) Werkes entbehrlich zu machen, sondern um alle Diejenigen dazu aufzumuntern,

welche sich für die Entwickelung des menschlichen Geistes irgend interessiren.

Sowie Athen der Mittelpunkt des ganzen hellenischen Lebens geworden war, so erscheint daselbst die Philosophie als Mittelpunkt des wissenschaftlichen Bestrebens, und wiederum gehen alle philosophischen Schulen (nur mit Ausnahme der epikurischen) mehr oder weniger vom Sokrates aus.

Die ersten philosophischen Bestrebungen der Griechen suchten die Natur zu erklären und sich mit ihr in Harmonie zu setzen; allmälig aber bemerkte man die dem Menschen eigenthümliche, nirgends sonst in der Natur anschaubare Kraft der Vernunft; es erwachte das Bewußtsein, dieselbe sei keine Naturkraft, sondern etwas durchaus Anderes, und die Meinung von der Gleichartigkeit seiner selbst mit den Kräften der umgebenden Welt ward schwankend, oder gänzlich zerstört. Das Sittliche mußte also in seinem Gegensatze gegen die Natur festgestellt werden; um aber auf diesem Wege nicht 2 entgegengesetzte, scheinbar nie zu vereinende Wissenschaften zu erhalten, war es nicht minder nothwendig, durch höheres wissenschaftliches Denken beide wieder zu vereinigen und das Natürliche wie das Vernünftige gleichmäßig in der Erkenntniß zu umfassen.

Durch dieses Streben nach einer allgemeinen Wissenschaft, welches von dem Bewußtsein über die Einheit des Wissens ausgeht, hat die Philosophie, seit und durch Sokrates sich von dem besondern, einseitigen Interesse frei gemacht, welches die frühern Systeme leitete. Hierin erkennt man vorzugsweise den Charakter dieser Periode, welche eigenthümlich und lebendig fortschreitet, bis mit einer eklektisch gelehrten Philosophie und dem Skepticismus der Eintritt einer neuen sich bekundet.

Die Sophistik war zu dem scheinbaren Ergebniß gekommen: für den Menschen gebe es keine Wahrheit, er könne blos mit dem Scheine derselben spielen, und der sei der größte Weise, welcher sich in dieser Beziehung aller Hoffnung entschlagen habe und nur Andern seine eigne Leere in künstlerischen Formen vorzuspiegeln die Gewandtheit besitze. Aus diesem Abgrunde der Leerheit gab es nur einen Ausweg: man mußte an dem Gewissesten im Menschen sich halten, an dem sittlichen Gebote; die Ueberzeugung: es gebe eine sittliche Ordnung und Wahrheit in ihr, mußte man der Sophistik entgegenstellen, wenn man sie mit Erfolg bekämpfen wollte. Von der Ethik also ging Sokrates (mit Zurücksetzung der Physik) aus, um von etwas Festem, Wahrem, Gewissem zu der allgemeinen Wissenschaft vorzudringen; ja, er fand in dieser den Mittelpunkt und das Ziel aller andern Bestrebungen. So lange ein Denken und Handeln nicht über sich selbst Rechenschaft geben kann und über seinen Zusammenhang mit allem übrigen Denken, ist es blos ein schwankendes Meinen.

Sokrates muß als der Begründer des wissenschaftlichen Verfahrens bezeichnet werden, ohne welches gar kein wahres Denken zu Stande kommt. Wenn er einerseits wußte, daß der höchste Gegenstand des Wissens ein Ueberschwengliches, das wahrhaft Göttliche sei, so hegte er andererseits die Ueberzeugung, in der ganzen Welt herrsche Uebereinstimmung mit der Vernunft in uns, Alles sei nach vernünftigen Zwecken gebildet und gebe Zeugniß von der allgemeinen Vernunft, aus welcher unsere vernünftige Seele stamme und in welcher sie lebe. Das Göttliche ist die reine Vernunft, welche als Grund aller Dinge, aller Erscheinungen und als Ziel alles menschlichen Strebens von ihr verehrt werden muß. Der wahre, vernünftige Gott, ohne allen Dualismus, ohne physische Beschränkung und ohne pantheistische Vernichtung des Individuellen, war vor Sokrates keinem Philosophen bekannt gewesen. Das Erkennen des Guten und das Handeln nach diesem Erkennen betrachtet er als das wahre menschliche Gut; Zweck des Lebens ist ihm Vernünftigkeit und Weisheit; sein sittliches Streben steht mit seinem wissenschaftlichen in der engsten Verbindung. Denn nur der Wissende ist, nach seiner Ansicht, einer vernünftigen Wahl fähig und wird, als solcher, das Gute wählen; ja man kann sagen: die Tugend ist dem Sokrates die transcendentale *Vollendung*, das höchste Gut, und insofern mit der *Wissenschaft eins*.

Obgleich nun Sokrates weder ein System der Ethik, noch der Physik, noch der Dialektik entwickelte, hat er doch zu Allem die Anregung gegeben und gewisse leitende Grundgedanken hingestellt oder eingeübt, welche sich in verschiedenen Männern und Schulen weiter, obgleich einseitig, in Platon dagegen aufs tiefsinnigste und umfassendste entwickelten.

So fand die Lehre des Aristipp in Sokrates ihren Ausgangs-, wie in Epikur ihren Endpunkt. Das Streben des Erstern nach ungebundener Freiheit legte der Gegenwart einen übertriebenen Werth bei, und die Lust, welche den Augenblick erfüllt, mußte ihm als das wesentliche Gute erscheinen, obgleich er noch verlangt, daß die Seele eine Herrschaft über die wahre Lust ausüben müsse. Zuletzt fällt aber doch auf diesem Wege die Einheit des sittlichen Zweckes ganz weg, und dem Leben werden so viele Zwecke gesetzt, als Augenblicke desselben gegeben sind. Das Handeln wird etwas sittlich Gleichgültiges, da Alles bei den Cyrenaikern nur auf den Erfolg, auf Lust oder Unlust ankommt; die Tugend kann ihnen nicht zum Zwecke dienen, sondern nur Mittel sein, und Vernünftigkeit höchstens die Unlust vermeiden lehren.

In der weitern Entwickelung dieser Lehren durch Theodoros findet sich keine Spur der Sokratischen Mäßigung mehr; Alles verräth die Unverschämtheit eines Sophisten, der am Guten und Schönen keine Lust oder Freude findet, sondern nur an dem hochmüthigen Dünkel von seiner eignen Selbstgenügsamkeit. Der Gipfel dieser Lehre im Hegesias mußte alles Handeln und alles Leiden als etwas Gleichgültiges darstellen und sich in dem Satze aussprechen: dem Thoren zwar scheine das Leben ein Gut, dem Vernünftigen aber sei es gleichgültig und der Tod ebenso wünschenswerth als das Leben.

Ganz nach der entgegengesetzten Seite richtete sich Antisthenes; und wenn Aristipp seine Freiheit in stetem Genießen der Gegenwart suchte, wollte sie jener in der Unabhängigkeit von Bedürfnissen finden, gerieth aber da-

durch in einen irrigen Widerspruch gegen die Verhältnisse seiner Zeit gegen Wissenschaft und Cultur. Die Tugend, lehrte er, sei hinreichend zur Glückseligkeit, aber schon seine Tugend nahm eine schroffe Wendung, und die spätern Cyniker erscheinen in ihrem Hochmuthe und ihrer Verachtung aller gesellschaftlichen Ordnung als eine ebenso arge Caricatur wie die letzten Cyrenaiker.

Auch die Megarische Schule zeigt nur eine einseitige Richtung, und wenn sie die Unwandelbarkeit des Wahren und Guten festzuhalten strebte, verwarf sie in ihrem übertriebenen Eifer ganz das Werden und die sinnliche Erscheinung. Ganz anders wie diese Schulen der unvollkommenen Sokratiker tritt Platon auf und sucht zuvörderst mit aller Anstrengung den Begriff des Wissens und der Wissenschaft zu ergründen, um von diesem Mittelpunkte aus über alles Andere Licht zu verbreiten. Die Wissenschaft ist dem Platon das Maß aller andern Untersuchungen, und die Dialektik soll nicht nur in andern Wissenschaften Richtiges und Unrichtiges zu unterscheiden wissen, sondern auch, sowie sie die Erkenntniß anderer Wissenschaften hat, so auch sich selbst erkennen. Nur dadurch erhält alles Wissen Einheit, und wo wahre Wissenschaft vorhanden ist, ist auch Sittlichkeit und Tugend. So gehen theoretisches Erkennen und praktisches Handeln unzertrennlich Hand in Hand, und Eins begründet und bedingt immer das Andere. Alles menschliche Denken und Thun ist aber nur ein unvollkommenes und im Werden begriffen; die höchste Weisheit und Tugend hat nur Gott, welchem ähnlich zu werden als die höchste Aufgabe des Menschen erscheint.

So wird die Dialektik dem Platon zu der Wissenschaft, welche sowol das Denken als das Sein in sich begreift, sofern beiden ewige Bestimmungen zukommen. Daher kämpft er gegen die Lehren des Heraklit und Protagoras, denen Alles im Fließen und Werden oder als blos wechselnde Empfindung erscheint, und ebenso gegen die Eleatische Lehre: Alles in der Welt sei blos ein beharrlich Seiendes, ohne Werden und Wechsel.

Gäbe z. B. jedes Empfinden an sich schon gleiche Erkenntniß und Wahrheit, so würde kein Mensch weiser sein können als der andere, und keiner ein Lehrer des andern. Indem die Lehre: die Wissenschaft sei Empfindung, die wahre Allgemeinheit des Wissens aufhebt, widerspricht sie auch sich selbst. Es gibt etwas Beharrliches in unserm Denken, etwas Wesentliches; darauf bezieht sich alle wahre Philosophie und Erkenntniß. Von dieser Ueberzeugung aus erscheint es natürlich, daß Platon weit mehr die Betrachtung des ewigen Wesens der Dinge verfolgte, als die Wahrheit des Werdens erforschte, und daß die Lehre von den Ideen in seiner Philosophie so wichtig ward. Es muß, dies lehrte er, Ideen geben, welche die unveränderliche und ewige Wahrheit der Gegenstände aller Wissenschaft darstellen, damit es eben eine Wissenschaft von diesen Gegenständen geben könne. Da nun in Allem, was ist, ja in Allem, was wird, eine Wahrheit verborgen oder zu Tage liegt, so muß auch in allem Diesen eine Idee zu finden sein, welche eben das Wahre und Beharrliche in sich schließt oder ausdrückt. Dies Wahre und wahrhaft Seiende ist aber kein unterschiedloses Einerlei, sondern umfaßt eine Vielheit besonderer Begriffe, von welchen ein jeder das ewige Wesen der Dinge auf eigne Weise darstellt. Aufsteigend kommt man so zu der Erkenntniß der höchsten Idee, welche den Grund aller Dinge enthält, zu der Idee Gottes, um in dieser wiederum die Wahrheit aller niedern Ideen zu begründen, ohne damit die Vielheit des Seienden aufzuheben.

Wie nun aber diese Vielheit sich zu der göttlichen Einheit verhalte; wie das Sinnliche und das Werden auch daran Theil habe; wie Sein und Werden zugleich möglich, Geist und Materie zugleich vorhanden sei, diese später so wichtig gewordenen Fragen sind von Platon noch nicht mit vollkommener Klarheit entwickelt, ja, es zeigt sich bei ihm eine Geringschätzung aller sinnlichen Erkenntniß, welche diese zwar als Mittel zur Wahrheit nicht ganz aufhebt, im Körper und der Empfindung aber doch weit mehr ein Hinderniß aller höhern Erkenntniß sieht.

Ja, alles Physische erscheint dem Platon blos als Durchgangspunkt aus dem Nichtsein in das wahre Sein, und seine Naturlehre, die sich an das Werden anschließt, kann keine vollkommene Wissenschaft sein, weil diese lediglich das ewig Seiende, nicht das Entstehende zum Gegenstand hat. Die Welt ist geworden, und in der werdenden Welt kann sich die göttliche Vernunft auch nur als eine werdende, am Körper Theil habende Vernunft zeigen. Der ganzen Welt Gestaltung entsteht aus der Verbindung des Weltkörpers mit der Weltseele. Auch in der menschlichen Seele finden sich 2 Bestandtheile, ein sinnlicher und ein göttlicher, verbunden und vermittelt durch einen dritten, gleichsam dämonischen Bestandtheil; wir haben also das Begehren, den Muth (θυμος) und die Vernunft. Nur hinsichtlich des letzten Theiles ist die Seele unsterblich.

Das höchste Gut erscheint dem Platon als ein der menschlichen Vernunft unerreichbares, auf welches wir jedoch immer zu blicken haben in allem unsern Streben als auf das wahre Ziel unsers Lebens; denn ohne die Erkenntniß des Guten ist uns keine Erkenntniß zu etwas nütze. Weil wir ferner die Idee des Guten nicht in der Einheit begreifen können, so sollen wir sie in der Mannichfaltigkeit und im Werden verfolgen, wo sie uns bald als Wesen und Wissenschaft, als Wahrheit und Vernunft, bald als Schönheit und Verhältnißmäßigkeit, bald als das Gemeinsame aller Arten der Tugend erscheint. Alle diese Erscheinungsweisen des höchsten Guts haben Aehnlichkeit mit demselben, aber sie sind nicht das Gute selbst, sondern nur das Gute im Werden, weshalb auch Platon nicht fodert, wir sollen Gott gleich, sondern nur wir sollen ihm ähnlich werden.

Die Lust, im gewöhnlichen Sinne des Worts, konnte dem Platon nicht als Zweck des Lebens erscheinen; doch verwirft er sie nicht ganz, sondern unterscheidet die wahre von der falschen und rechnet zu jener vorzugsweise die Lust der Vernunft an dem Besitze der Wahrheit und des Guten. Ueberhaupt soll man die Verbindung des Vernünftigen mit dem Sinnlichen nicht vernachlässigen und

der Harmonie beider nachstreben. Gewisse Güter, z. B. sinnliche Lust, Gesundheit, Schönheit und Vermögen, halten schon insofern die Mitte zwischen dem Guten und dem Bösen, als man sie misbrauchen und zu wenig oder zuviel davon besitzen kann. Die Tugend ist das wahre Gut der Seele; sie ist sowol als Eins, als in anderer Rücksicht als Vieles zu betrachten. Die Tugend der Weisheit z. B. besteht in der Kenntniß des Guten; der Tapferkeit darin, daß wir die richtige Meinung über das Furchtbare und Nichtfurchtbare, d. h. über das Gute und Böse zu bewahren wissen. Sie vertheidigt die vernünftige Einsicht gegen Verwirrung, mit welcher sinnliche Begehrungen die Seele bedrohen. Die Gerechtigkeit bezeichnet im Menschen die innere Verhältnißmäßigkeit seiner Ausbildung und begründet und erhält eine völlige Ordnung der Seele. Schwäche also ist Folge der Ungerechtigkeit, Stärke die der Gerechtigkeit u. s. w.

Der Staat Platon's erscheint ihm allerdings unausführbar unter den gewöhnlichen Verhältnissen der Menschen, doch fodert er, daß man nach dessen Verwirklichung streben solle als nach einem möglichen und heilsamen Ziele. Dennoch bleibt der Einwand stehen: daß er die Persönlichkeit des Einzelnen, die Familie, das Eigenthum fast ganz den Staatszwecken opfert, die individuelle Freiheit mit der allgemeinen nicht versöhnt, den Menschen über den Bürger vergißt und für die angeblich höchsten Zwecke tyrannisch, ja ungerecht wird. Die echte Aristokratie der Einsicht wird auf dem Wege einer kastenmäßigen Absonderung nicht gefunden, und wo die Sklaverei noch als nothwendig aufgestellt wird, muß das edelste politische Bestreben zur Hälfte mislingen.

Auch bei der Platonischen Betrachtung des Schönen ist nicht recht einzusehen, wie man es mit Geringschätzung der einzelnen schönen Dinge wahrhaft ergreifen und zur Anschauung bringen will; und, wenn die schöne Kunst umgekehrt nur Nachahmung der Erscheinungen sein soll, wie sie mit den Ideen und dem ewigen Schönen in Verbindung treten kann. Ueberhaupt ist der Uebergang von der Ideenwelt zu dem sinnlich Vergänglichen, vom Ganzen zum Einzelnen, es ist die Wirklichkeit des Lebens nicht in allen Theilen ergriffen und zur beruhigenden Klarheit gebracht. Schon deshalb erscheint es natürlich, daß Aristoteles, der größte unter Platon's Schülern, seine Forschungen an einer andern Stelle begann, von welcher aus alle diese Mängel zu verschwinden schienen. 54.

Deutsches Paradoxon.

Es wird so Viel in unsern bewegten Tagen darüber raisonnirt und mehr noch deraisonnirt, daß eine allgemeine Unzufriedenheit herrsche, daß Europa mit seiner Cultur sich selbst überstürzt habe, daß eine neue Zeit angebrochen sei, die Völker seien zum Bewußtsein gereift, und diese Reife dürfe und könne nicht aufgehalten werden, die begonnene Bewegung müsse sich vollenden, das Alte dürfe nicht mehr an Erhaltung denken, und wenn es daran denke, so werde es nur um so unaufhaltsamer und schmählicher zusammenstürzen. Wenn man nun aber fragt: Wie soll sich denn nun die begonnene Bewegung vollenden? Was soll daraus werden? Wie soll sich die neue Zeit gestalten? so bleibt man die Antwort schuldig und meint wol, das müsse man der neuern Zeit überlassen. Nun freilich haben sich die menschlichen Dinge nach dem Untergange des römischen Reichs auch wieder gestaltet; aber es hat so viele Jahrhunderte gekostet, ehe nur ein irgend echt menschlich leidlicher Zustand sich gebildet hatte. Wird die Menschheit, da gegenwärtig wenigstens doch keine römische Verdorbenheit und Zwingherrschaft zu zerstören ist, auch dabei gewinnen? Und keineswegs in der übermäßigen Intelligenz, in der über den Kopf gewachsenen Cultur und der Reife des Bewußtseins der Völker liegt der Grund der gegenwärtigen Bewegung, sondern vielmehr in dem positiven Mangel an Intelligenz, an Cultur, an Reife da, wo diese nicht reich genug vorhanden sein kann. Wo ist denn die Intelligenz, die Cultur, die Reife, mit der wir prahlen? Im Volke? Macht unser Adel, unser Gelehrten-, Kanzelei-, Mittel-, Handel- und Gewerbestand das Volk aus? Und doch, wo ist die Basis der civilisirten Vereine, die wir Staaten nennen, zu suchen? Unser Volk ist nicht dumm gerade, aber verworren, hat wenig oder keinen Begriff von Dem, was ein Staat sei, ist genöthigt, diesen als eine Zwangsanstalt zu betrachten, von der es für sich gar keinen Nutzen abzusehen weiß, sondern die es nur für eine Einrichtung hält, wie ihm sein Leben abgepreßt werden könne, damit die höhern Stände, und besonders der zahlreiche Beamtenstand, ein flottes Leben führen können. An wahre Anhänglichkeit an den Staat ist gar nicht zu denken, daher auch das Volk überall am geneigtesten ist, die Heimath zu verlassen und bei jeder Veränderung nur zu gewinnen glaubt. Oben mag Intelligenz, Cultur (auch Aftercultur), meinetwegen auch hier und da Reife sein; aber das bedeutet im Ganzen gar wenig; unten muß sie gefördert werden. Aber wie? Durch eine verständige Erziehung, und zwar beinahe noch mehr durch Bildung des Verstandes als der Religiosität, die ohne richtiges, klares Denken wahrlich nicht viel sagen will und damit recht wohl Hand in Hand zu gehen vermag. Ja, wird denn nicht dafür gesorgt? Lernt das Volk denn nicht lesen, schreiben, rechnen und seinen Katechismus? Aber wie an den meisten Orten? könnte man antworten, und mit dem Lesen-, Schreiben- und Rechnenlernen bis zum vierzehnten Jahre höchstens ist es dann auch nicht gethan, sondern denken muß es lernen, es muß fähig werden, Etwas zu begreifen, in seinem Zusammenhange aufzufassen und so sich selbst, das Leben und den Staat zu erkennen. Für Schulmeister, die dazu den Geist zu entwickeln und zu bilden wissen, muß gesorgt werden, und solche Männer müssen nach ihrem Wirkungskreise auch sorgenfrei leben können. Die Dorfschulen, und größtentheils auch die Stadt- und Volksschulen, müssen zweckmäßiger organisirt, und auf Mittel muß gedacht werden, wie man das Volk dahinbringe, sich gescheiter machen zu lassen. Ja, wo soll da das Geld herkommen? Nun, wenn ich Monarch wäre, oder gar Minister — zu beiden habe ich noch weit hin und komme wol gar nicht dazu — so würde ich sagen: Ihr da oben habt Cultur genug; sorgt nun selbst für ihre Förderung, ich will mich mit der Erhaltung des Bestehenden begnügen und nun einmal für eine geraume Zeit Alles, was die Cultur sonst an Staatskräften in Anspruch nahm, auf die Basis wenden, damit der Staat mit Sicherheit auf ihr ruhen kann. Dazu hilft mir denn auch wol, was ich etwa am stehenden Militair ersparen werde, das endlich doch in Abgang kommen muß, wenn das Volk mit gutem Willen und mit Einsicht das Vaterland zu vertheidigen vermag. Probirt es einmal, ihr deutschen Fürsten und Minister, und zwar bald; es kann wahrlich nicht früh genug damit begonnen werden und nicht ernstlich genug. Schwierigkeit wird es haben; aber was sein muß, muß sein! Entweder, oder! Ueberlegt es nur recht. 111.

Hierzu Beilage Nr. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 91. —— 1. April 1831.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Ueber Sprachwissenschaft, mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Schrift:

Grundlegung zur wissenschaftlichen Construction des gesammten Wörter- und Formenschatzes, zunächst der semitischen, versuchsweise und in Grundzügen auch der indo-germanischen Sprachen. Von Moritz Drechsler. Erlangen, Palm u. Enke. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es ist unglaublich, wie groß seit Jahrhunderten die Bemühungen und Anstrengungen der Philologen gewesen sind, und wie wenig sie bewirkt haben, wenn man fragt, was für die Kenntniß der Sprache, als solcher, was für die Entzifferung jenes heiligen Geheimnisses geschehen sei, das, durch Jahrtausende hindurch getragen, der menschliche Geist immer fester und künstlicher verhüllt hat, sodaß es wie der gordische Knoten als ein unauflösbares Kunstwerk, eine räthselhafte Hieroglyphe erscheint, und Keiner je es gewagt hat, die Entwickelung zu erringen. Vielfache Hypothesen über dieses Räthsel und seine Genesis hat man aufgetischt; man hat kluge und lächerliche Erklärungen vorgebracht; alle möglichen Hülfstruppen wurden zur Begründung dieser und jener Ansicht herbeigetrieben, und dennoch: parturiunt montes etc. Der Geist, welcher dieses Kunstwerk geschaffen, dessen inneres, tiefes Wesen er darstellt, hat alle diese Versuche verneint, weil sie theils ohne seine Autorität, ohne seinen Segen gemacht wurden, theils weil sie, dem Losungsworte sich nahend, nie von Centrifugalkraft getrieben, in die todte Welt des abstracten Verstandes zurückkehrten und, wie der Dichter sagte, dem Geiste gleichen, den sie begriffen, und keine Verwandtschaft hatten mit jenem Geiste, der in kindlicher Stille der Offenbarung lauscht, die ihm die Gnade des Höchsten in steigender Potenz darbietet, um die Welt und sich selbst, den Mikrokosmus, zu begreifen und zu verstehen. Nur ein solcher kindlicher Sinn, nur ein so vom Ewigen ergriffenes Gemüth, nur ein so tiefer ernster Sinn vermag Blicke zu thun in die Tiefen des Menschengeistes, und seine Geburten verstehen zu lernen; fern von der Welt des blos Abstracten ist der Sitz, wo die Wahrheit weilt; Begriffe sind es nicht, in welchen das Wesen der Dinge waltet; was kein Verstand der Verständigen sieht, das siehet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Jene Fabel von dem Verkehr der Götter und der Menschen hat auch in dieser Hinsicht ihre tiefe Bedeutung. Je jünger der Mensch war, desto vertrauter war er mit dem Göttlichen, desto näher war er der Natur und ihren Werken — auch der Geist ist Natur —, desto mehr verstand er sich selbst. Je entfernter er wurde von der Uroffenbarung, deren heilige Worte in seinem Geiste jetzt nur noch wie ein entfernter Klang, bei diesem und jenem mehr oder minder deutlich, nachhallen, desto ferner war er von dem Göttlichen, desto ferner von der Enthüllung der Fingerzeige, welche auf ein früheres seliges Leben, auf eine unmittelbare Anschauung des Göttlichen deuten. Ein solcher Fingerzeig ist die Sprache des Menschen. Sie deutet auf eine Periode hin, wo der Mensch, in Harmonie mit sich und der Natur, im Anschauen der göttlichen Wahrheit lebte und jeder Laut objective Realität hatte. Aber sie deutet auch blos darauf hin. Wie der Mensch nur noch den Rest jener Harmonie, die Sehnsucht nach jenem Anschauen, den Funken jener himmlischen Flamme, die keusch und rein auf dem Altare der Gottesliebe und Gottesverehrung im Herzen der Erstgeborenen loderte, in sich bewahrt, so ist uns auch in der Sprache die objective Wahrheit entschwunden, und was aus der Brust hervortönt, ist nur rein subjective, demnach blos approximirende Bezeichnung Dessen, was das Bezeichnete seinem Wesen nach ist. Aber wie in der Gotteserkenntniß, so ist auch hier der Funke noch vorhanden, den die babylonische Sprachenverwirrung in die verschiede-

nen Zungen hinübergab. Aber, wird man fragen, ist auch diesem Funken eine Offenbarung gegeben, eine Versöhnung, an der er sich, wie die Erkenntniß des Göttlichen, entzündend zur Flamme zu erheben die Kraft gewinnen kann? So lange nicht, als der Mensch nicht vermögend sein wird, das Wesen der Dinge zu erkennen. Denn mit dieser Erkenntniß wäre auch die objective Realität des Lautes, der sie ausspricht, gegeben, und in jenem Leben, in dem Lande der Unsterblichen, wird Wort auch das Ding sein, wie es dieses war, als der Mensch noch unsterblich war. Aber Das ist ihm jetzt schon gegeben, daß er der Ahnung jener Einheit, die dort uns zu Theil werden wird, wie sie sich in den Lauten ausspricht, nachgehe und um ihre Bedeutung und um ihr Verhältniß zu den Objecten selbst, deren subjective Erkenntniß wir durch sie bezeichnen, befrage, wenn er auch von dem Verhältniß dieser Ahnung zu jener Wirklichkeit nur anbetend schweigt. Obgleich wir aber hiermit auf historischem Boden stehen, so ist die Aufgabe dennoch eine so ungeheuere, als die Erforschung der Menschengeschichte es ist; denn Geschichte der Sprache in diesem Sinne ist nichts Anderes als Geschichte der Menschheit. Denn die Aufgabe ist eigentlich die: hinabzusteigen zu den anerkannt ältesten Sprachzweigen, durch ihre Vergleichung ihren ältesten Stamm aufzufinden, diesen in seinem Wesen und in seinen Elementen zu construiren und dadurch ein Centrum zu gewinnen für die Erkenntniß der aus ihm eradirten Sprachenfamilien; in diesen die Elemente des Urstammes herauszusuchen mitten aus den unzähligen Bildungen und Verbildungen, und diese Bildungen und Verbildungen in ihren Grundursachen nachzuweisen. Daß dies Alles aber nicht geschehen könne, ohne das Leben der einzelnen Völker zu verfolgen, ihre Bildung und Verbildung nachzuweisen, ist dem Kundigen von selbst klar, und so ist Geschichte der Sprache Geschichte der Menschheit. Eine ungeheuere Aufgabe, wir wiederholen es, eine Aufgabe nicht für das schwache kurzdauernde Einzelleben, sondern für eine Gesammtheit von Individuen, die alle Ein Geist, Ein Gemüth, Ein Sinn beherrschen müßten, vor Allem Eine Tiefe und Eine Einfalt. Denn diese — und damit kehren wir zum Anfange unserer Erörterung, in welcher lediglich von unserer, der Sterblichen, Sprache die Rede ist, zurück — sind die Grundfoderungen des Gelingens einer solchen Untersuchung. Allein, sie in einer Gesammtheit zu finden, scheint unmöglich und damit die Lösung der Aufgabe selbst. Einzelne aber werden, falls es einem Zeitalter verliehen wird, daran zu denken, Das, was den Individuen dennoch zu lösen möglich ist, nur in dem Maße wirklich lösen, in welchem ihnen Glaube an das Göttliche, tiefe Betrachtung des Seienden, einfältiges Gemüth, mit Einem Worte Begeisterung im vollkommensten Sinne des Worts zu Theil geworden ist. Damit ist aber auch ausgesprochen, wie schwer selbst die Lösung nach der Möglichkeit des Individuums sein wird, da jeder Einzelne mit mehr oder minder bedeutendem Schaden der Unvollkommenheit behaftet ist. Und doch ist die Aufgabe so herrlich, der Gewinn derselben so glänzend, der Lohn so unermeßlich! Und doch sollte man glauben, daß deren nicht Wenige sind, welche in, wenn auch nicht ungetrübter Begeisterung den Rhodussprung gewagt haben; daß wenigstens Solche nicht fehlten, welche die Bedeutung der Aufgabe selbst, den Weg, sie zu lösen, wenn auch nur angedeutet haben. Allerdings ist dies Letztere auch der Fall; und wie wir Anfangs bemerkten, allerdings sahen Manche die Aufgabe, aber waren nicht vermögend, sie zu erkennen. Manche ahneten und traten näher, flohen aber zurück, wie von Angst getrieben über die Enthüllung dieses Bildes zu Sais. Der Erste, welcher mit seinem tiefen ernsten Sinne zu ahnen wagte, war Plato, der im Kratylos (p. 113 etc. ed. Bekk.) über die Laute r, über i, über ph, ps, s und z, d und t, l, g, n, a, e, o, und ihre Bedeutung spricht, und die Anfoderung macht, daß man, um ein Vollendetes zu Wege zu bringen, einerseits die Sprachlaute, andererseits die Dinge in ein System bringen und zeigen müsse, wie beide Systeme sich parallel laufen. Plato ahnete also das einzige *Wahre in* der Erforschung der Bedeutung der Sprach*laute, aber was* er ahnete, war nur das Fragment eines Fragmentes, dessen Ganzes in seinem Geiste, wie eingehüllt, lag. Auch der pythagoräische Philosoph P. Nigidius Figulus, der Redner, Grammatiker und Astrolog zugleich war (cf. Ernest. Clav. Cic. Dio Cass. 45, 1. Suet. Octav. 94) und mit dem uns Gellius (XIX, 14) bekanntmacht, bemerkt, wie sich in der Aussprache des Pronom. vos die Bewegung des Mundes der Bedeutung parallelisirt, indem wir die Vorderlippen langsam hervorbewegen und den Hauch nach vorn zu gegen Den hingehen lassen, mit dem wir sprechen, während bei dem Pronom. nos das Gegentheil stattfindet. Dasselbe findet statt bei tu, ego, tibi, mihi. Denn sowie sich bei Verneinungen und Bejahungen Kopf und Auge der bezeichneten Sache accommodirt, so in den Wörtern gleichsam eine Art von Gestus des Mundes und ein natürlicher Hauch. Unter den Neuern haben Leibnitz, Wallis, Hiob Ludolf, Maier, Fr. Schlegel, Böckh, Othmar Frank, Wachsmuth, Hupfeld, Schmitthenner mit mehr oder minderm Erfolg, bisher aber nur im Allgemeinen oder in Andeutungen Das, worauf es ankommt, ausgesprochen, so jedoch, daß Viele der Genannten zugleich mit dem Erkennen des richtigen Princips die Sache wieder aufgaben oder den rechten Standpunkt wieder verloren. Unsern Tagen, die in jeder Beziehung reich an Bewegungen und Regungen sind, wie keine frühern, war es vorbehalten, auch hierin die Bahn zu brechen, und was seit Plato nur in entfernten Ahnungen und bei langen Zwischenräumen von Finsterniß in vorübergehenden Blitzen und Funken sich offenbarte, das beginnt nun in ernster, besonnener, fester Gestalt, dem Bürgen seiner Dauer, sich vor die Zeit hinzustellen und zu rufen: Hier bin ich; betrachtet mich! Was dünket euch?

„Die Philologie als Wissenschaft der Sprache", beginnt der Verfasser des an der Spitze zu diesen einleitenden Worten erwähnten Buches in der Vorrede, die nothwendig mit Ernst gelesen werden muß, ehe man dem Buche selbst sich nähert und die, hier abgeschrieben, besser als jede andere Bemerkung, das Bemerkungsnöthige

darlegt, „ist noch keineswegs von dem Geiste des Lebens, der sich in den neuesten Zeiten immer mehr und mehr über das ganze Gebiet der Wissenschaften befruchtend verbreitet, genugsam durchdrungen. Vielmehr möchte kaum irgend eine andere reale Wissenschaft erfunden werden, die mehr noch als jene auf der Stufe bloßer Empirie stünde, die noch weniger auf den Namen einer Wissenschaft im strengen Sinne Anspruch machen könnte. Denn in allen ihren Theilen stellt sie nirgends ein aus einem letzten Princip mit Nothwendigkeit hergeleitetes Ganzes dar, bietet überall nur ein Aggregat des Einzelnen, Zufälligen, das sich nimmer zur Einheit und Ganzheit, nicht zur Nothwendigkeit gestaltet.

Betrachten wir z. B. denjenigen Theil der Sprachwissenschaft, welchen man in der Grammatik unter dem Namen der Elementarlehre zu behandeln pflegt, so können wir uns nicht enthalten, die Frage aufzuwerfen, ob denn im ganzen Gebiete der Wissenschaften irgend ein Abschnitt könne erdacht werden, der, mitten im Schoße der Wissenschaft, dem Wesen derselben in höherm Grade widerstrebte, der durch und durch unwissenschaftlicher, principloser, in zufällige Einzelheiten mehr aufgelöst wäre, als Das, was unter dem Namen Elementarlehre, nicht etwa nur in Schriften praktischer Tendenz, sondern in Werken der Wissenschaft selbst gegeben zu werden pflegt. Soll diese Abtheilung der Grammatik ihrer wahren tiefern Bedeutung entsprechen, so muß sie sich zu demjenigen Theile der Sprachwissenschaft erweitern, welcher die phonetische Seite der gegebenen Sprache zum Gegenstand hat, und in welchem nachzuweisen ist, wie sich das Lautleben dieser Einzelsprache dem individuellen Geistescharakter des betreffenden Volkes gemäß gerade so und nicht anders habe gestalten müssen. Dabei wird also die vollständige Kenntniß des zu Grunde liegenden Allgemeinen, die gründliche Einsicht in die Natur der Sprachlaute, in die allgemeinen Lautverhältnisse vorausgesetzt. Die Modificationen dann, unter welchen die besondere Nation jenes Allgemeine sich angeeignet hat, müssen aus dem individuellen Volksgeiste in ihrer Nothwendigkeit deducirt werden. Denn der physische Bestand der Sprachwerkzeuge ist bei allen Völkern derselbe. Der Chinese könnte, blos physisch betrachtet, R ebenso gut aussprechen als wir. Aber dieses Sklavenvolk, dieses Volk der Stockschläge, mag das männlich-energisch widerstrebende R nicht, sondern nur dessen Gegensatz, das L. Umgekehrt, das Th ist unsern Organen völlig ebenso gut erreichbar, wie denen des Engländers. Daß gerade dieser jenen Laut sich mit Vorliebe angeeignet hat, ist aber aus dem im Lautleben der englischen Sprache allenthalben hervortretenden Grundstreben nach Demjenigen, was man unter dem echt englischen Worte comfort, comfortable versteht, herzuleiten. Denn diesem Grundzuge gemäß mußte dem Engländer die bequeme Schwerfälligkeit, die träge Unbeholfenheit, dahin sich die Art der Zungenhaltung in jenem Laute neigt, vorzugsweise behagen. Am deutlichsten und unwidersprechlichsten wird dies, wenn ein Volk einen bestimmten Laut nicht ganz, wie in den beiden angeführten Fällen, aus seinem Lautsysteme verbannt, sondern nur mehr oder weniger gegen andere zurückgestellt hat. Daß der Römer, daß der Lacedämonier kein S habe aussprechen können, wem könnte einfallen, dies behaupten zu wollen! Haben sie ja doch den S-Laut in unzähligen Wörtern und Formen! Und doch finden wir bei Beiden vielfach die entschiedene Tendenz, da, wo ursprünglich S stand, und wo andere Dialecte dieses erhalten haben, ein R eintreten zu lassen. Nämlich, nach der ihnen einwohnenden ἀνδρία, virtus, ihrem strengen Charakter nach, mochten sie das herbe R lieber. Ebenso ist dem Engländer der A-Laut keineswegs unbekannt; er spricht ihn auch in gewissen Fällen. Also wenn er in den allermeisten Fällen a in ä getrübt hat, so kann der Grund nicht in einem physischen Unvermögen liegen, sondern er ist anderswo zu suchen. Wir finden ihn aber wiederum in eben jenem britischen Streben nach comfort, dem gemäß der Engländer das straffe Anziehen der Zunge zur breiten Fläche, wie es zum reinen A erfodert wird, vernachlässigt, und sich der bequemen natürlichen Lage, in welcher die Zunge im indifferenten Zustande sich selbst überlassen ruht, zu nähern sucht, da dann aber diesen Verhältnissen der Organe zufolge das a in ä getrübt erscheint. Es versteht sich von selbst, daß allemal, wenn auf solche Weise Ein Laut für den andern eintritt, beide sich nahe liegen, verwandt sein müssen. Nur insofern S und R mit einem und demselben Organe, blos auf verschiedene Weise gebildet werden, kann Wahl und Tausch zwischen Beiden stattfinden. S und R wird mit der Zunge gebildet, aber dem Römer sagte die Art, wie die Zunge in R sich gehabt, besonders zu, und er verwandelte, dieser Vorliebe zu Gefallen, anderweitige Bewegungsweisen der Zunge in diese ihm beliebte. Die Formenlehre, was sollte sie sein? Derjenige Theil der Sprachwissenschaft, durch den gezeigt würde, in welcher Art das gegebene Volk die im Allgemeinen möglichen mannichfaltigen Modificationen und Beziehungen, unter denen der an der Wurzel haftende reine Grundbegriff gedacht werden kann, seiner Individualität gemäß sich angeeignet, in seine besondere Sprache aufgenommen habe. Aber auch dieser Abschnitt der Grammatik ist in seiner gegenwärtigen Gestalt kaum etwas Anderes, als ein buntscheckiges Aggregat zusammengewürfelter Einzelheiten, in welches wahre Einheit und Ganzheit und Nothwendigkeit zu bringen, bisher noch kein eigentlicher Versuch gemacht worden ist.

Ehe wir zum dritten Beispiele weiter gehen, möchte es nicht ungeeignet sein, die ausgesprochenen Anfoderungen beispielsweise an concreten Fällen zu realisiren. Zuvörderst sollte gezeigt werden, welche Aufschlüsse über die Grundbegriffe der Elementarlehre und über die einzelnen Erscheinungen der besondern Sprachen aus der Kenntniß des physiologischen Theils des Sprachwerkes zu holen seien. Wir haben dazu die Lehre von der Verdoppelung ausersehen. Zur genügenden Auseinandersetzung dieses Punktes wird aber Einsicht in die Bildung der Sprachlaute und in die verschiedenen Arten derselben vorausgesetzt. Da nun über diesen Gegenstand das Nöthigste erst unten im Buche selbst (S. 15 fg.) beige-

bracht wird, so ziehen wir es vor, die eigentlich hierher gehörende Abhandlung erst am Schlusse als Beilage anzuhängen, und gehen nun also sogleich daran, ein Beispiel zu geben, wie aus dem individuellen Volksgeiste die Art und Weise zu deduciren sei, in welcher das gegebene Volk die allgemeinen Lautverhältnisse sich angeeignet hat. Dem Semiten ist ursprünglich alle Diphthongescenz sowol der Consonanten, als auch der Vocale durchaus fremd, und in streng geregeltem Gange wechseln ohne Ausnahme die beiden Elemente der Rede, Consonant und Vocal unaufhörlich ab. Gerade solche durchgreifende Verschiedenheiten in den einfachsten Elementen, obwol gewöhnlich ganz übergangen, ja verachtet (und so, wie man die Sprache gemeiniglich betreibt, ist wahrlich die tiefste Verachtung ganz billig!), sind der tiefsten, unerschöpflichsten Bedeutung voll. Hier sind die Ausströmungen, in denen jener unterirdische See, aus heiligem Dunkel, aus unzugänglicher Tiefe hervorquellend, ans Tageslicht ausfließend offenbar wird. So tritt in den Sprachen semitischen Stammes derselbe Geist der Subjectivität, der sich in den großen Erscheinungen jener Völker im Großen zeigt, nach welchem der Semit in der Kunst Lyrik allein ausbildet; nachdem in der Religion gerade dieser Stamm die idealistische Seite jenes uranfänglichen religiösen Naturlebens festhielt, und das Gefäß ward, die Idee der überall Einen Kraft, den Monotheismus zu erhalten; derselbe Geist endlich, nach welchem der Semit ursprünglich Wissenschaft als solche gar nicht kennt; ebenderselbe lyrische Geist, nur in verschiedenem Kreise sich offenbarend, tritt auch in der Sprache überall hervor. Der subjective Semit, mächtig und in Masse bewegten Gefühls, faßt nur Eines auf einmal. Dies Eine erregt ihn mit Macht. Daran bleibt er hängen, bis er es erschöpft hat. Nicht unaufhaltsam vorwärts dringt er, des Ganzen sich zu bemächtigen, es sich zu unterwerfen. Vielmehr ist er gewohnt, dem überwältigenden Eindrucke sich hinzugeben, vom Gegenstande erfüllt und gehoben zu werden. Aber er wird nicht seiner Herr zu freier Mischung, und beherrschender Verschmelzung, und überdachter Verarbeitung und besonnener Verwebung der Elemente. Und ebendaher kommt es, daß er in der Satzbildung, Gestaltung und Einung der Sätze zur Periode; in der Formenbildung Composita; in der Wortbeugung Verschmelzung der Flexionssylben mit dem gebeugten Worte zur scheinbar vollkommenen, unauflöslichen Einheit; in der Silbenbildung Vokal- und Consonantdiphthongen nirgends kennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Notizen über Oudney, Clapperton und Laing.

Ein kürzlich zu Edinburg erschienenes Werkchen: „A biographical memoir of the late Dr. Walter Oudney and captain Hugh Clapperton, both R. N. and major Gordon Laing, all of whom died amid their enterprising endeavours to explore the interior of Africa, by T. Nelson", enthält kurze und gedrängte, aber aus authentischen Quellen geschöpfte und daher sehr interessante Nachrichten über die 3 berühmten schottischen Reisenden, deren Namen auf dem Titel bemerkt sind. Nelson war mit Dr. Oudney und Capitain Clapperton persönlich bekannt; für den Biographen immer und in den meisten Fällen, also auch für das Publicum ein außerordentlicher Vortheil. Die Notizen über Laing sind von geringerm Werth, da der größere Theil blos Compilation ist. Von Interesse für die Wissenschaft ist folgender Auszug aus einem bisher noch nicht gedruckten Briefe des Dr. Oudney an den Professor Jameson, datirt: Murzuck, den 6. Juni 1822.

„Ich habe alle Mühe angewandt, um Quellen zu entdecken, habe aber bis jetzt keine finden können, die zu meinen Zwecken (thermometrische Beobachtungen anzustellen) geeignet gewesen wäre. Das ganze Land ist eine Quelle, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf; denn das Wasser sprudelt überall heraus, wenn man nur einige Fuß gräbt; seine Temperatur ist dann durch die Erde afficirt, und die Wärme, die es angibt, kann mir zu der Bestimmung der mittelbaren Temperatur des Ortes und folglich seiner Höhe über dem Meere von keinem Nutzen sein. Dieser Ueberfluß von Wasser in einem Lande, wo beinahe gar kein Regen fällt und wo es keinen Thau gibt, ist eine sonderbare und merkwürdige Erscheinung. Es ist in der Erde nicht entstanden, und es kann von der See nicht hergeleitet werden. Woher kommt es also? Von den tropischen Regen? oder von Flüssen, die sich in der Erde verlieren? (wie bekanntlich Sir Rufane Donkin vom Niger behauptet.) Der Vorrath ist unerschöpflich, und die Quellen geben zu einer Zeit so viel als zu der andern. Die Annahme, welche mir als die wahrscheinlichste erscheint, ist, daß die Landschaften im Süden viel höher gelegen sind als dieser Strich; daß während der Regenzeit das Wasser ziemlich tief in die Erde eindringt, bis es auf Schichten stößt, welche sein tieferes Herabsickern hindern, und daß es dann auf diesen als unterirdischen Strom in weit entlegene Gegenden abfließt. Meine Erklärung mag mancher Ausstellung unterliegen; aber bei schärferer Ueberlegung betrachte ich sie immer noch als die wahrscheinlichste, die ich mir denken kann. Eine andere merkwürdige Erscheinung in Fezzan ist die fortwährende Salzformation auf der Oberfläche des Sandes. Auf meiner Reise konnte ich die verschiedenen Stufen des Prozesses sehr deutlich unterscheiden. Zuerst bildet sich ein dünner Anflug, gleich dem Reif, und dieser nimmt dann fortwährend an Dicke zu. An einigen Stellen ist diese Salzdecke wol fußtief".

Daß auf ähnliche Weise, wie Dr. Oudney hier den Quellenreichthum um Murzuk begreiflich macht, neuerer Zeit auch das Phänomen der artesischen Brunnen erklärt wird, ist bekannt.

Auch von Lander, dem treuen Diener Clapperton's, der eben jetzt wieder auf einer Entdeckungsreise in Afrika begriffen ist, erhalten wir eine kurze Notiz: „Dieser Mann ist von Jugend auf ein Freund des Herumstreichens gewesen. Als er kaum 11 Jahre alt war, begleitete er einen Kaufmann auf einer Handelsreise nach Westindien. Er war 3 Jahre abwesend und machte bei seiner Rückkehr als Bedienter eine Reise nach Frankreich und andern Ländern des Continents, auf welcher er bis zu seinem neunzehnten Jahre ausblieb. Auch jetzt verweilte er, nach Hause zurückgekommen, nicht lange in seinem Geburtslande, sondern ging mit Major Colebrooke nach Südafrika und bereiste mit diesem die ganze Capcolonie von einem Ende bis zum andern. Der Grund, weshalb er Major Colebrooke verließ, ist nicht öffentlich bekannt geworden; aber als er bei seiner Ankunft in England im J. 1824 von Capitain Clapperton's zweiter Expedition in das Innere von Afrika hörte, so mußte bei seiner natürlichen Neigung zum Wanderleben diese Unternehmung ihm als etwas besonders Anziehendes erscheinen; er ging sogleich zu dem Capitain und bot demselben seine Dienste an, die denn auch angenommen wurden".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 92. —— 2. April 1831.

Ueber Sprachwissenschaft.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Nach ebenderselben Geistesindividualität kann der Semit, um nun auch ein Beispiel zu geben, wie das Einzelne der Formenlehre tiefer zu begründen sei, jedes Sein und Handeln nur nach dem doppelten Gesichtspunkte, als entweder innerhalb oder außerhalb des Subjectes gesetzt, betrachten. Daher von allen den vielen Verhältnissen, unter welchen der reine, am Stamme haftende Verbalbegriff gedacht werden kann, statt aller der Modus- und Tempus-Formen sind im Bewußtsein des Semiten nur 2 auseinandergetreten und in selbständige Formen aufgegangen. Unter der ersten Form tritt der im Stamme selbst ausgesprochene reine Verbalbegriff dann auf, wenn er als von Außen her Empfangenes, als gemachte Erfahrung, als objectiv Angeschautes, als Thatsache gedacht wird. Die zweite Form ist für die Sphäre des subjectiv Bedingten ausgeprägt; in sie kleidet der reine Begriff dann sich ein, wenn er, nicht als objective Anschauung, sondern als im Subjecte gesetzt, von diesem als dessen Wunsch, Hoffnung, Furcht, Vermuthung u. s. w. getragen und gehegt, gefaßt wird. Will man das Gebiet einer jeden dieser beiden Formen nach der unsern Sprachen und Sprachlehren geläufigen Art ausmessen, so findet man, daß die erste Form, unter den Gesichtspunkt des Tempus gebracht, die Zeitverhältnisse der Vergangenheit ausdrückt. Die Gegenwart gehört, strenggenommen, nicht hierher. Jede Erfahrung, jede Anschauung ist im Momente des Aussprechens bereits ein Vergangenes. Nimmt man das Praesens nicht, wie es aber in den meisten Sprachen wirklich geschieht, ungenau und im weitern Sinne als Dasjenige aussprechend, was ein bereits Vergangenes oder erst Zukünftiges, was durch keine Vergangenheit und Zukunft umschrieben, sondern zu jeder Zeit gegenwärtig, dauernd anhaltend, eigentlich an keine Zeit gebunden, zeitlos ist, so gibt es fast gar keines. Dieselbe erste Form, als Modus betrachtet, entspricht unserm Indicativ. In der zweiten Form liegt, wenn wir sie in unsere Kunstsprache übersetzen, ebenfalls ein temporales Element. Die Zeitsphäre des Futurum, als welches ein Vermuthen, Vorahnen, Hoffen, Befürchten des durch die Nebel der Zukunft witternden und spürenden Subjects ausdrückt, gehört dieser zweiten Form an. Ein rein objectives Futurum kann sich der Natur der Sache nach erst spät aufthun und hat sich auch erfahrungsmäßig in den Sprachen, in welchen es sich vorfindet, erst später, und auch hier aus Formen subjectiver Bedeutung herausgebildet. Außerdem enthält die zweite Form als Modus alle Subjectivitätsverhältnisse, welche reichere Sprachen unter Conjunctiv, Optativ, Imperativ u. s. w. vertheilen, ungeschieden in sich. Aus dieser Grundbedeutung beider Formen ergibt sich auch, daß die die Personenflexion begründenden Personalpronomina zu der ersten Form hinten, zu der zweiten dagegen vorn hinzutreten müssen. In der ersten Form ist die Idee des Factums das Ueberwiegende, Beherrschende, Vorangehende; das Subject dagegen das Abhängige, das in Folge davon Afficirte. So erscheint es wenigstens im concreten Falle. Bei der zweiten Form dagegen ist das Subject der Grund und Boden, aus dem bedingt der Verbalbegriff hervorgeht, folgt. Daß sich der Semit mit diesen ganz allgemeinen und sozusagen groben Unterscheidungen befriedigen konnte, ist aus seinem Volkscharakter ganz erklärlich. Zwar suchte allerdings die spätere Zeit durch Modificationen der vorliegenden Formen nachzuhelfen, aber es blieben eben nur Modificationen des Vorhandenen, nie kam es zu einer eigentlich wesentlichen Umwälzung, wie dies wol in andern Sprachen geschah, in denen sich aus wenigen Grundformen eine Menge sich nunmehr ganz gleichstehender coordinirter Tempus- und Modus-Bildungen entwickelte. Der lyrische Geist des Semiten ward mächtig und stark, in großen Gefühlsmassen bewegt; aber Kritik, feine Sonderung, scharfe Scheidung, genaue Aus- und Abgrenzung ist ihm weniger eigen. Daher sind im Verbum und auch im Nomen so wenige logische Verhältnisse im Bewußtsein auseinandergetreten, und, was damit Eins ist und Dasselbe, in eignen Formen als eigenthümliche Denkweisen individuell ausgeprägt.

Noch Eins. Aus demselben Grunde, aus welchem dem Semiten Diphthonge ursprünglich fremd sind, weil er nämlich nur Einem auf einmal sich hinzugeben, nicht aber eine Vielheit in besonnenem griechischen Geiste beherrschend und übersehend zusammenzufassen fähig ist; aus demselben Grunde vermag er nicht, die Beziehung, in welcher ein Nominalbegriff zu einem andern Satztheile steht, an dem reinen Nominalbegriffe selbst, als bloße Umbiegung desselben zu fassen, sondern er denkt Jedes für

sich, erst das zwischen beiden Satztheilen eintretende Verhältniß, dann das vermittelte Nomen. Das heißt, da die Sprache der objective Ausdruck des Gedankens ist: der Semit bezeichnet die Casusverhältnisse nicht durch Beugung des Nomens selbst, durch Flexion, sondern er faßt die Beziehung selbständig auf und gibt sie in einer Partikel wieder. Damit ist auch die Stellung gegeben. Flexionssylben, so gut wie diejenigen Bildungen, durch welche der Numerus, die Motio u. s. w. bestimmt werden, und überhaupt Alles, was den reinen, in dieser abgezogenen Reinheit nie vorkommenden Begriff individuell modificirt, wird, sofern es mit der auszurüstenden reinen Wortform zur Einheit verschmilzt, ganz natürlich und einfach der Radix selbst, die als das Ueberwiegende, als die Hauptsache in der Sprache vortreten muß, nachschlagen, nachtreten. Anders ist es im Semitischen. Erst denkt der Semit das Verbum, dann das Verhältniß, unter welchem er sich dem hierauf erst folgenden Nomen als dem Objecte entgegenbewegt u. s. w. Also die Partikel, in welcher die vermittelnde Bewegung vom Einen Satztheile zum andern objectiv wird, muß dem zweiten, dem abhängigen Gliede der Vermittelung vorangehen, ist Präposition, Präfixum. Doch hat sich im Verlaufe der Zeiten auch selbst dem semitischen Geiste die Einheit, die Verschmelzung bis zu einem gewissen Grade aufgedrungen, namentlich, wenn ein Verhältniß gar zu häufig vorkam, gar zu geläufig wurde, um nicht endlich den Zusammenguß zu erzwingen. So schon im Hebräischen dasjenige Verhältniß, in welchem das Streben, die Bewegung nach einem Gegenstande hin hier noch ganz sinnlich und räumlich gedacht wird. Im Arabischen, dem jüngsten Dialekte, finden wir sogar förmliche Casusflexion. Aber auch hier konnte sie nicht ganz durchdringen.

Gehen wir nun zu demjenigen Theile der Sprachwissenschaft über, welcher den Verf. und die vorliegende Schrift zunächst angeht, zur Etymologie. Die Etymologie hat die Aufgabe, den gesammten Formenschatz der gegebenen Sprache mit Bewußtsein nachzuschaffen, den ganzen Lebensprozeß, in welchem ihn der Sprachgeist ausgeboren hat, von dem ersten Acte an, in dem Sprache wird, bis zu der letzten, vorliegenden Gestaltung herab aufzudecken. Den gesammten Formenschatz soll sie construiren, nicht also etwa nur die Sprache, insofern sie in Verba, Nomina u. s. w. Ausdruck selbständiger Begriffe ist, sondern auch die Bezeichnungen Desjenigen, was selbst unselbständig, an Selbständigem, als dessen Beziehungen, Modificationen u. s. w. ausdrückend, haftet (grammatische Formen), Alles also überhaupt, worin ein Glied aus der continuirlichen Kette der Gedanken objectivirt ist. Zuvörderst setzt nun die Etymologie voraus, daß der Thatbestand ausgemittelt sei und das Materiale, welches sie verarbeiten soll, völlig bereit vorliege. Hier reicht es nicht hin, daß die Stämme, welche in Nomina, Verba u. s. w. ausgeprägt sind, ferner diejenigen grammatischen Formen, welche zur Flexion und Motion dienen, und ähnliche an der Oberfläche liegende vollständig und genau gesammelt sind; auch die Wortbildung muß erforscht und durchgearbeitet, und diejenigen Laute, welche zur Ableitung fungiren, müssen abgelöst, ihre Bedeutung möglichst ausgemittelt, das Ganze umfassend und durchgreifend dargestellt sein. Dann erst ist diese Vorarbeit vollendet, dann erst das ganze Vermögen der Sprache zu etymologischer Bearbeitung bereit. Die etymologische Arbeit selbst kann dann auf keiner andern Basis ruhen als auf der Erkenntniß des Bandes, durch welches Laut und Begriff verbunden sind. Von hier aus, als dem ersten Lebensakte des Sprachgeistes, construirt sie die ganze Sprache, lebt das ganze Leben mit Bewußtsein nach.

Nur sehr Wenige verhältnißmäßig leuchten uns in diesem Theile sprachwissenschaftlicher Bestrebungen als wahre Muster und Vorbilder vor. Die Kraft, sich weise zu beschränken und innerhalb der freiwillig sich gesetzten Schranken mit treuem, innigem Fleiße eine umfassende und durchgreifende Arbeit zu liefern, wie dies jene gefoderte Vorarbeit erheischt, diese Kraft ist gerade den Allerwenigsten gegeben. Grimm allein möchte hier als Muster und Exempel gepriesen werden können. Wie aber sieht es mit der Lehre von der Wortbildung in den meisten andern Sprachen dieses Stammes aus? Klage ist hier namentlich zu führen gegen die classischen Philologen als Sprachforscher. Gerade sie sind gewohnt, über dem viel minder Wichtigen das Allerwichtigste zu übersehen; gerade sie sind im Allgemeinen die rechten Verfechter der Empirie; gewohnt, seit Jahrhunderten ohne Einspruch die Dictatur zu führen, pflegen sie alles Auswärtige in stolzer Selbstgenügsamkeit von sich zu weisen. Aus der eigentlich etymologischen Sphäre ist es Pflicht, Einen Mann besonders hervorzuheben, der, nicht befriedigt von der Dürftigkeit jenes analytischen Treibens, das sich gemeinhin für Etymologie ausgibt, den synthetischen Weg, die Construction, zu gewinnen strebte: Fulda in seinem „Wurzelwörterbuch“. Ohne diesem Gelehrten zu nahe treten zu wollen, muß der Verf. jedoch bemerken, daß, was seine Ausführung jenes Strebens anbetrifft, dieselbe, nach unserm Urtheile, durchaus verfehlt sei. Der Fehler scheint uns darin zu liegen, daß, nach dem „Wurzelwörterbuche“ zu urtheilen, Fulda der dichtenden Einbildungskraft ganz und gar ermangelte. Daher hatte er gar keinen Sinn für die ursprüngliche innere Bedeutsamkeit der Sprachlaute, keine Ahnung von der Art, wie die Idee im Laute symbolisch sich abmalt. Auch weiter herab, seine Begriffsentwickelungen tragen überall das Gepräge trockenen Verstandes, todter Abstraction an sich, sind zu mechanisch, zu äußerlich, nicht lebendig, nicht wahr. Nun aber werden uns selbst Diejenigen, welche gegen Alles, was wie Einbildungskraft aussieht, eine angeborene Idiosynkrasie haben, zugestehen, daß in diesem Fache wenigstens ohne eine hinlängliche Dosis jenes gefährlichen Zaubertranks nicht fortzukommen sei. Nicht am Schreibepulte, nicht in der verkümmernden Studierstube ist die Sprache geschaffen worden. Wollen wir ihrer Spur nachgehen, so lasset uns unter den weiten, freien Himmel, in die frische, lebenstrotzende Jugendzeit der Menschheit, in das Alter übermüthiger Kraft, gährenden Lebensmuthes, überquellender Fülle versetzen. Dieses Leben lasset in uns zur leben-

digen Gegenwart aufgehen. Der in unsern Zeiten zurückgetretene Sinn für die Symbolik der Sprachlaute müsse sich neu in uns beleben. Schwelgen müssen wir in der Bedeutungsfülle jedes Einzellautes. Die ganze tiefgefühlte Nothwendigkeit, welche den Urmenschen von einer Sprachstufe zur andern trieb, müsse uns in lebendigster Anschauung entgegentreten, unser ganzes Wesen in innigem, urkräftigem Gefühle durchdringen, erwärmen. So allenfalls mag es gelingen, die längstverwehten Spuren vergangener Jahrtausende wiederum aufzufinden. Nur Wenige also, wir wiederholen es, gingen den Weg getreuen, ernstlich zum Ziele gerichteten Fleißes. Was soll man dagegen zu den etymologischen Arbeiten, wie sie gewöhnlich beschaffen sind, sagen?! Nicht laut genug kann die Klage, nicht bitter genug der Vorwurf darüber sein, daß unter so vielen Etymologen, sowie auch, um darauf zurückzukommen, unter so vielen Bearbeitern der Elementarlehre kaum ausnahmsweise irgend einmal Einer von der Bildung und Natur der Sprachlaute Kenntniß genommen hat, während doch in beiden Theilen der Sprachwissenschaft von Lauten und Lautverhältnissen überall die Rede sein muß. Es ist eine ganz gemeine Sache, daß vor Gegenständen der Speculation, vor Demjenigen, was nicht betastet werden kann, die Meisten zurückschaudern. Darüber wundert sich Niemand. Hier aber durfte man nur die leiblichen Augen gebrauchen wollen; hier durfte man sich nur den Spiegel vorhalten; ja, hier kam es nur darauf an, Das zu lesen, was von Andern bereits darüber geschrieben worden war, und man hat es nicht gethan; man scheint das Bedürfniß nach Belehrung über diesen Gegenstand gar nicht gefühlt zu haben. Sollte man eine so unverzeihliche Nachlässigkeit (wir können es wahrlich mit keinem gelindern Namen belegen) für möglich halten, die den Stoff, welchen sie zu behandeln unternimmt, nicht einmal empirischgründlich sich anzueignen für nöthig erachtet? Nicht genug aber, daß auf solche Weise alle Basis für die Handhabung des phonetischen Theiles fehlt, so befinden sich auch die meisten Etymologen, nachdem sich jene roh onomatopoetische Ansicht gegen den bessern Geist der Zeit nicht weiter hat behaupten können, in eingestandener gänzlicher Unwissenheit über das Princip ihrer Wissenschaft, die Art nämlich, wie Begriff in Laut übergeht, Beide sich decken und eine Eins constituiren. Ja, sie dringen eigentlich gar nicht auf jenen Punkt an, sondern begnügen sich, in ganz halt- und regellosen Spielen des combinirenden Witzes, in willkürlichen Abstractionen sich zu ergehen. Da pflückt man erst die Blüten ab, dann die Blätter, weiterhin die Zweige, Aeste; wie könnte es je fehlen, so endlich zum Wesen des Baumes, zu der innersten Substanz, jener Lebenskraft, welche ihn hervorgetrieben und geschaffen hat, zu dieser selbst endlich zu gelangen? Die Thoren! Wenn Du Dich nicht in das Centrum des Baumes selbst, mitten in die schaffende Urkraft selber versetzen, wenn Du nicht aus dem innersten Mittelpunkte heraus ihr nachschaffen kannst, so entblättere nur immerhin, Dein Fund ist der Tod, aber nimmer das Leben. Noch Andere kannten die Etymologie gar nicht als eigne, selbständige, durchgreifende, umfassende Wissenschaft. Nur als Berätherin in einzelnen Fällen, als Dienerin anderer Wissenschaften betrieben sie dieselbe. Durch so beschränkte, so theilweise und vereinzelte Bestrebungen kann diese Wissenschaft am wenigsten jemals wesentlich gefördert werden. Nicht also! Nicht dürftige, in willkürlicher Abstraction abgezogene Allgemeinheiten zu geben, sondern Leben aufzudecken, ist die Bestimmung der Etymologie. Nicht eine Sklavin ist sie im Dienste anderer Wissenschaften, sie ist eine Freie. Mitten im Rathe der ewigen Götter sitzt sie, und wenn es gilt, das Urleben des Meisterstückes der Schöpfung, des Menschengeistes, zu enthüllen, da erhebt sie sich und Alles lauscht ihrem wahrsagenden Seherworte.

Möge es Niemand sonderbar dünken, wenn sich die Sprache des Verfassers bis zur Entrüstung erhob. Wem die Wissenschaft etwas Heiliges ist, der kann sich des tiefen Unwillens nicht enthalten, wenn er sieht, wie eitelm Spielen, lüstelndem Herumkosten da gefröhnt wird, wo man auf heiligem Boden die Schuhe ausziehen, wo man nur der ernstesten Begeisterung sich weihen sollte.

Es ist nun noch Eines übrig: die Etymologie in der gefoderten Weise als construirende Wissenschaft an einer concreten Sprache zu realisiren. Diese Bestimmung hat die ganze folgende Schrift. Schon seit mehren Jahren beschäftigt sich der Verf. mit diesem Gegenstande. „Oefter als einmal trat ich bei dem Beginne, meinen Kräften mistrauend, zurück. Denn wohl weiß ich es und habe es im Laufe dieser Arbeit noch deutlicher erkannt, daß es mir theils an umfassender Gelehrsamkeit, um überall die einzelnen, oft so unkritischen Angaben der Wörterbücher zu prüfen, theils an reicher Vielseitigkeit der Combination, theils auch an jenem scharffassenden, eindringenden Scharfblicke fehlt. Aber unwiderstehlich zog es mich immer wieder aufs Neue an. Auch ward mir reicher Lohn, als mit jedem Schritte die Aussicht sich erweiterte, der Ueberblick immer großartiger wurde. Und nun, da ich dem gelehrten Publicum in diesem Bändchen die erste Probe meines etymologischen Strebens zur Beurtheilung vorlege, darf ich es sagen, daß ich nicht ohne Förderung der Wissenschaft gearbeitet zu haben glaube".

Nach dieser Bevorwortung, deren feste Sprache dem begeisterten Sprachforscher nicht als Unbilde, sondern im Gegentheil als Verdienst anzurechnen ist, tritt nun der Verf. in den Vorhof seines Tempels ein, oder vielmehr beginnt sogleich vom Allerheiligsten aus die in ihm rege gewordene Idee hervorschallen zu lassen. Vom Schelling'schen Standpunkte aus, in einer Abhandlung, die „Allgemeines" betitelt ist, versucht er darzulegen, wie die Urkraft der Welt das unergreifbare, unaussprechliche, wechsellose Grundsein, entzündet von der Liebe ihrer selbst, sich selbst zu empfinden sich sehnt, sich an sich zu sättigen und in ewigem Acte differenziirt aufzugehen strebt. Mit uranfänglicher, unvordenklicher Nothwendigkeit strebt sie, in Gegensätze auseinanderzutreten und wirkt so, in diesem Sinne sich bewegend, das Universum. Im Universum tritt das Urwesen, der Person nach, differenziirt auf, kommt

vereinzelt, verendlicht zur Erscheinung und wird so sich selbst offenbar. Zuerst gebiert sie in der Natur die eigne Wesenheit, im realen Abdrucke vereinzelt, verendlicht, wieder und wird sich selbst Object. Nach Vollendung der Sichselbstobjectivirung bricht sie über dem realen Abbilde in höherer Potenz hervor und durchläuft nun als Subject das letzte Stadium des erscheinenden Lebens. Im Vernunftwesen ist der Act des Sichfühlbarwerdens. Von hier aus thut sich der Urwille als Anschauendes kund, wird der im Reiche des Realen objectiv angeschauten Wesenheit gewahr, ist unaufhaltsam bestrebt, sich aus der Differenzirung zusammenzufassen und so im Selbstbewußtsein in der vollkommenen Empfindung seiner ursprünglichen Einheit befriedigt zu ruhen.

Die sich manifestirende Urmacht, absolute Idealität, kann in ihrer Differenzirung nur in ihrer Wesensintegrität auftreten. Auf jeder Stufe ihres Offenbarwerdens muß sich derselbe Typus in wesentlicher Totalität wiederholen, demnach wie im Makrokosmus, im Allleben, so im Mikrokosmus, im Vernunftwesen. Von diesem Punkte aus, als Subject sich selbst in ihrer Objectivirung betrachtend und denkend, sich in ihrer Verendlichung begreifend, bringt sie diesen letzten Act des Zusichselbstkommens selbst wieder in objectiver Darstellung sich zur Anschauung. Damit ist dieser Act vollendet.

Von dieser Darstellung aus geht nun der Verf. über zu der Denkthätigkeit des Subjectes, zeigt, daß ohne objective Spiegelung das Denken allein im Subjecte verschlossen bleibe, nur ewiges Fluctuiren wäre; thut dar, wie Niederschlag eintreten müsse durch das Sistiren des subjectiven Denkens in einem Punkte und dadurch, daß die gewonnene feste Bildung zugleich außer dem Subjecte im objectiven Abdrucke wiedergeboren wird, wodurch, als mit dem Einzel- oder Eigenleben, erst Bestimmtheit, Klarheit, Deutlichkeit im Denken besteht und das Subject sich selbst anschaubar wird. Die Denkthätigkeit geht objectivirt als Sprache auf. Wie Leib und Seele, Form und Wesen, Peripherie und Centrum ein Ganzes bilden, so Wort und Gedanke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, mit Nachweisung der Gesetze, unter welchen dieser Einfluß erfolgt. Von G. Schübler. Mit Tabellen und Kupfern. Leipzig, Baumgärtner. 1830. Gr. 8. 18 Gr.

Derjenige Theil der praktischen Meteorologie, welcher uns das Wetter vorausbestimmen lassen soll, wird wol noch lange, wo nicht immer, seine problematischen Seiten behalten, und es ist merkwürdig, wie wenig das Dunkel hierin hat aufgehellt werden können, ungeachtet seit Jahrtausenden die Menschen das Wetter beobachtet und darüber gesprochen haben. Der Einfluß des Mondes auf unsere Erdoberfläche gehört vorzüglich zu den noch zweifelhaften Punkten, ungeachtet die gemeine Volksclasse denselben vorzüglich zu kennen sich einbildet, großen Werth darauf legt, auch allerdings bisweilen ein Zusammenhang nicht zu verkennen ist. Die Einwirkung dieses Himmelskörpers auf Ebbe und Flut des Weltmeeres ist bekannt und ausgemacht; dessenungeachtet aber wollen viele neuere Physiker und Astronomen keinen weitern anerkennen, obschon speculative Physiker, wie Toaldo, Lemck, Flaugergues u. A., denselben geltendzumachen gesucht haben.

Es ist daher sehr verdienstlich, daß der gelehrte und in so manchen Zweigen der Naturkunde erfahrene Verf. dieser Schrift sich der Mühe unterzogen hat, die bis jetzt vorhandenen reinwissenschaftlichen angestellten Beobachtungen zu prüfen und ihre Resultate herauszustellen. Ergibt sich auch aus ihnen kein so bedeutender Einfluß, als Halb- und Ungelehrte anzunehmen geneigt sind, so ist doch das Resultat, das aus dieser Art Kritik hervortritt, desto gewichtiger.

Die Schrift selbst erlaubt nicht wohl einen Auszug, da sie meist in Zahlentabellen besteht und sich der gelehrten astronomischen Sprache bedient. Das Wesentliche des Inhalts möchte aber wol Folgendes sein. Der Verf. fand, daß in den letzten 20 Jahren der meiste Regen zwischen dem ersten Viertel und Vollmond, der wenigste zwischen dem letzten Viertel und Neumond fiel, welches mit den stärkern und mindern Niederschlägen zusammenhängt. Dagegen fällt zur Zeit des Sommersolstitiums das Maximum der monatlichen Regenmenge auf den Vollmond selbst, das Minimum auf den Neumond. Ferner zeigt sich eine deutliche Zunahme der Regenmenge mit Annäherung des Mondes zur Erdnähe; umgekehrt das Gegentheil; allein, die Jahre 1785—88 und 1821—24 zeigten wieder Ausnahmen hiervon, und immer sind der Complicationen so viele, daß man diese Beobachtungen nicht zu einer frühern Voraussagung der Witterung wird benutzen können.

Endlich stellte der Verf. noch die größern Perioden zur Vergleichung zusammen, namentlich die bekannte neunzehnjährige Periode des Wiederkehrs guter Jahre. Hier fand sich allerdings, daß die guten Jahre ihr Maximum in den Jahren erreichten, in welchen die Lunistitien die stärkste Abweichung erreichten; vielleicht aber nur, weil in diesen Jahren die Gegensätze zwischen der Neigung zu heiterer und trüber Witterung stärker und getrennter von einander hervortreten, und Heiterkeit und Niederschläge bestimmter abwechseln.

Aus allen diesen und noch vielen feinern Zusammenstellungen zieht der gelehrte Verf. den Schluß, daß der unmittelbar wahrnehmbare Einfluß des Mondes auf unsere Witterung geringer sei, als man hätte vermuthen sollen, und, wie oben schon bemerkt, durch zu viele Zwischenwirkungen vielleicht gestört wird. Auch der Einfluß des Mondes auf die organische Schöpfung zeigt sich nicht als sehr bedeutend. Diese gelehrte Abhandlung hat daher einen sehr wichtigen, bisher noch in Unsicherheit schwebenden Gegenstand ins Reine gebracht. 46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 93. —— 3. April 1831.

Ueber Sprachwissenschaft.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Weiter fährt nun der Verf. fort, die Frage zu beantworten: Auf welche Weise und nach welchem Gesetze ist Begriff und Wort zu innerer Einheit, zum Ganzen vergattet?

Ehe der Verf. zur Lösung dieser Frage übergeht, sieht er sich auf den ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechts zurückgeführt, schildert mit lebendiger Zunge jenes Kindesleben der Menschheit, vergleicht damit den Menschen späterer Zeiten, da, wo der Drang erwachte, das erfaßte Dasein verstandesmäßig zu begreifen, zeigt, wie dadurch jene Abstraction entstand, die die erscheinende Form als Negation liegen ließ; ein Gegensatz zur Erstlingsperiode, deren Charakter Alleinheit war. Vernunftinstinkt im Erkennen und Handeln war das Eigenthum der Urzeit, Armuth und Zweifel bedrängen den abgekommenen Menschen. Diese Parallele des Urmenschen und des spätern Menschen wird weiter mit begeisterter Rede fortgesetzt. „Sowie", heißt es endlich, „der Urmensch nach der Nothwendigkeit seines Wesens alle Stralen des umfahenden, in großartigem Naturleben angeschauten Alls mit offenem, reinem Sinne aufnimmt und abspiegelnd es in sich nachbildet, so geht, dem sein ganzes Sein in der letzten Wurzel durchdringenden Dualismus gemäß, jedes Bild in der Doppelrichtung der geistigen und sinnlichen Sphäre auf. Ein Druck auf die Taste der Seele, die Idee taucht auf, das Bild fibrirt fort, die Taste tönt, der Gedanke erscheint sinnlich gestaltet als Laut. Nicht ein Suchen ists nach dem entsprechenden, malenden Laute, — mächtiger und sicherer als alles im Bewußtsein gespaltene, zweifelnde Wählen führt ihn Instinkt. Wie der Künstler das Symbol, in dem die Idee sinnlich wiedergeboren erscheint, nicht mit besonnenem Bewußtsein erfindet, sondern in bewußtloser Wissenschaft, der Natur ähnlich, schafft; wie noch heute die in Freude oder Schmerz bewegte Brust ohne Suchen, ohne Umhertasten, unmittelbar, unbewußt, aber sicher und treffend den die Farbe des Gemüthes treumalenden Laut ausstößt, so damals Alles. Die Art, wie der Menschengeist thätig ist, bleibt überall dieselbe; nur in verschiedenen Kreisen, bald niedern, bald höhern, wiederholt sie sich. Wir sind geschickt, Wissenschaften, Systeme aus dem dunkeln Schachte der Bewußtlosigkeit ans Licht des Bewußtseins zu fördern. Die Jugend des Menschen war geschickt, Sprache zu schaffen. Er schuf sie, wie durch alle Zeiten hin, wie noch heute der Eingeweihte schafft, ein Wunder Dem, der nie geschaffen hat, ein Unbegreifliches dem Profanen. Der, dessen Instinkt am treuesten Hand in Hand ging mit der Natur; Der, in dem die allgemeine Gesetzmäßigkeit im reinsten, ungebrochensten Strale hervorleuchtete, der that den glücklichen Wurf, sprach den Laut aus, welcher nach den durchs All geltenden Gesetzen der Symbolik die Idee deckte, und er ward zum Gesetze für Alle, denen nun die Zunge gelöst war".

„In der Sprache wird also der Begriff im Laute wiedergeboren. Das Bild im Geiste wird auf die Lautscala gebracht und erscheint als Laut, als der bestimmte, das Wesen des Begriffes wiedergebende Sprachlaut". Von da an sucht der Verf. die Punkte, in denen das Vermittelnde liegt, die Seiten, von welchen der Begriff dem Subjecte im Sprachlaute gegenwärtig ist, auf, stellt die gefundenen Seiten dar und zeigt, daß das darstellende Moment im Laute sowol von der ersten Seite liegen kann, daß er den Begriff wiedergibt, sofern ihm eine bestimmte, ihm individuell eigne Stellung und Haltung der Organe zukommt, als auch von der andern, sofern er eine bestimmte, ihm individuell eigne Gehöraffection mitsichbringt, und fügt von der ersten wie von der zweiten Seite ein Beispiel an dem Laute M an.

Der Laut M wird gebildet, indem die Lippen zusammentretend die Mundhöhle schließen, und der aus dem Kehlkopfe durch die Stimmritze tönend ausströmende Hauch durch die geöffnete Nasenhöhle ausgeht.

Auf 2 Punkte wende man, als für die Bedeutung des M-Lautes vorzüglich einflußreich, seine Aufmerksamkeit, auf die im M den Rachen im Schwibbogen umgebenden, vor der Mundöffnung überdeckend und verschließend zusammentretenden, dem im Ausströmen begriffenen Hauche den Ausgang abschließenden, abschneidenden Lippen und Backen, und auf die nun tief innen und weit hinten im Hinterrachen tönende Stimme. Durch diese Punkte sind dem lautenden Subjecte im M folgende Begriffe gegenwärtig: M umfaßt ein Inneres, ist um ein innen Befaßtes herumgeschweift; M ist die angefüllte, in sich habende Concavität; M ist gleich den Armen, die umar-

men, umfassen; es ist gleich den Fingern, die in die hohle Hand zusammenfassen, zwischen sich hinein ein- und aufnehmen. M umfaßt in sich, im Busen, im Schoße, als in sich tragende, hegende, pflegende, trächtige Mutter; es hat als Peripherie in seinem Mittelpunkte, Centrum. Die Lippen schließen sich, machen ἕρκος; nun ist die Fülle des Mundes eingehegt, in die Enge gebracht, concentrirt, ist eine Einheit, ein Ganzes, Umfaßtes, Zusammengefaßtes, Umzingeltes. Dem Lebenshauche ist Grenze, Hinderniß, Zaun gesetzt, er ist abgeschnitten, gehemmt. M ist ein Hemmen, besonders mit Rücksicht auf innen sich ansammelnde Fülle, ein Dämmen, Eindämmen, Zusammeninsichpressen, Einstampfen, Einklumpen. M ist ein Umfahen, Umgrenzen von allen Seiten. Die Lippen stellen dar ein Ueber-, ein Ringsumvorhalten, ein Ueberdecken, Umhüllen, Insichbergen, ein Einschränken, Einhalten, Ansichhalten, Insichzurückgezogensein. Die Lippen schließen sich, es ist das Geschlossensein, dem eine Decke vor-, übergezogen wird, daß es zugemacht sei. M ist das Um, Ueber, Vor, Zu. Die in M zusammentretenden Lippen ferner geben die Idee des Zusammentretens, der Vereinigung zweier Zusammengehöriger, des Verbundenseins, Aneinanderklebens, Aneinanderhängens, Zusammenkommens, Sichnäherns. M ist das Zusammen, Beisammen.

Dies mag über diese Seite des M-Lautes, da wir nur Beispiele, nicht vollständige Aufzählung beabsichtigen, hinreichen. M ist aber auch sonst noch Symbol von Begriffen, und so wollen wir, um auch für die andere Seite, insofern der Sprachlaut durch die ihm eigenthümlich zukommende Gehöraffection malt, ein Beispiel aufzustellen, in der Auseinandersetzung der Bedeutung des M-Lautes fortfahren.

M ist, ganz allgemein gefaßt, das Oscilliren von tausend und abertausend durcheinander hin und ineinander wimmernden, wimmelnden Atomen.

Wir machen auf 2 Punkte, als in welchen diese Bedeutung des M-Lautes gegeben ist, aufmerksam. Man bemerke die eigenthümliche Art und Weise, wie die Sprachorgane und die mit ihnen zusammenhängenden Partien sich während der Hervorbringung des M-Lautes verhalten; wie und unter welcher besondern Affection der summende M-Laut durch das Gehör angeschaut wird. M ist in letzterer Hinsicht der Gegensatz von dem Tone, der eine Eins, eine Einheit, ein Ganzes, ein Guß, eine gegossene, solide, feste, compacte Masse, eine schwellendrunde, gleichmäßige, polirte, glatte, gleissende Metallmasse, ein heller, scharfer, spitziger, stechender Stral ist. M ist das Dröhnen, Wimmern, Wimmeln, Schwärmen, ist die Menge von tausend durcheinander hin, in einander, darüber und darunter wimmelnden, schwärmenden, oscillirenden Moleculen; das Gemischte, Unreine, das Nichtglatte, Haarige, Rauche, Fransige, Krause, Verharrschte, Verschrumpfte. In der erstern Hinsicht aber fühle man nur das den M-Laut begleitende Dröhnen, das oscillirende Erbeben des Kehlkopfes und der ringsum anliegenden Halspartien, ferner der Backen, Lippen und der Kinnladen, ebenso des Nackens, auch des Theiles am Kopfe oben zwischen der Stirn und dem Scheitel; endlich das Gefühl innern Erdröhnens und Erschüttertseins durch den ganzen Kopf, welches, bei erhöheter Empfindlichkeit, fortgesetztes Brummen des M-Lautes ordentlich schmerzhaft macht. Das M führt in dem so afficirten Gefühle die Idee des Dröhnenderbebenden, des Wimmerndvibrirenden, des in allen kleinsten Theilen wimmernd und schwärmend Oscillirenden mit sich. Man fühlt ein Schwärmen, ein Flimmern, eine Menge unzähliger, durcheinander wimmernder, flirrender Punkte. So wirken also beide Seiten auf einen Punkt zusammen, und durch die das M in beiderlei Hinsicht begleitenden Affectionen ist dem Subjecte im M-Laute die oben ganz allgemein ausgedrückte Idee gegenwärtig.

Zuvörderst ist nun der Grund dieses Charakters des M-Lautes aufzudecken, was nicht schwer sein wird, wenn wir nur die Mühe, weiter zurückzugehen und namentlich andere Lautindividuen mit dem M-Laute vergleichend zusammenzuhalten, nicht scheuen. Der Charakter jedes Lautindividuums kann überhaupt nur durch Vergleichung mit den übrigen vollständig hergestellt werden. Die Laute einer gegebenen Sprache bilden ein Ganzes, und die Bedeutung des einzelnen Individuums aus diesem Kreise ist relativ, es deckt die Idee nicht absolut, sondern vergleichungsweise am vollkommensten. Da der Versuch, die Bedeutung des M-Lautes tiefer zu begründen, uns darauf führen muß, von Lauterzeugung und den verschiedenen Arten von Sprachlauten zu sprechen, so sei uns zugleich gestattet, diese Gelegenheit zu ergreifen und weiter ausholend diejenigen allgemeinsten Vorkenntnisse über Lautbildung, welche zum Verständniß der vorliegenden Schrift vielfach erfoderlich scheinen, hier beizubringen.

Hierauf erklärt der Verf. als Vorbelehrung über Lautbildung, wie die Laute erzeugt werden, und spricht von den verschiedenen Arten der Lautbildung, gibt also eine kurze Theorie der menschlichen Stimme in Gesang und Sprache. Sodann, nachdem er gezeigt hat, wie Articulation entsteht und wie jeder Sprachlaut durch sie hingeht, zeigt er an den verschiedenen Lautclassen, auf welche Weise die Articulation in ihnen waltet. Erste Classe: Mutae: BP, DT, GK. Zweite Classe: Aspiratae, Liquidae: F, Ch, S, Sch, Th, Erweichungen der Mutae. Dritte Classe: R, L, W, M, N, Ng. Vierte Classe: Vocale, besonders steht der Hauchlaut H spiritus asper und lenis א und ה, ebenso j.)

Vollends wird nun die Natur des M-Lautes auseinandergesetzt und der Kreis seiner Bedeutungen vollendet.

Als Gegenstück werden die Vocale erörtert, von da wird zu der Bestimmung des Vocales übergegangen und gezeigt, daß der rohe, unverarbeitete Wurzelbegriff im Consonanten aufgeht, die Verhältnisse dagegen, unter welchen der an dem Consonanten haftende reine Begriff in den Zusammenhang mit andern Begriffen tritt, sowie überhaupt alle Modificationen und Nuancirungen des Begriffes, demnach Bezeichnung der Casusverhältnisse, des Genus, des Numerus, der transitiven, intransitiven und passiven Auffassung, der Modusverhältnisse u. s. w. durch die Vocale ausgedrückt werden.

Nach Beendigung dieser Auseinandersetzung begegnet der Verf. etwaigen Einwürfen, die gegen seine Ansicht der Sprache, als des organischen Gegensatzes des Denkens von Seiten der täglichen Erfahrung, des Denkens ohne begleitendes Sprechen, oder von Seiten der menschlichen Verwilderung sich erheben dürfen, und sagt am Schlusse dieser Abhandlung: „Noch müssen wir uns zu einer weitverbreiteten, aber ganz nichtigen und eiteln Ansicht über die ersten Anfänge der Sprache wenden. Man hat nämlich bei der Zerlegung und Zurückführung des Wortvorrathes einer gegebenen Sprache auf letzte, weiterer Ableitung nicht mehr fähige Wurzelwörter alle innere Bedeutsamkeit der Sprachlaute ganz und gar übersehen und die ursprüngliche Bedeutung jener angenommenen Urwurzelwörter darnach bestimmt, daß je nachdem der Mensch mit irgend einer Erscheinung erfahrungsmäßig irgend einen Schall verbunden wahrgenommen habe, der diesen Schall nachahmende Laut, an sich ganz leer und bedeutungslos, durch diese Einzelanschauung erst zu einer Bedeutung gekommen, mit dem bestimmten Begriffe verbunden worden sei. Man nahm z. B. wahr, daß mit dem Patschen einer platten Fläche gegen die andere ein dem at ähnlicher Schall verbunden ist, so habe das an sich für den Menschen gar Nichts bedeutende T durch die Einzelwahrnehmung eines solchen in der Erfahrung vorgekommenen Falles erst eine Bedeutung erhalten. So mechanisch, wie die Sanddüne durch Anschwemmung sich bildet, ward die Sprache nicht. Nicht ein so Leeres, Todtes, Aeußeres ist sie. Wie der Keim zur Blume, Blättern, Blüten, Frucht, wie der Embryo zum gegliederten Wesen, so aus sich selbst, durch eigne Urkraft, als Glied seines Lebens selbst, treibt sie der Organismus von innen hervor. Selbst da, wo Schälle in den Lauten wiedergegeben werden, darf man die Onomatopöie nicht so äußerlich, so mechanisch fassen. Es drücke z. B. der Wurzellaut F den Begriff Fegen aus, so trifft allerdings der Laut mit dem die Handlung begleitenden Schalle zusammen. Aber nimmermehr in dieser von außenher angeschwemmten Wahrnehmung hat F seine Bedeutung erhalten. Seine Grundbedeutung ist eine ganz andere. F gibt nämlich in diesem seinen Lautcharakter das durch Compression, anpressenden Druck haarscharf und schneidend über ein Anderes Hinstreifende, das scharfe, brennende Darüberhinstreichen wieder. Diese Bedeutung des Lautes F ist natürlich, denn er entsteht selbst, indem bei verengertem Ausgange die zusammengepreßte Luft an den Wänden scharf und schneidend hinzustreifen gezwungen wird. Diesem allgemeinen Charakter ordnet sich der Begriff Fegen leicht unter. Daß nun bei solchem haarscharfen Darüberhinreiben im Fegen derselbe Laut, F, entsteht, wie von der durch Compression der Sprachorgane gepreßten, scharf an den Wandungen hindurchstreifenden Luft, steht nicht so mechanisch äußerlich zu erklären, sondern steigt gerade aus der tiefsten Quelle, daß nämlich die Symbolik durch den Laut durchs ganze Dasein hin derselben Gesetzmäßigkeit folgt, und Mensch und Natur, nach Einem Gesetze lautend, sich entgegenkommen, sich verstehen. Der Laut, der von Außen kommt, ist nichts Fremdartiges, ist ein Verwandtes, Gleichartiges. Unter ebendemselben Gesetze, welches bei seinem Ursprunge die bestimmte Signatur ihm eingeprägt hat, klingt er dem Ohre an. Dieselbe Gesetzmäßigkeit waltet, indem er durch den Gehörnerv hinvibrirt und übergehend in der Seele als Gedanke nachhallt. Es ist die auf ewigem, absolutem Gesetze ruhende Harmonia praestabilita, der Einklang aller Wesen".

Betrachten wir nun, was in dieser allgemeinen Einleitung gegeben und versucht ist, so finden wir Folgendes zu erörtern:

Der Versuch, welchen der Verfasser, angeregt durch Schelling'sche Lehren, gewagt hat, den Abriß einer Urgeschichte des Menschengeistes aufzustellen, ist nicht geeignet, uns eine feste Stütze für die Frage zu geben: Wie entstand die Sprache? Wie verhält sich die Sprache zum menschlichen Geiste? Des Verfs. versuchte Lösung mag, wie andere Versuche der Art, auf dem Standpunkte der Speculation seine subjective Wahrheit und demnach Geltung haben. Immer aber werden solche Versuche blos etwas Subjectives bleiben; und wenn auch alle speculativen Fragmente und Systeme eine objective Geltung ansprechen, so wird ihnen diese nie werden. Es gibt nur Eine Offenbarung in göttlichen Dingen, seit der Fall des Menschen die unmittelbare Erkenntniß des Göttlichen verschloß, und diese ist eine äußerliche — das Christenthum. Hier allein ist objective Wahrheit; und was uns zugänglich ist an Erkenntniß der göttlichen Dinge, das wird uns hier gegeben. Darüber hinaus aber ist kein Weg gebahnt, und der Mensch, welcher dennoch darüber hinaus will, kommt auf Irrwege und in Fallstricke, ja, in Erstarrung. Beleg davon ist die Hegel'sche Speculation, wie sie am Schlusse der „Phänomenologie" erscheint in grausenhafter, verschlingender Alleinheit. Die durch das Christenthum gegebene Offenbarung fodert für das Göttliche den Glauben; und wir müssen annehmen, daß uns Er, der sich den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt, mehr geoffenbart haben würde, wenn wir es tragen könnten.

Und was ist es anders als eine ungeheuere Täuschung, wenn man Christo die Göttlichkeit zuerkennt und dennoch über ihn hinausstrebt. Es ist gewiß und wahrhaftig nur die alleinige Alternative möglich: entweder ist Christus wahrer Gott im ehrlichsten, treuesten Sinne des Wortes, oder er ist ein Betrüger seiner selbst oder unserer oder Beider. Ein Drittes ist nicht möglich und ist darum nicht möglich, weil die Aussprüche Christi über sich zu bestimmt, zu deutlich, zu einfach sind, als daß sie anders verstanden werden können. Glaube man nicht, durch Andeutungen, Modificationen, speculative Auslegung seiner Worte der Gewalt, die zu jener Alternative hinzieht, entschlüpfen zu können. Da wo die Sprache so wahr ist, ist es ein heilloses, aber auch fruchtloses Beginnen, sie quälen zu wollen, bis sie lüge; Christus ist aber kein Betrüger; dafür zeugt die Geschichte der christlichen Religion seit 1800 Jahren. Also ist er Gott, und da er dieses ist, so ist in ihm alle Wahrheit verschlossen, und ohne ihn

vermögen wir nichts, über ihn hinaus ist kein Weg zur Erkenntniß.

Der Leser entschuldige diese Abschweifung, die nichts Anderes will als zeigen, wie wenig wir nöthig haben, uns eine Urgeschichte des menschlichen Geistes zu dichten, da der Mensch sich und sein Wesen nur in Christo begreifen lernt, Christus aber für göttliche Dinge nicht das Wissen, sondern den Glauben fodert. (Jacobi: „Ein Gott, der gewählt würde, wäre kein Gott".) Das Gesagte soll aber dem Verf. nicht etwa Vorwürfe machen. Wir vermögen es wohl, zu begreifen, wie derselbe in seiner Begeisterung für sein Werk auf einem Gebiete, wo die Phantasie so leicht sich einschleicht, auf Philosopheme geräth, die von der Phantasie keine geringe Stütze erhalten, und einem Systeme sich hinwandte, das nicht blos durch seine Denkschärfe, sondern auch durch sein poetisches Moment lebendige Köpfe ansichzieht. Das Gesagte soll aber schon darum dem Verf. nicht zum Vorwurfe dienen, weil die Tiefe der Anschauung, die in seinem Werke herrscht, weil überhaupt sein Werk selbst darthut, daß er ein Gegner aller Rationalisterei, aller Oberflächlichkeit ist.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Stolz und Vorurtheil. Ein Roman, frei nach dem Englischen, von Louise Marezoll. 3 Theile. Leipzig, Hartmann. 1830. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein recht gutes Familiengemälde aus der ältern englischen Schule, ohne harte Schlaglichter und Schatten, voll gesunder Moral und von einer angenehmen Behaglichkeit, welcher es nicht an Breite mangelt. Dabei versteht der Autor, sein Spiel dem Leser zu verbergen; er irrt so gut wie die Handelnden, wenn er den Stolzen für kalt und den Bescheidenen für warm hält. Bösewichter und Heroen im großen und erhabenen Styl sucht man vergebens, aber nicht Menschen, wie sie sind, und zwar nicht in oberflächlicher Erscheinung nur so hingestellt. Wer nicht die Geschmackswärzchen durch den Genuß von „Todten Eseln", „Beichten" u. dergl. sich wegbeizte, dem wird die reine, kräftige, unverkünstelte Kost sicherlich behagen. Die Uebersetzung ist als sehr gelungen zu rühmen.

2. Der letzte Wille. Erzählung von Henriette Hanke. Liegnitz, Kuhlmey. 1830. 12. 1 Thlr.

Ungunst des Geschicks, des Zufalls, schmerzliche Erfahrung verwandeln einen wohlgearteten, echt humanen Mann, der nicht durch seine Schuld vereinzelt im Leben steht, nicht zum Menschenfeind um; sie hängen ihm blos ein kleines, kleines Schwänzchen von Sonderling an, wodurch seine uneigennützige Güte bei dem Troß Verzeihung erhält, und das ihn nicht hindert, im Leben, wie durch seine Verfügungen sogar im Tode, auf die Schicksale seiner ältern und jüngern Freunde einzugreifen und ein wenig die poetische Gerechtigkeit zu spielen. Die ernste und doch milde Jungfräulichkeit des Mädchens, die sein Liebling ist, zeichnete die Verfasserin mit Meisterhand, mit wenig Strichen, wie denn weibliche Anmuth ihren holdesten Reiz einbüßt, wenn sie zu viel von sich reden macht, und doch ist die Gestalt herrlich ausgeführt. Dies Gretchen, der Namensschwester im „Faust" nicht unwerth, reinen und liebevollen Herzens wie sie, betrifft nicht das Misgeschick jener, ihre Neigung an einen Gesellen der Hölle zu schenken. Die Erzählung endet sanft beruhigend.

3. Der belgische Ritter zur Zeit der Bilderstürmer. Von Wilhelmine von Gersdorf. Meißen, Klinkicht. 1830. 12. 1 Thlr.

4. Erzählungen von Wilhelmine von Gersdorf. Zweiundzwanzigster, dreiundzwanzigster, vierundzwanzigster Band. Das Complott, oder Verrath und Treue. Aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. — Die Tochter der Freigelassenen. 2 Theile. Leipzig, Lauffer. 1830. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Ergehen sich auch die Worte gemächlich in die Länge und Breite, so bringen sie von ihren Spaziergängen doch hübsche Ausbeute mit heim, Gedanken und Bilder, und so kann man mit Vergnügen die Erzählerin auf ihren Wanderungen begleiten. Im „Belgischen Ritter" erfährt man Vieles von den Moden, Einiges von den Sitten und merkwürdigen Personen jenes Zeitabschnitts, lernt ein Stückchen Universal- und Specialhistorie kennen und überzeugt sich, daß mit dem recht verbissenen Fanatiker, der geflissentlich sich Ohren und Augen zuhält, von jeher schlecht zu verkehren war, gleichviel, welche Farbe und welchen Schnitt der Mann trägt.

„Das Complott" ist die bekannte Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege, die Rettung Friedrichs II. betreffend, der von einem schlesischen Baron den Feinden überliefert werden sollte, was der König von einem Förster, Mittheilnehmer des Verraths, noch zur rechten Zeit erfuhr. Das Ereigniß hat schon mehre Schriftsteller beschäftigt, unter Andern der unvergeßlichen Friederike Lohmann Stoff zu einer sinnigen, ansprechenden Erzählung gegeben. Den Jäger verleitet übertriebener Patriotismus zu der schlechten That, und, um das hinreichend zu erklären, leistete die Frau Verfasserin das Ungeheuere: sie versetzte sich dergestalt in die Abart des Patriotismus, die eher dem Nachbarhaß als der Vaterlandsliebe gleicht, daß sie Ansicht und Beurtheilung von seltsamem Wahn in dem Befangen ließ, daß sie den siebenjährigen Krieg, der nur Einzelne vernichtend traf, nur vorübergehendes Elend erzeugte, nur Fleischwunden schlug, nicht ans innere Mark drang, für verderblicher für das gesammte Deutschland erklärt als den dreißigjährigen, der leiblich und geistig von Grund aus zerstörte, Deutschland in Bildung, Kraft und Gedeihen um ein Jahrhundert zurückwarf und manche Wunden nie vernarben ließ. „Die Tochter der Freigelassenen" ist ein Roman, der durch 2 Generationen in der Ukraine, in Petersburg und Italien, unter der Regierung der Kaiserin Katharina II., spielt, wo Ausharren und treue Liebe belohnt wird, unbequeme Leute sterben, und man immer in dem Glauben erhalten wird, einen Roman zu lesen.

5. Hassan Bey, oder die Sklavin des Renegaten. Von der Uebersetzerin der „Reise nach Aegypten, von Frau Generalin von Minutoli". Meißen, Klinkicht. 1830. 12. 1 Thlr.

Bunter, verworrener als die Geschichtsklitterung der „Tochter der Freigelassenen" ist die der Tochter des Lacedämoniers; aber dafür mischt sich auch Wahrheit und Fabel, Gegenwart und Erinnerung auf den historischen Schauplätzen in Kairo und Morea, bei den Kriegsthaten, Abenteuern und Liebeshändeln der Türken und Mameluken, Albanesen und Philhellenen, von denen die Geschichte berichtet. Hassan Bey ist, seiner Renegatschaft unbeschadet, ein so großmüthiges Herz, so beredt in Stammbuchssentenzen, daß wir die Hoffnung hegen, ihn nächstens als Melodramaheld auf der Bühne glänzen zu sehen, wo die Liebenden auch mit Vortheil erscheinen können; denn sie sind wirklich angenehme und beseelte Personen, was nicht jedes Romanenliebespaar sich nachrühmen darf.

6. Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von Helmina von Chezy. Wien, Adolph. 1829. 12. 10 Gr.

Was müßte Der für ein eingefleischter Pedant sein, der ein kurzes, spurloses Dasein, wie das eines Papierkragens, bekritteln wollte? Hat er doch seine ganze Existenz nur auf 64 Seiten gebracht, und zu so redlichem Zwecke! Ehe man noch überlegt, ob sein Witz doch nicht, selbst für einen Papierkragen, zu trocken und dürr sei, ist er schon verschlissen und vergessen; also Friede mit ihm. 84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 94. —— 4. April 1831.

Ueber Sprachwissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Der zweite Abschnitt des Buches enthält die Anwendung der allgemeinen Sätze der Einleitung auf das Materiale einer gegebenen Sprache. Dazu ist der semitische Sprachstamm gewählt, und vorerst wird in diesem der früher schon beispielsweise angezogene M-Laut durch alle aus ihm, als der Wurzel, ausgegangenen Stämme, Aeste und Zweige verfolgt. Dieser Erörterung auf nächstem und kürzestem Wege zu folgen, ist deshalb nothwendig, weil dadurch Einsicht in die Behandlung des Ganzen allein möglich ist. Als Einzellaut bildet das bloße einfache M für sich allein kein vollkommenes Lautganzes. Es muß mit Vocalen zusammentreten, damit es in diesen die nöthige Individualisirung, die zum Ausdrucke der concreten Verhältnisse, unter denen der Wurzelbegriff in Einzelfällen vorkommt, erfoderlichen Mittel erhalte. Die erste Frage ist nun: Treten die Vocale dem M vor oder nach? Beides, aber nicht nach Willkür und ohne Grund, sondern nach festem Gesetze und mit gutem Grunde. Nämlich M bietet mehre Seiten dar, nach denen hin es zum symbolischen Ausdrucke von Begriffen dienen kann. Drei Stadien sind im Leben dieses Lautes zu unterscheiden: die Periode des Werdens, M als Werdendes, indem die Lippen zusammentretend sich vereinigen; dann die Periode des vollen, wahren Daseins, M als Gewordenes und nunmehr Seiendes, indem der Mund geschlossen ist und bleibt und die Stimme ausgehalten summt; endlich die Periode des Zergehens, M, als sich wieder Auflösendes, indem die bisher zusammengedrückten Lippen auseinandertreten, überhaupt in die indifferente Lage zurückkehren. Nothwendig muß ein Sprachlaut nach diesen verschiedenen Seiten hin ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Begriffe darstellen; dies zeigt sich an B am deutlichsten. B, insofern es als Werdendes malt durch die Verhältnisse, welche sich darbieten, indem die Sprachwerkzeuge die dem B-Laute eigenthümlich zukommende Lage einzunehmen sich anschicken, d. h., indem die Lippen zum Schlusse zusammentreten, stellt offenbar symbolisch den Begriff des Abschneidens, Abschließens u. s. w. dar. Dagegen B als Vergehendes, insofern es durch diejenigen Verhältnisse malt, welche sich darbieten, indem die Lippen, soeben geschlossen, wieder auseinandertreten, stellt gerade das Gegentheil, den Begriff des Aufplatzens, Aufbrechens u. s. w. vor. Natürlich muß das seinen Gedanken in B objectivirende Subject gerade diejenige Seite des B-Lautes, in welcher für den respectiven Begriff das malende Moment liegt, aussprechen. Daraus folgt, daß in dem Falle, wenn B als Werdendes fungirt, da z. B., wo es den Begriff des Abschneidens darstellt, der Vocal vorausgeschickt und dann erst die Sprachwerkzeuge zur Bildung des B in Bewegung gesetzt werden müssen. Dann kommt der Act des Zuklappens, die abschneidende, verschließende Motion als hier alleinbedeutsam zum Lauten; alles Uebrige aber fällt ins Lautlose, in das auf den Wortauslaut folgende Nichts hinüber, tritt als nicht zur Sache gehörig zurück. Fungirt dagegen B als in der Auflösung Begriffenes, etwa um die Idee des Losplatzens darzustellen, so kann der Vocal nur nachtreten. Denn hier muß vor Allem und zu allererst, ehe es noch zum Lauten gekommen ist, die zur Bildung des B erfoderliche Motion vorgenommen werden, die Lippen müssen zusammentretend sich schließen. Dann erst wird der Hauchstoß losgeprellt und, indem dieser die bisher verbundenen Lippen durchbricht, kommt B nur noch als sich Auflösendes, nur von der Seite, welche hier allein bedeutsam ist, als Berstendes, Platzendes zum Lauten. Alles Uebrige ist hier ins vorhergehende Lautlose hinübergefallen, tritt, als nicht zur Sache gehörig, als nicht in die Augen fallend, ganz und gar in den Hintergrund. Ebenso ist es mit M. Noch eine Seite ist zurück, diejenige nämlich, da M als Seiendes durch diejenigen Stücke, die ihm zukommen, indem es aus- und angehalten wird, darstellt. In diesem Falle muß M offenbar diejenige Stelle gegen den Vocal einnehmen, in der es recht ungestört ausgehalten, das malende Moment recht con amore ausgeführt werden kann; der Vocal wird also vorausgehen. Denn wäre es umgekehrt, so würde man durch diesen zweiten erst noch folgenden Laut zum alsbaldigen Aufgeben des M-Lautes, zum Weitergehen gedrängt, und M erschiene nur noch im Vergehen, das Stadium des Aushaltens würde wenigstens vergleichungsweise nicht hervorgehoben werden, würde nicht κατ' ἐξοχήν in die Augen fallen.

M als Seiendes und Werdendes. Die Vocale gehen voraus. Mit dem vortretenden Vocale hat sich ein zweiter Consonant, ein zweites Wurzelelement aufgethan in

dem Hauchlaute, der ursprünglich jedem Vocale, vor dem kein anderer Consonant die Sylbe anlautet, vortritt.

Die frühere Erörterung über Entstehung und Natur des Hauchlautes wird wieder aufgenommen und weiter auseinandergesetzt, in welchen Fällen der Hauchstoß im selbständigen, eignen Laute verkörpert erscheinen könne und müsse (S. 44—46). Auf diesem Wege gelangt der Verf. vom Einzellaute M zur zweibuchstabigen Wurzel HM, erörtert sodann die unsägliche Wichtigkeit des neuhinzutretenden, ursprünglich durch ein phonetisches Bedürfniß eingeführten Elementes für die weitere Ausbildung der Wurzel (S. 46—48), zeigt, wie dadurch, daß man den reinen Hauchlaut H, א oder ה durch die mannichfaltigen Stufen von Verdichtung und Verhärtung hindurchgehen lässet, außer der einfachsten, zunächstliegenden Wurzel HM, אם oder הם, noch andere durch Verdichtung des א, ה in ח, ע, ג, כ, ק entstehen (mit Herbeiziehung des Arabischen und Syrischen), wie die zweibuchstabige Wurzel sich in trilitera und quadrilitera erweitert und die Sprache auf der Stufe der trilitera sich abgeschlossen fixirt hat.

Das Nächste, was nun der Verf. beginnt, ist, die zweibuchstabigen Wurzeln zuvörderst nur zunächst in diejenigen triliterae zu verfolgen, welche sichtlich die nächsten Töchter sind. Er geht von der nächstliegenden Erweiterung der bilitera durch Verdoppelung aus, also von den Stämmen, אמם, המם, עמם, חמם, נמם, כמם, קמם, mit Berücksichtigung derjenigen Stämme der bilitera, in welchen als drittes Element ein ganz weicher, vocalähnlicher Laut eingetreten ist (ו, י, א und ähnliche vocalische Consonanten). In Auseinandersetzung dieser Stämme geht er von der unendlich reichen Bedeutungsfülle des Lautes M selbst aus, indem er mit der onomatopoetischen Bedeutung beginnt, und thut die Concretirung jener Lautbedeutungen mittels der Hauchlaute durch die einzelnen Stämme hindurch dar, geht dabei auf verwandte Laute ein und durchstreift das ganze Gebiet jener Stämme innerhalb des semitischen Sprachstammes, mit Eingehen in die speciellsten Spracherscheinungen in den verschiedenen Sprachzweigen so genau und vollständig, daß man nicht weiß, ob man sich mehr über die große Sprachkenntniß des Verfs., oder über seinen Scharfsinn, oder über die neuen, überraschenden Resultate verwundern soll. Wahrlich, wem die Richtigkeit der Ansicht des Verfs. aus der allgemeinen Einleitung zweifelhaft erscheinen sollte, der trete in den besondern Theil des Werkes ein, und er wird gewiß seine Zweifel sinken lassen und sich überzeugen, daß, soll Sprachwissenschaft ihrem Namen entsprechen, soll die bisherige Erniedrigung derselben sich heben, soll Grammatik und Lexikologie wahrhaft wissenschaftlich werden, auf dem Grunde fortgebaut werden muß, den der würdige Verf. hier aufgerichtet hat.

Nachdem nun jene Stämme und ihre Erweiterungen mit der gerühmten Anstrengung von S. 52—152 durchgearbeitet sind, durchgeht der Verf. auch auf dieselbe Weise anfangsweise die naheverwandten Wurzeln בג, בב, קב, mit deren onomatopoetischer Bedeutung er diesen Abschnitt endigt (S. 152—176).

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Vocalismus und legt innerhalb desselben ebendieselben Concretirungen der Lautbedeutungen an den verschiedensten Erscheinungen dar, wie sie an den Consonanten und mit demselben Scharfsinn und derselben Sprachkenntniß dargethan worden sind (S. 176—191).

Der vierte Abschnitt wendet die bisher an dem Semitischen gemachten Versuche auf den indo-germanischen Sprachstamm oder wenigstens die vornehmsten und zugänglichsten Aeste dieses Stammes an. Der des Semitischen unkundige Leser, dem es im zweiten Abschnitte nur bis zur Ausführung der concreten Fälle zu lesen vergönnt sein kann, erhält hierdurch Gelegenheit, von dort an sogleich auf diesen Abschnitt überzugehen und hier zu finden, was er dort nicht verfolgen konnte. Mit der Wurzel HM wird daher sogleich begonnen. Bevorwortet wird die Verschiedenheit des indo-germanischen Stammes von dem semitischen in Hinsicht auf die Vocalisation, indem der Vocalismus in jenem die ungetrübte Kraft seiner tiefern Bedeutung in Bezug auf die Nuancirungen des Grundbegriffes, in denen der Einzelfall nach seinen Nuancirungen wiedergegeben wird, verloren hat. Zu weit würde es uns führen, auch diesen Abschnitt (S. 191—250) näher zu erörtern; wir führen lediglich an, daß derselbe Gang wie im zweiten Abschnitte, nur hier und da freier, stattfindet, und finden auch hier alle Veranlassung, dem Verf. zu danken und unsere Achtung zu bezeigen.

Höchst interessant ist als Beleg, welche Aufschlüsse über die Grundbegriffe der Elementarlehre und über die einzelnen Erscheinungen der besondern Sprachen aus der Kenntniß des physiologischen Theiles des Sprachwerkes zu holen seien, der folgende Abschnitt von der Verdoppelung (S. 281—287). Um zu zeigen, wie auch hier die besondersten Spracherscheinungen ihre Erklärung finden und wie Verhältnisse, welche gewöhnlich ganz empirisch behandelt werden, in ihrer wahren Bedeutung nur vom Standpunkte des Verfassers aus sich erfassen lassen, diene die Anmerkung (S. 286). Daß nicht nur der Semit so fein diese Verhältnisse berechnete, geht aus den Erscheinungen, welche auch andere Sprachen darbieten, hervor. So im Lateinischen, Griechischen, wenn Position einen langen Versfuß macht. Der Grund ist hier nämlich kein anderer als daß, weil so viele Consonantmotionen sich zusammendrängen, die Stimme nicht leicht, schnell und kurz darüber weggleiten kann, sondern anzuhalten, zu verweilen gezwungen wird, sodaß über dem Abthun so vieler Consonantarticulationen dieselbe Zeit vergeht wie über einem langen Vocale, die Sylbe also qualificirt ist, die Stelle eines langen Versfußes auszufüllen. Die Erscheinung, daß ein vor j vorhergehender Vocal lang wird, erklärt man gewöhnlich auch durch Position, daß j als Doppellaut wie x, z wirke. Allein, j ist, wie Jeder selbst ohne Weiteres sieht, kein Doppellaut. Mit der angeblichen Verdoppelung des j ist es auch nichts, denn da dieser Laut nie auslautend, nie ohne folgenden Vocal fungiren kann,

so kann er auch nie verdoppelt werden. Es ist also auf andere Weise aus seiner Natur zu erklären; und dies ist auch sehr leicht. Das j wird, nach dem (S. 28) Gesagten, nicht in einer ruhigen Stellung der Organe, sondern indem die Zunge aus dem i-Punkte abgleitet. Als Anfang des j tönt daher, als der Punkt, davon die Bewegung ihren Ausgang nimmt, ganz kurz und vorübergehend i an. Geht nun ein kurzer Vocal vorher, sodaß also die Stimme nicht, ehe sie zur neuen Sylbe übergeht, ruhend aushalten und so die beiden Sylben gesondert erhalten, den Uebergang von der einen zur andern rein und reinlich ausarbeiten kann, so fällt der auslautende Vocal der ersten Sylbe unmittelbar in den durch keinen Aushalt getrennten anlautenden i-Punkt hinein, fällt mit ihm zur Lauteinheit zusammen, gewissermaßen zum Diphthonge. Achäja lautet unwillkürlich Achai-ja; Tro̊ja (nur muß man das o nicht lang sprechen) = Troi-ja. So, als Diphthong oder etwa Halbdiphthong, wird a, o lang. Nun erklärt sich auch, warum, wenn der vorhergehende Vocal i ist, dieses durch j nie lang wird. Nämlich, dann ist in diesem i schon der Anfangspunkt gegeben, von welchem ohne Weiteres das j dann, wenn die Reihe daran kommt, ausgeht. Hier fallen also alle jene Umstände weg. Daher bĭjugus u. s. w. Außerdem kann diese Vermischung nur nach langem Vocale, da die Stimme Zeit hat, anzuhalten, ehe sie ans j geht und so das Zusammenfließen zu vermeiden, umgangen werden. Von diesem Falle aber sprechen wir nicht. Wir nahmen einen nicht schon seiner eignen Natur nach langen Vocallaut an. Nur von einem solchen kann die Rede sein, nur ein solcher kann durch folgendes j lang werden.

Im „Schlußworte" (S. 288 bis Ende) berührt der Verf., was bisher auf dem Felde, das er zu bearbeiten begonnen hat, versucht und erstrebt worden ist, und endet das Buch mit Andeutungen über die Construction des Systems der Sprachlaute, welche Andeutungen voll sind von tiefen Bemerkungen und mit folgenden Worten schließen: „Und nun, ehe wir schließen, lasset uns in Ahnung, soweit ihr Blick reichet, fassen und schmecken die Sprachwissenschaft, und namentlich den etymologischen Theil derselben in der letzten, höchsten Vollendung! Lasset uns denken die Zeit ihrer vollkommenen Erfüllung, da sie ausgehen wird von dem ewigen Wesen des menschlichen Gesammtorganismus, aus ihm die Nothwendigkeit der Sprache im Allgemeinen deduciren, die Zahl und Art der einfachsten Elemente der Rede aus dem Grundwesen alles Daseins überhaupt und des menschlichen insbesondere herleiten, endlich aus diesen Grundelementen, nach eines jeden Volkes und Ortes Natur sie anwendend und zusammensetzend, alle die mannichfaltigen Sprachen der Erde ihrem Wurzel- und Formenschatze nach construiren wird — welche Wissenschaft! göttlich, Beides an Tiefe wie an Fülle des Lebens! Uns ward es nicht vergönnt, diese große Zeit zu sehen; aber es wird, es muß ein Geschlecht kommen, das, glücklicher als wir, den Bau, der längst schon vor uns begonnen, der durch uns gefördert ward, zu Stande bringen wird. Denn, wäre es möglich, hätte der Mensch auch nur in Einem Punkte jenes dunkle Wallen und Quellen zum Lichte des Begriffenen verklären können, könnte er auch nur einmal auf die Länge eines einzigen Momentes in dem Begriffenhaben befriedigt ruhen, wenn es ihm nicht in seines Wesens innerstem Kerne gesetzt wäre, auch im Ganzen und Großen das Gebäude der Wissenschaft dereinst zu vollenden und einstens auf ihren Siegen und Siegeskränzen befriedigt, beseligt zu ruhen? Daß aber Dem also werde, gebe Gott, und dahin lasset uns streben, freudig und sonder Rast, mit Ernst!"

Mit diesen Schlußworten hat der Verf. eigentlich ausgesprochen, welche Stelle er seiner Arbeit anweiset. In seiner Begeisterung, einem Seher gleich in eine goldene Zukunft, achtet er sie blos als eine Förderung des Baues, den nicht er, den Frühere schon begonnen haben. In der That aber hat er ihn begonnen, wenn von einer festen Begründung, wenn vom Beginnen eines Ganzen die Rede ist, und dieses Verdienst wird und kann ihm Niemand rauben. Vieles ist von den im Anfange dieser Anzeige genannten Männern und von noch mehren ungenannten für die Sprache geschehen. Die Sprache aber als „Dynamik des Geisterreiches" nicht blos zum Vorwurf wissenschaftlicher Forschungen gemacht, sondern was Othmar Frank in seinen Fragmenten eines Versuchs „Ueber dynamische Spracherzeugung", was Wachsmuth in seinen „Andeutungen zur Begründung der Etymologie als Wissenschaft" (in Günther's und Wachsmuth's „Athenäum", Bd. II, Heft 1) aufgaben, ein System auf die Verkörperung der Ideen durch die Sprachlaute, durch die ihnen zukommenden Verhältnisse der Sprachorgane zu bauen.

Manche zwar wird es geben, welche ebenfalls die Möglichkeit dieses Systems bezweifeln und, auf rein empirischem Standpunkte stehend, das Bestreben des Verfs. zum wenigsten für vergeblich halten; Manche werden, mistrauisch gemacht durch frühere phantastische Unternehmungen ähnlicher Art, auch das des Verfs. für ein solches halten; Manche werden vielleicht zu einem solchen Urtheile durch die Einleitung des Verfs. selbst bewogen werden oder wenigstens die Bemerkung aufzustellen sich gedrungen fühlen, daß der Boden, den der Verf. betrat, zu unsicher und die Herrschaft auf ihm gefährlich sei.

Diese Alle mögen die Idee des Verfs. in ihrer Concretirung, von S. 11 an, einer nähern Untersuchung würdigen, und sie werden sich mächtig von dem gegebenen Resultate angezogen finden. So unvollständig das begonnene Gebäude auch noch ist, so wird der Sprachforscher, der Grammatiker bereits aus ihm großen Vortheil zu ziehen im Stande sein, und durch ihn werden auch Andere zur Betrachtung hingezogen werden. Und sollte auch das Bestreben des Verfs., woran nicht zu denken ist in unsern Tagen, spurlos und unbeachtet vorübergehen, so wird ihm immer das Verdienst bleiben, Großes angestrebt zu haben, und ein gewisser Lohn wird für ihn der Nachklang der lautern Begeisterung sein, mit der er seine Arbeit unternommen hat.

Findet aber sein Werk, was wir freudig erwarten,

den gebührenden Eingang, wird er dadurch zu weitern Bestrebungen veranlaßt, so geben wir ihm den freundlichen Rath, vor Anhäufung der Tropen in seiner Darstellung sich zu hüten, weil sie es eben sind, welche zunächst an die Macht der Phantasie erinnern. Schließlich scheiden wir von dem verehrten Verfasser mit dem Bekenntniß, in seiner Arbeit den frohesten Genuß gefunden zu haben. 157.

Kurzer Abriß der bisherigen ständischen Verfassung im Königreiche Sachsen. Im Februar 1831. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 8 Gr.

In keinem Staate Deutschlands ist bis auf die neuesten Zeiten so viel rein Germanisches erhalten worden als im Königreich Sachsen, was besonders in Beziehung auf die Verhältnisse des öffentlichen Rechts gilt. Indem aber, bei Ausbildung jener germanischen Institute in den mittlern Zeiten, keine höhere, leitende, dem Wesen des Staats entsprechende und ihm entnommene Idee vorherrschte, eine Idee, die sich noch eher bei Begründung der öffentlichen Verhältnisse durch den schaffenden Geist Karls des Großen als zur Zeit der Ausbildung der Landeshoheit der deutschen Fürstrn vorfand, sondern der rein factische historische Standpunkt, das auf verschiedene Weise erlangte und erworbene Recht es war, was einzig und allein die Rechte und Pflichten der Fürsten und des Volkes, oder vielmehr der jenem unterworfenen Corporationen bestimmte, so können auch jene historisch begründeten, seit Jahrhunderten bestehenden Institute einer neuern, weit fortgeschrittenen Zeit, in der das Wesen des Staates erkannt und somit auch nothwendig als Basis der öffentlichen Einrichtung verlangt wird, nicht mehr genügen. Dem Gebiete der Geschichte und Antiquitäten, dem sie, dem Wesen nach, längst schon angehören, müssen sie nunmehr gänzlich überwiesen werden. Doch alle Zeiten des Ueberganges sind schwierig, schwierig schon dann, wenn derselbe nach und nach, wie es das geistige Bedürfniß des Volkes verlangt, erfolgt, noch schwieriger aber, wenn das Bestehende, ganz veraltet, keine Anklänge in dem Geiste der Zeit mehr findet, und doch erworbene Rechte mannichfache Berücksichtigung gebieterisch erheischen. Dies aber ist unser gegenwärtiger Zustand. In dem Rufe: es soll anders, es soll besser werden, concentrirt sich die vieltönige Stimme der öffentlichen Meinung, das vernünftige Verlangen der Unterrichteten, das Raisonnement der Schreier, und damit stimmt der Wille der Regierung überein. Doch das Bestehende zu kennen, es genau und gründlich zu kennen, ist die erste Bedingung zur Erfüllung jenes allgemeinen Wunsches, die ganz besonders wegen der zeitherigen landständischen Verfassung des Königreichs Sachsen sich ausspricht. Daher in neuester Zeit mehre populaire Darstellungen dieser Verfassung erschienen, unter denen die vorliegende jedenfalls die erste Stufe einnimmt. Fern von neuen Anklagen dieser oft angeklagten Verfassung und ebenso fern von einer Vertheidigung derselben gegen die Stimme der Zeit, gibt der anonyme Verf. eine Jedem verständliche, ganz genaue und gründliche Darstellung des bis jetzt Bestandenen. Belehrend nicht nur für Den, der ohne positive Kenntnisse zum Richter des Positiven und zum Rathgeber der Fürsten und Völker sich berufen fühlt, mit denen wir jetzt so reichlich gesegnet sind, denen aber freilich zu einer Belehrung keine Zeit bleibt; belehrend nicht nur für Jeden, der für das Oeffentliche sich interessirt, ohne daß er umfassende Studien darauf verwenden kann; sondern auch für Den, der das öffentliche Recht zu seinem Studium gemacht hat, ist diese kleine gediegene Schrift. Denn der Verf. hat nicht nur alle gedruckten zuverlässigen Quellen, sondern auch viele actenmäßige Notizen zu benutzen Gelegenheit gehabt. Von besonderm gelehrten Interesse ist Das, was bis S. 18 über den Ursprung der Landstände gesagt ist; mit Recht verwirft der Verf. die in Beziehung auf Sachsen oft aufgestellte Ansicht, daß die Landtage aus den placitis (majoribus) entstanden; dieses waren nur allgemeine Gerichtstage; die Landtage bildeten sich erst später bei den gesteigerten Staatsbedürfnissen aus, wie Eichhorn treffend entwickelt und der Verf. mit Urkunden in Beziehung auf Sachsen belegt. Einzig und allein auf diesem historischen Grund der oft zufälligen Einberufung zur Berathung über die Deckung jener Bedürfnisse beruht unsere ganze Landtagsverfassung und die Berechtigung zur Theilnahme, sodaß dann selbst der Begriff der Rittergüter ein rein factischer, unter keine allgemeine Idee zu stellender ist. Sehr dankenswerth endlich ist noch die umfassende Darstellung der oberlausitzer Verfassung, die, höchst eigenthümlich und interessant, von den sächsischen Publicisten stets nur oberflächlich behandelt worden ist.

Gewiß verdient diese mit publicistischer Gelehrsamkeit in populairer Form und Darstellung geschriebene Schrift volle Anerkennung, und es ist nur zu bedauern, daß sie nicht früher erschienen; sie wäre ein dankenswerther Beitrag zu dem damals noch geltenden öffentlichen sächsischen Recht gewesen. Daß aber, außer bei den Gelehrten von Fach, unsere Verfassung ein allgemeines Interesse erst dann gewonnen, als sie im Untergehen begriffen, spricht wol mehr wie jedes Andere dafür, daß sie, für die Zeit nicht mehr passend, keinen Anklang in dem Geiste und den Bedürfnissen des Volks gefunden. 100.

Notiz.

Verhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia.

Von den „Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen“, die auch in Europa rühmlich bekannt sind, ist im v. J. zu Batavia der 12. Theil erschienen. Man findet in demselben zuvörderst eine „Synopsis plantarum oeconomicarum universi regni japonici“, von unserm berühmten Landsmann Dr. von Siebold. Da man von Japan in wissenschaftlicher Hinsicht so wenig weiß, so ist dieser Aufsatz schon deshalb äußerst dankenswerth; doppelt wichtig wird derselbe aber durch die mannichfachen Bemerkungen über Lebensmittel, Kleidung, Fabriken in Japan, die mit demselben verwebt sind. Der zweite Aufsatz ist ein kurzer Bericht von den javanischen Kriegen, welche von dem Jahre 1741 bis zu dem allgemeinen Frieden im Jahr 1757 mit verschiedenen Prinzen geführt wurden. Die Kriegskosten betrugen während dieser 18 Kriegsjahre 4,286,006 holl. Gulden: eine Summe, die im Verhältniß zu dem unermeßlichen Aufwande der britischen Gesellschaft in Ostindien freilich unbedeutend ist, indeß, wie wir hier versichert werden, den sparsamen holländischen Kaufleuten, denen damals die Niederlassungen auf Java gehörten, unerträglich fiel. Hierauf folgt eine kurze Skizze der Krankheiten, welche während der Expedition nach Celebes und während der letzten Unruhen auf Java unter den niederländischen Truppen herrschten. Diese Krankheiten sind, da sich damals die Cholera nur sporadisch zeigte: 1. febris remittens biliosa, 2. dysenteria, 3. febris intermittens. Die Periode, während welcher der Verf. sie beobachtete, umfaßt die 3 Jahre 1825, 1826 und 1827 (bis zum 30. Juni); während dieser Zeit wurden, obwol am 1. Januar 1825 die Stärke der Armee an europäischen Militairs sich nur auf 6400 Mann belief, und von diesem Zeitpunkte bis zum Jahr 1827 aus Europa nur noch 8020 Mann kamen, nicht weniger als 66,000 verschiedene Krankheitsfälle behandelt, sodaß die meisten der Leidenden bald mit dieser, bald mit jener Krankheit 4 und mehre Male zur Behandlung gekommen sein müssen. Von einer Heeresmacht, die, wenn sie vollständig geblieben wäre, 14,420 Mann betragen hätte, starben im Verlauf von drittehalb Jahren an Krankheiten 4866. Den Schluß dieses Bandes bildet das Tagebuch einer Reise von Welerie nach dem Gebirge Praauw, von H. J. Domis: ein schätzbarer Beitrag zu der nähern Kenntniß der schönen und fruchtbaren Binnenlande von Java. 165.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 95. —— 5. April 1831.

Sitzung des Congresses.

Aus dem Belgischen übersetzt.

Präsident. Ich bitte um Aufmerksamkeit, meine Herren. Herr *** hat einen Vortrag von großer Wichtigkeit.
(Sensation.)

Stimmen. Ruhe! Ruhe!

*** (besteigt die Tribune). Mein Antrag lautet —

Stimmen. Wozu das? Wir wissen es schon.

Andere. Zur Sache! Zur Sache!

***. In Paris —

Rodenbach. Lassen Sie sich nicht stören. Entwickeln Sie sich.

***. In Paris ist Benjamin Constant gestorben, in Paris ist Benjamin Constant beerdigt worden.

Lehon. Das wissen wir längst aus den Zeitungen.

Robaulx. Warum hat unser diplomatisches Comité uns keine officiellen Eröffnungen deshalb gemacht? Es hat sich dupiren lassen in Paris. Ich trage darauf an, daß uns die Correspondenz darüber vorgelegt, daß es in Anklagestand versetzt wird.

Van de Weyer. Meine Herren, sobald Benjamin Constant todt war, begab ich mich dieserhalb zu ihm, erklärte ihm aber, daß ich nicht in der Eigenschaft als Abgesandter der belgischen Nation, sondern vielmehr lediglich als Privatperson —

Rodenbach. Unsere Diplomaten sollten noch in die Schule geschickt werden.

Nathomb. In Luxemburg, meine Herren, weiß man, was auch die Autorität einiger Diplomaten — dagegen sagt —

Stimmen. Keine Autorität, keine Autorität! Die belgische Nation ist sich selbst Autorität.

Bravo! Bravo!
(Tumult.)

Präsident. Meine Herren, der Antrag des —

Stimmen. Reden Sie, reden Sie.

Präsident. Ist zur Ehre der belgischen Nation. Sollen die Franzosen etwas vor uns voraushaben?

Stimmen. Nein, nein!

David. Ich bemerke, meine Herren, daß meine Machtgeber, die Gemeinde von Verviers, anderer Ansicht sind. Wenn ich für die Republik spreche, so spreche ich dafür, weil ich nicht dafür sprechen will.

Rodenbach. Wer redet von der Republik? Zur Ordnung!
(Getümmel.)

Präsident. Ich werde mich genöthigt sehen, wenn die Galerie nicht zur Ruhe kommt, Nationalgarde holen zu lassen.

Potter (oben). Ist das die Freiheit des belgischen Volkes?

Stille! Stille! Stille!

***. Mitbürger, Freunde, Belgier! Benjamin Constant hat gelebt, Benjamin Constant ist gestorben, Benjamin Constant ist begraben. Wer von Ihnen, Belgier, hätte nicht mit ihm gelebt, wer wäre nicht mit ihm gestorben, wer hätte sich nicht mit ihm begraben? Doch halt, hier liegt es. Wir haben noch keinen Benjamin Constant begraben. Soll Frankreich, soll Paris, frage ich Sie, etwas vor uns voraushaben? Soll Paris allein sich rühmen können eines Leichenbegängnisses, wie noch kein Volk einen großen Mann zur Erde bestattete? Nein, Belgier! die Vernunft ist ein Gemeingut geworden, das Verlangen der Völker überall dasselbe, die Ereignisse gleichen sich aufs Haar. Wir haben Barricaden, wir haben Nationalgarden, wir haben vertriebene Minister, Könige, Königssöhne, Proclamationen, provisorische Regierungen, Anträge auf Todesabschaffung; warum sollen wir keinen todten Benjamin Constant haben?

Bravo! Bravo! Bravo! (von allen Seiten).

***. Dieser edle Eifer ist der schönste Sporn für meinen Antrag. Die Ehre der belgischen Nation verlangt, daß wir in einem so wichtigen Stücke nicht hinter Paris zurückbleiben.

Lehon. Schaffen Sie uns einen.

***. Hören Sie meinen Antrag.

Präsident. Halten Sie einen Augenblick inne. Der Enthusiasmus theilt sich den Galerien mit, man umarmt sich. Achtung dem Nationalgefühl!

Alle. Achtung dem Nationalgefühl!

***. Mein Antrag lautet: „Der Congreß decretirt ein großes Nationalleichenbegängniß durch die Straßen von Brüssel, dem die Deputirten, durchs Loos gezogen, die Comités, der Magistrat, die Communen, die Nationalgarde, das Militair nach dem näher darüber zu entwerfenden Gesetze am folgenden Tage folgen sollen".

Präsident. Findet der Antrag Unterstützung?

Robaulx. Welche insolente Frage! Wir folgen Alle.

Alle. Alle!

(Enthusiasmus.)

Maclagan. Wen will man denn begraben?

Lehon. Das ist eine orangistische Frage.

Stimmen. Zur Ordnung! Zur Ordnung!

Staffart. Man verzeihe es dem Deputirten von Ostende. Er ist geborener Engländer und versteht noch nicht den belgischen Nationalcharakter.

Präsident. Alle sind einig?

Alle. Stimmeneinheit. — — —

Präsident. Der Beschluß ist der provisorischen Regierung mitgetheilt. Das Leichenbegängniß wird morgen angeordnet werden. Doch darf ich der Kammer nicht verhehlen, daß sich noch einige Bedenklichkeiten eingeschlichen haben.

Rodenbach. Das kommt von unserer unseligen Diplomatie.

Präsident. Die vollziehende Gewalt fragt durch ihre Organe an: wer eigentlich beerdigt werden soll, da bis dato noch kein belgischer Deputirter gestorben ist, auch dem Anschein nach bis morgen früh keiner sterben wird.

Rodenbach (fährt auf). Der Congreß hat schon entschieden. Die Frage ist orangistisch. Das heißt den Congreß beleidigen.

(Sturm.) Zur Ordnung! Zur Ordnung!

Präsident. Nichtsdestoweniger muß doch Jemand begraben werden.

Rodenbach. Werft den Ersten Besten in den Sarg. Glückliche Reise!

Celles. Es muß ein Mann von Namen sein, ein Deputirter, Einer, der geschrieben hat.

(Tumult. Stillschweigen. Gespräch.)

Lehon. Wie, wenn es das Vaterland gilt, fehlte es an Belgiern, die dafür sterben könnten und wollten? Haben die Tage der Barricaden, der Tag von Berghem nicht Europa bewiesen, daß es Belgier gibt, die für ihr Vaterland sterben können? In 7 Tagen fielen 21 Felsenfestungen, die englisches Gold für unsere Tyrannen erbaut. Sage man nichts gegen den Patriotismus der Belgier; sie scheuen kein Opfer, kein Blut, gar Nichts, selbst den Spott nicht, wenn es gilt, was sie wollen. Wir Alle wollen sterben oder leben, und wir werden es, was auch die 5 Mächte dazu sagen. Ihre Cabinetspolitik soll uns nicht hindern, den besten Belgier zu begraben.

Bravo! Bravo! (Händeschütteln).

Präsident. Nichtsdestoweniger, Herr Lehon, kommt es diesmal darauf an, einen speciellen Belgier zu stellen.

Rodenbach. Das ist die Frucht unserer Diplomatie. Gingen wir, wie es echten Belgiern ziemt, zu Werke, so brauchten wir nicht des Geredes.

Brouckère (springt auf die Tribune). Ich schlage vor, dem Redner für seinen Antrag eine Dankadresse — nicht zu votiren, nein, den Dank durch die That abzustatten. Wer ist ein besserer Belgier als er: wer hat mehr Anspruch auf die Ehre, die er dem besten Bürger zudenkt, wer mehr Recht auf den Dank der Nachwelt? Der Antragsteller selbst sterbe für Belgien, und Brüssel beerdige ihn auf allgemeine Kosten.

Präsident. Soll ich darüber stimmen lassen?

***. Mit tiefbewegtem Gemüthe erkenne ich die mir zugedachte Auszeichnung. Wäre ich auch würdig, einen Constant zu vertreten, so verbietet mein Patriotismus doch, ein so ehrenwerthes Anerbieten anzunehmen. Ich vertrete nämlich Namur, und Namur würde es nie zugeben, daß ich zu Brüssels Ehren begraben würde. Nur der innigste Wunsch, die schöne Einheit zwischen dem vereinigten Belgien zu erhalten, zwingt mich, in dieser zarten Angelegenheit den Wünschen meiner Mitbürger nicht entsprechen zu können.

Stimmen. De Potter! De Potter!

(Nachsuchungen nach de Potter.)

Präsident. Herr de Potter, berichtet man mir, hat sich entfernt, zu gerührt von Ihrer Güte, ihn in Eine Reihe mit einem Benjamin Constant zu stellen.

*** (springt wieder mit einem Gesetzvorschlag auf die Tribune). Meine Herren, wiewol die Nation Ihren schönen Eifer nur mit Ruhm und Dank anerkennen wird, zweifle ich doch, ob wir auf diesem Wege zum Ziel kommen. Wer würde nicht gern für Belgien begraben werden? aber die Nation entscheide, wer begraben werden soll. Ich trage darauf an: die Candidaten melden sich und der Congreß entscheidet durch Stimmenmehrheit unter ihrer Zahl.

(Der Vorschlag wird durch Acclamation angenommen. Die Candidaten werden aufgerufen. Es steht Niemand auf.)

*** (besteigt mit einem neuen Gesetzvorschlag die Tribune). „Der Congreß decretirt: Ein echter Belgier wird zur Ehre der Nation morgen sterben und begraben werden. Der Congreß entscheidet durch freie Wahl".

(Stillschweigen.)

Gendebien. Zuvörderst wäre nöthig, die Definition eines echten Belgiers zu geben.

Das Comité (berichtet). „Ein echter Belgier ist ein Mensch, welcher —"

Nathomb. Die authentische Definition kann nicht allgemein genug gehalten sein, damit Luxemburg miteinbegriffen ist.

Comité (ändert). „Ein echter Belgier ist ein zweibeiniges Wesen —"

Robaulx. Halt! Will man die wackern Vertheidiger des Vaterlandes ausschließen, die ihre Gliedmaßen im Dienst gegen die Tyrannei verloren haben? Warum kann ein Belgier nicht auch mit Einem Bein sein? Aendern Sie das.

Comité (ändert). „Ein echter Belgier ist ein zwei- oder einbeiniges Wesen —"

Maclagan. Doch mit Vernunft!

Ein Abt. Wozu Das? Wir leben nicht mehr unter protestantischem Druck.

Comité. „Ein echter Belgier ist ein zwei- oder einbeiniges Wesen, mit oder ohne Vernunft, welches Wallonisch, Flämisch, Französisch, Luxemburgisch, Deutsch oder eine Sprache spricht —"

Robaulx. Nur nicht Holländisch.

Robenbach. Wozu eine Sprache? Ein guter Belgier braucht gar keine Sprache zu sprechen.

Comité. „Ein echter Belgier ist ein zwei- oder einbeiniges Wesen, mit oder ohne Vernunft, welches Wallonisch, Flämisch, Französisch, Luxemburgisch, Deutsch oder eine Sprache spricht oder keine, nur nicht Holländisch, und überzeugt ist von der untheilbaren Einheit und Unabhängigkeit des belgischen Volkes und Vaterlandes".

David. Oder von der Einverleibung mit Frankreich, muß eingeschaltet werden.

(Es wird eingeschaltet mit Stimmenmehrheit.)

Robenbach. Ein echter Belgier muß das Haus Oranien hassen.

Bravo! (Es wird eingeschaltet.)

Comité. Demnächst ist ein echter Belgier „ein zwei- oder einbeiniges Wesen, mit oder ohne Vernunft, welches Wallonisch, Flämisch, Französisch, Luxemburgisch, Deutsch oder eine Sprache spricht, oder keine, nur nicht Holländisch, und überzeugt ist von der untheilbaren Einheit und Unabhängigkeit des belgischen Volks und Vaterlandes, oder von der Nothwendigkeit seiner Einverleibung und Verschmelzung mit Frankreich und das Haus Oranien haßt".

Robaulx. Mit Einem Wort: ein Belgier ist ein Belgier!

Präsident. Ehe wir abstimmen, muß ich bemerken, daß über mich, nach dem Reglement, nicht gestimmt werden darf.

Stimmen. Sie sind zu bescheiden.

Präsident. Ich bin zur Commission nach Paris ernannt.

Stimmen. Die Ehre geht vor.

Präsident. Bedenken Sie, meine Herren, daß Benjamin Constant nie Präsident der Kammer war.

(Stimmen der Billigung.)

Lehon. Das ist was Anderes.

Präsident. Wir müssen uns in Allem au niveau mit Paris halten. Weder Casimir Perrier ist beerdigt worden noch ist Lafitte gestorben.

Osy (für sich). Es kommt drauf an.

Robaulx. Was bemerkt das Mitglied für Antwerpen?

Osy. Ich denke nur für mich.

Robaulx. Sie denken orangistisch.

Osy. Denkfreiheit ist doch erlaubt!

Präsident. Das Mitglied von Antwerpen ist im Irrthum. Die Constitution spricht von Preßfreiheit, aber nicht von Denkfreiheit, vom Druck, aber nicht vom Denken. Um ein echter Belgier zu sein, braucht man nicht zu denken.

Robaulx. An Oranien zu denken, ist nicht Denkfreiheit, sondern Denkfrechheit. Ich fodere, daß Herr Osy zur Ordnung gerufen wird und das ins Protokoll vermerkt.

Robenbach (stürmt auf die Tribune). Ich fodere: Niemand soll mehr das Wort Oranien aussprechen dürfen.

Bravo! Bravo!

Robenbach. Ich fodere, die Buchstaben o, r, a, n sollen aus dem belgischen Alphabete ausgestrichen werden. Sind wir keine Nation?

Van de Weyer. Das diplomatische Comité bemerkt —

Robenbach. Was? Sollen uns diplomatische Rücksichten hindern, unser eignes Alphabet zu haben? —

Van de Weyer. Das diplomatische Comité bemerkt nur, daß der Bey von Oran dies als eine Beleidigung aufnehmen könnte.

Robenbach. Was kümmern uns die 5 Mächte. Wir sind eine Nation.

Robaulx. Gehört der Bey von Oran zu den 5 Mächten?

Vilain XIIII. Er ist ja in der heiligen Allianz.

(Das diplomatische Comité wird um Auskunft ersucht und zieht sich zurück.)

Van de Weyer. Wir finden, meine Herren, den betreffenden Punkt in unserm Dictionnaire nicht angegeben. Sollte indessen der Bey von Oran —

Robenbach. Glückliche Reise! glückliche Reise! Was kümmert mich der Bey von Oran? Wir sind eine Nation.

Ein Abt. Meine Herren, die Buchstaben o, r, a, n können nicht abgeschafft werden, das Concordat wird dadurch verletzt. Wie sollen wir denn künftig beten: ora pro nobis ohne ora?

Ein Anderer. Kommt in dem Worte papa ein ora vor? Für mich ist der Papst genug. Braucht ein guter Belgier mehr?

Robenbach. Abgeschafft ora, wir sind eine Nation. Glückliche Reise!

Lebeau. Wenigstens jage man die Orangenweiber aus den Straßen, die an jeder Ecke dem belgischen Patrioten einen Anstoß geben.

Präsident. Meine Herren, wir entfernen uns von der Frage. Durch die Stimmenmehrheit ist ein freiwilliger Candidat zum morgenden Nationalbegräbniß zu wählen.

(Es wird sehr still.)

Lebeau. Ich mache den Antrag, daß sich Niemand vor dem Beschluß entfernen soll.

Präsident. Herr Lebeau, warum entfernen Sie sich selbst?

Lebeau. Dringende Familienangelegenheiten! Ich hoffe, Belgien für den begrabenen Bürger einen andern zu verschaffen.

Präsident. Meine Herren, meine Herren, auf Ihre Sitze!

(Klingelt.)

Präsident. Da die nöthige Zahl Mitglieder nicht mehr zusammen ist, wird die Abstimmung auf die folgende Sitzung verschoben.

(Alle entfernen sich bis auf Herrn Osy.)

Osy (legt eine Motion auf den Präsidentenstuhl). „Der belgische Congreß beschließt, daß zu Ruhm und Frommen des belgischen Vaterlandes sich alle seine Mitglieder in corpore begraben lassen!"

20.

Deutschlands Pflichten.

In mehren ausländischen Blättern wird nicht blos jeder Versuch, die Volksthümlichkeit aufrechtzuerhalten und von fremder Herrschaft zu befreien, laut gepriesen; sondern überhaupt jeder Aufstand wider die bestehende Obrigkeit mit Lob überschüttet, ohne näher zu untersuchen, ob er eine Nothwehr gegen nichtswürdige Tyrannei in sich schloß, oder auf verdammlichem Uebermuthe und Ungehorsam beruhte. Urtheile aber, welche unter dem Vorwande der Legitimität jede Tyrannei und unter dem Vorwande der Volkssouverainetät jede Empörung billigen, sind oberflächlich und irrig. Sobald man, wie es sich gebührt, die einzelnen Fälle näher prüft, ergibt sich, wie Das, was in Paris, Brüssel, Warschau, Braunschweig, Dresden, München, Aachen, Modena, Bologna und andern Orten geschah, einerseits ähnlich, andererseits aber auch sehr unähnlich ist.

Wir wollen indeß heute auf diese Ereignisse nicht näher eingehen, sondern nur unsere Verwunderung aussprechen, daß die Franzosen, welche auf höchst preiswürdige Weise an Vaterland und Volksthum festhalten und mit Recht behaupten, man müsse, trotz aller sonstigen Spaltungen und vorhandenen Uebel, für dessen Unabhängigkeit einstimmig Gut und Blut einsetzen, daß diese dessenungeachtet so oft von den Deutschen sprechen, als hätten sie gar kein eigenthümliches Dasein, keine echte Nationalität, keine Vaterlandsliebe, keine selbständige Politik, kein Recht auf eigne Freiheit, Entwickelung und Unabhängigkeit.

Die Deutschen (sagen Manche jener ausländischen Politiker) sind nicht blos ungeschickt, zu erobern, sondern auch unfähig, sich zu vertheidigen. Eingeklemmt zwischen Rußland und Frankreich, ist ihr Vaterland der natürliche Tummelplatz fremder Heere, und wir werden, da es uns an Gelde fehlt, schon deshalb Krieg beginnen, damit Deutschland sie ernähre und besolde! So bliebe denn für die Deutschen als höchster Lohn nichts übrig, als den Triumphzügen wohlgekleideter und wohlgenährter französischer oder russischer Heere, ärmlich und abgehungert, in knechtischer Unterwerfung zu folgen!

Wäre dies jemals möglich, so hätten die Deutschen es verdient! Aber nach den so jammervollen und so glorreichen Erfahrungen der neuesten Zeit halten wir es für unmöglich, daß man Deutschland durch List täusche und spalte, oder durch Gewalt besiege. Die Vorzüge, welche die Vielheit germanischer Staaten gewährt, können und sollen itzt mit der Stärke ihrer Einheit verbunden werden. Jeder mächtigere deutsche Staat, welcher Leben und Größe lediglich im Ertödten der kleinern fände, jeder kleinere, der eigennützig sich von dem allgemeinen deutschen Verbande löste und den Fremden anschlösse, wäre verdammlich; und die Franzosen müßten, ihrer richtigen Sinnesart nach, dies Urtheil am lautesten und härtesten bestätigen.

Daß das Unterjochen fremder Volksstämme nicht stärke, sondern schwäche, haben wir an den mächtigsten europäischen Staaten gesehen; wer dieselbe Bahn noch einmal betrite, wird dieselbe Erfahrung machen, und Deutschland aus eigner Kraft im Stande sein, die Eroberungslustigen zurückzudrängen, mögen sie von Osten oder von Westen her nahen.

Leider (man soll es nicht leugnen, sondern strenge daran erinnern) hat jedoch Deutschland durch Lässigkeit und Uneinigkeit mehre Male schwere Sündenschuld auf sich geladen und ist dafür noch härter als in unsern Tagen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gestraft worden.

Von den entsetzlichen Leiden jener Zeit (welche auch die Kriegslustigsten für den Frieden umstimmen könnten) reden wir vielleicht ein andermal; heute genüge es, zur Lehre und Beherzigung das Wesentliche einer Auffoderung zusammenzudrängen, welche Wassenberg (Parenesis ad Germanos 1647) in dem Jahre erließ, wo Schweden und Franzosen (die angeblichen Befreier seines Vaterlandes) Deutschland beherrschten und zerstückten.

Mit lauter Stimme (so spricht er) rühmen die Franzosen und Schweden, Deutschland sei von ihnen bezwungen, und die durch unsere eignen Hände uns entrissenen Fahnen zeigt öffentlich Paris und Stockholm. So, thörichte Diensleute fremden Ruhms, zerstören wir den unsern und unsere Tugend mit unserm Blute! Könige, die sonst dem Rufe des Kaisers Folge leisten, sich zur Rechenschaft stellen mußten, entscheiden mitten in Deutschland über Deutschland, berufen Reichstage, sitzen zu Recht, vermögen mehr als der Kaiser und sind durch unsere Uneinigkeit unsere Herren geworden. Sie rufen, und wir erscheinen, sie reden, und wir horchen ihren Worten wie Orakeln; sie versprechen, und wir trauen ihren Zusicherungen, als wären sie göttlichen gleich; sie drohen, und wir zittern wie Knechte. Vor uns, über uns verhandeln sie in Deutschland über Deutschland und entscheiden in letzter Stelle, was sie uns nehmen, was lassen wollen. Und das heute Bestimmte wird morgen willkürlich geändert, und wir, im Todeskampfe liegend und den Gott, der uns sonst belebte, verleugnend, opfern den Götzen anderer Völker alle Freiheit, Ehre, Ruhm, Geist und Leben!

Wie kann der Einzelne bei solcher Lage des Ganzen auf Freiheit rechnen? Unsere Scepter und Adler sind nicht mehr die unsern, unser Reich nicht mehr das unsere, sondern (das sagen sie laut in Wort und Schrift) die Deutschen alle, wo und wie sie seien, gehörten schlechthin ganz, unbedingt ihnen! Schon Gustav Adolf verlangte strenge Unterwerfung; aber er war doch ein König und ein großer König; was aber soll man dazu sagen, daß deutsche Fürsten, Prälaten, Kurfürsten wie Diener einem überseeischen Edelmanne aufwarten, ihm Waschwasser, Mantel, Essen reichen, von ihm zurückgewiesen, ja verachtet werden? Mitten in Deutschland, das von seinem Kaiser abgewichen, schaltet er wie ein Herr, bis die Verehrung, nach welcher der Kühne trachtete, ihm selbst zuwider ward, und er bei Ueberreichung einer Schenkungsurkunde deutscher Landschaften an einen deutschen Fürsten sagte: sie bleibe ein Denkmal, das er von einem schwedischen Edelmanne foderte, und dieser ihm bewilligte, was zu fodern und zu bewilligen thöricht und unbegreiflich scheint.

Wie mit Judasküssen nahen diese unsere angeblichen Befreier, und wir Thoren hoffen, daß so arge, heimtückische Feinde uns erretten, daß sie, die das herrlichste aller Reiche mit allen Kräften und Mitteln aufzulösen suchten, es heilend herstellen werden. Sie wollen uns vom Kaiser, den Kaiser von uns trennen, reichen uns in geschmückten Bechern gar mannichfaches, süßes, langsames Gift und erwecken uns mehr als einen Masinissa, durch die sie das ganze Reich zuletzt in ihre Botmäßigkeit zu bringen hoffen. Vom Rhein und der Nordsee und Ostsee her erspähen sie auf ihren Warten jede Gelegenheit, jeden Streit, der da entsteht, oder von ihnen herbeigeführt wird. Sie sind, wie einst die Römer in Hellas, erst freundliche Zuredner, dann Rathgeber, dann Schiedsrichter, endlich Herren!

O Deutschland, erwache, gedenke deiner selbst, erstehe von diesem tödtlichen Kampfe! Das Reich kann nur durch das Reich, Deutschland nur durch Deutschland wiedergeboren werden und durch die Sonne der göttlichen Gnade wie ein Phönix aus der Asche des eignen Leibes hervorgehen. Nicht Katholiken oder Unkatholiken, nicht Römische oder Lutheraner (Namen, den arglistigen Feinden willkommen) sollen uns davon abhalten; sondern als Glieder eines Leibes, eines Staates, als Brüder müssen sich alle Deutsche in Liebe umfassen und mit allen Kräften und Tugenden heldenmüthig jenem großen Ziele nachstreben. Das Vaterland schützen, vertheidigen, erhalten, dazu ist Jeder, dazu sind Alle verbunden. Aber nach beiden Seiten zu hinken, bald nach Paris, bald nach Stockholm zu blicken, Landschaften hingeben und Freiheit erkaufen wollen, bei Gott, das ist und war nie deutsch! Von dem Augenblicke an, wo wir das Rechte wollen und wagen, verschwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden, endlosem Kriegsleiden wird ein ruhmvoller Friede folgen, und ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbern, das zweite mit Oelzweigen bekränzt werden! 64.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 96. — 6. April 1831.

Schiller's Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Zweiter Theil. Stuttgart, Cotta. 1830. 8. Preis für 2 Theile 3 Thlr. *)

Der 1. Theil enthielt die Lehr- und Wanderjahre des Dichters; dieser 2. führt uns in sein Meisterleben ein und ist an zahlreichen Notizen, brieflichen Geistesdenkmalen Schiller's, wichtigen Documenten und merkwürdigen Aeußerungen der geistreichsten Zeitgenossen über ihn keineswegs ärmer als der 1. Theil.

Der erste Abschnitt erzählt uns von Schiller's Kathederleben in Jena. Seine Begeisterung für das geschichtliche Fach ist in den schon bekannten Briefen an Körner ausgesprochen. Die Lust zu demselben sollte jedoch nicht ungetrübt bleiben: „Mit dem hiesigen akademischen Senat kann ich Händel bekommen und werde sie nicht vermeiden", schreibt er an seine Geliebte (denn das war Lottchen von Lengenfeld seit dem August 1789, und seitdem herrscht in den Briefen an sie das trauliche Du und die zärtlichste Hingebung und Offenheit der Liebe). „Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorlesung mich einen Professor der Geschichte nannte, so hat sich der Prof. H. beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten sei, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen wäre. Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es jetzt erst erfahren), ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen; aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil aus der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich nur das Eine bin, das Andere nothwendig sein muß. Es ist so weit gegangen, daß sich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Ich lasse es jetzt untersuchen, denn so lächerlich mir dieses Verhältniß ist, so wenig lasse ich mir etwas zu viel geschehen" (S. 46 fg.). Für den Neid jenes Collegen entschädigte ihn der Beifall der Studirenden. „In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden, und meine Contenance hat mich bei den ersten Vorlesungen keinen Augenblick verlassen. Der Zulauf war groß, und dies vermehrte meinen Muth; auch meine Stimme hat sich gut gehalten und den ganzen Hörsaal angefüllt, ohne mich zu sehr anzustrengen" (S. 14). — „Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie schnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit schnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre" (S. 31). Mit liebenswürdiger Naivetät erzählt er (S. 45): „Heute an meinem Geburtstage habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen von einem bernburger Studenten, was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener als ich. Er retirirte sich auch gleich wieder".

Schiller's poetische Producte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte, sowol in Ansehung der Form als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den „Göttern Griechenlands" und in den „Künstlern". Auch beschäftigten ihn Plane zu künftigen poetischen Arbeiten, namentlich die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs II. zu machen, worüber uns schon Körner berichtet hat. Zugleich schloß ihm seine Liebe immer mehr das Verständniß der Natur auf. In einem glühenden Brief an seine Braut vom 12. Sept. 1789 sagt er: „Nie habe ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet, wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und Alles, Alles erst von der Seele empfängt. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers, und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eignen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst! Nur durch den Menschen wird sie mannichfaltig, nur darum, weil *wir* uns verneuen, wird sie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehen! Aber nie, nie als jetzt hab' ich in ihr meine Liebe gelesen. Bewundernswerth ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns, und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. *Er* darf ruhen, weil

*) Von dem Ref. über den 1. Theil in Nr. 43 u. 44. Vgl. noch Nr. 363 d. Bl. f. 1830. D. Red.

der menschliche Geist sich statt seiner bewegt; und so liegt Alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unsere Seele". Indessen dürfte vielleicht nicht zu leugnen sein, daß an dieser idealistischen Ansicht der Natur die Kant'sche Philosophie, in welche der Dichter sich zu versenken anfing, ebenso viel Antheil hatte als die Liebe. Wirklich finden wir ihn bald so sehr in das Studium derselben vertieft, daß er über dem Philosophiren sogar später an seinem Dichterberufe zu verzweifeln anfängt. „Ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich Nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht" (1794). Doch trat dieses Gefühl erst ein, als er sich mit jener Philosophie gewissermaßen übersättigt hatte. In jener frühern Zeit hegte er eher poetische Hoffnungen von diesem Studium. So schreibt er an seinen Freund Körner (5. März 1791): „Du erräthst wol nicht, was ich jetzt lese und studire? Nichts Schlechteres als — Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten". Und wieder (1. Jan. 1792): „Ich treibe jetzt mit Eifer Kant'sche Philosophie, und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dies auch 3 Jahre kosten könnte. Uebrigens habe ich mir schon sehr Vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gerne Locke, Hume und Leibnitz studiren". Noch 9 Monate nachher finden wir ihn „bis an die Ohren in Kant's Kritik der Urtheilskraft", und er will nicht ruhen, bis diese Materie unter seinen Händen etwas geworden ist (S. 82).

Das Studium der Kant'schen Philosophie unter Reinhold's Leitung hatte viele geistvolle Männer nach Jena gezogen, die sich bei Schiller zu philosophischen Gesprächen einfanden. Aber in dieses heitere, geistige Leben griffen störend Anfälle von schweren Brustkrämpfen. Bei einem Besuche in Rudolstadt erlitt er einen neuen harten Anfall, wo er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben", sagte er, „und wirken, so lange wir es vermögen". Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb: „Sorget für Eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut sein". Die Gefahr ging jedoch dies Mal glücklich vorüber (S. 82—85). Indeß ließen mehre Rückfälle das Schlimmste für Schiller's Gesundheit befürchten, und wir wissen aus Körner's Nachrichten von des Dichters Leben, daß er öffentliche und Privatvorlesungen einstellen mußte, und daß nur der Edelmuth des damaligen Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann ihn vor häuslichen Sorgen schützte. Diese hochherzigen Männer begleiteten ihr Geschenk (ein Jahrgehalt von 1000 Thalern auf 3 Jahre, ohne alle Bedingungen, blos zu seiner Wiederherstellung) mit einem Schreiben, das so unsterblich sein wird wie Schiller's Werke selbst, und das eines der kostbarsten Kleinode dieses Bandes bildet. Wir dürfen dem Leser die schönsten Stellen des vom 27. Nov. 1792 datirten Briefes nicht vorenthalten: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber Beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken (Werken?) stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen.... Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt". Nachdem das Anerbieten auseinandergesetzt ist, fährt der Briefsteller fort: „Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen" (S. 89—94).

Wahrlich, diesen Brief sollten alle, hohe und niedere Wohlthäter studiren, und Seneca, in seinen 7 Büchern „De beneficiis", in welchen so feine Vorschriften enthalten sind, wie man geben soll, hat doch ein so leuchtendes Beispiel nicht aufzuweisen.

Die edeln Freunde luden den Dichter zugleich ein, nach Dänemark zu kommen, und einen Augenblick glaubte er sich stark genug, eine solche Reise zu unternehmen. Doch, das Mistrauen, das er in seine Gesundheit setzte, nahm mit den Jahren zu; er durfte eine Reise in ein nördliches Klima nimmermehr wagen.

Die wahrhaft edeln Freunde, die unsern Dichter mit jenem fürstlichen Geschenke überraschten, waren vom Hauche der Freiheit, der von Westen kam, angeweht. Mit Begierde forschen wir auch in dieser Schrift, wie wir es im „Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller" gethan, nach dem Eindrucke, den die französische Revolution auf diesen Letztern gemacht. Da erfahren wir denn, daß Schiller in Lauchstädt im Familienkreise seiner Geliebten war, als zuerst ein Bekannter den Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vorlas. „Wir erinnerten uns", sagt die Verfasserin, „oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie

diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserm jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel" (S. 23). Aber anders war schon die Stimmung am Schlusse des Jahres 1789, als der liebenswürdige Dichter Salis mit einem Empfehlungsschreiben von Wilhelm v. Wolzogen aus Paris in den Kreis trat: „Die Greuelscenen hatten dort begonnen. Salis' Erzählungen und Wilhelm's Brief schlugen unsere Freude über den Sturm der Bastille schrecklich nieder, und wir geriethen in Unruhe über die Existenz unsers Freundes auf jenem Vulkan aller empörten Leidenschaften. Schiller hatte diese Begebenheiten schon bei ihrem Entstehen ernst und ahnungsvoll aufgenommen; er hielt die Franzosen für kein Volk, dem nicht republikanische Gesinnungen eigen werden könnten" (S. 65). Daß er später kaum der Versuchung widerstehen konnte, sich in die Streitsache Ludwigs XVI. zu dessen Gunsten einzumischen, wissen wir schon aus Körner's Mittheilungen (vgl. S. 98).

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, im März 1831.

Was kann jetzt ein blos literarischer Correspondent aus Berlin, wenn er sich aller Politik enthalten soll, Neues und Erhebliches berichten? Literatur und Theater? Wer gedenkt ihrer noch? Ehemals, kam man in die Soirée, wurde man noch gefragt: Sahen Sie den oder jenen Gast auf der Bühne? War Demoiselle Sontag nicht magnifique gekleidet? Nimmt nicht Mad. Crelinger täglich in ihrer Kunst zu? u. s. w. Wer spricht aber jetzt noch vom Theater? Ja, die Gleichgültigkeit gegen das Theater geht gegenwärtig so weit, daß man sich nicht einmal mehr die Mühe gibt, Titel und Verfasser der Stücke richtig anzugeben. Weil das Publicum einmal gewöhnt worden, ein um den andern Tag ein Stück von Raupach zu sehen, so macht man sich eben auch keine Sorgen, einmal ein Stück anzuzeigen, das gerade nicht von ihm ist, doch seinen Namen als Verfasser vorzusetzen. So zeigt die Vossische Zeitung vom 15. März an: „Donnerstag, den 16.: Das Bild, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Raupach;" es sollte heißen: von Houwald; aber wen kümmert das jetzt noch? Und überdies bedeutet Raupach hier an der königlichen Bühne so viel als: der Dichter überhaupt. Er ist gleichsam der Gattungsbegriff aller Bühnendichter. So ist auch jetzt eine Commission von 8 Mitgliedern bei dem königlichen Theater eingesetzt worden, um über die Annahme neuer Stücke zu entscheiden. In dieser Commission kommt Raupach 5 Mal vor: 1) Ernst Raupach, 2) Graf Redern, 3) Herr Esperstedt, 4 und 5) die beiden Regisseure Stawinski und Weiß. Außer diesen haben Sitz und Stimme in der Commission: Hr. v. Raumer, Hr. Neumann, und ein Achter, dessen Namen mir entfallen ist. Die Sitzungen dieser Commission sind aber natürlich nicht öffentlich, und das mag eine von den vielen Ursachen sein, weshalb man bis jetzt noch ganz und gar nichts von ihrer Wirksamkeit verspürt hat. „König Enzio", historische Tragödie von — man rathe — von Ernst Raupach war, wie es scheint, bisher das einzige Ergebniß ihrer Bemühungen. Dann wurde, so geht die Sage, ein Stück: „Monaldeschi" nach dem Französischen von dem Schauspieler Ludwig Schneider (L. W. Both) eingereicht, aber abgewiesen. Nun ereignete es sich aber, daß derselbige Schneider ein Handbüchlein für den Landwehrmann verfertigte, und es wurde nun von einer hohen Person die Frage geäußert: „Warum gibt man nicht Monaldeschi?" Monaldeschi, lautete die Antwort, wird dieser Tage in Scene gesetzt werden. Und in dieser Woche noch sind wir so glücklich, es zu sehen.

Aber ich frage nun, sind solche Kleinigkeiten geeignet, den Blick der Berliner, die einst ihre Foderungen so weit erstreckt haben, im Thiergarten rauchen zu dürfen, von den großen Ereignissen der Zeit abzuwenden? Was liegt uns an einer Reform unsers Bühnenwesens, wenn es uns erlaubt wird, zuzusehen, wie man in England eine Reform des Parlaments practicirt? Was kümmern uns Kämpfe der Bühnendichter, wenn wir im Osten den Kampf zweier Nationen erblicken? Statt, wie ehemals, zu fragen, hat Saphir wieder etwas gegen die Dreizehn unternommen, was sagt Rellstab zu Paganini, hat Demoiselle Vio nicht große Aehnlichkeit mit Demoiselle Sontag u. s. w., lautet jetzt die erste Frage: Haben Sie die Staatszeitung gelesen? Ist keine Nachschrift darin? Es ist doch recht hübsch, meint der Eine, daß man jetzt auch in unsern Zeitungen zuweilen publicistische Angelegenheiten besprochen und abgehandelt findet. Nein, meint der Andere, ich sehe nicht, was dabei herauskommt. Das sind Dinge, die uns Deutschen nicht geziemen; man überlasse das Reden den großsprecherischen Franzosen. Sollen wir auch hierin diese leichtfertige Nation nachahmen? Wie kann da der Staat gut regiert werden, wenn jeder in die Verwaltung hineinreden darf? Gibt es keinen Anlaß zu Krieg, wenn die Publicisten der verschiedenen Nationen sich beständig in den Haaren liegen? Hr. v. Raumer lasse den Franzosen ihre Grenzen, er wird durch seine Aufsätze in der Staatszeitung die unserigen nicht schützen, wenn sie bedroht würden. Plötzlich kommt ein Dritter hinzu und bringt die neuesten Nachrichten aus Frankreich. Paris, sagt er, ist in vollem Aufstande, die Göttin der Vernunft ist ausgerufen, in Notre-Dame ist sie nackt aufgestellt, der Erzbischof ist gezwungen worden, vor ihr zu knien, der König ist nach Neuilly geflüchtet, Lafayette ist zum Dictator proclamirt, die Pairskammer ist aufgelöst, Odilon-Barrot, Dupont de l'Eure, Lamarque, Mauguin, Eusebe Salverte, Tracy sind provisorische Minister geworden u. s. w.

Woher haben Sie alle diese Nachrichten, ruft man? Die Fünfprocentigen sind um 6 Procent auf einmal gefallen, schreit der Berichterstatter, über jenen Zweifel erbost. Nun ist kaum noch ein Ohr für die Hiobspost übrig, welche die königsberger, oder die breslauer, oder die posener, oder die berliner Haude- und Spener'sche Zeitung über Polen bringen. Diese Zeitungen stellen in der That für den Kaiser von Rußland eine größere Macht auf, als alle Monarchen Europas zusammen nicht im Stande wären. Wenn man ihnen glauben dürfte, so liefe keine Maus mehr über die polnische Erde, ohne Diebitsch's Erlaubniß, alle Polen hätten sich wie Maulwürfe in die Erde verkrochen, Warschau wäre wenigstens schon 5 Mal vom Municipalrath übergeben worden u. s. w.

Mit Gesprächen und Angelegenheiten der Art ist jetzt ganz Berlin beschäftigt, und die Literatur kann nur dann die Aufmerksamkeit der hiesigen Welt aufsichziehen, wenn ihr Inhalt politisch ist. Hieran fehlt es denn auch nicht. Einzelne Schriften, Broschüren, sowie die raisonnirenden Artikel der Zeitungen bieten Gelegenheiten zu solcherlei Gesprächen hinreichend dar. Zunächst wundert, freut oder ärgert man sich über die Farbe, die die Haude- und Spener'sche Zeitung seither angenommen. Man nennt sie allgemein die berliner Quotidienne. Einmal lieferte sie einen interessanten Aufsatz, worin sie bündig darzuthun suchte, daß man in Preußen einer größern Freiheit genieße, als man in Frankreich, England und selbst in Nordamerika kaum kenne. Einen andern ähnlichen Beweis wollte ihr die Censur nicht durchgehen lassen. Die Vossische Zeitung ist dagegen ganz farblos. Sie nimmt Alles auf, was ihr nicht gestrichen wird: Gutes wie Schlechtes, Vernünftiges wie Unvernünftiges. Hier waltet, wie im Lustspiel, der Zufall vor. Die Staatszeitung zeigt dagegen das Bestreben, liberaler zu sein als die beiden andern Zeitungen, was ihr merkwürdigerweise schwerer wird, als man glauben sollte. Interessant ist zu sehen, wenn eine Zeitung der andern wider-

spricht und wie sich dann diese gegen jene dafür rächt. Wenn z. B. heute die Staatszeitung meldet, Lord Palmerston habe geäußert, Belgien sei eigentlich niemals eine Nation für sich gewesen und man könne das Verfahren der londner Conferenz keine Einmischung nennen, welcher Meinung Sir Robert Peel heftig widersprochen habe, so sagt die Vossische dagegen, Sir Robert Peel habe in jenem Argument den Minister mit seiner ganzen Kraft unterstützt. Um sich nun für einen solchen Widerspruch der Staatszeitung zu rächen, die offenbar diesmal Unrecht hatte, meldet ein paar Tage darauf die Vossische Zeitung, ein sehr wichtiges Amendement des Hrn. Odilon-Barrot über die Errichtung einer Fremdenlegion sei in der Deputirtenkammer verworfen worden; die Staatszeitung dagegen berichtet, und diesmal mit Recht, jenes Amendement sei angenommen worden. Man sieht, es ist dies eine sehr friedliche Art, sich zu bekämpfen, und Niemand leidet darunter, als dritte Personen, das Publicum, das keine Gelegenheit hat, die Zeitungen im Original zu lesen. Ich muß immer lachen, wenn ich die deutschen Zeitungen frohlocken sehe, daß eine französische einen Namen falsch schreibt oder eine Thatsache entstellt. Ich will mich dagegen anheischig machen, in jeder Woche wenigstens 2 wichtige oder interessante Vorfallenheiten anzugeben, welche z. B. die hiesige Vossische Zeitung falsch berichtet hat. Und nicht besser verfahren die meisten andern Zeitungen. Außerdem verwirren sie auch den Blick und das Urtheil der Leser über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten in fremden Staaten durch die ganz vom Zufall geleitete Auswahl und Auszüge aus den Raisonnements der Allgemeinen Zeitung, der französischen und englischen Zeitungen. Aus den Artikeln über Deutschland wird man aber am wenigsten klug. Höchst wichtige Actenstücke, wie z. B. die Adressen der beiden bairischen Kammern, läßt man weg und nimmt dafür ein vages Raisonnement der hanöverischen Zeitung über das Thema der „bewegten Zeit". Die Staatszeitung liefert die meisten raisonnirenden Artikel; doch herrscht in denselben oft ebenso große Zurückhaltung als Widerspruch. So schreibt z. B. ein gewisser W s n einen Artikel über den Eindruck, den die Juliereignisse in Preußen gemacht: er meint, man hätte hier mit Freuden den Sieg des Rechts über die Gewalt gesehen. Kaum aber hat der gute Mann das geschrieben, so muß er ein paar Tage darauf im Sünderhemdchen Buße thun, er muß öffentlich in der Staatszeitung seine Meinung zurücknehmen, und thut das so kläglich und mit so vieler Scham, daß man ordentlich Mitleiden mit dem Manne bekömmt. Wenn ich sagte, es herrschte in den Aufsätzen der Staatszeitung Zurückhaltung, so zeigt sich das recht in den Artikeln, die von Hrn. v. Raumer herrühren. Er führt darin bisweilen eine ganz andere Sprache, wie in seinen „Briefen aus Paris und Frankreich". Mit dem „Journal des débats" hat er sich in einen Kampf über die natürlichen Grenzen eingelassen und dabei nach meiner Ansicht den Kürzern gezogen. Auf einen Aufsatz: „Das mit republikanischen Einrichtungen umgebene Königthum" hat ihm der „Messager" tüchtig und bündig geantwortet. Erbärmlich sind aber auch wieder von der andern Seite die Correspondenzen, die der „Messager des chambres" aus Berlin enthält, und die Staatszeitung thut Unrecht, sich dagegen zu ereifern. Ein Deutscher, der schreiben kann, die Franzosen müßten wieder ihre alte Rheingrenze einnehmen, und ein Preuße, der seinem König räth, das linke Rheinufer willig an Frankreich abzutreten, gehört entweder zu jenen unwürdigen, charakterlosen Männern, die Napoleon's schlechte und eigennützige Politik in Deutschland erzeugte, oder trägt nur die Larve eines Deutschen und ist im Grunde ein verlaufener obdachloser Franzose, der sich gern auf Kosten Anderer in den Rheinlanden ansiedeln möchte. Beide aber sind keiner Berücksichtigung und Beantwortung würdig.

Betrachten wir nun diejenigen politischen Broschüren, die von Berlin ausgehen, so zeigt sich zunächst die sonderbare aber nicht unerklärliche Erscheinung, daß nur solche hier gedruckt und verlegt werden, welche der sogenannten rechten Seite in der Politik angehören. Und da ist es denn wirklich zu beklagen, daß in Deutschland noch solch seichtes und albernes Gewäsche geschrieben werden kann und darf, wie hier geschieht. In dieser Rücksicht steht obenan L. M. Fouqué's „Sendschreiben an den Verfasser der Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten in Deutschland".*) Die Beschränktheit kennt kein größeres Vergnügen als sich in ihren fixen Ideen so recht behaglich und gläubig ergehen lassen zu können, und dieses lächerliche Schauspiel wird uns in der vorliegenden Broschüre gewährt. Zunächst geht der Verfasser davon aus, die erste französische Revolution, „dieses nächst den Hunnen- und Türkenüberschwemmungen unheilbringendste Ereigniß für ganz Europa", wie er sich ausdrückt, in ihren Folgen (man merke wohl: nicht blos in ihrer augenblicklichen Erscheinung, sondern vorzüglich auch in ihren Folgen) als alle Moral und Wohlfahrt der Staaten und Völker vernichtend darzustellen. Und doch ist für jeden Verständigen nichts leichter zu unterscheiden, als die Erschlaffung Deutschlands und der Mangel an Nationalgeist vor der französischen Revolution, von seiner jetzigen kräftigen Gestalt und dem allgemein herrschenden Vaterlandsgefühl. Wir bedurften aber so heftiger Anstöße und Erschütterungen von Frankreich aus, um aus unserer Lethargie zu erwachen. Gewiß sind Revolutionen für die Gegenwart immer das unheilvollste Ereigniß, das eine Nation betreffen kann, und es ist Pflicht der Regierungen, Alles aufzubieten, was in ihrer Gewalt steht, Milde und Kraft, Nachgiebigkeit und Standhaftigkeit, um sie zu verhindern. Aber in ihren Folgen und für zukünftige Geschlechter sind, wie die Geschichte oft zeigt, Revolutionen nicht selten unendlich segensreich. Ja, in gewissem Sinne ist die Behauptung wahr, daß die Menschheit und die Civilisation nur durch Revolutionen fortschreite. „Ein Krater", fährt der Verf. fort, „nicht nur Feuerwurf und Lava, sondern auch giftigen Pestqualm hauchend, hat seit jenem Moment sich in der Mitte des civilisirten Welttheils aufgethan, das von der Natur gesegnetste Reich desselben zu seinem unmittelbaren Tummelplatze wählend; um desto verderblicher, je mehr ein seit etwa 2 Jahrhunderten eingerissener Grillenwahn so Volk als Sprache jenes unglücklichen Landes mit dem Stempel der Mode — einer gleichfalls von da heraufgestiegenen Abgöttin — bezeichnet hatte. Das Elend nahm stufenweis überhand, wie meist recht gründlich gefahrdrohende Krankheiten es an der Art zu haben pflegen". Das Uebel, führt nun der Vf. auf seine Weise weiter aus, wuchs unter abwechselnden Gestalten bis in die neuesten Zeiten immer mehr, so daß endlich „nach solchen Symptomen König Karl X. das kriegerische Frankreich als durch und durch vergiftet anerkennen mußte. Es galt, wie die Aerzte so was bezeichnen, eine heroische Cur: sie ist vor unsern Augen verunglückt!" Außerdem führt der Verf. aus, wie Ludwig XVIII. eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätte, die Charte zu geben, da er in die unveräußerlichen Rechte seines hingerichteten Bruders getreten, wie die Charte überhaupt nur bewilligt worden, um einen Versuch damit zu machen, den man aber jeden Augenblick zurückzunehmen sich vorbehalten habe, was ausdrücklich der vielbesprochene 14. Artikel besage, wie aber dennoch die Charte von Ludwig XVIII. sowol als von Karl X. niemals (auch nicht durch des Letztern Ordonnanzen vom 25. Juli) übertreten worden, wie dagegen die sogenannten Liberalen tagtäglich das Grundgesetz verletzt und alles Mögliche zum Umsturz des Thrones und der Regierung gethan hätten. In dieser Weise geht das ganze Büchlein fort, aber Alles so kunterbunt durcheinander, fromm, ritterlich, aristokratisch, sentimental, poetisch und schließt zuletzt mit einem Liede von Luther, den der Verf. überhaupt gern als Gewährsmann für seine obscuren Ansichten hinstellen möchte, der aber zu seiner Zeit (Gott sei gepriesen) ein größerer Revolutionnair war als gegenwärtig Lafayette und Comp.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir kommen in einer der nächsten Lieferungen darauf zurück.
D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 97. —— 7. April 1831.

Schiller's Leben ꝛc. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Schiller hielt überhaupt die französische Revolution für eine Wirkung der Leidenschaften, nicht für ein Werk der Weisheit, die allein wahre Freiheit zur Folge haben kann. Er gab zwar zu, daß viele wichtige Ideen, die sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen aufgeklärter Menschen befanden, zur öffentlichen Sprache gekommen seien, aber „die eigentlichen Principien", sagte er, „die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kant's „Kritik der [praktischen?] Vernunft", die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends anders als hier. Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in eine Art von Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile Europas machen wird". So sprach Schiller, der Seher, im J. 1794. Einen durchaus unangenehmern Eindruck auf ihn machte denn auch die Erscheinung Napoleons von seinem ersten Auftreten an. „Zu dem Eroberer", erzählt Frau v. W. (S. 196), „hatte Schiller nie Neigung und Vertrauen; nie hoffte er, daß irgend etwas Gutes der Menschheit durch ihn werden könne. Seiner freien Seele war der Hauch der Tyrannei durchaus zuwider. Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons und des Feldherrn Genie, und die ungeheure Wirkung desselben auch manchen guten Kopf und manches edlere Gemüth mit Zauberkraft magisch umspann, da sein Name die allgemeine Losung war, stimmte Schiller in den allgemeinen Beifall und Jubel nicht ein; er war des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde, und wir hörten ihn sagen: „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt, aber ich vermags nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges Bonmot vernimmt man von ihm!" Wie wunderbar stimmen diese Worte unsers deutschen Dichters mit Lamartine's Schilderung der berühmten Ode auf Bonaparte überein:

> Jamais, pour éclaircir *ta royale tristesse*
> La coupe des festins ne te versa l'ivresse —
> . . . .
> Tu vis de la beauté le sourire ou les larmes,
> *Sans sourire et sans soupirer.*

„Die Freiheit", heißt es weiter in unserer Schrift, „Schiller's Lebenselement, scheint auch, insofern man damals seine Werke in Frankreich kannte, auf den Despoten einen unheimlichen Eindruck gemacht zu haben. Ich erinnere mich keines Zeichens des Antheils, der je von ihm vernommen wäre. Vielleicht ahnete er schon die begeisternde Flamme, die sich im Vaterlande entzündete, wie den von fern sich nähernden Rachegeist".

Im Jahr 1793 zog Schiller'n die Liebe zum Vaterlande nach Schwaben. Das Wiedersehen, nach einer Trennung von 10 Jahren, schildert sein Freund v. Hoven mit folgenden Worten: „Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks.... Leider war der Genuß seines Umgangs häufig durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden" (S. 104 fg.).

Während Schiller's Aufenthalt im Vaterlande erfolgte der Tod des Herzogs Karl von Würtemberg. Dieser Fürst, der Schiller'n und seinen Beruf so wenig zu würdigen gewußt, daß er ihm, wie uns der 1. Theil dieses Lebens berichtet, auf der Akademie das Dichten förmlich untersagt hatte, wurde von dem Dichter dennoch als der Wohlthäter seiner Jugend innig betrauert. „Da ruht er also (dies waren seine Worte zu Hoven, als ein Spaziergang sie am fürstlichen Begräbniß vorüberführte), dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die erstern

wurden von seinen großen Eigenschaften überragt, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden" (S. 108).

Außer Schiller's Aufenthalt in Schwaben enthält der zweite Abschnitt dieses Theils noch viel Interessantes über sein häusliches Leben und seine Krankheit (S 66 fg.).

Der dritte Abschnitt (S. 115 fg.) führt uns nach Jena zurück, zeigt uns die Entstehung der „Horen" und die Verbindung mit Göthe (S. 116 fg.), dessen freundlichem, liebenswürdigem Einfluß es auch zu verdanken war, daß Schiller wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann und sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ. Das Freundschafts- und Geschäftsverhältniß zu Cotta, „dessen tiefen Verstand, Umsicht in allen Verhältnissen und außerordentliche Thätigkeit Schiller schätzte, und dessen edlem Charakter er vertraute", war schon in Schwaben entstanden (S. 111).

Der zweite und dritte Abschnitt enthält auch eine Reihe von Briefen Dalberg's, in welchen dieser Fürst die innige Liebe und Bewunderung für Schiller bekennt und das Höchste von seinen Geistesanlagen erwartet (S. 54—57, 138—146). Schon im J. 1790 schreibt er von ihm: „Schiller vereinigt Beides, Bildungskraft und das schätzbare Ausdauern des Fleißes. Doch wünsche ich, daß er in ganzer Fülle Dasjenige leiste, wirke, was nur er leisten kann, und das ist Drama". Die spätern Briefe haben Bezug auf die Herausgabe der „Horen". Hier bewundert Dalberg besonders „die seltenschöne Freundschaftsverbindung" Schiller's mit Göthe, die „Beiden zum höchsten Beweis reiner und erhabener Gesinnungen gereicht". Ueber die Herausgabe der „Horen" verbreitet sich die Verf. ausführlich (S. 155 fg.).

Zwei Briefe Herder's (S. 129 fg.) und ein früherer Kant's, vom 30. März 1795 (S. 125 fg.), werden die Aufmerksamkeit des Lesers besonders auf sich ziehen. Der Letztere schließt sein Schreiben, das die Antwort auf eine Einladung zur Mitarbeit an den „Horen" enthält, mit dem leider unerfüllt gebliebenen Wunsche: „Und nun, theuerster Mann! wünsche ich Ihren Talenten und guten Absichten angemessene Kräfte, Gesundheit und Lebensdauer, die Freundschaft miteingerechnet, mit der Sie Den beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung ist Ihr ergebenster, treuer Diener J. Kant".

Noch werden in diesem Abschnitte die Aeußerungen Schiller's über einige seiner eignen Gedichte („Die Ideale", „Das Reich der Schatten", S. 121) und seine Idee und Plan zu einer Idylle (S. 121—125) willkommen sein. Novalis erscheint schon im zweiten Abschnitte als einer der eifrigsten Zuhörer Schiller's in Jena und kommt diesem in dessen Krankheit, in der er die innigste Theilnahme zeigt, vertraulich nahe (S. 77).

Fichte's Erscheinung war Schiller'n sehr merkwürdig; aber erst in der Folgezeit, als sich dessen jenaische Verhältnisse trübten, entstanden lebhaftere Berührungen, da es Schiller's Natur mitsichbrachte, sich jedes Bedrängten anzunehmen. Schelling's tiefer Geist und biederer, offener Charakter war ihm sehr werth; mit ihm und dem vieljährigen philosophischen Freunde Niethammer verbrachte er (1796) alle Wochen einen heitern Abend. Auch die Humboldt kehrten im Herbst nach Jena zurück, wo Schiller im folgenden Frühjahr sein Gartenhaus baute und bezog (S. 174 fg.). Der Abschnitt schließt mit der Vollendung des „Wallenstein" (S. 176—178), und der vierte beginnt mit dessen erster Vorstellung (S. 179 fg.).

Seit 1800 wurde Weimar Schiller's fester Aufenthalt (S. 183). Hier lebte er neben Herder, der sich indessen abschloß, und dessen Abneigung gegen die Kant'sche Philosophie auch keine freie Mittheilung gegen ihn gestattet hätte. Auch mit Jean Paul Richter entstand kein näheres Verhältniß. Obgleich Schiller das große Talent, den hohen Geistesflug des Mannes nicht verkannte, so widerstand ihm doch die Formlosigkeit seiner Producte. Kotzebue zeigte große Verehrung für Schiller, die dieser natürlich nicht erwidern konnte, der ihm jedoch freundlich, ohne Annäherung, begegnete. Göthe und sein eigner Familienkreis waren Schiller's eigentliches Lebenselement (S. 190—192).

In dieser Zeit beschäftigte oft seine Phantasie die Idee der Direction eines größern Theaters, das er ganz nach seinem Plan einrichten könnte. „Denn das Theater", sagte Schiller und mußte leider in den 90er Jahren noch sagen, „und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet"; und in seinem Sinn sollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menschen geistiger, stärker und liebreicher machen, die kleinen, engen Ansichten des Egoismus lösen, zu großen Opfern das Gemüth stärken, und das ganze Dasein in eine geistigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie steht".

Ein wichtiger Bestandtheil des vierten Abschnittes sind die „Erinnerungen aus Schiller's Gesprächen, im J. 1801", die ein sinnvolles Mädchen von 20 Jahren, Christiana v. Wurmb, nachmals Gattin des Prof. Abeken, während ihres Aufenthalts im Schiller'schen Hause in ihr Tagebuch einzeichnete. Sie enthalten einen Schatz der herrlichsten, sittlichen Bemerkungen, ein wahres Enchiridion Epicteti in seiner Art, für dessen Mittheilung wir dem treuen, weiblichen Arrian nicht genug Dank wissen können (S. 204—223).

Im J. 1802 wirkte der Herzog von Weimar aus eigner Bewegung den Adelsbrief für Schiller aus, wie uns schon Körner erzählt hat. Aber Schiller's Stirne furchten bei diesem Antrage doch einige Bedenklichkeiten. Es war ihm ein unerfreulicher Gedanke, daß seine ältern Freunde ein Abweichen von der schlichten Sinnesart, in der er bis jetzt anspruchslos an alle Aeußerlichkeiten des Lebens gewandelt hatte, finden könnten. Doch Keiner verkannte ihn (S. 228 fg.).

Der fünfte Abschnitt verbreitet sich über Schiller's letzte Lebensjahre und Tod; ein Theil dieses Abschnitts ist aus Körner's Lebensabriß entlehnt. Doch findet der Leser einige ihm neue, schöne Briefe Schiller's an seine Frau, vom Sommer 1803. In einem Briefe an Hrn.

v. Wolzogen freut er sich seiner Aufnahme bei dem durchreisenden Könige von Schweden, der damals noch Brillantringe zu vertheilen hatte und den Dichter mit einem solchen beschenkte: „Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht's, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geschäftsleute habt eine größere Affinität zu diesen Kostbarkeiten; aber unser Reich ist nicht von dieser Welt".

Ueber Schiller's Verhältniß zu Frau v. Staël und Benjamin Constant finden wir kurze, aber interessante Notizen (S. 257 fg.). Seine letzten Lebenstage, von welchen Körner ganz schweigt, erhalten jetzt zum ersten Mal ihren Biographen (S. 265 fg.): „Die Ahnung eines kurzen Lebens verließ Schiller'n nie. Seit einem Krankheitsanfall in Jena (dessen Datum genauer angegeben sein dürfte) hatten seine physischen Kräfte merklich abgenommen; seine Gesichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue; aber sein geistiges Leben blieb gleich stark und rege. Eine große Sehnsucht nach mannichfacher Weltanschauung auf Reisen wandelte ihn in den letzten Lebensjahren oft an, und im letzten Frühling seines Lebens fühlte er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu sehen und die Heimath Tell's mit seiner Schilderung zu vergleichen". — „Im letzten Winter durchdrang sein ganzes Wesen eine unaussprechliche Milde, die sich in allem Urtheilen und Empfinden kundthat; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm". Ueber den Tod tröstete er sich mit einem echt Kant'schen Argument. „Der Tod", sprach er zur Verfasserin, „kann kein Uebel sein, da er etwas Allgemeines ist" (S. 268—272).

Die eigentliche Krankheitsgeschichte findet der Leser S. 273 fg. Sie beginnt mit dem ersten Tag des Wonnemonds 1805. Höchst merkwürdig scheint es uns, daß sich sein Geist auf dem Todtenbette nicht nur von allem Nichts des Lebens, sondern auch von aller Reflexion, welche in ihm sein ganzes Leben hindurch mit der Poesie gerungen hatte, loszumachen suchte. „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten", sagte er am 6. Mai Abends, „da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen!" (S. 275.)

Noch am Abende des 7. Mai wollte er ein Gespräch über Tragödienstoffe anknüpfen, verfiel dann in einen unruhigen Schlaf und rief noch vor dem Erwachen: „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?" Dann sah er sanftlächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine himmlische Erscheinung. In den letzten Nächten rief er einige Mal Gott an, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Der Ewige erhörte seine Bitte (S. 275—277).

Den sechsten Abschnitt, der Allgemeines über Schiller's Charakter und Persönlichkeit enthält, ziehen wir nicht aus; sein Zusammenhang wehrt jeder Zerstückelung. Auch glauben wir durch das Bisherige unsere Leser zum vollständigen Genusse dieser vortrefflichen Schrift hinreichend eingeladen zu haben. 2.

Correspondenznachrichten aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 96.)

In ganz ähnlichem Geiste ist eine hier bei Dümmler erschienene Schrift geschrieben: „Die französische Revolution von 1830, staatsrechtlich und historisch beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen Folgen".*) Der Verfasser hat sich nicht genannt, doch kennt man ihn allgemein: es ist der Prof. Jarke an der hiesigen Universität. Ein ziemlich junger Mann, der noch im Jahr 1822 in Bonn studirte, damals zur liberalen Burschenschaft gehörte, später aber unter Anleitung des bekannten Prof. Windischmann in Bonn katholisch geworden. Ein Schriftsteller von derselben Gesinnung und ungefähr auch von demselben Verstande wie Hengstenberg. Mehr, denke ich, bedarf es nicht zu seiner und des Buchs Charakterisirung.

Zu unsern Tagespolitikern gehört ferner noch der bekannte Friedr. Buchholz, dem absonderlich die dreifache Initiative in der neuen französischen Charte Pein macht. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, jeder seine Leiden. Es gibt Leute, denen schon eine zweifache Initiative in ehelichen Verhältnissen unangenehm ist, warum sollte es nicht auch Andere geben, die in verfassungsmäßigen Staaten keine dreifache Initiative dulden mögen. Herr Prof. Buchholz hält nichts von der Trennung der Gewalten; für die Abschaffung des salischen Gesetzes scheint er auch nicht zu sein. Seine Ansichten lernen wir theils aus der Vossischen Zeitung, theils aus seiner „Monatsschrift für Deutschland" kennen. Gegen den Hrn. Buchholz ist nun ein Anderer, wie es scheint ein Berliner, aufgetreten; da aber die Broschüre ein wenig im liberalen Sinne abgefaßt ist, so erschien sie in Leipzig. Sie führt den Titel: „Ueber das Bedürfniß der Intelligenz unserer Zeit und die Möglichkeit, mit einer liberalen Majorität den Staat zu regieren". Der Verfasser ist unbekannt. Die Schrift ist mit Verstand und Kenntniß der Dinge und in gemäßigter angemessener Weise geschrieben. Sehr richtig ist, was der Verf. gleich am Anfange der Schrift bemerkt: „Lebhaft beginnt man den Gründen der neuesten Umwälzung nachzuforschen und das schweigende Deutschland scheint mit dem redenden über dieselben in einer argen Meinungsverschiedenheit befangen. Schweigend aber dürfen wir ja wol den Theil der intelligenten Deutschen nennen, die es fühlen, daß ihre wohlmeinende Stimme nicht über freundschaftliche Mittheilung hinausreichen dürfe, während der redende Theil, den herrschenden Staatsmaximen sich unbedingt anschließend, ohne Scheu Alles sagen darf, was ihm beliebt". Die sophistischen Ansichten des Hrn. Buchholz, z. B. „die Gesinnung eines Monarchen könne schwerlich eine andere sein, als seiner Bestimmung zu entsprechen", oder: „die Verfassung eines monarchischen (hierunter versteht B. absolut und unumschränkt monarchisch) Staats müßte die vollkommenste sein, weil darin alle Kräfte zur Erreichung eines Zweckes nach dem guten Willen eines Einzigen zum Besten der Gesellschaft geleitet und geordnet würden" — werden von dem Verf. historisch und bündig widerlegt. „Gerade die Geschichte unserer Tage", bemerkt er mit Recht, „hat durch eine Reihe trauriger Beispiele die gerechten Besorgnisse der Unterthanen reinmonarchischer Staaten vermehrt. Das erträgliche Loos, welches ein gerechter und guter Monarch ihnen in der Gegenwart bereitete, würden sie mit keinem andern vertauschen, wenn sie Gewißheit hätten, daß es nach seinem Tode sich nicht unerträglich gestalte. Ihre Gebete vereinigen sich daher für das lange Leben eines solchen Monarchen und mit Bangigkeit sehen sie über das Grab hinaus in die Zukunft. Darum darf man den Wunsch nicht tadeln, den das Vertrauen eines Volks zu seinem Monarchen heiligt, daß er ihnen Garantien geben möge für die Fortdauer einer Verwaltung, deren Zweck das Wohl der Gesellschaft war. Diese Garantien sind aber gerade der streitige Punkt. Die Intelligenz verlangt dieselbe von allen Seiten für alle politische Institutio-

*) Auch hierüber und über die zunächst angeführte Schrift wird bald ausführlicher berichtet werden. D. Red.

nen und dieses Verlangen charakterisirt das Zeitalter“. Ich glaube, daß jeder einsichtige Mann, der die Bedürfnisse und den Geist seiner Zeit kennt, und nicht von Vorurtheilen oder Egoismus geleitet wird, diese wohlgemeinten Worte und Ansichten des Verf. theilen wird.

Bei dieser Gelegenheit freut es mich, auch noch einer andern eben erschienenen Schrift lobend erwähnen zu können, die zwar in einem ministeriellen Sinne verfaßt, aber nirgends die Wahrheit entstellt, und im Ganzen nur solche Thatsachen beleuchtet, deren wohlthätige Folgen gewiß jeder gute Preuße anerkennen wird. Die Schrift heißt: „Preußen 1807 und jetzt, oder was ist in Preußen seit dem Jahre 1807 ausgeführt, um den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern und zu erheben“. Eine kurze, den Freunden des preußischen Vaterlandes geweihte Abhandlung vom Regierungsrath Dr. Th. Janke. Sie ist, wie man schon aus dem Titel ersehen kann, größtentheils statistischen Inhalts. Hier werden uns die Verbesserungen, die in der Verwaltung des preuß. Staats seit dem Jahr 1807 vorgenommen worden, klar auseinandergesetzt. Jeder Freund des Vaterlands wird sich solcher Fortschritte freuen und wünschen, daß man auf der Bahn dieser zeitgemäßen Entwickelung weitergehen und, die Bedürfnisse und den Geist der Gegenwart erkennend, sich nicht von den Vorurtheilen und Besorgnissen einer rückwärtsstrebenden Partei abhalten lasse, dem Lande die Bürgschaften zu ertheilen, die es zur Sicherung jenes guten Geistes der Regierung für künftige Zeiten nöthig hat. Nichts ist aber mehr geeignet, meine oben ausgesprochene Behauptung, daß die französische Revolution von äußerst wohlthätigen Folgen für Deutschland war, zu bestätigen, als eben die Ausführungen des Verfassers dieser Schrift. Ohne die heftige Erschütterung, die Preußen im Jahr 1807 von Frankreich aus erlitt, wäre man wahrscheinlich noch lange auf der alten Bahn geblieben, sowie sich denn auch nicht leugnen läßt, daß von der Zeit an, wo man aufhörte, Frankreichs Einfluß auf Deutschland zu fürchten, weit weniger durchgreifende, reformirende Maßregeln ergriffen worden sind, als in den Jahren 1807 — 14. Man fing an sich von frühern Anstrengungen auszuruhen und den Impuls, den man der innern, volksthümlichen Entwickelung des Staats gegeben hatte, nach der jetzt herrschendwerdenden „retardirenden Politik“ mancher Staatsmänner (wie v. Raumer sie richtig nennt) wieder etwas zurückzuhalten. Die Furcht vor der Revolution und dem revolutionnairen Geiste, unter dem man sich den Bösen leibhaftig dachte (die guten Folgen hatte oder wollte man ganz vergessen), bemächtigte sich nach und nach so sehr aller Gemüther, daß man nur Heil in den Ansichten „der guten alten Zeit“ zu finden hoffte. Bessere Köpfe hielten zwar nicht viel von jener guten Zeit, doch konnten sie sich der Revolutionsfurcht nicht erwehren. In dieser Hinsicht erregte hier Niebuhr's Ausspruch über die Folgen, die die neuesten französischen Ereignisse haben könnten, großes Aufsehen. Man begriff nicht, wie ein Mann, der so manche von wohlthätigen Wirkungen begleitete Revolution in seiner römischen Geschichte darzustellen Gelegenheit hatte, sich auf einmal so sehr von diesem letzten Act der französischen Staatsumwälzung einschrecken und verwirren lassen konnte, daß er „in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, uns bevorstehende Zerstörung blickt, wie die römische Welt sie um die Mitte des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfuhr, auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft“. Ich bin weit entfernt, an eine solche traurige Zukunft zu glauben und hoffe, daß auch die gegenwärtige Zeit ihre guten Früchte sowol für die allgemeine Civilisation als auch insbesondere für das Wohl unseres eignen Vaterlandes tragen wird. Freilich sind meine Gründe ganz andere, als diejenigen, welche Herr Ferber in einer über dieses Thema geschriebenen Broschüre: „Gedanken über Niebuhr's Ansicht der Europa drohenden nächsten Zukunft“ *) entwickelt. Sonderbar ist dies Büchlein, auch trivial, und scheint kaum selbst zu wissen, was es eigentlich will. Revolutionen oder vielmehr jene Zerstörung, wie sie Niebuhr ahnte, meint der Verfasser, hätten wir nicht zu fürchten, weil — die Entsittlichung unter den Völkern doch nicht so groß sei als im Jahre 1789. Entsittlichung, Revolution, Zeitgeist, Gift, Pest gilt ihm Alles gleich, und dabei lebt er in der schönen Phantasie, als könne von einer solchen Krankheit, die in der Zeit läge und sich durch sie fortpflanze, wie die Cholera durch die Luft, nur das Volk angesteckt werden, die Herrschenden dagegen lebten stets in einer solchen Atmosphäre, wohin nie ein solcher schädlicher Hauch dringe.

*) Vgl. hierüber Nr. 67 und 82 d. Bl. D. Red.

In der That ist es auffallend, wie so viele Leute in dem Wahne leben, Revolutionen rührten nur von der Entsittlichung des Volks her. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe alle aufzuzählen, die eine Umwälzung veranlassen können; aber Jeder, der einige Geschichtskenntniß hat, wird z. B. wissen, daß die vielen Revolutionen, die das alte Rom bis auf die Gracchen erlebt hat, in der Regel von der Hartnäckigkeit, dem Stolz und der Herrschsucht der regierenden Partei sich herschrieben, daß, wenn bei der ersten französischen Revolution allerdings Entsittlichung des Volks herrschte, diese ihren Ursprung dagegen an dem Hofe genommen, und von da erst verderblich in die untern Regionen eingedrungen ist. Und welch auffallendern Beweis, daß die Revolutionen auch von oben beginnen können, gibt es als die neuesten französischen Ereignisse. War es dort nicht der Herrscher, der, anstatt sich an das Recht und Gesetz zu halten, an die Willkür und die Gewalt sich zuerst wandte?

Hieraus leuchtet schon ein, daß die erwähnte Ferber'sche Schrift mindestens nur sehr ungenügend und einseitig ihre Aufgabe lösen konnte, da sie von der fixen Idee ausgeht, Revolutionen hätten ihren beständigen Ursprung nur in der Entsittlichung der Völker.

Indem ich Ihnen hier nun eine Uebersicht der literarischen Tageserscheinungen unserer Residenz gegeben, sei es zum Schluß noch erlaubt, die politische Poesie, der schon Willibald Alexis vor einigen Jahren eifrig das Wort redete und die jetzt mehr in Mode kommt, vorübergehend zu erwähnen. Es sind nämlich in diesen Tagen „zwölf preußische Lieder“ von Karl v. Holtei erschienen. Jeder gute Patriot wünscht aufrichtig, daß Herr v. Holtei ebenso viel Poesie habe, als er Patriotismus zu haben scheint. Doch bleibt dieser Wunsch leider nur ein frommer, unerfüllter. Vaterlandsgefühl darf man z. B. folgenden Zeilen nicht absprechen, wol aber Poesie:

Und geblieben ist Dein Bild
Mir im Herzen stark und mild,
Wie in Breslaus alten Mauern
Fürsten, Grafen, Bürger, Bauern,
Alle wollten mit Dir gehn! —
König, sprich, war Das nicht schön?

78.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 98. —— 8. April 1831.

F. v. Kurowsky-Eichen's sämmtliche Werke. Erster bis dritter Band. Gotha, Flinzer. 1830. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Bis jetzt sind uns 3 Bände der gesammelten Schriften dieses Autors vorgelegt. Wie viel ihrer noch werden könnten, das steht dahin. Der Rec. gesteht freimüthig, daß er bis dahin wol den Namen des Dichters vielfach gehört hatte, indeß, bei der Menge alles Dessen, was bei dem überfüllten Stapelplatz des Wissenswerthen jedem Gebildeten vorliegt, noch nicht zu den Werken desselben gekommen war. Nun plötzlich wird ihm in Gesammtheit dargeboten, was einzeln sich vielleicht schon weit durch die Lesewelt verbreitet hat. Wenn man einen Namen oft hört, und sich so gewissermaßen ein Ruf des Autors bildet, ohne daß man das Fundament desselben kennt, so muß man gemeinhin voraussetzen, daß ein solches existire. Rec. ging daher wirklich mit dieser Hoffnung an das Durchlesen des 1. Bandes dieser Schriften. Es wird ihm schwer werden, zu beschreiben, welchen Eindruck dieselben auf ihn machten. Eine halb im steifen Styl der gemessensten conventionnellen Verhältnisse, halb in einem Ornate pathetischen und blühenden rhetorischen Gewandes gehaltene Einleitung war das Erste, was ihm zu Gesicht kam. Er erstaunte, daß dieses Prachtstück poetischer Beredtsamkeit und altadeliger Wichtigkeit der Feder eines Dichters neuerer Zeit angehören sollte, dessen Name ihm als einer der bekanntern im Ohr klang; noch mehr erstaunte er über das Object derselben, das nichts Geringeres ist als die Beschreibung einer Hochzeitfeierlichkeit auf dem Lande, mit allen Details über Kuchen, Wein und Chocolade. Unmöglich kann es Rec. zu seiner eignen Rechtfertigung unterlassen, eine Stoff- und Stylprobe mit Noten herauszuheben: „Dort nun zumal *), der Traualtar war der jungen Dame geschmückt; dazu der prachtvolle Teppich von vielen geliebten Händen der Braut **), ferne und nahe, kunstreich in bedeutungsvollen Bildern gestickt, von Blumen bestreut ***); dann der Andrang des bittenden Volks: doch auch das schöne Fräulein Röschen, an ihrem Ehrentage, im Augenblick der Trauung, sehen, die Traurede behorchen (!) zu dürfen". — Sat, satis, superque, obwol das Beste noch kommt, z. B. die Phrase: „bis endlich Alles sie beendet", als Participialconstruction, dazu wie his rebus confectis u. s. w. Wir geriethen in der That in die Versuchung, diese Vorrede für eine Mystification zu halten, und lasen weiter, nämlich das Gedicht, dem sie zur Einleitung dient, betitelt: „Der entzweite Liebeshof, oder die Provençalen in Neapel. Ein lyrisch-heiteres Spiel in 3 Bildern". Wenn wir jemals etwas Langweiliges, Steifes, in Allegorien sich selbst Erstickendes, den Leser als damit schwindelnd Betäubendes gelesen haben, so ist es dieses „lyrisch-heitere Spiel". Wer mit den Versen der neuesten Opernbücher bekannt ist, wie man sie z. B. von der Meisterhand des berliner Theaterpoeten Herklots vielfach besitzt, der hat einen Begriff von der Dichtungsweise des Hrn. von Kurowsky-Eichen.

Dergleichen Werke analysiren, ihre Unhaltbarkeit, ihre Langweiligkeit darthun, hieße das Faß der Danaiden füllen, und wäre eine ebenso dankbare Arbeit, als Schikaneder's „Zauberflöte" ernsthaft kritisch zu beleuchten und zu untersuchen, worin die Mängel derselben beständen. Es kann dem Recensenten kaum um Beweise zu thun sein, daß er Recht in seinen, freilich dem Dichter nicht angenehmen Behauptungen hat, denn jeder gebildete Leser, der das Buch nur in die Hand nimmt, wird sich sogleich davon überzeugen. Dennoch heben wir auch hier einige Proben heraus und versichern aufs Wort, daß wir danach nicht suchen, sondern nur geradezu aufschlagen und abschreiben:

Es reitet der Ritter zum Kriegstanz
Geduldlos (!!) wiehert sein Roß, u. s. w.
Er zieht von den Bergen, er schauet ins Thal,
Steht unten ein Schlößlein und fühlet Qual;
Als flög' er wie Pfeil vom Geschoß! —

Wir würden die Leser beleidigen, wenn wir es für nöthig hielten, auf die Plattheiten des Ausdrucks, auf die ungeschickte Zusammenstoppelung halber Gedanken und Empfindungen, endlich auf gewisse, nahe an das Delirium

*) Wahrhaft Homerische Nuance und Partikeln.

**) Vermuthlich eine Hekatoncheire, eine Tochter des Briareus.

***) Es wird gewiß nicht nöthig sein, auf diesen Tanz der Objecte und Subjecte des Satzes durcheinander hin aufmerksam zu machen. Ein guter Quartaner corrigirt den Satz leicht.

streifende Vergleiche und Bezeichnungen des Seelenzustandes noch besonders aufmerksam zu machen. Bisweilen geht es zwar etwas ebener fort (besonders wenn der Reim den Dichter nicht quält), und wir gehen auf nüchternen Jamben dahin, ohne Gedanken, ohne Bild, ohne Kraft, aber alle 25 Zeilen erneuert sich der baare Unsinn wieder. Von der Verskunst des Poeten geben wir noch ein Beispiel:

> Schrecklich seh ich mich umstellt
> Wie ein Reh in Jägers Treiben.
> Soll ich fliehen? Soll ich bleiben?
> Alles, Alles ist verfehlt!

Richard III. ruft: „Mein Königreich für ein Pferd!“ Hrn. v. Eichen könnte rufen: „Mein Königreich für einen Reim!“

Uebrigens füllt der Verf. den ganzen Band mit diesen Gelegenheits- oder Polterabendsgedichten, die gewiß jeder Stadtpoet ebenso gut für sein Publicum liefert. Nur ein ideales Werk schließt sich an: „Clotilde, tragisches Mono-Melodram“. Wir fodern den Leser auf, den Versuch, es zu Ende zu lesen, der uns mislang, selbst zu machen.

Wir haben den 1. Band der gesammelten Schriften mit möglichster Gewissenhaftigkeit gelesen, bis wir in dem Mono-Melodram stecken blieben. Darf man aber nach solchen Proben den Anspruch an die Zeit eines Mannes, der sich ästhetisch und wissenschaftlich belehren will, machen, daß er die opera omnia eines solchen Classikers studire? Benjamin Constant erzählte kurz vor seinem Tode: „Ich habe heute mit 2 merkwürdigen Menschen gespeist; der eine derselben war Hr. Caillé, der durch die Wüsten des Innern Afrikas bis nach Tombuktu vorgedrungen ist, und der andere Herr von N., welcher versichert, den Roman des Hrn. v. P. ganz durchgelesen zu haben“. Ueberzeugt bin ich, daß, wenn des berühmten Redners Zeit ihm gestattet hätte, sich mit etwas Anderm als der classischen deutschen Literatur zu beschäftigen, er einem beharrlichen Durchleser der Kurowsky-Eichen'schen Schriften einen Platz an der Seite Caillé's angewiesen hätte. Ich will daher auch die folgenden Bände nicht recensiren, will gern eingestehen, daß selbst das Durchblättern derselben mich mit dem Hauch einer tödtlichen Langweile, eines ästhetischen Ueberdrusses angeweht hat. Allein, hier und da bin ich doch auf interessante Entdeckungen gestoßen. Es war nämlich vorauszusehen, daß ein Dichter, der das Schöne so rein empfunden hat, es so meisterhaft darstellt, auch ein tiefer Forscher im Gebiete der Wahrheiten und des Gedankens sein müsse. Herr v. Kurowsky-Eichen ist Mytholog, Historiker, Philolog, Kunstphilosoph wie Einer. Wer sein Epos: „Die Zerstörung von Tantalis“ gelesen hat und nächstdem das dramatische Gedicht: „Untergang der letzten Odinskirche, oder Preußens Aufdämmerung. Ein Nationalgedicht*) in 4 Bildern“ (der Verf. redet gern in Bildern), der weiß, welche neue historische, symbolische und philologische Combinationen der schaffende Genius des Hrn. v. Eichen aufgestellt hat. Wenn Voß schon Creuzer's „Symbolik“ angriff und ihn wegen seiner Conjecturen halbrichtiger Facta einen Blätterer nannte, so würde er bei Kurowsky-Eichen's Entdeckungen wie angewurzelt und angedonnert (attonitus) dagestanden haben. — Es ist zwar schwer zu vermuthen, daß Philologen die Werke Eichen's und Recensionen darüber lesen, ich glaube sogar, Niemand liest sie, dennoch muß ich eine Probe von des Verf. symbolisch-historischer Philologie liefern. Wir treffen dieselbe Band III, S. 194 fg. Was heißt Niobe? Hier verstummen Wolf, Böckh, Hermann, Bekker und wer sich sonst jemals Grieche oder Lateiner geträumt hat. Niobe heißt: „Ich erlösche grollend das Sonnenthum“.*) Denn das Wort Νιόβη besteht aus den Wörtern νίβγω, ich benetze, spüle ab, + ἰοβόλος, Gift auslassend, + ἠώς, das Licht, die Sonne; folglich, und nichts ist natürlicher als Νιόβη = ich verlösche grollend das Sonnenthum. Wer diese Beweisführung nicht versteht, wer nicht einmal einsieht, daß somit alle auf η endigenden griechischen Weibernamen (die blinden Philologen hielten das bisher für die Geschlechtsendung) von ἠώς stammen, dem ist freilich die Sonne noch nicht aufgegangen, die Hrn. Kurowsky-Eichen bei diesen Untersuchungen geleuchtet, oder den Scheitel verbrannt hat, welches uns eins gilt.

Aber woher hat Hr. v. Eichen das Alles? Folgt er vielleicht andern scharfsinnigen Etymologen? Ei bewahre! Das Genie bricht sich selbst seine Bahn und findet die Goldadern, die der dumme Bergmann nach mineralogischen Formationen sucht, mit der Wünschelruthe. Der Verfasser gesteht dies S. 209, wo er uns sagt: „daß nur aus freithätigem Combinationsvermögen allein eine Naturkraft, und nirgend durch Belehrung geleitet**), das seit Jahrtausenden tief Verborgene sich für den Ansagenden aufthat“. Und was hat sich ihm aufgethan? „Daß der deutsche Orden der Bewahrer der allerunsinnigsten Geheimnisse war und diese nach Preußen verpflanzte“, wo Hr. v. Eichen sie jetzt ganz allein besitzt und behalten mag. Hätten uns des Verfassers Gedichte nicht als Gegenprobe gedient, so würden wir seine Abhandlungen als nicht übel ersonnene Scherzesgutgeheißen haben. Aber ach! So bleibt uns keine Wahl!!

47.

Die Briefe der frommen Männer des 19. Jahrhunderts. Ein Spiegel zur Beförderung wahrer Frömmigkeit. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1831. Gr. 8. 20 Gr.

Ein würdiger Geistlicher am Wohnorte des Referenten, welchem seine Verdienste und langjährige treue Dienstzeit Sitz und Stimme bei der geistlichen Oberbehörde hiesigen Ortes und einen Orden von der Gnade seines Landesherrn verschafft haben, remittirte das eben angezeigte Buch dem Buchhändler, welcher ihm dasselbe zur Ansicht zugeschickt hatte, mit dem auf der

---

*) Im gemeinen Leben pflegt dieser Name Gedichten und Werken von der Nation, die sie als theures Eigenthum adoptirt, beigelegt zu werden. Hr. v. Eichen tauft sein Werk ganz unschuldig selbst so und stempelt es zum Nationaleigenthum. Da sieht man, daß selbst zur Bescheidenheit einige Grammatik gehört.

*) Verwünscht nur, daß das Sonnenthum die Niobe verlöschte!

**) Wir glauben, glauben, glauben!

Adresse an ihn im Lapidarstyle abgefaßten Rückschreiben: Geht als ein Buch, das mit Ehren weder gedruckt werden konnte, noch gelesen werden kann, ungelesen zurück. Referent fuhrt diese Anekdote nur aus dem Grunde an, weil er ganz anderer Ansicht ist, und weil die Worte des wackern Mannes einen Hiatus enthalten, welchen er hinwegzudenken außer Stande ist; denn wenn das Buch ungelesen zurückgeht, woher wußte man denn, daß es mit Ehren weder gedruckt noch gelesen werden konnte? Hatte er es aber gelesen, so ging es nicht ungelesen zurück, folglich konnte es wol mit Ehren gelesen werden, denn sonst hätte der Schreiber es nicht gelesen. Auf den Einwand, daß jenes Urtheil dem Rücksender hinterbracht worden, kann hier nicht eingegangen werden. Genug, das Buch ist von einem sehr ehrenwerthen Manne verkannt und wird von Andern ein gleiches Schicksal erfahren, weßhalb Referent nicht umhinkann, öffentlich darzulegen, daß es ein solches nicht verdient. Daß die Bestimmung des Buches „zum Spiegel wahrer Frömmigkeit" kein frevelhafter Spott oder müßiger Zusatz auf dem Titel ist, ergibt schon das Vorwort, welches denn auch, dem Verfasser selbst nicht angehörig, sondern aus den Gedichten eines uns übrigens nicht bekannten Herrn v. Pfeil entlehnt, den tiefen Sinn desselben für Aufrichtigkeit der Gesinnung, Lauterkeit der religiösen Begriffe und einer auf die christliche Ethik gegründeten Handlungsweise bekundet. Wir möchten behaupten, das ganze Buch solle ein Commentar dieser Absicht sein. Daß sich der Verfasser dabei der sonst gewöhnlich wider die Religion gekehrten Mittel, Spott, Hohn und zermalmender Satyre bedient, ist zwar außergewöhnlich und deshalb frappant, allein, nach des Referenten Meinung, nicht verwerflicher als der Eifer, dem sich auf öffentlicher Kanzel fast bis zur Beleidigung einzelner Mitglieder oder der ganzen versammelten Gemeinde übrigens vortreffliche Prediger ungescheut und ungestraft überlassen. Sowie im Grunde Tragödie und Komödie in höchster Potenz einerlei Ziel haben und die Versinnlichung von Wahrheiten höchsten Interesses nur in verschiedenen Formen anscheinend divergirende Wege versuchen, so ist die Veranschaulichung der höchsten und reinsten religiösen Ansichten ebenso gut mittels des feierlichen Ernstes in Andachtsbüchern, als mit der ironischen, sannischen Manier des Satyrs recht wohl möglich, und wir können aus diesem Gesichtspunkte dem Verfasser durchaus keinen Mangel an ehrhafter Gesinnung beimessen, können ihn aber vor dem Verkanntwerden nur mit dem leidigen Troste regaliren, daß ja das ausgezeichnete Product in das Laboratorium literarischer Sudelköche wandern und Kritiken aller Art über sich ergehen lassen muß. Wer aber einen starken Geist nicht vertragen kann, der lasse die Flasche, worin er steckt, wohl verwahrt, damit seine schwächlichen Nerven nicht betäubt werden und im blinden Ergusse der Galle dem höher strebenden Sinne, der solche Productionen schuf, nicht das kostbarste irdische Gut, die Ehre, abgesprochen wird. Wen hat höherer Ernst erfullt als Aristophanes, Petronius, Juvenal und wer hat gleichwol lascivere Gemälde geschaffen, die, auf dem Hintergrunde schauderhafter Wahrheit aufgetragen, den unendlichen Schwung des Griffels bekunden, welcher sie hinwarf? Wir sind nun nicht gesonnen, den Verfasser der „Briefe frommer Männer" jenen unsterblichen Witzlingen in höchster Potenz zu vergleichen, allein, wir müssen ihn rechtfertigen vor den unverständigen Folgen leichtfertiger Urtheile. Seine Absicht geht auf die Vernichtung alles wirklichen, eingebildeten und erheuchelten Hochmuthes, welcher leider in dem religiösen Treiben unserer Tage sich ausspricht. Eine fingirte Correspondenz einer Anzahl sogenannter Erweckten und in Christo Belehrten hat dem Verfasser hierzu das am meisten geeignete Mittel geschienen. Uebertreibung und faustdickes Auftragen der Farben zeugen zwar von keckem Uebermuthe, aber nicht von Unbesonnenheit und leichtfertigem Hohne mit den heiligsten Angelegenheiten. Wehe Dem, der bei der Lecture in sich eine Verwandtschaft mit den frommen Correspondenten wahrnimmt; für diese ist das Buch ein Spiegel und eine Warnung, den Weg der ungeschminkten Wahrheit wieder zu betreten, den unser göttlicher Erlöser nicht genug anempfehlen konnte und welcher er selber ist. Die Ausgelassenheit, welche das Element ist, worin die Thorheiten der frommen Finsterlinge schwimmen, ist offenbar nicht die Grundfarbe im Charakter des Verfassers, sondern des Bildes, worin sich ihm das Treiben jener Leute zeigt und dessen Caricatur nur einen Beleg zu der Frische und dem Vermögen seiner Phantasie liefert. Es dient zu nichts und würde unrecht sein, wider den Verf. Züge aus seinem Buche hier wiederzugeben, welche, aus ihrer eigenthümlichen Fassung gerissen, doch nur den Anschein eines Lebens gewähren würden, wie des aus dem natürlichen Wasseraufenthalte entnommenen Fisches. Genügen mag die Versicherung, daß diese 50 und etliche Briefe wol die Summe der Hauptverirrungen schildern möchten, welche Verkehrtheit, Bosheit und Heuchelei in die religiösen Ansichten und Bestrebungen absichtlich und unbedachtsam hervorzubringen pflegen und vermögen. Originale einzelner Züge der hier auftretenden Repräsentanten der religiösen Versinsterung finden sich leider nur zu häufig; allein, wir hoffen und bitten den Himmel, daß es keine Ungeheuer geben mag wie das Scheusal, welches in diesen Briefen als Pastor Fetisch, und der schrecklich personificirte religiöse totale Irrsinn, welcher als Schuster Mechol hier debutirt. Natürlich besteht die Hauptstärke dieser crassen Pietistereien, von denen der selige Graf v. Zinzendorf, obgleich damals in einem andern Sinne, dichtete:

Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anstößig werden
Und ist mir ärgerlich:
Die miserabeln Christen,
Die kein Mensch Pietisten
Betitelt, als sie selber sich!

in ihren Zunftconventikeln. Wie die Vorsehung sich aber gerade der größten Uebel als Mittel gegen sie selber bedient, man denke an Napoleon, so hat der Verf. den besagten Mochol selbst benutzt, um der mit ihm alliirten Bande den Garaus zu machen. Seine Verrücktheiten gedeihen am Ende so weit, daß er selbst den übrigen Erweckten anstößig und daher von ihnen ausgestoßen wird. Seine nunmehr jammervolle Lage veranlaßt ihn, bei einem vom Verf. fingirten Tribunale, der Tugendbund genannt, welcher sich mit Steuerung des religiösen Unwesens der kryptojesuitischen Pietisten beschäftigt, den ganzen Orden anzuzeigen. Zum Beweise der Wahrheit seiner Anschuldigungen bringt er die abgedruckten Briefe bei, und der Tugendbund inquirirt auf Grund derselben peinlich wider die ganze saubere Rotte und gibt ein ohne Appellationsbefugniß rechtskräftiges Erkenntniß, worin dem ganzen Bunde der Finsterlinge der Stab gebrochen und den verworfensten unter ihnen das Urtheil zudictirt wird. Wer aus dem Vorworte den höchsten Ernst des Verfassers noch nicht capirt hat, muß es nach Lesung dieses Urtheiles, welches mit ebenso viel Schärfe, naiver Unbefangenheit als würdevoller Haltung die Tollhäusleien der schwarzen Brüder züchtigt. Einige angehängte Briefe enthalten noch einige gelegentliche Ausfälle, an denen es übrigens im Verlaufe des Buches durchaus nicht mangelt, auf andere Verschrobenheiten und Anmaßungen, welche gegenwärtig im Schwange sind, unter andern sehr witzige Bemerkungen über einen uns übrigens weiter nicht bekannten Professor extraordinarius der noch extraordinairern, d. h. Hegel'schen oder eignen Philosophie zu Halle, dessen weitere Bekanntschaft nach dem hier über ihn Mitgetheilten schwerlich ein Leser wünschen möchte. 168.

Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreiche Sachsen. Von W. Gerhard. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 6 Gr.

Die sächsische Steuerverfassung ist unter strengem Festhalten der aus dem Feudalsystem hervorgehenden Bedingungen, wie

das Bedürfniß der Zeiten es mitsichbrachte, in mehren Jahrhunderten nach und nach ausgebildet worden. Daher richtige staatswirthschaftliche Principien ihr weniger zum Grunde liegen, als mit der Zeit theilweis wenigstens in sie erst hineingetragen worden sind. Doch wurde dies stets durch die Erhaltung der Ergebnisse der altgermanischen Lehnsverfassung sehr erschwert, wohin denn auch der Umstand mit zu rechnen, daß die ganzen von den Ständen bewilligten Steuern nur subsidiarischer Natur, von ihrem Entstehen an bis auf die neuesten Zeiten, waren, indem früher der ganze und jetzt noch ein großer Theil der Staatsausgaben aus den eigentlichen landesherrlichen Revenuen, als aus den Domainen, Forsten, nutzbaren Regalien, Zöllen u. dgl. fiskalischen, ursprünglich schon mit den Stammbesitzungen des hohen deutschen Adels verbundenen Einkünften bestritten wurde. Vermöge dieser langsam erfolgten Entwickelung unserer Steuerverfassung, deren Quellen nicht in Jedermanns Händen und deren Studium noch weniger Jedermanns Sache, ist sie zu den schwierigsten und verwickeltesten Theilen des sächsischen öffentlichen Rechts zu rechnen. Nur Der, dem entweder sein Beruf in diese Verfassung selbst einführte, oder dem ein glückliches Schicksal geheimgehaltene Quellen öffnete, die jedoch in neuerer Zeit mehr bekanntgeworden, konnte diesen Theil der Verfassung genügend übersehen. Für die große Mehrheit der Uebrigen und alle Die, welche publicistische Studien nicht ex professo getrieben, blieben die Steuerverhältnisse ein unbekanntes Land. Sehr dankenswerth ist es daher jedenfalls, daß der Hr. Verf. vorliegenden Schriftchens dem großen Publicum und allen Denen, welche eine neue Zeit zur Theilnahme an den Verhandlungen im Großen oder Kleinen beruft, bis S. 35 eine gedrängte Uebersicht der Entstehung und zeitherigen Verhältnisse unsers Steuerwesens, unter besonderer Heraushebung der ständischen Verhandlungen über dessen projectirte Veränderung, wobei die Landtagsacten benutzt, vorlegt. In dem Folgenden spricht der Verf. in 6 §§. seine Ansicht über die neue Gestaltung der Steuerverfassung aus, wobei man nicht verkennen kann, daß man einen Mann sprechen hört, der das Leben nicht blos aus Büchern, sondern aus der Wirklichkeit der Geschichte kennen gelernt. Allgemein anerkannt ist der auch hier ausgesprochene Satz, daß nur der reine Ertrag den Maßstab der Besteuerung abgeben könne; wie aber dieser zu ermitteln, und wie ein richtiges Verhältniß zwischen directen und indirecten Steuern zu finden, bleibt stets eine sehr schwierige Aufgabe. Mit Recht spricht der Verf. für eine Vereinfachung unsers Steuersystems, Regulirung der Grundsteuer nach einer neuen allgemeinen Landesvermessung und Bonitirung, wobei der Kostenaufwand nicht zu scheuen, da die Arbeit für Jahrhunderte dauert, sowie für Ablösung der Steuerbefreiungen durch ein nach dem neuen Steuerbetrag auszumittelndes Capital in Staatsobligationen, und widerspricht dabei dem Vorschlage, der in der kürzlich erschienenen Schrift: „An die Stände des Königreichs Sachsen"*), über diesen Gegenstand geschehen.

Der §. 15. des Entwurfs der Verfassung des Königreichs Sachsen verheißt ebenfalls ein neues Steuersystem, unter Berücksichtigung der künftigen Zollverhältnisse des Landes, auf deren Nothwendigkeit der Verf. S. 35 ebenfalls hinweist. Die neue Ständeversammlung wird hierüber zu berathen und zu urtheilen haben. Daß aber bis dahin dieser Gegenstand noch oft besprochen werden wird, ist als gewiß anzunehmen, und Rec. wünscht von Herzen, daß diese Besprechungen mit derselben Vorbereitung, demselben praktischen Takt und derselben Ruhe geschehen mögen, wie es der Hr. Verf. in vorliegender Schrift gethan, mit dessen Vorschlag einer einzigen Steuer Rec. übrigens sich nicht ganz befreunden kann, indem ihm die Trennung der Grundsteuer von der der nicht Angesessenen aus vielen gelegentlich auszuführenden Gründen sich zu empfehlen scheint. 100.

*) Vgl. hierüber Nr. 54 d. Bl. D. Red.

Correspondenznachrichten.

Gießen, im März.

Der Eifer des Ministeriums, die Universität zu heben, die akademischen Anstalten zu vervollkommnen und die noch nöthigen Institute ins Leben zu rufen, beurkundet sich auf vielfach erfreuliche Weise; durch seine Bemühungen hat das neue Klinikum in dem herrlichen Local des neuen Universitätsgebäudes seine Wirksamkeit beginnen können, und steht nun zu erwarten, daß der Mann, welchem die Direction dieses Instituts übertragen worden, in der unmittelbaren Nähe desselben eine Amtswohnung erhalte, um ihm seine ausschließliche Thätigkeit zu widmen; nicht mindern Werth legte die höchste Behörde darauf, daß die Universität endlich in den Besitz der Doubletten aus der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt gelange. Mit dem neuen Jahre sind zur Uebersendung derselben Anstalten getroffen worden. Die neuerrichtete katholisch-theologische Facultät trägt nicht wenig zur Vermehrung der Frequenz der Universität bei; in dem ersten Semester wurden 40 Studenten der katholischen Theologie inscribirt, unter welchen die Hälfte Ausländer. Die Wahl der Professoren dieser Facultät ist der Art, daß sich keine verminderte Frequenz fürchten läßt, wenn auch in Marburg eine katholische Facultät ins Leben tritt und die nassauische Regierung sich mit Kurhessen verbindet, wie sie sich, in Hinsicht der andern Facultäten, mit Göttingen verbunden hat; die Zahl der Nassauer, welche unsere Universität besuchen, ist seit dieser Verbindung mit Göttingen von Jahr zu Jahr gestiegen. Man hat sich vielfach bemüht, unserer Staatsregierung die Schuld beizumessen, daß Nassau sich einerseits mit der hanöverschen Regierung in Verbindung setzte, andererseits, in Betreff ihrer katholischen Theologen, ein Gleiches mit Kurhessen zu thun beschlossen hat. Ref. weiß gewiß, daß früherhin Schritte von Seiten unserer Regierung geschehen sind, um Nassau zu vermögen, Gießen zur Landesuniversität zu erklären, was aber von Seiten Nassaus geradezu abgelehnt wurde. Im Anfange des vergangenen Jahres nun machte die nassauische Regierung den Antrag, die Regierungen von Hessendarmstadt, Kurhessen und Nassau möchten sich dahin unter einander vereinigen, daß eine katholisch-theologische Facultät auf gemeinschaftliche Kosten in Gießen oder Marburg errichtet werde. Ungesäumt erhielt die herzogliche Regierung die Erwiderung, daß das großherzogliche Ministerium schon beschlossen habe, in Gießen eine katholisch-theologische Facultät zu errichten, also eine Verhandlung mit Kurhessen in der angetragenen Art nicht stattfinden könne, indem man auf die Theilnahme an einer zu Marburg zu errichtenden Facultät nicht mehr eingehen könne, daß man aber mit Vergnügen sehe, wenn nunmehr Nassau sich mit dem Großherzogthum Hessen in der vorgeschlagenen Art vereinige, jedoch verlange man nicht, daß Nassau irgend einen Beitrag zu den Kosten leiste, sondern werde diese jedenfalls aus inländischen Mitteln zu bestreiten bereit sein; man bitte daher um nähere Propositionen zur weitern Ordnung dieser Angelegenheit. Die nassauische Regierung ist auf diese Note die Antwort schuldig geblieben, welche diesen uneigennützigen Anerbietungen gewiß geworden wäre, wenn sie eine solche Verbindung gewünscht hätte. 92.

Frage.

In Nr. 365 d. Bl. f. 1830 steht: „Götze, Klotz, Merkel und Consorten waren doch noch gründlich und gewissermaßen selbst ehrlich, sie hatten Kenntniß, mitunter sogar Gelehrsamkeit, sie wußten, was sie wollten". Zweifelhaft aber bleibt es, was Ref. mit der Zusammenstellung jener 3 Namen andeuten will. Welcher Götze ist gemeint; etwa Johann Melchior Götze, der hamburger Hauptpastor? Wie kommt dieser gründlich gelehrte Mann neben den talentvollen, aber im lasciven Muthwillen untergegangenen Klotz, wie Beide neben Garlieb Merkel, der weder Kenntniß, noch Gelehrsamkeit, noch Talent hatte, sondern nur frech-beißig war. 4.

Hierzu Beilage Nr. 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 99. —— 9. April 1831.

Russische Novellen und Märchen.

Karamsin war der Erste, der russische Originalnovellen schrieb. Seine „Arme Lise", „Die Bojarentochter Natalie" und andere Erzählungen wurden mit Bewunderung aufgenommen und vielfach gelesen. Doch blieben diese Muster mehr als ein Jahrzehend ohne Nachahmer, und Alex. Bestushew war ungefähr der Erste, der nach ihm mit Originalnovellen auftrat, ohne jedoch seinen Vorgänger zu erreichen. In den letzten 2 oder 3 Jahren sind aber plötzlich viele Novellenschreiber erstanden, die die Almanache und Zeitschriften mit ihren Productionen so reichlich versorgen, daß man nicht mehr über Mangel an Novellen klagen darf. Wo eigne Erfindung fehlt oder doch nicht ausreicht, lehnt man sich, wie anderswo, an die Geschichte und liefert historische Novellen, Andere suchen sich durch Ortsbeschreibungen auszuhelfen, und so muß Geschichte und Erdbeschreibung das Geländer liefern, an dem man die oft dürftige und schwache Pflanze einer mager ersonnenen Novelle ranken läßt. Die russische Geschichte, wie das weite Kaiserreich selbst, liefert den Schreiblustigen merkwürdige Facta und sehenswürdige Gegenden genug, um das Gemälde der geringfügigen Schicksale irgend eines liebenden Paares mit diesem Goldgrunde auszustatten. Damit man sehe, wie die Verfasser sich dabei nehmen, übersetzen wir den Anfang einer geographischen Novelle (warum sollen wir diesen Ausdruck nicht brauchen, so gut wie der einer historischen Novelle bereits recipirt ist?), deren Scene in den Bädern des Kaukasus spielt, also in genug entfernte Länder führt, um dem übersättigten Leseappetit etwas Neues zu bieten. Dieselbe ist überschrieben: „Ein Abend im Kaukasus", und füllt das vorjährige Septemberheft der Zeitschrift: „Syn oteczestwa" (d. i. „Sohn des Vaterlandes"), und hebt also an: „Da liegt der Berg Elborus, sagte der Kosak, der mich nach dem Badeort Kislowodsk fuhr, indem er mit der Peitsche hinwies. In der That zeigte sich mir jetzt der Kaukasus, den ein dichter Nebelschleier bis dahin bedeckt hatte, in seiner wilden Schönheit, seiner ernsten Größe. Anfangs fiel es schwer, seine beschneiten Spitzen von dem weißen Gewölk zu unterscheiden, das auf ihm lag; aber ein plötzlicher Windstoß, und die Nebel bewegten sich, schoben sich in einander und schwebten dahin, von den zackigen Berggipfeln vielfach zerrissen. Die Sonne ging eben unter. Ein rosenfarbener, unsäglich reizender Schimmer schmolz auf den bläulichen und gleichsam durchsichtigen Eisspitzen des Bergkammes, indeß vorübereilende, alle Farben des Regenbogens wiederstralende Wölkchen die anmuthigsten Schatten ausstreuten und den Anblick noch zauberischer machten. Ich konnte mich nicht satt sehen, nicht genug der Ansicht mich freuen, die mir der Kaukasus bot; ich begriff, warum man eine Gebirgsgegend die Poesie der Natur nenne. Aber schon erlosch das Abendroth. Die Bergspitzen versanken eine nach der andern in die Finsterniß des Thales, nur der zweigipfelige Elborus leuchtete noch wie ein Doppelgestirn über der dunkeln Flut der Nebel; aber auch er ging endlich darin unter. Jetzt fielen einzelne Regentropfen; der Wind trieb den leichten Sand der Steppe zu hohen Säulen empor, und mein rasch dahineilendes Postwägelchen griff dem Winde gleichsam ins Handwerk und trieb ähnliche Staubwolken auf. „Wie weit?" fragte ich den Fuhrknecht. „Noch eine halbe Werst", antwortete er, und in demselben Augenblick fuhr ein Blitzstral nieder und erleuchtete das nahe Lager der schützenden Kosaken und die in geringer Entfernung davon liegenden Häuser und Häuschen der Badegäste. Ich war zu keiner Eile verbunden, und so beschloß ich, in Kislowodsk 1 oder 2 Tage zuzubringen, um meiner Neugierde zu genügen, die Badegesellschaft kennen zu lernen und vielleicht auf alte Bekannte zu treffen. Der Zapfenstreich ward eben geschlagen, und die Wirbel der Trommel hallten in den Straßen wieder, als ich in das Gastzimmer des Wirthshauses trat und am Abendtisch 2 meiner guten Freunde fand. Nachdem ich meine Neuigkeiten gegen die ihrigen ausgewechselt hatte und der vergangenen Zeit gedacht, erhielt ich Muße, an dem allgemeinen Gespräch Antheil zu nehmen. Das Abendessen war beendigt, aber ungefähr 10 freisinnige Gäste, die den Vorschriften despotischer Aerzte eben keinen blinden Gehorsam geschworen hatten, dachten nicht daran, die Abendtafel zu verlassen, und aus der bedeutenden Anzahl leerer Flaschen schloß ich, daß das Wasser des Kaukasus eine wunderbare Wirkung auf sie äußere, nämlich: in ihnen Durst nach Wein hervorbringe. „Nun, wie geht es unsern moskauischen Schönheiten?" fragte ein junger Mensch in ungarischer Kleidung, indem er einem Dragonerhauptmann und einem

Gardecapitain, zwischen denen er saß, bedeutende Blicke zuwarf. Mein Freund, der mir den Namen und den Stand eines jeden Gastes angab, flüsterte mir ins Ohr, daß dies ein Muttersöhnchen sei, das aus dem weißsteinernen Moskau gekommen wäre, um im Bade seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen. „Reizend wie immer sind sie", antwortete der Gardecapitain in einem gleichgültigen Tone, indem er sich auf seinem Sessel hin und her schaukelte. „Sagen Sie vielmehr himmlisch", rief der bärtige Dragonerhauptmann aus; „kann man von Schönheit so trocken sprechen?" „He, Kellner, eine Flasche Champagner!" „Erlauben Sie mir, lieber Hauptmann", versetzte der Gardecapitain, „Ihnen freundschaftlich zu bemerken, daß es für Sie leicht ist, in Ekstase über jene Fräulein aus Moskau zu gerathen, da Sie lange Jahre hindurch die Grenze bewacht, oder Streifereien gegen die Gebirgsvölker unternommen und blutige Scharmützel bestanden haben. Jeder, der gewohnt ward, die Frauen nur durch sein Fernrohr zu erblicken, wird die erste gebildete Dame, in deren Nähe er kommt, für Ideal der Vollkommenheit halten. Aber der Grund liegt nicht in ihr, sondern in ihm. Sie, Hr. Hauptmann, brennen, und der Gegenstand vor Ihnen ist im Wiederschein Ihres Feuers, ohne durch sich selbst stralend zu sein". „In Ihren Worten, Capitain, ist viel Wahres", entgegnete der Dragoner, „viel Wahres, aber zwischen Viel und Alles liegt das weite, tiefe Meer. Auch ich kenne die Weiber. Ich rede nicht von den tatarischen Frauen im Kaukasus, von denen die allerschönste, ihrer arabischen Erziehung gemäß, nur dazu gut ist, um uns die Pfeife anzubrennen, auch nicht von den Grusinerinnen, deren Dummheit so groß ist wie ihre Schönheit. Eine andere Sache ist es mit Cirkassierinnen; allein, wir sind verdammt, sie nur von weitem anzustaunen wie die unersteiglichen Höhen des Kaukasus und sehen sie kaum so oft wie eine Sonnenfinsterniß. Aber ich habe auch in Residenzen gelebt und sah die Welt nicht durch ein Schlüsselloch; ein gebildetes Frauenzimmer ist für mich zwar eine Seltenheit, aber doch kein ungesehenes Wunderthier". „Nicht was schön, ist uns lieb, sondern was uns lieb ist, das ist schön", bemerkte ein wohlbeleibter Gutsbesitzer aus Rjasan mit schalkhafter Miene, überzeugt, etwas Geistreiches gesagt zu haben. „Dies Sprichwort ist ohne Anwendung auf mich", erwiderte der Hauptmann. „Ich urtheile unparteiisch und behaupte, daß für diesmal die beiden Schönen aus Moskau liebenswürdiger sind als die hier anwesenden Petersburgerinnen, mit ihren modischen Kleidern und sublimirtem Tone. Meine Herren, auf die Gesundheit der beiden Moskowiterinnen!" Da man sah, daß der Cavalerist sich erhitzte, fand man für gut, ihn nicht weiter durch Widerspruch zu reizen. Alle Gläser wurden gefüllt und einmüthig geleert. „Auf das Wohl der himmlischen Blüten, die am Ufer des Flusses Moskwa sich entfalteten und hier im Thau des Kaukasus sich erfrischen!" sprach jetzt ein junger Schriftsteller, Mitarbeiter am „Moskauer Damenjournal", indem er den vom Hauptmann ausgebrachten Toast in seiner Art wiederholte". Dies Gespräch wird noch mehre Octavseiten weit fortgesetzt, bis die Gesellschaft darauf kommt, sich Gespenstergeschichten zu erzählen; doch wir halten mit der Uebersetzung hier ein, indem wir glauben, durch das mitgetheilte Fragment genugsam gezeigt zu haben, wie auch russische Novellenschreiber bereits hinter das Geheimniß gekommen sind, durch Vermehrung des Gesprächs das Wachsthum einer zu producirenden Novelle kräftig zu befördern. — Eine andere Novelle, gleichfalls im vorigen Jahrg. des „Sohnes des Vaterlandes" abgedruckt und, wie es scheint, von demselben Verfasser, ist betitelt: „Ispytanije" (d. i. „Die Prüfung"). Sie führt uns in die höhern Kreise der Residenz. Ein Husarenoberst trägt einem Freund, der Major in demselben Regiment ist, auf, seine Geliebte, die junge verwitwete Gräfin Swesditsch, durch Liebeswerbung auf die Probe zu setzen, ob sie ihm, dem Obersten, auch treu sei. Der Major ist nur zu glücklich und bringt die Angelegenheit so weit in Richtigkeit, daß *die junge Witwe* bereit ist, sich mit ihm zu *vermählen*. *Jetzt aber* mischt sich der Oberst in die Sache, und obgleich er sich aus der Gräfin nichts macht, weil ihm des Majors junge Schwester, Olga, viel reizender erscheint, so sieht er doch in dem überschrittenen Auftrage eine persönliche Kränkung und fodert den Major zum Zweikampfe. Die Pistolen sind hierauf schon geladen und großes Unheil sehr nah, als die Gräfin und Olga zwischen die Kampflustigen stürzen, sie versöhnen und dann sich mit ihnen vermählen. Diese einfache Begebenheit ist mit vielen Gesprächen ausgeschmückt und läßt sich ohne Gähnen gut lesen.

(Der Beschluß folgt.)

Baierische Betrachtungen. *)

Man schreibt uns aus München vom 18. März: „Eine ganz eigen gemischte Sehnsucht nach der Ferne scheint hier jetzt wie ein epidemisches Fieber zu grassiren. Viele freisinnige Männer von meiner Bekanntschaft, die nicht fest an München gekettet sind, werden flügge, und die Studenten nun vollends verrathen alle Symptome der Zugvögel bei herannahendem Frühjahr, ja, man behauptet sogar bestimmt zu wissen, daß ein berühmter Philologe seine Stelle bei der hiesigen Universität aufzugeben und sich nach Dresden zu wenden entschlossen sei; und wenn ich endlich von mir selbst reden soll, so muß ich aufrichtig gestehen, meine Hoffnung dermalen wieder im Norden zu haben. Dem deutschen Norden, meiner lieben kalten Heimath, gilt mein hoffnungsfroher Gruß". So ist der Mensch. Immer zieht ihn seine Hoffnung hinaus in die Zukunft und in die Ferne, und wenn er anlangt, begrüßt ihn die Täuschung mit ihrem kalten Sturzbade.

München war plötzlich das gelobte Land unserer Freiheitsfreunde und Patrioten geworden, Mancher nahm das Kreuz und zog hinüber. Jetzt scheinen sie Jerusalem nicht halten zu können gegen den übermächtigen Andrang der Ungläubigen. Vielleicht wird man dieses Ereigniß später ganz natürlich finden; wir aber, die wir es erleben, und die wir gewohnt sind, unerhörte Dinge zu erleben, wir hatten zuerst keinen Grund zu zweifeln, mußten dann zwischen mancherlei Ungewißheit hin- und hergeworfen werden und werden endlich unserer gegenwärtigen Ansicht kaum mehr als den frühern vertrauen können; dennoch sehen wir uns genöthigt, sie zu fassen. Wenn wir ein wenig zurückblicken, so hieß es in den Programmen, womit sich der feierliche Act der münchner Verherrlichung ankündigte: „hier wolle die Morgenröthe Deutschlands aufgehen"; zwar zweifel-

*) Eingesandt aus Franken. D. Red.

ten einige etymologische Menschen, weil doch München von Mönch käme; aber auf ein gegebenes Zeichen krähten unzählige Hähne und richteten alle Augen auf das verheißene Tagesthor. Wahr ist es, die ersten Lichtblicke waren vortrefflich und die Begeisterung für diesen Anfang stieg zu einer seltenen Höhe. Da erwachte ein anderer Hühnerhof im Westen, die pariser Kampfhähne riefen nach der alten marseiller Melodie, und plötzlich glaubte ganz Europa, der Morgen sei im Abend. Das nahmen die Münchner natürlich sehr übel auf, und es ist nicht zu verwundern, daß man die Behauptungen der Pariser gänzlich in Zweifel zog. Als endlich die Thatsachen über allen Zweifel erhoben dastanden; als sogar in Deutschland die freie Bewegung zu einer unerhörten Lebendigkeit, ja, zuweilen sogar zur Ausschweifung sich steigerte, da scheint man in Baiern zu dem Entschluß gekommen zu sein, das Paradoxon anzuerkennen, in der Politik sei die Morgenröthe im Westen. Man kann es sich wol nicht verbergen, daß die freisinnige Politik, die zuerst ohne alle Furcht und somit in großem Lobe war, dennoch nunmehr etwas besorgt geworden sein mag, wenigstens suchten übelwollende Leute gerabezu darin den Grund zu einer bekannten Schriftstellervertreibung, während Besserunterrichtete zwar im Allgemeinen einige Besorgniß zugestanden, für diesen einzelnen Fall aber die Bemerkung machten, das seien blos Belletristen gewesen, deren übermäßiger Andrang die bairischen Lande mit einer Hungers- und Papiernoth bedroht hätte. Dies mag nun zwar wol wahr sein; dennoch scheint es, als müsse man der Betrachtung Raum geben, daß die Belletristen doch keine Spatzen sind, die man ohne Weiteres aus dem Garten jagt.

Diese Leute erhoben denn auch, wie vorauszusehen war, ein lautes, durchdringendes Geschrei; und wie man erzählt, daß sich Gewitterwolken vor dem Kanonendonner auflösen, so verzogen sich vor diesem disharmonischen Lärm allmälig die begeisterten Nebel, und die lächerlich-idealen Erwartungen von diesem ehrenwerthen Lande traten in ihr natürliches Bett zurück. Jene vermessene Haltung, jenes wohlcensirte, wenigsagende Wesen benachbarter Länder trat dagegen mit allem Reiz der deutschen Ehrbarkeit auf gegen die französische unverschämte Discussion aller gegenwärtigen Interessen. Man darf wol behaupten, die Gegenstände jener auffallenden Maßregel waren in der That kaum dazu geeignet, eine solche Wichtigkeit zu erlangen, wie das Eigenthümliche der Vertreibung aus einem Lande, wo man dies am allerwenigsten erwartet hätte, ihnen gab. Eine allgemeine Verwunderung ging durch ganz Deutschland; aber es gab doch immer nur Wenige, die darin ein Symptom völlig illiberaler Wendung zu finden sich entschlossen, und das ist gewiß auch nur insofern, als man übermäßiger Besorgniß Raum gegeben, der Fall gewesen.

Aber verhängnißvoll wurde diese Stimmung im Weihnachtsfest vorigen Jahres. Man weiß, wie in der Christnacht eine Gesellschaft von Studenten mit Kinderpfeifen und Quarren vor das Haus eines eben genesenen Commilitonen zog, um ihm ein spaßhaftes Ständchen zu bringen. Der Lärm dieses Ständchens und der Zulauf wurde natürlich etwas außergewöhnlich. Scharf instruirte und diensteifrige Polizei eilte herzu und glaubte, dem Unfug steuern zu müssen. Daraus entstand aber erst der eigentliche Unfug und der Anfang der beklagenswerthen Ereignisse, welche die beiden folgenden Abende stattfanden. Es kann sehr wohl sein, daß die Gensdarmen mit Unrecht beschuldigt werden, ihre Befugnisse, in Bezug auf die Studenten, überschritten und den Versuch zu widerrechtlichen Arrestationen gemacht zu haben, ohne daß es deswegen minder unvorsichtig ist, bei solcher Gelegenheit unter einen aufgeregten Studentenhaufen zu gehen. Die Neigung der Studenten, sich durch polizeiliches Auftreten und Eingreifen höchlich beleidigt zu fühlen, ist zu bekannt, als daß in diesem Falle etwas Gutes davon zu erwarten war. Es kam zu Händeln und unangenehmen Thätlichkeiten, die eine große Erbitterung unter die Studenten brachten. Dies wäre indessen Alles noch von geringem Belang gewesen, wenn nicht die Unglücksfälle der beiden folgenden Abende darauf beruhten. Man muß wol, wenn man sich dieser Auftritte erinnert, zu der Ueberzeugung kommen, daß die Renitenz der Studenten in einem zu gehässigen Lichte vorgestellt und für viel ernster genommen worden ist, als sie es ursprünglich verdiente. Zuerst konnte schon der Befehl Manchen auffällig erscheinen, nach 11 Uhr solle sich Niemand mehr auf der Straße finden lassen, da in München die Gewohnheit herrscht, daß gerade um 11 Uhr alle Bierhäuser geschlossen werden und dann natürlich eine ganz ungewöhnliche Lebendigkeit auf den Straßen entsteht; allein, dies mag mehr in einem ungenauen Ausdrucke als in der Absicht, irgend eine Beschränkung der gewohnten Sitte aufzustellen, seinen Grund haben. Ernsthafter war unstreitig das Auffahren von Kanonen vor der Hauptwache, und theils diese Drohung, theils jene Verordnung, theils aber auch die ärgerlichen Händel des vorigen Abends brachten eine gewisse Gereiztheit nicht nur in die Gemüther der Studenten, sondern auch in manche Münchner. Bekanntlich ist das münchner Bier nicht ohne Einfluß auf die Gemüthsverfassung der Trinker, und als daher den zweiten Abend um 11 Uhr alle Bierhäuser sich entluden, kam auch ein Haufe vor die Hauptwache, blieb daselbst stehen und trieb seinen trunkenen Spott über die Kanonen und die Wache. Der Lärm lockte Neugierige heran, die Verhöhnung wurde ärger, die Wache unwillig, und als endlich auf der entgegengesetzten Seite des Marktes Cavalerie anrückte, hörte man (wie behauptet wird, von dem Wachhause herüber) das Commando: „Haut ein!“ Augenblicklich erfolgte eine Cavaleriecharge, das Gedränge und Geschrei und Gestolper war für manchen Schädel verhängnißvoll, die Menge indessen bald zerstreut. Ungleich ernsthafter war der folgende Abend, wo sich zuerst die Scenen des vorigen wiederholten, dann aber von allen Seiten Militair anrückte, namentlich auch Infanterie, alle Ausgänge sperrte, und nun eine sehr ernsthafte Attake mit blanken Waffen erfolgte. Hier scheint allerdings, theils aus Noth, weil kein Ausweg zur Flucht vorhanden war, theils aus bedenklichern Gründen einiger Widerstand geleistet zu sein; auch wurden mehre Personen, namentlich ein Student, gefährlich verwundet. Dies ist der wahre Hergang der Sache, der von den meisten politischen Zeitungen verkehrt aufgefaßt und auf keine Weise natürlich erklärt worden ist. Ein unbefangenes Urtheil wird weder die Trinker und Lärmer als determinirte Hochverräther, noch die Behörden und das Militair als böswillig und grausam anklagen; vielmehr scheint es auf der einen Seite unverzeihlich, in einer so seltsam gestimmten Zeit solche Ausschweifung zu begehen, von der andern aber freilich nicht minder unverzeihlich, eine den Biertrinkern Münchens ganz eigenthümliche Polizeiwidrigkeit für Aufruhr zu halten und so zu behandeln. Es wäre wol möglich, daß in der jetzt noch schwebenden Untersuchung einzelne Personen von beiden Seiten compromittirt würden, im Ganzen aber dürfte wenig gegen die aufgestellte Ansicht geltendzumachen sein. In beide Theile ist durch diese beklagenswerthen Ereignisse eine sehr unangenehme Stimmung gekommen. Die Studenten, die es irgend können, verlassen die Universität, die Bürger geben natürlich sich selbst am allerwenigsten die Schuld; die Regierung dagegen scheint durch diese offenbar ohne Plan erfolgten Vorfälle immer mehr gegen das neue Princip in der Politik eingenommen zu sein. Wenigstens scheinen die neuerlichen Händel wegen der Presse, wegen der liberalen Abgeordneten zur zweiten Kammer und endlich die Beamtenversetzung, ebenfalls wegen freisinniger Bestrebungen, eine entschiedene Antipathie gegen ein System kundzugeben, welches im Anfange, wie es schien, völlig adoptirt worden war.

Die Einführung der Censur bedarf weiter keiner Erläuterung, sie ist so wesentlich in dem entgegengesetzten System, daß von beiden Seiten kein Zweifel über ihren Charakter herrscht; auch haben sich die Betheiligten sehr darüber beklagt. Erfreulich ist daher die Ankündigung eines Preßgesetzes in der Thronrede des Königs, welches hoffentlich den bisher genährten und gewachsenen Bedürfnissen literarischer Mündigkeit entsprechen wird.

Von der höchsten Wichtigkeit aber und der ernsthaftesten

Erwägung würdig sind die beiden andern Punkte. Sie betreffen den deutschen Beamtenstand und sein ganz eigenthümliches Verhältniß zu der Regierung.

Es liegt im Charakter unserer Nation, daß wir zwar eine große Liebhaberei zu Theorien haben, aber uns dennoch nicht leicht von ihnen hinreißen lassen. Von vornherein könnte man nun wol sagen: die Staatsbeamten sind nicht um ihretwillen, sondern um des Staats willen angestellt, sie können also auf keine Weise ein Recht auf ihre Stelle erlangen. Vielmehr muß der Staat, sobald er ein tauglicheres Subject findet, das untauglichere entfernen können. In Nordamerika und in Frankreich sehen wir diesen Grundsatz in einer Ausdehnung zur Anwendung kommen, die uns in Erstaunen setzt, wenn z. B. in Frankreich die Präfecten mit den Systemen wechseln und in Nordamerika der Präsident Jackson sogar die Postmeister nicht schonte. Das hat sich bekanntlich bei uns ganz anders gestaltet. Zuerst waren alle unsere jetzigen Souveraine absetzbare Reichsbeamte, darauf erwarben sie ein Recht auf ihre Stelle, endlich wurde sie erblich, und zuletzt löste der ganze Staat sich in eine Masse kleiner souverainer Staaten auf. Ganz dasselbe Glück hatten die untern Beamten nicht, sie wußten weder die Erblichkeit noch das jus armorum zu erobern, aber doch eine unbedeutende Sicherheit zu erlangen durch die allmälig eintretende Idee, daß sie ein Recht auf ihre Stelle hätten und nur in Folge eines gerichtlichen Verfahrens abgesetzt werden könnten, nur die Hofbedienten blieben in der Kategorie des Gesindes, und das Militair konnte auf der Stelle durch einen bloßen Befehl verabschiedet werden; doch auch für den Fall des Abschiedes gab und gibt es gesetzliche Bestimmungen in Beziehung auf den fortlaufenden Sold. Wenn wir nun bedenken, daß es uns in Deutschland gänzlich an einem gebildeten unabhängigen Stande fehlen würde, wenn eben diese Beamten nicht, trotz ihrer Stellung, im Lauf der Zeit eine solche Unabhängigkeit von der bloßen Willkür der Regierungen erlangt hätten, so muß uns dieses Verhältniß, welches sonst freilich viel Misliches mitsichbringt, als eine Sache von der höchsten Bedeutung für alles Verfassungswesen in Deutschland gelten. Da tritt denn nun natürlich die Frage ein, ob der Artikel in der bairischen Verfassung, welcher dem Könige das Recht gibt, Beamten, die zu Deputirten erwählt sind, keinen Urlaub zu ertheilen, nicht mit zu weniger Rücksicht auf unsere Verhältnisse abgefaßt sei, indem dadurch mehr wie irgendsonstwo die tüchtigsten Männer, von deren Einsicht und ehrenwerthem Streben der constitutionnelle Staat gerade Vortheil zu ziehen beabsichtigen muß, leichthin und vielleicht gerade dann, wenn ihre Gründe für das constitutionnelle Oppositionssystem am kräftigsten durchdringen würden, abgesetzt werden können. Wenn man nun die Vorfälle in Würzburg, Bamberg und den übrigen bairischen Städten in Betracht zieht, so erklärt sichs von selbst, was jene energischen Petitionen gegen die Ausführung des buchstäblichen Rechtes hervorbrachte. Sie halten ihren Grund in dem Nationalgefühl, in diesem Gesetze liege ein Verkennen sowol des Wesens der constitutionnellen Idee, welche eben die Opposition kennen lernen, keineswegs sie unterdrücken will, als auch, was hier der Hauptpunkt ist, es liege darin eine Misachtung der ganz eigenthümlichen Stellung und Bedeutung des deutschen Beamtenstandes, als des gebildetsten, geistig am meisten emancipirten Theils der Nation.

Jene Petitionen sind daher von der äußersten Wichtigkeit, theils weil sie das rege Interesse der Betheiligten an der Verwirklichung der constitutionnellen Idee durch dieses lebhaft geäußerte Gefühl, daß dieselbe verletzt sei, an den Tag legen, theils weil sie nothwendig dahinführen müssen, daß jene französisch-nordamerikanische Ansicht von dem Beamtenstande, welcher in unser Leben und unsere längst vorhandene Verfassung durchaus nicht hineinpaßt, ausführlich discutirt und vielleicht, wenn ihre Unzulässigkeit gehörig dargethan ist, aus dem bairischen Grundgesetz entfernt wird. Man sieht aber an diesem Beispiel, wie mislich es ist, fremde Institutionen ohne gehörige Erwägung der einheimischen Verhältnisse herüberzunehmen.

Offenbar aus derselben Ansicht, welche die Beamten wie ein Gesinde im Dienst der Regierung betrachtet, scheint die neulich entstandene neue Art hervorgegangen, dieselben zu bestrafen. Wir lasen vor einiger Zeit in den öffentlichen Blättern, daß einem rheinbairischen Beamten nur aus ganz besondern Rücksichten seine „wohlverdiente Versetzung erlassen sei". Niemand wird mit Fug und Recht etwas dagegen einwenden, wenn das Interesse des Staates oder des bestimmten Verwaltungszweiges, worin der Beamte thätig ist, eine Versetzung nothwendig macht, ob man auch hiebei alle möglichen billigen Rücksichten zu nehmen pflegt; aber eine Versetzung als eine wohlverdiente Strafe ist eine Nichtanerkennung des wohlerworbenen Rechtes der deutschen Beamten auf ihre Stellung und alle Vortheile derselben, wozu der Wohnort, die Familienverbindungen, und alle möglichen Bequemlichkeiten, die sich daran knüpfen, ohne Widerrede gehören. Freilich wird die Regierung immer Mittel genug haben, auch in der andern gewöhnlichen Form eine Versetzung zu bewirken; um so auffallender muß aber gerade das Heraustreten dieser ganz außergewöhnlichen Formen erscheinen, zumal da man gewohnt ist, daß gerade die Regierungen bei Neuerungen und Abweichungen von der alten Sitte sehr vorsichtig zu verfahren pflegen.

Wenn wir alle diese Ereignisse und Bestrebungen in Baiern zusammenfassen; wenn wir uns dabei noch an die Maßregeln gegen die Censur der Zeitschriften erinnern, welche mehre bedeutende Blätter in Pamphlette umgewandelt und dabei natürlich auch schärfer gemacht hat, so ist es nicht zu verkennen, daß in diesem constitutionnellen Staate, auch außer den Kammern, oder vielmehr vorzüglich außer den Kammern, eine starke Opposition in mannichfacher Beziehung ins Leben getreten ist: ein Umstand, welcher gewiß zu dem Wunsche berechtigt, diese Opposition in der möglichsten Ausdehnung in den Kammern zu Wort kommen zu lassen, damit das Land nicht eben durch die Verfassung die Vortheile derselben verliere.

Wenn aber Jemand mit dem Hrn. v. Hornthal gehofft hat, es könne zur Sicherung der Neutralität Deutschlands, im Fall eines russisch-französischen Krieges eine constitutionnelle Conföderation der südlichen Staaten zu Stande kommen, so wird ihm die gegenwärtige Farbe des münchner Cabinets, welches hierin doch wol das erste Wort hätte, seine Hoffnung etwas bedenklich machen; vielmehr dürfte Baiern, bei seiner entschiedenen Antipathie gegen Frankreich, unbedingt zu Oestreich stehen, und es bliebe in der That keine andere Hoffnung übrig, als daß Preußen ehrlich den Frieden will und mit der Autorität und Selbständigkeit der deutschen Hegemonie, die ihm der ganze Süden mit Freuden zugestehen würde, den Frieden gebietet, Frankreich aber von keiner exaltirten Partei voreilig in den Krieg gestürzt wird. Nicht in Süddeutschland, nicht in Wien, auch nicht in Petersburg; in Berlin und in Paris wird das Loos über Europa geworfen. Preußens Ehre und Selbständigkeit werde die Rettung des Vaterlandes! und so wollen wir mit dem Wort unsers münchner Freundes einstimmen: „Dem deutschen Norden, unserer lieben kalten Heimath, gilt unser hoffnungsfroher Gruß". 173.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 100. —— 10. April 1831.

Russische Novellen und Märchen.

(Beschluß aus Nr. 99.)

Außer den Novellen liefern die Zeitschriften auch Sagen und Märchen, und es ist löblich und ersprießlich, daß man angefangen hat, dieselben, wie sie sich das Volk erzählt, aufzuzeichnen, ehe sie ganz verhallt sind. Die „Nordische Biene" gibt in 3 Blättern des Septembermonats eine solche Kunde von einem Berge im Gubernium Pleskau, der Sudoma, d. i. die Gerichtsstätte, heißt. Nach einer alten Ueberlieferung soll in grauer Vorzeit über diesem Berge vom Himmel herab an einer goldenen Kette ein gleichfalls goldener Ring gehangen haben, dem eine besondere Kraft inwohnte. Griff nach ihm ein Unschuldiger, so ließ der Ring sich erfassen; wollte hingegen ein Missethäter denselben berühren, so zog ihn die Kette so hoch in die Luft empor, daß ihn der höchste Mensch mit der längsten Hand nicht zu erreichen vermochte. Hierher wurden Angeklagte und Beschuldigte geführt, und der wunderbare Ring unterschied durch seine Eigenschaft den Unschuldigen vom Verbrecher. Einstmals hatte ein gutmüthiger Landmann einem bösartigen Nachbar Geld geliehen. Als hierauf die Zahlungsfrist herangekommen war, behauptete der Schuldner, das Darlehn bereits entrichtet zu haben, worauf er von dem Gläubiger zum Gottesurtheil auf den Berg Sudoma gefodert ward. Er nahm die Ladung an, und eine Menge Volks folgte den Streitenden zur Gerichtsstätte. Hier bat der arglistige Schuldner den gutmüthigen Gläubiger, ihm Mütze und Stock zu halten, damit er mit freien Händen die Prüfung mit dem Ringe bestehen könne. In dem Stocke aber, den der Gläubiger entgegennahm, war die ihm schuldige Summe verborgen. Der Schuldner rief jetzt mit Zuversicht aus: „Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich die mir geliehene Summe meinem Nachbar zurückgegeben habe!" Er griff hiermit nach dem Ringe, und dieser ließ sich erfassen. Weil auf diese Weise die Arglist der Menschen selbst die göttliche Gerechtigkeit hintergangen hatte, verschwand der wunderbare Ring, und das unwürdige Menschengeschlecht ward von der zürnenden Gottheit unwissenden Richtern und käuflichen Sachwaltern überlassen. So lautet die Sage, die wir möglichst gedrängt erzählt haben; viele Leser werden indessen sich vielleicht erinnern, daß das Gaunerstückchen mit dem goldgefüllten Stocke auch auf der berühmten Insel Barataria ausgeübt worden, wo Sancho Pansa den Betrüger entlarvte.

Neben den Sagen werden auch Märchen aufgezeichnet. Ein solches ist in einem Juliblatt der „Literaturnaja Gaseta" (d. i. „Literarische Zeitung") episodisch in einem größern Aufsatze erzählt, der alte Sitten und Gewohnheiten vergegenwärtigen soll. Wir übersetzen dies Märchen, weil es kurz ist und die ganze Eigenthümlichkeit der Erzählungsart des russischen Märchens anschaulich macht. „In der Fürstenstadt Kijew, im grünen, schattenreichen Garten rieselt und rauscht ein Bächlein über gelben Sand und blitzendes Gestein. Weiches Gras und bunte Blumen schmücken seine Ufer. Auf demselben liegt und lagert im süßen Schlaf die junge Fürstin Marthe, Wseslaw's Tochter. Sie ist schöner wie alle Blumen. Mutter Erde, die Gebärerin, und Vater Himmel, der Ernährer, haben ihre Freude an ihr". — „Plötzlich windet sich um ihre schlanke Gestalt der Drache Gorynitsch, gleich einem goldenen Gürtel mit eingesetzten Smaragden; sein azurnes Köpfchen schmiegt sich an die Schwanenbrust der Fürstentochter. Das war der Zauberer Tugarin, der Schlangensohn. Es träumte der Fürstin, daß der Freund ihres Herzens sie umfange". — „Nach 10 Monaten genas sie eines Sohnes, Wolch's, Wseslaw's Enkels, eines gewaltigen Helden. Bei seiner Geburt erbebte die dunkle Erde, das blaue Meer ward stürmisch, die Fische bargen sich in die Tiefe, die Vögel flogen in die Wolken, Stiere und Hirsche versteckten sich in Hölen, Hasen und Füchse in Feldern, Eber und Bären in Wäldern. Wolch, Wseslaw's Enkel, sprach mit lauter Stimme: Fürstin Mutter, wickele mich nicht in bunte Windel, gürte mich nicht mit seidenen Gürteln, setze mir aufs Haupt kein Zobelmützchen, kleide mich, Mutter, in stählerne Panzer, setze mir auf einen goldenen Helm, in die Hand gib mir eine eiserne Keule, an Gewicht 300 Pud". — „Von den weltberühmten Hexen in Kijew erlernte Wolch alle Weisheit der Erde. Er verwandelt sich in einen hellschauenden Falken und fliegt zum blauen Himmel empor; er verwandelt sich in einen Schwertfisch und schwimmt auf Flüssen und Meeren; er verwandelt sich in einen Löwen mit goldener Mähne und rennt durch tiefe Wälder und sandige Wüsten". — „Es sammelt Wolch ein tapferes Heer von 7000 Männern; ihre Rüstung ist von reinem Silber, über den Rücken

hängen ihnen sehnenbespannte Bogen und Köcher mit ehernen Pfeilen; an den Hüften tragen sie scharfe, fadenlange, 8 Spannen breite Säbel; ihre Rosse sind wilde Thiere. Sie reiten, Steigbügel an Steigbügel, Schulter an Schulter, und dienen treu und ohne Reu dem freundlichen Fürsten Wladimir". — „Eine schwere Kunde war in die Fürstenstadt Kijew gelangt, wie der König von Indien sich rüste und sich brüste: Mit meinem Heerschild decke ich Kijews Stadt, nehme mir die Jungfrauen und jungen Frauen, spotte des Fürsten Wladimir's und lasse die christlichen Kirchen in Rauch aufgehen". — „Da geht Wolch, Wseslaw's Enkel, zu dem Fürsten Wladimir über den breiten Hofraum, er tritt in die hellen Kammern und spricht solches Wort: Hei, Fürst Wladimir, unsere schöne Sonne! laß mich reiten mit meiner Mannschaft entgegen dem Könige von Indien, er soll Rußland nicht schauen". — „Die Rede des Degens war dem Fürsten Wladimir wohlgefällig. Er gießt einen Becher voll ausländischen Weines, ein Stierhorn voll süßen Meths, kredenzt sie Wolch, Wseslaw's Enkel, und entgegnet also: Hei, Wolch, Wseslaw's Sohn, diene mir aus einem großen Dienste und kürze den Hochmuth des Königes von Indien!" — „Aus der Fürstenstadt Kijew schwingt sich kein grauer Adler, es reitet hinaus der Degen Wolch, Wseslaw's Enkel; es fliegen hinaus keine schlanken Falken, es rückt hinaus seine tapfere Mannschaft. Ueber das Feld reiten sie nicht höher wie ein Grashalm; durch den Wald brechen sie so hoch wie die Baumwipfel. Vor ihnen geht nicht Brief, nicht Gerücht; hinter ihnen bleibt weder Spur noch Steg". — „Das Heer schläft, Wolch aber wacht; er verwandelt sich in einen grauen Adler und fängt Gänse, Schwäne und bunte Enten. Das Heer schläft, Wolch aber wacht; er verwandelt sich in einen Löwen mit goldener Mähne und fängt wilde Thiere ein; den Ebern und Bären geht es schlimm. Er nährt und tränkt sein tapferes Heer mit süßer Speise und vielfältigem Getränk". — „Nicht schnell geschieht die That, aber bald ist die Märe erzählt. Sie reiten eine Woche, eine zweite und eine dritte, in der vierten halten sie still. Vor ihnen lagert ein zahlloses Heer, 100 Werst nimmt es ein nach allen 4 Seiten. Unsere Mutter, die feuchte Erde, biegt sich unter der Last, bricht fast ein. Das ist die Heeresmacht des Königes von Indien." — „Da entbrannten bei Wolch, Wseslaw's Enkel, bei seinen tapfern Männern die Heldenherzen, und die gewaltigen Arme wurden wach. Sie sprengen los auf das ungläubige Heer; wohin sie die Säbel schwingen, dorthin fallen gassenweise die Mursen und Uhlanen; wohin sie die Rosse wenden, dorthin baut sich eine Straßenecke. Nasen und Ohren fliegen und stürzen, wie unter Dreschflegeln der Staub wirbelt". — „Es eilt und heult der König von Indien: Hei, Wolch Wseslaw's Enkel, laß uns mitsammen fechten, prüfen unsere ehernen Rechten! und er entsendet 7 eherne Pfeile. Die Pfeile fliegen, wie Bienen schwirren, aber sie schlagen nicht durch Wolch's, Wseslaw's Enkels, Heldenrüstung, sie prallen ab". — „Da nimmt Wolch, Wseslaw's Enkel, aus dem Köcher einen gehärteten Pfeil, wol an 2 Ellen lang, er legt ihn auf den schwergespannten Bogen, zieht die Sehne bis hinter das Ohr zurück; hell erklingt die Sehne, es rauscht der Pfeil und bort sich dem Könige von Indien ins Auge. Er zerrauft sein schwarzes Haupthaar und wirft sich mit gezücktem Säbel auf Wolch, Wseslaw's Enkel". — „Das Heldenherz erbebt nicht. Wolch, Wseslaw's Enkel, schwingt die schwere Keule und der Säbel des Königs von Indien fliegt in kleinen Scherben auseinander. Da erfaßt Wolch, Wseslaw's Sohn, den König von Indien bei den weißen Händen und wirft ihn so hoch empor, daß er zwischen den rauschenden Baumwipfeln und den schwebenden Wolken mitten inne war. Dem König von Indien verging Hören und Sehen; er sah weder den blauen Himmel, noch unsere Mutter, die feuchte Erde. Er fliegt zurück und fällt schwer nieder; sein Leib bricht, und der Kopf rollt weit vom Rumpfe weg". — „Das ganze Königreich Indien ergibt sich; Wolch, Wseslaws Enkel, ward dort König. Er heirathete die junge Witwe des Königs von Indien; die jungen Witwen sind bald getröstet. Seine tapfern Gefährten setzte er an eichene Tische, hinter zierliche Tafelleinen; er ließ süße Speise auftragen und ausländische Weine; er kleidete seine Gefährten in kostbare Gewänder, die mit Gold, Silber und edeln Steinen geschmückt waren". — „So war die alte Zeit, voll That und Herrlichkeit, tapfern Herzen Trost und Freud'". Wir haben gesucht das Märchen mit möglichster Treue zu übersetzen und selbst die hin und wieder vorkommenden Reime und Alliterationen nachzubilden. Die Erzählung, so kurz und einfach sie ist, ermangelt nicht eines gewissen poetischen Schwunges, und manche Stellen erinnern an den Bilderschmuck orientalischer Märchen. Des Helden ganzes Leben wird in sichern Umrissen dargestellt. Seine wunderbare Geburt, seine selbständige Entwickelung sowie die Erziehung, die er sich gibt, werden in eigenthümlicher Art beschrieben. Während des Zugs nach Indien zeigt er sich als ein vorsichtiger, tapferer Feldherr, der sein Heer zu verpflegen, anzuführen und zu belohnen weiß. Er wird dadurch ein würdiger Genoß der Tafelrunde Wladimir's, in dessen Zeit ihn auch das Märchen setzt. Das Ganze schließt mit einem Ausruf, der die Herrlichkeit vergangener Zeiten preist.

58.

Deutschland und Rom seit der Reformation Dr. Luther's. Eine Denkschrift zur dritten Säcularfeier der augsburgischen Confession von Feyer. 2 Bände. Frankfurt a. M., Brönner. 1830. Gr. 8. 5 Thlr. 3 Gr.

Das vorliegende Werk ist in gewisser Hinsicht unleugbar das wichtigste unter allen, welche bei Gelegenheit der dritten Säcularfeier der augsburgischen Confession (am 25. Juni 1830) erschienen sind, und nicht genug kann daher, zumal unter diesen Umständen, auf dasselbe aufmerksam gemacht werden. Zu bedauern ist dabei nur, daß der äußere Umfang (der 1. Band hat 692, und der zweite 808 Seiten!) wol so manchen Leser davon abhalten werde, es wirklich auch gewissenhaft und nicht nur oberflächlich zu lesen, und es wäre daher zu wünschen gewesen, der Verf. hätte sein Buch nicht so gelehrt und inhaltschwer ausgestattet und es lieber weniger umfangreich, dann aber auch nur um so mehr zugänglich gemacht. Das Ganze, in mehre Theile zerlegt, gäbe gewiß reichen Stoff zu mehren einzelnen,

auch dann noch genug wichtigen, lehrreichen und vielleicht um so nützlichern Büchern. Doch, das Werk liegt nun einmal, wie es ist, vor uns, und es kann seiner Anerkennung auch so nicht im Geringsten entgehen. Was den Gegenstand desselben im Allgemeinen und den Zweck, welchen der Verf. dabei gehabt, anlangt, so ergibt sich der eine wie der andere schon im Allgemeinen aus dem Titel des Buches. Im Besondern beabsichtigte der Verf., den hohen Werth der Reformation zu würdigen und gegen ihre Feinde darzustellen, vornehmlich aber das Papstthum in seinem innersten und eigensten Wesen als eine kirchliche Misgeburt, als eine blos menschliche, durch List, Betrug und blutige Gewalt zu Stande gekommene Anstalt, als einen Feind des Wohles der Christenheit zu schildern. Er hält es (in der Einleitung zum 1. Bande S. 15) mit allem Rechte für eine heilige Pflicht der Protestanten, „in ernste Erwägung zu ziehen, welche schwere und blutige Kämpfe der Protestantismus, der mit dem 25. Juni 1530 zuerst ins öffentliche, ins staatsrechtliche Leben eintrat, in den seither zurückgelegten 300 Jahren zu bestehen gehabt habe, um sich in seiner mühsam errungenen Stellung mit Kraft und Würde zu behaupten, wie glücklich aber auch alle bisherigen Versuche vereitelt worden sind, das große Werk der begeisterten Reformatoren wiederzuvernichten, welches, lange zuvor schon vorbereitet, erst durch sie zu Stande gebracht werden konnte". So kämpft denn also der Verf. für die Sache der Reformation und des Protestantismus, für die katholische Religion gegen das Papstthum und die römisch-päpstliche Kirche; und innerhalb der durch dieses Für und Wider bezeichneten Grenzen bewegt sich seine vorliegende Darstellung. Er hatte dabei, wie er selbst sagt (1, S. 24), nicht die Absicht, die in seinem Werk abgehandelten Gegenstände in ein gelehrtes Gewand einzuhüllen; ihm lag vielmehr hauptsächlich daran, allgemein verständlich zu werden, aber doch auch zugleich dem mit den Wissenschaften befreundeten Forschungsgeiste weitere Nahrung zu ertheilen, was meistens in erläuternden und mit kleinerer Schrift gedruckten Anmerkungen, welche jedem Abschnitte besonders angehängt sind, geschehen ist. Sein eigentlicher Zweck war, „das jetzt lebende Geschlecht durch jenen langen Zeitraum von 1800 Jahren belehrend hindurchzuführen, welcher, mit dem Entstehen des Christenthums beginnend, bis zur Reformation und von dieser bis zu unsern Tagen herabreicht, insofern das jetzt lebende Menschengeschlecht seine sittlich-religiöse Bildung durch jenes und diese erhalten hat; überall aber hat er darauf hingedeutet, wie ohne Freiheit weder im kirchlichen noch bürgerlichen Leben gedeihliche Fortschritte gemacht werden mögen, und daß aus diesem Grunde der ungehinderte Fortbestand des Protestantismus, insoweit er auf freier Forschung beruht, als Bedingung des Glücks und Wohlstandes aller Staaten und Völker, selbst derer, welche ihm zur Zeit noch nicht angehören, betrachtet werden müsse" (I, 24, 25). In dieser letztern Beziehung ist das vorliegende Buch gerade in der Gegenwart besonders zeitgemäß, namentlich was den gegenwärtigen, hier offenern, dort verstecktern, Kampf des Katholicismus gegen Romanismus und Papismus anlangt; denn Katholicismus in seiner höhern Ausbildung ist nichts als Protestantismus. Gehen wir hier nun wenigstens etwas näher in die Anordnung des Ganzen ein, so müssen wir erwähnen, daß das Ganze in 10 Abschnitte, denen sodann gleichsam weiter ausführende Excurse folgen, zerfällt. In diesen 10 Abschnitten werden folgende Gegenstände in der Hauptsache abgehandelt: I. Ursprünglicher Zustand des aus dem alttestamentlichen Monotheismus hervorgetretenen Christenthums. Schilderung desselben in seiner ersten, reinen Gestaltung. Einleitung zur Geschichte des traurigen Zerfalls desselben. II. Verunstaltung des Christenthums, hauptsächlich durch die Päpste. Geschichte derselben bis zur Reformation. III. Erhaltung des reinen Christenthums unter allen Stürmen der Zeit und der Weltverfinsterung. IV. Uebersicht der Reformationsgeschichte vom Jahr 1517—1648. V. Darstellung des wesentlichen Inhalts der augsburgischen Confession, mit protestantisch freimüthigen Betrachtungen darüber. VI. Die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche, und Erörterung der Frage, ob dieselben als verbindende Glaubensnorm zu betrachten seien? (Der Verf. beantwortet diese Frage sehr richtig mit: Nein!) VII. Das tridentinische Concilium, als Seitenstück der symbolischen Bücher der evangelischen Kirche. VIII. Geschichte der Päpste von der Reformation bis 1830. Beantwortung der Frage: Sind die Päpste seit der Reformation gebessert worden? (Nein!) IX. Gegenüberstellung der römisch-katholischen und evangelisch-protestantischen Glaubenslehren und Kirchenverfassung. X. Die Reformation, als weltgeschichtliche Erscheinung betrachtet. In einem Anhange werden sodann noch folgende Gegenstände behandelt: 1. Jetzige Stellung Deutschlands zu Rom im Zurückblick auf den Inhalt jener 10 Abschnitte; 2. Geschichtstafel der abendländischen Kirche; 3. Gegenwärtiger Standpunkt der europäischen katholischen Staaten an der Aufklärungsleiter, vorzüglich in kirchlicher Beziehung; 4. Grundlinien eines allgemeinen christlichen Lehrbegriffs; 5. Gedanken über größere Gleichförmigkeit der beiderseitigen Kalender, hauptsächlich in kirchlicher Hinsicht; 6. Weltbürgerlich-christliche Hoffnungsblicke in die Zukunft. Wir haben es für nöthig und zweckgemäß erachtet, den so reichen Inhalt des Buches durch das Vorstehende kurz anzudeuten, da wir doch nicht näher in das Detail der Darstellung selbst, bei der großen Reichhaltigkeit derselben, eingehen können, gleichwol aber die einzelnen Gegenstände derselben, gleichsam in nuce, angeben wollten und angeben zu müssen meinten. Man sieht übrigens aus diesen Angaben, daß das Werk in seinen einzelnen Theilen mehr enthält, als der Titel im Ganzen verspricht. Daß der Verf. seinen Gegenstand, im Sinne der Wahrheit und der Freiheit, auch freimüthig behandelt habe, ist kaum nöthig noch besonders zu erwähnen. Wir empfehlen das Buch in jeder Hinsicht allen Denen, welche an den kirchlichen Bewegungen unserer Zeit Antheil nehmen; schon als Materialiensammlung und Quelle zur Kenntniß unserer Zeit in kirchlicher Beziehung ist dasselbe unentbehrlich, und den Gebrauch des Ganzen in dieser Hinsicht erleichtert hinreichend ein vollständiges Namenregister. Wir können uns zum Schlusse nicht enthalten, hier folgende Stelle aus dem Vorworte zum 2. Bande (S. v, vi) zu entlehnen: „Stets trenne ich katholisch und römisch. Den Katholiken, sofern er weder Papist noch Jesuit ist, liebe ich; den Papisten und Jesuiten verachte oder bekämpfe ich. Gewönnen diese Letztern die Oberhand, dann wehe allen Protestanten, wehe den Wissenschaften, der Aufklärung und ihrer getreuen Dienerin, der Buchdruckerpresse, aber auch wehe dem Heil der Welt! Um ihrer Selbsterhaltung, um der Ehre der Reformation willen, welche nach einem dreißigjährigen Kriege im westfälischen Frieden noch einmal errungen werden mußte, ist es jedem Protestanten unerläßliche Pflicht, alle päpstliche, durch den neugeschaffenen, verbrecherischen Jesuiterorden und seine finsternißliebende Geistesverwandte begünstigte, Eingelenke rastlos zu enthüllen und denselben unermüdet entgegenzuarbeiten. So lange ich noch einen gesunden Athem habe, werde ich mit Luther der Menschheit zurufen: Impleat vos Deus odio Papae! In Rom werde ich am Gründonnerstage als Ketzer öffentlich verflucht; wer wollte das Recht mir bestreiten, dem die Larve abzuziehen, der mich verdammen, der allerbarmenden Liebe Gottes die Hände binden will! In seinen Index mag der Papst mein Werk setzen; in Deutschland wird es nicht ganz ohne Segen gelesen werden". Hoffen wir vielmehr, mit recht vielem Segen und nicht ohne thatenreiche Folgen! wie überhaupt unsere Zeit auch in kirchlicher Hinsicht wichtige Folgen unleugbar in ihrem Schoße birgt. Und „möge", wie der Verf. die Einleitung zum 1. Bande S. 27, 28 schließt, „auch das vorliegende Werk dazu beitragen, daß eine Macht zertrümmert werde, welche, seitdem sie besteht, die Welt mit Unheil erfüllte! Möge aber auch die liebliche Hoffnung in Erfüllung gehen, daß bei einer künftigen Säcularfeier die Klagen nicht mehr gehört werden, welche gegenwärtig immer nachdrücklicher gegen Rom ertönen!" 29.

Romanenliteratur.

1. Vergeltungen. Erzählend dargestellt von Henriette Hanke. Zweites Bändchen. Das Schachspiel. Die Passionsblume. Berlin, Bethge. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Innig, gemüthlich, besonders „Die Passionsblume", die, zart wie die schöne Blüte selbst, Sehnsucht und stille treue Neigung athmet, und doch ist der Mann, der entsagt und duldet und unerschütterlich treu liebt, nicht weibisch; er hat den höhern Muth für Wahrheit und Das, was ihm das Rechte ist, irdische Güter aufzuheben; eine reine Johannesseele, ist er jedoch nicht so von der Materie entkleidet, um formlos zwischen Himmel und Erde zu schwebeln, und eben weil er noch empfinden und genießen kann, reicht ihm das Glück im Spätsommer des Lebens Kränze, die weniger frisch als die des Lenzes, aber voller und dauernder sind. Nächst diesem wahrhaften Diener des Herrn ist seine Base, eine alte Jungfer, die man bei kleinen Schwächen respectiren muß, die Hauptperson in dieser auf die achtbarste Weise rührenden Geschichte. „Das Schachspiel" enthält die Rechtfertigung von schmählichem Verdacht nach langen Jahren und ist eigentlich Anekdote, die zu einer Erzählung erweitert und verändert wurde.

2. Novellen und Erzählungen von Bertha van der Velde. Erstes Bändchen. Leipzig, Leo. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Tochter verspricht den von uns geschiedenen Vater zu ersetzen; kein geringfügiges Lob. Sie hat die Gewohnheiten junger Schriftstellerinnen entweder schon abgelegt, oder vielleicht (wofür sie einer glücklichen Organisation großen Dank schuldet) nie gehabt; sie tändelt und schmelzt nicht hin, rührt kein empfindsames Zuckerwasser ein und häuft nicht Gold auf Gold, Schwulst mit Pathos verwechselnd. Die Schreibart ist natürlich und auf eine anmuthige Weise geschmückt, welche Vorzüge besonders aus der zweiten Erzählung hervorstralen; die erste hängt allzu locker zusammen, die Capriccios einer so launenhaften Frau darzustellen, wie die einst so berühmte Sängerin Gabrieli es war, ist auch keine passende Aufgabe für eine jugendliche weibliche Seele. In der zweiten ist das beliebte Thema der Schriftstellerinnen, „Entsagung", so würdig variirt, als man es selten sieht. Der junge mainzer Bürger, für den sein Bäschen nur Schwesterliebe fühlt, hat nicht den Flecken des Zurückgesetztseins zu büßen; er tritt nicht gegen den kecken welschen Ritter in Schatten, und das Bäschen ist auch keine launenhafte Eigensinnige; die Schwesterliebe ist dadurch motivirt und gerechtfertigt, weil sie von frühester Kindheit an gewohnt war, den Jüngling, der für sie entflammte, als ihren Bruder zu betrachten. Man beklagt sie, daß ihr Herz für einen Mann getroffen wurde, der im Glauben an sie und in der Treue für sie wanken konnte, aber man schilt sie nicht; auch erkennt sie so gut wie die Leser die untadeliche Gesinnung, das zarte und doch kräftige, wahrhaft edle Handeln ihres Adoptivbruders. Der historische Hintergrund, aus dem Kaiser Friedrich II. mithandelnd und repräsentirend in die vordern Reihen tritt, erhebt und vermannichfaltigt die Erzählung und gibt ihr außer dem besondern auch ein allgemeines Interesse.

3. Woldemar. Von Karoline Stahl. Nürnberg, Campe. 1830. 8. 18 Gr.

Das Hauptergebniß, was aus der Erzählung sich ziehen läßt, ist, daß es unter den höchsten, höhern und Mittelständen Leute gibt, die, sie mögen sich nun verlieben, hassen, entzweien, versöhnen, beschützen, sie mögen schweigen oder sprechen, thun oder leiden, überall Langeweile mit sich schleppen, die nicht allein ihnen, sondern auch Allen, die mit ihnen in Berührung kommen, die unzertrennliche Gefährtin verbleibt.

4. Die Abreise. Ein Roman von Regina Frohberg. 2 Bände. Wien, Adolph. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der langen Rede kurzer Sinn ist, daß ein junges Mädchen ihren Vormund zu lieben wähnt, ihn auch wirklich heirathet, und daß dieser sich von ihr trennt, um einen verführerischen Prinzen Platz zu machen, den sie in der That liebt. Mit so wenig Inhalt und einem mäßigen Gedankenvorrath eine Geschichte so auszuspinnen, daß sie nicht nur 2 Bände füllt, sondern man auch ihre Dünne und Leere nicht gleich merkt, ist ein Taschenspielerstück, das nicht ein Jeder nachkünsteln wird.

5. Das Kreuz im Walde, oder der Doppelmord. Eine Erzählung von J. Satori. 2 Bände. Leipzig, Rein. 1830. 8. 2 Thlr.

6. Blanca von Castilien, oder das Opfer der Politik. Von Derselben. 2 Bände. Leipzig, Rein. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein verwöhnter junger Fant verschmäht in der ersten Erzählung die ihm bestimmte Braut, theils weil sie nicht kokett, theils weil sie ihm bestimmt ist, und läuft mit ihrer Schwester davon, die in das Geschlecht der pikanten nez retroussés gehört. Die Verlassene macht das Glück eines wackern Mannes, der auf den Herrn Schwager eifersüchtig wird, der, bald genug der Frau überdrüssig, in die ehemalige Braut sich verliebt, im Zweikampf von des Beleidigten Hand fällt, sowie er ihn tödtlich verwundet. Die Geschichte konnte sich gestern zutragen, sowol der Fabel als der Einkleidung nach; allein, sie ist sans rime et raison in das Jahr 1624 verlegt, wozu sich des Vaters der beiden Schwestern Leibfluch: Donner und Doria, verwunderlich ausnimmt, übrigens nicht das Modernste bei der Sache ist. *Damit die Rührung nicht zu heftig afficire, liest der erzählende Urenkel jenes* Ermordeten als lustiges Nachspiel *einen Brief vor, in dem von* manntollen Jungfern und abgepufften Theatercoups, von Misverständnissen, forcirten Heirathen die Rede ist, die für den Geschmack eines Mannes kein verbrieftes Zeugniß ablegen würden, bei einer Dame jedoch unerklärlich sind.

Der zweite Roman reiht mühsam einige historische Thatsachen aneinander, ohne sie in Einklang bringen, ohne für Begebenheiten und Personen Interesse erregen zu können. Blanca von Castilien, die Mutter Ludwigs des Heiligen von Frankreich, muß ihrer Liebe entsagen, weil der Mann ihrer Wahl ihr nicht ebenbürtig ist. Das Hoffräulein kommt besser weg, die darf thun, was das Herz begehrt; dafür ist sie auch nicht so vornehm wie ihre Herrin, für die eine glückliche Liebe sich gar nicht geziemen würde. Die erlauchte Dame seufzt und faßt großmüthige Entschlüsse, befreit den aufgedrungenen Gemahl aus allerlei Gefahren und läßt ahnen, was in den nächsten Bänden, die noch füglich folgen können, sie für Prachtthaten zu vollbringen Willens sei, wenn anders die Geduld der Leser so langathmig wie der Fürstin Rede ist. 84.

Notiz.

Die Cholera Morbus.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 7. März d. J. sprach Moreau de Jonnes über den bekannten Brief des Dr. Jährnichen, in Bezug auf die Cholera Morbus in Rußland. Jährnichen schließt aus den Thatsachen, die seiner Beurtheilung vorlagen, erstens, daß die Krankheit nicht eher als an den westlichen Grenzen von Europa stehen bleiben werde; zweitens, daß ihre Verheerungen um so furchtbarer sein werden, je weiter sie nach dem gemäßigten Himmelsstriche verrückt; drittens, daß alle Hülfsmittel der Kunst gegen sie ohne Erfolg sind. Merkwürdig genug leugnet Jährnichen, während er doch ankündigt, daß die Cholera ihren Umzug durch ganz Europa halten werde, zugleich, daß sie ansteckender Natur sei. Er scheint demnach den Begriff der Contagion auf jene Krankheiten zu beschränken, welche sich durch die unmittelbare Berührung mittheilen; denn daß die Cholera durch Emanationen aus dem Körper des mit derselben Behafteten verbreitet werde, gibt er selbst zu. Aber auch das dürfte noch keineswegs entschieden sein, daß der Krankheitsstoff der Cholera blos durch die Lungenabsorption und nicht auch durch die Hautabsorption eingesaugt werde. Jedenfalls ist es klar, daß, sowie ein einzelnes Individuum den Krankheitsstoff, auf welche Weise auch immer, Andern mittheilen kann, es von der höchsten Wichtigkeit wird, jede Verbindung zwischen den Orten, an denen die Krankheit wüthet, und jenen, die noch nicht angesteckt sind, zu verhindern. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 101. — 11. April 1831.

Die Saint-Simonisten.

Es ist schon so viel über die Saint-Simonisten geschrieben worden, daß man wahrscheinlich neugierig ist, zu erfahren, was denn eigentlich die Simonisten sind. Wer hat nicht 10 Mal gelesen, daß die Simonisten eine neue Religion erfunden haben, welche sie für die alleinseligmachende halten; daß sie öffentlich Reden perorieren, wobei sich eine Menge hübsche Frauenzimmer einfinden; daß sie besonders die katholische Religion angreifen und einen Papst erwählt haben und übrigens sehr curiose Leute sind? Von allen Dem und der Erbitterung, welche in der Kammer der Abgeordneten gegen die Simonisten ausgebrochen, und von den Bonmots, welche die kleinen Blätter zugleich gegen die Kammer und gegen die Simonisten schleudern, ist seit langer Zeit die Kunde nach Deutschland gelangt; was denn aber eigentlich die Simonisten sind und wollen, warum sie mit den frühern Religionen unzufrieden, ob und in wiefern sie curiose Leute sind, ob und inwiefern sie große Ideen in Umlauf bringen, hiermit hat man in Deutschland noch nicht Zeit gehabt sich reiflich zu beschäftigen; und so will ich es denn versuchen, meine geehrten Leser in den Ursprung, in alle Dogmen und Mysterien des Simonismus einzuweihen, ihnen vor Allem die Theogonie der neuen Religion zu enthüllen. A Jove principium: wir beginnen mit der Lebensbeschreibung Saint-Simon's.

Das haben aber meine Leser alle dem Guttenberg zu danken. Seitdem der Druck dem Menschen Auge, Ohr und Verstand öffnete, bleiben religiöse Mysterien nicht lange ein Geheimniß. Es hat wenig Religionen in der Welt gegeben, von denen man so bald und so deutlich nachweisen konnte wie vom Simonismus, auf welche Weise sie ausgedacht, redigirt, anempfohlen, verkämpft, verbreitet wurden. Was der Urheber eines Glaubens und seine Jünger für Zwecke hatten, blieb der Menge Jahrhunderte lang Geheimniß. Der Ursprung mancher Religionen ist in so tiefes Dunkel gehüllt, daß man, wie vom Buddhismus z. B., noch nicht genau weiß, ob sie einige Breitengrade südlicher oder nördlicher entstanden, wer der Erfinder war, warum diese und jene Bräuche sich mit dem Ausüben der Religionen verbanden. Ganz anders beim Simonismus. Da sehen wir ordentlich das Gräschen wachsen; wir sehen, wie und wo, in welcher Straße zu Paris der sorgsame Pflanzer den Keim legt; wie und warum sogar der Keim sich entwickelt, Wurzeln treibt und bereits Hesperidenzweige über Frankreich und weiter hinaus verbreitet. Solche wichtige Probleme der Glaubensgeschichte lassen sich jetzt in einem gedruckten Journalartikel beseitigen, und es ist der Mühe werth, einen solchen Artikel zu schreiben, um den künftigen Theologen Foliountersuchungen zu ersparen; ehe ich aber zu dem neuen Evangelium übergehe, muß ich, versprochenermaßen, Saint-Simon's Biographie erzählen.

Charles Henri de Saint-Simon, 1760 geboren, stammte, mittels der Grafen von Vermandois, von Karl dem Großen ab, und gewiß ist, daß er als 18jähriger Jüngling nach Amerika schiffte, unter Bouillé und Washington 5 Feldzüge mitmachte, den Cincinnatusorden bekam und jene Feldzüge mit den Worten beschloß: „Ich bin nicht zum Soldaten geboren. Mein Beruf ist, die menschliche Cultur zu vervollkommnen". Diese Antipathie ist um so erklärbarer, als er eine Zeitlang Kriegsgefangener war. Er legte sich nun wirklich darauf, das Rad der menschlichen Cultur um einen Schritt weiter zu führen, und erfand, als er nach Paris zurückgekommen war, eine Art Diligencen, die man Blitzwagen nannte (éclairs). Diese Unternehmung fiel übel aus, allein, sie war nicht der letzte Zweck Saint-Simon's: „ich wollte mich nur deshalb bereichern", sagte er, „um eine wissenschaftliche Schule des Culturfortschrittes zu gründen und das Schicksal des Menschengeschlechts zu erleichtern". Die Blitzwagen gingen nicht, und Saint-Simon wurde Buchhändler, wollte aber besonders ein von ihm selbst verfaßtes Buch verkaufen, der Menschlichkeit zu Liebe. Er ließ zu diesem Zwecke eine große Liste von Subscribenten drucken; doch erklärten Letztere öffentlich, sie hätten nicht subscribirt, weshalb denn das periodische Werk nicht bis zur zweiten Nummer gelangte. Undankbare Menschheit!

War Saint-Simon unglücklich im Felde, in den Diligencen und im Buchhandel, so war er doppelt unglücklich als Heirathsbewerber und Gemahl. Von reicher Familie, hatte er ein armes Mädchen geheirathet, ließ aber plötzlich seine Frau vor einem pariser Maire erscheinen und sprach von Ehescheidung. Saint-Simon schluchzte

so laut, daß der gerührte Maire sich an dessen Frau wandte und sie um Gottes willen fragte, warum sie ihren Mann im Stiche lassen wolle. „Er läßt mich im Stiche", erwiderte die Unglückliche, „und ich armes Weib weiß nicht, wovon ich morgen leben soll". Saint-Simon ließ sich scheiden, betheuerte seinen tiefen Schmerz, und seine Frau schreibt in der Verzweiflung bis auf den heutigen Tag Romane, unter dem Namen de Bawr. Warum nun diese Trennung? St.-Simon hatte dabei einen großen Zweck, zu Gunsten der Menschheit. Er eilte zu Frau v. Staël, warf sich auf seine Knie, beschwor sie, die größte Frau des Jahrhunderts, sich augenblicklich mit dem größten Manne des Jahrhunderts zu vermählen, im Interesse der Menschheit. Er hatte den theuersten Banden entsagt, um diese neuen Bande zu flechten, und — die grausame Staël gab ihm einen Korb. Was doch ein frommer Mann für Unbill im Leben erleiden muß!

Philosophie! Tochter des Himmels! du versüßest den bittern Kelch des Dulders! Unglücklich in Allem, was er angriff, legte sich St.-Simon auf Philosophica. Er war reich, hatte gar nicht nöthig, Blitzwagen zu halten und Buchhandel zu treiben, und zog sich in den ruhigen Faubourg St.-Jacques zurück, wohnte der polytechnischen Schule gegenüber, lud die Professoren ein und trieb 3 Jahre lang Physik. „Ich machte Aufwand", erzählt er in seinen Schriften, „credenzte guten Wein, öffnete den Professoren meine Börse, und sie eröffneten mir ihre Wissenschaft. Ich hatte große Schwierigkeiten zu überwinden; mein Gehirn war nicht mehr nagelfest; ich war nicht mehr jung, hatte aber einen großen Vortheil: große Reisen, Umgang mit geschickten Leuten, und d'Alembert war mein Erzieher. Er hatte in meinem Kopfe ein metaphysisches Netz mit so engen Maschen geflochten, daß kein wichtiges Factum hindurch konnte"; er wollte sagen: hinaus: „qui m'avait tressé un filet métaphysique si serré, qu'aucun fait important ne pouvait passer à travers".

Nachdem besagter Hirnschädel die Natur einer chinesischen Douane angenommen hatte, welche alle Schätze hereinläßt und nicht hinaus, verließ der Inhaber die Gegend der polytechnischen Schule und zog in die Nähe der pariser medizinischen Universität, machte physiologische Bekanntschaften und ließ nicht eher ab, als bis er sich mit sämmtlichen „allgemeinen Ideen" über die Beschaffenheit der organischen Körper vertraut gemacht hatte. „Der Friede von Amiens", erzählt St.-Simon, „erlaubte mir nun, nach England zu reisen. Mein Zweck war, nachzuforschen, ob die Engländer neue allgemeine Ideen entdeckt hätten. Ich kam mit der Gewißheit zurück, daß sie keine neue Capitalidee auf den Werften hatten". Warum reiste St.-Simon nicht gleich nach Deutschland? Diese Frage machte er sich selber und reiste über Genf nach Deutschland. Von letzterer Wanderschaft brachte er die Gewißheit zurück, daß die allgemeine Wissenschaft bei uns noch in der Kindheit wäre; allein, er hegte große Hoffnungen von unserm Vaterlande. Warum reiste St.-Simon nicht etwas später nach Deutschland? Hat die Weltgeschichte eine größere Handelsfreiheit aufzuweisen als den Verkehr der allgemeinen Ideen in unsern lieben Vaterländern? Ich frage jeden Unparteiischen, ob man uns nicht wenigstens diese Gerechtigkeit widerfahren lassen muß?

Wer blos auf allgemeine Ideen und Theorien ausgeht, wer das Materielle vernachlässigt, der eröffnet eines Tags seine Börse oder sein Hauptbuch, macht sein Inventarium und findet Nichts oder Schulden. So geht es Völkern, so ging es St.-Simon. Wer mehr auf Theorie hält als auf Erfahrung, macht wenigstens jene Erfahrung. Das Vermögen St.-Simon's war in demselben Maße geschmolzen, als seine Theorien reif wurden, und seine letzte Zuflucht war die Arbeit, das Schreiben. Napoleon hatte das Institut aufgefodert, Rechenschaft abzulegen, welche Fortschritte die Wissenschaft seit 1789 gemacht, auf welchem Punkte sie sich befände, wie man sie weiterbringen könne. St.-Simon antwortete in den 2 Bänden der „Introduction aux travaux scientifiques du dix-neuvième siècle". Der Hauptgedanke dieses Buches ist: die Wissenschaft müsse sich von der Analysis zur Synthesis, d. h. von der kritischen Nachforschung über Specialitäten zu den allgemeinen Ideen, zu Verallgemeinerungen erheben; man habe sich lange genug mit der Analysis befaßt, ihre Zeit sei aus, und man halte jetzt an der Synthesis. — In Deutschland würde sich Niemand über den Gedanken verwundert haben, dort ist er alt; aber in Frankreich, dem Lande der Kritik, war er neuer und auffallender. Wenn St.-Simon wenigstens den Specialitäten noch einigen Raum gestattet hätte wie unsere Idealphilosophen oder wie Cousin; aber nein: Ihr habt Euch Jahrhunderte hindurch mit Kritik über Lappalien beschäftigt; kritisirt gar nicht mehr! Ihr habt Euch Jahrhunderte hindurch zu wenig allgemeinen Ideen erhoben; frisch ans Werk und liefert sie zu Dutzenden!

Von diesem Gesichtspunkte aus, der eine einseitige, aber wenigstens nicht gefährliche Richtung durch eine andere, gefährliche einseitige Richtung ersetzen wollte, schrieb St.-Simon seine „Lettres au bureau des longitudes", den „Prospectus d'une nouvelle encyclopédie", ferner: „Mémoires sur la gravitation et sur la science de l'homme", welche letztere Abhandlung noch nicht gedruckt ist. Seine pecuniairen Verhältnisse wurden immer trauriger. „Seit 14 Tagen", schrieb er, „esse ich Brot und trinke Wasser, arbeite in einer ungeheizten Stube und habe meine Kleider verkauft, um für das Geld mein Manuscript abschreiben zu lassen. Die leidenschaftliche Liebe zur Wissenschaft, die Sehnsucht, ein Mittel zu finden, um der fürchterlichen Krise, worin sich die ganze europäische Gesellschaft befindet, ein sanftes Ende zu bereiten, haben mich in dies Elend gebracht". In der Verzweiflung wollte er sich erschießen, allein die Kugel verwundete blos sein Gesicht; darauf schrieb er sein letztes Werk: „Le nouveau christianisme", und starb am 19. Mai 1825. Vor dieser letzten Arbeit hatte er einige andere, politischen und religiösen Inhalts, herausgegeben, unter Anderm: „De la réorganisation de la société euro-

péenne“ und „L'organisateur“. Er starb in den Armen seiner Schüler, die seine Lehre fortpflanzten; ehe wir aber auf dies Capitel kommen, müssen wir untersuchen, was er lehrte.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Badischen.

März 1831.

Blick in einige der neuesten Broschüren, zunächst Baden betreffend.

Eines großen Beweises bedarf es heutzutage kaum mehr, daß die periodische Presse die Haupttriebfeder des Ideenaustausches ist. Diese Wahrheit ist zu sehr anerkannt; aber sie ist auch miskannt, ja Manche thun wol gar, als kennten sie diese Wahrheit gar nicht. Diese sind den Kindern zu vergleichen, welche nicht gesehen zu werden vermeinen, wenn sie die Augen zumachen. Die periodische Presse steht, insofern sie Zeitungen betrifft, in Baden auf einer sehr tiefen Stufe. Auf eine klägliche Art winden sich diese schalen Blättchen, Zeitungen genannt, durch die Ereignisse des Tages und erfüllen den Leser mit Ekel über den ewigen Wiederhall des Lobes, den sie dem Absolutismus zollen. Die karlsruher hat es hierin vorzüglich zu einer großen Virtuosität gebracht. Ueber innere Angelegenheiten schweigen die Blätter fast ganz; was sie davon bringen, ist gerade das Oberflächlichste, das Allerunwichtigste. Die Censur tritt der Besprechung vaterländischer Angelegenheiten überall streichend in den Weg und glaubt dadurch den Gegenstand zu vernichten, wenn sie Worte vernichtet.

Diese Reflexion möge als Einleitung zu einer kleinen Schrift dienen, welche vor kurzer Zeit die Presse verlassen hat. 1. Die ganze und vollkommene Preßfreiheit, nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit und ihrer Uebereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt in ehrerbietigster Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung, von C. Th. Welcker. *)

2. An die Welcker'sche Broschüre über den 18. Art. der Bundesacte reihe ich der Vollständigkeit wegen eine Inauguraldissertation über den 18. Art. der Bundesacte von Otto von Wänker. (Freiburg, Groos.) Obgleich diese kleine Schrift das Bekannte über Verfassungen enthält und keine neuen, tiefern Ansichten verräth, so hat sie doch das Verdienst, auf die Versprechungen von Constitutionen hinzudeuten und zu zeigen, daß die staatsbürgerlichen Garantien nur unter dem segensreichen Schatten von Repräsentativverfassungen, nicht in dem Absolutismus zu suchen seien. Ich, und mit mir gewiß noch viele Andere, sehen diese Dissertation als ein Zeichen an, daß in Freiburg unter der Juristenfacultät ein tüchtiger, aufgeklärter Sinn herrsche, der von v. Rotteck, Duttlinger, Welcker und Fritz mächtig angefacht wird. Wer überhaupt aber der Meinung ist, daß in Baden der Sinn für ein reges, öffentliches Treiben (wovon ja das literarische nur ein Zweig ist) mangele, der irrt sich gewaltig. In dem Maße, wie unsere Censur strenge ist, ist dieser Sinn lebendig. Bekommen wir heute Preßfreiheit, so entstehen morgen neben „Sophronizon“, dem Verbesserer von Kirche und Staat, noch mehre dem öffentlichen Leben entsprechende Blätter.

3. Diese Blätter haben schon mehrmals kleiner Schriften erwähnt, welche bei Gelegenheit der Stürme im deutschen Vaterlande zur Wiederherstellung der Ruhe erschienen sind und die gerechten Wünsche der Völker deutscher Zunge laut werden ließen. Darum gehe ich an einer kleinen Schrift nicht vorbei, welche man allgemein dem edeln v. Wessenberg **) zuschreibt: Wünsche des badischen Volkes. Eine Zuschrift an S. K. H. den Durchl. Großherzog von Baden von einem treuergebenen badischen Staatsbürger. Sie ist in Zürich bei Orell erschienen — wegen Censurcollision? — Edle, einfache, aber freie Sprache leuchtet aus ihr hervor; der biedere Verfasser weiß aber auch, wo der Schuh drückt. Den Buchstaben der Verfassung zu beleben, dies sei Ihr Werk! ruft er dem Fürsten zu. Der Verfasser spricht von Erhalten des Guten, aber von stetem Verbessern desselben; er wünscht die verhaßten Veränderungen der Verfassungsurkunde, welche durch die (unlautere) Kammer von 1825 durchgesetzt wurden, aufgehoben; er wünscht das unglückliche Vielregieren beseitigt, worauf dann die Bureaukratie und eine gewisse Volksunmündigkeit wegfallen und die Verantwortlichkeit der obersten Staatsbeamten erst ins Leben treten würde; er spricht von Vereinfachung im Organismus der Staatsverwaltung, von dem Bedürfnisse einer guten Gemeindeordnung, von Verbesserung des Unterrichtes, Freiheit des Handels und der Gewerbe, von dem Wunsche nach technischen Lehranstalten, von Herabsetzung der Salzsteuer, von Trennung der Justiz von der Administration, von einem nothwendig gewordenen neuen Criminalcodex u. s. w. Aber auch Preßfreiheit fodert er, „weil es ohne Freiheit der Gedanken, ihrer Entwickelung und Mittheilung überhaupt keine wahre Freiheit gibt“. So drängt sich Alles nach Preßfreiheit hin. Gewiß erst durch sie wird der süddeutsche Buchhandel einen raschern Umschwung erlangen, den man ihm, nicht ganz mit Unrecht, hat streitig machen wollen.

4. Der Separatismus und dessen Einfluß auf das kirchliche und bürgerliche Leben, von C. Ph. von Sensburg. (Heidelberg, Winter.) Das Schriftchen ist ein besonderer Abdruck aus dem „Sophronizon“ von Paulus. In dem Vorworte bemerkt der Verfasser: „sein Angriff gehe auf den Separatismus, welcher sogar unter dem gemeinen Volke umsichgreife, auf Schreinersbänken abgehobelt, in Bauernkittel eingekleidet und von einigen Pfarrgeistlichen selbst einbiblisirt werde und zu einer der Kirche spottenden und dem Staate lästigen Secte geworden sei“. Gefährlich, muß gesagt werden! Im ersten Abschnitte wird von dem Separatismus bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts gehandelt; sehr kurz und oberflächlich, wie es scheint, ohne alles Quellenstudium. Im zweiten Abschnitt führt der Verf. die scholastische Philosophie als Wiedergebärerin des Separatismus ein und läßt in dieser Periode zwischen Spiritualismus und Materialismus einen Zweikampf bestehen; Secundanten sind Charron, Baco, Locke, Hobbes, Spinoza, Voltaire; der Kampfplatz: Denkfreiheit!! Der dritte Abschnitt enthält (auf 1½ Seiten) eine Vergleichung der Hauptattribute des dermaligen Separatismus mit den Attributen der ältern philosophischen Schismen; sehr flüchtig und ungenügsam ist, was von Charron, Hobbes, Locke und Voltaire angeführt wird. Im vierten Abschnitt ist eine sehr kurze Vergleichung zwischen den Folgen des ältern und neuern Separatismus angestellt, welche sehr zum Nachtheil des letztern ausfällt: „die Gesinnungen und Handlungen der jetzigen Separatisten greifen nachtheilig in das gemeinbürgerliche Leben, in die kirchliche Disciplin, in ihr eignes häusliches Verhältniß und in die ganze Staatssubstanz“. Dann folgt noch ein Prellschuß „auf den lauschenden bösen Geist der aufgeregten Zeit und auf gewisse Associationsideen, womit die jetzige politische Luft geschwängert ist“. Der Verf. vergißt aber, zu sagen, wer die Leidner Flaschen geladen hat, welche die „Associationsideen“ unserer sturmbewegten Zeit bilden. Der fünfte Abschnitt enthält Thatsachen, welche leider deutlich genug die Gefährlichkeit des Separatismus zeigen. Vorzüglich die verkehrte Methode des Unterrichts bei den Separatistenkindern findet ihre Würdigung; dann spricht der Verf. von der unsinnigen Auslegung der Psalmen, deren er mehre anführt und für Stützpunkte des Separatismus erklärt. Von wahrer und falscher Denk- und Gewissensfreiheit wird im sechsten Abschnitt gesprochen, dann im siebenten und achten von den kirchlichen und polizeilichen Maßregeln gegen den Separatismus. Hier findet sich manches Treffende gesagt, z. B. „Geist-

---

*) Wir sprechen in der nächsten Lieferung d. Bl. ausführlich über Welcker's Schrift und lassen daher das hier Gesagte weg.

D. Red.

**) Der Schluß des Schriftchens berechtigt ganz zu dieser Annahme; das Volk kennt Die immer wieder, die sich seiner schon angenommen haben.

liche, auch nur einer Association für den Separatismus überwiesen, sollten aller weitern Kirchendienste unfähig erklärt werden; Versetzung in deterius hilft nichts; man übertrüge nur das Gift von einer angesteckten Gemeinde auf eine noch nicht angesteckte". Die Erfahrung beweist die Wahrheit dieser Behauptung leider nur zu sehr! Uebrigens zieht mit allem Rechte der Verf. gegen die frostigen Predigten mancher Geistlichen zu Felde. Er dringt auf strenges Wachen auf die sogenannten Missionsblätter, auf Ausschluß aller Sectirer vom geringsten Amte in der Gemeinde, auf Entfernung der Separatistenkinder von ihren Aeltern 2c. Daß es im Badischen Separatisten gebe, erfahren wir hier durch den Druck von einem hohen Staatsbeamten (s. S. 28 von dem karlsruher Missionsfreunde und seinem Missionshonig!). Den Schluß der Broschüre macht das würtemb. Circularrescript, die Separatisten im Lande (d. h. in Würtemberg) betreffend (vom 27. Dezember 1803). — Vielleicht möchte sich der Verf. über Denk- und Gewissensfreiheit im Allgemeinen hier und da einige nicht ganz richtige Ideen gebildet haben; was er jedoch von dem Separatistenwesen und gegen dasselbe sagt, verdient auch von Auswärtigen beherzigt zu werden.

5. Mit der eben erwähnten Schrift bringe ich in Verbindung „Zwei Epistelpredigten", gehalten von G. Fr. Haag, Pfarrverweser in Hagsfeld bei Karlsruhe. (Karlsruhe, Marx.) Sie liefern den deutlichsten Beweis von der Existenz des Pietismus und Separatismus in der Nähe von Karlsruhe. Es gibt nichts Alberneres und Ekelhafteres auf dem ganzen Erdenrunde als diese 2 Predigten, welche doch mit Erlaubniß der Behörden gedruckt werden mußten. — In der ersten Predigt haranguirt der Mystagoge den Teufel und beweist mit Bibelfestigkeit, daß ein Teufel sei. Alles Absurde, was je vom Teufel den kleinen Kindern vorgeplaudert wird, ist hier als eine Wahrheit aufgetischt und soll den Beweggrund zur Moral geben. Wie der Satan seine listigen Anläufe gegen die armen Menschenkinder macht, ist gar lustig zu lesen für Den, der sich an den gemeinsten Bierkneipenausdrücken erquicken kann. Das Hauptthema ist der Unglaube der Welt; bekanntlich das Textwort aller Sectirer. In der zweiten Predigt beschreibt der fromme Mann die Feinde des Kreuzes. Dieses Machwerk ist ein würdiges Seitenstück zu der Teufelspredigt. Wir wenden uns weg von dem ekelhaften Auswurfe der rohesten Trivialität, welche die Frechheit hat, mit Gottes Wort freventliches Spiel zu treiben.

6. Wir kommen zu einer Flugschrift, welche mehr auf das praktische Leben influirt: Die Abschaffung der Zehnten zum Vortheil der Zehntpflichtigen ohne Nachtheil der Zehntberechtigten, vom Staatsrath von Gensburg. (Heidelberg, Winter.) Nach der Tendenz d. Bl. ist hier nicht der Ort, genauere Rechenschaft über dieses Werkchen zu geben; nur so viel sei gesagt, daß sich die badische Regierung mit Abschaffung dieser, den Ackerbau tödtenden Abgabe beschäftigt, und den Ständen demnächst dahin bezügliche Vorlagen gemacht werden sollen. Ich mache aber hier vorzüglich das Ausland aufmerksam auf dieses Schriftchen, weil das darin Gesagte auch in andern Staaten seine Anwendung finden dürfte.

7. Was ich eben sagte, findet seine Anwendung bei einer etwas größern Broschüre desselben Verfassers: Ideen über einige Probleme im Steuerwesen und über einige andere Gegenstände, die an der Tagesordnung sind. (Heidelberg, Winter.) Ich übergehe deshalb, was der Verf. über directe und indirecte Abgaben, über Zollvereine, Freiheit des Verkehrs 2c. sagt; der Leser wird manches Beherzigenswerthe darin finden. Eine Abhandlung über den Cölibat darf aber nicht übergangen werden, insofern dieser auf den Zustand der Literatur nicht unbedeutenden Einfluß ausübt, und mit der Abschaffung dieser Zwangsanstalt vielleicht mehr Hemmnisse verschwinden, als man denkt. — Der Verfasser will den Cölibat nicht aufgehoben haben; er soll nur in die ehemalige kanonische Ordnung wiederhergestellt werden. „Die Proscenien, welche ehedem zum Presbyteriat führten, sollten mit Rücksicht auf den Zeitgeist wieder eröffnet werden". Allein, eben der Zeitgeist ist's, welcher das Proscenium mit Widerwillen vonsichstößt; die dahinterstehende Bühne des Cölibats, worauf die größten Schandthaten des Erdbodens verübt wurden, machen das ganze Theater des Romanismus zur frivolsten Farce auf die katholische Religion. Mit sehr ungeschickten, leidenschaftlichen Waffen vertheidigt der Verf. den Cölibat, welchen er bald ein Disciplinargesetz, bald ein Dogma nennt. Die Abhandlung hat den Hauptzweck, die bekannt genug gewordene freiburger Bittschrift um Aufhebung des Cölibats lächerlich zu machen und die sich eben versammelnden badischen Landstände von etwaigen Motionen, den Cölibat betreffend, mit ganz unziemlichen Redensarten abzuhalten. Dies scheint sogar das Hauptmotiv der Abhandlung gewesen zu sein, denn es ist kaum glaublich, daß ein wissenschaftlich gebildeter Mann (der ein Alter hat, wo man von seinen Erfahrungen — vorausgesetzt, daß man deren hat machen wollen — zehren kann) der Meinung sein möchte, daß eine längst widerlegte Sache durch Wiederaufwärmung ganz unhaltbarer, ja historisch unwahrer Gründe einige Basis bekommen könne. Wie Welcker in seiner Broschüre über Preßfreiheit sagt, daß Alles, was gegen sie gesprochen worden sei, für sie spreche, so auch bei dem Cölibate, welchen der Verf. als eine conditio sine qua non der Beichte (d. h. der Ohrenbeichte!) betrachtet. Allerdings hängt dies Alles zusammen wie eine festgeschmiedete Kette; das Schmieden verstand Rom von jeher; aber die Ungläubigen wollen keine Ketten mehr tragen. Sächsische Geistliche gehen hier in der neuesten Zeit abermals mit schönem Beispiele voran. Durch des Verf. Seitenhiebe wird der Cölibat nicht mehr fester werden; aber sein Ausfall auf die aufgeklärten Freiburger und „die Sprecher in ständischen Kammern" verdient jedenfalls eine öffentliche Rüge. Wir verlassen diese Abhandlung, deren Gegenstand entschiedenen Einfluß auf Staat, Kirche, Wissenschaft, Cultur überhaupt ausübt, weil sie, zwar ohne allen wissenschaftlichen Werth, nichtsdestoweniger aber in die Literatur hineingeschmuggelt wurde. 174.

Notiz.

Periodische Literatur der Normandie.

Eine merkwürdige Erscheinung und charakteristisch für die demokratisch-föderalistische Richtung, welche die Entwickelung des Nationalgeistes in Frankreich seit der Vernichtung der Napoleonischen Militairdespotie genommen hat, sind die zahlreichen periodischen Blätter, welche in allen einigermaßen bedeutenden Provinzialstädten herauskommen und sich bisher von Jahr zu Jahr vermehrt haben. Wie viel indessen in dieser Beziehung noch immer zu thun ist, ehe Frankreich sich, England und Nordamerika zu geschweigen, nur mit Deutschland vergleichen kann, zeigt z. B. der Zustand der periodischen Presse in der Normandie, einer der aufgeklärtesten und wohlhabendsten Provinzen, welche bei einer Bevölkerung von 2,656,500 Individuen zwar 11—12 gelehrte Gesellschaften, aber an Journalen, außer 5 politischen von größerm und 3 von kleinerm Format, bis ganz vor Kurzem nichts besaß als 2 landwirthschaftliche Bulletins und eine juridische Sammlung. Die „Feuille du Havre", außerdem auch durch ihre Handelsnachrichten nicht uninteressant, führt zwar offenen Krieg gegen die pariser Centralisation; gewonnen wurde jedoch, außer mancher recht treffenden Bemerkung, für die Normandie wenig oder nichts. Erst zu Anfange des v. J. gedieh es dahin, daß eine Gesellschaft von Gelehrten und Literaten zu Caen sich zu der Herausgabe eines wissenschaftlichen Journals, unter dem Titel einer „Revue normande", vereinigte. Das erste Heft wurde in französischen Blättern mit vielem Lobe angezeigt; aber ob durch die neuesten Zeitereignisse und die mit denselben eingetretene Stockung des literarischen Verkehrs nicht die Fortsetzung unterbrochen worden sein mag, finden wir nicht gemeldet. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 102. —— 12. April 1831.

Die Saint-Simonisten.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Saint-Simon hatte den Kopf so voll von Ideen, allgemeinen Ideen, neuen Capitalideen, und war so begierig, der Welt jene Ideen mitzutheilen, daß er nicht wußte, womit er anfangen sollte. Glücklich der Schriftsteller, der wenig Ideen hat! glücklich sein Leser! Ein solcher Schriftsteller sagt uns gleich in der Vorrede Alles, was in seinem Buche steht und macht uns die geistige Arbeit leicht. Wenn wir zum Buche übergehen, ist Alles in voraus erklärt; wir errathen das Ende des Buches, ehe wir es beginnen. Wie ganz anders, wenn man „Le nouveau christianisme" liest, das 1825 bei Bossange erschienen ist. In der Vorrede erfahren wir, das Büchlein sei nichts anders als eine Oppositionsschrift gegen Peyronnet's Sacrileggesetz; am Ende erfahren wir, der Zweck des Werks sei „das Zunehmen der Wohlfahrt unter der ärmsten Volksclasse", und in der Mitte, oder vielmehr auf den meisten Seiten finden wir nichts Anderes als Angriffe gegen alle bestehende Religionen von Anno 1 bis auf unsere Zeit. Das ist aber, beim Lichte besehen, nur zu erklärbar, denn St.-Simon hatte eben den Kopf voller Ideen. Er wollte ein neues Gebäude errichten, das in Paris anfinge und sich nach allen Weltrichtungen bis zu unsern Antipoden erstreckte. Nach welcher Seite hin er bauen wollte, überall stieß er auf früher erbaute Häuser, Kirchen, Ruinen, Tempel. Zum Bauen braucht man Raum, und wenn man über Ruinen bauen kann, so ist es doch schwerer über hohen Kirchen und Palästen. Diese wollte also St.-Simon vor Allem zur Seite schaffen, und ebenso begierig war er, sein eignes Gebäude vollendet zu sehen. Was geschah? die alten Gebäude standen noch, von seinem eignen war kaum der Grundriß fertig, als er starb.

St.-Simon ist im Begriff, seinen Grundriß auszuführen; er will sein neues, religiöses Gebäude errichten; er fängt also an. „Meine Religion", sagt er, „wird zum allgemeinen und alleinigen Glauben werden; die Asiaten und die Afrikaner werden sich bekehren; die Amerikaner, das versteht sich von selbst". Diese Worte machen uns neugierig. Da fällt aber schon unserm Lehrer eine neue Nebenidee ein, die nicht blos wahr, sondern auch lustig ist. Er behauptet nämlich, wenn alle Menschen eine und dieselbe Religion angenommen hätten, so gebe es keine Ketzer mehr. Wir sind um so neugieriger geworden, wir warten ungeduldig auf das neue Gebäude; da stößt St.-Simon auf die erste Schwierigkeit, auf ein schon bestehendes, großes, schwer zu erschütterndes Gebäude — auf die katholische Kirche.

Ich muß bemerken, daß es mich schmerzen würde, wenn Jemand meinen Artikel übel auslegte. Ich verwahre mich und betheuere, daß ich nicht gegen jene Kirche schreibe, sondern St.-Simon. Wenn also für diesen Angriff irgend Einer der Inquisition überliefert werden muß, so ist es ein Todter. Ueberdies greift St.-Simon alle Religionen an, und so heben sich ohne Zweifel seine Angriffe einander auf.

Saint-Simon's Angriffe gegen den Katholicismus. „Ich entbiete", sagt St.-Simon, „meinen Gruß dem Papste, der da sagt, er sei Christ, der da behauptet, er sei unfehlbar, der da annimmt den Titel eines Stellvertreters Christi, und lade ihn vor, aufdaß er mir antworte mit klaren Worten und ohne mystische Redensart, aufdaß er antworte auf die 4 Beschuldigungen der Ketzerei, die ich gegen die katholische Kirche vorbringe". Darauf beginnt St.-Simon jede der 4 Beschuldigungen mit den Worten: „J'accuse le pape et son église (ou et les cardinaux) d'hérésie sous ce 1r chef, 2e chef" u. s. w., und wirft ihm vor, daß die katholische Geistlichkeit den Laien schlechten Unterricht gebe, unwissend sei, ein gebieterisches Benehmen habe, der Inquisition und den Jesuiten hold gewesen sei.

Dessen Angriffe gegen die lutherische Religion. Ketzer sind die Lutheraner St.-Simon zufolge deswegen, weil ihre Moral nicht passend genug für die jetzige Zeit ist; weil sie Krieg führen; weil ihr Cultus zu prosaisch ist, und weil Luther die Dogmen der Bibel für ewige Zeiten anerkenne, als ob die Mathematiker und Chemiker ihren alten Büchern ewig Glauben beimessen wollten u. dgl. m.

„Wenn ich selbst richtig und gut spreche", sagt St.-Simon, „so habe ich im Namen Gottes gesprochen". Seine eigne Religion habe den Zweck, die Gelehrten, Künstler und Gewerbtreibenden zu verbinden und aus ihnen die Generaldirectoren der menschlichen Gesellschaft zu machen. Er wolle übrigens Niemand zwingen, seine Religion an-

zunehmen, sondern er wendet sich nur an die heilige Allianz, damit sie dieselbe überall einführen möchte. Dies ist der Hauptinhalt des „Nouveau christianisme“.

Die Schüler St.-Simon's stifteten nach seinem Tode das Journal: „Le producteur“, welches Geldverlust producirte; 1829 den „Organisateur“, dessen Organismus nächstens den Dienst versagen wird, und kauften endlich den „Globe“, der seitdem keine Käufer hat. Dieselben verfolgen übrigens ihren Zweck mit Eifer und möchten es dahin bringen, daß die ganze Menschheit einst so weit gelange als St.-Simon gelangt ist. Die Philosophen, welche vor ihm lebten, sagen die Simonisten, haben bereits gesagt, daß die Menschheit weiter schreiten könne; aber Jener sage zuerst, durch welche Mittel.

Diese Mittel wollen wir nun studiren. Die Simonisten theilen die Weltgeschichte in organische Epochen, worin die Menschheit eine Bestimmung vor Augen habe, und in kritische Epochen, wo das Gegentheil stattfindet. Die Weltgeschichte solle von nun an organisch werden. Der Polytheismus sei organisch gewesen, kritisch die Zeit der griechischen Philosophie; die Zeit des Christenthums organisch, aber seit der Reformation seien wir wieder kritisch, und dies dauere schon zu lange. Deswegen, scheint es, hat sich St.-Simon an die heilige Allianz gewendet.

Die Menschen sollen eine allgemeine Verbindung schließen. Kein Punkt der Erdkugel dürfe sich ausschließen. Es gab schon bisher Verbindungen: Familien, Städte, Nationen und den Katholicismus. Aber die Familie veruneinigt sich unter sich, die Stadt kämpft gegen eine andere, Nationen führen Krieg, der Katholicismus ist nicht allgemein, sogar einigermaßen zerfallen. Dies waren provisorische Verhältnisse; der Simonismus ist definitiv.

Die Gesellschaft war stets im Fortschritt. Sie fraß sich Anfangs einander auf, dann gab es Sklaven, dann Leibeigne, endlich wurde die arbeitende Classe frei. Auf ihr lasten immerhin noch die größten Beschwerden, und der Simonismus hat zum Zweck, die Classe der Arbeiter zur ersten im Weltstaate zu machen.

Das Eigenthum bestand einst großentheils aus Sklaven, dann aus Lehnen, dann waren noch die Erstgeborenen bevorrechtet, endlich theilte man das Eigenthum in gleichen Portionen unter alle Kinder. Dem Simonismus zufolge soll nicht die Familie, sondern der Staat alles producirende Eigenthum erben.

Was soll aber der Staat mit all diesen Schätzen anfangen? Er soll ein hierarchisches System bilden, antworten die Simonisten, und in Zukunft soll das Vermögen nicht vom Vater zum Sohne, sondern vom Fähigen zum Fähigen übergehen. Wie jetzt eine Magistratsperson, ein Beamter der Verwaltung, ein Offizier an die Stelle einer andern Magistratsperson, eines andern Beamten u. s. w. tritt, soll hinfort der Künstler die Erbschaft des Künstlers, der Gelehrte oder Gewerbtreibende die des Gelehrten oder Industriellen erhalten.

Die Simonisten glauben an die natürliche Ungleichheit der Menschen; allein, sie verlangen, daß alle Privilegien der Geburt abgeschafft werden und vor Allem die Erblichkeit. Der Grund und Boden, das Geld soll in die Hände einer hierarchischen Association übergehen, und aus der gemeinschaftlichen Summe wird Jeder so viel erhalten, als er durch seine Fähigkeit verdient.

Als noch Kasten bestanden, ging jeder Rang, jede Profession vom Vater auf den Sohn über, dann politische Stellen, später gewisse Vorrechte und Ehren, endlich bei einigen Völkern nur der Reichthum. Auch letztere Erbschaft soll nunmehr aufhören. Man muß zu diesem Zwecke eine große Centralbank errichten, von welcher andere, immer speciellere abhängen; wer Capitalien braucht, muß die Bank um Geld bitten.

Was die öffentliche Erziehung betrifft, sagen die Simonisten, so muß man, wie wir bereits in dem Artikel über Hrn. Lajous gesehen haben *), nicht blos die Jugend erziehen, sondern auch die erwachsenen Leute. Die Alten hatten ihre olympischen Spiele, Mysterien, Sibyllen, Augurn; das Mittelalter den Katechismus und die Beichte; in Zukunft müsse man ähnliche Anstalten treffen. Die jungen Leute, welche des Elementarunterrichts genossen haben, wird man in Kunst-, Wissenschafts- und Industrieschulen vertheilen, darauf in höhere praktische Anstalten, und wie die Leute ihr Leben lang erzogen werden sollen, haben wir bereits durch Hrn. Lajous gelernt.

Die Gesetzgebung wird außer dem peinlichen auch ein belohnendes Gesetz liefern. Zu einer Zeit, sagen die Simonisten, wo alle unmittelbaren Mittel der Erziehung in der Hand der Staatsgewalt so gut wie null und nichtig sind, weil diese weder Fähigkeit noch Beruf hat, bleibt das Strafgesetz die einzige Waffe, um die menschliche Gesellschaft zum Guten zu lenken. Dies soll anders werden: in Zukunft soll auch ein Jeder nicht seines Gleichen, sondern die unmittelbar über ihm stehenden Obern zu Richtern haben.

Was endlich die Religion betrifft, so habe sie schon bisher immer tiefere Wurzeln in dem Menschen gefaßt: die Polytheisten waren religiöser als die Fetischisten, die Monotheisten religiöser als die Polytheisten; allein, wahrhaft religiös werden erst die Simonisten sein.

Dies sind die hauptsächlichen Grundzüge der neuen Religion. Ueber die zahlreichen Werke, die in den letzten Jahren die Grundzüge weiter entwickelten; über den Aufruf an die Künstler und Zöglinge der polytechnischen Anstalt; über die neue politische Tendenz der Simonisten, ihre öffentlichen Discussionen, Predigten, Missionen, auch über die Vorliebe der neuen Religion für das schöne Geschlecht werde ich vielleicht in einigen folgenden Artikeln sprechen. 65.

Plik und Plok. **)

Unter dem sonderbaren Titel: „Plik et Plok, par Eugène Sue“ (Paris, 1831), ist von einem jungen bisher unbekannten Schriftsteller ein Roman erschienen, dem durch ein freilich nicht blos fühlbares, sondern greifbares Streben nach Originalität es

*) Vgl. Nr. 70 d. Bl. D. Red.

**) Vgl. hierüber unsere Correspondenz aus Paris in Nr. 63 d. Bl. D. Red.

gelungen ist, in Paris großes Aufsehen zu erregen. Wie das Meer schon an und für sich, als etwas Fremdes, Wunderbares, den Landbewohner interessirt, so wird auch in der Kunst, abgesehen von aller Vortrefflichkeit der Ausführung, die Schilderung des Seelebens für uns Binnenländer immer einen eigenthümlichen Reiz haben; wir möchten daher die Wahl des Stoffes, an dem Sue sich versucht hat, indem er sich von dem Hotel Richelieu oder Bourbon auf die offene See hinaus begab, nicht tadeln. Auch die etwas gar zu stark vorherrschende Schiffsprache würden wir verzeihen; denn warum sollten wir uns nicht ein Mal von einem Matrosen in seinem eigenthümlichen Dialekt erzählen lassen? Beschwerlich bleibt es immer, wenn man durch Cooper sich in alle Kunstausdrücke des Schiffswesens eingeweiht glaubt, plötzlich von einem eleganten jungen Pariser überführt zu werden, daß man es kaum bis zu dem ABC gebracht habe. Doch, wie gesagt, auch diese Unannehmlichkeit würden wir uns allenfalls gefallen lassen, sobald wir uns durch echte Poesie, durch kühne Wahrheit der Bilder, durch tief aus dem Leben gegriffene Charakteristik entschädigt sähen. Aber von dem Allen finden wir in „Plik et Plok" mehr Anflüge und Anwandlungen als vollgültige Belege. Statt seinen Stoff zu beherrschen, wird der Dichter von ihm beherrscht; und vielleicht ist es nur gerade diese Meisterlosigkeit, welche dem Ganzen, ungeachtet der gefährlichen Nähe eines Cooper und Byron, den Anstrich von Originalität gibt.

Wir finden in „Plik et Plok" 2 Geschichten, die erste von El Gitano, einem spanischen, die zweite von Kernock, einem französischen Corsaren. El Gitano ist ein spanischer Contrebandier, wie Reisende sie in den Küstenstädten Andalusiens wol gesehen haben, voll südlicher Glut, ein braver Mann, der sein Gewerbe in allen Ehren mit ebenso großer Unbefangenheit treibt als irgend ein Anderer ein anderes. Er durchläuft die spanischen Küsten, bekämpft und besiegt die Alguazils und Küstenwächter und behauptet seine Grundsätze der Moral, indem er Diejenigen erschlägt, die sie ihm widerlegen wollen. Diese Mordthaten und die Räubereien, deren Ertrag er großmüthig vertheilt, ungerechnet, hat man ihm Wenig vorzuwerfen. Er liebt, verschwendet sein Gold, ist gerade und offen, hat eine große Seele und edeln Sinn, ist muthvoll wie ein Löwe; nicht ein Zug von kleinlichem Haß, Neid, Eifersucht. Mit einem Worte, er ist einer jener liebenswürdigen heroischen Verbrecher, die keinen Fehler haben als den, daß sie sich in die hergebrachten Formen des geselligen Lebens nicht recht zu schicken wissen. Daß er den Damen etwas zu sehr ergeben ist, kann man kaum als einen Fehler anrechnen, da die Damen darüber keine Klage erheben. Volenti non fit injuria. Dieses herrliche Leben, das in dem Romane beinahe ebenso prächtig ist als in der Wirklichkeit, nimmt leider ein trauriges Ende: El Gitano wird an einem schönen Morgen gehängt, zur großen Zufriedenheit der Küstenbewohner, der Leute des Hrn. Alcalde und der Kaufleute von Cadix, aber zur größten Betrübniß aller Bettler und aller Schönen in Andalusien.

Kernock, dies ist die andere Geschichte, ein Seeheld der Niederbretagne, dick und ungeschickt von Gestalt, ein Erztölpel, der aber nie vergißt, alle Möglichkeiten des Erfolges zu berechnen, ein Räuber, der nicht um zu genießen und zu verschwenden, sondern um zusammenzuscharen plündert; mit etwas feinerm Verstande und etwas mehr Feigheit das wahre Musterbild eines Geschäftsmannes. Er treibt gleichfalls Contrebande, aber mit einer wohl ausgefertigten Licenz; er ist ganz en régle; Niemand hat ihm ein Wort zu sagen. Wie der Kranke des Molière, der zum Arzt gemacht wird, hat er die Erlaubniß, ungestraft zu tödten, zu rauben, zu schänden „per totam terram" der Engländer, weil man im Kriege mit ihnen ist. Sobald der Krieg beendigt ist, darf er in seine Heimath zurückkehren, sich dort ankaufen, den exemplarischsten Lebenswandel führen und alle Sonntage das ganze Kirchspiel erbauen, dessen Kirchenältester er ist. An einem schönen Morgen wird er dann durch den Herrn Pfarrer feierlich beerdigt, der in einer glänzenden Leichenrede seinen Verlust beweint und ihm die wahrhaftige Grabschrift setzt: „A M. Barbe-Nicolas Kernock, ancien négociant". Daß dieser Gegensatz zwischen dem Leben der beiden Piraten, von denen der eine am Galgen, der andere auf der Ehrenbank seines Kirchspieles stirbt, eine glückliche poetische Idee ist, wollen wir nicht leugnen; doch mußte gerade das beständige Festhalten dieser Idee, das Durchführen dieses Gegensatzes durch alle denkbaren Details den Eindruck des Ganzen erdrücken, indem es den Dichter verleitete, statt mit kecken breiten Pinselstrichen bestimmte Individualitäten hinzuwerfen, seine Charaktere zu Repräsentanten allgemeiner Gattungsbegriffe zu erweitern, denen, bei allem Glanze des Colorits und bei aller Sorgfalt der Zeichnung, immer die Wahrheit des Lebens fehlen wird. 178.

Aus Italien.

Die „Biblioteca italiana" sucht im ersten Hefte des Jahrganges 1831 eine Lücke auszufüllen, die bisher von den Freunden der italienischen Literatur darin als wesentlich bemerkt wurde. Sie gibt einen Nekrolog neuerlich verstorbener ausgezeichneter Italiener; freilich noch dürftig genug, aber sie gibt doch. Für Ultramontanen sind nicht alle Namen von gleicher Bedeutung, daher sei Derer hier nur ausführlicher gedacht, die auch diesseits der Alpen vermißt werden.

Am 10. Febr. 1830 starb blind und arm zu Florenz Cosimo Giotti, Verf. mehrer Dramen, unter denen „Agide", „Gusmano", „Almeida" und „Ines de Castro" mehre Auflagen erlebten. Er war zu Florenz 1759 geb. und wird wegen seiner Kenntniß vaterländischer Geschichte und der Leichtigkeit seiner Unterhaltung gepriesen. Als praktischer Weiser habe er sich durch Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten bewährt.

Am 10. Juni dess. J. zu Pisa, als Oberarzt beim dortigen Spitale, der Uebersetzer von Frank's „Ratio medendi instituti clin. Ticinensis", Ranieri Comandoli, geb. zu Pisa 1755.

Am 29. Mai dess. J. zu Florenz Luigi Eustachio Polidori, Prof. der Physiologie und der gerichtlichen Arzneiwissenschaft in Pisa. Unter seinen Schriften werden die „Opuscoli spettanti alla fisica animale", vom J. 1789, besonders hervorgehoben. Das Jahr seiner Geburt ist nicht erwähnt.

Am 17. Febr. dess. J. zu Livorno der Ritter Gaetano Palloni, geb. zu Montevarchi im Toscanischen, dessen ausgezeichneter Thätigkeit man die glückliche Hemmung des gelben Fiebers verdankte, das 1804 in Livorno ausgebrochen war. Auch die Verbreitung der Schutzpocken in Toscana wird ihm zugeschrieben. Als Generalsecretair der italienischen Akademie zu Pisa bewährte er die Regsamkeit, die sein ganzes Leben bezeichnet, indem er sie aus ihrem Todtenschlummer erweckte. Stiftungen für die labronische Akademie und die ärztliche Gesellschaft zu Livorno hatten die Absicht, beide nicht darein verfallen zu lassen.

Am 14. Juli dess. J. Antonio Tadini zu Romano, im Gebiete von Bergamo, wo er auch am 31. Jan. 1754 geb. war: ein Mann, der die mannichfaltigsten Lebenswechsel durchgemacht zu haben scheint. Dem geistlichen Stand gewidmet, wandte er seine Neigung der Mathematik und Physik zu, und mit solchem Erfolge, daß er als noch junger Mann schon mit Lor. Mascheroni wechselnd den Lehrstuhl zu Bergamo betreten konnte. Weitere Ausbildung suchte er auf Reisen, wo der Lauf der Ströme und die damit zusammenhängenden Gesetze der Hydraulik ein Hauptgegenstand seiner Untersuchung war. Bei ernsten Wissenschaften nicht sein Genügen findend, gab er sich den Bewegungen der Zeit hin. Als Minister des Innern der cisalpinischen Republik mußte er aber bald bemerken, wie wenig die Geschäfte des öffentlichen Lebens mit den Studien der Gelehrten vereinbar sind. Mehr an seinem Platze als Aufseher über das Wasserwesen im Königreiche Italien, gab er jedoch auch diese Stelle auf, als seine Ansichten nicht mehr Eingang fanden. An den Ort seiner Geburt zurückgezogen, gab er 1815 zu Mailand die Schrift: „Quotidiana terrae conversio devio corporum casu demonstrata", später eine andere: „Del movimento e delle misure delle acque correnti", heraus, zu der nach seinem Tode noch ein Werk hinzu-

kam: „Di varie cose all' idraulica pertinenti“, das auf öffentliche Kosten mit entsprechendem Aufwande gedruckt ward.

Am 5. März 1830 Francesco Mengotti, geb. zu Fonzaco, im Gebiete von Feltre, im J. 1749. Eine von der Akademie der Inschriften zu Paris im J. 1785 gekrönte Abhandlung über den Handel der Römer von den punischen Kriegen bis zu Konstantins Zeiten, entschied seine Neigung zu Untersuchungen über den Staatshaushalt, denen er von da ab als Schriftsteller und Geschäftsmann seine Talente zuwandte. Unter den mancherlei öffentlichen Stellen, die er bekleidete, verdient die eines Senators des lombardischen Königreichs bemerkt zu werden. Auch die zurückkehrende östreichische Regierung wußte seine Einsichten zu benutzen: als Gubernialrath in Venedig, als Vicepräsident der Steuergiunta in Mailand diente er dem Staate, bis Altersschwäche ihn zum Ruhestand zwang.

Am 5. Sept. dess. J. Ercole Angiolo Carloni zu Mailand, im J. 1764 geboren. Aus Liebe für die geschichtlichen Hülfswissenschaften, besonders die Diplomatik, trat er in den Cistercienserorden, als Joseph II. eine Schule der Diplomatik bei den Cisterciensern in St.-Ambrogio zu Mailand errichtete. Bei den „Instituzioni diplomatiche“ war er dem P. Fumagalli von wesentlichem Nutzen, und die durch jene fleißigen Mönche in die diplomatischen Schätze Mailands gebrachte Ordnung hat sie vor der Zerstreuung und Zerstörung bewahrt, die bei der Aufhebung des Klosters ihnen drohte. Seit der Errichtung des diplomatischen Archivs zu Mailand im J. 1816 erhielt er dabei als Mitarbeiter eine Anstellung. Ein Werk über die Periode der beiden Berengare, 888, bis zu Otto I. Zuge nach Wälschland, 961, mit Zuziehung von Urkunden, war schon dem Drucke nahe, als der Tod ihn abrief. Man beklagt, daß er keinen Schüler gezogen, der ihn zu ersetzen im Stande sei.

Im Oktober dess. J. zu Mailand Gaetano Franchetti, der Verf. der vollständigsten und empfehlenswerthesten Beschreibung des Domes zu Mailand.

Am 18. Dez. zu Turin Andrea Bonelli, Prof. der Naturgeschichte an der dortigen Universität, geb. zu Cuneo, im J. 1785. Ein Werk über die carabi, ein „Specimen faunae subalpinae“, ein neuentdeckter Fisch: Trachitterus crestutus und mehre einzelne Aufsätze begründen den gerechten Schmerz bei seinem frühen Verluste.

Im Juni dess. J. Graf Giov. Francesco Napione zu Turin, wo er im J. 1748 geb. war. Er verwaltete dort das Amt eines Studiendirectors bei der königl. Universität und eines Präsidenten bei dem Archive. Die Zahl der Schriften des Grafen Napione, der Monti's „Proposta“ durch sein Werk: „Dell' uso e dei pregi della lingua italiana“, verarbeitete, beläuft sich Alles in Allem auf 86.

Im Juli zu Savona Celestino Massucco, Lehrer der Rhetorik an der Universität zu Genua. Eine Uebersetzung des Florus und eine prosaische des Horaz werden seinen Namen schwerlich erhalten.

Am 4. Oktober zu Mailand Graf Giov. Luosi, geb. 1755 zu Mirandola, unter der Republik und dem Königreiche Italien Justizminister und Ehrenmitglied des italienischen Instituts. Seit der Herstellung lebte er in ehrenvoller Ruhe zu Mailand.

Im September zu Florenz Cav. Giov. Fini, ebendas. 1760 geb. Ein paar lateinische Gedichte: „Eusebius, s. de christiana educatione“ (1825) und „De aqua“ (1829), beweisen, daß er die durch öffentliche Thätigkeit erworbene Muße literarisch zu verwenden verstand.

Im Sept. Pietro Rudoni, Kanonikus von St.-Babila, geb. 1762. Als Secretair des Erzbischofs von Mailand wohnte er der Versammlung zu Lyon bei. Seine erst seit 1820 erschienenen Schriften sind homilistisch.

Am 10. Oktober zu Bologna Giov. Batt. Martinetti, geb. 1764 im Pavesischen. Durch Zambrocari unterstützt, bildete er sich in Bologna für Hydraulik und Architektur aus und erlangte bald eine Art von Berühmtheit. Unter den Werken, die er an seinem Wohnorte Bologna ausführte, wird besonders das Haus des Grafen Aldini auf einem Hügel (il monte) nahe bei der Stadt genannt, und, durch Cardinal Consalvi nach Rom berufen, gab er das Schlachthaus an, das den Piaz dei Popolo auf der einen Seite einfaßt. 35.

Humoristische Reisebilder, entworfen auf einer Wanderung durch Berlin, Dresden, die sächsische Schweiz, Teplitz, Prag, und heimwärts durch Weimar, Göttingen, Hanover. Meißen, Gödsche. 1831. 8. 22 Gr.

Es ist schon kürzlich einmal von Literaturpöbel in d. Bl. die Rede gewesen; hier findet sich neue Gesellschaft dazu, wenn anders nicht der Verf. ein sehr bekannter Schriftsteller solcher Art und Weise ist, was wir jedoch nur muthmaßlich glauben können. Durch den leeren Beutel gedrängt, schreibt er ein Tagebuch ins Reine, vielleicht auch erst aus dem Kopfe, das eine bloße Müßiggängerreise durch die genannten Städte und resp. Landstriche ist. Schade um das nicht ganz zu verkennende Talent des Verfs.! Wäre das Ganze so wie der Artikel Dresden gehalten; hätte er sich des Edeln befleißigt und mehre, aber rein gehaltene Schilderungen wie die der sächsischen Schweiz geliefert, so könnte sein Buch wol auf den Tischen der Gebildeten liegen, wenn es auch sonst wenig Gehalt hat. Aber leider werden seine nach dem Leben entworfenen Bilder durch gemeine, ja boshafte Ausfälle auf achtbare Personen, oder doch durch Anekdoten verunstaltet, die nur Leute aus gemeiner Gesellschaft eifrig zu verbreiten pflegen. Gar Vieles erinnert an die schlechtesten Züge von Müllner, ja, man möchte den Verf. dessen würdigen Schüler nennen. Dazu dann, daß der berliner Aufenthalt, so launig und, leider, gut er auch im Ganzen erzählt ist, sich doch nur um ein wahrscheinlich erfundenes Abenteuer mit einer Person aus einem liederlichen Hause dreht. Alles Uebrige über diese Residenz ist flach und flüchtig hingeschrieben. Auch die Verse sind stets unter der Mittelmäßigkeit, oft schlecht, ihr Inhalt häufig gemein. Es ist in der That das Niedrigste aller Geschäfte, ehrwürdigen Männern Schwachheiten aufzustechen oder, was schlimmer ist, nachzusagen, ohne daß es sogar sich der Wahrheit gemäß findet; noch schlimmer, Dergleichen selbst auf Verstorbene, deren Verdienste das Vaterland stets anerkennen wird, auszudehnen und so z. B. auch Göttingen auf ein Paar Seiten zu verunglimpfen, ohne nur im geringsten die Lichttheile danebenzustellen. Möge man die Broschüre durchlesen und etwa 2—3 Mal bei den Lappereien lächeln; am Schluß wird man sie unbefriedigt aus der Hand legen. 46.

Notiz.

Das Conversations-Lexikon.

Ein gewisser Kieser zu Heilbronn hat Florian's Fabeln herausgegeben und in den Noten ganze Stellen aus dem „Conversations-Lexikon“ abgeschrieben, ohne auch nur mit einem Worte zu erwähnen, wo er seinen Raub gefunden. Ein gewisser Hölder zu Stuttgart hat in einem französischen Lesebuch, das er in seiner Einfalt ein „Handbuch der französischen Literatur“ nennt, ganze Seiten aus dem „Conversations-Lexikon“ excerpiet, ohne seine Quelle zu nennen. Der neueste Uebersetzer einiger schalen Machwerke van Florian hat die Biographie dieses Schriftstellers fast wörtlich aus dem „Conversations-Lexikon“ abgeschrieben und verschweigt bescheiden, daß er dies gethan. Was soll man zu dieser Unverschämtheit sagen? Viele tausend Exemplare dieses Werkes sind in Deutschland verbreitet, Jeder sucht sich darin Raths zu erholen, wenn ihn sein Gedächtniß im Stiche läßt, und diese Männer — wenn man Copirmaschinen so nennen darf — glauben, sie könnten ungestraft ein Buch ausschreiben, das ein Eigenthum der Nation geworden? 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 103. —— 13. April 1831.

Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt in ehrerbietigster Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung von C. Th. Welcker. Freiburg, Groos. 1830. Gr. 8. 16 Gr.

Von vornherein, sollte man denken, bedürfte es in jeder Beziehung eher einer Erklärung der Sklaverei als der Freiheit. Allein, jede ursprünglich unbezweifelte Freiheit wird durch die Verhältnisse oder genauer durch die Usurpation der höchsten Beamten nach und nach in Knechtschaft umgekehrt, und wenn vorher unter Freiheit nichts Anderes verstanden werden konnte als das unbezweifelte gleiche Recht, so wird sie jetzt zu einer armseligen Verneinung des jedesmaligen Druckes der Usurpatoren erniedrigt. Sehr erfreulich begegnet uns daher der gesunde Sinn der Engländer und Nordamerikaner, welche, wenigstens in Beziehung auf die Preßfreiheit, durchaus keinen andern als den ursprünglichen Begriff anerkennen und alle Sicherung derselben durch Gesetze aufs bestimmteste verweigern, weil sich die Sache durchaus von selbst verstehe und, irgend einem Zweifel unterworfen zu werden, ebenso wenig geeignet erscheine als die Freiheit zu essen und zu schlafen. Bei uns ist leider diese Angelegenheit viel verwickelter. Durch die Beschlüsse der hohen Bundesversammlung vom 20. Sept. 1819 wurde bekanntlich die Preßfreiheit für alle Schriften unter 20 Bogen suspendirt und ist es gegenwärtig noch, und nur Wenige, wie es scheint, glauben dabei interessirt zu sein, daß sie restituirt werde, weil die Nation noch nicht recht zur Besinnung gekommen ist über die Nothwendigkeit und Vortheile ihres Gebrauches. So kommt es denn, daß große Ungewißheit eingetreten ist in Beziehung auf eine Angelegenheit, worüber wir der Natur der Sache nach ebenso vollständig im Klaren sein müßten als über den Satz, ob ein jeder Mensch an der Luft einen Antheil habe, wie viel er nehmen dürfe, um weder Andern zu nahe zu treten, noch selbst zu platzen, und was endlich ein solches Wesen, wie die Luft, für Nutzen habe. Die Engländer, Nordamerikaner und Franzosen kennen sie auch wirklich ebenso gut wie Licht und Luft, weil sie im Besitz und Genuß sind; wir Deutschen dagegen können uns im Ganzen einer solchen Kenntniß nicht rühmen und sind nun in demselben Nachtheil, worin wir sein würden, wenn wir uns z. B. den freien Gebrauch des Lichtes erst durch Abhandlungen über sein Wesen und seine Nothwendigkeit erobern müßten. Referent fühlt in der That einiges Misbehagen, indem er an dieses nur relativ vernünftige Geschäft, wenn auch nur mittelbar, herangeht, und in eine höchst zerknirschende Disharmonie aller ehrenwerthen Gefühle mit der Vornirtheit und Indolenz dieses aufgeklärten Zeitalters wird sich hoffentlich jeder Leser des vorstehenden Buches am Schluß desselben versetzt fühlen. Dennoch ist es leider nothwendig, den widerlichen Kampf anzunehmen, in welchem wir aber, trotz dem, zuletzt zuverlässig siegen werden, weil unsere Gegner von vornherein gar nicht die Mittel in Händen hatten, ihren Gegensatz rein zu erhalten, und uns in der einen Form alles Das zugestehen mußten, was sie in der andern wegschnitten.

> Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich leicht,
> Wenn Du der Freiheit gänzlich ihn beraubst;

wo das aber nicht möglich ist, da sind auch alle Versuche der Unterjochung völlig vergeblich.

Solche allgemeine Rednerei nun, wie wir sie bis zu diesem Absatz geführt haben, ist, wir bekennen es gern, zur Genüge und recht geistreich von vielen Seiten schon geführt worden, auch hat man nicht unterlassen, alle die Vergleiche und poetischen Wendungen anzubringen, die wir uns soeben erlaubten, die richtige, sachgemäße, erschöpfende Behandlung der Sache dagegen höchst schwierig gefunden. Um so mehr müssen wir es dem würdigen Hrn. Verfasser Dank wissen, daß er unsern schönschreibenden Freunden eine wahre Fundgrube wesentlicher Argumente an die Hand gegeben, dürfen aber auch wol bei dieser Gelegenheit das Schicksal der Sterblichen beklagen; denn selten gibt ihnen der Gott zu dem Guten auch das Schöne: der Styl des sehr schätzenswerthen Welcker'schen Buches ist sehr unverdaulich und darum der Verbreitung seiner Lehren keineswegs förderlich. Alles, was zur Abhülfe dieses Uebelstandes in unsern schwachen Kräften steht, soll demnach ehrlich gethan werden und um so mehr, weil wir anerkennen müssen, daß die Bestimmung des Buches, als eines unterthänigsten Promemoria an die hohe deutsche Bundesversammlung, den unpopulairen Styl vollkommen rechtfertigt, denn es gibt bekanntlich bei uns wie bei Ho-

mer eine Sprache der Götter und eine andere der Menschen, den Curial- und den populairen Styl.

Statt der Vorrede trägt das Buch die Petition an der Spitze, und statt des Buches folgt dann eine Motivirung und Feststellung dieser Vorrede. Die Petition lautet:

Hohe Deutsche Bundesversammlung! Der unterthänigst Unterzeichnete glaubt sich verpflichtet, in Gemäßheit des allen deutschen Bürgern zustehenden Rechtes der Petition an die Hohe Deutsche Bundesversammlung, Hochdieselbe ehrerbietigst zu bitten: Es möge Hochderselben gefallen, zur Verwirklichung des Artikels 18 der deutschen Bundesacte, einestheils alle von der Hohen Bundesversammlung selbst durch die vorübergehenden Ausnahmsgesetze vom 20. Sept. 1819 und vom 16. August 1824 eingeführten Beschränkungen der Preßfreiheit aufzuheben, sodann aber durch allgemeine bundesgesetzliche gänzliche Aufhebung der Censur, mit Begründung der gerichtlichen Verantwortlichkeit und unter Bestimmung der etwa nöthigscheinenden, das natürliche Recht der Preßfreiheit aber selbst nicht gefährdenden polizeilichen Sicherheitsformen, wirkliche Preßfreiheit oder Freiheit der Gedanken und der Wahrheit und ihrer gegenseitigen Mittheilung in allen deutschen Ländern zu begründen; insbesondere und vor Allem aber die *wesentlichste*, die allgemeine oder staatsbürgerliche oder politische, *nämlich die Preßfreiheit der Zeitungen, der Zeit- und Flugschriften.*

Schon diese Petition spricht es aus, welche Preßfreiheit die eigentliche, wesentlichste, um die es sich immer handelt, sei, und im Laufe des beigefügten Promemoria wird ihr Begriff von allen Seiten festgestellt. Es hat VI Capitel und handelt in dem

I. „Von der sittlichen Verwerflichkeit der Censur". Die Hauptgedanken dieses Abschnittes sind ungefähr folgende: Der freie Staat verlangt eine rege Theilnahme aller seiner Mitglieder, in unsern germanisch-europäischen Staaten gibt es nur in dem Willen der Staatsbürger eine Vertheidigung gegen Außen und in der öffentlichen Meinung eine Sicherheit der Regierung, weder der gute Wille der Bürger, fürs Vaterland zu fechten, noch die Macht der öffentlichen Meinung für das bestehende Regierungssystem ist nun aber ohne Einsicht in den Gang der Dinge möglich, und diese in unsern Zeiten nicht in den Urversammlungen des Volkes zu gewinnen; vielmehr verlangt der Begriff unserer Staaten, welche nicht eine Stadt, sondern eine Nation zu umfassen bestimmt sind, ein anderes Mittel der Belehrung über die Staatsangelegenheiten, eine andere Quelle des Patriotismus, der Vereinigung der Nation für die Regierungs- und Nationalangelegenheiten, d. h. des Gemeingeistes, ohne welchen weder die Regierung noch die Nation Macht hat. Dieses Mittel sind die *Zeitungen*. Sie tragen in wenig Tagen die Verhandlungen der Vertreter und die Verfügungen der Regierung durch das ganze Volk. Jeder hat auf die bequemste Weise Theil an den öffentlichen Angelegenheiten. Die Zeitungen, wenn sie gelesen werden wollen, sind gezwungen, im Interesse der Nation zu schreiben, die Nation hat nur einen *sittlichen Willen*, indem sie nur das Gemeinwohl im Auge haben kann; so können die freien öffentlichen Blätter der freien Staaten nur unter der Herrschaft der Ideen des Rechts und der Sittlichkeit gedeihen und schwerlich andere Gesichtspunkte als die des Patriotismus und Gemeinwohls fassen. Diese Ideen und diese Gesichtspunkte werden daher durch sie immer mehr ins Licht gestellt, und indem sie das ganze Leben beherrschen, bereichern sie es mit bewundernswürdigen Tugenden der Einzelnen, während in despotischen Staaten der Zweck der Regierung und der Nation getrennt erscheint, sodaß nur Belohnung die nöthigen Subjecte zur Ausführung ihres Willens vermögen kann und so der Eigennutz und die Schlechtigkeit geradezu die Hauptstützen des unseligen Gebäudes werden. Die Preßfreiheit dient jenem, die Censur diesem System, daher ist die Censur ebenso unsittlich, als die Preßfreiheit sittlich ist. Wie die Censur dazu diene, alle Schandthaten, Misbräuche, Irrthümer mächtiger *Beamten* zu verschleiern, alle Niederträchtigkeit ihrer Helfer zu bemänteln, wie selbst das Christenthum und die Reformation bei der Censur nicht hätten aufkommen können, dies Alles führt der Hr. Verf. sehr zweckmäßig aus und macht dann folgendes Résumé dieses inhaltschweren Abschnittes:

Vor Allem aber in unserer Zeit ist Preßfreiheit die Bedingung des ganzen sittlichen und höhern Menschenlebens. Die frühern Lebensverhältnisse, die alten Autoritätsbande in Religion, Sitte, Recht und Staat sind fast sämmtlich veraltet und zerstört. Werden jetzt nicht aufs Neue Gedanken und Bestrebungen der Menschen auf das Höhere und Sittliche hingewiesen, in einem neuen sittlichen Lebenskreise eingebürgert, so fallen die Menschen und mit ihnen unser ganzer gesellschaftlicher Zustand der Selbstsucht und Sinnlichkeit, dem Verderben anheim. Die heutige sittliche Lebensaufgabe und Lebensordnung aber ist entschieden, *zunächst* mehr als je die *politische*, ist Erhaltung und Vervollkommnung der höhern Menschheit durch eine reformirte und allgemein-freie Gesellschaftsordnung. Ihre unentbehrlichste Grundbedingung aber ist die Preßfreiheit. Was sie zerstört, vernichtet unser heutiges sittliches Leben und die letzten festen Grundlagen von Thron und Altar und Cultur.

II. „Rechtswidrigkeit der Censur".

Die rechtliche Freiheit überhaupt läßt allen selbständigen, mündigen Rechtsgliedern freien Gebrauch und Erwerb aller Kräfte und Güter nach ihrer subjectiven Ueberzeugung oder nach ihrem eignen Gewissen, soweit dieser Erwerb und Gebrauch nur nicht *objectiv* erkennbar rechtsverletzend für fremdes Recht ist.

Das Recht also erlaubt nur 1) Nothwehr zur Aufhebung eines juristisch-erweislichen, gegenwärtigen, bereits begonnenen rechtswidrigen Eingriffs in das fremde Rechtsgebiet, also bei dem Preßgebrauche gerichtliche Beschlagnahme eines bereits durch Druck juristisch erkennbar gewordenen Angriffs, aber mit alsbaldiger gerichtlichen Rechtfertigung der Beschlagnahme, oder mit Freigebung und Schadenersatz; 2) civil- und criminalrechtliche Verantwortlichkeit zur Austilgung vollbrachter Rechtsverletzung.

Die Censur aber ist rechtswidrig: 1) weil sie alle freie Männer *von dem subjectiven Belieben Einzelner abhängig* macht, welches das ganze Wesen der Sklaverei ist, und zwar in Beziehung auf die höchste Foderung der menschlichen Natur, den freien Gebrauch und Austausch der Gedanken; 2) weil sie keinen *Rechtsgrund* und keine *Rechtsgrenze* hat; 3) weil *gegen den Nachtheil* unterdrückter Wahrheit und verdorbenen schriftstellerischen Eigenthums *kein Rechtsmittel* anwendbar ist; 4) weil sie *eine fortdauernde Lüge und Verfälschung der öffentlichen Meinung* ist; 5) weil sie *dem literarischen Verkehrzweige*

ökonomischen Schaden bringt; 6) schon privatrechtlich ist also die Censur die größte aller Rechtsverletzungen, und doch zerstört sie in fast noch höherm Grade das staatsbürgerliche Freiheitsrecht aller Bürger und des ganzen Volkes, das ganze Wesen freier, rechtlicher Staaten und repräsentativer, reichs- und landständischer Verfassungen.

Das Wesen dieser Staaten besteht darin, daß sie über die öffentlichen Angelegenheiten einen Gesammtwillen bilden und zur Ausführung bringen. Das Mittel dazu ist die Preßfreiheit. Es sind noch 3 Punkte, die aber nichts Neues enthalten, sodaß wir freilich wünschen müssen, der gelehrte Hr. Verf. hätte bei seiner Eintheilung etwas mehr Schärfe angewendet.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Frankreich und Europa. Betrachtungen über die neuen Staatserschütterungen in besonderer Rücksicht auf Deutschland, von Karl Panse. Leipzig, Hartmann. 1831. 8. 9 Gr.
2. Sendschreiben an den Verf. der Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten in Deutschland (von Fr. de la Motte-Fouqué). Berlin, Mittler. 1831. 8. 8 Gr.
3. Politisches Neujahrsgeschenk, von E. B. von Baerst. Breslau, Gosohorsky. 1831. 8. 6 Gr.
4. Rom und Belgien, oder: Was will der römische Papst noch im 19. Jahrhunderte? und was sollen die Regierungen? Beantwortet und mit Actenstücken begleitet von einem Freunde der Wahrheit. Neustadt a. d. O., Wagner. 1831. 8. 12 Gr.
5. Worte zur Beherzigung an Deutschlands Edle, Fürsten und Völker, von B. Freih. von Fürth. Aachen, Mayer. 1831. 8. 12 Gr.
6. Was haben die deutschen Bundesstaaten gegenwärtig zu thun? Stuttgart, Steinkopf. 1831. 8. 8 Gr.
7. Der Feldzug in den Niederlanden im J. 1793, von einem sächs. Staabsoffizier. Leipzig, Hartmann. 1831. Gr. 8. 6 Gr.

Deutsche Flugschriften unterscheiden sich von denen der meisten andern europäischen Nationen besonders dadurch, daß man nicht leicht etwas Fliegendes an ihnen bemerken wird, außer etwa das schlechte, nachlässig brochirte Papier. Aber auch dieses liegt im Buchhandel, mit seltenen Ausnahmen, wie Blei, und man begreift in der That nicht, woher ihnen ein so wenigbezeichnender Name geworden ist; es müßte denn sein, wie dies mit Namen öfter geschehen soll, aus Derision. Bei den Engländern und Franzosen freilich gibt es wahre Flugschriften. Vom Augenblick geboren, auf den Augenblick berechnet, fliegen sie, ephemere Libellen, von Hand zu Hand und bringen, von den Wogen der öffentlichen Meinung getragen, oft eine wunderbare, schreckliche oder segensreiche Wirkung hervor. Welchen außerordentlichen Einfluß auf den Gang der französischen Revolution hatte Siéyes': „Qu'est-ce que le tiers-état?" Welchen tiefen, entscheidenden Eindruck machten ihrer Zeit in England die „Letters of Junius", in Frankreich seit der Restauration die Pamphlets von Paul Louis Courier! England, wie Frankreich, hat noch manches andere Flugblatt aufzuweisen, das den genannten wenn nicht an Ruhm, doch an Wirkung wenig nachsteht; Deutschland seit 3 Jahrhunderten auch nicht ein einziges. Aus vielen Gründen, hauptsächlich aber wol, weil dem deutschen Nationalcharakter, wie er auf seiner gegenwärtigen Bildungsstufe sich uns darstellt, nichts so zuwider ist als das schnelle Fertigwerden. Wer in Deutschland bei jeder Gelegenheit sein Urtheil sogleich bereit hat, kann sicher darauf rechnen, als ein voreiliger, oberflächlicher, gehaltloser Schwätzer angesehen zu werden. Zwischen schnell und verschnell machen unsere braven, nur etwas langsamen Landsleute keinen Unterschied.

Unter den kleinen Schriften, deren Titel wir diesem Aufsatze vorgesetzt haben, hat den Vorwurf der Voreiligkeit wol keine zu befürchten. Durch das große Ereigniß hervorgerufen, welches unerwartet wie ein Wetterschlag aus heiterm Himmel in die 15jährige Ruhe unserer alten Europa hineinfiel, hinken diese fliegenden Boten ziemlich spät hinter den Bewegungen her, die sie fördern oder hemmen wollen. Auch dürften sie sämmtlich ihre Kräfte übel berechnet haben. Wenn die gesellschaftliche Ordnung in ihren tiefsten Fundamenten erschüttert wird, so gehören mächtigere Hebel dazu, um ihren Sturz zu verhüten oder unschädlich abzuleiten, als Cathederweisheit und chevatereske Frömmigkeit, wie die Herren Panse und Fouqué sie uns bieten, oder hochfahrende Unwissenheit und Einseitigkeit, mittelloser guter Wille und deutsche Gutmüthigkeit und Schwerfälligkeit, wie wir sie bei den übrigen Herren, von dem niederländisch-deutschen Baron bis zu dem sächsischen Stabsoffizier finden.

Die Frage, um welche es sich in allen Kämpfen unserer Zeit handelt, von deren Lösung die ganze Zukunft nicht blos des europäischen Continents, sondern der Menschheit abhängt, ist in ihrem einfachsten und kürzesten Ausdruck diese: Soll die geistige Fähigkeit über den materiellen Besitz, oder der materielle Besitz über die geistige Fähigkeit herrschen? Wer an eine fortschreitende Entwickelung des Geistes glaubt, kann über die Antwort nicht zweifelhaft sein; denn wie wäre ein Fortschreiten des Geistes möglich, wenn die Bedingung dieses Fortschreitens in ein Element gelegt würde, welches seiner Natur nach jeder Bewegung widersteht? Es bleibt daher nichts Anderes übrig, als entweder einen vollkommenen Stillstand aller Geistesbildung für das Ziel der menschlichen Gesellschaft zu erklären, oder zuzugeben, daß die Ordnung derselben nicht von den Interessen des Besitzes, sondern von denen der Fähigkeit des Geistes abhängen müsse.

Von diesem Standpunkte aus läßt sich durch alle politische Streitigkeiten der letzten Zeit, wie verwirrt sie auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, leicht ein sicherer Ausweg finden. Woher alle jene gewaltsamen Erschütterungen, als weil geistige Kräfte vorhanden sind, welche durch die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse an ihrer freien Entwickelung gehindert werden? Man entbinde den Geist seiner Fesseln, und dieselbe Kraft, die, durch den Druck gespannt, in Empörungen und Revolutionen ausbricht, wird in friedlicher Thätigkeit zum Wohle der Menschheit wirken. Hunderttausende fühlten in Frankreich das Bedürfniß, durch freien Austausch ihrer Gedanken sich gegenseitig zu bilden, durch freie Anwendung ihrer politischen Einsicht auf das Staatsleben ihre äußere Lage zu verbessern; statt dieses Bedürfniß zu befriedigen und von demselben für das gemeine Beste die Vortheile zu ziehen, die jede vermehrte Thätigkeit darbietet, suchte man es durch gesetzwidrige Beschränkungen zu unterdrücken; die Folge war eine Explosion, deren Nachwirkungen alle Länder und Völker Europas durchliefen. In dem benachbarten Belgien war, neben dem Nationalstolze, besonders das religiöse Gefühl gedrückt. Hätte die Regierung diesem freie Entfaltung gestattet, so würde sie in ihm ihre festeste Stütze gefunden haben. Seine Unterdrückung war ihr Sturz. In Polen schien eine fremde Verwaltung sogar jene erste und mächtigste Quelle aller Empfindungen, das Bewußtsein der Nationalexistenz, zu ersticken; mit welchem Erfolge haben wir gesehen. Welche Nebenursachen auch mitgewirkt haben mögen, immer war geistiger Druck der Hauptgrund aller Revolutionen.

Diesen einfachen Satz, der in seinen verschiedenen Modificationen alle die in ihrer äußern Erscheinung so verschiedenartigen Bewegungen unserer Tage erklärt, haben die 7 Verfasser der in dieser Anzeige nebeneinandergestellten Broschüren einer so wenig begriffen als der andere. Panse hat sich begnügt, eine Menge vereinzelter, zum Theil richtiger und geistvoller, zum Theil aber auch gehaltloser oder völlig unbegründeter Bemerkungen über den politischen Zustand einiger europäischen Staa-

ten zusammenzutragen; eine leitende Idee haben wir in diesem Chaos nicht entdecken können, so wenig als einen Zweck, der durch dasselbe erreicht werden sollte. Ganz zum Schluß, auf der vorletzten Seite, scheint ihm der wahre Grund der Bewegung, „deren letztes Ende nicht abzusehen sei", doch noch beigefallen zu sein. „Die Richtung dieser Bewegung", heißt es, „zielt nicht sowol auf den Umsturz des monarchischen Princips, als auf größtmögliche Freiheit der Entwickelung menschlicher Thätigkeit, und diejenigen Staaten oder Staatenvereine, welche diese Freiheit begünstigen, haben am wenigsten zu befürchten". Aber diese Bemerkung, die sich freilich gern für eine Schlußfolge der ganzen vorhergehenden Darstellung geben möchte, steht außer allem ersichtlichen Zusammenhange mit derselben. Besonders zuwider war uns, neben der logischen Haltlosigkeit, ein süßlicher, ästhetischer Ton, der zwar vortrefflich für die leichte Waare einer Romanenfabrik, aber ganz und gar nicht für den männlichen Ernst einer wichtigen politischen Erörterung geeignet ist. Was soll es z. B. bedeuten, wenn (S. 58) von Belgien gesagt wird: „Das Signal ist gegeben; die Kugel des Verhängnisses rollt fort!" S. 59: „Wie aber auch die Würfel fallen mögen, immer scheint die Absicht des Congresses von Wien auf dem Spiele zu stehen, und dieser Umstand ist es, an den sich der politische Knoten schürzt". Wir hätten statt dieser und einiger Dutzend ähnlicher Phrasen lieber eine etwas genauere Kenntniß von der Lage der Dinge gesehen, über die Hr. Panse oft mit dem merkwürdigsten Leichtsinn hinweghüpft. So hält er (S. 53) den Haag für die einzige Residenz des Königs der Niederlande und stellt (S. 59) das Jus devolutionis Ludwigs XIV. mit Napoleons Droit d'alluvion zusammen; daß aber der eigentliche wunde Fleck der belgischen Frage in dem Verhältniß des Großherzogthums Luxemburg zum deutschen Bunde liegt, wird dabei ganz übersehen.

2. De la Motte Fouqué ist durch seine zahlreichen ästhetischen Schriften zu allgemein bekannt, als daß irgend Jemand in dem geringsten Zweifel stehen konnte, was von ihm zu erwarten war, sobald er sich über die neuesten Tagesereignisse vernehmen ließ. Zwei Wanderer, die über eine nacht- und sturmbezogene Heide gehen, sehen (durch die Wolken) nach den Sternbildern empor, die sie auf dieser irdischen Prüfungsbahn leiten sollen. Diese Sternbilder sind natürlich ritterliche Ehre und urkräftiges Gottvertrauen; sie begeistern den deutschen Sangesmund aufs Neue wie in den denkwürdigen Jahren 1813 u. 1814, dem Zeitgeiste, der hier mit Claudius' Worten gar furchtbarlich als ein rechter Riese Goliath geschildert wird, unverzagt entgegenzureiten: „Mit Gott für König und Vaterland!" Unsere „herzlose Verstandesklügelei" kann einmal „die Großes ahnende Gesinnung" des Dichters durchaus nicht „erfassen"; es bleibt uns daher wol nichts Anderes übrig, als dem biederben Preußenhelden ein fröhliches Turnei zu wünschen:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst auserkoren.

3. Das „Politische Neujahrsgeschenk" des Hrn. Baron von der Baerst ist unter aller Kritik. Das Einzige, was wir daraus gelernt haben, ist, daß der Hr. Baron in Hamburg einen Streit mit Wit-Döring gehabt habe, der ihn jetzt höflicher behandle, als er selbst es erwartete, und daß er mit dem Hrn. Baron v. Vitrolles verwandt sei, der kein Abenteurer sein soll.

4. „Rom und Belgien" ist eine ganz tüchtige Zusammenstellung der Thatsachen, welche aus dem Treiben und Umtreiben der katholischen Klerisei in Belgien zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind, doch einseitig von dem protestantischen Gesichtspunkte aufgefaßt, der Monches unbedingt verurtheilt, was selbst dem aufgeklärten Katholiken als löblich erscheinen wird, und außerdem im gegenwärtigen Augenblicke wol etwas veraltet. Wer wird auch von Rom noch Gefahr für die Freiheit befürchten, wenn der Papst im Castello di San-Angelo nicht mehr sicher ist? Die beigefügten Actenstücke sind eine werthvolle Zugabe.

5. Die „Worte zur Beherzigung" hätten in dieser Gestalt füglich ungeschrieben bleiben können. Im Einzelnen richtiger Blick, im Allgemeinen Mangel an Uebersicht und besonders Mangel an positiven Kenntnissen. So wenig der erste Mangel durch sorgfältige Abtheilung in Paragraphen ersetzt wird, so wenig wird es der letzte durch lateinische Dichterstellen, die eine so schlagend beweisende Kraft haben, wie das S. 56 angeführte „medio tutissimus ibis". Als Volksschrift wäre, bei der kernhaften deutschen Gesinnung des Verfs., das Buch wol brauchbar, aber dann müßte vor Allem aller unnütze Prunk mit falscher Gelehrsamkeit entfernt werden.

6. „Was haben die deutschen Bundesstaaten gegenwärtig zu thun?" Die Antwort: Festes Aneinanderschließen und Bereithalten für die Gefahr liegt auf der Hand. Die Rathschläge, welche der Verf. zu diesem Ende gibt, sind äußerst einfach; aber ob es je dahin gedeihen wird, daß alle Bundesstaaten freiwillig wesentlichen Souverainetätsrechten (wie sie die Artikel 6 u. 7 der Bundesacte verbürgen) entsagen, um die Kraft des Ganzen zu erhöhen, dies dürfte mindestens *noch* sehr zweifelhaft erscheinen.

7. „Der Feldzug in den Niederlanden 1793" ist ein schätzbarer Beitrag für die Kriegsgeschichte jener Zeit. Wenn es aber die Absicht des Verfs. war, wie aus dem Eingange hervorzugehen scheint, „die Wunder der Freiheit, Gleichheit und der republikanischen Tapferkeit" der Franzosen durch seine Erzählung herabzusetzen, so vergißt er offenbar nicht nur die vielen furchtbaren Lehren, die wir Deutschen in den Revolutionskriegen empfangen haben, sondern auch die Regel der Klugheit, die jeden, selbst den schwächsten Feind zu verachten verbietet.

Der Gesammteindruck, der von allen diesen Broschüren uns geblieben ist, war — wenn wir auch einzelnes Anerkennungswerthe fanden — der einer politischen Unmündigkeit, die freilich durch die Vergangenheit, wie durch die Gegenwart unseres Vaterlandes, nur zu deutlich erklärt wird. Die Zukunft wird, vielleicht bald, mit andern Geschenken, uns auch die Gabe der Rede bringen. 74.

Notiz.

Ueber die Philosophie des Schlafes.

Unter dem Titel: „The philosophy of sleep", hat ein schottländischer Arzt, Namens Robert Macnish, unlängst ein Werk herausgegeben, in welchem derselbe vorzüglich die Ursachen der Träume untersucht und in ihrer Mannichfaltigkeit zu erklären sich Mühe gibt. Macnish ist ein Anhänger des Gall'schen Systems. Früher gab er eine bemerkenswerthe Abhandlung über die Trunkenheit heraus. Ohne gerade des Glaubens zu sein, die Träume seien eine Art von Wechselwirkung mit einer höhern Welt, hält der Verf. doch dafür, daß durch eine gesteigerte Gefühlsanregung zuweilen sich wunderbare Verbindungen mit der Ferne und Zukunft in der Seele des Schlummernden knüpfen, und theilt zum Beleg einige Vorgänge mit, die ihm selbst in seiner Praxis vorgekommen sind. So will er ein junges Mädchen gekannt haben, die, als ihr Geliebter während des Krieges in Spanien zur Armee dorthin beordert wurde, einem grenzenlosen Schmerz sich überließ und in dieser Stimmung einst träumte, der Geliebte trete bleich und blutend, mit einer weiten Wunde in der Brust, in ihr Zimmer und verkünde ihr, er sei im Kampfe gefallen. Diese Erscheinung wirkte so heftig auf das ohnedies schon in fieberhafter Spannung sich befindende Mädchen, daß sie wenige Tage darauf starb, nachdem sie vorher noch ihren Angehörigen das Traumbild mitgetheilt hatte. Bald darauf erfuhr man, daß der junge Krieger in der That zu derselben Zeit, wo ihn das Mädchen im Traume sah, in einem Gefecht geblieben sei. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 104. —— 14. April 1831.

Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit u. s. w. von C. Th. Welcker.

(Beschluß aus Nr. 103.)

III. „Staatsverderblichkeit der Censur". Sie hindert die organische Vereinigung der Nation und der Regierung und ihrer Kräfte für den gemeinschaftlichen Zweck.

Dies ist eine Anwendung des unter I Ausgeführten, wie nämlich in den heutigen Staaten die periodische Presse das einzige Mittel zur Bewirkung einer nationalen Uebereinstimmung sei. Die Verderblichkeit ihrer Misachtung führt der Verf. folgendermaßen aus:

Die Geschichte der letzten 40 Jahre ist geeignet, auch diesen Wahrheiten Anschaulichkeit zu geben und das Vertrauen auf die durch die freie Presse unterstützten Regierungsmaßregeln zu verstärken. Dauernd glücklich war auch in dieser Zeit nur Das, was, wie die großen Befreiungskriege, in Entstehung und Ausführung sich möglichst anschloß an die öffentliche Meinung. Wie vieles unnöthig vergossene Blut wäre den Völkern, wie manche Beschämung der Weisheit der Cabinetspolitik erspart worden, wenn sie, von dem ersten so schlecht gelungenen Beruhigungskrieg gegen das revolutionnaire Frankreich bis zu den letzten heiligen Allianz- und Congreßbeschlüssen, bis zu der so unglückselig abgelaufenen Beruhigung von Spanien und Portugal, es nie verschmäht hätte, die freie und wahre öffentliche Meinung der Völker zu vernehmen, und vor Allem ihre freie Einwilligung und Kraft mit sich zu alliiren.

IV. „Begründung der Preßfreiheit durch das positive deutsche Staatsrecht und die öffentliche Zusicherung aller höchsten deutschen Regierungen".

Der Artikel 18 der deutschen Bundesacte heißt wörtlich so: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherung des Rechts der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen".

Der Verf. zeigt, wie nach Protokoll I, 50 die Preßfreiheit unter das bundesgesetzlich verbürgte „Minimum" der Freiheit gehöre. Dies besteht nämlich in a) Freiheit des Grundeigenthumserwerbs, b) des freien Umzugs und c) in der Nachsteuerfreiheit für ganz Deutschland. Hierauf folgt dann d) die Zusicherung (oder vielmehr „Anerkennung") des Rechts der Preßfreiheit. Es unterliegt keinem Zweifel, sowol wegen der Verbindung, in welcher die Erklärung vorkommt, als auch wegen der damals wirklich bestehenden Preßfreiheit, daß „die Verfügungen über die Preßfreiheit" keine Aufhebung derselben durch Censur, sondern die in Folge der bestehenden Preßfreiheit nothwendig gewordenen Verfügungen, d. h. Sicherung gegen ihren Misbrauch, bezeichnen. Zu dieser damals factisch bestehenden Preßfreiheit wurde, wie bekannt, von allen Regierungen Deutschlands eine völlig freie Repräsentativverfassung, die den Foderungen der Zeit entspräche, verheißen, „in der Zeit der Befreiungskriege und der wiener Verhandlungen war in Deutschland freie repräsentative Verfassung, und, als ihre Seele, die politische Preßfreiheit tausendstimmiger Ruf, Ziel und Preis patriotischer Aufopferung".

Freilich sollte es ganz anders kommen. Die unglücklichen Reactionen und ihre beklagenswerthen Folgen in unsern Tagen sind zu bekannt, als daß eine allgemeine Andeutung etwas Neues bringen würde, die speziellere Schilderung des würdigen Hrn. Verf. ist aber in mehrfacher Beziehung von hohem Interesse. Die retrograden Bewegungen mehrer Regierungen, die Verzögerung der Verfassungen, die Verwaltung antinationalgesinnter Männer — alles Dies konnte der Preßfreiheit kein langes Leben lassen, die Censur wurde provisorisch eingeführt. Darauf folgten die Denuntiationen der Patrioten und die ganz eigenthümlichen Hochverrathsprozesse gegen Jahn, Arndt und die Gebrüder Welcker. Der Verf. bemerkt in Bezug auf den seinigen:

Dieser Prozeß wurde übrigens gegen vergebliche Einsprache meiner ordentlichen Justizbehörde, und nachdem ihn selbst die erste aus dem Cabinete ausgewählte Commission ebenso, wie den gegen Arndt und meinen Bruder, wegen Mangels an Verdachtsgründen für rechtlich unmöglich erklärt hatte, nachher, vermittelst neu ausgewählter Polizei- und Cabinetscommissionen, unter beständiger Cabinetsleitung begonnen und geführt, und zwar zum Theil auf den Grund mehrfacher neuer Gesetze, die, erst seit frühern Protestationen in diesem Prozesse, Veränderungen des Criminalrechts begründet hatten. Er war aber auch nicht blos deshalb, sondern noch aus mehr als 20 andern Gründen rechtlich völlig nichtig, sodaß man auch, zumal da nicht die leiseste Schuld sich zeigen wollte, nicht anders davon loskommen konnte, als dadurch, daß auf meine stets erneuerten Justiz- und Genugthuungsfoderungen, vor und bei Rückgabe meiner Papiere (den 8. Juni 1828) officielle Ministerialrescripte derselben hohen Behörde, die ihn begann und leitete, gegen die ganzen Acten und eignen frühern Erklärungen, geradezu ableugneten, daß nur je irgend von Justiz- und Strafverfahren die Rede gewesen sei, sondern lediglich nur von der Ermittelung,

ob mir nach „den über Ihre Grundsätze und Einmischungen in das Adressenwesen (um freie Verfassung beim Bundestage) vorliegenden Anzeigen", ferner eine preußische Professur anzuvertrauen sei, wozu man mich doch, nachdem diese Grundsätze längst ebenso öffentlich vorlagen als jene Adresse an die hohe Bundesversammlung, ungesucht aus dem Ausland berufen hatte, und zwar fast unmittelbar vorher, ehe man diese so eigenthümliche Amtsprüfung begann.

Die ganze Richtung der geltenden Bestrebungen jener traurigen Zeit war auf Censur und Gedankeninquisition gerichtet, ihre traurigen Wirkungen schildert der Verf. mit lebhaften Farben und rechnet die Verachtung, in die wir dadurch bei unsern freien Nachbarn gesunken sind, nicht zu den geringsten, „sodaß jeder deutsche Ehrenmann, dem Scham nur jemals die Wange geröthet, das Recht und die Pflicht habe, um die endliche Erfüllung des gegebenen Fürstenwortes zu bitten, mit dem wohlmeinenden Zuruf: Treue um Treue, Vertrauen um Vertrauen!"

V. „Bestätigung der Nothwendigkeit der Preßfreiheit gerade durch die gegen sie angeführten Momente". In dem Bisherigen hat der Verf. gezeigt, daß Wahrheit, Sittlichkeit, Ehre und Staatswohl keineswegs Schutz in der Censur, sondern nur in der Preßfreiheit finden, indem sie wie der Speer des Achilles die Kraft hat, die geschlagenen Wunden auch wieder zu heilen. Unsere Unmündigkeit sei ein leerer Vorwand für Preßsklaverei, nachdem wir von 1813—19 Preßfreiheit genossen und erweislich nicht gemisbraucht, dann aber auch ohne Uebung und Stolpern Niemand gehen und außer dem Wasser Niemand schwimmen lerne. Die kleinen Staaten, die Bundesverhältnisse, die bis jetzt nur noch unvollkommen ausgebildeten ständischen Verfassungen seien gerade recht triftige Gründe für die Preßfreiheit; die kleinen Staaten gewönnen dadurch an sittlicher Kraft und Bedeutung, die Bundesverfassung in ihrer Zerrissenheit an Einheit, die ständischen Verfassungen an Entwickelung. Ebenso unpassend ist der Einwand: die gegenwärtige Aufregung der Gemüther sei zu gefährlich für die Preßfreiheit, da nichts aufregender sein kann als die ungeheuern Ereignisse unserer Tage im In- und Auslande, die denn doch keine Censur zu verbergen auch nur unternehmen wird; dagegen scheint dies gerade der allerstärkste Grund gegen die Censur zu sein, wie ihn denn auch schon der ehrwürdige Prälat Wessenberg mit folgenden Worten bezeichnet:

Wodurch wird der Geist der Unzufriedenheit mehr genährt; wodurch ein dumpfes, störrisches Mistrauen gegen Anordnungen von Oben mehr gehegt als durch solche Zwangsmaßregeln, die, obgleich ohnmächtig, die Meinung zu beherrschen, der beruhigenden, ermäßigenden Wahrheit das nöthige Vertrauen entzieht?

Wenn die Censur allen Tadel wegschneidet, so wird Niemand den ewigen, officiellen, „wohlgeordnet" aufmarschirenden, „in gemessener Haltung" defilirenden Lobhudeleien nur vortheilsuchender Subjecte trauen, und kein Zustand ist gefährlicher als gerade ein solcher, denn Niemand ist feiger als diese Lobhudler, wenn es darauf ankommt, einen isolirten Beschützer zu vertheidigen, sei es gegen auswärtigen Angriff oder bei Aufständen im Innern.

Die Censur hat aber für eine Nation so viel Beleidigendes in ihrem Wesen und in ihren Folgen, daß wir das größte Ereigniß unsers Jahrhunderts, die Wiederherstellung der Freiheit in den Julitagen, wesentlich und hauptsächlich aus dem Versuch, die politische Presse zu unterjochen, hervorgehen sahen, eine Sache, die so sehr in der Natur dieser hochwichtigen Freiheit liegt, daß der Hr. v. Rotteck schon vor Jahren die jetzt prophetisch gewordenen Worte in seinem „Staatsrechte" niederschrieb:

Ein verständiges Volk nimmt jeden Versuch, jeden Vorschlag zur Unterdrückung der Preßfreiheit als eine Erklärung, es rechtlos zu machen, mit einem Schrei des Entsetzens auf und rüstet sich zur Vertheidigung seines heiligsten Palladiums durch alle Mittel, die das Recht erlaubt, so eifrig und entschlossen wie zu jener seines Daseins.

Ueber die Nothwendigkeit der Preßfreiheit und der Staatsgefährlichkeit der Censur, gerade in diesen aufgeregten Zeiten, hat der Hr. v. Gentz in seiner berliner Monatsschrift (II, 312) sehr zu beherzigende Worte gesagt. Er führt aus, daß die Unterdrückung der Preßfreiheit geradezu ein absichtliches Hinderniß der menschlichen Vervollkommnung sei, und fährt dann fort:

Alle Aufmerksamkeit, alle Besorgnisse, alle Warnungen der Menschenfreunde müssen jetzt dahingerichtet sein, daß nicht unmäßige Lasten von Oben die Nationen zu einem furchtbaren Ausbruche reizen. Jedes „absichtliche" Streben, den großen Gang der Natur in immer steigender Verbesserung des Menschengeschlechtes und seines Zustandes zu hemmen, ist nicht blos ein frevelhaftes, fruchtloses Beginnen, sondern erweckt auch unfehlbar den Widerwillen und Haß Derer, gegen welche es gerichtet ist, und die Meinung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

VI. „Ueber die Art der Verwirklichung der Preßfreiheit". Zur Verwirklichung der Preßfreiheit sind, im Falle einer längern Zögerung von Seiten des Bundes, die einzelnen Regierungen berechtigt und verpflichtet, da die Censurgesetze überall nur ausnahmsweise und als vorübergehende Maßregel gelten können und geltendgemacht worden sind, und da wesentliche Verfassungsrechte der Bürger, als wahre und vertragsmäßige Rechte zwischen ihnen und der Landesregierung, wie dies auch der Artikel 56 der Schlußacte anerkennt, nicht „durch Transactionen" oder einseitige Beschlüsse der Fürsten, oder fürstlicher hohen Gesandten auf dem Bundestage aufgehoben werden können.

Die Preßgesetze selbst aber dürften einestheils in der polizeilichen Maßregel der Cautionsleistung und Namensnennung bestehen, anderntheils aber schon genügend in den Criminalgesetzen enthalten sein.

Dies ist das Wesentlichste, was wir zur Veranschaulichung der sehr reichhaltigen Welcker'schen Ausführungen berichten und ins Licht stellen zu müssen glaubten. Groß ist die Macht der Wahrheit, ehrenwerth die Richtung unserer Zeit; und sollte der Himmel uns den Frieden erhalten, so dürfte diese Stimme nicht ohne Erfolg laut geworden sein. Sollte aber der Krieg gewaltsam hereinbrechen und die ganze Verfassung der Nation in neue Zweifel ziehen, dann wird es freilich vorher auf den Ausgang der Schlachten ankommen, ehe die Begründung der Freiheit Raum gewinnt. 151.

Correspondenznachrichten.

München, März 1831.

Die demagogischen Stürme, die Parodie auf die Julinstage von Paris sind vorübergezogen, die Phantome des Schreckens, die Symptome einer Bewegung, als die Fortsetzung einer revolutionnairen Oscillation, haben sich verloren, und Niemand gedenkt mehr des Dezembers und der unruhigen Christnacht des thatenreichen, verhängnißvollen Jahres 1830, das in Paris eine Regeneration Europas ankündigte. Das Ausbrausen der studirenden Jugend, die sich selbst in einer königlichen Residenzstadt die Schranken der Ordnung und des Anstandes zu überspringen nicht scheute, verschäumte wie Champagnergischt, der aus der Kehle einer Flasche herauf- und hinabsprudelt und mit dem Springen des Korkes, mit dem unerwarteten Knall die unvorbereiteten, fröhlichen Gäste vorübergehend überrascht; natürlich solche Gäste, die mit diesem Phänomen nicht vertraut sind. Wir erlebten Duelle, wir zürnten über den Verlust eines jungen Mannes schon öfters, der ein Opfer dieser blutdürstigen Raserei wurde, und entsetzten uns später nicht mehr, wenn sich das blutige Fechterspiel erneuerte. Die allmälige Befreiung der jungen Brauseköpfe aus den Gefängnissen beweist Ihnen, daß es durchaus keine politischen Zwecke galt, daß die hiesigen Studirenden, sowol In- als Ausländer, weit entfernt waren, Julinstage nachzuahmen, oder sich Ideen einer politischen Reform im unglücklichen Schwindel hinzugeben. Daß diese Störung der öffentlichen Ruhe eine augenblickliche Abneigung erregte, besonders bei Solchen, die entweder unter Jesuiten ihre Curse machten, oder, ihren Hofmeistern auf ihren Landedelsitzen entlaufen, in Staatsämter traten, erklären Sie sich leicht! Wie ernst nahm man doch die Possenspiele leichtfertiger Jungen zu Amberg in der Oberpfalz, die man mit sichtbarer Anstrengung zu Staatsverräthern stempeln wollte! Während junge Männer der Hochschule zu Würzburg schnell wieder entlassen wurden, schleppte man Knaben nach dem Rothenberg und verhängte über sie eine furchtbare Inquisition. Die beiden Untersuchungscommissaire der Civil- und Militairbehörde, ein Stadtgerichtsrath und ein Regimentsauditeur, gewannen reichliche Diäten, und der Staat hatte einige tausend Gulden in den Wind geschlagen. Das endliche Resultat der Untersuchung war, daß der Gerichtshof zu Amberg die armen Teufel, die unreifen, durch zweckwidrige Lecture und kindische Schwärmerei irregeleiteten Gymnasiasten ganz lossprach! In einem Staate wie Baiern bleiben ähnliche Absichten des Staats- und Hochverraths, der Bewegung und sonstiger verwandten Attentate eine lächerliche Chimäre. Baiern kennt, so lange es historisch dasteht, keine solchen Erscheinungen. Es erhob seine Waffen nie gegen sein geliebtes, angestammtes Regentenhaus, aber wol mit bewunderungswürdigem Muthe, mit unermüdlicher Ausdauer, mit furchtbarer Erbitterung zu den Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges, wo es eine Nationalkraft entwickelte, die den schönsten Glanzpunkt in seiner Geschichte bildet. Damals bewies der Bürger und der Bauer, was der Geist der Eintracht vermag, selbst gegen furchtbare Heere!

Die hiesigen Bürger benahmen sich während der unruhigen Burschennächte in der That musterhaft. Ihre vortreffliche Nationalgarde, vom besten Geiste der Ordnung beseelt, richtete ihr Streben, sowol zur Beruhigung des königl. Regentenhauses als der Einwohnerschaft, auf die thätigste Herstellung der Ruhe, und die garnisonirenden Regimenter wetteiferten in unermüdlicher Anstrengung, sie aufrechtzuerhalten, und schritten durchgehends mit schonender Mäßigung immer ein.

Die Hörsäle der Universität sind wieder gefüllt, die Professoren folgen ihrer gewohnten Begeisterung, und die Studirenden, selbst nun über die Folgen der zügellosen Christnacht-Bachanalien, die Einige ihrer Comilitonen über Gebühr in der heiligen Stunde zum Excesse erhoben, entrüstet, flüchteten wieder unter das Palladium der Weisheit, das die Universitätskoryphäen, unter diesen besonders Görres, Schelling und Thiersch, mit der Weihe seltener Kraft bilden.

Wir geben diese flüchtige Skizze nur deshalb, weil sie uns Anlaß zur Bemerkung ertheilt, daß ängstliche, heuchlerische Einflüsterungen und Augendienerei in diesem Wetterglasstürmchen eine Revolution erblickten und mit ihren schauervollen Visionen ungegründete Besorgnisse dort erweckten, wo ein unerschütterliches Vertrauen das Glück und Wohl Baierns bewacht und schützt. Baiern hat in der Verfassung einen Wetterableiter, wenn ja zu viel Elektricität sich ansammelte. Die Stände sind versammelt, der König eröffnete den Landtag mit einer würdevollen, lakonischen Rede, die, allen Schmuck vermeidend, in großartigen Zügen Das bewährt, was der Staat, der Haushalt desselben, was zu erwartende heilsame Institutionen und durchgreifende Reformen betrifft. Sie machte einen freudigen Eindruck; besonders verfehlte die Aeußerung des Königs ihre Wirkung nicht: „Ich möchte nie unumschränkter Herrscher sein". Diese Stelle im Munde König Ludwigs in dieser sturmbewegten Zeit, wo man die Throne nur um so mächtiger zu umschanzen sucht, als man die Fürsten immer lauter erinnert, daß sie eigentlich aus dem Volke hervorgehen und von diesem beschieden sind, es in seiner ganzen, inhaltschweren Bedeutung zu repräsentiren, die Krone und die Blüte des Stammes zu sein, dem sie entwuchsen, bleibt ein historisches Denkmal, eine Goldstelle in den Annalen der neuesten Zeit. Bei der ersten Ständeversammlung machte eine andere Stelle, von Görres in seinem berüchtigten Werke: „Deutschland und die Revolution", scharf beleuchtet, eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Dort war die Rede vom Anwogen des Volkes gegen den Thron und von einem festen Damme, den man (die Aristokratie nämlich spricht) dagegen aufzurichten hätte. Wir erinnern uns, daß in ganz Baiern dieser beantragte Damm von zu sorgfältigen, für die Aufrechthaltung der Legitimitätsrechte grundlos bekümmerten Granden Indignation erregt hatte. Immer und überall gibt es Welche, die sich zwischen die Fürsten und die Völker drängen, um bei jenen Argwohn zu erwecken und diese vom Vertrauen derselben fern zu halten.

Die gegenwärtige Deputirtenkammer hat sich sehr vortheilhaft constituirt; sie zählt viele würdige, tüchtige Männer; die Zahl der intellectuell Hervorleuchtenden ist bedeutend größer, und wir haben nicht mehr so viele ruhig sitzende Automaten, die nur der Grundbesitz ohne Talent zur Kammer berief. Die Reichsräthe überraschten ganz Baiern — hoffentlich ganz Deutschland — mit einem sehr edelmüthigen Act der Annäherung an die Deputirtenkammer, indem sie ihre Verhandlungen nicht mehr im Dunkeln vergraben, sondern wie jene der Oeffentlichkeit übergeben werden. Wird das Zweikammersystem immerhin für eine unheilvolle Spaltung, eine Art illiberaler Beschränkung gehalten, so ist doch der Antrag der bairischen Reichsräthe, nicht mehr lichtscheu die Interessen des Staates zu verhandeln, ein erfreulicher Vorschritt in der politischen Ausbildung und beurkundet den ernsten Willen, gemeinschaftlich mit den Auserwählten der Nation für die Interessen Baierns zu wirken. Das neue Preßgesetz, eine Modification des schon bestehenden, das eine so große Sensation erregt hatte, mochte nur seinen Grund in der Absicht haben, der rohen, zügellosen Marktschreierei einiger Tagsblätter mit Nachdruck zu begegnen und ihnen das Handwerk der Blasphemie zu legen, die sie schamlos gegen Einzelne übten. In Baiern war kein Ehrenmann mehr sicher vor schmählichen Angriffen auf seine Person, wiewol wir nicht in Abrede stellen, daß Manches der Geißel der Satyre mit Recht anheimfiel. Aber der ungezügelte Ton der Calumnie überschritt alle Grenzen der Achtung, der Mäßigung, und boshafte Strauchschützen fanden gegen Bezahlung, z. B. in der „Flora", ein Asyl, aus welchem sie ihre Giftpfeile losdrückten. Das neue Preßedict, nun bald ein wichtiger Gegenstand der Kammerdiscussionen, war nur ein augenblicklicher Zügel, und das censurfreie Erscheinen der Landtagsverhandlungen beweist, daß es keinen Druck der freien Presse gelten sollte. Die Literatur des Landtags wird sehr fruchtbar. Sie kennen bereits zu gut die „Baiernbriefe" des geistreichen Grafen Benzel-Sternau, des Verfassers des „Hof-

theaters von Barataria", der immer Stellen aus den Gedichten des Standverwandten, des congenialen Grafen von Platen, hebt und, um seinen Ansichten mehr Nachdruck und Würde zu geben, immer auf ihn zurückkommt. Niemand kann diesem Staatsmann tief eindringenden Scharfsinn, gründlichen Kennerblick und eine großartige Umsicht bestreiten. Ruft der römische Dichter aus: „Tantae molis erat, romanam condere gentem", so rufen wir dem trefflichen Verf. der „Baiernbriefe" zu: Du hast ein unabsehbares Labyrinth durchgearbeitet, indem Du alle Ständeverhandlungen vom ersten Landtage 1819, bis zum fünften ausschließlich, mit Deinem Geiste durchdrungen und die Perlen an eine Kette reihtest!

Dr. Eisenmann, der zu Würzburg das Volksblatt redigirte, und, in Folge des neuen Preßedictes, als das „Constitutionnelle Baiern" forteſetzt, steht an der Spitze der Redaction der Landtagsblätter. So sehr die zelotische, im Dunkeln brütende „Eos", ganz unwürdig der Tendenz, welche ihr der Gründer gab, den Redacteur des „Würzburger Volksblattes" zu verdächtigen bemüht war, so leidenschaftlich sie ihm seine jugendliche Verirrung vorwarf (er wurde mit andern jungen Männern wegen Demagogie verhaftet): so gelang es den münchner Bußpredigern der „Eos" doch nicht, ihm die Großmuth des Königs zu entziehen, der nur zu hell sieht, um sich durch solche Declamationen irremachen zu lassen. Diese „Eos", welche weder ihren Redacteur noch ihre Mitarbeiter zu nennen wagt, nahm sich gegen alle Erwartung des Humoristen Heine an, schöpfte aus seinen neuesten „Reisebildern", beleuchtete sie mit ihrem beglückenden Morgenroth und rief in einem pietistischen, schweren, andächtigen Athemzuge aus: „Dieser durch und durch verdorbene (?) Mensch sagte einmal etwas Gediegenes, Wahres". Heine spricht sich nämlich sehr geistreich über das Theater, über seine verkehrte Richtung, über seinen verderblichen Einfluß auf die Jugend aus. Der „Furchtlose" besteht manchen Kampf mit den verkappten Rittern dieses so oft metamorphosirten Blattes, das im Jahre 1818 mit schönen Erwartungen begonnen.

Die periodische Literatur Baierns ist im steten Wachsthume begriffen; Einheimische wetteifern mit Ausländern, unter allen möglichen frappanten Aufschriften das Publicum anzulocken und die literarische Gährung zu unterhalten. Ein Wiener, Namens Duller, unter die Aegide des Freiherrn v. Hormayr gestellt, stieg von seinem Musenrosse herab und schnallte sich das Ränzchen des „Landboten" an. Er nimmt sich in diesem Costume sehr artig aus; leider verkümmert ihm der handfeste Gründer dieses Volksblattes das harmlose Botengeschäft und schimpft als „Landbotin" wie die gemeinste Poissarde auf den gutmüthigen Wiener, der sich allmälig nationalisirte. Das ernste „Inland", wiewol tief unter seinem Bruder, dem „Ausland", erlitt eine Reform. Ein gewisser Lautenbacher, den Saphir als den „braunen Küchelbacher" sehr lustig durchgeißelte, als der „Bazar" noch in seiner vollsten Stachelblüte stand, hat sich von der Redaction des „Inlands" zurückgezogen und arbeitet nun zu Augsburg bei einem andern Cotta'schen Institute. Dadurch entstand eine belletristische Lücke im „Inland", und die schöne Literatur, für welche sich eine stehende Rubrik erwarten ließ, ist wieder eine Waise! So faßte die schöne Literatur bei uns nie Wurzel, indem man ihr selbst die magerste Scholle leider entzieht und sie der Verkümmerung rücksichtslos preisgibt. Man schmeichelte sich seit der Verlegung der Universität in die königl. Residenzstadt, die Akademie, die nun bald das 72. Jahr ihrer Existenz feiert, werde mit vollen Händen zugreifen, sich in Süddeutschland literarisch zu centralisiren und so von einem festen Mittelpunkte aus nach allen Radien hin, in Verbindung mit den Koryphäen der Universität, die Emancipation der süddeutschen Literatur herbeizuführen und die bessern Köpfe, denen wissenschaftliches Streben und Wirken Bedürfniß ist, für ein festbegründetes Institut zu gewinnen; allein, es übernahm Spazier, der Verbannte, die Aufgabe, „Nürnberger Blätter" für süddeutsche Literatur herauszugeben. Diese Blätter sind, Sie werden sich überzeugt haben, eben keine nürnberger Lebkuchen der schlechten Sorte, sie haben Würze und ästhetischen Geschmack. Wir müssen immer von den Fremden den literarisch-kritischen Takt lernen; mittlerweile gucken wir ihnen doch etwas Tüchtiges ab und machen nach einem halben Säculum einen Versuch. Grosse, ebenfalls ein Exul, übernimmt die Herausgabe der Westenrieder'schen Werke. Nennen Sie dies nicht eine schöne Handlung eines Unglücklichen, der Baiern verlassen mußte? Als wir die Ankündigung dieses Unternehmens lasen, wandelte uns eine gewisse Wehmuth an, wir schämten uns im Stillen, daß wieder ein Fremdling einen hochverdienten Baier in verjüngter, aber unverminderter Gestalt mit allen Rücksichten auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten des Styles ins große Leben einführt.

Sie werden staunen, wenn ich Ihnen sage, daß die Baiern, bieder, wahr und treu, kein Vertrauen zu ihren eignen Schriftstellern tragen, daß sie auf ihre Leistungen keinen Werth legen. Wir müssen leider wieder ausrufen: eine Thatsache! Wenn Einzelne voll patriotischer Wärme, voll National- und Selbstgefühl als rühmliche Vorfechter den Compatrioten die Augen öffnen und sie feurig belehren, was die Anregung, was die Aufmunterung für die Entwickelung des heimischen, nicht selten niedergebeugten Genius vermöchte, so haben wir uns gegen einen Vorwurf, gegen einen gerechten Tadel verwahrt!

Ich habe aus meiner Vogelperspective die Objecte verloren, welche ich mit poetischer Gleichgültigkeit betrachten wollte. Inzwischen durften literarische Angelegenheiten von meiner Märzskizze nicht ausgeschlossen bleiben; ich gebe heute ausführliche Notizen, so „unpopulair" ein gewisser Diplomate sie überhaupt nennen mag, obwol er schon wieder vergißt, daß er selbst in einem andern Blatte aus egoistischen Absichten die panegyrischen Backen vor Jahr und Tag aufblähte und selbst nur „Notizen" mittheilte, freilich nur seinem Ruhme unbedingt vertrauend, um Jenen Kränze anzubieten, die seiner historischen Würdigung entsprachen. Wir sehen, wie selbst große Talente befangen sind, wie sie nicht selten subjectiven Zwecken nachstreben und ebenso gut der allgemeinen, menschlichen Schwachheit untergeordnete Schattenstreife in die glänzende Bahn des Ruhmes ziehen. Ein Conflict muß sein! Ohne diesen versinken wir in die erbärmlichste Lethargie, und ein jeweiliger Windstoß, ein Impuls im Geisterreiche ist nur ein wohlthätiges Phantom. Ein Sturm, der die Stämme schüttelt, erweckt nur reiche Blüten und köstliche Früchte. Zu Verdrehungen, zu Entstellungen herausgerissener Partien freimüthiger Aussprüche versteht sich nur die Kleinheit der Schmeichler, die das Jahrhundert nicht begreifen!

Je mehr von den Baiern die Constitution begriffen wird, je glücklicher ihre Wahl rücksichtlich auserlesener Deputirten periodisch ausfällt, desto größere Vorschritte mache der kraftvolle Staat, den ein geistreicher König, ausgeschmückt mit einem Reichthume von Kenntnissen, glücklich leitet.

Die Deputirten haben Osterferien, die Kammern sind auf einige Tage geschlossen, und ich hoffe, Ihnen bei der Wiedereröffnung wichtige Mittheilungen machen zu können. 136.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 105. —— 15. April 1831.

Der neueste Meßkatalog.

„Hier hast Du eine Widerlegung aller Deiner Besorgnisse!" rief mein Freund Eduard, indem er ein kleines Packet vor mich auf den Tisch und sich selbst mir gegenüber in den altväterischen Lehnstuhl warf, aus dem das jugendliche Gesicht mit den feurigen Augen so schalkhaft heraussah, wie auf dem Gemälde eines niederländischen Meisters das Lieblingskätzlein, das sich in die Allongenperücke des Domine eingenistet hat.

Außer mehren unbedeutenden Broschüren fiel mir der neueste Meßkatalog entgegen. Ich hatte die Vermuthung geäußert, daß die Stürme, welche von allen Seiten den politischen Horizont umzögen, auch in dem Gebiete der Literatur wenn auch nicht völligen Stillstand der Geschäfte, doch merkliche Stockung herbeiführen würden, und fand mich allerdings durch einen 20 Druckbogen starken Octavband, der nichts als Büchertitel und Bücherpreise enthielt, wie es schien, widerlegt.

„Ueber drittehalbhundert Artikel mehr als in der vergangenen Ostermesse!" jubelte mein junger Freund auf, nachdem ich den Katalog flüchtig durchblättert und dann wieder bei Seite geschoben hatte. „Ich habe genau nachgezählt: 3431 fertig gewordene Schriften, wie die löbl. Weidmann'sche Buchhandlung sich in ihrer Handwerkssprache ausdrückt, während der Ostermeßkatalog des vergangenen Jahres nur 3162 enthielt. Das Crescendo unserer Büchermanufactur hat noch sobald kein Ende zu befürchten, wenn im Frühlinge nicht etwa mit den Raupen und Maikäfern die Cholera Morbus ihren Einzug hält, oder unter unsern Uebersetzern, Untersetzern und Setzern aller Art keine epidemische Hufsäule ausbricht; vor den Revolutionen habe ich keine Bange. Was geht es uns an, ob unsere Nachbarn sich die Hälse brechen? Wir Deutschen sitzen friedlich hinter dem Backofen und spitzen statt der Schwerter hamburger Gänsekiele".

„Hinter dem Backofen?" fiel ich mit einiger Verwunderung ein. „Der alte furore tedesco", fuhr Freund Eduard, ohne sich unterbrechen zu lassen, in seiner Standrede fort, „ist aus den Panzern und Pickelhauben des Mittelalters in unsere Bücherschränke gefahren; der Staub, den wir aufjagen, ist nicht mehr heißer Staub der Feldschlacht, sondern Staub von Folianten und Quartanten; das Blut, das wir vergießen, ist Dinte, und wenn wir etwas todtschlagen, so ist es höchstens unsere Zeit".

„An gutem Willen zu löblichern Thaten", nahm ich lachend das Wort, „scheint es doch noch nicht zu fehlen. Aber wenn ich mein altes Recht, Dir derb und ehrlich die Wahrheit zu sagen, in Anspruch nehmen darf, so muß ich Dir nur gestehen, daß dieser Sturm und Drang nach thätigem Handthieren mir als eine große Albernheit vorkommt. Was sind wir Menschen denn? doch nicht Hand und Faust und Arm, sondern Geist. In geistigem Wirken liegt eine höhere Würde und, glaube mir, oft höhere Kraft und Tapferkeit als in dem blinden Zuschlagen, das, gut abgerichtet, das Pferd und der Ochs und der Esel auch kann".

„Das alte Thema!" unterbrach mich ungeduldig der Gereizte. „Ich hätte große Lust, Dich mit Deinem geistigen Wirken und dem Meßkatalog allen T— zu übergeben; doch — hier meine Hand:

Allen Sündern soll vergeben und die Rache nicht mehr sein.

Und weißt Du, weshalb ich so gnädig bin?"

Ich verneinte.

„Weil Du, ungeachtet der Dickleibigkeit des Maculaturkatalogs, mit Deinen herrlichen Besorgnissen dennoch Recht behalten hast. Man müßte sich ja schämen, ein Deutscher zu sein, wenn unsere Nation allein bei der großartigen Entwickelung, der die europäische Gesellschaft entgegenschreitet, die Rolle des gleichgültigen Zuschauers übernehmen wollte. Die Beleibtheit des Catalogus ist nur eine Finte. Nicht blos Wandfibeln und Gebetbücher, wie auch früher schon, mußten aufgenommen werden, um ihn zu einigermaßen ansehnlicher Haltung aufzublähen, sondern Studentenverzeichnisse, Gelegenheitsschriftchen, und ich glaube, jedes Blättchen bedrucktes Papier, das im gesammten heil. römischen Reiche dem Preßbengel entlaufen ist. Zeitschriften und Broschüren in Ueberfluß, aber von Werken über 20 Bogen, die nach dem bekannten Bundestagsbeschlusse allein zu den gelehrten und geehrten gehören, kaum auf 2 oder 3 Seiten ein Mal eines".

„Und Dies freut Dich", bemerkte ich, „weil Du daraus schließest, daß unsere denkenden Köpfe ihre Blicke aus der Stube auf die Welt zu richten anfangen oder, um mich meiner Sprache zu bedienen, über politischen

Kannegießereien keine Zeit behalten, etwas Tüchtiges und Gediegenes zu schaffen".

„Das wäre allerdings ungefähr meine Meinung", war die Entgegnung; „und wenn Du auch, wie ich freilich wohl weiß, in diesem Punkte nicht meiner Ansicht bist, so wirst Du mir doch zugeben, daß es in einer so bewegten Zeit, wie die unserige, des Gelehrten würdig ist, sich den Foderungen des Tages nicht zu entziehen. Wer soll rathen, wenn nicht die Intelligenz, und diese dürfte, wenn auch unsere modernen Constitutionen dies nicht anerkennen, doch vorzugsweise unter den Gelehrten zu finden sein".

„In diesem Sinne", versetzte ich, „können wir uns verständigen. Nur nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet; in allen Dingen hübsch das juste milieu gehalten, so lassen sich die wirresten Verwickelungen ausgleichen und die schwierigsten Verhältnisse ordnen. Um indessen von der Politik auf unsern Meßkatalog zurückzukommen, so scheinst Du mir auch in Deinen Bemerkungen über diesen das juste milieu verfehlt zu haben. Ich habe den Katalog, wie Du sahest, nur äußerst flüchtig durchblättert, und doch bin ich auf manche, dem Titel nach, sehr beachtenswerthe Erscheinung gestoßen. Um die strengern Facultätswissenschaften, Theologie, Jurisprudenz und Medizin, pflege ich mich nicht viel zu bekümmern, aber wenn ich auch nur bei meinem eignen Fache, der Geschichte, stehen bleibe, so finde ich Namen, von denen man nichts Werthloses zu erwarten gewohnt ist, ich möchte sagen, in Fülle. Leid thut es mir, daß ein so talentvoller Kopf, wie Leo, sich immer mehr der Vielschreiberei hinzugeben scheint. Kaum ist seine „Geschichte des Mittelalters" abgethan und seine „Geschichte von Italien" mit dem 5. Bande beendigt, so erhalten wir auch schon: „Zwölf Bücher niederländischer Geschichten"; und ich war ordentlich verwundert, nicht auch unter den „Schriften, welche künftig herauskommen sollen", einige Dutzend Geschichten versprochen zu sehen. An gründliches Quellenstudium kann bei solcher Buchmacherei nicht gedacht werden, und das schönste Talent muß bei so leichtsinniger Art zu arbeiten, die nicht einmal durch die dira necessitas entschuldigt wird, zuletzt zu Grunde gehen".

„Auch ich", sagte Eduard, „kann mich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren, wenn ich Männer wie Pölitz, Ernst Münch u. A., die doch gewiß etwas Gediegneres leisten könnten, im Meßkatalog gleichsam miteinander wettrennen sehe. Wer die meisten Büchertitel zählt, hat gewonnen".

„Wenn man durch gewandte Sprache entschädigt wird", erwiderte ich, „wie bei Pölitz, der auch dies Mal wieder mit 3 Nummern aufmarschirt: mit einer neuen Auflage des „Elementarbuches des Wissenswürdigsten (!) aus der deutschen Sprache", der „Neuen Handelslehranstalt zu Leipzig", und dem „Constitutionnellen Leben nach seinen Formen und Bedingungen", lasse ich mir es noch gefallen; aber vereinigt sich mit der Eilfertigkeit auch noch Lahmheit des Ausdrucks, wie so häufig bei Ernst Münch, und besonders bei diesem Muster aller Vielschreiber, Samuel Baur, der irgendwo in Schwaben Stadt- oder Landpfarrer sein muß, so ist dies doch wirklich unerlaubt und sollte von Polizeiwegen verboten werden. Ernst Münch rückt uns mit dem 2. Bande seiner „Vollständigen Sammlung aller Concordate", mit einer neuen Auflage seiner „Vergangenheit und Zukunft von Deutschland", und außerdem — Gott behüte uns vor einer poetischen Ueberschwemmung, da wir die prosaische noch nicht überstanden haben! — mit „Schwarzwaldrosen" entgegen. Die „Concordate" mögen brauchbaren Stoff enthalten, aber „Deutschlands Zukunft" und die „Schwarzwaldrosen" hätte der Hr. Bibliothekar getrost in seiner Mappe behalten können. Hrn. Samuel Baur" —

„Einen Nutzen", fiel mir Eduard in die Rede, „hat diese ekelhafte Vielschreiberei doch: ich wette, daß kein Censor im Stande ist, die „Sämmtlichen Werke" der Herren durchzulesen, und es wird daher wenigstens für einen Theil unserer deutschen Schriftstellerwelt de facto eine Gedankenfreiheit hergestellt, auf welche wir Andern noch lange warten können".

„Eine Gedankenfreiheit", scherzte ich, „ohne Gedanken; so gönnt man uns überhaupt in diesem Leben alles Mögliche, wenn wir es nur nicht nöthig haben, und sogar die höchste Seligkeit, wenn wir gestorben sind".

„Summa!" rief Eduard. „Du scheinst Dich allmälig mit mir darüber zu vereinigen, daß der ganze Meßkatalog das Löschpapier nicht werth ist, auf das man ihn uns gedruckt hat".

„Du willst mich daran erinnern", entgegnete ich, „daß ich von achtungswerthen Erscheinungen sprach, die mir beim Durchblättern des Katalogs aufgestoßen wären? Wenn ich Dich mit gleicher Münze bezahlen und Deine Neckerei rächen wollte, dürfte ich nur Göthe's „Werke" nennen, von denen die letzte Lieferung angezeigt ist. Aber wir wollen nur das Neue in Rechnung bringen. Achtest Du den neuen Band von Hammer's „Geschichte des osmanischen Reiches", Hüllmann's „Ursprünge der Kirchenverfassungen des Mittelalters", Leichtlen's „Zähringer", Rommel's „Geschichte von Hessen" (4. Band), Wachsmuth's „Europäische Sittengeschichte" und „Geschichte der neuern Zeit", den 7. Band von Wilken's „Geschichte der Kreuzzüge" für nichts? Die Uebersetzungen so mancher trefflichen Geschichtswerke des Auslandes, wie J. Lelewel's „Geschichte Polens unter Stanislaus August", aus dem Polnischen von Drake; Lelewel's „Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem atlantischen Ozean"; Mackintosh's „Geschichte von England"; Walter Scott's „Geschichte von Schottland"; Villemain's „Leben Cromwell's"; Ségur's „Geschichte Ludwigs XI."; Daru's „Geschichte der Bretagne" in Pölitz's „Bibliothek", und die Fortsetzungen von Botta, Lingard, Malcolm, Bignon übergehe ich ganz; über Manches, wie Kufahl's „Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der germanischen Reiche im westlichen Europa", den 2. Band von Buchholz's „Geschichte Ferdinands I., da ich den 1. noch nicht gelesen habe; Dieterici; „Die Waldenser in ihrem Verhältniß zum preußischen Staate"; Phillips'

„Deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung"; Schaab's „Erfindung der Buchdruckerkunst durch J. Gensfleisch" (mit vielen noch ungedruckten Urkunden), möchte ich mir wenigstens das Urtheil durch übereiltes Absprechen nicht vergeben".

„Nun", kicherte mir das Kätzlein aus der Allongenperücke entgegen, „so arg war es auch nicht gemeint. Und das Beste hast Du noch dazu vergessen; von all' Deinem gelehrten Geschichtskram kommt in meine Bibliotheca selecta kein Jota; dagegen ist für Raumer's „Briefe aus Paris", für Fichte's „Leben und literarischen Briefwechsel" und für Chamisso's „Gedichte" bereits Platz gemacht".

„Glaubst Du", fragte ich stolz, „daß ein alter Veteran diese Haupttreffer unter den 3000 Nieten auch beim schnellsten Durchflug habe übersehen können? Aber die Ungeduld eilt immer voran. Wir sprechen jetzt nur von der Geschichte".

„Mein lieber alter Freund", war die Antwort, „verzeihe mir, aber Du wirst in der That unausstehlich. Deine Systemmacherei hat mich schon oft geärgert; doch davon, daß Du sogar in Deinen Gesprächen systematische Ordnung einführen möchtest, habe ich bisher noch kein Beispiel erlebt. Du erzählst mir, was Dich besonders interessirt hat und was Du leicht auffinden konntest, da Dir das Meiste wahrscheinlich ohnedies bereits bekannt war, und ich sage Dir dagegen, was mich interessirt. Welche Auffoderung hast Du da, mich zu schulmeistern?"

„Beruhige Dich, Herzenskind", sagte ich, etwas betreten über diese wohlverdiente und daher am wenigsten erwartete Zurechtweisung, „ich schlage Dich mit Deinen eignen Worten: es war so arg nicht gemeint. Aber die 3 Bücher, die Du Dir kaufen willst, hätte ich gewiß nicht vergessen, und noch mit einigen andern aus denselben Fächern vergesellschaftet. Denn noch mancher alter und lieber Bekannter ist mir begegnet: Börne, mit dem 8. Theil seiner „Gesammelten Schriften"; Fouqué, mit einem „Leben Jakob Böhme's" — ein politisches „Sendschreiben", das ich nicht lesen mag, nicht zu gedenken; Franz Horn, mit seinen „Erläuterungen von Shakspeare's Schauspielen"; Nürnberger, mit „Astronomischen Abendunterhaltungen auf einem Waldschloß"; Rumohr, mit dem 3. Bande seiner „Italienischen Forschungen"; und was sagst Du zu Heine, der sich jetzt sogar von Methfessel auf Noten setzen läßt?"

„Boshafter! Mein Urtheil über Heine kennst Du längst; er ist in der Poesie dasselbe, was Wit-Dörring, sein würdiger Freund, in der Politik: ein kokettirendes Aefflein, das bald die Zähne oder die Zunge, bald etwas Unanständigeres weist".

„Fi donc!"

„Im Ernst", setzte Eduard hinzu, „seit dem 3. Bande der „Reisebilder" habe ich alle Hoffnung auf Heine aufgegeben. Ein Mensch, dem so schmuzige Gemeinheiten begegnen können, wie Heine in seinem Streite mit Platen, ist für mich verloren; nie hat weder wahres Talent noch wahre Bildung sich mit Brutalität und Niederträchtigkeit der Gesinnung vereint".

„Und Voltaire? Byron? Müllner?"

„Haben sich im Scherz und wol auch im Ernst Manches erlaubt, aber so weit sich nie vergessen, ihren Gegnern in literarischer Fehde Laster und Verbrechen aufzubürden, die man in guter Gesellschaft nicht einmal nennen sollte. Der Zorn, wie überhaupt die Leidenschaft, bringt den Menschen nicht sowol außer sich, wie man gewöhnlich sagt, als vielmehr erst recht in sich hinein; die verborgensten Falten der Seele, die sonst, von conventionnellem Lächeln übertüncht, sich unserm Blick entziehen, kommen da zum Vorschein, und bei Heine haben sie uns wahrlich nichts Schönes entdeckt".

(Der Beschluß folgt.)

Das Duett, ein Roman von **Theodor Mundt**. Berlin, Dümmler. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn Großmutter Kritik, ihren nächtigen Hintergrund des richterlichen Abwägens und scrupulösen Zugestehens von irgend einer Schönheit unter hundert Mängeln, auch einmal in ungewohnter Jugendlust verlassend, sich hervorwagt in das helle Sonnenlicht freudigen Anerkennens, dann kann es ihr leicht ergehen wie der Eule, die am Tage erscheinend bald von Krähen und Dohlen sich umkreist und angepickt fühlt. Und gerade in diesem Märtyrthum erscheint sie der wahrhafte Vogel Minervens.

Ein armer Kritiker ist aber wirklich übel daran, wenn er von einem eben durchgelesenen Buche nichts Anderes zu sagen weiß, als daß es in seinem Innersten einen Anklang gefunden, der noch immer nicht aufhören will nachzutönen. Man erwartet von ihm durchaus zur Empfehlung seiner Wahrhaftigkeit und Treue, gewöhnlich als Unparteilichkeit gerühmt, die vornehme Kennermiene, sich spreizend in scharfsinniger Entdeckung irgend einer Dissonanz, mag diese nun vom Autor noch so wohlberechnet dem Ganzen eingewoben sein zu künstlerischer Auflösung. Es soll ja der Kritiker über dem zu beurtheilenden Gegenstande stehen; und das heißt in den meisten Fällen nicht Anderes als: er soll sein Herz und sein Gefühl herausziehen; also außerhalb derselben, außerhalb dem Allerheiligsten lebendiger Kunstschöpfung, und somit auf dem absoluten Standpunkte der Apriorität, des vornehmen Regirens sich befinden. Solches aber können wir von uns ein für allemal nicht rühmen. Wir haben das vorliegende „Duett", oder vielmehr den zu einem Cyklus von Duetten verschlungenen und in Einem Bande sich abrundenden Roman Theodor Mundt's wieder und wieder gelesen, und in jeder neuen Tonreihe, in jedem Ineinanderschlingen der Figuren und Wendungen, mögen sie nun einzeln oder im Zusammenhang sich geltendmachen, finden wir seelenvolle Harmonie und ein Gefühl, dem sich das unsere gern hingibt. Eine tiefe Auffassung der Kunstwelt, auf das künstlerischste, und eben darum so höchst einfach verzweigt mit dem wirklichen Leben, das gegenseitige Verhältniß beider in der gegenwärtigen auch ästhetisch convulsiven Zeit, Wahrheit und Treue in Zeichnung der hingestellten Charaktere, die, bald einem tiefern Elemente angehörig, bald mehr der Oberfläche entnommen, sich gegenseitig bedingen und ergänzen, Begebenheit und Reflexion in erquicklichem Wechselverhältniß, alles Dies mit einem höhern Sinne für die Kunst und den Gedanken zu lebenvoller Erscheinung gebracht, — das ist der Hauptinhalt und zugleich das quellende Princip in dem vorliegenden Buche. Die Gestalten gehen paarweise und bilden sich zu nothwendigen Gruppen für das Ganze. Die dem Musiker so höchst schwierige Aufgabe eines Duetts, das nicht als loses zufälliges Gewebe, sondern als eine von innerer Nothwendig-

keit bedungene Doppeltonreihe sich geltendmachen soll, ist auf mehr als Eine Weise hier gelöst. Es ließen zum Beleg unserer Behauptung die Namen der Auftretenden und die Situationen, welche sie aufs Interessanteste miteinander verschlingen, sich vielfach aufzählen; allein wir überlassen es dem sinnigen Leser diese in dem Buche selbst herauszufinden, wie denn überhaupt diesem in letzter Instanz die Entscheidung über Wahrheit oder Irrthum jedes Urtheils überlassen bleiben muß. Davon aber sind wir überzeugt, daß selbst solche, die nur gewohnt sind zur Befriedigung einer gewissen literarischen Curiosität oder zur Ausfüllung der Zeit ein Buch als neue Erscheinung in die Hand zu nehmen, wenn sie anders nicht aller Eindrucksfähigkeit baar geworden sind, sich werden angezogen fühlen durch die wehmüthig-beruhigende Todesscene des allen Schmerzen in heiterer Verklärung entrückten Professors der Aesthetik, und durch das humoristisch-kecke Nachtstück des Wechselmords der beiden lebenssatten Briten, denen ihre bizarre Trockenheit noch beim Abschiede vom Leben eine gewisse Genialität abgewinnt. Die tiefere Bedeutung des durchgeführten Umschlags in dem Innern der beiden Künstler Eduard und Arnim, der eigentlichen Helden des Romans, und das seelenhafte Aufblühen des aus nächtigem Schicksal geretteten Kindes Elmira an der stillen Liebesflamme Arnims, der aus höchster Achtung für die Kunst diese mit Bewußtsein aufgibt und zum Alltagsleben, oder vielmehr zur wahren Poesie des Lebens und der Liebe sich hinwendend, sich nur noch vergönnt für sein Liebstes die Farben zu mischen, während wir aus innerster Ueberzeugung ihm das Vertrauen schenken, daß dies gewiß ein sehr gelungenes Kunstwerk geworden — Dies und Anderes wird wol nur einzelnen zart besaiteten Gemüthern aufgehen, während Adelaide und Fanchon, die schönen Sängerinnen, mehr dem größern Publicum zusagen dürften. Aber ohne Antheil, ohne Anklang wird wol nicht leicht ein Zuhörer diesem Duettchor sein Ohr geliehen haben, und mancher wird noch über das nächste Concert hinaus sich gerne diese oder jene Tonreihe wiederholen. 169.

Aus Italien.

Unter den Künstlern, die das vorige Jahr Italien geraubt hat, muß unbestritten der Ritter Josef Longhi obenangestellt werden, der am 28. Dezember zu Mailand nach kurzer Krankheit starb. Italien selbst wagt Rafael Morghen kaum ihm an die Seite zu stellen, und auch H. Meyer in seiner Aufzählung der neuesten bedeutenden Kupferstiche mit geschichtlicher Einleitung (in den wiener „Jahrbüchern", 1830, Bd. 52) hat seinem Verdienste den Ehrenrang zu Theil werden lassen. Longhi war 1766 zu Monza geboren und anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt, daher er auch den gewöhnlichen Studiengang in den Seminarien der mailändischen Diöces durchmachte. Aber sein innerster Beruf trieb ihn zum Zeichnen und ein Verwandtschaftsverhältniß mit dem Barnabiten Felice Caronni, einem Meister in Federzeichnungen, gab seinem Talente wahrscheinlich die entschiedenere Richtung. Er besuchte die Kupferstecherschule in der k. k. Akademie zu Mailand unter Evangelisti und zeichnete bald so sehr sich aus, daß man kein Bedenken trug, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen. Die Geschichte seiner großen Kunstthätigkeit liegt in den allgesuchten Werken vor, doch ist es weniger bekannt, daß Longhi auch das Talent eines leichten und klaren schriftlichen Ausdruckes besaß, das er selbst durch Aufsätze über die Kupferstechkunst und über Michel Angelo und Appiani bewährt hat. Die letzten Tage seines Lebens wurden durch einen Streit bewegt, wo er von diesem Talente, zu schreiben, Gebrauch machen mußte. Herr Gironi, einer der Mitherausgeber der „Biblioteca italiana", hatte über die Arbeiten zweier Schüler Longhi's, über den Heliodor aus Rafael's Stanzen von Pietro Anderloni und über Rahel und Jakob nach Appiani von Giovita Garavaglia, die auf der letzten öffentlichen Ausstellung zu Mailand zu sehen waren, sich nicht sowol ungünstig, als mit nicht genug Anerkennung geäußert, und Longhi versichert von einigen Seiten als Theilnehmender an diesem Artikel angesehen worden zu sein. Mit entschiedener Hochschätzung dieser Arbeiten sprach er sich daher in einem Briefe vom 18. Dezember an Hrn. Gironi gegen diesen selbst und sein ausgesprochenes Kunsturtheil aus, jeden Verdacht der Theilnahme an diesem Artikel weit von sich wegweisend. Wie dort der Tadel zu herbe, so war es jetzt die Erwiderung, und nur die Liebe zu den beiden Künstlern macht erklärlich, wie Longhi so sehr sich der Lebhaftigkeit hingeben konnte. Mit den mildesten Worten hat Hr. Gironi diesen Sturm zu beschwichtigen gesucht, den Künstler daran erinnernd, daß Urtheile über Kunstwerke frei sein müßten. Der Abdruck beider Briefe, des vorausgegangenen von Longhi und der Antwort, war eben fertig, als die Nachricht von des Meisters Tode Hrn. Gironi zukam, der wol gewünscht hätte, ein freundlicheres Blatt auf den Sarg desselben zu legen. In dem Novemberhefte der „Biblioteca italiana" von 1830 sind beide zu lesen.

Longhi war am 28. Febr. im Tode vorausgegangen der Maler Ritter Gasp. Landi, Präsident der römischen Akademie, geb. 1756 zu Piacenza. Durch die Werke der Caracci und des Pordenone in seiner Vaterstadt erweckt, widmete er sich der Kunst und schloß sich besonders Battoni in Rom an. Zwei Bilder für den Dom seiner Vaterstadt begründeten seinen Ruf, der für kurze Zeit sehr verbreitet war, bis die durch die Deutschen gewonnene würdigere Richtung der Kunst seinen Namen mit so vielen andern in Vergessenheit brachte. Landi starb zu Piacenza, wohin er von Rom aus sich gewandt hatte. 85.

Absetzbarkeit der Beamten.

Zufolge des in Frankreich herrschenden Grundsatzes: daß jeder Beamte (nur mit Ausnahme der Richter) ohne Angabe eines Grundes zu jeder Zeit nach Willkür könne fortgeschickt werden, sind, laut der „Revue de Paris", in 5 Monaten, vom 1. August bis zum 1. November 1830, entlassen: 81 Präfecten von 86, ferner 577 Unterpräfecten, Generalsecretaire und Präfecturräthe, 2978 Stadträthe und 6401 Bürgermeister und Stellvertreter derselben (maires et adjoints), zusammen 10,042 öffentliche Beamte! Verdienten sie dies Schicksal, welche Verwaltung muß vor den letzten Ereignissen stattgefunden haben; verdienten sie es nicht, welche entsetzliche Härte!

Wie können aber Beamte überhaupt Sachkenntnisse erwerben, Achtung gewinnen, Muth beweisen, wenn sie, sobald der Wind der Lehre in den höchsten Regionen sich wendet, wie Spreu hinweggeblasen werden, daß keine Spur ihrer Thätigkeit übrig bleibt und das Meiste in entgegengesetzter Richtung neu begonnen wird? Wie kann man sich da am Ziele wähnen, wo diejenigen Männer, welche das Reich wesentlich mitregieren sollen, selbst keine Freiheit und Sicherheit genießen, sondern einer Bureaukratie preisgegeben sind, welche ihnen nicht einmal wie dem geringsten Dienstboten eine Kündigungsfrist zugesteht? Wie kann da, wo viele Leute, selbst wenn sie gar keine Geschäftskenntniß haben, blos ihrer Gesinnung halber die wichtigsten Stellen erhalten, eine angemessene Verwaltung stattfinden? Geschäftskenntniß und gute Gesinnungen gehören zu einander; Eins ohne das Andere ist und bleibt Stückwerk.

Auch wäre es sehr irrig, zu meinen, der Wechsel der Beamten treffe blos diese; er wirkt in noch ungleich größerm Maßstabe auf das Wohl und Weh der Regierten. Darum sollen nicht blos die Beamten, sondern auch die Völker Gott danken, wenn weder leichtsinnige Vorwände noch erhebliche politische Gründe vorhanden sind, die Verwaltung in solchem Maße umzugestalten. 54.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 106. —— 16. April 1831.

Der neueste Meßkatalog.

(Beschluß aus Nr. 105.)

„Ihr Herren", sagte mein alter ehemaliger Schulkamerad und Commilitone Tröndlin, indem er in das Zimmer trat und, seiner Gewohnheit nach, nur mit leichtem Kopfnicken grüßte, „was habt Ihr hier zu streiten? Ihr verführt ja einen Lärmen, daß die Vorübergehenden auf der Straße stehen bleiben könnten?"

„Wir unterhalten uns über den Meßkatalog", war meine Antwort.

„Das muß ich gestehen! der scheint mir solches Aufhebens wahrhaftig nicht werth. Sind ja nichts als lauter Broschüren, Flugschriften und ähnliche Sächelchen, nach denen die Gelehrten, wie wir, sich gar nicht umsehen".

„Doch wol nicht ganz", bemerkte ich, „wie wir Beide einander eben bewiesen haben. In der Geschichte —"

„Bleib mir mit Deiner Geschichte zu Haus! die wird bei uns Deutschen so in das Spezielle verfahren, daß noch jeder Dorfschulmeister seine Biographie, jeder alte Schoppen oder Weiler seine aus den Quellen geschöpfte kritische Historie erhalten wird. Da haben wir jetzt wieder Lappenberg's „Geschichte der Insel Helgoland", Knapp's „Regenten- und Volksgesch. der Lande Kleve, Jülich, Berg", Lützow's „Pragmatische Geschichte von Mecklenburg", Mohl's Geschichte der „Theilnahme Friedrichs des Großen an den Streitigkeiten zwischen Herzog Karl von Würtemberg und seinen Ständen", von Wackernagel gar eine „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock"; aber wer kann mir eine deutsche Geschichte nennen, die längeres Leben verdient, als der Verf. Zeit gebraucht hat, sie zu schreiben?"

„An Bemühungen", erwiderte ich, „fehlt es nicht: Kufahl, Phillips, Pfister —"

„Luden!" schaltete Eduard ein.

„Steht nicht im Meßkatalog", entgegnete ich, „und ist vielleicht auch kein großer Schade. Mit Luden's oberflächlicher Gründlichkeit und gründlicher Oberflächlichkeit ist uns auch nicht geholfen".

„Hast Recht", sagte Tröndlin, „Luden ist mein Mann auch nicht. Wie? bessert er uns den Tacitus, Ammianus Marcellinus, und wie die alten Herren alle heißen, auf jeder Seite, und wenn man näher nachsieht, warum? weil er sie nicht verstanden oder die Sache nicht gekannt hat. Lacht er nicht über eine Stelle des Ammianus, wo dieser von den Burgunden berichtet, sie hätten bei Unglück im Kriege oder Miswachs und Hungersnoth im Frieden ihre Könige den Göttern geopfert, ganz höhnisch, was sich der ehrliche Ammianus wieder einmal habe aufbinden lassen? Und Snorro Sturleson erzählt uns ausführlich, wie bei den heidnischen Deutschen im skandinavischen Norden derselbe Brauch herrschte".

„Du bist doch ein sonderbarer Kauz, Tröndlin", sagte ich, „ereiferst Dich über unsere Spezialgeschichten und gehst doch bei jeder Gelegenheit selbst in das Allerspeziellste ein".

„So? ist zwischen speziell und spezial kein Unterschied? Ohne spezielle Kenntnisse ist philosophischer Geist und philosophischer Blick, wie ich ihn fodere, theils unnütz, theils unmöglich; aber dieses speziale Zersplittern der besten Kräfte, wo es nach so vielen tüchtigen Vorarbeiten nicht nöthig ist, wozu soll das führen?"

„So ganz unrecht", meinte ich, „kann ich Dir nicht geben; aber was hältst Du von unsern Taschenbestrebungen, die nach französischem Schnitt jetzt allerwärts aufschießen? Meinem Ermessen nach ist der Hofrath Philippi in Dresden, der uns zuerst auf den Geschmack brachte, ein großer Mann".

„Ja, ungefähr!" war die spöttische Entgegnung; „in der Loge zum großen Nichts ist er Meister vom Stuhl".

„Keine Persönlichkeiten!" beschwichtigte ich: „Die Hilscher'sche Taschenbibliothek ist doch immer noch besser als die erfurter Cabinetsbibliothek".

„Und als das berliner „Alles durcheinander" und die „Verfassungsurkunde für das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen", bemerkte Eduard.

„An Verfassungsurkunden", sagte Tröndlin, „ist dieses Jahr fruchtbar gewesen; der besten Aufnahme scheint sich aber die hessische rühmen zu können, die fand ich im Meßkatalog allein 7 Mal angezeigt".

„Da sie gut ist", sagte ich, „je öfter sie unter das Volk kommt, desto besser. Diese Art von politischen Broschüren thut bis jetzt unserm lieben Deutschland noch am meisten noth; von den übrigen halte ich wenig".

„Ihre Zahl", rief Eduard, „ist aber Legion; selbst

die Abc-Bücher, Kinderspiele und Kinderschriften, Predigten und theologische Abhandlungen, an denen es sonst doch niemals fehlt, bleiben diesmal weit zurück. Nicht weniger als 214 politische Flugschriften zählte ich, wobei die zahlreichen Aufsätze und Werke über die Cholera morbus nicht einmal mitgerechnet sind, obgleich die Cholera vielleicht dieses Jahr einen entscheidendern Einfluß auf die europäische Politik übt als alle diplomatischen Verhandlungen und Debatten".

„Viel Diplomatie", sagte ich, „dürfte in unsern deutschen Flugblättern fürs Erste wol schwerlich zu entdecken sein. Diese ganze immer etwas äußerliche Richtung ist unserm Nationalcharakter, der in allen Dingen und so auch in der Politik auf das Innerliche geht, völlig fremd. Haben wir doch nicht einmal politische Parteien, in dem Sinne wie Frankreich und England sie haben; jeder Einzelne hat seine besondere Meinung, und nur durch die Vergleichung derselben mit den bei unsern Nachbarn ausgebildeten Parteiansichten kann er erfahren, ob er ein Liberaler oder ein Ultra ist".

„Und was folgerst Du daraus?" fragte Eduard.

„Daß politische Flugschriften bei uns keine Wirkung hervorbringen, weil sie es mit tausend Köpfen zu thun haben, von denen jeder sie auf andere Weise liest. Und, was mich betrifft, so bin ich damit in der That auch recht wohl zufrieden. Wir Deutsche sind dazu berufen, auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung und Ergründung zur Klarheit über uns zu kommen, nicht durch praktisches Experimentiren wie die Engländer und Franzosen".

„Und unsere Zeitschriften?"

„Freunde!" rief hier Tröndlin dazwischen, „laßt die Todten ihre Todten begraben, unsere Zeitschriften, in Pausch und Bogen zusammengepackt, gereichen uns Deutschen wahrlich am wenigsten zur Ehre".

„Die „Blätter für literarische Unterhaltung" ausgenommen", berichtigte ich, „da wir ja selbst Mitarbeiter sind".

„Keine Ausnahme", rief Eduard mit komischem Zorn; „auch wir, alle Drei, wie wir da stehen und sitzen, sind unter aller Kritik. Der große Kritiker Wolfgang Menzel hat über uns den Stab gebrochen, und Wolfgang Menzel hat immer Recht".

„Leider, meistens", sagte ich; „sein Name gehört zu den ersten, die ich im Katalog aufsuchte, und ich bedaure, ihn nur als Redacteur des „Literaturblattes" gefunden zu haben".

„A propos!" sagte Tröndlin, „hat Einer von Euch bereits das „Forum der Journalliteratur" zu Gesichte bekommen?

„Ich! Ich!" riefen wir Beide gleichzeitig; und nachdem ich parlementarisch um das Wort gebeten hatte, bemerkte ich, daß Hr. Karl Gutzkow in seinen Urtheilen mir doch häufig noch etwas gar zu jung erschienen sei; aber wahre Freude habe mir der Ernst und das Feuer gemacht, womit er sein Schifflein der Mattherzigkeit und Lauheit so manches ältern Collegen vorbeisteure".

„Aber sein Panegyrikus auf Wolfgang Menzel, von dem er ohne Weiteres eine neue Periode unserer Literatur anhebt —"

„Ist übertrieben", fiel ich ein, „wie so manches Andere; aber wer wollte einem fröhlichen Kinde sein Spielzeug zerstören?"

„Nicht ich", entgegnete Tröndlin, „nur soll man sich Kinder mit ihrem Spielwerk nicht zu früh in die Gesellschaft Erwachsener drängen lassen. Auf dem Forum mitzusprechen oder gar ein Forum zu errichten, sollte billig Keinem gestattet sein, der noch nicht die toga virilis angezogen hätte".

„Aber alte Pedanten", nahm Eduard etwas ärgerlich das Wort, „wie —"

„Nomen nescio!" unterbrach ich; „erzürne Dich nicht, Du kennst ja unsern alten derben Freund Tröndlin. Er hat, bei aller seiner Gelehrsamkeit, vergessen, daß nach römischem Sprachgebrauch er selbst noch ein freilich etwas ältlicher Jüngling wäre".

„Eins", fuhr Tröndlin mit *ungestörter Gemüthsruhe* fort, „freut mich nur, und das *ist, daß wenigstens in der* Poesie unserer Jugend die Flügel etwas beschnitten worden sind. Kaum war so ein Küchlein flügge geworden, so sang es auch schon seine Liebesfreuden und Liebesleiden; das alte Thema vom Scheiden und Meiden und von der Sonne und ihrer Wonne wurde hunderttausend Mal variirt, und der nächste Meßkatalog brachte zuverlässig: „Gedichte von — —" und „Lieder von —", sauber gedruckt und broschirt und als neueste Neuigkeit durch ganz Deutschland versandt. Jetzt scheint der drohende Krieg diesem poetischen Unwesen ein Ende gemacht zu haben; nur fängt dafür leider ein anderes schon wieder an: der patriotische Singsang".

„Holtei's „Preußenlieder", sagte Eduard, noch immer etwas empfindlich, „müssen Dich so erschreckt haben, Du Wunderlicher, daß Du schon ein ganzes Heer Marseillaisen im Anmarsch gesehen hast; ich wenigstens habe von poetischem Patriotismus sonst Nichts bemerkt".

„Desto besser", erwiderte Tröndlin, „wenn ich mich geirrt habe. Ich habe Muth wie ein Anderer; aber vor den Kriegsliedern der Jahre 1813 und 1814 hätte ich so wenig Stand gehalten als die Franzosen".

„Du bist freilich ein Barbar", erklärte ihm Eduard, „aber zum Spaß möchte ich doch wissen, was Du Dir wol aus dem Meßkatalog angezeichnet hast; Koch's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea von Liegnitz", oder Förstemann's „Archiv für die Geschichte der kirchlichen Reformation?"

Er verneinte.

„Nun dann gewiß Schefer's „Neue Novellen?".

„Du spottest", sagte der ehrliche Tröndlin; „aber Leopold Schefer ist mir nicht so unbekannt, als Du glaubst. Ich ziehe einige seiner Novellen selbst manchen der bessern Tieck's vor; wie z. B. seine „Düvecke" in der „Urania" dem „Griechischen Kaiser".

„O Ketzer!" sagte Eduard lächelnd; „nun dann weiß ich nichts Anderes als die neue Auflage von Hegel's „Logik". Tröndlin, der sich auf meine wiederholten Ein-

ladungen noch nicht niedergelassen hatte, griff nach Hut und Stock. Er war nicht zu halten; und da uns die Mittel wohl bekannt waren, durch welche wir den alten Knaben besänftigen konnten, so folgten wir ihm. 74.

Die Sage von Fridthjof dem Starken. Aus dem Isländischen von Ch. Fr. Mohnike. Mit einer Karte vom südlichen Norwegen. Stralsund, Trinius. 1830. Gr. 8. 15 Gr.

Die in Deutschland aus 3 Uebersetzungen des Tegnér'schen Gedichts hinreichend bekannte „Sage von Fridthjof dem Starken oder dem Muthigen" (denn das Beiwort „Frackna" erlaubt die eine und die andere Uebertragung) tritt hier in einer möglichst treuen Uebersetzung aus der isländischen Urschrift vor uns auf. Der gelehrte Verf. derselben rechnet nicht ohne Grund darauf, daß diese Erscheinung allen Denen willkommen sein werde, welchen das schöne Gedicht des schwedischen Sängers Freude gemacht hat. Zufällige Umstände haben die Bekanntmachung verzögert; allein, die Arbeit hat dadurch an innerm Werth gewonnen, da sie erlaubt hat, diese Uebersetzung mit der in der neuen Ausgabe von Rafn im 1. Heft III. Bandes der „Nordiske Kaempe-Historier" gegebenen durchweg zu vergleichen und eine reiche Zugabe von trefflichen historischen und polemischen Bemerkungen nebst einer dankenswerthen Karte von dem Schauplatz der Sage hinzuzufügen.

Der Verf. hat sich schon in seiner Uebersetzung des Tegnér'schen Gedichts und in andern Schriften als ein achtbarer Kenner der altnordischen Literatur kundgegeben; durch diese Arbeit aber nimmt er eine Stelle unter den Gelehrten von Fach ein. Seine kritische Uebersetzung des Gedichts, so willkommen sie uns an sich ist, dient ihm nur als Veranlassung zu einer Reihe dankenswerther Untersuchungen, die, in näherm oder fernerm Zusammenhang mit der Sage von Fridthjof, mehre schwierige Fragen der nordischen Chronologie mit sicherer und geschickter Hand auflösen. Wir sprechen zunächst von der Uebersetzung der isländischen Urschrift selbst. Der Verf. hat die Prosa in einer treuen und entsprechenden Prosa, die Lieder in den ihnen eigenthümlichen Stabreimen wiedergegeben. Durch diesen letzten Grundsatz ist in die Uebersetzung der Lieder eine etwas freiere Auffassung des Gedankens eingedrungen; aber was die Treue auf der einen Seite verloren, hat sie durch die Nachahmung des nationalen Tonfalls auf der andern gewonnen. Der schlichte Ton der Fabel ist in allem seinen alterthümlichen Reiz aufrecht erhalten. Sie erzählt in 15 Capiteln von König Bele und Thorstein, von ihren Kindern, vom König Hring's Botschaft an Bele's Söhne, von Fridthjof's Fahrt nach Baldurshagen, von seinem Streit mit den Königen, seiner Werbung um Ingebjörg, seiner Fahrt nach den Orkneyinseln, dem Sturm, den die Zauberweiber auf der Könige Geheiß ihm erregen, wie er sie besiegt, von seinem Aufenthalt bei Angantyr, wie König Hring die schöne Ingebjörg freit, von Fridthjof's Rückkehr mit dem Schoß, seiner Rache, seiner Flucht zu Hring in Ringarik, seinem Wiedersehen mit Ingebjörg, dem Tode Hring's, und wie dieser ihm Gattin und Reich vermacht, von seinem Sieg über Bele's Söhne, Helge und Halfdan, und wie er zum König über Ringarik und Sogn wird. Es ist unstreitig die richtige historische Ansicht von dieser Sage, wenn man die Lieder, die sie enthält, für die ältern Bestandtheile derselben und die prosaische Zwischenerzählung für eine spätere Form hält, welche zum Zweck hatte, diese Lieder zu verständigen und aufzubewahren. Wann und wie diese Verbindung zwischen Lied und Erzählung entstand, ist dunkel und schwer selbst annäherungsweise anzugeben. Fridthjof, den Einige, offenbar irrig, ins 5. Jahrhundert, Müller ins 6., und Espolin etwa ins 8. Jahrhundert verweisen, lebte, aller Wahrscheinlichkeit nach, wie der Verf. S. 54—60 sehr gut ausführt, um das Jahr 800. Ueber die Fassung der ältesten isländischen Urschrift sagt P. E. Müller in der „Saga-Bibliothek", daß, wiewol man an einigen Zügen das spätere Zeitalter spürt, der naive und kunstlose Gang des Ganzen doch annehmen lasse, daß sie den ersten Zeiten des Christenthums angehöre. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Gedicht im 14. Jahrh. niedergeschrieben sei; die Sagen dieser Zeit zeigen weit mehr Ausschmückung und mehr Kunst; die Fridthjofssaga ist älter als die Thorstein Wikingsson's, als die Gåthrek und Sorle Thattr, welche ihre allgemeine Verbreitung bezeugen und von Fridthjof und Ingebjörg's Nachkommen erzählen. Sie gehört in ihrer jetzigen Fassung wahrscheinlich dem 12. Jahrh. an. Von der isländischen Urschrift der F.-S. kennen wir 2 Ausgaben; die eine, älteste, in Müller's „Nord. kaempadater" (Stockh., 1737), wo sie die sechste Abtheilung einnimmt. Dieser Redaction fehlt es an Kritik. Die zweite, bessere, ist die von Rafn im 2. Bande der „Fornaldar Sögur Nordlanda etc." (Kaupmannahöfn, 1829) besorgte, bei welcher nicht weniger als 8 Handschriften vorlagen, unter denen die in der Arnåmagnåanischen Sammlung Nr. 173 befindliche die vorzüglichste ist. Sie ist von Asgeir Johnson, dem Schreiber des Thormod Torfäus, geschrieben; sämmtliche Handschriften sind auf Papier und gehen nicht über das 16. Jahrh. hinaus. Nur ein Codex auf Pergament, Nr. 510 in der Arnåmagnåanischen Sammlung, ist älter (aus dem 15. Jahrh.); aber er liefert die Saga durchaus verkürzt und mit ganz andern Worten, sehr kahl und in einzelnen Ausdrücken ganz unrichtig; die größere Saga verdient offenbar den Vorzug. Sie ist in 2 schwedischen, einer lateinischen und einer dänischen Uebersetzung vorhanden; der trefflichen Uebersetzung von Rafn haben wir schon gedacht.

Der Verf. hat bei der seinigen den Buchstabenreim beibehalten, und wir sind unsern Lesern eine Probe davon schuldig, wie er denselben behandelt. Im 14. Capitel singt Fridthjof:

> Hring, Du König, lebe
> Lang' und glücklich,
> Erster der Herrscher
> Auf dem Erdenball.
> Wahre Du, König, wohl
> Weib und Lande.

Da sang der König:

> Fahre Du so nicht,
> Fridthjof, von dannen.
> Höchster der Helden,
> Im Herzen betrübt.
> Hier Deine Gaben
> Geb' ich Dir wieder
> Besser, als selber
> Du sie erwartest.
> Geb' auch die Frau Dir,
> Fridthjof *), die schöne,
> All meine Habe
> Auch mit derselben.

Fridthjof fiel ein:

> Was Du mir bietest,
> Werd' ich nicht nehmen,
> Bist Du nicht, König,
> Krank bis zum Tode.

Zum Schluß noch Einiges über den Schauplatz des Gedichts, welchen Steffens in seinen „Norwegern" (Th. 6, S. 115) verherrlicht hat. Tief im Innern des Sognemeerbusens, im Stift Bergen, auf der nördlichen Seite des Busens, lebte und herrschte König Bele. Diese Strecke (an der Schiffsrhede Tjugum) heißt noch der Balestrand. Der Königshof soll Syrstrand geheißen haben, und hiervon hat wahrscheinlich der noch gebräuchliche Name Sörstrand seine Entstehung (?). Am Balestrand stand mitten in einem befriedeten Hain (Fridlyst) ein weit berühmter Baldorstempel, Baldershaga genannt. Den Platz weiß man nicht bestimmt; aber auf dem Gute Bale sieht man mehre uralte Grabhügel, unter denen noch heute einer Baldarshoug heißt.

*) Fridthjof — Friededieb, wie Herthjof, Herrdedieb u. s. w.

Das Museum in Bergen bewahrt, was in diesen Hügeln an Alterthümern gefunden ist. Gerade gegenüber von Balestrand erstreckt sich eine anmuthige Landzunge ins Meer. Hier, etwa in der Gegend, wo jetzt der Hof Wangnäs steht, soll Thorstein's Herrensitz, Framnäs, gelegen haben (s. Bischof Neumann's „Reise in Sogn"). Die Solundarinseln hält man für die Inselgruppe am Eingang des Sognefjord, die jetzt Ytre und Indresul heißen. Angantyr war Jarl von Gothaland und von König Bele zum Jarl der Orkneys eingesetzt. König Hring hatte seinen Sitz in Alfheim in Uppland, südostwärts von Sogn.

Die treffliche Karte, von Brüggemann gezeichnet, versinnlicht diese Gegend aufs beste. Ueber die Orthographie der Namen ist zu bemerken, daß der Verf. die schwedische und dänische Schreibart angenommen hat und Helge, Bele, Ingebjörg, nicht Helgi, Beli, Ingibjorg, Fridthjof, nicht Fridhjofr u. s. w. schreibt. Dies ist richtig, da, nach Rask's isl. Gramm., das isländische i dem tiefen e gleichkommt (der Rune Is).

Der Raum verbietet uns, von den gehaltreichen Anmerkungen des Verfs. etwas mitzutheilen, so viel Versuchung wir dazu auch haben. Nur S. 84 hat uns doch Bedenken gegeben, ob das „hnefatafli" wirklich so zuverlässig durch Schachspiel zu übersetzen sei; wir würden der Sicherheit wegen Bretspiel vorgezogen haben. Die Isländer nennen dies Spiel noch Kotra, und Haldorsen übersetzt es gar alea, ludus talaris. Auf Bretspiel weist auch die Abstammung hin.

Verf., Drucker und Kartenzeichner verdienen unsern Dank für diese vielfach willkommene Gabe. 25.

John Jones' poetische Versuche.

England hat, wie Deutschland, seine Naturdichter; nur beweisen die Briten auch als Naturdichter ihren praktischen Sinn, indem sie sich durch die Poesie nicht abhalten lassen, auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen, während in Deutschland, wenigstens vor einigen Jahren, die Naturdichtung in eine wahre Landplage ausartete, die uns unsere Mägde aus der Küche, unsere Bauern vom Pfluge, unsere Schuhmacher, Schneider, Korbflechter von ihren Drei- und respective Viersitzen hinwegzuheben drohte, um sie in der Gestalt von wandernden Poeten und Poetinnen vor unsere Thür zu führen. Ohne Uebertreibung, wir hassen nichts herzlicher als den Kastengeist, der, mit Ausnahme von einigen Tausend privilegirten Junkern, am liebsten die ganze Menschheit in eine große Säe- und Dreschmaschine verwandeln möchte; wir gönnen jedem Menschen, gleichviel ob „im bracatnen Rack" oder im Leinenkittel, neben seiner physischen auch geistige Existenz, geistige Freuden, geistigen Genuß; aber die elende, aufgeblasene, hohle Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit, die nicht den fadesten Reim zu Papiere bringen kann, ohne die ganze Welt zu Pathen zu bitten, ist uns in den Tod zuwider, und wenn ein sonst braver und rechtlicher Mann diese Narrheit hat, so rathen wir ihm, eine derbe Dosis Nieswurz nicht zu scheuen.

Der berühmte britische poeta laureatus Robert Southey scheint nicht ganz unserer Meinung zu sein; ein ziemlich starker Octavband, den er kürzlich erst herausgegeben hat: „Attempts in verse by *John Jones*, an old servant, with some account of the writer, written by himself, and an introductory essay on the lives and works of our uneducated poets" (London, 1831), ist zur Hälfte mit den mittelmäßigsten Poesien und Reimen gefüllt, die kein anderes Interesse haben als die Curiosität, daß der Verf. ein alter Bedienter ist, mit dem seine Herrschaft alle Ursache hat zufrieden zu sein; allein, schon ein hinreichender Grund, ihm alle Anlage zum Dichter abzusprechen. So wenig Pegasus als Karngaul brauchbar ist, ebenso wenig der Dichter in der Livree. Entweder ein guter Dichter und schlechter Bedienter, oder ein schlechter Dichter und guter Bedienter; sonst sehen wir keine Wahl. Bei dem Günstlinge des Laureaten tritt, vielleicht zu seinem Glücke, die letztere Qualification ein; von seinen „Poetischen Versuchen" läßt sich nicht viel sagen, außer etwa, daß er sie Southey im Manuscript zusandte, und daß dieser, theils um dem Mann eine Freude zu machen, theils um bei dieser Gelegenheit einige seiner eignen Ideen und Einfälle guten Kaufes loszuwerden, sie zum Drucke beförderte. Was er zu seiner Entschuldigung sagt, läßt sich freilich hören: „Schlechte Poesie, wenn sie harmlos in ihrer Absicht und Tendenz ist, kann kein Uebel thun, außer wenn sie als gut gilt, modisch wird und so den bereits entarteten Geschmack des Publicums noch mehr verderbt und eine bereits verdorbene Sprache noch mehr verschlechtert. Schlechte Kritik ist eine viel schlimmere Sache, weil sie viel mehr schadet, beides dem selbstgenügsamen Verf. und dem beistimmenden Leser; nicht zu gedenken, daß ohne die Beihülfe schlechter Kritik die schlechte Poesie nicht aufkommen könnte. Die Mittelmäßigkeit ist seit langer Zeit ein zahlreiches und immer zunehmendes Geschlecht gewesen, und sie muß sich mit den Fortschritten der Civilisation nothwendig noch mehr verbreiten. Aber es wäre schwer, einen Grund anzugeben, weshalb man es als eine Beleidigung gegen das Publicum betrachten soll, wenn Jemand Verse herausgibt, die Niemand verbunden ist weder zu kaufen noch zu lesen. Buchhändler werden an dergleichen Waare nicht leicht ihre Kosten wagen; durch den Druck fließt andern Gewerbszweigen ein directer Gewinn zu; Menschen, die Beschäftigung bedürfen, erhalten Arbeit; und wenn pecuniairer Verlust dem Verf. gleichgültig ist, so erleidet er selbst keinen Schaden, und er könnte sich nicht leicht ein unschuldigeres Steckenpferd gewählt haben, wenn man es ein Steckenpferd nennen will. Wenn er ein guter und braver Mann ist, so wird er durch das Verseschreiben nur um so besser und glücklicher. „Die Poesie, sagt Landor, eröffnet Quellen der Empfindung, die ohne sie ewig in dem Felsen verborgen lägen".

Das Zuletztgesagte vertheidigt allerdings die Beschäftigung mit dem Versemachen oder der Poesie, gegen welche wir in der That auch wenig einzuwenden haben, wenn man die Zeit, die sie hinwegnimmt, nicht zu etwas Besserm zu verwenden weiß; aber was das Druckenlassen betrifft, so möchten wir Hrn. Southey mit seinen Argumenten nicht so leicht durchlassen; denn so viel unterliegt doch wol keinem Zweifel, daß statt schlechter Verse immer etwas Besseres gedruckt werden könnte, daß der Raum, den jene in der Literatur einnehmen, sowie der Platz, den nicht selten der Verf. in der literarischen Welt occupirt, immer einer würdigern Erscheinung und einem talentvollern Inhaber vorenthalten wird.

Interessanter als die Verse des guten John Jones waren uns die vorausgeschickten Notizen über einige andere britische Naturdichter; von den mitgetheilten Proben sind indessen nur die von Taylor, dem Wasserdichter, wie er malo omine genannt wird, lesbar. Stephen Duck, James Woodhouse, John Bennet, Anna Yearsley und J. F. Bryant hätten ohne Schaden ihrer Ruhe in der Vergessenheit überlassen bleiben können, aus der Southey sie „zur Bereicherung der englischen Literaturgeschichte" heraufholte. 163.

Wiedererweckung.

In dem (in Ilmenau bei Voigt) eben ausgegebenen „Nekrolog" auf 1829, eine übrigens sehr vollständige und anregende Todtenmusterung, stirbt der berühmte Historiker Hofrath Schlosser den 16. Februar 1829 in Rom, wo er 1812 zur römischen Kirche übergegangen sei. Das gilt aber von einem Mystiker, Christian Schlosser, der mit Fr. Schlegel, Werner und Ad. Müller Eines Sinnes war. Der ehrwürdige Schlosser, der seinem Freunde Joh. Heinrich Voß die kräftige Parentation sprach, hat sich erst vor Kurzem in Heidelberg verheirathet und lebt zur Freude aller Biedermänner in und außer Deutschland. 57.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 107. —— 17. April 1831.

Die Cholerakrankheit, und die neueste Literatur über dieselbe.

Den weiten Orient zerfleischen deine Ruthen,
Uns, Vater! zeigst du sie von fern.
Lessing.

Die Geschichte der Medizin gewinnt zwar wie die Welt- und Völkergeschichte mit diesem Jahrhundert sowol extensiv als intensiv an vielem wahren Interesse, allein, mit den Darstellungen einer historischen Pathologie des Menschengeschlechts sieht es eben noch nicht absonderlich aus. Die wichtige und freilich auch schwierige Geschichte der Gesundheit der Menschen und des Auftretens und Verschwindens ihrer Krankheiten ist noch lange nicht genug cultivirt, und wie über die in unserer Zeit herrschend gewordenen Krankheiten, als z. B. über die wahre Natur und Contagiosität des gelben Fiebers, der sogenannten ägyptischen Augenentzündung, der Varioliden u. s. w. noch ein geheimnißvolles Dunkel schwebt, so auch über die hier zu besprechende, von Osten herstammende, gegenwärtig den Flußgebieten hinan unsere europäische Welt bedrohende Cholerakrankheit, von deren vorangegangenem Schreckensruf unsere Regierungen fast mehr noch als von den neuesten politischen Erschütterungen in Bewegung gesetzt wurden. Wenn nun aber die Erscheinung dieser bösartigen Gallenkrankheit im Herzen Rußlands das erstaunlich rasche Umsichgreifen und die im Verlauf erreichende gefährliche Höhe derselben uns in der That zu nicht geringer Besorgniß führen müssen, so ist es gewiß dem Menschenfreunde um so schmerzlicher, wahrzunehmen, daß unsere Physiker und Aerzte leider mit der Natur dieser Weltseuche, dem Wesen ihrer Contagiosität und den specifischen Mitteln zur sichern Heilung derselben nichts weniger als schon enge vertraut sind. Wol fehlt es nicht an Zeitungsartikeln, die fortdauernd mit den großen Opfern erfüllt sind, welche dieses Weltübel Rußland kostet und die uns auch sorgfältig von der Zahl der Gestorbenen und Genesenen fast täglich Rechenschaft geben; auch allerlei Bücher und Schriften von bald großem und bald kleinem Umfang, bald allopathischen und bald homöopathischen Inhalts, deren Verfasser größtentheils die Seuche aus eigner Anschauung gar nicht kennen, sondern sie nur aus englischen und zum Theil auch schon aus russischen Journalaufsätzen, Medizinalberichten u. s. w. zusammenstellen, kommen aus allen Gegenden unsers schreibsüchtigen deutschen Vaterlandes zu uns; allein, sie sind zum Theil durch die Originale und deren Uebersetzung im trefflichen „Magazin der auswärtigen Literatur", von Gerson und Julius, ganz überflüssig, oder geben zum Theil nur gute historische Beiträge zur künftigen deutschen Chronik dieser Epidemie; was aber die sichern und festen ätiologischen Momente dieses furchtbaren Uebels angeht, so sehen wir fast überall nur Hypothesen an der Stelle der Wahrheit, nur Muthmaßungen im Gewande der Demonstration. Wir werden nun zum Nutzen unserer Leser aus nachstehender neuesten Literatur im Sinne Cicero's: „Debeo in aliena castra transire non tanquam transfuga sed tanquam explorator", ein treues Tableau dieser Krankheitsform nach dem Raume d. Bl. in gedrängtem Umrisse entwerfen, zu denen 1) die Aufzählung ihrer Symptome, 2) die Geschichte ihres zeitherigen Daseins und ihrer Folgen, 3) ihre muthmaßlichen Ursachen und ihr Wesen, und endlich 4) die in Vorschlag gebrachten Sicherheitsmaßregeln, Vorbauungs- und Heilungsmittel die Grundfarben ausmachen sollen; dann werden wir am Schlusse noch einige allgemeine Beurtheilungsworte über den verschiedenen Werth dieser sogleich zu benennenden, größtentheils auch auf nichtärztliche Leser berechneten Schriften hinzufügen.

1. Die asiatische Cholera in Rußland, in den Jahren 1829 u. 1830. Nach russischen amtlichen Quellen bearbeitet von J. R. Lichtenstädt. Nebst einer Karte. Berlin, Haude u. Spener. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Ueber die Cholera und die kräftigsten Mittel dagegen, nebst Vorschlag eines großen Ableitungsmittels, um die Krankheit in der Geburt zu ersticken, von Tilesius von T. Nürnberg, Schrag. 1831. 8. 16 Gr.
3. Heilung und Verhütung der Cholera morbus, von J. Ad. Schubert. Leipzig, Reclam. 1830. Gr. 8. 8 Gr.
4. Die Cholera morbus, oder die orientalische Brechruhr. Von einem praktischen Arzte. Stuttgart, Hoffmann. 1831. Gr. 12. 9 Gr.
5. Die epidemische Cholera, oder die Brechruhr. Ein Vortrag, gehalten in der Naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig am 14. Dez. 1830, von M. Hasper. Leipzig, Hartmann. 1830. 8. 4 Gr.

6. Mittheilungen über die morgenländische Brechruhr, von W. Ad. Riecke. Erster Band. Stuttgart, Hoffmann. 1831. Gr. 8. 21 Gr.

7. Die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Von Fr. Schnurrer. Mit der Karte ihres Verbreitungsbezirks. Stuttgart, Cotta. 1831. 8. 20 Gr.

8. Die ostindische Cholera, von J. M. Good. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen versehen von F. G. Gmelin. Tübingen, Osiander. 1831. Gr. 8. 10 Gr.

A. Die Krankheitserscheinungen in ihrem Verlaufe.

Die schon den Aerzten aller Zeiten unter dem von Hippokrates gewählten Namen Cholera (χολη-ῥεω, Galle, fließe) bekannte Brech- oder Gallenruhr, welche von jeher in allen Ländern bei feuchter und kalter Jahreszeit, und bei uns besonders im Spätsommer bald von Erkältungen und bald von scharfen, metallischen und giftigen Gallenreizen und andern auf den Magen nachtheilig wirkenden Ursachen, als Magenüberladung von sauern, blähenden Speisen u. s. w. zuweilen epidemisch entsteht, meistens aber sporadisch bei einzelnen Individuen beobachtet ward, hat vor ungefähr 13 Jahren sich zuerst in Indien als eine Landeskrankheit mit einem weit höher als sonst gesteigerten, bösartigen Charakter angekündigt, und ist seitdem nicht blos in Bezug auf Heftigkeit, sondern auch auf Eigenthümlichkeit der Erscheinungen nicht mehr in jedem Jahre von gleicher Art erschienen. Die Krankheit beginnt zuweilen ganz plötzlich, meistens aber, je nachdem die Umstände sind, zeigen sich mehre oder wenige Stunden vorher Vorboten wie ein Gefühl von Vollheit des Magens, Ekel, Frösteln in der obern Bauchgegend, Empfindung einer kühlen elektrischen Aura, und besonders eine gewisse Angst und Niedergeschlagenheit, die sich selbst in den Gesichtszügen ausdrückt. Dabei ist der Puls gewöhnlich schnell und unterdrückt, nur in seltenen Fällen behält er eine gewisse Stärke bei. Darauf entsteht, größtentheils in der Nacht oder auch gegen den frühen Morgen, beim Kranken große Uebelkeit, Aufstoßen, und der Magen beginnt die Entleerungen durch Erbrechen. Es stellt sich nun ein unangenehmes Gefühl durch den ganzen Darmkanal ein, und es erfolgen kurz darauf bald gelbe, bald grünliche, an Geruch nicht auffallende, dem Erbrechen ähnliche, trübem Reiswasser gleichende, mit vielen schleimigen Flocken, aber nicht mit Galle gemischte, sehr reichliche Stuhlausleerungen, zu welchen sich auch allzu bald nun ein Gefühl von sehr lästiger Mattigkeit und Hinfälligkeit, eine brennende Beklemmung in der Magengegend mit furchtbar quälendem Durst gesellen. Es stellen sich als wesentlichste Zeichen der Krankheit krampfhafte Zusammenziehungen in den Muskeln der obern und besonders der untern schon ohnehin kaltgewordenen Extremitäten ein, die sich nach und nach auf die Muskeln der Brust und des Zwerchfells ausdehnen, sehr selten aber die Muskeln des Rückens und der Weichen ergreifen, und noch seltener sich zu allgemeiner Zuckung steigern. Die bisweilen im Unterleibe gefühlten Schmerzen sind kolikartig und werden gleich denen, welche diese Krämpfe der Unterleibsmuskeln begleiten, durch Druck und gelinde Reibung erleichtert. Der Athem ist anfänglich beschleunigt, wird aber bei Zunahme der Krankheit immer beschwerlicher und langsamer, zuweilen aber auch schneller, von Erstickungsdruck begleitet, und die ausgeathmete Luft immer kälter. Die Haut wird nach und nach runzlich und gelblich, marmorkalt, unempfindlich, und meisthin mit einem starken, klebrigen, kalten Schweiße bedeckt, besonders an den untern Extremitäten. Der Puls ist Anfangs klein, schwach und beschleunigt, gleich darauf aber, sobald die Krämpfe eingetreten, an den Handgelenken kaum noch fühlbar. Das solchen Kranken entzogene Blut zeigt kein Serum, ist schwarz, ölig und dicklig. Die Gesichtszüge werden eingefallen und leichenähnlich, die Augen treten in ihren Höhlen zurück, haben blaue, dunkle Ränder, und ihre Blicke sind äußerst ängstlich. Die Lippen und Nägel werden ebenfalls ganz blau. Der Kranke beklagt sich fortdauernd über brennendes Gefühl zwischen dem Nabel und der obern Bauchgegend, über anhaltend heftigen, nicht zu stillenden Durst, und das sehnlichste Verlangen nach Wasser hört gar nicht auf. Die Mundhöhle und die Zunge ist feucht und kalt und mit einem weißen Ueberzuge belegt. Die Stimme ist schwach und unnatürlich. Die Hirnfunctionen aber erleiden selten bedeutende Störungen, wenn auch die Sinne etwas getrübt sind wie etwa bei dem nach einer Trunkenheit sich einstellenden Schlummerschlafe. Der Kranke hat keine Neigung zum Sprechen, seine körperlichen Kräfte liegen ganz darnieder, und er ist gleichgültig gegen Alles, was da vorgeht. Doch behält der Kranke seine völlige Besinnung bis zur letzten Stunde, und in sehr seltenen Fällen nimmt die Schwere des Kopfes so zu, daß die Begriffe dadurch verwirrt werden, stellenweise blaue Flecken im Gesicht und in den Extremitäten hervortreten und der Tod bei vollkommener Gefühls- und Bewußtlosigkeit erfolgt.

Reconvalescirt der Kranke, so deutet sich diese Genesung durch Rückkehr der Wärme über die ganze Oberfläche des Körpers, durch ein Heben des Pulses, Aufhören der Krämpfe, des Erbrechens und Durchfalls, das Erscheinen von Galle in den Ausleerungen, Wiedereintritt der Urin- und Speichelabsonderung und Neigung zum Schlafe an. Wiedererscheinen von wirklichen Kothabgängen ist ein sehr günstiges Symptom. Uebrigens zeigt der Verlauf mannichfache Abweichungen, und es sind schon Fälle vorgekommen, wo die Befallenen zu Boden stürzten und so in kurzer Zeit ein Opfer des Todes wurden, ohne daß die soeben beschriebenen eigenthümlichen Symptome der Krankheit sich deutlich zu erkennen gaben, wie dies auch schon bei andern epidemischen Krankheiten beobachtet wurde. In solchen Fällen ist denn der Verlauf äußerst schnell, und sie kommen besonders im Anfange der Epidemien vor. Meistens tritt tödtlicher Ausgang in 26 Stunden nach dem Eintritt der ersten Krankheitssymptome ein; ebenso schnell ist auch oft der Uebergang zur Genesung, jedoch

leiden manche Reconvalescenten längere Zeit an Magen- und Unterleibsbeschwerden. In manchen Fällen geht die Cholera auch in ein nervöses Fieber über, das nicht selten einen tödtlichen Ausgang nimmt. Es kommen aber noch manchmal Rückfälle bei Wiedergenesenden vor, welche dann noch gefährlicher als die ersten Anfälle der Krankheit sind, weil der Körper von diesen noch sehr geschwächt ist. Uebrigens verschont sie kein Alter und Geschlecht, keine Körperconstitution, Menschenrace, und zeigt sich an den Seeküsten, wie an den Bergströmen, bei den verschiedensten Temperatur- und Feuchtigkeitsgraden; doch sind ihrer Ansteckung bejahrte Leute und Kinder vorzugsweise ausgesetzt. Nur im Russischorenburgischen befiel sie auch viele Frauen; ebenso arme, schlechtgenährte, schwache, kränkliche, besonders an Schwäche des Nervensystems, Magens und der Gedärme, sowie an Leberbeschwerden leidende Personen und Branntweinsäufer; auch nach Genüssen, wodurch leicht der Magen überladen wird, und vor Allem bei feuchter Witterung, in feuchten Wohnungen und bei Erkältung stellte sie sich ein.

Die Ergebnisse der bis jetzt angestellten Leichenöffnungen, welche, beiläufig gesagt, weder den neuern Foderungen der pathologischen Anatomie, noch den daraus zu ziehenden praktischen Schlüssen entsprechen, dürfen wir, bei der Tendenz d. Bl., wol übergehen; wen sie interessiren, der findet sie in den Schriften Nr. 4, 6 u. 8 an verschiedenen Orten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Demagogie, Aristokratismus, Jesuitismus und die neuesten Revolutionen. Ein Abschiedswort an das Jahr 1830, nebst Bemerkungen über das Demagogische im preußischen Agendenstreite, sowie in den Machinationen der sogenannten Evangelischen. Neustadt a. d. O., Wagner. 1831. 8. 6 Gr.

Unsere Zeit, reich — wie kaum eine andere vor ihr — an politischen und kirchlichreligiösen Verwickelungen, welche sicher (wir wollen hoffen, nur zum wahrhaft Guten!) auch ihre Entwickelung finden werden, nimmt die besondere Beachtung ihrer denkenden Genossen nur um so mehr in Anspruch, und dieselben können sich auch diesem Anspruche um so weniger entziehen, je weniger sie selbst von dem mächtigen Einflusse jener Verwickelungen, unvorbereitet und unselbständig, fortgerissen zu werden wollen können. Das vorliegende Büchlein ist ein guter Wegweiser durch die Verwickelungen unserer Zeit, eine recht brauchbare Anleitung, die verschiedenen Richtungen derselben in Staat und Kirche, die mancherlei Ausartungen und ekelhaften Auswüchse des unsere Zeit mächtig bewegenden Geistes kennen zu lernen und diesen Geist selbst, entkleidet von jenen ekelhaften Auswüchsen, in seinem reinen und echten Gehalt aufzufassen. Was der Verf. hier gibt, sind, wie er im Vorworte bemerkt, nur subjective Ansichten, aus unparteiischen Beobachtungen hervorgegangen, durch die Juli-, August- und Septembertage ausgebildet und durch die folgenden Monate mehrfach bestätigt. Unbefangenheit der Beobachtung und Unparteilichkeit des Urtheils läßt sich ihm im Allgemeinen durchaus nicht absprechen, wenngleich er namentlich in Dem, was er über die Richtung der demagogischen Umtriebe seit 1817 und besonders über den Zusammenhang derselben mit den Revolutionen des Jahres 1830 sagt, nicht ganz frei von Einseitigkeit zu sein scheinen dürfte. Auf isolirt dastehende Thatsachen legt er zu großen Werth, indem er ihnen Zweck, Plan, Zusammenhang mit andern Zeitrichtungen unterlegt und der einen Partei als wohlangelegten Plan zuschreibt, was nur durch das zeitwidrige und ganz ungerechte und unsinnige reactionnaire System der andern hervorgerufen worden ist. Wir verdammen aufrichtig und ernstlich allen falschen Liberalismus, allen Ultraliberalismus, Sansculottismus, Jakobinismus u. s. w., wie er allerdings in Frankreich nach den Julitagen des Jahres 1830, und nun auch von dort aus auf andere Länder wirkend sich gezeigt hat; aber eine angelegte, planmäßig vorbereitete Revolution, eine weit verzweigte Verschwörung gegen die Regierung Karls X. (wiewol auch der Verf. der Schrift: „Die französische Revolution von 1830" u. s. w., Berlin, Dümmler, sie annimmt) können wir in der Katastrophe vom Juli 1830 nicht erkennen, wir sehen vielmehr darin nur das Ergebniß des seit 1815 auch in Frankreich gegen vernünftige und gesetzliche Freiheit gerichteten Restaurations- und Reactionssystemes von der einen und das Werk der sich selbst schützenden Sache jener Freiheit von der andern Seite. Leider ist, wie in der ersten Revolution von 1789, so auch 1830 die Sache der wahren Freiheit durch freiheitsmörderische Auswüchse und Ausartungen vielfach geschändet worden; aber wer wird nach einem kranken Menschen den wahren Menschen beurtheilen? Wie jedoch diesem Allen auch sei, auch aus dem Irrthume in dieser Hinsicht ist Viel zu lernen und wenigstens Das daraus abzunehmen, daß es auch hier heißt: „du sublime au ridicule c'est ne qu'un pas!" Denn der Liberalismus, gerichtet gegen Willkür und Despotismus, wird selbst Willkür und Despotismus, wenn er die Sache der wahren Freiheit in Form, Wesen und Zweck aufgibt, und er zeigt sich dann nur in seiner ekelhaften Blöße. Was der Verf. in dieser Hinsicht (besonders S. 31 fg.) über Demagogie, Ultraliberalismus, Aristokratismus, Jesuitismus und dgl. sagt, kann nur gebilligt, aber es kann nicht genug wiederholt und beherzigt werden. Sehr wahr heißt es z. B. S. 48: „Auf der einen Seite Verführung, Aufwiegelung und Betrug; auf der andern offene Gewaltthätigkeit. Die eine Schar, Misvergnügen und Mistrauen verbreitend, Patriotismus für Selbstsucht zur Schau tragend, überlistend und vielleicht selbst überlistet; die andere, von den wahren Banden der bürgerlichen Gesellschaft und den mit dieser immer Hand in Hand gehenden Geboten der Religion, der Moral und des Rechts entfesselt oder mindestens leicht zu entfesseln und zu jeder Ausschweifung oder Gesetzwidrigkeit ebenso zu verführen: beide, gegen die bürgerliche Ordnung gerichtet, beide zur Anarchie führend, beide so gefährlich, daß mit dem Fortbestehen der Richtungen und des Wirkens jener und der Wiederholung der Verbrechen dieser Schar in Deutschland die bürgerliche Ordnung nicht bestehen kann". Möge das vorliegende Schriftchen in seinen Kreisen recht viel wirken und den Geist der Zeit auf die rechte und alleinrichtige Bahn zur Beglückung der Menschheit leiten, den in seiner Ausartung freiheitsmörderischen Geist aber beschwören helfen: nur in der Wahrheit ist Freiheit, und nur wahre Freiheit macht das Heil der Staaten! 29.

Die englischen Zeitschriften.

Mit der Gründung des „Edinburgh review" begann eine neue Periode für das literarische Journalwesen in England. Die Zeitschriften, welche vor dieser Epoche erschienen, bezweckten zunächst die Unterhaltung der Müßiggänger und der Schöngeister in der Provinz, und enthielten nichts als schales Geschwätz, geistlose und parteiische Uebersichten von Allem, was die Presse zu Tage förderte. Das „Edinburgh review" war bei seinem ersten Auftreten schüchtern, seicht und ganz im Geiste der Tories abgefaßt. Wie weit sind die erbärmlichen Gemeinplätze über die französische Revolution, womit der erste Band anfängt, von der Kühnheit und Originalität der Gedanken, von dem kräftigen Darstellungstalente entfernt, welche diese Zeitschrift späterhin auszeichneten! So auffallend dieser Unterschied

ist, so leicht läßt er sich erklären. Zwei Männer hatten sich zu dieser Speculation vereinigt. Der eine war ein Buchhändler von Edinburg, mit vieler Thätigkeit und einigen Capitalien; der andere ein Advokat, der damals (1802) mehr Muße und Talent als Prozesse hatte. So wie das Unternehmen voranschritt und gedieh, gewann allmälig der talentvolle Schriftsteller einen überwiegenden Einfluß auf den Capitalisten, und bald wurde das „Edinburgh review" die fruchtbare Quelle einer ebenso eleganten als gelehrten Kritik, im Fache der schönen Literatur sowol als der strengern Wissenschaften, und verbreitete ebenso kühne als neue und richtige Ansichten im Fache der Politik und Philosophie.

Man weiß, daß Hr. Jeffrey der Herausgeber des „Edinb. rev." ist. Als solcher ist er in beiden Welten bekannt, und dennoch hat er, seltsam genug, einen Widerwillen dagegen, daß man ihn unter diesem Gesichtspunkte betrachte. Er will vor Allem als ein großer Redner angesehen sein, als ein Weltmann, als ein Philosoph, als ein Schöngeist, aber nicht als der Herausgeber des „Edinb. rev." Hr. Jeffrey ist ohne Zweifel ein Redner vom ersten Range; indessen ist nichtsdestoweniger das „Edinb. rev." der Piedestal seines Ruhmes, nicht allein als Herausgeber, sondern auch als Verfasser einer Menge Artikel, die seinen Ruf und den Ruf seiner Zeitschrift gegründet. Er hat sich größtentheils auf die schöne Literatur beschränkt. So mannichfaltig seine Darstellung ist, so hat sie dennoch, wie überhaupt die Darstellung jedes talentvollen Schriftstellers, einen eigenthümlichen Charakter. Sie ist reich an neuen, sinnreichen Gedanken; seine kühne und energische Phantasie bleibt immer in den Schranken des logisch-richtigen Ausdrucks. Dabei zeigt er in seiner Kritik immer die feine und höfliche Bildung des Weltmannes und den Edelmuth eines überlegenen Geistes. Byron und Moore wurden in dem „Ed. rev." arg mitgenommen, aber einerseits war in Byron's erstem Gedichte keine Spur von dessen künftiger Größe zu finden, andererseits war der Artikel in dem „Ed. rev." nicht von Jeffrey. Byron rächte sich auf der Stelle durch beleidigende, ungegründete Persönlichkeiten, söhnte sich aber in der Folge mit Jeffrey, sowie mit Allen, die er in seiner Satyre angegriffen hatte, wieder aus. Moore hatte größeres Recht zu klagen. Er foderte Jeffrey, das Duell fand statt. Sie schossen auf einander, ohne sich zu verwunden. Späterhin machte Hr. Jeffrey in dem „Ed. rev." das Unrecht gegen Moore wieder gut in mehren Aufsätzen über „Lalla Rookh", über die geistreichen „Memoiren des Capitain Rock", über die „Biographie Sheridan's" u. s. w.

Das „Ed. rev." wurde bald nach seinem Entstehen der Vereinigungspunkt aller geistvollen und gelehrten Männer von England. Es befinden sich zu Edinburg eine Menge gelehrter Professoren, von denen die Meisten an der Redaction dieser Zeitschrift Theil genommen. Indessen verdankt sie ihren Ruf meistens den Arbeiten der geistreichen Whigs von England und Schottland. Sir James Mackintosh, ein Mann von großen und mannichfaltigen Kenntnissen und umfassenden Ansichten, dessen Styl aber zu Zeiten geschraubt und verworren ist, hat mehre vortreffliche Artikel über Literatur, Politik, Geschichte geschrieben, namentlich über die Werke der Frau von Staël, und vor Kurzem über die neue portugiesische Constitution.

Der ehrwürdige M. Sydney Smith ist einer der fleißigsten und populairsten Mitarbeiter. M. Smith ist eine Art Yorick, zugleich Geistlicher und Schöngeist, macht Predigten und Wortspiele und wagt sich an allerlei Gegenstände mit mehr Kühnheit und Geschicklichkeit als Gelehrsamkeit. Man schreibt ihm den Artikel über Byron's erstes Product: „Hours of idleness" zu. Er ist Pfarrer in der Provinz. Man glaubte, er würde durch Canning's Einfluß Bischof werden. Er ist auch wirklich befördert worden, aber auf keine seinen Talenten und seinem Rufe angemessene Weise.

Auch Th. Moore hat einige Artikel für das „Edinb. rev." geliefert, die sich durch die Schönheit und den Glanz des Ausdrucks, durch eine reiche Phantasie und einen beißenden, kaustischen Witz auszeichnen. Doch es ist Zeit, daß wir zum Koloß des „Edinb. rev." gelangen, nämlich zu Brougham. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dieser berühmte Mann ein Universalgenie oder überhaupt ein Genie ist; in jedem Fall ist er ein Mann von universellen, ungeheuern Talenten. Man findet ihn auf allen Wegen, die zum Ruhme führen, im Parlament, im Barreau, in den Volksversammlungen, an der Spitze der Gesetzgebung, der Literatur, der Politik, in dem „Edinb. rev." und den Bibliotheken für den Unterricht der dürftigen Classen. Der weite Studienkreis, den Hr. Brougham umfaßt, und die Schnelle, womit er arbeitet, machen seinen Styl häufig dunkel und verworren. Indessen ist er das mächtigste Organ im britischen Reiche in allen Fragen, die sich auf Politik beziehen, er hat zu verschiedenen Epochen mehre merkwürdige Artikel über den Stand der Parteien geschrieben. Der Aufsatz über die Correspondenz des berühmten Ed. Burke wird ihm zugeschrieben.

Seit einigen Jahren fängt das „Ed. rev." an etwas zu sinken; besonders hat man bemerkt, daß es sich zu viel mit Politik befaßt.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Jesuitendiplom.

Ein französischer Reisender, der in diesem Jahre das zerstörte Jesuitennest St.-Acheul besuchte, hat in demselben ein Diplom gefunden, das er der Oeffentlichkeit übergibt. Wir wissen nicht, ob das merkwürdige Stück echt ist; der Reisende behauptet es aber in der Zeitschrift, welche es mittheilt („Memorias de la Scarpe"), zuversichtlich.

Es ist auf einem großen Bogen Velinpapier gedruckt, und die bildlichen Darstellungen sind sehr schön gearbeitet. Oben erblickt man die Jungfrau Marie, von einem Heiligenscheine umflossen; 4 hohe Mitglieder der Gesellschaft Jesu umgeben sie; das göttliche Kind ruht in den Armen eines derselben; zu ihren Füßen knien anbetend eine Menge Könige, Fürsten, Päpste und Krieger; darunter steht erst lateinisch, dann französisch:

Consécration à la très-sainte vierge.

Au nom du père etc.

Sainte *Marie*, mère de dieu et toujours vierge, moi .... vous choisis en ce jour pour ma reine, ma patronne et mon avocate. Je prends la ferme et invariable résolution de ne jamais vous abandonner; de ne jamais r'en dire ni faire contre votre service; de ne jamais permettre que ceux qui dépendront de moi blessent en rien l'honneur qui vous est dû. Je vous en conjure donc, recevez-moi pour votre perpétuel serviteur; assistez-moi dans toutes mes actions, et ne m'abandonnez pas à l'heure de ma mort. Ainsi soit-il.

Ainsi, Dieu me soit en aide, et la bienheureuse Marie.

(Die Unterschrift.)

Dann folgt die eigentliche Aufnahme in den Orden mit folgenden Worten:

L'an de Notre Seigneur, mil huit cent ...., le ... du mois de ... *après avoir passé par toutes les épreuves*, selon la coutume, et y avoir pleinement satisfait, a été admis dans notre congrégation, érigée à ... sous le ... Me ..... âgé de ...

En foi de quoi, nous soussignés directeur et préfet de la congrégation, lui avons donné les presentes lettres, signée de notre main et par notre secrétaire.

A ... le .... du mois de ... de l'an de grâce ....

Dies ist also dies kostbare Diplom, das noch vor einem Jahre in Frankreich dem Besitzer die Cassen des Staats öffnete und ein Recht auf alle Begünstigung gab. Der Besitzer dieses Talismans ward Präfect, Präsident, Oberst, königlicher Procurator, oder was er sonst wollte; dies kostbare Papier in der Hand, konnte er ausrufen: Sic itur ad astra! 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 108. —— 18. April 1831.

Die Cholerakrankheit, und die neueste Literatur über dieselbe.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

B. Verbreitung der Cholera und ihre Folgen.

Fast alle mit der Beschreibung der Seuche bisher beschäftigten Aerzte sind mit Recht auf Untersuchungen eingegangen: Ob diese epidemisch-contagiöse Krankheit eine neue Erscheinung sei oder nicht; denn erstens glauben wir gewöhnlich von einem alten, bekannten Uebel weniger als von einem neuen, unbekannten fürchten zu dürfen, und zweitens, können ja die Erfahrungen der frühern Fälle auf die neuen angewendet werden. Allein, fast alle sind bisher zu keinen zuverlässigen Resultaten hierüber gekommen, weil es nur zu sehr an ganz authentischen descriptiven Quellen über die früher vorgekommenen cholera-artigen Seuchen fehlt. Nur, so viel ist gewiß, daß sie in Indien schon längst, wenn auch nur als kleine, nicht so heftige und über so große Landstriche verbreitete Epidemie als die gegenwärtige vorgekommen ist, die zuerst im Mai 1817, bei vorhergegangenen bedeutenden Witterungsanomalien, 100 Meilen N. O. von Calcutta, einem eingeborenen, gelehrten Arzte, Dr. Robert Tytler, in und um Silla Yessore, einer in einem tiefen, sumpfigen Thale am Arme des Ganges belegenen Bezirksstadt, vorgekommen war. Er glaubte Anfangs, Kranke an Stechapfelvergiftung, später wiederum von Nahrung schlechten, durch damalige regnerische Witterung misrathenen Reises zu behandeln. Einige Monate später erschien sie zu Calcutta, von wo aus sie binnen 15 Monaten Bengalen und die ganze ostindische Halbinsel bis an das Ufer des arabischen Golfs äußerst verheerend durchlief, indem sie besonders in Ostindien fast überall dem Marsche des englischen Heeres genau folgte, d. h. in allen Dörfern zum Vorschein kam, wo sich nur englische Truppen gezeigt hatten, und dann durch die Schifffahrt auf den meisten im indischen Ozean liegenden Inseln verbreitet wurde. Schon im August des darauf folgenden Jahres, 1818, hatte sie ganz Hindostan westlich durchzogen und war bis Bombay vorgedrungen, wo sie zwar nicht allgemein verheerend, aber, nach James Ranken, doch bösartiger auftrat, indem sogar Hausthiere, wie Kameele, Ziegen und Hunde, von heftigem Durchfalle ergriffen wurden. Von da aus durchkreuzte sie die ganze Küste von Hindostan, drang nach Goa vor, von da durch die Fregatte Topaze auf die Insel Ceylon, dann wieder gegen den bengalischen Meerbusen nach Pondichery und Madras, jedoch durchaus nicht eine Linie verfolgend, sondern sie erschien an mehren der genannten Orte, ohne daß irgend eine Ansteckung nachzuweisen war, und oft schritt sie auch rückwärts auf Orte, die sie in ihrer Richtung übersprungen hatte. Im J. 1819 drang sie auf die Insel Isle de Bourbon (St.-Reunion) und Isle de France (Mauritius), wo die Cholera niemals in einer epidemischen Form beobachtet wurde und wo sie in 3 Monaten gegen 10,000 Individuen wegraffte. Oestlich von Calcutta folgte sie wieder der Küste über Pegu nach Malacca, drang in den Busen von Siam und erreichte im Jahre 1820 Sumatra und Java, wo in 2 Jahren gegen 100,000 Menschen als Opfer dieser Krankheit gefallen sein sollen. Zugleich erschien sie auch in China, und zwar in Canton und Peking. Sie wurde auch hier Anfangs für Folge einer Vergiftung gehalten und verbreitete die unerhörteste Sterblichkeit. Im Jahr 1823 wüthete sie in Amboina und Timor, auf den Molucken, wo die Hälfte der Kranken starben. Der östliche Punkt waren die Philippinen, indem sie in diesem Jahre zu Manilla innerhalb 14 Tagen gegen 15,000 Menschen wegraffte. Im Juni 1821 erschien sie auf einem zweiten Wege in westlicher Richtung im persischen Meerbusen, und zwar nicht zu Lande, sondern unerwartet durch Schiffe um Bombay und wüthete besonders in Bassora, wo in 14 Tagen der dritte Theil der Bevölkerung, 18,000 Menschen gestorben sein sollen. Von da kam sie längs der arabischen Küste nach Massate und der Umgegend, und opferte, bei der damaligen großen Hitze daselbst, 60,000 Menschen in wenigen Wochen. Von dort zog sie am westlichen Ufer des Meeres hinab, vernichtete ganze arabische Stämme, ja, sie soll in jener nicht sehr bevölkerten Gegend auf 125,000 Individuen weggerafft haben. Ob und wie weit sie von jenen Regionen aus durch die Wüste in der Richtung nach dem rothen Meere sich ausgebreitet habe, ist unbekannt.

Die Seuche nahm von diesen beiden Orten, gleichsam als von neuen Brennpunkten, 2 verschiedene Richtungen, welche man auf den Landkarten längs den großen Karavanen- und Handelsstraßen deutlich verfolgen kann, die eine von Bender-Abuschär an, nordöstlich über Schi-

tas, und die andere von Bassora westlich, längs dem Euphrat nach Bagdad. Dort starben gegen 5000 Menschen, von denen die Hälfte zu der damals daselbst stehenden persischen Armee gehörte, und wodurch der Waffenstillstand zwischen den Persern und Türken bedingt ward, und so folgte sie dem Tigris über Mosul bis nach Aleppo im November 1822, wo das sicherste Mittel, von der Seuche verschont zu bleiben, die Absonderung von den Kranken blieb. So hatten 200 Franken sich daselbst isolirt gehalten und blieben verschont. Die seitwärts von den beiden großen Karavanen- oder Handelsstraßen gelegenen Ortschaften wurden entweder gar nicht oder nur diejenigen ergriffen, welche durch irgend eine Communicationsstraße mit den auf dem Hauptwege des Seuchenzuges gelegenen und inficirten Ortschaften in Verbindung standen. Ihre Reise war regelmäßig und langsam fortschreitend und nicht so schnell und allgemein sich links und rechts ausbreitend, als man voraussetzen mußte, wenn die Richtung und Verbreitung derselben von gewissen Strömungen der Winde, der ehemaligen Influenza gleich, abhinge.

Mit unerwarteter Wuth machte sie sich im Jahre 1823 in Aethiopien furchtbar, jedoch nur an einzelnen Punkten, bis sie im September desselben Jahres in dieser Richtung aufhörte. Ebenso war die Cholera auch nördlich vorgedrungen. Im Jahr 1822 kam sie nach Ispahan, und im darauf folgenden nach Teheran, wo auch gegen 5000 Menschen starben. Von Teheran aus gelangte sie endlich im Junius 1823 an die russische Grenze, indem sie eine an dem kaspischen Meere gelegene Stadt befiel, Limkoran, im August Sallian, einen russischen Ort am kaspischen Meere, wo an einem Tage 40 Personen starben, und im September Astrachan. Es starben da von einer Bevölkerung von 60,000 Menschen nur gegen 200 bis mit dem Eintritte der Kälte auch hier die Krankheit aufhörte.

Aber weiter verbreitete sie sich in diesem Jahre und den folgenden nicht, sodaß Astrachan, Isle de France, Manilla, Peking und Patea die Grenzpunkte dieser fürchterlichen Seuche zu sein schienen: eine Strecke von 100 Länge- und gegen 65 Breitegraden. Sie hatte innerhalb dieser 7 Jahre, nach einer ungefähren Berechnung, über 9 Millionen Menschen weggerafft.

Jedoch innerhalb dieser Grenze zeigte sie sich noch öfters; so wüthete sie in der Mongolei im Dezember 1826 und bedrohte Sibirien. Zu derselben Zeit erschien sie im östlichen Theile von China, bis hier auch gegen Ende des Februars 1827 die Krankheit verschwand. In den Jahren 1828 u. 1829 zeigte sie sich auf ihrem ursprünglichen Herde, in Bombay und Calcutta, jedoch nicht sporadisch; ferner im J. 1829 zu Pana, Dscheil, nach und im J. 1828 zu Ducka am Ganges unter den dortigen Truppen. Erst im August des Jahres 1829 erschien sie plötzlich wieder im russischen Gebiete, und zwar zuerst in dem orenburgischen Gouvernement, und blieb daselbst bis zum Frühjahre 1830, ohne ebenso verheerend wie in Ostindien zu sein.

Es ist nicht entschieden, ob sie von den kirgisischen Steppen her durch Ansteckung gekommen war, oder ob sie im Orenburgischen selbst sich erzeugte; so viel soll ausgemittelt sein, daß, obgleich in Orenburg eine Hauptniederlage mittelasiatischer Producte ist, doch durch keine größere Karavane oder durch Waarentransport auf den Ural die Krankheit verpflanzt worden wäre.

Im März kam sie schon nach Kasan; im August, ein Monat, der überhaupt ihrem Erwachen günstig zu sein scheint, wie es auch der Fall bei unserer Brechruhr ist, wurde sie in Tiflis verspürt, nachdem sie sich schon vorher in Persien gezeigt hatte; von Tiflis gelangte sie bald nach Astrachan, wo von 22 Kranken 9, im Ganzen 8000 starben. Zu gleicher Zeit zeigte sie sich wieder im orenburgischen Gouvernement. Von da scheint sie sich nach Simbirsk und Pensa gewendet zu haben, und es starben daselbst innerhalb 14 Tagen 120 Individuen, ebenso in Saratow 200 an einem Tage, im Ganzen von 30,000 Einwohnern 3000. Jedoch schon 14 Tage nachher hatte sie so nachgelassen, daß täglich nur 23 Individuen starben. Im Oktober war sie schon mehr nach Westen eingedrungen und hatte Tambow und Nischnei Nowgorod befallen, in welcher letztern Stadt von 1126 Erkrankten 598 starben und 528 genasen. In demselben Monate erschien sie auch zu Kostow, wo in 10 Tagen 50 Personen starben. Mit dem Anfange des Oktobers erschien sie in Kostroma und Jaroslaw, und endlich in Moskau, wo bis zum 8. November, also in 5 Wochen, von 4500 Erkrankten 2340 starben und 818 genasen. Seitdem ist die Krankheit im Abnehmen, wogegen in ihrer größten Höhe täglich gegen 400 Menschen erkrankten.

Betrachten wir diesen Zug der Cholera näher, so erhellt, daß sie seit dem Jahre 1817 von ihrem Herde, dem bengalischen Meerbusen aus, in den ersten 7 Jahren eine stralenförmige Ausdehnung annahm, in den letzten Jahren aber den östlichen und südlichen Stral erlöschen ließ, und dagegen den nordwestlichen vorzüglich ausdehnte. Dieser nordwestliche Ausläufer hat auch wieder seine Stralpunkte, folgt aber doch bestimmt Einer Richtung nach Nordwest. Wir finden diese Stralpunkte zuerst in Bombay, von wo aus sich die Krankheit nach allen Seiten hin erstreckte, den zweiten in Teheran, den dritten in Astrachan; von hier aus drang sie südlich bis Tiflis, nördlich bis Kasan vor; ihre erste Richtung aber verfolgend, gelangte sie zuerst am $\frac{1}{1}\frac{4}{6}$. September zu der alten Hauptstadt des russischen Reichs, Moskau, von wo, sobald nur von ihrem Dasein öffentliche Kunde sich verbreitete, an 100,000 Einwohner die Stadt verließen; und als man in Petersburg von dem Erkranken so vieler Individuen Nachricht bekam, faßte der Kaiser Nikolaus den großherzigen Entschluß, der bedrängten Stadt selbst Muth einzuflößen, und so kam er am 29. September (11. Oktober) daselbst an. Es erkrankten dort bis zur Mitte Dezembers 8000 Menschen, von denen die Hälfte und auch mehre bedeutende Aerzte gestorben waren; seitdem aber hat sich die Zahl der Erkrankenden

wie der Sterbenden sehr vermindert. So schritt die Cholera langsam, seit 1817—30, vorwärts, hing nicht von der individuellen Disposition ab, sondern befiel alle Alter und Geschlechter der Indier, Chinesen, Malaien, Araber, Neger, Türken und Europäer; ihre Verheerungen fanden in jeder Jahreszeit und bei den verschiedenartigsten Wärmegraden statt, wiewol große Kälte die Krankheit zu hemmen, jedoch nicht zu unterdrücken schien. Sie beschränkte sich nicht blos auf feuchte Gegenden, obgleich diese vorzugsweise heftig von derselben ergriffen wurden, sondern sie zeigte sich auch in Gebirgsgegenden, in Nepaul, auf den höhern Punkten von Isle de France, in den Sandwüsten Arabiens, in der Wüste Diabekir und den Steppen der Tatarei, wo man weder stehende Wasser noch auch schlechte Nahrung, z. B. die Fische des Ganges, den schlechten Reis in Oude u. s. w., genießt. Sie verbreitete sich nicht durch die Winde, denn sie nahm oft eine den Winden entgegengesetzte Richtung an, z. B. als sie sich aus Bengalen nach Decan gegen den einige Monate daselbst ununterbrochen wehenden Südostwind verbreitete — eine vielfältig gemachte Beobachtung auf der Halbinsel Ostindiens, in Persien und am mittelländischen Meere —; sie überschritt Flüsse und verbreitete sich durch die Schifffahrt auf ganz entfernte Inseln. Die Dauer der Seuche ist nach der Luftbeschaffenheit, sowie nach der Einwohnerzahl verschieden: 2—6 Wochen und auch viele Monate, und sie dringt in Sprüngen weiter vor. Ueberhaupt rührt ihre Furcht- und Schreckenverbreitung nicht blos von ihrem raschen Verlaufe her, da einige Anfangs versäumte Stunden sie schon unheilbar machen, worauf sich auch alle ihre mannichfachen Benennungen in den verschiedenen orientalischen Sprachen beziehen, sondern noch daher, daß diese Geißel der Menschheit eben nicht in einem Stoß vorüberstreicht, sondern an gar vielen Orten schon im ersten Jahre nur anpochte, im zweiten erst recht nachdrücklich sich einstellte und überhaupt da, wo man sie bereits für durchpassirt halten mochte, häufig aus ihrer Asche wiederemporschlug.

(Der Beschluß folgt.)

Die englischen Zeitschriften.

(Beschluß aus Nr. 107.)

Das „Quarterly review" ist gleichfalls durch einen Literaten und einen Buchhändler gestiftet worden; die Absicht der Redaction ist, zum Vortheil der arbitrairen Gewalt der Intoleranz, dem übertriebensten Grundsatz der Tories und der höhern Geistlichkeit gegen das „Edinb. rev." anzukämpfen. Hr. Murray war nicht wie Jeffrey ein unabhängiger Speculant, der keinen andern Gönner will als das Publicum, sondern der furchtsame, gehorsamste und unterthänigste Diener des höhern Klerus und der Aristokratie. Auch glich Hr. Gifford, der Director, dem Bilde, welches wir von Hrn. Jeffrey entwarfen, nicht im mindesten.

Die erste Stelle unter den Mitarbeitern des Hrn. Gifford gebührt ohne Zweifel Hrn. Southey, einem abtrünnigen Demagogen und gekrönten*) Dichter. Hr. Southey war Anfangs als eifriger Apostel der demokratischen Gleichheit oder der Pantisokratie, wie er es selbst nannte, aufgetreten. Er war zu seiner Zeit der Anacharsis Clootz Englands und donnerte in Versen und in Prosa gegen alle Meinungen, gegen alle Institutionen, die er als Misbräuche des Pfaffenthums und des Despotismus verschrie. Das „Quarterly rev.", welches von demselben Hrn. Gifford redigirt wurde, von dem wir soeben gesprochen, zog gegen Southey zu Felde und schalt ihn einen Jakobiner, einen Radicalen. Plötzlich erscheint dieser in dem „Quart. rev." als Kämpe der Kirche, der gesellschaftlichen Ordnung und strömt die Fluten seines Zornes über die Radicalen und Republikaner aus mit dem giftigen Eifer eines Frömmlers, mit dem Hasse eines Apostaten, und mit einer Unverschämtheit, wovon nicht leicht ein anderes Beispiel aufzuweisen; denn indem er die Jakobiner aufs heftigste angriff, schien er sich nicht im mindesten zu erinnern, daß er früher ihre unsinnigsten Grundsätze mit derselben Wärme verfochten.

Das Fach der Geographie und der Reisebeschreibungen wurde Herrn Barrow, Unterstaatssecretair der Admiralität, einem gelehrten und ausgezeichneten Reisenden, übertragen. Hr. Barrow versteht, wie man sagt, die Kunst zugleich seinen Bureaugeschäften obzuliegen und einen Aufsatz für das „Quart. rev." zu schreiben. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß Hr. Leslie, ein speculativer Philosoph, von seinem Studirzimmer aus die Vergeblichkeit der englischen Nordpolexpedition vorausgesagt, im Widerspruche mit dem gelehrten, erfahrenen Seefahrer, Hrn. Barrow!

Hr. Croker, Secretair der Admiralität, ist einer der fleißigsten und vielleicht der beliebteste unter den Redacteren dieser Zeitschrift. Seine Aufsätze sind mehr literarischen als politischen Inhalts. Er handhabt seine Sprache mit großer Behendigkeit; er weiß Alles, was in der großen Welt vorgeht, geht gern mit Persönlichkeiten und Sarkasmen um und ist ein vollendeter Meister in der Kunst, Andere herabzusetzen.

Hr. Lockhart, ein schottischer Advokat, der sich mehr mit Literatur als mit der Jurisprudenz beschäftigte und W. Scott's Tochter geheirathet hatte, wurde eingeladen, Edinburg zu verlassen und die Direction des „Quart. rev." zu übernehmen. Während eines sechsmonatlichen Interregnums stand diese Zeitschrift unter der Leitung eines Advokaten, Coleridge, aber nur dem Namen nach; sie wurde eigentlich durch eine Junta redigirt, welche aus ehemaligen Radicalen bestand. Der erste Schritt, den Hr. Lockhart that, um das Journal wieder in Aufnahme zu bringen, war, daß er sich der Vormundschaft der Junta und der schüchternen und lästigen Intervention seines Buchhändlers, Hrn. Murray, entzog und Hrn. Southey über alle Berge schickte, sowie einige andere Nachzügler, die hinter ihrem Jahrhundert und ihrem Publicum zurückgeblieben waren und fortfahren wollten, gegen den Jakobinismus, gegen den Radicalismus, den Bonapartismus und den Papismus zu Felde zu ziehen, in einem Augenblicke, wo der Jakobinismus in den letzten Zügen lag, wo das Verlangen nach einer Radicalreform mit dem allgemeinen Elende verschwunden war, wo Napoleons Tod den Nationalhaß der Engländer besänftigt und die Künste des Friedens die zornige Aufregung der religiösen Intoleranz beschwichtigt hatten.

Zum größten Scandal und zum bittersten Herzeleide der anglikanischen Frömmler und Ultratories ward also das „Quart. rev." etwas liberaler. Plötzlich wurde aber die ganze Partei aus dem Cabinete vertrieben und Canning an die Spitze der Verwaltung gestellt. In diesem kritischen Augenblicke setzte die servile Junta des „Quart. rev." Himmel und Erde in Bewegung, um Hrn. Murray, den Byron den feigsten aller Buchhändler der Welt nannte, mit ihrem Zorn und ihrer Rache zu bedrohen. Hr. Lockhart mußte sich dazu bequemen, den Nacken unter das Joch

---

*) So viel als Hofdichter; wer diese Stelle bekleidet, ist verpflichtet, jährlich auf das Geburtsfest des Königs eine Ode zu dichten, wofür er ein Faß Portwein und einige hundert Guineen zum Geschenk erhält.

der hohen Geistlichkeit und der Ultratories zu beugen, und dieses Journal ist neuerdings die Lieblingslecture des servilen höhern Klerus und der unwissendsten Lords und Baronets geworden. Eine Ausnahme machen jedoch die reinliterarischen und scientifischen Artikel und die Aufsätze W. Scott's, worin er sich zwar als einen servilen Tory zeigt, zugleich aber jene edle Liberalität der Gesinnungen an den Tag legt, die den Mann von Genie auszeichnet; diese Aufsätze sind indessen seiner unwürdig. Trotz seiner großen Geistesfähigkeiten, ist W. Scott ein schlechter Kritiker.

Das „New monthly magazine“ begann unter ziemlich günstigen Auspicien. Es entlehnte zwar seinen Titel einer frühern Zeitschrift, indem es blos das Wort neu hinzufügte, erschien aber unter einer ganz neuen Gestalt, und nachdem bekanntgemacht worden war, Hr. Campbell, der Dichter, werde dasselbe leiten. Campbell ist Verf. zweier köstlichen und ziemlich bekannten Gedichte: „Die Freuden der Hoffnung“ und „Gertrud von Wyoming“, und anderer kleinern Productionen. Der Herausgeber, Hr. Colburn, ließ die Verdienste des Hrn. Campbell, als Redacteurs seiner Zeitschrift, mit einer so unverschämten Marktschreierei ausposaunen, wie nur immer ein Quacksalber seine Zahnpulver anpreisen kann. Campbell hat in diesem Journale einige Artikel über griechische Literatur geschrieben; man sieht es ihnen an, daß er sie blos fürs Geld verfaßt hat. Indessen erkennt man dennoch darin die Reinheit seines Geschmacks und die etwas weichliche Eleganz seines Styls. Die besten und interessantesten Aufsätze erhält Hr. Campbell seit einiger Zeit aus Irland. Einige junge Advokaten, die mehr Muße und Talent als Geschäfte haben, haben ihm mehre vortreffliche und höchst ergötzliche Skizzen über die Politiker und Advokaten ihres Landes geschickt. Nur bemerkt man darin hier und dort jene falsche Beredtsamkeit, jene geschmacklose Uebertreibung, welche den Provinzialschriftstellern eigen sind; auch Lady Morgan und ihr Mann liefern zu Zeiten Aufsätze in dieses Journal. Die Arbeiten der Lady Morgan zeichnen sich durch die gewöhnliche Lebhaftigkeit ihrer Darstellung aus, durch eine scharfsinnige Charakteristik und durch eine unerschütterliche Zuversicht mitten unter den gewagtesten Behauptungen, während ihr Gemahl sich oft vergeblich zerarbeitet, um als Philosoph und Schöngeist aufzutreten.

Unter allen Journalen, die monatlich herauskommen, ist „Blackwood's magazine“ bei weitem das originellste; es ist gänzlich im Sinne der geistlichen Aristokratie und der höhern Tories geschrieben. Es zeichnet sich besonders durch seine trivialen, schwerfälligen Späße aus, durch seine ausschweifenden und lächerlichen Persönlichkeiten, durch seine Verachtung für Wahrheit und Schicklichkeit. Beschwert man sich, so ist die Antwort, es sei Alles nur Scherz. Es würde einem ebenso übel anstehen, über die Grobheiten von „Blackwood's magazine“ in Harnisch zu gerathen, als wenn man über einen Rippenstoß sich erbosen wollte, den man am Fastnachtsdienstage von einem Packknechte oder Fischerweibe bekäme. „Blackwood's magazine“ ist ein ewiger Carneval; es ist indessen nicht ohne Talent redigirt; Originalität und Phantasie sind seine Hauptvorzüge. Man meint, ehrwürdige, gebildete Männer zu sehen, die ihr gewöhnliches Costum von sich werfen und eine Maske vorthun, um ihrer tollen und groben Laune den Zügel schießen zu lassen, über die Jedermann lacht, ausgenommen das getroffene Schlachtopfer. Vor seiner Auswanderung nach London war Hr. Lockhart einer der Hauptredactoren und, wie man sagt, selbst Director. Auch W. Scott soll sich manchmal die Finger besudelt haben, indem er für dieses Blatt geschrieben. Der Hauptanführer der Maskerade ist jetzt Hr. Wilson, einst eine Art von Dichter, jetzt Professor der Philosophie, der sich von seinen ernsten Studien durch Hanswurstsprünge erholt und durch Possen, die er seinen Bekannten und Freunden sowol als Fremden spielt. Es ist dieses ein treues Bild des schottischen Charakters. Haben die Schotten einmal ihre äußere Klugheit und Besonnenheit abgelegt, so stürzen sie zügellos ins andere Extrem.

Es bleibt noch Einiges über den allgemeinen Charakter der periodischen Literatur der Engländer zu sagen. Das „Edinburgh review“ und „Quart. rev.“ haben zu ihrem nächsten Zwecke, den beiden entgegengesetzten Parteien, in die Großbritannien getheilt ist, das Wort zu reden; das commerzielle Interesse ist nur Nebensache, alle andern Journale aber sind lediglich buchhändlerische Speculationen. Das Bedürfniß, welches die periodische Presse in England hervorgebracht, den Gaumen des Publicums durch stets neue und stark gewürzte Speisen zu reizen, hat die Anzahl jener Halbgelehrten, die ein nützliches Gewerbe mit Erfolg hätten treiben können, unendlich vermehrt, und zugleich zwingt es Männer von wirklichem Talente, größern und soliden Werken zu entsagen. 112.

Notizen.

Die öffentlichen Bibliotheken zu Paris.

Die Bibliothek des Königs enthält 500,000 Bände gedruckte Bücher, 100,000 Bde. Handschriften, 120,000 Münzen; das Arsenal 170,000 Druckwerke, 6000 Handsch.; St.-Genevieve 110,000 gedr. B., 2000 Handsch.; Magazin 93,000 gedr. B., 4000 Handsch.; Stadtbibliothek 42,000; Institut 70,000 Bde.; Cabinet des Königs 50,000; Cassationshof 30,000; medizinische Schule 30,000; Deputirtenkammer 30,000; College Ludwigs d. G. 30,000; Invalidenbibliothek 25,000; polytechnische Schule 24,000; Tribunal der ersten Instanz 20,000; Seminar von St.-Sulpice 17,000; Ministerium des Auswärtigen 15,000; Marinebibliothek 12,000; königliche Archive 10,000; Kammer der Pairs 10,000; Ministerium des Innern 10,000; Depot der Kriegskarten 10,000; Polizeipräfectur 8000; Centraldepot der Artillerie 6000; k. Schule der Minen 6000; k. Schule der Musik und Declamation 6000; k. Schule der Brücken und Straßen 5000; Kriegsministerium 4000; k. Museum 3000; k. Druckerei 3000; Observatorium 2000; Ministerium der Marine 1500; Blindenhospital 1300.

Cordellier Delanoue.

Dieser Mann ist eine Art Kritiker und hat Walter Scott eine lange Epistel geschrieben, in welcher er ihm manches Schöne, einiges Wahre und viel Unnöthiges sagt. Wir heben folgende Stelle aus:

Parfois du vieil Homère imitant le repos
Tu fais un peu long-temps bavarder tes héros,
Et jaloux d'occuper la moitié du volume,
Les entretiens sans fin s'amassent sous ta plume.

Wir wissen nicht, ob Walter Scott dem Lobredner geantwortet hat. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 109. —— 19. April 1831.

Die Cholerakrankheit, und die neueste Literatur über dieselbe.

(Beschluß aus Nr. 108.)

C. Entstehungsursache und Wesen der Krankheit.

Man kann über Beides vorläufig nur Vermuthungen aufstellen, deren Richtigkeit sich erst im weitern Fortgange der Forschung bestätigen muß. Der Wahrscheinlichkeit nach ist sie eine Anfangs miasmatische, d. h. durch atmosphärisch-tellurische Einflüsse, und zunächst durch Einwirkung von kalter und feuchter Sumpfluft entstandene Krankheit, die in ihrem spätern Verlaufe contagiös geworden. Ihre unmittelbarste Ursache entsteht in einem Leiden der Blutmasse, die plötzlich ihre lebendige Turgescenz verliert, mit welchem schnelles Sinken der Lebensfülle, durch Störung der organischen Bewegung und Mischung des Blutes gleichzeitiges Aufhören aller Secretionen verbunden ist.

Jessore, wo, wie wir vorhin erzählt, die Krankheit 1817 zuerst beobachtet wurde, liegt in einem tiefen sumpfigen Thale, an einem Arme des Ganges; dort regnete es damals sehr viel, und der Boden begann schnell von der Tageshitze wieder zu trocknen; es bildete sich also in dem Boden eine Sumpfluft, welche an und für sich schon als Krankheitspotenz wirken konnte. Die Erde exhalirte einen miasmatischen Stoff, und dieser trat in Conflict mit einer erstickendfeuchten Hitze der Atmosphäre von 32—35° R. und 95—100° des Saussure'schen Hygrometers. Aus diesem Zusammentreffen einer tellurischen Exhalation mit einer erstickendheißen Atmosphäre entwickelte sich durch eine Niederschlagung, etwa nach Art der generatio aequivoca, ein eigenthümlicher Krankheitsstoff, der sich in diesem Falle durch seine Flüchtigkeit auszeichnete. In Beziehung auf die seuchenartige Einwirkung bedurfte nun das eigenthümliche Cholera-Agens zu seiner Ausbreitung auch anfänglich keines palpabeln Stoffes oder einer Mittheilung durch Menschen wie die Pocken, die Syphilis u. s. w., sondern der Krankheitsstoff entstand überall im Augenblicke des Conflicts der beiden tellurischen und atmosphärischen Momente; wer sich demselben nicht aussetzte, wurde auch nicht befallen, und daher der mannichfache Zweifel an seiner Ansteckungsfähigkeit. Im Verlaufe der Zeit aber verlor er nach und nach von seiner Flüchtigkeit und Zerstörbarkeit, er animalisirte sich mehr, und gewann eine gewisse Selbständigkeit, der die dichtere Atmosphäre zum Träger dient; und hieraus dürften sich alle jene Momente erklären lassen, die seine contagiöse Fortpflanzung oft schon hemmten und zum Theil auch erlöscht haben, warum er nicht über 6000 Fuß sich erheben konnte, sondern sich an Gebirgen theilte und in der Ebene sich ausbreitete, warum der Einfluß des Wechsels der Wärmegrade weniger auf ihn einwirkte, und warum er, in seiner Ausbreitung der Umwälzung der Erde um ihre Achse folgend und gleichsam auf ihrer Oberfläche adhärirend, eine weniger dem Zuge der Winde entsprechende Richtung nahm, und warum endlich locale Verhältnisse, als z. B. unreinliche Wohnungen, tiefliegende Häuser und Spitäler u. s. w., für seine Aufnahme so günstig sind.

Fassen wir die vorhin angeführten Symptome mit jenen in den medizinischen Annalen niedergelegten Resultaten der Leichensectionen zusammen, so zeigen die Congestionen nach dem Gehirn, der Brust und den Unterleibsorganen (nam. der Leber), der Zustand des schwarzen, unoxygenisirten, kohlenstoffigen, dicken Blutes, und die Gegenwart des venösen Blutes in der linken Herzkammer und im linken Herzohr, sowie ferner der bisweilen entzündliche Zustand des Dünn- und Dickdarms, die abgeschiedenen und im Darmkanal angehäuften, eigenthümlich zähen, geronnener Milch ähnlichen Stoffe, und endlich die Unterdrückung der Hautausdünstung und Gallenabsonderung wol deutlich, daß sich die Blutcirculation von den äußern Theilen nach den innern Organen gerichtet, die Masse der reizenden Stoffe in dem gewöhnlich entzündeten Darmkanal angesammelt und alle Se- und Excretionen mangelhaft oder völlig unterdrückt sind.

Die Contagiosität dieser Seuche fand anfänglich in Rußland wie in Indien ihre Vertheidiger und Widersacher; allein aus den vielen in genannten Schriften dafür und dagegen zusammengestellten Beweisen, sowie aus den Mittheilungen des großen petersburger Medizinalraths geht hervor, daß sie nicht nur epidemisch, sondern auch in Verfolg der Zeit sehr ansteckend sei. Immer aber bleibt ihre Ansteckungsart eine höchst eigenthümliche, da sie gar oft da erscheint, wo man sie am wenigsten erwartet hatte, wo sich auch die Aufmerksamkeit der Aerzte nicht genug auf

diesen Punkt lenken kann, da dies vom höchsten praktischen Interesse ist, und hiervon allein die Möglichkeit abhängt, die gesunden Gegenden ganz und allgemein zu schützen.

Culturgeschichtlich ist die Erklärung der Braminen, daß die Seuche aus dem Zorne der Göttin Ulabebi bei einem Streite mit dem Gotte Kali sich herschreibe, merkwürdig. Sie meinten, der Zorn dieser Göttin müsse durch eine Wallfahrt zu ihrem Tempel in Kalinghaut, durch reichliche Opfer in demselben und Baden im benachbarten heiligen Ganges besänftigt werden. Tausende folgten dieser Auffoderung und fielen während der Wallfahrt gerade als Opfer der nämlichen Krankheit, welcher sie durch dieselbe zu entgehen gehofft hatten. — Ein chinesischer Oberamtmann antwortete dem russischen Grenzzolldirector in Kiachta, der dort Quarantaineanstalten gegen die Cholera errichten wollte: polizeiliche Vorsichtsmaßregeln würden bei ihrer äußerst starken Bevölkerung nur unnütz sein, indem er ganz kaltblütig hinzusetzte: diese Krankheit verschaffe ihrem Reiche um so mehr Raum, je ungewöhnlich mehr Menschen sie hinwegraffe. Die Seuche kenne ihre Opfer, denn sie wähle nur Menschen, die in Unsauberkeit und Unmäßigkeit leben, und daß jene bessern Menschen bei unverzagtem Gemüthe sicher vor ihr seien. Er bezog sich bei dieser Gelegenheit auf seinen jetzt lebenden Kaiser, dessen festem Willen Peking seine Befreiung von der Seuche verdanken soll, indem Se. Kaiserl. Majestät zu ihrer Umgebung zu sagen geruhten: „Glaubt nicht, daß die Krankheit mächtiger sei als Ihr, nur Kleinmüthige sterben daran". Von diesem Augenblicke an faßten Alle Muth, und der Seuche blieb nichts Anderes übrig als die Residenz zu verlassen. „Mögen Sie", fuhr er fort, „meiner Erzählung Glauben beimessen oder nicht, Sie werden mir doch zugeben, daß die Furcht den Geist entkräftet, der auf den Körper so entschieden wirkt. Wir müssen darum das Gerücht von der Seuche durchaus ohne Furcht und Schrecken anhören, und dann wird sie uns bestimmt auch nicht heimsuchen". Wirklich schritt die Krankheit im damaligen Sommer 1827 in diesen Gegenden nicht weiter vor.

D. Die Sicherungsmittel und Heilmethoden.

Die Vorsichtsmaßregeln verlangen vor allem Unterbrechung des freien Verkehrs mit den Gegenden, wo sich die Krankheit zeigt, strenge Einschließung dieser Orte und unausgesetzte Wachsamkeit, daß Niemand den cernirten Ort verlasse, ohne gehörige 2—3 Wochen anhaltende Purification. Die Einrichtung solcher stets von der Sanitäts-Ortsobrigkeit abhängenden Cordons und Quarantainensperre ist hier nicht weiter zu berühren. Nächstdem ist ein völliges Verbot aller Ausfuhr und Verkauf von Arbusen, Aepfel, Kirschen und Pilzen aller Art, sowie von Transporten Pelzwaaren, baumwollener Waaren und ähnlicher Stoffe räthlich. Neben den abschließenden Quarantainen sind Humanitätsvereine nöthig, die es Niemandem an täglicher Nahrung bei mäßiger Arbeit fehlen lassen, da die Cholera über die ohnedies gedrängte Menschenclasse gewöhnlich zuerst ihre Geißel schwingt; ferner ist ein Vermeiden des engen Beisammenwohnens in niedrigen und feuchten Wohnungen nothwendig und den Bewohnern von Städten und Dörfern in tiefen Thälern, Flüssen und Sümpfen darum sehr anzurathen, sich bei etwaniger Annäherung der Seuche auf hohe, kühle Orte zu begeben. Trockenheit, mäßige Wärme und möglichste Reinlichkeit ist allen Wohnungen vonnöthen, und besonders ist große Aufmerksamkeit gegen jede nur mögliche Erkältung und Abwechselung der Temperatur, zumal bei herrschender kalter und feuchter Luft zu empfehlen. Man kleide sich warm, trage Flanellhemden oder wenigstens wollene Leibbinden, schlafe des Nachts unter warmer Bedeckung und trage auch stets warme Fußbekleidung. Nüchtern gehe man niemals aus und beobachte große Mäßigkeit im Essen und Trinken. In dieser Beziehung werden übermäßig reichliche Fleisch- und Fischspeisen und berauschende Getränke gemieden, und stets werde eine heitere Gemüthsstimmung, fern von aller Furchtlosigkeit beobachtet. Man halte endlich die Unterleibsfunctionen in gehöriger Ordnung, und bediene sich allenfalls bei vorhandener Verstopfung der Klystire und gelind abführenden Bittersalze: auch ist ein tägliches Reiben des Körpers mit warmen, wollenen Tüchern, und wo man kann, mit gewärmtem Essig sehr zweckmäßig; ebenso fleißiges Trinken eines Theeaufgusses von Chamillen, Krausemünze, Melisse, Salbei und andern aromatischen Kräutern. Vielleicht zeigt sich auch die mit Wasser verdünnte Salzsäure nützlich, welche nach Annesly den Cholerakranken als Getränk so wohlthut.

Diese Vorschriften dienen sowol zu Vorbauung gegen die Verbreitung der Epidemie als zur Minderung ihres schädlichen Einflusses, denn eigentliche zuverlässige Schutzmittel vermag die ärztliche Schule gegen diese Krankheit so wenig als gegen andere zu geben, wenngleich es an guten und schlechten Vorschlägen, wie niemals, auch in neuerer Zeit gegen diese Cholerakrankheit nicht gefehlt hat. Die eigentlichen Heilmethoden werden wir bei der Tendenz d. Bl. nur ganz allgemein berühren. Die Hauptindication besteht in der Entfernung der innern venösen Congestionen von den innern und obern Organen nach den äußern Theilen, in Verhütung der Entzündung der Leber oder des Darmkanals, durch Wiederherstellung des Blutumlaufs, der natürlichen Ausdünstung und der Gallenabsonderung, und durch Entfernung der im Darmkanal abgesonderten und daselbst angehäuften krankhaften Stoffe. Dies wird nach allen bisher gemachten Erfahrungen am besten durch einen gleich zu Anfange, ja schon in den ersten Stunden der Krankheit angestellten starken Aderlaß von 25—30 Unzen Blut veranlaßt, bevor der Puls am Handgelenk zu schlagen aufhört. Man läßt es so lange fließen, bis es ganz frei rinnt und eine rothe Farbe sowie eine dünne Consistenz wiederum annimmt. Will kein Blut fließen, so muß man durch Reiben, Bäder, warme Umschläge, reizende Frictionen, Senfteige u. s. w., erst Wärme und Leben in die erstarrten und erkalteten Glieder bringen. Ist der Arzt nach mehrstündigem Beginn der Krankheit — also zu spät herbeigeholt, und will das Blut durchaus nicht mehr fließen, so müssen noch

20—30 Blutegel an der Herzgrube und Nabelgegend und nun auch wol am Kopf und an der Schläfengegend applicirt werden, obschon von dieser örtlichen Blutentleerung weit weniger als von jener allgemeinen zu erwarten steht. Nach der Anwendung der Blutentziehung ist von allen neuen Autoren einstimmig das Calomel (versüßtes Quecksilber) in Scrupeldosen alle 2, 3 Stunden bis zu 3—4 Drachmen zur Befreiung der Leber von stockiger Galle und Ausleerung der dicken, zähen Masse aus dem Darmkanale indicirt. Wo aber schon viele Ausleerungen erfolgt sind, gibt man es mit Opium verbunden, welches gegen übermäßiges Erbrechen und Abführen so äußerst nützlich sich bewährt; doch wie in keiner Entzündungskrankheit, so ist letzteres auch hier nie allein anzuwenden, nur wo nervöse Zufälle ohne Ausleerungen die Krankheit öffnen (wo sie dann überhaupt eine spasmodische, oder vielleicht eine sensible Krankheit des primär afficirten Gangliensystems sein dürfte), sind kleine Gaben Opium allein auch nicht unpassend. Ist der Darmkanal sehr reizbar, und leert er immerfort auch wässerige Flüssigkeit aus, so sind krampfstillende Klystire und bittere Mittel neben dem Calomelgebrauch von großem Nutzen. Alle ableitende und hautreizende Mittel, wie große Blasenpflaster oder Senfteige auf den ganzen Unterleib, Einreibungsterpentin, Spiritus, heißes Wasser oder Sand, selbst mit trockenem, warmem Flanell sind auch gleich nach den Blutausleerungen vorzunehmen. Die Anwendung, sowie die andern noch empfohlenen Mittel glauben wir hier mit Stillschweigen übergehen zu dürfen; wen sie interessiren, der kann sie in den am Eingange dieser pathologischen Skizze genannten Schriften nachlesen, auf welche wir nunmehr am Schlusse einen Rückblick thun wollen.

Nr. 1 ist eine freie Uebersetzung von einer in russischer Sprache, vom petersburger Medizinalrathe herausgegebenen Sammlung von Aktenstücken, als Gutachten, Berichte, Verordnungen u. s. w., bezüglich auf die zu Ende 1829 und zu Anfang 1830 im orenburgischen Gouvernement gewesene Cholera, der vom Hrn. Uebersetzer noch ein schätzbares Vorwort mit vielen Glossen hinzugefügt ist, die mehre sehr zu beachtende kritische Winke enthalten. Das noch folgende Supplementheft zu dieser Schrift wird sich über die neuesten Fortschritte dieses Uebels verbreiten.

In Nr. 2 legt Hr. Hofrath Tilesius seine eignen Erfahrungen über diese Krankheit nieder, die er auf nach China gekommenen dänischen und amerikanischen Schiffen selbst beobachtet. Der alte, wackere Gelehrte verbindet damit zugleich auf seine etwas redselige Weise eine schlichte historische Darstellung dieser Krankheit nach allen bis zu Ende des vorigen Jahres ihm vor Augen gekommenen Quellen, und bleibt auch bei den ärztlichen Rathschlägen nicht mit seinem Scherflein zurück.

Nr. 3 ist eine eigne, von homöopathischem Standpunkte aus raisonnirende Abhandlung. Im Sinne jener falsch verstandenen Worte Göthe's: „Legt nicht brav aus, sondern brav unter", haben bekanntlich die Homöopathen schon oft es versucht, merkwürdig geheilte Fälle aus ältern Annalen der Medizin entstellt wiederzuerzählen, um nur der Welt weiszumachen, wie jene Curen lediglich nach homöopathischen Grundsätzen erfolgten. Hr. Dr. Schubert thut ein Gleiches: er legt englischen Aerzten eine Meinung unter, die Hr. Prof. Dr. Gmelin (vergl. die Schrift Nr. 6, S. 55) bei diesen nirgends vorgefunden. Sie ist nach dem Vorworte gleichfalls „zum Gebrauche des Volkes" bestimmt, und wir erfahren hier von Hrn. Schubert, der die Cholera nie beobachtet, daß die Ipecacuanha und noch mehr das Veratrum album und die Chamille die besten Heilmittel sein müssen.

Nr. 4 ist bereits Anfangs Dezember v. J. in Buchhandel gekommen. Diese Schrift ist von ihrem ungenannten Verfasser nur für Nichtärzte bestimmt und auf das Interesse des Augenblickes berechnet. Ihr dient im Allgemeinen Schnurrer's Artikel „Cholera" aus Ersch's und Gruber's „Encyklopädie" als Grundlage, und das Wesen der Krankheit wird S. 33 als in Folge von Lähmung der Säuggefäße entstandener Krämpfe der Eingeweide angenommen.

Nr. 5 enthält einen sehr faßlichen Vortrag, den der Hr. Verf. am 14. Dezember v. J. in der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig gehalten hat und dessen Inhalt mit Dem übereinstimmt, was derselbe Hr. Verf. im 1. Bande seines vielversprechenden Werkes: „Ueber die Natur und Behandlung der Krankheiten der Tropenländer" (Leipzig, 1830), bereits niedergelegt hat. (Wenn wir nicht irren, so ist dieser Vortrag auch schon im „Anhaltschen Volksfreund" — eine mit diesem Jahre zu Dessau ins Leben getretene Wochenschrift — abgedruckt worden.)

Nr. 8 ist eine treue Uebersetzung einer Abhandlung aus der dritten Ausgabe des zu London im Jahre 1829 erschienenen classischen Werkes: „The study of medecine. By *John Mason Good*". Dem Hrn. Prof. Dr. Gmelin werden meine ärztlichen Collegen hierfür Dank zu wissen haben, denn sie werden daraus mit den vorzüglichsten englischen Schriftstellern bekannt, welche die Krankheit in Ostindien beobachtet. Auch die angehängten Zusätze sind in kritischer Beziehung beachtungswerth.

Nr. 7 hat den nassauer Leibarzt, den berühmten Schöpfer der Seuchengeschichte, Hrn. Dr. Schnurrer zu ihrem Verfasser, von dem wir schon gewohnt sind, viel Geistreiches und Scharfsinniges, wenn auch nicht immer ganz Wahres zu lernen. In Bezug zu der Erklärung der eigenthümlichen Choleranatur, ist sie nach ihm mehr von tellurischen als von atmosphärischen Einflüssen bedingt, und namentlich hängt sie mit den Erdbeben und vulkanischen Eruptionen sehr zusammen, indem beide am stärksten in Indien 1820, in Arabien 1822 und in Syrien 1823 wütheten. Seine Theorie findet in vorhingenannter Schrift Nr. 8 ihre Widerlegung. Endlich aber gibt in Nr. 6 Hr. Dr. Riecke (dem wir als Schriftsteller noch nicht begegnet sind) auf „Auffoderung seines Verlegers" in diesem 1. Bändchen s. Schrift eine wohlgeordnete Zusammenstellung aller in den öffentlichen Blättern des In- und Auslandes vorhandenen Materialien für die künftige Geschichte der Seuche, und hilft somit einem Zeitbedürfnisse gut ab. Wir ermuntern ihn gern zur baldigen Herausgabe des 2. Bändchens,

das eine genauere Beleuchtung der Krankheitssymptome, Sectionsergebnisse, Natur des Uebels und aller Behandlungsmethoden zu liefern verspricht. Wenn nun die Erfahrung gelehrt hat, daß die meisten Epidemien sich in einer bestimmten Richtung von Morgen nach Abend fortpflanzen, daß wie die bekannte Pest, „der schwarze Tod", sich durch ganz Asien und Europa in den Jahren 1746—49 bis Island hinauf von Osten nach Westen verbreitete, auch „die Influenza" im Jahre 1782 ihren Zug von Nordosten nach Südwesten durch ganz Europa nahm, so dürfte allerdings zu besorgen sein, daß die im gegenwärtigen Augenblick bereits über mehr als 80 Breitegrade und 100 Längegrade ausgedehnte Cholera bei Fortsetzung der gegebenen Linie über Preußen, Polen und Oestreich zunächst sich verbreiten wird. Ja, es ist nicht zu leugnen, daß ihre traurigen Wirkungen die gedrängten Städte und großen Bevölkerungen in unsern civilisirten Ländern vielleicht noch fühlbarer treffen werden, als sie dies in den zerstreuten Städten und der dünngesäeten Bevölkerung Persiens und Rußlands vermochte. Doch wie auch der geistreiche Schnurrer vielleicht nicht mit Unrecht schon früher einmal die Vermuthung aussprach: daß zwischen dem politischen Schicksale des Menschengeschlechts und den so häufig damit zusammentreffenden außergewöhnlichen Ereignissen in der physischen Welt ein tiefer Zusammenhang anzunehmen sei, wie sich auch immerhin am Himmel unsers Welttheils finstere, zwischen Furcht und Hoffnung schwebende Gewitterwolken erheben, die den wahren Freund des Menschengeschlechts um das Endresultat dieser vielbewegten Zeit tief besorgt machen können, so wollen wir uns doch den Hintergrund der Zeit nicht zu düster denken und von der Zukunft nur das Beste hoffen. So lange die an unser Deutschland angrenzenden russischen Gouvernements und die nördlichen Seehäfen Rußlands von diesem Uebel frei bleiben, bedarf es auf unserm deutschen Boden noch keiner besondern Maßregel und sollte sie wirklich sich nähern, so wird die hohe Sorgfalt unserer Regierungen gewiß alle ihr zu Gebot stehenden Hülfsmittel ergreifen, um wie Oestreich die dasselbe schon so oft bedrohende Pest, so von uns die verheerende Geißel abzuwenden, wenn nur nicht noch andere Ereignisse ebenso traurige Art die Hoffnung vernichten und so uns doppelte Zwingsherrschaften empfinden lassen werden.

Dii prohibite minas, Dii talem avertite casum. 139.

Notizen.

Zustand der Milch in Paris.

Aus den Berichten des Conseil de salubrité in Paris vom Jahre 1828 geht hervor, daß der Milchverbrauch in dieser Stadt sich binnen weniger Jahre vervierfacht hat, während doch nicht das Vierfache, sondern nicht einmal ganz das Doppelte von der früher gebrauchten Quantität Milch hervorgebracht wird; Das, was demnach nicht von den Kühen gekommen sein kann, müssen also die Milchverkäufer selbst fabricirt haben. In den „Annales d'hygiène publique" (Juli 1829) findet man über das Verfahren dieser Milchfabricanten, der Laitiers, interessante Bemerkungen. So viel ist allgemein bekannt, daß die Laitiers in den Dörfern um Paris, wenn sie auch mit nichts angefangen haben, in kurzer Zeit die wohlhabendsten Leute werden. Auf ähnliche Weise kommen in mehren deutschen Städten die Bierbrauer oft, nachdem sie nur wenige Jahre ihr Gewerbe betrieben haben, zu unermeßlichem Vermögen.

Englische Uebersetzung von O. Müller's Werk über die Dorier.

Unter dem Titel: „The history and antiquities of the doric race by *C. O. Müller*, transl. by *H. Tufnell* and *J. C. Lewis*" (2 Bände, London, 1831), ist eine englische Uebersetzung von O. Müller's Werk über die Dorier erschienen, die mit bedeutenden, von dem Verf. den britischen Bearbeitern mitgetheilten Verbesserungen und Zusätzen bereichert sein soll. Ein geschätztes englisches Journal, welches das Erscheinen der Uebersetzung anzeigt, sagt, in Bezug auf das Original: „daß es nicht leicht ein Werk gebe, welches über die dunkeln Regionen der Fabel und Mythologie und über die Geschichte der Urzeit Griechenlands so viel Licht verbreite; es sei in der That ein classisches Werk" (It is, indeed, a standard classic).

Maschinenbäckereien zu Portsmouth und Deptford.

Zu Portsmouth und Deptford wurden vor einigen Jahren Mühlen gebaut, auf denen das für den Gebrauch der britischen Seemacht erfoderliche Mehl mittels der Anwendung von Dampfmaschinen gemahlen wird. Seit Kurzem wurden mit den Mühlen auch Bäckereien verbunden, in denen dieselbe Maschine, welche die Mühlräder treibt, zugleich den aus dem Mehl bereiteten Teig knetet, wälzt und zu Biscuits stampft, sodaß die Bäcker nichts mehr zu thun haben, als dieselben in den Ofen zu schieben, und wenn sie ausgebacken sind, wieder herauszuziehen. Durch die Maschinerie zu Portsmouth können 160,000 Pfund Biscuit binnen 24 Stunden bereitet werden: die Tagesration für die Mannschaft von 20 Linienschiffen; und mittels 8 oder 10 solcher Maschinen würde täglich eine hinreichende Anzahl von Rationen für 150,000 Mann gebacken werden. Die Kosten des Bäckereiapparats zu Portsmouth betragen freilich nicht weniger als 5000 Pf. Sterl.: eine Summe, die auf dem Continente für ähnliche Anstalten wol nicht sobald verwendet werden dürfte.

Geographie von Persien.

In St.-Petersburg ist unter dem Titel: „Mémoires géographiques sur l'empire de Perse, traduits par le colonel *G. Drouville*" (2 Bände), im Jahre 1827 eine französische Uebersetzung des bekannten geographischen Werkes von Macdonald Kinneir über Persien erschienen, welche in reichhaltigen Anmerkungen viele bedeutende Berichtigungen gibt. So erzählt z. B. Kinneir, die Stadt Tebris sei einer der elendesten Plätze, die er in Persien gesehen habe; die Mauern in Trümmern zerfallen, und nicht ein einziges Gebäude von einigem Belang, außer den neuen Casernen, die für die Truppen des Abbas Mirza gebaut worden wären. Der Uebersetzer, der gleichfalls selbst in Persien gewesen ist, bemerkt dagegen: Das, was Kinneir über Tebris berichte, stimme so wenig mit der Wahrheit überein, daß man glauben müsse, er habe diese Stadt, ungeachtet seiner Versicherung des Gegentheils, nie gesehen. Tebris sei eine der angenehmsten, reichsten und blühendsten Städte Persiens, hinter der selbst Teheran, die Hauptstadt, zurückstehe. Es gebe wenig Plätze in Persien, in denen die Mauern in so gutem Stande und von so gediegener Bauart wären; ungeheure, theils runde, theils viereckigte Thürme, die noch von den Türken, zu der Zeit, wo ihnen diese Provinz gehorchte, herrührten, bedeckten und flankirten sie. Was die Gebäude von Tebris betreffe, so sehe man, außer einer großen Anzahl schöner Paläste, die den Herren vom Hofe des Abbas Mirza gehörten, die Residenz dieses Fürsten, den Ark oder die Citadelle, mehre Arsenale, den Dschiaber-Khanek, die Pulvermühle und mehre andere nicht weniger ansehnliche; die Ruinen eines prächtigen Tempels der Feueranbeter ungerechnet, welche noch immer die Bewunderung aller Reisenden wären. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 110. —— 20. April 1831.

Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen.

II. *)

Ende März 1831.

— — — Sie werden übrigens zugeben, daß das Schicksal meines ersten Schreibens eben nicht geeignet ist, mir große Lust zur Fortsetzung unsers Briefwechsels zu machen; dennoch aber würde ich mich darüber nicht beklagen, wenn die grausame Schere der literarischen Parze den leidigen Zwiespalt ein für alle Mal entschieden hätte, der wol in Jedem entstehen muß, der einerseits durch die gewaltigen Ereignisse, Gefahren, Hoffnungen der Zeit und durch die Erbärmlichkeit der Gesinnungen, die sich von so vielen Seiten aussprechen, sich angeregt fühlt, seine Stimme zu erheben, anderntheils aber eben durch dieselben Erscheinungen zu der demüthigendsten Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Einzelnen und seiner Stimme geführt wird. Die Verstümmelung meines ersten Schreibens ist mir sehr erklärlich, insofern dasselbe Raisonnements oder gar historische Thatsachen enthielt, welche der einen oder andern Macht hätten zum Tadel gereichen können. Dies war in Bezug auf Polen nicht ganz zu vermeiden, und allerdings wird eine vorsichtige Censur jede Anspielung auf die Geschichte von Polen streichen müssen, da Nichts gefährlicher ist als historische Thatsachen; dennoch aber war (meiner Absicht nach wenigstens) mein Tadel weit weniger gegen die Maßregeln der Regierungen gerichtet als gegen Ansichten und Gesinnungen, welche im Publicum verbreitet sind und werden, in Journalen und Schriften von Privatleuten, die wenigstens nicht als officielle Organe der Macht anerkannt sind, und denen ich deshalb glaubte in offener Fehde auf demselben Felde, wo sie auftraten, begegnen zu können. Allerdings aber erhalten diese Ansichten und Gesinnungen besonders dadurch eine Wichtigkeit, die eine ernste Erwähnung nothwendig macht, daß sie mit Recht oder Unrecht sich den Schein geben, als seien sie wirklich diejenigen der Macht, als würden sie auf ihren Befehl, unter ihrem Schutz verbreitet, während doch die Gefahren, welche unserm Vaterlande drohen, mehr wie je Vertrauen und Einigkeit zwischen den Völkern und den Regenten nicht nur, sondern auch zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen untereinander nöthig machen. Vor Allem aber wünschenswerth ist es, daß alle deutsche Staaten und Regenten, das ganze deutsche Volk mit unbedingtem Vertrauen auf Preußen blicken könne, als auf den festen, sichern Mittel- und Stützpunkt des Kampfes für unsere geistige und materielle Nationalität und politische Unabhängigkeit, im Fall, von welcher Seite es auch sei, diese gefährdet würden. Während nun aber bis jetzt allerdings die Handlungen, die innere und äußere Wirksamkeit und Politik dieser Macht viele Ursachen und Bürgschaften für ein solches Vertrauen darbieten, so sind dagegen die Gesinnungen und Ansichten, welche von dorther besonders lautwerden, welche sich sogar als eine Art von offizieller, öffentlicher Meinung kundthun, zum Theil von der Art, daß sie alles Vertrauen und somit jede Hoffnung, im Fall eines ernsten Kampfes, zerstören. Diese Ansichten und Gesinnungen sind besonders wieder in Bezug auf Polen lautgeworden, und während kein Unbefangener und Billiger in dem gegenwärtigen Benehmen Preußens in Bezug auf Polen den geringsten Grund zum Tadel finden kann, muß die Gesinnung, welche man in Preußen und von Preußen aus über den heldenmüthigen Freiheitskampf eines edeln, seit fast einem Jahrhundert öfters gemishandelten Volkes vernimmt, die tiefste Verachtung und Indignation jedes rechtlichen, gesunden Sinnes und Gemüthes erregen. Sie beweist, daß auch die beste Regierung (und wir halten aufrichtig die preußische Regierung für die beste, die es gibt und gegeben hat) ohne öffentliches Leben nicht hinreiche, eine tüchtige, würdige Gesinnung beim Volke zu erzeugen; denn was auch in anderer Hinsicht die Ansichten und Gesinnungen in Preußen sein mögen, in Bezug auf Polen, in Bezug auf gar viele andere wichtige Fragen der Zeit spricht sich eine solche Gesinnung hier und da aus, wie man sie von Hoflackeien und Tafeldeckern, allenfalls Kammerherren erwarten könnte, nicht aber von einem deutschen Volke. Und, wir wiederholen es, es darf keinem Deutschen gleichgültig sein, wie man in Preußen denkt; es darf den Preußen nicht gleichgültig sein, wie die übrigen Deutschen, wie auch nur ein achtenswerther, tüchtiger Theil des deutschen Volkes von ihnen denken muß. Es darf ihnen in einer solchen Zeit nicht gleichgültig sein, insofern sie sich selbst noch als Deutsche an-

*) Vgl. Nr. 67 d. Bl. D. Red.

sehen; es darf uns nicht gleichgültig sein, insofern wir dort die Kraft, das Herz, das Banner von Deutschland sehen möchten. Die preußische Politik überläßt die Polen ihrem Schicksal, sie neigt sich aus mancherlei begreiflichen Ursachen Rußland zu, sie muß eine baldige Unterdrückung des Aufstandes wünschen, obgleich die preußisch-polnischen Provinzen wahrscheinlich und hoffentlich mit andern Banden als denen der bloßen materiellen Gewalt an die preußische Monarchie gefesselt sind; Dasselbe gilt von Oestreich, ja, Rußland selbst! Wer möchte das Recht, die Nothwendigkeit bestreiten, den Aufstand mit Gewalt und um jeden Preis zu unterdrücken? Wer möchte leugnen, daß, unter bestehenden Verhältnissen, die Einführung einer freien Verfassung in Polen, die Erfüllung der in Wien übernommenen Verbindlichkeiten mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren für das Ganze verbunden sein müßten? Alles dies erklärt, entschuldigt, rechtfertigt, wenn man will, die Politik der Mächte; aber müssen deshalb in der öffentlichen Meinung die Polen verdammt werden? muß deshalb in der Brust des Einzelnen jedes rechtliche, menschliche, männliche, freie Gefühl in Bezug auf die Polen unterdrückt werden und einer offiziellen Gleichgültigkeit oder Verachtung und Bitterkeit weichen? Wie dann, wenn 1807 Preußen, ein Opfer der Treulosigkeit und der Gewalt übermächtiger Feinde und Nachbarn, unterjocht, zerstückelt, aus der Reihe unabhängiger Völker gelöscht worden wäre; wenn Verträge, Congresse diese Gewaltthat sanctionnirt hätten, Verträge, deren Bedingungen, insofern sie den Gemishandelten, Unterdrückten günstig waren, nicht einmal erfüllt worden sind? Wie dann, wenn nun der Augenblick der Befreiung für Preußen statt 1812 erst 1830 gekommen wäre? wohin würden solche Gesinnungen, solche Ansichten führen, wie man sie jetzt gegen die Polen äußert? Wie würden solche Gesinnungen bestehen vor den Ansprüchen des Vaterlandes, vor den heiligsten Pflichten und Rechten der Völker, der Menschen, der Religion? Und wer bürgt uns denn dafür, daß wir nie, nie wieder in dieselbe oder ähnliche Lagen kommen werden, aus der die Polen mit dem Heldenmuth der Verzweiflung sich zu befreien streben? War etwa der preußische Uebermuth vor der Schlacht bei Jena eine Bürgschaft gegen die tiefe Schmach der folgenden Jahre? Wenn aber Aehnliches wieder geschähe; wenn auch nur ähnliche Gefahr drohte, welche Geister, welche Kräfte, welche Gesinnungen wollt Ihr anrufen, wenn nicht eben die, welche Ihr jetzt bei Andern verdammt? Es sind aber überall nicht die Maßregeln der Macht, seien sie auch noch so hart und drückend; erscheinen sie dem Leidenden auch noch so ungerecht, unweise; es ist z. B. in diesem Falle nicht die Parteilichkeit der Nachbarstaaten, nicht die Gewalt, welche Rußland anwendet; es ist nicht Dies, was die tiefe Indignation jedes gesunden, freien, männlichen Gemüthes erregen muß; die Erbitterung und Verachtung, welche jedes Vertrauen, jedes Anschließen unmöglich macht: es sind die nichtswürdigen Sophismen, die heuchlerische Mäßigung, die pedantische Perfidie, womit halboffizielle Schwätzer die Maßregeln, die Ansichten und Rücksichten der Macht als die einzigen darstellen, die bestehen können und dürfen; dies feile, halboffizielle Gesindel, das in aller Ruhe und Bequemlichkeit Redensarten drechselt, um überall der Macht zu schmeicheln; dieser halbvornehme Pöbel, der die Opfer beschimpft und verhöhnt, welche die Macht verlangt, vielleicht verlangen muß; diese heulenden Schakale, welche den Löwen Macht umlagern, — sie sind es, die uns jeden Augenblick in Versuchung führen, aller Geduld abzuschwören, alle Mäßigung zu verfluchen. Am unerträglichsten aber sind diese Nichtswürdigen, wenn sie unter dem Schein pedantisch-historischer Gründlichkeit auf die Unwissenheit des Publicums speculiren; wenn sie, namentlich in Bezug auf Polen, immer nur von der aristokratischen Anarchie, dem heillosen Zustande vor der ersten Theilung sprechen und Alles, was seitdem, was besonders von 1788—94 zur innern Regeneration Polens Edles, Großes geschehen ist, mit Stillschweigen übergehen und den Aufstand der Polen als einen *Versuch des Adels*, die alte Anarchie wiederherbeizuführen, *darstellen*. Die Geschichte Polens, besonders seit der ersten Theilung, ist eine so laute, so unwiderlegliche, so entehrende Anklage und Verurtheilung aller der Regierungen, die dabei betheiligt sind, daß eine offene Darstellung derselben in deutschen Blättern vielleicht nicht geduldet werden kann; aber möchte denn doch die Censur wenigstens consequent, unparteiisch sein und die niederträchtigen Lügen, welche von der andern Seite vorgebracht werden, ebenfalls unterdrücken! Als Muster in dieser Gattung erscheinen neuerdings einige Artikel in der „Allgemeinen Zeitung". Was sind alle Unwissenheiten, Lügen und leidenschaftlichen Uebertreibungen der Parteiblätter des Auslandes, die der Aufregung, oft dem furchtbaren Drang des Augenblicks folgen, gegen diese überlegte, heuchlerische, systematische, gemäßigte, feile Perfidie?

(Der Beschluß folgt.)

Erklärung des Ministers Grafen von Münster über einige in der Schmähschrift „Anklage des Ministeriums Münster" ihm persönlich gemachte Vorwürfe, sowie über seinen Austritt aus dem königlich hanöverischen Staatsdienste. Hanover, Hahn. 1831. 8. 4 Gr.

Die beim Ausbruche der Unruhen im Hanöverischen verbreitete „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung" enthielt, wie jeder nur einigermaßen Unterrichtete sogleich entdeckte, so viele offenbare Unrichtigkeiten, Verdrehungen und Uebertreibungen, daß der Schein geschichtlicher Bedeutsamkeit längst von ihr gewichen ist. Bald aber erschien zu Hanover eine „Actenmäßige Würdigung" der Anklage, nach welcher der Verf. der letztern, der einst ausrief: „Alles steht in Gottes Hand, und Gott und den Gerechten werfe ich mich in die Arme. Mein Werk für König und Vaterland ist vollbracht. Amen! Amen! Amen!" als ein frecher Betrüger und Gotteslästerer, oder als ein selbstbetrogener Verleumder und Volksverführer erscheint.*) Wider diesen Demagogen tritt hier der Herr Minister Graf v. Münster auf, um einige Erläuterungen zu geben über ihm persönlich gemachte Angriffe (S. 6). Er sagt: „Ich finde mich dazu um so mehr aufgefodert,

*) Vgl. Nr. 82 d. Bl. D. Red.

weil mein Austritt aus dem königlichen Dienste so unmittelbar nach den im Hanöverschen entstandenen Unruhen erfolgt, und weil dadurch nur zu leicht die doppelte Vermuthung entstehen könnte, daß meine Handlungen als Minister nicht ganz vorwurfsfrei sein dürften, oder daß doch mein Abgang ein Sieg der Unruhestifter gegen das Ministerium gewesen sei. Die erste Vermuthung zu widerlegen, bin ich meiner Ehre, die zweite dem Staate selbst schuldig".

Das ganz Eigenthümliche dieser Münster'schen Erklärung scheint dem Ref. darin zu liegen, daß durch dieselbe keine von beiden Vermuthungen *widerlegt*, sondern das Gegentheil wahrscheinlich gemacht wird. Was die erste Vermuthung: die *Handlungen des Grafen von Münster seien nicht ganz vorwurfsfrei*, betrifft, so kann man auf Unachtsamkeit im Ausdrucke es schreiben, daß, anstatt *vorwurfsfrei*, wahrscheinlich hat gesagt sein sollen: verbrechen- oder schuldfrei, denn welchem Menschen ist es je eingefallen, zu behaupten, seine Handlungsweise sei ganz *vorwurfsfrei*? Aber auch mit solcher Abänderung des Wortes ist dem Grafen v. Münster nicht geholfen. Die ganze Art, wie er sich hier zu vertheidigen und zu rechtfertigen sucht, zeigt so viele Geistesbefangenheit, einen solchen Mangel an Umsicht und ruhiger Würdigung der Verhältnisse, daß der Gedanke sich von selbst aufdringt: ein Mann in ausgebreiteter Ministerialmachtvollkommenheit müsse bei der hier offenbarten großen Verletzbarkeit und bei dem hier kundgegebenen Mangel eines durchgreifenden Scharfsinnes in Beurtheilung der ihn zunächst berührenden Angelegenheiten, bei Staats- und Regierungsangelegenheiten Täuschungen, Irrthümern und Misgriffen leicht zugänglich sein, mithin nicht als *schuldfrei* seine Handlungsweise preisen dürfen. Je härter das Resultat dieser Schlußfolge ist, um so mehr ist Ref. zu dem Beweise verpflichtet, daß die Münster'sche Erklärung mehr aussieht wie ein unbeachtetes Gevattergespräch als eine von einem tüchtigen Staatsmanne ausgesprochene Rechtfertigung wider schlechte persönliche Schmähungen. Jede Seite der Schrift gibt Zeugnisse davon; als Beweisstelle wählen wir S. 16.

Der Herr Graf von Münster sagt: „Es dürfte hier der rechte Ort sein, etwas über den absurden Vorwurf zu sagen, daß ich die Anmaßung so weit getrieben hätte, daß ich einst gewagt, meinem königlichen Gebieter mit Hohn zu begegnen, als dieser mir befohlen haben soll, meinen Wildstand zu verringern, *weil die armen Leute bei Sr. Majestät um Schutz gegen das gräfliche wilde Vieh gebeten hätten*. Es kann actenmäßig bezeugt werden, daß dergleichen Klagen nicht an den König gebracht sind. Wenn meine Nachbarn über Wildschaden zu klagen hatten, den oft das Wild vom Harze und aus dem Braunschweigischen angerichtet haben mag, so habe ich sie gern entschädigt, oder sie haben bei den Gerichten geklagt. Ich kann versichern, daß ich mehr für Entschädigung zu bezahlen gehabt habe, als das Wild geschadet hat".

Der Vorwurf, welchen der Hr. Graf von Münster hier widerlegen will und muß, ist ein zweifacher: er soll, auf Veranlassung der Beschwerden über den von seinem Wildstande angerichteten Schaden, „seinem königlichen Gebieter mit Hohn begegnet haben"; eine Beschuldigung, welche „absurd" genannt wird und, so abgefertigt, keine weitere Widerlegung erhält, als daß erwähnt ist: „Es kann actenmäßig bezeugt werden, daß dergleichen Klagen nicht an den König gebracht sind". Dieses leere Provociren auf eine negative Beweisführung sagt nichts, sondern verdächtigt den materiellen Theil der Anschuldigung. Macht der Graf von Münster den Schaden, welchen das Wild auf seinen im Königr. Hanover belegenen Gütern anrichtete, zum Gegenstande einer Rechtfertigung, so ergeben sich die Fragen von selbst: gab er durch solche Unbill seinen Gutsnachbarn zu gerechten Klagen Veranlassung? Werfen solche Klagen nicht besonders einen nachtheiligen Schatten auf einen mächtigen Minister (wider den man nur von der äußersten Noth gedrungen gerichtliche Klage erhebt), welcher, seiner hohen Stellung halber, doppelt sorgsam jede Gesetzwidrigkeit vermeiden muß, und dessen schlechtes Beispiel andere große Gutsbesitzer und Standesgenossen leichtfertig macht in der Anerkennung der Rechte Anderer? Die Beantwortung dieser Fragen fallen, nach den eben mitgetheilten Worten des Hrn. Grafen von Münster, nachtheilig für ihn aus. Was will es sagen, wenn er versichert, er habe seine über Wildschäden klagenden Nachbarn „gern entschädigt", da er nicht verschweigen kann den entscheidenden Nachsatz: „oder sie haben bei den Gerichten geklagt". Daß dringende Noth die bedrückten Grenznachbarn hierzu oft zwang, lassen die eignen Geständnisse des Herrn Grafen vermuthen: „Ich kann versichern, daß ich mehr für Entschädigung zu bezahlen gehabt habe, als das Wild geschadet hat". Wie windig ist die Grundlage dieser Versicherung, da der Hr. Graf in London, weit entfernt von seinen in Deutschland belegenen Gütern, lebte und den Gegenstand vieler Beschwerden nur aus schriftlichen Verhandlungen, bei welchen es an vielen Rücksichten und Beschönigungsgründen nicht fehlt, kannte! Noch ließe sich die Einrede machen, daß der eben beleuchtete Gegenstand zunächst die Privatverhältnisse des Hrn. Grafen, nicht seine ministerielle Wirksamkeit berührt; doch sind bekanntlich in den Verflechtungen des Menschenlebens beide nicht zu trennen; sie impulsiren sich wechselsweise, und hier besonders hat der Hr. Graf durch seine eigne Erklärung dazu berechtigt, jenen Gegenstand des Privatlebens in Erwägung zu ziehen.

Nicht blos die Vorwurfsfreiheit seiner ministeriellen Laufbahn will der Verf. in dieser *Erklärung* darthun; er glaubt auch dem Staate schuldig zu sein, zu beweisen, daß seine Verabschiedung nicht ein Sieg der Unruhestifter gegen das Ministerium gewesen sei. Doch aus den Mittheilungen über diesen Gegenstand geht gerade das Gegentheil der verheißenen Beweisführung hervor. Durch nichts wird die Behauptung über den Haufen gestoßen, daß die Ernennung des Herzogs von Cambridge zum Vicekönige von Hanover ihre Veranlassung in den dort ausgebrochenen Unruhen hatte, und daß die vom Könige selbst als rathsam in Vorschlag gebrachte Verabschiedung Münster's eine unmittelbare Folge davon war; ließ doch der König durch Sir Herbert Taylor dem Minister schreiben, daß bei der jetzigen Krisis der König für nöthig halte, Einrichtungen zu treffen, welche ihm die fernern Dienste Münster's raubten. Wenn so feststeht, daß die Unruhen im Hanöverischen allerdings Münster's Rücktritt veranlaßten, so ist nicht weiter darüber zu streiten, ob seine Verabschiedung ein Sieg der Unruhestifter über das Ministerium gewesen ist, oder nicht? Auf jede Weise war es eine den Anklägern Münster's höchst erfreuliche Begebenheit und um so erwünschter, da hier S. 25 der Hr. Graf sagt: „Ich bin es meinem Charakter schuldig, zu erklären, daß ich nicht freiwillig im Augenblicke der Gefahr meinen Posten verließ; daß ich nicht den Fehler auf mich nehmen möchte, den Unruhestiftern den Glauben zu geben, daß sie durch eine elende Schmähschrift und durch Lügen hervorgebrachte augenblickliche Täuschung einen Minister von der Seite seines Herrn entfernen konnten!" Die Erzählung von der feierlichen Verleihung des Großkreuzes des Bathordens ist für den Hauptinhalt der Erklärung bedeutungslos und beweist nichts, als daß Münster nicht in Ungnade vom Könige entlassen wurde.

Wir wagen die Bemerkung, daß ein Mann wie Münster, wenn er nach seiner Verabschiedung über seine vieljährige Ministerialwirksamkeit reden, Misdeutungen, Verleumdungen und Schmähungen widerlegen wollte, als Schriftsteller anders handeln mußte, wie hier geschah. Für seinen Ruhm dürfte es vortheilhaft sein, wenn diese schriftliche Erklärung bald vergessen wird; der Gerechtigkeit der Nachwelt aber bleibt es vorbehalten, mit unparteiischer Wage das Verdienst abzumessen, welches er sich erwarb als dirigirender Minister Hanovers, als patriotischer Deutscher, besonders auf dem wiener Congresse, und als Ordner der braunschweigischen Angelegenheiten während der Vormundschaft des unwürdigsten aller deutschen Fürstensöhne.

Sein Wollen und Vollbringen wird immer rühmlich erscheinen, selbst wenn es Niemandem beifällt, solches als vorwurfsfrei anzuerkennen. 4.

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende März 1831.

Chateaubriand's Worte finden stets in Frankreich einen gewaltigen Wiederhall. Wohlklingend und kräftig, bis ins kleinste Detail durch die unerschöpflichen Ergüsse der fruchtbarsten und lebendigsten Phantasie durchglüht und gefärbt, die vielleicht je im Kopfe eines Prosaisten gelodert, schallen sie oft von der sublimsten Gedankenhöhe herab, zu welcher sich irgend einer der jetzt lebenden französischen Schriftsteller geschwungen. Seine Argumentation ist mitunter lückenhaft, mitunter zerreißt seine Imagination in ihrem stürmischen Fluge den Faden des Syllogismus; aber an die verkehrtesten Raisonnements knüpft er die prachtvollsten Bilder und wirft über die unbegreiflichsten Widersprüche eine solche Fülle neuer überraschender Figuren, daß man sie unter allem diesen Glanze, diesem reichen rhetorischen Farbenschmucke nur nach kälterm Nachdenken herausfindet. Verläßt ihn auch zuweilen die Logik, nie erbleicht seine Elocution, und man weiß, was die Darstellung über Franzosen vermag. Noch mächtiger aber wirkt Chateaubriand auf seine Landsleute durch eine eigenthümliche Begeisterung die etwas Schwärmerisches, Ritterhaftes hat, und die man als einen höhern und religiösen Ausdruck des französischen Ehrgefühls betrachten kann. Jede Partei, sie sei politisch oder literarisch, vertheidigt neben mehr oder minder zahlreichen und nachtheiligen Vorurtheilen und Irrthümern, irgend eine edle, uneigennützige Idee, irgend eine große, sittliche oder intellectuelle Wahrheit, welche weder die niederträchtigen Leidenschaften ihrer Verfechter noch ihrer Gegner zerstören können, und durch welche allein die Hartnäckigkeit der Parteikämpfe zu erklären ist. So hatte der Royalismus während der Restauration sein Gutes und Großes, und dieses erfaßte der edle Pair mit dem energischen Enthusiasmus eines ebenso kräftigen als edeln Gemüthes, schmückte es aus mit den Täuschungen und reichen Verschönerungen, die ihm sein dichterischer Genius darbot, und steckte es auf als herrliches blendendes Symbol seiner Partei. Obgleich selbst mittelmäßige Schriftsteller Chateaubriand mitunter an logischer Gedankenkraft übertreffen, so hat doch keiner der Sache der Bourbons so wirksame Dienste geleistet als der Verfasser von „Bonaparte et les Bourbons", und dennoch haben diese vielleicht keinen ihrer Gegner bitterer gehaßt als diesen ergebenen, in seiner Treue unerschütterlichen Diener, der nach dem Sturze des undankbaren Königshauses seine politische Laufbahn als beschlossen erachtet, und sich, wie er in seiner letzten Rede in der Pairskammer sagt, auf die Trümmer dieses großen Schiffbruches gesetzt, um die oft vorausgesagte Katastrophe zu beweinen. Nachdem er lange ein unthätiger und stummer Zuschauer der politischen Begebenheiten geblieben, erhebt er aufs Neue die Stimme zu Gunsten des vormaligen Königs und seiner Familie. Chateaubriand's letzte Broschüre: „De la Restauration et de la monarchie elective", setzte schon vor ihrem Erscheinen Alles in Bewegung. Der Verleger, der den Druck übernommen, war zurückgetreten. Der Verfasser hatte dieses selbst in den öffentlichen Blättern angezeigt; aus seinen Aeußerungen konnte man sogar schließen, daß das Werkchen wahrscheinlich keinen Verleger finden würde. Ein Buchhändler, der es nicht wagt, ein Werk von einem so berühmten Verfasser herauszugeben, muß dazu ganz außerordentliche Gründe haben; denn solche Waare ist selten und geht reißend ab. Folglich mußte er die Herren vom Parquet gefürchtet haben und die Geldkosten und die Conciergerie und das übrige Unheil, das seit einiger Zeit ebenso freigebig über die Schriftsteller verhängt wird wie unter der Restauration. Folglich mußte das Werkchen kühne Angriffe auf die Regierung enthalten, auf die man im Allgemeinen eben nicht gut zu sprechen ist. Das Publicum harrte einige Tage lang in schmerzlicher Erwartung, bis endlich an den Buchläden lange Zettel angeklebt wurden, mit der Aufschrift: „De la restauration et de la monarchie elective".

Als wir den Titel der Flugschrift gelesen, glaubten wir Anfangs, eine vergleichende Aufstellung der Vorzüge und Mängel beider Regierungsformen zu finden, nämlich der Monarchie von Gottesgnaden und der Monarchie, welche sich auf die freie Wahl der Nation stützt. Um solche ruhige theoretische Entwickelungen war es aber dem Verfasser keineswegs zu thun. Haß und Groll haben seinen Genius angefacht, von der ersten Zeile bis zur letzten glimmt eine nie erkaltende zornige Gedankenglut fort; wie Funken und Flammenwirbel aus einer Feueresse, so prasseln von Zeit zu Zeit gewaltige, grimmige, verwegene Perioden auf und schlagen mitunter über das Ministerium hinaus bis an die Krone des Bürgerkönigs. Mit bitterm Hohne wirft er der Regierung ihre demüthige Stellung den auswärtigen Mächten gegenüber vor; sie wolle, sagt er, ihre Legitimität verdienen nicht wie die Ritter ehemals ihre ersten Sporren, mit der Lanze in der Faust, sondern den Hut in der Hand. Das ist eben die schwache Seite der Verwaltung, und der Augenblick war gut gewählt, um sie hier anzugreifen. Lächerlich klingt aber, was der fanatische Royalist über die Heldenthaten der Restauration sagt. „Diese so armselige Legitimität, ruft er prahlend aus, ließ es sich von Zeit zu Zeit beigehen, Blut in den Adern zu haben", preist dann den spanischen Feldzug, die Expedition nach Morea und die Einnahme von Algier. Der spanische Krieg wurde freilich gegen den Willen von England geführt, aber mit Willen und gewissermaßen auf Befehl Rußlands und Oestreichs. Die Franzosen durchzogen freilich Spanien von der Bidassoa an bis an die Säulen des Hercules, aber 2 Pulverwagen reichen hin, um so viel Patronen zu fassen, als in diesem glorreichen Kriegszuge verschossen wurden, und die Soldaten betrachteten es beinahe als einen Glücksfall, eine Wunde davonzutragen. Der Feldzug oder vielmehr die Truppensendung nach Morea hat so wenig zu bedeuten, daß wir uns dabei gar nicht aufzuhalten brauchen, und wem eigentlich die Expedition gegen den Dey von Algier galt, haben die Ordonnanzen vom 25. Juli gezeigt. Der edle Pair kann sich persönlich wenig auf die bewaffnete Intervention in Spanien zugutethun, denn er hat als damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten am meisten dazu beigetragen; und wenn Spanien sich gegenwärtig wieder unter dem Joche des Priesterdespotism befindet, so hat der liberale Gönner und das „Journal des débats" nach Kräften dazu mitgewirkt. Im Uebrigen verschont er die Restauration so wenig als die Wahlmonarchie. Er glaubt in dem Herzoge von Bordeaux den einzigen Retter Frankreichs zu finden; die Kühnheit, mit welcher er seine Wünsche zu erkennen gibt, hat wahrscheinlich den Herrn Lefévre, welcher den Druck zuerst übernommen hatte, wieder abgeschreckt. Man hätte den jungen Prinzen in den Ideen der Zeit erziehen lassen, wahrscheinlich von Hrn. Chateaubriand; man hätte an der Charte jede beliebige Abänderung machen können, man hätte Krieg geführt, so deuten wir wenigstens die Worte: „Ajoutez de la gloire, ce qui était facile". Daß diese pia desideria nicht erfüllt werden können, gibt der Verf. selbst zu, denn, nachdem er Diejenigen, die sich für die jetzige Ordnung der Dinge erklärt, gehörig abgestraft, nachdem er sich von den Royalisten, welche die fremden Bayonette ins Land zurückrufen, aufs feierlichste losgesagt, schließt er mit den Worten: „Au huit août je demandai pour le duc de Bordeaux une couronne; je ne sollicite aujourd'hui pour lui que l'espoir d'un tombeau; est-ce trop?"

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 111. — 21. April 1831.

Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen.

II.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Doch, die Polen sind es nicht, die wir hier vertheidigen oder rechtfertigen wollen; die Entscheidung ihres Schicksals, ihre Rechtfertigung vor der Nachwelt liegt weder an ihren feigen Verleumdern noch an unsern schwachen Worten; und was sind alle Worte dem Kampfe gegenüber, der dort gekämpft wird? Unsere Absicht ist, hier blos als Deutsche zu verhandeln, was uns als Deutschen am Herzen liegen muß. Weil weder in Preußen, noch hoffentlich, Gott Lob, irgendwo in Deutschland bei irgend einem rechtlichen und vernünftigen Menschen der Gedanke aufkommen kann, daß das Volk sich von seinem Regenten mit Gewalt losreißen müsse, könne, dürfe, weil überall der Wille und die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dringendnöthige Verbesserungen, Erleichterungen in der Lage des Volks mit allseitiger Billigkeit, Ruhe, Umsicht und Festigkeit zu erlangen, — muß es deshalb zu einer Bedingung, zu einem Kennzeichen eines guten Preußen gemacht werden, überall, auch unter ganz entgegengesetzten Umständen, die erzwungene Nothwehr der Völker nach irgend einem allgemeinen System zu verdammen? Weil wir, Gott Lob, das Recht und die Pflicht haben, unsern Regierungen mit Gehorsam und Vertrauen entgegenzukommen, nicht als vollkommenen, sondern als rechtlichen, wohlwollenden, fortschreitenden, — sollen wir deshalb Polen, Italienern, Spaniern, Portugiesen unsere Theilnahme, unsere Achtung verweigern, sie verdammen, wenn sie unter ganz und vollkommen entgegengesetzten Verhältnissen anders denken, fühlen und handeln? Uns scheint, daß Nichts beleidigender für das Volk und für die Regierung eines Staates, wie Preußen oder irgend ein anderer deutscher Staat, sein kann, als ihn durch solche Ausdehnung einseitiger Systeme mit Spanien, Italien, Polen, Portugal und ihren bisherigen Regierungen auf eine Stufe, in eine Classe zu setzen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob Preußen oder dies und jenes deutsche Land einer repräsentativen Verfassung, oder mehr oder weniger öffentlicher Freiheiten bedarf; ob nicht alle Vortheile, welche eine treffliche, kräftige, weise Regierung gewährt, aufgewogen werden durch die moralischen Nachtheile, welche mit dem Mangel an einem kräftigen, öffentlichen Volksleben verbunden sind; wir glauben, daß nur eine längere Erfahrung in ernsten Prüfungen und Gefahren diese Frage entscheiden kann; wir wollen jedoch annehmen, daß dem so sei (wie sich denn viel dafür sagen läßt); folgt denn daraus, daß, um ein guter Preuße zu sein, man mit Verachtung, mit vornehmem Lächeln, mit Redensarten halboffizieller Theorien auf das öffentliche Leben in allen andern Ländern herabsehen, das Repräsentativsystem überhaupt als eine kindische, thörichte, gefährliche Grille ansehen muß? Die Preußen bedürfen keiner Preßfreiheit: das mag sein, und gewiß wird es dadurch den preußischen Staatsmännern und ihren Lobrednern sehr viel leichter, sich auf ihrer Höhe zu erhalten, gewiß wird dadurch sehr viel Gutes und dessen Entwickelung und Festwurzelung erleichtert, sehr viel Schlimmes, Unbequemes vermieden; aber muß man deshalb in Preußen und von Preußen aus die Preßfreiheit überhaupt verschreien, verachten, verspotten? Andere Völker, sogar andere deutsche Stämme haben andere Bedürfnisse, andere Sitten, andere Rechte als die Preußen, und werden sich schwerlich überzeugen lassen, daß sie deshalb thöricht oder verdammlich sind; denn sobald ernstlich von ernsten Dingen die Rede ist, wird man uns hoffentlich nicht zumuthen, uns durch den Ton süßlicher Mäßigung, der in den meisten öffentlichen Stimmen in Preußen herrscht, über den wesentlichen und wahren Sinn derselben täuschen zu lassen. Wir wissen auch gar wohl, daß Preußen jetzt nicht daran denkt, sich in die innern Verhältnisse anderer deutschen Staaten unmittelbar und mit Gewalt zu mischen. Wir halten es aber dennoch für ein großes Unglück, daß ein, trotz aller scheinbaren Mäßigung, trotz aller wissenschaftlichen Pedanterie, trotz allem Anstrich historischer Gründlichkeit, trotz aller erheuchelten Christlichkeit, unbedingt gewaltthätiges, despotisches, unwissenschaftliches, unhistorisches und unchristliches politisches System sich in Preußen nicht nur eine gewisse offizielle Wichtigkeit gibt, sondern wirklich bei dem Mangel an Preßfreiheit, der ein kräftiges, weitverbreitetes Entgegenwirken verhindert, sich zu einer Art von öffentlicher Meinung gestaltet. Wir halten dies unbedingt für ein ebenso großes Unglück, als wenn in Preußen irgend eine der abgeschmackten und heillosen Theorien der allerentgegengesetz-

testen Art auf diese Weise herrschte, z. B. statt des Hrn. von Buchholz Hr. de Potter, statt der „— — — Zeitung" der französische „Globe"; denn auch die Leidenschaftlichkeit solcher Menschen und solcher Blätter würde ohne Beschwerde in den Ton pedantischer Mäßigung übergehen, der dem unbedingt Herrschenden, Alleinsprechenden so bequem und leicht wird. Wir halten also Vieles von Dem, was in Preußen gesagt und gedacht wird, für ein großes Unglück für Deutschland, weil dadurch, trotz dem vielen Guten, was in Preußen geschieht, das Vertrauen auf Preußen erschüttert wird, was allerdings jedem guten Deutschen, wes Stammes er auch sei, ein Bedürfniß ist, weil von dessen Erhaltung und Befestigung, unter vielleicht nicht weit entfernten Umständen, die Rettung und das Heil von Deutschland abhängt. Wenn die Zeit der Gefahr, der Prüfung kommen wird, so werden es wahrlich nicht die Phrasen monarchisch-legitimer Systematiker sein, welche deutsche Stämme unter einander und mit ihren Regenten zum Nationalkampf, gegen jedes fremde, undeutsche Wesen vereinigen werden, möge seine Uebermacht aus Westen oder Osten drohen. Nur der Geist volksthümlicher Freiheit und Unabhängigkeit, dem der Geist wahren christlichen Glaubens zum Grunde liegt, nur der Geist der Billigkeit, der Rechtlichkeit, des Vertrauens wird dann Deutschland retten können. Auch wissen wir gar wohl, daß, wenn es gilt, Jeder, der den Namen eines deutschen, eines preußischen Staatsmannes verdient, sich von jenen Phrasen und ihren Urhebern lossagen wird und muß; aber wird man dann nicht Ursache haben zu bereuen, daß man sie so lange in ekelhafter Nachäfferei die Staatsmänner spielen ließ? Aber, wird man vielleicht fragen, was soll denn geschehen? Sollen wir etwa Associationen, Comités, Sammlungen zu Gunsten der Polen anstellen, sollen wir fremden Gesandten die Fenster einwerfen wie die Herren Pariser? Zwar wird es nicht an Solchen fehlen, die in gewohnter gemäßigter mauvaise foi meine Worte so deuten werden, von alle Dem aber ist nicht die Rede. Was die Franzosen in der Sache thun, geht uns gar nichts an; Sammlungen zu Gunsten der Polen würden die Behörden wol weit weniger dulden können als früher diejenigen zu Gunsten der Griechen; und wie sehr wir den Polen alles Glück, Freiheit und Unabhängigkeit wünschen durch eigne Kraft oder durch kräftige Vermittelung der Nachbarstaaten, so ist doch gewiß redliche Bewahrung der ausgesprochenen oder sich von selbst verstehenden Neutralität, auch durch Verhinderung thätlicher Aeußerungen des Antheils der Einzelnen, Pflicht der Behörden. Und was das Fenstereinwerfen betrifft, so hoffen wir, daß der Augenblick der Schwäche der Behörden vorüber ist, der im vorigen Jahre Pöbelaufstände zur Tagesordnung machte; wir hoffen besonders, daß von allen Seiten Das, was Noth thut, gefördert werde, ohne die Initiative des Pöbels abzuwarten. Was aber die Gesinnung an und für sich betrifft, als deren unerlaubte, unregelmäßige, von dem ganzen Publicum höchlich getadelte, hoffentlich von der Behörde bestrafte Aeußerung jene Unordnungen in Paris erscheinen, so ist der Enthusiasmus der Franzosen für die Polen bei Weitem ehrenvoller, rechtlicher, christlicher als die vornehme Gleichgültigkeit, welche man bei uns affectirt. Wir wissen wohl, daß diese Gesinnungen nicht die einzigen sein können, die es in Preußen gibt; wir wissen wohl, daß sie sich nicht blos in Preußen findet. Sie ist leider und nicht blos in Beziehung auf die Polen, sondern auf die wichtigsten Ereignisse und Fragen der Zeit sehr allgemein verbreitet und wird immer vorherrschender, seit Furcht vor eigner Gefahr, vor Störung der eignen behaglichen Ruhe jede klare historische Ansicht verdrängt. Ebendeshalb aber thut es Noth, diesen Geist als völlig undeutsch, unehrenvoll, unchristlich zu bekämpfen und an den Pranger zu stellen. Verderblich aber muß diese Gesinnung werden, wenn sie von den Regierenden ausgeht, gehegt und gepflegt wird in dem thörichten Wahn: sie sei es, durch die im Augenblick der Noth und Gefahr das Vaterland gerettet werden könne. Möge sich diese Gesinnung noch so schön bemänteln; möge sie auftreten in Phrasen halboffizieller Mäßigung und diplomatischer Vornehmigkeit, oder in plumpem Schimpfen gegen die Franzosen und affectirter deutscher Redlichkeit, die sich jede Lüge, jeden Unsinn, jede Verleumdung erlaubt *), oder endlich sich hinter dem consequenten, pedantischen, mystischen Unsinn der Restauratoren der Staatswissenschaft in Berlin und Paris verstecken: sie entspringt überall bei dem großen Haufen (gleichviel ob vornehm oder gering) aus Schlaffheit, Egoismus, Feigheit, Dummheit; bei Einigen aber von Denen, die den Ton angeben, aus wohlberechneter mauvaise foi zu verderblichen Parteizwecken. Solche Gesinnungen, aus solchen Quellen entsprungen, haben so oft Schmach und Unglück über uns gebracht und werden sie wahrlich wieder über uns bringen, wenn wir uns bethören lassen, sie für etwas Anderes zu halten als sie sind, sie als nothwendige Bedingungen der Treue, des Gehorsams gegen unsere Obrigkeiten, der innern Ruhe und Ordnung herauszuputzen. Was das Schimpfen gegen die Franzosen betrifft, so mag es vielleicht nöthig sein, daß wir uns erst durch Schimpfen Muth machen; aber nur berufe man sich dabei nicht auf 1813. Oder soll von 1813 die Rede sein — wohlan, so gebt uns 1813 mit all' seiner volksthümlichen, freisinnigen, echtreligiösen Aufregung, seinen Hoffnungen, seinem Vertrauen! Aber der Nationalhaß, das Schimpfen auf die Franzosen ohne jene edlern Zugaben, ohne jene gerechten Ursachen ziemt nur alten Weibern beiderlei Geschlechts. 165.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Im Ganzen genommen war die Sensation, die das Chateaubriand'sche Pamphlet gemacht, mehr literarisch als politisch. Die Op-

*) Wer blos die Staatszeitungen liest und sich durch deren diplomatisch-würdevollen Ton täuschen läßt, der wird freilich denken, dieser Vorwurf sei ungegründet; aber das Schimpfen wird Provinzialblättern überlassen, wie dem „Westfälischen Sprecher", der „Aachner-Zeitung" u. s. w.

positionsblätter haben das Talent des Vf. gepriesen, und die Stellen, die in ihren Kram paßten, benutzt. Das „Journal des débats“, das ministerielle Organ, hat gänzlich darüber geschwiegen. *) Im „Tems“, dem mächtigen, fast 3 Spannen langen Journal, wahrscheinlich dem größten, welches existirt, hat Hr. De Pradt den Expair arg mitgenommen. Es ist überhaupt sonderbar, daß dieser Exprälat den Expair nie hat leiden können und stets verfolgt, ohne alle Beleidigungen von Seiten der Letzten. Noch auffallender ist, daß de Pradt, der vor einigen Jahren, zu Martignac's Zeiten, mit der Linken nicht sitzen wollte, weil er sie nicht kühn, nicht liberal genug fand, und deshalb seine Dimission als Deputirter gab, gegenwärtig gegen die Linke, die jetzt ungefähr so ist, wie er sie damals wünschte, täglich zu Felde zieht. Man glaubt, er habe Lust, Erzbischof von Paris zu werden, drollig wäre es, wenn er sein Gestüte in der Auvergne, wo man sich bei ihm Hengst oder Stute, Renner oder Zugpferd ad libitum bestellen kann, mit Notre-Dame vertauschte! dann wäre sein Wunsch erfüllt; dann könnte er endlich Talleyrand excommunizíren. „Käme der Schuft nur einmal in meine Diözes, daß ich ihn in den Kirchenbann thun könnte“ rief er einst voll Ingrimm aus; so berichtet wenigstens die Dame de qualité. Da nun einmal von Hrn. de Pradt die Rede ist, so wollen wir hier im Vorbeigehen erzählen, daß kürzlich der Abbé Châtel, das bekannte Oberhaupt der neuen französischen Kirche, dem gewesenen Erzbischof von Mecheln seine Aufwartung gemacht, und daß der gewesene Erzbischof den neuen Hohenpriester die Treppe heruntergeworfen. Wahrlich für einen Prälaten ein sehr handgreifliches, polterndes Glaubensbekenntniß! wie doch die Revolution vom Juli Alles hier von seiner Stelle gerückt und durcheinandergeworfen! Sie hat einen glänzenden, hochmüthigen Hof in die Einsamkeit der schottischen Gebirge geschleudert und Lafayette an den Hof geführt, freilich nur auf kurze Zeit! De Pradt, den übertriebensten unter den Ueberspannten, in die Bureaus des „Tems“ eingeschwärzt, und Dupin, den Vertheidiger des Marschalls Ney, von seiner Popularität herabgestürzt und der Lanzette des „Figaro“ preisgegeben und der satyrischen Peitsche Barthélemy's! „La Dupinade“ ist ein Gegenstück zur „Villéliade“, über das sich die Villélisten freudig die Hände reiben mögen. Da uns der Stoff nicht so drängt wie gewöhnlich, so können wir etwas länger dabei verweilen. Vorläufig müssen wir daran erinnern, daß Dupin vor einiger Zeit sich auf der Rednerbühne in der Deputirtenkammer gar sehr herausgestrichen, mit seinem in der großen Woche bewährten Muthe und den Gefahren, die er dabei bestanden, großgethan, worauf denn die kleinen Blätter über ihn herfielen, ihn den Retter des Vaterlandes nannten und allerlei tolles Zeug gegen ihn vorbrachten und besonders über die schweren, mit Nägeln beschlagenen Schuhe witzelten, in denen er, wie er selbst erzählt hatte, die Reise nach Neuilly gemacht, um sich zum damaligen Herzoge von Orleans zu begeben. Das Gedicht beginnt am dritten Tage der Revolution, nämlich am 29. Juli. Der erste Gesang ist betitelt: „Les escarpins“. Der legitime Souverain, d. h. das Volk ist nach 40 Jahren in seinen Palast, in die Tuilerien, zurückgekehrt; die Freiheit ist der Preis ihres Sieges:

Le liberté, vois-tu, c'est ce qui nous fait vivre;
C'est le pain, quand il vent un décime la livre.
Avec le liberté, plus de ce vieux fatras,
De pairs salariés, de députés ultras,
Tu n'iras plus payer à des commis vampires,
Ni le vin que tu bois, ni l'air que tu respires,
Et tu verre bientôt du budget éclairci
Le chiffre interminable à le fin raccourci.

Der Dichter sieht also in der Freiheit nur das materielle Wohlsein. In der Vorrede äußert er, es gebe jetzt kein anderes Mittel, sich durchzubringen, als Minister, Deputirter oder Journalist zu werden. Dies scheint uns ein doppelter Misgriff. Einerseits setzt er dadurch seine Partei ihren Feinden gegenüber in Nachtheil, indem er zugibt, daß die Umwälzung im Juli alles äußere Glück der Nation zerstört; andererseits setzt er sich selbst Denjenigen gegenüber in Nachtheil, die er angreift, indem er blos das augenblickliche, von diesen sicher nicht verschuldete Stocken der Geschäfte zu ahnden scheint. Der politische Misgriff ist hier zugleich ein ästhetischer, weil er zugleich seiner Sache und dem Interesse des Gedichts schadet. Während die letzte Feste des Tyrannen von den Patrioten eingenommen wird, versammeln sich die Judas, d. h. die Doctrinnairs in den Steinbrüchen von Montmartre. An ihrer Spitze ist Remy, d. h. Royer-Collard, der bekanntlich während des Consulats und des Kaiserreichs ein Agent der Bourbonen war und seine Berichte „Remy“ unterzeichnete. Hier folgt nun eine Reihe satyrischer Portraits, die von verwundenden Persönlichkeiten wimmeln. Auch die Redactoren des „Journal des débats“ werden nicht verschont. Von Salvandy heißt es:

Et le beau Salvandy qui se pare en riant
Du poëtique habit qu'usa Chateaubriand.

Man hat früher schon sehr witzig von Salvandy gesagt, er sei der Schatten Chateaubriand's im Mondscheine. Aber die 3 Dupin, und besonders der Aeltere, sind es vorzüglich, welche die Ruthe des unerbittlichen Archilochos trifft:

Soldats de cabinet, patriotes de Cave,
Géryons de la chambre, Horaces de Nevers,
Cerbéres de tribune, aux trois gosiers ouverts,
Triangle lumineux, à la base élargie.
Terne sorti de l'urne, intime trilogie
Trinité des Dupins! — — —
Et toi par-dessus tout, aigle législatif,
Dont la griffe rapace étreint le positif,
Toi qu'allécha toujours l'odeur d'un ministère,
Orateur acrobate, Odry parlementaire
— — — Sois le héros de mes rimes épiques.

Die erste Heldenthat des Vaterlandsretters ist sein Spaziergang nach Neuilly. Graf Sémonville, der Großreferendar der Pairskammer, erscheint in der Versammlung der Judas und empfiehlt ihnen im Namen Karls X. an, sich einstweilen der Staatsgewalt zu bemächtigen und hübsch Alles bis zu seiner Rückkunft beim Alten zu lassen. Talleyrand würde unterdessen die dritte Rückkehr der Bourbons in London einleiten. Vorläufig muß sich aber Einer unter ihnen aufopfern und in den Escarpins Ludwigs XVIII. nach Neuilly gehen. Es sind dieselben, in welchen der gichtbrüchige Monarch nach Gent flüchtete. Alle erbleichen beim Anblicke dieser ungeheuern Massen. Dupin, im Eifer der patriotischen Begeisterung, entschließt sich endlich, seine Füße mit diesen mächtigen Lederklumpen zu belasten, und tritt die ominöse Reise an. Im zweiten Gesange, „La bataille“ betitelt, geht es drunter und drüber. In Faubourg St.-Germain, im Palais-Bourbon, im Pont-royal wird eine Schlacht geliefert. Journalisten, Deputirte, die Rechte, die Linke, die Studenten, die Clubisten aus der Reitschule Pellier, die Republikaner, die Royalisten, Alles rückt zum entscheidenden Kampfe aus. La Mennais und die St.-Simonisten eröffnen das Gefecht. Der berühmte Abbé geräth in heiligen Zorn beim Anblick der Päpstin, nämlich der Malibran. Er stürzt auf sie los. Da erscheint der Abbé Châtel und singt ihnen das „Credo“ von Halery und das „Dies irae“ von Delavigne (siehe unsern letzten Bericht), und wie Eis fallen diese Verse in die Brust der Streitenden und löschen die Kampfswuth. Indessen gerathen die Doctrinnairs und die Republikaner an einander. Dupin stürzt sich in die Seine und schwimmt in die Bäder Vigier. Lafayette tritt endlich vermittelnd unter die Parteien, und Alles geht nach Hause. Dupin stürmt hierauf in die Deputirtenkammer und ruft von der Rednerbühne herab: „J'ai sauvé la patrie!“ Es muß hier bemerkt werden, daß man ihn allgemein beschuldigt, sich während der gefahrvollsten Stunde der Revolution ins Bad gesteckt zu haben. Der dritte Gesang heißt „Don Quichotte“ und besingt den Kampf zwischen dem Helden und dem Marquis

*) Wir kommen auf die Chateaubriand'sche Schrift noch zurück. D. Red.

de Chabannes. Es ist dieser Marquis ein närrischer Kauz, eine Art Monoman, dessen Verstand ein Opfer der Journalwuth geworden ist. Schon vor einigen Jahren wollte er eine Zeitschrift gründen, unter dem Titel: „Le régénérateur", fand aber keine Abonnenten. Stets im Streite mit der Polizei unter der vorigen Regierung, hat er auch bereits unter der jetzigen mancherlei Neckereien erdulden müssen. Man hat ihn sogar aus seiner Bude in der Galerie d'Orleans vertreiben wollen; allein, er ist siegreich aus diesem neuen Kampfe getreten und beklebt nun nach wie vor die Fenster seiner Boutique mit den tollsten Gedichten und Inschriften, welche den ganzen Tag hindurch von einer Menge Badauds angegafft werden. Diesen Cacus greift nun Dupin in seiner Höhle an und schleppt ihn halb todt bis an den Laden des Buchhändlers Dentu. Nach dieser Heldenthat kehrt er in die Deputirtenkammer zurück und erklärt abermals, er habe das Vaterland gerettet und die Hydra der Revolution erstickt. An Consequenz und scharfe Motivirung ist in dem ganzen Gedichte nicht zu denken. Es ist besonders dadurch anziehend, daß es ein höchst ergötzliches Bild der allerneuesten Gegenwart gibt. Die Persönlichkeiten überschreiten zuweilen alle Schranken; in einer Note sagt Barthélemy sogar: „M. Dupin a porté un habit noir pendant trente ans; il n'a pas dit si c'était le même. *Les poches auraient du être remises plus d'une fois à neuf*". Barthélemy hat vor einigen Tagen ein Journal in Versen angekündigt, unter dem Titel: „Némésis". Der Prospectus, gleichfalls in gebundener Rede, ist erschienen. *)

Ueber den neuesten Roman V. Hugo's: „Nôtre Dame de Paris", behalten wir uns vor, umständlicher zu berichten. Der Held des Romans ist eigentlich die Kathedrale von Paris, an welche die Phantasie des Dichters eine schauderhafte Geschichte geknüpft, die im Jahre 1462 mit dem heil. Dreikönigs- und Narrenfeste beginnt. Die Hauptfiguren, die er auftreten läßt, sind Quasimodo, der Küster von Notre-Dame, eine schreckliche, obgleich originelle Schöpfung, Esmeralda, ein Zigeunermädchen, eine gute Copie von Mignon, und der Archidiakonus Claude Frollo, eine Nachbildung des Göthe'schen Faust. Nächstens erscheinen historische Schriften von Chateaubriand. **) 76.

Notizen.

Die Schicksale der Italiener seit 1801.

Daß der Titel: „Fasti e vicende dei popoli italiani, da 1801 al 1805" (Florenz, 1830), eigentlich nichts Anderes verbirgt als die Memoiren eines italienischen Offiziers über die kriegerischen Ereignisse jener Zeit, sofern er selbst oder andere Italiener an denselben Theil genommen haben, kann uns in unserer Achtung vor Erscheinungen dieser Art nicht irremachen. Der literarische Werth ist an denselben der geringste; denn was liegt uns am Ende daran, zu wissen, ob es ein piemontesisches oder ein toscanisches Bataillon der französischen Armee gewesen sei, das sich bei dieser oder jener Gelegenheit ausgezeichnet habe. Aber in noch höherm Grade, als vor der Revolution das unglückliche Polen, ist Italien auf den Ruhm seiner Vergangenheit beschränkt; und wenn man diesen durch Beispiele italienischer Tapferkeit aus der neuesten Zeit so nahe als möglich an unsere Tage knüpfen will, so ist dies ein Beweis des erwachenden Nationalgefühls, welches uns um so erfreulicher überrascht, je mehr wir gewohnt sind,

das schöne Land,
Welches das Meer umgibt, die Alpe schirmt,

als für immer verloren, in starren Todesschlaf versunken, zu betrachten. Die geringe Achtung, in welcher der Italiener als Krieger steht, ist gewiß unverdient; selbst der Neapolitaner, sobald er weiß, was es gilt, und sobald er die geringste Hoffnung auf Erfolg hat, weiß zu kämpfen. Aber freilich für eine fremde Sache, oder auch wol für die eigne, wenn er Einer gegen Zehn steht, sich schlachten zu lassen, ist er zu klug.

*) Wir kommen darauf noch zurück. D. Red.

**) Wir theilen daraus bald ein Bruchstück mit. D. Red.

Die Straßen von Paris.

Die Straßen von Paris sind bekanntlich in einem großen und gerade in dem belebtesten Theile der Stadt außerordentlich eng und krummwinklicht. Die städtische Verwaltung verwendet jährlich eine nicht geringere Summe als 1,200,000 Francs auf den Ankauf und die Entfernung von Gebäuden, um allmälig jenem Uebelstande abzuhelfen. Aber da das ganze Terrain, welches auf diese Weise gewonnen werden müßte, ehe die Straßen die von dem Plane verlangte Breite erfodert, eine Fläche von 159,814 Toisen einnimmt, und da der mittlere Preis einer Toise Landes in diesen Stadttheilen 2300 Fr. beträgt, so wäre der Gesammtpreis des aufzukaufenden Gebietes 367 Millionen Francs, und es werden, nach dem bisherigen Verfahren, noch 300 Jahre vergehen, ehe man zum Ziele kommt. Wie wichtig übrigens eine Beschleunigung, nicht blos in Bezug auf die äußere Schönheit, sondern auch auf die Gesundheit der Stadt, wäre, kann man aus der Thatsache schließen, daß in den mittlern Quartieren, welche am meisten einer Erweiterung der Straßen bedürfen, die Sterblichkeit der Kinder in dem ersten Jahre 9—10 trifft, und daß in dem Alter von 20 Jahren immer nur Einer von Dreien zum Militairdienst tauglich ist.

Briefe eines Spaniers über die Erziehung.

Mit den spanischen Patrioten, welche der Sturz der Cortes vertrieb, scheint auch die spanische Literatur ausgewandert zu sein. Erhebliches in spanischer Sprache wird beinahe nur noch in London oder Paris gedruckt: ein überzeugender Beweis für die Freunde des Rückwärtsschreitens, daß an allen Uebeln unserer Zeit die Literatur Schuld ist. Denn so lange in Madrid, Cadix und Barcelona noch geschrieben und gelesen wurde, wollte es auf der pyrenäischen Halbinsel nicht ruhig werden; jetzt sind die Denker und die geistreichen Köpfe nach allen Weltgegenden ausgetrieben, und Niemand fällt es ein, den Pater Cyrillo oder Hermoso in seinem Mittagsschlafe zu stören. Das Buch, welches uns auf diese Gedanken bringt, ist ein äußerst unverdächtiges; nur vor einer spanischen oder römischen Censur dürften die „Cartas filosoficas sobre la educacion, por D. Francisco Dujay" (Paris, 1830) keine Gnade finden. Der Verf., ehemaliger spanischer Offizier, jetzt Eremit zu Mareuil-lez-Meaux, schreibt in einem Tone, wie er seiner wahren oder vorgeblichen Zurückgezogenheit von der Welt und ihren Täuschungen geziemt; und wenn seine Ansichten für uns wenig Neues enthalten, so können wir ihnen um so weniger das Verdienst der Gesundheit und lobenswerther Mäßigung absprechen. Die mit vielem Geschick durchgeführte Form ist die des Romans. Marsilio, ein Opfer der Verleumdung und der Intrigue, wird als Gefangener nach den canarischen Inseln geschickt. Im Vertrauen auf seine Unschuld, ergibt er sich ohne Murren in sein Geschick und findet in demselben Seelenruhe genug, um seinem geliebten Weibe in einer Reihe von Briefen den Plan der physischen und moralischen Erziehung für den Sohn, welchen sie ihm bald nach ihrer Trennung schenkt, vorzuzeichnen. Endlich wird die Unschuld Marsilio's erkannt und er kehrt in sein Vaterland zurück. Sein Sohn Alexander, der inzwischen das Jünglingsalter erreicht hat, tritt in die spanischen Garden; es eröffnet sich nun eine neue Correspondenz zwischen dem Vater und dem Sohne, in welcher der Erstere die Pflichten eines Offiziers gegen seine Soldaten und seine Vorgesetzten, die Art, wie er sich in der Gesellschaft zu benehmen hat u. s. w., auseinandersetzt. Es gelingt dem Vater, seinen Alexander von den Verirrungen, denen er, wie wol jeder junge Mann in diesem Alter, unterlegen ist, auf den Pfad des Rechts und der Tugend zurückzuführen; er vereinigt ihn mit einem liebenswürdigen Weibe und stirbt, wie er gelebt hat, mit der Ruhe und Fassung eines Weisen. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 112. — 22. April 1831.

Epistolarischer Protest eines Mitarbeiters an den Redacteur dieser Blätter, in Betreff des Neuesten aus der schönen deutschen Literatur.

Sie haben, sehr geehrter Herr und Freund, mir vor einigen Monden ein gewichtiges Packet deutscher Dichtungen aus neuester Zeit mit dem Auftrage zugesandt, den Lesern d. Bl. meine Ansichten über die Sachen kurz mitzutheilen, was früherhin schon einige Male geschehen; aber zürnen Sie mir nicht, wenn ich dieses Mal Ihrem Wunsche gar nicht oder nur theilweise entsprechen kann und Ihnen die Bücher hierbei ohne Relation wieder zukommen lasse. Hier meine Gründe. Die Pfade, die den Wald heutiger deutscher Dichtkunst durchkreuzen, haben so Wenig des Anmuthigen und Belohnenden, daß der mineralogisirende und botanisirende Wandersmann auf des Weges Hälfte gern wieder in die mit reichen Aehrenfeldern prangende Ebene der Wissenschaft zurückkehrt. Die köstlichbalsamische Frische, die uns sonst schon beim Eintritt in jenen Wald anhaucht, hat mich nicht erquickt; das magische Helldunkel, das an des Pythiers alte mystische Haine mahnt und die Imagination beflügelt, ist wegen der vielen vertrockneten Eichen, die ihre schwarzen, blätterlosen Zacken traurig zu den Wolken emporstrecken, fast gänzlich verschwunden; der Wanderer hört selten das Gezwitscher der im Laube spielenden Vögel, selten das sanfte Gesumme der in sommerlichen Gluten einsammelnden Bienen, das Rauschen eines Waldbachs oder Wasserfalls, und das Geklapper einer romantischgelegenen Thalmühle; noch seltener gewahrt er einen Felsen, der mit imponirender Kraft die nackten Spitzen zum Aether hebt, während Hirt und Heerde an seinem Fuß lagern; selten steigt der Balsamhauch wilder Waldbeeren und Blumen in seine Nase; so wird ihm kein Sinn gelabt und erquickt, kein Bergklimmen versüßt, keine Wandermühe belohnt; können Sie es ihm verargen, wenn er auf des Weges Hälfte zurückschleicht? Doch ohne Metapher. Ich durchzog spähend und erwartungsvoll den Wald unserer neuesten deutschen poetischen Literatur und fand nichts die Sinne Labendes, nichts Pikantes für Ohr, Auge und Herz. „Aber man muß doch zu irgend einer Ansicht bei solchem Durchflug kommen!" hör' ich Sie sprechen. Nun ja, zu solcher kam ich auch. Die Schriften, die Sie mir sandten, gehören, mit Ausnahme weniger, in eine Kategorie. Bei dem Standpunkt intellectueller Cultur, auf welchem heutiges Tages das Volk deutscher Zunge steht, finden sich in allen Gauen Geister und Gemüther, die fähig sind, Reflexion und Gefühl durch das Medium des Numerus und Rhythmus zusammenzuflechten; diese Geflechte werden von Freunden gelobt; der Bildner wird aufgefodert, die leichten, artigen Sachen durch die Presse zu vervielfältigen, und ein Bändchen Gedichte ist fertig. Die meisten treten mit den apologetischen Redensarten auf: „Freunde wünschten den Druck dieser Kleinigkeiten"; — „sie machen keinen Anspruch auf Gediegenheit"; — „nehmt fürlieb, liebe Leser u. s. w." Andere glauben ein genügendes, schützendes Bollwerk gegen die Katapulten und Wurfspieße der Kritik errichtet zu haben, wenn sie in den Vorwarten die Offensive gegen Recensenten gebrauchen und diese mit dräuenden Warten oder witzigen Phrasen angreifen. Nun wäre es in der That ungerecht, wenn man behaupten wollte, diese Gedichte seien schlecht; das Unglück ist nur, daß sie nicht ausgezeichnet sind. Sie bewegen sich zum Theil leicht und zierlich, aber im Alltagsrocke deutscher Gesammtcultur; sie schildern Gemüth und Menschenleben, aber in längst bekannten Formen; sie malen Wälder, Wiesen und Ströme, aber man hat das Alles schon oft gesehen; ihre Zahl ist reich, aber sie sind Fabrikate einer großen Manufactur, in eine Form gegossen. In diesen Worten sind sie fast sämmtlich charakterisirt. Ich ergriff zuerst: „Neuere lyrische Gedichte von Hohlfeldt" (Dresden, Arnold, 1830, gr. 8., 1 Thlr. 8 Gr.). Hier ist des Dogmatischen zu viel und des Gefühls zu wenig, häufig auch zu viel Wortprunk und zu wenig Kraft; und doch sind glückliche Nachbildungen darin, wie z. B. das Lied von Chiabrera, und hin und wieder spricht die sententiöse Diction den Geist an. — Die „Lyrischen Gedichte von F. J. Micus" (Lemgo, Meyer, 1830, 8., 1 Thlr.), sprechen des Dichters Individualität klar aus, sind also wirklich lyrische Gedichte. — „Der fromme Sänger, zweite Herausgabe, von Georg Dorner" (Baireuth, 1829, 8., 18 Gr.), offenbart eine in sich selbst bis zum Sterben verliebte Geschwätzigkeit. — In „Wiege und Sarg, von J. A. Camerer" (Rothenburg, 1830, 8., 9 Gr.) waltet eine ansprechende, sinnige Sentimentalität, und dennoch gehört das Büchlein in die oben bezeichnete Kategorie, sowie mit noch größerm Fug und Recht die „Dichterischen Versuche von Luderus Toel" (Emden, Nortmann, 1830, 8., 1 Thlr. 16 Gr.). — In Ernst Richter's „Gedichten, nebst einem prosaischen Anhang" (Wiesbaden, Ritter, 1830, 8., 1 Thlr. 12 Gr.), machen wir die Bekanntschaft eines Naturmalers, dem die Camöne den Pinsel Claude Geléé's in die Wiege gelegt hat, und doch — — Hr. Eduard Stralau („Gedichte", Hamburg, Schuberth und Niemeyer, 1830, gr. 12., 1 Thlr.) gefällt sich in plastischen Schilderungen aus dem wirklichen Leben. — „Gedichte eines Zweibrückers, nebst Anhang, die metrische Uebersetzung ausgewählter Stücke aus Ovid's Tristien enthaltend, herausgegeben von J. P. Krieger" (Zweibrücken, Ritter, 1829, gr. 8., 16 Gr.) sind sämmtlich Gelegenheitsgedichte, und Naso erscheint darin in einem knappanliegenden deutschen Rocke. — „Klänge durch die Nacht, Poesien des erblindeten Johann Friedrich Richard" (Leipzig, Nauck, 1830, 8., 1 Thlr.). Diese Lieder sind nicht blos anziehend durch das Mitleid, welches sie dem Leser mit dem erblindeten Dichter einflößen, sondern auch durch Wohlklang und classische Sprache, die nur von einer gallsüchtigen Kritik angetastet werden kann. — „Nordische Immortellen, in Prosa und Poesie am Meeresstrande gesammelt von Fr. Siemerling" (Stralsund, Löffler, 1830, gr. 8., 1 Thlr. 8 Gr.). Eine mit Geschmack und Umsicht veranstaltete Anthologie und nichts Eignes. — Die „Lieder für die Jugend, von H. A. von Kamp" (Essen, Bä-

decker, 1830, gr. 12., 10 Gr.), werden sich besonders deswegen empfehlen, weil sie für das jugendliche Alter klar und faßlich und doch nicht platt sind. Der wackere Verf. kauert sich, wie viele pädagogische Scribler, nicht zu den Kindlein hinab, sondern zieht diese zu sich in ruhiger Haltung empor. — Dagegen steht es mit den „Blütenkränzen in Prosa und Poesie aus dem Leben des deutschen Improvisators (welcher prächtige Name!) A. Böhringer" (Magdeburg, auf Kosten des Verfs., 1829, gr. 8., 1 Thlr. 8 Gr.), sehr schlecht aus. Sie lassen sich kaum an das Mittelgut anschweißen. Traurig, und abermal traurig, wenn der Dichter, der mit des Olympus Göttern zu Tisch sitzen soll, gleich der hungrigen Raupe, an Einem Blatte zehren, d. h., wenn der Dichter uns liebe Brot schreiben muß! — „Erhebungen des Herzens auf dem Wege zur Heimath mit Gott" (Sulzbach, Seidel, 1830, 8., 16 Gr.) sind kurze, zum Theil gemüthliche Betrachtungen aus dem Gebiete der Ascetik, von denen nur wenige in gebundener Rede; also gehören sie wol füglicher vor das Forum eines theologischen Recensenten. — „Gedichte von Allwin von Candia" (Dresden, Walther, 1829, gr. 12., 20 Gr.), alltäglich. — „Gedichte von Chr. Scharpff" (Zweibrücken, Ritter, 1829, 8., 8 Gr.), Bagatellen. — „Der Erdball im Aether, ein lyrisches Fragment, nebst einigen andern Gedichten, herausgegeben von Moriz von Schoeler" (Berlin, Dümmler, 1829, 1 Thlr.). Hr. v. Schoeler besingt in wohlklingenden Stanzen die Sternenwelt, und der Ertrag ist für Kinder bestimmt, deren Aeltern in den vorjährigen Ueberschwemmungen in Preußen und Schlesien verunglückten, ein Zweck, der, dem reichen Subscribentenverzeichniß zufolge, wol erreicht worden sein mag. Anziehend ist die angehängte Uebersetzung zweier Gedichte des holländischen Dichters Tollens, die eine höchstvortheilhafte Meinung für diesen Sänger weckt, der ein Liebling seiner Nation ist. Das erste dieser Gedichte ist überschrieben: „Der Gedanke", und das zweite, noch vorzüglichere: „Die Dichtkunst". Die Noten zum Text der Sammlung sind kurz und verweisen auf das „Conversations-Lexikon". — „Schreckensbilder und rührende Gemälde, von einem alten Bekannten" (Zerbst, Kummer, 1830, 8., 9 Gr.). Hier gibts Räuberscenen, versificirte Anekdoten und Mord und Todtschlag genug, doch nichts Rührendes. — „Die Jahreszeiten, besungen von Wilhelm Schwarz" (Mannheim, Löffler, 1830, 8., 12 Gr.), sollen zarte Gemüthlichkeit athmen, und wir wünschen herzlich, daß man diese in ihnen finde. — „Weiblichkeit, von Julius Franz Schneller" (Freiburg, Herder, 1830, 12., 8 Gr.), enthält einen Sonettenkranz, und ist ein in jeder Hinsicht dünnes Büchlein. — „Sammlung von Gedichten, Reimsprüchen u. s. w., herausgegeben von Julius Mansfeld" (Berlin, Krause, 1830, 8., 1 Thlr. 16 Gr.), ist eine zu wohlthätigen Zwecken, zum Theil mit seltsamem Geschmack veranstaltete Anthologie, welche vornehme Subscribenten zählt. — In den „Gedichten von F. W. Rogge" (Göttingen, auf Kosten des Verfs., 1830, 16., 8 Gr.), weht ein reiner, reicher Geist, und ihr Klang bringt in das Gemüth. — Bei der Lecture: „Etwas zum Lachen, von Friedrich Lennig" (Mainz, Müller, 1830, 3. Lfr., 12., 8 Gr.), sind wir ganz ernsthaft geblieben. Obwol die „Lyrischen Gedichte von Karl Wilhelm Kirsch" (Heidelberg, Reichard, 1829), Gefühl und Phantasie bekunden, schwimmen sie dennoch auf dem breiten Strome der Alltäglichkeit. — „Originalgedichte zur Beförderung geselliger Unterhaltung" (Emden, 1830) sind auf häßliches Papier gedruckte Reimereien, die kaum in diese Kategorie gehören. — Viel besser sind die paar Bogen: „Harfe und Kreuz, eine Sammlung lyrischer Blätter, von Moriz Eckart" (Rothenburg a. d. Tauber, 1829), und was die „Zwanzig Parodien bekannter Gedichte, von Eginhardt" (Quedlinburg, Basse, 1830, 16., 8 Gr.), anbetrifft, so kennt man ja dergleichen Waare schon längst und spricht lächelnd: Transeant cum caeteris erroribus!

Indem ich Ihnen nun diese leichte, zum Theil verdorbene Waare durch die Fahrpost zurückgehen lasse, bemerke ich nur, daß diese freilich sehr wortkargen Andeutungen vielleicht einem andern Referenten einen Fingerzeig zu einer umfassendern Beurtheilung geben könnten, wenn Sie ihm meinen Protest zukommen ließen; ich zweifle jedoch, daß sich Solcher unter den Mitarbeitern an d. Bl. finden werde, weil nicht Jeder geneigt ist, die rasenlosen Steppen heutiger deutscher Dichtkunst im heißen fliegenden Sande zu durchwandern: mögen Sie also auch diesen Brief zu solchen von Ihren Papieren legen, welche von den Franzosen Paperasses genannt werden, und an denen der Redacteur eines weitgelesenen Blattes doch gewiß reich genug ist!? Senden Sie mir aber bald etwas Erquicklicheres aus deutschem Grund und Boden und leben Sie wohl!

P. S. Sollten sich die hier mitgetheilten rhapsodischen Bemerkungen dennoch etwa zum Abdruck in Ihren Blättern eignen, so mögen Sie dieselben immerhin in die Officin senden. 56.

Kurzer Bericht über die Kirchenzeitungsliteratur in Deutschland.

So groß auch bereits seit Menschenaltern die Zahl der in Deutschland erschienenen Zeitungen aller Art gewesen, so war es doch unserm Zeitalter vorbehalten, die Literatur mit einer ganz neuen Gattung derselben zu bereichern; wir meinen die in Zeitungsform erscheinenden, ausschließlich den Angelegenheiten der Kirche gewidmeten Tagesblätter. Nachdem die Kirche den größten Theil des 18. Jahrhunderts hindurch im Leben der Völker und Staaten eine sehr untergeordnete Rolle gespielt und im Anfange des gegenwärtigen fast alle Geltung verloren hatte, trat mit der großen politischen Umgestaltung Europas im Jahre 1814 ein neuer Wendepunkt ein. Die Kirche begann wieder einen wesentlichen Bestandtheil der Staaten zu bilden; die Herstellung der Curie, die Auferweckung des schlummernden Jesuitenordens, die eingeleiteten Concordate mit Rom, die Versuche, die evangelischen Kirchen zu organisiren und zu vereinigen, die großartige Thätigkeit für die Bibel- und Missionssache, die begeisterte Säcularfeier der Reformation, alle diese und andere Momente gaben der Kirche und ihren Angelegenheiten eine Bedeutung, welche sie kaum in irgend einer frühern Periode gehabt hatten, und das Interesse dafür war aus den Grenzen des geistlichen Standes heraus unter das Volk selbst, wenigstens unter die gebildetern Classen desselben gedrungen.

Da war es zuerst Herr Hofprediger Dr. Ernst Zimmermann in Darmstadt, welcher das Bedürfniß der Zeit erkannte und in seiner „Allgemeinen Kirchenzeitung" nicht blos ein Archiv der kirchenhistorischen Zeitereignisse, sondern auch ein Organ, oder, wie er selbst sich ausdrückte, einen Sprechsaal für die verschiedenartigsten Verhandlungen in Sachen der Religion und der Kirche eröffnete. Der allgemeine und laute Beifall, mit welchem das Anfangs kleine, später zeit- und zweckgemäß erweiterte Unternehmen aufgenommen wurde, lieferte den Beweis, daß damit wirklich ein, wenn auch bis dahin nicht klar gedachtes, doch allenthalben gefühltes Bedürfniß befriedigt wurde. Seit nunmehr 9 Jahren hat diese Zeitung einen reichen Schatz kirchenhistorischer Materialien gesammelt, dessen Werth erst die Geschichtschreiber der Nachwelt vollständig erkennen werden; außer manchem Unbedeutenden (woran es in einem Blatte dieser Art nie fehlen kann), haben eine Menge höchst schätzbarer und geistvoller Abhandlungen viele der wichtigsten Zeitmaterien discutirt und von den verschiedensten Seiten beleuchtet, und der verdienstvolle Herausgeber, welcher durch seine rastlose Thätigkeit in Förderung alles Guten nicht nur den edelsten Sinn und das rühmlichste Streben beurkundet, sondern auch durch seine stets würdevolle männliche Haltung und Unparteilichkeit im Kampfe für Licht und Wahrheit den richtigsten Takt und eine seltene Tüchtigkeit zur Redaction eines so weit verbreiteten Blattes bewährt, hat durch viele von ihm selbst in musterhafter Diction geschriebene vortreffliche Abhandlungen seine hohe theologische Bildung sowol, als auch einen dem Gelehrten öf-

ters abgehenden richtigen praktischen Blick bewiesen, der es ihm möglich machte, das wohlverstandene höhere Interesse der Kirche und des geistlichen Standes mit der ihm eignen Umsicht und Freimüthigkeit vielfach zur Sprache zu bringen und dadurch nach vielen Seiten hin segensvoll zu wirken. Insbesondere verdient es Beachtung, wie der würdige Herausgeber auch darin die Zeit begriffen, daß er seinem Blatte eine über allen Parteikampf erhabene, universelle Richtung gegeben, und wir rechnen es ihm zum besondern Verdienste an, daß er bei allen kirchlichen Zerwürfnissen eine weise Mitte gehalten und sich durch die mannichfachsten und gehässigsten Angriffe nicht hat verlocken lassen, ebenfalls einer einseitigen Zeitrichtung zu huldigen. Und so wird es der Unbefangene dankbar erkennen, daß diese Zeitschrift Vieles angeregt, zur Versöhnung streitender Parteien gewirkt, hauptsächlich zur zeitgemäßen Veredlung des geistlichen Standes beigetragen, ja sogar tief in die Zeit selbst eingegriffen hat.

Indessen waren die Parteien nun einmal factisch in der christlichen Kirche Deutschlands vorhanden, und es ist leicht begreiflich, daß, als einmal der Ton angegeben war, Diejenigen, welchen es mehr um Behauptung ihrer extremen Stellung, als um Gewinnung einer versöhnenden Mitte galt, für ihre Ansichten und Interessen auch ihre besondere Organe zu haben wünschten. Zuerst trat damit die katholische Kirche hervor, welche überhaupt dem Hrn. Dr. Zimmermann von Anfang an kein großes Vertrauen geschenkt zu haben scheint. Ungefähr gleichzeitig mit der „Allgemeinen Kirchenzeitung" begann in Würzburg der „Religionsfreund für Katholiken", der sich später eine Zeit lang, eben nicht sehr religionsfreundlich, in 2 Institute geschieden hatte, und jetzt als „Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund und Kirchencorrespondent", unter Leitung des Hrn. Dr. Benkert, für die Stabilität der römischen Curie ziemlich matt und geistlos kämpft. Ungefähr in gleichem Geiste, anderer nur ephemeren Erscheinungen nicht zu gedenken, wirkt die „Katholische Kirchenzeitung", welche unter wechselnder Redaction in Aschaffenburg erscheint. Dagegen haben seit dem verflossenen Jahre 2 andere katholische Zeitschriften ungleich freier sich zu bewegen angefangen. Die „Kirchenzeitung für das katholische Deutschland" entwickelt auf erfreuliche Art einen jugendlich frischen, nur sich selbst noch nicht ganz klar gewordenen Geist, und ungeachtet der Herausgeber an den Satzungen seiner Kirche festzuhalten scheint, so dürfte doch seine Wissenschaftlichkeit dem römischen Kirchenthume leicht ungleich empfindlichere Stöße beibringen, als die entschiedensten protestantischen Ultrablätter es vermögen. Die „Constitutionnelle Kirchenzeitung" aus Baiern, vom Herrn Pfarrer Lerchenmüller, hat zwar beschränktern Umfang, gibt aber ebenfalls von erfreulichen Bestrebungen Zeugniß.

Aber auch in der protestantischen Kirche gibt es eine Partei, welche mit Rom das Princip der Ausschließlichkeit, der Alleinrechthaberei und Alleinseligmacherei gemein hat: jene ultraorthodoxen Buchstäbler, welche dem herrlichen Namen der Evangelischen neuerdings einen schmachvollen Nebenbegriff angehängt haben. Als Wortführer dieser Partei trat Herr Dr. Hengstenberg mit seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" hervor. Auch sie hat ihr Publicum gefunden und wird es haben, so lange es Menschen gibt, welche die Früchte eines 300jährigen Fortschreitens mit Federstrichen austilgen zu können meinen. Sie hat bis jetzt viele der geachtetsten und ehrwürdigsten Männer mit Koth beworfen, und Herr Dr. Hengstenberg (der am Hrn. Pfarrer Brandt in dessen „Homiletisch-liturgischen Correspondenzblatte" einen immer streitlustigen Schildknappen besitzt) hat, wie wir hören, den gegenwärtigen Jahrgang mit dem „evangelischen" Entschlusse eröffnet, auch in diesem Jahre zu richten, zu verdammen und zu verketzern.

Länger ließ es dagegen die ultrarationalistische Partei anstehen, auch für sich einen literarischen Vereinigungspunkt in der jetzt so beliebten Zeitungsform zu bilden. Als aber die jüngsten politischen Ereignisse allem Ultrawesen neue Nahrung gaben, wurde auch hierfür gesorgt, und so sind denn mit Anfang dieses Jahres 2 neue Zeitschriften dieser Art ins Leben getreten, deren Existenz freilich noch zu kurz ist, um ihren Geist erschöpfend zu bezeichnen. Die „Neue allgemeine Kirchenzeitung" des Hrn. Kirchenrath Stephani huldigt allerdings einem freien Geiste; jedoch bewegen sich die uns bis jetzt zu Gesicht gekommenen Nummern in einem engen Kreise weniger, immer wiederkehrender, fast möchte man sagen, fixen Ideen. In der „Freien Kirche" des Hrn. M. Richter in Zwickau scheint sich der revolutionnaire Schwindelgeist der Zeit auf den Kopf stellen zu wollen. Der vom Hrn. Amtsprediger Döhner in Freiberg beabsichtigte „Lichtfreund" ist uns bis jetzt nur aus der Ankündigung bekannt. Wir können also noch nicht wissen, in welche Kategorie er gehören wird.

Erfreulich in hohem Grade ist die in allen diesen Erscheinungen sich beurkundende Rührigkeit, und das offenbar hochgesteigerte Interesse der Zeit an den Angelegenheiten der Kirche; und daß dieses Interesse nicht etwa blos auf den geistlichen Stand sich beschränkt, sondern den Gebildeten aller Classen sich mitgetheilt hat, erhellt daraus, daß es kaum mehr ein der Politik, der Unterhaltung ꝛc. gewidmetes Zeitblatt gibt, in welchem nicht von Zeit zu Zeit Gegenstände dieser Art verhandelt und oft recht gründlich besprochen, oder kirchenhistorische Nachrichten mitgetheilt werden. Der Reichthum der hierher gehörigen Literatur hat nur die eine Unbequemlichkeit, daß es nun kaum mehr möglich wird, eine vollständige Uebersicht über das Alles zu gewinnen, was besonders der mit Amtsgeschäften überhäufte, oder von literarischen Sammelplätzen entfernt wohnende Geistliche zu beklagen Ursache hat. Es hat daher Hr. Dr. Zimmermann, um auf denselben noch einmal zurückzukommen, ein neues Verdienst sich zu erwerben angefangen, daß er seit dem Anfange dieses Jahres in seine „Allgemeine Kirchenzeitung" Berichte und Auszüge aus fast allen theologischen und nichttheologischen Zeitschriften, öfters mit eignen schätzbaren Bemerkungen liefert. Hierdurch erhält der Leser die Quintessenz alles Dessen, was ihn auf diesem Gebiete interessiren kann, und wer sich mit Excerpten nicht begnügen mag, hat nun wenigstens Nachweisung, wo er das ihm besonders Wichtige zu suchen hat. Möchte der wackere Herausgeber mit dieser neuen Einrichtung, die wir für eine wahre Verbesserung seiner nun erst vollständig und recht universell werdenden Allgemeinen Kirchenzeitung halten, ununterbrochen fortfahren! Er kann auf den Dank vieler Tausend Leser rechnen, ja selbst die Herausgeber der von ihm excerpirten Zeitschriften sind ihm Dank schuldig, daß er auf den Inhalt derselben in Lesekreisen aufmerksam macht, in welchen man sonst kaum ihre Existenz kennen würde.

Möchten aber alle von uns kurz charakterisirte Organe des kirchlichen Lebens, jedes in seiner Weise und in seinem Kreise, würdig und segenvoll fortwirken, damit aus den Stürmen der Zeit auch die Kirche in verjüngter Glorie zum Heil der Völker und der Staaten hervorgehe! 175.

Napoleon auf der Bühne.

Ein Fischer, der am 26. Juli d. v. J. von der französischen Nordseeküste in See gegangen war, sah bei der Rückkehr zu seinem Erstaunen auf allen Schiffen die dreifarbige Flagge wehen. „Habe ich es nicht immer gesagt", wandte er sich zu einem Kameraden, daß Er noch lebt? daß Er noch einmal wiederkommt?" Lui war unter den Bourbonen, die freilich eine Vergleichung mit dem großen Usurpator nicht wünschen konnten und daher Alles aufboten, sein Gedächtniß zu vertilgen, im Munde des Volkes immer Napoleon. Der gemeine Mann wollte seinen Tod nicht glauben, und der Ruf: Vive l'empereur! der noch kurz vor den Julitagen zuweilen vor die police correctionnelle führte, war keineswegs so bedeutungslos, als die liberalen Blätter ihn darstellten. Wer in solchem Grade, bis über das Grab hinaus, die Liebe des armen, weder durch Ehrenstellen noch politische Systeme bestochenen Volkes besitzt, war wahrlich kein Tyrann. Charakteristisch für die Stimmung, die

in ganz Frankreich, in Bezug auf Napoleon, herrscht, sind auch die Dramen, die in den ersten Monaten nach der großen Woche beinahe alle Theater Frankreichs einnahmen. Der erste Gebrauch, den die entfesselte Poesie von ihrer Freiheit machte, war die Todtenfeier des Helden, der mit mehr Recht als weiland Louis le Grand sagen konnte: La France c'est moi! Aber gerade der Zwang, den die öffentliche Meinung auferlegte, nur die Glanzseiten Napoleons darzustellen, machte jede dramatische Entwickelung unmöglich. Treffend ist das Urtheil, welches ein französisches Blatt über diese dramatischen Mißgeburten fällt: „Die Passionsbrüder, die gegen das Ende des 14. Jahrhunderts auf ihrem Theater im Hospital de la Trinité, Rue Saint-Denis, die ersten Anfänge der dramatischen Poesie in Frankreich stammeln ließen, waren in der theatralischen Kunst ebenso weit als die Verf. der Dramen, welche wir heute sehen. In jenem frommen Zeitalter waren Jesus Christus und die Heiligen ebenso populaire Personen als gegenwärtig Napoleon; und die Dichter jener Zeit bedienten sich der Evangelien und der Legenden auf keine andere Weise, wie dies jetzt mit dem „Mémorial de Saint-Hélène" und den Geschichten Bonaparte's geschieht. Man ordnete sie in Tableaux, übersetzte sie in Dialogen, und, wozu wir uns jetzt nicht mehr die Mühe nehmen, man brachte sie in Verse".

Außer den kleinern Stücken, in denen Napoleon auf der Schule oder als episodische Person auftritt, sind bisher 4 Dramen erschienen, in denen ihm die Hauptrolle zugewiesen ist. Das erste, der Zeitfolge nach, war: „Napoléon, mélodrame en trois parties et quatre tableaux, par M. M. Anicet et Francis", das am 15. Oktober v. J. zum ersten Male auf dem Ambigu-Comique aufgeführt wurde. Wir sehen Bonaparte vor Toulon in dem Augenblicke, wo das Glück ihm seine erste, und darauf an dem Tage von Montereau, wo es ihm seine letzte Gunst erweist. Auf diese beiden „Gemälde" folgt der Abschied von der Garde und die Abreise nach der Insel Helena; eine Apotheose bildet den Schluß. Die Verf. wagen sich furchtsam nur an eine Seite ihres Helden; sie zeigen uns den Anfang und das Ende seiner militairischen Laufbahn, und die einzige Poesie ihres Werkes, oder ihre einzige Erfindung ist die Person einer corsischen Marketenderin, die mit dem Schoßkinde Fortunas in seiner Kindheit gespielt, seine künftige Größe geahnt und in ihren Träumen die Siege von Lodi und Marengo und die Salbung in Notre-Dame vorhergesehen hat. Während Bonaparte sich anschickt, Toulon zu nehmen, prophezeit sie ihm in einem couplet de facture seine Zukunft. Nach 20 Jahren findet Napoleon sie in einer Hütte von Montereau wieder; sie hat sich seit 1804 von der Armee zurückgezogen, ist aber dem Kaiser noch ebenso enthusiastisch ergeben als je. Sie träumt jetzt nicht mehr und hat daher ihrem Helden nichts mehr vorherzusagen; dagegen schließt sie sich ihm an, um ihn nie mehr zu verlassen; sie begleitet ihn nach der Insel Elba.

Fünf Tage später als dies Melodrama wurde auf dem Theater der Porte Saint-Martin aufgeführt: „Napoléon, ou Schoenbrunn et Saint-Hélène, drame historique en deux parties et neuf tableaux, par M. M. Dupeuty et Régnier". Auch hier wird, wie schon der Titel andeutet, uns nicht das ganze Leben Napoleons, sondern nur ein sehr beschränkter Theil desselben vor Augen gestellt: der Friede mit Oestreich im Jahr 1809, als er auf dem Gipfel des Glückes und der Macht stand, und sein Bannlingstod in dem Kerker, wo Hudson Lowe ihn bewachte. Der erste Theil ist nicht ganz ohne dramatisches Interesse. Die Studentenverschwörung, die Begeisterung des jungen Mannes, der an dem Tage, welcher zu seiner Heirath bestimmt ist, sich dem Tode weiht, und seine heroische Festigkeit vor dem Kaiser und vor den Soldaten, die ihn erschießen sollen: dies Alles bildet eine Handlung, welche auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein kann. Welche traurige Entwickelung! Wie viel Theilnahme flößt dieser heldenmüthige Jüngling ein, und welchen Abscheu der Kaiser, wenn der unglückliche Rächer der deutschen Freiheit durch das Blei des Siegers fällt! Aber so durfte der Dichter Napoleon seinem Publicum nicht zeigen; auf der Bühne verzeiht Napoleon, und der Vorhang fällt unter dem Beifallklatschen der Pariser über eine Großmuth, welche die Geschichte nicht kennt. Der zweite Theil ist nichts als das dialogisirte Memorial von St.-Helena; nichts, selbst das Begräbniß des Kaisers nicht wird uns geschenkt. Von poetischem Interesse ist nur ein Soldat, der auch in dem ersten Theile bereits eine Rolle spielt und jetzt gekommen ist, um Napoleon zu befreien. Nach dem Tode seines Generals, während alle Gefährten seiner Verbannung nach Frankreich zurückkehrten, bleibt er allein bei dem Grabe des großen Todten als freiwilliger Wächter zurück.

Beinahe die ganze Laufbahn Napoleons, von der Rückkehr aus seinen ersten italienischen Feldzügen bis zur Apotheose, umfaßt: „L'empereur, événemens historiques en cinq actes et dix-huit tableaux par M. Prosper": eine Folge von Prachtaufzügen und Bataillenstücken, die, ohne alle dramatische Kunst, gleich den Schattenspielen einer gigantischen Laterna magica aneinandergereiht, auf dem großen Cirque-Olympique mit unermeßlichem Aufwand und unter unermeßlichem Zulauf den großen Kindern von Paris vorübergeführt werden.

Für Alexander Dumas, den Verf. von „Napoléon-Bonaparte, ou trente ans de l'histoire de France, drame en six actes et en vingt tableaux", war es ein großer Nachtheil, sein Thema durch 3 Vorgänger erschöpft zu finden; denn da er, gleich ihnen, sich genöthigt sah, Napoleon nur auf der großen Heerstraße der Bewunderung zu zeigen, so blieb ihm freilich nichts Anderes übrig, als zu wiederholen, was bereits vor ihm gesagt worden war, und höchstens einige neue Personen oder einige noch unbenutzte Vorfälle hinzuzufügen. Sein Stück beschränkt sich, gegen das Versprechen des Titels, der 30 Jahre der Geschichte von Frankreich ankündigt, hauptsächlich auf die 9 letzten Jahre des Kaisers. Von Toulon 1793, wo wir natürlich so ziemlich dasselbe sehen wie in dem ersten Abschnitte von dem Napoleon des Ambigu-Comique, werden wir, beinahe mit einem Schlage, in das Jahr 1812 versetzt; die 20 Jahre, welche dazwischenliegen, fallen, mit Ausnahme einiger Augenblicke des Jahres 1804, in die Zwischenakte. Dagegen wird die große politische Katastrophe Napoleons und seine lange Agonie ausführlich in kräftigen Zügen und nicht ohne manchen poetischen Gedanken dargestellt. Die Stelle der Marketenderin des Ambigu und des alten Soldaten der Porte Saint-Martin vertritt bei Dumas mit geringerm Glück ein corsischer Spion, der im Dienste der Engländer steht und, in dem französischen Lager vor Toulon entdeckt, füsilirt werden soll. Bonaparte schenkt ihm das Leben, und von diesem Augenblicke an weiht der Spion mit unermüdlicher Ausdauer und unerschütterlicher Treue sich ganz der Person seines Retters. Es gelingt ihm, Alles zu der Entführung des Kaisers aus seinem Kerker vorzubereiten; er dient im britischen Heere und kommt, um Napoleon zu melden, daß ein Schiff ihn in geringer Entfernung vom Gestade erwarte. Der Kaiser weigert sich, zu fliehen, der Spion wird entdeckt und zum Tode verurtheilt, und dies tragische Ereigniß führt das Ende Napoleons herbei, indem dasselbe die Krise der Krankheit beschleunigt, an welcher er leidet. Das Stück schließt mit dem Leichenbegängniß und der Apotheose. 163.

Notiz.

Ein Engländer beklagt sich in dem „Edinburgh journal of natural and geographical science", daß ihm bei seinem Eintritte in die päpstlichen Staaten sein Herbarium confiscirt worden sei, da es die Mauthbeamten für Contrebande erklärt hätten. Dem Referent ging es nicht besser; als er früher einmal über die Grenze eines großen süddeutschen Staats passirte, hatte er 10 Cigarren, also nur wenige Tabacksblätter, bei sich, die ihm nicht nur confiscirt wurden, sondern wofür er noch obendrein 10 Gulden Conv.-Münze Strafe erlegen mußte. 108.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 113. —— 23. April 1831.

De la restauration et de la monarchie élective, par Mr. *de Chateaubriand*. Paris, 1831. *)

Von den bedeutendern Staatsmännern Frankreichs sind Lafayette und Chateaubriand Diejenigen, die ihren ursprünglichen politischen Ansichten am treusten geblieben sind. Während andere Staatsmänner jenes Landes, Puppen unter dem Kaiser, Raupen unter der Restauration, jetzt als dreifarbige Schmetterlinge um die goldenen Blüten der Freiheit flattern, waren Lafayette und Chateaubriand stets die Helden und Märtyrer ihrer Principien, ihrer politischen Religion. Der Eine kämpfte, litt, kämpfte und litt von Neuem für die Freiheit, der Andere war ein Märtyrer seiner Verehrung für Legitimität; und so hoch das eine dieser Principien über dem andern emporstehen mag, so müssen wir doch zugeben: Chateaubriand und Lafayette haben mit gleicher Wärme, mit gleicher Uneigennützigkeit ihre verschiedenen Principien verfochten; wir lieben Beide nicht in gleichem Grade, zollen aber Beiden dieselbe Bewunderung.

Während Lafayette für die Unabhängigkeit Nordamerikas kämpfte, gehörte Chateaubriand zu den jüngsten und besten Freunden der fallenden französischen Regentenfamilie. Während Lafayette für seine Principien in Frankreich kämpfte und in Olmütz litt, trug Chateaubriand seine Trauer in den amerikanischen Wäldern nach und wurde, heimgelangt und Verfechter der Legitimität, bei Thionville verwundet. Beide verloren durch die Revolution einen großen Theil ihres Vermögens, Beide schlossen sich nicht an den Siegeswagen des Kaisers an, Beide bewunderten den Kaiser, Beide verabscheuten die Frevelthat gegen Enghien. Ging der Sinn für Freiheit in Anarchie über, so ließ sich Lafayette die Fenster einwerfen und sprach gegen die Anarchie. Ging die Legitimität in Despotismus über, so ließ sich Chateaubriand zu den Tuilerien hinausjagen und wurde ein Oberhaupt der Opposition. Am 25. Juli war die Sache der Freiheit verloren, und Lafayette wagte sein Leben der verunglückten Freiheit halber. Früher in Gent, jetzt von Neuem, seit dem 29. Juli, ist in Frankreich die Sache der Legitimität verloren, und früher in Gent, jetzt in Paris hatte die Legitimität keinen eifrigern Vertheidiger als Chateaubriand. Wie endlich der Eine wegen des Misbrauches der Freiheit nicht aufhörte, die Freiheit zu lieben, so blieb der Andere, nach dem 25. Juli, ein Verehrer der Legitimität.

In Einer Hinsicht besonders läßt sich Chateaubriand mit Lafayette vergleichen. Im Juli des vorigen Jahres, als Liebe für Freiheit und Haß gegen die Bourbonen in Frankreich synonym geworden waren, machte der Republikaner Lafayette den allgemeinen Staatenverhältnissen eine bedeutende Concession und erhob, was er allein zu thun vermochte, einen Fürsten auf den Thron, der zwar in seiner Jugend die dreifarbige Fahne trug und sie mit Freuden wieder ergriff, der aber doch in einiger Berührung zu der geächteten Fürstenfamilie stand. So machte denn auch Chateaubriand als Minister, als Pair der Freiheit Concessionen und gewann am Ende die Freiheit lieb, die, wie es sich gezeigt hat, mit der Restauration unverträglich war; ja, er wurde ein Vorkämpfer in den Reihen der Freiheit und sprach darüber so schön, so herzergreifend, daß er bald die Andern, endlich sich selbst von der Wahrheit seiner Worte überzeugte. Unterstützt von Chateaubriand, siegte die Freiheit. Allein, die Glocken der Hauptstadt, die ihr Auferstehen läuteten, gellten zugleich das Grablied der französischen Legitimität. Dies zerbrach Chateaubriand's Herz; er hätte sich gern mit den Siegern gefreut, wäre er nicht von zu tiefer Trauer für die Besiegten ergriffen gewesen. Mit zerrissenem Herzen hielt sich Chateaubriand an seinen alten Glauben, schwur seine neuern Ansichten ab und schrieb in obiger Flugschrift seinen letzten politischen Willen, der auch sein frühester war. Diese Flugschrift ist das letzte Bekenntniß eines Gläubigen, der, um rein vor Gott zu erscheinen, mit Dem, was er für Irrthum hält, zugleich manche ihm theuer gewordene Ueberzeugung abschwört.

Ein Fremdling in seiner Heimath geworden, wird Chateaubriand in einigen Tagen Frankreich verlassen und begibt sich, wie man behauptet, nach Holyrood, um Erzieher Heinrichs V. zu werden; daß er Frankreich verläßt und die ältere Linie gern wieder zum Throne gelangen sähe, sagt er selbst mehrmals ausdrücklich in vorliegender Schrift. Offenbar ist Chateaubriand mit der ältern Linie, etwa mit Ausnahme ihrer Ordonnanzen, von

*) Vgl. den Bericht unsers pariser Correspondenten in Nr. 110 u. 111 d. Bl. D. Red.

Herzen zufrieden? Das eben nicht. Ehe er sie besucht, fühlt er das Bedürfniß, seinen Unwillen gegen sie auszuschütten, und er, der kunstvollste Redner der ehemaligen zierlichen Pairskammer, spricht so barsch wie irgend ein Deputirter von den 221 über „die funfzehn Jahre der Restauration mit ihren Unannehmlichkeiten, Fehlern, ihrer Verstocktheit, ihrer Tendenz nach Despotismus in Gesetz und jeder Handlung"; über die „von einem übelwollenden Geiste beherrschte Restauration" — das steht S. 13; das lege man ad acta; so spricht der aufrichtigste, der älteste und letzte Freund der Bourbonen. Und wenn Chateaubriand einmal im Zuge ist, so ist er nicht einzuhalten; früher hielt ihn keine Furcht zurück, jetzt nicht einmal die Ehrfurcht, und noch (S. 29) ist er voll Eifer gegen den „Meineid und Mord zu Hülfe des Meineids", und (S. 37) wird er vollends ordentlich persönlich und schießt Pfeile ab gegen „les veneurs, les douairières, les inquisiteurs et les publicistes de Saint-Germain et de Fontainebleau". Doch, wir wollen nicht auf die einzelnen Pfeile achten, die ihm unwillkürlich entfahren mögen; um zu sehen, wie erbittert Chateaubriand gegen die Restauration sein kann, lese man S. 30 eine ganze Seite voller Geschosse, eine wahre Batterie.

„Wie!" ruft Chateaubriand aus, „weil man eine constitutionnelle Opposition traf; in einer Kammer, welche seitdem genugsam bewiesen hat, daß sie weder aufrührerischer Natur noch republikanisch ist; unter dem Vorwande (ad acta!) von Conspirationen, welche nicht existirten oder nur bis zum Jahre 1823 existirten, unter solchem Vorwande eine ganze Nation ihrer Rechte berauben! Frankreich in den Bann thun! das ist eine gehässige Dummheit („une odieuse bêtise"), die ihre Züchtigung erhalten und verdient hat. Wäre diese Unternehmung des Blödsinns und der Verrücktheit („de l'imbécillité et de la folie") auf einige Tage geglückt, so wäre Blut geflossen. Siegreiche Schwäche ist unversöhnlich; alle Worte der Höflinge und Spione jauchzten Rache. Ich, der ich spreche, wäre zuerst geopfert worden, denn nichts hätte mich am Schreiben gehindert. Ich hätte mir das Recht beigemessen, Gewalt mit Gewalt zurückzustoßen, Jedweden umzubringen, der, eine Ordonnanz und ein Gesetz in der Hand, mich hätte festnehmen wollen..." Wie sehr mußte sich also Chateaubriand über die Revolution freuen? „Nein", fährt er fort, „sie ist dennoch eines der ärgsten Ereignisse, welches hätte geschehen können".

Je nun, wird man denken, Chateaubriand redet sich ein, die besiegten Royalisten hätten, wenn man ihnen das Ruder wiedergegeben, einen andern Weg eingeschlagen. Nein. „Die alte und ehrwürdige royalistische Partei", gesteht er (S. 32), „würde morgen dieselben Fehler machen wie heute; stets am Narrenseil geleitet durch Heuchler, Intriganten, Spitzbuben und Spione, verbringt sie ihr Leben mit kleinen Kniffen, worin sie große Conspirationen sieht!" Kurz, man kann nicht besser gegen die Restauration sprechen als Chateaubriand. Wie würde sich ein Mitglied der äußersten Linken in der Deputirtenkammer gefreut haben, wenn Chateaubriand, anstatt seine Flugschrift herauszugeben, ihm Auszüge daraus hätte zukommen lassen? Wer noch nicht gegen die Restauration eingenommen war, wird es durch den größten Theil dieser Flugschrift; der Verf. überzeugt sich selbst, wird von heiligem Abscheu ergriffen; aber plötzlich gedenkt er der Leiden des ehemaligen Königstammes; die Leichen seiner eignen, in der frühern Revolution geopferten Verwandten, die Manen Enghien's erscheinen ihm; er gedenkt des Eides, den er den Bourbonen im Unglück in Gent geleistet hatte; von Neuem fühlt er in sich den Beruf, Märtyrer der Legitimität zu werden, und wie ein Sterbender schwört er manche Ueberzeugung ab und bleibt seinem alten Glaubensbekenntnisse, seiner politischen Religion getreu.

Und wie ein Sterbender (au bord de ma fosse, sagt Chateaubriand) inbrünstig glaubt und alle Erinnerungen zurückruft, um alle Zweifel, alle Vorurtheile, jede ketzerische Ueberzeugung durch Andacht zu ersetzen, so sucht auch jener unglückliche Märtyrer der Legitimität alle Einzelheiten zusammen, die ihn in seinem Glauben bekräftigen können. Die Restauration, von der er sich eben ein so schrecklich wahres Gemälde entworfen, erscheint ihm plötzlich in paradiesischem Glanze, und vor ihm steht ein Eldorado voll funkelneuer „Monumente, Bildsäulen, Kanäle, Stadtviertel, Kornkammern, Kais, Wasserleitungen, Verschönerungen aller Art, ein neugeschaffenes Seewesen, das befreite Griechenland, das eroberte Algier". Wie reich ist nicht die Einbildungskraft eines sterbenden Gläubigen! Jene Monumente der Restauration, d. h. 3 Backsteine, die man zu dem von Napoleon begonnenen Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile hinzufügte; und die Arbeit am Louvre, welche 15 Jahre hindurch ein Taglöhner fortsetzte, und die Sühnungscapelle für den Herzog von Berry an der Stelle des abgerissenen mitschuldigen Theaters, solche Monumente werden allerdings, wenn Chateaubriand ihnen die Farben seiner Phantasie leiht, gar herrlich, herrlicher als die Vendomesäule des Usurpators, herrlicher als die Befestigungswerke der jetzigen nationalen Regierung um Paris und Lyon! Und die Bildsäulen der Restauration! wie großartig ist nicht in der That der von Béranger besungene Heinrich IV. zu Pferd auf dem Pontneuf gegen die von der Vendomesäule herabgerissene Statue des Usurpators, die man nächstens wieder darauf setzt! So ein trefflicher Maler ist Chateaubriand, daß man sich am Ende einreden muß, die vernachlässigten Landstraßen der Restauration seien bequemer als die Kaiserstraße, das neue Stadtviertel der Plaine de Grenelle herrlicher als Napoleons Rue de Rivoli, welche doch die schönste Straße der Welt ist; und das Seewesen! die 3 Flotten des Kaisers waren nichts gegen die Flotte des Hrn. v. Chabrol, des Hrn. v. Haussez; aber Chateaubriand spart das Beste bis zuletzt auf: das befreite Griechenland! das eroberte Algier!

Als man Algier eroberte, gehörte Chateaubriand zur Opposition gegen die Verwaltung. Er wußte, daß man in Algier blos französische Freiheiten zu Boden schlagen wollte. Er äußerte es mehrmals in Reden und Tageblättern; allein jetzt schwört er jene Ueberzeugung ab und

beweist gläubig mit Algiers Eroberung die Trefflichkeit der Restauration. Er sucht mit Verzweiflung Lichtseiten in der Geschichte der gestürzten Familie und findet mit Entzücken den griechischen Feldzug, den, so sprach Chateaubriand früher, nicht die Camarilla der Tuilerien führte, sondern die öffentliche Meinung Europas, durch Frankreich repräsentirt.

(Der Beschluß folgt.)

Freie Blätter für Baiern und Deutschland. Herausgegeben von Karl Heinrich Hermes. Erstes Heft. Baireuth, Grau. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

Nach der Angabe des Titels ist der Inhalt: Die Unruhen in München; Baierns auswärtige Politik; Uebersicht der periodischen Literatur von Baiern; der König, die Liberalen und die Ultras; Miszellen. Demnach bezieht sich das vorliegende 1. Heft lediglich auf Baiern, und nicht mit Unrecht. Dieses Land bietet seit einigen Monaten so vielfach interessante und für die Entwickelung der deutschen Geschichte hochwichtige Erscheinungen dar, daß wir uns gewundert haben würden, wenn nirgends ein kundiger Mann das Verschiedene und Einzelne in einen Fokus zusammengefaßt und zu Nutz und Lehre nach Kräften verwandt hätte. Hr. Hermes hat daher in diesen Blättern einer wohlbegründeten Erwartung entsprochen und einer billigen in der Hauptsache unstreitig auch Genüge geleistet, sodaß, bei einer ähnlichen Behandlung der Angelegenheiten anderer deutschen Staaten, wozu die Vorrede Hoffnung zu geben scheint, diese Blätter nicht ohne Verdienst bleiben dürften.

1. „Die münchner Unruhen". Dieser Artikel, wir können uns der Bemerkung nicht enthalten, hätte uns fast zurückgeschreckt durch seine einseitig incriminirende Haltung, wenigstens mußten wir, so lange wir noch nicht über ihn hinaus waren, sehr über die Bedeutung des Titels „Freie Blätter" in Zweifel sein, indem uns die alte Leichenrede auf die Verdienste der Großen dieser Erde mit dem verdächtigen Motto: de mortuis nil nisi bene entgegenzutönen schien. Allein, wir machen es uns zur Pflicht, zum Weiterlesen Jeden anzumahnen, der aus diesem in der That etwas unglücklich gewählten Eingange einen nachtheiligen Schluß auf die ganze Tendenz der „Freien Blätter" ziehen sollte. Zuerst sind sie, wenn man das Phänomen erklären wollte, in Baiern über Baiern geschrieben, und in welchem deutschen Staate wird bis jetzt uncandirte Wahrheit über diesen Staat gedruckt? Dann aber läßt sich auch nicht leugnen, daß ein aufrichtiger Freund der Freiheit von solchen Auftritten, wie die münchner Unruhen sie darbieten, sich leicht zu einseitiger Indignation hinreißen lassen kann. Das aber ist anzuerkennen, daß jeder mündige Leser gerade bei einer so bestimmten Tendenz, wie z. B. in diesem Feldzuge gegen die Studenten, das wahre Sachverhältniß leicht entdecken wird, besonders wenn wie hier die Thatsachen im Wesentlichen richtig vorkommen. Man sieht im Verlauf der Darstellung dieser sogenannten Unruhen die zufällige Veranlassung, die übermäßige Besorgniß, die bedeutendsten Misgriffe, die dadurch sehr ernsthaft gewordene Wendung der Dinge, aber auch die unbedeutende Rolle, welche die angeblichen Hauptacteurs, die Studiosen, dabei spielen, indem sie weder vorzugsweise ins Gefecht, noch vorzugsweise in Gefangenschaft gerathen (S. 9), sodaß am Ende das Bekenntniß nöthig wird, die angegriffenen Haufen seien „sträflich Neugierige" gewesen und die ernstliche Absicht zu einer förmlichen Revolution nur im Verlauf der Dinge und nur sehr einzelnen Personen gekommen. Es ist ohne Zweifel eine widerwärtige Erfahrung, wenn einige Dutzend Studenten eine so lebhafte Phantasie haben, daß sie des festen Glaubens leben, das Heil deutscher Nation liege in ihrer Hand, und der erste beste Tumult könne es herbeiführen; und wenn die münchner Untersuchungen dergleichen aufwiesen, wozu indessen keine Hoffnung gegeben wird, so müßte man die Advokaten mit sammt der Clientin von Neuem bedauern. Allein, die Phantasie ist eine Gabe Gottes, welche sich auch den Esel mit Pfauenfedern aufstutzt und zu einem lustigen Vogel macht; darum scheint die Methode, solche junge Phantasten wegen übermüthigen Selbstvertrauens und falscher Vaterlands- und Freiheitsliebe zu verurtheilen, von aller naturhistorischen Gründlichkeit entblößt zu sein. Ein solcher Zustand ist zu seiner Zeit ebenso nothwendig, als in spätern Jahren die Aufklärung über die eigentlichen Umstände der deutschen Nation und jene demüthige Indolenz eines Mannes, der Frau und Kinder hat.

2. „Ueber die auswärtige Politik Baierns". Der Verf. beginnt von dem dreißigjährigen Kriege und zeigt, wie Baiern einzig durch sein bornirtes Anschließen an Oestreich damals die große Gelegenheit verloren, die erste deutsche Macht zu werden, zeigt darauf, wie jedesmal die Allianz mit Oestreich nur Verderben gebracht, dagegen das Anschließen an Napoleon schöne Provinzen und eine Königskrone, während wieder gleich darauf das Anschließen an die deutsche Sache wirkliche Verluste und nie gewährte Entschädigungsversprechungen von Seiten Oestreichs zur Folge gehabt. „Daher erhöben sich auch jetzt hundert, tausend Stimmen von unsern Brüdern, auf dem linken Rheinufer zumal, die jede Annäherung an die Mächte des Widerstandes für Verrath an der Freiheit, Verrath an den edelsten Gütern der Menschheit, an allen Hoffnungen und Erwartungen der Zukunft erklärten. Unter den Vorkämpfern der Freiheit, nicht unter den Verfechtern des Despotismus sei unser Platz". Dennoch, meint der Verf., sei die französische Freiheit von der deutschen und bairischen gar zu verschieden, als daß beide so leicht gemeinschaftliche Sache machen könnten. Es sei daher eine Schmach für Baiern, sich Frankreich in die Hände zu geben. Der letzte Satz ist ohne Zweifel ebenso richtig, als der Beweis unklar und nichtig, da die ganze bairische Freiheit eine reine Copie der französischen ist, und in einigen Stücken nur zu sehr z. B. in der neuerlich angefochtenen Idee, daß die Beamten gänzlich vom Könige abhängig seien (welche Idee dem Titel I, Abschnitt II, §. 44 der Verfassung zum Grunde liegt), während doch gerade die Beamten de facto bei uns viel unabhängiger stehen und, sobald man ehrlich gute Deputirte haben will, noch immer unabhängiger gestellt werden müssen. Der gültige Grund gegen ein französisches Bündniß liegt für Baiern in der völligen Verschiedenheit des deutschen und französischen Interesse. So lange Frankreichs Lage bedenklich war, schlug Talleyrand Vereinigung Deutschlands durch Mediatisirung vor, damit Deutschland die Macht habe, Rußland den Angriff zu verbieten. Dieser Augenblick ist jetzt vorüber. Frankreich ist zu Kräften gekommen, die Armeen stehen auf den Grenzen, mit dem Schwert in der Hand, Süddeutschland will lieber französisch als preußisch oder gar russisch werden; unter diesen Umständen wird Talleyrand keinen deutschen Patriotismus und Nationalsinn, sondern gerade den gegenwärtigen Zustand für nützlich halten. So steht Frankreichs und Deutschlands Interesse sich entgegen, und wenn sich ein einzelner deutscher Staat zu Frankreich schlägt, so verräth er Deutschland. Was ist also zu thun? Der Verfasser antwortet mit der Frage: „Kann nur unter Preußens Vermittelung ein deutscher Fürstenbund, nur unter Frankreichs Protectorat ein rheinischer Bund gestiftet werden?" Fromme Wünsche.

3. „Uebersicht der periodischen Literatur in Baiern". Gründlich und interessant. Bemerkenswerth sind zuerst die Mittheilungen aus den ältesten Zeitungen, z. B. aus der „Wöchentlichen Ordinarizeitung", von 1628, aus der „Münchner Zeitung", von 1756 u. s. w. Im Jahre 1789 war die „Münchner Zeitung" noch die einzige. Damals konnte sie es noch unternehmen, den ganzen Zug der Pariser nach Versailles und die gezwungene Fahrt der königl. Familie nach Paris als eine ganz einfache allergnädigste Gewährung der Bitten des Marquis von Lafayette, den die Pariser abgeschickt hätten, darzustellen. Damit wird das gegenwärtige Journalwesen verglichen. Die „Münchner Zeitung" gibt jetzt die Nachrichten aus England und Frankreich

gründlicher und besser, sie ist durch Concurrenz anderer Blätter zu größerm Fleiße gezwungen worden, dennoch aber immer noch ohne bestimmte politische Färbung. „Der bairische Beobachter“ brachte nichts Neues und dasselbe Material später und schlechter. „Der deutsche Mercur“, ein ähnliches Machwerk, von einem ehrlichen Beamten, der die Zeitungsschreiberei als Nebenerwerb betrieb, herausgegeben. Beide Blätter konnten der solidern „Münchner Zeitung“ nicht schädlich werden. Die „Eos“, das Organ der jesuitischen Partei, machte eine Zeitlang Glück, gerieth aber sehr in Verfall, als ein mächtiger Beschützer seine Hand von ihr abzog, und sah sich sogar überflügelt von der „Flora“, die doch im Grunde nur lesenswerthe Auszüge aus fremden Journalen brachte. „Der Bazar“ erfreute sich mit seinen bekannten Wortwitzen und seiner schonungslosen Malice, trotz mancher faden Späße, eines ausgezeichneten Beifalls. Der Verfasser würdigt ihn einer längern Aufmerksamkeit. „Der bairische Landbote“ befriedigte als echt populaire Zeitung ein wahres Bedürfniß und brachte den eigenthümlichen Humor, der in der bairischen Eigenthümlichkeit liegt, zur Erscheinung. Um so weniger konnten die beiden „Reisenden Teufel“ und der „Volksfreund“, mit sammt dem „Tagsblatt“, seine ursprüngliche Weise ersetzen, sodaß seine wahre Fortsetzung, die „Landbötin“, als ein sehr geeignetes Unternehmen erscheint. Allein, seit Baiern durch seine Vergrößerung den blos bairischen Charakter seiner Hauptstadt nach und nach in einen mehr allgemein deutschen umzuwandeln veranlaßt ist, hat sich auch „jene höhere Bildung, durch welche Baiern mit den übrigen deutschen Staaten des deutschen Bundes zusammenhängt“ in ihren Repräsentanten, dem „Ausland“ und dem „Inland“, der gesammten ältern periodischen Literatur in München gegenübergestellt. Wenn diese Blätter gleich keineswegs ihre großen Versprechungen vollständig gelöst haben, so ist ihnen doch im Ganzen Geist und Tüchtigkeit nicht abzusprechen. Am wenigsten dürfte jedoch das „Inland“ seiner eigentlichen Bestimmung entsprochen haben. Die ganze Uebersicht zeigt allerdings noch das öffentliche Leben auf einer sehr mangelhaften Stufe, von der es sich jedoch ohne Zweifel mit der Durchbildung der freien Institutionen zu einem wahren Nationaleigenthum immer mehr erheben wird.

4. „Der König, die Liberalen und die Ultras“. Nachdem der Verf. dieses Abschnittes die höchst delicate Frage nach den Ultras und Liberalen, und welches System jetzt herrsche, erörtert, nachdem er die Ultras geradezu als das böse Princip bezeichnet hat, überläßt er sich der Hoffnung, die bairische Verfassung, die Unabhängigkeit der Richter und der freisinnige König würden die gänzliche Realisirung der servilen Idee unmöglich machen. Die Aufgabe eines constitutionnellen Fürsten sei, im Geiste des Volks zu regieren. „Dies erleichtert die repräsentative Versammlung, welche den Geist des Volkes ausspricht, während derselbe in einer absoluten Monarchie stumm bleibt, und höchstens von Zeit zu Zeit zu der Geberdensprache des Zuschlagens seine Zuflucht nimmt. Gegen den Geist seines Volkes zu handeln, ist die höchste Schmach, die einen Fürsten treffen kann; denn alle Kräfte des Volkes, und folglich auch die des Fürsten selbst, werden durch eine solche Handlungsweise paralysirt; dem Geiste seines Volkes zu folgen, kann dagegen nur ehrenvoll sein, denn ehrenvoll ist es für einen Fürsten, wie für jeden Menschen, vernünftig zu sein, und vernünftig ist es für jedes Glied der Staatsgesellschaft, für das erste, wie das letzte, sich nicht von dem allgemeinen Geiste des Ganzen auszuschließen. Wird Baierns König sich von diesem allgemeinen Geiste ausschließen? Wird er es vorziehen, einer aus wenigen Individuen zusammengesetzten Kaste, statt seinem Volke, sich beizuzählen? Gewiß nicht; nur kurze Zeit können Wolken, vom Sturme getrieben, die freie königliche Stirn verdüstern, die so lange über den höchsten Bergesgipfeln ungetrübt in den heitern Himmel emporsah. So manche Zweifel mag die bewegte Zeit gebracht haben, so manche ungeahnte Besorgnisse geweckt, aber was mit der nächsten Vergangenheit gekommen ist, kann auch mit der Zukunft wieder vergehen“.

5. „Miszellen“. Kurz aber zweckmäßig. Der neuerdings so berühmt gewordene Titel der bairischen Verfassung über Zulassung der Staatsbeamten zur Deputirtenkammer findet sich darunter.

Nach diesen Andeutungen wird leicht zu ermessen sein, daß zwar nur ein deutscher Freimuth die Farbe dieser Zeitschrift, aber wir wissen nicht, ob dessenungeachtet oder gerade darum die interessantesten Sachen ihren Inhalt ausmachen. Also Glück auf! 173.

Wunsch.

Sachsen verdient den Ruhm, daß die reine hochdeutsche Schriftsprache von ihm ausging. Diesen Ruhm zu bewahren, ist es höchst wünschenswerth, ja nothwendig, die Unzahl ausländischer Wörter wegzuschaffen, welche, ohne genügenden Grund, in die neuesten öffentlichen und amtlichen Schriften eingedrungen sind. Zum Beispiel: Decret, Revenue, Activa, Passiva, Donativa, Dongratuits, Industrie, Pensionnair, summarisch, sanctioniren, Capitulation, Receß, Corporation, Individuum, Agnaten, Primogenitur, Territorium, Inventarium, Patrimonium, Civilliste, Parcellen, Cultur, Aerarium, Aequivalent, Apanage, Confession, contrasigniren, Competenz, definitiv, Confiscation, Moratorium, Privilegium, Deputation, Deputirter, Concurrenz, Convent, Curatel, legitimirt, Redaction, Instruction, Committent, Minorität, Majorität, separat, Curialstimme, Discussion, Commission, Publication, acceptiren, Departement, Reserve, Justification, Chef, Deduction, Percipient, Concurs, removirt, suspendirt, active Militairs, Commission, Commissarius, Provinz, respective, Convent, Resultat, Jurisdiction, Reclamation, numeriren, dictiren, delegirt, Function, Intraden, Surplu, Quanta, Reduction, bona vacantia, exclusive, Chatulle, fixirt, Approvisionirung, Revision, Remisse, Regie, Inquisition, Commercium, Calamitosa, präsumtiv, Quartier, Equipirung, Perception, Reparatur, extraordinair, Provision, successiv, Impost, Demolition, Remonte, Transport, Summa Summarum, e caetera.

Alle diese Wörter können entweder ohne alle Schwierigkeit geradehin in deutsche übersetzt, oder durch eine leichte Wendung ersetzt werden.

Unsere reiche Sprache bietet so viel Mittel dar, sich durch sich selbst und aus eigner Kraft zu entwickeln und zu bereichern, daß man eine babylonische Sprachverwirrung nirgends weniger als in Deutschland entschuldigen kann. Es ist eine wahrhaft vaterländische Angelegenheit und eine Pflicht, mit steter Aufmerksamkeit und festem Willen dem Ausländischen entgegenzutreten, es so wenig in die Sprache als in Staat und Politik aufzunehmen und niemals das Bessere aus Lässigkeit oder Unwissenheit mit Schlechterm zu vertauschen. 54.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 114. —— 24. April 1831.

De la restauration et de la monarchie élective, par M. *de Chateaubriand.*

(Beschluß aus Nr. 113.)

Wer eine schwere, unhaltbare These vertheidigt, findet bekanntlich am meisten Gründe, denn er sucht am meisten, und so rühmt denn auch Chateaubriand die Restauration wegen des Feldzugs nach Spanien, durch welchen sie vollends um die Sympathie des französischen Volkes kam. Er rühmt diesen Feldzug mit wenigen Worten, schüchtern, allein er rühmt ihn; er würde ungern irgend einen Grund, einen starken oder nichtigen, opfern; und um vollends die Trefflichkeit der Restauration zu beweisen, schwingt er seine satyrische Geißel gegen die Helden der neuesten Revolution. In dieser Satyre entfaltet Chateaubriand die ganze Fülle seines Talentes. Er findet an den Helden der Revolution Manches auszusetzen, vielleicht mit Recht, und nachdem er sie getadelt, ihre Unbrauchbarkeit dargelegt, weist er nach, daß ein großer Theil derselben in Diensten der Restauration gewesen war. Liegt aber nicht, möchten wir den Verf. fragen, in diesem Tadel der Revolutionshelden zugleich eine Satyre gegen die Restauration? Nun erhebt Chateaubriand die Stimme und wirft den neuesten Staatsverwaltern Frankreichs vor, daß sie den Frieden Europas dadurch erhielten, daß sie Völker erwürgen ließen, welche die Erklärung der Nichtintervention ernstlich nahmen. Fahre fort, ruft er der Regierung zu, dich also zu betragen, und die Cabinete werden dich besser finden als die vorige Monarchie, und du wirst deine Legitimität verdienen wie einst der Ritter seine Sporen, anstatt der Lanze, den Hut in der Hand. Wenn es nach meinem Willen gegangen wäre, fährt der Verf. in kriegerischer Begeisterung fort, wenn Heinrich V. König und ich Minister geworden wäre, so hätten wir den Polen beigestanden, wenn sie aufgestanden wären. Aber, wird man antworten, die Polen wären alsdann nicht aufgestanden. Und wenn ich Minister geworden wäre, ich hätte die Abgaben nicht erhöht wie die jetzigen Machthaber. Aber, wird man antworten, womit hätte denn Chateaubriand die Truppen bezahlt, die er den Polen zu Hülfe schicken wollte?

Doch wozu unsere Fragen? Wer eine Broschüre schreibt, kann nicht auf alle Fragen antworten, die wir hinterher an ihn richten. Der Recensent hat allerdings das Recht, seine Einwürfe vorzutragen, allein der ehrliche Kritiker thut dies nicht, um das letzte Wort zu behalten: er macht nur Einwendungen, damit der Verf. sich erkläre, vertheidige. Dies geht bei Chateaubriand's Flugschrift nicht an. Es ist sein letzter Wille, er wird nicht antworten, wir wollen also das viele Fragen bleiben lassen und ihn anhören. Auch würde ich fürchten, die Helden der neuesten Revolution gegen alle Geißelhiebe zu vertheidigen, denn manche zielen scharf, treffen richtig, und da möchte ich mich nicht in die Mitte stellen.

„Es gibt Männer", bekennt Chateaubriand, „die im Gefühle ihres Talentes und ihrer Tugend dem Vaterlande auch dann noch dienen mußten, wenn es ihnen nicht mehr möglich war, diejenige Regierungsform aufrechtzuhalten, welche sie vorzogen; ich bewundere diese Männer, allein, so hohe Gründe gehören nicht meiner Unzulänglichkeit, meiner Schwäche an".

„Wenn bei jedem Sturze eines Monarchen", klagt Chateaubriand, „Groß und Klein mit ihm fallen müßten, so wäre kein gesellschaftliches Band mehr möglich. Die Krone muß ihr Wort halten; fehlt sie dagegen, so sind Unterthanen oder Bürger des ihrigen entbunden. Aber die besondern Verhältnisse meines frühern Lebens erlaubten mir nicht, dieser allgemeinen Regel zu folgen, ich gehörte den Ausnahmen an".

Schon in diesem Vorworte liegt Ironie, nun beginnt die Satyre: „Es gibt Männer, ruft Chateaubriand aus, die der Einen und untrennbaren Republik den Eid geleistet, darauf dem fünfköpfigen Directorium, dem dreiköpfigen Consulate, dem Kaiserthum mit Einem Haupte, der ersten Restauration, dem Acte additionnel, den Constitutionen des Kaisers, der zweiten Restauration, und die noch etwas für Ludwig Philipp zu leisten (prêter) übrig haben. So reich bin ich nicht. Es gibt Menschen, die Jeden, der seine Politik nicht nach persönlichem Interesse abmißt, einen Narren und Einfaltspinsel nennen; ich bin ein Narr und ein Einfaltspinsel. Es gibt Furchtsame, die lieber nicht geschworen hätten, die aber schon sich selbst, ihre Großältern, ihre Enkel und alle Eigenthümer erwürgt vor Augen sahen, falls sie nicht ihren Eid herauszitterten: das ist ein physisches Gefühl, welches ich noch nicht empfunden habe; ich will die Zeit meiner Gebrechlichkeit abwarten, und wenn sie kommt, will ich schon sehen".

„Es gibt — denn Chateaubriand ist im Zuge — große Herren aus der Kaiserzeit, die mit heiligen, unauflöslichen Banden an ihrem Gnadengelde haften, aus welcher Hand es auch fallen mag; die Pension ist ihre Frau; ich aber bin von Fortuna geschieden, bin zu alt für sie, lasse sie im Stich; denn sonst muß ich fürchten, sie läßt mich im Stich. Es gibt Barone und Hohepriester, die keinen Verrath gegen die Ordonnanzen übten; nein! aber die Unzulänglichkeit der zum Ausführen der Ordonnanzen angewandten Mittel hat ihnen die Galle aufgeregt; entrüstet über das Versehen gegen den Despotismus, suchten sie eine andere Antichambre auf; ich mag ihre Entrüstung und Wohnung nicht theilen. Es gibt gewissenhafte Leute, die nur meineidig sind, um es von Neuem zu sein, die der Gewalt weichen und für das Recht sind; diese weinen um den armen Karl X., den sie durch ihren Rath ins Verderben gebracht und dann durch ihren Eid umgebracht haben; wenn er aber wieder aufersteht, er oder sein Stamm, so sind sie die Donnerkeile der Legitimität. Ich aber bin bis zu meinem Ende fromm gewesen und folge dem Leichenzuge der alten Monarchie wie der Hund des armen Mannes. Es gibt endlich loyale Ritter, die Ehrenablaß und Untreuerlaubniß in der Tasche nachtragen; ich nicht".

Tadel ist leichter als Lob; wie hätte also nicht Chateaubriand, der die Restauration zu loben weiß, einzelne Helden oder einzelne Caricaturen der neuesten Revolution nach achtmonatlicher Beobachtung tadeln können? Allein, der Tadel gegen Personen genügt ihm nicht. Er mußte einsehen, wenn kleine Menschen Großes thun, so verdienen sie dennoch, ja desto größere Bewunderung. Er unternimmt also nach dem Tadel gegen Personen auch einen Angriff gegen die große Thatsache neuester Zeit, die letzte französische Revolution: eine schwere Aufgabe, zumal für einen ehrlichen Mann, der die Ordonnanzen des 25. Julius une odieuse bêtise genannt hat. Doch wir haben es oben gesehen, die besondern Verhältnisse seines frühern Lebens erlauben ihm nicht, seiner Ueberzeugung zu folgen; er bleibt fromm bis zu seinem seligen Ende und treu wie der Hund des armen Mannes. Er sucht daher wiederum mit Verzweifelung und findet wiederum mit Entzücken Gründe zum Angriff gegen die reinste der Umwälzungen, welche die Weltgeschichte aufweist. Und vor Allem bittet er seine Mitbürger, sich überzeugt zu halten, es sei besser gewesen, wenn sie ihre Revolution erst 20 Jahre später gemacht und sich erst tüchtig darauf einstudirt hätten. Insofern hat er allerdings Recht, als in jenem Falle weniger Scandale wie die obenerwähnten vorgefallen, und Talleyrand, früher Verfechter der Legitimität, nicht nach London geschickt worden wäre, um dort zu sagen: Ich habe in meinem Leben kein wahres Wort gesagt. Weiter fürchtet Chateaubriand in der jetzigen Revolution großes Unglück von der Freiheit der Presse, und doch gibt er zu, daß die Restauration durch ihre Ordonnanzen gegen die Presse großes Unglück über das Land gebracht hat. Nur ein uralter Stamm könne den Sturm der Preßfreiheit vertragen, behauptet Chateaubriand; dient aber nicht die englische Geschichte zum Gegenbeweis? Das jetzige Frankreich, meint er endlich, könne nicht in Ruhe bleiben, weil seine Mission sei, andern Völkern zu helfen; dies zugegeben, was doch nicht nöthig ist; und wenn der Verf. jene Einmischung fürchtet, wie konnte es ihm in den Sinn kommen, als Minister Heinrichs V. den Polen beizustehen?

In der Verzweiflung, womit Chateaubriand nach Gründen sucht, um die Restauration in ein glänzendes Licht zu stellen, und gewissermaßen im Delirium eines Sterbenden, der sein letztes Glaubensbekenntniß ablegt, glaubt er in die Zukunft schauen zu können und prophezeit: aus den Tagen des Julius könne nichts Anderes hervorgehen als permanente Republiken oder vorübergehende militairische Regierungen, auf welche ein Chaos folgen würde. Man muß zugestehen, daß Chateaubriand sich, wie andere Propheten, ordentlich vorsieht; entweder wird etwas Bleibendes eintreten, oder etwas Vorübergehendes, oder keins von Beidem! Er stützt *seine Weissagung* darauf, daß in Frankreich seit *einem halben Jahre* ein Wunder eingetreten ist, alle Gewalt sei nämlich gebrochen, es gehorche, wer da wolle, Frankreich regiere sich selbst und lebe nur durch den großen Fortschritt seiner Vernunft. Angenommen, dies sei vollkommen wahr, und wenn einmal ein solches Wunder möglich sein konnte, warum fürchtet Chateaubriand, ein so vernünftiges Volk könne unter Despotismus oder ins Chaos gerathen? Aber, wendet der Verf ein, es ist nicht anders *möglich*: denn ihr habt das Erbreich in ein Wahlreich *verwandelt*, und fügt ihr die Erblichkeit zur Wahl hinzu, so *schafft* ihr eine Amphibienpolitik mit Königskopf und Volksschweif, mit allen Mislichkeiten und ohne die Vortheile der Wählbarkeit und der Legitimität. *) Sonderbar! Wie kann ein so geschichtskundiger Mann wie Chatrubriand dergleichen Betrachtungen anstellen? Ist es ihm unbekannt, daß jede erbliche Monarchie auf einer ursprünglichen Wahl beruht?

Nein, dergleichen Gründe, womit der Verf. die Restauration vertheidigt, konnten nicht aus seiner Ueberzeugung hervorgehen. Er hat ein Ziel, einen herzlichen Wunsch und schüttet sein Herz aus; allein, sein Herz ist mit seiner Vernunft im Widerspruch. Sagt er doch selbst, er sei *préoccupé* de ces idées. Er läßt sich durch Fatalismus leiten, nicht durch Ueberzeugung. „Die Restauration", sagt er, „hat sich zu Grunde gerichtet, ich muß mit ihr fallen, das Fatum hat gesprochen" (S. 46 fg.), und „ich rede nur noch ein letztes Wort zu Gunsten der Restauration, eine letzte Predigt, die Predigt eines einsiedlerischen Klausners, den man nicht anhören wird" (S. 7).

Wenn sich unser ruhmvoller Schriftsteller als Einsiedler nach Jerusalem zurückzöge, wohin er schon früher zum Vortheile der französischen Literatur gewallfahrtet ist, oder wenn er von Neuem seinen Tiefsinn in die Wälder Nordamerikas nachtrüge, so würden wir es leicht verschmerzen, daß er Frankreich seines politischen Talents be-

*) Vgl. die Seiten 23, 14, 25, 27.

raubt. Macht er sich aber zum Klausner, um in friedlicher Zurückgezogenheit zu leben? Nein, man behauptet, er gehe nach Holyrood, und so viel ist gewiß, seine vorliegende Flugschrift ist ein Manifest gegen die jetzige französische Regierungsform. Wir achten Chateaubriand wegen seiner Consequenz in politischen Ansichten; allein, er berücksichtigt den Drang der Verhältnisse, die fast einmüthige Stimmung Frankreichs zu wenig, und, anstatt in friedlichem Asyle die Vernichtung seiner Träume zu beklagen, will er die Unmöglichkeiten, die er träumt, verwirklichen. Chateaubriand ist mit sich selbst consequent; allein, sowie ein Frommer, der keinen neuen Glauben annimmt, weil er mit dem frühern auf die Welt gekommen; sowie ein Gelehrter, der kein neues System annimmt, weil man es ihm nicht 40 Jahre früher angeboten; sowie ein Mensch, der nicht glauben will, daß die Erde sich um die Sonne dreht, weil es nicht in der Bibel steht. Chateaubriand will consequent sein. Er ging früher nach Gent zu den Bourbonen, als sie gegen den Despotismus heranrückten, und geht jetzt, wie man behauptet, nach Holyrood zu den Gegnern französischer Freiheit. Während Andere die Legitimität ehren, insofern sie mit der Freiheit vereinbar ist, liebte Chateaubriand stets die Freiheit nur, insofern sie vereinbar ist mit der Legitimität. 65.

Ueber den Antheil der Sachsen unter Johann Georg III. am Entsatz von Wien.

Von der breitenfelder Schlacht 1631 an bis zu dem Tage bei Auerstädt und Jena sind die sächsischen Waffen bei ausländischen Schriftstellern etwas in Miscredit gekommen, und selbst über ihre Tapferkeit auf dem Schlachtfelde bei Wagram hat Napoleon wahrscheinlich im Unmuth über ihren damaligen französischen Oberbefehlshaber ein hartes Wort gesprochen, welches indeß ein sächsischer General nachdrücklich und überzeugend in einer eignen Schrift zurückgewiesen. Desto mehr verdient das Zeugniß eines unparteiischen Mannes, des Professors und Conrectors Lochner in Nürnberg hervorgehoben zu werden, welches er in seiner von der Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig gekrönten Preisschrift: „Ueber den Antheil Johann III., Sobieski's, Königs von Polen, Johann Georg III. Kurf. v. Sachsen und ihrer Heere an dem Entsatz von Wien im J. 1683" (Nürnberg, Campe, 1831, gr. 8. 16 Gr.) den Sachsen ertheilt, hervorgehoben zu werden. Dieses treffliche Schriftchen gibt eine höchst anschauliche Darstellung der Verhältnisse am östreichischen und polnischen Hofe und von Deutschland in seiner damaligen Erniedrigung, dann von dem Kriege selbst. Kaiser Leopold, der aus Wien entfloh, von den Ausbrüchen seiner unzufriedenen Unterthanen verfolgt (daher Voltaire sagte, das ganze Kaiserthum sei dagewesen, nur der Kaiser habe gefehlt, spielt freilich eine sehr unbedeutende und mit seiner steifen Etikette und seinem Undanke mitunter sogar eine unleibliche Rolle. Eine der interessantesten Quellen sind die Briefe Sobieski's an seine französische Gemahlin (von Salvandy herausgegeben), und in diesen äußert sich der König über den Kurfürsten von Sachsen nach seinem Aeußern, seiner schlichten prunklosen Kleidung, seinem ganzen Benehmen nicht sehr günstig (was auch nach L. S. 37 zu der geringschätzigen Behandlung von Seiten des Kaisers mitbeigetragen haben mag), aber desto vortheilhafter über die sächsischen Truppen (11,000 M.) selbst. Er findet sie sehr schön, gut gekleidet, ganz vollzählig und gut disciplinirt, und besonders die Garde vortrefflich. S. 87, Abschnitt X., ist besonders noch von dem Antheil der Sachsen und ihres Fürsten die Rede, und da stoßen wir auf eine Bemerkung, die hier ganz unparteiisch erscheint und wegen ihrer schlagenden Wahrheit ausgehoben zu werden verdient. „Es hat sich, ich weiß nicht wodurch so gefügt, daß die östreichischen Geschichtschreiber nur Weniges von den Sachsen erwähnen, sodaß, während man den Polen und ihrem Könige ziemliche Gerechtigkeit ertheilt, von den Sachsen nur so obenhin und wie im Vorbeigehen geredet wird. Es scheint ein eigenthümliches Geschick des sächsischen Hauses zu sein, dem östreichischen in großer Gefahr und Noth mit Bereitwilligkeit zu Hülfe zu eilen, dafür aber durch gar keinen, oder nur einen unbedeutenden Dank belohnt zu werden. Es dürfte sich diese Behauptung durch die Erinnerung an Sachsens Stellung zu Oestreich im dreißigjährigen und siebenjährigen und auch in diesem Türkenkriege sattsam beweisen lassen. Man darf in diesem Benehmen nicht eine blinde oder auf eignen Vortheil zu sehr rechnende Anhänglichkeit erkennen, denn diese Verbindungen mit Oestreich brachten Sachsen nie Vortheil, sondern vielmehr wird jederzeit der Gedanke von ihnen ausgesprochen, daß man das Oberhaupt des Reichs in allen Nöthen unterstützen müsse; mit diesem ständen, mit diesem fielen alle einzelnen Stände des Reichs".

Es werden mehre Belege von des Kurfürsten Ergebenheit gegen seinen Kaiser angeführt, aber auch S. 93 bemerkt, daß der Kaiser die geleistete Hülfe nur für schuldige Pflicht halten und darüber sich jeder Dankbarkeit überhoben glauben mochte. Nach S. 91 gebührt den Sachsen erstlich das Verdienst, daß sie am 11. Septbr. zuerst auf den Gipfel des Kalenberges gekommen sind, daselbst an dem Camaldulenserkloster und der St.-Leopoldscapelle Kanonen aufgestellt haben, wodurch sie den Belagerten das frohe Zeichen der Ankunft der ersehnten Hülfe gaben, und die zu spät angreifenden Türken an demselben Tage zurückschlugen. Ferner stehe fest, daß am Tage der Schlacht (12. Septbr.) der Kampf auf sächsischer Seite begonnen hat — primum belli impetum fortissimi Saxones excepere — und wenn auch hier nicht mit voller Macht gekämpft wurde, weil sich der Hauptangriff der Türken gegen den rechten Flügel wendete, so lag doch das zweite Verdienst der Sachsen darin, daß sie auf dem linken Flügel den Angriff der Türken erst aushielten, nachher sie zurückzuweichen zwangen und zuerst, während nur wenige Oestreicher im Gefecht betheiligt waren, eine Anhöhe gewannen. Als die Feinde mit Geschütz vom Lager auf die Sachsen feuerten, nahmen sie diesen Punkt und das Geschütz. Selbst das Lager scheinen sie noch vor den Polen zuerst erreicht zu haben. Vom Kurfürsten aber wird erzählt, daß er nach der Schlacht, als er einige gefangene Christen auf einer Donauinsel von den Türken jämmerlich ermorden sah, mit verhängtem Zügel durch die Fluten den Unglücklichen zu Hülfe eilte.

Die Beilagen geben ein Verzeichniß der benutzten Bücher, worunter auch das Journal bei Kreysig ist, in v. Hammer's „Gesch. des osman. Reichs" 6. Band aber noch nicht genannt sein konnte. Eine andere Beilage verbreitet sich über Leopolds und Sobieski's Bündniß. Schließlich möchte Ref. noch den Wunsch aussprechen, daß doch ein unterrichteter sächsischer Offizier, deren das kleine Heer so viele zählt, mit Benutzung archivalischer Quellen eine Kriegsgeschichte Sachsens (nicht blos Geschichte der Armee) schreiben und damit eine wesentliche Lücke der sächsischen Geschichte ausfüllen möge. 122.

Némésis, wöchentliche Satyre von Barthélemy.

Die Poesie ist immer auf der Seite der Opposition gewesen; an den Hof verpflanzt, war die reichste poetische Ader bald vertrocknet. Daher befremdet es uns nicht, auch nach dem Siege der liberalen Ideen die populairsten Dichter Frankreichs noch immer der Regierung gegenüber zu sehen; am wenigsten Barthélemy, den feurigen Sänger der „Villéliade" und „Peyronnéide", des „Fils de l'homme" und „Waterloo". Aber eine satyrische Zeitschrift

in Versen, Journalistik und Poesie sind uns so verschiedenartige Dinge, daß wir sie in der That nicht vereinigen können. Barthélemy, in seinem Grimm über das „juste milieu“ hat dies versucht, und bereits ist von seiner „Némésis, satire hebdomadaire“, die erste Nummer in unsern Händen.

Quand Thémis est aveugle, on feint de ne plus voir,
Pour le Parquet nouveau s'ouvre une tâche immense;
Ou s'arrête la loi, la satire commence.

Telle est son oeuvre: au front des accusés tremblans,
Qu'elle imprime la honte en distiques brûlans,
Qu'aux yeux des citoyens, en lui montrant la plaie,
Elle traine le crime étendu sur la claie.

Sehr schön, wenn nur nicht unmittelbar folgte:

Sans doute le poète, en ce raide sentier,
Souvent heurte de front *le genre humain entier*,
Qu'importe! Il brave tout, pour lui tout est profane,
Un siècle corrompu veut un Aristophane.

Das „genre humain entier“ ist doch eine etwas zu starke Uebertreibung, um nicht, auch in den elegantesten Versen, den gesunden Menschenverstand zu beleidigen. Aber hören wir weiter:

Les tems sont loin de nous où des frondeurs bénins
Décochaient leurs longs vers sur des poètes nains:
A quoi bon agiter la cinglante lanière
Sur un pauvre Cottin, sur un obscur Linière,
Ou, sous des noms d'emprunt, masquant nos ennemis,
Flageller un Perrier sur la peau d'un Damis?
Non, non! je n'aime pas de pseudonymes voiles,
J'ignore l'art menteur des points et des étoiles;
Quand la satire frappe un coupable, elle doit
L'extraire au grand soleil et le montrer au doigt.

Was würde dazu wol unsere leipziger Censur sagen?

Flageller un Perrier sur la peau d'un Damis;

un Perrier, d. h. in der Sprache Barthélemy so viel als un ministre, — einen Minister peitschen, welche horrible Idee! Und, sollte man es für möglich halten, der Marseiller rühmt sich noch, in diesem Amte nicht neu zu sein:

Eh bien! J'ose m'offrir pour ce rude service;
Au métier de bourreau je ne suis point novice:
Depuis sept ans entiers, opérateur brutal,
J'ai bien souvent dressé l'infamant piédestal;
De Montrouge au pouvoir j'ai flétri les mystères;
J'ai pris mes condamnés dans tous les ministères:
Ces idoles d'alors qu'on servait à genoux:
Villèle, Peyronnet, Corbière, Freyssinous,
Franchet et Delavau son compagnon de chaine,
Bourmont qui doit ouvrir la campagne prochaine;
Juges, pairs, députés, prélats, princes romains,
En masse ou tour-à-tour ont passé par mes mains.

„Sie sind gefallen“, fährt er fort:

Ils sont tombés: crédule encore à cette époque,
Je rejetai bien loin les verges d'Archiloque,
Et dans le siècle d'or du royaume à venir,
Je n'entrevis pas même un délit à punir.
Mais puisqu'en moins d'un an notre nouvelle histoire
Déroule à la satire un si long répertoire,
Que sur les vieux tréteaux fraichement redressés
Pullulent tant d'acteurs, l'un par l'autre chassés;
Puisque le coq gaulois, honteux et trainant l'aile,
N'est plus qu'un triste eunuque aux mains de nos Villèle,
Et que livrant le trône à de graves hasards,
Le parti doctrinnaire a fait son treize mars;
Hâtons nous: trop long-temps ma haine fut oisive;
Il faut que désormais mon encre corrosive,
Dans le sein d'un pouvoir qu'épargna ma torpeur
A force de scandale inocule la peur.

Offener hat wol noch nie die Poesie der Staatsgewalt den Krieg erklärt; auch ist dem Dichter das Loos, welches er auf dieser Laufbahn zu erwarten hat, keineswegs verborgen geblieben:

Qui donc peut m'arrêter, rendre ma plume esclave?
L'indigence? je l'ai; la prison? je la brave.
Au bureau du journal, quand même un alguazil
Viendrait notifier un mandat de Persil;
Quand même du jury le verdict unanime
Tordrait mes vérités pour en extraire un crime,
Toujours prêt au signal, je dirais sans effroi:
Marchons, qu'on me ramène au guichet de Leroy;*)
Pour moi, dans les cachots de cette autre Bastille,
Les blessés de juillet seront une famille;
J'aurai quelque plaisir à retrouver encore,
La porte aux longs verroux, la cour, le corridor,
La pistole qu'on paie à l'avare régie,
Et ma place encore chaude à Sainte-Pélagie. 163.

Notizen.

Spittler sagt von Revolutionen: „Die Gescheitesten können nicht errathen, wie der einmal angefangene Handel sich endigen werde, besonders wenn die ganze Nationalmasse in Bewegung kommt, und die freien Willenserklärungen in solchen Regionen des Volks aufgesammelt werden, wo seit Jahrhunderten keine unmittelbare Theilnahme an großen Nationalentschließungen stattfand. Oft treiben Die, so das Werk zu treiben haben, durch Furcht und Hoffnung und Factionengemenge, selbst der eignen Ueberzeugung der Mehrheit zuwider, schnell Alles zur Vollendung; oft aber entwickeln sich ohne große Mitwirkung derselben in jenen untern Nationalregionen Gesinnungen und Entschlüsse, die man allein deswegen nicht begreifen konnte, weil man gewöhnlich auf Entstehung und Bildung der eigentlichen Denkart des Volks zu wenig Acht hatte“.

Eins der merkwürdigsten Ereignisse unsers Jahrhunderts ist in mancher Beziehung die göttingische Revolution. Wie kann eine Stadt, die vor mancher andern von der Regierung begünstigt ist, wo die Glieder des Universitätswesens von Ruhm und Besoldung, die Bürger von den Studirenden und die Letzten von ihren Mitteln ohne Beziehungen und Verpflichtungen zur Staatsregierung, also auch ohne Lasten und Zurücksetzungen, leben, in Aufstand gegen bestehende Autorität treten? Er ist nie zu besorgen von höflichen Hofräthen, gutes Mieth- und Speisegeld einnehmenden Bürgern und von jungen Leuten, welche das Philisterthum hassen und bei aller Liebe zu Burschenverbindungen mit ihren Haus- und Speisewirthen kein Bündniß schließen. Dennoch ist die Sache geschehen, aber ebendeshalb unbegreiflich. Will man sagen, die Doctoren und Privatdocenten seien an Allem Ursache, so kann freilich ihre Gesinnung durch kränkende Zurücksetzung oder Hunger, den ja Kästner, als Privatdocent in Leipzig, vollkommen gelernt haben wollte, erklärlich werden; aber wie erhalten diese im stillen Arbeitzimmer sorgenden und wirkenden Leute Einfluß auf Bürger, unter denen sich vielleicht Gläubiger finden, wie bewirken sie, daß Studirende mit bürgerlichen Magistraten dasselbe wollen und begehren, wie kommt ihnen überhaupt der kecke, ungewöhnliche Muth? Kassels Nähe hat sonst auf Göttingen nicht anders eingewirkt als durch Oper und Schauspiel, und eine Residenz oder ein soldatenreiches Nachbarland können doch nicht gleichgestellt werden mit einem bücherreichen Musensitze! Wie also Göttingen gegen Hanover sich vergehen können — wofür es leider hart bestraft worden — bleibt immer räthselhaft und beweist nur, daß allgemein verbreitet in unserer Gegenwart der Drang nach Revolutionen sein muß, da selbst solche Städte und Einwohner sich von ihm hinreißen lassen. Weil in Göttingen Revolution ausbrach, steht zu fürchten, die ganze Welt könne in diesen Zustand kommen. 10.

*) Der Inspector des Gefängnisses Saint-Pélagie.

Hierzu Beilage Nr. 11.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 115. — 25. April 1831.

Politische Satyrik in Frankreich.

1. La Dupinade, ou la révolution dupée. Poëme héroi-comique en trois chants. Paris, 1831.

In jedem Worte des anonymen Verf. glaube ich den Geißelhieb jenes patriotischen Dichters zu erkennen, der die „Villèliade“ schrieb, die „Corbiereide“ und „Peyronneide“.

Et douze mille vers tout chauds de liberté.

Woher kommt es aber, daß der Dichter der „Villèliade“ eine „Dupinade“ schreibt?

Das kommt nicht blos daher, weil Barthélemy, der im Kerker für die Sache der Freiheit litt, der in der Straße Montmartre gegen die Ordonnanzen kämpfte und den General Excelmans vor der Wuth des Volkes rettete, sich seit 9 Monaten von seinen Strapazen ausruhen muß, während Andere, die sich in den 3 Tagen ausruhten, jetzt vollauf in den Ministerhotels zu thun haben. Das kommt nicht blos daher, daß er, wie viele Andere, der Dichter bei der Theilung der Erde ist, kurz, es geschieht gewiß nicht blos aus persönlichem Interesse, sondern auch deshalb, weil eben jene Leute, die durch Intriguen und Worte weiter gelangt sind als unser Dichter durch Thaten und Märtyrerthum, ihm seitdem Stoff gegeben haben, seine Muße gegen sie zu benutzen. Ihm ist es einerlei, ob die Männer, welche die politischen Versprechungen vergessen, Villèle und Marchangy heißen, oder Dupin und Persil; er greift als eifriger Satyriker die Fehler, Lächerlichkeiten und Vergehen an, wo er sie findet, bei Feind oder Freund. Ehemals hatten die Staatsverwalter mit ihrer Rechten auf die Linke geschlagen, und Barthélemy schlug rechts. Jetzt schlägt die Linke auf das Programm des 29. Julius, und Barthélemy schlägt links. Auf der einen Seite stößt er wider die aufrichtigen Freunde des Despotismus, auf der andern wider Freiheitsheuchler, und er ruft mit seinem Gegner, dem Procurator Persil, aus: il faut frapper à droite et à gauche.

Er führt uns also ohne viel Weiteres vor die Barriere des Montmartre und zeigt uns, wie Ende Julius, während Lafayette, Dupont, der kranke Constant und Barrot das Volk zur Freiheit führten, die jetzigen Großthuer der Revolution, unter Andern der Held des Gedichtes, in einem mauerfesten Gewölbe des Berges Montmartre verborgen waren:

Si même un jour sur nous tombait du firmament
La comète qu'annonce un prophète allemand,
L'indestructible voûte aux robustes pilastres
Soutiendrait sans faiblir la secousse des astres.

Zu diesen Helden, die sich seitdem die Retter des Vaterlandes nannten, kommt der Referendarius der Pairskammer mit einer allerhöchsten Botschaft:

Nous, Charles, roi de France, à nos amés salut:
Le vingt-neuf de juillet, au moment qu'il fallut
Céder à des félons le château de nos pères,
Et chercher dans l'exil des destins plus prospères,
Nous avons, en partant, ordonné ce qui suit:
Que les amis secrets qui nous servent sans bruit,
D'un régime nouveau présentant le fantôme,
Saisissent à l'instant les rênes du royaume,
De peur que ce royaume, objet de notre amour,
En de perfides mains ne tombe sans retour.
Pour acte de début, qu'ils expulsent sur l'heure
Lafayette, Laborde, Audry, Dupont de l'Eure,
Et tous ces factieux dont le coeur obstiné
Méconnaîtrait les droits de Henri-Dieu-Donné.

Die Botschaft findet Beifall, und einem kühnen Sterblichen, der eine weitere Botschaft nach Neuilly zum damaligen Herzoge von Orleans zu bringen sich entschließt, dem Helden unsers Gedichtes, bindet der Referendarius jene feinen Schuhe an den Fuß, die seitdem Hr. Dupin nicht ausgezogen haben soll:

Cette fine chaussure à la solide empeigne,
Merveilleux escarpins, flexibles comme un gant,
Portés par le feu roi dans son voyage à Gand —

Deswegen heißt auch der erste Theil des Gedichtes „Les escarpins“. Im zweiten Gesange: „La bataille“, sind die Helden des Montmartre nach der Stadt gelangt,

Et dans l'Hôtel de ville, ou l'empire est vacant,
Héros du lendemain, ils ont planté leur camp.

Hr. Dupin, der das ergriffene Ministerportefeuille wieder ausliefern muß, führt seine Scharen in den Kampf und wird durch das Ordre légal und das Juste milieu vom Untergang gerettet, und ruft: „J'ai sauvé le pays“. Da beginnt aber der dritte Gesang und aus den Gräbern steigen die gereizten Leichen des Julius, um dem Retter des Vaterlandes ein Ständchen zu bringen.

Paris dormait: minuit appelait le mystère,
La tombe était muette et le champ solitaire;
Soudain le sol frémit et des ossements froids,

es ist übrigens eine Nachahmung des deutschen Gedichtes,

welches Barthélemy im Anhange zum „Fils de l'homme" übersetzt,

Se dressent lentement autour des saintes croix,

womit bekanntlich das improvisirte Begräbniß am Louvre bedeckt ist,

Et chacun de ces os, tout blancs de sépulture,
Intelligent débris, rentre dans sa jointure.
Bientôt s'est déroulé sur le sol des vivans
Un long cercle muet de squelettes mouvans.
Ils s'élèvent dans l'air en immense spirale:
Un fantôme a réglé leur marche sépulcrale.
Ils volent; et déjà, par des chemins obscurs,
De l'hôtel Coq-Héron ils ont froissé les murs.

Die Gespenster machen nun dem Hrn. Dupin in seiner eignen Wohnung bittere Vorwürfe, er flieht, wird auf der Straße wieder muthig, eilt nach dem Palais Royal. Dort sieht er an dem Laden des öfter erwähnten merkwürdigen Menschen, Marquis de Chabannes, aufrührerische Verse, die gegen ihn selbst gerichtet sind, jagt als Generalprocurator den Marquis aus dem Hause, denn

Il croit avoir reçu d'en haut la mission
De tuer ici bas la révolution.

Dupin eilt nach der Kammer, verkündet den neuen Sieg, das Centrum ist in Ekstase, und da unser Dichter hier etwas plötzlich schließt, so dürfen wir auf eine Fortsetzung seiner Satyren gefaßt sein.

Diese neue Satyre Barthélemy's — denn von ihm ist sie offenbar, das Selbstlob in der Vorrede ist wol Humor und die „Villèliade" durfte er sogar ernstlich loben, da die Hälfte davon seinem frühern Zwillingsbruder in Apollo, dem Hrn. Méry, angehört — diese besonders im ersten und dritten Gesang sehr kurzweilige Satyre schießt in dem ernstgemeinten Texte sowol als in den lustigen Anmerkungen ein wahres Congreve'sches Feuer von Sarkasmen gegen tausend Individuen los, denen Gott Lob dadurch kein Haar gekrümmt wird, und da konnte es nicht ausbleiben, daß manche Rakete auf etwas zu bedeutende, oder auch auf zu unschuldige Leute herabfiel.*) Aber, bemerkt Barthélemy in seiner, seit dem 27. März ebenfalls bei Dénain erscheinenden

2. Némésis, satire hebdomataire, par *Barthélémy*.**)

Aber, bemerkt der Verf., unsere Zeit verlangt persönliche Satyre und wo möglich einen Aristophanes.

Un siècle corrompu veut un Aristophane.
Les temps sont loin de nous où des frondeurs bénins
Décochaient leurs longs vers sur des poètes nains:
A quoi bon agiter la cinglante lanière
Sur un pauvre Cottin, sur un obscur Linière,
Ou, sous des noms d'emprunt, masquant nos ennemis,
Flageller un Perrier sur la peau d'un Damis?
Non, non! je n'aime pas de pseudonymes voiles,
J'ignore l'art menteur des points et des étoiles;
Quand la satire frappe un coupable, elle doit
L'extraire au grand soleil et le montrer au doigt.

Zu diesem Zwecke will Barthélemy, der schon früher im Gerichtshofe eine politische Vertheidigungsrede in Versen gehalten hat, eine Zeitung in Alexandrinern herausgeben, eine wöchentliche Satyre. Die Satyre, dieser Richter, sagt Barthélemy,

Ce que le code absout, ce juge le condamne:
Aux assises du peuple, il traduit le pouvoir;
Quand Thémis est aveugle, ou feint de ne plus voir,
Pour le Parquet nouveau s'ouvre une tâche immense;
Où s'arrête la loi, la satire commence.

Damit ist nun freilich ein anderer Dichter unzufrieden, nämlich der Romantiker Deschamps; wenn es ihm nachginge, würde ein Dichter nie über Politik schreiben, und daher steht in einer franz. Zeitschrift, der „Revue de Paris", folgende Dichtung:

3. Les hommes politiques. Satire. A. M. Alfred de Vigny. Par *Antoni Deschamps*.

Comme on fait aujourd'hui, schreibt er seinem Freunde, dem Bearbeiter von Shakspeare's „Othello",

toi, tu ne voudrais pas
Prostituer ta lyre aux chose d'ici-bas;
Tu l'estimes trop sainte, et, méprisant *la ruse*,
Tu n'attachas jamais de cocarde à ta muse.
Les dieux lares sont tout, et le Forum n'est rien
Pour moi.

Deschamps bricht also den Stab über jegliche politische Dichtung. Schiller's „Tell", die Hymnen des Tyrtäus und die „Marseillaise" sind also in seinen Augen verächtlich. Als Schiller ausrief: „Der Mensch ist frei geboren", hat er sich also prostituirt. Ueber Dreierlei soll man nur dichten: Gott, Kunst und Liebe; wo nicht, so ist *man ein* schlechter Mensch.

Ami! l'amour de Dieu, de l'art et de la femme,
Est le seul aliment digne d'une belle âme.
Celui qui ne sent pas, au midi de ses jours
Habiter en lui-même un de ces trois amours,
Est *mauvais* à mon sens; et fût-il *populaire*,
Je le tiens enfanté dans un jour de colère;
Et je ne voudrais pas, pour son fragile bien,
Porter dans ma poitrine un coeur pareil au sien.

Die Mitarbeiter der „Revue de Paris" können allerdings wenig Zeit und Neigung zu politischen Dichtungen haben, denn sie sind bei den Ministerien angestellt. Aber sonderbar! Hr. Deschamps ist nun einmal Franzose und kann das politische Dichten nicht lassen, gegen welches er eben ziemlich eifrig sprach. Nur dichtet er auf eine andere Weise als Barthélemy und auf eine Art, wobei sich freilich ein Romantiker nicht lange gefallen kann. Hat je ein franz. Classiker gedichtet wie folgt: Das Volk

C'est un *cheval*, rétif au cavalier timide
Et docile à la main qui lui tient haut la bride.

Erhabener neuer Gedanke: das Volk ist ein Gaul.

Mais, dût on m'appeler ami de Charles dix,
C'est là ce que je pense, et partant je le dis.

Sagts am Ende nochmals:

Donc, messieurs du pouvoir ....
Gouvernez, gouvernez, c'est là votre métier
Et tenez-vous toujours fermes sur *l'étrier*;
Et si votre *cheval*.

Da haben wir den Gaul wieder.

*) Vgl. über die „Dupinade" den Bericht unsers pariser Correspondenten in Nr. 111 d. Bl. D. Red.

**) Wir haben darüber schon in Nr. 114 d. Bl. berichtet. D. Red.

a l'humeur volontaire,
Qu'il veuille en se cabrant jeter son maître à terre
Il faudra, *cavaliers* ...

Also auch der Romantiker Deschamps dichtet Politik und beiläufig gegen

Des prêtres chantant vêpre et la messe *en français!*

Wie wollen wir es da dem Verf. der

4. Déclaration de guerre au fourbe et certe au ministère und der Suite dieser Déclaration,

kurz, dem besagten Marquis de Chabannes verdenken, daß auch er Politik dichtet und diese Poesie an den Fensterläden aushängt und auf allen Straßen an Lanzen anklebt? Hört die schöne Dichtung, sie nimmt es wahrlich mit der von Hrn. Deschamps auf.

Air de la Parisienne.
De par la loi, de par justice,
Mon bureau du Palais Royal
En dépit de rage et malice
Sera le quartier-général
D'où je vais faire à mort la guerre
Au fourbe, et certe au ministère.
Je brave les coups
De ces nouveaux fous.
Ma plume et ma voix deviendront contre tous
La foudre et le tonnerre.

Die politische Dichtung des Marquis de Chabannes hat großes Aufsehen erregt, und die Menge las mit Ekstase folgende großartige Poesie:

Lafayette et Dupont de l'Eure
Ont d'abord été écartés;
Odilon-Barrot à cette heure,
Avec Baude sont depostés.

La loi tardive électorale
Ne peut changer l'impression
Qu'une conduite illibérale
A dû faire à la nation.

Ei, wird der Leser fragen, wenn er geduldig genug war, obige Beispiele zu lesen, sind das die literarischen Ergebnisse der großartigen Verhältnisse, die von Frankreich aus die Welt in Staunen setzten? Und ist es möglich, so stark zu handeln, so schwach zu schreiben? Und was ist der Grund, wird der denkende deutsche Leser fragen, weswegen die jetzige französische Literatur so kleinlich ist? Gesetzt, der Leser reist deshalb nach Paris, so wird er folgende Antworten erhalten:

Die Literatur ist im Fallen, wird der Eine erwidern, weil die Verleger Bankerott machen — Aber die Verleger machen Bankerott, weil die Literatur im Fallen ist.

Die Zeit ist zu positiv zum Dichten, erwidert der Andere, sie ladet zum Denken, zu logischer Prosa ein. So zeigt mir doch die merkwürdige Prosa neuer französischen Denker.

Sonderbar! es gibt Dichter, gute Dichter in Frankreich, aber sie dichten nicht. Hugo schrieb eine Ode über die Revolution; dann fing er wieder an, über das Mittelalter zu schreiben. Delavigne schrieb 2 Messéniennes über die Revolution; dann ging er wieder an seine Tragödie über Ludwig XI. Dergleichen hätten sie ebenso gut vor der Revolution schreiben können; in diesen Schriften zeigt sich kein Fortschritt.

Ist man vielleicht unzufrieden mit der jetzigen Zeit? Aber Lamartine, Anhänger der vorigen Regierung, begann seine Klagen, und hörte plötzlich auf. Béranger, der so schöne Satyren und Hymnen dichten kann, schrieb **ein** Gedicht; es ist weder Hymne noch Satyre.

Merimée endlich, der geistreiche Merimée, ein Freund der Freiheit, schreibt über spanische Stiergefechte. Und der geniale Janin sagt geradezu: Ich stecke meinen Kopf nicht mehr zum Fenster heraus. So spricht Janin, der so lebendige Schilderungen des jetzigen Treibens in Paris hätte entwerfen können.

Es fehlt nicht an guten Dichtern, allein sie schreiten nicht im Dichten fort. Es fehlt nicht an Stoff zum Enthusiasmus, und wir bekommen in Frankreich nicht einmal einen Körner. Und es fehlt nicht an Stoff zur Satyre; wo bleibt aber der Aristophanes?

Der Grund ist einfach. In der Politik, in der Freiheit, in dem Drucke, in der Zufriedenheit und dem Misvergnügen, in dem Enthusiasmus und der Lauheit herrscht in Frankreich das Juste milieu. Wer wird sich dazu hergeben, über eine solche Zeit zu dichten? Nur ein mittelmäßiger Mensch. Oder ein Schwachkopf wird es wagen und wird dichten wie Chabannes. Oder ein Mann von Talent wird sich dazu herablassen und wird nicht mehr leisten als Barthélemy. Vor 9 Monaten herrschte in Frankreich Enthusiasmus, und alle Dichter wollten schon übersprudeln; um aber den Dichter zu begeistern, muß die Zeit nicht blos enthusiastisch gewesen sein, sie muß es bleiben. Darum, liebe Leser, erwartet von Frankreich ein leidliches Gesetz über Wahlen, Nationalgarde, Straßenlärm, ein Gesetz für die Wiederherstellung des Pantheons und gegen die Theaternapoleons; erwartet aber von Frankreich keine neue originelle Dichtung, sonst könnt Ihr lange warten, und handelt und begeistert Euch und dichtet lieber selbst. 65.

Ein Jahr in Spanien.

Ein junger Amerikaner, Alexander Slidell, Schiffslieutenant in britischen Diensten, hat soeben, unter dem Titel: „Ein Jahr in Spanien" („A year in Spain, by a young American", 2 Bände, London, 1831), ein Werkchen herausgegeben, welches ein so lebendiges und unterhaltendes Gemälde der Sitten und des Lebens in der pyrenäischen Halbinsel enthält, daß wir es fast den classischen „Skizzen aus Spanien" von V. A. Huber an die Seite setzen möchten; beiläufig gesagt, einem Buche, welches, wenn es nicht das Unglück hätte, von einem Deutschen geschrieben zu sein, gewiß von unsern kritischen Instituten bereits bis in den Himmel erhoben worden wäre und in der ausgewählten Bibliothek eines Privatmannes nicht fehlen dürfte. Der junge Amerikaner hat, ohne den ernsten Sinn, den tiefen Blick, das scharfe Urtheil Huber's zu besitzen, mit ihm die Leichtigkeit der Auffassung und die Freiheit der Bewegung gemein, die unsern gewöhnlichen Reisebeschreibern so sehr abgehen und doch die ersten Bedingungen nicht blos zum Beschreiben einer Reise, sondern zum Reisen selbst sind.

Wir wollen, um unsere Leser auf die unmittelbarste und

vielleicht zweckmäßigste Weise mit der Darstellung des Verf. bekannt zu machen, ihn auf einer Spazierfahrt in dem Prado, dem Corso oder dem Boulevard des Italiens von Madrid begleiten.

„Fuhrwerke, mehre Hundert an Zahl, sieht man von allen möglichen Varietäten; darunter die eleganten Carossen des diplomatischen Corps, einen Kutscher und einen Bedienten in Livrée, und neben dem letztern einen Chasseur, mit einem Paar Epaulettes, Hirschfänger und Offiziershut mit grünem Federbusch. Die meisten Wagen sind indessen nach der alten spanischen Art und wahrscheinlich wenig verschieden von jenem ersten Exemplare, das die gute oder vielmehr nicht gute Königin Johanna die Thörichte in Spanien einführte. Der Kasten ist viereckig und in chinesischem Geschmack verziert, sodaß er einer kolossalen Theebüchse nicht unähnlich sieht. Getragen wird er von ledernen Riemen, deren einzige Springkraft durch ihre Länge gebildet wird, weshalb sie in so großer Entfernung von einander angebracht sind, daß man sie kaum für Theile desselben Wagens halten sollte. Da diese Urgefährte in alten Zeiten, lange vor der Erfindung unserer Wagentritte gebaut sind, so wird der Eingang und Ausgang durch einen kleinen dreibeinigen Schemel erleichtert, der an einem Riemen hinten hängt, und den der Bediente, sowie der Wagen hält, eilig in Bereitschaft setzt. Dies merkwürdige Fahrzeug wird gewöhnlich von einem Paar fetter, langöhriger Maulthiere gezogen, deren Mähne, Haar und Schwanz phantastisch zugeschnitten sind; die Stelle des Kutschers vertritt ein bejahrter Postillon, in furchtbaren Kuirassierstiefeln und einem nicht weniger furchtbaren Federhut von Wachsleinwand. Wenn ich eine Equipage dieser Art sah, konnte ich mich kaum überreden, daß Kutsche, Maulthiere und Postillon nicht von Erschaffung der Welt an existirten und bis zum Ende der Welt täglich ihren Umzug um den Prado halten würden".

„Aber etwas Schöneres kann man sich nicht denken als den Gesichtskreis, welchen der Brunnen der Cybele an dem Nachmittage eines Festtages darbietet. Hinter uns, an dem Ausgange einer doppelten Baumreihe, das Thor Recoletos, zur Rechten ein Hügel, der sich mit der Straße von Alcala allmälig bis zur Puerta del Sol erhebt, zur Linken dieselbe Straße eine andere Höhe hinanlaufend und durch den schönen Triumphbogen begrenzt. Die ganze Straße gedrängt voll von Soldaten in den verschiedensten Uniformen und von Leuten in den malerischen Trachten der verschiedenen Provinzen Spaniens. Auch der Platz ist zum Ueberströmen gedrängtvoll, während man in der Ferne durch die Vistas der Bäume einen Theil des Museums und des botanischen Gartens entdeckt; und in dem Zwischenraume treibt Neptunus, halb verdeckt durch das vor ihm ausgebreitete Laubwerk, seine Wasserrosse. Die Ankunft des Königs, umgeben von einer Pracht, die man nicht leicht an einem andern Hofe Europas kennt, muß dazu dienen, den Glanz des Schauspieles zu erhöhen. Seine Annäherung wird durch die Trommeln und Trompeten gemeldet, sowie er bei den verschiedenen Wachhäusern vorüberkommt, welche am Wege liegen, und bald durch das Erscheinen eines Vorreiters, der, ohne weder links noch rechts zu sehen, auf der Straße dahersprengt, auf welcher sein Herr ihm folgen soll. Zunächst kommt jetzt eine Schwadron junger Edelleute von der Leibgarde, auf prächtigen Pferden aus dem königlichen Marstall, die meist von der Race von Aranjuez sind, und unmittelbar darauf ein vergoldeter Wagen, von 6 milchweißen Rossen gezogen, die mit Federbüschen bedeckt sind, und deren Mähnen und Schweife im Winde fliegen. Gelenkt werden sie von Jockeis, reich in Blau und Gold gekleidet. Im Wagen sitzt zur Rechten Se. katholische Majestät, leicht kenntlich durch die vielen Ordenssterne, die blaue Schärpe und das goldene Vließ, das um den Nacken hängt. Er blickt auf die Menge mit einem Gesichte, in welchem der Ausdruck von Theilnahmlosigkeit und gutmüthiger Laune vereinigt ist, und grüßt sie mechanisch, indem er die Hand zu der Nase emporhebt und wieder sinken läßt, als ob er sich die Fliegen verscheuchte. Zu seiner Linken sitzt die Königin, die für diese sündliche Welt zu gut aussieht. Nach ihm kommt Don Carlos, der vermuthliche Thronerbe, von 6 sahnefarbenen Rossen gezogen, die schöner sind als die seines Bruders. Er grinzt greulich durch seinen rothen Schnurrbart und erschreckt, wenn er schmeicheln will. Neben ihm ist seine Gemahlin, ein breites, derbes Weib, mit schweren, überhangenden Augenbrauen. In der dritten Kutsche ist Don Francisco und seine Gemahlin, von 6 edeln Rappen gezogen. In dem vierten die Portugueza, mit ihrem jungen Sohn Don Sebastian. Auf diese folgen noch 4 oder 5 Carrossen, jede von 6 Maulthieren gezogen, in denen sich die Herren und Damen des Gefolges befinden. Der ganze Zug ist von einer zahlreichen Escorte von Reitern der Leibwacht und Stallknechten des königlichen Marstalles umgeben. Die Ankunft der königlichen Familie hält wie das Vorübertragen der Hostie oder das Läuten des Angelus Jeden in der Stellung gefesselt, in welcher er sich im Augenblicke eben befindet. Die ganze Linie zwischen den Wagen wird durch die Bemühungen der Cavalerie geräumt, und die Carrossen zu beiden Seiten halten, bis Ihre Majestäten vorüber sind. Die, welche zu Fuß gehen, wenden sich mit dem Gesicht gegen die Straße, die Herren öffnen den Embozo des Mantels und nehmen den Hut ab, die Damen salutiren mit dem Fächer". 178.

B i t t e.

J. E. Bode's „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels", ein Hand- und Hausbuch vieler Freunde der Natur- und Himmelskunde, gibt in der neuesten (der 9.) Auflage (Berlin, 1823) im zweiten Abschnitte der zweiten Abtheilung, Seite 371—404, eine gar bequeme Uebersicht des Laufes und der Erscheinung der Planeten von 1822—31 incl. nebst einem Verzeichnisse der in diesen Zeitraum fallenden Sonnen- und Mondfinsternisse. Sollte es der Verlagshandlung (der Nicolai'schen zu Berlin) nicht gefallen, eine Fortsetzung dieser Uebersicht, z. B. auf 10 Jahre, entwerfen und, auf einen besondern Bogen gedruckt, im Buchhandel verkaufen zu lassen? Selbst die Besitzer der frühern Auflagen des beliebten Bode'schen Werkes würden dieses mit Dank erkennen und die Kenntniß der Himmelskunde dadurch mehr gefördert werden als durch manches voluminöse Werk, welches Bode's „Anleitung", die freilich auch ihre Mängel hat, zu verdrängen berechnet ist. 4.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 116. — 26. April 1831.

Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1828. Von Johanna Schopenhauer. 2 Theile. Mit einer Vignette. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Kaum wollten wir unsern Augen trauen, als ein unter der deutlichen Adresse der Nr. 74 eingegangenes Packet den „Ausflug an den Niederrhein", mit einer freundlichen Einladung, eine Beurtheilung für d. Bl. einzusenden, brachte. Wir hassen auf diesem Erdenrunde, außer den breslauer Leiermännern und den stuttgarter „Knöpfle und Spätzle" *), nichts so sehr als 2 Dinge: 1) schriftstellernde Damen, und 2) schriftstellernde Damen, die über Kunst schreiben. Hier mußte also entweder eine Verwechselung vorgegangen sein, oder eine sehr verehrliche Redaction hatte die Absicht, auf Kosten der Brockhaus'schen Buchhandlung ihren Lesern einmal das Schauspiel eines Auto-da-Fé zum Besten zu geben. Denn ein anderes Urtheil als die Verdammung zum Feuer war doch wahrlich von uns so wenig zu erwarten als zu verlangen. Da es indessen ein regnerischer Nachmittag war und wir für den Augenblick gerade nichts Besseres zu thun wußten, so entschlossen wir uns, nach einigem Ueberlegen, auch diesmal unserer bei Recensenten vielleicht nicht sehr häufigen Gewohnheit treu zu bleiben und, ehe wir unser Verdammungsurtheil aussprächen, die beiden zierlichen Bändchen wenigstens erst zu lesen. Zu unserer Verwunderung fanden wir die Ausführung dieses Entschlusses bei Weitem nicht so schwierig, als wir uns vorgestellt hatten. Denn, die Wahrheit zu gestehen, wie meistens mit Haß Unkenntniß verbunden ist, so war uns z. B. von den zahlreichen und, wie Hr. Brockhaus uns versichert, allgemein geschätzten Schriften der verehrungswürdigen Frau Johanna Schopenhauer noch nie auch nur das Geringste zu Gesicht gekommen, und wir sahen uns daher in der That ganz angenehm überrascht, statt eines widerwärtigen weiblichen auteur, der auf Deutsch sogar ein Fehler gegen die Grammatik ist, eine sehr gebildete, lebendige Frau in reiner, fließender, größtentheils recht correcter Sprache von den merkwürdigen Dingen, die sie auf der Reise gesehen und erlebt, erzählen zu hören. Zwar konnten wir uns des Lächelns nicht enthalten, wenn wir lasen, daß die kölner Redensart „rattekahl" von dem französischen radical stammen solle (Th. I, S. 153), oder daß Heinrich IV. (von Frankreich) es gewesen sei, der in Bezug auf Gent gesagt habe: „Jai un *gant*, ou je mettrais Paris (Th. II, S. 159); aber welcher noch so berühmte Reisebeschreiber ließe sich nicht ähnliche kleine Verstöße zu Schulden kommen? Statt unsers Verdammungsurtheils sprechen wir daher ein aufrichtiges Pater peccavi und nehmen uns vor, künftig auch den Damen es nachzusehen, wenn die Lust sie anwandelt, statt des Kochlöffels bei Gelegenheit einmal die Feder zu führen. Die einzige Clausel, die wir unserer gnädigen Erlaubniß anhängen möchten, wäre etwa, daß es in der Gelehrtenrepublik mit den schriftstellernden Damen auf eine ähnliche Weise gehalten würde wie in Frankfurt mit den heirathenden Juden: man gäbe nämlich jährlich nur einer bestimmten Anzahl, die nie überschritten werden dürfte, den Consens. Denn was bliebe für uns Männer wol noch zu Eheweibern übrig, wenn die Frauenzimmer alle unter die Schriftsteller gehen wollten?

Mais, trève de plaisanteries, wir haben die beiden Bändchen des Ausflugs wirklich gelesen, und zwar mit alle den Gemäldebeschreibungen, für die wir uns sonst wenig interessiren, ohne uns von unserm Lehnsessel zu erheben. In einer Zeit, die sich beinahe um nichts mehr bekümmert als um die Politik, ist dies gewiß viel; aber, die Wahrheit zu sagen, was uns schon auf den ersten Blättern gewann und festhielt, war auch am Ende nichts Anderes als Politik. So lange wir in Deutschland die Censur noch behalten, sollten eigentlich nur Weiber über Politik schreiben; diesen wird Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn sie Alles loben, was nur irgend erträglich oder auch unerträglich ist; eines Mannes ist diese knechtische Lobhudelei nicht würdig. Doch, hätten wir in unserm Eifer nicht beinahe vergessen, daß „anständige Freimüthigkeit" jede Censur erlaubt? Einen Beweis hiervon gibt uns, außer dem schlagenden, der in dem Stehenbleiben dieser Zeilen liegt, gleich der erste Abschnitt des Ausfluges, der „Rückblick" überschrieben, uns aus dem Jahre 1828 plötzlich auf den erfurter Congreß, im Jahre 1808, versetzt. Die 4 Könige, die sich

*) So nennt man bei uns in Schwaben die norddeutschen Klöße, die demnach der Hr. Verf. auch nicht sonderlich zu lieben scheint. D. Seger.

damals in Erfurt zusammengefunden, gemahnen uns fast wie Kartenkönige; Napoleon hatte sie alle 4 in der Hand, aber das Spiel ging doch verloren; denn es fehlte ihm die Carreaux, und Carreau war à tout.

Alles, was sich irgend um theures Geld oder durch hohe Protectionen einen Platz verschaffen konnte, hatte sich im Theater zusammengedrängt:

Nahe vor der Bühne waren im Parquet 2 Fauteuils für die beiden Kaiser, und neben diese zu beiden Seiten gewöhnliche Stühle für die Könige und regierenden Fürsten gestellt. Der Raum hinter denselben begann nun sich zu beleben. In Galakleidern, mit Orden und Sternen überdeckt, traten berühmte Staatsmänner und Generale aus fast allen europäischen Ländern in das Parquet, lauter Männer, deren damals auf allen Zungen schwebende Namen schon jetzt größtentheils der Geschichte anheimgefallen sind. Die von Gold starrenden Uniformen, der nicht zu verhehlende Uebermuth, welcher sowol in jeder ihrer Bewegungen als in ihren lebhaften, größtentheils sehr markirten Gesichtszügen sich deutlich aussprach, zeichnete die Franzosen vor den ernstern, prunklosen Deutschen merklich aus. Berthier, Soult, Caulincourt, Savary, Lannes, Duroc und noch viele Andere von gleicher Bedeutsamkeit standen da in dichten Reihen; der Abglanz der Herrlichkeit ihres Kaisers verklärte auf eine ganz eigenthümliche Weise das Gesicht eines Jeden unter ihnen, und mitten unter diesen stand Göthe, mit dem vollen Ausdruck unerborgter, stiller Hohheit und Würde in den edeln Zügen, und neben ihm Wieland's ehrwürdige Gestalt. Der Großherzog von Weimar, der, ihre Nähe ungern entbehrend, Beide zu sich nach Erfurt geladen, der geistreiche, von seiner Zeit zu wenig anerkannte Herzog von Gotha, mehre deutsche Fürsten und königlichen Häusern nahe verwandte Prinzen gesellten sich zu jenen Beiden und bildeten einen Kreis um sie her, wie ihn die Welt sobald nicht wieder sehen wird.

Draußen wurde die Trommel gerührt. Der Kaiser kommt! ging es flüsternd durch die Reihen in dem übervollen Hause. „Bêtes que vous êtes, que faites vous, *ce n'est qu'un roi!*“ donnerte die zürnende Stimme des commandirenden Offiziers, und ein deutscher König trat ins Parquet; noch 3 folgten ihm nach und nach. (Th. I, S. 11.)

Es war eine große, furchtbare Zeit, wo ein französischer Wachtoffizier in einem deutschen Schauspielhause ausrufen konnte: „Ce n'est qu'un roi!“ Aber unverstanden ist diese Zeit an uns vorübergegangen, und ihre Folgen, die jetzt drohend hereinbrechen, finden uns wieder ebenso unvorbereitet als sie selbst uns fand.

Aber wir würden von dem Werke der würdigen Frau, welches wir in d. Bl. anzuzeigen übernommen haben, unsern Lesern eine völlig verkehrte Vorstellung geben, wenn wir nur Das herausheben wollten, was durch seine politische Beziehung für **uns** von besonderm Interesse war. Den Hauptinhalt bildet in beiden Bändchen die Kunst; und wenn diese nicht auch in unserer Beurtheilung den breitesten Raum einnimmt, so ist dies in der That nur unsere eigne Schuld. Wir haben die meisten Gemälde und Gemäldesammlungen, welche die Verfasserin schildert, gleichfalls gesehen und finden ihre Bemerkungen fast durchgehends wahr und treffend; aber ebendeshalb verweisen wir lieber auf das Buch selbst, als daß wir dasselbe einer anatomischen Section unterwürfen. Manches flüchtig hingeworfene Wort, können wir indessen wol sagen, hat uns wirklich überrascht; wie treffend ist z. B. das Folgende über Lukas Kranach:

Meines Wissens hat vor und nach Lukas von Kranach noch kein Maler diese Art, gleichsam rückwärts zu portraitiren, versucht, obgleich es vielen wider ihren Willen oft genug widerderfährt, der Zeit vorzugreifen und die Leute älter darzustellen als sie sind. Der alte Meister hat mit bewundernswerther Kunst es verstanden, gleichsam in der weichen Knospe die künftige Entwickelung der festen, kräftigen Züge des größten Mannes seiner Zeit klar anzudeuten; wer dieses Bild erblickt, ruft: „Das ist Martin Luther!“ und doch steht ein Kind vor uns, ein wahres, wirkliches Kind, mit allen Eigenheiten dieses glücklichen Alters, kein Zwerg mit einem kindischen Körper und einem altklugen Gesicht. (Th. I, S. 39.)

Besonders werth war uns, was in Köln bei Gelegenheit des Wallraf'schen Museums über den obwol berühmten, doch keineswegs hinlänglich gekannten Stifter gesagt wird. Wallraf war eine jener seltenen antiken Naturen, die scharf und bestimmt, aber zugleich klar und durchsichtig, wie Krystall, uns unter allen Schatten des Lebens bis auf den tiefsten Grund der Seele blicken *lassen*; weder der Neid der Pedanten, noch der Haß und die Gemeinheit unwürdiger Angehörigen *können einen solchen* Charakter verdunkeln, und wer *die Züge desselben* sprechend auffaßt und zur Nacheiferung ausstellt, erwirbt sich ein bleibendes Verdienst um die Menschheit.*)

Der 2. Theil, welcher die Reise in Belgien, von Aachen über Lüttich, Namur und Brüssel nach Gent, Brugge und Antwerpen, und von da über Mecheln, Löwen, Maestricht nach Aachen zurück enthält, wird durch die Zeitereignisse, denen diese Gegenden zum Schauplatze dienen, doppelt anziehend. Wer sollte es für möglich halten, dem das Bild des Wohlstandes, des Glücks *und der* Zufriedenheit vor Augen schwebt, wie es hier *mit den* glänzendsten Farben entworfen wird, daß so kurze Zeit darauf die Flammen des Aufruhrs über allen diesen blühenden Gefilden und Städten zusammenschlagen würden? Aber der Funke glühte unter der Asche. Wie charakteristisch ist es in dieser Beziehung, wenn der Kutscher, der unsere Verfasserin von Namur nach Brüssel bringt, auf den Schlachtfeldern von Fleurus und Quatrebras *mit* Wohlgefallen verweilt, aber bei dem kolossalen Löwen, der zum Andenken des Sieges von Waterloo nach Frankreich herüberdroht, in stillem Grimm, ohne anzuhalten, vorüberfahren will. Es gibt mächtigere Interessen für den Menschen als physisches Wohlbehagen. Die Belgier fühlten gewiß in dieser Hinsicht unter der holländischen Regierung alle ihre Wünsche befriedigt; ihre Gärten und Felder waren von Ueberfluß geschwellt, ihre Städte, durch 300jährigen Verfall verödet, wurden durch die Eröffnung ihrer verschlossenen Handelswege neu belebt; aber keine Wohlthat vermochte das gekränkte Nationalgefühl zu versöhnen, welches das unweise Bemühen, durch die Einführung holländischer Sprache, holländischer Gesetze, holländischer Sitten, die Belgier in Holländer zu verwandeln, bis zum glühendsten Nationalhaß steigerte. Was uns auch unsere Zeitungen und Publicisten von den Umtrieben der

---

*) Wir haben die interessante Biographie von Ferdinand Wallraf in Nr. 121 — 124 d. Bl. f. 1830 mitgetheilt.
D. Red.

Aristokratie oder der Jesuiten erzählen mögen, so werden sie uns nie überreden, daß der Adel und der Klerus in Belgien so thöricht gewesen wäre, seinen durch die Gesetzgebung und durch das Concordat wohlgesicherten Einfluß absichtlich einer zügellosen Pöbelherrschaft aufzuopfern. Hätte nicht in dem ganzen Lande bereits allgemeine Erbitterung gegen das holländische Wesen geherrscht und die Zuneigung zu dem Fürsten, den man persönlich liebte und ehrte, aber als Holländer haßte, verdrängt, so hätten unmöglich einige Hundert französischer Abenteurer und ähnliches Gesindel, wie man uns überreden will, einen Aufruhr entzünden können, der so augenscheinlich die wichtigsten materiellen Interessen nicht blos auf das Spiel setzte, sondern vernichtete.

Daß dabei freilich viel loser Pöbel sein Wesen getrieben hat, ist nicht zu bezweifeln; und beklagenswerth ist es, wenn wir eines der schönsten Länder der Erde um einer Idee willen verwüstet sehen, deren Verwirklichung auch ohne dieses furchtbare Opfer, bei einiger Mäßigung, so leicht gewesen wäre. Mit einem schmerzlichen Gefühle haben wir deshalb die schönen Schilderungen von dem herrlichen Maasthale, von dem reichen, thätigen Leben in Lüttich, Brüssel, Gent und Antwerpen gelesen. Antwerpen!

Mit immer neuer freudiger Bewunderung (schreibt die Verfasserin von Antwerpen) wandelte ich durch die schönen breiten Straßen, die großen herrlichen Plätze dieser zu neuem Leben erstandenen Stadt, die an Größe und Umfang nicht weit hinter Gent zurückbleibt und an Lebendigkeit es noch übertrifft. Welch ein Unterschied zwischen jetzt und vor 20 Jahren! Welch ein reges, den beglückenden Einfluß des blühenden Handels verkündendes Leben in den reinlichen Straßen! Wir sahen keine leerstehenden Häuser, keine in trüber Vernachlässigung in sich verfallenen Paläste mehr; die kleinen, in Blei gefaßten, oft zerbrochenen Fensterscheiben, die diese sonst verunzierten, waren verschwunden. Alles sah neu, heiter und freundlich aus, die Straßen wimmelten von wohlgekleideten Leuten aus allen Ständen, keine zugleich Abscheu und tiefes Mitleid erregenden Bettler verfolgten uns, wie es damals bei jedem Schritte auf der Straße geschah.

Nicht leicht habe ich in wenigen Tagen in einer fremden Stadt mich so einheimisch gefühlt als in Antwerpen; die vielen aus dem Auslande hier ansässig gewordenen Familien, Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener, verbannen aus dem geselligen Leben jene Monotonie, jene eingerostete Steifheit, die in Handelsstädten, welche nicht zugleich Seestädte sind, oft zu fühlbar wird. Das häusliche Leben bleibt frisch und frei; Gastfreiheit wird gegen Fremde auf die zuvorkommendste Weise geübt; man mag, aus welchem Theile der civilisirten Welt es auch sei, hier als Reisender anlangen, man kann sicher darauf rechnen, Landsleute zu finden, die hier ansässig sind und zur zuvorkommendsten Aufnahme des durch ein gleiches Vaterland ihnen verbundenen Gastes sich bereit finden lassen. Pracht und übertriebener Luxus hatten bis dahin noch nicht den Weg nach Antwerpen gefunden, wol aber jene wohlthätige Eleganz der Sitten, wie der häuslichen Umgebungen, die von innerer Wohlhabigkeit und echtem bürgerlichen Wohlbehagen der sicherste Beweis bleibt und zugleich die Dauer dieses Glücks verbürgt. (Th. II, S. 264.)

Und all dieser reiche Seegen des Friedens ist mit dem Frieden, vielleicht unwiederbringlich, verloren. Schon sehen wir die schönen, breiten Straßen durch Ruinen entstellt, der Handel stockt, die zahlreichen Fremden und mit ihnen die wohlhabendern Einheimischen sind entflohen; und wenn Holland seine Ansprüche auf den Alleinbesitz der Schelde geltendmachen kann, so wird auf den Plätzen von Antwerpen, Brügge, Gent bald wieder dieselbe Todtenstille herrschen wie vor 20 Jahren, wie vor der in so vieler Rücksicht preiswürdigen und doch, eines einzigen Misgriffes wegen, jetzt so arg verhaßten und so bitter verwünschten Regierung des Königs Wilhelm I. der Niederlande. *)

74.

Deutsche Encyklopädie, oder systematisches Lehrbuch der jedem Gebildeten nöthigen Kenntnisse. Ein Buch für Schule und Haus. Bearbeitet von J. G. Stemler. Erster Band. Auch unter dem besondern Titel: Systematisches Lehrbuch der Welt- und Erdbeschreibung, Kosmo- und Geographie. 2 Abtheilungen. Leipzig, Hartmann. 1830. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf. des vorliegenden Werkes kündigt dasselbe mit der Bemerkung an: „Wenn ich es unternehme, auch das Meinige zur Förderung der Bildung, sowie zur Verbreitung wissenswerther Kenntnisse durch gegenwärtiges Werk beizutragen, so glaube ich, trotz der vielen trefflichen Schriften, welche wir Deutsche über die in diesem Buche vorzutragenden Wissenschaften besitzen, kein unnützes und überflüssiges Unternehmen zu beginnen". Wir wünschen dem Hrn. Verf. zu dem Unternehmen Glück und Ausdauer und dem Hrn. Verleger einen vollen Beutel, da ihnen nicht unbekannt sein kann, mit wie vielen ähnlichen, manches Lob verdienenden und auch eingeernteten Unternehmungen sie zu kämpfen haben. Der Hr. Verf. nennt übrigens sein Werk ein systematisches Lehrbuch, da es wissenschaftlich geordnet und das Wissenswertheste nach den schon festgestellten Lehren abgehandelt sei. Rein — ohne Beimischung anderer Wissenschaften — solle eigentlich (nach des Verfs. Ansicht) blos die reine Mathematik genannt werden können. Hierin hat aber Ref. eine andere Meinung, die umständlich auseinanderzusetzen hier nicht an seinem Platze sein würde, und er fragt nur unter Anderm, ob die Logik z. B. nicht eine reine Wissenschaft ist? Uebrigens setzt der Verf. den Elementarunterricht in der Mathematik bei seinen Lesern voraus, bemerkt aber hierbei sehr aufrichtig, daß er selbst es nicht weit in der Mathematik gebracht habe, um hierüber vortragen zu wollen. Trotz dem, daß er auf Schulen und Universitäten reine Mathematik getrieben und gehört habe, so sei dieses doch — wahrscheinlich in Folge des mangelhaften Sinnes dafür — mit so wenig Erfolg geschehen, daß er höchstens für den Hausbedarf mit seiner Mathematik ausreiche. Ref. bemerkt hier, daß es ihm sehr gewagt scheint, Astronomie und Naturlehre vorzutragen, ohne Eingeweihter in die Mysterien der Mathematik zu sein.

Der Plan des ganzen Werks ist folgender: 1. Band, 1. Abtheilung: Ueber das Universum, Astronomie oder Kosmographie; 2. Abth.: Erdbeschreibung oder Geographie. 2. Band, 3. Abth.: Naturlehre, Physik und Chemie. 3. Band, 4. Abth.: Naturgeschichte oder Naturbeschreibung. 4. Band, 5. Abth.: Allgem. Geschichte, mit Inbegriff der nöthigen Cultur-, Literatur- und Kirchengeschichte. 5. Band, 6. Abth.: Lehre der menschlichen Betriebsamkeit, der Gewerbe, Künste, Wissenschaften. 6. Band, 7. Abth.: Kenntniß des Menschen in körperlicher und geistiger Hinsicht. Anthropologie, Physiologie; 8. Abth.: Abhandlung über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, Lebenszweck, Tugend, Religion, Unsterblichkeit, Gott.

Auch gedenkt der Verf., daß das Wissen sämmtlicher den

*) Wir werden auf das eben besprochene Werk noch einmal zurückkommen. D. Red.

Inhalt dieses Werks ausmachender Wissenschaften auch dargestellt werden kann, als:

I. Die Offenbarung Gottes in der Natur,
II. " " " " " Geschichte,
III. " " " " im Menschen,
vorzüglich im menschlichen Geiste.

Ohne uns hier weiter in die Gründe einzulassen und sie näher zu bezeichnen, die dem Verf. als Leitfaden bei der Bearbeitung seines Stoffes vorgeschwebt haben, und die er denn auch umständlich dem Leser mittheilt, wollen wir hier nur noch Einiges von dem Gehalte des 1. Bandes des Werkes selbst sagen.

Die astronomische Partie ist, ohne auf so gediegene Arbeiten wie die eines Hube oder neuerdings eines Brandes Anspruch zu machen, recht verständig und verständlich zusammengetragen. Ref. vermißt für ein Handbuch der Art keinen Gegenstand von Bedeutung, und daher mag dieser Abschnitt für Diejenigen, die nicht tief in die Sache eingehen wollen und können, recht zweckmäßig sein; nur erlaubt sich Ref., den Verf. darauf aufmerksam zu machen, daß bei einer abstracten Wissenschaft, wozu doch auch ohne Zweifel die Astronomie zu rechnen ist, poetische Redensarten wie z. B. S. 98: „Die allumfassende Natur wird eine Zeit haben, wo sie die edelsten Bestrebungen so vielartiger Geschöpfe vereint und die Blüten aller Welten gleichsam in einen Garten sammelt. Jetzt wollen wir Menschen sein, d. h. Ein Ton, Eine Farbe in der großen Harmonie der Töne und des Lichts, bis wir endlich inniger mit derselben verschmolzen werden", — nicht an ihrem Platze sind. Es mischen sich ohnedies in die großen Wahrheiten des Weltenbaues eine Menge Hypothesen, sodaß eine blumenreiche Sprache nur noch weiter auf Irrwege führt. Die schwächste Seite dieses Abschnitts ist ohne Zweifel die zehnte Abhandlung, die vom Gebrauche der Himmelskugel zur Lösung astronomischer Aufgaben handelt. Das lediglich nur Beschreibende reicht kaum hier aus; es muß, wenn man verstanden sein will, schlechterdings Mathematik zu Hülfe genommen werden; sonst wird das Ganze nur eine Wort-, nicht eine Sacherklärung.

Die zweite Abtheilung des 1. Bandes führt den besondern Titel: Geographie oder Erdbeschreibung. Die Haupteintheilung ist noch die alte, wenn wir auch nicht sagen wollen, die veraltete, in die mathematische oder astronomische, physische und politische. In der Literatur der Geographie ist blos Cannabich's und Stein's Lehrbücher gedacht und manche höchst wichtigen Werke der Erdkunde, wie die von Ritter, Zeune, Hassel u. s. w. unerwähnt gelassen. In der Literatur der physischen Geographie steht neben Bode und Kant, Samuel Chph. Wagener: „Das Leben des Erdballs und aller Welten". Zu den bei einer künftigen Auflage zu berichtigenden Stellen rechnet unter Anderm auch Ref.: daß als höchste Bergspitzen der Erde nach dem Dhawalagiri der Chimborasso nicht unmittelbar gesetzt werden kann, da, nach Pontland, der Illimani 24,200, und der Nevado von Sorata 25,200 englische Fuß Höhe hat.

Wir übergehen hier nun alles Weitere, was über das Physische der Geographie gesagt ist, da es von der einen Seite nichts Neues, was nicht schon in den bessern Lehrbüchern aufgeführt sich befindet, enthält, von der andern Seite aber auch nichts Wesentliches vermißt wird. Bei der Darstellung der Gebirgsverzweigung in Europa bemerkt Ref., daß die Angabe der Verbindung der Pyrenäen mittels der Sevennen und des Juragebirges mit den Alpen wol nur höchst relativ ist, da bedeutende Ebenen dazwischenliegen. Auf diese Weise stehen alle Gebirge der Erde im Zusammenhange. Hier mag auch noch die Frage erlaubt sein: was versteht der Verf. unter den vorzüglichsten Gebirgen? Die Pyrenäen sind weder das höchste noch das ausgebreitetste in Europa. Ueber die wesentlichen und charakteristischen Bestandtheile der Gebirge hätte mindestens eine allgemeine Skizze aufgenommen werden sollen. Was die statistisch-topographische Beschreibung der einzelnen Länder und Staaten anbelangt, so sind Cannabich's und Stein's kleine geographische Schulbücher zum Muster genommen; Ref. weist demnach in Allem, was diese Gegenstände betrifft, auf obige, in Deutschland allgemein gekannte Werke hin. An möglichster Zusammendrängung der Gegenstände fehlt es nicht. Man nehme als Maßstab, daß Portugal auf 2 Octavseiten abgehandelt ist.

Wir wünschen dem Verf. Muth zur Fortsetzung seines fleißigen Unternehmens, das zwar, wie Alles unter der Sonne, seine Mängel und Schwächen hat, dem allgemeinen wissenschaftlichen Hausbedarf aber recht zweckmäßig entspricht. 99.

Bemerkung.

Ueber das Naturrecht.

Professor Blume sagt bei Gelegenheit seiner Beurtheilung dreier Werke über das englische Recht (von Cooper und J. D. Mayer) in der hallischen „Allg. Lit.-Zeitung", 1830, Nr. 207: „Das römische Recht war das gemeine Recht nicht blos für die deutschen, sondern fast für alle europäische Juristen. Als aber dieses gegebene Material durch die immer wachsenden Massen nationeller und provinzieller Rechte mehr zurückgedrängt wurde, glaubte man die Gemeinsamkeit des Rechtes durch einen bloßen Wechsel des Stoffes erhalten zu können: das Naturrecht sollte in die Stelle des römischen treten. Jetzt endlich, nachdem die meisten Juristen bei dem Naturrechte entweder gar keine, oder doch nur eine sehr dürftige Befriedigung gefunden haben, wird es mehr und mehr dahinkommen, daß auch bei dem verschiedenartigsten Stoffe die Einheit der Rechtswissenschaft bewahrt werde durch Einheit in der Behandlung". Zur Ehre des Naturrechts stehe hier die Bemerkung, daß Herr Prof. Blume in diesen Aeußerungen ein mehrfach schiefes Urtheil zu Tage gefördert hat. Denn erstens ist es eine ganz falsche Auffassung der Geschichte des Naturrechts, wenn man behauptet, es habe dasselbe als ein gemeines Recht an die Stelle des römischen treten wollen. Keineswegs; sondern seiner Natur nach mußte es die Schranken jedes positiven, mithin freilich auch des römischen Rechts nachweisen und hervorheben. Dies fiel aber bei dem römischen Rechte, weil dieses das verbreitetste, beliebteste und herrschendste war, natürlich am meisten auf. Sodann ist es sonderbar, davon zu sprechen, daß die Juristen gar keine oder doch nur sehr dürftige Befriedigung im Naturrechte gefunden hätten; sonderbar um deswillen, weil gerade jetzt erst die Frucht des Naturrechts, jene allerwärts sich gestaltenden neuen, constitutionnellen und freien Verfassungen, recht glänzend zu Tage kommt, weil sogar höchst specielle Staatshaushaltungs-Entwürfe, wie der Entwurf eines neuen Steuern- und Abgabensystems für Sachsen, ausdrücklich nach den Grundsätzen des Naturrechts gebildet und geprüft werden. Das römische Recht gibt zu freien Verfassungen auch nicht den unbedeutendsten Grundsatz her, aus dem römischen Rechte wird man für liberale Steuernsysteme auch nicht ein Jota entlehnen können. Herr Prof. Blume hätte sagen sollen: die Civilisten (denen ja stets das Vernunftrecht ein Dorn im Auge war) haben keine Befriedigung im Naturrechte gefunden. Dann hätte Jeder sein Amen hinzugesetzt. Endlich ist auch das ein Irrthum, daß gleichsam auf den Trümmern des Naturrechts eine Gemeinsamkeit in der Rechtsbehandlung sich erhoben haben soll, indem man den Zusammenhang und die Verwandtschaft der Particularrechte zu ermitteln und sie nach höhern Gesichtspunkten wieder zu vereinigen strebe. Jeder aufmerksame Beobachter des Ganges der Geschichte der Rechtswissenschaft weiß, daß dieses Streben, das sich besonders in der ganz neuen Wissenschaft der vergleichenden Jurisprudenz offenbart, eben nur eine Frucht der wissenschaftlichern Bearbeitung des Naturrechts ist. Daß sich an diese Frucht des Naturrechts, weil sie sich auf das positive Recht erstreckt, auch die Civilisten anschließen, wer wollte sich darüber wundern oder sich nicht darüber freuen? — **Aber sie dürfen nur nicht sagen, es sei die Frucht ihrer Arbeit.** 176.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 117. —— 27. April 1831.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1830.

Dritter Artikel.*)

21. Dramatisches Sträußchen. Von J. F. Castelli. Funfzehnter und sechszehnter Jahrgang für 1830 u. 1831. Wien, Wallishausser. 16. 4 Thlr.

Diese Sammlung, wiewol seit einigen Jahren in merklichem Abnehmen, ist noch immer ein beliebtes Repertorium leichter Bühnenstücke. Der für d. J. 1830 bestimmte Band gibt zuerst das dreiaktige Lustspiel: „Eine für die Andere", eine etwas verbrauchte, aber durch gefällige Nebenumstände unterhaltende Intrigue, bei welcher die Verwickelung jedem Liebhaber eine andere Geliebte aufdringt, als sein Herz eigentlich meint. Wir bemerken in Castelli's Diction bisweilen sonderbare Italianismen, wie S. 11 u. a. O.: „Jetzt stehen wir frisch" (Stiamo freschi). Das zweite Stück: „Diana v. Poitiers", nennt sich „historisches Lustspiel, in 2 Akten, nach dem Französischen". Die bekannte Anekdote ist launig und ziemlich im Colorit der Zeit behandelt, und die Art, wie Diana den von ihrem Vater bedrohten König rettet, ist fein und anziehend ersonnen. Marot ist eine sehr gute Gestalt, und auch gegen die Charakteristik des Königs ist nicht viel einzuwenden. „Die in ein Weib verwandelte Katze" ist eine französische Caprice, die bis nahe an die Grenzen des Unstatthaften streift; doch ist die närrische Erfindung mit Geist behandelt. Daß dies Genre sich selbst überbieten kann, hat uns früher einmal der „Neue Narziß" gezeigt. Auch Holtei hat dies Sujet bearbeitet; die vorliegende Bearbeitung hat Vorzüge und mag als eine wirksame Parodie romantischer Schwärmerei gelten.

Der Jahrgang für 1831 beginnt mit einem etwas langweiligen Sittengemälde in 4 Abtheilungen: „Johann Hasel", nach dem Franz. des Théaulon. Es soll uns zeigen, wie die Liebe eine rohe und niedrige Natur verwandeln könne: ein Gegenstand, den schon Boccaccio besser behandelt hat. Wir vermissen die rechte Lust in diesem Stück, dessen Verwickelung sonst gut ist. Gegen die reine Diction ist oft gesündigt. Durmont's Tanzleidenschaft ist zu breit behandelt; es ist eine ewige Wiederkehr desselben. Der Johann geht an. Scribe's „Zwei Jahr nach der Hochzeit, oder: Wer ist Schuld daran?" in einem Aufzuge, ist ein löbliches Lustspiel. Ein Hausfreund verwirrt eine glückliche Ehe, und der ehrliche Buchhalter Meisenhuber stellt sie wieder her. Die Schuld ist zwischen beiden Gatten getheilt; das Ganze ist für ein Lustspiel fast zu ernst. „Uniform und Schlafrock", in einem Aufzuge, nach dem Franz., ist bekannt. Es ist eine kecke und heitere Erfindung, mit belebter und gefälliger Handlung. Die Sprache könnte besser sein; allein, der Verf. macht es sich mit seinem dramatischen Sträußchen, das seinen alten Duft ziemlich eingebüßt hat, jetzt leichter als er sollte.

*) Den ersten und zweiten Art. siehe in Nr. 49, 50, 84 u. 85 d. Bl. D. Red.

22. Dramatische Versuche. Von C. G. Hölder. Erstes Bändchen. Stuttgart, Löflund. 1830. 8. 2 Thlr.

Der Verf. dieser Dramen kommt etwas spät mit dem Versuch, das Iffland'sche Lustspiel wieder zu Ehren zu bringen. Der genannte Dramatiker ist sein Vorbild, und er ahmt ihn in aller seiner bürgerlichen Steifheit, in der Kälte seiner Erfindungen und in der unpoetischen Richtung seiner Tendenzen nach. Dabei bleibt er in belebtem und bühnenmäßigem Dialog hinter ihm zurück und sucht diesen Mangel durch Einfälle und Wortwitz nur selten zu ersetzen. Bei diesen Umständen bleiben seine „Versuche" schwach und unwirksam; und wiewol eine gewisse Fähigkeit, zu charakterisiren und eine Intrigue anzulegen, nicht zu verkennen ist, so ist der Ton seiner Stücke doch im Ganzen wenig erheiternd und von wahrer Lust, vom Spiel der Leidenschaften und von der ergötzlichen Parodie, die das Wesen des Lustspiels ausmacht, wird wenig bemerklich. Mit einem Wort, es fehlt diesen Stücken an Salz, an komischer Kraft, und für bloße Sittengemälde ist unsere Bühne zu alt geworden. „Liebe und Großmuth", Schauspiel in 5 Akten, zeigt uns einen großherzigen Hofrath, der so weit geht, für seinen Nebenbuhler zu werben. „Der Zerstreute", in 3 Aufzügen, ist ein erträgliches Charakterbild von einem nur für seine Studien sinnenden und in allen übrigen Lebensverhältnissen ungeschickten Gelehrten. Hier kommen einige spaßhafte Mystificationen vor, und bekannte Anekdoten sind benutzt, um Lachen zu erregen. Das Ganze hinterläßt jedoch keinen gefälligen Eindruck. „Wiederfinden", Schauspiel in 5 Akten, ist trotzdem daß es an „Stella" erinnert, unendlich breit und ohne alle Lust. Kurzum, Iffland hat diesen Nebenbuhler nicht zu fürchten, und noch weniger erreicht er Goldoni in dessen lebenvollen Sittengemälden. Die Sprache ist, wiewol breit, doch grammatisch rein und zuweilen selbst von einer Kraft, welche den Erfindungen fehlt. Wir glauben nicht, daß mit dieser Gattung, selbst in der kunstfertigsten Hand, jetzt noch Glück zu machen sei, der Sinn dafür ist erstorben, und Nichts in den jetzigen Verhältnissen der Bühne scheint darauf hinzudeuten, daß er jemals wieder werde wach und lebendig werden.

23. Die Erbschaft. Die Zigeunerin. Von Vinc. Nolte. Ein Versuch, E. Scribe's dramatische Werke auf die deutsche Bühne zu verpflanzen und zu nationalisiren. Hamburg, Perthes und Besser. 1830. 8. 12 Gr.

Man sieht, daß der Verf. in Deutschland, wie er selbst gesteht, völlig fremd geworden ist, wenn er glaubt, daß es noch eines Versuches bedürfe, um Scribe's Stücke unter uns einheimisch zu machen. Besagter Scribe ist leider nur zu sehr Usurpator und Tyrann der deutschen Breterwelt. Wir sehen eben nicht ein, wodurch sich dieser Versuch von allen übrigen unterschiede; etwas Sprachgewandtheit ist darin zu bemerken. Die übersetzten Stücke sind: „L'héritière", von Scribe, eins seiner reinsten und besten Lustspiele, und „La Bohémienne", historisches Schauspiel aus der amerikanischen Revolution, nach Scribe und Melesville, in 5 Akten, und voll bekannter französischer Großmuth und Vaterlandsliebe.

24. Ludwig der Heilige in Aegypten. Schauspiel in 5 Akten von Freiherrn von Oefele. Gera, Heinsius. 1831. 8. 15 Gr.

Dies Drama, auf strenges historisches Studium gegründet, scharf und sicher in seinen Charakteren, sinnreich und poetisch in seinen Intentionen, anziehend in seiner Entwickelung und rein in Vers und Sprache, verkündet ein achtbares Talent. Der Verf. kennt den Zwiespalt von Bühne und Drama und macht einen Versuch, ihn auszusöhnen. Die Behandlung seines Stoffes hat der poetischen Erfindung wenig Raum verstattet; allein, hier vertrat die Geschichte glücklicherweise selbst die Stelle der Poesie. Ludwig der Heilige in Aegypten hat auch in der Geschichte das Ansehen einer schönen Fiction, und wir wissen nicht, wie viel von seinen Abenteuern der ausschmückenden Erfindung seiner Chronisten angehört. Der Verf. führt uns den Helden von seiner Landung vor Damiette bis zu dem Moment vor, wo Fakardin's Aufruhr seinen Todfeind vom Thron stürzt, und wo die Sarazenen den gefangenen Frankenkönig zu ihrem Beherrscher ausrufen, was ihn rührt und ihn zum Frieden und zur Heimkehr nach Frankreich bewegt. Hier bedurfte es geringer poetischer Schöpferkraft, um die schönsten Situationen wie von selbst herbeizuführen; wenige Stoffe sind der dramatischen Behandlung günstiger als dieser; die Geschichte selbst ist ein Drama voll Kraft und dichterischer Prägnanz. Der Verf. versteht es, die wirksamsten Situationen hervorzuheben und seine Personen mit der Sprache zu begaben, die hier die zweckmäßigste war. Ludwig ist ein Held, treu seiner Pflicht bis zum Tode, begeistert, standhaft, ein halber Heiliger; Margarethe die würdige Gattin eines solchen Helden, und seine Gefährten sind echte Kreuzritter. Die Ausartung des Kreuzheeres im Großen zeigen uns einige wohlerfundene und kräftige Scenen. Fakardin ist ein fanatischer aber redlicher Muselmann; Almoaban, der Sultan, ein Despot, ohne Ahnung der höhern Menschenwürde. Der Kern des ganzen Gedichts ist die 5. Scene des letzten Akts, wo Ludwig und die gefangenen Kreuzritter den Tod erwarten, den Fakardin's Aufstand (etwas grell) plötzlich in ihren höchsten Triumph verwandelt. Die Ritter, vor ihren Todesblöcken knieend, fodern von ihrem König, daß er sie segne.

> O Kinder meines Frankreichs, seid gegrüßt,

ruft er aus;

> Wir haben uns in Schlachten oft gesehn,
> Wo tausendfach der Tod im Sturm der Pfeile
> Um unsre Häupter wüthete.
> .... Was thaten wir?
> Wir drückten brüderlich die Hände uns,
> Und jeder Blick war des Gefährten Sonne. (?)...
> Denkt jetzt, ihr ginget wieder in den Kampf.
> Bei Gott! nicht einen höhern könnt Ihr fechten:
> Der Preis ist Vaterland, Religion!
> Mit Euch ist Euer Führer, Euer König.
> Uns droht kein Tod, uns winkt ein ewig Leben,
> Des Himmels goldne Thore öffnen sich,
> Uns vor strahlt in der Glorie das Kreuz u. s. w.

In Sprache und Situation verräth der Verf. Mäßigung und Nachahmung guter Muster. Einzelnes ist zu tadeln, wie die häufige Nachstellung des Eigenschaftsworts: die Nacht, die dunkle u. s. w.; aber im Allgemeinen ist der Ausdruck dichterisch und würdig; die Katastrophe ist mildrührend, ohne weichlich zu sein, und die starken Charaktere sind zugleich menschliche. Das Ganze ist eine gute Erstlingsarbeit und wird, bei zweckmäßiger Darstellung, sich Freunde erwerben. Unter den historischen Dramen dieses Jahres nimmt sie die erste Stelle nach dem „Johann von Schwaben" ein.

25. Schauspiele von F. v. Elsholtz. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1830. Gr. 8. 20 Gr.

Hier lernen wir einen ausgezeichneten Lustspieldichter kennen, der Beruf mit Fleiß, Geschmack mit Uebung in seinem Fach verbindet. „Die Hofdame", Lustspiel in 5 Akten und Alexandrinern, ist ein feines, überaus geschmackvolles Stück, das uns die Bekanntschaft des Verf. mit dem guten Ton der höhern Stände (jenes pium desiderium bei den meisten deutschen Lustspielen) bewährt, und das, in seinem Stoff zwar mager, doch von so eleganter Haltung in Sprache und Verwickelung und von so wirksamer vis comica durchzogen wird, daß wir dem Verf. unser „Bravo" zurufen müssen. Kein Zweifel, daß das Ganze hätte verkürzt werden können, ohne an seiner Wirkung zu verlieren. Viele Scenen sind allzu leer an Handlung, die ein geistreicher Dialog zu ersetzen berufen ist; allein mit Vergnügen folgen wir diesen eleganten, ideenreichen, schöngeistigen Gesprächen zwischen Adamar und dem Fürsten, die, wie nebenher, die wichtigsten Fragen des Lebens zur Sprache bringen und auf gefällige Weise lösen. Die Fabel ist für 5 Akte nicht ausreichend. Sie ist in aller Kürze die: Ein Fürst und seine Braut begegnen sich kalt, weil Beide über der Furcht vor der Pflicht ihre gegenseitige Liebenswürdigkeit nicht erkennen. Der Fürst wirft sein Auge auf eine Hofdame, die Fürstin auf Graf Adamar; allein, durch Maskenanzüge mystifizirt, gerathen sie an einander und tauschen Zeichen der Liebe. Nun fällt der Schleier, und das Stück endet mit einer Doppelehe. Dieser Gegenstand ist schon sonst gebraucht (wenn wir nicht irren, namentlich von Fr. v. Weissenthurn); er ist nicht neu, aber er erscheint so durch geistreiche Behandlung und einen wahrhaft köstlichen Vers. Alles ist fein, geschmackvoll und elegant an dieser Arbeit, und wer zweifelt daran, daß es besonders solche Lustspiele sind, die uns fehlen, und die uns Noth thun? Die besten französischen Muster — und in dieser Gattung sind die Franzosen besonders Muster — werden hier nicht nur mit Glück nachgeahmt, sondern erreicht; es wäre zu bedauern, wenn der Verf. nicht in dieser Bahn fortarbeitete, um vielleicht eine Lücke auszufüllen, die unserer Literatur zur Schmach gereicht. Hier ist Ehre zu gewinnen, und der Verf. hatte alle Anlage, den Preis heimzutragen; er hüte sich nur vor allzu großer Breite und Ausschweifung in zur Handlung nicht gehörende Discussion. Wie geschmackvoll er diese auch zu leiten weiß, vom Drama verlangen wir vor Allem Handlung. Das zweite Stück: „Komm her!" Lustspiel in einem Akt, ist eine ebenso elegante als beliebte Kleinigkeit. Auch hier sind Vers und Reim vortrefflich; die Situation ist neu, und die Aufgabe (eine solche ist das Stück) ist befriedigend gelöst. Ein Paar Verse mögen zur Probe hier stehen: Der Schauspieldirector mustert die Briefe, welche als Bewerbungen zu einer offenen Stelle bei ihm eingehen:

> Empfindung, Adel, Kraft, Gedächtniß, Bildung, Geist,
> Geschmack, Belesenheit, und wie es weiter heißt,
> Hat Jede, schwört sie mir ohn' alles Uebertreiben,
> Und keine Einzige — kann orthographisch schreiben!

Wir erwarten von dem Verf. die Erfüllung eines unserer wärmsten Wünsche für die vaterländische Literatur: ein echtes, deutsches Lustspiel, das die Sitte, aber zugleich auch die Bildung zurückspiegle, die bei uns einheimisch ist.

26. Gesina, die Teufelsbraut, oder der 6. März. Melodrama in 3 Perioden, jede in 2 Abth. Von Weissenburg dem Aeltern. 1829. 8. 16 Gr.

Es ist ein heldenkühner und wol noch niemals dagewesener Gedanke von einem Dramatiker, einen Menschen, der noch lebt, bei lebendigem Leibe vom Teufel von den Bretern wegholen zu lassen. Dies aber geschieht hier vor unsern sichtlichen Augen. Gesina Timm, die berüchtigte Giftmörderin in Bremen, ist die Heldin dieses wunderlichen Machwerks. Der Teufel, in der Gestalt eines Zigeuners, wirbt um sie und gewinnt sie. Dies hat das Gute, daß sie als die fast willenlose Mörderin der Ihrigen erscheint. Convulsionen, Krämpfe und Tod erfüllen die 108 Seiten dieses Stücks; die Gerichtssitzung ist da, aber der Teufel entführt sein Liebchen und stürzt sie in das höllische Brautbett. Der Gegenstand ist zu widrig, um dabei zu verweilen; es ist ein gutes Zeichen, daß keine Verlagshandlung ihren Namen dazu hergegeben hat. Die Sprache, der Vers ist des Sujets würdig, oder vielmehr, wie schlecht beide auch seien, sie sind immer noch zu gut dafür.

27. Der Graf wider Willen, oder Heirath durch List. Von Thielmann. Lustspiel in 1 Akt. Mainz, Müller. 1830. 8. 6 Gr.

28. Die Gesandtschaft. Ein Schwank in 1 Akt, von Demselben. Ebendas. 1830. 8. 6 Gr.

29. Des Meisters Geburts- und Namenstag. Komisches Gemälde, als Vaudeville bearbeitet. Von Demselben. Ebendas. 1830. 8. 6 Gr.

Sehr schwache, langweilige und talentlose Arbeiten. Der Verf. hat einige Kenntniß von Dem, was auf der Volksbühne Effect macht, und reiht Späße erträglich aneinander; von der echten Komödie lebt jedoch keine Vorstellung in diesen Lustspielen. „Heirath durch List". Eine jede Heirath auf der Bühne ist eine solche. Eine Person wird für die andere untergeschoben; auch das gehört zu dem Allergewöhnlichsten. „Die Gesandtschaft" ist eines gebildeten Publicums ganz unwürdig, und auch dieser Spaß ist verbraucht. „Das Fest der Gesellen, oder des Meisters Geburtstag" ist eine fade Variation zum „Fest der Handwerker", die nicht einmal das Verdienst hat, die Dialekte treu wiederzugeben. Kein Berliner sagt z. B. ich syn für: ich bin. Von Erfindung ist nicht die Rede; der Verf. hat sein Vorbild nicht nachgeahmt, sondern abgeschrieben. Er bewährt keine Art von Talent, und wiewol nur Angely sein Meister ist, so ist er auch von diesem ein schlechter Schüler.

30. Neue Bühnenspiele in Originallustspielen und Bearbeitungen, von Lebrun. Zweiter Band: Die Stimme der Natur. Der Zeitspiegel. Hans Luft. Mainz, Kupferberg. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Herausgeber dieser Sammlung hat es sich diesmal äußerst leicht gemacht. In der „Stimme der Natur" gibt er ein bekanntes Schröder'sches Schauspiel, das er zeitgemäß und für die Bühne eingerichtet zu haben versichert. Es ist ein gutes, altes Stück, das durch diesen Aufputz wenig gewonnen hat. „Der Zeitspiegel", Lustspiel in 3 Akten, scheint ihm zwar eigenthümlicher anzugehören (was jedoch in unsern Tagen schwer zu verbürgen ist); dieser ist dafür aber auch eine überaus leichte und unbedeutende Arbeit, bei der fast aller Witz auf das halbenglische, halbdeutsche Kauderwelsch des M. Stock hinausläuft. „Hans Luft", in 3 Abtheilungen, ist dagegen wieder dasselbe Stück, das wir unter dem Titel: „Johann Hasel" unter den Castelli'schen Arbeiten schon kennen lernten, hier noch um ein Beträchtliches niedriger im ersten Theil und breiter in den folgenden. Statt des englischen Kauderwelsch im vorigen Stück ergötzt uns Rigolard hier durch französisches. Der Verf. versteht es wenig, den Ursprung seiner Stücke zu verbergen, und sein sonst nicht verächtliches komisches Vermögen wird durch nachlässige Behandlung von Jahr zu Jahr unbedeutender.

31. Francesca von Rimini (Francesca di Rimini). Trauerspiel. Treu metrisch nach dem Italienischen des Silvio Pellico, von Ernst Schäfer. Augsburg, Kranzfelder. 1830. 8. 14 Gr.

Eine ziemlich rohe Uebersetzung eines guten italienischen Trauerspiels, dessen Verf. als einer der Verfechter des romantischen Geistes im Drama bekannt ist. Die politische Partei, der Pellico anhängt, erlaubte nicht, viel zum Lobe seiner Arbeiten in Italien selbst zu sagen; uns muß er als ein rüstiger Streiter gegen veraltetes Vorurtheil und engherzige Kritik in seinem Vaterlande achtbar erscheinen. Seine „Francesca" legt es besonders auf zarte Rührung an, und dies Ziel erreicht der Verf., trotz seiner starren, trockenen Sprache. Der Stoff ist aus 10 Versen der „Divina commedia" bekannt.

Wir lasen eines Tags u. s. w. „Inferno", C. V, 127 fg.

zart und gefühlvoll behandelt und in 3 oder 4 Scenen voll dramatischer Wirkung. Francesca und Paolo gehen durch Mord unter. Die Uebersetzung ist äußerst treu, aber ungelenk und sprachlich ohne allen Reiz. Der Bearbeiter macht oft ganz unrhythmische Verse, verliert sich öfter in der Construction und trifft auch nicht immer den eigentlichen Gedanken seines Originals. Es fehlt ihm an Uebung. Dennoch wollen wir es gern sehen, wenn er uns auch den „Eufemio di Messina" des Verfassers gibt, den wir in vielen Beziehungen der „Francesca" vorzuziehen geneigt sind.

32. Der Renegat von Granada. Dramatisches Nachtgemälde (!) von Joseph Freih. von Auffenberg. Frankfurt, Sauerländer. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der bekannte Dichter dieses Dramas hat sich in die Geschichte der Mauren in Spanien dergestalt vertieft, daß er die übrige Welt darüber aus den Augen verloren zu haben scheint. Sein auf 1600 Seiten starker „Alhambra" bildet, mit diesem Nachtrag zusammengenommen, ein ungeheueres dramatisches Epos (sit venia verbo) von vielleicht mehr als 40,000 Versen, ein in unserer Zeit staunenswerthes Unternehmen. In dem vorliegenden Stück leistet er, wie es scheint, Verzicht darauf, nach dramatischen Gesetzen beurtheilt zu werden; er selbst nennt seine Arbeit weder ein Drama noch ein Trauerspiel, sondern ein Nachtgemälde, und für Nachtgemälde hat unsere Kritik noch keine Gesetze erfunden. Ernsthaft betrachtet, ist „Der Renegat" eine Arbeit voll einzelner großen Schönheiten und voll unbegreiflicher Sünden wider den guten Geschmack. Der Stoff ist so reich, so echtromantisch, so glücklich, wie nur einer erfunden werden kann. Das letzte Todeszucken des großen Volksstammes, der einst 5 Sechstheile von Spanien beherrschte; der letzte Aufstand der Mauren, unter Philipp II. im J. 1570—71, bildet das Sujet des Stücks; es endet, nach kurzem Triumph unter einem selbstgewählten König, hier Abderrhamen el Feri (alias: Mohammed-Ben-Ommiah) mit der gänzlichen Ausrottung des Volks, dessen letzte Helden wir in der Dämonenhöhle der Inquisition zu Grunde gehen sehen. Die ganze Anlage der Fabel ist trefflich. Wir sehen den letzten Ommaijaden als Kaufmann, den letzten Zegri als Schmied auftreten; der Aufstand bricht aus; Roberto de Hierro, der wüthende Zegri, wird zum Verräther seines Volks, um sich an ihm für die Wahl des Nebenbuhlers zum König zu rächen. Fernando Valor (der König) geht unter. In diese Geschichte spielt eine andere hinein, eine kühne Erfindung, aber aufs höchste widerwärtig und unwahrscheinlich. Barnabas, ein Bastard des Grafen von Pennaroja und Mönch, entflieht seinem Kloster, trifft auf seinen schlafenden Bruder Lorenzo, der sein vollkommenes Spiegelbild ist, ermordet diesen, um seine Stelle bei der geliebten Dolores (Valor's Schwester) einzunehmen, erschlägt seinen Vater, verräth das Alhambra und verfällt nach Don Juan's Sieg den Martern der Inquisition. Dolores stürzt sich der eisernen Jungfrau mit den Schwerterarmen an die Brust und stirbt. Diese kecke Erfindung ist unglücklich, denn sie kämpft gegen alle Wahrscheinlichkeit. Geben wir auch die Möglichkeit einer so vollkommen physischen Aehnlichkeit zwischen 2 Brüdern zu, wie sie uns hier vorgestellt wird, so müßte die ungeheuere Charakterverschiedenheit, in welcher Lorenzo und Barnabas hier erscheinen, Jeden, vor Allen aber Dolores, doch sofort enttäuschen. Stürzt hiermit nun die ganze Fabel auch in sich zusammen — denn diese Aehnlichkeit ist ihr Träger —, so bleiben doch die einzelnen Bilder voll Kraft und Schönheit stehen, die dem Dichter häufig gelungen sind. Gleich die Exposition ist vortrefflich: der Prior ist zwar eine arge Caricatur, wie sie dieser Autor liebt; aber Valor, ihm gegenüber, ist meisterhaft. Die vorzüglichste Scene aber ist die des Großinquisitors Guerrero mit Don Esteban de Pennaroja; es ist wenig Effectvolleres geschrieben als dieser Auftritt. Die Persönlichkeit des wilden Großinquisitors, in der Gestalt eines kranken, gebrechlichen, halbblinden Mannes, der keine Freude auf Erden hat als seine 12 Katzen, und der, indem er Peterchen an dem Bart kitzelt, ausruft:

Und meine Hellebarde spießt die Welt,

diese Persönlichkeit ist mit einem Aufgebot hoher, poetischer Schöpferkraft erfunden. Im Gedanken wie im Ausdruck mischt sich bei diesem Dichter das Heterogenste, Großes mit Albernem, Kraft mit Ohnmacht. So schön Don Guerrero gedacht ist, ebenso unglücklich ist sein Amtsgenoß, der Prior, erfunden. Sein Monolog im dritten Akt, 24 Seiten lang, ist eine Unbegreiflichkeit,

ein Muster alles Ungeschmacks, wie seine ganze Erscheinung; ebenso unbegreiflich sind die spanischen Exercitien: „Presenten las armas!“ u. s. w. im Sternensaal und Anderes. Mit der Sprache verhält es sich ebenso; das Schönste, das Wahrhaft-poetische steht neben dem übertriebensten und geschmacklosesten Ausdruck. Roberto überstürzt sich beständig; S. 211 sagt er:

> Die — mein Kopf ist Feuer! Stromsturz!
> Glutgezisch und Hammerdonner!!

Barnabas ist ebenso übertrieben, S. 293:

> Ist mir doch, als pocht der Weltpuls
> In der kleinen Menschenbrust.

S. 299:

> Unser Elend ist gesund,
> Krank ist unsre höchste Wonne!

Närrisch ist es, wenn Don Juan (S. 406) es einer Leiche ansieht, daß der Sohn den Mord vollzogen hat:

> Das ist die Leiche eines Vaters, den
> Sein Sohn erschlug!

Gemein spricht Don Esteban (S. 304) vom „Sonntagsconfect armer Kaldaunenschlucker“. Die vielen spanischen Brocken sind ohne allen Geschmack, und des Priors lange Reden sind vielmehr gemein als komisch. Wie verträgt sich so viel Talent mit so viel Misverstandenem und Geschmackwidrigem? Wie kann man fühlen und zugleich nicht fühlen? Das ist ein Räthsel, das wir nicht zu lösen vermögen. *) 75.

*) Der letzte Artikel folgt im Mai. D. Red.

Annuaire pour l'an 1831 présenté au roi par le Bureau de longitude. Paris.

Das diesjährige „Annuaire“ des Bureau de longitude gibt eine Uebersicht der Bevölkerung von Frankreich im Jahre 1828 und der Stadt Paris im Jahre 1829.

Die Anzahl der Geburten belief sich im Jahre 1828 auf 976,547, die der Sterbefälle auf 837,145, demnach hat die Bevölkerung um 139,402 zugenommen. Im Jahre 1827 hatte sie um 189,071 zugenommen.

Im Jahr 1829 sind zu Paris 14,760 Knaben und 13,961 Mädchen auf die Welt gekommen, davon sind 10,153 uneheliche Kinder. Dieses Verhältniß der außerehelichen zu den legitimen Geburten ist beinahe alle Jahr dasselbe, sodaß auf 3 Pariser ein Bastard kommen müßte. Warum dem nicht so ist, läßt sich leicht erklären. In den Departementen ist die Anzahl der illegitimen Kinder weit geringer. Im Norddepartemente waren unter 30,100 Kindern, die im Jahre 1828 zur Welt gekommen, nur 3102 außer der Ehe erzeugt, also ein Zehntel der Bevölkerung. Im Departement der Ille et Vilaine sind von 17,142 Geburten nur 348 uneheliche, also 50 legitime Kinder gegen ein natürliches.

Im J. 1828 wurden 7123 Ehen geschlossen: 5873 zwischen Junggesellen und Jungfrauen, 349 zwischen Junggesellen und Witwen, 710 zwischen Witwern und Mädchen, 191 zwischen Witwen und Witwern.

Gestorben sind (in Paris) 25,591 Individuen, von denen 12,239 dem männlichen, und 13,352 dem weiblichen Geschlechte angehörten; 15,268 sind in ihren Behausungen gestorben, 9434 in den Civilhospitien, 531 in den Militairspitälern, 82 in den Gefängnissen; 276 sind in der Morgue deponirt worden. 4719 sind in ihrem 1. Jahre gestorben, 1590 im 2. Man kann im Ganzen annehmen, daß von 28,721 Kindern 8207 in den ersten 5 Jahren starben, 865 vom 5. zum 10., und nur 417 vom 10. zum 15. Die Perioden, wo die Sterblichkeit am größten ist, nach den ersten Jahren, sind die von 20—25, in denen 1413 Individuen starben, von denen 787 männlichen und 626 weiblichen Geschlechts; vom 25. zum 30. starben im Durchschnitte 1380 Individuen, von denen 606 dem männlichen und 774 dem weiblichen Geschlechte angehören. Vom 30. Jahre bis zum 65. starben bei weitem weniger Menschen. Vom 65. bis zum 70. starben 1464, und vom 65. zum 70. 1510. Es starben also zu Paris fast ebenso viele Leute zwischen dem 20. und 25. Jahre als zwischen dem 65. und 75. Im Jahre 1829 haben 11 Personen ein Alter von 95—100 Jahren erreicht; 2 sind über 100 Jahr alt geworden.

Aus einer von Hrn. Matthieu aufgestellten Uebersicht geht hervor, daß in den 12 vorhergehenden Jahren, nämlich von 1817—28 einschließlich, in Frankreich 11,613,076 Individuen geboren sind, nämlich 5,988,742 Knaben und 5,624,336 Mädchen. Da die Gesammtbevölkerung von Frankreich auf 32 Mill. angeschlagen wird, so folgt daraus, daß diese Bevölkerung ungefähr alle 12 Jahre um ein Drittheil erneuert wird.

Am Ende dieser höchst interessanten und wichtigen Schrift befinden sich einige astronomische und geographische Untersuchungen. Die höchsten Punkte der Erde sind: in Europa der Montblanc, 4810 Metres über der Meeresfläche; in Asien der Himmalaya, 7821 Metres; in Afrika der Pic von Teneriffa, 3710; in Amerika der Nevado de Sorata 7696 M. Der Montperdu in den Pyrenäen, 3410 M., der Montdor, 1884 M., sind die höchsten Gebirgspunkte in Frankreich. Der höchste bewohnte Punkt auf der Erde ist das Posthaus von Ancomarca in Amerika, 4792 M.; das Hospitium auf den St.-Gotthard ist blos 2075 M. hoch. Die höchste Pyramide in Aegypten mißt 146 M.; die Thurmspitze der Invaliden ist 105 M. hoch; das Kreuz des Pantheon 79 M.; der Mast eines französischen Kriegsschiffes mit 120 Kanonen ist 73 M. hoch. 112.

Notiz.

Dr. Johann Wandal, erster Professor der Theologie in Kopenhagen (gest. 1675 als Bischof von Seeland), ließ nach der dänischen Revolution vom Jahre 1660 ein Werk über das Recht der Könige drucken, womit er in den Labyrinthen der Politik den rechten Eingang und Ausgang angeben wollte, und welches später als ein politisch symbolisches Buch galt. Er gründete Alles auf 1. Sam. 8, 11—17, und daß die höchste Gewalt unmittelbar von Gott gegeben werde. Woher sie sonst komme? Nach einer verderblichen und verpesteten Lehre, meine man, das Volk übertrage die Gewalt den Königen. Allein, woher solle das Volk diese Gewalt haben? Nicht von Gott, weil die Bibel sage: jeder Mensch sei unterthan der Obrigkeit; nicht von sich selbst: denn wie sollten Schafe, die ihren Hirten verloren, das Recht haben, sich selbst einen zu setzen? Einen dritten Ursprung gebe es nicht, wenn nicht etwa vom Teufel. Man solle aber durchaus nicht glauben, daß er für den Despotismus sei; denn die Könige hätten eine fortwährende Verpflichtung gegen Gott, der Sache nicht zu viel zu thun, und wenn ein König zum Tyrannen ausarte, so dürften sich die königlichen Minister und Räthe dagegen mit Bitten, Ermahnen und Rathen regen, auch das Volk dürfe bitten und weinen. Am Ende aber gehe mit jedem Könige, der zur Regierung gelange, eine außerordentliche Veränderung vor, eine innere schöpferische und charakteristische Salbung, die jeder erhalte, die ihm ausgezeichnete Gaben mittheile und eine besondere fortdauernde mystische Verbindung mit der Gottheit sichere.

Späterhin warnten Andere, man müsse nicht zu viel dem lieben Gott danken, weil dies zu reichlich geschehen könne, und das viele Danksagen leicht Anlaß gebe, über Dinge zu raisonniren, die aus Staatsursachen besser unangerührt blieben.

Wo finden sich zu unserer Zeit noch solche Schriftsteller? Man dankt, man raisonnirt, man spricht von Volksrevolutionen und erlebt sie. Ist etwa die mystische Verbindung mit Gott verloren gegangen? 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 118. —— 28. April 1831.

Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margarethe Gottfried, geb. Timm. Nach erfolgtem Straferkenntniß höchster Instanz herausgeg. von dem Defensor derselben, F. L. Voget. Bremen, Kaiser. 1831. 8. 1 Thlr.*)

Die während einer Reihe von Jahren verübten und 1825 entdeckten Verbrechen der bremer Giftmischerin haben nicht nur in ganz Europa, sondern auch in andern Welttheilen einen, so unerhörten Greueln angemessenen Abscheu und das damit in der menschlichen Natur so engverbundene, aus so gemischten Quellen entspringende Interesse im höchsten Grade erregt, und dies, wie es scheint, um so mehr, da man im Auslande uns Deutschen, in Deutschland aber einer alten ehrenfesten Hansestadt, die Ehre anthat, so schwere Verbrechen als eine ganz besonders seltene, monströse Erscheinung anzusehen. Der dringende Wunsch, etwas Näheres, ja, alle möglichen Details über die Persönlichkeit, die innere und äußere Lebens- und Entwickelungsgeschichte einer solchen Verbrecherin zu erfahren, mußte natürlich aus jenem Interesse entstehen; allein, es lag in dem ganzen Gange unsers Criminalverfahrens, daß dieser Wunsch bis zum Schluß der gegen die Verbrecherin eingeleiteten Untersuchung nicht, wenigstens nicht aus authentischen Quellen, befriedigt werden konnte. Die Folge war, daß das Ausland die deutsche Giftmischerin, nach einigen Aeußerungen der Verwunderung über die Langsamkeit der deutschen Justiz, vergaß, ohne zu bedenken, daß, wenn solche Fälle beweisen, daß wir zur Noth an Scheußlichkeit der Verbrechen mit andern Nationen wetteifern können, die Zahl derselben doch jeden Falls bei uns so gering ist, daß wir Zeit haben, 5—6 Jahre auf ihre Untersuchung zu verwenden, während Engländer und Franzosen den ihrigen kaum einige Stunden widmen können. Und doch hätte dieser, sowie andere Fälle, wirklich ein heilsames Nachdenken veranlassen mögen über die Wechselwirkung, die, wie es scheint, zwischen der Schnelligkeit des Criminalverfahrens und der zunehmenden Anzahl der Verbrechen stattfindet. Doch, das ist ihre Sache und für uns nur ein Grund mehr, zu wünschen, daß das Interesse für unser criminalistisches Cabinetsstück durch die vorliegende Schrift auch im Auslande wieder angeregt werde. Daß dies in Deutschland der Fall sein wird, ist wol nicht zu bezweifeln, wenngleich auch hier die lange Verzögerung, die Wichtigkeit der neuesten politischen Ereignisse und noch mehr einzelne, von gänzlich Unberufenen gemachte Versuche, das frühere Interesse zu benutzen, durch vorgebliche Lebensgeschichten der bremer Giftmischerin die Ungeduld hin und wieder in Ueberdruß verwandelt haben mögen. Daß die vorliegende Schrift die erste und wesentliche Bedingung, die man an eine Biographie dieser Art machen kann: Authenticität der Quellen, im höchsten Grade erfülle, dafür bürgt schon die Stellung des Verfassers als Defensor der Verbrecherin; ja, es läßt sich mit Recht behaupten, daß Niemand als gerade der Defensor im Stande sein konnte, in dieser Hinsicht die gerechten Ansprüche des gebildeten Publicums zu erfüllen, da er, neben allen actenmäßigen Quellen, auch die außergerichtlichen Aeußerungen der Verbrecherin um so reichlicher benutzen konnte, da gerade sein Verhältniß zu ihr das Einzige war, was sie zu Wahrheit und Vertrauen vermögen konnte, soweit sie überhaupt noch fähig war, Wahrheit zu sagen. In dieser Hinsicht müssen wir es besonders billigen, daß der Hr. Verf., so viel als möglich, die eignen schriftlichen oder mündlichen Aeußerungen der Verbrecherin in seine Erzählung einwebt, da diese auch, wo sie lügen, dennoch die Gesinnung derselben aussprechen und insofern zu Thatsachen werden.

Wir gehen nun zu einer gedrängten Uebersicht der Hauptmomente, welche diese Schrift uns vorführt, über, der wir einige allgemeine Bemerkungen folgen lassen werden, und fügen nur noch hinzu, daß wir, als Laien, Bedenken tragen würden, eine solche Arbeit zu übernehmen, wenn nicht der Hr. Verf. selbst den Gegenstand hier durchaus nicht von dem juristischen Standpunkte aus behandelt hätte, sondern von dem allgemeinmenschlichen und für das gebildete Publicum im besten und allgemeinsten Sinne. Wir müssen dies um so mehr billigen, da diese furchtbaren Verbrechen, so erschütternd und tiefbedeutsam sie auch in moralischer Hinsicht sind, doch, wie es uns scheint, in criminalistischer Hinsicht weniger Interesse darbieten. Doch, zur Sache.

Gesche (oder Gesina) Margarethe Gottfried wurde 1785 in Bremen geboren. Ihr Vater war Schneidermeister und hatte sich nach und nach über die Grenzlinie eigentlicher Armuth hinaufgearbeitet. Der Charakter, das ganze Leben der Aeltern sowol als der

*) Das Bildniß der Giftmörderin, mit ihrem Facsimile, kostet 4 Gr.

Tochter und eines Zwillingsbruders bieten während einer Reihe von Jahren durchaus Nichts dar, was sie von der großen Mehrzahl Derer unterscheidet, die in gleichen oder ähnlichen Verhältnissen leben. Es ist ein ganz gewöhnliches, beschränktes, kleinbürgerliches, kleinstädtisches Treiben. Gesina zeigte als Kind die Unarten und Sünden, die sich fast alle Kinder zu Schulden kommen lassen, jedoch in geringerm Grade als viele; sie zeichnete sich früh durch einnehmendes Wesen und einen gewissen Grad von Schönheit aus; sie war die Beauté der kleinen Nachbarschaft; aber ihr Betragen blieb, was diesen Punkt betrifft, untadelhaft, ihr Ruf unbescholten. Sie hatte mehre Heirathsanträge ausgeschlagen, weil weder innerer noch äußerer Antrieb dawar, sie anzunehmen, als endlich, 1806, ein Nachbar, der Sohn des reichen Sattlermeisters Miltenberg sich um ihre Hand bewarb. Miltenberg scheint in jeder Hinsicht ein ganz elender Mensch gewesen zu sein; durch Ausschweifungen aller Art und durch eine furchtbare 5jährige Ehe mit einem ältern, dem Trunke ergebenen, liederlichen, herrschsüchtigen Weibe, körperlich und geistig zu Grunde gerichtet, zur Zeit seiner Verbindung mit Gesina sogar mit einer ekelhaften Krankheit behaftet. Gesina nahm den Antrag dieses Freiers an, theils weil ihre Aeltern den reichen Schwiegersohn als ein Glück ansahen, was von sich zu stoßen Thorheit und Sünde wäre, und an die Möglichkeit einer Weigerung von Seiten ihrer Tochter gar nicht dachten; theils weil sie selbst keinen positiven Grund dagegen hatte, da das Aeußere, das Betragen des Freiers nicht unangenehm war, während sein Reichthum, seine ganze Stellung unter seinen Standesgenossen ihrer Eitelkeit, ihrer Vergnügungssucht und ihrem Eigennutz schmeichelte. Diese Ehe, welche in mancher Hinsicht und auf den ersten Anblick als die erste und Hauptveranlassung der furchtbaren Demoralisation dieses Weibes erscheinen könnte, war jedoch äußerlich nicht schlimmer als tausende von Ehen. Der Mann setzte seine Ausschweifungen unter der Hand fort und ergab sich besonders dem Trunk, doch immer noch so, daß sein Ruf, was man gewöhnlich so nennt, nicht darunter litt, und seine Frau selbst ist weit entfernt, sich über ihn und sein Betragen gegen sie zu beklagen. Die Geschenke, womit ihr Mann seiner eignen und ihrer Eitelkeit schmeichelte, seine Gutmüthigkeit, die Möglichkeit, immer mehr die Dame spielen und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse auf die höhern Stände auszubreiten, scheinen ihren Ansprüchen und Erwartungen vollkommen genügt zu haben. Die Klagen, die sie anfänglich darüber führte, daß sie keine Hoffnung habe, Mutter zu werden, sowie spätere über andere Punkte, waren erheuchelt und fielen ohnedies weg, als sie 1807 eine Tochter und später noch 3 Kinder gebar. Dennoch ist erklärlich, wie unter solchen Umständen bei ihr eine Neigung zu einem andern Manne entstehen konnte. Dies war ein junger Kaufmann, Namens Gottfried, der in ihrer Nähe wohnte und ein ganz unbedeutender Mensch, ein sogenannter Freund ihres Mannes war, auf dessen eignen Wunsch sie auch seine Bekanntschaft machte und fortsetzte und ihn endlich sogar als Miethsmann in ihr Haus aufnahm. Die Neigung war gegenseitig, konnte jedoch bei Gottfried nicht eine gewisse Enthaltsamkeit überwinden, die überdies mehr auf physischen als moralischen Ursachen beruhte. Man könnte nun auf den ersten Anblick in diesem Verhältniß das tragische Motiv zu dem ersten Verbrechen dieses Weibes, der Vergiftung ihres Mannes sehen; aber erstlich hatte sie während derselben Zeit mit Kassow, einem andern Freunde Miltenberg's, ein ehebrecherisches Verhältniß angeknüpft, sodaß von eigentlicher Liebe zu Gottfried nicht die Rede sein kann; und dann war Miltenberg selbst weit entfernt, ihren Neigungen etwas in den Weg zu legen, sondern niederträchtig genug, Beide zu begünstigen oder doch absichtlich zu ignoriren, um die Vortheile, die für ihn aus dem Umgang mit seinen Freunden erwuchsen, besonders wohlfeil oder umsonst Wein zu trinken, nicht zu verlieren. In Bezug auf den moralischen Zustand Gesina's ist noch zu bemerken, daß sie schon zu jener Zeit ihre Hausbewohner und unter Andern auch ihren Geliebten selbst bestahl. Indessen erhielt der Wunsch, sich mit Gottfried ehelich zu verbinden und demzufolge dessen Gewissensskrupel, wofür sie seine Zurückhaltung ansah, aus dem Wege zu räumen, immer mehr die Oberhand, und bei Miltenberg's zunehmendem geistigen und körperlichen Verfall entstand der Gedanke an seinen baldigen Tod, die Ungeduld, ihn noch verzögert zu sehen, und endlich allmälig der Entschluß, ihn zu beschleunigen. Im Sommer 1812 gab sie dem Elenden Arsenik und wiederholte bald darauf die Gabe, und nach wenigen Tagen starb er rasend vor furchtbaren Schmerzen. Gottfried's Geschäftsreisen und seine fortwährende Abneigung oder Unentschlossenheit verzögerten immer noch die gewünschte öffentliche Verbindung mit ihm, während zugleich der Umgang mit Kassow fortdauerte. Die Gattenmörderin gewöhnte sich allmälig an den Gedanken, ihre übrigen Familienverhältnisse, ihre Aeltern, ihre Kinder als ebenso viele Hindernisse ihrer Verbindung mit Gottfried anzusehen. Eine bestimmte Veranlassung scheint sie hierzu nicht gehabt zu haben. Von Gottfried selbst findet sich durchaus keine Aeußerung der Art, und obgleich ihre Aeltern gelegentlich ihre Misbilligung dieses Verhältnisses, soweit sie es kannten, ausdrückten und der Verheirathung mit ihm ihre Einwilligung zu verweigern drohten, so tritt doch alles Dies nicht entscheidend genug hervor, um so weniger da die Aeltern außerdem die größte Zärtlichkeit und Nachsicht für ihre Tochter bewiesen. Wie dem auch sei, in dem kurzen Zeitraum vom Mai bis September 1813 ermordete sie ihre Mutter, ihren Vater und ihre 3 Kinder mit Arsenik; und als 1816 ihr Bruder zerlumpt und krank aus der Fremde zurückkam, ward auch er ihr Opfer, da sie auch in ihm ein entferntes Hinderniß ihrer Verbindung mit Gottfried zu sehen glaubte oder zu sehen sich vorspiegelte, und da sie überdies fürchtete, von ihm in Erbschaftssachen behelligt zu werden. Letzteres war ohne Zweifel der eigentliche oder doch vorherrschende Grund. Während sie auf diese Art Verbrechen auf Verbrechen häufte, traf sie kein Verdacht in den Augen des Publicums, sondern im Gegen-

theil, man hielt sie für das Opfer eines grausamen Schicksals, und ihr langgeübtes, zur andern Natur gewordenes Wesen von Schmeichelei, frommer Heuchelei, Wohlthätigkeit, Gefälligkeit vermehrte die Zahl ihrer Freunde und besonders Freundinnen und den Kreis ihres geselligen Umganges. Das wirkliche oder vorgebliche Ziel, wohin alle ihre Verbrechen führen sollten, erreichte sie indessen noch nicht. Gottfried gefiel sich zwar in ihrem Umgang, liebelte mit ihr, aber mehr konnte sie nicht von ihm erlangen. Auch nachdem am Sylvesterabend 1816 zwischen ihnen vorgefallen war, was ihm die Verpflichtung einer ehelichen Verbindung auferlegen sollte, als sie sich bald darauf schwanger fühlte, konnte sie lange keine beruhigende Erklärung von ihm erhalten; und es scheint, als wenn ein dunkles Gefühl, ein Grauen vor ihr dazu beigetragen habe, ihn in seiner Abneigung gegen eine solche unauflösliche Verbindung zu bestärken. Von ihrer Seite scheint damals, was etwa von Liebe in ihrem Gefühl für ihn ursprünglich gewesen war, verschwunden zu sein, und zu dem schon früher wol vorherrschenden eigennützigen Wunsche, einen Mann zu haben, der einem höhern Stande angehörte und den sie für reich hielt, gesellte sich nun die Angst, durch eine außereheliche Schwangerschaft ihre äußere gesellschaftliche Stellung und ihren guten Ruf zu verlieren. Daß dies Gefühl bei Gottfried's Weigerung, sie durch die Ehe aus dieser Lage zu befreien, in Haß und Rachgier übergehen konnte, liegt am Tage; allein, es findet sich in dieser Hinsicht durchaus keine bestimmte Aeußerung von Seiten der Verbrecherin, und diese Voraussetzung erklärt nicht genügend, wie sie, nachdem er endlich auf vieles Zureden eines Freundes sich entschloß, als Verlobter mit ihr öffentlich aufzutreten, dennoch seinen Tod beschloß. Vielleicht kam noch hinzu, daß sie schon damals ein Verhältniß mit X., einem reichen, jungen Mann, angeknüpft hatte, der ihr schon seit 2 Jahren heimlich Geld vorzuschießen und gegen welchen Gottfried Eifersucht zu äußern pflegte. Gottfried starb 1817 an Arsenik unter den gräßlichsten Symptomen, und auf seinem Todbette wurde die Trauung mit seiner Mörderin vollzogen.

Von Gottfried's Ermordung bis zum Jahre 1823 tritt in der Geschichte der Verbrecherin eine Epoche ein, wo sie zwar keine neuen Verbrechen begeht und wo ihr ganzes Wesen und Treiben mit geringen Abweichungen wieder in die alltäglichen Formen zurücktritt, wie sie ihre Stellung mitsichbrachte; doch entwickeln sich aus diesen alltäglichen Verhältnissen für sie allmälig Veranlassungen zu neuen Verbrechen. Vorherrschend in dieser Periode werden nämlich immer mehr die beständigen Geldverlegenheiten der Witwe Gottfried. Schon Miltenberg hatte seine Angelegenheiten in ziemlich verworrenen Umständen hinterlassen; nach seinem Tode war das Geschäft noch mehr in Verfall gerathen, und Gottfried, der für wohlhabend gegolten hatte, hinterließ nichts als Schulden; zugleich nahm die Putz- und Vergnügungssucht der Verbrecherin und ihr Bestreben, sich durch gute Werke vor der Welt ein Verdienst und durch Geschenke Freunde zu machen, immer zu, und sie sah sich bald genöthigt, durch mancherlei mehr oder weniger tadelnswerthe Mittel, z. B. falsche Handschrift, Vorwände und Meineid sich Geld zu verschaffen. Dies führte zu einer zunehmenden Vertraulichkeit mit X. *), der allmälig bis zu einer für ihre Lage bedeutende Summe ihr Gläubiger wurde. Dieses Verhältniß und X.'s Wunsch vermochte sie, mehre Heirathsanträge, die sie erhielt und die beweisen, wie günstig die Welt von ihr dachte, abzulehnen, während sie jedoch zugleich eine Liebelei mit einem jungen Commissionnair, Namens Mosees, anfing, der in ihrem Hause wohnte. Ihr Verhältniß zu X. fing indessen bald an, drückend für sie zu werden, da sie seinen Scharfblick fürchtete und er ihr keine hinreichende Sicherheit gab, daß er, oder jeden Falls seine Kinder, nicht von den von ihr ausgestellten Obligationen Gebrauch machen könnte. Seine Bereitwilligkeit zu neuen Vorschüssen nahm ab und er setzte sie sogar zuweilen durch Mahnungen in Verlegenheit. Ein neuer Bewerber um ihre Hand, Namens Zimmermann, fand sich 1823 ein, und sie nahm seine Anträge an, da sie ihr Gelegenheit gaben, unter mancherlei Vorwänden Geld von ihm zu erlangen. Die wirkliche Vollziehung der Ehe lag nicht in ihrem Plan, da ihr Aeußeres, durch Toilettenkünste allein noch erhalten, eine nähere Prüfung ebenso wenig ertragen konnte als ihr Inneres, ihr ganzes Treiben. Sie vergiftete also ihren Bräutigam und wußte sich aus seinem Nachlaß noch Manches anzueignen. Eine Vergnügungsreise nach Hanover, wo sie bei einem gewissen Kleine die freundlichste Aufnahme fand, trug dazu bei, sie von Neuem in Geldverlegenheiten zu führen, sodaß auch Kleine ihr Gläubiger wurde. In einem gewissen, jedoch nur bedingten Sinne können diese Umstände als Ursache neuer Verbrechen erscheinen, die gleich nach ihrer Rückkehr aus Hanover schnell auf einander folgten, nämlich die Vergiftung einer langjährigen Freundin, Sophia Meyerholtz, die durch Musikunterricht ihren alten Vater nährte und sich eine kleine Summe erspart hatte, deren die Mörderin sich bemächtigte, ferner ihres Hausgenossen Mosees, der ihr ein Legat ausgesetzt hatte, der Frau des Rademachers Rumpff, der ihr Haus gekauft hatte und den sie vielleicht ebenso zu benutzen hoffte wie Zimmermann. Dasselbe Loos hatte ihre ehemalige treue und auch jetzt noch mit großer Liebe an ihr hängende Magd Schmidt, die sie im Besitz eines kleinen Ersparnisses wußte, welches die Kosten eines Wochenbettes bestreiten sollte. Die Mörderin bot sich zu ihrer Pflege an und fand so leicht Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen; auch das Kind der Schmidt starb durch dasselbe Gift, doch ohne daß es in dem Plane der Mörderin gelegen hatte. Da sie auch von Kleine in Hanover gemahnt zu werden fürchtete, stattete sie diesem im Juli 1827 einen neuen Besuch ab, ward nicht weniger herzlich aufgenommen als das erste Mal, und tödtete ihren Wirth nebst seinem ältesten Sohne durch Gift. Uebrigens

*) Der Verf. bezeichnet diesen Mann nur so, Andere mit fingirten Namen, während er wieder andere Namen ganz ausschreibt. Nach welchem Grundsatz er hierbei verfährt, ist uns nicht klar geworden.

würde man vergeblich für alle während dieser letzten Epoche von ihr bewirkten oder versuchten Vergiftungen auch nur so wenig dringende und erhebliche äußere Furcht oder Eigennutz anregende Veranlassungen suchen. Schon 1826 hatte sie einer Freundin Gift gegeben, weil sie nachtheilig von ihr gesprochen hatte; aber auch solcher Beweggründe bedurfte sie nicht mehr. Vergiften war ihr nach und nach zur schlechten Gewohnheit, zum Zeitvertreib, ihr Topf mit Mäusebutter zum albernen Spielzeug geworden. Sie selbst bekennt: „Ich gab das Gift nicht mit Auswahl der Personen, sondern den Personen, die der Zufall zu mir führte. Zuweilen war ich Monate lang von dem Triebe, Etwas zu geben, frei; dann kam aber wieder eine Periode, wo ich mit dem Gedanken aufwachte: wenn die oder die Person kommen sollte, sollst du ihr Etwas geben". So gab sie Kindern, die sie besuchten und ihr zum Geburtstag gratulirten, Gift, so vielen andern Personen, deren Zahl und Namen nicht einmal genau auszumitteln ist, da sie nur mehr oder weniger lange Krankheiten. Ja, es konnte scheinen, als wenn der Wunsch, durch Krankenpflege den Ruf der Mildthätigkeit und Frömmigkeit, dessen sie genoß, aufrechtzuhalten und anzufrischen, in manchen Fällen sie vermochte, solche Krankheiten herbeizuführen. Doch ist über diesen Beweggrund keine bestimmte Aeußerung da. Rumpff, bei dem sie jetzt in ihrem eignen Hause zur Miethe wohnte, zeigte indessen eine entschiedene Abneigung gegen ihre Absichten, und auch bei einer durch Gift herbeigeführten Krankheit, in der sie ihn pflegte, war ihm kein Vermächtniß abzuschmeicheln; sie beschloß daher seinen Tod, wobei Rachsucht und eine dunkle Furcht, daß Rumpff ihr Treiben zu ahnen anfange, mitgewirkt haben mögen. Ein von ihr mit Mäusebutter bestrichenes Stück Speck erweckte nun wirklich den Verdacht ihres Opfers und führte zu einer Untersuchung, welche im März 1828 ihre Verhaftung und die Entdeckung aller ihrer Verbrechen herbeiführte.

Dies sind die flüchtigen Umrisse des grauenvollen Wesens, was uns in diesem Weibe entgegentritt; für die nähern Umstände, wodurch freilich erst das Ganze, soweit es überhaupt möglich ist, verständlich und anschaulich in seiner Entsetzlichkeit wird, müssen wir auf das vorliegende Werk selbst verweisen, was auch die gespannteste Neugierde in dieser Hinsicht befriedigen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Kurfürst Albrechts von Brandenburg kräftiges Wort über die Geistlichen seiner Zeit.

Als diesem deutschen Achilles sein Hauptmann des Fürstenthums Baireuth (1481) berichtet hatte, daß die Pfaffen wegen des Interdicts Niemand begraben, noch Beichte hören wollten, so schrieb er diesem: „Man muß sich des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuz. Der Hauptmann solle die Todten den Pfarrherren ins Haus tragen lassen, dann würden diese sie wol begraben. Sie hätten gern das weltliche Schwert zu dem geistlichen. Hätte Gott ein Schwert haben wollen, er hätte es ebensowol erdenken können als zwei. Wenn sie uns mit dem Banne vom väterlichen Erbe bringen wollen, so werden die Bannbriefe nicht lange ausbleiben wegen der Zehnten, denn die Geistlichen meinen, diese gehören ihnen alle und vielleicht die neun Theile dazu". (Stenzel's „Geschichte Preußen's", I, 236.) Ein fiat applicatio braucht man hier nicht erst hinzuzusetzen.

Wie urtheilt ein Amerikaner über Plato's „Republik".

Th. Jefferson, weiland Präsident der nordamerikanischen Freistaaten, sah in Plato's „Republik" nichts als sophisms, whimsies, puerilities, unintelligible jargon, non sense, futilities und incomprehensibilities und wünschte der Menschheit Glück, daß der Platonische Republikanismus nie in der Welt Eingang gefunden habe. (Aus Jefferson's „Memoirs, correspondence and private papers", London, 1829, Bd. 4, S. 284.)

Constitution — Veto — Charte.

Bei der russischen Insurrection im December 1825 brachten mehre Gardisten der Constitution ein Lebehoch und erklärten in den Verhören, daß sie dieselbe für die Gemahlin des Großfürsten Konstantin gehalten hätten. In Frankreich riefen Viele im J. 1791 „A bas le Veto", in dem festen Glauben, daß Veto ein hassenswerther Aristokrat sei. In Paris ließen während der Revolution im Julius 1830 viele Arbeiter, wie Ohrenzeugen versichern (vgl. Jarke „Ueber die französische Revolution von 1830", S. 266), den Herzog von Chartres wiederholt hoch leben statt der Charte, für welche sie zu kämpfen vorgaben. 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 119. —— 29. April 1831.

Lebensgeschichte der Giftmörderin G. M. Gottfried. Herausgegeben von F. L. Voget.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

Wir haben uns bisher so viel wie möglich blos mit der äußern Geschichte der Verbrecherin beschäftigt; offenbar aber ist die Geschichte ihrer innern Entwickelung die Hauptsache, und der Zweck des Hrn. Verf. mußte besonders der sein, die Möglichkeit, die Art und Weise, die Ursachen einer solchen Entwickelung darzuthun. Wenn wir gestehen, daß uns diese Seite der Aufgabe keineswegs ganz gelöst zu sein scheint, so sind wir weit entfernt, dem Hrn. Verf. einen Vorwurf damit zu machen, da wir die Schuld davon lediglich in der Sache selbst, in der Unmöglichkeit einer solchen Erklärung sehen. Ja, wir können es nicht genug loben, daß der Verf. diese Unmöglichkeit oder Schwierigkeit nicht zu umgehen gesucht hat, daß er weder als Biograph noch als Defensor (unsers Wissens wenigstens) dem heillosen System gefröhnt hat, was in Frankreich besonders, und, obwol weniger klar ausgesprochen, auch in England, und, wenn auch mit mehr Pedanterie bemäntelt, selbst in Deutschland in einem so drohenden Grade umsichgreift: dem System, wonach bald jedes Verbrechen als Frucht eines temporairen Wahnsinnes, einer mania occulta u. s. w., der Zurechnungsfähigkeit, dem Richterstuhl sowol der Moral als des positiven Rechtes entzogen wird, oder doch entzogen werden könnte; der Verf. verläßt niemals den würdigen Standpunkt der Moral und der Religion, und in einem Sinne könnten wir freilich sagen, daß schon der Spruch, den er seinem Werke vorsetzt: „Wer Sünde thut, der wird der Sünde Knecht" (Joh. 8, 34), die Aufgabe löst, die er übernommen. Allerdings nämlich erscheint eben dies als das Resultat der innern Entwickelung der Gottfried: die zunehmende Herrschaft der Sünde, bis zuletzt ihr ganzes Wesen Sünde wird. Gerade aber weil die Erklärung eines solchen Ergebnisses wirklich zuletzt in der Sündhaftigkeit der Menschennatur liegt, wird diese Erklärung, indem sie zu allgemein richtig ist, für den einzelnen Fall nicht genügend. Wer sündigte nicht? und wer wäre insofern nicht der Sünde Knecht? Die Frage bleibt also immer noch dieselbe: Wie und wodurch erhielt bei diesem Wesen die Sünde so ganz und unbedingt die Herrschaft? Dieses Räthsel wird keineswegs dadurch gelöst, daß für die meisten der begangenen Verbrechen äußere Ursachen, Veranlassungen angegeben werden, welche, Furcht, Haß, Liebe, Eigennutz anregend, jene Verbrechen in einem gewissen Sinne erklären, und welche zu kennen allerdings von großer Wichtigkeit sowol in moralischer als in juristischer Hinsicht ist; wäre es auch nur, weil ohne eine solche Verbindung von Ursach und Wirkung in dem Urtheil Mancher nur zu leicht jene Ansicht von Wahnsinn, die wir oben rügten, Eingang finden konnte, und weil sie den Fall auf ein ganz anderes Gebiet versetzt, ihn von dem Wesen und Treiben des übrigen Menschen völlig isolirt; während im Gegentheil die Ueberzeugung, daß auch dies grauenvolle Wesen auf demselben Grund und Boden menschlicher Sündhaftigkeit steht wie wir selbst und nur durch unmerkliche Uebergänge eine solche bodenlose Abscheulichkeit erreicht hat, während nur diese demüthigende, erschütternde Ueberzeugung zu einem ernsten und ersprießlichen Rückblick auf uns selbst führen kann. Immer aber bleibt die Hauptfrage unbeantwortet: Wie erhielt in diesem Weibe die Sünde eine solche Herrschaft, daß solche äußere Veranlassungen und innere Antriebe eine so unerhörte Reihe von Verbrechen herbeiführen konnten? Denn, wenn auch diese Antriebe und Veranlassungen in dem gegebenen Falle diese Verbrechen zum Theil erklären, so sind sie doch zu gewöhnlich und solche Verbrechen zu selten, als daß eine solche Erklärung genügen könnte.

Dies führt uns aber auf eine Seite der Sache, die uns von der größten Wichtigkeit zu sein scheint, nämlich den Unterschied, der zwischen dem Laster, der Sündhaftigkeit und deren einzelner Aeußerung, dem Verbrechen, die große Verschiedenheit, welche in dem Verhältniß zwischen der Schwere und Zahl der Verbrechen und dem Grade der Sündhaftigkeit, der moralischen Abstumpfung, dem Mangel an religiösem Gefühl bemerklich ist. Dieses Verhältniß in seiner tiefen Bedeutung verstanden, muß uns auf doppelte Art unsere Verwandtschaft mit dem Verbrecher zeigen, entweder indem wir uns überzeugen, daß das Verbrechen ihn nicht hindert, desselben Trostes, derselben Gnade, derselben Freudigkeit theilhaftig zu werden, die für uns im Christenthum liegt, weil das Verbrechen eben nur Aeußerung der Sünde ist, die Sünde aber uns Alle gleichstellt, oder indem wir uns überzeugen, daß im entgegengesetzten Falle zwar das Verbrechen uns scheinbar

von dem Verbrecher durch eine unermeßliche Kluft zu trennen scheint, während doch Das, was, recht erwogen, viel trostloser, furchtbarer ist als das Verbrechen, während die jenes Trostes, jener Erlösung beraubte Sündhaftigkeit, die sich in unserm der höhern Beziehungen ermangelnden Treiben ausspricht, uns wieder so sehr dem Verbrecher nahe stellt, daß wol ein heilsames Entsetzen uns aus unserer selbstgefälligen, dumpfen, schlaffen Ruhe aufschrecken sollte.

Wir glauben zwar überhaupt nicht, daß die Geschichten von Verbrechern in der That die Wirkung haben, die sie allerdings haben könnten und sollten, und wir fürchten, daß auch der Hr. Verf. in seiner lobenswerthen Hoffnung sich täuschen wird, und zwar gerade um so mehr, je unerhörter, alle Begriffe übersteigend die Verbrechen sind, die er zu beschreiben hat, indem gerade dies die Ansicht, den Wahn der Menschen begünstigen muß, daß eine solche Verbrecherin eine ganz andere Art von Wesen sei als sie selbst; daß Alles, was von ihr gesagt wird, mit ihrem eignen Treiben und Wesen gar keine Beziehung haben kann.

So unerhört grauenvoll die Verbrechen der Gottfried durch ihre Zahl und ihre nähern Umstände erscheinen, so ist doch der Geistes- und Gemüthszustand dieses Weibes, Das, was wir ihre Sündhaftigkeit nennen können, bei weitem grauenvoller, trostloser, und noch furchtbarer ist die Ueberzeugung, die sich bei einer aufmerksamen Durchlesung dieser Biographie und einer ernsten Beherzigung der so sorgfältig gesammelten einzelnen Züge und Aeußerungen der Verbrecherin immer mehr aufdrängt, daß ähnliche Geistes- und Gemüthszustände unabhängig von solchen Verbrechen nicht nur möglich, sondern sehr häufig, ja eine natürliche Folge gewisser sehr weit verbreiteter religiöser, moralischer, bürgerlicher, im weitesten Sinne gesellschaftlicher Zustände sind. Was uns bei einem solchen Zustande räthselhaft und unerklärlich bleibt, ist nur das erste Verbrechen. Das unaufhaltsame Fortschreiten auf der Bahn des Verbrechens, das zur Gewohnheit, zur Beschäftigung Werden des Verbrechens dagegen ist uns, gerade bei einem solchen Zustande sowol der Verbrecherin selbst als des gesellschaftlichen Lebens, dem sie angehört, sehr erklärlich, vorausgesetzt, daß diese Verbrechen ohne Anstrengung irgend einer Kraft des Geistes, des Charakters, des Körpers, ohne Aufsehen, ohne Störung der äußern Lebensverhältnisse, ohne Gefahr, ohne Furcht vor Entdeckung begangen werden können. Alles dies war bei der Gottfried der Fall, denn man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß sie bei ihren zahllosen Verbrechen mit großer List und Berechnung zu Werke ging, obgleich der Hr. Verf. hin und wieder eine solche zu finden glaubt, und die Furcht vor Entdeckung, der einzigen Gefahr, die einem solchen heimtückischen Morden drohte, mußte theils vor der Erfahrung verschwinden, theils scheint geradezu der Stumpfsinn, der Mangel an Phantasie dieses Geschöpfes diese Furcht nie sehr lebhaft haben aufkommen zu lassen. Wenn uns dagegen, wie wir oben bemerkten, das erste Verbrechen, die Vergiftung Miltenberg's, als der Hauptpunkt und als wirklich unerklärlich erscheint, so liegt das furchtbare Geheimniß für uns eben darin, daß bis zu ihrer Verheirathung mit Miltenberg ihr Charakter, ihr Geistes- und Gemüthszustand, ihre ganze Existenz durchaus keinen Zug darbietet, wodurch sie sich von Tausenden und wieder Tausenden von der großen Masse der Menschen, die sich vor uns herumbewegen, unterschieden hätte. Sie *schien* nicht nur in jeder Hinsicht ihren Umgebungen gleich zu sein, sondern sie *war es* wirklich, und alle einzelnen Züge, wodurch der Hr. Verf. eine allmälige Entwickelung böser Anlagen darthun will, sind eben von der Art, wie sie alle Tage und gerade in den alltäglichsten, gewöhnlichsten, am weitesten verbreiteten Verhältnissen vorkommen. Der Hr. Verf. hat übrigens diese traurige Wahrheit keineswegs übersehen, sondern sie sehr bestimmt ausgesprochen, indem er in der Vorrede sagt: „Man möchte die hier erzählten Verbrechen beispiellos nennen, aber ihre Quelle fließt mehr oder weniger in jedes Menschen Brust: es ist die Ursache alles sittlichen Elendes, aller Verbrechen u. s. w., es ist die Selbstsucht. Möchte diese Geschichte den Blick Vieler über das Wesen ihres Innern schärfen und sie mit Furcht und Abscheu vor jedem selbstsüchtigen Streben erfüllen, welches, wenn es gleich mit einem äußern guten Rufe vor der Welt wohl besteht, dennoch unter begünstigenden Umständen die scheußlichsten Handlungen zu gebären vermag!" Wie wir schon oben bemerkten, glauben wir nicht, daß der Wunsch des Hrn. Verf. merklich erfüllt werden wird, wir fürchten sogar, daß es ihm von manchen Seiten verargt werden wird, daß er, anstatt es dem Leser leicht zu machen, den Abscheu vor der Verbrecherin durch einen selbstgefälligen Blick auf eigne Vortrefflichkeit zu erhöhen, anstatt einen Commentar zu dem tröstlichen: „Wir danken, daß wir nicht sind wie dieser Einer", zu machen, er solche Vergleiche und Zusammenstellungen anregt. Auch wir indessen müssen uns einer gleichen Misbilligung aussetzen, indem wir noch weiter gehen als der Verf. und bestimmter zu bezeichnen suchen, wie gerade die Gestalt, welche die Selbstsucht in den gesellschaftlichen Verhältnissen, denen diese Verbrecherin angehörte, um so verderblicher ist, je weniger sie schneidend hervortritt, je mehr sie sich mit einem behäglichen, äußerlich genügenden, nach der hergebrachten Meinung sogar lobenswerthen Gewohnheitszustande verträgt, wie gerade diese Gestaltung der Selbstsucht, wie sie sich in den höhern und mittlern Ständen in unsern Städten, besonders unsern Handelsstädten bildet, wenn sie *weniger* Verbrechen erzeugt, als sie es unter andern Umständen, in andern Gestalten thut, dagegen auch gerade *solche* Verbrechen, gerade ein solches Uebermaß der Sündhaftigkeit ohne irgend einen entschuldigenden, versöhnenden, tröstlichen Beisatz erzeugen kann. Wenn heftige Leidenschaften, von Sitten, Lebensart, Vorurtheilen, fehlerhaften Gesetzen und noch mangelhafterer Handhabung derselben begünstigt, in manchen Ländern, z. B. im Süden von Europa, in Spanien, Italien, zahlreiche Verbrechen erzeugen, so deutet deren Zahl und Größe doch keineswegs eine entsprechende moralische Verderbtheit der Verbrecher an; gerade weil dieselbe Energie, welche diese Verbre-

chen herbeiführte, eine gleiche Energie der bessern Elemente bedingt, und weil die Rohheit, die Einfachheit der Sitten, der Mangel an Bildung die Sophismen ausschließen, welche den einfachen christlichen Begriff von Sünde, Reue, Gnade und Erlösung verwirren könnten. *) Hier haben wir meistens den raschen, wir möchten wundärztlich sagen, reinen Mord mit Dolch oder Kugel, wonach der Mörder entweder mit aufrichtiger Reue und dem kräftigen Trost des Christenthums, wie seine Kirche ihn darbietet, dem Gesetze seine Schuld abträgt; oder bleibt er unbestraft, so verarbeitet seine gesunde Natur sein Verbrechen wie einen Krankheitsanfall. Wenn heftige Leidenschaften, bei dem höchsten Grade der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verfeinerung, den grellsten Gegensätzen von Armuth und Reichthum, zahllosen Versuchungen, in dem wildesten Strudel des Lebens in großen Städten, wie z. B. London und Paris, unzählige Verbrechen jeder Art erzeugen, so bedingt eben dieser Zustand immer eine so vielseitige Anstrengung aller Geistes- und Seelenkräfte, daß die Möglichkeit einer heilsamen Reaction selten ganz verschwindet, und jedenfalls werden von einem historischen Standpunkte aus diese Opfer der Civilisation durch die danebenstehenden großartigen Resultate compensirt

So bringt die Selbstsucht in den verschiedenen Gestalten, die sie unter eigenthümlichen Umständen annimmt, als letztes Resultat auch Verbrechen mehr oder weniger eigenthümlicher Art hervor, die uns eben aus jener Gestaltung der Selbstsucht, aus dem daraus hervorgehenden gesellschaftlichen Zustande mehr oder weniger erklärlich sind. Wir begreifen z. B. in Spanien den Zusammenhang eines Mordes mit einer verschmähten Liebe, in Paris den Zusammenhang eines schlau angelegten Diebstahls mit den Lockungen der Spielhäuser, in London den Zusammenhang eines Todschlags mit den Lockungen der Branntweinschenke, in Irland den Zusammenhang einer Brandstiftung mit Religions- und Nationalhaß. Auf welchen gesellschaftlichen Zustand sollen wir nun aber schließen, wenn uns solche Verbrechen, wie die der Gottfried, vorgeführt werden? Wir brauchen nicht zu zeigen, wie lächerlich es sein würde, aus der Zahl und Scheußlichkeit dieser auf ein Individuum gehäuften Verbrechen auf einen im selben Grade moralisch verderbten gesellschaftlichen Zustand zu schließen und zu behaupten, daß, weil eine deutsche Stadt ein Ungeheuer hervorgebracht hat, wie London und Paris keines aufzuweisen haben, der gesellschaftliche Zustand dieser und ähnlicher Städte mehr Elemente der Sünde, des Verbrechens enthalte als derjenige von Paris und London; wol aber thut es Noth, ohne Schonung und Rücksicht es auszusprechen, daß dieser gesellschaftliche Zustand eben in der Art, wie sich in ihm die Selbstsucht entwickelt und gestaltet, ebenso gut Elemente, Keime der Sünde, des Verbrechens enthält, wie Paris und London mit allen ihren Lockungen, wo alle Räder des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens, in ungeheuern Dimensionen unaufhaltsam zermalmend, wie durch einen Sturmwind umgetrieben werden, ja, daß die eigenthümliche, grauenvolle Scheußlichkeit dieser Erscheinung keineswegs etwas blos Zufälliges, sondern im Gegentheil etwas ebenso Charakteristisches, durch den ganzen gesellschaftlichen Zustand Bedingtes ist, wie, Gott Lob! das Unerhörte derselben und überhaupt die verhältnißmäßige Seltenheit eigentlicher Verbrechen in denselben und ähnlichen Umgebungen und Zuständen. Bei den mittlern und höhern Ständen in unsern Städten, besonders in unsern Handelsstädten, ist der wesentliche Charakter, den die Selbstsucht annimmt, eine gewisse Kleinlichkeit, Schlaffheit und Schwerfälligkeit, Furchtsamkeit und Weichlichkeit, und aus all Diesem geht wieder eine gewisse Heuchelei hervor, die nicht sowol eine selbstbewußte, auf absichtliche Täuschung des Nächsten berechnete ist, als vielmehr auf Selbsttäuschung und einem allseitig, durch stille Uebereinkunft und Gewohnheit geheiligten, falschen, engherzigen Maßstabe von dem Werthe der Dinge, der Menschen, der Handlungen beruht. Diese Heuchelei ist überdies eine fast nothwendige Folge, gleichsam eine natürliche Schutzwehr gegen die kleinstädtische Klatscherei, welche auch in unsern sogenannten großen Städten das einzige und traurige Surrogat für eine eigentliche öffentliche Meinung ist. Dieser Mangel an einer öffentlichen Meinung hängt wieder innig zusammen mit dem Mangel an öffentlichem Leben und an allen den Anfoderungen zur Entwickelung der Kräfte, die aus einem solchen hervorgehen. Die Kleinstädterei, der wesentliche Charakter unserer großen und kleinen Städte, ist, wenn sie mit Sitteneinfachheit und Einfalt verbunden bleibt, ein sehr ehrenwerther Zustand, aber wenn einmal Luxus, Genußsucht in einem so hohen Grade überhandgenommen haben wie bei uns, so gibt es nichts Geist- und Seelenerschlaffenderes als das dumpfe, kleinliche Treiben in Essen und Trinken, Clubs, schlechten Theatern, Klatscherei u. s. w., wo durchaus jedes aufregende, kräftigende Element fehlt, wie sie in dem großartigen Treiben einer großen Stadt (deren es eigentlich in Deutschland kaum eine gibt) immer auch auf den gewöhnlichsten Geist einwirken und eine solche Stagnation verhindern. Ja, gerade das freche Hervortreten des Lasters in großen Städten erklärt die Thatsache, die hin und wieder schüchtern ausgesprochen ist, und die wir aus eigner Erfahrung bestätigen müssen, daß bei einer sehr zahlreichen Classe von Bewohnern großer Städte, besonders z. B. von Paris, weniger Genußsucht, weniger Luxus, mehr Häuslichkeit herrscht als bei derselben Classe in unsern Kleinstädten.

Hiezu kommt nun noch die überwiegende Wichtigkeit, welche in Handelsstädten Geld und Gelderwerb erhält, sodaß die Selbstsucht, fast ausschließlich auf dieses Gebiet angewiesen, die Menschen in ihren wichtigsten Angelegenheiten, ja in ihrem ganzen geistigen Leben zu Sklaven des todten Metalls macht. Das ausschließende Streben, was schon

*) Wir können diese, wie so manche andere Seite dieses so vielseitigen und wichtigen Gegenstandes hier nur berühren und sind überhaupt weit entfernt, uns die Fähigkeit zuzutrauen, ihn zu erschöpfen; wem jedoch dieser Unterschied zwischen Verbrechen und moralischer Verworfenheit und das hier angedeutete Verhältniß nicht klar ist, den verweisen wir auf eine Reihe sehr merkwürdiger spanischer Criminalfälle in dem trefflichen criminal. Journal von Hitzig.

von frühester Jugend an als die einzige oder doch wesentliche Aufgabe des Lebens erscheint, ist aber ein gewaltiges Hinderniß für jedes höhere geistige Streben, für jede wahre Bildung und bedingt bei aller äußerlichen Abrichtung und Haltung eine innere Rohheit, die sich besonders auch in der Unbeholfenheit und Unklarheit des Denkens zeigt. Was aber freilich die Hauptsache ist: dies Streben untergräbt die Grundlage des geistigen Lebens, die Religion, denn: „wo ihr Schatz ist, da ist auch ihr Herz". Alles dies aber gilt wieder in desto höherm Grade, je weniger Geisteskräfte bei dem Gelderwerb thätig zu sein brauchen, je kleinlicher derselbe ist. Welchen Einfluß dies Alles, um nur Eins anzuführen, auf die Ehen hat, brauchen wir nicht weiter zu belegen. Andere Ursachen führen in andern Verhältnissen zu unwürdigen Ehen, diese aber sicher in Handelsstädten, und überall ist der daraus hervorgehende Mangel an wahrem häuslichen Leben, welches im geistigen Zusammenleben, in Glauben, Liebe und Hoffnung besteht, der Hauptquell der Selbst- und Genußsucht. Wie groß ist nicht die Zahl der Ehen, die aus denselben Beweggründen geschlossen werden wie die Miltenberg'sche? Freilich sind ganz so unwürdige Elemente wie hier nicht sehr häufig; freilich bewahren stille weibliche Tugend, Grundsätze, Temperamentskälte, Mangel an Versuchung die meisten Frauen in solchen Ehen auch vor dem geringsten der Verbrechen, wozu jene Ehe Veranlassung wurde; aber schließen solche Ehen, auch wo ihre Beweggründe, ihr ganzes Wesen am wenigsten schreiend hervortritt, nicht dennoch jede wahre, heilige Häuslichkeit aus? Sind sie es nicht, welche das Streben und Treiben beider Theile von allem Ernst, allem geistigen Zusammenleben abziehen und auf tausend Aeußerlichkeiten, Eitelkeiten, Genüsse hinlenken? Sind solche Ehen nicht die reichste Quelle der Heuchelei, die sich und Andere mit einer anständigen conventionnellen Außenseite täuscht? Ja, ist nicht die Schlaffheit, welche sogar das Gefühl für den unermeßlichen Jammer eines solchen Treibens ausschließt, eben das größte Unglück dabei, die Hauptursache der Unmöglichkeit einer kräftigen Reaction? Könnte irgend etwas diese Schlaffheit überwinden und uns zu einer ernsten, fruchtbringenden Betrachtung unsers Wesens und Treibens zwingen, so wäre es wol eine solche Erscheinung wie die, von der hier die Rede ist, vorausgesetzt, daß es möglich wäre, uns davon zu überzeugen, daß diese giftige Frucht einer Pflanze angehört, die gerade in solchen Verhältnissen ein ganz gewöhnliches Unkraut ist, und daß es nur zufällige Umstände waren, welche eben hier diese Pflanze zur Blüte gebracht und die tödtliche Frucht gereift haben, während sonst diese wuchernde Giftpflanze auf eine weniger auffallende Art, aber allgemeiner und deshalb nicht weniger verderblich wirkt, indem sie die guten Keime erstickt und ihnen Licht und Wärme des Glaubens und der Liebe entzieht. Man zeige uns in Paris die Verbrechen und Greuel der Spielhäuser, in Spanien die blutigen Folgen der Eifersucht, so leuchtet uns das ein, da wir recht gut wissen, daß die Leidenschaften, welche dahin führen, sündlich sind; wir geben es um so eher zu, da gerade diese Leidenschaften unsern gesellschaftlichen Verhältnissen fremder sind; wer könnte aber hoffen, uns zu überzeugen, daß die feigen, heimlichen Greuel einer Gottfried mit den Sünden und Lastern, die nun gerade auf unserm Wege, in unserm Leben und Treiben liegen, einen Zusammenhang haben? Ja, wer könnte uns nur erst überzeugen, daß unsere kleinlichen Eitelkeiten, unsere Weichlichkeit, Schlaffheit, Heuchelei, Genußsucht, Geldgier und Neid ebenso gut Sünde sind, als blutige Eifersucht und Rachsucht? Diese Ueberzeugung auch nur bei Einzelnen durch unsere schwachen Worte zu wecken, haben wir sehr wenig Hoffnung, sondern wissen im Gegentheil gar wohl, daß nur sehr Wenige überhaupt verstehen werden, was wir eigentlich meinen, und daß bei Denen, die uns verstehen, wir uns wenig Dank erwerben; dennoch aber, da wir es einmal übernommen hatten, über diese bedeutungsvolle, furchtbare Erscheinung zu sprechen, so konnten wir nicht umhin, sie eben von der Seite *aufzufassen*, die uns die wichtigste schien.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Französische Tagespoesie.

„Die Revolution von 1830", sagt ein französisches Blatt, „hat unsere ganze Literatur getödtet, sofern sie sich nicht ihr anschließt, unsere ganze Poesie, sofern sie nicht von ihr erzeugt ist; und selbst von dieser Poesie des Tages, zu der sie begeistert, zählt man, was mitten in der allgemeinen politischen Aufregung noch einigen Eindruck auf die Gemüther gemacht hat, so findet man die Jamben von August Barbier, 2 Oden von Victor Hugo, eine Messenienne von C. Delavigne, eine Ode von Lamartine; alles Uebrige ist todt, oder erwartet, um zu erscheinen, einen günstigern Zeitpunkt". Ein Freund, der sich einige Zeit in Paris aufhielt, schrieb uns: die ganze moderne französische Poesie werde durch die Worte histoire, gloire und mémoire charakterisirt, die hundert Mal in hundert verschiedenen Beziehungen wiederholt und immer wieder aufs Neue beklatscht würden; in Dem, was uns selbst zu Gesichte gekommen ist, fanden wir mehr Patriotismus als Schwung der Poesie. Selbst Polen, ein so reicher, unerschöpflicher Stoff für die Poesie, ist meist in recht wohlmeinenden, aber gar zu frostigen Versen besungen worden, von denen wenige so schön sind als die folgenden aus der „Varsovienne" von de Salonne, in denen nur das nous-mêmes etwas matt ist:

Déjà le vent de la tempête
A soufflé jusqu'en nos climats;
Le nord rassemble ses soldats,
De loin à la lutte il s'apprête.
Pour rendre ses voeux impuissans,
Des peuples, lassés d'être esclaves,
Brisons nous-mêmes les entraves,
Et délivrons-les des tyrans.

Puisque notre élan magnanime
Par la Pologne est imité,
Complices de son noble crime,
Armons-nous pour sa liberté.

Polnisches Manifest.

Von dem Manifest des polnischen Reichstages gibt das Januarheft der „Revue encyclopédique" eine treue Uebersetzung, welche sich vor der in den deutschen Zeitungen bisher gegebenen durch eine dem Inhalt entsprechende, ebenso schöne als kräftige Sprache auszeichnet. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 120. —— 30. April 1831.

Lebensgeschichte der Giftmörderin G. M. Gottfried. Herausgegeben von F. L. Voget.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Die behaglichen, beschränkten, stillen, einfachen Lebensverhältnisse, von denen hier die Rede ist, und die in dieser Gestalt als den höhern und mittlern Ständen unserer deutschen Städte eigenthümlich erscheinen, haben ohne Zweifel sehr Vieles, was die religiös-sittliche Entwickelung des Menschen begünstigt, und wir sind weit entfernt, die guten Seiten und Resultate solcher Zustände zu leugnen, oder irgend einem andern uns bekannten Zustande entschieden den Vorzug zu geben; aber wenn wir nicht schon früher überzeugt gewesen wären, so hätte uns der Fall, der uns hier beschäftigt, überzeugen müssen, daß auch hier tiefe und furchtbare Keime des Bösen liegen, und daß diese um so gefährlicher sind, je weniger sie als solche erkannt werden, je leichter sich in solchen Verhältnissen eine gewisse engherzige Selbstzufriedenheit, ein pharisäischer Sinn erzeugt. Sowie nun im allgemeinsten Sinne die Selbstsucht, und also die der menschlichen Natur inwohnende Sündhaftigkeit uns als die Quelle dieser Uebel erscheint, so erscheint uns die demüthige Erkenntniß dieser Sündhaftigkeit als erste vorläufige Bedingung einer Besserung, indem diese allein dem Heilmittel, was das Evangelium darbietet, den Weg öffnen kann; Beides zu bewirken, wäre die Sache der Geistesärzte, deren Pflicht und Beruf es ist, nicht nur das Heilmittel darzureichen, sondern auch jene Bedingung herbeizuführen. Aber freilich, wie steht es damit? Sollen wir sie an ihren Früchten erkennen? Lauter als Alles, was wir über diesen Punkt sagen könnten, spricht die einfache Thatsache, die der Verf. erwähnt: „daß, trotz des guten Gedächtnisses der Verbrecherin, sie sich aus ihrem Religionsunterricht auch nicht eines einzigen Eindruckes religiöser Wahrheiten erinnerte". Auch hier zwar wird man sich sehr leicht der ernsten und traurigen Betrachtungen, wozu eine solche Thatsache führen könnte und sollte, überheben, indem man sie durch individuellen Charakter und Verhältnisse erklärt; aber ebendeshalb ist es unsere Pflicht, sie sehr bestimmt als das Resultat eines tiefliegenden und allgemein verbreiteten Uebels zu bezeichnen, dessen Ursache nicht sowol in irgend einem Einzelnen als in mangelhaften Einrichtungen, in zur Gewohnheit gewordenen, allgemeinverbreiteten unklaren Ansichten, Schlaffheit und Vorurtheilen liegt.

Wir haben gleich im Anfange und wiederholt erklärt, daß in der Individualität und in allen Verhältnissen der Gottfried vor ihrem ersten Verbrechen durchaus Nichts ist, was sie von ihren Umgebungen und von hundert ähnlichen Umgebungen in hundert Städten unsers Vaterlandes auszeichnete. Oder möchte es Jemand wagen, im Ernst und mit gutem Gewissen zu behaupten, daß diese Eindruckslosigkeit des Religionsunterrichts etwas Seltenes, Ungewöhnliches ist; dieses äußere, mechanische, gewohnheitsmäßige Christenthum in dem älterlichen Hause der Gottfried, was nicht einen Augenblick den herrschenden Trieb und Gedanken des Gelderwerbs und der Genußsucht zu stören, zu schwächen, das häusliche Leben zu erheben, zu heiligen vermag? Wir wollen das Bild nicht weiter ausführen, sondern den Leser auf die Biographie selbst verweisen und ihn auffodern, ob er mit gutem Gewissen leugnen kann, daß es Zug für Zug ein solches ist, wie sie uns täglich vorkommen, daß es das wesentlich charakteristische Bild einer großen Mehrzahl von Menschen, Familien und häuslichen Verhältnissen ist. Es gehört in der That zu dem ganzen grauenvollen, trostlosen Eindruck, den diese Geschichte macht, daß in ihr auch nicht ein Charakter, nicht ein Zug, nicht ein Wort vorkommt, worin sich irgend ein kräftiges Element ausspräche. Alles ist Schlaffheit, Dummheit, Egoismus, Schwerfälligkeit, Gemeinheit, Gewöhnlichkeit. Wir haben öfters des guten Rufes erwähnt, dessen die Verbrecherin genoß; die große Zahl ihrer ehemaligen Freunde, Freundinnen und Verehrerinnen wird freilich längst mit ihrer Ansicht im Reinen daß sie von einer undurchdringlichen Heuchlerin aufs schnödeste getäuscht worden, und schwerlich wird diese Biographie, so wenig als unsere Bemerkungen darüber, sie selbst und die Unzähligen, die ihnen gleichen, zu einem ernsten Nachdenken vermögen: was es denn eigentlich für Eigenschaften, für Elemente sind, auf welchen in diesem wie in tausend Fällen ihre sogenannten Freundschaften, ihre Verehrungen beruhen? was es denn eigentlich für ein Maßstab ist, den sie an sich selbst und an Andre legen?

Wir haben schon öfters wiederholt, und wenn diese Wiederholung den Leser langweilt, so ist sie doch unserer innigen Ueberzeugung ein Bedürfniß, wir haben schon oft

wiederholt, daß eine grenzenlose Schlaffheit das charakteristische Symptom der Selbstsucht ist, wie sie sich in diesem Falle und in diesen Zuständen äußert. Diese Schlaffheit schließt sogar jede Energie der Leidenschaft aus, und so tritt auch bei der Gottfried nirgends eine eigentliche Leidenschaft hervor, und wir haben gesehen, wie wenig ihr Gefühl für Gottfried oder irgend eine andere ihrer Liebeleien den Namen einer Leidenschaft verdient, da sie, abgesehen von allem Andern, immer mit dem gemeinsten Eigennutz vereint war. Auch Geiz erscheint, bei all ihrer Geldgier, nicht als Leidenschaft bei ihr, da sie wieder in Eitelkeiten aller Art und in heuchlerischem Wohlthun und Geschenken verschwenderisch war. Nein, in diesen wie in allen Dingen war sie das gewöhnlichste, alltäglichste Geschöpf von der Welt; und wenn der Hr. Verf. sehr treffend ihr ganzes Wesen als: „Genußsucht im Allgemeinen und ängstliche Sorge um ihr Auskommen" bezeichnet, welche furchtbare Mahnung und Warnung geht dann nicht aus der Allgemeinheit dieser seelentödtenden Elemente hervor? Bei alledem bleibt es uns freilich ein Räthsel, wie dies Weib zu dem ersten Verbrechen, zu der Vergiftung Miltenberg's, zu dem Entschluß, dem Muth zur Ausführung einer so ungeheuern, außergewöhnlichen That kommen konnte, denn eine Art von Muth gehörte immer dazu, da, abgesehen von allen hergebrachten moralischen Begriffen, von der historischen Furcht vor göttlicher Strafe, von der Stimme des Gewissens, auch die Furcht vor irdischer Strafe erst durch wiederholte Erfahrung der Unentdecktheit verschwinden konnte. Wir können dieses Räthsel nur auf eine vielleicht parador erscheinende, aber doch durch manche einzelne Umstände bestätigte Art erklären. Es scheint nämlich eben die Schlaffheit, die Weichlichkeit, der gänzliche Mangel an Energie, der bei solchen Menschen jeden klaren Gedanken, jedes tiefgreifende Gefühl, jedes lebendige Ausmalen der Phantasie ausschließt, eben auch alle die Gedanken, Gefühle und Bilder geschwächt zu haben, welche sich gegen den Entschluß, gegen die Ausführung solcher Unthaten hätten vereinigen können.

Schon bei diesem ersten Verbrechen, noch mehr aber bei der weitern Entwickelung auf dieser Bahn zeigt sich eine gewisse Unklarheit, Verworrenheit, geradezu Albernheit und Dummheit, die, unserm Gefühl nach, das Grauenvolle der Verbrechen, die aus solcher Stimmung, solchen Motiven hervorgehen, noch vermehren, oder eigentlich recht bedingen. Abgesehen von allem Andern, hätte schon ein etwas kräftiger, scharfer Verstand hingereicht, die meisten dieser Verbrechen als unnütz in ihrer Größe und Gefahr dem unbedeutenden Zwecke gar nicht entsprechend zu verhindern, eine etwas lebendige Phantasie hätte es geradezu für ein menschliches Wesen unmöglich gemacht, solche Eindrücke, wie die vor den Augen der Mörderin Tage, Wochen lang dauernden gräßlichen Qualen der Schlachtopfer und die Bilder, die daraus entstehen mußten, zu ertragen. Dieses Weib trieb ihr greuliches Morden mit derselben dummen, dumpfen Schlaffheit, wie sie irgend ein gleichgültiges Geschäft getrieben, wie sie irgend einer gleichgültigen albernen Schwäche oder unschicklichen Neigung gefröhnt haben würde, mit dem einzigen Bestreben, es vor den Augen der Welt zu verbergen, aber auch dies ohne irgend eine besondere Anstrengung von List und Berechnung. Wir gestehen, daß die furchtbare Häufung der Verbrechen in diesem Fall gerade Das ist, was uns am erklärlichsten scheint, und hier scheint uns das triviale Sprichwort: Il n'y a que le premier pas qui coûte, seine bedeutungsvolle Anwendung zu finden.

Wie denn diese Schlaffheit die Energie der Leidenschaft ausschließt, so schließt sie auch die Möglichkeit der Reue aus und erklärt den Zug dieses Gemäldes, der vielleicht der furchtbarste von allen ist, nämlich den gänzlichen oder fast gänzlichen Mangel der Empfindung der Reue bei diesem Geschöpfe. Eine gewisse allgemeine Unruhe und Unzufriedenheit, ein unheimliches Gefühl, was sie besonders gegen das Ende ihrer Laufbahn beherrschte, sogar einzelne Augenblicke von halber Selbsterkenntniß können nicht als eigentliche Reue, ja kaum als Gewissensbisse betrachtet werden. Ja, sogar die Art, wie sich diese schwachen Regungen ausdrücken, erregen unser Entsetzen durch eine gewisse greuliche Naivetät, z. B. wenn sie sagt: „Oft im Mondschein saß ich im Garten, und wenn dann das große, schöne Erbe vor mir lag, und ich mich darüber freute, dann durchfuhr mich oft der Gedanke, was für eine Person ich sei, der das gehöre! dann schämte ich mich". Sollte man nicht denken, es sei von dem Bewußtsein eines kleinen Fehltrittes, einer Unvorsichtigkeit die Rede? Die Mörderin ihres Gatten, ihrer Aeltern, ihrer Kinder, die diese alle unter furchtbaren Qualen hat sterben sehen, schämt sich gelegentlich. Uebrigens war auch diese Scham nur vorübergehend, sie macht immer wieder Plane eines auf die elendesten Kleinlichkeiten und Aeußerlichkeiten gegründeten Glückes, ja sie fühlt sich wirklich glücklich, sobald diese Plane auch nur zum Theil verwirklicht werden. Statt mehrer andern sehr bestimmten Aeußerungen in dieser Hinsicht, führen wir nur folgende aus der letzten Zeit an: „Mir war gar nicht schlimm bei dem Vergiften zu Muthe. Ich konnte das Gift ohne die mindesten Gewissensbisse und mit völliger Seelenruhe geben. Ich hatte gewissermaßen Wohlgefallen daran. Ich schlief ruhig, und alle diese ungerechten Handlungen drückten mich nicht. Man schaudert doch sonst vor dem Bösen, aber ich konnte mit Lust Böses thun". Charakteristisch ist auch folgende Aeußerung: „Denken Sie: während ich das Gift für meine Mutter einmache, gibt mir der liebe Gott ein herzliches lautes Lachen, daß ich erst mich selbst davor erschrak. Aber gleich besann ich mich, dies gäbe mir der liebe Gott ein, zum Beweise, daß so Mutter nun bald im Himmel lachen werde". Wir sprachen vorhin unsere Ueberzeugung aus, daß, sowie Schlaffheit im Allgemeinen, die jede energische Action und Reaction ausschließt, so insbesondere die Schlaffheit der Phantasie bei diesem Geschöpfe, wenn auch nicht das erste Verbrechen, doch die greuliche Gewohnheit des Verbrechens bedingt, und wir müssen auf diesen Punkt um so mehr aufmerksam machen, da in so vielen andern Fällen allerdings das Vorherrschen der Phantasie, die Be-

schäftigung derselben mit Bildern des Verbrechens, die Ausführung des Verbrechens selbst vorbereitet. Der Hr. Verf. sucht auch in diesem Fall einen ähnlichen Einfluß der Phantasie nachzuweisen; allein, wie es uns scheint, gelingt ihm dies nicht, und er hebt auch diesen Punkt so wenig hervor, daß er ihm selbst offenbar nicht sehr genügend erwiesen erscheint. Es tritt hin und wieder zwar der Einfluß von Kartenlegen und Altweiberprophezeiungen auf die Verbrecherin hervor, z. B. erhielt sie auf ihre Fragen wiederholt die Antwort, die wenigstens eine richtige Schätzung ihrer Wünsche verräth: „daß ihre ganze Familie aussterben und sie allein übrig bleiben werde, *um dann sehr gut leben zu können*". Aber dieser Einfluß ist einerseits nichts als ganz gewöhnlicher dummer, dumpfer Aberglaube, wie er sich bei tausend Kaffeeschwestern findet, der kaum den Namen Aberglaube verdient, weil er so wenig wie irgend ein anderes geistiges Element zu einiger Consistenz und Energie gelangen kann; andererseits spricht sich auch ganz deutlich eine absichtliche Täuschung der Verbrecherin aus, um entweder sich selbst gleich damals oder vielleicht erst später ihre Richter und den Defensor selbst durch eine solche Art von Entschuldigung und Erklärung irrezuführen. Auch was hin und wieder von Visionen vorkommt, die sie gehabt haben will, kann unsere Ansicht nicht schwächen, sondern die ganze Art, wie sie sich darüber äußert, beweist gerade die Erschlaffung ihrer Phantasie. So z. B. wenn sie erzählt: „Ein ander Mal kann ich mich des Abends gar nicht die Diele hinunterfinden, und wie ich in die Höhe sehe, kommt mir eine große Wolke entgegen. Ach, denke ich, das ist Miltenberg seine Erscheinung!" Der Hr. Verf. setzt hinzu: „Auch gegen den Einfluß solcher Schrecknisse verhärtete sich die Mörderin"; aber ihre eigne Aeußerung beweist, daß von einer Verhärtung nicht eigentlich die Rede sein konnte, da die Sache kaum einen Eindruck auf sie machte. Was die später nach ihrer Verhaftung häufiger werdenden Visionen betrifft, so scheinen sie (abgesehen von jeder andern Möglichkeit) geradezu Krankheitserscheinungen gewesen zu sein, wie sie ganz unabhängig von der Phantasie als gesunder Geistesthätigkeit vorkommen. Auch Das müssen wir wiederholen, daß wir dem Verf. nicht beipflichten können, wenn er bei der Verbrecherin einen hohen Grad von berechneter Schlauheit sucht. So zeigt sie z. B. bei der Handhabung ihrer Geldverhältnisse und andern Geschäften ganz die Albernheit, Verworrenheit und Unklarheit der Begriffe, die man bei aller Geldsucht, bei aller egoistischen Kleinlichkeit so oft bei Personen, besonders bei Frauen ihres Standes findet. Ja, gerade in dieser Dummheit erscheint ihr plötzliches Vergiften als ein unfehlbares, einfaches Mittel, sich aus allen Verlegenheiten zu ziehen, ohne daß sie dabei über die eigentliche Art, wie dieses Mittel in den einzelnen Fällen ihre Verlegenheiten lösen soll, sich klare Rechenschaft gibt. Dasselbe gilt auch von dem Erfolg, den sie sich von dem Tode ihrer Aeltern und Kinder zur Erleichterung ihrer Verbindung mit Gottfried verspricht. Obgleich also äußere Veranlassungen des Eigennutzes allerdings bei den meisten ihrer Giftmorde einleuchten, so beweist es ebenso viel Dummheit als moralische Verworfenheit, daß diese Veranlassungen eine *solche* Wirkung haben konnten. Wir können sogar dem Hrn. Verf. nicht ganz beistimmen in der Art, wie er die fortgesetzte Wohlthätigkeit, Gefälligkeit und äußere Freundlichkeit der Mörderin erklärt. Allerdings lag hier auch Heuchelei zum Grunde, aber, wie es uns scheint, weniger eine selbstbewußte in jedem einzelnen Falle als jene allgemeine, conventionnelle, von der wir oben sprachen, allenfalls tiefer gewurzelt, weiter ausgebildet; allerdings spricht sich hier und da in den Geständnissen der Verbrecherin der Wunsch, die Hoffnung aus, durch gute Werke ihre Verbrechen abzuzahlen; aber dies, wie jedes andere Gefühl, jeder andere Begriff, ist bei ihr dumpf, unklar und schlaff. Nein, es scheint uns vielmehr gerade *das* charakteristisch in dieser greulichen Erscheinung, daß die Mörderin, die endlich sogar ohne weitere Ursache, aus bloßer müßiger Langweile *) und innerer Unbehaglichkeit Gift gab, daß sie dennoch die Art von weichlicher Gutmüthigkeit beibehielt, auf die in unserm gesellschaftlichen Leben so viel Werth gelegt wird, und die nicht nur den tiefsten Egoismus nicht ausschließt, sondern oft sogar eine Aeußerung desselben ist und ihn durch wechselseitige Verweichlichung und Schmeichelei nährt.

Wenn manche unserer Aeußerungen, ja, unsere ganze Ansicht dieser Geschichte übertrieben, paradox, ungerecht erscheinen sollten, so würde uns dies nicht Wunder nehmen, und wir werden uns gern darein ergeben, sofern wir durch unsere Bemerkungen wenigstens recht Viele auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht und vermocht haben, die vorliegende Biographie selbst und mit Ernst und Demuth zu lesen. Wir zweifeln nicht, daß dann unsere Ansicht bei Manchem doch Verständniß und Anklang finden wird, bei Manchem, den zuweilen wol ein tiefes Grauen, ein unaussprechlicher Jammer bei dem kleinlichen, selbstsüchtigen, genußsüchtigen Treiben einer so großen Mehrzahl von Menschen, von Familien ergreift, was um so gewisser alle edeln, ernsten, heiligen Elemente des geistigen Lebens tödtet, je weniger diese Menschen sich über irgend eine gewöhnlich sogenannte Sünde, Laster, Unsittlichkeit, Verbrechen, Thorheit, Handlung überhaupt Vorwürfe zu machen haben, jemehr sie in schlaffe Selbstzufriedenheit oder Bewußtlosigkeit versinken. Dieses Grauen ist gewöhnlich nur vorübergehend und vielleicht uns selbst nicht klar bewußt und führt ebendeshalb nicht zu einem heilsamen Rückblick auf uns selbst; hier aber, bei dieser unaussprechlich unerhört und so ganz eigenthümlich grauenvollen Erscheinung wird es uns plötzlich furchtbar klar, vor welchem verborgenen, durch unser ganzes gesellschaftliches Leben schleichenden Geiste unsere Seele ahnungsvoll schauderte. Eine solche Erscheinung, recht verstanden, müßte, wenn noch irgend Etwas, unserer selbstgefälligen

*) Mit Recht hebt es der Verf. hervor, daß der Müßiggang, dem sich die G. hingeben konnte, nachdem sie ihr Haus verkauft, wesentlich zur Entwickelung ihrer Scheußlichkeiten beitrug.

Eitelkeit Demuth und Erkenntniß unserer Sündhaftigkeit lehren und uns, im Bewußtsein eigner Hülflosigkeit, nach dem Heil, der Hülfe, dem Trost hinweisen, den uns das Evangelium verheißt und der allein unser Leben heiligen kann, der es aber auch sicher heiligt, vor dem aller Unterschied geistiger Bildung, natürlicher Anlagen und äußerer Verhältnisse verschwindet. Wer aber wirklich meint, und an Solchen wird es freilich nicht fehlen, daß die hier ausgesprochenen Ansichten über gesellschaftliches und Familienleben nur Früchte einer beschränkten, einseitigen, düstern, pedantischen Lebensansicht sind, der möge sich selbst aufrichtig fragen und antworten: wie viele seiner Gedanken, Wünsche, Gefühle, welcher Theil seines geistigen, täglichen Lebens, wir wollen nicht einmal sagen, auf die höchsten Dinge, sondern nur auf edle, hohe, schöne, ernste Dinge gerichtet ist, und welcher Antheil sich lediglich auf gleichgültige, gemeine, kleinliche, unlöbliche, eitle, dem Gebiete der Sinne, der Herrschaft des Leibes angehörige Dinge bezieht. Wahrlich, wenn man sieht, welche Nahrung so viele Tausende Jahr aus Jahr ein ihrer Seele bieten, so ist es kein kleines Wunder, daß diese Seelen unsterblich bleiben.

Der Verf. verspricht, als Fortsetzung dieser Biographie, eine Geschichte der G. während ihrer Gefangenschaft, welche über ihren Gemüthszustand, ihre Visionen, Träume, Mittheilungen aus dem Gebiete der Seelsorge für dieselbe, Bekehrungsgeschichte, Endurtheil u. s. w. (dies ominöse U. s. w. ist verständlich genug) interessante Aufschlüsse enthalten wird, und wir bedauern nur, daß, wie es scheint, Buchhändlerrücksichten eine solche Zersplitterung der Materialien in 2 Theile veranlaßt haben. 177.

Notizen.

Die Tonkunst in den Niederlanden.

Im Jahr 1824 wurde von der vierten Classe des königl. niederländischen Instituts der Wissenschaften und der Künste die Preisaufgabe gestellt: Welche Verdienste haben sich die Niederländer besonders im 14., 15. und 16. Jahrhundert in der Tonkunst erworben? Von den Antworten, die eingingen, erhielten 2, eine in deutscher Sprache, von Kiesewetter in Wien, die andere in französischer, von Fétis in Paris, den Preis, indem der ersten die goldene, der zweiten die silberne Medaille zuerkannt wurden. Beide Abhandlungen sind im vor. J. unter dem Titel: „Verhandelingen over de Vraag: Welke Verdiensten hebben zich de Nederlanders vooral in de14., 15. en 16. eeuw in het vak der Toonkunst verworven, — door R. G. Kiesewetter en F. I. Fétis“ zu Brüssel im Druck erschienen; und besonders die erste wird durch die zahlreichen Belege und Documente, die sie beibringt, jeden Freund der Musikgeschichte angenehm überraschen. Vor den Zeiten Ockeghem's und Josquin's des Pres bis auf Orlando di Lasso standen die Flamänder in der Tonkunst allen andern europäischen Nationen voran. Die italienische Schule, von welcher man gewöhnlich die Wiedererweckung der Musik in Europa datirt, ist viel jünger als die flämische; Palestrina, der Schöpfer der italienischen Tonkunst, lebte zu der Zeit Orlando's di Lasso, eines der letzten unter den großen Musikern und Componisten von Flandern. Bis zu seiner Zeit stand die flämische Schule in so allgemeiner Achtung, daß man fast an allen Höfen von Europa Meister oder Lehrlinge derselben fand. Josquin muß ein wunderbarer Mann gewesen sein; seine Werke sind die ältesten Denkmale einer Composition, in welcher sich ein poetischer Instinkt ausspricht, während seine Zeitgenossen viel zu sehr mit Regeln und Berechnungen beschäftigt waren, als daß sie Phantasie oder Gefühl für die Musik hätten nöthig finden können. Durch die Mannichfaltigkeit seiner Compositionen, von denen jede das Gebiet der Kunst zu erweitern schien, war er die Bewunderung der Italiener. Roland Lassus, oder, wie er gewöhnlich mit den Italienern genannt wird, Orlando di Lasso, lebte 100 Jahre später als Josquin unter den glücklichsten Verhältnissen, deren sich wol je ein Musiker erfreut hat: sein Name ist so unvergänglich als seine Kunst. Viele seiner Compositionen werden ihrer Anmuth und Eleganz wegen noch bis auf diesen Tag gesucht. Palestrina, der Stifter der römischen Schule und der erste große Name der italienischen Kirchenmusik, der Zeitgenosse und Nebenbuhler Orlando di Lasso's, war der Schüler Claudius Goudimel's, eines flandrischen Meisters. Kiesewetter theilt die Geschichte der Tonkunst in Flandern in 3 Epochen: das Zeitalter Josquin's von 1450—1500, jenes Adrian Willaert's von 1500—40, und das von Orlando di Lasso von 1540—90. Nach dieser Zeit war der Genius der flämischen Meister im Abnehmen. Aus den angeführten Thatsachen wird es klar, daß die niederländischen Tonkünstler anderthalb Jahrhunderte lang die ersten Europas waren, und daß daher damals wenigstens das Epigramm Martial's:

Aurem, qui modo non habet batavam,

keine Anwendung fand.

Neues Journal in Haiti.

„Die Civilisation, geleitet von der Philosophie, verbreitet sich nach allen Richtungen; neue Ideen treten an die Stelle der alten Ansichten; die Erziehung der Völker macht täglich neue Fortschritte, und die Nationen, hingerissen durch den Gang der Zeit, fragen, wohin dieselbe führen wird. Das Wissen ist ihr erstes Bedürfniß. In diesem allgemeinen Aufschwunge bleibt Haiti nicht zurück. Nachdem es die Welt in Erstaunen gesetzt hat durch seinen glorreichen Kampf gegen die Tyrannei, legt unsere Insel das Schwert nieder und geht auf sittliche Eroberungen aus. Zuletzt erschienen auf der neuen Bahn der Civilisation, läßt sie bereits die jungen Republiken, ihre Nebenbuhlerinnen im Süden, hinter sich zurück und tritt mit Ehren in die Reihe der civilisirten Völker ein“. So beginnt der Prospectus eines neuen Wochenblattes, welches unter dem Titel: „Le Phare, journal politique, commercial et littéraire“, seit der Mitte des v. J. zu Port-au-Prince herauskommt. Die 19 ersten Nummern, die bisher nach Europa gekommen sind, werden großentheils von Berichten über die neuesten Ereignisse in Frankreich eingenommen. Die Julirevolution hat in Haiti, das von dem bourbonischen Frankreich seine Freiheit und Existenz gefährdet sah, natürlich den größten Enthusiasmus erregt. Am 28. September fand, um sie zu feiern, ein großes Gastmahl statt, und es wurde zum Besten der Verwundeten eine Subscription eröffnet, die sich am 9. Dezember bereits auf 1151 Dollars belief.

Volkszählung in Rußland.

Zahlen sprechen häufig beredter als die geistreichsten Reflexionen; welche furchtbare Lehre liegt z. B. in den folgenden, die uns die Ergebnisse der beiden letzten Volkszählungen in dem russischen Reiche, nach offiziellen Angaben, darbieten! Im Jahr 1811, vor dem französischen Kriege, 6,873,185 Kronbauern und 10,337,271 Bauern der Edelleute; im Jahr 1816, nach dem Kriege, 6,353,467 von den erstern und 9,767,762 von den letztern, also zusammen, nach 4 Kriegsjahren, 1,089,227 Menschen weniger. Nur die Bevölkerung der Städte hatte sich, ungeachtet außerordentlicher Verminderung des Handelstandes, im Ganzen beträchtlich vermehrt, indem man 1811 nur 620,847, im Jahr 1816 dagegen 835,071 Bürger zählte, Kaufleute im erstern Jahre 121,121, im letztern 73,483. 163.

Hierzu Beilage Nr. 12.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 121. —— 1. Mai 1831.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In 6 Theilen. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1830. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Wer sich einmal in den Strom wirft, der muß schwimmen, und so ist auch Jeder, der sich einmal in die Literatur begibt, der Oeffentlichkeit verfallen, von der er sich nicht, sowie es ihm beliebt, wieder zurückziehen kann. Wenn daher der Herausgeber der vorliegenden Erzählungen in der Vorrede bemerkt, daß die Hinterbliebenen der verewigten Huber ursprünglich gewünscht hätten, den Namen der Verfasserin wenigstens nach ihrem Tode der Oeffentlichkeit zu entziehen, weil dieselbe bei ihrem Leben „nie aufgehört habe, in ihrer Stellung als Schriftstellerin ein Heraustreten aus dem natürlichen Kreise stiller Weiblichkeit schmerzlich zu empfinden", so finden wir die dennoch veranstaltete Sammlung ihrer Erzählungen gerechtfertigt, nicht nur durch den eignen in ihrer letzten Lebenszeit geäußerten Wunsch der Verfasserin, „daß das Opfer, was sie gebracht, indem sie als Schriftstellerin auftrat, wenigstens Andern so viel Frucht und Heil bringen solle wie möglich", sondern auch gerechtfertigt durch den eigenthümlichen Werth ihrer Arbeiten selbst, die wenigstens eine so rücksichtslose Vergessenheit nicht verdienen. Es ist überhaupt eine eigne Sache, wenn eine Schriftstellerin, die sich einmal in der Literatur als eine Erscheinung geltendzumachen gesucht, ihr literarisches Wirken als ein „Opfer" bezeichnet, das sie auf Kosten ihrer Weiblichkeit dargebracht habe. Es mag ein Opfer sein, aber entweder hat sie dies Opfer nur der ganz äußern Nothwendigkeit gebracht, ohne den innern Beruf, und in diesem Falle würden ihre Hinterbliebenen eben keine Noth damit haben, ihren Namen der Oeffentlichkeit zu entziehen, denn sie würde obscur in der Welt bleiben, und wenn man ihren Namen mit Flammenschrift druckte; oder sie hat den stillen Kreis der Weiblichkeit zugleich aus einer innern Nothwendigkeit überschritten, um einem drängenden Trieb nach Mittheilung, einer ihr naturgemäß inwohnenden Anlage zu genügen, und dann wäre dies ein so ehrenwerthes Opfer, daß durch solche Bestrebungen ein hinlänglicher Glanz auch über die nie abzuleugnende Schattenseite der Frauenschriftstellerei geworfen würde. In welchem Falle sich eine Schriftstellerin wie Therese Huber befindet, kann kaum bezweifelt werden. Haben auch äußere Verhältnisse ihr Talent zunächst in Bewegung gesetzt, das ohne dieselben vielleicht unthätig geschlummert hätte, so traf doch bei ihr die äußere Anregung mit einer reichen und vielseitig gebildeten Innerlichkeit zusammen, deren Hervortreten für die Welt nicht unbedeutend sein konnte. Durch die Grenzen, innerhalb deren die Huber ihre Hervorbringungen hielt, hat sie auch manche Abwege und Unnatürlichkeiten, in die sonst schriftstellernde Frauen leicht zu gerathen pflegen, glücklich vermieden, indem sie nämlich vorzugsweise die äußern und innern Interessen ihres Geschlechts, die sittlichen und geselligen Verhältnisse desselben zum Gegenstand ihrer Darstellungen nahm, indem sie sich selten auf die Behandlung solcher Zustände einließ, die eigentlich nur der Sinn des Mannes richtig aufzufassen vermag und wo die Auffassungsweise des Weibes bald lächerlich wird, indem ihre Darstellungen fast immer aus eigner Anschauung und aus dem Schatz der mannichfaltigsten Lebenserfahrungen, die ihr, wie wenigen Frauen, zu Hülfe kamen, hervorgingen. Dadurch ist in ihre Dichtungen viel Wahrheit und Lebensfülle gekommen, während andere Schriftstellerinnen es oft nur zu marklosen Schattengestalten bringen, die nirgends anders als in dem empfindsamen Köpfchen einer träumenden Närrin ihre Wirklichkeit haben.

Das productive Darstellungstalent der Huber ist

zwar nicht ganz unerheblich, aber doch ist es eigentlich nicht ihr Talent, wodurch sie ihren eigenthümlichen Werth als Schriftstellerin behauptet, sondern vielmehr ihre starke und vielseitig durchgebildete Gesinnung. Es kommt ihr in ihren Darstellungen auch allerdings nicht darauf an, freie Schöpfungen des poetischen Talents, die um ihrer selbst willen schön wären, zu entwickeln, sondern der Ausdruck ihrer Gesinnung ist ihr immer die Hauptsache. Dies würde an sich noch kein ästhetischer Vorwurf sein, so lange nicht durch das Ueberwiegen auf der einen Seite die Harmonie des Kunstwerks gestört wird. Dies Letztere geschieht aber bei der Huber so häufig, daß wol keine einzige ihrer Erzählungen zu einer vollendeten Form und einer Einheit des Ganzen gediehen ist, weil die moralische Tendenz, in der sie sich bewegen, immer auf Kosten der poetischen Ausbildung des Stoffes durchgeführt wird. Wo sie darstellen sollte, predigt sie, wo sie handeln lassen sollte, reflectirt sie über die Gesinnungen ihrer handelnden Personen und setzt auseinander, wie sie hätten handeln sollen oder warum sie gerade so und nicht anders gehandelt. Nur eine ihrer Erzählungen habe ich gegenwärtig im Sinne, ohne Zweifel eine ihrer ausgezeichnetsten, ich meine den „Klosterberuf" (im 1. Theil der vorliegenden Sammlung), in der das poetische Interesse durch die ethischen Zwecke fast gar nicht gefährdet worden, und die, überhaupt stoffhaltigerer Natur, eine Frische und Lebendigkeit der Gestaltung gewährt, wie wir sie nur bei unsern besten productiven Dichtern gewohnt sind. Mögen die in dieser Erzählung als Hintergrund hingestellten Verhältnisse Polens zur Zeit Kosciuszko's, welche auch in die Verhältnisse des Novellenstoffs selbst durch ihren schmerzlichen Conflict tief innerlich eingreifen, einigermaßen Antheil haben an dem lebhaften Eindruck, den dieselbe auf Referenten gemacht, indem sich dabei der Hinblick auf die gegenwärtigen unglücklichen Tagesverhältnisse der in der Erzählung geschilderten Nation unabweislich dem Leser aufdrängt und das Gemälde dadurch an schmerzlichergreifender Bedeutung gewinnt. Aber auch das innere Thema, das die Dichterin darin aufgefaßt, ist anziehend und eigenthümlich und löst sich hier in einer heitern Plastik auf, während sonst ihre Gestalten und Verhältnisse, besonders zum Schluß, in eine allgemeine ethische Reflexion zerfließen. In dieser Erzählung wird ihr die heranwachsende, unter tiefunsittlicher Umgebung in sich erstarkende Tugend eines echtweiblichen Gemüthes zum Gegenstand, das, „im Schoße der Unnatur seine höhere Bestimmung ahnend, die höchste Unnatur, das Klosterleben, zu erreichen strebt, weil es dort Mittel zu lieben und zu wirken vermuthet, ein Gemüth, dem das fürchterlichste Unglück seine Sehnsucht nach Wirksamkeit stillt, und das endlich, durch seinen innern Reichthum gestärkt, im liebenden Vergessen seiner selbst mit der Welt versöhnt wird". Der Charakter Theofaniens, der Heldin der Erzählung, einer über sich selbst nachdenkenden Natur, in welcher sich dies Gemüth personificirt, wird in seiner anziehenden Entwickelung nicht auf dem Wege der Reflexion, sondern im lebendigen Conflict bestimmter und piquant gezeichneter Lebensverhältnisse dargestellt. „Wir sehen", sagt die Dichterin selbst in der zusammenfassenden Uebersicht zu Anfange des zweiten Abschnittes, „ein Mädchen, das über ihre Jahre gebildet ist an Geist und Gefühl, über ihre Jahre fest an Willen und Entschluß, aber ganz so unerfahren über Menschen und Dinge, wie es ihr Geschlecht in dem Alter, worin sie sich befand, mitsichbringen mußte. Die Menschen, unter denen sie sich befand, der Zeitpunkt, in dem sie lebte, waren nicht dazu gemacht, ihre Ansichten zu mildern, ihre Gefühle herabzustimmen. In Theofaniens Vaterlande (Polen) zeigten sich die Menschen noch in größern, stärkern Umrissen als bei andern Nationen, denen Cultur und Convenienz weniger Eigenthümliches gelassen hat. Das Laster war dort roher und die Tugend kühner; ein Volk existirte nicht, und darum war der Adel adeliger, denn er kann nur neben Sklaven bestehen. Wer jenes Land nicht kennt, der wird manches Gemälde grotesk finden, weil er die Verhältnisse seines Volkes hineinversetzt. Die polnische Nation hätte können gebildet, andere müssen neu geschaffen werden". Streng als Kunstganzes betrachtet, fällt freilich auch diese Erzählung sehr auseinander, und es ist charakteristisch für die Verfasserin, wenn sie im Vorbericht derselben gesteht, daß der ideelle Gesichtspunkt ihrer Dichtung freilich keinen der zahlreichen Mängel rechtfertige, daß es aber eben diese Idee sei, um deren willen sie sich dem billigen Tadel „gern" aussetze. Der zweite Abschnitt der Erzählung, welcher der stoffhaltigste ist, macht das Ganze besonders unförmlich durch die zu weit ausgesponnene Geschichte des Vaters Czesinsky's, die, wie interessant und gelungen dargestellt sie auch an sich ist, doch zu fremdartig und überwiegend in den Zusammenhang eintritt. Ein künstlerischer Zusammenhang ist freilich das Höchste, wozu es das schaffende Talent nur zu bringen vermag, und wenn es Therese Huber nie dazu gebracht hat, so ist doch wenigstens die überwiegend poetischgebliebene Gestaltung, durch welche sich die in Rede stehende Erzählung vor ihren übrigen auszeichnet, ehrenvoll anzuerkennen.

In ihren andern Dichtungen hebt sich fast immer der belehrende Zweck zu sehr heraus, und statt der Dichterin sehen wir dann die lebenserfahrene Matrone, welche die Jüngern und Unerfahrenen ihres Geschlechts zu bilden, zu unterrichten und zu warnen strebt. Abstrahirt man einmal dabei von poetischen Zwecken, so kann man auch hier nicht umhin, dem tiefen Sinn dieser Frau und ihrer geistreichen Auffassungsweise, mit der sie die verwickeltsten Lebensverhältnisse durchblickt und beurtheilt, Hochachtung widerfahren zu lassen. Ihre Erzählungen, als Darstellungen zur Bildung ihres Geschlechts betrachtet, sind daher wahre Frauenspiegel, aus denen die edelsten Tugenden und Pflichten der Weiblichkeit in hellem Reflex hervorschimmern. So verbreiten sich die im 1. Theile der Sammlung wieder abgedruckten „Fragmente eines Briefwechsels" (ursprünglich durch die Kupfer des „Damenalmanachs" für 1798 u. 1799 veranlaßt) auch über die physischen Verhältnisse des weiblichen Geschlechts,

über die Zustände der Schwangerschaft, über Stillung der Kinder u. dgl., in Bezug auf die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Individualitäten, über die ein Resultat seiner Beobachtungen entwickelt wird. Unbedeutender ist die Erzählung: „Die Jugendfreunde", welcher die Darstellungsweise der Verfasserin, die Gegenstände mehr zu besprechen als darzustellen, besonders nachtheilig geworden ist, sodaß die darin durchgeführten Verhältnisse zu keiner Klarheit für die Anschauung hervortreten. Außerdem enthalten die beiden bis jetzt erschienenen Theile der Sammlung die Erzählungen: „Verstand kommt nicht vor Jahren"; „Eine Ehestandsgeschichte"; „Noch war es Zeit! oder: Die goldene Hochzeit"; „Geschichte eines armen Juden"; „Der Ehewagen"; „Die ungleiche Heirath"; „Der Kriegsgefangene". Die erstgenannte dieser Erzählungen: „Verstand kommt nicht vor Jahren", behandelt unter dem etwas unpassend gewählten Titel einen sehr zartsittlichen Lebensconflict, dessen endliche Entwickelung für eine milde ethische Lösung ähnlicher Verhältnisse in Göthe's „Wahlverwandtschaften" gelten könnte, indem Das, was der Göthe'sche Roman nur durch schmerzliche Zerstörung auflöst, hier durch einen heitern Sieg der Vernunft sich ordnet und zu einer sichern Klarheit feststellt. Die kleine Erzählung wäre nahe daran gewesen, ein vollendetes Gemälde abzugeben, aber die leidige Briefform, welche die Verfasserin erwählt, hat es nicht dazu kommen lassen. Durch diese unnatürliche Form wird auch die Manier, die Novellenverhältnisse, statt darzustellen, zu besprechen, ganz besonders begünstigt, und weil vornehmlich Schriftstellerinnen sich zu dieser Manier hinzuneigen pflegen, so findet man auch gerade von ihnen den Roman in Briefen vorzugsweise angebaut. Unter 100 Romanen, welche in Briefen geschrieben worden, sind gewiß immer 99 von Damen verfaßt. Ref. gesteht, daß er eine gewisse Antipathie gegen alle Damenproducte in Briefen hat, eben weil sie sich hier in der breitesten und unbestimmtesten Geschwätzigkeit recht gehen lassen können. Die Leserinnen mögen ihm dies zugutehalten, denn es wird einem Recensenten zu sauer, ex officio immer galant zu sein. Eine Literaturdame kann überhaupt nur von dem Damenpublicum vollständig gewürdigt und anerkannt werden, besonders wenn es eine Schriftstellerin ist, die auch in ihren literarischen Hervorbringungen dem Kreis der Weiblichkeit treubleibt, für diesen und aus ihm heraus producirt. Dies ist auch gewiß bei der Huber der Fall, die so sehr für ihr Geschlecht und aus dem Standpunkt desselben geschrieben, daß der Kritiker in vielen Fällen keinen Maßstab dafür in sich hat, sondern sie nur aus den Wirkungen, welche sie auf ihr Publicum hervorbringt, soweit er dieselben wahrnimmt, zu beurtheilen vermag. In manchen Damenschriften, die ihr weibliches Publicum ganz befriedigen können, ist für das männliche zu wenig Eisen, zu wenig Massives vorhanden. Der Mangel an Eisen ist uns auch in den Schriften der Therese Huber fühlbar, was uns jedoch bei ihr, die durch ihre bedeutende Individualität über der gewöhnlichen Kategorie der Damenschriftstellerei erhaben dasteht, nicht hindern kann, Das, was sie geleistet, sowie es ist, als würdige Geistesdenkmale einer tiefgebildeten Frau gelten zu lassen.

Der Herausgeber hat den einzelnen Erzählungen die Jahreszahlen ihrer Entstehung hinzugefügt, obwol die Zusammenstellung sonst nicht nach der chronologischen Reihenfolge geschehen ist. Wünschenswerth wäre dies vielleicht insofern gewesen, um einen Ueberblick der allmäligen Entwickelung, welche die literarische Thätigkeit der Verfasserin genommen, dadurch zu gewinnen. 65.

Correspondenznachrichten.

Karlsruhe, 18. April 1831.

So viel man aus den diesjährigen Wahlen zum Landtage schließen durfte, ließ es sich durchaus gar nicht bezweifeln, daß die Koryphäen unter den Deputirten Anträge auf Preßfreiheit machen würden. Schon in einer der allerersten Sitzungen wurde die Motion des Abgeordneten Hofr. Welcker auf Einführung vollkommener Preßfreiheit angekündigt und hierauf in der fünften öffentlichen Sitzung wirklich begründet. Daß Welcker seine Rede halten werde, war bekannt; wie er sie halten werde, ließ sich aus seiner Schrift schon entnehmen *); und so drängte sich das Publicum in Strömen nach dem Ständehause. Man darf sagen, daß Welcker's Rede von europäischer Wichtigkeit ist; wo diese Stimme der Wahrheit erschallen wird, darf man sich auf Anklänge gefaßt machen. Der Eindruck auf das Publicum war wahrhaft unbeschreiblich; die schlagenden Gründe stiegen aus der Brust jedes der Zuhörer gleich alten Bekannten, von deren Anwesenheit er vorher nichts weiß, hervor. Darum versuchen wir es, die kräftigsten Stellen aus Welcker's Rede hier wiederzugeben, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß der Eindruck, den die inhaltschweren, lebendigen Blitzesworte machten, ein ungleich größerer war als der, welchen wir vermittelst der Presse den Lesern bereiten; doch schon hierin liegt das Vortreffliche, das Wohlthätige der Presse. Und so geben wir dem Leser die Kernstücke aus Welcker's Rede als eine Ergänzung zu seiner Schrift: „Die ganze und vollkommene Preßfreiheit", zugleich aber auch als einen Beweis von dem Geiste, der die Ständeversammlung beseelt, und von dessen Pflege die schönsten Früchte sich erwarten lassen — Früchte nicht allein materieller, sondern auch geistiger Art.

„Ich habe um die Erlaubniß gebeten, den Antrag motiviren zu dürfen, daß die Kammer Se. K. H. den Großh. ersuchen möchte, es möge der Regierung gefallen, baldmöglichst durch Aufhebung der Censur oder durch Begründung vollkommener Preßfreiheit, zugleich mit den nöthig scheinenden rechtlichen Garantien gegen Misbräuche, dem Art. 17 der Verf.-Urkunde gemäß, unsere Verfassung zu einer Wahrheit zu erheben... Wer über die Preßfreiheit zu sprechen hat, ist in Verlegenheit; er weiß nicht, wo er anfangen, wo er enden soll, wegen der Unendlichkeit des Gegenstandes und seines Werthes — unendlich wie die Wahrheit selbst. Denn Freiheit der Wahrheit, Freiheit der Wahrheit auf dem wichtigsten Wege, Freiheit ihrer Erwerbung und Mittheilung ist die Preßfreiheit... Wer, meine Herren, möchte Den einen freien Mann, wer möchte Den persönlich frei nennen, der nicht das Recht hat, die Erfahrungen, Ansichten und Wünsche seiner Mitbürger zu vernehmen und auszusprechen?" Der Redner übergibt der Kammer seine Schrift und verweist darauf; er fährt fort: „In dieser Schrift habe ich es gewagt, darzuthun, daß die ehrwürdigen Gesinnungen unserer deutschen Fürsten getäuscht worden sind, als man ihnen 1819 von Staatsgefahren sprach; daß sie getäuscht worden sind durch frevelhafte Actenverfälschungen, die jenem hohen Congresse vorgelegt wurden; ich habe mich bemüht, darzuthun, daß die Censur seit dieser Zeit fortwährend ein Ver-

*) Vgl. hierüber Nr. 103 u. 104 d. Bl. D. Red.

rath an Fürst und Volk gewesen ist, daß sie Deutschland geschändet, die Fürsten in noch nicht besiegte Gefahren gestürzt und das Volk an seiner Ehre angegriffen hat." Zur Begründung seines Antrages durchgeht nun der Redner folgende 3 Hauptpunkte: 1) die Grundsätze, von denen, wie er glaubt, ein Preßgesetz ausgehen soll; 2) den Beweis, daß seine Foderung den Gesetzen des Deutschen Bundes durchaus nicht widerstreitet, und 3) die Angabe der eigenthümlichen Momente, durch welche gerade für Baden die Gewährung der Preßfreiheit mit einem Preßgesetze zu einer absoluten unvermeidlichen politischen Nothwendigkeit wird. Eben dieser dritte Gesichtspunkt ist für Baden sehr wichtig. Wir liegen mit einer großen Grenze gegen die Schweiz und Frankreich, woher wir eine Menge censurfreier Blätter erhalten, die oft mit falschen oder entstellten Dingen über Baden angefüllt sind. Namentlich ist ein Blatt bei uns sehr verbreitet und wird überall sehr begierig gelesen: es ist das in Strasburg herauskommende „Constitutionnelle Deutschland", worin sich eine Menge Artikel über Baden in den beißendsten und heftigsten Ausdrücken, finden. Von dieser Seite erscheint die bad. Censur als eine reine Lächerlichkeit, denn sie wird durch die uns aus den Nachbarstaaten herübergebrachte Preßfreiheit, ich möchte sagen factisch vernichtet.

Der Redner fährt fort: „Ja, m. H., es gibt große Misbräuche der Preßfreiheit, wie es einen Misbrauch der Religion, der Regierungsgewalt, der Civil- und Militairgewalt, einen Misbrauch des Rechtes, mit dem Munde zu reden, gibt, und noch gibt es keine Mund- und Sprachgesetze." Der Redner gibt die Garantien gegen den Misbrauch der Presse an. Eine solche ist ihm vorzüglich, daß bei Verleumdungen gegen Privatpersonen oder bei Injurien, Schmähungen, Nachsagungen von ehrenrührigen Thatsachen nicht einmal die Einrede der Wahrheit gelten soll; ferner will der Redner, daß sich der Schriftsteller, der Verleger oder der Redacteur öffentlich nenne, und daß der Verfasser eines verletzenden Artikels selbst in gerichtlicher Untersuchung an das Licht gestellt werden soll.

„Wenn die Regierung es wünscht und die Mehrheit dieses Hauses es für angemessen hält, so will ich gern zu besondern Garantien gegen die Zeitungsschreiber einwilligen. Die Zeitungsfreiheit ist freilich das wesentlichste politische Freiheitsrecht; ich schlage ungefähr vor: es sollen nur bad. Staatsbürger von einem gewissen Alter, z. B. von dem eines Deputirten*), Zeitungen herausgeben dürfen; ich lasse mir endlich auch eine Garantie durch Caution mit einem gewissen Vermögen gefallen... Zu der Beschränkung dagegen, daß sich die Presse auf die innern Angelegenheiten Badens beschränken sollte, würde ich auch in dem allertraurigsten Nothfalle nie meine Beistimmung geben". Der Redner beweist, daß nirgends in den Bundesgesetzen von einer Beschränkung auf innere Angelegenheiten die Rede sei. „Aber sollten denn wir Deutsche, Männer eines großen, edeln Volkes, das einst das erste in der Geschichte war, wollen und fortwährend zugeben, daß Deutsche nicht mit Deutschen über deutsche Angelegenheiten sprechen dürfen? Für Das, was man uns heilig verhieß, nachdem edles Blut in Strömen vergossen war zur Rettung der Fürstenthrone, nämlich für Nationaleinheit des deutschen Vaterlandes und Herstellung des deutschen Rechtszustandes unter gewissen zeitgemäßen Modificationen für diese beiden größten, heiligsten Rechte des deutschen Volkes sehe ich keine Garantie, kein Mittel als die Presse. Soll denn mit der freien Presse das letzte Band, mittels dessen Oestreicher und Baiern, Preußen und Würtemberger sich mittheilen können, aufgehoben werden? Soll der Badener mit dem Franzosen näher verbunden sein, enger zusammenleben als mit seinem deutschen Mitbruder? (Allgemeines Bravo erschallt; auf den Galerien große Bewegung.) M. H., man fodert das Blut deutscher Männer, man fodert das Blut unserer Brüder und Kinder von uns, man fodert von Baden nun seit 12 Jahren eine Summe von mehr als 25 Mill. Gld.*); wozu? Zum Kampfe für Oestreich, Preußen, für die übrigen deutschen Länder, für den Deutschen Bund". Der Redner zeigt noch das Gefährliche der sogenannten innern Preßfreiheit, indem dann bei uns jeder Misgriff getadelt, gerügt und bekrittelt werde, wogegen die Schmeichler der östreichischen und preuß. Regierung nur Lob ausposaunten, wodurch unsere Regierung, gegenüber denen der andern deutschen Staaten, in ein großes Misverhältniß gesetzt werden würde. „Noch weniger würde ich mich auf eine längere Dauer der Censur einlassen können, bis es etwa dem hohen Deutschen Bundestage in seiner Weisheit gefallen möchte, das Gesetz abzuändern. Nein, m. H., 30 Jahre rechnet man nach mittlerm Durchschnitt zu einem Menschenalter; aber 15 Jahre haben wir geharrt auf die Verwirklichung des im 18. Art. der Deutsch. B.-Acte heilig verheißenen politischen Rechts. Als Stellvertreter eines braven deutschen Volkes wage ich es nicht, auszusprechen, daß ich länger harren will". Der Redner kommt nun nochmals darauf, daß die Bundesgesetze seinem Vorschlage nicht entgegenseien; er erwähnt des §. 17 der bad. Verfass.-Urk., welcher Preßfreiheit verheißt; er spricht von den karlsbader Beschlüssen als einer Nothmaßregel; da nun aber die Noth aufgehört habe, so müsse auch Preßfreiheit hergestellt werden. „M. H., wir sind Männer, die das Recht haben auf Leben und Eigenthum und persönliche Freiheit; so groß auch die Rechte des Deutschen Bundes sein mögen, der Deutsche Bund kann uns durch keinen Beschluß diese Rechte nehmen. Die Preßfreiheit ist, es sei eine geschriebene Verfassung da oder nicht, das heiligste Recht des Privatmannes, ein Privatpersönlichkeitsrecht, und zugleich das Wesen unserer Verfassung, das uns der Bund nicht nehmen darf". Hierauf beweist der Redner, daß in den bekannten karlsbader Beschlüssen nirgends von Censur etwas zu finden sei, und daß es der Regierung zustehe, ein Preßgesetz zu geben, wie sie ohne den Bundestag auch die Verfassung gegeben habe, welche er mit keiner andern vertausche; er verweist auf die Aufhebung der Censur, als König Ludwig von Baiern den Thron bestieg, und beruft sich auf die Censurfreiheit des badischen Landtagsblattes.**)

(Der Beschluß folgt.)

*) D. h. von 30 Jahren. Der Verf.

*) Nämlich für den Militairetat. Der Verf.

**) Dieses erscheint zum ersten Male während des Landtags von 1831; Redacteur ist der Deputirte und erste Secret. der zweiten Kammer, Grimm, ein echt liberaler Mann. Der Absatz des Blattes ist erstaunlich. Der Verf.

Notizen.

Lord Byron's „Don Juan".

Es gibt kaum ein Begebniß, selbst in dem gewöhnlichen täglichen Leben, auf das man nicht eine Stelle aus „Don Juan" anwenden könnte, und in der That wird in England, mit Ausnahme der Werke Shakspeare's, kein dichterisches Erzeugniß öfter angeführt, da es so ungemein reich an Bemerkungen über Gegenstände jeder Art und die mannichfaltigsten Beziehungen des Lebens ist. Man muß dabei das bescheidene Motto des großen Dichters nicht vergessen: difficile est proprie communia dicere.

Mère de glace.

Ein schottischer Geistlicher, Weeber Walter, hat im Jahr 1823 „Letters from the continent" herausgegeben, in welchen Briefen er sich, wie es die neuere Mode will, gern mit französischen und italienischen Wörtern und Phrasen schmückt und sie in der Regel verunstaltet. So schreibt er aprové, en rout, coup d'oeuil, disagrement, campaigne, fuorescenti etc. Lustiger ist die unzählige Mal vorkommende „mère de glace", wie er den stattlichen Gletscher in Chamouny nennt, vermuthlich weil er den Arveiron zur Welt fördert. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1831.

Le précurseur.

Ils n'ont rien appris, ils n'ont rien oubliés.

Seit dem 5. Februar dieses Jahres erscheint in London wöchentlich einmal ein französisches Journal: „Le précurseur, recueil politique et littéraire", welches von den in England sich aufhaltenden karlistischen Emigranten geschrieben wird. Achille Jouffroy soll der Redacteur sein. Obwol, wie begreiflich, das obenanstehende Motto dem besagten Journale, von dem uns 7 Nummern vorliegen, nicht vorgedruckt ist, so bedarf es doch keines besondern Scharfblicks, um den Ausspruch des großen Kaisers aus jeder Zeile herauszulesen. Der Titel ist leichtverständlich. Das Nachläufige, welches diesem Vorläufer folgen soll, ist offenbar die Wiedereinsetzung der Bourbons auf den Thron von Frankreich. Eine Einleitung setzt die Principien der Redaction auseinander. „Die gewaltsamen Insurrectionen, welche Europa bewegen, werden nicht eher aufhören, als bis das Recht auf legitimen Grundlagen wieder erbauet ist. Dieser neuen und unvermeidlichen Ordnung der Dinge die öffentliche Meinung zu nähern; die Mittel anzugeben, um zu dem so oft verfehlten Ziele zu gelangen; den Frieden zurückzuführen, ohne die Kräfte zu erschöpfen; der Anarchie ein Ende zu setzen, ohne die Welt dem Schwerte des Despotismus zu übergeben, dies ist die Aufgabe, die sich der „Précurseur" gestellt hat, dies die Erklärung seines Titels. Seine Erscheinung hat in der jetzigen Zeit **nothwendig** geschienen. Unter so schwierigen Umständen bedurfte die hohe Politik eines über die Irrthümer, Vorurtheile und Leidenschaften des Volkes erhabnen Organs. Die Mitarbeiter des „Précurseur" haben ganz besonders genaue Nachrichten über die Personen und Ereignisse der Zeit, sie wollen die Lügen der Presse bezeichnen. Ils se préparent à opposer, au vertige des intelligences, *la logique la plus puissante de toutes, celle des faits*". Es liegt eine geheime Nemesis darin, daß die Bourbons an die 2 Gewalten appelliren, von denen sie gestürzt worden sind, an die weltrichtende Logik der Ereignisse und an die Presse. Eine darauf folgende Declaration erklärt gleich darauf, daß die Mitarbeiter durch ihre unabhängige Stellung allen Interessen gänzlich fremd sind, die gegenwärtig verhandelt werden und daß sie keinen andern Triumph verlangen als die Rückkehr des Friedens in Frankreich. In dem folgenden Aufsatze heißt es: „Die Souverainetät ist das Lebensprincip eines großen Volkes, die erhabenste Garantie der Gesellschaft und ihrer Dauer. **Sie ist der freie Wille, der alle besondern Willen beherrscht, und der von seinen Handlungen nur sich selbst Rechenschaft abzulegen hat.** Man sagt, daß sie von Gott herstammt, weil es in der Sphäre menschlicher Einsichten nichts Erhabeneres gibt. Sie ist der oberste Richter aller Beschwerden der Gesellschaft und ihr Ja und Nein sind unwiderruflich. Die Souverainetät ist eins und untheilbar. Es kann nicht 2 Herrscher im Staate geben, sowie nicht 2 Götter im Weltall. Ein verantwortlicher Souverain wird der Sklav Derer, denen er verantwortlich ist. Daher ist die Lehre von den 3 Gewalten, die so viele Bücher geboren, so viel Köpfe verdreht, so viel Revolutionen verursacht hat, in den Augen der erleuchteten Vernunft nichts als eine Chimäre; **daher auch ist jene vorübergehende Regierungsform, die man unter dem Namen „constitutionnelle Monarchie" so laut gepriesen (préconisée) hat, in der die gesetzgebende Gewalt den Deputirten zukommt, keine Monarchie, sondern eine versteckte Republik, deren bestbesoldeter Beamter misbräuchlich den Namen König trägt".** Der Geist der Stuarts, der in dem alten Schlosse von Holyrood umgeht, spricht vernehmlich aus solchen Grundsätzen, welche die Geschichte der letzten 50 Jahre als irrthümliche oder verbrecherische Anstrengungen einiger Unruhestifter Lügen strafen möchten. Aber es ist gut, daß die Welt den eingewurzelten Haß jener Partei gegen alle Elemente einer freien Verfassung kennen lerne, weil dadurch, daß man die theuersten Lebensinteressen der Zeit angreift, jede Möglichkeit eines Einflusses auf die Stimmung in Frankreich schon im Voraus vernichtet wird. Von dem bezeichneten Gesichtspunkte aus werden alle Fragen der Zeit mit ruchlosem Leichtsinn beantwortet; ja, selbst die Charte von 1814 wird als eine Concession beklagt, die Ludwig XVIII. dem Neuerungsgeiste gemacht habe. Aus längstverschollenen Reden, aus längstvergessenen Büchern werden Aussprüche beigebracht, um die Ansichten der Verfasser zu unterstützen. Briefe aus Paris enthalten die entstelltesten Schilderungen der dortigen Ereignisse und athmen nur Sehnsucht nach dem königlichen Kinde, das Frankreich, seine Puppe, einlullen soll. In allen irgend erdenklichen Formen wird immer das Nämliche gesagt; Gedichte aus mittäglichen Journalen, Satyren gegen Ludwig Philipp, scènes contemporaines, Correspondenzen aus Edinburg,

erfundene Anekdoten wetteifern im Preise des crassesten Absolutismus und in Verunglimpfung des jetzigen Frankreichs, das sie zwischen Furcht nach Außen und Anarchie nach Innen schwebend darstellen. Auch die Poesie wird nicht verschont, denn dies Journal ist ebenso der Erholung (!) als der Belehrung bestimmt. Mit der größten Bitterkeit wird Ludwig Philipp selbst verfolgt. Auszüge aus Briefen, die er früher geschrieben haben soll, Actenstücke, die er unterzeichnet, Aeußerungen über politische Ereignisse, die er hat laut werden lassen, werden jetzt zu einem Gewebe der boshaftesten Verleumdung ausgesponnen. Vollends empörend ist aber die Art, mit der auf jeder Seite die Mächte zu einem Kriege gegen Frankreich aufgereizt werden. Lange, unlesbare Aufsätze erschöpfen sich in weitläufigen Schmeicheleien gegen die Monarchen; falsche Berichte von Königsmördern, die von den pariser Associationen ausgesendet werden, sollen die Furcht, verkleinernde Darstellung der Kräfte Frankreichs die Kriegslust der Fürsten herausfodern.

Zum Beschlusse ist es vielleicht nicht ohne Interesse, für unsere Leser, aus einem Aufsatz, der „Statistik des revolutionnairen Frankreichs" überschrieben ist, die Berechnungen und Hoffnungen der Ohnmacht kennen zu lernen. Es heißt darin: „Die Revolution, die den Thron der Bourbons umgestürzt hat, war das Werk dreier Parteien: 1) die des Herzogs von Reichstadt, 2) die des Hauses Orleans, 3) die der Republik. Diese flößten seit langer Zeit der Masse den Geist des Misvergnügens ein. Die Deputirten auf der Tribune, die Dichter in ihren Gesängen und Satyren, die Buchhändler in ihren in-32. für 5 Centimes hatten weder Sarkasmen noch Ironie noch aufrührerische Anspielungen gespart"…. „Citons *cet homme-drapeau*, ce Lafayette, qui ne peut plus fuir la sanglante immortalité, que, dans une nuit à jamais fameuse, le sommeil meurtrier de Versailles a suffi pour lui conquérir. Ce Lafayette, nommé par eux-mêmes la révolution incarnée, Labbey de Pompières, Benjamin Constant"…. Sodann werden 2 Classen der Gesellschaft als diejenigen bezeichnet, welche die meisten Elemente der Revolution in sich nährten, die Feudalaristokratie des Geldsacks und die alten Militairs und abgesetzten Beamten des Kaiserreiches. Der Aufsatz spricht die feste Hoffnung aus, daß die Bourbons, die das Recht und das Factum (?) für sich haben, nothwendig jede einzelne jener 3 Parteien besiegen müßten, da nur ihre augenblickliche Vereinigung den Thron gestürzt habe. Was in diesem Calcul chemischer Staatsweisheit übersehen sein möchte, ist der eine Punkt, daß gegen den gemeinsamen Feind die Verbindung der Parteien keine augenblickliche war und sein wird. Zum Beschlusse wird eine höchst charakteristische Tabelle über die revolutionnairen Stimmungen Frankreichs beigefügt, die wir der Curiosität halber mittheilen.

Die Revolutionnairs bilden den verderbten Theil folgender 13 Classen.	Ursachen der Opposition.	Was sie wollen.
1. Banquiers und Kaufleute.	Haß gegen den Adel. Durst nach Macht und Einfluß. Eitle Anmaßung, einen Staat lenken zu können wie ein Comptoir.	Den Herzog von Orleans.
2. Die Maires von Paris und der Communen zweiten Ranges.	Hochmuth und Unvermögen (suffisance et insuffisance). Schüler des „Journal des débats".	Den Herzog von Orleans.
3. Bürgerschaft und Kleinhandel von Paris.	Geheuchelte Furcht vor Bastille, Jesuiten und Feudalismus. Kleine Interessen. Dupes obligées de tous les factieux. Schüler des „Constitutionnel".	Den Herzog von Orleans, mit der Constitution von 1791 oder etwas dergl.
4. Magistratur, Advokaten.	Gewohnheit zu chicaniren. Sucht, zu glänzen. Hoffnung, durch das Wort zu herrschen.	Die Republik.
5. Aerzte, Professoren.	Religiöser und politischer Atheismus. Bekehrungsgeist.	Die Republik.
6. Schüler des Rechts und der Medizin, Kaufmannsdiener, Krämer.	Neigung zum Aufruhr. Hoffart. Fanatismus für Freiheit und Gleichheit.	Die Republik.
7. Journalisten, Gelehrte, Künstler.	Ohne Treue und Glauben (sans loi et foi).	Eine Regierung, die ihnen schmeichelt, sie bezahlt, und die sie ungestraft verspotten dürfen.
8. Höhere Beamte.	Ohne politische Grundsätze. Die Staatseinkünfte als ihr Eigenthum ansehend. Immer bereit zu schwören und zu verrathen. In einer Revolution blos ihren Vortheil suchend.	Was man will; nur müssen sie ihre Stellen behalten.
9. Subalterne.	Bedrängte Lage. Schulden. Bedürfniß einer Aenderung. Hoffnung in der Unordnung.	detto.
10. Abgedankte Militairs, Trümmer der kaiserl. Verwaltung, Polytechnische Schule.	Ewiges Seufzen nach dem Kaiserthum. Gewohnheit des Despotismus. Herrschsucht. Unbestimmter Ehrgeiz. Haß gegen die liberalen Institutionen. Verachtung der Legitimität. Unwiderstehliches Bedürfniß zum Kriege.	Den Sohn Napoleons.
11. Lieferanten, Gesundheitsbeamte.	Drang, sich zu beschäftigen, und Hoffnung, durch den Krieg sich aufzuhelfen.	detto.
12. Soldaten.	Tiefverschuldete Menschen. Bankeruttirer. Junge und alte Wollüstlinge. Entehrte. Befreite Galeerensklaven rc.	Eine Revolution, gleichviel welche, und Plünderung.
13. Hülfstruppen.	Brotlose Arbeiter und Bürger. Theoretische Politiker. Gleichgültige. Falsche. Ueberläufer des Royalismus. Leute mit kleinen Leidenschaften und kleinen Ansichten rc.	Einen glücklichen Ausgang einer unvermeidlichen Tragödie.

144.

Correspondenznachrichten aus Karlsruhe.

(Beschluß aus Nr. 121.)

In Bezug auf den dritten Gesichtspunkt spricht der Redner: „Ich bin der Meinung, wir, d. h. die Minister der Krone und die Stände, die Stellvertreter des Volkes, begehen einen politischen Selbstmord, wenn wir die Preßfreiheit länger Badens bravem Volke vorenthalten". Der Redner vertheidigt den Grundsatz, daß jede ständische Verfassung ohne Preßfreiheit eine Lüge sei. „Ja, m. H., lange Jahre hindurch ist diese badische Verfassung eine Lüge gewesen. Welche Früchte hat denn diese Verfassung getragen? — Alle die herrlichen Vorschläge, alle die herrlich berathenen freien Gesetzentwürfe zur Erleichterung des Volkes, sie sind ja nicht ins Leben getreten.*) Keine wesentliche Erleichterung ist dem Volke zu Theil geworden. Man hat die Vertreter dieses braven Volkes schimpflich nach Hause gejagt.**) Man hat alle Beamte, die ein freies Wort in diesen Hallen sprachen, gleich Verbrechern verfolgt und sie unglücklich gemacht, ihre Haare vom Kummer gebleicht (tiefer Eindruck in der ganzen Halle) oder ihre Schwäche benutzt, um sie auf die Seite der Servilen zu ziehen; man hat sie aus ihrem Wirkungskreise verbannt und die zartesten Verhältnisse mit Füßen getreten; man hat einen Beamtendespotismus geschaffen gegen die Beamten und von den Beamten, wie er vor der Verfassung in Baden nie existirte. Ein System der Spionerie, eine ekelhafte geheime Angeberei hat sich fast in allen Theilen des badischen Volkes bemerklich gemacht. (Abermaliges Bravo.) Jedes Jahr hat die Armee der Pensionnaire vermehrt; den achten Theil der sauern Früchte des Volksschweißes bezahlen wir an Nichtsthuer, mehr als 960,000 Gldn., nach dem letzten Etat. Man hat diese Armee der Pensionnaire vermehrt, um hier einen muthigen, freisinnigen, rechtlichen Mann wegzustoßen, dort um einen verächtlichen Günstling einzuschieben, überall aber um den Servilismus, den Knechtssinn, die Staatslackeiengesinnung zu befördern, zu erhalten und zu befestigen. (Wiederholtes Bravo erschallt.) Soll ich noch weiter fortfahren in dem traurigen Gemälde der Früchte der liberalsten Verfassung in Deutschland ohne Preßfreiheit? Soll ich Sie erinnern an die Vernichtung der Freiheit der Wahlen unserer Mitbürger, an jene Komödie, die man damals mit der Verfassung gespielt hat, wenn ich nicht mehr sagen, wenn ich nicht mit dem handverschen Schlözer rufen will, an jene privilegirte Landesverrätherei, die mit den heiligsten Rechten getrieben worden ist? Erinnern Sie sich der Landtage von 1825 und 1828? Es war eine traurige Erscheinung, hier mit Jubel Ja rufen zu hören zu allen Lasten des Landes; zu sehen, wie alle Unterschleife und Misbräuche geduldet und beschönigt, ja die Regierung herausgefodert wurde, das arme gedrückte Volk noch schwerer zu belasten. So konnte es denn freilich kommen, daß aus Norden und Süden des badischen Landes arme Bürger und servile, unwürdige Beamte zu dem Throne des Fürsten die demüthige Bitte niederlegten, das herrliche Gut der Verfassung aufzuheben". (Abermaliges Bravo.) Dieses schreckliche Bild breitet der Redner mit ungewöhnlichem Feuer der Sprache vor uns aus; ich sage schrecklich, schrecklicher noch, denn es kann durch die entsetzlichsten Züge von Thaten noch vermehrt werden bis zu einem Grade, der alles Menschliche vernichtet. So entsetzlich, so wahr; und es geschah unter dem „Schutze" der liberalsten Verfassung Deutschlands! Vergebens würde man sich abmühen, den tiefen Eindruck zu schildern, den diese Stelle auf die ganze anwesende Versammlung von Zuhörern machte; die Galerien gaben durch Stampfen und Treten, durch Schlagen mit den Stöcken, ja durch Klatschen und Bravos ihren Beifall zu erkennen, obgleich dies strenge verboten ist; auch sah sich deshalb der Präsident genöthigt, in der nächsten Sitzung an den Thüren anzuschlagen, daß man sich alles Beifalls von Seiten des Auditoriums zu enthalten habe; doch hat es bis daher noch nicht vollkommen gelingen wollen, des Beifalls ganz Meister zu werden.

Wir folgen dem Redner. „Ja, wenn länger die Preßfreiheit, eine höchst gemäßigte, gesetzliche Preßfreiheit, über die politischen Angelegenheiten des Vaterlandes verweigert würde, so fürchte ich, möchten sich die Minister, die zu dieser Verweigerung Ja sagen wollten, einer schweren Anklage aussetzen. Sie setzten sich der Anklage des Verrathes gegen das Volk und den Fürsten aus". Dann spricht der Redner von der Gefahr, der sich kleine Staaten aussetzen, wenn sie keine Preßfreiheit gewähren, und von der Bedenklichkeit der Censur. „Ich will die neueste Schrift gegen die Presse nehmen. Sie heißt: Eine Stimme wider den Preßunfug; ist unterschrieben: ein Preuße, und mit Censur erschienen. Diese Schrift findet unsere jetzige deutsche Zeitungsfreiheit ganz maßlos; unsere Zeitungen, wol gar unsere karlsruher, ausdrücklich die Allgemeine und die preußische Staatszeitung (!!!) sind ihr Jakobiner und Revolutionnaire. Sie fodert noch strengere Censur. Wer einmal die Wahrheit nicht duldet, muß sie ganz vernichten, oder sie kommt jeden Augenblick wieder, seine Schande aufzudecken. (Eine Stimme: Wie wahr, wie trefflich! Diese Wahrheit ist göttlich und des Preisens werth!) In dieser Schrift lese ich: Der deutsche Bund, d. h. Oestreich und Preußen, müssen sogleich einen Beschluß fassen, daß in ganz Deutschland strenge Censur und Ordnung herrsche..... Folgendes ist dagegen unter badischer Censur geschrieben: Ich greife nämlich hier zu Nr. 71 von 1831 der Manheimer Zeitung. Hier finde ich den Preis des hohen Glückes, einem großen Staate wie Rußland anzugehören, mit den glänzendsten Farben geschildert. Hiergegen habe ich nichts zu erinnern. Ich finde weiter, daß man die Polen für wahnsinnig hält, daß sie dieses Glückes sich nicht erfreuen wollen. Auch hiergegen erinnere ich Nichts...... (Hier wird der Redner vom Staatsrath und Regierungscommissair Winter unterbrochen, welcher ihn von diesem Gegenstande abzubrechen bittet, weil man nicht wisse, wie die Angelegenheiten Europas ausgehen könnten.) Der Redner fährt fort und meint, der Regierungscommissair hätte ihn nur ausreden lassen sollen, wo er dann nicht in das Misverständniß, die auswärtigen Regierungen betreffend, gefallen sein würde. „Ich frage, ist es eine gute Lehre, heutzutage zu sagen, ein kleiner Staat taugt nichts, in unsern Tagen, wo aus ganz andern Grundsätzen, als jener Mann*) hegt, ähnliche Ansichten geäußert werden? Ich wollte das Gefährliche für die Regierungen aus den neuesten Tagesartikeln herausheben, wenn man die Wahrheit der Verfassungen verweigert... Denn dies ist das wesentlichste Unglück der Censur, daß nur derartige Leute in den Zeitungen sich hören lassen..."

Der Redner erwähnt des Gerüchtes, daß die Regierung ein Preßgesetz vorlegen werde, und citirt die Stelle aus der Thronrede, worin Wahrheit der Verfassung versprochen wurde; dann ruft er die Regierung auf, sich mit freisinnigen und edeln Grundsätzen an die Spitze zu stellen, und schließt seine Rede mit folgenden schweren Worten: „Bringen wir unserm Volke die Wahrheit der Verfassung zurück! Zwar weiß ich, daß das Volk vor Allem auch Erleichterung in materiellen Lasten verlangt. Aber die Presse hilft ab und beugt tausend materiellen Uebeln und bösen Maßregeln vor. Und mit allen Steuernachlässen, die wir bewirken können, werden wir doch noch keine Wahrheit der Verfassung haben... M. H., über den materiellen Kräften stehen die geistigen und sittlichen Kräfte; und die Kraft und Zufriedenheit in dieser Beziehung müssen wir, glaube ich, unserm Volke zurückbringen, wir müssen sie auch in die niederste Hütte pflanzen.... Wir aber müßten selbst dann, wenn, was wir nimmermehr glauben, nimmermehr erwarten, unsere Hoffnung getäuscht werden sollte; wenn wir den Hoff-

*) Dies betrifft die Landtage von 1819, 1820 und 1822; die Landtage von 1825 und 1828 heißen bei dem Volke nicht selten Schandtage; da war Alles voll Friede und voll Freude — wegen der Eintracht.
Der Verf.

**) Im Januar 1823.
Der Verf.

*) Nämlich der Verf. des benannten manheimer Zeitungsartikels.
Der Verf.

nungen, die in dieser Hinsicht auf uns gebaut sind, nicht entsprechen könnten, wir müßten selbst dann unsern Wunsch aussprechen, ihn vor dem Throne niederlegen, wenigstens um im Angesicht unsers Eides, den wir auf die Wahrheit der Verfassung geschworen haben, im Angesichte Gottes und unsers theuern Vaterlandes die schwere Verantwortlichkeit einer Nichtverwirklichung auf andere Häupter überzutragen". (Wiederholte Bravos begleiten den Redner zu seinem Sitze.)

Dem Regierungscommissair wurde nun scharf zu Leibe gegangen, daß er den Redner gegen alle Ordnung unterbrochen habe, und seitdem ist er auch in dem Blatte „Das constitutionnelle Deutschland", freilich zu hitzig, mitgenommen worden.

Was aus der ganzen Geschichte nun werde, das weiß der Himmel; Jedermann fragt, werden wir Preßfreiheit haben, oder wird die Preßsklaverei in dem bedauernswerthen Grade fortdauern? Nein! es ist unmöglich! Bereits ist eine Anzahl von Bittschriften um Gewährung der Preßfreiheit bei der zweiten Kammer eingelaufen; die eine zählt mehre Bogen mit Unterschriften. Die ständische Commission zur Prüfung des Welcker'schen Antrages ist ernannt; sie besteht aus den, dem Auslande als Schriftsteller wohlbekannten Deputirten, Geh.-Rath Duttlinger und Mittermaier, dann aus dem Deputirten Professor Grimm (3 Anführern der Opposition), und aus den beiden Deputirten den Advokaten Mohr und Rindeschwender. Der Bericht wird nächstens erstattet werden; was die Regierung thun wird, steht dahin.

Von Allem diesen wird sich die Gelegenheit geben zu sprechen; sowie auch von einigen andern Reden, welche höchst wichtige Gegenstände betreffen, z. B. von v. Wessenberg über Verbesserung der Schullehrer, von Watzel über denselben Gegenstand, von Zell über Revision der Mittelschulen &c. 174.

Notizen.

Die Chirokesen.

Ein amerikanisches Blatt, der „Commercial advertiser", enthält folgenden Brief vom 6. Juli 1830 über einen Besuch bei den Chirokesen: „Wir haben uns neulich mit dem Obersten Gold von Connecticut und seiner Gattin unterhalten, die eben von einem Besuche bei den Chirokesen zurückgekommen waren. Sie hatten 8 Monate in dem Hause ihrer Tochter zugebracht, die an E. Boudnirt, den Redacteur des bekannten „Cherokee-Phönix", verheirathet ist. Sie haben uns manche interessante Nachrichten über dieses Volk mitgetheilt; aber Alles, was sie uns erzählten, beweist, daß die Civilisation in demselben außerordentliche Fortschritte machen muß. Die große Mehrzahl der Chirokesen lebt im Wohlstande, Einzelne auf die glänzendste Weise. Der Oberst sah selbst, während seines Aufenthaltes in ihrer Mitte, weitausgedehnte Ländereien urbarmachen, Häuser und Gebäude aller Art aufführen und eine Menge von mannichfachen Verbesserungen vornehmen. Die Erziehung der Jugend genießt einer besondern Aufmerksamkeit; der Religions- und Elementarunterricht sind allgemein verbreitet. Wir haben mehre Briefe gesehen, die von Chirokesenkindern aus den Schulen der Missionnaire geschrieben waren. Sie waren sehr gut geschrieben; und der Geist der Frömmigkeit, der sich darin aussprach, beweist, daß ihre Erzieher ihre religiöse Bildung nicht vernachlässigt haben. Viele Familien sind mit der Manufactur von Leinwand und Baumwollenzeuchen, theils zum eignen Gebrauch, theils zum auswärtigen Verkauf, beschäftigt. Das Spinnrad und der Webestuhl findet man beinahe in jedem Hause. Oberst Gold besitzt mehre Muster ihrer Arbeit, die man in der That dem Besten in dieser Art an die Seite stellen kann. Ihre Straßen sind wohl unterhalten und in gutem Stande. Der Oberst hat alle Gegenden des Landes zu Wagen bereist. Er wohnte einer allgemeinen Volksversammlung bei und war durch die Ordnung und Regelmäßigkeit in ihren Berathungen, sowie durch das Talent, welches einige ihrer Redner bewiesen, sehr überrascht. Was die Gefahren ihrer gegenwärtigen Lage betrifft (da die Regierung des Staates Georgia beschlossen hat, sie aus ihren Besitzungen zu verdrängen), so zeigen sie die unerschütterlichste Standhaftigkeit und vertrauen auf die Gerechtigkeit des obersten Gerichtshofes, vor dem sie ihre Angelegenheit zur Entscheidung zu bringen hoffen. Aus Allem, was wir über die Chirokesen gehört, geht hervor, daß sie dem nomadischen Leben völlig entsagt, den Tomahawk und den Carabiner mit dem Pfluge, der Hacke und dem Webestuhl vertauscht haben, und daß sie bereits zu einem Grade der Bildung gelangt sind, der uns um so mehr in Erstaunen setzen muß, je allgemeiner die Ueberzeugung war, daß diese Kinder des Waldes unmöglich sich von ihren angeborenen Neigungen trennen könnten".

Die Niederlande.

Eine gut geordnete und aus den zuverlässigsten Quellen geschöpfte tabellarische Zusammenstellung von Allem, was aus der Geschichte, der Geographie und der Statistik der Niederlande unter den gegenwärtigen Umständen interessiren kann, findet man in dem „Essai historique, géographique et statistique sur le royaume des Pays-Bas par Balbi et Delaroquette" (Paris, 1831), ein großes colorirtes Blatt.

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand und die politische Lage von Italien enthalten die beiden neuesten Hefte der „Revue encyclopédique" einen sehr geistreichen und beachtenswerthen Aufsatz. Die ganze Halbinsel zählt, nach demselben, ungefähr 21 Millionen Menschen, die auf einer Oberfläche von 90,652 (ital.) Quadratmeilen wohnen; ihr Staatseinkommen beträgt 325,370,000 Fr., ihre active Armee, aus den italienischen Truppen der verschiedenen Fürstenthümer zusammengesetzt, 116,941 Mann. 21 Millionen Menschen auf dem fruchtbarsten Boden, unter dem freundlichsten Himmel Europas, in kleinlichen Streitfragen große geistige Fähigkeiten vergendend, ohne Industrie mitten unter den reichsten Naturproducten, ohne Handel, bei der vortheilhaftesten geographischen Lage, ohne politische Existenz mit allen Elementen derselben und mit den glänzendsten historischen Ueberlieferungen! 163.

Die Jesuiten zu Dole hatten 2 reiche Klöster, das Kloster L'arc in Lothringen und das Kloster Lafléche in Anjou, welches ihnen Heinrich IV. geschenkt hatte. Dies veranlaßte folgendes Distichon:

Arcum Dola dedit, dedit illis alma *sagittam*
Francia: quis *chordam*, quam meruere, dabit? 112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 123. —— 3. Mai 1831.

Kaiser Heinrich VI. Eine Tragödie in 5 Akten von Grabbe. Frankfurt a. M., Hermann. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr. *)

Unter den traurigsten Erscheinungen auf dem Felde der neuern poetischen Literatur behaupten die Tragödien des Herrn Grabbe einen ausgezeichneten Platz. Der berühmte Verfasser hatte vor einigen Jahren das Unglück, zum dramatischen Dichter ernannt zu werden, welche Ernennung damals durch die Zeitungen mit Angabe des Gehalts bekanntgemacht wurde. Wenn nun zwar an sich der Gehalt beneidenswürdig ist, so liegt doch für ihn und für uns ein Unglück in dem Umstande, daß er dadurch gehalten ist, Tragödien zu schreiben, da er nach den bisherigen Proben leider nicht in dem Fall zu sein scheint, weder von der Dichtkunst im Allgemeinen, noch von seinem Zweige, der Tragödie, einen richtigen Begriff zu haben. Recensent würde dem unglücklichen Manne gern mit seiner eignen Weisheit aushelfen, wenn Herr Grabbe nur in dem Fall wäre, einiges Gefühl für das Lächerliche zu haben, denn dann wäre zur Einleitung in jene nothwendige ästhetische Vorlesung nichts weiter nöthig als einige Citate aus der sogenannten Tragödie „Heinrich VI." und die Frage, ob er uns damit ergötzen oder zum Besten haben wolle? z. B. die Sterbescene S. 251.

Kaiser Heinrich.

O,
Ich stehe auf des Aetna Gipfeln, und
Wie der Schütz die Pfeile sendet durch die Luft,
Send' ich die Kriegsschiffe durch die See!
(Laut aufschreiend)
Weh,
Was schlug? Wer klopft? — Das ist mein Herz nicht —
Der Tod! — Der Hund! —

Der Kaiser stirbt am Schlagflusse, daher das „Was schlug?" und „Wer klopft?" Wir begreifen aber nicht, wie der Kaiser so grob sein kann, den Tod einen Hund zu schimpfen, da derselbe mit seinem Klopfen offenbar ein Uebriges gethan, denn man weiß, daß er in der Regel ohne zu klopfen mit der Thür ins Haus fällt. Groß gedacht ist die Scene aber immer, denn da der Kaiser auf dem Aetna unter freiem Himmel ist, so kann der Tod an nichts Anderes geklopft haben, als an den Berg, und das ist hoffentlich erhaben. So ist die Sache, wenn wir annehmen, daß Hr. Grabbe uns ergötzen wollte; will er uns aber zum Besten haben, so fragen wir, welche Sterbescene hat der sarkastische Autor travestiren wollen? Die angeführte Stelle steht wirklich wörtlich so in dem Buche, und ist keineswegs die einzige in ihrer Art, was man zu fürchten versucht werden könnte. Wenn wir uns nach solchen Entdeckungen nur im allerentferntesten einbilden könnten, daß Fragen, wie die obigen, einigen Eindruck auf den Dichter machten, so würden wir nachher Gelegenheit finden, darzuthun, Heinrich VI. sei keine Tragödie und was daran ein lehrbegieriger Recensent Alles knüpfen könnte, ist leicht zu erachten. Da indessen die Umstände nicht so glücklich sind, so fürchtet Recensent eine Grabbe'sche Sündflut von Tragödien, wobei die Literatur freilich offenbar den krabbigen Gang ginge, es müßte denn sein, daß das Publicum diese Erzeugnisse als humoristische Donquixoterien aufnehme und nur als solche liebgewönne. Dann wäre es sehr erfreulich, manchmal eine treffliche Rede des edeln Ritters und Poesie mitten in dem Unsinn zu finden. Das Publicum hat aber ebenso gut seine Launen als Herr Grabbe, und vielleicht macht er ganz ernstlich Furore (wie wir es ja erlebt haben, daß man Ohrenbetäubung für „musikalischen Genuß" nahm, obgleich wir feierlich dagegen protestiren müssen, Herrn Grabbe mit irgend einem Künstler, der nie gegen den reinen Satz fehlt, verglichen zu haben); wenigstens ist es schon möglich geworden mit einer gründlichen Beurtheilung seiner Werke Gehör zu finden, ja sogar nothwendig, daß die Kritik sie berücksichtige. Um nun nicht für tadelsüchtig zu gelten, wollen wir zuerst anerkennen, daß überraschende Gedanken nach beiden Seiten und einzelne, sehr schöne Stellen den Leser Heinrichs VI. erfreuen werden, und dann den Hergang als vorläufigen Reiz zum Lesen und zum Behuf einiger Bemerkungen angeben. Die Idee des Stücks ist der hochstrebende, aber leider plötzlich sterbende Heinrich VI. und das Tragische wird in den beiden letzten Versen also interpretirt:

Achmet.
So plötzlich hingestürzt im größten Glück!
Diephold.
Das schrecklichste, das tragisch'ste Geschick!

*) Vgl. Nr. 358 und 359 d. Bl. f. 1830, wo ein anderer Mitarbeiter über Grabbe's „Kaiser Friedrich Barbarossa" berichtete. D. Red.

Funfzig Personen und 4 Heere gehen über die Bretter, Schlachten werden geschlagen und Vulkane spein. Der Verlauf ist dieser:

Unter dem despotisch überspannten Heinrich von Hohenstaufen seufzet die normannische Eroberung. Tancred, der edelste der normannischen Großen, tritt auf den Vesuv und rufet Guiscard und Bohemund aus ihrem Versteck, dann beklagen sie alle Drei mit vollen Backen von demselben edelzornigen Standpunkte, und ohne den allergeringsten charakteristischen Unterschied das Schicksal der Normannen. Ueberspannter Patriotismus und Ahnenstolz, Haß gegen die Deutschen, Begeisterung für das schöne Italien, Verachtung gegen die Italiener, zeichnen Tancred nur dem Grade nach aus. Darauf kommt Graf Acerra und verkündet frohlockend Barbarossa's Tod, Tancred ist edel, er vergißt seinen Zorn und trauert um den großen Feind. Nachdem er diese und andere königliche Gefühle geäußert hat, setzt ihm der gründlicher hassende Acerra das Diadem auf, und sogleich fühlt Tancred seine Schwere in der bekannten Melodie von den goldenen Reifen. Darauf flüchten sie sich vor einer schwäbischen Wachtpatrouille zu Schiffe. Diese Leute verrathen zwar einiges Studium der Soldatenflüche, reden aber dennoch keineswegs classisch gemein, so z. B. sagt gleich der Hauptmann von Schwarzeneck: „Heilige Kreuz-Donnerwetter, bleibt mir in gleichem Schritt, Kerle!" statt: Kerls! haltet Tritt! und „alle Sacrament" statt: Himmelsakkerment!

Es ist unbegreiflich, warum der Dichter hier nicht mehr nach dem Leben gezeichnet hat, was so leicht war, wenn er nur dem ersten besten Unteroffizier die Scene durch Durchsicht und Verbesserung vorlegte. Da die Schwaben keine Normannen sehen, halten sie einen schwäbischen Discurs miteinander, worin viele ausgesuchte Witze vorkommen, die indessen mehr dazu bestimmt scheinen Unwillen, weniger Lachen zu erregen. Wolfgang z. B. erzählt, er habe einen Eremiten todtgeschlagen, der ihm die Thränen Christi nicht herausgegeben und arrangirt den Schluß der Geschichte so: „Meinst Du, Hauptmann, daß der schurkige Pfaff mir den Wein herausgeben wollte? Ich sollt' ihn bezahlen! — Na, ich bot ihm 4 Batzen, — der Kerl machte nicht einmal die Hand auf, — da gab ich ihm Eines (lies Eins) an die Ohren, und als er krächzte, schlug ich ihm natürlich auf das Maul, und als er da noch nicht still war, sondern zappelte und winselte, handthierte ich an ihm ein wenig mit dem Speer — er fiel an den Boden wie ein geschossener Sperling, und ich ging mit den Thränen aus der Thür".

Ruprecht.
Beweint kann er also nicht wohl sein.

Ist Ihnen gefällig zu lachen, meine Herren? oder finden Sie sich roh verletzt?

Nachdem auf diese Weise Sitte und Zustand jener Zeit geschildert worden ist, wozu auch noch das Abweichende gehört, daß die Gemeinen viel vornehmer reden als der Hauptmann, ziehen die Schwaben wieder ab, die Herr Grabbe sich indessen wahrscheinlich alle unter 40 Jahren gedacht hat, denn sie sind gar zu naiv.

Also vorbereitet kommen wir an den wilden Hohenstaufen selbst, der uns so glühend entgegentritt, daß er schon im dritten Verse in die Worte ausbricht: — „o ich glühe!" — und ein Glas Eis verlangt. So zürnt er den empörerischen Unterthanen! Dann braust er fort von Kriegen, Blut und Feuer, umarmt beiläufig seine Gemahlin Constanze, die ihn zu besänftigen sucht und, als die Leiche seines Vaters kommt, da hat er keine Zeit zu trauern, selbst auf das ausdrückliche Verlangen seiner Gemahlin nicht. Mehr Wirkung bringt seine Mutter hervor, die „Kais'rin" Beatrice. Zwar tritt er ihr mit dem bedeutungsvollen: „Kais'rin" — entgegen, allein sie antwortet noch bedeutungsvoller: „Heinrich — aus — vorbei —"

Spartanische, Grabbe'sche Kürze! und sie verfehlt ihre Wirkung nicht, man merkt dem harten Hohenstaufen den Schmerz an. Darauf erzählen die Fürsten Barbarossa's Tod und den Verlust des ganzen Heeres. Dem politischen Eindruck überläßt sich Heinrich ohne *Zurückhaltung* und faßt den Vorsatz, keinen Kreuzzug *zu machen, überhaupt nicht so hochsinnig zu sein wie sein Vater, sondern* die nämlichen Waffen zu gebrauchen wie seine Gegner, Verrath, List, Geld und Grausamkeit. Seine Gemahlin erinnert ihn an Nachruhm und Gewissen; er antwortet groß und entsagend:

Mit
Dem Nachruhm frist' ich keines Sperlings Leben,
(ein seltener Ausdruck der Wichtigkeit des Nachruhms!)
Und das was Ihr Gewissen nennt, was in
Dem guten Stuttgart jeden Bürger ziert,
Ist auf Waiblingens Thronesthöhen
Nur schwäbische Spießbürgerei.

Die Grundsätze, die Ansichten, die Gefühle des Mannes tragen den Stempel des Ungemeinen, und wenn dies nicht der Fall sein sollte, so affectirt er solche, von denen er es glaubt. Mit Dynastienstolz und hohenstaufischen Gefühlen nimmt er seinen Knaben auf den Arm, und mit innerlich gemeiner Berechnung beschließt er Oestreich an Richard Löwenherz zu rächen. Darauf meldet man den Aufruhr der Normannen und den Verlust Siciliens und Heinrich ruft nach „frischem Eise!" — Rom soll durch Aufopferung des treuen Tusculums gewonnen, Richard gefangen, und mit Englands Geld die Welfen, deren Erhebung gemeldet wird, und Welschland, das in Aufruhr steht, bezwungen werden. Mit diesen Entschlüssen geht der Kaiser nach Rom. Seine Gemahlin bleibt in Neapel und sein Kind in Rocca d'Arce unter Diepold's Schutz. Dies ist der erste Akt, der im Ganzen und im Einzelnen um so weniger befriedigt, je viel versprechender der Anfang ist, nämlich Tancred's Schilderung des Golfes von Neapel, S. 6.

In einer östreichischen Schenke, wo natürlich alle Leute „halter" sagen und aus dem „Tiroler Wastel" das Speiseverzeichniß aufgenommen ist, weil die Oestreicher Fresser sind, in dieser also charakterisirten Schenke spinnt sich der Faden fort, indem Richard Löwenherz zuerst ebenso heroisch glüht, wie der Hohenstaufen oben that, und dann

auf völlig wahnsinnige Weise Schlägerei anfängt und seine Verkleidung geradezu ankündigt. Nachdem er sich tapfer geprügelt, wird er übermannt und gefangen gesetzt. Täppischer konnte die Scene nicht leicht angelegt werden, und doch ist gleich die folgende, wo Blondel vor dem Gitter singt, vielleicht noch thörichter, da sie zu nichts dient, als zu Blondel's Gefangennehmung und einem abermaligen wahnsinnigen Wüthen Richards. Im Allgemeinen jedoch, das ist nicht zu leugnen, haben wir erfahren, daß Richard ein unsinniger, wüthend tapferer Mann, gefangen sitzt; nur muß man gestehen, daß auf keine Weise zu begreifen ist, wie der Zweck des Dramas, Charakteristik Heinrichs VI. und sein Schicksal, dieses weitläufige Pasquill auf den, wie anderweitig bekannt ist, ruhig tapfern, liebenswürdigen Richard rechtfertigt, da er doch zuletzt nur dazu gebraucht wird, um ihn gut zu verkaufen, und keineswegs einen bedeutenden Contrast gegen Heinrich bildet, er, der ebenso hitzig, ebenfalls grausam und, auf dem Reichstage, endlich eben der Tücke fähig zu sein geständig ist. Der einzige Unterschied bleibt, daß Heinrich etwas mehr schurkisches Bewußtsein und keine Heldenthaten für sich hat.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Chateaubriand's Ansichten über Frankreich seit dem Juli 1830. Deutsch von Friedrich Gleich. Leipzig, Peeters. 1831. 8. 6 Gr.
2. Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande, von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann, 1831. 8. 9 Gr.
3. Demosthenis erste philippische Rede. Im Auszuge übersetzt von B. G. Niebuhr. Neuer Abdruck, mit einem Vorwort. Hamburg, Perthes. 1831. Gr. 8. 4 Gr.
4. Drang nach einer bessern Verfassung und wohlthätiger Erweiterungen der Nahrungsquellen in Sachsen, mit Bemerkungen über Badens Verfassung und manche Andeutungen für andere werdende Verfassungen, von F. A. Rüder. Leipzig, Glück. 1831. 8. 6 Gr.
5. Ueber die Wiedergeburt des Königreichs Sachsen. Vom Prof. Krug. Erste Gabe. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 4 Gr.
6. Kritische Bemerkungen über die kurhessische Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831, nebst dem Abdrucke derselben und Betrachtungen über das Königreich Sachsen und den Entwurf der neuen Staatsverfassung, von Justus Freimund. Leipzig, Glück. 1831. 8. 6 Gr.
7. Das unumschränkte Dänemark das Land der Freiheit. Rede, von P. S. Frandsen. Altona, Aue. 1830. Gr. 8. 10 Gr.

Wenn wir von Chateaubriand nie Etwas gelesen hätten als die kleine Flugschrift, welche an der Spitze der obigen Siebenzahl theils auf deutschem Boden gewachsener, theils in denselben verpflanzter Broschüren steht, so würden wir in ihm einen ebenso edeln und ritterlichen als geistreichen und tiefblickenden Staatsmann erkannt haben. Wohlthuend ist es, nach dem ad nauseam wiederholten Geschwätz der Schule, des Eigennutzes und der Parteisucht endlich auch einmal die Stimme eines Menschen zu vernehmen; und Mensch, nicht Pair von Frankreich, noch Minister wollte Chateaubriand in diesem, wie es scheint, letzten Worte an unsere Zeit sein. Die Ansicht über die Julirevolution und ihre Folgen, welche er aufstellt, liegt, wenn wir uns dieser auch in Deutschland einmal geläufigen Bezeichnung bedienen sollen, der äußersten Linken näher als der Rechten; aber während sie beständig sich in dem Charakter einer reinpersönlichen Meinung ausspricht, nimmt sie zugleich den erhabensten und allgemeinsten Standpunkt ein, von dem diese Angelegenheiten noch gewürdigt worden sind. Wenn Chateaubriand von diesem Standpunkte aus mehr schwarz sieht als weiß, so ist dies dem Besorgten, der eine seiner Meinung nach sichere, glückliche Zukunft, mit Heinrich V., ohne Noth einer unsichern, schwankenden aufgeopfert sieht, wol zu verzeihen. *)

„Ich habe es in meiner letzten Rede auf der Tribune der Pairskammer vorhergesagt: Die Monarchie des 29. Juli hat das unabweisliche Bedürfniß von Ruhm oder Ausnahmegesetzen; sie lebt durch die Presse und die Presse tödtet sie; ohne Ruhm wird sie verdrängt werden durch die Freiheit; greift sie diese Freiheit an, so geht sie unter. Es wäre schön, wenn man uns, nachdem wir um der Preßfreiheit willen 3 Könige mit Barricaden vertrieben, neue Barricaden gegen diese Preßfreiheit erheben sähe. Und bei alledem, was sollen wir thun? Wird die verdoppelte Thätigkeit der Gerichte und der Gesetze hinreichend sein, die Schriftsteller im Zaume zu halten? Eine neue Regierung ist ein Kind, welches ohne Gängelbänder nicht gehen kann. Sollen wir die Nation wieder in ihr Wickelzeug einschnüren? Dieser furchtbare Säugling, der in den Armen des Sieges das Blut so vieler Feldlager sog, wird er nicht seine Windeln zerreißen? Es gab nur einen alten, tief in die Vergangenheit gewurzelten Stamm, welcher schadlos von den Stürmen der Preßfreiheit hin- und hergeworfen werden konnte. Es gab während der 3 ersten Jahre der Revolution Freiheit in Frankreich, weil es Legitimität gab; was wurde aus dieser Freiheit von dem Tode Ludwigs XVI. bis auf die Restauration? In der Republik mordete sie Alles, und in dem Kaiserreiche wurde sie selbst gemordet. Wir werden sehen, was in der Wahlmonarchie aus ihr werden wird".

„Die Verlegenheiten dieser Monarchie treten jeden Augenblick stärker hervor; sie ist in Misstimmung mit den unumschränkten Continentalmonarchien, welche sie umgeben. Ihre Aufgabe ist, vorwärtszuschreiten, und die Männer, welche sie leiten, wagen es nicht, vorwärtszuschreiten; sie kann weder stehen bleiben noch zurückgehen; und in der Furcht, sich in einen Abgrund zu stürzen, wollen ihre Führer stehenbleiben und zurückgehen. Ihre Gefühle sind für die Völker; wenn man sie von der Sache der Völker abfallen läßt, wird ihr kein Bundesgenosse bleiben. Drei Gefahren bedrohen sie: das Gespenst der Revolution, ein Kind, welches an dem Ende einer langen Reihe von Gräbern spielt; ein Jüngling, dem seine Mutter die Vergangenheit, sein Vater die Zukunft gegeben hat".

„Gegenwärtig ist es eine ausgemachte Sache, daß die Restauration eine Zeit der Unterdrückung, das Kaiserthum eine Epoche der Freiheit und Unabhängigkeit war: zwei in die Augen fallende Widersinnigkeiten. Er würde gewiß nicht wenig über seine Bürgerkrone erstaunt sein, wenn er in das Leben zurückkehrte, der Liberale der Conscription, der am 13. Vendemiaire das Volk auf den Stufen von St.-Roch mit Kartätschen niederschmetterte und zu St.-Cloud die Nationalrepräsentation zu den Fenstern hinausspringen ließ. Die Freiheit der Presse, die Freiheit der Tribune und das Königthum auf der Straße würden ihm gar seltsame Elemente seines Reiches scheinen. Man geht so weit, unsern Nationalruhm dem Ruhme Napoleons zu opfern; es sieht aus, als ob wir nichts ohne ihn

*) Wir entlehnen die hier ausgezogenen Stellen dem französischen Original; in der oben angeführten Uebersetzung lautet die erste folgendermaßen: „Ich habe es in meiner letzten Rede auf der Tribune der Pairskammer gesagt: Die Monarchie vom 29. Juli ist in der unabweichlichen Nothwendigkeit zwischen („dans une condition absolue de") Ruhm oder Ausnahmegesetzen; sie lebt durch die Presse und die Presse tödtet sie; ohne Ruhm wird sie von der Freiheit verschlungen („délivrée") werden, und wenn sie diese Freiheit angreift, wird sie untergehen. Es wäre merkwürdig zu sehen („il ferait beau nous voir — élever"), wie sich, nachdem 3 Könige wegen der Freiheit der Presse verjagt wurden, von Neuem Barricaden gegen die Freiheit erheben u. s. w."

gewesen wären. Fallen wir nicht, indem wir uns unserer Unabhängigkeit rühmen, in Extase vor dem Despotismus; lernen wir die Ehre des Vaterlandes über den Ruhm eines Einzelnen setzen, wie groß dieser auch sei!"

„Was die Restauration betrifft, so sind die 15 Jahre ihres Bestehens mit allen ihren Unannehmlichkeiten, ihren Fehlern, ihrer Albernheit, ihren Versuchen, durch Gesetze und Verhandlungen den Despotismus einzuführen, der Gehässigkeit des Geistes, der sie beherrschte, doch, Alles wohlerwogen, die freiesten, deren die Franzosen sich seit dem Beginn ihrer Geschichte zu erfreuen gehabt haben".

„Wir haben seit 6 Monaten ein Wunder vor Augen: alle Gewalt ist gebrochen; es gehorcht, wer will; Frankreich regiert sich selbst und lebt durch sich selbst, lediglich vermöge der Fortschritte seiner geistigen Bildung. Unter welcher Regierung hat es aber diese Fortschritte gemacht? Unter den Gesetzen des Convents und des Directoriums, oder unter der Willkür des Kaiserreiches? Nein, unter der gesetzlichen Herrschaft der Charte, unter der Herrschaft der Redefreiheit und der Preßfreiheit. Das, was ich heut auszusprechen wage, wird die Leidenschaften des Augenblickes verletzen; alle Welt wird es wiederholen, sobald die Aufwallung der Revolution beruhigt sein wird".

„Wir gehen einer allgemeinen Revolution entgegen; wenn die Umwandlung, die sich vorbereitet, ihrer Neigung folgt und keinem Hindernisse begegnet; wenn die Volksbildung in ihrer fortschreitenden Entwickelung fortfährt; wenn die sittliche Erziehung der mittlern Stände keine Unterbrechung erleidet, so werden die Völker in gleichmäßig vertheilter Freiheit alle Unebenheiten des Ranges verflächen; wenn diese Umwandlung aufgehalten wird, so werden sie dasselbe in der Gleichheit des Despotismus thun. Dieser Despotismus kann in einem Zeitalter allgemeinverbreiteter Aufklärung nicht lange dauern; aber er wird hart sein und eine lange, gesellige Auflösung wird ihm folgen. Es kann, in mehr oder weniger entfernter Zeit, aus den Julitagen nichts hervorgehen als Republiken von bleibender, oder Militairherrschaften von vorübergehender Dauer, an deren Stelle das Chaos treten würde. Die Fürsten könnten die Ordnung und das Königthum noch retten, wenn sie die nothwendigen Concessionen machten; werden sie es thun? Niemand glaubt dies".

Außer dieser Prophezeiung der Zukunft, und außer der beredten Schilderung der Gegenwart, auf welcher jene Prophezeiung beruht, enthält die Broschüre des Hrn. v. Chateaubriand noch manchen interessanten und wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte. So erfahren wir hier, daß Frankreich in politischer Beziehung unter der Restauration keineswegs so tief gesunken war, als man gewöhnlich annimmt. Chateaubriand hatte, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Plan zu einer neuen, „billigern Theilung Europas" ausgearbeitet, in welchem die emancipirten spanischen Colonien miteingeschlossen waren und durch welche Frankreich Grenzen erhalten hätte, „die Paris dagegen sichergestellt hätten, zum zweiten Male durch 6 Märsche der feindlichen Cavalerie occupirt zu werden". Dieser Plan hatte, wie Chateaubriand erklärt, schon die Zustimmung des Kaisers Alexander gefunden; und nur an dem zufälligen Umstande, daß sich ein fremdes Ministerium nicht zu behaupten vermochte, lag es, wenn unser Deutschland nicht, mitten im Frieden — wie dies ja auch Polen mitten im Frieden widerfahren ist — behufs einer billigern Theilung Europas zerschnitten wurde, wie ein alter abgelegter Rock.

Der besondere Zweck der Chateaubriand'schen Broschüre, die Ausschließung des Herzogs von Bordeaux vom französischen Boden zu verhüten, ist verfehlt, und mußte bei der Aufregung der Parteien, die durch Worte nicht zu beschwichtigen war, verfehlt werden; aber wie Frankreich dem Verfasser dankbar sein wird, von ihm über den Zustand seiner politischen Lage manche wohl zu beachtende Lehre empfangen zu haben, so darf — freilich in anderm Sinne — Deutschland ihm danken für die Aufklärung, die es über die Absichten der Franzosen aus einer Zeit, wo man diesen Herren am wenigsten etwas Arges hätte zutrauen sollen, erhält. *)

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Berühmte Schauspielerinnen im 16. Jahrhundert.

Es verging, als das Theater wieder in Aufnahme kam, geraume Zeit, ehe es Frauen zu betreten wagten. In Italien mag es zuerst geschehen sein. Zum mindesten lesen wir in der „Piazza universale" von Tommaso Garzoni **), wovon bereits 1646 eine deutsche Uebersetzung gemacht wurde, S. 849 die Angabe: „Bei unsern Zeiten findet man beineben den Männern etliche Weibspersonen, so sich zu diesen Sachen gebrauchen lassen". Das Vorurtheil mußte damals also noch sehr arg dagegen herrschen. So wie sich jetzt noch mancher Literatus sogar kreuzigen möchte, der ein hübsches Mädchen Schlittschuhlaufen sieht, so erschrak mancher damals, wenn er eins auf der Bühne erblickte. Lange scheint aber das Vorurtheil nicht angehalten zu haben, denn dieselbe Quelle giebt auch gleich an, daß „sie nicht geringe Ehre dabei eingelegt". Namentlich hatte eine „Isabella die Theatra und Schauplätze nicht weniger mit ihrer Schöne, holdseligen Reden und Geberden, als mit ihrer Tugend geziert, und die artem comicam mit der oratoria dermaßen zusammengebracht und gezieret, daß man, so lange die Welt stehet, von der schönen, zierlichen und gelehrten Isabella wird zu sagen wissen". ***) Auch eine andere Italienerin, Lidia, und eine Vittoria wird von demselben Garzoni gepriesen. Er nennt die letztere eine „beinahe divina Vittoria", und kann ihr Spiel, ihre Rede, ihre Geberde, ihr Aeußeres nicht genug rühmen.

Bücher schleichen sich überall ein,

und wenn sie auch noch so sehr verboten werden, sie finden doch den Weg. Sind je Bücher durch päpstliche Bullen und Inquisitoren verpönt gewesen, so waren es Luther's Schriften, und dann die von Melanchthon, Zwingli und Consorten. In Italien waren diese natürlich am allerschärfsten verboten, aber doch fanden sie den Weg hin. Bischöfe und Cardinäle selbst lasen sie, ohne zu wissen, was sie in Händen hatten. Wie ist dies möglich? Ei, wenn man jetzt in Spanien Voltaire's streng verbotene Werke einführen will, vertauscht man den Titel z. B. gegen: Werke des heiligen Chrysostomus. Da macht der Bücherbeschauer einen Bückling und läßt den Ketzer höflichst herein. Gerade so machten es auch damals die Leute. Melanchthon's Schriften z. B. gingen unter dem Namen eines „Messer Ippofilo da Terra negra", eines Herrn Philipp von Schwarzerd. Es dauerte ein ganzes Jahr lang, ehe man in Rom das Ding entdeckte und alle noch vorräthigen Exemplare verbrannte. Ein Buch Luther's ging unter der Firma des Cardinals Fregoso, und Zwingli's Werke kamen unter dem Namen Coccejus, Cogelius in Umlauf; Bucer's Schriften hießen die eines Aretius Felinus. Bucer wußte die Geschichte, und hatte selbst die Erlaubniß dazu gegeben. Aber so arg machten es die Buchhändler damals doch nicht, wie jetzt die französischen, die dem Voltaire den Mantel des heiligen Chrysostomus umhängen. 90.

*) Vgl. über die Chateaubriand'sche Schrift auch Nr. 110, 111, 113 u. 114 d. Bl. D. Red.

**) Sie erschien in Venedig 1581. Unsere deutsche Uebersetzung kam 1659 in Frankfurt heraus.

***) Isabella Andreini war Mitglied und Zierde einer der ersten damaligen Gesellschaften, der Gelosi, und starb 1604 in Lyon, wo ihr auf dem Kirchhofe ein Denkmal errichtet wurde. Auch als Schriftstellerin glänzte sie, und so setzte sie bei ihrem Tode den ganzen italienischen und französischen Parnaß in Bewegung. Auf dem Leichenstein zu Lyon wurde sie als pia, religiosa et artis scenicae caput bezeichnet. Garzoni schrieb, wie wir sehen, 1581. Sie muß also mindestens 25 Jahr lang ein Muster der Tugend und Kunst zugleich gewesen sein. Daß man von ihr reden wird, so lange die Welt steht, ist nicht ganz ohne. Bayle hat sie in sein „Dictionnaire" aufgenommen, so auch Jöcher und Gerber.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 124. —— 4. Mai 1831.

Kaiser Heinrich VI. Eine Tragödie in 5 Akten von Grabbe.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Von Oestreich begleiten wir den Dichter nach der Küste von Ostfriesland, wo die Sachsen auf die Landung ihres Herzogs, Heinrich des Löwen, warten. Eine ganze Nation am Strande gelagert, 2 Fürsten, jeder hoch zu Roß auf einem Felsblock haltend, ein Schiff am Horizonte auftauchend, herankommend, den Herzog landend, diese Kleinigkeiten gehen wirklich vor, ungefähr auf 4 Blättern, während sich 4 Sachsen, die wider Erwarten individualisirt sind, unterreden und Auskunft über die Lage des Volks geben. Dagegen sind die beiden Fürsten leere Namen. Heinrich der Löwe beschließt, das ungetreue Bardewick zu strafen, aber auch als festen Platz im Rücken zu behalten, wenn er weiter vorrückt. Darauf erscheint der bardewicker Bürgermeister, und es gibt eine Philisterscene. Aber wie auf Feenwagen, so plötzlich ist das Sachsenheer da und mitten hinein, und die Stadt liegt in Asche, nur der Dom bleibt stehen, und Heinrich schreibt darauf: vestigia leonis. Bei der Gelegenheit nimmt der Bürgermeister Rudlieb ein sehr originelles Ende. Als er kaum seinen Hut und Stock gefunden, stürzen die Sachsen mit Speeren herein, und Wehrfried „stößt ihn durch".

Bürgermeister Rudlieb.

Weh mir — ich habe den Speer in der Brust — unmöglich, es kann nicht sein, — und doch — ich saß hier eben so ruhig — (Er stirbt.)

Man kann die Originalität dieses Todes nicht leugnen, denn es ist gewiß noch Niemand so gestorben. Der strategische Festungsgedanke des Herzogs geht in seiner Rache unter, welche wiederum grell und gräßlich hervortritt, z. B. in Heinrichs höhnischen Worten:

Jetzt lache ich und Eure Häuser brechen ein.

Dann, zu seinen Kriegern gewandt, fährt er fort:

Barmherzig seid! kürzt den Rebellen ihr
Gewinsel, ihren Jammer ab und schlagt
Sie todt!

Dennoch würde man ihm verzeihen, wenn nur der Ingrimm des Geächteten gleich von vorn herein mehr hervorträte; und auch so muß man gestehen, daß dieser Charakter eine sehr erfreuliche Abwechselung von den bloßen Haudegen, die Grabbe schockweise aus dem Aermel schüttet, gewährt und darum auch vorzugsweise deutlich erscheint. Sein Monolog S. 162 und 163 ist vortrefflich und selbst prosodisch und sprachlich zu ertragen. Die schönste Stelle daraus ist diese (sie bezieht sich auf die eben eingegangene Nachricht von der Verbindung seines Sohnes mit Agnes von Hohenstaufen):

Wie hab' ich nicht gekämpft,
Gesiegt, gelitten, um den großen Zwist
Der Welfen und Waiblinger zu beenden —?
Es war umsonst. — Jetzt endet ihn 'ne Hochzeit! —
Wie auch der Mensch drauf losstürmt — Nie erreicht er
Das Ziel, führt Gott es ihm nicht zu — — Gebirge drängen,
Mit ihrer Föhrenwälder Brausen höhnisch
Und finster auf ihn niederschauend, sich
Um den verirrten Wanderer — Er klimmt
Und klimmt — ringt über Felsen, windet durch
Gebüsche sich — umsonst! — kein Ausweg — Er
Verzagt — Da setzt er seinen Fuß zufällig
Um eines Berges Ecke, und sieh' da: geschmückt
Und reich wie eine offne Muschel mit
Der Perle prangt vor ihm das Thal
Mit seiner Stadt, dem Endpunkt seiner Reise —
Im Sonnenstrale blinken ihre Thürme,
Heerstraßen reihen Roß und Wagen,
Die Ströme Schiffe brausend zu ihr hin,
Den Wanderer mit ihnen — Aber wird
Er auch da finden, was er dort
Zu finden hoffte? Wird der junge Bund
Der Welfen und Waiblinger lange währen? —
Ich zweifle. Alles was ich je erfahren, lehrt
Es anders. Auf der Erde Streit und Wuth
Selbst unter Freunden, Ruhe nur im Grab.

Freilich wird unser verwöhntes Ohr auch hier noch die classische Vollendung vermissen; wen aber sollte dennoch diese tief bedeutungsvolle Dichtung mit ihrer Schönheit nicht hinreißen? wer aber sollte es nicht auch bedauern, daß derselbe Mann, der uns hier erfreut, jene Reihe abscheulicher Caricaturen mit lauter rohen Kreidestrichen gezeichnet, die uns aus den übrigen Blättern angrinsen?

Aber dies ist auch der Grund, warum Hr. Grabbe eine Kritik verdient, sonst würden wir gleich von vornherein mit dem Ausspruch, sein Stück sei unter aller Kritik, fertig gewesen sein.

Ein anderer Lichtpunkt ist das Liebespaar: Agnes von Hohenstaufen und Heinrich der Welfe, wenngleich der Jüngling ein ziemlich unbestimmter und Agnes fast zu

staatsklug ist; das Mädchen hat viel Anziehendes und ist deutlich und gut gehalten, man könnte den Anfang des dritten Aktes, wo die beiden Liebenden noch allein im Saale der Reichstagsversammlung sind, meisterhaft nennen. Der Reichstag selbst bringt allerdings den Kaiser Heinrich zum Handeln, macht ihn aber zum ganz abstracten Staatsmanne, dem nichts gilt als seine Zwecke. Darum geht er auch taschenspielermäßig mit dem Reichstage und selbst mit König Richard und dem Liebespaare um. Merkwürdig ist es, daß Niemand von den staatsklugen Herren, nur Agnes ihn durchschaut und also zu ihrem Zwecke lenken kann, indem sie ihm vor der ganzen Versammlung die nöthigen Gründe für die Versöhnung mit den Welfen ins Ohr raunt. Wiefern solche Fiction statthaft sei, überlassen wir Jedes besonderm Gefühle, wenigstens scheint die Naivetät des Mädchens viel Schwieriges möglich zu machen. Das zweite Unziemliche, ihre tiefblickende Staatsklugheit, erklärt der Dichter mit einer ebenso tiefen Sentenz aus Agnes eignem Munde, sie sagt:

Das Weib
Sieht tief, der Mann sieht weit. Euch ist die Welt
Das Herz, uns ist das Herz die Welt.

Und damit wollen wir uns auch zufrieden geben, wenngleich die innere Unwahrheit hierin nicht minder groß ist als in den Artigkeiten, die sich Richard und Heinrich am Schlusse der Versammlung sagen, während kurz vorher noch Heinrichs gezücktes Schwert dem Leben des Löwenherzigen drohte, eine Geberdung, die wiederum schwerlich unter solchen Umständen gestattet werden kann. So drängt auch in dieser bessern Partie eine Absurdität die andere, weil es dem Dichter nicht gefallen hat, die erste Tugend des Dichters, die Besonnenheit, bei der Empfängniß der Phantasien zu gebrauchen. Nach der Versöhnung mit Heinrich dem Löwen, den er sterbend antrifft, eilt der Kaiser zum Entsatz von Rocca d'Arce, dem letzten Ueberbleibsel seines italienischen Reichs.

Wir finden die im ersten Akte gedachteten Normannen jetzt im Besitze der Herrschaft. Der König Tancred ist die schönste Erscheinung im Stücke, und sein Ausgang der einzige tragische, denn er hat umsonst für das Vaterland auch als König gelitten und stirbt vor Gram bei seinem Fall. Guiscard wird zum tapfern General, und man findet ihn dem Tancred sehr verwandt. Acerra erscheint blutdürstig, Bohemund faul, genußsüchtig und ehrlos, jedoch finden wir den Letztern mehr beschrieben als charakterisirt, und billig hätte man eine ordentliche Nuancirung gleich in der ersten Scene des ersten Aktes finden sollen: denn, wie schon Aristoteles sagt, der Charakter ist da, wenn man weiß, was unter Umständen von der Person zu erwarten ist; also liegt der Lebenspunkt jedes Charakters gleich in dem ersten Auftreten.

Aus dem normannischen Reichstagssaale geht es in die Wachstube auf Rocca d'Arce. Darauf kommt Entsatz, und es wird eine Schlacht geliefert, deren Vorstellung in dem Flüchten der Truppen über die Bühne und in dem Gespräch Tancred's und Guiscard's besteht, welche ziemlich zuschauermäßig darüber verhandeln, bis das Messer auch an sie, wenigstens an Guiscard, kommt. Nach dem Siege verfährt Heinrich mit der ausgesuchtesten Grausamkeit. Scheiterhaufen, zu Tode schleifen, Blenden sind die Strafen, und bei dem Dome von Palermo baut er sein Schaffot.

Kaiser Heinrich (sich umschauend).
Hohe Häuser, mächt'ge Fenster,
Der Dom dabei — die beste Stelle, ein
Schaffot da aufzurichten —
Schlagt es auf! —

Er mordet recht mit Liebe und Wollust, er ist ein so arger Teufel, daß wol, außer diesem Sohne der grausamen Grabbe'schen Phantasie und seinen vielen Brüdern, schwerlich noch ein anderer unter der Sonne gefunden würde. Und für diese ekelhafte Misgeburt sollen wir uns *gleich* in der folgenden Scene wieder so sehr interessiren, daß wir es ertragen können, schöne Reden und große Gedanken, Eroberungsplane und überspannte Hochmuthsphrasen, die, wie Hr. Grabbe überhaupt zu thun scheint, das äußerlich Große mit der innern Größe *verwechseln*, *anzuhören*? Wir müssen es, und es ist *kein Ende abzusehen*; da plötzlich kommt jener Deus ex machina, der Schlagfluß, der zwar anklopft, wie wir gesehen haben, aber durch nichts motivirt ist als durch die beiden Gläser Eis, die der Kaiser bei großer Aufregung und Hitze im ersten Akt genommen hat, wovon freilich dieses Ereigniß eine ziemlich späte Wirkung wäre.

Dieser Charakter ist gemein und häßlich, er ist *aber* auch unwahr, denn so sehr wirft Niemand das *Gewissen* und alle Ehre weg, selbst um die höchste *Herrschaft nicht*. Eine Herrschsucht ohne Ehrgeiz ist der *gemeinste Materialismus*, der sich denken läßt, ein bloßes Streben nach Besitz und zwar mit großer Unklarheit, denn Besitz ist nichts ohne Genuß, und eine wirkliche Herrschaft verkümmert ihn. Und, in der That, so strebt Niemand. Wer Herrschaft will, der will auch Ehre, oder vielmehr er will Herrschaft vorzüglich um der Ehre willen. Was soll man also zu diesem wunderlichen Abstractum, dem Kaiser Heinrich, sagen? Was von fast allen Charakteren in diesem Stücke gilt: sie sind unwahr. Menschen kennt Herr Grabbe nicht; sie sind ihm auch gar kein Gegenstand: auf Schlachten, Donner, Berge, Vulkane ist sein Sinn gerichtet; Schwertergeklirr, Truppenmärsche, ungeheure Versammlungen, Belagerungen sind ihm wichtiger als das Geheimniß des Menschengeistes, das zu belauschen die unsterblichen Kränze gebieten, und darzustellen die höchste Aufgabe der Kunst, die einzige der Tragödie ist.

Dieses Drama ist keine Tragödie, denn der Held geht durch kein tragisches Verhältniß, er ist immer im Glück, nirgends wird seine prahlerische Seelenstärke in den Glühofen des Unglücks gebracht, es bleibt nichts übrig als sein Tod, und plötzlicher Tod im Glücke ist kein Unglück, vielmehr hat jede gesunde Philosophie von jeher Die gepriesen, die wie Kleobis und Biton auf dem Gipfel ihres Glückes starben, und Cäsar wünschte sich den unerwartetsten Tod. Aber freilich ist des Kaisers Glück ein sehr äußerliches. Oder soll etwa die Tragödie wirklich

darin bestehen, daß dieser Mensch allen sittlichen Halt verloren hat und in Sünden dahinfährt? Dazu ist der Dichter zu aufgeklärt und zu freisinnig, denn er ist dahingekommen, daß er weder im Sittlichen noch im Sprachlichen noch im Prosodischen irgend eine Regel anerkennt, eine wahrhaft göttliche Freiheit, aber leider hat sie zur Folge, daß wir seine Verse nicht messen, seine Sprache nicht genießen, seine Helden nicht schätzen können. Das ist die Regel; wo wir es können, finden Ausnahmen statt. Man versuche z. B. den Vers:

Neapel, und Antiochia, Palästina

zu einem Verse zu machen, und S. 11 lesen wir:

Zwei Zeichen, daß der Normann mit dem Feind
Gern ringt, ihm gerne nah' ist | Noch
Ist nicht der alten Heimath Sprache | von
Der Lipp' uns ganz entflohen, um so lang
Der Normann spricht normännisch, | kann
Er auch normännisch denken, handeln.

Tancred.

Wär's

Doch so —

Solche Passagen gehören nicht zu den seltenen, gleich die ganze Seite 10 ist ähnlich und zum Theil noch schlimmer, wie z. B. in dem Verse:

Reicht er Giftbecher dar zum Trinken — statt rc.

Das allerabscheulichste Gänsegezisch ist aber in dem Schlußverse:

Das schrecklichste, das tragisch'ste Geschick!

Wenn Herr Grabbe endlich von Männerbrüsten redet und sich erlaubt, zu sagen:

Blüh' und erwachse fort,

so sind das ganz unverzeihliche Frevel gegen Sprachgebrauch und Logik. Es ist aber gar nicht möglich, alles Falsche und Widerwärtige aufzuzählen, wenn man nicht das halbe Buch abschreiben will; daher gab Recensent es auch bald auf, diese Sächelchen anzumerken.

Um Alles in ein Urtheil zusammenzufassen, müssen wir sagen, daß Herr Grabbe die Regierung Heinrichs VI. völlig roh und unkünstlerisch dramatisirt und keineswegs wahre und bedeutungsvolle Charaktere geschaffen und dargestellt habe: ein Misgriff, welcher nicht nur in der epischen Weitschichtigkeit und der Verkennung des wahren dramatischen Elementes, sondern leider mehr in einer völligen Gefühllosigkeit für das psychologisch Wahre und den Umständen Angemessene seinen untilgbaren Grund zu haben scheine; die wichtige Frage aber, wiefern der Geist jener Zeit citirt sei, zu thun, müsse bei so bewandten Umständen mehr als überflüssig erscheinen. 153.

Deutsche Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 123.)

2. Eine deutsche Antwort, und eine so derbe, als man sie von diesem Namen irgend erwarten konnte, gibt E. M. Arndt in seiner Schrift über die Niederlande und die Rheinlande. Seinem Wahlspruche:

Lieber den Wolf, der reißt,
Als den Fuchs, der gleißt;

möchten wir zwar keineswegs unsere unbedingte Zustimmung ertheilen, so wenig, als wir es unterschreiben möchten, daß wir das Füchslein vor 16 Jahren wirklich schon so fest in den Eisen gehabt hätten, wie Arndt zu glauben scheint; aber im Allgemeinen können wir die echtdeutsche Gesinnung, die in kräftiger, kernhafter Sprache sich kundgibt, nicht anders als anerkennen. Daß Deutschland die Bestimmung, welche die Natur und schon seine geographische Lage ihm angewiesen haben, nur durch Herstellung in seine alten Grenzen, durch die Einverleibung der Schweiz, des Elsasses und der Niederlande erfüllen kann, ist auch unsere Ueberzeugung; und es ist ein Verdienst, welches Arndt mit Recht geltendmacht, daß er diese Ueberzeugung bereits zu einer Zeit ausgesprochen hat, wo es noch leichter möglich war als jetzt, die That ihr folgen zu lassen.

„Ich habe vorhergesagt und gewarnt, die Franzosen würden, trotz aller schönen Gelobungen und Gleisnereien, bleiben, die sie gegen Deutschland immer gewesen; ich habe vorhergesagt, ja ich habe Himmel und Erde angefleht, man müsse Deutschland gegen die habsüchtigen, auflaurerischen und hinterlistigen Nachbarn, die mit der Treue wie mit dem Winde Handel treiben, stark und wehrhaft machen, man müsse die alten Grenzen Deutschlands, die Naturgrenzen wiederherstellen, man müsse vor allen Dingen die gewaltigen festen Pforten, woraus sie mit unermeßlichem Vortheil immer auf uns herausstürmen können, man müsse Metz und Strasburg, die sie mitten in der Sicherheit des Friedens als schlaue und unverschämte Diebe uns entwandt haben, wieder zum deutschen Reiche fügen, denn der alte Schelm werde seinen bunthaarigen Pelz nicht verwandeln".

„Deutschland, der Bundesstaat, der Staat vieler Könige und Herren, hat weder Vortheil noch Neigung, Kriege zu führen und Eroberungen zu machen; er ist seiner Natur nach friedlich. Auch ist es ebendeswegen, damit er gleichsam ein ruhender Wall gegen Westen und Osten schwer und stark vorliege, der gemeinsame Vortheil Europas, daß dieses Deutschland, das Herz des Welttheils, der Mittelpunkt desselben, sein Blut in stillern und langsamern Pulsschlägen umtreibe als die Außentheile desselben; daß es zum Angriffe durch seine Verfassung und den ganzen innern Bau seines Getriebes langsam, nicht immer durch jede Bewegung und Erschütterung zur geschwindesten, angestrengtesten Vertheidigung herausgefodert werde".

Alles, was hierauf über das Recht Deutschlands auf die Niederlande, über Naturgrenzen, über Sprach-, Strom- und Gebirgsgrenzen gesagt wird, ist ebenso treffend und wahr als geistreich; die ganze belgische Verwirrung, die Europa jetzt in einen allgemeinen Krieg hineinzureißen droht, würde nie eingetreten sein, wenn nicht blos Luxemburg, sondern das ganze Königreich der Niederlande dem deutschen Bunde zugezählt worden wäre; und daß nicht der Rhein die Grenze Frankreichs sein sollte, sondern die Vogesen und Ardennen, haben wir seit den Tagen Ludwigs XIV. oft genug zu unserm Schaden erfahren, um es endlich wohl zu begreifen. Aber was die alten verbrauchten Tiraden über Franzosenthum und Wälschthum, die in den Jahren 1813 und 1814 recht gute Dienste thaten, weil sie damals, wenigstens theilweise, Wahrheit hatten, uns gegenwärtig nutzen sollen, wo selbst der gemeinste Bauer in den zuerst und zumeist gefährdeten Gegenden die guten und schlechten Seiten des französischen Volkscharakters zu gut kennt, um sich durch dergleichen Redensarten zu leidenschaftlichem Hasse hinreißen zu lassen: dies ist uns weder aus dem Vorworte „der ehrlichen deutschen Stimme", wie Arndt etwas sentimental seine Broschüre nennt, noch aus dieser selbst klar geworden. Wenn S. 51 es den Franzosen zum Vorwurfe gemacht und als eine Schande angerechnet wird, daß sie „andern Blutes und Stoffes wären als des germanischen", so kann man nur lachen; denn ebenso gut könnten die Franzosen es uns Deutschen zum Vorwurfe machen, daß wir andern Blutes und Stoffes sind als des romanischen. Bei diesen und manchen andern Stellen seines Buches, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen, um kein Aergerniß zu geben, ist uns Arndt in der That

vorgekommen wie jener Wanderer in der Sage des schlesischen Riesengebirges, der mit außerordentlicher Anstrengung zuschreitet und dabei doch sich nicht von der Stelle bewegt, weil er den Fuß immer wieder auf denselben Fleck niedersetzt, von dem er ihn erhoben hat. An Anstrengung, mit der Zeit vorwärtszuschreiten, hat Arndt es seit dem Jahre 1813 gewiß nicht fehlen lassen; Winde und Stürme haben ihn seitdem manchmal gewiß nicht eben sanft umweht; aber Arndt steht im J. 1831 noch auf derselben Stelle, auf der wir ihn damals sahen.

3. Ob nicht auch Niebuhr denselben Tadel verdiente, können wir aus den kurzen fragmentarischen Worten, die den neuen Abdruck seiner Uebersetzung der ersten philippischen Rede des Demosthenes begleiten, nicht mit Sicherheit schließen; wenn der Philippus von Macedonien, vor dem Griechenland — „das Deutschland des Alterthums" — gewarnt wird, etwa der französische Louis-Philippe sein soll, so dürfte dem guten, biedern Bürgerkönig doch wahrlich zu viel geschehen. Wir wenigstens können, außer dem Namen, weder in Lage noch Charakter zwischen dem französischen und dem macedonischen Philipp die geringste Aehnlichkeit entdecken.

4. Wenn schon Arndt und Niebuhr nicht blos in der gewähltern Form des Ausdruckes, sondern auch an Freiheit und Sicherheit des Blickes weit hinter Chateaubriand zurückbleiben, so ist bei den übrigen deutschen Publicisten, die wir in dieser Anzeige mit ihm in eine Reihe gestellt haben, auch an die entfernteste Annäherung gar nicht zu denken. Rüder beschränkt sich darauf, von dem Standpunkte der praktischen Erfahrung im Einzelnen Rathschläge und Winke zu geben, die großentheils sehr beherzigungswerth sind; auf einen höhere Ansicht, auf einen umfassendern Blick macht er keinen Anspruch. Nur allzu wahr ist es leider, was er in seinem Vorworte sagt: „Selten sind die Concipienten unserer Verfassungsbegründungen (?) mit der wahren Noth des Volkes bekannt. Schön mag die Trennung der Verwaltung von der Justiz und schön die Abschaffung aller Patrimonialgerichtsbarkeit sein, welche sicher zu den Fesseln des Landbaues sehr Vieles beitrug; aber ich gestehe hier aufrichtig, ich fürchte, daß diese in der Absicht höchst landesväterliche Idee den Aufwand des Staates, nach Abzug der berechneten Sporteln, höher steigern dürfte; und die Schwierigkeit, die bisherigen Staatsauflagen beizutreiben, bedarf (? macht nothwendig) vor Allem eine wohlfeilere Staatsverwaltung". Pölitz, mit den Ansichten und Vorschlägen seiner bekannten Schrift vom constitutionnellen Leben, wird scharf mitgenommen; wie es uns scheint, nicht mit Unrecht.

„Einige Fehler, welche der Herr Hofrath Pölitz an der hessischen Verfassung fand, sind Mängel seiner Theorie, die sogar einen Grund zur Rüge darin entdeckte, daß Kurhessen, bei einer Bevölkerung von 600,000 Menschen, nicht mit 2 Kammern beglückt worden sei. Das Zweikammernsystem läßt sich in großen Staaten vertheidigen, dagegen genügt dem kleinen Ländchen ohne Küsten und Ströme und Weltverkehr ohne Zweifel eine Kammer".

Das Warum? setzt Rüder, wie es scheint, aber mit Unrecht, als allgemein bekannt voraus.

5. Die kleine Schrift von Krug verlangt Theilnahme an allen Staatsbürgerrechten für die Juden, ausdrückliche Ausschließung aller religiösen Orden, Beibehaltung des Antragsrechtes (der Initiative), wie dasselbe bisher von den sächsischen Ständen besessen worden sei, in der neuen Verfassung, und Aufhebung der vorgeschlagenen Beschränkung der Wählbarkeit auf Ansässige. Wenn der Verf. seine flüchtigen, aber zweckmäßigen und wohlmeinenden Bemerkungen mit dem Wunsche schließt: „Geht die Bill nicht so weit, als einige Reformer wünschen, so mögen sie bedenken, daß bei jeder Sache ein Anfang sein muß, und daß es thörig wäre, ein bestimmtes Gut zu verwerfen, blos weil sie nach einem noch bessern trachten", so wird jeder Redliche ihm von ganzem Herzen beipflichten.

6. Die „Kritischen Bemerkungen" stellen die hessische Verfassung, die den größten Theil des Büchleins einnimmt, zum Muster für Sachsen auf. Dabei wird Manches an dem Vorbilde ausgesetzt, was dem Verf. mangelhaft schien, und was er daher in Sachsen vermieden wünschte. Die Ansicht, von welcher der Verf. im Allgemeinen ausgeht, bezeichnen wir durch ein Wort über Preßfreiheit:

„Die Censur ist ein ebenso widerrechtliches als unkluges Mittel, die Presse zu zügeln, und doch läßt sie die neue kurhessische Verfassung in den durch die Bundesgesetze bestimmten Fällen zu. Man scheint den Deutschen Bund als einen Staatenbund seinem Wesen nach ganz zu verkennen, der, als solcher, mit der innern Regierung der Staaten gar nichts zu thun haben, sondern blos die Verhältnisse des deutschen Bundes zum Auslande bestimmen sollte. Genehmigt man einmal seine Einwirkung in die innern Angelegenheiten der Staaten, so kann er alles Gute hindern, was jeder einzelne Staat für sich beabsichtigt. Würden in Deutschland wol die Revolutionen der Jahre 1830 und 1831 ausgebrochen sein, wenn die Presse frei gewesen wäre, wenn die Fürsten und Völker an ihre Pflichten gemahnt und also (?) Jeder gethan hätte, was ihm Ehre und Pflicht gebietet?"

7. „Das unumschränkte Dänemark" wiederholt in einer zur „Feier des königlichen Geburtstages", am 28. Jan. 1830 in einem Hörsaale des Gymnasiums zu Altona gehaltenen Rede die bekannte Geschichte, wie Dänemark sich seiner von dem Volke als verderblich erkannten historischen Verfassung entledigte und unter einer milden, weder durch Gesetze noch ständische Barrieren beschränkten Königsherrschaft die Freiheit fand, welche ein hochadeliger Reichstag erstickt hatte. Wir haben diese kleine Schrift, die nur etwas zu philologisch gehalten ist, mit Vergnügen gelesen, da es in einer Zeit des Meinungskampfes wie die unserige wohlthut, auch von entgegengesetzter Seite einmal ein vernünftiges Wort zu hören. Und wahrlich, noth thut es, daß man uns den alten Spruch:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim,

wieder in das Gedächtniß ruft. Jedermann — denn die wenigen Ultras zählen nicht — erwartet nur noch von geschriebenen Verfassungen Heil; wie aber, wenn durch dieselben nicht die Freiheit, sondern nur die Herrschaft der Aristokratie begründet würde? Möglich ist die Sache; besonders, wenn unsere „historische Schule" mit der Abfassung der Constitutionen beauftragt würde. Daß es nur nicht auch in Deutschland wie Anno 1661 in Dänemark nöthig werde, mit demselben Eifer einst unsere historischen Constitutionen zu stürzen, mit dem wir jetzt daran arbeiten, sie aufzubauen! Besonders vergesse man nicht, zu beherzigen, was der freisinnige Rüder in seiner etwas ungeschickten, aber biedermännischen Sprache in der oben angeführten kleinen Schrift sagt:

„Nicht so sehr von den Regulativen einer weisen Verfassung, die immer nur später wirken kann, und ebenso wenig von bessern Handels- und Industriegesetzen erwarte man allein das künftige Heil Sachsens (und, setzen wir hinzu, jedes andern deutschen Staates), sondern weit mehr von einem rationalen landwirthschaftlichen Gesetzbuch. Die höhere bürgerliche Freiheit ist ein lachendes Ideal der höhern und mittlern Bürgerclasse, aber sie rührt wenig die vielen dürftigen Nahrungstreiber", d. h. den armen Landmann, der beinahe überall in Deutschland unter der Last der Steuern und Beschränkungen aller Art erliegt. 74.

Notiz.

Die Cholera.

Der Grund, weshalb die Cholera Morbus, obwol ursprünglich eine Krankheit warmer Gegenden, in Rußland selbst im Winter ihre Verwüstungen fortsetzte, liegt wahrscheinlich in der künstlichen Hitze, welche in Moskau und andern russischen Städten theils durch das allgemein getragene Pelzwerk, theils durch die Ofenheizung hervorgebracht wird. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1831.

Politische und literarische Gegenwart.

Der Einfluß, welchen die Journale und die Literatur überhaupt auf die Begebenheiten der neuesten Zeit ausübten, sowie die Erscheinung, daß die beleidigte Presse es war, welche zuerst zum kräftigen Widerstand rief, zeigt auf eine erfreuliche Weise, wie sehr die Cultur allgemeiner verbreitet sei, und wie die Literatur aufgehört habe, eine Art von Hieroglyphik zu sein, zu welcher nur eine geringe Zahl den Schlüssel besaß. Wenn es daher erlaubt, ja wenn es höchst wünschenswerth ist, daß die Schriftsteller mit gerechtem Stolz ihre gestiegene Wichtigkeit empfinden, so müssen sie auch ebenso tief fühlen, daß zugleich mit dieser höhern Stellung ihre Pflicht gesteigert, ihre Verantwortlichkeit unendlich vermehrt sei. Es ist nicht mehr die Furcht vor einer launenhaften Censur, was sie besorgt machen und über den Ausdruck ihrer Gedanken wachen lehren konnte; es ist das tiefe Gefühl einer ernsten moralischen Pflicht, welches sie beseelen muß, damit nicht unbedachte Worte, unklare Darstellungen an die Stelle der Belehrung treten und um so größern Nachtheil bringen, als sie jetzt nicht spurlos verhallen, sodaß Verirrungen der Feder gerade jetzt, wo keine Gewalt sie einengt, wahre Verbrechen sein können. Der herrlichste Sieg, welcher errungen werden kann, ist der Sieg der Cultur; aber es ist kein Sieg, welcher gefeiert werden soll durch einen römischen Triumphzug, wo gefesselte Feinde dem Wagen des Imperators folgten, der frohlockend die blutigen spolia opima zur Schau trug; es ist die Morgenröthe eines veredelten Daseins, welche die Finsterniß durchdringt, und der Glanz ihrer Erscheinung ist zugleich ihr Tempel. Mögen daher die Gelehrten, als Repräsentanten der Cultur, durchdrungen von der Erhabenheit ihres Berufs, durch ihr würdiges Auftreten zeigen, daß es ein wahrhaft göttliches Princip sei, dem sie huldigen; mögen sie die Unbilden, welche Beschränktheit ihnen widerfahren ließ, als ehrenvolle Wunden betrachten, die keiner kleinlichen Rache bedürfen; mögen sie demnach, hervortretend aus der Haft einer wirklichen oder symbolischen Inquisition, nicht als befreite Sklaven, sondern als Männer sich zeigen, welche nie aufgehört haben, die ihnen äußerlich entzogene Freiheit im Heiligthum ihres Innern zu bewahren. Es hat eine egoistische Partei leider nicht ohne Erfolg sich bemüht, das Aufstreben der Cultur zu hemmen, denn wenn auch manche Schriftsteller stets lebhaft behaupteten, „der geistige Aufschwung lasse sich nicht zurückdrängen", so ist dieses Theorem wol richtig, wenn man die Ausbildung des Menschengeschlechts im Allgemeinen betrachtet, aber ganz falsch, wenn man diese Behauptung auf eine specielle Zeitperiode anwendet; im Gegentheil ist nichts leichter, als bei der Erziehung eines Kindes dessen Fähigkeiten zu unterdrücken, oder solchen, wenn die Naturanlage zu gewaltsam sich widersetzt, wenigstens eine verwirrte Richtung zu geben, und die Erziehung einer Nation ist doch weiter nichts, als das Ergebniß vieler partiellen Erziehungen.

Zur Erlangung dieses Zwecks suchten unsere Feinde sich in den ausschließlichen Besitz der Erziehungsanstalten zu setzen, in welchen sie es sich angelegen sein ließen, diejenigen Wissenschaften, welche den Geist auf eine consequente Art dadurch ausbilden, daß sie der Phantasie einen großen, dennoch aber dem Verstand unterworfenen Wirkungskreis anweisen, stets das Verlangen nach höherer Erkenntniß anregen und die Erzeugnisse des Geistes mit dem Leben verknüpfen, als Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, deren Wirkung demnach ihren Wünschen nothwendig entgegengesetzt war, zu unterdrücken und dagegen den empfänglichen Gemüthern der Jugend die Bigotterie einzuimpfen, welche dumpfen Glauben an die Stelle von Streben nach Wissen setzte. Ihre Lehren fanden um so mehr Eingang, als sie solche, gleich den Priestern des alten Aegyptens, im mystischen Gewande der göttlichen Eingebung vortrugen und Unwissenheit, Aberglauben, Verfolgungssucht als die dem höchsten Wesen besonders wohlgefälligen Eigenschaften schilderten, wozu sie theils aus überkommenen Mythen, theils aus Legenden Beweise lieferten. Natürlich mußten die auf solche Art unterrichteten Menschen, gewohnt nur Unmöglichkeiten und Unsinn für Wahrheiten, und noch dazu für heilige zu halten, mit tiefer Verachtung und religiösem Schauder auf Diejenigen blicken, denen das Universum ein heiligerer Tempel der Gottheit erschien als die Legende, denen die Lehren der Philosophen und Mathematiker ein höherer Beweis für das dem Menschen inwohnende göttliche Princip waren als die Rede der Hexe von Endor, denen das Studium der Bibliotheken interessanter vorkam als die Verehrung der Reliquien. Da nun zu einer solchen ununterbrochenen Durch-

führung einer systematischen Absurdität ein hoher Grad von List und ein gewisser Verstand gehört, ohne welchen eine solche, wenn auch satanische Consequenz nicht durchgeführt werden konnte, so wurde gleich nach dem pariser Frieden vom 30. Mai 1814 Europa für vielfache Opfer und unendliche Anstrengungen zur Abwendung eines Militairdespotismus dadurch belohnt, daß am 7. August 1814 zur bessern Erreichung der erwähnten Zwecke der Jesuitenorden, und am 15. August 1814 die Inquisition von Pius VII. durch jene Bulle hergestellt wurde, deren Anfangsworte: Sollicitudo omnium ironisch und prophetisch zugleich sind. Von dieser Periode an beginnt zugleich mit der Restitution der Bourbon'schen Familie in Frankreich der Kampf gegen jedes geistige Bestreben, und der französische Schatz gab auf Unkosten der Nation reiche Subsidien zu diesem Kreuzzuge gegen den Verstand. Der Erfolg war überraschend; die „Bibliographie de la France", ehemals eine Ankündigung der ausgezeichnetsten geistigen Productionen, ward ein Verzeichniß platter Märchen; die Cultur erlag, bis endlich wieder in das Licht trat, was für das Licht geschaffen ist.

Ich bestrebte mich, die Machinationen der Feinde der Cultur kurz zu entwickeln, die einzelnen Details übergehend, deren genaue Kenntniß, sowie die des schauderhaften Einflusses des absichtlich verbreiteten Obscurantismus nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf Staats- und Familienleben, auf Moralität und Wohlstand, auf Alles, was den Menschen geistig veredelt und animalisch erhält, jedoch von größter Wichtigkeit und deren klare Darstellung Aufgabe der Schriftsteller ist. Hierbei aber muß der Schriftsteller bedenken, daß er die Gewebe und Verflechtungen der seit 16 Jahren bestandenen Verschwörung gegen die Cultur nicht deshalb aufsucht und der Nation vor Augen legt, um gehässige Leidenschaften gegen Individuen zu erregen, sondern, wie ein Arzt das erste Entstehen und den Verlauf einer Krankheit studirt, damit er sowol solche heben als neuen Ausbrüchen zuvorkommen könne, erforscht auch er, durch welche Mittel und zu welchem Zweck man versucht habe, das geistige Leben zu vergiften, und wie weit das Unglück gediehen sei, um das gegenwärtige Geschlecht hervorzuziehen aus der künstlich bereiteten Finsterniß und die künftige Generation auf eine solche Stufe allgemeiner Bildung zu stellen, daß sie unzugänglich werde für heuchlerische Vorspiegelungen und Pfaffentrug. Als die deutschen Heere gegen die überlegene Kriegskunst Napoleons erlegen waren, bemühten sich Scharnhorst und andere ausgezeichnete Männer, das uns so verderblich gewordene französische Militairsystem zu studiren, und aus dieser erlangten Kenntniß schöpfte ihr Geist Mittel, dem Feinde im neuen Kampfe siegreich zu widerstehen. Ahmen wir dieses Benehmen, dem Deutschland seine Befreiung von auswärtiger Unterdrückung verdankte, in dem gegenwärtigen noch heiligern Kampfe gegen den Despotismus der Beschränktheit und der Bigotterie nach und stellen uns die nicht durch weitläufige Demonstrationen und Phrasen, sondern einfach und klar zu beantwortende Frage: wodurch gelang der die Cultur bekämpfenden Partei, in ihrem verderblichen Streben größere Fortschritte zu machen, als der Vernunft gemäß zu erwarten war? Wir werden finden, daß diese Partei besonders durch die Einheit ihres Wirkens, des Strebens aller ihrer Glieder nach einem gemeinsamen Zweck, sowie dadurch, daß das vorgesteckte Ziel jedem Einzelnen deutlich vor Augen stand, im Verfolg ihrer Plane den nämlichen Succeß hatte wie der Feldherr, welcher seine sämmtlichen Colonnen im gleichen Augenblick auf einen und denselben Punkt zu richten versteht. Uebrigens war ihre Aufgabe ihnen keine neu zu erlernende Rolle, sondern ein langgewohntes Spiel, dessen Regeln sie von ihren Vorgängern erlernt hatten und weiter zu verbreiten sich vorsetzen. Daher die fast völlige Gleichheit ihres Benehmens in Portugal, Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland. Jede Art von Bildung, außer der scheinbaren, wo die auf Unkosten des Verstandes vorherrschende Phantasie einen täuschenden Anstrich von Cultur gibt, war ihr natürlicher Feind, den sie zu unterdrücken und besonders zu isoliren suchten. Die Unmöglichkeit fühlend, die bereits durch Wissenschaften und Speculation gebildete Classe für die Sache der Unwissenheit zu gewinnen, mußten sie aus allen Kräften darnach streben, dieser den Zuwachs abzuschneiden und zu hindern, daß die heranwachsende Generation sich zu diesem Feinde geselle. Daher die bereits erwähnte Bemühung, sich ausschließlich der Erziehung zu bemächtigen. Die Gründe, womit sie den Fürsten und Aristokraten zu beweisen suchten, daß nur ihre Partei durch die in ihrem Sinne handelnden Jesuiten, Redemtoristen, Mystiker u. s. w. treue Unterthanen bilden könnte, waren zwar gegen alle Vernunft und alle Erfahrung, aber sie erschallten ununterbrochen auf gleiche Art, fast mit den nämlichen Worten, von den Ufern des Duero bis zur Newa, und es wurden Viele dadurch veranlaßt, diese scheinbar einhelligen Ansichten für Nationalmeinung zu halten. Es versteht sich, daß sie, wenn es darauf ankam, gewisse Kasten der Gesellschaft zu gewinnen, auf deren speciellen Egoismus oder ihre Eitelkeit besonders Rücksicht nahmen. Sie gewannen mehre Fürsten, indem sie die Göttlichkeit des Absolutismus mit den Dogmen ihrer Mythen vermischten, stellten sich unermüdlich als die einzigen wahren guides des voyageurs für das Himmelreich dar, folgerten aus der Parabel von dem unbefugt den Baum der Erkenntniß benaschenden Menschen auf den Widerwillen der Gottheit gegen Kenntnisse, ließen in den Gelehrten die verlockende Schlange des Paradieses ahnen, die es wagte, wieder aufrechtzugehen, schreckten von dem ohnehin beschwerlichen Wege zum Tempel der Wissenschaften dadurch ab, daß sie ihn als das Vorzimmer der Hölle schilderten, gaben den Aristokraten nebenbei zu verstehen, wie ihre mit Glaubensartikeln gemästeten Zöglinge gewiß sehr geneigt sein würden, auch ihre Privilegien als eine göttliche Emanation anzusehen, während die Liberalen nicht gleiche Gefälligkeit haben dürften, waren dagegen zu rechter Zeit tolerant bei kleinen Vergehen, wie bei Don Miguels intendirten Vater- und Schwestermorden und sonstigen Thaten, und erlangten auf diese Art die Aufsicht über Collegien, Seminarien, sowie die Erziehung des Duc de Bordeaux und der Kinder vie-

ler Aristokraten nebst denen einiger Roturiers, denen es gelüstete, in guter Gesellschaft auf so vornehme Art in den Himmel zu kommen, wie die Prinzessin Louise, Tante Ludwigs XVI., deren letzte Worte waren: „Au paradis, vite, vite, en grand galop“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die politischen Journale von Paris.

In einer Zeit, wo die periodische Literatur einen so außerordentlichen, entscheidenden Einfluß gewonnen hat als in der unsern, muß es auffallend erscheinen, wenn wir sehen, daß die Staatsgewalt, statt ein nun einmal vorhandenes und kräftig entwickeltes Lebenselement der Nationen, gleich andern Kräften des Völkerlebens, mit in ihre Berechnungen zu ziehen, beinahe auf allen Punkten Europas sich abmüht, dasselbe zu unterdrücken, in möglichst enge Schranken zurückzudrängen und durch Prohibitivgesetze, wie man sich einbildet, unschädlich zu machen. Besonders seit den pariser Julitagen ist überall die Besorgniß erwacht, daß die Journalisten anderer Länder es ihren französischen Collegen nachthun und Rebellionen, Insurrectionen, Revolutionen anstiften könnten; seitdem liegt, um der löschpapiernen Empörung zu steuern, auf allen Journalisten ein schwerer Bann. Fragt man, warum und wodurch denn diese ehrlichen Leute so gefährlich geworden sind, so wird man mit Achselzucken auf die Revolution von 1789, wo es noch gar keine bedeutenden politischen Journale gab, und auf die Revolution von 1830, wo es deren in Menge gab, hingewiesen. „Die Journale! Die Journale!“ ist so ziemlich die einzige articulirte Klage, die man zu hören bekommt; und, wie gesagt, ihr großer entscheidender Einfluß ist nicht zu leugnen. Aber wenn Ihr diesen Einfluß der Journale fürchtet, warum reizt Ihr sie gegen Euch zum Krieg; warum drückt Ihr durch Beschränkungen und Verfolgungen aller Art die Redactoren, die, dadurch natürlich erbittert, auf hunderttausend Wegen, welche ihr unmöglich alle verstopfen könnt, ihrem Groll Luft machen? Der Groll der Journalisten ist wie die Cholera Morbus: er steckt, ehe ihr es hindern oder auch nur bemerken könnt, ganze Bevölkerungen an; da hilft kein Verbot, sich anstecken zu lassen, und kein cordon sanitaire.

Ernsthaft gesprochen, scheint es uns eine auf dem Misverstand einzelner Erscheinungen beruhende Verwechselung zu sein, wenn man den Einfluß der Journale für gefährlich hält. Gefährlich in dem Sinne, in welchem Journale dies sein können, wäre auch das Denken, oder eigentlich nur das Denken. Denn selten ruft ein Journal neue Gedanken, neue Ansichten hervor; es findet die Gedanken bei seinen Lesern bereits vor und bildet nur das Stoffartige in denselben zur Klarheit aus. Ein Journal, welches nur neue Gedanken debitiren wollte, würde keine Leser finden; daher haben auch die originellsten und geistreichsten Blätter immer das beschränkteste Publicum gehabt. Jedermann liest in dem Journale nur sich selbst; der Liberale liest, nicht blos in Frankreich, keine Ultrablätter, der Ultra keine liberalen. Nicht darin besteht daher der Einfluß der Journale, daß sie Proselyten zu ihrer Partei herüberziehen, sondern darin, daß sie in dieser Partei ein helleres Bewußtsein erwecken; und deshalb kann dieser Einfluß im Allgemeinen nie schädlich, immer nur vortheilhaft wirken. Nicht bei hellem, klarem Bewußtsein, sondern nur in der Bewußtlosigkeit rast man, und der Unterschied zwischen den Revolutionen von 1830 und 1789 hat dies gezeigt.

Die Journale bilden weder die Volksmeinung, noch machen sie Revolutionen; aber wenn eine öffentliche Meinung vorhanden ist, oder wenn Revolutionen ausbrechen, sind sie die Organe derselben. Wichtig bleibt es immer, diese Organe kennen zu lernen, und wir glauben daher, daß eine Charakteristik der politischen Blätter, welche in diesem Augenblicke den verschiedenen Nuancen der öffentlichen Meinung in Paris, diesem Mittelpunkte aller modernen Revolutionen erscheinen, in d. Bl. wol ihre Stelle verdienen dürfte.

Das populairste Blatt in ganz Frankreich ist, wie allgemein bekannt, der „Constitutionnel“, gegründet im J. 1815 von Männern, welche die geheimen Absichten der Restauration und ihre alten Neigungen zu göttlichem Rechte, Junkerthum und Mönchthum richtig erkannt hatten. Das Glück, welches dieses Blatt bereits in den ersten Jahren seines Bestehens machte, war außerordentlich. Die Nationaleitelkeit, gekränkt durch den Anblick der fremden Heere, welche ein beinahe vergessenes Fürstenhaus zurückgeführt hatten; die Aufregung der zahlreichen Interessen, welche an die gestürzte Ordnung der Dinge geknüpft waren; der Haß gegen eine von der Gewalt aufgedrungene Herrschaft, welche überall im Dunkeln oder an offenem Tage ihre Reactionen vorbereitete; das Nationalgefühl, mit einem Worte, welches den Massen sagte, daß zwischen ihnen und ihren neuen Herren keine Gemeinschaft bestehe, schuf eine Anfangs vielleicht weniger bemerkte, aber bald immer furchtbarer hervortretende Opposition, welcher der „Constitutionnel“ zum Organ diente.

Der materielle Erfolg, den der „Constitutionnel“ durch seine unermeßliche Verbreitung gehabt hat, ist jedoch keineswegs immer auch ein geistiger Erfolg, ein Beweis ausgezeichneter, hoher Geisteskraft gewesen. In die Grenzen einer engen, systematischen Opposition eingeschlossen, vertheidigte er nicht immer die Sache einer wahren philosophischen Freiheit, für welche seine Redactoren, aufgewachsen und gebildet unter dem Despotismus des Kaiserreiches, freilich keinen Sinn haben konnten. Oft kann man ihm zum Vorwurf machen, hat er den Vorurtheilen und Leidenschaften der Menge geschmeichelt und gefällig sich allen Launen der öffentlichen Meinung gefügt, auch wenn diese offenbar sich verirrt hatte. So hätschelte er lange Zeit den Militairstolz, der das Kaiserreich überlebte und sich nach seinem Sturze gerade erst mit doppelter Kraft erhob; später trieb er seinen Krieg gegen den Jesuitismus bis zur Albernheit, und die Ordonnanzen des Jahres 1828, welche die religiöse Freiheit in ihrer Wurzel verletzten und vielleicht das schlechteste Denkmal des Ministeriums Martignac sind, fanden seinen lebhaftesten Beifall.

Dieses Schwanken der Grundsätze bewies, daß die Herausgabe des „Constitutionnel“ nicht mehr die Ausbreitung einer Ansicht und den Sieg einer Meinung zum Zweck hatte, sondern zu einer einfachen Finanzspeculation herabgesunken war. Der 25. Juli stellte diese Thatsache in das hellste Licht. Während die übrigen Journale das gefahrvolle Beispiel des ersten Widerstandes gegen die Gewalt gaben, weigerte der „Constitutionnel“ sich, ihrer kräftigen Protestation beizutreten. Er beugte sich vor der Macht und erhielt, ohne Scheu vor dem Vorwurfe der Feigheit, die Erlaubniß, unter dem Regime der Ordonnanzen fortzubestehen. Nur einzelne Mitarbeiter unterzeichneten, als Individuen, die Protestation der Journale. Erst nach dem Siege kehrte der „Constitutionnel“ unter die Fahnen der Freiheit zurück; jetzt erklärt er sich für ihre festeste Stütze und bietet Alles auf, um seinen Theil an den Lorbern zu erhalten, welche ihm keinen Kampf gekostet haben.

Wenn wir den „Moniteur“ ausnehmen, der nicht sowol den Namen eines politischen Journals als eines Regierungsblattes verdient, und, da er mit den Regierungen und den verschiedenen Ministerien derselben pflichtmäßig die Farbe wechselt, hier nicht in Betracht kommen kann, so haben seit der Restauration sich nur 2 Blätter behaupten können, welche das retrograde Princip repräsentirten: die „Gazette de France“ oder die ehemalige „Étoile“ und die „Quotidienne“.

Wir werden später noch einmal Gelegenheit haben, von der „Gazette“ zu sprechen, die beinahe immer mit vielem Talent redigirt worden ist; gegenwärtig besteht ihr System darin, die Revolution als ein historisches Factum, als eine nothwendige Folge der Fehler der legitimen Gewalt zu betrachten, sie setzt der neuen Staatsgewalt nichts entgegen als die fortwährend

wiederholte Behauptung, daß es ihr unmöglich sein werde, irgend etwas Dauerndes und Gutes zu stiften. Geschickt in der Benutzung ihrer Erinnerungen, sucht sie in dem Leben der Männer, die auf den Trümmern der Restauration ihre Größe erbauet haben, alle ihre widersprechenden Meinungen, alle ihre gebrochenen Eide auf, um sie in der öffentlichen Meinung herabzusetzen: dies ist eine leichte und vielleicht überflüssige Aufgabe. Die meisten dieser alten Stammhalter aller Regierungen haben in dieser Beziehung nichts zu verlieren.

Die „Quotidienne“, durch das Verdienst ihrer Redaction gerade nicht bemerkenswerth, ist dies um so mehr durch die Ungebühr, mit der sie ihre Meinungen ausdrückt. Ihre Spalten sind voll der lächerlichsten Klagen über das Unglück und die Tugenden einer Familie, die sich in französischem Blute gebadet hat; voll der unverschämtesten Wünsche für die Rückkehr eines Kindes, welches, wenn es ein menschliches Herz hätte, seine Blicke nicht auf die Mauern und auf die Denkmäler von Paris wenden könnte, ohne über die Verbrechen seines Ahnen zu erröthen. Ueber die albernen Beleidigungen, welche einer ganzen Nation erwiesen werden, brauchen wir nichts zu sagen; Frankreich verachtet und verzeiht sie.

Die einzige Wirkung, welche diese beiden Journale gegenwärtig noch hervorbringen können, ist, daß sie von Zeit zu Zeit irgend einen alten, abgelebten Höfling, der in seinem Schlosse auf dem Lande sich an den Leiden weidet, die man seinem Vaterlande prophezeit, und demselben von Herzen noch größere wünscht, erfreuen oder betrüben.

Das „Journal des débats“ muß an die Spitze der Blätter des Widerstandes gestellt werden, d. i. jener, die zwar die Revolution von 1830 sich gefallen lassen, aber von den Folgen derselben nichts wissen wollen. In der ganzen langen Laufbahn, die es zurückgelegt, hat dieses Blatt nie politische Grundsätze, sondern immer nur Interessen vertheidigt. Die Aristokratie, deren Organ es ist, besteht aus Dem, was von den großen Herren des ancien régime noch übrig ist, aus jenen Resten des alten Provinzialadels, der das Unglück hatte, sich auf den Ruinen der Monarchie und in den Antichambern des Kaiserthums zu bereichern, aus einem Theile des Adels, den Napoleon geschaffen hat, und endlich aus den Besitzern einiger großen bürgerlichen Glücksloose, die sich alle erdenkliche Mühe geben, um sich mit den Lächerlichkeiten und den Lastern jener Kasten zu zieren. Als Vertheidiger dieser Bastardaristokratie war das „Débats“ monarchisch und religiös, bis das Ministerium Villèle's, das wahre Regiment der Emporkömmlinge, das System etwas gar zu unbesonnen und gar zu weit trieb und auf diese Weise die Verbindlichkeit auferlegte, sich so ungeschickter Freunde zu erwehren.

Die Wahrheit zu sagen, so war es das „Journal des débats“, welches ihren Fall entschied. Das Ministerium Martignac fand in ihm natürlich einen gefälligen Diener der Gewalt, denn dieses Ministerium war gerade die Regierungsart, welche ihm zusagte.

Aber bald mußte es sich wieder in die Reihen der Opposition werfen. Das Ministerium Polignac, das Werk der Camarilla oder vielmehr der Sacristei, wurde ohne Zustimmung und selbst gegen den Willen der liberalen Herren von den Tuilerien und vom Luxemburg gebildet; es gewährte Männern, welche Frankreich zu gut kannten, um es nicht zu wagen, eine Rückkehr der alten Willkür zu bewirken, keine Garantie. Und vielleicht würde dieses Regime nicht einmal den Neigungen der Majorität der Aristokraten entsprochen haben. Viele von ihnen erkannten gar wohl, daß ihre Stellung in einer Repräsentativregierung nach englischer Art, mit einer Pairskammer, Majoraten und großen Eigenthümern, schöner, sicherer und einflußreicher sei.

Daher wurde eine heftige Fehde wider die neue Gewalt geführt; man hoffte, theils durch diesen offenen Widerstand, theils durch die geheimen Intriguen des Hofes sie zu stürzen wie das Ministerium Villèle.

Die Thorheiten des 25. Juli machten allen diesen schönen Planen ein Ende. Dessen kann man gewiß sein, daß es nicht die Absicht der Aristokratie war, auf diesem Wege zu siegen, selbst wenn ihr eignes Loos an den Erfolg eines coup d'état geknüpft gewesen wäre; aber man kann sich auch wol denken, daß es ihr nie eingefallen wäre, die Ungesetzlichkeit durch eine Opposition der Art zurückzuweisen, wie sie in den Straßen von Paris stattfand.

Die Monarchie fiel; diese Katastrophe verrückte alle Entwürfe. Was sollte aus der Aristokratie werden unter einer Regierung, die einem Volksaufstande ihren Ursprung verdankte? Man überlegte einen Augenblick, ob man sich auf den Trümmern der Monarchie niedersetzen sollte, um die Hymne mitzusingen, die der Großpriester in der Pairskammer angestimmt hatte; ob man seinen alten Neigungen treu bleiben sollte, einem Throne, der so unerwartet schnell gefallen war, daß nicht einmal die Zeit blieb, zu untersuchen, was er etwa von Wurzeln zurückgelassen hätte, oder ob man sich an eine noch in der Wiege befindliche und von Gefahren umringte Dynastie anschlösse.

Die Gegenwart trug den Sieg über die Vergangenheit davon; man schloß sich an die neue Monarchie an, obwol nicht ohne Vorbehalte. Man vergaß nicht, sich gegenseitig das Versprechen abzunehmen, daß man sie sobald als möglich mit denselben aristokratischen Ketten umschließen wollte, welche den alten Thron umgeben hatten.

Man begriff, daß, um dieses Ziel zu erreichen, neue Verbindungen unentbehrlich wären; man suchte vor Allem jene mit den Männern, welche ihre beständige Opposition unter der Restauration volksbeliebt gemacht hatte.

Die Gelegenheit bot sich bald dar. Die Deputirtenkammer, die einzige Gewalt im Staate, welche nach dem Sturme aufrecht geblieben war, hatte sich in dem Drange des Augenblicks eine Macht beigelegt, welche Niemand ihr streitig machte, so lange die Nothwendigkeit einleuchtete, deren Ungesetzlichkeit indessen allgemein auffiel, als man sah, daß berechnender Ehrgeiz und Herrschbegierde bei dem Beharren in ihrer Anmaßung im Spiele waren. Es fand sich, daß durch die gerechte oder ungerechte Entfernung der meisten Ultradeputirten die Kammer beinahe nur noch die patriotischen Mitglieder aus der Zeit der Restauration in ihrer Mitte zählte. Männer, welche überall einige Logik verlangen, und also natürlich auch in der Regierung, erhoben ihre Stimmen und verlangten, daß die neue Ordnung der Dinge durch einen großen Nationalakt sanctionirt werde, damit später die Nation nicht desavouirte, was ohne sie geschehen war, wie dies mit der Charte von 1814 der Fall gewesen. Die gesammte periodische Presse war in diesem Oppositionsrufe, welcher in der That nur der Ausdruck der allgemeinen öffentlichen Meinung war, einig. Nur das „Journal des débats“ übernahm die Vertheidigung der Kammer, welche sich glücklich schätzte, mitten unter so vielfachen Angriffen irgend eine, wenn auch nur eine solche Stütze gefunden zu haben. Concessionen wurden von der einen und von der andern Seite gemacht; und so kam man endlich dahin, wo wir die Dinge gegenwärtig sehen. Die Kammer, vereint mit den Aristokraten der Restauration, nahm ihren Beistand an und gewährte ihnen dagegen den ihrigen.

Das „Journal des débats“ arbeitet nun daran, in der neuen Ordnung alle Elemente der alten, gestürzten zu erhalten; die Kammer, mit allen ihren zahlreichen Creaturen, denen sie das Budjet preisgegeben hat, vereinigte ihre Bemühungen mit den seinigen; eine siegreiche Majorität, bildete sie sich ein, daß die Revolution nichts gewesen als das Schwanken einer Schaukel, und daß ihr Zweck erreicht sei, sobald sie den Platz der besiegten Minorität eingenommen und sich in ihre Beute getheilt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1831.

Politische und literarische Gegenwart.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Aus diesem abscheulichen, aber consequenten Benehmen können die Liberalen entnehmen, wie mächtig die größten Absurditäten eindringen können, wenn sie auf ein bestimmtes Princip, dessen man sich deutlich bewußt ist, basirt, mit Ausdauer und einer Folgerichtigkeit, die ich hier eine Art von negativer Logik nennen möchte, verfolgt werden, und besonders die Nothwendigkeit daraus abstrahiren, mit gleicher Beharrlichkeit, aber auf edle Art und zu edlerm Zweck ihre Kräfte zu vereinen, das ihnen gemeinsame Ziel ihres Strebens mit einfachen, klaren, keiner Misdeutung fähigen Worten öffentlich darzulegen und auf dasselbe offen loszugehen. Es kann dieses kein anderes sein, als „die größt-mögliche Steigerung der menschlichen Intelligenz, die größt-mögliche Erkennung der Wahrheit in allen Zweigen der Wissenschaft, und die größt-mögliche Verbreitung der erkannten Wahrheit auf alle Stände und alle Nationen". Dieses Streben, eine allgemeinere Cultur zu verbreiten, sei frei von jeder egoistischen Rücksicht individueller Verhältnisse, aber ebenfalls schonungslos gegen jeden Irrthum, jedes Vorurtheil, jeden Aberglauben, denn wir wollen die Menschen nicht überreden, sondern überzeugen. Es sei daher unser Auge gerichtet auf die aufblühende Generation, in deren Innern unsere Feinde, die schöne Mythe des Prometheus gleichsam umkehrend, den göttlichen Funken vernichten wollten, und alle unsere Kräfte in unsern literarischen und bürgerlichen Verkehr darauf gerichtet, daß diese gerettet werde aus den Händen der Schlechtigkeit, der Bigoterie, der Beschränktheit und der oft ebenso nachtheiligen Pedanterie. Zeigen wir den von unsern Widersachern getäuschten Aeltern und Freunden dieser Jugend, daß die Gottheit das Streben nach höherer Erkenntniß in den Menschen gelegt habe wie den Trieb zur Erhaltung in das Thier; daß Ausbildung dieses von der Gottheit gepflanzten Keims ihrem Willen nothwendig entspreche, und sie werden um so mehr gewonnen werden, wenn sie wahrnehmen, was jene Heuchler aus ihren Kindern gebildet haben. Wenden wir uns an die Fürsten, welche von jener Partei ebenso in Bezug auf uns getäuscht sind als diejenigen Aeltern, welche ihre Kinder in die Seminarien der Jesuiten oder in die Betschulen deutscher Frömmler schicken, indem wir sowol hier als in jedem andern schriftstellerischen Verkehr oder persönlichen Handeln stets eingedenk sind, daß die Grazien die treuen Begleiter der Musen sein müssen, daß der edle Gedanke des edeln Ausdrucks bedürfe, und daß rohe Sitte auf innere Gemeinheit schließen lasse. Es ist ein so großes Unglück, wenn die Sprache des cultivirten Theils der Nation, dessen Repräsentanten die liberalen Schriftsteller sind, nicht richtig verstanden wird von den Fürsten, daß wir jeder Möglichkeit der Misdeutung sorgsam vorbeugen müssen, denn ohne aus entlegenen Perioden Beweise zu schöpfen, lehrt uns die Geschichte der neuesten Zeit, daß die Trennung des Königs von der gebildeten Classe den Tod Ludwigs XVI., die schwankende Lage Ferdinands VII., die Unsicherheit der italienischen Throne, die Vertreibung Karls X. herbeiführte, nebst allem Unglück dieser Begebenheiten. Es haben unsere Feinde diese philosophisch und historisch nothwendige Erscheinung benutzt, um den Fürsten darzustellen, als hätten die liberalen Schriftsteller diese Throne erschüttert, obschon diese Behauptung ebenso absurd ist, als wenn man sagen wollte, „daß ein Mensch, welcher dadurch unterging, daß er dem Rath seiner Freunde das Ohr verschloß, durch seine Freunde gefallen sei". Sie stellten demnach das Wort „liberale Partei" als ein Collectivum auf, welches so ziemlich alle Sorten von Verbrechen insichfaßt, schrieben jede in Europa begangene Unthat diesen unglücklichen Liberalen zu, denen sie die heterogensten Benennungen, als Carbonari, Freimaurer, Jansenisten, Demagogen u. dergl. beilegten, welche Associationen sie wiederum als die verschiedenen Glieder eines Ungeheuers, einer Art von enormen Polypen, Zeitgeist genannt, betrachteten. Alles, was verwirrte Menschen in ganz Europa sagten, thaten und schrieben, die von Louvel, von Sand begangenen Morde, die confusen Schreibereien in deutscher und fremder Sprache, Alles ward den Liberalen aufgebürdet. Bitten wir daher unsere Fürsten, uns ebenso wenig mit Verbrechern zu vermengen, als es uns einfallen wird, ihnen die Abscheulichkeiten Karls X., Ferdinands VII. und Miguels beizumessen.

Ich glaubte, gerade in diesen Blättern, wo die Erzeugnisse deutscher und ausländischer Literatur dem Publicum dargestellt werden, die Pflichten eines liberalen Schriftstellers, im eigentlichen Sinne des Worts, hervorheben und die Steigerung derselben durch die Begebenheiten der gegenwärtigen Zeit um so mehr darstellen zu müssen, als

gerade jetzt gegen die erste Pflicht des gebildeten Mannes, belehrend, nicht tobend zu der Nation zu sprechen, Wahrheit mit besonnener Rede in reiner Absicht, nicht aber Lügen in verwirrten Worten zu planmäßigen Zwecken zu verbreiten, so vielfach gesündigt wird. Es zerfallen die mannichfachen, über die jetzigen Begebenheiten philosophirenden oder sie beschreibenden Schriften, außer den wirklich zweckmäßigen, in 2 gleich nachtheilige Classen, von denen die eine dadurch schadet, daß sie die liberalen Ideen mit Fanatismus auffaßt, die andere aber noch fortfährt, die Sache des Absolutismus auf die gewohnte heimliche Weise mit Sophistereien, aber oft nicht ohne Scharfsinn, zu vertheidigen. Unter den über die neuesten Zeitereignisse erschienenen Werken möchte ich das Werk:

Frankreich und die letzten Bourbonen. Uebersicht der Vorfälle in Frankreich von 1814—30. Von Theodor Mügge. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1831. 8. 16 Gr.

lobend herausheben. Es schildert das Benehmen dieser Familie, oder vielmehr der unter dem Namen der Bourbonen herrschenden apostolischen Partei seit der Restauration im Jahr 1814 mit vieler Kenntniß, großer Folgerichtigkeit, warmem Gefühl für das Gute und Wahre in durchaus edel gehaltenem Styl. Ich sollte glauben, diese leidenschaftslose Darlegung unbestreitbar vorliegender Thatsachen, der mit mathematischer Genauigkeit entwickelte Fortgang der schändlichen, gegen Volksglück und Cultur gerichteten Plane der Congregation müßte auf jeden Unbefangenen tiefen Eindruck machen. Insofern als der Verfasser, dem es nur auf Belehrung über die Principe der liberalen und apostolischen Partei ankommt, über die factischen Ereignisse des Juli kurz hinweggeht, schließt sich an das erwähnte Buch eine Schrift:

Eine Woche aus der Geschichte von Paris, von dem Baron v. L... L... Deutsch von Friedrich Gleich. (Leipzig, Peeters. 1830. Gr. 16. 1 Thlr. 4 Gr.)

worin die Ereignisse dieser denkwürdigen Epoche und das feige, elende, ungeschickte Benehmen der Hofpartei, welche in mancher Hinsicht übertrieben, aber im Ganzen doch leider wahr geschildert ist. Eben aber weil Briefe, Zeugen und die Vorfälle selbst unwiderleglich die grenzenlose Unwürdigkeit des bourbonischen Hofes darstellen, so ist es um so kleinlicher, Unwahrheiten einzuflechten und, wie z. B. in dem angeblichen Gespräch zwischen dem Minister Peyronnet und dem Polizeipräfecten Mangin, eine Scene aus Böotien darzustellen, welche, wenigstens sowie sie erzählt wird, um so unmöglicher ist, als Mangin selbst sie seinen Freunden mitgetheilt haben soll, wo er doch gewiß nicht sich selbst solche Plattheiten in den Mund gelegt hat. Noch viel tadelnswerther aber ist es, daß der Verfasser in dieser für die Gegenwart, und zwar für eine sehr aufgeregte Gegenwart bestimmten Schrift empörende Beschuldigungen auf fremde Cabinete wälzt, dem Fürsten Metternich Schuld gibt, durch einen besondern Vertrag Polignac Unterstützung versprochen und also Mitschuldiger des intendirten Attentats gewesen zu sein, Wellington eines gleichen Verbrechens bezüchtigt, mit der, augenscheinlich zur Aufregung des französischen Nationalgefühls beigefügten Bemerkung, es habe derselbe den 20jährigen Besitz von Calais für seinen Beistand zugestanden erhalten, und sich sogar nicht entblödet, den reinen Namen des Königs von Preußen auf solche ehrenrührige Art zu erwähnen. Sonderbarerweise rühmt der Verf. die constitutionellen Ansichten Rußlands, gleichsam als ob er dasselbe durch das gespendete Lob bestechen wollte. Wenn auch nicht von Irrthümern, namentlich einer Ueberschätzung des persönlichen Werthes der Dauphine und Herzogin von Berry, auch einer zu großen Anhänglichkeit an das Ministerium von Martignac, frei zu sprechen, tritt eine andere Schrift:

Journal de St.-Cloud à Cherbourg, par *Théodor Anne* (Paris, 1830)

uns wegen der unverkennbaren Stimme der Wahrheit, der treuen, redlichen Gesinnung des Verf. erfreulich entgegen und schließt sich in Hinsicht der Zeitfolge an das vorstehende, den Hof zu St.-Cloud in höchst *desolater Lage* verlassende Werk. Es ist ein alter *Garde du corps*, ein braver, redlicher, wissenschaftlich nicht ungebildeter Mann, welcher, dem König treu ergeben, alle Regierungsfehler den Ministern und Jesuiten zuschreibt, die er um so mehr haßt, als sie die von ihm verehrte königl. Familie um die Liebe der Nation betrügen. Das Unglück, welches die unheilvollen Ordonnanzen herbeiführen müssen, voraussehend, hört er mit Entsetzen den Donner der gegen das Volk gerichteten Kanonen, an welchem Kampf Theil zu nehmen ein günstiges Geschick ihn hindert, da seine militairische Pflicht ihn in St.-Cloud festhält. Er erzählt die beispiellose Ruhe des Königs während dieses empörenden Kampfes, welche er dessen völliger Unkenntniß des Geschehenen zuschreibt, schildert des Siegers von Trocadero höchst flaches, schwächliches Benehmen um so wahrer, als er in ihm den Dauphin ehrt, die schmachvolle Abreise von St.-Cloud, den Leichenconduct des allen Glanzes entblößten Königsthumes nach Cherbourg, und die schändliche, treulose Desertion des Hofadels, der sich hier als echter Abkömmling jener miserabeln Dolchritter vom Jahr 1792 bewährt. Es ist diese Schrift ein ergreifendes Gemälde der gesunkenen Majestät, oder vielmehr ein treues Bild der Nichtigkeit der äußern Majestät, die keine innere Hoheit wahrhaft königlich macht. Keine Stimme rief [illegible] abziehenden Bourbonen zurück, die Höflinge waren [illegible]rale geworden, die Jesuiten und Beichtväter überließen [illegible] königl. Gewissen als ein unfruchtbares, der Bearbeitung nicht mehr würdiges Land, und das ruhigschweigende, [illegible] den Laut des Hohns unterdrückende Volk zeigte eine Größe, welche zu schönen Hoffnungen berechtigt. Nur ein Mann repräsentirte den gefallenen Royalismus auf würdige Art, aber er hatte auch nie das Glück des Königs, nur sein Unglück getheilt; es war der Marquis von Laroche-Jaquelin, Gemahl der geistreichen Witwe des tapfern Lescure, Kampfgenosse des Helden der Vendée, Henri de Laroche-Jaquelin; der Hof der Bourbonen hatte ihn nicht gesehen; mit dem verbannten König verließ er sein Vaterland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die politischen Journale von Paris.

(Beschluß aus Nr. 125.)

Ungeachtet früherer, besserer Zeiten und trotz der Ehre eines rühmlichern Benehmens in der Revolution, müssen wir den „Temps" dem „Journal des débats" an die Seite setzen. Wie dieses sucht er die Aristokratie in die neue Verfassung einzuschmuggeln und ihre Privilegien unter den Schutz einer volksthümlichen Charte zu stellen; und wie dieses stößt er die Kammer von 1830 in die Aristokratie.

Mit gründlicherer Kenntniß des Materiellen der Verwaltung, obwol mit geringerm literarischen Talent, verlangt er, wie dieses, und mit noch größerm Eifer, eine Organisation nach englischer Art. Er spricht bei jeder Gelegenheit eine souveraine Verachtung gegen Alles aus, was man Haushalt nennen kann, und beweist dadurch eine große Unkenntniß in der Wissenschaft der gesellschaftlichen Ordnung; und wenn er damit eine affectirte Geringschätzung der „Theorien" verbindet, so muß man ihm zugestehen, daß dies für Den, der weder Ueberfluß an Wissen hat, noch genug Gewissen, um mit Ernst nach dem Wissen zu streben, äußerst bequem ist. Geboren unter dem Schutze der Opposition von 1829, hat er die Schicksale derselben getheilt: populair, so lange sie liberal war, durch die öffentliche Meinung als eine Speculation des Ehrgeizes gebrandmarkt, sobald sie zurückzuschreiten anfing.

Der „Messager des chambres", der nur ein Neuigkeitsblatt ist und keinen politischen Einfluß genießt, unterstützt gleichfalls die aristokratische Partei. Dieses Blatt rechtfertigt seine Achselträgerei durch ein außerordentlich naives Raisonnement; die Pflicht der Presse wie jedes guten Bürgers sei es, sich der Majorität anzuschließen; da man nun aber ohne wahre oder fingirte Majorität nicht regiere, so folgt hieraus die strenge Verpflichtung für ein Journal, unter allen Umständen immer ministeriell zu bleiben. Diese Schlußfolge hat eine Evidenz, die Niemand bestreiten wird.

Man kann sich wol denken, daß alle diese Ritter der Aristokratie nicht die Ungeschicklichkeit haben, sie allein im Kampf bloßzustellen; ihr Hauptkunstgriff besteht gegenwärtig darin, ihr aus dem Bürgerstande, der Bourgeoisie, eine Brustwehr zu bilden. Da die Nationalgarde große Friedens- und Ordnungsliebe gezeigt hat, so stellen sie sich, als glaubten sie dieselbe Plänen zugethan, die man unmöglich ausführen kann, ohne den Frieden und die Ordnung zu stören. Die Verstärkung der Aristokratie durch die Bürgerschaft und die Trennung der letztern vom Volke würde nur für sie selbst verderblich werden; furchtbare Convulsionen wären unvermeidlich, und ein Vertilgungskampf und Raubkrieg der Massen würde ganz Europa unterwühlen.

Uebrigens darf man in der Polemik der Journale des Widerstandes weder tiefe philosophische Ideen noch irgend eine sittliche oder geschichtliche Theorie suchen, welche die Vergangenheit mit der Zukunft durch den Ring der Gegenwart verknüpfte; und dies ist es vielleicht, was die Partei und die Interessen, welche sie vertheidigen, auf das unwiderruflichste zu einem gewissen und nahen Tode verdammt.

Wenn wir die Journale der Bewegung die Revue passiren lassen, so müssen wir unsere Augen zuerst auf den „Courrier français" werfen, theils weil er das älteste derselben und nie von der Linie abgewichen ist, die er sich vom Anfang vorzeichnete, theils wegen der berühmten Schriftsteller, die häufig seine Spalten gefüllt haben. Die Namen dieser Männer sind hinlänglich, um den „Courrier" vor dem Vorwurfe zu rechtfertigen, den man ihm zuweilen gemacht hat, daß er nach der Republik strebe. Wie kann man glauben, daß Namen, die wir gewohnt sind, an der Spitze der Intelligenz zu erblicken, eine Regierungsform verlangen könnten, für welche wahrscheinlich weder Frankreich noch Europa reif ist. Seine unermüdlichen Anstrengungen, um ein wahreres Repräsentativsystem herbeizuführen, gesundere Ansichten des Staatshaushaltes in die Verwaltung zu bringen, eine demokratische Municipalverfassung zu erhalten, beweisen nichts, als daß er eine Monarchie, umgeben von republikanischen Institutionen, wünscht.

Diese Wünsche, welche die Revolution von 1830 erfüllt, hat der „Courrier" bereits unter der heuchlerischen Regierung der Restauration ausgesprochen. Auch war er der Gegenstand der besondern Aufmerksamkeit und der beharrlichen Verfolgung der richterlichen Polizei jener Zeit.

Der „Courrier" mußte sich natürlich unter den Opponenten gegen eine Kammer befinden, deren höchster Ehrgeiz darauf gerichtet scheint, die Restauration und ihre Lügen fortzusetzen. Er war in der That unter den ersten, welche die Entwürfe der Doctrinaires entschleierten und vor der öffentlichen Meinung anklagten. Seitdem hat er keinen Augenblick gewankt; und sowie der Tod oder Abfall ihm einige der Kämpfer entzog, welche unter seinen Fahnen stritten, hat er andere nicht weniger kraftvolle an Talent und Patriotismus geworben.

Nichts unterscheidet von dem „Courrier français" 2 andere Blätter der Bewegung: das „Journal de commerce" und die „Tribune". Beide stellen, gleich ihm, den fortschreitenden Liberalismus dar. Die „Tribune" ist ausgezeichnet durch die Eleganz und Correctheit, die in der Abfassung ihrer Artikel herrscht; das „Journal de commerce" enthält häufig treffliche Aufsätze über Gegenstände der Verwaltung, deren Verf. Guillemot ist.

Der „National" erschien zuerst in dem Augenblicke, wo das göttliche Recht sich zum letzten Male mit dem Rechte der Vernunft, d. i. des Volkes messen sollte. Er trug nicht wenig zu dem Siege der Volkssache bei.

Der Kampf war in der Art begonnen, daß er einen entscheidenden Ausgang haben mußte. Abgesehen von dem Coup de main, der ihn auf einmal endigte, so hatten beide Theile, die Regierung und die Nation, zu bestimmt ihr Ultimatum gegeben, als daß einer von beiden sich noch hätte zurückziehen können. Entweder mußte das Ministerium durch die Verweigerung der Abgaben und in Folge derselben durch thätlichen Widerstand fallen, oder das Volk durch die materielle Gewalt besiegt werden. Nun liegt aber gegenwärtig die materielle Gewalt selbst in der öffentlichen Meinung; an diese waren daher beide kämpfenden Theile gewiesen.

Die „Gazette" erhob die Standarte des droit divin, der „National" das Banner des Volksrechtes. Eine heftige Polemik entspann sich zwischen diesen beiden Blättern, die auf jeder Seite beinahe nur durch einen einzigen Mann geführt wurde, durch Thiers für den „National" und Genoude für die „Gazette". Von beiden Seiten wurde großes Talent aufgeboten, und man kann sagen, daß die periodische Presse sich nie höher erhob und nie vollkommener ihre Aufgabe löste, als in diesem Streite. Die Entscheidung, welche dieser bald darauf gefunden, hat bewährt, daß von beiden Seiten die Praxis mit der Theorie vereint war.

Wie es sich fügte, daß Thiers sich nach dem Siege eine Zeitlang mit Männern verband, welche von der Theorie der Revolutionen, die er selbst so trefflich entwickelte, keinen Begriff hatten: dies auszuführen liegt außerhalb der Grenzen unserer Aufgabe. Der „National" blieb nur einen Augenblick der schwache Gehülfe der Doctrinaires; bald fühlte er, daß dieser Weg nicht der richtige sei. Die Redaction ging an einen jungen Schriftsteller über, der durch lange Opfer für die Sache der Freiheit bereits rühmlich bekannt war. Durch Armand Carrel wird jetzt jener jugendlich kräftige Liberalismus repräsentirt, dessen Vorkämpfer, gleich fremd den blutigen Spaltungen der Republik, den Wohldienereien des Kaiserthums und den Heucheleien der Restauration ihre Ansichten nur in dem lebendigen Gefühle der Bedürfnisse der Gegenwart schöpfen, der sie ausschließlich angehören.

Dem „National" reiht in dieser Beziehung sich an ein Blatt, das mitten unter den Stürmen der Julitage geboren

wurde, „Les communes". Der Zweck dieses Blattes war hauptsächlich, die liberalen Ideen unter dem Landvolke zu verbreiten, welches im Ganzen denselben wenig zugethan war, weil es wenig von ihnen wußte. Seit der Vereinigung der „Communes" mit dem „Courrier des électeurs" ist dieser Plan, der die Behandlung mancher politischen Journalen gewöhnlich fremden Gegenstände aus der Landwirthschaft und Haushaltung u. d. gl. nothwendig machte, einigermaßen verändert worden, ohne daß deshalb die ursprüngliche Absicht aufgegeben wäre.

Die Journale, von denen wir bisher gesprochen haben, sehen in der Politik nichts, als die Politik selbst; nicht aber die Grundlage derselben, die gesellschaftliche Ordnung. Sie beschäftigen sich nur mit der Gegenwart oder der nächsten Zukunft, und nehmen den Zustand der Gesellschaft, wie er gerade ist. Jene, zu denen wir jetzt übergehen, richten ihren Blick weiter in die Ferne hinaus, verfolgen einen neueren Plan und erheben kühnere Ansprüche.

Von der „Révolution de 1830", oder dem „Journal des intérêts populaires", sagen wir nur ein Wort. Seine Ansicht ist die, welche man in England den Radicalismus nennt, d. h. es verlangt eine vollkommene gesellige Gleichheit. Mit jeder bestehenden Organisation befindet es sich in fortwährendem Kriege; seine Redactoren sind nicht ohne staatswissenschaftliche Kenntnisse und nicht ohne Talent; aber gerade dadurch, daß sie den Maßstab ihrer Ansicht beständig an die vereinzelten Thatsachen legen, welche der Tag ihnen bietet, bleibt ihr Wissen wie ihr Talent ohne allen Erfolg, da man in dieser Vereinzelung ihr System nicht übersehen kann. So ist die „Révolution" sonderbar genug zugleich das populairste Blatt in Bezug auf seine Lehren, und das am wenigsten populaire in Bezug auf seine Achtung in der öffentlichen Meinung.

Der „Globe" und das „Avenir" führen ein vollständigeres System durch; sie beschränken sich nicht darauf, ihren Theil an dem Einflusse der periodischen Presse auf den materiellen Zustand der Gesellschaft, die bürgerliche und politische Gesetzgebung zu verlangen; sie wollen auch eine moralische Gesetzgebung begründen, indem sie den religiösen Glauben organisiren.

Der „Globe" war ursprünglich bekanntlich nicht sowol ein politisches, als ein philosophisches und literarisches Blatt, das in Frankreich eine neue Schule der Kritik gründete und zuerst eine Philosophie einführte, die wir in Bezug auf ihr Verhältniß zu den neueren philosophischen Systemen die eklektische nennen können. Die französische Jugend schloß sich in Masse einem Banner an, welches nicht zum Kriege, sondern auf eine Entdeckungsreise führte; und der „Globe" leistete auf diese Weise außerordentliche Dienste und erwarb sich eine Achtung, die wenige andere Blätter in Europa theilten.

Unmittelbar nach der Julirevolution erneute der „Globe" fast durchaus das Personale seiner Redaction; 2 Monate lang unterhielt er eine reinliberale Opposition gegen die Kammer und das Ministerium Guizot; darauf ging er noch einmal in andere Hände über, und wurde das Organ der neuen Lehre des Saint-Simon.

Diese Lehre leiht, neben Manchem, was uns als parador erscheinen muß, so vielen Ideen das Wort, die nothwendig aus dem gegenwärtigen Zustande und der Entwicklung der Gesellschaft hervorgehen und daher in der That bereits in dunklerer unausgebildeterer Form allgemein verbreitet sind, daß es nur ein Beweis kleinlichster Kurzsichtigkeit wäre, wenn man sich bemühen wollte, gegen ihre Existenz länger ein vornehmes Stillschweigen zu beobachten. Etwas, worauf wir bei dieser Gelegenheit alle Freunde der Wahrheit aufmerksam machen wollen, ist, daß in Deutschland vor Saint-Simon der göttinger Philosoph Krause eine in ihren Grundzügen sehr ähnliche Lehre aufgestellt und gleichfalls mit Wort und That bewährt hat.

Der „Globe" ist als ein täglich erscheinendes Pamphlet zu betrachten, welches dazu bestimmt ist, Ideen in die Welt zu werfen, welche die Zeit und der Gang der Ereignisse zeitigen und zur Reife bringen werden. Die Prüfung, der diese Propagation sie unterwirft, wird sie von den Irrthümern und den mystischen Nebeln reinigen, welche die neue Lehre in diesem Augenblicke noch umgeben; und Das, was zuletzt als wahrer Gewinn zurückbleiben muß, wird ein neues Princip für die Reorganisation der Gesellschaft sein: ein neues Princip für unsere Zeit, das aber seinem wesentlichen Inhalte nach nichts Anderes ist, als das alte Gebot der Liebe, das Moses nur negativ und Christus zuerst positiv, aber auf die Verhältnisse der einzelnen Menschen unter einander, aufgestellt hat, und welches jetzt auch als das Fundament der großen menschlichen Gesellschaft, des Staates, geltendgemacht werden soll. Täglich zergliedert der „Globe", mit erschreckender Wahrheit, die sittliche Krankheit unserer Zeit, den Verfall des Glaubens, den Mangel jedes religiösen Bandes. Besonders setzt er es sich zur Aufgabe, zu beweisen, daß der Katholicismus veraltet, oder vielmehr, daß er abgestorben, und daß jener äußerliche Cultus, den er in unserer Mitte noch zur Schau trage, nur ein Automat sei, das durch fremde Springfedern gehalten und bewegt werde.

Diese Stimme, welche so laut den Tod eines Kolosses verkündet, der einst die Welt beherrschte, hat indessen glühende Gegner erweckt. Ein Mann von großem Wissen und ausgezeichnetem Talent, der selbst zur Erbauung seiner Brüder ein Testament geschrieben und in demselben das Glaubensbekenntniß seiner Religion niedergelegt hat, konnte nicht ohne Schmerz einen Feind erblicken, der dieselbe gleich einem verwesenden Leichnam mit Füßen trat. Er hat sich erhoben und mit mächtiger Stimme verkündet, daß das Christenthum wieder geboren werden solle.

De Lamennais begriff, daß man, um einem Zeitalter sich verständlich zu machen, seine Sprache reden müsse; er gab ein Journal heraus: dies ist das „Avenir".

Auch begriff er wohl, daß Das, was den Katholicismus auf den Punkt gebracht hat, auf welchem wir gegenwärtig ihn sehen, seine falsche Verbindung mit der materiellen Gewalt war: die Begierde seiner Diener nach den Reichthümern und Genüssen dieser Welt.

Endlich begriff er, daß die Lehren der Knechtschaft ihre Rolle ausgespielt haben und daß jede Lehre von jetzt an auf der Freiheit beruhen muß.

Daher hat er diese beiden schönen, so lange unvereinbaren Worte zum Wahlspruch genommen: Gott und Freiheit. Daher hat er seine Brüder, mit jener Beredtsamkeit, die ihm eigen ist, gebeten, der Gewalt ihre Reichthümer und ihren Schutz zu lassen und nichts von ihr zu verlangen, als Freiheit. Daher hat er ihnen verkündet, daß die mächtigste Waffe in dieser Zeit die Wissenschaft ist, und daß man diese mit dem Glauben, von dem sie sich losgerissen, vereinigen müsse.

Der Zweck des „Avenir" ist demnach zuvörderst von der Regierung vollkommene Freiheit des Cultus und des Unterrichtes zu erhalten; sodann die Geistlichkeit zu vermögen, die Annahme jedes Staatsgehaltes abzulehnen und endlich durch die Armuth und die Lehrfreiheit dem Katholicismus seinen alten Einfluß wieder zu gewinnen. Das „Avenir" erklärt sich für die Sache des Volkes und der Freiheit in ihrer weitesten Ausdehnung, es spricht unverhohlen seine Theilnahme für die Julirevolution, für Belgien, für Polen, für Irland aus, und wir müssen gestehen, daß der Katholicismus nie auf glänzendere und reinere Weise vertheidigt worden ist.

Ist aber auch die Hoffnung de Lamennais' gegründet? Herrscht ein Glaube 2 Mal in der Welt? Ist der Katholicismus vereinbar mit der Form und den Sitten der modernen Gesellschaft? Wird es möglich sein, seine Priester zu der Entsagung, die de Lamennais fodert, zu vermögen? Und würde der Katholicismus nicht, wenn er siegte, die Freiheit aufs Neue zerstören, die ihm neues Leben geben soll?

Nur die Zeit kann diese Fragen beantworten. 178.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1831.

Politische und literarische Gegenwart.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Unter den in der offenbaren Absicht, der Sache des Aristokratismus und Absolutismus zu huldigen, die liberalen Ideen der Inconsequenz zu beschuldigen und durch eine Zusammenstellung wahrer und entstellter geschichtlichen Begebenheiten, sowie durch künstliche Discussion staatsrechtlicher Verhältnisse die Meinung über Gegenstände irrezuleiten, wo der einfache natürliche Sinn nicht begreift, wie ein Zweifel darüber obwalten könne, verfaßten Schriften hebe ich besonders

Die französische Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen Folgen (Berlin, Dümmler, 1831, gr. 8., 1 Thlr. 12 Gr.)

heraus, deren Zweck in der Vorrede dahin ausgesprochen ist, daß der Verf. sich nicht an die unverbesserlichen Liberalen, sondern an Diejenigen, welche durch perfide Relationen getäuscht wären, welche er demnach als verirrte Schäflein wieder auf den rechten Weg zu leiten denkt, wenden wolle. Es kann hier der Ort nicht sein, ein weitläufiges Werk in allen seinen Theilen zu widerlegen, welches nothwendig nur höchst oberflächlich geschehen müßte, weshalb ich mich begnüge, Dasjenige vorzugsweise zu erörtern, was die Vertheidigung Karls X. betrifft, und zwar um so mehr als das darüber Gesagte die Ansichten enthält, welche eine gewisse, der Aristokratie fast mehr noch als dem Absolutismus ergebene Classe darüber nicht sowol hegt, als vielmehr zu verbreiten sucht. In dieser Hinsicht enthält das erwähnte Buch Folgendes: Nachdem der Verf. die Entstehung der constitutionnellen Charte im Jahr 1814 dargestellt und gezeigt hat, wie Ludwig XVIII. den Vorschlag eines vom Senat ausgegangenen Constitutionsentwurfs, in welchem erklärt wurde: „das französische Volk berufe freiwillig auf den Thron Stanislaus Ludwig Xavier, Bruder des letzten Königs", durch eine aus St.-Ouen am 2. Mai 1814 erlassene Proclamation rejicirt und dadurch, daß er sich in dieser „Von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra nennt, auch diesen Erlaß aus dem 19. Jahre seiner Regierung datirte, hinlänglich deutlich dargethan habe, daß er die Krone nicht als ein Geschenk des Volks, sondern, vermöge des göttlichen Gesetzes der Legitimität, als ein von seinem Bruder Ludwig XVI. auf dessen Sohn Ludwig XVII., und von diesem auf ihn selbst übergegangenes Erbtheil in Besitz nehme", geht derselbe zu der Charte selbst über. Der Eingang dieser Charte beweise ebenfalls, daß Ludwig XVIII. darin keineswegs einen Contract zwischen sich und der Nation, sondern eine freie Ausübung seiner königlichen, ihm von Gott verliehenen Machtvollkommenheit sah, und diese Zurückführung auf die Entstehungsart der Charte sei besonders deshalb wichtig, weil man in denjenigen Fällen, wo Zweifel über ihre Auslegung entständen, auf die muthmaßliche Willensmeinung des Verleihers recurriren müsse. Uebrigens war die Charte in mehrfacher Hinsicht so fehlerhaft, daß Frankreich nach derselben unmöglich regiert werden konnte, sowie das Versprechen, die Revolution zu vergessen ebenfalls unmöglich war, denn die Bourbons konnten den Schuldigen aus nöthigen Rücksichten wol Begnadigung, unmöglich aber Vergessenheit zusagen. Jedoch selbst die Charte als bindend für Karl X. betrachtet, so stand ihm, nach Art. 14 derselben, das Recht zu, seine Minister zu wählen, und er übte bei Ernennung des Ministeriums Polignac dieses ihm zustehende Recht aus, und die Deputirtenkammer brach durch die aufrührerische Adresse vom 18. März 1830 den auf die Charte geleisteten Eid, indem sie den König an der freien Ausübung seiner Rechte hinderte. Es blieb Karl X. nur die Wahl, entweder der Kammer nachzugeben, d. h. die Minister zu entlassen und diese Stellen mit Liberalen zu besetzen, oder sich eine Majorität in einer neuen Kammer zu verschaffen. Das Erste konnte er nicht, denn sein geleisteter Eid legte ihm nicht nur die Pflicht auf, die Charte zu schützen, sondern auch 1) die katholische Religion aufrechtzuerhalten, wie Clodwig es gethan; 2) allen Unterthanen Recht und Gerechtigkeit zu gewähren, und er hatte die gegründetste Ursache, zu befürchten, daß dieses von einem liberalen Ministerium nicht geschehen würde, wie denn auch nach erlangtem Sieg die liberale Partei sogleich 1) aufhörte, die katholische Religion als Staatsreligion zu betrachten, 2) die Rechte von 94 Pairs annullirte und die Emigrantenentschädigung antastete. Daher wählte er, gemäß seinem Eid, der ihm die Verpflichtung auferlegte, die katholische Religion nach Clodwigs Beispiel zu ehren, den zweiten Ausweg, sich in einer neuen Kammer der Majorität zu versichern, und erließ die bekannten Ordonnanzen in der fe-

sten Ueberzeugung, daß die Charte ihm das Recht dazu gäbe, indem sie ihm, zufolge Art. 14, die Befugniß zusprach, „die zur Vollziehung der Gesetze und zur Sicherheit des Staats nöthigen Verfügungen und Verordnungen zu erlassen". „Gesetzt den Fall, es habe Karl X. sich über die Ausdehnung der ihm vermöge der Charte zustehenden Rechte geirrt und der Aufstand gegen ihn sei rechtmäßig gewesen, so fiel doch, nachdem der entmuthigte Greis, welcher keinen Bürgerkrieg hervorrufen wollte, die Ordonnanzen zurücknahm, ein liberales Ministerium wählte, selbst, nebst seinem Sohne, die Krone niederlegte, aller und jeder Grund weg, die Empörung fortzusetzen und durch die Ausschließung des Duc de Bordeaux zu verewigen".

Dieses sind die treulich ausgezogenen Gründe, welche im erwähnten Buch sowie in mehrern andern Schriften aufgestellt werden, um Karl X. zu entschuldigen, das Benehmen der Franzosen zu verdammen und die Rechte des Herzogs von Bordeaux zu vertheidigen, welche um so geheiligter wären, als ein Attentat gegen das von Gott ausfließende Regentenrecht ein Frevel gegen den göttlichen Willen sei, indem überhaupt alles revolutionnaire Unglück daher stamme, weil man das Souverainetätsrecht als göttliche Einrichtung zu betrachten aufhöre. Hierauf ließe sich nun wol offenbar erwidern, daß es sowol in moralischer als juristischer Hinsicht allerdings sehr übel ist, wenn eine Constitution nicht als ein gegenseitiger freiwilliger Contract, welcher die Bedingungen enthält, unter welchen der Regent von der Nation die Krone empfängt; sondern als ein aus Machtvollkommenheit gegebenes Geschenk betrachtet wird, wodurch sie juristisch aus der Reihe der Contracte, ausgedrückt durch die Worte do ut des (ich gebe, damit auch Du geben müssest), in die Classe der Schenkungen fällt, welche ihrer Natur nach in streitigen Fällen zu Gunsten des Gebers zu commentiren sind. Es ist dieses um so nachtheiliger, als ein junger, durch angeborenen oder anerzogenen Hang zum Despotismus geneigter Fürst seine Stellung zur Nation nothwendig verkennen und bei jeder Differenz mit den Volksrepräsentanten in diesen nur Undankbare sehen muß, welche die ihnen durch freiwillige Limitirung der königl. Macht erzeigte Wohlthat nicht gehörig erkennen, wodurch er nur zu sehr zu dem Versuch angereizt wird, diese ihm widrige Schenkung zu revociren. Ebenso schlimm ist es, wenn zu der Zeit, wo diese Uebereinkunft, sie möge Contract oder Schenkung heißen, getroffen wurde, einer der beiden Theile sich nicht im äußerlich freien Zustande befand, wodurch von allen servilen Schriftstellern die mannichfachen Eidbrüche von Ludwig XVI., Ferdinand VII., Miguel u. s. w. so beredtsam entschuldigt und sogar in Tugenden umgewandelt wurden, welcher Fall jedoch vor Allem notorisch in Frankreich statthatte, wo die Charte in einem Moment ertheilt wurde, als das Land von feindlichen Armeen besetzt war, die offenbar nicht sehr für die Sache der franz. Nation enthusiasmirt und wenig zugänglich für liberale Ideen waren. Dennoch hatte die ertheilte Charte entweder gar keinen Zweck, oder den ihr doch nothwendig zu suppeditirenden, „es solle durch selbige, ihre einzelnen Artikel mochten mehr oder weniger klar sein, der Nation ein Nutzen erwachsen", und der Applaus, mit dem dieselbe aufgenommen wurde, sowie der Umstand, daß bei dem Sturm der Tuilerien, im Augenblick der höchsten Aufregung, die Büste Ludwigs XVIII., als des Verleihers der Charte, verschont und nur mit einem Schleier verhüllt wurde: dieses Alles beweist, daß die franz. Nation Ludwig XVIII. bei Ertheilung der Charte eine wohlwollende Absicht beimaß. Weit entfernt, die Charte für ein Meisterstück einer auf Erfahrung begründeten staatsrechtlichen Weisheit zu halten, so ist also doch klar, sie sollte, ihrer Bestimmung nach, keine societas leonina, d. h. keine Löwenverbindung (ein aus der bekannten Fabel der unrechtmäßigen Beutevertheilung des Löwen in die Jurisprudenz aufgenommener Ausdruck), wo aller Nutzen dem einen, aller Nachtheil dem andern Theil zufällt, sondern wenn auch nicht, was sie eigentlich sein sollte, ein von beiden Theilen weislich überdachter, discutirter und mit beiderseitiger freien Zustimmung wohlbedächtig verabredeter und geschlossener Contract, doch allermindestens eine wohlmeinende Schenkung, eine Art von milder Stiftung sein, wo denn der Nation wenigstens die Berücksichtigungen zu statten kommen müßten, welche die Gesetze für pias causas (fromme Stiftungen) und personas miserabiles (erbarmungswürdige Personen), welches sie nach Dem, was ihr bevorstand, im eigentlichsten Sinne des Worts war, feststellen. Ueberhaupt aber lehrt die juristische und administrative Praxis unleugbar, daß ein Contract, Receß oder eine sonstige Uebereinkunft zwar die Befugnisse zweier getrennten Personen für ein bestimmtes Geschäft klar und bestimmt feststellen, schwerer schon die mannichfachen Verbindlichkeiten, welche eine dauernde Gemeinschaft, wie Miethe, Pacht u. s. w. beiden Interessenten auferlegt, umfassen, ganz unmöglich aber die unendlich vielen Beziehungen eines gemeinschaftlichen Lebens in den stets wechselnden Verflechtungen des Daseins aufzählen könne. Welcher Contract vermag die Pflichten einer Ehe, die Verbindlichkeiten zwischen Aeltern und Kindern vorzuschreiben, wenn es der denkende Geist und das fühlende Herz nicht thun? Ein Contract kann bestimmen, unter welchen Verhältnissen eine Ehe gelöst, durch welche Rechtsform das Eigenthum der Kinder den Händen eines verschwenderischen Vaters entrissen werden soll, aber unmöglich eine Norm, wie Familienglück zu sichern sei, aufstellen, und das Nämliche gilt von einer Constitution im erweiterten Staatsleben. Wenn in einer Ehe beide Gatten erst den verschlossenen Ehecontract aus den Schränken holen, um ihre respectiven Rechte abzuwägen, kann der Richter schwerlich etwas Besseres thun, als die in ihrem innern Wesen schon factisch aufgelöste Ehe legal zu trennen. Ebenso traurig ist es um einen Staat bestellt, wenn Regent und Unterthanen um einen Artikel der Constitutionsacte sich streiten. Als im Jahr 1813 der König von Preußen seine Unterthanen auffoderte, als er alle intellectuellen und physischen Kräfte des Landes herbeirief, als er Opfer an Leben, Geld, Grundeigenthum verlangte, wem wäre auch nur auf die entfernteste Weise in den Sinn gekommen, aus alten Ur-

kunden ergrübeln zu wollen, mit welchen Rechten die Mark Brandenburg im Jahr 1417, das Königreich Preußen im Jahr 1611 an das Haus Hohenzollern kam? Es war gerade der scharfe Gegensatz von der Stimmung Frankreichs gegen die Bourbonen. Alles wurde dem Könige von Preußen in einer Zeit gegeben, wo wegen des Dranges der Lage Zwangsmittel unmöglich waren; es wurde gegeben, nicht weil man glaubte, es sei zulässig, dem Könige Liebe zur Nation beizumessen, sondern weil die absolute Gewißheit, daß der König nur für sein Volk lebe, in eines Jeden Herzen lebendig eingegraben war. Wenn man daher das Benehmen Preußens lobt, wenn man es natürlich findet, daß, als neuerlich der König an einem gebrochenen Fuß krank darniederlag, die ganze Stadt Berlin einer ängstlich besorgten Familie glich, so sei man auch umgekehrt billig und begreife, daß aus gleichem Gefühl die Franzosen einem Fürsten, von dem sie sich gehaßt wußten, Alles versagten, daß sie Darbringung von Kräften und Geld verweigerten, weil die Regierung Beides feindlich gegen sie selbst anwenden würde.

(Der Beschluß folgt.)

Betrachtungen über Gemeindeverfassung und Gewerbewesen, mit besonderer Beziehung auf Baiern, von H. Beisler. Augsburg, Wolf. 1831. 8. 1 Thlr.

Ein furchtbarer Gegner unserer modernen Verfassungen, furchtbarer als ein Dutzend Kathedergelehrte und Stubenweise von der historischen Schule, tritt mit Waffen, die etwas gefährlicher sind als logische Schlüsse, in die Schranken. In einem constitutionnellen Lande, in welchem ein großer Theil der Foderungen, welche die öffentliche Meinung oder, was gleich viel ist, die allgemeine Volksstimme in unsern Tagen an die Staatsverwaltungen macht, bereits erfüllt ist, und die Erfüllung der übrigen in einer vielleicht nicht mehr fernen Zukunft zu erwarten steht, erklärt ein öffentlicher Beamter, der in seiner Stellung, als Mitglied einer der höhern Verwaltungsbehörden, vielseitige Gelegenheit gehabt hat, sich ein gediegenes, gründliches Urtheil zu bilden, sich beinahe ohne Ausnahme gegen alle jene Foderungen: gegen Repräsentativverfassungen, wie man sie bisher verlangt hat, gegen Gemeindeverfassungen, wie man sie als Vorbereitung und Grundlage der Repräsentativverfassungen empfiehlt, und endlich gegen die Gewerbefreiheit, welche man als nothwendige Bedingung einer freien Gemeinde, wie eines freien Staates zu betrachten gewohnt ist.

Hr. Beisler ist kein knechtischer Herrendiener, wie manche unserer liberalen Eiferer ihm vielleicht ohne Bedenken vorwerfen werden; er will keine Sklaverei, er will Freiheit, nur eine praktisch mögliche und nicht den Befreiten selbst nachtheilige und verderbliche Freiheit. Als verderblich erscheint ihm aber zuförderst eine Repräsentativverfassung, in welcher nicht die wahren Interessen des Landes, sondern falsche, eingebildete repräsentirt werden. Um die wahren Interessen eines Landes zu erkennen, sind vor allem Intelligenz, Bildung und Kenntnisse erfoderlich; und wenn in einer Verfassung jene Interessen vertreten werden sollen, kann dies daher vernünftigerweise nur durch die Intelligenz, die geistige Bildung und die wissenschaftlichen Kenntnisse des Landes geschehen. Gerade diese Eigenschaften sind es aber, nach denen man in unsern modernen Repräsentationen zuletzt oder vielmehr gar nicht fragt. Hat Jemand eine Hufe Landes oder ein Haus, oder an andern Orten auch nur einen vollen Beutel Geld, so ist er vollkommen befähigt, die Interessen des Landes zu repräsentiren; übrigens mag er dumm sein wie Bohnenstroh, und unwissend und roh wie das liebe Vieh, in dessen Gesellschaft er vielleicht lebt. Wer aber keine Hufe Landes, kein Haus oder keinen Geldsack besitzt, mag an Weisheit Sokrates und an Bildung und Kenntnissen die Gebildeten und Gelehrten aller Jahrhunderte übertreffen: odi profanum vulgus et arceo! Christus sagt zwar, es sei schwerer, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich eingehe; darin liegt aber eben der Unterschied zwischen dem Himmelreiche und unsern Deputirtenkammern, Ständeversammlungen und Landtagen: in diese dürfen nur Reiche eingehen. Sollte aber nicht auch hierin, wenigstens grossentheils, der Grund liegen, weshalb der Zustand, in welchem sich, ungeachtet aller Deputirtenkammern, Ständeversammlungen und Landtage, die europäische Gesellschaft befindet, immer noch sehr weit von dem Himmelreiche entfernt ist?

„Der reiche Edelmann", sagt Beisler, „den seine Erziehung bestimmt, die Blüten eines genußreichen Lebens zu pflücken, der Priester, der sich mit dem Reiche dieser Welt nicht befassen soll, der Landbauer, der Kaufmann, deren tägliche Beschäftigung mit dem Studium der Gesetzgebung unverträglich ist: alle diese sind berufen; aber dem Manne, welcher sein ganzes Leben der Wissenschaft gewidmet hat, welcher durch das Vertrauen des Landesherrn berufen ist, welcher allein ihre Wirkung, ihrem ganzen Umfange nach, zu beurtheilen, allein ihre Güte oder ihre Mängel zu würdigen vermag, ihm bleiben die Thüren der Repräsentantenhalle verschlossen, wenn er nicht zufällig jene übrigen Qualitäten besitzt, welche das Gesetz von einem Gesetzgeber fodert. Man hat es für das Wohl des Staates bedenklich gehalten, einen Staatsgenossen ohne vorgängige Lehrjahre, Gesellenarbeit und Meisterprobe einen Schuh machen zu lassen. Dasselbe Individuum, welches seine Kräfte nicht im Schuhmachen versuchen darf, darf Gesetze machen helfen, wenn ihm heute oder morgen eine Erbschaft zufällt, welche dem erfoderlichen Steuersimplum entspricht". Daß Hr. Beisler seinerseits unter den zur Gesetzgebung Befähigten, wie es scheint, nur die Beamten versteht, kann man dem Beamten verzeihen. Dürfen wir an die Stelle des Staatsbeamten überhaupt jeden wissenschaftlich gebildeten Mann setzen, so sind wir mit seiner Ansicht vollkommen einverstanden. Aber wie? man soll doch nicht etwa eigne Prüfungscommissionen für Volksrepräsentanten niedersetzen? Dann fiele ja die ganze Repräsentation in sich selbst zusammen, da die Entscheidung der Zulässigkeit am Ende doch nur in die Hände der Regierung gelegt würde? Ist auch gar nicht nöthig. So gut man weiß, wo man sich die besten Schuhe machen lassen kann, ohne selbst Schuhmacher zu sein, würde man wol auch die besten Gesetzfabrikanten herausfinden, wenn nur hier nicht die sonderbare Beschränkung auferlegt würde, daß man sie suchen muß, wo eben keine, oder doch nur wenige, zu finden sind. Kurz, man stelle die Foderungen des Reichthums, der Wohlhabenheit, der Ansässigkeit nur an die Wähler und erlasse dieselben den Wählbaren; so, wir sind davon überzeugt, wird man bald, auch in Deutschland, Kammern erhalten, mit denen selbst Hr. Beisler zufrieden sein würde.

Die Grundlage jeder Repräsentativverfassung muß eine freie Gemeindeverfassung sein. In Frankreich, wo zwar die erste bestand, fehlte die letztere; wie kann man sich wundern, daß ein Gebäude ohne Fundamente bei dem ersten Stoße in sich zusammenstürzte? In Deutschland hat man den vernünftigern Weg eingeschlagen, nicht von oben, sondern von unten anzufangen. In Preußen stehen die Fundamente jetzt schon seit vollen 25 Jahren, ohne daß bisher noch an den Weiterbau gedacht worden wäre; in Baiern und andern deutschen Staaten, die mit ihrem Bauwesen sich etwas mehr beeilt haben, ist die preußische Städteordnung nachgeahmt und auf derselben weiter gebaut worden. Die Grundzüge dieser Städte- oder Gemeindeordnung, wie wir sie in Preußen und Baiern finden, sind, nach Beisler: „1) Selbständige Verwaltung des gesammten Gemeindewesens durch von den Bürgern aus ihrer Mitte gewählte Beamte, und zwar durch a) eine vollziehende Behörde, genannt Magistrat; b) einen gesetzgebenden Körper, genannt Gemeinde-

deputirte oder Stadtverordnete, welche zugleich die Controle der Gemeindeverwaltung und die Repräsentation der Bürgerschaft bilden. 2) Uebertragung der Polizeiverwaltung an die Magistrate, in der Eigenschaft als Regierungsbeamte. 3) Eine die Magistrate beaufsichtigende und die Hoheitsrechte des Staates wahrende Behörde, in Baiern Stadtcommissaire, in Preußen Landräthe, beide mit einem mehr oder minder unbestimmten, größtentheils negativen Wirkungskreise".

An allen diesen Einrichtungen hat Hr. Beisler große und wesentliche Ausstellungen zu machen, denen wir indessen, aufrichtig gestanden, bei weitem weniger zustimmen als seinem Tadel unserer bisherigen Repräsentativverfassungen. Redlicher Wille und auf praktische Erfahrung gestützte Einsicht ist auch hier unverkennbar; aber im Allgemeinen erscheint uns Beisler gerade durch diese, nothwendig einseitige, Erfahrung irregeleitet. Was in Augsburg wahr sein kann, wie z. B. was über die Erweckung des religiösen Fanatismus durch das Gemeindeedict gesagt wird, braucht deshalb nicht an andern Orten wahr zu sein. Und davon, daß das demokratische Element des Städtelebens, wie man fürchtet, dem Staatszwecke oder dem monarchischen Principe feindlich entgegentreten könne, scheint doch selbst Augsburg bisher noch kein Beispiel gegeben zu haben, wenn man nicht eben die von Beisler gerügte „schamlose Verschleuderung" des Gemeindevermögens in Festen und Lustbarkeiten zu Ehren des Monarchen als solches ansehen will.

Neben der unbefugten Ausdehnung des an einem einzelnen Punkte Begründeten auf das Ganze hat ohne Zweifel den größten Antheil an den irrigen Folgerungen, welche Beisler aus an sich richtigen Thatsachen zieht, das Vorurtheil des Beamten, welches überall nur durch Staatsbeamte die Staatszwecke erreichen zu können glaubt. So mag es z. B. wahr sein, daß die Polizeiverwaltung, wo sie aus den Händen von eignen durch den Staat besoldeten Behörden in jene der städtischen Magistrate übergegangen ist, kostspieliger geworden sei; aber daß sie zugleich schlechter geworden wäre, wie Beisler behauptet, dürften vielleicht selbst in Augsburg nur Wenige zugeben. Vielmehr haben wir nirgends in Baiern Klagen über die Polizeiverwaltung gehört, außer in München, wo sie nicht städtisch ist; und was namentlich die von Beisler besonders angeführte Zunahme der Unsittlichkeit betrifft, die den städtischen Polizeiverwaltungen zur Last fiele, so wollen wir dagegen nur an den stark genug in die Augen springenden Umstand erinnern, daß in München, unter der Aufsicht königlicher Polizei, beinahe ebenso viele uneheliche Kinder geboren werden als eheliche. So weit hat es denn doch bis jetzt noch keine städtische Polizei gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Wünsche für Biographen.

Martial erzählt seinen Lesern, daß er unter dem Wildpret den Hasen und unter dem Geflügel den Krammetsvogel am liebsten speise. Der Mann muß ohne Zweifel sich groß und glücklich gefühlt haben, weil er überzeugt war, es werde seine Leser eine solche Notiz interessiren; und da er allerdings ein sehr ausgezeichneter Dichter war, so wollen wir es ihm nicht blos verzeihen, sondern ihn loben, daß er uns von seinem guten Geschmack auch in dieser Hinsicht den Beweis gibt. Ueberhaupt möchte wol das bloße Wort „Geschmack" (sowie gustus, goût, etc.), wegen seiner vielseitigen natürlichen und metaphorischen Bedeutung, einer nähern Untersuchung werth sein, die jedoch jeder Leser selbst anstellen kann, sobald er Lust dazu hat. Aber eben um dieser Bedeutsamkeit willen ist die Sache nicht ganz unwichtig, und ich würde in der Welt nichts dagegen haben, wenn man uns mit Sicherheit erzählen könnte, was Shakspeare und Lessing, Schiller und Jean Paul am liebsten gespeist und getrunken haben. Der Deutsche versteht sich bekanntlich auch auf so etwas recht gut, und wenn er dergleichen Verständniß nur mit der gehörigen Ironie zu durchdringen weiß, so ist nichts Erhebliches dagegen einzuwenden.

Noch anziehender sind die Fragen: welche Farbe liebt der noch lebende oder bereits selige, vortreffliche Mann am meisten für seine Kleider? für sein Arbeits- und Gesellschaftszimmer? Bis zu welchem Grade des Réaumur'schen Thermometers ließ er die Zimmerwärme treiben? Sorgte er auch gehörig für künstliche Wohlgerüche? Genoß er hübsch die stille Freude der Abenddämmerung? Oder ließ er — ich will Besseres von ihm hoffen — gleich beim ersten Einbrechen des Zwielichts die Wachs- oder gar Talglichter anzünden? Oder erklärte er sich für den Lampenschein? Genoß er aber die Dämmerung, so frage ich ferner, wie? Still meditirend, oder im traulichen Gespräch? Oder ließ er sich etwas vorsingen? u. s. w. u. s. w. Der gute Biograph versteht mich sehr wohl, der ordinaire lächelt dabei und weiß nicht, wie er daran ist. Er erzählt uns wiederholentlich mit ungeheuerm Aufheben, der Selige sei ein überaus nutzbarer und vortrefflicher Mann gewesen, der sich die Hochachtung seiner Vorgesetzten und Collegen in nicht geringem Grade erworben habe, wobei als Beleg einige Belobungsschreiben von Geheimräthen, Generalsuperintendenten u. s. w. mitabgedruckt werden können. Das ist nun Alles recht löblich, aber wahrhaft interessant wird es nur dann, wenn wir die genaueste Zeichnung des hochgeachteten Mannes und wenigstens die Skizzen der Hochachtenden dazu bekommen. Wie die Sache aber gewöhnlich mitgetheilt wird, erregt sie nur Gähnen, und die Redensarten der gewöhnlichen Biographen gleichen überhaupt alten, abgelegten Oberröcken, deren Fäden man zählen kann, weshalb man sie lieber sobald als möglich wegschaffen sollte. Der Vergleich, ich weiß es, ist gar widrig, aber er paßt, leider; doch geben zum Glücke die bessern Biographen Trost, an denen es doch auch durchaus nicht fehlt. 130.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1831.

Politische und literarische Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Es war der empörte Unwille Frankreichs bei der Ernennung des Fürsten Polignac kein Beweis, daß man mit dem Könige über die Ausdehnung des 14. Artikels der Charte disputiren wollen, sondern es war diejenige Empörung des Gemüths, welche nothwendig entstehen mußte, als nunmehr das längst Gefürchtete, kürzlich immer deutlicher Geahnete, daß nämlich die Regierung der Unwissenheit, der Bigoterie und der niedrigsten Selbstsucht als einem Götzen huldige, dem sie die Cultur, die Freiheit und den Wohlstand des Landes zum Opfer bringen wolle, in klarer Evidenz vor Augen lag. Die Gründe, welche angeführt werden, um das Recht des Königs, nach Willkür Minister zu ernennen, zu erweisen, will ich nicht bestreiten, indessen kann ich die warnende Adresse der Deputirtenkammer ebenso wenig aufrührerisch finden, als ich es dem römischen Senat verübelt hätte, wenn er dem Kaiser Caligula, als derselbe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit sein Pferd zum Consul ernannte, einige bescheidene Vorstellungen gemacht hätte. Auch will ich nicht discutiren, ob die berüchtigten Ordonnanzen nach Art. 14 gesetzlich waren oder nicht, aber so viel ist gewiß, daß die Aufhebung der Preßfreiheit nicht nur feindlich gegen die Cultur überhaupt, sondern in der gegenwärtigen Lage die Liberalen isoliren und ihre Verbindung unmöglich machen, daß das neue Wahlgesetz eine Kammer bilden sollte, welche die Meinung Frankreichs nicht repräsentirte, und daß die Auflösung der Deputirtenkammer bewies, wie verhaßt jede freisinnige Ansicht dem Hofe war. Daß unter diesen Umständen die Nation in jedem Augenblick die Ausbrüche eines zerstörenden Despotismus erwarten mußte, und daß sie diesen zuvorkam, war um so natürlicher, als für den Augenblick der Hof zwar vollständige Absolution für etwanige Regungen des Gewissens, aber nicht hinreichend ergebene Satelliten hatte. Mir kommt eine Erörterung über das Recht, solche Ordonnanzen zu geben, sonderbar vor. Niemand, auch nicht der exaltirteste Demokrat, wird die Befugniß des Regenten, an einem beliebigen Ort der Hauptstadt die Feuerspritzen zu besichtigen, in Zweifel ziehen; wenn derselbe sich aber dieses an sich einfachen Rechts in einem Augenblick bedient, wo der entgegengesetzte Theil der Stadt in Flammen steht, so wird er doch billig als ein zweiter Nero verabscheut, dessen Verbrennung Roms übrigens bei den servilen Schriftstellern wol auch, analog den Ordonnanzen, als ein aus Machtvollkommenheit angeordnetes Feuerwerk Entschuldigung finden dürfte.

Wichtig aber ist der angeführte Grund, daß Karl X. durch seinen Eid gebunden gewesen sei, die katholische Religion, nach dem Beispiel Clodwigs, zu schützen, weshalb es besonders wesentlich ist, zu erforschen, wodurch Clodwig die katholische Religion aufrechterhielt, sowie die Ansicht, daß das Souverainetätsrecht keine menschliche Einrichtung, sondern eine unmittelbar göttliche Fügung sei, sich nothwendig bei Clodwig offenbaren muß, da derselbe der erste König von Frankreich, mithin der Erste war, welchem das Volk, nach den Worten der angeführten Schrift, gehorchen mußte, um Gottes Gebot zu erfüllen.

Nun war Clodwig bekanntlich ein Anführer fränkischer Krieger, welcher im Jahr 486 über den Rhein ging, bei Soissons den römischen Statthalter Siagrius schlug, der nach Toulouse zu dem Westgothen Alarich floh, von diesem aber aus Furcht ausgeliefert und von Clodwig ermordet wurde. Bisher war Clodwig nur Anführer freier Scharen und erhielt bei Vertheilung der Beute durch das Loos gleichen Antheil wie seine Kampfgenossen. Nach der Schlacht von Soissons aber reizte ein kostbares Gefäß Clodwigs Begierde; lüstern streckte er die Hand darnach aus; aber ein Soldat erhob die Streitaxt und rief: „Du hast keinen andern Theil, als den das Loos Dir gibt". Clodwig schwieg; aber bald darauf tadelte er den Soldaten bei einer Musterung, entriß ihm die Streitaxt, die er zu Boden warf, und als der Soldat sich bückte, um sie aufzuheben, spaltete ihm Clodwig den Kopf mit den Worten: „Erinnere Dich an das Gefäß zu Soissons". Dieses war die erste Handlung der Souverainetät, obschon Clodwig noch blinder Heide war. Vermählt mit der christlichen Clotilde, blieb er dennoch verstockt, aber im Jahr 495 lieferte er den Allemannen, in Verbindung mit Siegbert v. Köln eine Schlacht bei Tolbiak (jetzt Zülpich bei Jülich), welche mislich stand, worauf er betete: „Gott der Königin Clotilde, meine Götter haben mich verlassen, hilf Du mir, und ich will Dich anbeten". Er siegte, und der Bischof Remigius sollte ihn taufen; aber das Gedränge war so groß um den Taufstein, daß der Kirchendiener vergebens versuchte, mit dem geweihten Wasser durchzudringen.

Auf das Gebet des heil. Remigius erschien eine weiße Taube, und brachte in ihrem Schnabel die Flasche mit heiligem Oel, womit der König gesalbt wurde. Nunmehr bekehrten sich die Franken. Der Papst Anastasius um so mehr erfreut über diese Bekehrung, als Clodwig der einzige orthodoxe König jener Zeit war, denn die andern christlichen Fürsten waren in die Schlingen der arianischen Ketzerei gefallen, schrieb ihm: „Der Stuhl des heiligen Petrus zitterte vor Freuden, als er vernahm, daß das Netz des Menschenfischers, des seligen Thürhüters des Himmels, einen so reichen und wunderbaren Fang gethan. Du bist der Sohn der Kirche; sei also der Trost Deiner Mutter, sei die eherne Säule, welche sie mitten unter den Anfällen der Hölle stütze; Du tapptest im Finstern, und jetzt sind Deine Augen durch die Klarheit des himmlischen Lichtes erleuchtet. Wir loben den Herrn, daß die Kirche in Dir einen Arm gefunden, der alle ihre Feinde zu Boden zu werfen vermag. Amen". Zu dieser Belohnung seiner Bekehrung muß man noch die mit Lilien gestickte Fahne, die ihm ein Engel direct vom Himmel brachte, sowie die Oriflamme, das Kriegspanier, zählen. Auch rechnete die Kirche nicht vergebens auf seinen Arm. Er bekriegte und tödtete den westgothischen König Alarich als arianischen Ketzer im J. 507, bemächtigte sich im J. 508 der Schätze desselben in Toulouse, reizte den Clodovich, Sohn seines frühern Alliirten, Siegberts, Fürsten von Köln, an, seinen Vater zu ermorden, worauf er diesen verbrecherischen Sohn tödten ließ und sich des Landes bemächtigte. Den Cararich, einen Fürsten kleiner naheliegender Länder, ließ er nebst dessen Sohn überfallen und Beiden das lange Haupthaar abscheren, wodurch man damals einen Prinzen für unfähig zu regieren erklärte. Als der Sohn den verzweifelnden Vater durch die Worte: „Die Zweige würden schon wieder wachsen, da der Stamm nicht abgehauen wäre", zu trösten suchte, gab Clodwig ihm Recht und ließ Beiden die Köpfe abschlagen. Den Ragnachar, Fürsten von Cambray, ließ er durch Spione in seine Hände liefern, welche Verräther er mit vergoldetem Kupfer bezahlte, indem er sagte: Bösewichte bezahle ich mit keiner bessern Münze. Den Bischöfen war Clodwig sehr ergeben; auch stiftete er Klöster, stellte zu Orleans eine Kirchenversammlung an, von welcher Zeit die Ketzerverfolgungen besonders beginnen, wofür er eine feierliche Danksagung erhielt; vor allen andern Heiligen hegte er die tiefste Ehrfurcht für den heiligen Martin und ließ einen Soldaten, welcher Gras bei dessen Tempel geschnitten hatte, hinrichten, wie er auch oft wiederholte: „Wie können wir siegen, wenn wir das Unglück haben, den großen St.-Martin zu beleidigen?" Als dem Urheber des salischen Gesetzes, welches eigentlich ursprünglich nur für einen Volksstamm der Franken, die Salier, die er mit Ländereien belieh, galt, bald aber auf ganz Frankreich ausgedehnt wurde, verdankt ihm die Aristokratie ihr Dasein, sowie dadurch die Frauen von der Regierung ausgeschlossen wurden. Er starb 511, ward in der Kirche des heil. Paulus und Petrus begraben, welche später der heil. Genovefa gewidmet wurde, wobei Ludwig XV. den ersten Stein zu der der Schutzpatronin von Paris geweihten Kirche legte, und ward canonisirt.

Wenn also Karl X. durch seinen Eid verpflichtet war, dem Beispiel Clodwigs gemäß zu regieren, welches wirklich sein ernsthafter Vorsatz gewesen zu sein scheint — denn ungeachtet der ihm Schuld gegebenen gründlichen Tiefe gänzlicher Unwissenheit, sollte man aus seinen Handlungen meinen, er habe Clodwigs Benehmen, dessen Tapferkeit ausgenommen, studirt —, so konnte er allerdings kein liberales Ministerium zu finden hoffen, welches solche Thaten contrasignirt hätte, und mußte daher die in Clodwigs Geist verfaßten Ordonnanzen erlassen. Umgekehrt ist es aber den Franzosen doch auch nicht zu verdenken, wenn sie sich einen König wünschen, welcher durch keinen Eid verbunden ist, wie ein heiliger Clodwig zu herrschen, und so ist es gewiß sehr passend, daß der Canal die heilige Familie vom unheiligen Frankreich trennt, denn beneficia non obtruduntur (Wohlthaten werden nicht aufgedrungen); warum sollte man also das verblendete Frankreich zwingen, das unverlangte Glück zu haben, nach Art des heil. Clodwigs verwaltet zu werden?

Was die Rechte des Herzogs von Bordeaux betrifft, so kann ich mich allerdings nicht recht überzeugen, daß die Gottheit das Erbrecht der Souverainetät mit anderm Auge betrachte als andere Erbrechte, wie denn überhaupt die Weltgeschichte ein stets wechselndes Steigen und Fallen einzelner Dynastien darstellt, und namentlich in neuer Zeit, außer den beiden weißen und schwarzen Kaisern, Napoleon und Heinrich von Haiti, die Könige Karl IV. von Spanien, Joseph von Spanien, Gustav von Schweden, Jerome von Westfalen, Ludwig von Holland, Joachim von Neapel, Christian von Norwegen, der Herzog von Braunschweig u. s. w., nebst dem halb souverainen Dey von Algier, allesammt entthront sind, ohne daß eine so entsetzliche Verwunderung darüber entstand. Daß übrigens die Kinder die Sünden der Väter tragen, ist oft moralisch, meistens physisch, stets aber in Bezug auf Besitz und Vermögen der Fall und hängt mit der Natur der Dinge zusammen. Auch geben die servilen Schriftsteller selbst zu, daß Karl X. wol die Verbrechen der Revolution begnadigen, unmöglich aber aufhören konnte, die Revolution selbst als enormes Vergehen zu betrachten; etwas ganz Aehnliches hätte aus den nämlichen Gründen die jetzige Revolution vom Herzog von Bordeaux zu erwarten, und Frankreich hat offenbar den sehr natürlichen Wunsch, die Tage des Juli nicht als einen Frevel, sondern als ein nothwendig-gerechtes Auftreten der Nation gegen ein infames Vorhaben von seinen künftigen Königen betrachten zu sehen, und die Erfahrung seit 1814 hat zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß man es nochmals mit der bourbonischen Familie versuchen wollte. Uebrigens ist die Wohlfahrt von 30 Millionen Menschen zu wichtig, als daß man sie wegen des ohnehin in alter, mittler, neuerer, besonders gerade neuester Zeit so vielfach untergrabenen Princips der Legitimität so offenbar gefährden dürfte; denn obschon die Schriftsteller des Absolutismus mit unverkennbarer Heuchelei die Seele des sogenannten königl. Kindes wie

ein reines weißes Blatt Velinpapier darstellen, auf welches nach Belieben alle liberalen und constitutionellen Tugenden eingeschrieben werden könnten, so ist diese Präsumtion an und für sich unwahrscheinlich, da der Herzog von Bordeaux sich geistig und moralisch von seiner ganzen Familie lossagen müßte, welches von einem kindlichen Sinne weder zu erwarten noch zu verlangen ist; überdies aber ist dieses Kind den 29. September 1820 geboren, bald 11 Jahr alt, von der apostolischen Partei erzogen, d. h. von ähnlichen Menschen, wie früher der Jesuit le Tellier, Beichtvater Ludwigs XIV., welcher, als der König sich wegen der großen Bedrückung des Volks und der vorhabenden neuen Vermehrung derselben durch Auflegung eines Zehnten einmal Vorwürfe machte, diesem versprach, die Casuisten um Rath zu fragen, und nach einigen Tagen seinem Beichtsohn berichtete, diese gelehrten Männer hätten einstimmig seine Gewissensbisse für unnütz erklärt, denn er sei als König wahrer Eigenthümer und Herr aller Güter seiner Unterthanen, worauf Ludwig XIV. sich völlig beruhigt fühlte und den Zehnten decretirte; sodaß vielmehr zu vermuthen steht, es habe der Herzog von Bordeaux schon jetzt, als ein travestirter Hannibal, ewige Feindschaft der Cultur und Clodwigs Ansichten Treue geschworen, wie etwas Aehnliches von Polignac erzählt wird. Uebrigens sollte ich meinen, die jetzige Zeit böte ganz andere des Mitleids würdige Gegenstände dar, als die Verweigerung einer Krone an ein von einer mit Recht gehaßten und verachteten Familie abstammendes, notorisch von Jesuiten erzogenes, von bornirten Menschen umgebenes Kind, welches wahrscheinlich sehr unwissend ist; denn wenn auch der Großvater und Onkel ihm vielleicht freien Zutritt in ihre Bibliotheken gestatteten, so wissen wir aus der Revision derselben bei der Einnahme der Tuilerien, daß, außer Postillen und Kalendern, Nichts darin enthalten war. Was aber die Sache wahrhaft komisch macht, besteht darin, daß, während die Absolutisten, Aristokraten und die ganze Congregation, nebst ihren Anhängern, über die schnöde Austreibung der Bourbonen gar nicht zur Ruhe kommen können und meinen, Himmel und Erde müsse sich darob aufthun, die einzigen Getrösteten der abgesetzte König und sein Sohn sind, denn als der Baron de Guiche eigens nach England kam, um mit ihnen wegen der Bemühung der Karlisten zu Gunsten der Legitimität zu conferiren, fand er bei Karl X. kein Gehör, denn derselbe unterbrach ihn stets mit Jagdgeschichten, und der Herzog von Angouleme unterhielt ihn von seinen trefflich sitzenden Kamaschen, worauf der Baron mit etwas vermindertem Royalismus Holyrood verließ. 62.

Betrachtungen über Gemeindeverfassung und Gewerbewesen, mit besonderer Beziehung auf Baiern, von H. Beisler.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Können wir die Frage über Gemeindeverfassung, die wir, aus den angedeuteten und aus wichtigern hier nicht zu entwickelnden Gründen, unmöglich in demselben Sinne beantworten wie Beisler, welcher ungefähr ein Martignac'sches Municipalgesetz verlangt, so müssen wir dagegen unsern aufrichtigsten Dank über die vielfache Belehrung aussprechen, die wir in Bezug auf das Gewerbewesen in Baiern und überhaupt in Bezug auf das gesammte sittliche und bürgerliche Leben in diesem Staate erhalten. Daß die sogenannte Gewerbefreiheit in Baiern von den nachtheiligsten Folgen begleitet gewesen ist, dürfte, nach den zahlreichen Belegen, die darüber beigebracht werden, nicht in Zweifel zu ziehen sein; aber ebenso unzweifelhaft wird es, wenn dies auch Beisler nicht anzuerkennen geneigt ist, daß der Grund überall nicht in der Gewerbefreiheit, sondern auf der einen Seite in den Bedingungen, an die sie geknüpft war, auf der andern in den neuen Lasten lag, die gleichzeitig mit derselben den Städten zum Geschenk gemacht wurden. Die Gewerbefreiheit ist in Baiern, wie die Preßfreiheit, eine sehr beschränkte Freiheit; und wenn eine beschränkte Freiheit im gewöhnlichen Sprachgebrauch Unfreiheit oder Druck genannt wird, so verdiente sie in der That eher den Namen eines Gewerbedruckes. Daß durch Gewerbedruck aber die Städte verarmen müssen, wird Niemanden in sonderliche Verwunderung setzen, und wir werden daher durch das Bild, welches Beisler von dem gegenwärtigen Zustande Baierns in dieser Beziehung entwirft, keineswegs überrascht. Daß mit dem unter dem Namen der Gewerbefreiheit bestehenden Gewerbedruck noch andere Ursachen zusammenwirken, möchte freilich nicht in Abrede zu stellen sein. Wie kann in einem Lande Wohlstand herrschen, in welchem bis auf die untersten Stände hinab eine Genußsucht verbreitet ist, welche den Erwerb des Augenblickes im nächsten Augenblicke verschwendet?

„In keinem deutschen Lande vielleicht", sagt Beisler, „findet man einen so überaus zahlreichen täglichen Wirthshausbesuch, eine so ungeheure Consumtion von geistigen Getränken, eine so unersättliche Genußsucht der von ihrer Hände Arbeit lebenden Volksclasse, so hohen Taglohn neben so häufiger Klage über Mangel an Arbeit, einen so bis in die untersten Classen und auf dem ganzen platten Lande verbreiteten Luxus in Kleidung und Nahrungsmitteln, eine solche empörende Sittenlosigkeit in den untern, namentlich in den dienenden Volksclassen als in Baiern".

„Erklären läßt sich dieses nur, wenn man weiß, daß es von jeher eine der Hauptaufgaben der bairischen Gesetzgebung war, die Consumtion der geistigen Getränke zu steigern und, in neuerer Zeit, den Luxus aller Art als Reiz- und Beförderungsmittel der Nationalindustrie zu begünstigen. Ein Sprichwort sagte früher von Frankreich: kein Dorf ohne Herrschaft. In Baiern könnte man sagen: kein Dorf ohne Herrschaft, und keine Herrschaft ohne Brauhaus. Die Herrschaft war aber der Landesherr, der Klerus und der Adel, das heißt, Diejenigen, welche in der Gesetzgebung ausschließlich eine entscheidende Stimme hatten. Noch heute sind die Mehrzahl der Volksrepräsentanten beider Kammern Brauereibesitzer, was man übrigens, auch wenn man es nicht wüßte, aus den neuern und neuesten Landtagsverhandlungen über das Bierwesen errathen könnte. In Baiern nun gewährte das Brauhaus, neben einem guten Haustrunk, in der Regel die beste und sicherste Revenue eines Gutes; kein Wunder, daß der Besitzer, welcher die Eigenschaften des heirathenden Gesetzgebers und des Gerichtsherrn in einer Person vereinigte, allen Bedacht darauf nahm, diese Revenuen zu erhalten und zu vergrößern; daß in einem Lande, wo die geistlichen Gewissensräthe das nämliche Interesse hatten, und wo, so lange man überhaupt nur von dem Gebrauche, nicht aber von der Entwickelung der Nationalkraft einen Begriff hatte, sich gegen die ungemessene Begünstigung der Bierconsumtion weder von Seiten der Moral noch der Polizei eine Stimme erhob. So ist denn, Dank der Hülfe von oben, Vieles, was in andern Ländern dem Familienleben angehört, in Baiern in das öffentliche oder vielmehr das Wirthshausleben übergegangen; und, außer den gewöhnlichen Tanzmusiken und Zechgelagen, welche an den Kirchweihfesten, Maifesten, Markttagen, Fastnachts- und andern Sonn- und Feiertagen stattfinden, werden alle Hochzeiten, Kindsmahle (Kindtaufen) und Todtenmahle in den Wirthshäusern gehalten, und zwar die Hochzeiten mit der libe-

ralen Ausdehnung, daß sie zugleich allgemeine Freinächte sind, wo die Tanz- und Zechlustigen von nahe und von ferne an der Belustigung bis weit in den jungen Tag hinein Antheil nehmen können".

„Es ist eine üble Aeußerung des Nationalstolzes (!), die man oft genug hört, daß das Volk in Baiern gut lebe und von jeher gut zu leben gewohnt sei. Dieses Gutleben verzehrt die Ersparnisse, nämlich Das, was mehr erworben wird, als zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse gehört, und woraus allein ein Zuwachs des Privat- sowie des Nationalcapitals entstehen kann. Dieses Gutleben macht uns von der Industrie des Auslandes abhängig und gefährdet unsere Selbständigkeit, die nur auf sittliche Unverdorbenheit und die Benutzung der schlafenden vaterländischen Reichthümer fest begründet werden kann".

Den wahren Grund, weshalb alle unsere modernen freisinnigen Institutionen so weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, mit denen sie empfangen wurden, berührt Beisler nur beiläufig, und daher erklärt sich seine falsche Stellung, wie er, obgleich entschiedener Feind aller Unterdrückung, doch scheinbar den erbittertesten Krieg gegen repräsentative Verfassungen, demokratische Gemeindeordnungen und Gewerbefreiheit führen kann. Liberale Institutionen sind unnütz, wenn sie nicht von liberalem Geiste belebt werden; aber, wenn dieser fehlt, wenn sie dadurch unwirksam gemacht werden, so sind deshalb nicht die Institutionen selbst zu tadeln. Auch der Schluß, daß man, wo der Geist der Freiheit nicht vorhanden sei, auch keine freien Institutionen brauche, wäre falsch, da die letztern jenen Geist erwecken, wenn derselbe nicht gewaltsam niedergedrückt wird. Die Seele des constitutionnellen Staatslebens ist die Preßfreiheit. Wo der Gedanke in die Fesseln der Censur geschlagen ist, wird nie freier constitutionneller Bürgersinn sich entwickeln; ohne Preßfreiheit ist jede andere Freiheit ein leerer Name.

„Man spreche nicht von liberaler Ausübung der Censur", sagt Beisler mit Recht; „ich setze, wo es auf geistige Entwickelung ankommt, die strengste, die unverständigste mit der liberalsten, vernünftigsten ganz in gleiche Linie. In Bezug auf die Mittheilung von Thatsachen mag eine Censur liberaler, vernünftiger als eine andere genannt werden; in Bezug auf das geistige öffentliche Leben ist sie, wann, wie, wo und von wem sie immer ausgeübt werden mag, absolut letal, und diese ihre tödtende Natur ist so notorisch, daß man es nur für Hohn nehmen kann, wenn man sich das Ansehen gibt, als kenne man sie nicht".

Sollte Hr. Beisler, da er an dieser und mancher andern Stelle so scharf und schneidend die Wurzel des Uebels bezeichnet, über welches er klagt, vielleicht bei all seinem Freimuthe doch absichtlich vermieden haben, tiefer auf einen Gegenstand einzugehen, den man in diesen Tagen so gern, um uns eines parlementarischen Ausdruckes aus Benzel-Sternau's „Baiernbriefen" zu bedienen, „mit Stillschweigen umgangen" sähe? Wir glauben kaum. Auf Gunst der Behörden mußte der Verf. einer Schrift wie diese „Betrachtungen" zum Voraus verzichtet haben. Auch ist das Mittel, welches die bairische Verfassung der Regierung zur Züchtigung misfälliger Beamten übrig läßt, wie wir hören, gegen Beisler bereits angewendet worden. Er wurde wenige Wochen nach dem Erscheinen seiner Schrift aus seinem bisherigen Wirkungskreise zu Augsburg versetzt: eine Eile, welche beweist, daß die empfindlichen Stellen gerade nicht geschont sein mögen. 180.

Notizen.

La question polonaise.

Unter diesem Titel ist kürzlich in Paris eine kleine Broschüre, von Lucien de Saint-Firmin, erschienen, die mit gerechter Liebe und Wärme für die Sache des unglücklichen Polens Partei nimmt. Dem Hauptgedanken, welcher durchgeführt wird, daß der Kaiser von Rußland tractatenmäßig nicht das Recht gehabt habe, in den polnischen Angelegenheiten mit einem russischen Heere zu interveniren, können wir indessen, zu unserm Bedauern, nicht beistimmen. Nach der polnischen Constitution hat der Kaiser, als König von Polen, das Recht, im Falle eines Krieges polnische Truppen in Rußland und russische in Polen zu seinen Zwecken zu verwenden; und daß dieser Fall eingetreten ist, obgleich auf eine von der Constitution nicht vorhergesehene Weise, möchte wol nicht zu bezweifeln sein.

Memoiren des Cardinals Pacca.

Ein Werk, welches in Italien großes Aufsehen gemacht hat und auch wol diesseits der Alpen einige Aufmerksamkeit verdient, sind die „Memorie storiche del ministero, de' due viaggi in Francia, e della prigionia nel Forte di S.-Carlo in Fenestrelle, del Cardinale Bartolommeo Pacca iscritte de lui medesimo (Rom, 1830). Cardinal Pacca war der Minister Pius VII. im J. 1808, als Napoleon nach der gewaltsamen Besitznahme von Rom einen kleinen Krieg gegen den Papst begann, der in seinem Palaste auf dem Quirinal eingeschlossen blieb, bis er mitten in der Nacht von französischen Gensdarmen entführt und nach Savona gebracht wurde. Pacca hatte die schwierige und gefährliche Aufgabe, die Rechte und die Unabhängigkeit seines Gebieters durch diplomatische Beweise und Protestationen zu vertheidigen. Sein Eifer zog ihm den Zorn und die Rache des Kaisers zu, der ihn länger als 2 Jahre auf der kleinen Festung Fenestrelles gefangen hielt, und selbst noch im J. 1813, als er sich mit dem Papst zu versöhnen suchte und alle gefangenen Cardinäle frei ließ, nur mit Mühe zu der Befreiung Pacca's zu bewegen war. Während dieser Gefangenschaft begann Pacca seine Memoiren zu schreiben; und wenn in denselben nicht immer das unparteiischeste Urtheil vorherrscht, so kann man dies dem arg Mishandelten leichter verzeihen als manchen unserer sogenannten pragmatischen Historiker.

Schwedische Journalistik.

Nach der „Swensk Bibliographi för Ar 1831", oder dem „Allgemeinen Verzeichniß über herausgekommene Bücher, Musikalien, Karten, Kupferstiche und Steindrucke", welches von der Buchdruckereigesellschaft zu Stockholm herausgegeben wird, erscheinen dieses Jahr in Schweden 81 Zeitungen und Zeitschriften, nämlich in Stockholm 21: die Post- och Inrikes-Tidningar, Stockholms Dagligt Allehanda, Stockholms Posten, Granskaren, Journal för Handel, Slöjd och Konst, Stockholms Dagblad, Stockholms Tidning, Journalen, Swensk Författnings-Samling, Nya Argus, Arkif för Hushållningen och Näringarne, Heimdale, Skandinawiers Conversations-Blad, Swenska Minerva, den Swenske Medborgaren, Fäderneslandet, Aftonbladet i Stockholm, größtentheils mehr oder weniger auf innere oder äußere Politik gerichtete Tagblätter; Magasin för Konst, Nyheter og Moder, Mimer, Musikaliskt Tidskrift, Musikaliskt Allehanda, ästhetische Zeitschriften; in Gothenburg 7: Götheborgs Nyheter, Götheborgs Allehanda, Götheborgs Tidningar, Aftonbladet, Götheborgs Posten, Götheborgs Dagblad, Götheborgs Stifts-Tidningar; in Upsala 5: Upsala Stads- och Läns-Tidning; Upsala Ärke-Stifts Tidningar; Correspondenter Tidning för Litteratur och Politik; Swea, Tidskrift för Wetenskap och Konst; Ecclesiastik Tidskrift till läsning för Prester; in Christianstatt 4: Christianstads Weckoblad, Skånska Posten, Juridiskt Arkif und Magazin för blandad historisk Sällskapsläsning; in Calmar 4: Calmar-Tidning, Calmar-Bladet, Calmar Stifts-Tidningar und Läsning uti Musikaliska Ämnen; in Lund, Skara, Strengnäs, Wisby, in jedem 3 Journale, worunter die Theologisk Quartalskrift von Lund, und das Magazin för Veterinär Wetenskaper von Skara; in Linköping, Malmö, Norrköping, Westerås, Wexiö erscheinen 2, und in Borås, Carlshamn, Carlskrona, Carlstadt, Fahlun, Gefle, Halmstadt, Helsingborg, Hernösand, Jönköping, Mariästadt, Nyköping, Ystad, Uddewalla, Ulricehamn, Wadstena, Wenersborg und Örebro 1 Journal. 163.

Hierzu Beilage Nr. 13.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 129. —— 9. Mai 1831.

Neueste Literatur über Polen.*)

1. Das Königreich Polen seit 1815, nebst Ursachen der jetzigen Revolution. Nach dem Französischen des Alphonse d'Herbelot. Paris, 1831. Gr. 8. 6 Gr.
2. Polen. Ein historisch-geographisch-statistisches Taschenbuch für Reisende, Geschäftsmänner und Zeitungsleser von L. Freiherrn von Zedlitz. Berlin, Duncker u. Humblot. 1831. 8. 20 Gr.
3. Polen, wie es war und ist. Historisch-geographisch-statistische Darstellung zur Verbreitung näherer Kunde der Beschaffenheit und Verfassung Polens, und zur Bestimmung und Berichtigung der Urtheile über die politische Lage desselben. Hamburg, Schuberth u. Niemeyer. 1831. 8. 5 Gr.
4. Wichtige Beiträge und Actenstücke zur Geschichte des Aufstandes in Polen, im Jahre 1794, welcher die gänzliche Theilung dieses Reiches zur Folge hatte, nebst dessen spätern Geschichte bis zum wiener Congresse. Ein Nachtrag zu den Denkwürdigkeiten über Polen von dem Grafen M. von Oginski. Mit Anmerkungen des Herausgebers. Leipzig, Wolbrecht. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Polens Schicksale seit 1763 bis zu dem Augenblicke, wo es sich für unabhängig erklärte. Paris, Didot. 1831. 8. 18 Gr.

Nr. 1, aus dem Novemberhefte der „Revue encyclopédique" übersetzt, ist das Werk eines jungen, für die polnische Sache begeisterten Franzosen, welcher von dem Zustande Polens genau unterrichtet gewesen zu sein scheint. Das nur 55 Seiten starke Schriftchen, in einer ziemlich scharfen und freisinnigen Sprache abgefaßt, schildert die russische Regierungsweise seit 1815 in dem Königreiche Polen, und den Kampf der gesetzmäßigen Opposition in der Landbotenkammer gegen die Eingriffe der Gewalt. Man findet darin nicht etwa blos ein oberflächliches Raisonnement, wie man es an Franzosen gewohnt ist, sondern eine auf erwiesene Thatsachen sich gründende Entwickelung der polnischen Staatsverhältnisse während der 15 letzten Jahre. Jedem, der einiges Interesse an den Zeitereignissen nimmt, ist diese Schrift sehr zu empfehlen; er wird darin Belehrung und Aufklärung über die Keime und Ursachen des Aufstandes der Polen finden, welche ihn auf den wahren Standpunkt zur richtigen Beurtheilung der Verhältnisse versetzen dürften.

Nr. 2. Der Verf., durch statistische Compilationen bekannt, wählte für seine Schrift das Motto:

> Reiche kommen und vergehen —
> Nichts kann mit der Zeit bestehen.
> Einer nur, der kann sie bänd'gen,
> Der stets war und nie wird end'gen.

Man weiß nicht recht, ob dieser Spruch, aus dem Munde eines türkischen Dichters, blos Bezug auf die Vergangenheit Polens, oder auch auf seine Gegenwart haben soll; der Verf. scheint jedoch erstere damit zu meinen. Zuerst gibt er ein Verzeichniß der Hülfsquellen zur Erlangung der Kenntnisse von den historischen und statistischen Verhältnissen von Polen, S. 1—6. Es könnte leicht noch vermehrt werden; z. B. Dohm's „Denkwürdigkeiten" u. s. w. dürften wol angeführt sein. Dann eine historische Einleitung, höchst oberflächlich und einseitig; sie schließt mit einem Panegyrik der russischen Herrschaft in Polen. „Mit einem Worte: das Königreich Polen ist glücklich, und alle Polen segnen Alexander als ihren ersten Wohlthäter und Nikolaus als den großherzigen Vollstrecker des Vermächtnisses seines Bruders". Auf dieses folgt eine chronologische Uebersicht der Geschichte Polens, S. 15—19, und eine Regententafel. S. 21 beginnen die statistischen Notizen mit der Schilderung der Lage und Grenzen des Landes, welche mit einem Verzeichniß der Douanenämter erster und zweiter Classe endet. Nach der Angabe des Verf. beträgt der Flächeninhalt des Königreichs 2270 poln. Quadratmeilen, oder 141,786 poln. Hufen oder 22,253,600 poln. Morgen. Davon sind 255,015 Morgen angebautes Land, das übrige nehmen Flüsse, Sümpfe, Waldungen, Wohnplätze u. s. w. weg. Die Einwohnerzahl ist zu 4,088,289 Seelen angegeben; davon kommen 459,948 auf die Juden. Wohnplätze sind 22,448 gezählt, 451 Städte und 21,997 Dörfer, im Ganzen 489,500 Häuser. Nach diesen Notizen gibt der Verf. kurze topographische Beschreibungen der vornehmsten Städte und Oerter. Als Probe geben wir das durch die jüngsten Siege

*) Einem tiefer in die poln. Frage eingehenden und über die genannten Schriften, sowie eine hier in Leipzig gedruckte, aber mit Beschlag belegte Schrift, die wir nicht nennen dürfen, berichtenden Artikel von demselben Mitarbeiter wurde das Imprimatur nicht ertheilt, was wir zu unserer Rechtfertigung glauben bemerken zu müssen. D. Red.

der Polen berühmt gewordene Siedlce. „Diese kleine, hübsche und wohlgebaute Stadt ist die Hauptstadt des Palatinats Podlachien. Das große Schloß, in welchem die Stadt- und Justizbehörden ihre Sitzungen halten, ist von einem schönen Park umgeben. Hier ist ein Tribunal erster Instanz, eine Parochialschule, eine Domaineninspection und eine Synagogeninspection. Es befinden sich hier mehre gutgebaute Wirthshäuser, von denen das auf dem großen Platze besonders gerühmt wird. In gutem Rufe stehen die Backwaaren von Siedlce und das nach ihm benannte Weißbrot, welches besonders in Warschau sehr beliebt ist". Die Stationen von einem Orte zum andern sind angegeben, und zuletzt finden wir noch Angaben über das Postwesen und über Münzen, Maße und Gewichte. Eine Tabelle über Ankunft und Abgang der Posten in Warschau schließt das Ganze. Die Schrift ist, was ihren statistischen und topographischen Theil betrifft, ziemlich zweckmäßig und brauchbar eingerichtet und wird Reisenden und Zeitungslesern gute Dienste leisten. Nur freies, unbefangenes, politisches Urtheil darf man darin nicht suchen.

Nr. 3 hat gleichen Zweck wie Nr. 2; aber es ist eine äußerst magere Compilation allerlei geschichtlicher, geographischer und statistischer Notizen über Polen, welche in Eile zusammengetragen worden sind, um den günstigen Zeitpunkt nicht zu verfehlen. Das Geschichtliche wird auf 8 Seiten abgemacht, und als Beispiel der trivialen Erzählungsweise heben wir nur eine Probe heraus: „Das Reich war durch innern Zwiespalt zerrüttet, und da es im Trüben gut Fischen ist, so griff Oestreich zu u. s. w." Unter den statistischen und topographischen Angaben finden sich zahlreiche Irrthümer oder veraltete Angaben, so z. B. ist die Einwohnerzahl viel zu gering nur auf 3,800,000 angegeben, wahrscheinlich nach der „Militairzeitung" von 1827, die noch weniger, 3,702,300, zählt; ebenso ist die Zahl der Juden, wol um die Hälfte zu schwach, nur zu 220,000, aufgeführt. Zur Bestimmung und Berichtigung der Urtheile über Polens politische Lage wird diese Arbeit nichts beitragen.

Nr. 4. Nach dem Titel dieser Schrift sollte man im Buche selbst etwas ganz Anderes erwarten, zumal da es selbst den berühmten Namen des ausgezeichneten, polnischen Patrioten Oginski auf der Stirn trägt. Es ist aber kaum erklärlich, was dieser mit den „Wichtigen Beiträgen" gemein hat, wenn es etwa nicht darauf abgesehen war, ihn als Köder für die Käufer auszuhängen. Denn die wichtigen Beiträge sind nichts weniger und nichts mehr als weitläufige, langweilige, unbedeutende Mittheilungen und Auszüge aus den Acten der preußischen Specialcommission, welche nach dem Aufstande von 1794 in Großpolen niedergesetzt wurde, um die Untersuchung gegen die Urheber und Häupter der Insurrection in den preußisch-polnischen Provinzen zu führen. Diese wichtigen Beiträge haben es vorzüglich mit einem gewissen v. Pjarski, einem ziemlich unbedeutenden Manne, der die Insurrection im Lande Wielun beförderte, zu thun, und zwar von S. 19—177. Ob derlei Actenstücke, wie der Herausgeber ernstlich zu glauben scheint, für die Geschichte brauchbare und zuverlässige Quellen sind, möchten wir sehr bezweifeln; man darf ihnen kaum mehr Werth beilegen als einer durch die Folter erzwungenen Aussage, und auf jeden Fall muß die Geschichte parteiloser und gerechter sein als eine hochnothpeinliche Specialcommission, welche nach Instructionen und nach einer vorgefaßten, wenn auch durch den todten Buchstaben des Gesetzes gerechtfertigten Meinung handelt.

In dem, den Auszügen aus den Acten vorangehenden Abschnitt: „Die Theilung Polens", sucht der Verf. vorzüglich Preußens Benehmen und Politik bei der zweiten Theilung indirect zu rechtfertigen, indem er den Polen vorwirft, sie hätten Preußen, nachdem dieses mit der Türkei am 31. Januar 1790 eine Offensivallianz, und mit Polen selbst am 20. März desselben J. einen Garantiebund abgeschlossen, ohne Unterstützung im Stiche gelassen und erwartet, daß Preußen sich pour l'amour de Dieu für eine polnische Partei (die *constitutionnelle*) aufopfern würde, während die Andern, *die russisch Gesinnten*, es mit dem Feinde hielten. Von der auf dem Titel angeführten, spätern Geschichte Polens bis zum wiener Congreß können wir in dem Buche nichts finden. Der Verf. müßte uns etwa zumuthen wollen, den letzten mit „Finis Poloniae" überschriebenen Abschnitt, welcher einige geschichtliche Notizen, einige Verse von Friedrich II. enthält und mit dem Gemeinplatz: „Polen war durch sich selbst gefallen! Concordia res magnae etc." endet, für eine Geschichte zu halten.

Nr. 5. Der ungenannte Verf. hat seiner Schrift folgendes Motto v. K. Herloßsohn beigefügt:

Polen! — —
Wirst du's jetzt nicht, wirst du niemals frei!
In der Weltgeschichte steht die Frage:
Ob ein Polen noch, ob keines sei.

Daß er seine Schrift auf dem Titel in Paris und namenlos erscheinen ließ, dafür führt er im Vorworte folgenden auffallenden Grund an: „Mehre kleinere Schriften, welche an dem Orte, wo der Verf. lebt, wider Recht, Billigkeit und Klugheit — denn einer schlechten Sache kann man dadurch nicht aufhelfen und eine gute bedarf solcher Gewaltmittel nicht — confiscirt werden sollten, bestimmten ihn dazu u. s. w." Wie lange noch werden die Lehren der jüngst vergangenen Zeit unbeachtet bleiben? Wie lange noch glaubt man, der öffentlichen Meinung vornehm trotzen zu dürfen? „Die Völker verlangen Preßfreiheit, sie bitten nicht mehr darum!" sprach der Edle von Rotteck sehr wahr und treffend jüngst in der badischen Kammer, und seine Worte finden Anklang in ganz Deutschland. Auch ist es nicht die Preßfreiheit, welche Unruhen erregt, Verschwörungen anzettelt, die Regierungen in Miscredit bringt, sondern die Willkür, welche die Meinungen der Personen, wie deren Eigenthum verletzt.

Der Verf. gibt eine klare, zusammenhängende Darstellung der Schicksale Polens seit 1763, oder seit der unter russischem Einflusse erfolgten Wahl Stanislaus Poniatowski's, bis auf die jüngste Revolution und schließt

mit der Erklärung des Nationalconseils, daß Polens Thron erledigt sei. In der ganzen Schrift herrscht eine lichtvolle Anordnung des Stoffes, die besten Schriften über Polen sind gewissenhaft benutzt, und der Verf. scheut sich nicht, ungeschminkt die Wahrheit zu sagen; immer von großem Werth, wo das seltene Glück der Zeiten, wo man meinen kann, was man will, und schreiben darf, was man meint, uns noch nicht zu Theil geworden ist. Von seiner Unparteilichkeit findet der Leser namentlich S. 153 einen Beweis, wo er von dem russischen Kaiser mit folgenden Worten spricht: „Aber wie wohl thut es dem Menschenfreunde, wenn er nun hört, daß Nikolaus I., gleich seinem ältern Bruder, nichts als Gutes will! daß Liebe zur Gerechtigkeit, Billigkeit, Thätigkeit, Menschenliebe Haupteigenschaften seines Charakters sind u. s. w." Im letzten Theil der Schrift sind vorzüglich Nr. 1 und die Proclamationen, Manifeste und andere bekannt gewordene Actenstücke benutzt worden. Wir wünschen dieser gelungenen Arbeit recht viele Leser; keiner wird sie unbefriedigt aus den Händen legen. 154.

Italien.

Italien! Wir können dieses Wort nicht aussprechen ohne ein wehmüthiges schmerzliches Gefühl. Traurig war das Schicksal von Polen, ehe es in seiner Heldengröße sich erhob; traurig ist das Schicksal von Spanien, Portugal, trauriger fiel das Loos, das Italien, wie es scheint, unwiderruflich zugefallen ist. Italien, durch seine geographische Lage mehr noch als Griechenland dazu bestimmt, die geistige und commercielle Vermittelung zwischen dem Orient und dem Occident zu übernehmen, einst die Herrscherin und dann die Lehrerin der Welt, was ist es jetzt? Nur einmal, seit die Unterdrückung der Gothen und der Griechen, der Longobarden und der Franken beendigt war, hat sich für Italien eine Gelegenheit dargeboten, seine alte Größe wiederzugewinnen. Dies war, als Papst Gregor VII. den Sieg des christlichen Glaubens über alle weltlichen Gesetze verkündete und die Völker auffoderte, nach Rom die Blicke zu wenden, wenn sie Schutz in der Noth, Trost im Unglücke, Heil im Elende wollten. Damals stand die Hierarchie an der Spitze der Intelligenz des gesammten Abendlandes; und wenn sie auf dieser Höhe sich behauptet hätte, so ist kein Zweifel, daß Rom der Mittelpunkt geworden wäre, von welchem nicht nur die geistige, sondern auch die politische Freiheit der Völker und zuerst Italiens ausgehen mußte. Aber der römische Stuhl zog es vor, zu herrschen, statt zu befreien; er zog es vor, die Macht des Glaubens durch weltliche Gewalt zu stützen, statt sie im Gemüthe zu befestigen. Dadurch untergrub er selbst das Fundament, auf welchem sein Ansehen begründet war. Man gewöhnte sich, den heiligen Vater nicht mehr als den Fürsten des Glaubens, sondern als den Regenten des Kirchenstaates zu betrachten. Seitdem wurde sein Einfluß, in politischer Hinsicht, von der geringen politischen Macht bedingt, die ihm zu Gebote stand und die gerade hinreichend war, die Zerstückelung Italiens, die er vorfand, zu vermehren, aber nicht, die zerstückten Theile in ein Ganzes zu vereinigen. Italien, das in diese Hände sein Heil gelegt hatte, war verloren.

Aber, unsere Absicht war nicht, uns hier mit dem Lande Italien zu beschäftigen, sondern mit einem Buche, das seinen Namen trägt, und dessen Gegenstand es ist. „Italy", dies ist der Titel eines Werkes über Italien, das vor Kurzem in London erschienen ist und, mit Fleiß gearbeitet und mit britischer Eleganz ausgestattet, wahrscheinlich auch in Deutschland Freunde finden wird. Der Verf., Josiah Conder, durch ein früheres in England mit außerordentlichem Beifall aufgenommenes Werk: „The modern traveller", vortheilhaft bekannt, hat aus den freilich größtentheils auch dem deutschen Gelehrten zugänglichen Hülfsmitteln und Quellen auf geschmackvolle Weise und in gebildeter Sprache so ziemlich Alles zusammengestellt, was etwa dem gewöhnlichen Reisenden in Italien zu wissen nöthig ist. Vor Eustace's „Classical tour" hat Conder's „Italy" den Vorzug, daß, bei größerer Vollständigkeit, die ekelhafte orthodoxe Pedanterie fehlt, welche leider nicht blos in England meist die unzertrennliche Begleiterin unserer „Wohlehrwürdigen Herren" ist; vor Reigebaur's Reisehandbuch, neben dem Nachtheil geringerer Uebersichtlichkeit, den Vorzug lebendigerer, geistreicherer Darstellung, umfassendern Blicks und gefälligerer Form. Zur Vergleichung heben wir die Beschreibung von Bologna aus, der Stadt, die in dem letzten schwächlichen Versuche der Italiener, ihre Freiheit zu erkämpfen, die Führerin war.

„So wie man der Stadt sich nähert, verbessert sich allmälig die Landschaft und wird holzreicher. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der reichen Ebene, auf welcher sie steht, wird durch die Schwere des Getreides, die Höhe und Stärke des vollährigen Mais und den unvergleichlich schönen Stand des Hanfes bezeugt. Auch in der Zierlichkeit der Bauernhäuser, dem sorglichern Landbau und dem allgemeinen Aussehen der Bevölkerung erkennt man die Zeichen eines höhern Grades von Wohlstand als in irgend einem andern Theile von Italien. Das Bolognesische ist immer die blühendste unter den 4 Legationen des Kirchenstaates gewesen, was, wie Bischof Burnet uns belehrt, seiner eigenthümlichen Verfassung zuzuschreiben ist. „Denn Bologna", sagt er, „ergab sich dem Papstthum nur in Folge einer Capitulation, durch welche es sich nicht unbedeutende Privilegien vorbehielt. Hier werden Verbrechen nur in den Personen Derer bestraft, die sie begangen haben; es gilt keine Confiscation der Güter; und obwol die richterliche Gewalt in Criminalfällen dem Papste zusteht und durch einen Legaten und seine Beamten gehandhabt wird, so sind doch die bürgerliche Verwaltung, der Magistrat und die Jurisdiction in Civilsachen der Stadt überlassen. Durch diese Anordnung geschieht es, daß, wie auf der einen Seite die Reichthümer von Bologna den Fremden überraschen, da es weder an einem schiffbaren Strome gelegen, noch der Mittelpunkt eines Staates und der Sitz einer Hofhaltung ist, auf der andern der Papst an Abgaben viel mehr aus dieser Stätte der Freiheit zieht als von jenen, wo seine Gewalt unbeschränkt und absolut ist, die aber auch beinahe ganz verlassen sind". Ein anderer günstiger Umstand ist, daß der Verkauf der Klostergüter während der Besitznahme der Franzosen die Zahl der kleinern Grundeigenthümer beträchtlich vermehrt und einen wohlgedeihenden Stand von freien Ackerbauern geschaffen hat. In einer Hinsicht jedoch hat diese Revolution zu unglücklichen Folgen geführt. Sie hat der restaurirten Regierung eine Gelegenheit und einen Vorwand gegeben, die Bologneser der meisten ihrer alten Privilegien zu berauben. Durch ein päpstliches Rescript vom 6. Juli 1816 wurden die volksthümlichen Magistrate und Tribunale, die alten Facultäten, die Verwaltung der Miliz, das Münzrecht und das Recht der Volkswahl aufgehoben und vernichtet, und Bologna ist jetzt denselben Gesetzen und Anordnungen unterworfen wie der übrige Kirchenstaat. Bologna ist an dem Fuße der Apenninen malerisch gelegen, der Reno durchströmt die Stadt und die Savena wäscht ihre Mauern. Sie ist von einer hohen Ziegelmauer umgeben, die ungefähr 6 Miglien im Umfange hat und eine Bevölkerung von 60—70,000 Seelen einschließt. Indem man sich der Stadt nähert, gewähren ihre sonderbaren geneigten Thürme und die hohen alterthümlichen Spitzthürme, mit dem seltsamen Bogengange, der zu der Kirche der Madonna di San-Luca, auf einem steilen Berge über dem Reno, hinaufführt, einen eigenthümlichen und überraschenden Eindruck. Obwol eine der ältesten Städte Italiens, ist sie eine der am besten erhaltenen und hat ein ehrwürdiges Aussehen, ohne in Trümmer zerfallen zu sein. Ihre Straßen sind mit Bogengängen besetzt und bieten

auf beiden Seiten einen bedeckten Fußweg dar wie in Padua und Modena. Weniger elegant in ihrem Aeußern als die letztere Stadt, hat sie nichts von dem einförmigen, düstern Charakter der erstern. Ihre schönen hohen Arcaden ruhen auf wohlproportionirten Säulen, und die Architektur ist in besserm Geschmack, mehr vollendet und nach größerm Maßstabe ausgeführt. Man sieht eine Menge großer Kirchen und ansehnlicher Paläste; und wenn diese auch nicht durch auffallende Vortrefflichkeit der Bauart ausgezeichnet sind, so ist doch der Styl derselben im Allgemeinen gut und der Eindruck gefällig".

Eine besondere Zierde dieses empfehlenswerthen Werkes dürfen wir nicht vergessen, die zahlreichen Kupfer; sie gehören zu dem Besten, was man in dieser Art selbst in England zu sehen gewohnt ist, und werden von englischen Blättern jenen „der so sehr gepriesenen Taschenbücher" an die Seite gestellt. 178.

C. E. Morstadt's kritisch-pragmatischer Commentar über Mittermaier's Grundsätze des deutschen Privatrechts. Erstes (arretirt gewesenes) Heft, als Probe. Auch unter dem Titel: Commentar über Mittermaier's Theorie von Verlagscontract, Schrifteigenthum, Nachdruck und Collegienheften. Heidelberg, im Selbstverlage des Verfassers. 1831. Gr. 8. 18 Gr.

Hr. Prof. Dr. Morstadt hat im Jahre 1825 die von Gensler nachgelassenen Collegienhefte über Martin's „Lehrbuch des Civilprozesses" als einen Commentar über letzteres herausgegeben. In einem darüber entstandenen Rechtsstreit holte der Buchhändler Winter in H. ein Rechtsgutachten von dem Hrn. Geh.-R. Prof. Dr. Mittermaier ein, in welchem dieser die Herausgabe von Collegienheften ohne Erlaubniß des Lehrers, von dem rechtlichen und moralischen Standpunkt ausgehend, eine unerlaubte und schändliche Handlung nannte: ein Urtheil, in welches wol die Mehrsten einstimmen werden. Dies und die von dem Respondenten in sein „Deutsches Privatrecht" aufgenommene Lehre von dem Schrifteigenthum hat nun gegenwärtige Schrift, eine förmliche Schmähschrift, veranlaßt, welche 3 Vorreden, einen sogenannten Commentar zu §. 204 d. „Grundf. d. deutsch. Privatr." v. Mittermaier, und das erwähnte Responsum mit 69 Anmerkungen enthält.

In dem Commentar widerspricht der Verf. jedem Satze des genannten §., und indem er die bekannten für den Nachdruck oft angeführten Gründe wieder vorbringt, und dabei den allerdings nicht ganz unbegründeten, von Homeyer in seiner gründlichen Recension des Mittermaier'schen Werks („Berl. Jahrb.", 1828, Mai) zuerst ausgesprochenen Tadel, daß particulaire Rechtssätze oft als gemeines Recht angeführt werden, wiederholt, erschöpft er sich in einem unaufhörlichen Haschen nach Witz, was um so lästiger wird, als eine Menge Persönlichkeiten darin verflochten zu sein scheinen. Daß übrigens in diesem §. mancher Satz als gemeines deutsches Recht steht, was diesen Charakter nicht hat, weist der Verf. allerdings nach, wie sich auch schon aus einer Vergleichung dieses §. mit §. 386 von Eichhorn's „Einleitung" u. s. w. ergibt. Ganz in demselben Ton und Geist wie dieser Commentar sind auch die Noten zu dem Rechtsgutachten abgefaßt. Wortkrittelei, Jagd nach Witzen, die oft über der Grenze des Gemeinen, Persönlichkeiten u. s. w. wechseln mit einzelnen richtigen Bemerkungen ab. Jedenfalls ist dies eine Streitschrift ganz eigner und neuer Art; daß aber der am 17. Februar 1828 auf diese Schrift gelegte Arrest am 11. Dez. 1830 aufgehoben worden ist, kann man nur bedauern, da dadurch eine traurige Bereicherung der jurist. Lit. geworden. Den bleibendsten Eindruck hat auf Rec. die letzte Note zum Responsum gemacht, wo der Verf. versichert, daß bei dieser Glossirung ihm viel Ekel und wenig Ruhm zu ernten gewesen, was jedenfalls die größte Wahrheit in der ganzen Schrift enthält.

Der Verf. droht auf dem Titel und in der ersten Vorrede mit einem Commentar über das ganze Mittermaier'sche Werk in 8 Abtheil., wobei er, um den Leser bei Laune zu erhalten, und weil es dem Exegeten der teutonischen Privatrechtsnormen allzu schwer ist, ernsthaften Mundwinkels zu bleiben und eine Satyre nicht zu schreiben, „nur allein zu den komischen Saiten Thaliens greifen" wird. Nach der Probe, die gegenwärtiges Heft gibt, wird es Niemanden nach der Ausführung dieses Planes gelüsten; ein Werk wie Hommel's „Akad. Reden über Mascov" kann der Verf. nicht liefern, und die Zeiten, wo man solche Späße in der Wissenschaft liebte, sind vorbei. Sollte es aber dem Verf. Ernst mit seiner Drohung sein, was uns nicht einleuchten will, so erlaube er, der ja stets sich im Citiren der Dichter gefällt, daß wir, ihm Schiller's Worte über „Kant und seine Ausleger" — denn dasselbe Verhältniß wie zwischen Jenem und Diesen findet zwischen Mittermaier und ihm statt — zurufen:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärner zu thun. 100.

Spindler in München.

An unserm literarischen Horizonte erscheinen von Zeit zu Zeit neue Fixsterne, Planeten mit und ohne Trabanten und mitunter auch schimmernde Meteore ohne genau zu berechnende Begrenzung, ohne klare Bestimmtheit der Form. Saphir, der Kakodämon der Satyre, wurde von seinem Himmel gestoßen. Er sah in seinem Sturze aus wie der Großherr der hochmüthigen Geister im Milton'schen Epos. Wir nennen aber Grosse den Abadonna, der sich der Restitution mit Recht würdig machen dürfte. Sein Bruder, der talentvolle Spazier, der im kunstsinnigen Nürnberg eine literarische Colonie zu gründen begann, lebt und wirkt für Baiern noch ebenso fort wie Einer, der Baierns Scholle angehört. Dem „Bazar" fehlt das unmittelbare Einwirken der münchner Sonne — er ist ihren Stralen zu fern, und so veraltet er zusehends. Er gedieh nur unter dem unmittelbaren Einflusse des münchner Lebens. Jetzt ist er eine zahme Nessel. Der beliebte Novellist Spindler, ein willkommener Gast, gründete den „Zeitspiegel", der mit der nettesten Eleganz erscheint, aber leider nichts weniger als ein Zeitspiegel ist. Er wählte einen „auserlesenen" Kreis von Mitarbeitern und zog sogar den Turnmeister Maßmann hinein. Dieser turnt in dem neuesten Hefte mit den Ditmarschen und schwingt und tummelt sich mit altgermanischem Rocke und gescheiteltem, langem Haare. Eduard Duller, der Landbote und Dichter, gab in einem frühern Hefte eine schöne Abhandlung über die Glyptothek, mit tiefer Einsicht in den griechischen Mythus und in seine bedeutungsvolle symbolische Verkettung, wozu ihm die einzelnen Kunstsäle nach ihren sinnvoll geordneten Classificationen und die meisterhaften Darstellungen des gepriesenen Cornelius reichen Stoff boten. Diese treffliche Abhandlung bildet einen rationellen Katalog, den bereits, so viel uns bekannt ist, durch den berühmten Hofarchitekten v. Klenze ausgearbeitet wurde.

Das ist aber auch die einzige Perle in den bereits erschienenen, eleganten Blättern des „Zeitspiegels", der auch einem Herrn v. Chezy einen Spielraum zu wässerigen Dichtungen gibt; vielleicht hält sich dieser Poet, der dem Buchhändler Franckh eine wenig bekannt gewordene „Damenzeitung" redigirte, durch eine Art Assonanz und Verwandtschaftsalliteration für berufen, in runden, netten Versen, ohne des Phöbus Glutstral, im „Zeitspiegel" Parade zu machen. Auch ein Herr L. Bechstein liefert goldene Eier. Der Mann, der uns den vielversprochenen „Jesuiten" lieferte und Anspruch auf Verdienst hat, wird bei allem Streben, die münchner Welt in seinem Spiegel die Zeit mit ihren mannichfachen Erscheinungen des Einst und Jetzt schauen zu lassen, große Mühe haben, da es überall auf die literarischen Gourmands ankommt, ob sich eine bessere Zeitschrift erhält oder nicht. Und doch hat die Hauptstadt keine Unterhaltungsschrift ästhetischer Richtung, die dem „Zeitspiegel" das Gleichgewicht halten könnte! 136.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 130. — 10. Mai 1831.

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, von Friedrich von Raumer. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1831. 12. 3 Thlr. *)

Ueber die Armuth der deutschen Literatur an Memoiren und überhaupt an Werken, die unmittelbar aus dem Leben hervorgehen und daher auch wieder unmittelbar auf das Leben zurückwirken, ist hundert Mal geklagt worden und wird wahrscheinlich noch hundert Mal geklagt werden, denn in Abrede zu stellen ist die Sache nicht; wir Deutsche haben eine so unergründliche Bescheidenheit, daß ich überzeugt bin, wie hochmüthig sich auch besonders unser Schriftstellervölklein zuweilen geberdet, so ist doch selbst unter diesem Keiner, der nicht in Gedanken Gott und die Welt um Verzeihung bittet, so oft er sich in der Verlegenheit sieht, seinen Namen zu nennen. Während der stolze Engländer sein Ich groß schreibt, begnügt sich der Deutsche nicht damit, das seinige, gleich dem feinen Franzosen und andern artigen Leuten, klein zu schreiben, nämlich mit einem kleinen Anfangsbuchstaben, sondern er läßt dasselbe wo möglich ganz weg und begeht lieber eine Sünde gegen die Grammatik und gegen den gesunden Menschenverstand als gegen die Höflichkeit. Wenn nun dennoch einmal einer unserer guten ehrlichen Landsleute das Herz hat, es öffentlich zu gestehen, daß er existirt, und sein unwürdiges Ich vor Jedermann zur Schau zu tragen, so ist dies schon, als ein Beweis von außerordentlichem Muthe, aller Ehren werth; preiswürdig aber wird es im höchsten Grade, wenn uns ein solches Ich nicht etwa blos in das einsame Studirkämmerlein, sondern in die weite reiche Welt hinausführt, in das bunte Gewühl der Völker, auf den großen Weltmarkt, wo die wichtigsten Interessen und die theuersten Güter der Menschheit verhandelt werden, wie dies in den soeben ausgegebenen Briefen des Verfs. der „Hohenstaufen" geschieht.

Wir begleiten Hrn. v. Raumer auf einer Reise von Berlin über Brüssel nach Paris, und von Paris durch das südliche Frankreich über Genf und Strasburg nach Berlin zurück. Der Charakter unsers Begleiters, seine Ansichten und seine Gesinnungen liegen so offen und unverhüllt vor uns, daß wir beinahe von der ersten Poststation an in Gesellschaft eines alten vertrauten Bekannten und Freundes zu reisen glauben; und da dieser Freund überdies nicht nur ein ehrlicher und achtbarer, sondern auch ein sehr unterrichteter Mann, mit hellem Blick und freier Stirn ist, so kann es nicht fehlen, daß unsere Excursion ebenso angenehm als vielseitig belehrend ausfallen muß. Wie wohl will uns aber das Glück! Die größte, die wunderbarste, wenn wir so sagen dürfen, die weltgeschichtlichste Begebenheit der neuern Geschichte geht vor unsern Augen vor: der Sturz der Bourbonen; der Sturz der alten levitischen Theokratie; die Entfesselung des Geistes der Völkermasse; die Geburt eines neuen Princips des Staatslebens, einer neuen Legitimität. Alles sehen wir vor unsern Augen werden, sich gestalten, entstehen. Ueberall ist unser Begleiter wohlbekannt und überall macht er uns bekannt; aber erstaunen müssen wir über die Schärfe des Urtheils, mit welcher er so manche wechselnde, schnell vorübergehende Erscheinung auffaßt, wenn wir sehen, wie so oft schon der folgende Tag bestätigt, was an dem vorhergehenden nur als Vermuthung angedeutet oder als wahrscheinliche Folge vorhergesagt war. In der That, wenn in diesen Briefen nicht die ganze Art der Darstellung, Farbe, Ton und Haltung so unverkennbar das Gepräge des Augenblickes trügen, so könnte man glauben, der Verf. habe das Publicum mystificiren wollen, indem er seine Aufsätze antedatirte. Aber für den aufmerksamen Leser bedarf es kaum der Versicherung am Schlusse, daß nach der Hand nichts Wesentliches verändert oder hinzugefügt worden sei; so sehr spricht jede Zeile für sich selbst und für ihre Wahrheit.

Am 11. März 1830 langte Hr. v. Raumer in Brüssel an. Schon damals, wo doch an die Revolution der 3 Julitage noch gar nicht zu denken war, erkannte er die Vorzeichen eines nahenden Sturmes und die Unhaltbarkeit des aus den widersprechendsten Bestandtheilen zusammengeleimten niederländischen Staatsgebäudes. „Ich kann nicht darüber urtheilen" — sagt Hr. v. R. (I, S. 23), nachdem er eine Reihe von Stellen, die in der That ebenso viele Beispiele des zügellosesten Uebermuthes sind, aus den belgischen Journalen angeführt hat —, „in wie-

*) Vgl. den Artikel eines andern Mitarbeiters in Nr. 46 u. 47 d. Bl., wie auch Nr. 325 u. 338 f. 1830. Es wird zugleich bemerkt, daß Raumer's Briefe, die sich bald nach ihrem Erscheinen vergriffen, jezt wieder durch alle Buchhandlungen bezogen werden können. D. Red.

weil diese meist katholischen Blätter von ihren Gegnern gereizt sind, und ob und welche Schuld die Regierung wirklich trifft; doch geht aus Dem, was ich sah und las, mancherlei hervor. So 1) daß die Presse bisher nichts weniger als beschränkt war, vielmehr die Frage wegen Preßfreiheit sehr natürlich zur Sprache kommt; 2) daß gegen wirkliche oder eingebildete Uebel nur nichtsnutzige, revolutionnaire Mittel in Vorschlag gebracht werden und die Staatsweisheit dieser Freiheitsapostel sehr gering ist; 3) daß ein Bündniß des Ultrakatholicismus mit diesem irrigen Liberalismus unnatürlich und unheilbringend sein muß; 4) daß die katholischen Belgier wenigstens kein durch die frühere Geschichte bestätigtes Recht haben, die protestantischen Holländer der Unduldsamkeit anzuklagen; 5) daß die Holländer, als ein Volk mit einer gleichsam abgeschlossenen Geschichte, die Freiheit vorzugsweise in die Fortdauer Dessen setzen, was sie schon besitzen, und mit dem Besitzthum auch das monarchische Element für verträglich halten. Die Belgier hingegen, jetzt meist emancipirt, nehmen einen Anlauf zu neuen Bahnen, wollen ein politisches Dasein erst erringen und sich am wenigsten von den Holländern diese vorzeichnen oder verkürzen lassen. Wenn die Belgier den Holländer als phlegmatisch, abgestorben und knechtisch bezeichnen, so findet dieser jene revolutionair, für ruhige Freiheit unempfänglich und hochmüthig auf ihre neue unbewährte Weisheit. Der Holländer gründet seinen Werth und seine Foderungen auf Das, was er bereits gethan hat, der Belgier auf Das, was er thun will. Auch verwirft der Katholik größtentheils Das, was der Protestant sich zum Ruhme anrechnet. So sind die beiden Haupttheile des niederländischen Staates mehr aneinander geleimt als organisch verwachsen; und es wird Zeit, Mäßigung und Weisheit kosten, dem Körper Einen Blutumlauf beizubringen. Ja, man kann fragen, ob der König es nicht leichter gehabt hätte, wenn zunächst ein Doppelstaat, etwa wie Schweden und Norwegen, wäre organisirt worden".

Gerade Dies, die Errichtung eines solchen Doppelstaates, war es, was die Belgier während der ersten weniger stürmischen Stadien ihrer Revolution verlangten; auch jetzt noch, nachdem durch die Gewaltthätigkeit beider Theile die Spaltung für den Augenblick unheilbar geworden scheint, halten wir dies für das einzige naturgemäße Verhältniß, in welchem Landschaften, die durch so mannichfache Bande miteinander verknüpft und auf der andern Seite wieder durch so große Verschiedenheiten voneinander getrennt werden, zu einander stehen können. Aber welche Hoffnung ist, daß dies naturgemäße Verhältniß in einer selbst entfernten Zukunft werde herzustellen sein? Bei der wüthenden Erbitterung, die sich auf beiden Seiten immer tiefer eingräbt, müssen wir es offen gestehen: keine. Und wer trägt am Ende zumeist die Schuld? Nicht die Belgier, denn was sie im Anfange der Revolution foderten, können wir nicht ungerecht nennen; erst als die Regierung die ausgebrochene Bewegung durch zweckwidrige Mittel zu hemmen suchte, nahm dieselbe ihren jetzt unaufhaltsamen, Alles mit in das Verderben hinabreißenden Schwung. Dies gibt auch Hr. v. Raumer, der sonst wahrlich für die Belgier nicht eingenommen ist, nothgedrungen zu. „Unbegreiflich" — ruft er auf seiner Rückkehr in Strasburg, von den Vorgängen in den Niederlanden unterrichtet, aus — „ist es mir, welcher böse Dämon die niederländische Regierung so verblenden konnte, den Angriff auf Brüssel zu unternehmen. Nachdem das Volk ungeschickt die Pariser nachahmt, betritt die Regierung noch ungeschickter die Bahn der französischen Minister. Die Anarchie wuchs so in Brüssel, daß man nach wenig Tagen die Hülfe der Reichsstände würde gesucht und einen Vergleich zu Stande gebracht haben. Nun ist das Uebel fast unheilbar, und der verwerfliche Anfang wird über der Fortsetzung vergessen. Wenn Soldaten in einer Stadt eine Schlacht beginnen, muß unsäglicher Schade geschehen, es müssen Unschuldige leiden, ja, umkommen, was selbst die strengste Mannszucht (die gefehlt zu haben scheint) nicht hindern kann. Man sollte ein Buch schreiben: Ueber die bequemste und kürzeste Art, *die Herrschaft zu verlieren*; praktische Beispiele sind *zur Hand*" (II, S. 320). Dies Buch ist geschrieben, und Hr. v. R. *ist der Verf.*

Bedeutender in jeder Beziehung als die flüchtig hingeworfenen Bemerkungen, die den kurzen Aufenthalt in Belgien oder eigentlich nur in Brüssel zum Gegenstande haben, ist, was Hr. v. R. in Frankreich sieht, erlebt und beschreibt. Wer über den Zustand von Frankreich auch gar nichts Anderes als die Briefe gelesen hätte, die Hr. v. R. während der Monate März, April, Mai und Juni aus Paris schrieb, der würde keines außerordentlichen Aufwandes von Scharfsinn bedurft haben, *um die* furchtbare Explosion vorherzusehen, welche durch die Ordonnanzen vom 25. Juli veranlaßt werden mußte. Schon am dritten Tage nach seiner Ankunft bemerkte Hr. v. R. (I, S. 29), daß er keinen einzigen Menschen gefunden habe, der das Ministerium vertheidigte oder an dessen lange Dauer glaubte. „In den ersten Sitzungen", sagt er, „hat sich die politische Unfähigkeit dieser Männer noch in weit größerm Maße gezeigt als selbst ihre Gegner erwarteten. Polignac ist leichenblaß auf der Rednerbühne erschienen und hat geradehin Nichts zum Vorschein gebracht. Eine vorbereitete Rede behielt er, durch einige Einwendungen aus der Fassung gebracht, in der Tasche, obgleich ihm Mehre zuriefen: er möge sie doch nur hervorziehen und darauf los lesen". Welches Heil war von einer Verwaltung zu erwarten, und welches Heil für eine Verwaltung, die eine so grellhervortretende Impotenz an die Spitze stellte?

Kaum sind die ersten 14 Tage uns mit Hrn. v. R. in Paris verflossen, so treten aus dem Anfangs wie von einem halbdurchsichtigen Schleier umhüllten Gemälde die einzelnen Partien bereits in scharfen und bestimmten Umrissen hervor. „Vor einigen Jahren war Frankreich fast ganz beruhigt; die Ernennung des Ministeriums Polignac hat Alles wieder aufgereizt, und die Macht der Wenigen, welche man die Congregation nennt, ist so groß als unheilbringend. Zu dem Steigen dieser Macht haben die Liberalen durch den Sturz des Richelieu'schen und Mar-

tignac'schen Ministeriums selbst beigetragen, und ihre stete Opposition, das immerwährende Verneinen, entsteht fast nothwendig dadurch, daß die Regierung sich die alleinige Initiative vorbehalten hat und Keiner als ein bloßer Jaherr erscheinen will. So geht aus Dem, wodurch die Regierung sich stärken wollte, der unbequeme Kampf großentheils hervor... Die Liberalen appelliren jetzt an die Wahlen, ganz der Verfassung gemäß; wie, wenn aber das jetzige Wahlgesetz, welches nur die Thaler zählt, ebenso wenig die wahre Bürgschaft echter Freiheit brächte als die Wahlgesetze, welche vor 30 Jahren nur die Köpfe zählten? Dann müßten die Liberalen sich gegen das Wahlgesetz erklären; sehr natürlich, ja, verständig, obgleich man es als revolutionnair bezeichnen würde" (I, S. 89). Und bald darauf: „Sieht man im Bulletin des lois, wie seit 16 Jahren fast gar keine wahrhaft förderlichen Gesetze gegeben sind, Frankreich aber doch wenigstens an Reichthum und Wohlstand fortgeschritten ist, so möchte man die Gesetzgeberei überhaupt nur für Nebensache halten. Andererseits aber mangeln so große Grundeinrichtungen, daß der Wahlspruch des jetzigen Ministeriums: „Keine Zugeständnisse!" wahrhaft einfältig erscheint. Die ganze Geschichte besteht ja aus Zugeständnissen und Reactionen; wer Beide verwirft, spricht vom jüngsten Tage. Auch sind viele Zugeständnisse ebenso zum Vortheil des Königs wie des Volkes, und das unbedingte Entgegensetzen Beider eine Krankheit oder Dummheit oder Beides zugleich. Die Franzosen sehen ein, daß sie eines Königs bedürfen; aber diese kalte Ueberzeugung reicht nicht aus, nach so langem herben Scheidungsprozesse, eine glückliche Ehe mit den Bourboniden zu begründen. Viele meinen: eine zweite Scheidung, wie 1688 in England, habe keine großen Schwierigkeiten, ja, sie sei nothwendig, sobald der eine Theil die Ehepacten übertrete und auflöse. Die Zahl der sogenannten royalistes purs (Gegner der Charte und aller constitutionnellen Einrichtungen) nimmt täglich ab, und ein coup d'état, in diesem Sinne versucht, müßte auf jeden Fall ganz und gar mislingen" (I, S. 95).

(Die Fortsetzung folgt.)

Provinzial-Literatur.

De la paix universelle, ou le mariage philosophique du commerce avec l'agriculture et sa famille entière, reposant sur l'empire universel des intimes et légitimes liaisons qui existent naturellement entre la nature, l'homme, l'agriculture, les arts, les sciences, les commerces, les gouvernans und noch 4 Linien, par *J. B. Rhodes*, de Plaisance, dann 2 Motti, endlich à Tarbes, chez R. Lagarrigue, imprimeur de la Préfecture, Août 1830. Gewidmet aux amis de la liberté, des lumières, de la raison, de l'ordre, de la concorde, de la paix, du bien, du beau, des délices, du bonheur et de dieu...

Es gibt kein größeres Unglück für einen Menschen, als wenn er nicht lachen kann. Jahr aus Jahr ein machen einige tausend Engländer die Reise nach Paris, blos um zu lachen, und Herodot erzählt, ein Grieche, dem es ebenso gegangen sei wie jenen Engländern, sei expreß nach Delphi gereist und habe Apoll um Rath gefragt, wie er es anfangen solle, um zu lachen. Apoll habe geantwortet, er solle zu seiner Mutter gehen. Der Grieche besuchte seine eigne Mutter und konnte nicht lachen; als er aber in Kleinasien ein seltsames Bildniß von Apoll's Mutter zu Gesichte bekommen, da sei er herausgeplatzt. Jetzt gibt es leider keine Orakel mehr; wer aber nicht lachen kann, der reise blos nach dem südlichen Frankreich, nach Tarbes, und gehe zu Hrn. Rhodes; denn er bemerkt ausdrücklich, daß sein Buch blos in seiner Wohnung zu verkaufen sei.

Der Reisende wird sich alsdann auch eine Vorstellung von dem französischen Provinzialstyle machen, und wer zu Hause bleibt, dem kann ich durch meine Anzeige des Buches nur einen unvollständigen Begriff davon beibringen.

Hr. Rhodes will z. B. sagen: die Welt taugt nichts, und drückt sich S. 12 folgendermaßen aus: „In der That, wie viele Ungerechtigkeiten, wie viele Streitigkeiten, Unruhen, Uneinigkeiten, Zwistigkeiten, Räubereien, Usurpationen, Revolutionen, Empörungen, Kriege, Morde, Grausamkeiten, wie viel Wuth, wie viel ergrimmte Schändlichkeiten, was für Eifersucht, Egoismus, Elend, Laster, kurz, wie viele physische und moralische Gebrechen gibt es nicht auf der Erdoberfläche, um einen abscheulichen Schauplatz des Schmerzes, der Betrübniß und des Todes zu bilden und auf tausendfache Weise das ehrwürdige und majestätische Menschengeschlecht zu quälen, das, ihrer despotischen und verdammungswerthen Macht überlassen, dahinrollt in Schmerz und Elend, wie ein verbrecherisches und wahrhaft verdammtes Wesen, durch die fürchterliche Finsterniß der zerfleischenden und unversöhnlichen Krallen oder Klauen der Furien und Teufel einer Art von ewiger Hölle...!"

Hr. Rhodes will fragen: Wer kann die Welt besser machen? und sagt S. 16: „Wer ist aber der Mensch, der da fähig ist, in dieser Hinsicht den finstern und schädlichen Irrthum auszurotten, um an dessen Stelle ein glänzendes und heilsames Licht zu bringen? Welcher Sterbliche könnte, in dieser Beziehung, die Wege der Natur entdecken und durchschauen, um zu lesen in der Gesinnung und in dem Gedanken ebenderselben Natur, wie auch in denen des Ewigen? Wo findet man auf der Erde ein solches Genie? Wann wird es der Natur belieben, es zu erzeugen? Ist es sogar vernünftigerweise erlaubt, daran zu denken? Ohne Zweifel wird dieses von allen andern privilegirte Wesen, wenn es noch nicht vorhanden ist, gewiß eines Tages vorhanden sein, und zwar, wenn die Natur sein Vorhandensein nützlich und nothwendig finden wird".

Hr. Rhodes will antworten: Ich nicht, und beginnt S. 18, wie folgt: „Nein, ich bin dazu nicht fähig: meine physischen und moralischen Kräfte lassen mich fühlen, daß die Ausführung eines solchen Vorhabens meine pygmatische Gewalt zu sehr übersteigt; in der That, was kann ich wahrhaft Erkleckliches, Nützliches, Gutes oder Angenehmes leisten in dieser umfassenden, schweren und dornvollen Laufbahn, auf diesem unermeßlichen Schauplatze, wo ich, wie ein unsehbarer Punkt, verloren bin auf den unendlichen Ebenen des Ozeans! Gar sehr wenig ohne Zweifel; denn ich müßte alsdann dastehen wie ein fürchterlicher Koloß an Wuchs, Thatkraft, Lauf, Fassungskraft, Takt, Geschmack, Geruch, Gehör, Gesicht, Verstand, Alter und besonders Einsicht und Gewalt, um mit einem Male und blitzschnell das Ganze unsers Planeten und des civil-politischen Körpers, den er auf sich trägt und schweigend durch den Raum rollt, zu beobachten, und um auf diese Weise zu erkennen die Ursachen, Wirkungen, Einflüsse, Verhältnisse und die in allen Dingen anwendbaren Mittel; während ich in jeder Hinsicht nichts bin, als eine schwache, ephemere, unsehbare Milbe in einem wegen der außerordentlichen Geringfügigkeit seiner kurzen Ausdehnung kaum bemerkbaren Kreise".

Ich nicht, denkt Hr. Rhodes; doch erfahren wir von S. 24—26, daß er es „in einigen glücklichen Momenten versuchte, und daß hieraus mehr oder weniger tiefe Betrachtungen hervorgegangen seien": diese Betrachtungen, sammt denen, welche er schon 1822 drucken lassen, „se tiennent et s'enchaînent naturellement et réciproquement depuis leur commencement successivement jusqu'à leur terminaison".

Im Grunde bin ich mit mir zufrieden, denkt

Herr Rhodes und schreibt S. 27 die unterhaltenden Worte: „Nachdem ich in großen Zügen das Ganze des neuen Gebäudes skizzirt und geordnet, habe ich „pacifiquement et amoureusement“ mit lauter Stimme und in Gedanken jenen nützlichen und schönen Frieden, jene glückliche Hymne, seit 1822, ohne zu übertreiben, wenigstens mehre Tausend Mal gesungen, und stets mit demselben köstlichen Enthusiasmus, der mich uranfänglich beim Verfassen des Buches belebte, das ich blitzschnell erdachte und ausführte; und noch jetzt ist es meine Leidenschaft, von Zeit zu Zeit den wichtigen Inhalt wiederzukauen und damit angenehm zu schwelgen, besonders in meinen Mußestunden und beim Spaziergang, wenn ich einsam oder von aufrichtigen und wahrhaften Freunden begleitet bin; so sehr finde ich jene Gedanken übereinstimmend mit meinen Gefühlen und mit der harmonischen Einheit meiner Ideen, meines Selbstbewußtseins, meiner Einsicht und Vernunft“.

Nachdem uns Hr. Rhodes in 32 Seiten trefflichen Provinzialstyls gesagt: „die Welt taugt nichts; wer kann sie besser machen? ich nicht; doch will ich es versuchen“, fängt sein eigentliches Buch an, woraus man nicht so leicht Stellen citiren kann, denn hier werden die Perioden etwas lang, und eine dauert von S. 58—76. Wir geben nur den Hauptinhalt an: Hr. Rhodes belehrt uns, daß sich die Völker jetzt, gleich den Planetensystemen, „passagèrement et éternellement um un centre commun ou pacifique équateur divinolibéral“ herumdrehen, welches Centrum gleichweit entfernt ist von den „pôles du despotocivilisme et du despotosauvagisme“. Er gibt uns den Rath, den Handel mit dem Ackerbau und seiner ganzen Familie in jedem Lande, bei jeder Nation und sogar auf der ganzen Erdoberfläche „légitimement et pacifiquement“ zu vermählen, auf daß sie eine einzige große und allgemeine Conjugalgesellschaft bilden. Wir sollen eine universelle Sprache schaffen, die leichter einzuführen sei, als man gewöhnlich denke; wir sollen die Kriege, Duelle, Selbstmorde u. a. Morde abschaffen, außerdem die Zwistigkeiten, Chicanen und Prozesse; die mineralischen, vegetabilischen, animalischen und moralischen Gifte und den Atheismus. Es ist der Mühe werth, nach Tarbes zu reisen und das Buch zu kaufen, um so mehr, als Hr. Rhodes für 2½ Franken noch ein anderes Büchlein mit in den Kauf gibt, nämlich den:

Succinct extrait de quelques fragmens de la Théocosmorhodie, ou nouveau systême de la nature, de *Jean Baptiste Rhodes*, de Plaisance, par l'auteur même. Tarbes, chez F. Lavigne, imprimeur, Novembre 1830.

„Zwanzig Jahre (so beginnt dies Büchlein) Beobachtungen, Erfahrungen, Betrachtungen und Anschauungen über die große und göttliche Natur haben mir „intelligentiellement, matériellement, oculairement et irrévocablement“ bewiesen, daß die von dem ganzen Menschengeschlechte angenommene Naturwissenschaft, unter welchem Namen und Systeme man sie auch vorgestellt hat, im Allgemeinen in so tiefe Irrthümer versunken ist, daß man nicht einmal sagen kann, und das ist sehr erstaunlich, daß sie in der Wiege liegt; denn sie war erst noch zu schaffen. Ich habe diese erstauntiche Schöpfung nach den Befehlen und Vorschriften ebenderselben Natur zu Stande gebracht, und es ist nicht meine Schuld, wenn man meiner überraschenden Schöpfung nicht alsbald Glauben beimessen wird“.

Hr. Rhodes spricht darauf unter Anderm folgende Gedanken aus: Das ewige oder zukünftige Leben existirt ebenso gewiß als das vorübergehende oder gegenwärtige Leben hienieden. Es existirt ein ätherischer Ozean oder eine universelle Atmosphäre. Die Sonne ist nicht von Metall; ihr Organismus ist das Resultat eines einzigen homogenen Elements. Die vermeintlichen Sonnenflecken existiren nicht; sie sind blos Irrthümer und optische Täuschungen. Die Milchstraße ist weder eine Gruppe von Sonnen noch von Massen materiellen Lichtes; sie entsteht blos aus einer leicht erklärbaren Erscheinung. Das Nordlicht ist weder eine magnetische noch eine elektrische Erscheinung; es entsteht durch eine leicht erklärbare Wirkung. Die Aerolithe sind keine Himmels-, Mond- oder elektrische Phänomene; sie haben andere natürliche Ursachen. Die Strömungen, Ebbe und Flut u. a. m. entstehen nicht durch Attraction; sie haben andere natürliche Ursachen. Die Naturwissenschaften, wiederholt Herr Rhodes, waren bis jetzt in Dunkel gehüllt. Es war aber leicht, Licht hineinzubringen. Er theile sie daher so ein: 1) Théie, 2) Albie, 3) Nigrie, 4) Albinigrie, 5) Dizonie, 6) Pentazonie, 7) Polyzonie. Diese Liste setzt Hr. Rhodes senkrecht unter einander; dann schließt er: Gott gebe, daß man meine gute und fruchtbare Göttin nicht vernachlässige!

Ihr, die Ihr nicht lachen könnt, geht nach Tarbes, besucht Hrn. Rhodes; das Mittel ist unfehlbar. Blos in seiner Wohnung sind obige Bücher zu kaufen, und damit Ihr ja zu ihm kommen möget, hat er sein Portrait nicht vor das Buch gesetzt. Glaubt mir, wer ein Hypochonder ist, der reise nach Tarbes und frage die genannten Buchdrucker: Wo wohnt Herr Rhodes, Verf. der „Paix universelle“ und der „Théocosmorhodie“? Oder noch besser, bleibt in Deutschland, denn auch dort gibt es Schriftsteller, die es mit Hrn. Rhodes aufnehmen. Wenn Herr Rhodes unsere Sprache verstände, so würde ich glauben, seine Werke seien eine Satyre gegen einen Theil unserer neuesten Literatur und namentlich gegen die Herren — — Nomina sunt odiosa. 65.

Machiavelli über Italiens Befreiung von fremdem Einflusse und dessen Einheit. (Aus seinem „Principe“, Cap. 26.)

Damit ein großer italienischer Geist erwache, war nothwendig, daß Italien so tief versinken mußte, ohne Haupt, ohne Ordnung, zerschlagen, geplündert, zerrissen, eine Beute alles Elendes und Unglückes wurde. Zwar hat hier und da Einer sich gezeigt, als ob er das von Gott erwählte Werkzeug wäre, das Erlösungswerk zu vollbringen; allein, mitten im Laufe des Unternehmens zerstörte das Geschick das begonnene Werk, sodaß Italien halb entseelt auf den Augenblick harrt, der seine Wunden heile und der Plünderung der Lombardei, der Verheerung und Brandschatzung Neapels und Toscanas ein Ende mache und den bereits krebsartigen Schaden heile. Es ruft zu Gott um einen Erlöser von all den Greueln und Mishandlungen der Fremden; es erwartet nur den Aufruf zur Fahne und Einen, der sie voranträgt. Aber nirgendshin könnte es sich mit größerm Vertrauen wenden als an Ihr erlauchtes Haus (nämlich an das des Herzogs Lorenz von Medici), das durch Verdienste und Glück, von Gott und der Kirche (der Mediceer Leo X. war Papst) begünstigt, an die Spitze des Unternehmens sich stellen kann. Soll Italien endlich einmal nach so langer Zeit seinen Erretter sehen, so darf die wirklich gute Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigelassen werden. Es ist unaussprechlich, mit welcher Liebe er an allen Orten würde aufgenommen werden, die bisher von Fremdlingen überschwemmt wurden; es ist nicht zu sagen, mit welchem Rachedurst, mit welcher beharrlichen Treue und mit welcher frommen Ergebenheit, mit wie vielen Thränen man ihn empfangen würde! Kein Thor würde sich vor ihm schließen, kein Volk ihm den Gehorsam verweigern, keine Eifersucht ihm entgegentreten, kein Italiener ihm Folgsamkeit versagen. Jedermann ekelt die fremde Herrschaft an. Nehme demnach Ihr erlauchtes Haus das edle Werk auf sich und beginne es mit jenem Muthe und jener Zuversicht, die von jedem gerechten Unternehmen unzertrennlich sind, damit unter seiner Fahne das Vaterland sich veredle und erfüllt werde, was Petrarch gesungen:

Virtù contr'al furore
Prendra l'arme, e fia il combatter corto.
Che l'antico valore
Ne gl' italici cuor non è ancora morto. 154.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 131. —— 11. Mai 1831.

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, von F. v. Raumer. 2 Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

Daß die öffentliche Meinung und der allgemeine Volkswille in Frankreich, um uns einer französischen Redeform zu bedienen, linkes Centrum sei, wie seit der „großen Woche" durch die Haltung der Kammern, selbst dem unermeßlichen Einflusse eines Lafayette und vielleicht selbst der persönlichen Ansicht Ludwig Philipps gegenüber, so unwidersprechlich bewiesen wird, sah Hr. v. R. schon 3 Monate vor der Revolution. Ein mit der (liberalen) Majorität stimmender Abgeordneter erhielt von seinen Wählern auf eingezogene Erkundigung die Antwort: man werde ihn nicht wiederwählen; und als er ganz verwundert fragte: warum? erwiderte man ihm: „Sie haben durch Ihr Benehmen den Schein erweckt, als wären Sie ein Gegner der Bourbonen und der bestehenden Einrichtungen. Wir wollen aber keine Unruhen und Neuerungen und werden deshalb unsere Stimme einem Gemäßigten geben". Erst auf die Gegenbemerkung: er theile ganz diese Meinung, habe aber geglaubt, sein Benehmen sei ihren Wünschen gemäß gewesen, ging man in weitere Capitulationen über eine neue Wahl und Verfahrungsweise ein. „Diese auf gemäßigte Entwickelung hinweisende Gesinnung", fügt Hr. v. R., indem er diese Anekdote erzählt, hinzu, „ist sehr erfreulich, und man sieht daraus, daß es die eigne Schuld der Herrschenden sein dürfte, wenn je eine zweite Vertreibung der Bourbonen einträte".

So wahrscheinlich durch Alles, was Hr. v. R. berichtet, eine solche Veränderung für den völlig unbefangenen und selbst für den ununterrichteten Leser seiner Briefe wird, so wenig kann der ruhige, wohlwollende Geschichtsforscher und Staatsmann, der Alles zum Besten zu deuten und zu lenken gewohnt ist, sich überwinden, an die nahe Möglichkeit dieser Veränderung zu glauben. „Das Jahr 1688", sagt er (I, S. 139), „kehrt schwerlich so bequem wieder. Ein Schwiegersohn wie Wilhelm III. ist nicht gleich zur Hand, Frankreich ist keine Insel, die Franzosen sind keine Engländer, und endlich: wie viel Fehden haben sich nicht an diese scheinbar so ruhige Veränderung angereiht? Die Bürgschaften der Freiheit müssen ganz wo anders gesucht und gefunden werden als im persönlichen Wechsel". So wahr dieses Alles ist, so kam doch freilich nicht das Jahr 1688 zurück, aber dafür der 27., 28., 29. Juli 1830; und je näher diese 3 Tage kamen, um so mehr drängte sich, wider Willen, die Ueberzeugung auf, daß eine große, entscheidende Veränderung unvermeidlich sei. „Mit jedem Tage", schrieb Hr. v. R. am 10. Juli, „wächst die Ueberzeugung: Er allein (der König) und vor Allen widersetze sich beharrlich Dem, was Frankreich wolle und wünsche. Gibt er nach, so entsteht dadurch nichts weniger als ein herzliches Verhältniß, ja, für Das, was Noth und Furcht ihm abpreßte, hält sich Niemand zum Danke verpflichtet. Er ist und bleibt dem Volke fremd. Gibt er nicht nach (was noch immer viele und wohlunterrichtete Leute fürchten), so bereitet er sich und dem Lande großes Unglück; denn so leicht das Wort über die Zunge geht: „on ne payera pas", folgt daraus doch die Unmöglichkeit zu existiren für fast Alle, die von der Einnahme bezahlt werden sollen" (II, S. 106). Vierzehn Tage später wurden die Ordonnanzen unterzeichnet und 14 Tage darauf war Charles X. auf der Reise nach Cherbourg. On a payé! aber nicht mit klingender Münze, sondern mit Kugeln, die Garde des Königs und die Hauptstadt mit ihrem Blute, er selbst und seine Familie mit dem Verluste der schönsten und glänzendsten Krone in Europa.

Noch am 26. Juli hielt Hr. v. R. eine friedliche Entwickelung und Ausgleichung für möglich, und so wenig glaubte er für die nächsten Tage die öffentliche Ruhe gefährdet, daß er in der Nacht des 26. Paris verließ, um einen Ausflug in die Normandie zu machen. Bald eilte die Nachricht von dem Beginn des Kampfes ihm nach; in Havre und Rouen zeigte sich bereits die höchste Aufregung, und auf der Rückfahrt nach Paris, in St.-Germain, hatte Hr. v. R. selbst, nebst seinem Begleiter, eine kleine Gefahr zu bestehen, indem sie, in ihre grauen Staubmäntel gehüllt, für Gardeoffiziere gehalten wurden, die sich verkleidet zum Könige durchschleichen oder Depeschen fortbringen wollten. So viel wir auch dadurch verlieren, daß Hr. v. R. die pariser Schlacht nicht als Augenzeuge beschreiben kann, so werden wir doch durch die Mittheilung Dessen, was sich durch die Vergleichung glaubwürdiger Berichte über den Kampf als die Wahrheit ergab, und noch mehr durch die lebendige Schilderung des Zustandes, in welchem sich die Hauptstadt un-

mittelbar nach der Beendigung der Gefechte befand, und der vielen merkwürdigen Scenen, die auf den Kampf folgten, hinreichend entschädigt. Auch das bereits Bekannte erhält durch die Frische der Darstellung, die uns mitten in das Leben hineinversetzt, neuen Reiz; und erhöht wird das Interesse durch die geistreichen und tiefgefühlten Betrachtungen, die überall in die Schilderung verwebt sind. Hr. v. R. zeigt sich hier — und dies ist das Schönste, was wir von ihm oder von irgend einem Schriftsteller sagen können — als wahrer Mensch. Homo sum, humani nihil alienum a me puto, könnte er mit gleichem Rechte wie der große Römer zu seinem Motto wählen. Gerade daß wir nirgend eine Parteiansicht, daß wir nicht den Staatsmann, ja, nicht einmal den Gelehrten, sondern immer nur den Menschen und höchstens etwa hier und da den preußischen Beamten hören, gibt diesen Briefen ihren eigenthümlichen Werth; welcher politischen Partei, welchem Stande, welcher Bildungsstufe auch der Leser angehören mag, immer wird er sich sagen können: „Ja, so hättest du die Sache auch angesehen! Der Mann hat Recht; wenn ich auch nicht alle seine Meinungen unterschreiben mag, so bleibt doch sein Urtheil im Ganzen wahr und treffend".

Unrecht würden wir indessen Hrn. v. R. thun, wenn wir durch diesen Spruch das Urtheil veranlassen sollten, als fehle es ihm überhaupt an einer bestimmten Lebensansicht; da freilich nichts häufiger ist, als daß Menschen, deren Ansichten für jede Partei gleich brauchbar sind, für sich selbst eigentlich gar keine Ansicht haben. Aber dasselbe ist auch dann der Fall, wenn die rechte Mitte getroffen wird, von der ja doch alle Parteien ausgehen; und in diesem Falle scheint uns Hr. v. R., wenigstens in der vorliegenden Schrift, sich zu befinden. Der innerste Kern seiner ganzen Welt- und Lebensansicht ist in den schönen Worten ausgesprochen, mit denen er seinen Freunden in Berlin die nahe Ankunft eines geliebten Freundes in Paris meldet: „Unter Allem in der Welt ist Zuneigung und Liebe das am meisten Demokratische, sie stellt Alter und Jugend, das Höchste und Geringste gleich und verbindet es; und sie ist wiederum das am meisten Aristokratische, denn sie sondert das Geliebte von allem Uebrigen und erhebt es zum Mittelpunkte einer eignen Welt. Hundert Schüler der verschiedensten Abkunft stehen demokratisch vereint neben einander, und jeder ist, seinen Aeltern ausgesondert, der Mittelpunkt ihrer Theilnahme und ihrer Hoffnungen. Ein ganzes Volk kann seinen König lieben, ein König für sein ganzes Volk sich opfern; die Zahl, die Abstufung thut der Liebe keinen Eintrag. Liebe bezieht sich indeß immer auf Personen. Wenn ein Volk in dem Könige nur einen Begriff, einen selbstgemachten Götzen ehrt, ist gar keine echte Liebe vorhanden; und ist ein König unfähig, zu begreifen, wie das Volk Fleisch von seinem Fleische, Bein von seinem Beine ist, so wird Auflösung und Verwesung hereinbrechen" (II, S. 118).

Diese schöne, wahrhaft menschliche Ansicht ist der Mittelpunkt der ganzen Schrift; in jedem Urtheile wiederholt sie sich, und selbst da, wo dieses noch so misbilligend ausfällt, wird sie selten vergessen. Am schärfsten werden, wahrscheinlich zu großer Verwunderung Mancher, die Hrn. v. R. bisher selbst für wenig besser als einen verkappten Ultra achteten, die Ultra mitgenommen. Ein Besuch bei Hrn. v. Haller (II, S. 17 fg.) wäscht diesen politischen Mohren mit der schärfsten Lauge, und wahrlich nicht weiß. Aber wer könnte sich auch wol der Indignation enthalten, wenn er Reden hört wie jene, von denen Hr. v. R. (aus seiner Unterhaltung mit H.) uns einen Auszug gibt: „Die alte Regierung und Verfassung war gar nicht so schlimm. Hielt sich der König Maitressen, so that er nichts, als was Andere auch thun; gab er viel Geld aus, so war es sein eignes Geld. — — Sowie Frankreich sich freuen würde, die Kammer loszuwerden und in einfache, natürliche Verhältnisse zurückzukehren, so sind auch die Pairs ihrer politischer Stellung überdrüßig und danken Gott, wenn kein Reichstag sie mehr in ihren Geschäften störte und langweilte. Gibt der König der neuen Kammer nach, so haben wir die Revolution, gibt er nicht nach, vielleicht einen Bürgerkrieg, der ein großes Glück sein und den rechten Grundsätzen den Sieg verschaffen kann". Verdient ein Monarch, der auf solche Ansichten hören und solche Eingebungen dem Rathe der treuesten Diener vorziehen kann, daß man sein Schicksal beklagt? Wahrlich nicht mit Unrecht schrieb Hr. v. R. in einem seiner frühern Briefe (vom 21. Mai): „Bleibt der König verstockt, eigensinnig, verblendet; spielt er alle seine Karten bis auf die letzte aus, so steht am Ende des Dramas nicht der Sieg, sondern eine zweite Verjagung, wenn nicht aller Bourboniden, doch seiner Linie, und man kann nichts sagen, als: tu l'as voulu, George Dandin" (I, S. 241). Gewiß, nicht leicht wird Jemand, zu welcher politischen Ansicht er sich auch sonst bekennen mag, die Briefe des Hrn. v. R. aus der Hand legen, der nicht von Herzen miteinstimmte: „Tu l'as voulu, George Dandin!"

Das hervorragendste und bedeutendste Element, aber keineswegs der ausschließende Inhalt dieser geistreichen Briefe ist allerdings die Politik; mehr als einmal bemerkt der Verf. selbst, wie sehr das ganze Leben und Treiben der Franzosen in dieser untergegangen sei: wie wäre dies auch anders möglich, in einem Zeitpunkte, wo eine für alle Jahrhunderte entscheidende Krise alle Interessen des Individuums, der Gesellschaft, des Staates ergriffen hat? Indessen würden wir Hrn. v. R. Unrecht thun, wenn wir ihn gleicher Einseitigkeit beschuldigten; oft muß er sich gewaltsam von dem politischen Interesse losreißen, um seine Aufmerksamkeit auch auf andere Gegenstände richten zu können; aber immer sehen wir ihn gleich empfänglich für die mannichfaltigsten Eindrücke, gleich theilnehmend an den verschiedenartigsten Erscheinungen, die sich seinem Blicke vorüberdrängen. Vorzügliche Beachtung findet natürlich die Literatur; wohlthuend ist es, neben dem schweren, gewichtigen Ernste des Lebens auch die Poesie und den Scherz nicht vergessen zu sehen. „Ich kann nun einmal den Ernst in Holzschuhen nicht leiden", sagt Hr. v. R. in einem Briefe aus Bonn; „der echte

Ernst geht vielmehr barfuß, damit das Gefühl schärfer werde, und hüllt sich keineswegs in Pedanterei, um menschliche Schwäche zuzudecken".

(Der Beschluß folgt.)

Die Ungarn wie sie sind, von August Ellrich. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wen möchte nicht die Schilderung der Nationen überhaupt und zumal die Charakterschilderung eines freien Volkes in seinen Verhältnissen und Gesinnungen interessiren, die uns unter obigem Titel gegeben wird? Die Gebildetern aus jedem Stande, Geschlechte und von jedem Alter, wenn sie nur sonst Sinn für Volksthum, Geschichte und Menschenglück in sich tragen, ergreifen gern und freudig die Gelegenheit, sich über andere Völker, ihre Institute, Sitten, Gewohnheiten, ihre Lebensweise, Charakter, Staatseinrichtung zu unterrichten, um hier, im Vergleich mit dem eignen Volke, dem sie angehören, dessen Mängel oder Vorzüge kennen zu lernen, und um jene zu vermeiden und diese zu erhalten. Erwägt man noch, daß das vorliegende Buch ein treues Gemälde von einem freien Volke entwirft, und berücksichtigen wir die Zeit, in der wir leben, den gegenwärtigen Standpunkt der Nationen überhaupt, so kann man die gegebene Schilderung nicht anders a's zeitgemäß willkommen heißen. Damit hätte eigentlich Referent seiner Pflicht vollkommen genügt, wenn sie darin zu finden sein sollte, daß er die Leser dieser Blätter auf interessante und lehrreiche Erscheinungen in unserer Literatur nur aufmerksam zu machen habe. Allein, der Leser wünscht die Ansicht des Ref. näher angegeben, das Urtheil über die empfohlene Schrift mit Stellen daraus belegt, vielleicht ein Bild des Schriftstellers, in einigen Zügen wenigstens, hingestellt zu sehen. Alles nicht mehr wie billig; ob aber diesem billigen Verlangen immer entsprochen werden kann?! Referent hat eine eigne Art, Schriften, die er zur öffentlichen Anzeige zugesendet erhält, zu lesen, die er kurz angeben muß, ohne sie gerade zu billigen. Ref. liest zuerst die Vorrede, Einleitung des Buchs, dann das Ende desselben, stehe es nun als Ganzes für sich da, oder mache es einen zusammenhängenden Theil des Buches selbst aus, und erst nach diesen Vorbereitungen beginnt er dasselbe von Anfang bis zu Ende durchzulesen, um sich dabei die bemerkenswerthen Stellen anzuzeigen und eigne Ansichten zu notiren. Er glaubt nämlich durch jenes Verfahren schneller einen Blick in den Geist des Schriftstellers zu thun, um leichter aufzufinden, was er in dem Buche zu erwarten hat, folglich auch gleichsam mit den Augen des Autors dessen Werk und seine Entstehung zu betrachten und zu verfolgen. Diese — Laune eher als Maxime auf „Die Ungarn wie sie sind" angewendet, so erwähnt der Verf. in der Einleitung, nachdem er über die Schreibseligkeit der Reisenden in Italien geseufzt, daß bis jetzt nur wenige Schriften über die Ungarn erschienen, gibt diese kurz an, fast zu kurz, und tadelt die Verfahrungsweise des Einen und des Andern, der über Ungarn den Gänsekiel in Bewegung gesetzt. Sehen wir, wie der Verf. bei seiner Schilderung zu Werke gegangen. Das lernen wir gleich, nicht zu Anfange, sondern aus dem Schlußworte. Der Verf. sagt von sich, daß er ein Genremaler, daß er, als solcher, besorgt gewesen sei, alle Figuren, die ihm auf seiner Reise begegnet, scharf ins Auge zu fassen, daß er darum auch nicht verschmäht, wenn er heute an den Tafeln der Magnaten und Bischöfe gesessen, morgen mit Bürgern, Bauern, Soldaten, Schauspielern und Vortänzerinnen umzugehen, um in Tabagien Striche und Situationen zu seinen Gemälden aufzufinden. Hieraus zog Ref. sogleich den Schluß, daß er und seine Leser in der Schilderung Wahrheit und Mannichfaltigkeit finden, dabei aber, sollte er einzelne Bilder und Figuren aus dem großen Gemälde ausheben und den Lesern dieser Blätter vorlegen, in nicht geringe Verlegenheit kommen würde. Und er hat sich nicht betrogen in dieser zwiefachen Ansicht. Werden nämlich die Leser der Ellrich'schen Charakterschilderung mit ihm über die Vorzüge dieser übereinstimmen, so müssen sie dagegen die Mängel der Relation darüber in diesen Blättern anerkennen. Denn was in aller Welt kann Ref. auswählen!? Er kann nur die einzelnen Bilderchen (die Abschnitte) nennen; vielleicht läßt sich eine Gestalt, eine Situation, eine Copie (eine Bemerkung, Charakterschilderung ꝛc.) daraus entlehnen, zumal der Maler (Autor) in seinem Gemälde oft auch Figuren und Gegenden aus andern Ländern und von andern Völkern aufgenommen hat.

Wir geben zuerst die Ueberschriften einzelner Abschnitte: Nationalstolz und Charakter der Ungarn, S. 10; Der niedere Adel, S. 40; Der hohe Adel, S. 62; Der ungarische Soldat, S. 75; Sprache und Geistesbildung, S. 94; Die Theater, S. 110 (unsern Lesern wird wol der Theaterzettel S. 128 nicht ganz neu sein, wenigstens entsinnt sich Ref. ihn irgendwo schon gelesen zu haben); Gerichtspflege, S. 157; Religion, S. 186; Pferde, S. 188. Die Ungarn sind zuverlässig das gastfreiste Volk des Erdbodens, sagt der Verf., sie finden einen hohen Genuß darin, mit dem Fremden zu essen und zu trinken, und beehren einen solchen mit dem Titel: „eines ganzen Kerls". Der Ungar nennt die Deutschen Schwaben, und zwar aus einem angeborenen Hasse, den der Autor S. 31 dadurch zu erklären sucht, daß die Oestreicher Deutsche sind. In Ungarn ist der niedere Adel so zahlreich, daß es ganze Dörfer gibt, deren Bewohner sämmtlich Edelleute sind. Der Speck spielt in Ungarn eine Hauptrolle, indem derselbe beim Frühstück, Mittagessen und Abendbrot nicht fehlen darf. Bekannt ist, daß die Ungarn in Wien die Irländer der Briten, die Schöppenstädter der Deutschen vorstellen; allein, der Verf. meint, daß die Untersuchung darüber, ob die Wiener Recht dazu haben, wol nicht zum Vortheil der Letztern ausfallen möchte. Die ungarischen Offiziere, die im östreichischen Heere dienen, trennen sich für diese Zeit von der Nation. (Doch wol nur mit Ausnahmen.) Der ungarische Soldat wird in seinem Vaterlande sehr wenig beachtet. Einen echten Ungarn, über irgend einen Gegenstand etwas echauffirt sprechen zu hören, ist ein hoher Genuß. Mit der Geistesbildung des Volks in den untern Classen steht es nicht sehr erfreulich; der Ungar bekümmert sich nicht darum, ob seine Kinder zur Schule angehalten werden. Die gebildeten Ungarn achten den Schauspieler; der Bauer rangirt ihn ungefähr mit dem Scharfrichter. Der ungarische Bürger hält nicht so viel auf äußern Glanz, auf eine modische Wohnung wie auf reellere Genüsse. Die Kaffeehäuser in großen Städten zeichnen sich durch Eleganz und Pracht aus. Die Prozesse in Ungarn dauern auch ziemlich lange (da mögen sich die Ungarn mit andern Nationen trösten!) Die Gefängnisse in Ungarn sind schreckliche Orte. Unsere Leser mögen die Schilderung der Mordthat des Grafen Beleznay (S. 176 fg.) nicht überschlagen, vielmehr überhaupt das ganze Büchlein als eine lebendige Schilderung sich empfohlen sein lassen. 62.

Tulpen und Staatspapiere, ein Beitrag zur Geschichte des Handels des 17. und 19. Jahrhunderts. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 8. 4 Gr.

Der Titel klingt etwas wunderlich; die Sache ist einfach und geschichtlich interessant. In der Vorrede dieser kleinen Schrift heißt es: „Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrthum, daß der Actien- und Prämienhandel eine Erfindung der neuern Zeit sei. Freilich in Staatspapieren konnte er nur emporkommen, seitdem sich das System dieser bis zu dem Grade ausgebildet hatte, in welchem ein geregelter Verkehr mit ihnen überhaupt möglich war. Allein, in andern Gegenständen, namentlich in Actien großer Handelscompagnien, kam er weit früher vor. Eine der merkwürdigsten Arten dieses Handels war derjenige, welchen schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Holländer mit Tulpen trieben. Man findet in jenem Handel ganz Dasjenige, was nachher in Actien und jetzt in Staats-

papieren getrieben ist". Das letztgenannte Geschäft hat neuerlich nach seinen Verpflichtungen und Folgen vielfache Erörterung gefunden: es ist ein Glücksspiel in der Form eines Kaufes, eine Wette über den Curs der Staatspapiere an einem festgesetzten Tage. Ebenso wurden, wie hier nach Beckmann's „Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen" (Bd. 1, S. 223 fg.) erzählt wird, in der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden Scheinkäufe gemacht über Tulpenzwiebeln, wo zur bedungenen Ablieferungszeit nur der Wechsel des Marktpreises zwischen Käufer und Verkäufer ausgeglichen, nicht aber die Waare geliefert wurde. Dieses unsinnige Glücksspiel konnte sich nur kurze Zeit erhalten, weil die Blumenliebhaberei dem Modewechsel und die Bestimmung der Qualität der Zwiebeln (außer dem Gewichte) Schwierigkeiten unterworfen war; auch reducirte sich die Realisirung des Scheinkaufes, welche doch nie ganz aus dem Auge verloren ging, auf einen nutz- und werthlosen Gegenstand, während der Scheinhandel mit Staatspapieren den mächtigen Nervum rerum gerendarum, das Geld, zur Grundlage hat und behält.

Näher berühren unser heutiges Leben und besonders das Schicksal der Staaten die Folgen, welche die hier gegebene Uebersicht der in den Jahren 1815—29 in Europa gemachten Staatsanleihen herbeiführen. Der Gesammtbetrag derselben wird auf nicht weniger als 7,563,830,870 Mark Banco berechnet; mag nun auch angenommen werden, daß durch die neuern Anleihen theilweise die vorhergegangenen amortisirt wurden, und daß in dem angegebenen Zeitraume partielle Rückzahlungen stattfanden, so erreicht jene Summe doch noch bei weitem nicht den Betrag der im Handel circulirenden Staatsschuldpapiere, da theils alte Schuldbriefe neben den neuen im Umlauf sind, theils die Fabrication derselben, als ein gar zu bequemes Mittel, aus Finanzverlegenheiten zu kommen, benutzt und gemisbraucht wird; darum wird hier auch die Staatsschuld der europäischen Mächte weit höher und zwar also berechnet:

Oestreich zu	1,125,223,918	M.	Banco.
Preußen	511,337,420	„	„
Sachsen	44,593,456	„	„
Hanover	47,142,857	„	„
Baiern	119,651,450	„	„
Würtemberg	31,799,372	„	„
Baden	46,710,345	„	„
Hessenkassel	2,683,759	„	„
Hessendarmstadt	18,687,726	„	„
Braunschweig	7,954,451	„	„
England	11,199,140,056	„	„
Niederland	2,447,040,677	„	„
Frankreich	2,870,073,241	„	„
Spanien	914,623,332	„	„
Rußland, mit Einschluß Polens .	808,999,717	„	„
Dänemark	164,368,640	„	„
Schweden	89,295,830	„	„
Norwegen	15,193,877	„	„
Neapel	365,074,118	„	„
Griechenland	36,750,000	„	„
Leipzig (???)	46,539,426	„	„
Die nicht genannten kleinern europäischen Staaten: der Kirchenstaat, Portugal, Sardinien, Modena u. s. f.	138,116,310	„	„
	21,000,000,000	M.	Banco.

Diese Angabe berechnet im Ganzen genommen nicht mehr, als die wirklichen Staatsschulden betragen, sondern gewiß zu wenig; es lassen sich leicht bei einzelnen Angaben Unrichtigkeiten nachweisen, was aber der Uebersicht des Ganzen wenig Eintrag thut und um so mehr zu der Ueberzeugung führt, daß die Finanzministerien oft mit heillosem Leichtsinne das Staatseigenthum verschwendet und auf den Staatscredit getrotzt haben. Noch eine Bemerkung finde hier ihre Stelle: von diesen 21,000 Millionen ist gewiß durch den Verlust beim Abschlusse der Anleihen durch Eigenthumswechsel der Obligationen, durch Handel, durch Cursveränderung u. s. f. ein Fünftel den Staaten und bürgerlichem Betriebe verloren und auf das Judenthum übergegangen, dessen Polypenarme alle Geldmittel an sich reißen. Wie aber hierin eine selten erwogene Hauptursache der oft fühlbarwerdenden Geldnoth liegt, darüber ausführlicher zu berichten, mag einer andern Veranlassung vorbehalten bleiben. 4.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 132. —— 12. Mai 1831.

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, von F. v. Raumer. 2 Theile.

(Beschluß aus Nr. 131.)

Ganz hat jedoch auch Hr. v. R. den deutschen Gelehrten nicht ausziehen können, und gerade da begegnet uns dieser am häufigsten, wo wir ihn am wenigsten vermuthet haben würden: im Theater. Oder sollte es nicht ein Rest von deutscher Gelehrtengründlichkeit sein, wenn Hr. v. R. die „gewandten Erzeugnisse", wie er die heitern Lebensbilder Scribe's nennt, verwirft, weil er in ihnen nichts entdeckt habe, „was in die Tiefen des menschlichen Gemüthes hinabstiege oder im Flügelschlag wahrer Poesie über das kleine Treiben des gemeinen Lebens erhöbe"? (I, S. 46). Und wie sollen wir mit dieser Ansicht das strenge Urtheil vereinigen, das an einer andern Stelle (I, S. 128 fg.) über Victor Hugo's „Hernani" gefällt wird? „So weiß ich denn nun", ruft Hr. v. R. spottend aus, „was den Franzosen l'école romantique heißt, welche Bergeshöhen ihre neue Poesie erstiegen hat, und auf welche Weise sie von da herab Natur, Völker, Herrscher, Ehre und Liebe betrachtet. Welche Ueberraschung, wenn Kaiser Karl V., der in seinem ganzen Leben nie Maß, Haltung und Würde verlor, als ein Hasenfuß und Lump erscheint, der sich in einen Schrank sperren läßt und einem Andern seine Braut stehlen will, während seine Begleiter den Bräutigam abfangen sollen; dem ein Rebell die größten Grobheiten sagt; der während der Kaiserwahl im Grabgewölbe zu Aachen Monologe hält u. s. w.; dann dieser Hernani, wie man eine Hand umdreht, zwanzig Mal wüthend und zärtlich, lebenslustig und lebensüberdrüssig, seine lange Rolle mit allen Manieren der französischen Schule durchführend. Ueberall das point d'honneur castillan so vorherrschend, daß Calderon's zugespitzte Verhältnisse, oder Müllner's Zweikampf in der „Schuld" dagegen nur muthlose Versuche sind, der ganze Farbenkasten sogenannter Romantik umgestoßen und zum Ergötzen der Zuschauer in die Luft geworfen wird". Hr. v. R. kann für dieses Urtheil freilich das eines ganzen deutschen Publicums, des münchner, anführen, welches die deutsche Bearbeitung ungefähr auf ähnliche Weise aufnahm als Hr. v. R. das Original; aber jedenfalls dürfte, wie das münchner Publicum der Parteihaß seiner Journalisten, so Hrn. v. R. das überkritische Auge des Historikers irregeführt haben. Daß die beglaubigte Geschichte von den Jugendsünden Karls V. nichts weiß, durfte den Dichter nicht abhalten, der Sage zu folgen, die hier, wie so oft, die Geschichte ergänzt. Völlig verfehlt ist nur die Verschwörungsscene, in der deutsche Fürsten die Rolle italienischer Banditen spielen; aber auch dieser Misgriff wird, wenn nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt durch die Unkenntniß des französischen Publicums, welches sich durch eine kleine historische Unrichtigkeit so leicht nicht stören läßt und dagegen die richtig aufgefaßte fremde Nationalität schwerlich zu würdigen gewußt hätte. Stellt doch Hr. v. R. selbst das Emporheben über das kleine Treiben des gemeinen Lebens als die höchste Aufgabe der dramatischen Poesie dar; was kann aber erhebender sein als dieser dreifache Kampf zwischen den edelsten und gewaltigsten Gefühlen, zwischen sinnlicher Leidenschaft und wahrer Liebe, falschem Ehrgefühl und wahrer Ehre, und endlich zwischen der höchsten, reinsten Liebe und der höchsten, reinsten Ehre, der in dem freiwilligen Tode Hernani's und seiner Geliebten eine so ergreifende Lösung findet? Tadeln möchten wir an dem Meisterwerke des französischen Dichters nur, außer einzelnen Misgriffen, die leicht entfernt werden können, daß er es so oft verschmäht hat, seine Motive, die zwar immer wahr und tief gefühlt sind, auch äußerlich mehr hervorzustellen; namentlich erscheint nach dem vierten Akt das Ganze fast als geschlossen, da Ruy Gomez mit der Erinnerung an seine Rache in der unerwarteten freudigen Entwickelung ganz übersehen wird.

Eine natürliche Consequenz des verachtenden Urtheils über Victor Hugo und Scribe ist es, wenn Hr. v. R. im Allgemeinen über die neuere Richtung der dramatischen Literatur in Frankreich den Stab bricht; um so auffallender muß dies erscheinen, da in anderer Beziehung dem Ernste, welcher seit der Revolution und seit der Kaiserregierung an die Stelle der alten französischen Frivolität getreten ist, vollkommene Gerechtigkeit widerfährt. Nur gegen die periodische Literatur der Franzosen wird Hr. v. R. ebenso ungerecht als gegen die dramatische. „Ich habe in 14 Tagen die hiesigen öffentlichen Blätter nicht gelesen", schreibt er in einem Briefe vom 1. Mai, „und daran wenig verloren. Denn sie haben als Zeitungen keineswegs den Zweck, mitzutheilen, was Merkwürdiges in der ganzen Welt geschieht; sie sind nur rhetorische Par-

teiblätter, die ihr Grundthema unzählige Male variiren und den kleinen Krieg täglich fortführen, schon um nicht für geschlagen zu gelten. Auch hier will Jeder im Wesentlichen nur seine Ansichten ausgesprochen und wiederholt sehen; er hat sein Blatt und einen Spiegel seiner eignen Weisheit in demselben. Unser historischer Sinn verlangt ganz etwas Anderes; er will von jeder Ansicht und Thatsache Kunde, um nach allen Richtungen hinzusehen, zu überlegen und zu entscheiden". Statt des historischen Sinnes hätten wir, aufrichtig gestanden, hier eine leise Erwähnung unserer Censur gewünscht. Denn daß die Foderungen, welche der historische Sinn der Deutschen stellt, von denen der Franzosen am Ende doch nicht so gar weit entfernt sein dürften, zeigt unter Anderm das schnelle und außerordentliche Glück, welches noch jede deutsche Zeitung gemacht hat, der es erlaubt war, eine bestimmte Farbe anzunehmen; selbst die meinungslose „Allgemeine Zeitung" verdankt ihr großes Publicum nicht so sehr den Thatsachen, die man in andern Blättern, z. B. mit Ausnahme der östlichen Angelegenheiten in der „Preußischen Staatszeitung", ebenso gut und vollständiger findet, als der Kriegslist, durch welche es ihr gelingt, dieses und jenes Raisonnement durch die Barrieren der Censur einzuschwärzen, indem sie vorgibt, daß dergleichen nothwendig zu ihrem geschichtlichen Materiale gehöre. Für einen Artikel aus der „Gazette" oder der „Quotidienne" werden, der Vollständigkeit wegen, sogleich 10 aus dem „Constitutionnel" oder dem „Courrier" hindurchgelassen; für ein Paar Briefe aus Lyon gleich eine ganze, zum Theil selbstgemachte Correspondenz von Paris, Brüssel, Warschau, London und allen Weltgegenden. Gerade diese Correspondenzen sind es, die das Publicum am meisten anziehen; jedoch nicht blos, wie man, nach Hrn. v. R., meinen sollte, weil hier Jeder seine eignen Ansichten wiederholt findet, sondern vor allen Dingen deshalb, weil sie die Mühe des Urtheilens ersparen, die für einen armen Zeitungsleser oft größer ist, als ein deutscher Professor der Geschichte, der das Urtheilen ex officio gelernt haben muß, sich vorstellen kann. Den Herren Franzosen geht es, ungeachtet ihrer 16jährigen constitutionnellen Bildung, nicht viel besser; und Hr. v. R. hätte sich, um dies zu erfahren, nur ein Mal in den Café de la paix begeben dürfen, wo doch wahrlich noch nicht die schlechteste Gesellschaft versammelt ist; kein deutscher Dorfschulmeister kann erbaulichere Randglossen machen, wenn er seiner Gemeinde die Zeitungen vorliest, als die, welche man hier, in der Hauptstadt der Welt, von den hoch- und tiefgebildetsten Parisern hört.

Einen eigenthümlichen und nicht den unbedeutendsten Werth verleiht den Briefen des Hrn. v. R. ein Bestandtheil, den wir, dem politischen und dem literarischen gegenüber, den geselligen nennen möchten. Wir lachen, wenn wir lesen, wie der gelehrte Mann schon in Bonn beinahe durch das Heimweh wieder nach Hause getrieben worden wäre; aber wir beneiden die Freunde und Freundinnen, deren liebevolle Theilnahme so innig erwidert wird, und um so herzlicher interessiren wir uns für Alles, was auch sonst vielleicht völlig gleichgültige, persönliche Verhältnisse und Beziehungen betrifft. Die Begegnisse, welche dem Verf. zustoßen, sind freilich selten von besonderer Wichtigkeit und größtentheils mehr komischer als tragischer Art, wie z. B. wenn er in dem Parterre der Opera neben einem berliner Studenten zu sitzen kommt, der sein, des Professors, Dasein leugnet. „Wo haben Sie diese Schnupftücher gekauft?" redete der Studiosus, der an seinem Nachbar wahrscheinlich etwas Deutschthümliches bemerkte, den Professor an. „In Berlin". „Waren Sie lange in Berlin?" „Ja, eine ziemlich lange Zeit". „Ich auch; ich habe daselbst Theologie studirt". „Kennen Sie einen Professor v. Raumer?" „Nein, ein solcher existirt nicht". Wenn hier die Bescheidenheit des Verfs. der „Hohenstaufen" auf eine schwere Probe gestellt wird, so hat er an andern Orten nicht leichtere Prüfungen anderer Art zu bestehen; aber nur ein einziges Mal, so viel wir uns erinnern können, fällt er vollkommen durch, nämlich in der Unterhaltung *mit dem jungen Forstbeamten*, der sich in seiner bekannten *französischen Manier* über Preußen ausspricht. Ueber die Behauptung, daß Preußen in seiner gegenwärtigen Verfassung mehr Garantien für die Freiheit besitze als Frankreich, mag die ganze Soirée den Mund aufgesperrt haben; und, die Wahrheit zu gestehen, wenn wir uns unter den Anwesenden befunden hätten, so vortrefflich uns auch mehr als eine preußische Einrichtung scheint und so sehr wir den Geist der preußischen Regierung im Ganzen anerkennen, wenn wir uns unter den Anwesenden befunden *hätten*, würden wir den Mund wahrscheinlich nicht geschlossen behalten haben. Daß das preußische Landrecht, namentlich in seiner ursprünglichen Gestalt, auf den freisinnigsten Grundsätzen beruht; daß die im Jahre 1808 begonnene Reorganisation des Gemeindewesens manchen verjährten Misbrauch abgeschafft hat, und daß die Hierarchie des Beamtenstandes durch die hohe wissenschaftliche Bildung, welche der Staat von demselben fodert, in den meisten Fällen wenigstens erträglich gemacht wird, wollen wir keineswegs in Abrede stellen; aber daß die preußische Censur, so liberal sie auch sein mag, die geistige Entwickelung mehr begünstige als die französische Preßfreiheit; daß die preußischen Provinzialstände, so viel Gutes auch bereits von ihnen ausgegangen sein mag, das Beste des Landes auf eine zweckmäßigere und wirksamere Art vertreten als die französische Deputirtenkammer, und daß der gesellschaftliche Zustand des Staates, in welchem der letzte Lieutenant sich zu höhern Ansprüchen berechtigt glaube als der verdienstvollste, thätigste und gebildetste Bürger: daß ein solcher Zustand ein freierer sei als der eines Landes, in welchem nicht das Port-épée, sondern nur die öffentliche Meinung Ansprüche auf Achtung und Auszeichnung gibt, Dies und Aehnliches, was wir hier mit Stillschweigen übergehen, werden wir uns nun und nimmermehr überreden lassen.

Mit freudigster Zustimmung unterschreiben wir dagegen, was Hr. v. R. in Bezug auf die alte Arrondirungspolitik sagt, die in Frankreich noch immer selbst die

bessern Köpfe zu bestechen scheint. Ein französischer Liberaler machte ihm, noch vor den Julitagen, die Bemerkung: „Preußen gewinne, wenn es die Rheinlande (an Frankreich) loswerde und dafür Dies und Das in Deutschland nehme, um seinen Wuchs und seine Gestalt zu verbessern". Hr. v. R. erwiderte: „Dergleichen Ansichten wären sonst auch wol in Preußen gäng und gebe gewesen, jetzt aber größtentheils ausgetrieben, weil sie in letzter Stelle auf einer verwerflichen Ansicht von Staat, Recht und Politik beruhten. Preußen arrondire sich in Deutschland weit besser, sofern es an die Spitze der leiblichen und geistigen Entwickelungen trete und die allgemeine Zuneigung gewinne. Das freiere Zollsystem und das Anschließen Baierns und Würtembergs sei z. B. ein Arrondiren ohne Verletzung und Gewalt". Wer möchte in Deutschland es bezweifeln, daß dies die einzigrichtige Politik nicht blos Preußens, sondern auch jedes andern Staates ist? Gebe Gott, daß sie in Deutschland nie verkannt werde; daß in edelm Wetteifer jeder deutsche Staat dem andern voranzueilen suche; daß jeder nur in der unbeschränktesten, freiesten Entwickelung aller seiner Kräfte die festeste und sicherste Stütze seiner Macht, die reichste Quelle künftiger Größe sehe! dann haben wir Deutsche von den Fremden nichts zu befürchten; dann mögen wir unbesorgt sein um unsern schönen Rheinstrom; dann können wir kühn mit jedem andern Volke in die Schranken treten und jedem, statt von jedem Gesetze zu empfangen, wo es Noth thut, Gesetze vorschreiben.

Aber wider Willen sehen wir uns wieder in das weite Netz der Politik hineingezogen, und das Einzige, was wir thun können, um nicht aufs Neue gefangen zu werden, ist, — die Maschen zu zerreißen und davonzugehen oder, mit andern Worten, das Buch zuzuschlagen, die Feder bei Seite zu legen und unsern Bericht, fragmentarisch wie er ist, mit tausend Empfehlungen und Entschuldigungen an die löbl. Redaction zu übersenden. 74.

Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts, von St. Schütze. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es erregt schon ein günstiges Vorurtheil für diese Sammlung, daß sie, während ihr Dichter schon so lange singt, doch so klein ausgefallen ist. Dies Verdienst erscheint noch größer, wenn wir die große Leichtigkeit der Form in Erwägung ziehen, die in den lyrischen Ergießungen und den erzählenden Gedichten des Verss. waltet, und die so leicht zu einer Manier verführen konnte, in welcher sich Lieder und Balladen zu Hunderten fertigen lassen. Statt in eine solche zu verfallen, hat sich der Dichter sein frisches und eigenthümliches Gefühl bewahrt, und bei den meisten seiner Lieder empfindet man es, daß sie durch unmittelbare und lebendige Eindrücke in einem empfänglichen Geiste schnell erzeugt und von demselben leicht geboren worden sind. Seine Art und Weise hat viele Aehnlichkeit mit der des alten Günther, den Leichtsinn und die Fruchtbarkeit des Letztern abgerechnet. Das heitere Thema, das in vielen anmuthigen und wechselvollen Variationen in den eigentlichen Liedern der Sammlung ausgeführt wird, ist der Gedanke, daß die Welt (Natur und Menschenwelt) uns anblickt, wie wir sie anblicken, und daß ein heiteres, helles Auge Alles mit seinem Rosenlichte färbt:

Gläser klingen, Lieder schallen,
Ganz behaglich ist es hier,
So kann mir die Welt gefallen,
Freunde, so gefall' ich mir;
Pflegt' ich ihr den Text zu lesen,
Ist's ein Irrthum wol gewesen.

Heute kann ich Alles fassen,
Alles wird mir hell und klar,
Und ich trage jetzt gelassen,
Was mir jüngst verdrießlich war.
Wenn ich gestern mich erboßte,
War ich wahrlich nicht bei Troste.

Sollt' ich toben, sollt' ich fluchen,
Zweifeln und bedenklich sein?
Nein, es finden, die da suchen,
Und das Glück — es stellt sich ein.
Wenn ich jemals anders dächte,
Hier beim Wein, wärs nicht das Rechte.

So heißt es in dem lustigen Weinliede: „Fröhlich, selig" (S. 7). Auch auf der Natur glänzt ein Wiederschein dieses aufgeräumten Innern, und die flüchtigen Freuden und Leiden der jugendlichen Liebe umschweben Flur und Hain. In den Gedichten: „Versuch zu zürnen" (S. 13), „An eine Spröde" (S. 16), „Neue Heimath" (S. 28), „Versäumtes Glück" (S. 34), „Kein Vergessen" (S. 37), „Trost im Walde" (S. 39), „Spätherbst" (S. 41), „Zuflucht" (S. 40), finden sich solche in der bewegten Welle des Geistes gespiegelte Naturbilder. Die 2 tiefsten und kunstreichsten Lieder dieser Art sind „Die Braut im Walde" (S. 19) und „Der vermählte Dichter" (S. 20). In jenem Liede sucht der Sänger seine Geliebte im Haine; jeder Baum erinnert ihn an ihr Bild, und jeden befragt er um sie:

Du freundliche Birke mit schimmerndem Weiß,
Mit hangendem Reis,
Mein Liebchen entfloh in den dämmernden Wald
In schlanker Gestalt,
Bist du es nicht selber, so sag' mir geschwind:
Wo schwebet, wo scherzet das liebliche Kind?

In der schirmenden Buche sieht er das bräutliche Gezelt des Mädchens, die düstere, kronenschwere Tanne erinnert ihn an ihre Trauer, ihr Sinnen und Denken, in der hochragenden, königlichen, festen Eiche erblickt er ihre Treue und hört in des Baumes rauschendem Kranz ihre Schwüre. Da sieht er, von allen diesen Bäumen umringt, sie sitzen:

Die Tanne, die Buche, die Birke dabei,
Die Eiche voll Treu',
Sie haben sich all' um sie hergesetzt,
Mit ihr noch ein Wörtchen zu kosen zuletzt.

Und in dieses trauliche Naturgespräch weiht die Geliebte den Dichter ein, wie der letzte Vers, nur leider er gerade matter als die andern, andeutet. Der vermählte Dichter (S. 20 fg.) fürchtet, es möchte die Ehe ihm die Muse verscheucht haben:

Euch ruf' ich an, ihr grünen Bäume,
Lebend'ge Harfen in der Luft,
So manches Lied, so manche Träume
Entschwebten Euch wie Blütenduft; —
So still, so stumm, was ist mit euch?
Verschließt ihr nun das Zauberreich?

Wie Mond durch Wolken, wie die Sterne
Durch eines Waldes düstern Flor,
So drang das Leben aus der Ferne,
Halb unerkannt, das Glück hervor;
Nun flieht das Dunkel, hell und nah
Steht Wald und Mond und Himmel da.

Aber nein; das Liebesglück bringt ihm den Naturgeist nur immer näher:

Ein Garten ohne Zaun und Grenze,
So weitet sich die Welt vor mir;
Es winden Kränze sich an Kränze,
Und freier aus der Felsenthür

Tritt mein Gefährt' und mein Gesell,
Der Bach, und grüßt mich freudenhell.

Die Bäume gehören ihm wie Kinder an, der Zweige Rauschen ist das Echo seiner Lust, die Sterne hat er an den Himmel ausgesandt, ihm das Hochzeithaus zu schmücken, dies Götterhaus, das ihm die Geliebte zur Morgengabe gebracht hat.

In den erzählenden Gedichten herrscht im Ganzen weniger Poesie als in den Liedern. Der Stoff ist in vielen zu anekdotenartig, wie z. B. gleich in dem ersten: „Der Pelzrock" (S. 45 fg.), welches eine Studentenprellerei mehr sentimental als launig erzählt; auch der moderne Schwank: „Ludchens Heimkehr" (S. 80—104) ist etwas prosaischer Natur; poetischere Stoffe aber sind zum Theil zu sehr ins Breite verarbeitet, wie z. B. „Die Johannisbraut" (S. 50) und „Annaberg" (S. 57). Doch meinen wir mit diesem Vorwurfe nicht die ihrer Natur gemäß längern, aber keineswegs gedehnten idyllischen Gedichte: „Das Hirtenleben" (S. 66 fg.) und „Das Rothkehlchen" (S. 70 fg.). Eine schöne Ballade, von Phantasie und Gefühl belebt, ist „Die Kornmutter" (S. 53 fg.), und eins der schönsten Gedichte in der Sammlung ist „Das Pferd" (S. 78):

Muth und Kraft begehren Flügel;
Und es sprach ein kühner Mann
Einst den Adler darum an;
Doch er hob sich weit vom Hügel.

Aber nah' dabei vernommen
Hats das Roß auf grüner Au',
Und mit prächtig-stolzem Bau
Sah mans kühnlich näher kommen.

Und es sprach: Ich habe Flügel
Wie der Sturm und wie der Aar,
Stelle mich zum Dienste dar,
Scheue nur der Knechtschaft Zügel.

Der Reiter bietet nun dem Rosse einen Vertrag an; wenn es ihm dienen will, so gönnt er seinem Muthe Freiheit, und sie leben wie verbrüdert:

Wechselnd sollst du sanft mich tragen,
Und dann wieder Sturmwind sein.
. . . .
Und zu halten, was ich spreche,
Sei ein Tag, wo du zur Schau
Rennen magst auf ebner Au',
Schäumend wie die Wetterbäche.

Das Roß ist aus England; es darf sich trauen, und bald darauf wird ein Rosseslauf angestellt, wie er noch jetzt als Fest gefeiert wird.

Von den Scherz- und Lehrgedichten zeichnen sich die „Bräutigamswahl" (S. 112 fg.), „Treue gegen sich selbst" (S. 134 fg.), „Sammlung des Gemüths" (S. 141 fg.), „Die stillen Verwandten" (S. 144 fg.) sehr vortheilhaft aus; von tiefer Wahrheit ist „Das knabenhafte Mädchen" (S. 140 fg.), das Ref. vor wol 20 Jahren mit inniger Lust gelesen hat, und das noch jetzt vor seinem Gefühl die Probe hält:

Wie friedlich hinter Rosenglut
Sich Knab' und Mädchen hier verstecken!
Bald schalkhaft, um zu necken,
Bald wieder fromm und gut,
Gewinnt sie zwiefach und entzweit
Das Herz mit süßem Streit.
. . . .
Oft tritt in Eile sie heran,
Ganz nah, hat Wunder mir zu sagen;
Dann stockt sie in den Fragen;
Ein Zweifel kommt sie an;
Doch, wie sie sinnt, es fällt ihr bei
Nicht deutlich, was es sei.
. . . .
Oft, weilt sie so mit Zuversicht,
Berühr' ich ihre Rosenwangen;
Mein Mund hat auch Verlangen
Zum Knabenangesicht:
Doch acht' ich — größre Wonne mir!
Den Frieden Gottes hier.

Das ist der Seele Himmelslust,
Zu sehn, wie Gottes Bild, erneuet,
Durch kein Geschlecht entzweiet,
Noch wohnt in reiner Brust.
Halb Knab', halb Mädchen lehrt das Kind
Mich erst, was Engel sind.

Die Gedichte, mit besonderer Beziehung und Bestimmung (S. 165 fg.), sind größtentheils noch in frischem Andenken bei dem Lesepublicum. Die „Erinnerung an das Allerdeutschenfest" (S. 177 fg.) verdient in diesen stürmischen Zeiten mit besonderer Andacht gelesen zu werden.

Für Tonsetzer müssen die Gedichte Schütze's, der Mehrzahl nach, besonders belohnend sein; sie sind einfach und doch nicht leer; wenn sie gut componirt werden, so lauscht man gewiß den Klängen und den Worten zugleich, und das kommt immer auch dem Componisten zugute. 2.

Neues Wunderbuch, oder Auswahl des Außerordentlichen und Merkwürdigen aus Natur, Welt und Menschenleben zur Belehrung und Unterhaltung für Gebildete, von Ferdinand Stiller. 2 Theile. Meißen, Gödsche. 1830. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Vorstehendes Buch enthält ungewöhnliche Begebenheiten einiger Menschen, geographische Merkwürdigkeiten, sowie Beispiele von Sagacität und Eigenthümlichkeit mehrer Thiere; mithin ist dasselbe aus den Werken über Geschichte, Geographie und Naturgeschichte compilirt und demnach wol vorzugsweise bestimmt, in Lesecirkeln des nicht eigentlich wissenschaftlichen Publicums, sowie von der Jugend mit Vergnügen und einigem Nutzen gelesen zu werden. Da nun der vorliegende Stoff, aus welchem dem Verf. die Auswahl freistand, im eigentlichen Sinne des Worts unermeßlich ist, so hätte man zum Theil interessantere und belehrendere Auszüge, besonders aber bei den geographischen Merkwürdigkeiten eine etwas genauere Beschreibung der Lage und sonstigen Verhältnisse des Orts, wo sie sich zutrugen, erwarten können, welches Letztere vorzüglich bei demjenigen Publicum, welches dergleichen Compilationen gern liest, nöthig ist. Einige Visionen und Wunderlichkeiten über eine Mad. Gamache, welche in Lissabon curiose Dinge unter der Erde sah, Allegirung von Notizen über den schottländischen Aberglauben des zweiten Gesichts, sowie Nachrichten von dem taubstummen, verwirrten Duncia Campbell gehören wol weniger unter die Wunder der Natur, als vielmehr unter die fast nicht minder zahlreichen Verkehrtheiten unserer Zeit und kann für die angegebene Classe von Lesern leicht nachtheilig wirken. Uebrigens aber verdient das Buch in den Lesecirkeln gewiß mehr einen Platz als die meisten andern, welche die Phantasie auf Unkosten des Verstandes beschäftigen. 62.

Miszellen.

Der Herzog von Modena, bei dem sich ein Franzose, der eine Schuldfoderung an die Regierung hatte, beklagte und sich dabei auf Karls X. Benehmen in ähnlichen Fällen berief, gab ihm zur Antwort: „Sprecht mir nicht von einem solchen Jakobiner!" (Valery, „Voyages histor. et littér. en Italie".)

Nach dem modenesischen Preßgesetze vom 29. April 1828 ist auch der Dante daselbst verboten. Jedes Buch muß auf der ersten und letzten Seite mit dem Censurstempel versehen sein. (Valery.) 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 133. —— 13. Mai 1831.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Dritte Lieferung. 2 Bände, enthaltend: Geschichte der italienischen Staaten, von H. Leo. Vierter Band. Geschichte des preußischen Staats, von G. A. H. Stenzel. Erster Band. — Vierte Lieferung. 2 Bände, enthaltend: Geschichte von Sachsen, von K. W. Böttiger. Erster Band. Geschichte von Spanien, von F. W. Lembke. Erster Band. Hamburg, Perthes. 1830—31. Gr. 8. 7 Thlr. 16 Gr. *)

Wie es ohne Groschen keine Thaler, so gäbe es auch ohne die jetzt so beliebte Viergroschenliteratur keine Thalerliteratur. Das soll nicht heißen, daß aus den Büchern ersterer Art erst die letztern gefertigt würden, sondern daß die unübersehliche Masse der erstern erst Werke größern Umfanges und längerer Dauer desto mehr heraushebt und zu Riesen unter Zwerglein macht. Von dem obengenannten Unternehmen ist es anerkannt worden, daß es zu dem großartigsten der neuern deutschen Literatur gehört, und noch hat von den hundert spitzen Zungen der Kritik, unsers Wissens, nicht Eine dagegen gestichelt oder gestochen. Daß es so rasch und kräftig vorwärtsgeht und, wie wir hören, den wohlverdienten Absatz findet, ist auch eine nicht zu verachtende Kritik.

Aber eben darum müssen wir auch eilen, mit unsern Bemerkungen darüber nicht zurückzubleiben; denn leicht möchte sonst, ehe diese Zeilen auf ihren langen Berufswegen bis vor des Lesers Auge kämen, eine neue Lieferung die neueste schon zur alten gemacht haben. Schon stellt sich eine stattliche Reihe von 9 Bänden dar und wird noch würdiger ins Auge fallen, wenn erst die Doppel- oder gar die dreifache Zahl die Bücherbreter schmückt. Es ist ein Capital, das, selbst merkantilisch, seinen Werth für Kinder und Enkel nicht verliert, mit dem man ein ehrenvolles Zeugniß von dem Geist und Fleiß deutscher Gelehrten in dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts den Nachkommen hinterläßt und den großen Sammlungen des Auslandes an die Seite stellt.

*) Ueber die erste und zweite Lieferung sprachen wir in Nr. 120, 121, 135, 136 d. Bl. f. 1829 u. Nr. 93 u. 94 f. 1830. D. Red.

Für diese 2 neuen Lieferungen haben diesmal 4 Universitätsgelehrte von Halle, Breslau, Erlangen und Göttingen ihre Beiträge gegeben; die 3 Erstern sind bereits durch mannichfaltige Schriften schon bekannt, der Letztere tritt, so viel wir wissen, zum ersten Male auf, aber gewiß nur rühmlich, darum willkommen, in den Chorus der ältern Genossen ein. Wir haben es vorausgesagt, daß, die Mannichfaltigkeit der Staatenerscheinung noch abgerechnet, selbst die verschiedene Art, wie Jeder seine Aufgabe gefaßt und löst (jedoch immer innerhalb gewisser, von dem Geist und Sinn des Unternehmens selbst gebotener Grenzen), selbst die stylistische Haltung nicht ohne ein gewisses Interesse bleiben könne, und daß sich das bekannte: Le stile c'est l'homme, bewähren wird.

Prof. Leo (der uns zwischeninne noch eine Geschichte des Mittelalters in 2 Bänden gegeben, deren wir Nr. 237 u. 238 d. Bl. f. 1830 rühmend gedachten) schreitet mit seiner schwierigen Darstellung Italiens rüstig fort und bringt nun auch die Geschichten von Florenz oder Toscana (und der damit in nachbarlicher Beziehung stehenden Städte Siena, Lucca, Pisa, Arezzo und Perugia), dann die des Kirchenstaates, und endlich die des Königreiches Neapel bis zu dem Schlußpunkt von 1492. Wir wissen, aus Mangel einer Vorrede, nicht, ob die Geschichte Italiens bis auf die neuere Zeit fortgesetzt werden wird, aber wir wünschen von Herzen, daß dies geschehen möge.*) Gewiß ist aber, daß man die neueste Zeit nicht ohne die vergangene verstehen wird. Das unendlich lebendige Bild, welches Italien im Mittelalter gewährt, diese Kämpfe der Parteien so verschiedener Namen, dieses Ringen zwischen Fürsten- und Volksherrschaft, dieses Verschwören gegen jede constituirte Gewalt, diese einzelnen, durch Leidenschaften gehobenen und gesunkenen Individuen, diese Heroen der Literatur und Kunst, diese Selbstsucht und Selbstaufopferung, die durch Weisheit und kluge Mäßigung Fürsten gewordenen Kaufleute, die durch glücklichen Kampf zu Staatshäuptern emporgestiegenen Soldaten, die ränkesüchtigen, den Krieg um des Krieges willen nie endenden Condottieren; dann wieder Männer,

*) Eine Bemerkung über die neuern Ereignisse in Italien haben wir weggelassen. D. Red.

welche, wie Cola di Rienzi durch alle Formen, die alte große Zeit zurückbeschwören wollen, oder wie Savonarola dem Volke mit ergreifender Beredtsamkeit den Abgrund schildern, der sich zwischen dessen Leben und einem wahrhaft christlichen geöffnet hat, die crasse Entsittlichung, welche ganze Volksclassen einer Stadt verschwägerte (Ciompi), und die hohe Reinheit Einzelner: diese Gegensätze, diese Licht- und Schattenpartien möchten nicht leicht andere Staaten in solcher Menge und Steigerung darbieten. Aber es ist nicht blos die Erscheinung selbst, es ist auch der Sinn derselben; nicht das Concrete allein, sondern auch das Abstracte, was den Verf. beschäftigt. Wie verständig wird (S. 321) die Verbindung Cosimo's von Medici mit dem Condottiere Francesco Sforza gleichsam als eine wechselseitige Ergänzung dargestellt, oder als eine Verbindung der Geldmacht mit der Kriegsgewalt, eine Verbindung von 2 Richtungen, in deren Jeder für die höhere Handelskenntniß, wie für die höhere Kriegführung Italien Muster und Schule bis zu dem dreißigjährigen Kriege hin blieb:

Damals nun wurde die eine Richtung in ihrer höchsten Ausbildung durch den Banquier Cosimo de' Medici, die andere durch den Condottiere Francesco Sforza repräsentirt, und die nächste Zeit erhält vornehmlich ihren Charakter durch das Bemühen dieser Männer, die italienischen Verhältnisse nach ihren Bedürfnissen zu gestalten. Nie vielleicht ist in der Politik ein feinerer Verstand entwickelt worden als damals unter dem Einflusse dieser beiden Männer, und wer wie Sismondi auf Cosimo's und der Mediceer Wirken schmäht, weil sie die Republik Florenz in allen ihren sittlichen Grundlagen verdorben haben, der zeigt dadurch nur, daß er die höhern Zwecke und die höhere Thätigkeit dieser Männer weder erkannt hat noch zu würdigen weiß.

Doch mehr verbieten wir uns aus diesem Bande auszuheben, so gern wir auch noch Etwas über die großen Restauratoren der Kunst und Wissenschaft in Italien, unter denen auch die herrlichen Flüchtlinge aus Griechenland (vor der brutalen Türkengewalt) nicht vergessen sind, unsern Lesern mittheilen möchten. Wir kommen auf unsern alten wohlgemeinten Rath zurück: man lese selbst.

Hätten das die Herren Herausgeber in ihrer Gewalt gehabt, so hätten sie des Gegensatzes willen als Begleiter Italiens bei dieser Lieferung etwa Schweden geben müssen. So würden sich vielleicht die beiden geographischen, ethnographischen und politischen Pole Europas begegnet sein. Doch, wir werden wenigstens durch etwas Deutschnordisches, durch die Geschichte von Preußen, entschädigt und doppelt entschädigt, da sie von einem Manne bearbeitet ist, der uns noch durch seine „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" (2 Bde., Leipzig, 1827) im besten Andenken ist. Prof. Stenzel in Breslau reiht sich würdig an die Pauli, Buchholz, Reitemeier, Tzschukke, Baczko, Manso, Voigt, Lancizolle u. a. Geschichtschreiber Preußens höhern Ranges an, wenngleich er seine Aufgabe hier etwas anders faßt, als die Herren Pfister und Leo es mit den von ihnen bearbeiteten Staaten gethan haben. Er hält nämlich, wenn jene Herren fast unwillkürlich mehr den gelehrten Leser vor Augen gehabt zu haben scheinen, mehr in der wohlgefundenen Mitte zwischen einer Darstellung für Gelehrte und einer Erzählung für das Volk. Er erklärt selbst diese Geschichte für die größere Classe der Gebildeten unserer Nation, nicht für die minderzahlreiche der Gelehrten geschrieben zu haben, woher die innere Behandlung, Darstellung und Sprache die verhältnißmäßig seltene Anzeige von Quellen rühre. Geben wir dem Verf. in dieser seiner Ansicht vollkommen Recht, so hätten wir doch, freilich etwas eigennützig, nämlich zu unserer eignen Belehrung, hin und wieder ein Citat mehr gewünscht, so z. B. (S. 70) über die dort aufgeführten Steuern der Slawen u. s. w., um nicht erst den weitläufigen Gebhardi deswegen aufschlagen zu müssen. Der Verf. verschmäht es mit Recht, mit einem gelehrten Apparat zu prunken, der ihm, nach seinen bekannten Forschungen und in seiner Stellung als Professor und Archivar, so leicht zu Gebote stand.

Er findet, daß der große Kurfürst *Friedrich Wilhelm* zuerst unter den Hohenzollern sich *über die bisherigen provinziellen* Ansichten hinweggesetzt, die Idee des Staates im neuern Sinn des Wortes aufgefaßt, nach außen der Gesammtheit seiner Staaten eine selbständige Stellung im europäischen Staatensysteme zu verschaffen gewußt und im Innern endlich die Unbeschränktheit der Regierungsgewalt begründet habe. Darum gibt er die ganze Geschichte der Marken, Schlesiens und anderer spätern Erwerbungen, und besonders des Deutschordenslandes, *dann* Herzogthumes Preußen bis 1640, als Vorgeschichte im 1. Band und wird sodann in 2 andern *Bänden die* folgenden 2 Jahrhunderte behandeln. Was nun besonders unsern Beifall hat, ist die geschickte Verwebung und Vertheilung der Specialgeschichten immer mit dem Blick auf ihre künftige Vereinigung, ohne den andern Weg der Einschaltung jeder Specialgeschichte bei dem Zeitpunkt der Erwerbung einzuschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Braut. Ein romantisch-historisches Gemälde des genuesischen Küstenlandes und der Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner in den neuesten Zeiten. Aus dem Italienischen übersetzt von C. G. Hennig. 3 Theile. Leipzig, Lauffer. 1830. 8. 3 Thlr.

Wieder einmal ein Buch, dem wenig fehlt, um gut zu sein, das aber durch eben das Fehlende, nicht Erfüllende in der Meinung des Lesers es tief unter Das herabsetzen dürfte, was es doch bei alledem ist. Es kündigt sich an als einen durch das Medium der Helle eines italienischen Himmels verklärten Scott, und es verläuft sich zu einem ziemlich charakter- und formlosen Gemälde, nicht einmal von prismatischem Farbenspiel aufgeblitzt; was so viel verhieß, verliert sich ins Flache, Unbestimmte, und von dem schottischen Vorbild ist am meisten die breite Redseligkeit nachgeahmt, die freilich in dem süßen ausonischen Idiom sich besser ausnehmen mag als in unserer rauhern und klanglosern Sprache. Die Braut selbst versprach eine seltene Eigenthümlichkeit oder vielmehr eine bei Vielen rasch, unmerklich vorübergehende Periode im jungfräulichen Leben, die, wo das Mädchen gegen die Liebe ankämpft, ihre Freiheit des Willens, der Empfin-

dung lähmt. Ida, die Tochter eines reichen Banquiers aus Genua, ist in diesem Zustande; aber es mischen sich unreine Elemente hinein, Eifersucht u. dergl., ihre Genialität wird Bizarrerie, und selbst die verläßt sie bald, sie ermattet im Kampf gegen ihr eignes Herz, aus dem sie als eine Dutzendliebende hervorgeht. Ihr Geliebter, ein liebenswürdiger Spanier, dem man mehr angenehme als große Kräfte zutraut, wird von einem räthselhaften Braunmantel verfolgt, der viel, viel zu flüchtig abgefertigt ist. Des Spaniers Landsmann, von dessen ahnenstolzem Vater in seinen Menschenrechten gekränkt, bietet er die Hand, den Sohn zu morden; die Menschenfreundlichkeit von diesem entwaffnet ihn, und so will er ihn blos von der Geliebten trennen, bedient sich dazu eines Kohlenbrenners (auch eines zu oberflächlich behandelten charaktervollen Individuums) und des Jünglings Bedienten, den er tödtet und selbst dadurch dem Tode verfällt. Die Wirthin einer Dorfschenke macht sich in jedem Sinne breit und verspricht nationelle Scenen in ihrem Besitzthum; allein, bald hat man es nur mit der habsüchtigen, von ihren Leistungen eingenommenen Eigenthümerin einer Herberge zu thun, die, wenn nicht manchmal das mittelländische Meer erwähnt würde, ebensowol an der Ostsee hausen könnte, und wie mit ihr geht es mit den Uebrigen. Die bunten Blasen volksthümlicher Züge, an denen man sich zu ergötzen meinte, zerplatzen im Entstehen; Substantielleres will sich vollends nicht finden; höchstens sind die Kohlenbrenner und der Richter anders als bei uns; der Barbier, die Gevatterinnen, die alte Jungfer u. s. w. sind Gattungen, deren Gedeihen nicht das Klima bedingt, keine Species. Der Gewissensrath der alten, frömmelnden Dame, eine ziemlich gemeine Pfaffennatur, kann nur insofern auffallen, als sie eine Freisinnigkeit der italienischen Censur voraussetzt, die man ihr kaum zutraut. Ein wohlwollender, in sein Fach verbissener Botaniker ist die Zusammenschmelzung des Naturforschers in Cooper's „Prairie" und des ehrlichen Sampson's in Scott's „Astrologen". Dem italisirten Nachbild hätten Abkürzungen gut gethan, was überhaupt der Verdeutscher, zum Besten seines Originals, nicht hätte aus der Acht lassen sollen.

2. Erzählungen und kleine Schriften. Von Johann Emanuel Veith. 2 Bändchen. Wien, Gollinger. 1831. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein Werk, das den Leser unaufhörlich irreführt. Wie in einem Kaleidoskop verändern sich jeden Augenblick die Bilder; bald erinnern sie an Jean Paul, Werner, bald an Tieck, Hoffmann, sogar an Pater Abraham, nur ohne dessen Scurrilitäten; wieder glaubt man eine artige Novelle, welche Modethorheiten lächerlich macht oder ohne Bitterkeit züchtigt, erzählt zu bekommen; plötzlich setzt sie sich um, predigt Buße und Zerknirschung, allegorisirt und bekümmert sich nicht darum, ob die christliche Nutzanwendung auch mit der Fabel in Zusammenhang sei und aus ihr wirklich hervorgehe. Eine kräftige, geistvolle Selbstthümlichkeit, eine gediegene Schreibart sind Eigenschaften, die Jedem klar werden, wer auch über die Richtung der Zwecke des Verfs. im Dunkel schwebt. Auch diese lassen sich ermitteln. Der eifrige Katholik will seiner Lehre (scheinbar der Papismus eines Neubekehrten) recht viel Proselyten verschaffen, die bereits angewandten Mittel dünken ihm nicht durchgreifend, zeitgemäß, andere, wirksamere, will er an ihre Stelle setzen. Er schilt, verketzert, schmäht und droht nicht, durch Kunst will er nicht überreden, auch von der Poesie macht er nur mäßig Gebrauch, mit gutem Vorbedacht, sein Vers ist bei weitem nicht so ideenreich und anmuthig als seine elegante Prosa. Seine Mystik ist nicht die tiefe, glanzreiche des Calderon, sie geht, den Foderungen der Zeit nach, mehr vom Verstand als von der Phantasie aus, hält auch meistens glücklich die Mitte zwischen kindlicher Einfalt und tiefsinniger Betrachtung, die in unsern Tagen in den meisten Fällen doch nur das Werk der Willenskraft sein kann. Wie im 10. Jahrhundert die Nonne Rotwitha Komödien schrieb, um ihre gelehrten Zeitgenossen abzuhalten, die heidnischen des Terenz zu lesen, so kleidet der Verf. Das, was ihm unumstößliche Wahrheit ist, in die beliebte Novellenform ein, wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn nur, wie gesagt, die Nutzanwendung mit der Sache im Einklang stände. Außer der christkatholischen Kirche kein Heil, nur in der Beschaulichkeit, im Kloster Läuterung des Herzens, böser Triebe und Gewohnheiten: das predigen Alle, ohne Blümelei und Wortgetändel, allein, nicht immer ins Schwarze treffend und einen Gehorsam unter die Satzungen der Kirche und ihrer Diener voraussetzend, den unmöglich die Mehrzahl der Leser besitzen kann.

3. Sammlung neuer Schriften von Alexander Bronikowski. Vierter und fünfter Band. Polen im 17. Jahrhunderte, oder Johannes III. Sobieski und sein Hof. Erster und zweiter Theil. Halberstadt, Brüggemann. 1829. 8. Erster bis dritter Theil 4 Thlr. 18 Gr.

4. Schriften von Alexander Bronikowski. Zehnter, elfter, zwölfter Band: Olgierd und Olga, oder Polen im 11. Jahrhundert. Erster bis dritter Theil. Dresden, Arnold. 1828—29. 8. Erster bis vierter Theil 6 Thlr.

Beide Erzählungen ermangeln des Schlusses, was ein offenbarer Schade ist; denn die Erzählungen sind gut, und die letzte insbesondere bricht da ab, wo die Spannung hoch gesteigert und man begierig auf den nicht zu errathenden Ausgang ist. Ruhiger bewegt sich Sobieski, der Hochbegabte, dem seine ränkesüchtige, launenhafte, herzlose Gemahlin, Waffenbrüder, des Landes Häuptlinge und wankelmüthige Bundesgenossen Schlimmeres erzeigen als selbst seine Erbfeinde, die Türken. Wir lernen den trefflichen Mann, Feldherrn, Fürsten kennen, dem nichts vorzuwerfen ist als liebende Nachgiebigkeit gegen seine ihm so unwürdige Gemahlin; wir werden an seinem Hof eingeführt, als er eben im Begriff steht, die Neuvermählte seines Erstgeborenen zu empfangen und einen Krieg mit den Osmanen zu beginnen. Außer ihm ist der zweite Prinz, der des Vaters wohlwollende Heiterkeit, Offenheit und tapfern Muth ansichträgt, eine anziehende Erscheinung, sein Freund Wisniowiecki und die im Geheim von ihm geliebte Prinzessin Therese, auch die an den trübsinnigen Prinz Jakob Sobieski angekettete Prinzessin Hedwig würden es sein, wenn sie mehr als flüchtig angedeutet wären. An Begebenheiten ist die Geschichte nicht reich, auch nicht an vortretenden Individualitäten; aber die Portraits sind meisterlich ausgeführt, und selbst die Polen aus einer Zeit, die der unsern nicht allzu fern liegt, haben noch Volksthümliches genug, um durch ihre Fremdartigkeit für die Deutschen pikant zu sein. Dem Anschein nach, könnte die Geschichte mit Sobieski's Tode schließen und es zur vollsten Ueberzeugung gelangen, wie die Ränke, der Geiz, der Hochmuth der Königin auch die jüngern Söhne Sobieski's von der Thronfolge ausschließen, sowie die unangenehme Persönlichkeit des ältesten diesem nur Gegner erwarb.

Romantischer, dem Stoff, der Zeit nach, bewährt sich „Olgierd und Olga"; noch brausen wild die Elemente einer werdenden Sittigung, unvereinbare Völker gehen schroff neben einander hin, und wo sie sich berühren, gibt es einen Mislaut, einen Riß. Das Verhältniß der Stände unter einander schwankt unsicher, gewaltig toben die Leidenschaften der noch ungebändigten Polen und Russen, und was der rohen Kraft nicht unterliegt, das umgarnt die Arglist der überfeinerten, verdorbenen Griechen. Keine herrliche Natur wie die des Johann Sobieski zieht diese Erzählung aus dem Dunkel der Jahre, dafür originelle, charakteristische in Menge, und viel Handlung; denn die Menschen damals liebten es, sich in Thaten, statt in Worten, auszusprechen. Boleslav, der zweite dieses Namens unter Polens Königen, will den kiew'schen Großfürsten, Demetrius Izaslav, der von seinen Brüdern und einer mächtigen Partei vertrieben wurde, wiedereinsetzen. Er bedient sich dabei der Hülfe des Schwertträgers der Krone, des Herrn Nikolaus Strzemienic, dessen Vater Severin, Herrn auf Zembocin, er heimsucht und dort manche diplomatische Zwecke verfolgt. Hr. Severin ist ein strenger Gebieter, dem der längst mündige Sohn ungern gehorcht und offen

sich dem Vater widersetzen würde, wenn nicht sein holdes, sanftes Eheweib, ein Muster ihres Geschlechts, vermittelnd einträte. Der alte Kastellan begünstigt einen trotzigen, boshaften Leibeignen, den er für seinen natürlichen Sohn hält, welcher vermuthlich aber der des Demetrius ist, vielleicht von der heftigen Olga geboren, eine dämonische Natur, von griechischer Abkunft, ob ihrer Schönheit und Leichtfertigkeit von den Männern begehrt, nun eine Rachegöttin, in stetem Zwiespalt mit ihrem Sohn Olgierd, den sie wenig zu lieben scheint, sowie er sie auch nur scheut und einige Mal nahe daran ist, das Geheimniß seiner Geburt von ihr zu erpressen. Er haßt den vermeintlichen Vater und Stiefbruder, und diesen um so heißer, als er für dessen Weib Malgargathe glüht. Olga, eigentlich Sophronia, entzieht ihn der Knechtschaft und stellt ihn an die Spitze der Meuterer, Landstreicher und Knechte, die sich, in Abwesenheit der Herren, des Eigenthums, ja mitunter der Gunst ihrer Weiber und Töchter bemächtigten. Olga, die auch Demetrius zu verderben gedenkt, scheint Polen und Kiew unter die Botmäßigkeit des griechischen Kaisers bringen zu wollen; denn nicht allein kleinlicher Privathaß leitet sie, sie ist bei, aller Gesunkenheit und Bosheit, großartig, eine Tigerin, Olgierd ist weit gemeiner, geringer, der griechische Botschafter, weichlich, verzagt, eigensüchtig, eitel und jedes Mittel für erlaubt achtend, ist seinerseits auch nicht müßig, er entzweit den König und Großfürsten und verwundet Boleslav an dessen verletzlichem Flecke, dem Wohlgefallen an sinnlichen Genüssen. Der Schwertträger findet ihn in Kiew in der weibischen Haustracht der damaligen Griechen, umgeben von wollüstigen Tänzerinnen, Gauklern und Schranzen, fleißig den bekränzten Becher leerend, ganz vergessend des Kriegsruhms und der Bedrängniß des Vaterlandes. Severin, schwer erkrankt, wird mit den Frauen seiner Familie durch einen geheimen Gang gerettet, als eben Olginod im Begriff ist, ihn zu tödten, mit welcher Flucht der 3. Band schließt. Möchte bald die Fortsetzung möglich werden! Beide Romane gehören zu den besten der historischen Gattung, welche unsere Sprache aufzuweisen hat: der Herr wie der Diener, der französische Marquis wie der Leibeigne sind Begriff und Person, und auch im Dialog, woran so Viele scheitern, musterhaft eingeführt. Dabei wird theils in der Erzählung, theils im Gespräch alles Nothwendige zur Vorgeschichte des Landes, der Personen beigebracht und also auch in der Hinsicht nichts zu wünschen übrig gelassen. 84.

Notizen.

Die königliche Druckerei zu Paris.

Eines der großartigsten Etablissements, und in seiner Art das großartigste, ist die Imprimerie royale zu Paris. Sie beschäftigt in diesem Augenblicke 114 Handpressen, nach der alten Bauart, für alle Papierformate, 6 Gußeisenpressen, nach allen bekannten neuern Modellen, 5 mechanische Pressen, die einen Bogen auf beiden Seiten zugleich drucken, und 1, die 2 Bogen auf beiden Seiten druckt. Diese 6 mechanischen Pressen werden durch eine einzige Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. An Typen besitzt diese Druckerei 56 orientalische Schriftsorten, die alle bekannten Schriftarten der ältern und neuern Völker Asiens umfassen; 16 europäische Schriftsorten von Völkern, welche sich nicht der gewöhnlichen lateinischen Schrift bedienen, und von dieser letztern 46 vollständige Schriftsorten von verschiedenen Formen und verschiedener Größe. Die ganze Masse dieser Schriften wiegt wenigstens 375,000 Kilogramme; und da der Satz einer Seite in 8. ungefähr 3 Kilogramme wiegt, so besitzt die königliche Druckerei an Schriften so viel, daß sie gleichzeitig 7812 Octavbogen, oder 260 Octavbände zu 30 Bogen und 125,000 Seiten setzen kann. Eine Handpresse kann täglich 3000 Bogen auf einer Seite, und folglich können 2 Pressen 3000 Bogen auf beiden Seiten drucken; eine mechanische Presse druckt dagegen täglich an 14,000 Bogen auf beiden Seiten; und die Imprimerie royale kann daher an einem Tage 278,000 Bogen oder 556 Ries Papier abziehen lassen, was so viel ist, als 9266 Octavbände, den Band zu 30 Bogen. Dieser unermeßliche Aufwand von Mitteln macht es möglich, daß man an 5000 Formen, welche für die öffentlichen Administrationen gebraucht werden, beständig stehen lassen kann, was eine außerordentliche Ersparniß an Zeit und Kosten bewirkt. — Um alle Bedürfnisse der Druckerei fortwährend im Stande zu erhalten, ist mit derselben eine Schriftgießerei verbunden, welche, außer dem gewöhnlichen Gießen der Schriften, auch eine Stereotypdruckerei und, man kann sagen, Alles, was mit der Druckerkunst in der geringsten Beziehung steht, enthält. Sechs Oefen beschäftigen 40 Arbeiter, und die für den Stereotypdruck, welcher seine höchste Vollkommenheit erreicht hat und auf die größten Formate ausgedehnt werden kann, sind hiebei nicht einmal gerechnet; ebenso wenig die Buchbinder, die in besondern großen Ateliers Arbeit finden. Der Papierverbrauch der königlichen Druckerei, oder Das, was sie binnen einem Jahre an Drucken liefert, beläuft sich auf 80—100,000 Ries, oder 261—326 Ries für jeden Arbeitstag. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter beträgt gewöhnlich 350—450.

Sittlichkeit in Paris.

Daß die Sittenverderbniß in Frankreich, und namentlich in Paris, in der neuesten Zeit keineswegs auf so beunruhigende Weise zugenommen hat, wie eine gewisse Partei uns glauben machen will, geht, wenn man es nicht auch sonst schon wüßte, aus den Listen der Findelkinder seit einem Jahrhunderte klar hervor. In den 20 Jahren von 1710—30 zählte man ein ausgesetztes Kind auf 9, die überhaupt geboren wurden, 1730—50 eines auf 6, aber 1750—70 eines auf 3,80 und 1770—90 sogar eines auf 3,20, dagegen 1790—10 wieder nur eines auf 4,40. Die Zahl der außerehelichen Kinder gibt, bei den Ansichten der Franzosen über die Ehe, einen bei weitem weniger sichern Maßstab. Diese betrug freilich im J. 1806 unter 24,045 Geburten schon 6282, und 1826 gar unter 29,970 nicht weniger als 10,502. In einigen deutschen Städten, z. B. in München, ist das Verhältniß indessen im Durchschnitt noch ungünstiger, obgleich hier Mangel an Religiosität nicht als Grund angeführt werden kann.

Die Bartholomäusnacht.

Kürzlich ist in Paris unter dem Titel: „Monumens inédits de l'histoire de France" ein Buch erschienen, welches mehre bisher noch unbekannte Documente zur Geschichte der Bartholomäusnacht enthält, und namentlich die Frage, ob die Greuelscenen derselben von Karl IX. planmäßig vorbereitet waren, entscheidet der Briefwechsel zwischen Karl IX. und Mandelot, dem Gouverneur von Lyon zu jener Zeit, und beweist, daß 11 Tage vor dem Blutbade bereits der Befehl ertheilt war, alle Communication zwischen Frankreich und Italien aufzuheben, theils um die Ankunft von Briefen aus Italien zu verhindern, welche die Protestanten hätten warnen können, theils um die Mittel vorzubereiten, durch welche jeder Weg zur Flucht versperrt werden sollte.

Die Quadratur des Cirkels.

Von der sehr selten gewordenen Abhandlung des berühmten Mathematikers Montucla: „Histoire des recherches sur la quadrature du cercle", ist vor Kurzem zu Paris eine neue Ausgabe erschienen, die, von Lacroix besorgt, nicht blos durch die Correctheit des Drucks, sondern besonders auch durch die Zusätze, welche größtentheils die neuern Forschungen in Bezug auf diesen Gegenstand betreffen, Werth erhält. Den Beweis, daß die Lösung des Problems der Quadratur des Cirkels unmöglich sei, hätte Lacroix sich indessen füglich ersparen können, da derselbe keinem Mathematiker unbekannt ist und für die Unwissenden oder Verwirrten, die sich noch mit jenem Hirngespinste beschäftigen, doch wol ohne Nutzen bleiben wird. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1831.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Dritte und vierte Lieferung. 4 Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

Das erste Buch enthält die älteste Geschichte bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts und hat es besonders mit Brandenburg und Preußen zu thun. Eine Uebersicht der innern Verhältnisse zeigt folgende Rubriken: Die Fürsten; die Bauern; Einwanderung der Deutschen; Anlegung freier Dörfer; Gründung deutscher Städte; der Handel; die Geistlichkeit; die Klöster; die Wissenschaften; der deutsche Orden. Das zweite Buch geht bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts, und hier sind es für Brandenburg, nach Abgang der Anhaltiner, die Luxemburger und endlich die Hohenzollern; für Schlesien, das an Böhmen fällt, die Luxemburger und Ladislaus, Podiebrad und Matthias Corvinus; für Preußen der Culminationspunkt der Ordensmacht unter Winrich von Kniprode, aber auch der schon beginnende Verfall des Ordens bis zum thorner Frieden, welche den Verf. beschäftigen. Eine Uebersicht der innern Verhältnisse beschließt auch diesen Zeitraum. Merkwürdig ist uns gewesen, daß der Verf. über die Echtheit oder Unechtheit des sogenannten Pseudowaldemar (den man gewöhnlich als eine Maschine der luxemburger gegen die bairische Partei betrachtet, zu der sich ein Müller Rehbock aus Hundeluft hergegeben habe) durchaus nicht entscheiden will, wol aber seine Geschichte später einmal besonders zu behandeln verspricht. Daran knüpfen wir die allgemeinere Bemerkung für unsere so schreiblustige Zeit, daß eine Geschichte der falschen Prinzen, der Pseudokaiser, Könige, Zaren und Fürsten einen höchst interessanten Bildersaal gewähren müßte. Das dritte Buch endlich geht vom Anfange der Reformation bis zum Regierungsantritte des großen Kurfürsten. Durch die Reformation erhält namentlich das Gebiet des deutschen Ordens, dessen Macht mit seiner an Polen verlorenen Selbständigkeit schon ganz gebrochen war, die merkwürdige Metamorphose in ein weltlichdeutsches Herzogthum. Je näher der Verf. zur neuern Zeit heranrückt, desto interessanter werden seine Mittheilungen, da ihnen häufig handschriftliche Nachrichten zu Grunde liegen. Besonders erhält die schlesische Städtegeschichte, und namentlich die von Breslau, manche treffliche Bereicherung. Die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs bis 1640 nimmt einen nicht unbedeutenden Theil, vielleicht den dritten des Bandes ein; allein, es ist gewiß, daß erst, wenn jeder deutsche Staat seinen Antheil an diesem Kriege und seine Schicksale in demselben so gründlich dargelegt haben wird, als hier mit Brandenburg und Schlesien geschieht (vorzüglich wichtig ist, was über den sogenannten sächsischen Accord Johann Georgs von Sachsen zu Gunsten Schlesiens gesagt wird), daß wir dann erst eine ganz umfassende und gründliche Geschichte dieses Kriegs erhalten werden. Der Verf. versteht es endlich trefflich, in die Darstellung einzelne charakteristische Züge aus der Geschichte einzelner Menschen oder Fürstenhöfe einzuweben und so das Interesse des Lesers immer mehr zu erhöhen. Denn nicht die Masse der Begebenheiten, sondern das den Menschen Menschlichnäherbringende ist es, was in der Geschichte bleibend anzieht und belehrt. Wir heben zum Beschluß eine solche Stelle ohne weitere Rücksicht auf historische Wichtigkeit (sonst würde die Rechtfertigung Karls IV. gegen so manche Anklage, S. 110, den Vorzug verdienen) heraus, um das eben Gesagte zu belegen und unsern Lesern einige Entschädigung für unsere trockene Relation zu gewähren. S. 540 heißt es:

Es war dieses schöne Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen gleichsam erblich in dem briegischen Fürstenhause. Es ruhete der Segen Gottes auf ihm und ging von Georg II. auf seinen Sohn Joachim Friedrich und auf seinen Enkel Johann Christian über. Dieser vermählte sich mit der Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, Dorothee Sibylle, einer Fürstin, welche es verdient, allen Frauen vom Throne bis zur Hütte als Muster einer Fürstin, Gattin und Mutter vorgestellt zu werden. Ihr Gemahl lud den Rath der Stadt Brieg ein zur Theilnahme an der Heimführung der Herzogin und zum Gastmahle auf dem Schloß in Brieg und berief sich dabei auf die alte Sitte des fürstlichen Hauses: die Unterthanen an den Freuden der landesfürstlichen Obrigkeit Theil nehmen zu lassen. Die Stadt ließ der jungen Fürstin am 1. Jan. 1611 durch die Frauen des Raths, von denen sie am Thor empfangen wurde, einen Mantel von Goldstoff, mit eingewirkten silbernen Rosen, mit Hermelin gefüttert und mit Zobel verbrämt, einen Pelzhut mit echten Perlen benähet, einen Muff von feinem Marder, einen Fußsack von Sammet, mit moskowitischem Wolf gefüttert, und einen künstlich gegossenen und gravirten zinnernen Fußwärmer überreichen. Die Fürstin stieg aus dem Wagen und legte die Kleidungsstücke sogleich an. Am folgenden Tage fand sie auf ihrem Tische ein mit Goldblech beschlagenes Arbeitbuch und ei-

nen Brief Stecknadeln, in welchem 200 Goldgulden, alle vom Gepräge ihres Vaters des Kurfürsten lagen. Dagegen besuchte die Herzogin in den nächsten Tagen die Frauen der Rathmänner der Reihe nach und lud sie und die Frauen der fürstlichen Räthe, der Geistlichen und Lehrer der Schulen zu einem Weinsüpplein und zu einem Marcipan ein. Obgleich reformirt, besuchte sie doch die lutherische Kirche in den ihr von der Stadt verehrten Kleidungsstücken, setzte sich neben die Frau des Bürgermeisters und nöthigte diese, ihre Füße mit in den Fußsack zu stecken, den sie von der Bürgerschaft erhalten hatte.

Das rührende Fest, welches 2 Jahre später erfolgte, und wo die Schulkinder, deren Bücher sie durchsah, ihr verriethen, daß sie im ganzen Lande nur „die liebe Dorel" genannt werde, und wie ihr Gemahl, der Herzog, sie fortan auch so zu nennen gelobte; wie nachher der Herr Pastor selbst ein Ehrentänzchen mitmachen muß, und die Fürstin selbst mit dem Rothgerber Girth tanzt, dem ob der unverdienten Ehre die Beine zitterten; wie sie nachher in den von der Stadt geschenkten Fuchspelz sich hüllet, „der sie doppelt wärmen solle, weil er mit der Stadt Liebe gefüttert sei"; wie aber auch der Herzog Georg II. selbst früher die Entschuldigung des zum Hofprediger bestellten Magister Martin Zimmermann, daß er vor Fürsten nicht predigen könne, mit den Worten zurückwies: „Mein lieber Martin, die Fürsten gehören in den Himmel, in welchen auch die Bauern kommen. Ich lasse mir kein ander Evangelium predigen, als was einfältigen Leuten vorgetragen wird", wird man gewiß nicht ohne Theilnahme (S. 540 fg.) selbst nachlesen. Die etwaigen Groß-Kron-Oberhofceremonienmeister unter den Lesern werden freilich sagen: das sei ein verbauerter Hof gewesen! die Herren freilich hätten schwerlich hingetaugt.

Ueber die Zeiten der Reformation und diese selbst macht der Verf. manche scharfe Bemerkung, z. B. S. 299, daß die Reformatoren nicht verleugnen konnten, Katholiken gewesen zu sein, und deshalb eben, wie sie von dorther gewöhnt waren, nur selbst Eine Erklärung als die einzig richtige, ja, als die einzige zum Heile führende, jede andere als verdammungswürdig aufstellten; daß sie also eben wie die katholische Kirche den freien menschlichen Geist durch Formeln in Fesseln schlugen; daß auch die Meinung der Reformatoren von dem alleinseligmachenden Glauben, den sie hatten, nicht eben sehr verschieden von dem der katholischen Kirche gewesen; sie nahmen die Freiheit der Forschung, ohne Anerkennung menschlichen Ansehens, in Anspruch, wollten dieselbe aber bei Andern, welche weiter gingen, nicht gelten lassen. Endlich wurde über Worten und Formen der Geist zugleich fast ganz und gar vergessen.

Fragt man nun, wie viel denn der Protestantismus die Menschheit eigentlich gefördert habe, so ist die Antwort: Um nicht wenig, gewiß nicht; allein, es ging ihm wie dem Christenthume überhaupt. So lange man an Worten klebte, um Worte stritt, um den Sinn stritt, um den Geist stritt, so that man eben etwas Gutes zu Gottes Ehre, indem man nichts that und der Liebe für unsere Brüder und der Pflichten gegen Menschen sich enthob. Wenn wir die, man möchte beinahe verzweifelnd sagen, an aller edeln Gesinnung und Handlung so unfruchtbaren Jahre der befestigten Reformation betrachten, so sehen wir, daß das praktische Christenthum hier ebenso niederlag wie in der katholischen Kirche, bis es in der neuen Zeit geweckt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Die niederländische Literatur im Jahr 1830.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß unter allen ausländischen Literaturen zwar keine der deutschen näher, aber auch keine in Deutschland unbekannter ist als die holländische. Nicht selten begegnen wir in unserm Vaterlande sehr gebildeten Männern, die uns allen Ernstes fragen können, ob denn, außer einigen strengwissenschaftlichen Werken, die holländische Literatur überhaupt irgend Etwas besitze, womit es sich der Mühe verlohne, nähere Bekanntschaft zu machen. Das holländische Phlegma, heiße es dann wol, diese absolute Indifferenz, die sich in den Gesichtszügen des Volkes wie in der Physiognomie des Landes ausdrücke, macht jeden höhern Schwung der Phantasie und der Gedanken ja geradezu unmöglich; dieser ist aber nicht nur für die Schöpfung poetischer Kunstwerke, sondern in demselben Maße für die Philosophie und für die Geschichte und im Allgemeinen in Leben und Literatur für Alles, was aus dem Kreise des Gewöhnlichen und Alltäglichen hervorragen will, unentbehrlich. Sobald man mit einigen Alten annimmt, daß der Geist des Menschen seinen Sitz im Blute habe, und daß *aus diesem*, aus dem schnellern oder langsamern Umlauf *desselben alle Fähigkeiten* und Talente fließen, werden wir zu Gunsten der guten, ehrlichen Holländer wenig einzuwenden haben; denn daß sie wahre Amphibien sind, mit dem kältesten und langsamsten Blute von der Welt, haben wir in Utrecht und Leiden und in Amsterdam und dem Haag manchen langen Monat zur Genüge erfahren, wenn wir im Sommer mit ihnen Taback rauchten und zum Fenster heraussahen, oder im Winter Taback rauchten und uns am Kamin wärmten. Nur haben wir bisher immer in der Meinung gestanden, daß nicht der schnelle Umlauf des Blutes die Regsamkeit und Lebendigkeit des Geistes, sondern der Geist den schnellern Blutumlauf bewirke. Bestärkt wurden wir in dieser vielleicht irrigen Ansicht, wenn wir den phlegmatischen Holländer in seiner Winterlust auf dem Eise oder in der Ausgelassenheit der Kirmes sahen; noch mehr durch das reiche poetische Element, welches wir in der holländischen Literatur entdeckten. Die Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts bilden allein eine Bibliothek, in der unter unermeßlichem, werthlosem Wust sich doch auch manche köstliche Perle befindet; Vondel, Antonides, Cats u. A. würden in jedem Lande und zu allen Zeiten unter den ausgezeichneten Dichternamen genannt sein. Aermer ist das 18. Jahrhundert; aber in der neuesten Zeit wird zwischen dem Y und dem Lek wieder ebenso viel gereimt, als dies in frühern Tagen je der Fall gewesen sein kann; und Bilderdyk, Loots und Tollens reihen sich würdig den alten niederländischen Sängern an. Für die Geschichte wird viel gethan; aber ob Scheltema oder Beyerman geeignet sind, den alten, gediegenen, kernhaften Hooft zu ersetzen, möchte freilich noch sehr zu bezweifeln stehen. Auch für die Philosophie scheinen die Tage Spinoza's bis jetzt noch nicht wiederkehren zu wollen; Kinker und seine zahlreichen Gegner zeugen jedoch immer wenigstens von Interesse an philosophischen Untersuchungen.

An literarischer Thätigkeit im Allgemeinen werden die Holländer gewiß von keinem Volke oder Volksstamme, der in gleich enge Grenzen eingeschlossen ist, übertroffen. Ein flüchtiger Durchblick der „Lyst van nieuw uitgekomen boeken in den Jare 1830" gab uns nicht weniger als 645 neu erschienene Werke an, von denen nur eine sehr geringe Anzahl neue Auflagen, 158 Uebersetzungen, meist aus dem Hochdeutschen, der ganze Rest neue Originalschriften, aber freilich meist nur Werke von mäßigem Umfange, zum Theil Broschüren von wenigen Bogen waren. Voran steht wie in jedem gut geordneten Katalog die Theologie mit 87 Nummern, darunter 29 Uebersetzungen, mit Ausnahme von 8 Nummern, aus dem Deutschen. Besonders die deutsche Predigtenliteratur hat in Holland ein ausge-

breitetes Publicum, und man erzählt sich in dieser Beziehung manche ergötzliche Anekdote. So lasen wir vor einiger Zeit in den „Letteroefeningen“ von einem weleerwaardigen heer, der auf einer Bücherauction Alles zusammenkaufte, was irgend einer deutschen Predigt ähnlich sah. Ein Bauer, der auch Hochdeutsch las und gern auch einmal einen Kauf machen wollte, ärgerte sich darüber und redete endlich den geistlichen Herrn an: „Ew. Wohlehrwürden denken gerade wie der Schmied von unserm Dorfe“. „Wie so?“ fragte der Domine. „Ei“, erwiderte jener, „unser Schmied sagt, daß er selbst wol auch gute Schlösser machen kann, daß es ihm aber gemächlicher sei, sie aus Deutschland kommen zu lassen“. Die Jurisprudenz war weniger reich bedacht als die Gottesgelehrsamkeit, wir zählten nur 15 Stück und darunter die Gesetzsammlung, die als „Byvoegsel tot het Staatsblad en officieel Journal van het Koninkrijk“ ausgegeben wurde, ein Register über die Gesetze und Beschlüsse der Regierung, seit dem Jahr 1813, und Meyer's französische Schrift: „De la codification en général, et de celle de l'Angleterre en particulier, en une serie de lettres“ (Amsterdam, 1830). Die Naturwissenschaften, Medizin, reine und angewandte Mathematik, nebst allen den Wissenschaften, die auf dieser beruhen, lieferten 65 Nummern, wovon 17 Uebersetzungen; die Geschichte und Geographie, mit den der letztern sich anschließenden Reisebeschreibungen, 74 Nummern, wovon 38 Uebersetzungen, meist aus dem Englischen. Unter den Originalwerken stellen uns auf die „Schoonheden en merkwaardige Tafereelen uit de Nederland'sche Geschiedenis“ („Schönheiten und merkwürdige Gemälde aus der niederländischen Geschichte“), von Witsen Geysbeek und Engelbert Gerrits; wahrscheinlich in dem Geschmack der veralteten „Beautés“, die unsern Lesern noch aus ihren Jugendjahren erinnerlich sein werden. Aus A. van der Willigen „Aanteekeningen op een togtje door een gedeelte van Duitschland, in het jaar 1828“ („Bemerkungen auf einem Ausfluge durch einen Theil von Deutschland“, Harlem) werden wir uns in Deutschland schwerlich viel Neues erholen; so wenig als aus Sprenger van Eyk „Het Hartzgebergte“ („Das Harzgebirge“, Rotterdam). Interessant sollen dagegen die „Merkwaardige lotgevallen van een Hollandschen uitgewekenen, ten tyde der laatsten Staatsonlusten in Europa“ („Merkwürdige Schicksale eines holländischen Ausgewanderten“, Rotterdam) sein, ein kleines Buch voll merkwürdiger Abenteuer, die der Verf. nicht blos in Europa, sondern auch auf der Nordküste von Afrika, in Algier und Fez, erlebte. R. Westendorp, „Jaarboek van en voor de provincie Groningen“ (Gröningen) ist eine verdienstliche Bereicherung der bisher noch so wenig bekannten und bearbeiteten Theile der Geschichte seines Vaterlandes. Ebenso verdienstlich sind G. van Orden „Bijdragen tot de penningkunde van het Koninkrijk der Nederlanden“ (Zaandam, 4.), um so mehr, da die Numismatik in der letzten Zeit beinahe überall sehr vernachlässigt worden ist. P. Troost, „Aanteekeningen, gehouden op eene reis om de wereld, met het fregat, de Maria Reigersberg en de korvet, de Pollux, in de Jaren 1824, 1825 en 1826“ („Bemerkungen auf einer Reise um die Welt“, Rotterdam) bringt uns manche nach so vielen Weltumsegelungen noch immer willkommene Kunde, die, wenigstens im Auszuge, auch in Deutschland mitgetheilt zu werden verdiente. Auch aus dem kleinen Werkchen von A. de Melde, „De Preanger Regentschappen op Java gelegen“ (Amsterdam), möchte für die nähere Kenntniß von Java noch Manches zu lernen sein. Aber am wichtigsten war uns J. Modera, „Verhaal van eene reize naar en langs de zuidwestkust van Nieuw Guinea, gedaan in 1828, door Zr. Ms. korvet Triton en Zr. Ms. koloniale schooner de Iris“ („Bericht von einer Reise nach und längs der Südwestküste von Neuguinea“, Harlem), ein Werk, welches uns die neuesten Entdeckungen der Niederländer an einer bisher noch völlig unbekannten Küste kennen lehrt, auf der seitdem eine niederländische Colonie gegründet worden ist, die vielleicht einst für Holland und Java Dasselbe werden kann, was Neuholland und Vandiemensland für Großbritannien und das britische Indien. Durch die Auffoderung der niederländischen Regierung an alle Gelehrten des Landes, ihre Gedanken und Ansichten über die Bearbeitung der niederländischen Geschichte einzusenden, sind außer Scheltema's bekanntem Aufsatze noch eine ganze Reihe ähnlicher Schriften veranlaßt worden: Groen van Prinsterer, „Proeve over de zamenstelling eener algemeene Nederlandsche Geschiedenis“ (Haag); Royaards, „Bijdragen tot de bewerking van de Gesch. der Nederl.“ (daselbst); Beyerman, „Over het schrijven van de Gesch. der Nederl.“ (das.); auch wol Simons, „Historische Verhandelingen“ (Amsterdam), die durch einen Plan zur Ausarbeitung einer allgemeinen niederländischen Geschichte eröffnet werden. In dem Geschmack der „Merkwaardige lotgevallen“ sind auch Swaving's „Zonderlinge ontmoetigen en wonderbaarlyke lotsverwisselingen na zijne vlugt uit Delft“ („Sonderbare Begegnisse und wunderbare Schicksalswechsel“, Dordrecht), dessen „Tienjarige militaire loopbaan“ („Zehnjährige militairische Laufbahn“, das.) und Bruining's „Herinneringen met betrekking tot de omwentelingen in staat en kerk gedurende zijnen levensloop“ („Erinnerungen mit Bezug auf die Umwälzungen in Staat und Kirche während seines Lebenslaufes“, das.): Memoiren nicht nach französischem und englischem, sondern nach gutem, altem deutschen Schnitt, in der Art der wohlbekannten „Leben, Thaten und Meinungen“ unserer Leihbibliotheken. Daß Becker's „Weltgeschichte“ ins Holländische übersetzt worden ist, unter dem Titel: „Algemeene Geschiedenis“ (Harlem), hat uns nicht befremdet, desto mehr aber die Uebersetzung von unserer zum Theil doch äußerst oberflächlichen „Historischen Taschenbibliothek“; sogar Philippi's „Geschichte der Niederlande“ ist unter dem Titel: „Beknopte gesch. van het koninkrijk der Nederlanden“ (Haag), nach Holland zurückgewandert.

Bei weitem übertroffen, wenn nicht immer an innerm Reichthum, doch an Masse, werden alle übrigen Fächer der Literatur durch das poetische. An Romanen wurden allein 80 zu Tage gefördert, wovon freilich volle 50 Uebersetzungen aus dem Deutschen, Englischen und Französischen. Tromlitz, Spindler, Langbein, Jacobs, G. Döring, Herloßsohn tragen zu der Unterhaltung der müßigen und ästhetischen Theetische in den Niederlanden beinahe ebenso viel bei als in unserm Deutschland, was, beiläufig gesagt, eben noch kein besonderer Ruhm ist; denn wir erinnern uns noch gar wohl, wie zu der Zeit unsers Aufenthaltes in den Niederlanden der edle Clauren bei den holländischen Damen so beliebt war, daß seine Romane, um sie ja recht frisch in die zarten Hände zu liefern, aus den theuer bezahlten Probebogen übersetzt wurden. Die gereimte und versificirte Poesie läßt an Zahl der Bände und Bändchen sogar die Romane noch hinter sich zurück, indem sie nicht weniger als 96 Nummern aufstellt. Darunter sind indessen, neben wenigen Uebersetzungen, eine Menge einzeln gedruckter Gelegenheitsgedichte, zum Theil politischen und patriotischen Inhalts, wie die zahlreichen Uitboezemingen (Herzensergießungen) aus Anlaß der Unruhen in Belgien: „Weerklang aan de oproerige vrijheidskreet van eenige Belgen, op den 25 en 26 Augustus“ (Amsterdam); „Uitboezeming, by het vernemen der oproerigheden te Brussel“ (Amsterdam); „Opwekking aan de Noord-Nederlanders tot aansporing van vaterlandsliefde“ (Gröningen); „Amsterdam aan de muitende Brusselaren“ (Amsterdam); „Wapendronk ter eere van oud Nederland“ (Haag); und alle die andern Wapenkreten (Waffenrufe), Schutterslieder en (Jägerlieder) u. s. w. mehr, welche die niederländische Jugend zu einem bis jetzt gerade noch nicht durch heroische Thaten ausgezeichneten Kampfe begeistern sollen. Auch in dem Mengelwerk (Vermischtem), in welches wir nach dem Vorgang der Bücherliste Alles zusammenpacken wollen, wofür es uns unbequem wäre, eigne Rubriken aufzustellen, und welches daher 152 Schriften des verschiedensten Inhalts umfaßt, nehmen die belgischen Unruhen einen beträchtlichen Raum ein. Auf die „Stem uit Amsterdam aan de Brusselaren“ (Amsterdam), einem fliegenden Blatt, das schon in den ersten Tagen des Septembers

ausgegeben wurde, folgten später J. Scheltema, „Iets over het oproer en den opstand te Brussel en Luik" (Utrecht); Lipman, „De Scheiding van Belgie in derzelver gevolgen getoetst" (Amsterdam); „Kort Verhaal der voornaamste gebeurtenissen, voorgevallen binnen Brussel, tusschen den 25 Aug. en den 2 Sept. 1830" (Amsterdam); „Nu of nooit! Vaderlandsche Ontboezeming enz." (Utrecht); „Wat moet men denken van de eischen der Brabanders na het oproer in Brussel enz". (von dem Verf. der „Stimme aus Amsterdam", Amsterdam); „Wie zal er worden beslist" (Haag); „Vrymoedige gedagten over de tegenwoordige beroerten, toegelicht door eenige staaltjes uit de geschiedenis van den opstand der Belgen tegen hunne laatste Souvereinen uit het huis van Oostenryk" (Haag); Van Zetroode, „Gedachten ter gelegenheid van den tekst van sommige Noord Nederlandsche dagbladen, enz." (Amsterdam); „Diepe verontwaardiging over het schandelijk oproer te Brussel" (Amsterdam); „De afscheiding van Belgie, vooral uit een zedekundig oogpunt beschouwd" (Amsterdam); „Gedachten omtrent de Koninkl. Boodschap aan de Staten-Generaal van den 13 Sept." (Haag). Unter allen diesen Flugschriften scheint, nach Dem, was wir bisher vernommen haben, keine einzige von Bedeutung zu sein; der Geist, in welchem sie verfaßt sind, wird durch die Titel hinreichend bezeichnet, und wir haben die letztern deshalb, als einen, wenn auch nicht bedeutenden, Beitrag zur Zeitgeschichte in diese Skizze der neuesten literarischen Thätigkeit in den Niederlanden aufgenommen. Nachtragen müssen wir noch zu unserer Zählung, um dieselbe vollständig zu machen, 54 pädagogische Werke und 20 sprachkundige und literarisch-historische. Unsere Aufmerksamkeit erregte unter den letztern besonders, außer Bilderdyk's „Woordenboek voor de Nederlandsche spelling" (Haag), was zur Förderung der Kenntniß der alten friesischen Sprache geschehen war. Ob „Het Emsiger landrecht van het jaar 1312, naar een oorspronkelijk Oud-Friesch perkamenten handschrift uitgegeven door Montanus Hettema" (Leuwarden) wirklich, wie der Titel vermuthen läßt, noch in reinem Friesisch geschrieben war, wagen wir nicht zu entscheiden. Eine Uebersetzung von Shakspeare's „Kaufmann von Venedig" und „Julius Cäsar": „Willem Shakspeare, De Keapman fen Venetien in Julius Cesar, two toneelstikken uut it Ingels foar frieske, trog R. Posthumus" (Grinz); und ein Gelegenheitsgedicht: „Ammelied bye wiele wale" (Leuwarden), beweist wenigstens, daß die westfriesische Bauernsprache, in der Gysbrecht Japix dichtete, noch immer aus Liebhaberei zuweilen geschrieben wird. Hettema's kleine Schrift: „Beknopte Handleiding om de oude Friessche taal, voor zoo verre zy in handschriften en in druk nog bestaat, gemakkelyk te lezen en te verstaan" (Leuwarden), würde eine wichtige Bereicherung unserer deutschen Mundartenkunde sein, wenn sie nicht, wie der Titel andeutet, mehr zum praktischen Gebrauch als für Sprachforscher bestimmt wäre.

Was vielleicht manche unserer deutschen Gelehrten, welche die Niederlande nur vom Hörensagen kennen, in Verwunderung setzen dürfte, ist die außerordentliche Armuth an philologischen Werken, die wir auf eine Schulausgabe von Platon's „Phädon", „Platonis Phaedon, cum prolegg. et annotatione D. Wyttenbachii" (Leyden), und auf eine Ausgabe von „Wyttenbachii epist. select." (Gent), also so ziemlich auf Nichts beschränkt finden. Um so zahlreicher sind die Zeitschriften, Almanache und Taschenbücher, die in unserer obigen Aufzählung nicht mitbegriffen sind, und über welche wir bei Gelegenheit in einem besondern Aufsatz noch einige Notizen mittheilen wollen. So viel geht aus Dem, was wir bisher angeführt haben, hoffentlich bereits hervor, daß die Unkenntniß, welche in Deutschland in Bezug auf die ältere und noch mehr in Bezug auf die neuere niederländische Literatur herrscht, keineswegs, wie man wol hier und da behauptet, durch die Werthlosigkeit und Gehaltlosigkeit derselben gerechtfertigt wird. Möchte es uns gelungen sein, durch diese flüchtigen Zeilen wenigstens in Einem oder dem Andern unserer Landsleute die Lust erweckt zu haben, sich mit den so nahen und leicht zugänglichen und doch von so Vielen kaum geahnten literarischen Schätzen der Niederlande durch gründlicheres Studium vertraut zu machen! 180.

Lesefrüchte.

Warum weigerte sich Portugal, die amerikanischen Freistaaten im J. 1784 anzuerkennen?

Die mächtigen Adeligen am Hofe, sagte Pinto, der portugiesische Gesandte in London, zu Thomas Jefferson, würden sich deswegen der Einfuhr des amerikanischen Mehls widersetzen, weil sie Besitzer der zahlreichen Windmühlen um Lissabon wären. (Aus Th. Jefferson's „Memoirs, correspondence and private papers", London, 1829.)

Medizinisches Curiosum.

Bei Gelegenheit eines im J. 1826 vor dem englischen Oberhause geführten Rechtsstreites über die Rechtmäßigkeit eines gewissen Henri Fenton Jadis, der mit der Ehefrau des Lord Gardner im Ehebruche erzeugt sein sollte, kamen viele abweichende Ansichten über die Zeiträume der Schwangerschaft vor. Da that ein englisches Journal den Vorschlag, man solle ein- oder gar fünfhundert Mädchen gleich nach ihrem zehnten Jahre in ein Kloster einschließen, und ihre künftigen Ehemänner sollten, sobald sie dazu geschickt sind, mit jeder nur eine Nacht zubringen, worauf dann der Zeitpunkt der Niederkunft der derselben Geschwängerten genau beobachtet werden soll.

Der napoleonische Adler.

Als Napoleon als erster Consul die Stadt Köln im Jahr 1799 besuchte, hatte der damalige Obersecretair der Municipalität, D. F. Engelhardt, der als Unterpräfect zu Strasburg 1828 verstorben ist, die Fahne der bürgerlichen Ehrengarde als römisches Feldzeichen oben mit dem Adler gestalten lassen. Die Idee gefiel dem ersten Consul und ward daher bei allen französischen Heeren ausgeführt. „Zeitgenossen", Nr. XVII, S. 95. 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1831.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Dritte und vierte Lieferung. 4 Bände.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Ueber Prof. Böttiger's „Geschichte von Sachsen", welche nun die Reihe trifft, beschränken wir uns darum blos auf eine allgemeine Angabe, weil wir annehmen, daß in diesem sächsischen Blatte einer Geschichte von Sachsen von einem Sachsen (wenn er auch Professor in Baiern ist) noch eine besondere Beurtheilung nicht fehlen wird. Die Frage aber könnte aufgeworfen werden, ob Sachsen wirklich in diesem den europäischen Staaten gewidmeten Geschichtswerke ein Platz gebühre. Wir glauben, ja, und müssen alle Zweifler daran erinnern, daß Sachsens Geschichte nicht blos allgemeindeutsche, sondern auch europäische, und zum Theil selbst welthistorische Momente darbiete. Zu den ersten gehört u. A. der erste politische Vereinigungsversuch deutscher Völker in dem thüringischen Königreiche, die wichtige und vom Verf. in seiner vollen Bedeutung hervorgehobene Gründung des limes Sorabicus, als Scheidewand zwischen Ost- und Westeuropa, zwischen Germanen- und Slawenthum, seine Kunst und Wissenschaft im Mittelalter, vor Allem seine Universität zu der zweiten Gattung, sein Antheil an dem schmalkaldischen bis zum dreißigjährigen Kriege und an den Ereignissen von 1806—15; zu den letzten unbestritten seine Reformation, welche darum auch der Verf. besonders weitläufig behandelt hat. Der vorliegende Band enthält, nach einer Einleitung und Vorgeschichte, die mit einem Verzeichniß der Marken, Bisthümer und Gauen beim J. 985, wo etwa die ersten bleibenden Staatsformen gewonnen waren, schließt, im ersten Buch die allmälige Vereinigung des Staates bis zur Erwerbung des Herzogthums Sachsen mit der Kurwürde 1423, und im zweiten Buche: die Zeiten bleibender politischer und kirchlicher Trennung durch Landestheilungen und Kirchenverbesserung bis zur Feststellung der Kirche und des Albertinischen und Ernestinischen Länderbesitzes, 1547 u. 1555. Das dritte Buch (oder der 2. Band) soll dann die Geschichte bis auf die neueste Zeit (und möge diese die von dem Landtag 1831 erwartete zeitgemäße Umgestaltung der Verfassung wirklich herbeiführen, welche dann der schönste Schlußpunkt des Werkes sein würde) heraufführen. Als Beilage (was in der Inhaltsanzeige nicht angeführt ist) ist eine nicht unmerkwürdige handschriftliche Nachricht über die Ermordung des Kurfürst Moritz, über welchen der Verf. überhaupt ein weit strengeres Urtheil als früher fällt, beigebracht. Es scheint also hier nicht unbedingt mehr Alles gelobt werden zu sollen, wie es sonst wol Brauch gewesen. Um aber dem Verf., wie seinen obigen Vorgängern, auch sein Recht anzuthun, sich gleichfalls in diesen Blättern hören zu lassen, wählen wir Folgendes über die Reformation (S. 370):

Wenn eine Revolution ausbricht, ist sie bereits in den Seelen der Menschen fertig, gereift, ja, durchgekämpft worden. Was in der sogenannten Kirchenverbesserung vorgeht und bezweckt wird, tritt nicht neu und unerhört in das Leben herein, sondern es ist nur das reifere Wiederkehren von Gedanken und Ideen, die, an sich ewig und wahr, nur ihre Zeit haben mußten, sich festzusetzen in den Köpfen und Herzen, und die im 16. Jahrhundert nicht mehr abweisbar waren wie in frühern, und wären sie es gewesen, gewiß in kürzern Pausen und so oft wiedergekommen wären, bis sie ihre Zeit und ihre Menschen gefunden hätten. Was die Arnold von Brescia, die Waldus, Wicliffe, Peter von Dresden, Huß und Hieronymus, Capistran und Savonarola, was die Besten und Hellsten ihrer Zeit, welche für Hunderttausende denken und handeln, gesprochen und gethan, es war unverloren gewesen im Strome der Zeit. Diese Sturmvögel einer geistigen Revolution (wenn sie auch wie Moses das gelobte Land nur von Weitem sahen) hatte ein tiefes, geistiges Gefühl zu ihren Mahnungen und Ankündigungen getrieben. Es war leer geworden in den Gemüthern, während es heller wurde in den Köpfen; man war am Glauben verarmt, ja, er fehlte fast gänzlich, und der Gottesdienst konnte den Mangel der Religion nicht ersetzen; man konnte, wie ein Neuerer richtig sagt, bei dem durch die Wissenschaften verbreiteten Lichte in der entstellten christlichen Lehre keine genugthuende Ueberzeugung, bei dem Bedürfnisse eines wohlthuenden, erhebenden Glaubens in den herrschenden religiösen Gebräuchen keine Beruhigung finden. Daß man dieses Bedürfniß fühlte, war Bürgschaft genug, daß man dem mittelalterlichen Gängelbande der Hierarchie nun entwachsen und in religiöser und kirchlicher Hinsicht reifer, zum Theil ganz mündig geworden sei. Vor Allem gab es in Deutschland einen tüchtigen Bürgerstand, den Kern der Nation, welcher zwischen Feudalaristokratie und Hierarchie hindurch etwas Herrlicheres ahnete, bürgerliche und religiöse Freiheit, der in der Mitte zwischen Herrschaft und persönlicher Unfreiheit das Mönchthum überflüssig, ja, verächtlich, des Papstes Gewalt und Bann verbraucht, Gewissenszwang unerträglich fand und, wie die Straße für den Waarenzug, die Stadt für ihr Gemeinwesen, die Scholle für ihren Bebauer, so auch die Seele für Das, was sie hoffen und fürchten und glauben wolle, frei verlangte. Die Hoffnung war auf-

gegeben, daß vom Papste selbst oder von seinen Concilien oder von den Fürsten, die wenigstens oft davon gesprochen hatten, die Hülfe kommen werde; nur Wenige gestanden sich ihre Sehnsucht laut. Noch fehlte ein Mann, der, gelehrt für die Gelehrten, fromm für die Frommen, muthig für die Muthigen an dem großen Offenbarungslichte selbst seine Fackel anzündete, um allen Menschen ihre Welt voll Noth und Unfreiheit zu zeigen und dem so Allgemeingefühlten auch eine Zunge zu geben.

Wir wenden uns nun zu dem Werke des Hrn. Dr. jur. F. W. Lembke, welchem bereits Ritter Heeren in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" ein so ehrenvolles Monument gesetzt hat. Wie sehr es dem Verf. Ernst mit seinem historischen Lieblingsstudium, der spanischen Geschichte, war, zeigt der Umstand, daß er zu diesem Zwecke noch besonders die arabische Sprache studirte. Wie kamen ihm aber auch die Schätze der göttinger Bibliothek zustatten! Die Geschichte jenes Landes ist in neuerer Zeit mehr in ihren einzelnen Theilen als im Ganzen bearbeitet worden. Besonders reich ist die Literatur über die neuern französischen Kriege in Spanien. Für die älteste Geschichte ist Bossi nicht unbrauchbar, obwol nicht kritisch genug; für die westgothische Periode hatte Aschbach bisher das Brauchbarste geliefert, wenngleich Hr. L. oft gegen ihn polemisirt; für die arabische Periode hat Conde das Hauptwerk geschrieben, und Aschbach wieder über die Ommijaden besonders. Schmidt (Leipz., 1828) behandelt blos Aragonien im Mittelalter; L. Ranke in seinen „Fürsten und Völkern von Südeuropa" Spanien im 16. und 17. Jahrhundert; Louville und Coxe die Zeit der Bourbons daselbst.

Zwei Befürchtungen über sein Werk spricht der Verf. gleich in der Vorrede aus, und wir können ihm dabei nicht ganz Unrecht geben. Er befürchtet nämlich „von gewissen Seiten her" einen Tadel zu häufiger Berufung auf seine Quellen. Da Ref. wirklich zufällig auf dieser gewissen Seite steht, ohne doch hoffentlich einseitig zu sein oder von dem Verf. gemeint sein zu können, so will Ref. auch nicht verhehlen, daß der Verf. wirklich öfters aus der Rolle des Erzählers in die des Untersuchers gefallen ist, wie er auch (S. 119) selbst bemerkt und bekennt. Glaubt aber Ref., den Standpunkt und den Sinn der ganzen Unternehmung begriffen zu haben, so gehören nur Resultate bereits abgeschlossener Untersuchungen hierher. Daher verwirklicht sich auch einige Mal des Verfs. zweite, in der Vorrede geäußerte Befürchtung, daß seine Leistung „vielleicht den Forscher befriedigen, Den aber, der in der Kenntniß vergangener Zeiten Erhebung des Geistes und Gemüthes zu suchen gewohnt ist, in der Trockenheit ihres Inhalts kaum auch nur ansprechen kann". Ref. läßt dem Studium und der gewonnenen Gelehrsamkeit des Verfs. volle Gerechtigkeit widerfahren und weiß aus Erfahrung, daß man im Anfang in Ausbreitung des gelehrten Apparats leicht zu viel thun kann, aber er gibt auch nun dem Verf. den Rath, etwas einzulenken und den blos gebildeten Leser zu bedenken, dem nicht Alles wichtig erscheinen dürfte, wie es dem Geschichtsforscher ist. Es lassen sich allenfalls solche Untersuchungen wol in einige Beilagen oder eigne Excurse verweisen, das Interesse des Lesers würde gewiß ungemein gesteigert werden.

Dieser 1. Band enthält die Geschichte Spaniens von Christi Geburt (doch ist des Scipio gedacht) bis zu der Mitte des 9. Jahrhunderts. Die Einleitung (Vorgeschichte) geht bis zur Vertreibung der Westgothen aus Frankreich über die Pyrenäen. Der erste Theil der Geschichte geht von 531 bis zum Einfall der Araber 711 und schildert auch die innern Verhältnisse der Monarchie. Der zweite Theil geht von da an bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts bis zu den Regierungen El Hakems und Alonso des Keuschen. Die Geschichte der fränkisch-spanischen Mark ist nicht vergessen und sehr dankenswerth. Drei Beilagen geben Auskunft theils über eine von dem Verf. benutzte Handschrift des Ahhmed el Mokri (mit weitläufigen arabischen Auszügen), theils über den wahren Zeitpunkt der Schlacht Taraks am Guadalade (Xeres de la Frontera), welche vom 18. bis 26. Juli 711 dauerte, und über die sogenannte *Tafel Salomo's*, die, von den Arabern erbeutet, nach *Asien zurückgesendet* wurde. Ueber ihre Gestalt und Bestimmung werden indeß auch nur Vermuthungen vorgetragen. Sehr gründlich ist die Untersuchung (denn Darstellung will es der Verf. selbst nicht genannt wissen) über Roderich und Julian, dessen Tochter angeblich von Roderich entehrt und dadurch die Veranlassung wurde, daß Julian Muza, um Rache zu nehmen, zum Einfall in Spanien aufgefodert habe. Die Schändung wird unwahrscheinlich gefunden, wol aber möge ein alter Haß Julians als Verwandten von Wittiza's verdrängten Söhnen gegen den Usurpator *Roderich die* Hauptursache gewesen sein. Erst mußte Julian, Statthalter im spanisch-gothischen Afrika, eine Landung in Spanien machen, dann der freigelassene Berber Tarif Abusera, endlich der Freigelassene Tarek Ben Sejad. (Daraus erklärt sich die häufige Verwechselung von Tarif und Tarek.)

Daß es dem Verf. auch nicht an Lebendigkeit der Darstellung gebricht, zeigt eine Schilderung jener denkwürdigen Schlacht des geflüchteten Asturiers Pelayo (734?) vor der Höhle von Cava Donga in den Gebirgen Asturiens, von wo eigentlich die 700 Jahre dauernde Wiedereroberung Spaniens durch die Christen beginnt. Die Moslemen, unter Alchama, begleitete der treulose Bischof Oppas, Wiliza's Bruder (S. 318).

In dem westlichen Theile Asturiens dehnt sich, unfern des Ortes Cangas da Onis, in öder Gegend, das Gebirge Ausebe aus. Zwischen diesen Bergen erhebt sich ein sehr steiler Fels, aus welchem ein kleiner Fluß, Diva genannt, entspringt. Von dort aus fließt er durch ein finsteres, sehr enges, von 2 hohen und schroffen Bergen eingeschlossenes Thal. Wo diese Berge an den Felsen stoßen, verengen sie das Thal so sehr, daß wer, von den Orten Solo oder Riera ausgehend, den Felsen besteigt, keinen Ausweg vor sich findet. Die Natur hat in diesem Felsen eine Höhle gebildet, welche schon damals den Namen Cava Donga erhielt; der Eingang zu ihr ist in einiger Erhöhung von dem Boden; sie selbst vermag einige 100 Menschen unbemerkt in sich zu fassen. In ihr verbarg sich Pelayo auf die Kunde des Anrückens der Araber mit einigen seiner Leute; die Uebrigen legte er in die Waldungen der Berge zu

beiden Seiten des Thales als Hinterhalt. Als nun die Moslemen in diese Gegend kamen, staunten sie ob der geringen Anzahl des Feindes und hießen, um das Blutvergießen zu vermeiden, wo an kein Entkommen zu denken war, den Oppas seine Landsleute zur Uebergabe auffodern. Vergebens. Pelayo antwortet dem Verräther mit Schmähungen, fest entschlossen, der Uebermacht des Feindes den Beistand des Himmels entgegenzusetzen. Wunderbar wird sein Glaube bewährt. Der Bischof ruft die Moslemen zum Kampfe auf, aber ihre Pfeile prallen ab von dem schroffen Felsen und fallen, vermischt mit dem Geschosse der im Hinterhalt liegenden Gothen, auf sie selbst zurück. Entsetzen ergreift sie, da Fels und Wald sich zu beleben scheinen; bestürzt weichen sie zurück; aber des Thales Enge gewährt ihnen keinen Ausgang; in dem Gewühle der Fliehenden stürzt Mann gegen Mann, der Nachfolgende erdrückt den Voraneilenden; den Christen erhöht sich der Muth; nicht mehr um die eigne Rettung, um den Untergang des Feindes kämpfen sie; aus der Höhle des Felsen, Pelayo an ihrer Spitze, brechen sie hervor, von den Gipfeln der Berge rennen sie herab und bringen Tod und Verderben in die Reihen des in die Schluchten des Thales verirrten Feindes. Die Anzahl der Getödteten wäre unglaublich, wenn nicht der Himmel ein Wunder gethan hätte (20,000, nach Andern 124,000!!). Auch fiel der Heerführer Alchama. Oppas aber, der Verräther an seinem Glauben und Vaterlande, gerieth lebend zur gerechten Strafe den Christen in die Hände. *)

41.

Das Licht. Europäische Zeitschrift.

Was der Cultur Berlins bisher noch immer im Lichte gestanden, war das Nichterscheinen dieses Lichtes, das jetzt endlich durch sein Hervortreten mit der Gaserleuchtung wetteifern wird, die nordische Hauptstadt zu erhellen; aber wie die Erfahrung bei uns gelehrt hat, daß das Gaslicht bei schlechtem Wetter nur sehr trübe brennt, so scheint auch dies europäische Journallicht noch erst auf gutes Wetter, d. h. auf Abonnenten, zu warten, um weiter um sich zu leuchten, denn bis jetzt soll es noch nicht weit über die Druckerei hinausgestralt haben. Dies ist aber im Grunde sehr gleichgültig für den sublimen, solcher Kleinigkeiten, als Abonnenten sind, nicht erachtenden Unternehmungsgeist der Gesellschaft J. W. Schmitz u. Comp., die es beabsichtigt, unter der Firma: „Allgemeiner literarischer Verein" sich von Deutschland, von der Mitte Europas aus, über die angrenzenden Länder nach einem bisher noch nie verwirklichten Plan auszubreiten, sodaß schon durch die zu erhoffenden Theilnehmer dieses Vereins, von dem sich kein Gebildeter dieser Erde wird ausschließen können, eine hinlängliche Anzahl von Lesern der Universalzeitschrift erwartet werden muß. Die Anzahl der Abonnenten ist aber von dem Herausgeber, Herrn J. W. Schmitz, fürs Erste bescheidenerweise auf 1000 festgesetzt, und nach diesem Maßstabe wird den Mitarbeitern ein Honorar von 16 Thlrn. per Bogen berechnet, was wahrscheinlich Alles nur ideal zu verstehen, da nach einem idealen Maßstabe überhaupt gerechnet wird. Es kommt auch wahrhaftig nicht darauf an, ob die Ideale sich verwirklichen in diesem Erdenleben, und ein Thaler ist ein so ordinaires sublunarisches Wesen, daß man es der nach dem Höchsten strebenden Universalgesellschaft des Herrn J. W. Schmitz u. Comp. billig nicht zumuthen sollte, sich damit zu befassen. Hat doch schon Hippel einmal gesagt, daß man seinen Freunden nichts Schlechteres geben könne als Geld! In der idealen Berechnung, welche die Gesellschaft in Nr. 6 des „Lichtes" mittheilt, ist aber das höchste und gewiß ebenso nothwendige Steigen der Abonnenten auf 15,000 angeschlagen, was nach dem idealen Maßstabe ein Honorar von 240 Thlrn. per Bogen für die Mitarbeiter ergibt. Der Schlüssel des Unternehmens ist überhaupt: „Den guten Schriftstellern gutes Honorar!" Es soll dem Unwesen der Buchhändler, welche den Schriftstellern die gebührenden großen Belohnungen entziehen, dadurch auf Einmal ein Ende gemacht werden. Das Publicum selbst wirkt für diesen Zweck mit, indem ihm durch Annahme von Actien ein Geschäftsantheil an der Zeitschrift eröffnet wird. Dadurch wird das Publicum denn zugleich Redacteur und Inhaber der Zeitschrift, in welcher es seine Meinung ausdrückt, denn die Inhaber großer Actien haben den Vortheil, daß nur aus ihrer Mitte die Mitglieder des „prüfenden Vereins", welcher über die Aufnahme der Aufsätze zu entscheiden hat, gewählt werden. Auf diese Weise wird das Publicum nicht nur Redacteur eines Journals, sondern es gewinnt auch selbst an Redactionsgebühren noch einen positiven Geldvortheil, indem für die Prüfungen nicht weniger als circa 3000 Thlr. Honorar jährlich berechnet werden. Die Gesellschaft macht aber überhaupt auf ein Capital von 66,000 Thlrn. bis zur Deckung der Kosten für die Universalzeitschrift und ein damit verbundenes Leseinstitut in Berlin Anspruch, welches Capital sie in 3720 Actien vertheilt. Der Actionnair hat dann zu wählen, „ob er sein Capital von 50 Thlrn. nebst Zinsen in dem Zeitraume von 20 Jahren mit jährlich 5 Thlrn. oder im Ganzen 100 Thlrn. zurückgezahlt haben will", oder „ob er für seine Actie den verhältnißmäßigen Geschäftsantheil an dem ganzen Unternehmen der Bibliothek, des Journalcabinets und der Zeitschrift mit allen ihren Abtheilungen erlangen will, wovon der veranschlagte Gewinn auf 100 bis mehre 100 Procent der Einlage steigt". Der Verein scheint zu hoffen, daß sich ihm allmälig alle Redactoren und Verleger der übrigen Zeitschriften anschließen werden, um mit dem Lichte zusammen eine Zeitschrift zu bilden, wo ihnen die Beibehaltung ihres ganzen Gewinnes vorgeschlagen wird, indem der Verein nur ihr Blatt adoptirt, durch die Gemeinschaftlichkeit aber die Kosten dergestalt erspart werden, daß der höchsten Honorirung der mitarbeitenden Schriftsteller dadurch Raum gegeben wird. Was endlich die Tendenz des „Lichtes" anbetrifft, so ist sie dem Verein selbst, nach seiner eignen Eröffnung in Nr. 5 desselben, noch nicht genau bekannt, weil er eben die Tendenz des Publicums noch nicht genau kennt, denn das Publicum ist ja selbst Redacteur des „Lichtes". „Das Publicum", heißt es, „redigirt, was es will; Manches scheitert an dem Felsen der Prüfung; die Prüfenden sind aber auch selbst wieder ein Publicum, und wer kann vorauswissen, was sie nach Zeit und Umständen durchgehen lassen?" Ja wohl! In den uns bisher mitgetheilten Nummern der Europäischen Zeitschrift sind wir auch wirklich nicht im Stande gewesen, eine Tendenz zu entdecken. Die größte Stärke des Hrn. J. W. Schmitz soll die Naturphilosophie sein, in der er die Ursache aller Bewegung der Planeten auf eine bisher ganz unbegreiflich gewesene Art gefunden hat. Jetzt ist er in seinem System der Naturphilosophie zum Licht gekommen, aber das Licht, wie er es begreift, scheint die Qualität zu haben, daß, wenn es ihm auch durch Mangel an Theilnahme ausgeputzt werden sollte, die Welt dadurch noch nicht an Licht zu verlieren braucht. Indeß hielten wir es für unsere Pflicht, dem Publicum, da es einmal selbst Redacteur und Inhaber des „Lichtes" sein soll, ausführlichere Nachricht davon zu geben, damit ihm nicht durch Unkenntniß sein etwaiger Gewinn am Geschäftsantheil entgehe. Jedenfalls müssen wir mit Polonius sagen: „Though this be madness, yet there's method in it".

156.

Präservative wider Revolutionen. Nebst einem schnell wirkenden, ganz neuen Mittel, jeden Gassentumult und Auflauf ohne Blutvergießen zu stillen. Leipzig, Reclam. 1831. 8. 4 Gr.

Diese kleine, nur 70 Seiten enthaltende Schrift scheint von einem in der Gegend der Hansestädte lebenden und mit den daselbst, sowie besonders im Dänischen herrschenden Einrichtungen

---

*) Wir kommen nächstens in einem besondern Artikel eines andern Mitarbeiters auf Lembke's „Geschichte von Spanien" zurück.
D. Red.

sehr vertrauten Verfasser herzurühren, und insofern die Meinung, daß in diese freien Städte die moderne Verbildung und Unklarheit weniger eingedrungen sei als in andere Provinzen Deutschlands, wahr ist, trägt sie den deutlichen Stempel ihres Ursprunges. Ohne gehäufte Phrasen und affectirte Gelehrsamkeit, läßt der Verf. bei Aufsuchung der wesentlichen, das materielle und geistige Fortschreiten hindernden Gebrechen unserer Staatseinrichtungen lediglich den gesunden Menschenverstand walten und trifft, wie man im gemeinen Leben sagt, den Nagel auf den Kopf. Den monströsen Gedanken einer herrschenden Kirche, welcher übrigens schon logisch entweder ein Unsinn ist, oder den Gegensatz einer unterjochten Kirche aufstellt, verwerfend, zeigt er, wie der Unterricht der Bigoterie in den Schulen die leicht empfänglichen Gemüther der Jugend von jeder natürlichen vernunftgemäßen Ansicht, von der wahren Religiosität entfernt und fast absichtlich ersonnen zu sein scheint, um die Menschen zu gewöhnen, das Unmögliche zu glauben und sie dadurch unfähig zu machen, das Einfachwahre zu begreifen. Ueber die Justizeinrichtungen, besonders über die gewöhnliche Art, Protokolle aufzunehmen, ohne daß die interessirte Partei gegenwärtig sein und häufige oft aus der Unkenntniß des Protokollführers mit der eigenthümlichen Sprache des Landmannes herrührende Misverständnisse an Ort und Stelle berichtigen könne, sagt der Verf. viel Wahres, sowie er bei Darstellung zweckmäßiger Institutionen in Dänemark auf edle Art des verdienstvollen, durch den Despotismus einer weiblichen Furie schmachvoll ermordeten Struensee gedenkt, dessen Unglück nur dadurch entstand, daß der Wunsch, Dänemark aus den Händen der einen blödsinnigen König beherrschenden Aristokratie zu retten, einen Platz in seinem Herzen neben der Liebe zu seiner unglücklichen Freundin fand.

Einen weitern Auszug aus diesem kurzen Werk zu liefern, hieße mich der Sünde eines Plagiats schuldig machen, und so möchte ich nur noch für den Fall, daß diese Ankündigung dem Verf. zu Gesicht käme, demselben bemerkbar machen, wie er offenbar ein entschiedenes Talent für populaire Darstellungen habe, welches nichts Kleines ist, denn es ist viel leichter, für den gebildeten als ungebildeten Theil der Nation zu schreiben, letztern zu belehren, ohne sich zu erniedrigen, oder ihn künstlich emporzuschrauben, und wie die jetzige Zeit großen Mangel an populairen Schriftstellern habe, welche nicht Schreier sondern klare Denker sind. 62.

Notizen.

Das „Echo".

Unter dem Titel: „Eco, giornale di scienze, lettere, arti, mode e teatri", erscheint seit 3 Jahren zu Mailand ein nach dem Plane der deutschen sogenannten Unterhaltungsblätter angelegtes Journal, welches für die meistentheils sehr vernachlässigte Bildung der italienischen Damen ohne Zweifel von großem Nutzen sein wird und daher jede Aufmunterung verdient. Wir haben in diesem Augenblick einen ganzen Jahrgang, den dritten, vor uns liegen und müssen den Herausgebern zum Lobe nachsagen, daß, wie es scheint, bei dürftigen Mitteln, die Auswahl der Artikel, welche das „Echo" bringt, mit Umsicht und Geschicklichkeit getroffen ist. Eine geringe Anzahl deutscher, englischer und französischer Journale sind der literarische Vorrath, auf den die Herausgeber beschränkt scheinen. Das münchner „Ausland", das doch, mit äußerst seltenen Ausnahmen, selbst nur Uebersetzungen aus den bekanntesten englischen und wenigen französischen Blättern gibt, ist nach der „Revue de Paris", deren Novellen beinahe der Reihe nach übersetzt werden, am häufigsten benutzt worden, was uns freilich nicht löblich bedünkt. Denn wenn es auch im gemeinen Leben nicht mehr als billig ist, daß der Räuber seinen Raub wieder herausgibt, so gilt dies doch nicht in der Literatur. Das Verfahren des „Echo", welches die ungeschickten Uebersetzungen des „Auslandes" noch einmal übersetzt, ist kaum weniger tadelhaft als jenes des berliner „Gesellschafters", welcher die frühern Jahrgänge des „Auslandes" abschreibt und die entlehnten Aufsätze, ohne ein Wort über die Quelle zu verlieren, getrost als Eigenthum ausbietet. Doch, wir thun dem „Echo" Unrecht, wenn wir in Bezug auf das „Ausland" seine Herausgeber mit Hrn. Gubitz in eine Reihe stellen. Die Erstern nehmen dem „Auslande" nur, woran es Ueberfluß hat, fremdes Eigenthum; der berliner Dieb, ob Hr. Gubitz selbst oder einer seiner Mitarbeiter, wollen wir nicht entscheiden, stiehlt dem armen auch das Wenige, was dasselbe etwa an Urtheil und Raisonnement sein eigen nennen kann. Außerdem kann das „Echo" einen Entschuldigungsgrund anführen, den der Berliner hoffentlich nicht geltendmachen wird. In Italien wird methodisch alles Eigne unterdrückt, während in Berlin die Censur doch wol nur auf das Verdächtige angewiesen ist. In Italien, kann man uns entgegnen, ist dies, was das literarische Leben betrifft, auch nicht anders. Allerdings, nur mit dem Unterschiede, daß in Italien, außer dem echten Cavolo, eben Alles verdächtig ist. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Sorgfalt, mit welcher aus dem „Echo" jede, auch die leiseste Andeutung oder Erwähnung der französischen Revolution ausgemerzt ist. Wer auch gar kein anderes deutsches Journal läse als dieses schlechteste unter den schlechten, würde doch wenigstens daraus ersehen haben, daß in Frankreich eine große Umwälzung vor sich gegangen ist. Nicht so gut wird es dem Leser des „Echo". Das einzige Wort, woraus wir schließen können, daß in Mailand die 3 Julitage nicht ganz unbekannt geblieben sind, ist in Nr. 8 vom 19. Jan. d. J. vor einer kurzen Beschreibung der Feste Ham folgender lakonischer Vorbericht: „A chi legge le gazzette non sarà forse discaro l'aver qualche notizia sul castello di Ham in Picardia".

Ueber die Anfänge der Russen.

Unter dem Titel: „Sur les origines russes: extraits de manuscrits orientaux, par M. G. de Hammer" (St.-Petersburg, 1827), ist bereits vor geraumer Zeit ein mäßiger Quartband erschienen, der bis jetzt wenigen deutschen Gelehrten zugekommen sein dürfte und daher in diesen Bl. wol eine, wenngleich verspätete Erwähnung verdient. Hr. von Hammer hat nicht weniger als 18 orientalische Autoren, und zwar 8 arabische, 7 persische und 3 türkische, excerpirt, um von denselben Aufschlüsse über die älteste Geschichte der Russen zu erhalten, die er in einer Reihe von Briefen dem Kanzler des russischen Reiches, Grafen Rumanzow, mittheilte. Historischen Werth haben diese Fabeleien, welche er überall statt der Geschichte fand, nur insofern, als sie für die Bildungsstufe des Volkes, bei dem sie in Umlauf waren, charakteristisch sind. Zur Probe führen wir nur an, was Ibn Kessir, ein arabischer Geschichtschreiber, von den Aschabir-Ras, nach Hrn. von Hammer, den Vorfahren der Russen, erzählt. „Die Aschabir-Ras hatten einen Brunnen, der ihnen Wasser in hinreichender Menge gab, um damit ihre Ländereien zu bewässern, und einen gerechten König, den sie bei seinem Tode sehr beklagten. Einige Zeit darnach erschien ihnen der Teufel in der Gestalt des verstorbenen Königs und sagte ihnen: Ich bin nicht todt, sondern ich habe mich nur von Euch entfernen wollen, um nicht Zeuge Eures Schmerzes zu sein. Darüber hatten sie große Freude. Nun befahl er ihnen, einen Vorhang zwischen dem Volke und ihm anzubringen, und überredete sie, daß er nie sterben würde. Die Meisten glaubten es und dienten ihm. Da sandte Gott ihnen einen Propheten, um ihnen zu melden, daß es der Teufel sei, der hinter dem Vorhange zu ihnen spräche und sie von seinem Dienste abwende; er befahl ihnen den einzigen Gott anzubeten, der keinen Genossen seiner Macht hat. Sie erhoben sich aber wider den Propheten, tödteten ihn und warfen ihn in den Brunnen. Da verschwand das Wasser, sie litten Durst, die Bäume vertrockneten, die Früchte fielen ab, ihr Land wurde eine Wüste, und sie selbst wurden von Menschen in wilde Thiere verwandelt". Für die Russen ist diese Geschichte von ihren ehrwerthen Vorfahren wahrlich kein Compliment. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1831.

Ueber die französischen Finanzen.

Die Verwaltung der Finanzen hat, insbesondere seit den 3 letzten Jahrhunderten, den wesentlichsten Einfluß auf Glück und Unglück, Kraft und Ohnmacht der Staaten gehabt. Die englische Rebellion, die dänische Umwälzung von 1660, die Unruhen der Fronde, die französische Revolution gingen großentheils aus Geldverlegenheiten der Regierungen hervor. Den Beweis dieser Behauptung für Frankreich führt von Neuem das brauchbare Werk von Bailly: „Histoire financière de la France depuis l'origine de la monarchie jusqu'à la fin de 1786". 2 Bände. (Paris, 1830.)

Wir geben einen Auszug der wichtigern Hälfte dieses Werkes seit der Zeit Karls VIII. Damals, beim Anfange der neuern Geschichte, legte die Regierung ohne Beistimmung der Stände keine neuen Steuern auf; bald aber übernahmen die Parlamente nicht selten deren Geschäfte, und noch später fiel auch dieser Einfluß in der Regel dahin. Ob solch eine Unbeschränktheit der Könige und Minister ihnen überall Vortheil gebracht habe, wird sich aus den mitzutheilenden Thatsachen ergeben.

Während der Regierung Ludwigs XII. genoß Frankreich wenigstens innern Friedens, und die Staatseinnahmen wuchsen ohne Erhöhung der Steuern. Der König beschützte die niedern Classen gegen die damalige Tyrannei der Großen, welche ihn deshalb spottweise den Bürgerkönig (roi roturier) nannten.

Die Verschwendung und die für Frankreich und Europa unheilbringende Kriegslust so vieler Nachfolger Ludwigs XII., brachte seit Franz I. Verwirrung in den Staatshaushalt, und es entstanden Misverhältnisse zwischen dem Betrage der Einnahmen und Ausgaben. Zur Erhöhung jener führte Franz den Verkauf der Aemter ein, und seit dieser Zeit war die gesammte französische Verwaltung der Willkür preisgegeben oder übte Willkür. Denn wo man die Aemter kauft, oder wo man die Beamten willkürlich wegjagt, gibt es keine echte Freiheit der Verwaltung, und jene beiden Systeme haben in Frankreich immerdar abwechselnd vorgewaltet; man gerieth aus der Scylla in die Charybdis, und hat bis auf den heutigen Tag das Rechte noch nicht gefunden.

Zwei andere Uebel haben seit jener Zeit bis auf die Revolution fortgedauert: 1) daß auch die **neuen** Lasten fast ausschließend dem dritten Stande aufgelegt wurden, während die alten Privilegien des Adels und der Geistlichkeit höchstens eine Befreiung hinsichtlich des Frühern begründen konnten; 2) daß die meisten Staatseinnahmen eigennützigen Personen verpachtet wurden, woraus Druck und willkürliche Behandlung der Steuerpflichtigen nur zu oft hervorging.

Ungeachtet der Erhöhung mancher alten und der Einführung vieler neuen Steuern, fehlte es unter Franz I. nicht selten an Gelde zu den dringendsten Ausgaben, während seine Günstlinge und Beischläferinnen sich bereicherten. Die Taillen, welche fast ganz allein den Ackerbau trafen, waren jetzt 8 Mal so hoch als 100 Jahre früher unter Karl VII., und der König, weit entfernt, die Stände zu befragen oder auch nur die Vorstellungen der Parlemente zu hören, hielt zur Rechtfertigung neuer Steuern die Formel für hinlänglich: daß es ihm so gefalle („tel est notre bon plaisir").

Unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich II. wurden neue Aemter erfunden und verkauft, Anleihen zu hohen Zinsen gemacht, Zweige der Staatseinnahme veräußert und selbst in jedem Friedensjahre mehr ausgegeben als eingenommen. Während der 30 folgenden Jahre bürgerlicher und Religionskriege wuchsen natürlich alle diese Uebel, und obgleich die Steuern seit Ludwig XII. bis Heinrich IV. auf das Fünffache gestiegen waren, fand dieser das gesammte Finanzwesen in der scheußlichsten Auflösung. Was er und sein großer Minister Sully binnen wenig Jahren in dieser Beziehung zu Stande brachten, kann nicht genug gerühmt und bewundert werden. Nicht durch überkünstliche Mittel (die in neuern Zeiten ungebührlich viel gelten), sondern durch Ordnung, Sparsamkeit und Kraft des Charakters, durch Strenge gegen Unberechtigte, Habsüchtige und Betrüger, durch möglichst gleichmäßige Behandlung der Steuerpflichtigen und vor Allem durch **Erhaltung des Friedens** heilten sie die fast tödtlichen Wunden Frankreichs, stellten Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht und sammelten sogar einen Schatz für unvorhergesehene große Ausgaben.

Während der nichtsnutzigen Herrschaft der Marie Medici und ihrer Günstlinge wurden die Schätze vergeudet, die Abgaben erhöht, Schulden gemacht und Alles

auf unverantwortliche Weise in die frühere Verwirrung zurückgestürzt, bis Richelieu die Zügel der Regierung ergriff. Die Furcht vor seiner Kraft und Strenge stellte Ordnung und Gehorsam wieder her; allein, da seine Thätigkeit vorzugsweise auf die größern Regierungsangelegenheiten, Bezwingung der Prinzen und Barone, Zähmung der unruhigen Hugenotten und auf die auswärtigen Verhältnisse hin gerichtet war, so erscheint die Finanzverwaltung nicht tadellos, und für die erneuten Kriege insbesondere ward Geld durch eigenmächtige Mittel herbeigeschafft.

Dies Uebel nahm während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. noch zu. Johann Partirelli, Herr von Emery, früher als betrügerischer Bankerottirer verurtheilt, ward Finanzminister und antwortete, als man seine ungeheuer kostspieligen Anleihen tadelte: „Wenn ein Fürst hohe Zinsen gibt, so schenkt er seinem Volke etwas, es bereichert sich auf seine Kosten!!" Dieser Ausspruch, dumm oder frech, oder Beides zugleich, charakterisirt die gesammte Finanzverwaltung. Der Finanzminister kaufte Staatsschuldscheine zu 40—50 Procent auf und ließ sie sich aus der öffentlichen Kasse mit 70 Procent bezahlen. Im Jahre 1645 wurden 18 neue Steuergesetze auf einmal beim Parlemente eingetragen, und man erzählt, es hätten wegen Beitreibung der Grundsteuer (taille) an 23,000 Verhaftungen stattgefunden.

Hätte das Parlement in seinem Widerstande gegen derlei Uebel richtiges Maß gehalten, so wäre man vielleicht zu erheblichen Besserungen gekommen; indem es den Krieg der Fronde herbeiführte, bahnte es der unumschränkten Gewalt den Weg und bot zu willkürlichen Maßregeln bisweilen selbst die Hand, wenn sie mit seinen eignen Leidenschaften übereinstimmten. So z. B. bei widerrechtlicher Verkürzung der Staatsgläubiger und bei Unterdrückung eines Versuches, den alten Einfluß der Stände herzustellen. Die Hoffnung, diesen Einfluß ganz ansichzuziehen, schlug dem Parlemente fehl, denn Ludwig XIV. untersagte im Jahre 1652 alles Berathen über eigentliche Staatsangelegenheiten und wußte diesen Befehl durchzusetzen.

Die ersten Jahre der Selbstregierung Ludwigs XIV. zeichnen sich nach Mazarin's Tode durch wesentliche Fortschritte aus, eine Folge des endlich abgeschlossenen westfälischen und pyrenäischen Friedens, sowie der Persönlichkeit des neuen Finanzministers Colbert. Er ist seit Sully der Erste, der eine namentliche und ehrenvolle Erwähnung verdient. Misbräuche wurden abgestellt, Veruntreuungen bestraft, eine übersichtlichere Rechnungs- und Kassenverfassung gegründet, manche der drückendsten Steuern gemindert, verpfändete Kroneinnahmen eingelöst, mit wohlfeilern Anleihen bei steigendem Credit die kostspieligern getilgt, die Zahlungsanweisungen ohne Angabe des Grundes und Empfängers (acquits de comptant) abgeschafft, überflüssige Aemter eingezogen, die ins Ungeheure steigende Zahl der Steuerbefreiungen verkleinert und die bei Steuerauspfändungen zu beobachtenden Grundsätze genauer und milder festgesetzt.

Es war löblich, daß Colbert die verschiedenen kleinen Zollerhebungen unter einen Namen brachte und sie meist an die Grenze verlegte, daß er Gewerbe und Handel unterstützte und die Steuersätze den neuern Verhältnissen angemessener bestimmte. Von ihm hauptsächlich ging das allmälig über ganz Europa verbreitete System aus: die Ausgangszölle zu vermindern, die Eingangszölle zu erhöhen und manchen fremden Waaren den Zugang ganz zu versperren. Bis auf einen gewissen Punkt verdient dieses System Lob, nämlich sofern es inländischen Fabriken Schutz und dem Staate eine bedeutende Einnahme gewährt; in seinen Uebertreibungen aber hat es Europa nun schon über anderthalbhundert Jahre geplagt, die verzehrende Classe bedrückt, unnatürliche Gewerbszweige auf Kosten des Volkes begünstigt, Betrug aller Art erzeugt, die Freiheit in sehr wesentlichen Punkten vernichtet und die Völker zu wechselseitigem Nachtheile von einander abgesperrt. Merkwürdig, daß Preußen, welches einst dies System in aller Strenge aufnahm und nachahmte, zuerst mit preiswürdiger Kühnheit die ärgsten Fesseln brach und den Franzosen mit liberalem Beispiele voranging, welches aber zu großem Nachtheile derselben bis jetzt noch nicht richtig gewürdigt oder befolgt ward.

Unnütze, ja, ungerechte Kriege (diese immer wiederkehrende Krankheit Frankreichs) zerstörten bald alle guten Einrichtungen Colbert's, und er nahm seine Zuflucht zu Mitteln, welche sich weder theoretisch noch praktisch rechtfertigen lassen. Dahin gehört z. B. die für Geld bewilligte monopolistische Schließung der Zünfte, die Einführung des Tabacksregals, die fortdauernde Sperrung des Getreidehandels u. dgl. Indeß erscheinen diese Uebel nur gering im Vergleiche mit denen, welche Ludwigs dritter Krieg von 1688—94 und der spanische Erbfolgekrieg erzeugte. Ein Versuch, die neuen Lasten auch auf Geistlichkeit und Adel auszudehnen, hatte nur kurzen und unzureichenden Fortgang, und Uebermuth, den Ludwig nur zu oft gegen die andern Mächte ausgeübt hatte, mußte er (eine bittere Nemesis) jetzt selbst erfahren. Städte und Land waren entvölkert, viele Grundstücke lagen unbebaut, die Fabriken standen still aus Mangel an Gelde und an Händen, und die Sittenlosigkeit wuchs mit der allgemeinen Noth. Am Ende seiner Laufbahn sagte Ludwig XIV. seinem Enkel ein, noch in unsern Tagen von allen Herrschern zu beherzigendes Wort: „Arbeiten Sie aus allen Kräften, die Leiden Ihrer Unterthanen zu vermindern und ihr Wohlsein zu erhöhen. Zu diesem Zwecke müssen Sie auf jede Weise dahin streben, den Frieden, als die Quelle der größten Güter, zu erhalten, und den Krieg, als die Quelle der größten Uebel, zu vermeiden. Nur um sich oder seine Verbündeten zu vertheidigen, darf man Krieg erheben. Ich habe Ihnen hierin ein schlechtes Beispiel gegeben, ahmen Sie mich nicht nach; dies ist der Theil meines Lebens und meiner Regierung, den ich am meisten bereue".

Beim Tode Ludwigs XIV. betrug die Staatsschuld über 2000 Millionen Livres, und war nach dem Fall des sogenannten Law'schen Systems noch stärker als vor-

her. Nicht große Maßregeln, sondern der durch Fleury lange erhaltene Friede wirkte so heilsam, daß im Jahre 1740 die jährliche Einnahme beinahe so groß war als die jährliche Ausgabe. Der ungerechte östreichische Erbfolgekrieg hatte dagegen Landbau und Handel zu Grunde gerichtet, die Flotte auf 2 Schiffe herabgebracht, die Staatsschuld um 1200 Millionen Livres erhöht und die Summe aller Abgaben verdoppelt. Der Plan, durch eine neue Tilgungskasse die Schulden zu vermindern, scheiterte an Weigerung der beiden ersten Stände, dazu beizutragen, und an den täglich steigenden Bedürfnissen des verschwenderischen Hofes. Betrugen doch die Ausgaben, ohne Angabe des Zwecks und Empfängers, jährlich 60—90 Millionen, ja, im Jahre 1758 (wo der Minister Silhouette vergebens große Besserungen vorschlug) über 117 Millionen.

Daß der unverständige siebenjährige Krieg so nachtheilig wirkte wie der östreichische Erbfolgekrieg, versteht sich von selbst; überraschen aber muß es, daß in den ersten 5 Jahren nach dem Frieden die Staatsschuld nicht vermindert, sondern noch um 115 Millionen erhöht wurde, ja, im Jahre 1769 überstiegen die Ausgaben jährlich die Einnahmen um 100 Millionen. Die Verschwendung des Königs, seiner Beischläferinnen und Günstlinge, die Unredlichkeit und der Unverstand in der Verwaltung überstieg alles Maß, und des Finanzministers Terray gerühmte Geschicklichkeit bestand lediglich darin, die ungerechtesten und schlechtesten Mittel für die schlechtesten Zwecke aufzufinden.

Beim Tode Ludwigs XV. war ein jährlicher Mangel von 40 Millionen vorhanden, obgleich man die Staatseinnahmen um 131 Millionen erhöht hatte, und die Zinsen der Staatsschuld waren um 73 Millionen gestiegen, obgleich man die Gläubiger oft ungerechter Weise verkürzte.

Turgot's umfassende Plane zur Umgestaltung des Finanzwesens scheiterten an dem Widerstande der Adeligen, Geistlichen und Hofleute; Necker's Hauptaufgabe ging während seines ersten Ministeriums dahin, Geld für den amerikanischen Krieg durch Anleihen herbeizuschaffen, und sein leichtsinniger Nachfolger Calonne nannte den Luxus die Hauptquelle des Wohlstandes der Staaten und die Verschwendung einen Haushalt im großen Style. In den 10 Jahren, seit Turgot's Entfernung bis 1786, hatte man 1600 Millionen angeliehen, und hiervon fällt ein unverhältnißmäßig großer Theil auf die 3 Friedensjahre Calonne's. Obgleich sich die jährlichen Einnahmen in demselben Zeitraum wieder um 140 Millionen erhöht hatten, betrug das Deficit im Jahre 1786, nach Calonne's Angabe, 114 Millionen.

Ohne große, durchgreifende Veränderungen war kein Ausweg aus diesem Labyrinthe mehr möglich; leider kam man aber während der Revolution von angemessenen Verbesserungen bald zu den gewaltsamsten, ungerechtesten Maßregeln, welche, statt die Uebel zu vertilgen, sie auf eine unglaubliche Höhe hinauftrieben. Und nachdem die angebliche Republik Frankreich durch Steuern, Anleihen, Gütereinziehungen und Plünderungen erschöpft hatte, erschien es dem Weltstürmer Napoleon wie eine Pflicht und Ehre, halb Europa für seine Zwecke auszuplündern.

Diese langen Leiden Frankreichs und Europas blieben jedoch in sehr vieler Beziehung nicht ohne Frucht. Vergleichen wir diesmal nur das jetzige Steuerwesen Frankreichs mit dem vor der Revolution, so sind die wesentlichsten Verbesserungen eingetreten, z. B. hinsichtlich der Grundsteuer und Salzsteuer, des Zehnten, der Vertheilung, Verwaltung und Erhebung der Abgaben, der Aufhebung aller Binnenzölle, der Vertheilung von Grundstücken, der Abschaffung drückender Lehnsabgaben, Dienste u. s. w. Andererseits ist das französische System der Contrebande, die neue Mehrung der Schulden, die indirecte Besteuerung, das Tabacksmonopol u. dgl. noch immer vom Uebel und gibt den jetzigen Machthabern die reichste Gelegenheit, aufs heilsamste für das Wohl Frankreichs zu wirken.

Wer, unbelehrt durch tausend Erfahrungen, den gerechtesten Wunsch aller Völker nach ruhigem, friedlichem Entwickeln und Fortschreiten vereitelte, wer insbesondere eroberungssüchtig ungerechten Krieg erhöbe, er lüde eine unermeßliche Schuld auf sein Haupt, und die Nemesis (welche jetzo schneller als jemals in der Weltgeschichte einherzuschreiten scheint) würde die Uebermüthigen und Strafwürdigen verdientermaßen schnell zu Boden werfen. 54.

Physische Beobachtungen des Mars bei seiner Opposition im September 1830, von Wilhelm Beer und J. G. Mädler. Mit einer Abbildung. Berlin, 1831.

Die Ueberzeugung, daß jede auch nicht bedeutende Sammlung von Erfahrungen schon ein erworbenes intellectuelles Vermögen ist, das zuweilen zu recht lichten Begriffen und großer Nutzanwendbarkeit führen kann, wird immer allgemeiner, je mehr man die evidente Einsicht gewinnt, daß Das, was in der Gegenwart schon ein höheres, volles Maß von Kenntnissen bezeichnet, in kommenden Zeiten wiederum nur eine Halbheit benannt sein wird. Darum werden auch die ehedem hier und dort von sogenannten Wissenschaftshelden ausgesprochenen Behauptungen, daß das Heiligthum der Wissenschaften nur von Denen ausschließend verwahrt werden sollte, welche die Bemühung, dieselbe zu erweitern, auf sich genommen, und daß Wissenschaftsliebhaberei und Dilettantismus mit ihren erworbenen Halbkenntnissen mehr schaden als nützen, oder mindestens mehr zu Misgriffen als zu Nutzanwendungen veranlassen, jetzt nur als sehr einseitige, falsch-basirte und mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Kunst und des Wissens ganz unverträgliche Ansichten betrachtet, wie dies auch unlängst von einem der gefeiertsten Forscher unsers Jahrhunderts — von Berzelius selbst, beim Beginn seiner jährlichen Uebersichten von den Fortschritten unserer Naturwissenschaften gethan worden.

Diese Erinnerung glaubt Ref. zur Inition der ihm zur Aufgabe gestellten Anzeige von einer Schrift, deren Autoren sich als äußerst bescheidene und sehr achtungswerthe Dilettanten kundgeben, wählen zu müssen, denn je weniger unsere ernste, von so mannichfachen Stürmen tief bewegte Gegenwart für wahre bleibende Erweiterungen im Gebiete friedlicher Wissenschaften geeignet erscheint, desto erfreulicher muß die Begegnung

rüstiger junger Forscher sein, die ohne allen sogenannten äußern Beruf zu höhern sceintifischen Kreisen, blos dilettantirend auf geistige Eroberungen ausgehen, und dieses mit so trefflichem Erfolge gekrönt sehen.

Während in allen Regionen unsers Planeten die schon so vielseitig begonnenen und in der Entwickelung der Zeiten unfehlbar nach mehr beginnenden Motionen und Operationen des unfriedlichen Mars bald in der Nähe und bald von der Ferne mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt und erspäht werden, haben die als wackere Mathematiker hier zu begrüßenden Verf. vorliegender Schrift ihre astronomischen Scharfblicke zum Mars am friedlichen Himmelsfirmament erhoben, und diesen Planeten bei seiner diesmaligen Opposition Ende vorigen Jahres, bei welcher derselbe unserer Erde so nahe kam, wie das erst in 15 Jahren wiederum der Fall sein wird, mittelst eines durch des berühmten Enke's Regulirung parallaktisch aufgestellten Frauenhofer'schen Fernrohrs von höchst seltener optischer Schärfe, auf einer dem Hrn. v. Beer zugehörenden, nahe den Thoren Berlins belegenen Villa sorgfältig beobachtet.

Nach den 35 über die Oberfläche dieses Wandelsterns zu verschiedenen, auf die Coordinaten bezogenen Zeiten zwischen dem 10. Sept. und 25. Okt. v. J. angestellten sehr feinen Beobachtungen und den unmittelbar vom Teleskop selbst aus geführten correcten Zeichnungen, die der Schrift beigefügt sind, war es ihnen gelungen sowol die ganze südliche und einen beträchtlichen Theil der nördlichen Halbkugel dieses Planeten zuerst auf einen kleinen Globus, und dann in Polarprojection nach Länge- und Breitegrad darzustellen, die gefundene Rotationsperiode desselben (bis auf einige Secunden Ungewißheit) auf 24½ 37′. 10″ v. W. nach O. anzunehmen, und dann die Sommergrenzen der schon von frühern Astronomon bemerkten, und unter der Benennung der Schneezone bekannten im weißen Lichte glänzenden Polarzone des Mars zu ermitteln; sie erstreckt sich nämlich nur bis zum 87° Breite. Obschon diese Darstellung im Allgemeinen nur als eine fragmentarische erscheint und erscheinen kann, weil sie erst nach weitern Beobachtungen bei künftigen Oppositionen zu reifen vermag, so haben sich doch für Eingeweihte aus der Vergleichung ihrer wohlgeordneten Beobachtungscontrole mit der in den Annalen der Astronomie schon von frühern Beobachtern zerstreut vorkommenden Bestimmungen schon sehr interessante Resultate sowol über die Dauer und Intensität der verschiedenen Jahreszeiten als Stärke der Erwärmung und Erleuchtung u. s. w. u. s w. ergeben, die Hr. A. v. Humboldt als sehr schätzbare Beiträge zur künftigen Planetographie (die abgesehen von der unserer Erde und zum Theil von der des Mondes noch in gar sehr großer Kindheit schlummert), in einer neuerlichen Sitzung der Akademie zu Paris an einem Originalglobus zu erläutern für nöthig erachtete. Etwanige nähere Interessenten für diese Objecte verweisen wir — um hier nicht weitläufig zu sein — auf die Einsicht in Schumacher's „Astronomische Nachrichten", Nr. 191, aus welchen eben vorliegende Schrift nur als Abdruck zu betrachten ist. Wie die „Berliner Zeitung" (Nr. 94) jüngst meldete, ist Hr. W. Beer Banquier und Bruder sowol des berühmten Dichters als des im Auslande sehr gefeierten Componisten gleichen Namens. Somit verlebendigt sich in dieser achtungswürdigen Familie die schöne Trinität jener höhern poetischen, musikalischen und mathematischen Sphäre, welche hinsichtlich ihres völligen Gleichgestelltseins als Glieder in der Reihe der Erkenntnisse, sowie nach ihren in gleichem Grade repräsentirenden symbolisch-heiligen Abbildungen einst schon vom unsterblichen Novalis herrlich geahnet, und noch jüngst vom bekannten geistreichen Physiker G. F. Pohl in den meisterhaften „Andeutungen über die Einheit der Natur und der Geschichte" (Berlin, 1826) in ganzer Tiefe erfaßt und dargestellt ward. 139.

Notizen.

Litta's berühmte Familien Italiens.

Eines der bedeutendsten historischen Werke, die neuerer Zeit in Italien erschienen sind, aber im Auslande und namentlich in Deutschland noch so gut als völlig unbekannt, ist die Geschichte der berühmtesten italienischen Familien, von der, unter dem Titel: „Le famiglie celebri italiane, del Cav. Pompeo Litta" (Mailand, 1819—31), bis jetzt 18 Hefte in Großfolio erschienen sind. Der Preis: 416 lire italiane, ist freilich der glänzenden Ausstattung an Portraits, Medaillen, Monumenten und Karten angemessen; aber für den Gelehrten, der die neuere Geschichte Italiens nicht blos oberflächlich kennen lernen will, ist das Werk des Cavaliere Litta, welches bereits 30 Familien umfaßt, unentbehrlich. Mehr als in andern Ländern hat in Italien von je die Individualität des Einzelnen sich geltendgemacht; daher ist auch mehr als in irgend einem andern Lande zur Kenntniß des Ganzen die Kenntniß der einzelnen Personen, die in demselben ihre Rolle spielten, erfoderlich. Bei dem Werthe und bei dem hohen Preise des Originals wäre zu wünschen, daß dasselbe in Deutschland, wo so viel Werthloses aus allen Sprachen übersetzt wird, einen tüchtigen Uebersetzer fände. Litta, der sein Werk mit rühmlicher Aufopferung *auf eigne Kosten* drucken läßt, würde durch eine Uebersetzung *schwerlich großen* Schaden leiten, da diese vielleicht *im Gegentheile* erst auf das Original aufmerksam machen und manche Bibliotheken zur Anschaffung desselben bestimmen könnte.

Typographisches Stammbuch.

Als der König von Neapel, bei seinem Aufenthalte in Paris im vorigen Jahre die königliche Druckerei besuchte, wollte der Vorsteher derselben, Baron de Villebois, dem Fürsten einen Begriff von ihrem typographischen Reichthum geben, indem er ihm zum Andenken an diesen Besuch ein Meisterstück der Druckerkunst überreichte, welches durch Nichts übertroffen *wird*, was in dieser Art bis auf diese Stunde geleistet *werden ist*. Dies Kunstwerk, denn anders darf es nicht genannt werden, ist ein Folioband, mit dem Titel: „Album typographique de l'Imprimerie royale, exécuté pour LL. MM. Siciliennes par les soins de M. le baron de Villebois, — sous la direction — de M. E. Duverger". Schönheit der Charaktere, Geschmack in der Zusammensetzung, Reichthum in den Verzierungen, Gleichförmigkeit und Delicatesse im Druck, Alles vereinigt sich zu einem harmonischen Ganzen, das aber zugleich durch die Verschiedenheit der Schriften, der Farben und der metallischen Glanze (Vergoldungen, Versilberungen u. s. w.), deren man sich bedient hat, die größte Mannigfaltigkeit erhält. Die Dedication, in Goldlettern auf Porcelainepapier gedruckt ist das Schönste, was man in dieser Art sehen kann. Die lateinischen Lettern bieten die köstlichsten Proben der neuen Schriften, welche die Verwaltung erst kurz vorher hatte gießen lassen. Neben ihnen finden sich die merkwürdigsten Schriftproben der ältern und neuern Völker von Ost- und Westasien, Afrika und Europa; darunter ein Vaterunser in den neugeschnittenen chinesischen Charakteren, auf gelbem Papier, und vor demselben ein prächtiges Titelblatt in Gold und in verschiedenen Farben auf glänzendem schwarzen Grunde. Die Straßenkarte von Frankreich, Spanien und dem Königreiche Neapel, lediglich durch typographische Proceduren gedruckt, beweist die Fortschritte der Kunst in dieser Beziehung. Die Musiknoten, auf dieselbe Weise gedruckt, lassen nichts zu wünschen übrig. Ihre Eleganz wird nur durch das Titelblatt übertroffen, das ihnen vorangeht und in Gold und verschiedenen Farben gedruckt ist. Die Portraits des Königs und der Königin von Neapel, ebenso gedruckt, sind wahre Meisterstücke; so auch eine Spitze, weiß auf blauem Grunde, die man versucht wird, von dem blauen Papier, auf welches sie nur hingelegt scheint, emporzuheben. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 137. —— 17. Mai 1831.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung. Von W. von Humboldt. Stuttgart, Cotta. 1830. 8. 2 Thlr.

Von den bisher erschienenen Briefwechseln Schiller's ist der vorliegende unstreitig der reichhaltigste, nicht seiner Ausdehnung nach (denn er umfaßt nur Einen Band), auch nicht durch die Ueberzahl der von Schiller selbst herrührenden Briefe (deren auf 57 Briefe im Ganzen nur 23 kommen), sondern durch das Object, mit dem sich so ziemlich alle beschäftigen, und das kein anderes als die Poesie selbst ist; durch den Inhalt, den diesen Mittheilungen die tiefsinnige Behandlung des Gegenstandes verleiht; durch den kurzen Zeitraum, den sie umfassen, denn vom 7. bis zum 43. Brief sind sie alle vom Jahre 1795, und geben folglich die vollständigste und ausführlichste Nachricht von des Dichters innerm Leben in diesem Jahre. Dieses Alles aber könnte freilich nicht sein, wenn der Spiegel, in welchem sich der Dichter beschaut hat und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, nicht ein Geist wäre wie Wilhelms v. Humboldt. Dies ist es, wodurch der eben ausgesprochene Werth dieser Briefsammlung bedingt ist. Man lernt darum aus dem nicht viel über Jahresfrist umfassenden Abschnitt eines Dichterlebens so viel von und über Schiller, weil sein Correspondent nicht nur ein hochgebildeter, höchst geistvoller Mann überhaupt, sondern weil er ein Schiller'n verwandter, in die philosophischen Tiefen der Poesie eindringender, den Dichter, den er bewundert, studirender Geist ist. In der That muß man Schiller's Glück preisen, das ihn auf seiner Dichterbahn Freunde wie Göthe und Humboldt hat finden lassen, von welchen er in Jenem das Vorbild Dessen, was ihm noch fehlte und was er mit hoher Willens- und Geisteskraft erstreben zu müssen und zu können fühlte, in diesem den Entdecker Desjenigen erkannte, was er besaß, den Aufschließer seiner innern Schätze, den mitsinnenden Forscher, den erklärenden, erläuternden Bewunderer. Als einen solchen Hermeneuten stellt sich W. v. Humboldt auch besonders in der einleitenden Vorerinnerung dar (S. 3—84), welche mit ihren philosophischen Betrachtungen den Endzweck hat, den nachfolgenden Briefwechsel in den ganzen Entwickelungsgang Schiller's einzupassen (S. 82).

Der Hauptzeitraum dieses Briefwechsels war (wie jene Einleitung bemerkt) ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwickelung Schiller's. Er beschloß den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des „Don Carlos" von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er von der Vollendung des „Wallenstein" an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit ebenso vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene, schöpferische Dichtergenie durchbrach, gleich einem angeschwollenen Strome, die Hindernisse, welche ihm zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtsein entgegensetzten, und es trug aus diesem Kampfe selbst die Form idealer Nothwendigkeit reiner und klarer heraus. Den glücklichen Erfolg dieser Krise verdankte Schiller der Gediegenheit seiner Natur und der rastlosen Arbeit, mit der er auf den verschiedensten Wegen der einzigen Aufgabe nachstrebte, die reichste Lebendigkeit des Stoffs in die reinste Gesetzmäßigkeit der Kunst zu binden (S. 3—5).

Wie er in diesem Streben durch das Urtheil des Freundes unterstützt ward, zeigen die Briefe Humboldt's in gegenwärtiger Sammlung; aus ihnen geht hervor, daß jener Freund „in den Stunden und Tagen des Zweifels, der Kleinmüthigkeit, des scheinbaren Schwankens zwischen Poesie und Philosophie, des Mangels an Zuversicht auf seinen Dichterberuf" einen glücklichen, entscheidenden Einfluß auf den Dichter ausgeübt hat. Wir enthalten uns ausführlicher Auszüge aus dieser „Vorerinnerung", da dieselbe durch ihren Abdruck im „Morgenblatte" bereits hinreichende Verbreitung erhalten hat, und bezeichnen nur als besonders treffend die Charakterisirung Schiller's (S. 10 fg.), wo nachgewiesen wird, wie dieses Dichtergenie auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft war, wie es ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervortritt, die Alles, ergründend, halten und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte. Sicherlich ist es auch dieser „tiefe Antheil des Gedankens", die ihn zum Lieblinge der Nation stempelt, die überall, selbst in der Musik, wie unsere Nachbarn über dem Rheine staunend versichern, wie viel eher demnach in der Poesie Anspruch auf das Denken macht.

Aus dieser Eigenthümlichkeit Schiller's erklären sich aber auch (wie S. 11 bemerkt wird) die tadelnden Urtheile Derer, die in Schiller's Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt

des Genies als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellectuelle Größe Schiller's Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Und nicht der Verfasser dieser Einleitung nur thut wohl daran, die Vertheidigung Schiller's gegen solche Vorwürfe nicht weiter auszuführen; sie ist in der That gegenüber der Nation in jedem Munde überflüssig, denn die große Mehrzahl der Deutschen liebt Schiller'n gerade um der in seiner Poesie überwiegenden Reflexion willen; sie entbehren die reinste, bewußtlose Schönheit gern über dem wunderbaren Reiz, den für sie der Anblick jener unermüdlichen Thätigkeit hat, die bald als ein Spielen, bald als ein Ringen mit der Reflexion erscheint; der Deutsche liebt nicht den Dichter, der ihm die Poesie als leichtgewonnene Geliebte entgegenführt, sondern den, der nach tiefem Sinnen die Formel findet, mittels welcher die in einen Drachen verzauberte erlöst wird und vor den staunenden Augen sich in Schönheit verwandelt. Der Aufwand von Kraft, der bei diesem ritterlichen Wagestück fühlbar wird, ist ihm sogar lieber als die Poesie, die daraus entspringt. So — während Schiller mit übermenschlicher Anstrengung den steilen Pfad hinanklimmt, auf dessen Gipfel ihm als Ziel die künstlerische Schönheit winkt, zu welcher auf der entgegengesetzten Seite ein müheloser Pfad über die Hochebene den glücklichern Wanderer, dem der Instinkt ihn gezeigt hat, leitet — blickt der bewundernde Zuschauer weniger auf jenes Ziel als auf die Riesenschritte Dessen, der es auf dem schwierigsten Wege erstrebt; der Wanderer selbst ist der Gegenstand seines Interesses, und sein Anblick macht den Eindruck des Erhabenen, über welchem man das Schöne wo nicht vergißt, doch, wenn es von dem Dichter auch nicht als Ziel erfaßt würde, eher entbehren könnte. So rüstig nun Humboldt selbst mit Schiller nach jenem höchsten Ziele der Kunst strebt, so will es uns doch sowol in der Einleitung als in den Briefen manchmal bedünken, als stände er auch unter jener bewundernden Schar, welche sich mit dem Anblicke des herrlichen Strebens begnügt und um seinetwillen ihren ringenden Liebling vergöttert. Wenigstens wäre ohne eine Bewunderung dieser Art das Urtheil nicht wohl begreiflich, durch welches (S. 30 fg.) selbst die frühern Productionen Schiller's (alle vor dem „Don Carlos") so hochgestellt werden, daß der begeisterte Freund schon in ihnen Schiller's hohe, reine, nach Totalität strebende Ansicht der menschlichen Natur und des Lebens entdeckt und glauben kann, das in ihnen Verletzende habe nur einer künstlerischen Berichtigung bedurft und sei nur aus misverstandenen Begriffen von poetischer Wahrheit, aus noch nicht hinlänglich gefühlter Nothwendigkeit der Unterordnung der Theile unter die Einheit des Ganzen, dann im Einzelnen aus noch nicht gehörig geläutertem Geschmack entsprungen. Referent dagegen, der sich doch bei der innigen Bewunderung, die ihm Schiller's spätere Meisterwerke einflößen, nicht zu den „Individualitäten" zählen kann, „welchen Schiller's ganze Dichtungsweise und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt", muß gestehen, daß ihn in des Dichters frühern Werken (den „Don Carlos" mit eingeschlossen) der ethische Irrthum, in welchem er denselben befangen glaubt, tiefer verletzt als die künstlerische Unwahrheit, und nie wird er z. B. in Humboldt's Bewunderung der Schiller'schen „Resignation" (S. 43) einstimmen; ja, er glaubt, daß die Umbildungsperiode, deren Geschichte der vorliegende Briefwechsel enthält, durch das tiefe Studium der Kant'schen Philosophie und Moral, besonders auch in den sittlichen Principien und Ansichten des Dichters, wie in seinen ästhetischen, über welche in dieser Beziehung (S. 49 fg.) so Treffliches bemerkt wird, eine wesentliche, wohlthätige Umwandlung bewirkt hat. Daß aber früher Schiller auch im Irrthum großartig und staunenswürdig war, wer wird es leugnen wollen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Wäre die Geschichte wirklich die Lehrerin, die weiser macht, wofür sie gerühmt wird, so müßten die Italiener vor manchen Bethörungen bewahrt sein. Ihre Geschichte ist so alt, so voll von Beispielen und zwar von interessanten Beispielen, die Jeder sich leicht merkt, so voll von Wechseln, und doch sieht man sich um, so sollte man meinen, sie wären alle reinweg vergessen. Man muß Das um so unbegreiflicher finden, da es die Denkmäler übernehmen, in ihrer stummen Beredtsamkeit diese Lehren eindringlich zu machen. Ganze Städte und einzelne Plätze, trotzende Gebäude und kaum bemerkbare Fragmente, die aufgesucht sein wollen, leihen diesen Bakissprüchen ihren Mund. Denn jedes weiß von Tagen anderer Jahre, manches von Tagen anderer Jahrtausende, jedes von Glanz und Ruhm der Geschlechter, die sie hervorriefen, viele von Verfall, von getäuschten Verheißungen, zu früh abgefallenen Früchten eines nicht reifen oder nur nothreifen Stammes, von hohlen Worten und noch ungediegenern Thaten zu erzählen. Entweder lag es also an den Hörern, die auch bei solchem Zurufe taub blieben, oder die Sprache klang ihnen zu vieldeutig, und man muß sich daher freuen, daß es die Italiener unserer Tage für Pflicht halten, diese vielleicht zu allgemeinen Lehren der Monumente und Urkunden in die Rede der Gegenwart zu übersetzen. Besonders rühmlich ist es, daß man der Städtegeschichte so eifrige Pflege zuwendet, denn sie spricht näher zum Bürger, gibt der Chronik einen ausgedehntern Horizont, bringt Weltereignisse auf den Meridian einer liebgewordnen Heimath und wiederum Thaten einer ängstlich umschriebnen Beschränktheit auf die wahre Mittagszeit des heutigen Kosmopolitismus. Daß diesen Foderungen ganz zu genügen freilich auch nicht Jeder der Mann ist, läßt sich voraussagen. Viele tragen den Thyrsus, doch nur wenige sind die Geweiheten! Auch die neuesten Geschichtschreiber von Como sollen nicht zu den Geweiheten gehört haben. Sowol die „Storia della città e diocesi di Como, esposta in dieci libri dal prof. Cesare Cantù" (Como, 1829), heftweise erscheinend und bis jetzt noch nicht vollendet, als die „Storia di Como scritta da Maur. Monti, prof. nel liceo diocesano della stessa città" (Como, 1829) (auch noch nicht vollendet) wird von einsichtigen Beurtheilern getadelt. Beide in ihrem wesentlichen Stoffe aus Rovelli's „Storia di Como" (Mailand, 1789—1803 3 Bde., 8.), genommen, sollen nur zu häufig den Augenpunkt verlieren, der bei Zeichnungen dieser Art vorzüglich festzuhalten ist. Beide beabsichtigen diplomatische Genauigkeit, können sich aber nicht darein finden, Lücken einzugestehen, wo sie nicht zu leugnen sind. So möchten sie gern erzählen, daß Como zur Zeit des longobardischen Reichs, als es nach Clephs Tode 575 unter 36 Herzoge vertheilt war (bis 585, wo Authari wie-

der als König gewählt ward), auch seinen Herzog gehabt habe, eine Behauptung, der kein einziges Zeugniß zu Hülfe kommt; scheinen aber der magistri Comacini nicht gedacht zu haben, die in longobardischen Gesetzen bevorrechtet, in Urkunden und Inschriften als bewandert in den zum Bauen gehörigen Künsten erwähnt werden. Nur eine Uebersicht aus zu engem Raume aufgefaßt, ist das „Compendio storico della regia città di Belluno e sua antica provincia, scritta dal conte Florio Miari" (Benedig, 1830), wie die „Biblioteca italiana" versichert, die dem Büchelchen aus zu großem Streben nach Kürze Dunkelheit Schuld gibt. Leute, denen Geschichtsstudien fremd sind, hält man für die Verf. der „Cenni topografico-storici della città di Chioggia, publicati nel solenne ingresso alla sede vescovile di Chioggia di Mons. Ant. Savorin da alcuni cittadini della stessa città" (Chioggia, 1830); dafür tritt mit dem Prunke gelehrter Citate der Kanonikus Pietro Stancovich auf, der eine Stelle bei Strabo (V, 1) darum in die genaueste Untersuchung nimmt, um aus ihr zu erweisen, daß das dort erwähnte Tergestae nicht einerlei mit Tergeste und Tergesta sei, wie durch einen H. Kohen geschehen war, der in einem Versuche über den Ursprung Triests dies zu einem carnischen Dorfe machen wollte. Was der kritisch genaue Kanonikus dagegen vorzubringen hat, findet man in seiner Schrift: „Trieste non fu villaggio carnico, ma luogo dell' Istria, fortezza e colonia de' cittadini romani" (Benedig, 1830), aus allen ihm bekannt gewordenen Inschriften zusammengestellt, indem sorgfältig die, wo Tergeste sich findet, von denen, wo Tergestum oder Tergistum genannt wird, unterschieden sind. Durch diese Sonderung glaubt der Verf. jedem dieser Namen sein Recht angedeihen zu lassen, doch findet er sich besonders dadurch berechtigt, die slawische Etymologie abzuwehren, die man als Wurzel des Namens Tergeste hingestellt hatte. An diese vorzugsweise hervorgehobenen Untersuchungen knüpfen sich mehre andere, die bei den vielseitigen Sprachkenntnissen des Verf. für mehr als eine Classe von Lesern Materialien bringen. Selbst darum wird die kleine Schrift den Literaturfreunden willkommen sein, weil sie, im Anhange, ein vollständiges Verzeichniß der Schriften des Kanonikus Stancovich gibt, die sich nicht nur auf geschichtliche Fragen, sondern auch auf archäologische, naturgeschichtliche und agrarische erstrecken. — Ein Säcularfest zu Venedig zur Erinnerung an die Stiftung der Kirche S.-Maria della Salute hat einem Ingenieur, Joh. Casoni, zu einer Schrift Anlaß gegeben, die auch außer der Bannweite des Freihafens und gerade jetzt doppelt interessiren muß. Jene Kirche entstand nämlich als Gelübde, im J. 1630, zur Zeit einer Pest, die von allen den Unordnungen begleitet war, welche die Leiden der Bewohner Moskaus beim Ausbruch der Cholera vermehrten. Noch bestanden damals in Venedig die Beghinen, die durch Umgänge und Aufzüge der Ansteckung immer neuen Stoff zuführten. Die Freunde der italienischen Literatur, denen aus Al. Manzoni's „Promessi sposi" noch die dort mit wahrhaft Scott'scher Lebendigkeit geschilderten Aufruhrscenen der Monatten in Mailand im Gedächtnisse sind, werden in: „La peste in Venezia nel MDCXXX origine della tempio a S.-Maria della Salute" (Benedig, 1830), aus Actenstücken ebenso anziehende finden. Mit der neuesten Noth werden Vergleichende darin Berührungspunkte finden, daß auch damals das Leiden durch die Nichtübereinstimmung der Aerzte vermehrt ward, die eifersüchtig alle von Fremden empfohlene Verfahren verwarfen. Wenn auch die Maßregeln der Behörden nicht mit denen zu vergleichen waren, welche die Einsicht des 19. Jahrh. dem Umsichgreifen der Cholera entgegenstellte, so verdienen sie doch für die damalige Zeit die anerkennendste Beachtung. Reinigungen und Säuberungen wurden strenge angeordnet, und damit sie gewissenhaft vorgenommen würden, ging der Senat mit seinem Beispiele voran. Venedig verlor viel durch diese Calamität, denn mit der Seuche würgte der Hunger gemeinschaftlich. Der Verf. hat darüber genaue Angaben aus Urkunden beigebracht. Doch sparte der Senat keine Kosten für das gelobte Denkmal der Sühnung, die Kirche della Salute, an deren Stiftung die Staatsklugheit ebenso viel Antheil hatte als die Frömmigkeit. Bei allen von der damaligen Zeit gefoderten Verschnörkelungen, ist diese Kirche doch eins der schönsten Denkmale Venedigs, und ihr Baumeister Baldassare Longhena hat ein Talent bewährt, das ihn unter den Künstler seiner Zeit bedeutend hochstellt. Ueber ihn auch gibt die kleine Schrift genauere Nachrichten, von denen man immer Gründlichkeit und einfache Darstellung rühmen kann. Aber ein Misgriff war die Wahl der beigegebenen Verzierung: statt einer Ansicht der Kirche hat man eine Zeichnung der Denkmünze beigelegt, die in den Grundstein der Kirche gethan ward, gerade dort tief genug dem Auge der Menschen entzogen, die am vollen Tageslichte nicht ihre Freude daran sehen würden.

Alle die hier genannnten Schriften suchen durch genauere Erörterung des Einzelnen sich ihre Stelle zu sichern; aber nur Der wird das Einzelne richtig zu würdigen wissen, der auch das Ganze fortwährend vor Augen hat. Daher würde man eine Lücke beklagen müssen, wenn der Darstellung dieses Ganzen kein neueres Werk gewidmet worden wäre. Aber es gibt eins, und ein so gediegenes, daß es vielen Ansprüchen genügen kann. Wir meinen die „Storia d'Italia dei C. Cesare Balbo, socio della R. Accademia delle scienze" (Turin, 1830) (bis jetzt 2 Bände; es scheint auf 13 berechnet). Graf Balbo beginnt seine Geschichte Italiens mit Odoacher, für Italiens alte Geschichte auf die Alten selbst hinweisend, die in ihrer Darstellung sich selbst gaben. Den Zeitraum von 476—567 umfaßt er. Der 2. Band gibt die Ereignisse während der Zeit der Franchen und der Longobarden, von 568—774. Auf ähnliche Weise sind alle 13 Bücher abgetheilt; und wenn er eine Periode durch einen Einzelnamen bezeichnet, so ist es immer ein solcher, der auf Italiens ganze Gestaltung einen Einfluß wie etwa Lorenzo Medici geübt hat. Mag er die Klippe vermeiden, nicht aus Besorgniß vor dem Einzelnen zu sehr ins Skizzenhafte zu gerathen; gelehrte Noten unter dem Texte, die selbst ausländische Literatur berücksichtigen, geben jedoch den Beweis, wie tiefschöpfend die vorausgeschickten Forschungen waren. Mit weniger Vertrauen geht man an die „Istoria della R. Casa di Savoja per Davide Bertolotti" (Mailand, 1830), denn ihr Verf. ist ein Romanendichter. Doch auch dieses Werk wird wegen seiner glücklich berechneten Kürze von den Verf. der „Bibl. ital." gerühmt, die nur dem Ausdrucke hier und da zuviel Geziertheit Schuld geben. Die weitern Mängel oder Vorzüge des Werkes werden dort wenigstens nicht bestimmter begründet. 55.

Cobbet's Register.

Einer der ausgezeichnetsten politischen Schriftsteller, die England jemals gehabt hat, ist Cobbet, ein ehemaliger gemeiner Soldat, der sich ohne alle Erziehung, blos durch sein eminentes Talent, ungeachtet der bittersten Verfolgungen von den Machthabern aller Parteien, zu dem Range eines freilich von der Regierung nicht anerkannten, aber insgeheim gewiß von manchem Staatsmanne beneideten Wortführers einer zahlreichen Classe des britischen Volkes emporgeschwungen hat. Entschiedener Revolutionnair, läßt er keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen; die herrschenden Stände, die Aristokratie, die High-Church, die Regierung und, man kann wol sagen, den Staat mit allen Waffen einer schneidenden Dialektik, einer kühnen, rücksichtslosen, furchtbaren Beredtsamkeit anzugreifen; was Paul Louis Courier in Frankreich war, ist in ungleich höherm Grade in England Cobbet. Den blutdürstigen Hohn, mit dem Cobbet der Macht den Krieg erklärt, hätte sich Courier nie erlaubt; aber auf der andern Seite kann er, bei feinerer Satyre und eleganterer Sprache, auf die männliche oder teuflische Kraft der Rede keinen Anspruch machen, die Cobbet zu Gebote steht. Fast jede Seite des Wochenblattes, das unter dem Titel „Cobbet's Register" in ganz England, in der niedrigsten Hütte wie

in dem glänzendsten Palaste gleich bekannt ist, enthält Proben einer wahrhaft Demosthenischen Beredtsamkeit. Wir führen hier nur eine Stelle aus dem „Register for January the 29th 1831“ an. „Wie viele Jahre“, sagt er, bei Gelegenheit der Parlementsdebatten über die Pensionen der Civilliste, „bin ich über diese Pensionen, Sinecuren und Verleihungen hergewesen! Alle meine Leser wissen, wie sehr ich die Landwirthschaft liebe. Ländliche Beschäftigungen, ländliche Vergnügungen, Alles, was sich auf das Landleben bezieht, hat einen bezaubernden Reiz für mich. Aber schon als Knabe hatte ich meine Bedenken bei manchen dieser Vergnügungen. Wer hat je an einer Hasenjagd Theil genommen, hat das arme Thier aus seinem ruhigen und unschuldigen Lager auffahren und vor 36 blutdürstigen und lautbellenden Hunden und vielleicht ebenso viel schreienden Jungen und Männern fliehen sehen, ohne bei sich selbst zu denken: Was hat es gethan, um Dies zu verdienen? Wer hat es im Laufe der Jagd, von Koth und Feuchte durchweicht, innehalten und die Ohren spitzen sehen, um zu entdecken, ob sein Kreuzsprung die Verfolger irregeführt hat, während die Augen vor Furcht aus dem Kopfe herausschwellen, jede Muskel bebt und das Herz so heftig schlägt, daß man es 3 oder 4 Schritt weit hören kann; wer hat Dies gesehen, ohne dem armen Thiere wenigstens Sicherheit vor seinen Feinden zu wünschen? Aber wer hat, nachdem er Zeuge von allen seinen erstaunlichen Anstrengungen war, sein Leben durch die Flucht oder durch die schlauesten Künste der Täuschung zu retten, wer hat es dann alle Hoffnung aufgeben und die halbe Länge des letzten Feldes unter dem schrecklichsten Todesgeschrei durchrennen sehen: wer hat Dies gesehen und gehört und nicht gefühlt, daß die Hasenjagd ihre Beimischung von Unannehmlichkeiten hat? Ich nicht; und wenn nicht so Manches zu Gunsten der Jagd gesagt werden könnte, würde ich sie für blutig und unmenschlich halten. Aber nie hatte ich dies Gefühl bei einer *Rattenjagd*. *) Eine Rattenjagd ist löblich in jeder Hinsicht, unter der man sie betrachten kann. Das Thier selbst ist ein ekelhafter Anblick; es ist eine Bestie, die immer nur auf Diebereien lauert; es lebt auf keine regelmäßige Art und an keinem bestimmten Ort; weder Erde noch Wasser kann sein eigenthümliches Element genannt werden, denn es lebt in Beiden; weder Stadt noch Land, sondern Beides; es nährt sich von keiner besondern Art von Futter; Fleisch, Fisch und Korn, Alles dient ihm gleicher Weise und auf jede Weise verkleidet zur Nahrung; nichts entgeht ihm und seine Gefräßigkeit ist über alle Beschreibung. Es ist überdies ein ganz unnatürliches Ding, indem es nach den Naturgeschichtschreibern seine bejahrten Aeltern vernachlässigt und seine schwachen Jungen auffrißt. Es hat keine einzige gute Eigenschaft und verzehrt doch mehr oder verdirbt mehr als irgend ein anderes Geschöpf; es hat Appetit zu Allem und scheint nie sich zu ersättigen. Es ist, mit einem Worte, der *Pensionist* der Natur, und allen nützlichen und thätigen Wesen muß an seiner Ausrottung liegen. Eine *Rattenjagd* hat deshalb für mich außerordentliche Reize; zu allen Stunden, in jedem Wetter, an jedem Tage bin ich zu der chasse aux ratbereit. Ich gehe zu ihr mit der vollkommensten Herzensleichtigkeit; denn wenn irgend Etwas es entschuldigen kann, sich damit zu vergnügen, daß man die Künste des furchtsamen, unschuldigen und harmlosen Hasen beobachtet, wenn er von Feinden verfolgt wird, wieviel mehr ist es zu rechtfertigen, daß man sich ein Vergnügen daraus macht, jene der Ratte mit anzusehen, deren Vernichtung etwas entschieden Gutes ist! Um dieser Ursache willen liebe ich die Rattenjagd, empfehle ich die Rattenjagd. Sie ist wirklich unterhaltend. Wie oft habe ich auf der Flur einer Scheuer gestanden und an diesem Spaß meine Freude gehabt! Wie habe ich gelacht, wenn alles Stroh von dem Boden hinweggenommen war bis auf wenige Büschel! Dann beginnt die Jagd. Der Scharfsinn des Hundes, die Uebereilung des Knaben, die Erfahrung des Mannes, wie zeigt sich dieses Alles, sobald man bis auf wenige Büschel von den Nestern der schmuzigen, stinkenden, plündernden Heerde gekommen ist! Ein allgemeines Gerassel unter dem wenigen übriggebliebenen Stroh macht Alles, was in der Nähe ist, aufmerksam. Und, o mein Gott, wie habe ich gelacht, wenn ich nun einen Augenblick darauf den ganzen Schwarm des Ungeziefers hervorstürzen sah; wie habe ich gelacht, wenn ich die Hunde sie aufschnappen sah, die Knaben einander durch das Geschrei verwirren: „Da gehen sie durch! da gehen sie durch! da gehen sie durch!“ und die Männer, nachdem sie den Jungen zugerufen hatten, nicht vor den Hunden zu schlagen, die Hunde nicht auf die Nasen zu treffen, dem allgemeinen Enthusiasmus nachgeben und stoßen und schlagen und treten und schreien, so gut als Einer. „*Jetzt soll das Stroh weggenommen werden*“‟. 163.

*) A rat-hunt. Rat heißt aber in der gemeinen Volkssprache auch ein Accisebeamter und zuletzt jeder Beamte der Regierung!

Bemerkungen.

Langweilig werden am Ende alle Menschen, wenn man ihnen Zeit dazu läßt. Witz und Kenntniß, sobald ihnen die Aufgabe wird, nur *eine* Woche hindurch zu *unterhalten*, d. h. die Langweile zu verscheuchen, verlieren sicher den Athem. Ja, selbst wenn sie denselben nicht verlören, dünken sie in der zweiten Woche dem Hörer langweilig und ermüdend. Von Empfindungen ist noch weniger zu hoffen, sie dürfen durch das Wort höchstens im Fluge berührt, nicht mit Ausführlichkeit geschildert werden. Darum ist das Zusammentreffen geistreicher Menschen, z. B. Autoren, für wenige Tage höchst erregend, und versandet hernach stets mehr in schwächere Theilnahme und Gleichgültigkeit. Besser macht sich die Sache in Briefen, deren enge Blätter den Geist verdichten und ihren Leser nur kurze Zeit beschäftigen. Kennen wir daher einen Menschen blos aus Briefen oder Büchern, welche den Geist seines Geistes enthalten, so verliert er allemal bei längerm persönlichen Umgange; denn er kann die Foderung, *nie* langweilig zu sein, nicht aushalten, und um so weniger, je mehr die Erwartung gespannt gewesen. Wer sich Dieses nicht sagt, muß stets die Menschen, welche er kennen lernt, im Anfange köstlicher finden als hernach und mithin Wechsel der Umgebung suchen. Ein Anderes ist Freundschaft, welche sich an bloßer Gegenwart ihres Gegenstandes genügen läßt, Wohlwollen empfängt und erwidert, ohne lebhaftes Begehren geistiger Anregungen. Selten wird dennoch auch ihre leicht wiederholbare Freude einen größern Zeitraum ausfüllen, weil die meisten Menschen eine Sehnsucht nach dem Neuen, Unbekannten haben, welches ihnen mehr zu versprechen scheint als das bekannte Alte. Hiernach ist ein übrigens ganz wahrer Ausspruch der Frau von Genlis zu berichtigen: „Auf die Länge gibt es nichts Langweiligeres, als Leute, die nur *einen* Ton, nur *eine* Gattung von Verstand haben, mag er so glänzend sein wie er will“. Es müßte heißen: *alle* Töne, *alle* Gattungen von Verstand werden langweilig auf die Länge. Und darum muß man für die gewöhnliche Annehmlichkeit und den Reiz des Umganges sich nicht zu viel kennen und sehen.

Bei dem Wiederanblick früherer eigner Schriften begegnet uns manchmal eine Verwunderung, wie viel *mehr* wir damals gewußt haben als jetzt, wie viel leichter wir mit Dingen fertig geworden, die uns später schwer dünken. Hieraus erklären sich die Anmaßungen der Jugend gegen das Alter. Jene besitzt das Gefühl des Mehrwissens, während letzteres eine Anwandlung von Minderwissen verspürt; statt sich daher vom Alter über Wissensminderung belehren zu lassen, ist es die Jugend, welche das Alter belehren will und hierfür eine ruhige Aufmerksamkeit fodert. 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 138. —— 18. Mai 1831.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Von W. v. Humboldt.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Doch, wir gehen auf die Briefe selbst über. Die 9 ersten sind sämmtlich von Humboldt, und der erste ist aus Erfurt, vom 3. Mai 1792 datirt. Schon 1—8, obgleich sie sich noch nicht in die Totalität von Schiller's Poesie einlassen, enthalten viel Interessantes über manches Einzelne, namentlich ein schönes Zeugniß für Schiller's Kritik über Dichtwerke (S. 88 fg.); mit dem 9. jedoch (S. 118, aus Tegel, vom 4. Aug. 1795) hebt sich eine Reihe von philosophischen Betrachtungen über Schiller's Poesie insbesondere, wie über Kunst und Poesie im Allgemeinen an, die, von Schiller immer häufiger in Antworten berücksichtigt und fortgesetzt, sich durch das ganze Buch hinziehen. Der genannte Brief beschäftigt sich, aus Veranlassung von Schiller's Beitrag zum „Musenalmanach", vorzugsweise mit Schiller's Uebergang von der Metaphysik zur Poesie.

Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen und gibt, bei genauer Untersuchung, gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies.... Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus Einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der Dichter, der philosophirt, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins.... Was den Dichter und Philosophen sonst so gänzlich von einander trennt, der große Unterschied zwischen der Wahrheit, der Wirklichkeit, der vollständigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Nothwendigkeit: dieser Unterschied ist gleichsam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer solchen Fülle der geistigen Kraft erklären, daß dieselbe vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, und von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird.

Auf diesen Brief schickt Schiller dem Freunde sein „Reich der Schatten" (S. 125, Jena, 5. Aug. 1795). Sein Brief athmet die Freude über ein gelungenes Werk:

Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin; und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren Ihr letzter Brief mich versicherte, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein.... Aber nur was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen.... Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauern Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat.

Die von Schiller gewünschte Kritik über dieses Gedicht findet sich im 13. Briefe (S. 146—158); sie geht bewundernd bis ins Einzelste; aber noch vorher, im 12. Briefe, strömt der Freund in gerechten, begeisterten Lobsprüchen der „Macht des Gesanges" über (S. 132—136) und übt hier eine Kritik, die selbst wieder wie Poesie wirkt und die kein Freund Schiller'scher Tiefe ungelesen lassen sollte. Nicht geringere Aufmerksamkeit verdienen die Beurtheilungen des „Tanzes" und vieler größern und kleinern Gedichte in diesen und den folgenden Briefen, namentlich (S. 171) über „Die Ideale". Allen diesen Kritiken verleiht es Werth und Reiz, daß man ihnen anfühlt, wie sie sich über neue, zum ersten Mal gelesene und nachempfundene Gedichte verbreiten. Schiller's Lieder und Dramen sind seinen deutschen Lesern von früher Jugend an so tief ins Gedächtniß geprägt, daß sie ihnen jetzt fast zur Alltagsbekanntschaft geworden sind, und wie die Züge des schönsten Gesichtes, wenn man es täglich vor Augen hat, sich gerade für die Phantasie am ehesten verwischen, so wird es immer schwerer, sich die einzelnen Schönheiten seiner Werke mit hellem Bewußtsein vorzustellen und sie so gründlich durchzugenießen, wie man jetzt etwa die Alten genießt. Die Betrachtungsweise, die in Humboldt's Beurtheilungen herrscht, ist vielleicht nur in weiter Ferne wieder möglich; erst nach Jahrhunderten, wenn dann, was Gott gebe, deutsche Sprache und Kunst noch blüht, werden Schiller's Gedichte von dem Leser im Geiste wieder so zerlegt werden, wenn auch das Urtheil über sie nicht gerade dasselbe sein sollte. Jetzt aber schon nimmt man, wenn man diese Kritiken gelesen hat, die Werke des großen Mannes mit einer erfrischten Stimmung in die Hand, um sie mit geschärftem Sinne zu lesen und zu durchforschen. Schiller selbst beachtet die Urtheile seines Freundes mit größter Aufmerksamkeit und gibt dem seltenen Tadel hauptsächlich Gehör. So sagt er in Beziehung auf „Die Ideale" (Br. 17, S. 186 fg.):

Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß

Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde.... Es ist mehr als ein Naturlaut, als eine Stimme des Schmerzes, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, von innerm Ueberfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch.

Humboldt bleibt übrigens bei seiner Meinung. Ihm „sind die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet, Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken". Alle solche Kritiken nimmt der Dichter dankbar hin. So provocirt auch Humboldt's Urtheil (S. 247 fg.) einen ausführlichen Commentar Schiller's zu seiner „Elegie", im 35. Briefe (S. 318 fg.). Wenn man nur die Vorerinnerung Humboldt's gelesen hat, so könnte man glauben, in Einer Meinung sei der Dichter durch seinen Freund mit Unrecht bestärkt worden: in dem Glauben an eine ihm inwohnende poetische Allseitigkeit.

Noch wollte ich (schreibt Schiller, Br. 24, S. 228), um einem langen Wunsch nachzugeben und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen, eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe.... Ich habe mich nach und nach in so vielen Fächern und Formen versucht, daß die Frage entsteht, ob ich den Kreis nicht vollenden soll. Auch ist das Publicum, wie es scheint, auf diese Mannichfaltigkeit bei mir aufmerksam geworden, und sie scheint ein Ingrediens der Vorstellung zu sein, unter der ich den meisten Lesern erscheine. Auf diesem Wege scheint also der Kranz zu liegen, der für mich zu erringen ist.

Wenn nun auch die Mitwelt, geblendet durch den Glanz verschiedenartiger Versuche, so urtheilte, so ist jetzt doch gewiß die poetische Vielseitigkeit selbst beim großen Publicum nicht mehr ein Ingrediens der Vorstellung, die es sich von dem großen Dramatiker und Lyriker macht. Wir können daher nur bedauern, daß Schiller nicht damals schon dem innern Rufe, „dem ungeduldigen Verlangen", das ihn zu seinen „Malthesern" trieb, gefolgt ist, statt auf die verworrenere Stimme von Außen und auf die eigne „Eitelkeit", vor der er sich selbst fürchtet, zu hören (vgl. S. 229). Auch hat ihn gewiß sein guter Genius von der Idylle und dem Epos, denen er entgegeneilte (S. 327 fg. u. 230), zurückgehalten und unwiderstehlich dem Drama zugeführt, in welchem er der größte deutsche Dichter geworden ist. Schiller'n war der Kothurn angeschaffen; sein pathetischer Schritt tönt auch durch seine Lieder und, nicht jedem Hörer in Allem willkommen, durch seine Balladen in feierlichem Wiederhall; aber mit der stillen Idylle, die, nach seiner eignen Foderung (S. 328), ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja, den höchsten poetischen Effect hervorbringen soll, mit dem schlichten Reiseschritte des volksthümlichen Epos hätte sich derselbe durchaus nicht vertragen. In Beziehung auf die Idylle ist Humboldt nicht unserer Meinung (S. 370); was aber das Epos betrifft, so hat er das große Verdienst, den Dichter von einem entscheidenden Misgriffe abgemahnt zu haben, und keineswegs redet er der Vielseitigkeit seines Freundes das Wort, sondern er sagt mit schonungsloser Wahrheit im 26. Briefe, der vielleicht der gehaltreichste der ganzen Sammlung und für die Charakteristik des Schiller'schen Dichtergeistes von hoher Wichtigkeit ist, also zu Diesem (S. 243):

Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt scheint mir die dramatische die höchste Frucht des Dichtergenies, und ich halte Sie einmal für diese völlig geboren, insofern Sie sich nur auf eine gewisse Gattung beschränken. An sich brauche auch das eigentlich Epische überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen. Indeß ist das Gebiet des Epischen, vorzüglich in den weiten Grenzen, die wir ihm hier geben, so groß, daß es eine zahlreiche Menge von Formen einschließt und das Lyrische, wie das Didaktische, in sich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neuern Gedichten, von den „Göttern Griechenlands" an, läßt sich eine Gattung zeigen, die Sie allein sich gestempelt haben, und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinigt und durch diesen gedoppelten Eindruck auf die Phantasie und die Empfindung den Geist zu tiefen und überraschenden Wahrheiten führt. Diese Gattung und mithin das Epische ist Ihnen vollkommen eigen .... aber ich würde Ihnen Unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beschränken wollte.... Den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, vorzüglich in der einfachern heroischen Gattung, einen leichtern und in einem weitern Umfange die epische dar. Mein Wunsch kann jetzt hiernach nur die „Malthefer" treffen.... Etwas Dramatischem jetzt vor der romantischen Erzählung den Vorrang zu geben, muß ich darum rathen, weil ich überzeugt bin, daß die letztere doch immer gewiß ist und uns nicht entgeht, da hingegen der erste Versuch, den Sie wieder im Dramatischen wagen, mehr Hindernisse finden muß.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, den 1. Mai 1831.

Vielleicht gab es noch nie eine Zeit, wo das Interesse für die schöne und wissenschaftliche Literatur in Berlin geringer war als jetzt. Gesellschaften, die ausdrücklich zu dem Zwecke gegründet sind, sich über das Neue in diesem oder jenem Zweige der Literatur zu unterrichten, reden jetzt, wenn sie zusammenkommen, von Nichts als Politik. Mehr als je paßt jetzt wieder, was Göthe in der zweiten der „Römischen Elegien" sagt, wo ihn ein und dasselbe politische Gespräch bis nach Rom verfolgte:

Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.

Man würde aber im Allgemeinen den Berlinern zu viel Lob ertheilen, wenn man behaupten wollte, daß sie mit scharfem und richtigem Blicke die Angelegenheiten in ihren Ursachen und Folgen beurtheilten. Es sind immer nur die Ereignisse des Tages, die sie besprechen, und da ist es denn sonderbar, daß alle Neuigkeiten, Gerüchte und Curiositäten auch sogleich Glauben finden. Es liegt dies daran, daß die Wenigsten irgend eine auf historischer Forschung oder Erfahrung beruhende feste Ansicht von den Dingen haben und die Meisten in der Gegenwart wie in der Finsterniß herumtappen. Einige umklammern wie einen Nothanker irgend ein Extrem und halten sich daran fest, um nicht von dem Strudel der Ereignisse in den allgemeinen Strom mitfortgerissen zu werden. Bei diesen haben dann ent-

weder die Herrscher immer Recht, sie mögen thun, was sie wollen, oder die Völker, wenn sie nur tüchtig rebelliren und von Volkssouverainetät reden. Doch hat die letztere Ansicht viel weniger Anhänger hier als die erstere. Der größte Theil aber ist generis neutrius, sie können wie die Amphibien im Wasser und auf dem Lande leben und zeichnen sich besonders durch einen guten Magen aus, der Alles, was sich nur ereignen mag, vortrefflich verdauen kann. Sie verschlucken z. B. eine englische Parlamentsauflösung wie der gemeine Mann, der die Vortrefflichkeit dieser Speisen nicht kennt, eine Auster oder Kaviar. Einheimische Gerichte lieben sie aber am wenigsten; von der Güte der hessenkaßler Verfassung haben sie z. B. keinen Geschmack. Doch, um aus dem schlechten Gleichnisse herauszukommen, Eines muß man ihnen lassen: sie wollen Alle das Glück der Polen; hierüber herrscht beinahe nur Eine Stimme, aber keine öffentliche; denn die darf nicht laut werden. Im Gegentheil, die wenigen Stimmen, die sich öffentlich hören lassen, tönen alle wie aus einer ganz andern Welt. Es wäre ein arger Irrthum, nach diesen die Meinungen des größten Theils der hiesigen Bewohner zu beurtheilen. Wenn z. B. so ein Buchholz mit einem preußischen Blick aus dem siebenjährigen Krieg die englische und französische Verfassung mit einer ungeheuern Verachtung von oben herab ansieht, so ist das eine Erscheinung, von der die Leute nicht wissen, ob sie mehr darüber lachen oder weinen sollen. Solcher Blicke thut Hr. Buchholz zuweilen aus der Vossischen Zeitung heraus. Dann tritt ein gewisser Köhne auf (in einer bei Laue erschienenen Schrift) und fragt: „Wo ist man liberal; in Preußen oder in Frankreich?“ Natürlich in Preußen; ist die Antwort. Das Einzige, was ich an dieser Schrift auszusetzen hätte (denn meine Anfoderungen an den Verf. sind äußerst gering) ist, daß er sich die Sache gar zu leicht gemacht hat. Ich will nicht davon reden, daß er nur ein paar Institutionen aus dem Nexus aller Staatseinrichtungen herausgehoben hat und hier nun die preußischen auf Kosten der französischen ohne Weiteres lobt, sondern davon, daß er alle seine Gründe und Nichtgründe und seine Redensarten aus einigen Aufsätzen, die in der „Staatszeitung“ gestanden, und aus einigen Briefen Raumer's aus Paris, die er natürlich gewaltig verwässert hat, herausgenommen. Dies Ausschreiben fängt hier an Mode zu werden, und ich gestehe, daß mir diese Mode einigermaßen verdrießlich wird. Wenn ich den Lesern die Gründe gesagt haben werde, so geben sie mir ohne Zweifel Recht. Ich nehme z. B. die Schrift des Prof. Jarke über die neueste französische Revolution in die Hände und denke in einem so starken Buche von mehr als 20 Bogen etwas Neues zu finden. Was aber lese ich zu meinem Erstaunen? Aufsätze, die ich schon vor einigen Jahren in der „Quotidienne“, „Gazette de France“ und in Correspondenzen aus Paris in der „Allgemeinen Zeitung“ gesehen. Natürlich ward ich ungehalten über den guten Professor, weil er mir meine Zeit geraubt; ich darf nicht sagen mein Geld; denn ich habe mich gehütet, das Buch zu kaufen. Man glaube aber ja nicht, daß die Sache hiermit schon zu Ende ist, sondern nun erscheint eine Schrift von Fouqué. Fouqué, denke ich, ist immer der Mühe werth zu lesen, zumal nach Tische. Ich schlage also das Büchlein auf und lese — Gott stehe mir bei! — einen Auszug aus Jarke's Schrift. Das hat denn seine sehr übeln Folgen: erstens —; zweitens ich bekomme einen wahren Widerwillen, irgend eine neue Schrift künftig zu lesen, aus Furcht, ich möchte nur wieder einen Auszug aus Fouqué antreffen. Nun frage ich jeden Leser, und vielleicht ist mancher unter ihnen, der dasselbe Schicksal mit mir gehabt: Kann man es mir verdenken, wenn mir die Mode des Ausschreibens verhaßt geworden? Doch, ich will die Sache den Buchhändlern an das Herz legen. Diese mögen bedenken, daß, wenn jene Apprehension noch weiter umsichgreifen sollte, was nothwendig der Fall sein muß, je mehr ausgeschrieben wird, Niemand künftig ein Buch wird kaufen mögen.

Ich hätte nun hier auch die Broschüre von Arndt über die Niederlande erwähnen können, da sie gleichfalls nur ein Auszug aus seinen eignen frühern Schriften ist. Aber der würdige Verf. steht zu hoch über den obengenannten Männern als daß er schicklich neben ihnen erwähnt werden dürfte. Auch ist es meine Absicht nicht, das Buch hier zu beurtheilen, sondern die Meinungen, die man in Berlin darüber geäußert (denn es hat hier, wie man sich denken kann, einige Aufmerksamkeit gefunden), mitzutheilen. Hauptsächlich meinten Viele, es käme zur ungelegenen Zeit. Wenn das französische Cabinet, statt friedliche Gesinnungen zu hegen, jene herrschsüchtigen Pläne auf Deutschland hätte geltendmachen wollen, so wäre es allerdings an der Zeit gewesen, den alten Haß gegen Frankreich wieder anzuschüren. Jetzt aber fänden, so beredt sie auch wären, solche Declamationen wenig Anklänge in den Herzen der Deutschen. Diese gönnen den Franzosen aufrichtig ihre Freiheit und wünschen nur, daß sie diese innerhalb ihrer Grenzen genießen mögen. Arndt kann man einen Deutschen von der äußersten Linken nennen. Wie die äußerste Linke in Frankreich den Rhein gern wieder zur Grenze haben möchte, so besteht Arndt auf eine deutsche Grenze, die ebenso sehr den Verhältnissen der Gegenwart zuwider ist. Nach ihm sollen nicht nur Elsaß, Lothringen und Burgund, sondern auch Holland, Belgien und die Schweiz wieder zu Deutschland geschlagen werden. Am meisten aber wundert man sich, daß ein Mann von den Talenten und Einsichten Arndt's so wenig mit der Zeit fortgeschritten ist und noch heute wie in den Jahren 1813—15 zu leben glaubt. Damals war er der Mann seiner Zeit, jetzt ist er etwas antiquirt; daher kommt es, daß Diejenigen, die jetzt zum ersten Male seine Bekanntschaft machen und der gegenwärtigen Generation angehören, seinen großen Einfluß in früherer Zeit nicht recht begreifen können.

Von andern seither in Berlin erschienenen Schriften ist vorzüglich folgende zu erwähnen: „Rheinpreußen und seine staatswirthschaftlichen Interessen in der heutigen europäischen Staatenkrise, oder vergleichende Betrachtungen über den frühern und gegenwärtigen Zustand der königlich preußischen Rheinlande, vom Prof. Dr. Kaufmann“. Es ist dies eine sehr zeitgemäße Schrift, die gewiß überall, vorzüglich aber in den Rheinlanden selbst, eine gute Aufnahme finden wird. Noch nirgendwo ist der Zustand dieser Provinzen, wie er unter den frühern kurfürstlichen Regierungen, später unter französischer Herrschaft und gegenwärtig unter preußischer Hoheit war und ist, so umfassend verglichen und dargestellt worden. Die Schrift wird vielen Deutschen um so willkommener sein, als sie die in Frankreich und auch in Deutschland noch hie und da verbreitete Meinung, als wollten die Rheinprovinzen wieder französisch werden, bündig widerlegt und die vielen commerziellen und überhaupt materiellen Vortheile auseinandersetzt, die den Rheinlanden aus ihrer Wiedervereinigung mit Deutschland erwachsen sind. Es ist für jeden Preußen eine wahre Freude, auch einmal eine Schrift zu lesen, welche die einheimischen Institutionen auf eine vernünftige Weise beleuchtet, da die meisten blind in die Lobposaune stoßen, ohne von den Sachen nur die mindeste Kenntniß zu haben, und alles Bestehende preisen, dagegen alles Neue unbedingt verdammen. Der Verf. der gegenwärtigen Schrift begnügt sich aber nicht allein mit dem Bestehenden, sondern macht auch viele und darunter vortreffliche und leicht auszuführende Vorschläge zu neuen Einrichtungen.

Unter den nicht politischen Novitäten ist unter den wenigen Werken, die noch erscheinen, fast nur ein einziges, das Aufmerksamkeit verdient. Es sind die 3 ersten Bände der Novellen- und Sagensammlung von Simrock, Echtermeyer und Henschel, welche die Quellen zum Shakspeare enthalten und gegenwärtig vollständig erschienen sind. Der 3. Band enthält größtentheils die sehr ausführlichen und gelehrten Abhandlungen zu den Erzählungen. Es ist hier eine Untersuchung vollendet, die bisher nur sehr lückenhaft geführt worden, und zu deren genauerer Kenntniß man nur mühsam gelangen konnte, da man sich die Belehrung aus den verschiedenartigsten Quellen zusammensuchen mußte und dabei doch noch oft das Wichtigste über-

sah. Denn selbst was Eschenburg in den Zusätzen zu seiner Uebersetzung gegeben, war theils nur unvollständig und auszugmäßig, theils berührte er, was das Wichtigste ist, die Entwickelung der Sage und ihren Gehalt fast ganz und gar nicht. Es verdiente darum die gegenwärtige Schrift eine ausführliche Beurtheilung von Einem, der mit dem Gegenstande derselben schon lange vertraut ist, nicht aber, wie es so oft der Fall ist, von Solchen, die erst die ganze Sache oder die vornehmlichsten Kenntnisse davon aus dem Buche selbst schöpfen. Für Diejenigen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, die Zeit des Shakspeare in literarischer und künstlerischer Hinsicht kennen zu lernen, ist das Werk ein sehr willkommenes Hülfsmittel. Auch ist es zum Verständniß des großen Dichters selbst gar nicht unwichtig, zu erfahren, welche geistige Anregungen er etwa von Außen erhalten haben konnte. Und endlich wird der Kunstverständige zu einer höchst interessanten Vergleichung angeregt zwischen den ursprünglichen sagenhaften Stoffen, Demjenigen, was spätere Dichter daraus gemacht, und den großen Kunstwerken, die endlich Shakspeare's Genie aus ihnen gebildet hat.

Unser königliches Theater liegt größtentheils brach; denn Raupach feiert. Es gehört schon ein gutes Gedächtniß dazu, um sich zu erinnern, wann zuletzt ein neues Stück von Werth gegeben worden. Madame Milder, die schon seit einigen Jahren verabschiedet ist, hat in der vorigen und dieser Woche einige Gastrollen gegeben. Ihr Talent zeigte sich stets in Gluck'schen Opern am größesten, und auch jetzt noch wird es, außer Dem. Schechner und Mad. Schröder-Devrient, keine Sängerinnen geben, die ihr in der Darstellung der Armide, besonders aber der Alceste, welche beide Rollen sie diesmal sang, gleichkommen. Das Haus war natürlich bei diesen Darstellungen sehr besucht und der Beifall allgemein. Da wir keine der beiden eben genannten Sängerinnen, obwol es möglich gewesen, für unser Theater gewonnen und Mad. Milder nun gänzlich abtritt, so werden wir für lange Zeit auf den Genuß, die großen Gluck'schen Compositionen zu hören, verzichten müssen. Da das Schauspiel so gänzlich in Verfall gerathen und auch keine Aussicht vorhanden ist, es künftig wieder nur einigermaßen zu heben, so hätte man doch wenigstens zur Erhaltung einer guten Oper etwas thun können, zumal da hierzu doch noch einige Hülfsmittel dasind. Ein vortreffliches Orchester, Sänger und Sängerinnen, wie Hr. Bader, Zschiesche, Devrient, Mantius und die Damen Seidler, v. Schätzel, hätten nur einiger Verstärkung bedurft, sowie eines vernünftigen und nicht selbstsüchtigen Oberdirectors, um wieder eine recht gute Oper zu bilden. Aber die Meisten, die gegenwärtig das Theater besuchen, thun dies nur, um ein Paar langweilige Stunden auszufüllen, und die Theaterverwaltung denkt (vielleicht nicht mit Unrecht), dies Publicum kommt doch, wir mögen spielen, was und wie wir wollen. Das königstädtische Theater hat wiederum sein ganz eignes Publicum; doch ist es langweilig, von diesem zu reden, noch langweiliger aber, in seiner Gegenwart zu sein. Es ist eine Art von Vorstadtpublicum, das die größten Albernheiten und Unsinnigkeiten aus vollem Herzen belacht. Jede Spur von echtem Lustspiel ist aus den Stücken, die dort gegeben werden, ganz und gar verschwunden. Es ist Schade um die tüchtigen komischen Talente, wie Schmelka, Spitzeder, Beckmann und Rösike, die in Caricatur ganz vergehen und durch gewöhnliche Possenreißerei sich den Beifall des Publicums erobern müssen. Neben solchen Possen werden auch dort tragische Geschichten vorgestellt, Melodramen, die sich in empörenden Greuelscenen, Gemeinheiten und Unwahrscheinlichkeiten erschöpfen. Es ist zum Erstaunen, wie in so kurzer Zeit in Deutschland alle dramatische Kunst verloren gegangen ist. Betrachtet man die Ungeschicklichkeit und völlige Unkenntniß, mit der ein heutiger Bühnendichter ein Stück zusammenflickt, so muß man glauben, daß die ersten Anfänge der dichterischen Kunst noch weit erhaben über diese Versuche sind.

So ist der Zustand der Literatur, Kunst und Theater in Berlin im Ganzen höchst traurig und wird gewiß nicht eher wieder sich verbessern, bis die Fesseln der Censur, die auf allen diesen Zweigen furchtbar lasten, einigermaßen erleichtert werden. Leider aber ist hierzu noch keine Aussicht vorhanden! 78.

Notizen.

Der Krieger in der Zurückgezogenheit.

Unter dem sonderbaren Titel: „Il militare in ritiro“, erscheint seit 2 Jahren in Mailand ein unsern deutschen Taschenbüchern nachgebildeter almanacco, der seines trefflichen Styls wegen — das Erste, worauf der gebildete Italiener sieht — vieles Lob und verdienten Beifall findet. Der diesjährige „Militare in ritiro“ gibt uns zuvörderst oder vielmehr zum Schluß 4 ästhetisch-melancholisch-sentimentale Giornate, die man einem alten ausgedienten Soldaten gar nicht zutrauen würde, wenn man nicht wüßte, wie großen Antheil auch an unserer deutschen ästhetischen Tagesliteratur verabschiedete Offiziere, Unterofsiziere und Gemeine der verschiedenen deutschen Bundescontingente haben; daneben, als Einleitung, eine derbe, aber etwas lange und am wenigsten wol an diesen Ort passende Antikritik gegen eine tadelnde Recension des ersten Jahrganges.

Die Polizei in London.

Als die neue Polizei in London eingeführt wurde und bald ihre Wirkung kräftig genug äußerte, fand man des andern Tages folgenden Anschlag an den Straßenecken: „Peel's Polizei, rohe Hummern, blaue Teufel (blue devils, unübersetzbar!), oder unter welchem andern passenden Namen sie bekannt sein mögen. Nachricht wird hier ertheilt, daß eine Subscription eröffnet worden ist, um das Volk sowol zur Vertheidigung als zur Strafe mit Stöcken von trefflicher Wirkung zu versehen (to supply the people with staves of a superior effect). Diese sollen bereit sein und unentgeltlich ausgetheilt werden, so oft wieder ein ähnlicher unveranlaßter und deshalb unmännlicher und blutdürstiger Anfall auf Engländer gewagt wird; gewagt durch eine Gewalt, die der britischen Constitution unbekannt und durch ein Parlement hervorgerufen ist, welches ungesetzlich constituirt, nur für seine eignen individuellen Interessen, folglich zum Nachtheil des gemeinen Besten, seine Gesetze gibt“.

„Setze nicht Dein Vertrauen auf Fürsten!“ David.
„Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen“. Franz. Motto.

Holländische Taschenbücher.

Die Holländer haben bereits seit einigen Jahren gleich den Engländern unsere Sitte, die Poesie durch das zierliche Gewand eines Taschenbuches zu empfehlen, nachgeahmt. Die holländischen Taschenbücher sind zwar weder in Bezug auf literarischen Werth den deutschen, noch in Bezug auf artistischen den englischen gleichzustellen; doch werden einige von ihnen als recht artige Sammlungen gerühmt, wie z. B. der „Belgische Muzen-Almanak“, der zuerst im J. 1826 herauskam und gewöhnlich Beiträge von Tollens, Bilderdyk und andern geschätzten Dichtern enthält. Von ähnlichem Charakter ist der „Nederlandsche Muzen-Almanak“, der besonders auch durch die kurzen biographischen Notizen über jüngst verstorbene niederländische Dichter Interesse erhält. Der „Groninger Studenten-Almanak“ ist gleichfalls eine poetische Anthologie. Das Taschenbuch „Voor het schoone en goede“ bringt unter seinen prosaischen Beiträgen in der letzten Zeit manche nicht unverdienstliche, wie die Novelle „De Minnezangster“ von Leuwense, welche ein sehr lebendiges und unterhaltendes Gemälde von dem Zustande von Gelderland im 14. Jahrhundert entwirft. Der „Almanak tot nut en verpoozing“ wetteifert mit jenem „Für das Schöne und Gute“; und mehre andere Almanache sind auf den Geschmack und die Foderungen verschiedener Classen der Lesewelt berechnet. Einer der besten ist Hazelhoff's „Tijdkorter“ („Zeitverkürzer“), von welchem 1830 das 19. Bändchen erschien. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 139. — 19. Mai 1831.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Von W. v. Humboldt.

(Beschluß aus Nr. 138.)

Schiller dankt (Br. 28, S. 258) dem lieben Freunde für das Interesse, mit dem er seine ästhetische Gewissensfrage ihm beantwortet hat. Alsdann verbreitet er sich, zugleich durch seine eigne Abhandlung über das Naive veranlaßt und geleitet, über die Frage: „Inwiefern kann ich bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie (vgl. Humboldt, S. 235 fg.) noch Dichter sein, und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint?" Er glaubt, daß blos der Zufall zwischen ihn und die Griechen getreten sein konnte. Schon der Umstand, daß er sich im entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, vom 14. bis zum 24. Jahre, ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur völlig verabsäumt und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft hat, erklärt seine ungriechische Form, bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist, das Uebrige aber der Einfluß philosophischer Studien auf seine Gedankenökonomie. Und nichtsdestoweniger ist er jetzt, wo er durch Krankheit, Lebensweise, Alter, jahrelang getriebene Speculation von der dichterischen Vorstellungsweise um so viel mehr hätte abkommen sollen, ihr eher näher gekommen, nur weil er zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Vielleicht hat er eine größere Affinität zu den Griechen als viele Andere, weil er sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in seinen Kreis zieht und mit seinen Fühlhörnern erfassen kann. Mit Muße und Gesundheit traut er sich Werke zu, die nicht ungriechischer sein sollen als die Producte Derer, welche den Homer an der Quelle studirten. Nur seine Sprache wird vielleicht immer künstlicher organisirt bleiben, aber ihren Antheil an dem Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so mühsam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören (S. 259—261).

Lassen Sie mich (fährt er fort) noch eine Bemerkung machen. Es ist Etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch Sie große Dinge ausrichten. Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Selbst die Annäherung an den griechischen Geist (z. B. bei Göthe), die doch nie Erreichung wird, nimmt immer etwas von jener modernen Realität an, und, gerade herausgesagt, ein Product ist immer ärmer an Geist, jemehr es Natur ist. Darum sollen die neuern Dichter auf ihrem ihnen ausschließend eignen Gebiete sich einheimisch und vollkommen zu machen suchen, sollen lieber das Ideal als die Wirklichkeit bearbeiten (S. 261, 262).

Auch in Humboldt's Antwort (Br. 28) sind treffende Bemerkungen über das Verhältniß der griechischen Poesie zur modernen enthalten; das einfachste und einleuchtendste Wort über die Griechen spricht aber Schiller (Br. 42, S. 379), nachdem sich die Freunde lange gegenseitig in tiefe Besprechungen über naive und sentimentalische Poesie eingelassen hatten.

Sie werden mir eingestehen (sagt Schiller dort), daß kein griechisches Trauerspiel, dem Gehalt nach, sich mit Demjenigen messen kann, was in dieser Rücksicht von Renern geleistet werden kann. Eine gewisse Armuth und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigstens ist dies mein immer wiederkehrendes Gefühl. Homer's Werke haben zwar einen hohen subjectiven Gehalt (sie geben dem Geiste eine reiche Beschäftigung, aber keinen so hohen objectiven, sie erweitern den Geist ganz und gar nicht, sondern bewegen nur die Kräfte, wie sie wirklich sind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine solche Tiefe. Was sie an Tiefe haben, das ist ein Effect des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen ist immer unendlich und grundlos.

Diesen so naturlichen und doch überraschend wahren Gedanken ergänzt auch Humboldt in dem reichen Briefe aus Rom, vom 22. Okt. 1803, in welchem „Die Braut von Messina" von ihm abgehandelt wird (Br. 56, S. 461—484), und dem ein langes Für und Wider in Beziehung auf die Einführung des antiken Chores in die moderne Tragödie eingewebt ist.

Ueber die Höhe (sagt Humboldt), in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe, künstlerische Verdienst, die reine Kunstform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyrischen Partien, dies innige Verweben Ihres Stoffes in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, selbst die Einfachheit der Behandlung muß wenigstens Vielen fühlbar sein. Was ich indeß wünschte, wäre, daß Sie mit diesen neuen Foderungen, die Sie nach dem Gelingen dieses Stücks mit Recht an sich machen können, bald wieder einen in sich mächtigen, schon durch seinen

Umfang mühsam zu bändigenden Stoff, wenn nicht so groß wie Wallenstein, doch wie die Jungfrau behandelten.... Es ist noch ein anderer Unterschied zwischen der alten und neuen Tragödie als der der bloßen Kunstform, und es gibt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stücks ist das schon sichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heitern Sonnenlichte zu verschmähen scheinen, die sie aber, unpartelisch gestanden, auf diese Weise nicht kannten. Es ist wirklich auch noch mehr. Freilich scheint es an sich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darstellung der reinen Kunstform, an seinem Gegenstande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt und wie weit man den Gegenstand auszeichnet. Aber es versetzt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt sich bewegt, und wenn nicht blos die großen Partien der Menschheit, wenn auch feine Charakternuancen erscheinen.

Mit dieser überzeugenden Ansicht W. v. Humboldt's stimmt nicht ganz die Bewunderung, die er in der „Vorerinnerung" den aus Euripides von Schiller, jedoch nur aus zweiter Hand übersetzten Scenen zollt.

Ich gestehe (sagt er dort von der „Hochzeit der Thetis"), daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Es ist nicht blos eine Uebertragung in eine andere Sprache, sondern in eine andere Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedener, also gerade Das, was die reinpoetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühles setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideengehalte, blos durch den seinem Werke beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der Antike Geist blickt wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand.

Mit dem besten Willen kann Ref. den gereimten Daktylen Schiller's in jenem Chorgesange solchen Geschmack nicht abgewinnen. Jene Armuth an Gehalt, welche Schiller und Humboldt in den Alten zu empfinden gestehen, zeigt sich noch weit fühlbarer, wenn sie der ernsten, antiken Form entkleidet wird, die für sich so herrlich ist und ohne jene Armuth nicht in dieser Vollkommenheit hätte ausgebildet werden können. In einer strengen Uebersetzung, wie z. B. im Solger'schen „Sophokles", halten auch im Deutschen die festen Rhythmen, die unabgenutzten accentreichen Wörter dem Mangel an Wechsel in Ideen und Gefühlen das Gleichgewicht; während man in jenem Fragmente des Euripides durch die blühende Diction Schiller's, durch die üppige Pracht der Beiwörter zu der Hoffnung auf Gedankenreichthum berechtigt und in ihr unangenehm getäuscht wird. Die alte Form soll nie constitutiv für unsere moderne Poesie werden, aber regulativ soll und wird sie immer wirken, wenn sie streng ohne alle Halbheit gehandhabt wird.

Wir kehren zu den Briefen zurück. Der große 30. Brief Humboldt's verbreitet sich noch ferner ausführlich über Schiller's Verhältniß zur Griechheit. Er meint, Schiller würde vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen denken, wenn er sie selbst griechisch zu lesen gewohnt wäre.

So weit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntniß auch nur zu einem sehr wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und Göthe und Herder, die Beide vielleicht nur mäßig Griechisch wissen, sind hier redende Beweise. Das aber, wodurch Sie den Griechen so verwandt sind, ist die reine Genialität, der echte Dichtergeist! Diese ist in Ihnen, wie in den Griechen, nur freilich auf eine ganz andere Weise und durch andere Nahrung gestärkt. In Ihnen nämlich ist, außer diesem ersten und wesentlichen Bestandtheil des Dichterberufs, noch ein anderer mehr, den ich am kürzesten mit Ihrem Geist nennen kann, der Sie aber nicht nothwendig hindert, zugleich ganz, nur nicht blos Natur zu sein. Diesen Charakter theilen Sie mit allen Modernen; nur ist diese Eigenthümlichkeit an Ihnen 1) stärker als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste; 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch um einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete hinauszugehen (S. 275 fg.).

Es wird uns bei dieser noch lange fortgesetzten Vergleichung Schiller's mit den Griechen etwas ängstlich zu Muthe; eine Angst, welche durch Schiller's Selbstvergleichung mit Sophokles und sein Eingehen in Humboldt's Ideen (S. 448) nur noch gesteigert wird. Wir wollen daher eine allgemeinere Charakterisirung Schiller's durch Humboldt aus einem weit spätern Briefe (Nr. 56, Rom, d. 22. Okt. 1803) gleich hier beisetzen:

Sie sind der glücklichste Mensch. Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft, es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden; und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so führen Sie aus jenem bessern eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verrathen. Sowie Sie in Ideen fester, in der Production sicherer geworden sind, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß (S. 483 fg.).

Aus dem 35. Briefe, in welchem Schiller dem Freunde Rechenschaft von seiner Elegie dem „Spaziergange" gibt, läßt sich ersehen, mit welchem Fleiße, welcher Sorgfalt auch der größte Dichtergeist arbeiten muß, wenn er Ewiges schaffen will.

Ich will Ihnen nicht leugnen (schreibt er S. 318 fg.), daß ich mir auf dieses Stück am meisten zu gut thue, und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdessen darüber machte. Mir däucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Products dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem.... Mein eignes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert; noch in keinem ist der Gedanke so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als Eine Kraft gewirkt. Ich werde deswegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, sondern auch auf Veranlassung derselben eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewiesen haben.

Er geht alsdann genau ins Einzelne und berücksichtigt oder widerlegt auch den kleinsten Vorwurf Humboldt's.

Wir haben dem Leser aus beider Freunde Briefen schon so viel Urtheile über die griechischen Dichter mitgetheilt, daß wir mit einiger Schüchternheit auf diesen Gegenstand zurückkommen, und doch möchten wir nicht unerwähnt lassen, was Schiller veranlaßt, durch Friedrich

Schlegel's Abhandlungen über die griechischen Frauen, von der Darstellung der Weiblichkeit und des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander durch die griechischen Poeten sagt. Er findet dieselben „sehr wenig ästhetisch und im Ganzen geistleer".

Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivetät in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist blos ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena blos eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, Jenen wieder gegen Diesen einzutauschen. Und dann die Circe, die Kalypso! Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön.... In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit, und ebenso wenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen sieht man wol, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängigen Gestalten, aber die Selbständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geschlechts nirgends vereinigt.

Ueber die Homer'schen Frauen wollen wir nun nicht mit dem Dichter streiten; nur hätte er schwerlich selbst es ertragen, wenn hier sentimentalische Ideale mitten in dem derben Heldenleben zum Vorscheine gekommen wären; aber die tragischen Frauencharaktere müssen ans den deutschen und französischen Uebersetzungen Schiller'n doch nicht in ihrem vollen Leben vor die Seele getreten sein, sonst hätte er in der Kindesliebe einer Sophokleischen Elektra und Euripideischen Iphigenia, in der engelsreinen Geschwisterliebe der Antigone, in der aufopfernden Gattenliebe der Alcestis gewiß zugleich das höchste Ideal der Menschheit erblickt, wenn anders unter weiblicher Idealität nicht blos eine idealistische Schwärmerei, eine object- und thatenlose Tugend zu verstehen sein soll.

Noch gehört zu den merkwürdigsten Stücken der Sammlung der 42. Brief, in welchem Schiller (S. 374 fg.) Humboldt's Aeußerungen über naive und sentimentalische Dichtung beantwortet, und aus welchem wir schon oben ein Bruchstück mitgetheilt haben. Auch die Urtheile des Dichters über Göthe's „Natürliche Tochter" im 53. Briefe (S. 451 fg.), und über seinen eignen „Wallenstein" (Br. 50, S. 429 fg.) werden mit vielem Interesse gelesen werden. Aus Veranlassung des Letztern berichtet Schiller über seine veränderte Productionsweise:

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit ebenso vielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen und das Einzelne recht vordringen zu lassen.

Doch, wir könnten mit unserer Anzeige nicht zu Ende kommen, wenn wir auf alles Merkwürdige, was dieser Briefwechsel enthält, auch nur mit wenigen Worten aufmerksam machen wollten. So sei zum Schlusse nur noch der letzte Brief Schiller's an Humboldt (vom 2. April 1805 datirt, also keine 6 Wochen vor seinem Tode geschrieben) erwähnt, in welchem er in so bittere Klagen über den Zustand der poetischen Production in Deutschland und über die unselige Nachahmungssucht der Deutschen ausbricht, deren Nachahmung blos in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht. „Man sieht wirklich nicht", sagt er, „wo eine Literatur für die nächsten 30 Jahre herkommen soll!" (S. 490.) Diese 30 Jahre liegen nun bald hinter uns und umfassen gewiß eine der Quantität nach ungeheure Literatur. Aber über ihre Qualität möchten wir wol Schiller's verklärten Geist um seine Meinung fragen können. Freilich würde er sich von Vielem mit Ekel und mit Abscheu abkehren, aber bei einigem Wenigen doch würde er liebend, vielleicht selbst bewundernd verweilen, die tiefsinnige Kunsttheorie, die in diesen Briefen enthalten ist, als Norm an dasselbe anlegen und, wenn sie auf einiges Vortreffliche, was seitdem entstanden ist, nicht passen wollte, seine Grundsätze selbst in Beziehung auf Dieses einer Revision unterwerfen. 2.

Vorlesungen von Saint-Marc Girardin über die politische und literarische Geschichte von Deutschland.

Wir guten Deutschen haben ein eignes Geschick. Zu der Zeit, wo der Freiheit und Selbständigkeit, ja dem Bestehen unsers Vaterlandes von Westen die meiste Gefahr drohte, war Alles bemüht, Französisch zu lernen, französische Sitten und Manieren nachzuahmen und französische Gesinnung und Denkweise zu verbreiten. Volk, Große, Fürsten, Alles eilte, sich für die Knechtschaft vorzubereiten, zu der man an der Seine uns bestimmte. Jetzt hat das Spiel sich gewandt. Lange traurige Erfahrungen haben die Franzosen gelehrt, daß es auf die Dauer kein Glück bringt, fremde Völker zu unterjochen; und außerdem haben sie eingesehen, daß nicht sie allein das Vorrecht auf Bildung und Civilisation besitzen, sondern daß sie ihren Nachbarn auch einen Theil davon zugestehen müssen; sie fangen an zu begreifen, daß die Gesetze der Humanität, wenn sie die geselligen Verhältnisse unter den einzelnen Menschen ordnen sollen, auch den politischen Verkehr unter den Völkern regeln müssen. Sogleich wird von Gelehrten, Politikern, Staatsmännern Alles aufgeboten, um die Leidenschaften der Menge gegen eine Nation zu entflammen, die es wagt, unser Verdienst anzuerkennen und zu schätzen. Dagegen werden wir auf eine entgegengesetzte Weltgegend als auf den Quell unsers Heils und unserer Rettung verwiesen. Warum? Nach dem eben Gesagten haben wir kaum nöthig, es auszusprechen.

Ein neuer Beweis von der Liebe, mit der gegenwärtig in Frankreich deutsche Sprache, deutsches Wissen und, man möchte sagen, Alles, was sich auf Deutschland bezieht, aufgenommen wird, war uns die Wahl, welche der Nachfolger Guizot's auf dem Lehrstuhle der Geschichte an der Sorbonne, Saint-Marc Girardin, für den diesjährigen Kreis seiner Vorlesungen traf. Zum ersten Male, seit dem Bestehen der Sorbonne, mögen wol an derselben Vorlesungen über deutsche Geschichte gehalten worden sein. Wie früher die „Cours" von Villemain, Cousin und Guizot, so wird jetzt auch der von Girardin über die deutsche Geschichte durch Schnellschreiber nachgeschrieben und in einzelnen Heften sogleich durch den Druck bekanntgemacht. Die Eröffnungsrede, die in diesem Augenblicke uns vorliegt, läßt uns über die Richtigkeit und Tiefe der Ansichten Girardin's noch kein Urtheil zu, da sie sich fast ausschließlich mit den Interessen der Gegenwart beschäftigt; aber überrascht hat uns eine Deutschheit der Gesinnung, die man bei wenigen deutschen Professoren deutscher finden kann. Er zeigt uns, wie die Physiognomie „jenes Mittelalters, das in Deutschland sein wahres Vaterland hat", sich in demselben bis auf unsere Tage behaupten konnte; ungeachtet aller Erweiterungen der kaiserlichen Gewalt, ungeachtet der Gründung der preußischen Monarchie, ungeachtet

der Vernichtung von einer Menge kleiner Fürstenthümer, die einen so eigenthümlichen Zug der deutschen Reichsverfassung bildeten, und ungeachtet der gewaltigen Einwirkung Bonaparte's, „jenes größten Feindes des Mittelalters, der Deutschland nach seinen Launen und Interessen zertheilt und zerschnitten hat, indem er Staaten auflöste und schuf, die Grenzen verrückte, ausdehnte, verengte, die Völker von einem Fürsten auf den andern übertrug, Diesem gab, Jenem nahm und oft für sich selbst behielt". Aber dieser „tripotage d'états et de territoires" hat, wie Girardin bemerkt haben will, einen glücklichen Einfluß auf die geistige Einheit von Deutschland geübt. „Was sollten die Völkerschaften denken", fragt er, „wenn sie sich ohne Unterlaß von einem Scepter zu dem andern übergehen sahen? Sollten sie sich, nach dem stets wechselnden Buchstaben der Tractate, heute als Badener betrachten, während sie gestern Baiern gewesen waren, morgen als Würtemberger und übermorgen als Preußen oder Hessen? Nein, sie blieben dabei stehen, daß sie alle Deutsche wären, und statt jener veränderlichen Vaterländer, die nach jedem Winde der Diplomatie bald hierhin, bald dorthin schwankten, schufen sie sich durch den Gedanken ein Vaterland, welches ihnen wenigstens nicht mehr unter den Füßen wich: Deutschland. Kein Hessen, Preußen, Braunschweig, Baiern: das Allen gemeinsame Deutschland, das alte heilige deutsche Reich". Das Lied, auf welches Girardin sich hier bezieht, und welches er in seiner Vorlesung, wie auch in andern deutschen Zeitschriften bereits erwähnt wurde, recitirte, ist leider seit so manchem Jahre verschollen und wird nur höchstens bei den Gelagen unserer studirenden Jugend zuweilen einmal gehört; die Folgerungen, welche aus demselben und aus den darin niedergelegten Grundsätzen und Gesinnungen gezogen werden, möchten daher neuerer Zeit gar sehr zu beschränken sein; und mit Recht wendet ein französisches Journal wider die geistige Einheit Girardin's ein, daß man nicht begreife, wie bei derselben das alte heilige deutsche Reich noch immer das Land der innern Zwietracht und Uneinigkeit sein könne. Uebrigens darf uns die Vorliebe für das Mittelalter, die Girardin hier und da zu äußern scheint, nicht irremachen; die historische Schule, zu der er sich bekennt, gehört in Frankreich ganz der neuesten Zeit an; die Ansichten, die Wünsche und Hoffnungen dieser Zeit sind es, die wir auf dem Katheder der Sorbonne ebenso frei und offen verkündet hören, als von der Tribune der Deputirtenkammer. „Als die Revolution des Jahres 1830 in Europa wiederhallte, verbreitete sich alsbald überall die Vorahnung, daß diese Katastrophe ihre Nachwirkungen haben müsse. Jedermann schwebte in gespannter Erwartung, unruhig da und dorthin die Augen wendend, um zu sehen, wo zuerst der Vulkan sich Luft machen werde. — — Der wiener Congreß hatte für Nichts Sorge getragen, als für das absolute Königthum, für Nichts sich thätig erwiesen, als zum Vortheile des ancien régime. Gegen Frankreich war seine Thätigkeit hauptsächlich gerichtet, von Frankreich mußte auch sein Sturz kommen. Funfzehn Jahre lang untergrub dieses das Gebäude der Politik, welches der Congreß aufgeführt hatte, am 30. Juli stürzte es dasselbe. Jetzt hat Frankreich sein altes Uebergewicht und seinen alten Einfluß wiedergewonnen. Die Völker haben ihre Blicke auf Frankreich gerichtet als auf das Vaterland der modernen Freiheit. Sie haben es gefühlt, daß von hier ihr Heil kommen müsse". Den Krieg scheint Hr. Girardin, wie man nach den angeführten Stellen freilich sehr begreiflich finden wird, weniger zu fürchten, als man einigen Gliedern des französischen Ministeriums vorgeworfen hat. „Der Krieg", sagt er beredt, wenn auch nicht unbedingt wahr, „hat keine andere Wirkung, als die, daß er die Geschicke der Völker beschleunigt und die Nationen heftiger, schneller dem Ziele zudrängt, dem der Friede sie entgegenführt".

Sobald der erste Band der „Histoire politique et littéraire de l'Allemagne" erschienen sein wird — der Titel, unter dem Girardin seine Vorlesungen herausgibt —, werden wir noch einmal auf den interessanten Gegenstand zurückkommen, den wir hier nur flüchtig berühren konnten. 178.

Bemerkung.

Consequenz kritisch-literarischer Blätter.

Obwol es bei kritischen Zeitschriften nicht leicht denkbar, auch nicht allemal wünschenswerth sein möchte, völlige Einheit der Ansicht und des wissenschaftlichen Strebens, etwa wie bei den politischen Zeitschriften Englands und Frankreichs, festzuhalten, da fast alle kritischen Blätter von mehren, oft von sehr vielen Mitarbeitern besorgt werden: so sollte doch wenigstens eine so hervorstechende Inconsequenz vermieden werden, daß auf einer und derselben Seite das Gegentheil von dem kurz vorher Behaupteten gesagt wird. Denn hierdurch wird offenbar jeder Leser an der Competenz des kritischen Urtheils der Zeitschrift überhaupt irre. Daß aber Solches in der That häufig bei uns geschieht, dafür könnten viele Beweise geliefert werden. Erst neulich fiel uns ein eclatantes Beispiel der Art in die Augen. Die „Jenaische Lit.-Zeitung" beurtheilt in Nr. 8 (Januar 1831) die rechtsgeschichtlichen Tafeln von Stöckhardt und die römischgeschichtlichen Zeittafeln von Zander unmittelbar nach einander. Die erste Recension sagt am Schlusse: „Die fünfte Abtheilung, mit der Bezeichnung: „Literatur", enthält die Angabe der benutzten Hülfsmittel und Quellen. So nothwendig auch sonst bei andern zusammenhängenden Darstellungen eine solche Angabe ist, so kann sie doch hier gewiß entbehrt werden." Die zweite Recension aber beginnt sogleich darauf folgendermaßen: „Nicht leicht ist dem Rec. ein Werk vorgekommen, das den Bedürfnissen des Lehrers wie des Schülers gleich angemessen wäre, als diese Zeittafeln. Sie haben nämlich vor vielen Büchern der Art den Vorzug, daß bei jeder aufgeführten Begebenheit unten vollständig die Stellen angegeben sind, in welchen man sich hinsichtlich der historischen Angaben Raths erholen, die Bestätigungen finden, mehr darüber nachlesen kann. Welche Hülfe! welche Erleichterung! welche Aufmunterung zum tiefern Forschen! welche treffliche Anleitung zur sichern und vollständigen Erkenntniß der einzelnen Facten! Diesem Umstande, dieser Brauchbarkeit verdankt denn auch das Buch, daß es schon nach 4 Jahren die zweite Auflage erlebt hat". Welches von diesen beiden Urtheilen hat nun wol Recht? Denn offenbar betreffen sie einen und denselben Gegenstand. Wird nicht das erste seichte Urtheil von dem zweiten völlig annullirt? Und, wenn man einen Schluß a minori ad majus macht, muß man nicht zu den täglichen sieben Bitten noch die hinzufügen: Gott, gib mir einen vernünftigen Recensenten! oder etwa: Gott, bewahre mich vor solchen Recensirmühlen! oder soll man lieber mit Horaz sagen: Risum teneatis amici! 176.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1831.

Ueber Italien.

Polemische Bemerkungen zu dem Aufsatz: „Erinnerungen an Italien, in kirchlicher, geistiger und politischer Beziehung", in Nr. 1 u. 2 d. Bl.

Ueber das Nützliche ist man einig, über das Schöne waltet der Streit. Alle Reisende, welche die Industrie Englands, den Handel Hollands, die Cultur Frankreichs schildern, sprechen aus Einem Tone; über Italien trifft man nicht auf zwei gleichlautende Stimmen. Der Verf. des oben angegebenen Aufsatzes hat entweder Italien gar nicht oder er hat es durch das falschgeschliffene Glas versessener Vorurtheile gesehen; Beides ist, im Grunde genommen, Eins: er hat es in seiner wahren Gestalt nicht gesehen. Ein Urtheil über Italien ist nothwendig mehr oder weniger subjectiv, und die subjectiven Urtheile des Verfs. scheinen uns in ihrer Sonderbarkeit einen protestantischen Geistlichen zu verrathen. *) Das ist gut für sein Urtheil über die kirchlichen Zustände Italiens; wir geben ihm diese preis, wie leicht übrigens auch hierin eine entgegengesetzte Ansicht durchzuführen wäre. Aber er urtheilt auch über die politischen und die statistischen, ja, über die geistigen Zustände Italiens, und hierin spricht er wie ein Blinder von der Farbe, oder wie etwa ein chinesischer Bonze von den politischen Regungen in Europa sprechen würde. Wir lassen ohne Anfechtung hingehen, was er von der Erziehung sagt, wiewol sein Gemälde an einer Uebertreibung ohne Gleichen leidet. Allein, wenn es richtig ist, daß die Erziehung in Italien so über alle Vorstellung verworfen und elend ist, so beweist sich hier nur wieder der alte Satz, daß der Mensch besser als seine Erziehung ihn zu machen strebt. Der Verf. nennt Italien das Land der Kirchen; wir nennen es das der „natürlichen Gefühle". Der Italiener lebt für diese und in ihnen. Die Gesellschaft hat keine Gewalt über ihn, er ist Mensch. „Italien", sagt der Verf., „steht in industrieller und moralischer Beziehung niedriger als jedes andere civilisirte Land. Der priesterliche Sirocco entnervt dort alle geistigen und körperlichen Kräfte und ruft alle Laster hervor. Mit innigem Mitleid für diese von der Natur so reich und üppig ausgestattete, aber von den Menschen so schrecklich geschändete Nation sieht man sie durch Unwissenheit, Irrthum und schwere Verschuldungen zum tiefsten Abscheu für andere Völker befleckt u. s. w." Welche ungeheure, welche empörende, welche widerwärtige Beschuldigung! Hat der Verf. Italien wirklich gesehen? Hat er die in Industrie hochblühende Lombardei mit ihren hundert großen, vom Gewerbsfleiß regen Städten, wie sie auf einem so engen Raume kein anderes Land zeigt; hat er Toscana, den Sitz der vollendetsten Agricultur; Lucca, das 14,000 Menschen auf der Quadratmeile ernährt, die Blüte des Arnothals, die Chiana, die blühenden Städte, welche die Kunst auf Morästen gegründet hat, Livorno und Venedig; hat er die Campagna felice, die Terra di Lavoro; hat er Genua und den Küstenzug der Corona, die Riviera di Ponente und di Levante; hat er die Mark Ancona, die mit großen und blühenden Städten überfüllte Romagna, wo jedes Dorf einer nordischen Kreishauptstadt gleicht, wo der Acker, mit dem Spaten bearbeitet, als Garten blüht — hat er dies Alles gesehen? Hat er den Handel von Genua, Ancona und Livorno, die üppige Regung von Neapel, die Kunstwerkstätten von Florenz, Mailand und Rom, die Fabriken von Livorno und Venedig, Reggio und Brescia besucht, oder die Messe von Sinigaglia und Bergamo, und die wissenschaftlichen Anstalten von Pavia und Bologna? Unmöglich, drei Mal unmöglich! Sein schwarzes Nachtgemälde von dem Verfall Italiens würde sich hier zu einem blühenden Landschaftsbilde verwandelt haben, das unsern Neid erregte. Was in aller Welt hat der Verf. darunter, ein unzeitiges Mitleid, einen nutzlosen Schrecken zu verbreiten? Weiß er eine Provinz in Deutschland, die wie das Arnothal blüht? oder wie die Riviera? oder wie Lucca, wie die Lombardei, wie Ancona? Wir wissen sie nicht! Wo ist es in Deutschland dahingekommen, daß die Familie eines Landmanns von einem Garten, 12 Ruthen im Quadrat, gemächlich leben kann wie in Chiana? Ist dies ein Beweis der Entnervung und schlummernder Industrie? Wo ist die Ackercultur als praktische Wissenschaft höher ausgebildet als im Arnothal? Selbst England hat noch lange Zeit zu streben, ehe es Provinzen aufzuweisen hat, die wie Ancona oder Genua blühen. Oder kennt der Verf. den Norden seines eignen Vaterlandes gar nicht? Er sollte eine Reise dahin thun; er

*) Die Vermuthung des Verfs. ist falsch. D. Red.

sollte die Steppen der Mark, die lüneburger Wildniß, die rohe und in den ersten Grundsätzen noch unerfahrne Cultur in ganz Norddeutschland, die unermeßlichen wüsten Güter Preußens und Pommerns, die Schläfrigkeit, das Elend des Landmanns in diesen Gegenden sehen und dann hingehen und behaupten, Italien liege im Verfall. Oder hat er die berufene römische Wildniß im Sinn? Wir verzeihen ihm dies. Er weiß vielleicht so wenig wie hundert andere Reisende, daß eben diese berufene Wüste die schönsten Ernten trägt. Er weiß nicht, daß im Frühjahr (denn Rom sieht man gewöhnlich im Herbste) 20,000 Ackerbauer aus den Abruzzen auf diese Gegend herabstürzen, den Boden durchwühlen, in 2 Monaten eine Ernte davon erheben und dann wieder verschwinden. Er weiß vielleicht nicht, daß diese berufene Wüste nicht größer ist als ein einziger Kreis in der Mark Brandenburg und doppelt so viel Einwohner ernährt als der dramburgische Kreis, als die lüneburger Heide, oder die Landes; ja, daß ohne den Contrast der üppigen Blüte und der strotzenden Bevölkerung in Ober- und Mittelitalien uns die Campagna di Roma vielleicht gar nicht so verödet erscheinen würde. Oder soll der Verfall Venedigs und 2 oder 3 anderer Städte entscheiden? Wo verfallen nicht Städte, wenn andere emporblühen? Wo ist der alte Glanz Augsburgs, Nürnbergs, die Macht Wismars und der Hanse? Und gibt nicht Triest Ersatz für Venedig, Livorno reichlichen für Pisa? Man wird es kaum glauben, daß Italien, das Land der Alterthümer, der Künste, der erhabenen Erinnerungen, das Land der Dante, Colombo, Galilei, das Land der Alfieri und Canova, Beccaria und Filangieri das Land, das von Prachtbauten, Kunstsammlungen, Kirchen, von einer strotzenden und lebensfrohen Bevölkerung erfüllt ist, wo Lied und Gesang selbst durch die Nacht wiedertönt, wo der Geschmack und die Kunst ihren Thronsitz haben, von dem Verf. jener Rhapsodie ein fast durchgängig verödetes Land genannt wird, wo man sich im Lande der Todten glaubt!! Dem hypochondrischen Reisenden scheint in diesem schönen Lande Alles, selbst die Berge anstößig, blos weil die Form des Lebens dort nicht dieselbe ist wie in Schwaben oder in der Mark. Er ereifert sich wie weiland Smelfungus gegen das Dolce far niente der Italiener, ohne zu ahnen, daß dies immer noch um einige Grade geistvoller und edler ist als das Bierschenken- und Weinhausleben, als Billard und Kegelbahn in Schwaben. Diese schwäbische Magistergesinnung, welche Waiblinger so energisch gegeißelt hat und worin der Verf. völlig verloren ist, läßt ihn alle „geistigen und körperlichen" Vorzüge der Italiener, als ebenso viele lasterhafte Neigungen erscheinen. Er schiebt es der Kirche zu, daß das geistige Leben in Italien erloschen sei. Schade nur, daß er nie einen Blick in die „Biblioteca italiana" geworfen, der ihn hätte überzeugen können, wie wach und rege der Sinn für Wissenschaft, für Kritik, für Kunst, ja, für Philosophie in Italien heute ist — die letzte freilich in einem andern Verstande genommen als die auf Worte erpichte dialektische Manie gewisser großen Philosophen sie versteht. Ja, in seiner verworrenen Art zu schließen, geht er so weit, sogar den völligen Verfall der Körperkräfte in Italien zu erblicken, und auch dies Elend der — Kirche zuzuschreiben. Als wenn irgend ein Land ein schöneres Männergeschlecht oder vollendetere Frauengestalten aufzuweisen hätte als Italien; als wenn ein durchgesessener deutscher Magister sich mit einem Fischer vom Strande der heil. Lucia an Muskelkraft und Körperschönheit messen könnte! In solchen Behauptungen ist der Rhapsodist nur lächerlich; aber wahrhaft schmähsüchtig und strafbar erscheint es, wenn er (S. 3) von einem ganzen Volke sagt: „sein Leben gleiche einem Hin- und Herwurf von sündigem Genuß zu büßender Entbehrung"; wenn er ein ganzes edles Volk nicht anders als einen Haufen für die Galeere gereifter Nichtswürdiger und Betrüger anredet, blos weil dies Volk nicht denselben Sonntagsschritt in seine Kirche geht wie des Verfs. Landsmannschaft. Es ist darüber nichts zu sagen als: der Verf. ist blind und taub gewesen, er hat die bessern Stände in Italien gar nicht gesehen, *oder er besitzt* Das nicht, was zu einem Urtheil *irgend einer Art unentbehrlich* ist. Weiter heißt es: „*Es schlafen die Italiener ihr* Leben hin, daher sind sie verweichlicht und kraftlos. Selbst das Sprechen scheint ihnen lästig zu fallen u. s. w." Wir halten uns nur an die handgreiflichsten unter den lächerlichen Behauptungen des Verfs. Hat er denn den Toledo und die Riva de' Schiavoni nie besucht? Weil der Römer es zuweilen vorzieht, mit Geberden zu sprechen, darum soll die ganze Nation zu faul und zu träge sein, um den Mund zu öffnen! Sinnlose Behauptung! *Aber aus* welchem Lande stammt nur der Verf., daß *er in den* Prachtstraßen der italienischen Städte überall nur Lumpen, in dem lebensfrohesten aller Völker ein Elend ohne Gleichen, in den heitersten und gemüthlichsten Gesellschaftssälen nichts wie Dummheit, Bigoterie und Unwissenheit, in den blühenden Landschaften Ober- und Mittelitaliens, in den üppigen Gärten längs dem Arno, dem Po und der Riviera nichts als Wüsten erblickt? Wir wollen das Räthsel mit Einem Worte lösen. Italien ist ein katholisches Land, und dem Princip des Verfs. gemäß, muß ein solches Land elend, in Dummheit, Aberglauben und Trägheit versunken, verödet, geistig todt, kurzum, eine Schmach unserer Zeit sein. Sein Nachtgemälde von Italien ist ein völlig willkürlich erschaffenes und nur vorhanden, um ein aus der Abstraction gebildetes Phantasiegemälde leichtgläubigen Lesern als wirklich vorhanden darzustellen. Vergeblich mag Italien blühen und das Volk Beweis auf Beweis thürmen, daß es nichts weniger als geistig todt, daß es das geschmackvollste, heiterste, kunstsinnigste und durch seine kindliche Natur eines der liebenswürdigsten Völker der Erde sei; es fällt vor dem Bilde der Madonna nieder, und sofort bestehen seine Männer aus Banditen und Dummköpfen, seine Frauen aus verworfenen, nur im Sinnengenuß und in Sünde lebenden Geschöpfen. Weil seine Kirchen beständig offen stehen, fehlt es ihm an Religion; weil seine hellblickenden Geister, seine liebenswürdigen Gelehrten dem philosophischen Geschwätz gewisser Schulen wenig Ohr

leihen, ist jede Unabhängigkeit des Gedankens in Italien verschwunden und alles geistige Leben in Todesschlaf versunken. Weil der Italiener mehr fühlt als denkt, so kennt er nicht einmal das Bedürfniß zu denken, und weil das Volk den frommen Priester ehrt, so hat die Armuth und die Verzweiflung ihr Panier über Italien ausgestreckt. Alles dies paßt nun durchaus nicht zusammen; aber der Verf. hat sich in einen solchen Zorneseifer hineingeredet, daß er das Diametralwidersprechende seiner Behauptungen gar nicht mehr bemerkt. Einmal behauptet er, Italien habe sonst geblüht, jetzt sei es verödet, und an dieser Verödung sei der Verlust seiner Freiheit Schuld. Wann war Italien frei? Die Antwort auf diese Frage möchte dem Verf. wol ebenso schwer werden als es uns wird, den Anfang seiner Diatribe mit ihrem Ende zu reimen. Einmal war gesagt: „alles Denken, ja, die Vaterlandsliebe, oder das Verlangen nach einem bessern Zustande der Dinge sei in Italien untergegangen", und plötzlich heißt es wieder, „daß die Erinnerung an die alte Herrschaft, die innere Freiheit nicht erloschen sei", ja, ganz zum Schluß hat sogar eine heilige Glut die beste Mehrheit (dieser apathischen Nichtsdenker) ergriffen und sie flammen begeistert auf für Recht, Vaterland und Freiheit. Der Verfasser möge uns doch lehren, wie ein Volk nichts denken, nichts fühlen und doch begeistert sein kann! Unauflösliche Widersprüche wie diese zeigt jede Seite dieses sonderbaren Berichts. Ein Mal soll die päpstliche Weltherrschaft den Reichthum Italiens gegründet, das andere Mal seine Verarmung verschuldet haben; ein Mal besteht das Volk Italiens aus Verworfenen, ein anderes Mal ist es ein edles, hochbegabtes Volk. Wir wissen nicht, was der Verf. will. Bald ist der Keim zum Großen in ihm verloren, bald sind alle alten und begeisternden Erinnerungen ihm erhalten u. s. w.

Auf diese unerklärliche Art spricht der Verf. von einem Volke, das — wir sind fest davon überzeugt — in den nächsten Decennien Europa in Erstaunen setzen wird; von einem Volke, das wol namenlos betrogen, unterdrückt, zum Schweigen gebracht, aber weder erniedrigt noch politisch vernichtet werden konnte. Wir hoffen, er werde als Antwort hierauf bekennen, daß er Italien gar nicht kenne, daß sein Bericht auf einer Kette von Irrthümern beruhe, und daß er damit nur den lauten Widerspruch der Besserunterrichteten habe hervorrufen wollen. Wie dem auch sei, wir können versichern, daß uns nie ein falscheres und unwahreres Bild eines Landes und eines Volks geliefert worden ist als das des Verfs. von Italien, und daß uns sein Nacht- und Schaudergemälde von der Verödung und Entvölkerung des Landes kaum auf einige Theile des freilich ganz entarteten Spaniens*), aber auch nicht auf einen Fuß breit des schönen Erdstrichs „che il Mar' circonda e l'Alpe" zu passen scheint.

25.

*) Gegen diesen Ausspruch des Verf. dürfte denn doch auch Manches zu bemerken sein. D. Red.

Correspondenznachrichten.

Bremen, Mai 1831.

Am 21. April fand in Bremen die Hinrichtung der Giftmischerin Gottfried *) statt. Besonders Auffallendes und Bemerkenswerthes fiel übrigens dabei nicht vor, man müßte denn die wirklich sehr geziemende und passende Haltung des Publicums auch aus den untersten Ständen dahin rechnen. Die Verbrecherin, obgleich seit einigen Wochen sehr kränklich, behielt doch bis zum letzten Augenblick sowol ihre körperliche als geistige Fassung, und bis zum letzten Augenblick deutete ihre Haltung auf eine gewisse Eitelkeit und Gefallsucht. Bemerkenswerthe Aeußerungen von ihr sind mir nicht zu Ohren gekommen; sie scheint vielmehr seit dem Austritt aus dem Gefängniß Wenig oder Nichts gesprochen zu haben. Während der Dauer ihrer Haft, besonders aber in der letzten Zeit, ist ein hiesiger geachteter Geistlicher um das Seelenheil der Verbrecherin bemüht gewesen. Ob dabei der rechte Weg und Ton gewählt, mag ich nicht entscheiden, jedenfalls scheinen die Resultate sehr unbefriedigend. Nähere Nachrichten über diese, sowie manche andere Seiten dieser furchtbaren Erscheinung verspricht der Verf. einer gleich nach Publication des Urtheils erschienenen Biographie der Gottfried, ihr Defensor Dr. Voget. Interessant sind die Resultate, welche die Anwendung der Grundsätze der Phrenologie auf den Schädel der Gottfried geben, und ich theile Ihnen über diesen Punkt die Beobachtungen eines hiesigen Arztes mit, der sich mit jenem Zweige der Physiologie und Psychologie in Edinburg, wo sie ihre größte Ausbildung und ihren Hauptsitz erhalten, vertrautgemacht hat. Man braucht eben nicht an die phrenologische Schädellehre zu glauben — wie es gewöhnlich und absurd genug heißt —, um diese Uebereinstimmung der Erscheinungen und Thatsachen mit den Grundsätzen dieser Lehre sehr merkwürdig zu finden und als eine gewichtige Presumtion für ihre allgemeine Richtigkeit anzunehmen. Das phrenologische Gutachten über den Schädel der Giftmischerin ist nun in aller Kürze folgendes. Gleich der erste Anblick desselben muß auf Jeden, der nur einigen osteologischen Sinn hat, einen widrigen Eindruck machen, indem der ganze vordere Theil des Schädels fast ohne Stirne in einer schiefen Fläche nach hinten aufsteigt, wodurch die Organe des Wohlwollens und der Ehrfurcht ganz wegfallen, während dagegen um die Mitte des Schädels über den Ohren die Organe des Zerstörungstriebes, und des Verheimlichungs- oder Heimlichkeitstriebes einen Wulst bilden, wie er noch bei keinem andern Schädel bemerkt worden ist. Fast ebenso stark entwickelt ist das in derselben Gegend liegende Organ der Beifallssucht. Verhältnißmäßig unbedeutender die Organe der Liebe zum Wunderbaren, der Bekämpfungstrieb, der Anhänglichkeitstrieb und der Geschlechtstrieb, die Kinderliebe und die Vorsichtigkeit; jedoch sind alle diese an und für sich nicht unbedeutend entwickelt. Die Organe der eigentlichen Verstandeskräfte bieten nichts Auffallendes dar.

Ich bemerke nur noch, daß die hier angedeuteten Erscheinungen, besonders die Fläche des vordern und obern Theils des Schädels und das übermäßige Hervortreten in der Mitte und zu beiden Seiten auch Laien auf den ersten Blick auffällt und nicht etwa phrenologisch ex post. deducirt worden ist. Die Schädellehre hat dabei nichts zu thun als daß sie diese Erscheinungen nach ihren Grundsätzen gedeutet hat, und gewiß stimmt diese Deutung auf eine sehr auffallende Weise mit den bekannten Handlungen, dem Charakter der Verbrecherin überein. Einige scheinbare Widersprüche können nichts dagegen entscheiden, denn sie finden sich auch in dem Charakter der Gottfried — und in welchem Menschen fänden sich nicht die sonderbarsten Widersprüche? So z. B. scheint es auf den ersten Blick undenkbar, daß Kinderliebe bei der Mörderin ihrer Kinder, Anhänglichkeitstrieb bei Derjenigen vorhanden gewesen, die endlich ganz ohne Zweck aus Gewohnheit und

*) Vgl. Nr. 118—120 d. Bl. D. Red.

Liebhaberei ihre Bekannte und Freunde vergiftete; und dennoch finden sich in ihrer Lebensgeschichte, in ihrem ganzen Wesen und Betragen hinreichende Belege für die Richtigkeit dieses phrenologischen Resultats. Wir müssen nur in dieser Kinderliebe eine blos animalische Affenliebe suchen; und in dieser Anhänglichkeit nur das gewöhnliche Geselligkeitsbedürfniß, was so viele Menschen, ohne irgend eine tiefere ernstere Beziehung verbindet. In diesem Sinne aber schließt sich jener Widerspruch wiederum an so viele Erscheinungen des täglichen Lebens. Wie viele Aeltern, denen es uns nicht einfällt Kinderliebe abzusprechen, machen ihre Kinder durch schlechte Erziehung (in den verschiedensten Formen) elend? wie viele sogenannte Freunde und Freundinnen machen sich absichtlich oder aus allseitiger Eitelkeit, Egoismus und Weichlichkeit das Leben schwer — oder noch schlimmer? Ref. bemerkt nur noch, daß er keinesweges Phrenolog ist — daß er sogar von der Phrenologie sehr wenig hält; nicht in Hinsicht auf ihre theoretische und praktische Richtigkeit und Wahrheit, denn diese ließe sich am Ende wol darthun, sondern in Hinsicht auf die höhere Wichtigkeit ihrer Resultate. 183.

Notizen.

Das englische Ministerium.

Das gegenwärtige englische Ministerium ist von einem französischen Poeten in Verse gebracht worden, die wir pour la rareté du fait in d. Bl. mittheilen:

Président, Lord Lansdowne; Premier, Lord Comte Grey;
Sceau Privé, Lord Durham; Lord d'Irlande, Anglesey;
À l'Intérieur, Melbourne; au Controle, Sir Grant;
Chambellan, Devonshire; à la Monnaie, Auckland;
À l'Exchequier, Althorp; Lord Chancellier, Brougham,
Étranger, Palmerston; Lord Amiral, Graham.

„Diese Gedächtnißreime, bemerkt das „Quarterly review“ boshaft, erinnern uns an das bekannte:

Ut sunt divorum, Mars, Bacchus, Apollo, virorum
Ut Cato, Virgilius;

obwol wir nicht wüßten, wo wir die Götter oder die Catonen in der Liste suchen sollten. Die Rollen scheinen in der That seltsam ausgetheilt. Wir haben die Bemerkung machen gehört, daß jede Person in diesem Arrangement mit vielem Glück gerade für die Stelle bestimmt worden sei, wofür sie sich am wenigsten geeignet habe. Sir James Graham wurde, weil er die Finanzwissenschaft zu seinem besondern Studium gemacht hatte, zum ersten Lord der Admiralität ernannt; und Lord Althorp, der um seines Vaters willen in der Admiralität gern gesehen worden wäre, wurde Kanzler der Schatzkammer, und ministerieller Wortführer in dem Hause der Gemeinen, weil er nicht das geringste Rednertalent hat; Lord Palmerston, weil er in den portugiesischen Angelegenheiten mehr als irgend ein Anderer compromitirt war, mußte an die Spitze des Departements des Auswärtigen kommen; Mr. Wynn erhielt das Kriegsministerium, weil er an die Geschäfte des Rechnungshofes (board of control) gewöhnt war. Zwei Lambs (Lämmer) werden für das Departement des Innern ausgewählt, weil hier vor allem 2 Wachthunde nöthig gewesen wären; und weil das sanftmüthigste Temperament und die freundlichste Stimmung erfoderlich ist, um ein Cabinet zu leiden, in welchem nicht 3 Personen gefunden werden, die über irgend eine der großen ihrem Urtheil unterliegenden Fragen derselben Meinung wären, deshalb wurde Earl Grey der Premier, der sie alle bei guter Laune erhalten soll. (Earl Grey wird von dem Verf. von „Babylon the Great“ und anderen gerade nicht parteiischen Publicisten, als ein unverträglicher und mürrischer Mann geschildert.) Eine andere Wahl, die wir nicht vergessen dürfen, ist die des Lord Brougham und Vaux zu dem Sitz auf dem Wollsack. Und dennoch, so durchaus unpassend diese Wahl auf den ersten Blick erscheinen muß, mag sie sich leicht durch den Erfolg unter den getroffenen noch als die beste bewähren. Die Talente dieses außerordentlichen Mannes können ebenso wirksam für das Gute sein, als sie bisher für das Böse waren:

He has a stirring soul;
Whatever it attempts or labours at,
Would wear out twenty bodies in another.

Er ist jetzt auf der erhaltenden Seite und in einer Stellung, die ihn über die Nebel der Factionen erheben muß. Und möge man es immer sich in das Gedächtniß rufen, daß eine veränderte Stellung, bis zu einem gewissen Grade, immer auch eine veränderte Ansicht mit sich bringt“. Wir haben es wol kaum nöthig, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß das „Quarterly review“ eines der entschiedensten Toryjournale ist, und daß seine Beurtheilung des gegenwärtigen britischen Ministeriums ungefähr mit demselben Maßstabe zu messen ist, als die Kritik, welcher die „Gazette de France“ oder die „Quotidienne“ das Ministerium Casimir Périer's oder jedes ander in dem jetzigen Frankreich unterwirft.

Der große Bär.

Ein sonderbarer Titel, der durch den Beisatz: *„oder finnischer Zeitvertreib“* zwar erklärt, aber schwerlich *populairer gemacht* wird. Auf Finnisch heißt das Buch, das *sehr verschiedenartige* prosaische und poetische Aufsätze, in finnischer Sprache theils Uebersetzungen, theils Originale, und unter den letztern eine Sammlung von 1141 finnischen Sprichwörtern enthält und im vor. Jahre zu Stockholm herausgekommen ist: „Otava, eli suomalaisa huvituskia“. Der Herausgeber und Verf. ist Karl Gottlund, den Freunden dieser Literatur bereits durch seine Beiträge zu Schröter's „Finnischen Runen“ und durch seine eignen „Pienia Runoja“ bekannt. Er hat im Verlauf eines Jahres alle Behausungen der Finnen sowol in Norwegen als in Schweden bereist und Alles gesammelt, was in Bezug auf die Oertlichkeiten, sowie auf das gesellige Leben und die *historischen* Ueberlieferungen dieses Volkes irgend von Interesse *sein kann*. Der Zweck seines Werkes ist, durch die That zu beweisen, daß es möglich sei in finnischer Sprache über dieselben Gegenstände zu schreiben, wie in jeder andern; und bei der bereitwilligen Unterstützung, die der Verf. von seinen Landsleuten gefunden hat, steht zu hoffen, daß dieser Versuch nicht der letzte sein wird. Von 580 Subscribenten, welche die „Otava“ zählt, sind nicht weniger als 134 Bauern: bei einem Preise von 8 Thlr. Banco ein Beweis großer und lebendiger Theilnahme. Vielleicht erhält daher, gleich so manchen andern bis auf die neueste Zeit ungerecht vernachlässigten Mundarten, auch diese jetzt noch arme und ungebildete, aber wohlklingende und an Beugungen reiche Sprache bald ihre eigenthümliche Literatur.

Chinesische Grammatik.

Zu Macao ist, in portugiesischer Sprache, eine chinesische Grammatik von Pater Gonçalves erschienen, die in dem „Canton Register“, dem bekannten englisch-chinesischen Journale, welches seit einiger Zeit in Canton herauskommt, sehr gelobt wird.

Yermak.

In Tobolsk soll Yermak, dem kühnen Eroberer Sibiriens, ein Monument errichtet werden. Auf einem Ufervorsprunge des Flusses Tschukman wird ein von einem eisernen Gitter umgebener Garten angelegt, der zugleich zum öffentlichen Spaziergange dienen soll; und in der Mitte desselben errichtet man auf einem Piedestal von Granit eine Marmorpyramide, die 14 Metres hoch sein und an ihrer Basis 4¼ Metres haben soll. Die Kosten deckt theils das kaiserliche Cabinet, theils eine zu diesem Ende eröffnete Subscription. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1831.

Ueber das Princip der Bewegung in der Politik.

1. Der Vervollkommnungstrieb der Völker, für Gesetzgeber und Politiker aphoristisch geschildert von Joh. Christian Gottfr. Jörg. Leipzig, Barth. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

2. Ueber das Bedürfniß der Intelligenz unserer Zeit, und die Möglichkeit, mit einer liberalen Majorität einen Staat zu regieren. In Erwiderung auf des Herrn Friedrich Buchholz Aufsatz: „Ueber den fünften Akt der französischen Umwälzung", im diesjährigen Octoberheft seiner „Monatsschrift für Deutschland". Leipzig, Barth. 1830. Gr. 8. 4 Gr.

Schon lange herrscht in Deutschland die Gewohnheit, in Schriften durchaus freisinnige Saiten aufzuziehen. Männer, die Jedermann in ihrem Leben von einer ganz andern Seite kannte, waren in ihren Büchern für Brutus und die Freiheit; und wenn ja die entgegengesetzte Fahne sich hervorwagte, so folgte ihr meistens ein so allgemeines Gelächter wie etwa dem Hrn. von Haller und seiner Restauration. Niemals dürfte jedoch unsere Literatur ein einstimmigeres Loblied auf die Freiheit gewesen sein als gerade in diesem Augenblick, wo es selbst in Berlin nicht möglich ist, Mitarbeiter für eine Zeitung von serviler Farbe zu finden; wo nur sehr einzeln einmal ein Scholiast des Despotismus auftritt und uns von der Freiheit die Interpretation gibt, sie sei die Erlaubniß, unter dem Allerhöchsten Schutze in aller Ruhe geistig und körperlich in Fäulniß überzugehen; wo endlich die öffentliche Meinung, als vollkommen ehrenwerthe, uneigennützige und freie Gesinnung, eine solche Gewalt erlangt hat, daß selbst notorisch feige Ueberläufer nun schon wieder der liberale Hafer sticht, und manche verlassene aristokratisch-bornirte Hofseelen mit den Wölfen heulen zu müssen glauben. Und so elend ist die entgegengesetzte Partei, daß selbst Feldmarschall Diebitsch mit seiner musterhaft gearbeiteten Unterretungsproclamation keine rechte Dialektik in sie hineinzubringen vermochte, wahrscheinlich weil es den russischen Philosophen bis jetzt noch an gelehrtem Ruf und daher ihren Argumenten an Ansehen fehlt: ein Mangel, den sie in diesem Augenblick durch den Donner ihrer Kanonen auszubessern bemüht sind. Aber auch ohne diese donnernden Argumente der russischen Philosophie ändert sich ein solcher Zustand, wie er gegenwärtig noch in der deutschen Literatur zu bestehen scheint, durch die Provocation des freisinnigen Philosophems selbst. Freilich, so lange sichs nur um Polignac und Lafayette handelt, ist Niemand zweifelhaft, wie er reden soll; die Ehre gebietet, und was hindert seine Kritik? Sobald es sich aber um die Verfassung unsers Staates oder gar unserer Stadt handelt, gleich wendet sich das Blatt, der Nutzen gebietet und, was ist die Ehre? sagt Fallstaff, kann man sie essen? nein u. s. w.; jetzt also muß man den öffentlichen Kampf gegen jene Foderungen annehmen oder Schaden leiden. So erzwingt sich die freisinnige Partei den Widerspruch auch in der Literatur, d. h. sie nöthigt die Leute, so zu reden wie sie denken. Und in der That, von diesem Kampfe haben wir schon interessante Vorpostengefechte selbst in diesen Blättern gesehen, und er wird sich ohne Zweifel noch immer mehr erhitzen, der Sieg aber dadurch nicht zweifelhaft, sondern nur glänzender für die provocirenden Principien werden. Wenn nun aber auch bis jetzt der Muth und die Lust, freie Reden zu führen, immer mehr umsichgreifen, und wenn wir auch zugeben, daß selbst die Erweckung des Widerspruchs nur zum Siege führt, so muß man doch auch auf der andern Seite bekennen, daß Theorie und Praxis bei uns himmelweit auseinanderliegende Dinge sind, und daß wir mit großem Wohlgefallen nach Systemen jagen, ohne ihnen eben sonderlich zu vertrauen, wenn wir sie haben. Die Deutschen sind Theoretiker, und ihre politischen Raisonnements ebenso langweilig als ihre politische Geschichte. Diesen Charakter verleugnen auch die vorstehenden Schriftchen nicht, wiewol sie nicht ganz ohne Bedeutung geblieben sind. Die erste hat ihre Gönner unter den Philistern, die zweite viel Leser in Preußen. Vielleicht liegt dies in dem Gegenstande, denn sie beziehen sich Beide in gewisser Weise auf die wichtigste Frage unserer Zeit, nämlich auf das Princip der Bewegung in der Politik. Zu dieser Frage gibt die erste Schrift den allgemeinen Theil, nämlich die Idee des Menschenlebens aus der Natur des Menschen entwickelt, wobei der Hr. Verf. freilich den Knoten zerhaut durch die bequeme Hypothese des Vervollkommnungstriebes, der ebenso in dem Menschen liegen soll wie Geschlechtstrieb, Nahrungstrieb u. s. w.; die zweite der vorstehenden Schriften bemüht sich um die bestimmte Gestal-

tung jener Idee in der gegenwärtigen Zeit, hat also die Absicht, zu zeigen, welchem gesellschaftlichen Ideale unsere Zeit nachstrebe.

Beide Schriften haben eine ehrenwerthe Richtung und verrathen auf jeder Seite die wohlwollende, Aufklärung suchende Gesinnung der Herren Verfasser; dennoch scheinen sie etwas voreilig an den Gegenstand gegangen zu sein.

Nr. 1. „Ueber den Vervollkommnungstrieb der Völker" ist von einem Arzte geschrieben und ganz aus dem Gesichtspunkt des Physikers ausgeführt. Zuerst erfahren wir, daß jeder Mensch bis zu gewissen Jahren körperlich größer und vollkommener wird, dann aber nur geistig wächst, darauf wird auch für ganze Völker ein gleicher Trieb in Anspruch genommen, und über das ganze liberale Wesen und seine verschiedenen Foderungen eine recht gemeinfaßliche, aber auch ziemlich Nichts sagende Predigt gehalten, welche sehr häufig Dinge, die Jedermann weiß, weitläufig zu beweisen sucht, sehr häufig aber auch die schwierigsten Probleme mit unsäglicher Bonhommie ohne Weiteres annimmt. Das Büchelchen aber muß seine Verehrer finden, weil es jedenfalls sehr schmeichelhaft für den Leser ist, daß der Hr. Verf. sich nicht herausnimmt, Dinge vorzubringen, die der Leser nicht auch schon wüßte. Interessant ist uns die Erklärung der Staatsentstehung, von der bekanntlich Aristoteles und Mehre nach ihm so auffallende Ideen gehabt haben, daß wir noch heute darüber im Streit liegen. So z. B. kennt Jeder den berühmten Satz, das Ganze müsse eher gewesen sein als der Theil, also der Staat, die Gemeinschaft Aller, eher als der Einzelne. Freilich klingt das paradox; aber wie soll der Einzelne außer dem Staate entstehen und bestehen? Unser Verf. findet darin keine Schwierigkeit, und der Staat scheint ihm mehr ein Ding des Beliebens, als ein Werk der Nothwendigkeit zu sein. Er sagt im §. 12: „Der Mensch lebt, gezogen von dem ihm inwohnenden Gesellschaftstriebe und bestimmt von andern Beweggründen, lieber in Vereinigung mit Mehren seines Gleichen als einsam".

Ebenso gutmüthig ledern ist die Beschreibung des heutigen Gesellschaftsideals mit den Worten:

Nach unsern jetzigen Begriffen von der Vollkommenheit einer Staatsverfassung wird diese darin bestehen, daß wenigstens die größere Zahl der Mitglieder eines Staates die in demselben geltenden Gesetze, welche aber ebenso wol Wiederholungen der Moralgesetze (?), als auch von der Vernunft eingegeben sein müssen (das wird freilich nothwendig sein), und welche die Freiheit der Bürger nur insofern beschränken dürfen, inwiefern es das Zusammenleben gleich freier Menschen nöthig macht, aus eignem Willen, aber nicht aus Zwang achtet und befolgt.

Wir müssen es aufrichtig gestehen, daß wir der Meinung sind, dies Büchelchen compromittire die freisinnige Partei ein wenig, wünschen daher nicht, daß dem würdigen Hrn. Verf. irgend ein bösartiger Mensch von der Gegenpartei über den Hals komme und sein Müthchen an ihm kühle. Dem Verf. ist die Vervollkommnung der Menschen offenbar Herzenssache, und er dehnt sie nach allen 3 Richtungen auf das Wahre, das Gute und das Schöne aus; er ist bereits 25 Jahr praktischer Arzt, und dennoch muß man von ihm gestehen: „er bildet sich noch ein, er könne was lehren, den Menschen zu bessern und zu bekehren". Das ist brav. Es hat aber seine eigne Bewandniß damit, und je mehr wir in gewissen Perioden auf diesem Gebiete schwärmen, desto heiliger wird die Pflicht, später, wenn das Feuer verfliegt, die Idee des Menschenlebens scharf ins Auge zu fassen, um nicht zur profanen Verrätherei hinüberzuspringen. Ebenso interessant als gemeingültig ist in dieser Beziehung die Geschichte eines jungen Mannes, welcher folgendermaßen in ganz eigenthümlicher Weise jene Idee aufzufassen suchte. Er sagt: Ich habe mich mit ihr beschäftigt wie mit einer lieben Braut, und ich liebte sie mehr als mein eignes Leben. Als ich sie am feurigsten liebte, da gab es keinen Zweifel; mit rastloser Verfolgung stürzte ich ihr nach. Aber wie ein Irrwisch sprang sie fort, und ich saß im tiefsten Sumpfe. Meine Freunde gingen vorüber und kannten mich nicht, meine Feinde aber standen still und wollten mich grinsend versinken sehen. Nun kam ich zur Besinnung und faßte vor allen Dingen den Beschluß, Rettung zu versuchen, den Tod aber zu verachten. Mit großer Anstrengung arbeitete ich mich durch bis zu einem trockenen Rasenplätzchen und sank erschöpft unter den blühenden Holunder, der es überschattete und bald meine Träume zu ungewohnter Lebendigkeit anregte. Ich war bemüht, die flüchtige Idee wieder einzuholen, aber, freilich prosaisch genug, mit Extrapost. Der Wagen flog durch die Ebene von Troja, Hektor stürmte das Lager der Achäer, und ich hörte seine unsterbliche Stimme, wie er rief:

Sucht kein besseres Zeichen, als Kampf für die heilige Troja.

Bei diesen Worten erblickte ich die Idee in weiter Ferne. So dunkel sie auch war, ich folgte mit erneutem Eifer. Da trat uns ein Mann entgegen in einem griechischen Mantel, gebot dem Postillon, zu halten, und redete mich also an: Mein Guter, Deine Pferde sind wol keine Kinder des Pegasus, und vertraust Du ihnen da nicht vielleicht zu viel? Doch, Du scheinst mir ein löbliches Ziel zu verfolgen, denn, wenn ich nicht irre, so liebst Du jenes schöne Weib. Du bist Sokrates von Athen, rief ich aus, steh mir bei, denn Du kannst es, o Sokrates, wenn irgend ein Sterblicher; sage mir, wie soll ich sie erreichen? Du treibst Deinen Spott mit mir, Jüngling; wenn ich Das wüßte, stände es wahrlich sehr gut um mich und Dich: nun aber komme ich selbst als ein Nichtwissender und möchte Dich nach allen den Reden fragen, die in den vielen Jahrhunderten, seit jenem Tage, wo ich das Gift trank, über dies flüchtige Weib geredet worden sind. O Sokrates, hub ich begeistert an, wir sind weit, weit in der Cultur fortgeschritten! Ist das eine Tugend oder ein Wissen, was Ihr mit solchem Lobe Cultur nennt? Es ist das Nichtbarbarische, sagte ich. Wie also? rief er aus, und in dem Nichtbarbarischen seid Ihr fortgeschritten? Ja, Sokrates. So z. B. haben wir längst den Beschluß gefaßt, unsere Weiber sollten auch Menschen sein und nicht blos Weiber, deswegen gibt es bei

uns ein großes ungeschriebenes Gesetz, welches sie zu ehren befiehlt, auch wenn sie es nicht verdienen sollten, einzig aus dem Grunde, weil sie Weiber sind, und dieses Gesetz nennen wir Convenienz. Ja, wir sind sogar so milde geworden, daß wir selbst die Männer, welche wie Weiber oder noch schlechter sind, in Ehren halten aus Achtung vor diesem Gesetze. O Du Guter, wenn dies nur nicht mehr medisch und barbarisch genannt werden muß als hellenisch, daß Ihr die Aufrichtigkeit verbietet, die doch löblich ist, dagegen Leute zu ehren befehlt, die keine Ehre verdienen, und ein solches Verfahren ein nichtbarbarisches nennt. Das ist wol wahr, Sokrates, und dazu kommt noch, daß wir die Weiber und Männer, die unfeine Kleider tragen und nicht vornehm sind, keineswegs unter dies Gesetz stellen. Und gegen diese dürft Ihr aufrichtig sein, während Ihr jenen schmeicheln müßt?! Tugend also wäre Eure Cultur nicht; und da sie auch das Nichtbarbarische nicht zu sein scheint, was meinst Du wol, daß sie denn sei? Ein Wissen, o Sokrates. Und dieses Wissen, sagst Du, sei fortgeschritten? Freilich, und das Wachsen im Wissen nennen wir den Fortschritt der Cultur oder der Bildung. Wie aber schreitet man fort im Wissen, wenn man Etwas umlernt oder zulernt? Wenn man Etwas zulernt. Das müßte mir also etwas Neues sein, und ich möchte wol ein Beispiel hören. Weißt Du, was Kümmel ist? Eine Pflanze, denk' ich, was sollt' es auch Anderes sein? Und doch ist es nicht nur jene bekannte Pflanze, sondern auch eine Art Geist, welcher aus Korn oder Kartoffeln gebrannt und mit Kümmel veredelt wird. Für ein paar Obolen kannst Du eine ganze Flasche voll haben. Darum behaupten auch unsere berühmtesten Philosophen, Alles zu wissen, denn weil sie den Geist auf Flaschen ziehen können, so ist er ihnen nicht mehr unerforschlich. Ueberraschend wirst Du es vielleicht auch finden, daß man jetzt die Luft beschifft wie früher das Wasser und mit Dampf die Ruder der Schiffe bewegt, statt mit den Händen. In der That, Du erzählst mir wunderbare Sachen. Und das Zulernen solcher Taschenspielerstückchen, das ist die gepriesene Cultur oder Bildung? Freilich, Sokrates; aber diese Kunststückchen sind nur ein Theil davon, denn die Erkenntniß schreitet nicht nur in der Wissenschaft von der Natur fort, sondern auch in der Wissenschaft vom Geiste oder von sich selbst. Das wäre freilich das Größte, und was kannst Du mir darin für einen Zuwachs nennen? Du, z. B., o Sokrates, behauptetest zu Deiner Zeit nur das Eine zu wissen, daß Du Nichts wüßtest; unsere Philosophen dagegen behaupten, Alles und also auch die Geheimnisse des Geistes zu wissen, wie ich schon gesagt habe. O Du Guter, wenn sie Dich da nur nicht anführen, da sie Dir doch nicht gewißgemacht haben, was jenes flüchtige Wesen, die Idee des Menschenlebens sei, die Du schon so lange verfolgst und die wir Beide erkennen möchten. Freilich, wenn ich das bedenke, so weiß ich nicht, ob sie denn wirklich auch weiser sind als Ihr, denn diese Rede von der Allwissenheit klingt fast wie die Eurer Sophisten, und das Beste, was sie außerdem noch vorbringen, haben sie offenbar aus Euerm Brunnen gezogen, und so scheint es in der That fast, als wäre hier nur ein unbedeutender Zuwachs nachzuweisen, wenn jener allwissenden Philosophie nicht zu trauen ist. Doch besinne ich mich jetzt auf eine Rede, die vielleicht zu billigen ist. So laß hören. Einige nämlich sagen, in dem Menschen sei Zweierlei, ein Thierisches und ein Göttliches. Das Göttliche, welches man Geist nenne, sei das Belebende und Herrschende, seine Thätigkeit aber, welche wieder zweierlei sei, nämlich zu erkennen und nach dieser Erkenntniß zu schaffen, diese Thätigkeit mache das eigentliche menschliche Leben aus. Die Sicherung dieses Lebens, daß die Erkenntniß nachspüren könne, wem sie wolle, und die Liebe ihre Schöpfungen darnach einrichten, das sei die Aufgabe der Menschen. Weil man nun in jedem Menschen dieses Göttliche verehren müsse, so dürfe Niemand des Andern Sklave sein, sondern alle Menschen seien so gut wie die Athenäer. Die Rede ist gut, o Jüngling, und ich denke, wir nehmen sie an, bis ein Weiserer uns eine bessere aufweiset. Dort sehe ich auch Deine Geliebte nahen. Lebe wohl und freue Dich ihrer. Der Weise verschwand, und ich fühlte den Weihekuß der Unsterblichen auf meinen brennenden Lippen. So gibt Gott das Gute im Schlaf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historia de la revolucion hispano-americana por *D. Mariano Torrente.* Madrid, 1829—30.

Was man von einem Spanier kaum erwarten kann, der unter dem unmittelbarsten Einfluß der Regierung die Geschichte eines Abfalls von derselben beschreibt — Ruhe und unparteiisches Urtheil finden wir in diesem Werke. Es ist kein Wunder, wenn in der ältern Geschichte die spanischen Historiker eine Feder führten, die von der Hand des Monarchen gelenkt zu werden schien; wenn sie Thatsachen verdrehen und verdecken mußten, deren jetzige Gestalt es dem Forscher unmöglich macht, die Wahrheit aufzufinden, sodaß er bei dem Zweifel und Argwohn stehenbleiben muß. Dahin scheint uns immer noch die Geschichte des Don Carlos zu gehören, gegen den sich die neuere Kritik ebenso verschworen zu haben scheint, wie früher sein Vater und seine Feinde, um dies beiläufig zu bemerken. Fällt es uns nun da nicht auf, wo die Schriftsteller fern von der geschilderten Zeit standen und selten von den Leidenschaften der Parteien mehr berührt wurden, daß sie höchstens, nach Tacitus' Weise, durch ihre Darstellung ihre Ansicht, Schmerz oder Freude verstohlen durchblicken lassen, sonst nur Das sagen, was sie dürfen, so sollte dies bei einem jetzigen Schriftsteller in einer solchen Stellung der Dinge noch weniger auffallen. Doch Torrente widerlegt die Besorgniß, mit der man an das Werk geht. Man kann freilich bei ihm nicht die ewigen Freiheitstiraden, dies Renommiren mit revolutionnairen Gesinnungen erwarten, was man jetzt fast überall, oft bis zum Ekel, hören muß. Dies kleidet ihn als Historiker auch um so besser, da er sich aus dem leidenschaftlichen Treiben der Parteien heraus und über sie stellen muß, um einen freien Blick zu erhalten und die Menge von sich kreuzenden Interessen festzuhalten und zu verfolgen. Die bedeutendsten Mächte der Welt kämpften ja um diese Beute, und leider pflegt ja die Politik nur zu oft die Vorspiegelung von Freiheit zur Lockspeise zu benutzen, um die Getäuschten wie Fische an der Angel zu fesseln und zu gebrauchen, wo sie gut sind. Es ist ja nicht das erste Mal und das einzige Beispiel, daß Völker durch angepriesene Freiheit die Instrumente selbstsüchtiger Zwecke fremder Politik oder eigner Mitbürger wurden. Wie England in diesem Kriege verfuhr,

ist ja leider bekannt genug. Diese, wie die übrigen politischen Collisionen mußte er entwickeln und nachweisen, wo der Keim in den aufgestandenen Provinzen zur Revolution zu suchen, und wie er solche Früchte trieb, die für Spanien zu bitter waren, als daß nicht ein Spanier sich darüber beklagen sollte. Was spanischer Seits versehen, deckt er freimüthig auf, allerdings mit dem sichtbaren Streben, es zu entschuldigen. Ein Artikel in der „Gaceta de Madrid“ von 1829, hatte, obgleich er sehr auf die Spitze getrieben war, so viel Aehnlichkeit mit den Ansichten des Verfassers, daß wir ihn entweder aus seiner Feder geflossen halten, oder aus der Lecture seines Werkes entstanden. Sie klingen sonderbar — diese Ansichten, aber erhalten ihre Wahrheit, sobald man sich in die von den unserigen so verschiedenen Verhältnisse versetzt. Wenn er z. B. erzählt, man habe den Kaziken, welche bei dem Bilde des Königs kniend zu schwören gewohnt gewesen, bei der Entrichtung ihres üblichen Tributs zugerufen: „Y a sois ignales á los demas ciudadanos: y a se han proscrito esos actos de sumisa dependencia: y a se os ha elevado al noble range de hombres libres: y a se han abierto las puertas, paraque obtengais todas las qualificaciones civiles“, und sie hätten mit ihrer angeborenen Gutmüthigkeit geantwortet: „No, taita (Ausdruck der liebenden Verehrung, das Lallen der Kinder, Vater) eso no: haremos todo lo que quieras, — con tal que no nos prives de la gustosa costumbre de arrodillarnos i besar la imagen de nuestro Rey: el ciel nos lo ha dado, i lo lumos de respetar como obra de sus manos: los tributos son suyos, i no se los podemos negar“ — so klingt das sonderbar, wenn man einen Kaziken mit dem berühmten Reisebilderschreiber zusammenhält. Ein russischer Bauer aber würde ebensowie der Kazike sprechen, wenn ihm mit einem Male die glänzende Aussicht würde, über jenen halbasiatischen Koloß mitzuherrschen, die nützlichsten Einrichtungen für denselben zu treffen und seine eignen Rechte zu sichern. Völker, deren Bildung so weit hinter der europäischen zurücksteht wie die Bildung einer Bäuerin hinter der einer gnädigen Frau, müssen dasselbe Schauspiel geben, wenn ihnen von Außen eine ganz aus ihrem Bereich der geschichtlichen Entwickelung, ja ihr zuwiderlaufende Regierungsform aufgedrungen wird, wie eine plötzlich zur Gräfin erhobene Bäuerin! Allerdings mußten Schritte geschehen, den uns nur traurig erscheinenden Zustand der Eingeborenen Amerikas zu mildern; und es geschah auch. Von den Beamten in Mexico waren im Jahre 1811 in den höhern Aemtern 338 Eingeborene neben 76 Europäern. Langsam konnte das nur geschehen; eine Umbildung der Verhältnisse, wie sie jetzt steht, muß den innern Zwiespalt noch sichtbarer und gefährlicher machen, während die historische Entwickelung eine allmälige Ausgleichung nöthig gemacht hätte. Dies ungefähr sind die Grundzüge der Ansicht des Verfs. Als Motto hat er den Ausspruch des Bossuet gewählt: „Quand l'histoire serait inutile aux autres hommes, il faudrait la faire lire aux Princes. Il n'y a pas de meilleur moyen de leur découvrir ce que peuvent les passions et les intérêts, les tems et les conjunctures, les bons et les mauvais conseils“. O daß sie läsen und hörten! Er beginnt mit der wahren Behauptung seinen Prologo: „La historia de las revoluciones segun la opinion de algunos sabios, no debiera escribirse tan distante de ellas, que se haya perdido su memoria, ni tan cerca, que falte el escritor la necesaria libertad“. Und darnach scheint denn der vom Verf. gewählte Zeitpunkt der rechte zu sein. Doch verhehlt er sich die Schwierigkeiten seines Unternehmens nicht. Denn abgesehen von Geist und Darstellung, in Bezug auf welche er sich die große Reihe der classischen Historiker von Thucydides bis auf die neuesten Franzosen und Engländer (Deutsche nennt und kennt er, außer Humboldt, nicht) als Muster vorgestellt hat — muß aus dem Schreien der Parteien die Wahrheit herauszuhören nicht leicht sein. In Rücksicht auf die technische Structur eines Geschichtswerkes bemerkt er: „No basta, que sea esacta i verdadera la relacion de los sucesos, que estos se hallen bien enlazados, que haya uniformidad en el plan, i que la narracion este amenizada con la sana critica; sino que el raciocinio debe ver vigoroso, los pensamientos nobles, el lenguage puro i correcto, el estilo fluido, conciso, vivo i moderadamente elevado; i finalmente debe formar un cuerpo hermoso, cuyas partes esten en perfecta armonia con el todo“. Acht Jahre lang hat er sich mit diesem Werk beschäftigt, Alles gesammelt, was in klaren und trüben Quellen ihm zufloß, und sein Ziel darin gesetzt, eine Geschichte zu liefern, in der er neben der Darstellung auch entwickeln wolle „los defectos, para que al favor di esta escropulosa revista se aclare la verdad de los hechos, se aumente la provision, se fortalesca la virtud i la obediencia“. In dem aus 2 Theilen bestehenden „Discorso preliminar“ verbreitet er sich in einer sehr nothwendigen Einleitung über die geographischen und statistischen Verhältnisse der spanischen Provinzen, über die frühere Verfassung mit sehr speciellen Angaben des Einzelnen, geht die einzelnen Vireinatos, Intendencias, Corregimientos oder Subdelegaciones, Alcaldias und Encomiendas und Misiones durch, um ein klares Bild des Schauplatzes seiner Geschichte zu geben, was die Ausländer noch dankbarer anerkennen werden als die Spanier. Dann geht er zur Schilderung der Einwohner, d. h. der Indios, castas mezcladas, los Hispano-americanos, los Negros und los Europeos über, entwirft mit wenigen aber schlagenden Zügen die Charakterzeichnungen der Einzelnen und gibt nun ein Bild von dem innern Zustand der Regierungen mit Reflexionen über die suavidad de las leyes e del filantropico gobierno. In den uns vorliegenden 2 Theilen führt er die Geschichte der einzelnen Provinzen, nach Jahren getrennt, durch, was um so zweckmäßiger ist, da sie zu verschiedenen Zeiten mit sichtbarer Uneinigkeit losbrachen und oft ganz unabhängig von einander regierten, auch zu ganz verschiedenen Resultaten kamen. Bis zu den Begebenheiten in Mexico 1818 hat er die Darstellung hinuntergeführt, wobei er bemerkt: „Las obras de Ms. Humboldt, del abate de Pradt etc.“, vorzüglich aber Robamuel's „Acontecimientos de Buenos Aires, Perú, Chile e Quito desde el anno 1806—18“ und Martinez „Historia de Chile hasta 1820“ benutzt zu haben. Wir schließen mit seiner merkwürdigen Beurtheilung jener Kazikenanekdote: „Ojalà no hablera inventado la filosofia moderna especiosos argumentos, i habrian desconocidas las porfiadas guerras civiles, que han empapado el suelo de sangre durante el siglo prestante, i que hacen todavia gemir la humanidad“. 114.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 142. — 22. Mai 1831.

Ueber das Princip der Bewegung in der Politik.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Vielleicht ist diese ganze Erzählung allegorisch, und was in diesem Fall die Unterredung mit Sokrates bedeutete, läge auf flacher Hand. Ganz ernstlich scheint uns aber der Traum das Umhergreifen der Erkenntniß und die Schöpfungslust und Macht der Liebe zu dem einzig wahren Leben zu machen, darauf aber aus dem Antheil aller Menschen an diesem Leben einen gleichen Adel Aller und eine gleiche Achtung vor Jedem in Anspruch zu nehmen; die Heuchelei der Convenienz und die Charakterlosigkeit der Toleranz bekäme so einen gewissen Sinn, indem sie über alle Abstufung wegsehend immer das allgemeine Gesetz: jeder Mensch ist durch seinen Antheil an dem Göttlichen unser Standesgenoß und als solcher zu behandeln, befolgen; und die Idee des Menschenlebens wäre diese: daß Dasjenige zur Erscheinung komme, was am entferntesten von der Bestialität und am nächsten dem Göttlichen, also die unterscheidende Eigenthümlichkeit des Menschen sei; dieses Reinmenschliche aber bestehe zuvörderst in dem Bestreben der Erkenntniß, Geist und Natur zu umfassen und sich so zur Religion zu erheben, und dann in dem Bestreben der Liebe, Gebilde zu schaffen nach dem jedesmaligen Stande der Erkenntniß.

Wir können nicht umhin das Bekenntniß abzulegen, daß wir dieser Ansicht vom Menschenleben in der Hauptsache beistimmen, und bestünde nun Jemand darauf, das Fortschreiten der Wissenschaften (welches man hauptsächlich in den Naturwissenschaften recht augenfällig wahrnimmt) und die demgemäße Modificirung der Lebensformen und Weisen eine Vervollkommnung zu nennen, so könnten wir nicht füglich etwas dagegen haben, es müßte denn sein, daß eine solche Benennung dieser Thatsache leicht den falschen Verdacht einschwärzte, als gäbe es auch eine fortschreitende Versittlichung der Menschen. Auch ist noch ein anderes Bedenken dabei: Durch die verschiedenen Völker der Erde geht eine verschiedene Oscillation zwischen dem Göttlichen und Bestialischen, anders ist sie bei den Franzosen, anders bei den Russen, und einige Steppenbewohner und Polnachbarn sind leider nicht in dem Fall, in der Erkenntniß sonderlich fortzuschreiten und ein mehr menschliches als viehisches Leben zu führen. Man erschrickt vor der Stufenleiter, welche von den Menschen zu den Thieren hinabläuft, wenn man in den Naturaliencabineten von dem vollendetsten Griechenschädel bis zu dem eines Borokuden hinabsteigt, und endlich den letzten Menschen- und den ersten Affenschädel nicht mehr zu unterscheiden vermag. Dennoch geben wir die altaristokratische Idee, daß der Mensch besser sei, nicht auf, und verlangen auch für den Funken des Göttlichen die Ehre des Menschen; denn selbst dort, wo die Natur ihm fast kein anderes Leben gestattet, als den Kampf mit ihr um sein Dasein, selbst dort beweiset er sich als den Herrn der Erde. Hieraus ist nun freilich der Schluß zu ziehen, daß schon die Behauptung des Daseins gegen die ungünstige Natur durch den Gebrauch der Vernunft als menschliches Bestreben zu achten sei; immer aber wird das eigentlich Menschliche: Entwickelung von Geist und Gestaltung geistiger Formen oder, wie es oben hieß, die höhern Bestrebungen der Erkenntniß und der Liebe, was man mit einem Wort, freilich mit einer kleinen Neuerung, Bildung nennen könnte, nur wenigen, wieder aristokratisch ausgesonderten, von der Natur begünstigten Völkern gehören. Nur wenige Völker sind fähig, das Reinmenschliche des Lebens darzustellen und in dem Menschen den Gott, dessen Bild er ist, zu verherrlichen. Diese aber haben auch, eben weil sie es vermögen, die Verpflichtung zu diesem Gottesdienst und werden, je mehr sie dieser Verpflichtung nachkommen, desto eifriger auf die Ehre halten, welche ein solches Verfahren verdient.

So viel über die erste Schrift und ihren Gegenstand, welcher im Wesentlichen die Grundlage des Princips der Bewegung in der Politik ist, und bei unsern politisch ungleich gebildeten Brüdern in Altengland den lange festgestellten Namen the march of intellect führt, bei uns aber mit verschiedenen oft unpassenden Titeln beehrt wird. Jener englische Name ist ohne Zweifel der Vater des Titels der zweiten vorstehenden Schrift, welche zu zeigen verspricht, welche gesellschaftliche Form die gegenwärtige Stufe der Einsicht verlange und bedürfe, somit das Princip der Bewegung voraussetzt, und seine unmittelbar nothwendig gewordene Anwendung machen will. Also

Nr. 2. „Ueber das Bedürfniß der Intelligenz unserer Zeit und die Möglichkeit, mit einer liberalen Majorität den Staat zu regieren". Diese Schrift ist von

ungleich größerer Bedeutung als die vorige. Der Verf. zeigt sich überall als einen Mann, der in seinem Fache gedacht und die entschiedensten und wohlbegründetsten Ueberzeugungen gewonnen hat. Diese Ueberzeugungen sind fast durchgängig auch die unserigen, es sind diejenigen Lehren von Menschenwürde und Freiheit, vom Staate als einer organisirten *Nation* und von der gegenwärtig nothwendigen Art solcher Organisation, die sich im Wesentlichen schon als das Glaubensbekenntniß von England, Frankreich und Deutschland ansehen lassen, aber ebendeswegen einer immer allseitigern Feststellung nicht entbehren dürfen, sondern gerade um so sorgfältiger theilhaftig werden müssen. Auch ist es nicht zu verkennen, daß der Verf. aus einem sehr durchgebildeten System herausgeschrieben hat, und kundigen Lesern wird es leicht in die Augen springen, dennoch müssen wir bedauern, daß er entweder nicht deutlicher sein *wollte* oder es nicht *konnte*, deutlicher, um auch Denen zu genügen, die nicht von vornherein jenes System schon kennen, oder mit der sehr gewöhnlichen Voraussetzung an ein Buch gehen, es werde wol eben keins drin sein, und darum das Verborgene zu entdecken selten das Glück haben. Freilich delicat ist es immer in einem Staate oder mit Bezug auf einen Staat, welcher weder eine Reichsverfassung dermalen hat, noch auch ob er eine anzunehmen gewilligt sei, kundgibt, die freisinnigen Foderungen des Hrn. Verf. laut werden zu lassen. Daher mag denn wol ein Drehen und Wenden, ein Herumgehen um den heißen Brei und alle übrigen Untugenden der Undeutlichkeit dieser sonst unstreitig verdienstlichen Schrift ihre vollgültige Erklärung finden. Der Verf. hat besonders Preußen und Frankreich ins Auge gefaßt, und redet über Beide mit der offenbarsten Sachkenntniß. Diese Sachkenntniß macht ihn unparteilich, und namentlich sehr beherzigenswürdig wird dadurch seine Ansicht von der Entwickelung des preußischen Staates.

Seit Friedrich II. sei das eifrige Bestreben der Regierung auf Verbreitung der Intelligenz (der Wissenschaft) gerichtet gewesen. Er sagt:

Nichts ist unterblieben, um jene Bildung im Volke zu verbreiten, welche das Hauptaugenmerk des großen Friedrichs war, dem es deutlich einleuchtete, daß ein gesundgebildeter Menschenverstand sich weit leichter behandeln und zum Staatswohle verwenden lasse, als die Beschränktheit der Begriffe, mit welcher er zu kämpfen hatte. In Geduld aber harrte der aufgeklärtere Theil des Volkes dem Augenblick entgegen, wo sein weiser und gerechter Fürst den nöthigen Grad der Reife (zur Repräsentativverfassung) erkennen werde, und vielleicht hegte man den Glauben, daß dieser Augenblick gekommen sei.

Darauf erklärt der Verf. die Beschränktheit und politische Unmündigkeit der Provinziallandtage im Verhältniß zu der Regierung und zeigt, wie sich die Regierung durch ihre Solidität ein ganz unbedingtes Vertrauen erworben habe, und fährt endlich also fort:

Allein wenn die Regierung sich ein so großes Vertrauen durch ihre trefflichen Einrichtungen zu erwerben wußte, weshalb hat sie den Beifall, ja nur den Antheil der Bürger für jene ständischen Institute nicht zu erlangen gewußt? Sind diese Institute der Art, daß sie Antheil, daß sie Beifall erwecken können, oder entsprechen sie den Anfoderungen der Intelligenz nicht in dem Maße, daß diese ihre Rechnung dabei findet? Einen Grund muß die Thatsache haben, und schwerlich ist es der, daß die preußische Nation ganz gleichgültig gegen alle constitutionnellen Institutionen sei. Gewiß aber ist auch, daß man noch keine Veranlassung hatte, Das zu fodern, was man vielleicht wünscht; und dies ist eins der schönsten Zeugnisse, welche eine Regierung von ihrem Volke erhalten kann, darf aber auf keinen Fall zur Grundlage unrichtiger Folgerungen gemacht werden. Ein einziger unbedeutender Anstoß ist im Stande, den stillen Wunsch laut zu machen, und wir zweifeln nicht, daß dann dessen *vollständige* Erfüllung die Zeitigung und Reife der Intelligenz der preußischen Nation zur allerhöchsten Zufriedenheit beurkunden werde.

Diese Rede ist unter den gegenwärtigen Umständen von der höchsten Bedeutung, und wenn es noch so freundschaftlich gesagt ist, so ist es doch eben gesagt, daß *der gegenwärtige Stand der Bildung auch in Preußen eine constitutionnelle Verfassung erheische*. Und das wäre nach der Ansicht des Verf. das Bedürfniß der Intelligenz unserer Zeit. Anstatt aber diesen sehr wichtigen Satz zum eigentlichen und *einzigen* Augenmerk zu machen, schlägt die *Abhandlung sich*, wie recht ex officio, mit den albernen Sätzen des Hrn. Buchholz herum, die nur ganz beiläufig und als Einleitung etwa zu einer Berücksichtigung hätten gelangen sollen, und während so viele verschiedene Wendungen und Ausfälle gemacht werden, weiß man zuletzt nicht zu sagen, was denn nun eigentlich erfochten sei. Der Hr. Verf. hat sich zwar nicht genannt, wir können also nicht wissen, ob ihm *diese Zeilen* zu Gesicht kommen werden, für den möglichen *Fall* aber fodern wir ihn dringend auf, bei einer etwa *folgenden* Gelegenheit, wenn seine Verhältnisse es *irgend zulassen*, alle Mittel der Darstellung und Anordnung deutlicher auf seinen wissenschaftlich und politisch bedeutenden Gegenstand zu richten, statt wie hier, nur so von fern und von hinten ihm zu nahen.

In der Sache selbst haben wir uns schon beifällig über die Hauptsätze erklärt, und namentlich wird die von dem Princip der Bewegung gemachte Anwendung durch die constitutionnelle Verfassung, sofern ihr Wesen darin besteht, daß die Regierung jedesmal im Sinne der Mehrzahl der Volksvertreter regiert, nicht zu tadeln sein. Die ganze Sache aber, was die Bewegung sei, wovon und wie sie vorsichgehe, und daß ihr demnach Folge geleistet werden müsse, wird freilich mehr vorausgesetzt als begründet. Dagegen ist auch in einem so speciellen Fall, wie dem einer polemischen Flugschrift, nichts zu sagen. Unser Ort hätte vielleicht eine noch gültigere Verzeihung. Dennoch aber wollen wir diese Frage, wegen ihrer unendlichen Wichtigkeit und vielfachen Verdunkelung durch Unkundige und Uebelwoller, zwar nicht erschöpfen, aber doch in Betracht ziehen. Wir werden dabei in dem Punkte von dem gewöhnlichen Systeme abweichen müssen, daß uns keineswegs die sogenannten Garantien für eine gute Regierung, und noch viel weniger die materiellen Interessen des Volkes die einzigen, ja nicht einmal die wesentlichen Gründe für die Foderung der constitutionnellen Staatsverfassung scheinen, die Sache vielmehr, aus dem richtigen höhern Gesichtspunkt aufgefaßt, ihre Nothwendigkeit in

sich selber trägt, ohne Rücksicht auf dergleichen Nützlichkeit und Vortheil, der weder geleugnet noch behauptet werden soll.

Wir haben uns bei Gelegenheit der Berichtigungen zu Nr. 1 über die Art und Weise, in welcher ein Fortschreiten des Menschengeschlechtes stattfindet, hinlänglich herausgelassen, und glauben nun daraus ohne Weiteres folgern zu dürfen, daß auch in der bestimmten Form des Lebens, welche wir den Staat nennen, nur von einem solchen Fortschreiten die Rede sein könne. Wenn wir nun aber weiter finden, daß dieser Organismus der Gesellschaft oder, um es genauer zu sagen, die gesellschaftlichen Formen eines Volkes ein Menschenwerk, ein Gebilde des Geistes, ein Kunstwerk sind, so wird der Begriff der Bewegung in der Politik nur darauf gehen können, inwiefern, in Folge der fortschreitenden Wissenschaften, dieses Kunstwerk anders gemacht wird. Daran freilich, daß Entdeckungen in der Wissenschaft die Form des Staates verändern, ist nicht zu zweifeln, seitdem wir wissen, was die einzige Erfindung des Schießpulvers für bürgerliche Verhältnisse ausgetragen, welche neue Gestaltung des Gedankenverkehrs, welche erhöhte Macht der Idee, und folglich welche neue Mittel der Regierung die Buchdruckerkunst bewirkt, und welchen Einfluß in unsern Tagen die Benutzung der Kräfte des Dampfes auf viele Formen und ganze Classen der Gesellschaft gewonnen hat und noch ferner zu gewinnen verspricht. Man wird aber gestehen müssen, daß der Augenblick solcher Umgestaltungen und die Art und Weise, wie sie vorsichgehen, keineswegs so leicht zu ergreifen sind, und auf alle Fälle nicht unmittelbar durch das Entstehen einer neuen Erkenntniß sich ergeben, sondern erst dann, wenn eine so ausgedehnte Anwendung davon gemacht ist, daß man keine Mittel mehr hat, ihre Folgen abzuweisen, wo man dann in der Regel hinterher findet, daß etwas Wichtiges vorgegangen sei, und nun die Betrachtung darüber und die Folgerungen eintreten läßt; z. B. bei der Veränderung des Kriegswesens durch das Schießpulver. Lange Zeit hielt sich neben diesem mehr geistigen Wesen noch die rohe Tapferkeit und körperliche Kunstfertigkeit der alten Kriegerkaste, welche mit eiserner Faust das Leben belastete, bis endlich der Sieg der neuen Waffe sich zugleich mit dem Sturz des Ritterthumes als bestehend vorfand, und nun eine Menge Folgerungen veranlaßte, die zum Theil noch heute nicht erfüllt sind, es aber ohne Zweifel werden, wenn sie sich als folgerecht ausweisen. Die Folgerungen aus solchen eingetretenen, mehr erlebten als gemachten Veränderungen scheinen indessen fast lästiger als die Veränderungen selbst, und man hat vielfältig wirklich behauptet, sie hätten nicht die unmittelbare Realität wie jene factischen Umwälzungen, und wären häufig mehr unverschämt als mächtig, besonders finden dies leicht Diejenigen, welche den bisherigen Organismus der Nation als ihr Werk, wenn auch nur zum Theil betrachten, oder darin ihre Bedeutung verlieren, wenn jenen Folgerungen Genüge geschieht.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Das Jahr 1830, oder vollständige Geschichte sämmtlicher Staatsumwälzungen, sowie der übrigen wichtigen Ereignisse dieses Zeitabschnitts; nebst einer gedrängten Darstellung, wie solche in den letzten 15 Jahren herbeigeführt worden sind. Von L. Strahlheim. Erster Band. Stuttgart, Hoffmann. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Der Schweizerspiegel; ein Angebinde für Schweizer und Nicht-Schweizer, für Regenten und Völker, für geistliche Pfaffen und Laien. Von Hartwig Hundt-Radowsky. Stuttgart, Schweizerbart. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
3. Ueber die Wiedergeburt des Königreichs Sachsen. Vom Professor Krug in Leipzig. Zweite und dritte Gabe. Leipzig, Kollmann. 1831. 12. 8 Gr.
4. Neue merkwürdige Erscheinungen in Sachen des Lichts und der Finsterniß, belegt durch Actenstücke aus dem Jahre 1830, oder Beiträge zur Kenntniß Roms und seiner Kampfgenossen in Sachsen und Baiern, von einem antijesuitischen Rechtsfreunde aus Weimar, jetzt in Leipzig. Leipzig, Gleditsch. 1831. 8. 8 Gr.
5. Preußen 1807 und jetzt, oder „Was ist in Preußen seit dem Jahre 1807 ausgeführt, um den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern und zu erheben“. Von Th. Janke. Berlin, Rauck. 1831. 8. 10 Gr.
6. Preußen in seiner gegenwärtigen Stellung im Innern und nach Außen. Dresden, Arnold. 1831. 8. 4 Gr.
7. Ueber den Handel mit Staatspapieren und das Börsenspiel, zwei Sendschreiben von Dr. *....... in *......., beantwortet und herausgegeben von G. A. Scherpf. Augsburg, Rieger. 1831. 8. 16 Gr.

Wenn wir, bei einer früheren Gelegenheit, einmal die Bemerkung machten, daß wir nicht einsähen, woher die literarischen Eintagsfliegen, die man in Deutschland gewöhnlich Flugschriften nennt, einen so wenig bezeichnenden Namen hätten, so finden wir uns jetzt, nach ernsterm Studium dieser Species, zu einem feierlichen Widerrufe veranlaßt. Wie eine Maschine, die in der Absicht erfunden worden ist, mittelst derselben zu fliegen, eine Flugmaschine genannt wird, wenn man auch durch ihre Vermittelung statt in den Himmel unter die Erde befördert wird, so nennt man eine Schrift, die in der Absicht geschrieben wurde, sie gleich einem fliegenden Drachen über Stadtmauern und Kirchthürmen aufsteigen zu lassen, mit Recht eine Flugschrift. Darauf, ob sie wirklich fliegt, kommt es dabei nicht an; so wenig als es darauf ankommt, ob das Küchlein flügge ist, sobald es sich um die Classification des Federviehs handelt. Da sich indessen in der Literatur, wie vor Gericht, die Absicht des Comparenten nicht immer mit Sicherheit ermitteln läßt, so hat man wohlgethan, dem innern Grunde ein äußeres Indicium zu substituiren, und dieses ist, da Flüchtigkeit Leichtigkeit voraussetzt, ein möglichst geringes Volumen. Wie aber nun, wenn zufällige Umstände, vielleicht wider den Willen des Verfs., das Volumen vermehren? Wie wenn z. B. ein hoher Bundestag in Frankfurt allen Schriftstellern deutscher Nation verböte, Schriften zu schreiben, die nicht wenigstens 20 Druckbogen hielten? oder wenn die Gedankenfülle eines Schriftstellers so groß wäre, daß er bei dem besten Willen zu fliegen, sich unmöglich in einem geringern Volumen als dem eines stattlichen Octavbandes in Bewegung setzen könnte? Ist der amerikanische Condor kein Vogel, der mit seinen Riesenfittigen sich auf die höchsten Gipfel der Anden schwingt? oder der Strauß, weil er kurze Flügel und einen etwas unbehülflichen Leib hat?

Ehrlich gestanden, dem Deutschen fällt es, wie wir selbst eben erst gezeigt haben, etwas schwer sich kurz zu fassen; er ist ein gesetzter Mann, der, wenn er vor seinem Schreibtische, oder an jedem beliebigen andern Orte, einmal sitzt, gern möglichst lange sitzen bleibt; selbst in Bewegung, in Gefahr und nach Abetung sogar auf flüchtigen Fuß setzt er sich, was doch, unter solchen Umständen, den phlegmatischesten Franzosen oder Engländern nicht einfallen würde. Wir dürfen uns daher, ohne ungerecht zu sein, durch die Dicke einer Schrift nicht gerade abhalten lassen, sie den Flugschriften beizuzählen, wenn sie sonst alle

Kennzeichen derselben ansichträgt; wenn man es z. B. dem Verf. auf den ersten Blick ansieht, daß er sie im Fluge geschrieben hat. Wie kann man einer Schrift den Namen einer Flugschrift streitig machen, die sogar im Fluge geschrieben ist? In diesem Sinne gehören manche Folianten und Quartanten unter die Flugschriften; und wenn eine wohlgeborene Redaction d. Bl. sich begnügt, unter der Rubrik „Flugschriften" uns Werke in Octav zu übermachen, so können wir eine so lobenswerthe Mäßigung nicht anders als anerkennen.

Einen Condor haben unsere verehrlichen Leser unter den in dieser Anzeige begriffenen Flugschriften nicht zu fürchten, höchstens einen oder den andern Vogel Strauß.

1. Den Verf. des „Jahres 1830" möchten wir in der That dem Strauß vergleichen, nicht blos wegen des Umfanges seines Buchs, von dem zwar noch ein 2. Band zu erwarten steht, sondern weil der arme Mann die Zeitungsnachrichten, die er im vor. J. in der „Allgemeinen Zeitung", der „Neckarzeitung" und etwa ein Paar französischen Blättern gelesen hat, so unverdaut wieder vonsichgibt, wie dies dem gravitätischen Vogel der Wüste mit manchen seiner Nahrungsmittel gehen soll. Zum Troste des ehrenwerthen Herrn sei es gesagt, daß er sich hierin mit manchem berühmteren Manne in gleichem Falle befindet. Wolfgang Menzel, dem man doch sonst dergleichen nicht zutraut, hat in seinem „Taschenbuch der neuesten Geschichte" wenig mehr gethan, als die „Allgemeine Zeitung" in einen Styl übersetzt, der nicht immer besser ist. Vor Wolfgang Menzel hat der Verf. des „Jahres 1830" noch voraus, daß er sich einer populairern, um nicht zu sagen pöbelhaften Sprache bedient. Kräftiger ist z. B. die Julirevolution doch wahrlich noch nirgend beurtheilt worden, als in folgenden Zeilen des Redacteurs „Unserer Zeit." „Ja", sagten die hochadeligen, hochtrabenden Herren, „nur mit Stockschlägen und Peitschenhieben muß man diese Canaillen züchtigen, unsere Degen wären zu gut für sie". Waren das nicht ganz wieder dieselben Ritter und Maulhelden von 1789, löblichen Andenkens? Wie gewaltig wendete sich das Blatt in 24 Stunden! die auf ihre wurmstichigen, gegerbten Eselsfelle so stolzen Herren, welche die Stockhiebe austheilen wollten, erhielten nicht nur dieselben, sondern wurden sogar mit Besenstielen (?) unter dem Hohngelächter aller wahrhaften Ehrenmänner davongejagt" (S. 232). Einige uns nicht bekannt gewordene Quellen müssen dem Verf. doch zugänglich gewesen sein; denn wie er in der angeführten Stelle die Vereitelung der aristokratischen Umtriebe einer Waffe zuschreibt, von deren Anwendung in den Julitagen wir bisher noch keine Kenntniß hatten, so zeigt er uns an einer andern Stelle Polignac in einem Keller seines Hotels, von einer Batterie Weinfässer umstellt, und wiederholt sogar die Reden, welche die in Todesangst sich befindende Excellenz in dieser seltsamen Festung gehalten hat: „Ah, die Canaille, die Schlingel, einen Polignac so zu behandeln!! Das soll Euch theuer zu stehen kommen; Kanonen und Ragusa sollen mir Rechenschaft fodern" (S. 186).

2. „Der Schweizerspiegel" steht an Beleibtheit wenig und an Gemeinheit gleichfalls nicht allzu weit dem „Jahre 1830" nach. Die Facta, die nicht längst allgemein bekannt sind, und die Ideen, die der Verf. als Eigenthum ansprechen kann, ließen sich leicht auf wenige Seiten zusammendrängen. Hr. Hundt-Radowsky hat den Schweizern ihre Gastfreundschaft, die sie ihm so lange erwiesen, übel vergolten; der Spiegel, den er ihnen vorhält, zeigt wahrlich nichts Liebliches. Aber das vermag doch auch Hundt-Radowsky, nachdem er alle schlechten Seiten des Schweizercharakters herausgekehrt hat, nicht abzuleugnen, daß wahrer Geist der Freiheit auch jetzt noch die Alpenthäler durchweht. „Besonders schön und edel", heißt es im 10. Abschnitt des „Schweizerspiegels", „zeigte sich der Freiheitssinn und die Menschenfreundlichkeit der Schweizer in ihrer allgemeinen, lebhaften und begeisterten Theilnahme an den Schicksalen der Griechen. Mit der größten Begierde wurden nicht blos alle Zeitungen gelesen, die über den Freiheitskampf dieses heldenmüthigen Volkes Nachrichten ertheilten, sondern Alle, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, ja selbst die ärmsten Dienstboten brachten nach Verhältniß ihres Vermögens ihre große oder kleine Gabe dar, um den Unglücklichen, denen sie mit ihren Armen und Waffen nicht beistehen konnten, die Befreiung von dem fürchterlichen Sklavenjoch ihrer Bedrücker zu erleichtern. Viele Pfarrer beider Confessionen, sowol in den Städten als auf dem Lande, ermunterten nicht blos ihre Gemeinden, dem hartbedrängten Volke durch Geldbeiträge zu helfen, sondern sie wagten sogar, auf ihren Kanzeln für ihre griechischen Mitchristen zu beten, die, zur ewigen Schande der Menschheit, von christlichen Monarchen und Ministern für Empörer und Majestätsverbrecher erklärt und dem Schwerte ihrer Henker preisgegeben wurden" (S. 259). Wie stimmt mit diesen schönen Zügen furchtloser Freiheitsliebe und Aufopferung das abschreckende Bild zusammen, das Hundt-Radowsky an andern Stellen seines Buches — in ebenso allgemeinen Ausdrücken im bösen, wie hier im guten Sinne — von der Schweiz entwirft? Manche Einzelne mag der gerecht und ungerecht Gemißhandelte, Gekränkte und Verfolgte wol richtig gesehen, beobachtet, geschildert haben, aber, einzelne schwarze Faden machen ein grünes oder rothes Gewand noch nicht schwarz, und einzelne räudige Schafe machen noch nicht die ganze Heerde, so lange diese unangesteckt bleibt, räudig. Am wichtigsten oder vielmehr das einzige Bedeutende war uns, was Hundt-Radowsky in seinem 7. Abschnitt: „Was sollen die Schweizer jetzt thun?" zur Beantwortung dieser Frage sagt:

„Baiern, Würtemberg und Baden sind die natürlichen Bundesgenossen der Schweiz; Getreide, Salz, Vieh, Leder und manche andere wichtige und unentbehrliche Gegenstände müssen die Schweizer aus diesen Ländern beziehen und brauchen von ihren eignen Kunst- und Naturerzeugnissen, die sie dahin absetzen wollen, nur verhältnißmäßig niedrige Abgaben zu zahlen. In Hinsicht seines Handels und seiner Producte ist Frankreich zwar für die Schweiz oder wenigstens doch für den nordwestlichen und westlichen Theil derselben von ebenso großer Wichtigkeit, als Baiern, Würtemberg und Baden; allein ein Bündniß mit Frankreich würde für die Eidgenossen höchst gefährlich und nachtheilig sein, denn im Fall eines Bruches zwischen Oestreich und Frankreich würde ihr Vaterland ganz unvermeidlich die Schaubühne des Krieges werden. Ist die Schweiz hingegen mit jenen 4 constitutionnellen süddeutschen Staaten verbunden, dann kann sie, von ihnen unterstützt, sowol gegen Frankreich, als gegen Oestreich ihre Neutralität behaupten und keine dieser beiden Mächte wird sodann durch erzwungene Durchmärsche oder auf andere Weise ihr Gebiet verletzen. Nur mit Wohlgefallen könnten Oestreich und Frankreich einen süddeutschen Bund dieser Art, dem die Schweiz sich anschlösse, betrachten, indem hierdurch zwischen beiden eine sichere Scheidewand aufgeführt würde. Ein solcher süddeutscher Bund aber würde durch den Beitritt der Schweiz auch stark genug werden, diese und alle seine Angehörigen gegen die Anmaßungen kriegerischer Eroberungssucht und unbeschränkter monarchischer Willkür schützen zu können; und kein einziges seiner Mitglieder würde ein so großes Uebergewicht an Macht besitzen, daß die Andern Ursache hätten, wegen ihrer Freiheit und Selbständigkeit das Mindeste zu fürchten" (S. 168—172).

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Niccolini.

Niccolini, nach Alfieri der erste Tragiker Italiens, ist in Deutschland noch beinahe völlig unbekannt, während die matten Versuche Manzoni's durch Göthe's Protection sich der günstigsten Aufnahme erfreuen. Freilich ist Manzoni ein frommer und servíler und Niccolini ein liberaler Dichter. Als einen Beweis der Furchtlosigkeit, mit welcher auch in Italien die öffentliche Meinung sich auszusprechen anfängt, dürfen wir es daher ansehen, daß eine Subscription, die in Florenz eröffnet wurde, um zu Ehren Niccolini's eine Medaille schlagen zu lassen, in kurzer Frist nahe an 4000 Unterschriften fand. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 143. — 23. Mai 1831.

Ueber das Princip der Bewegung in der Politik.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Dabei ist zu bedenken, daß diese Folgerungen ebenso gut Erkenntnisse sind, und zwar neue Erkenntnisse, ebenso gut als jene oft freilich viel eclatantern Erfindungen, und ebenso gut wie jene den Drang, ja die Nothwendigkeit, ihnen gemäß zu schaffen und zu bilden, mitsichbringen, also ebenso unabweisbar sind, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß die Feinde dieses Fortschrittes gegen sie viel leichter auf ihrer Huth sein und illudirende Maßregeln, wenn auch nur für den Augenblick, ergreifen können. Außer den großen revolutionnairen Erfindungen und ihren Consequenzen, gibt es noch ein drittes umgestaltendes Element der Wissenschaft, nämlich die verschiedenen Erkenntnisse, welche als Philosopheme unmittelbar eine Menge Menschen für sich gewinnen, freilich nach ihren Bedürfnissen und auf Veranlassung ihrer Schicksale. Diese Philosopheme oder Dogmen haben zwar ebenfalls ihre stetige Geschichte, wir unterscheiden sie aber wegen ihrer mehr apriorischen Entstehung, und weil sie keine andern Mittel sich geltendzumachen haben als geistige. Häufig, und namentlich in den Staaten, die das Princip stationnairer Bornirtheit adoptiren, schiebt man diesen Philosophemen Alles in die Schuhe, auch die Wirkungen jener Erfindungen und ihrer Consequenzen, und ist deswegen eifrig bemüht, sie nicht über die Grenze zu lassen, während man Dampfwagen, Dampfmaschinen, Congreve'sche Raketen u. dergl., für den status quo ungleich gefährlichere Dinge, mit dem größten Eifer ergreift, anstatt wie jener russische Zar die geschenkte Wanduhr als ein Zauberwerk lieber des Landes zu verweisen. Es ist aber den Wirkungen der Erfindungen und Philosopheme auf keine Weise weder nachzukommen noch zu wehren, wie denn gegenwärtig in Rußland ohne Zweifel die Wanduhren ganz legitim sein werden. Wir reden indessen nur von den Völkern, welche sichs zur Ehre rechnen, mehr dem Göttlichen als dem Entgegengesetzten zu folgen und weder den Bestrebungen der Erkenntniß noch denen des schöpferischen Triebes wehren zu wollen sich angelegen sein lassen. Bei ihnen ist ihr Organismus oder ihr Staat das jedesmalige Ergebniß der beweglichen Erkenntniß, dessen Kraft und Bestand auf der Anerkennung und Billigung der Mitglieder beruht, und bei eintretender Misbilligung vom Standpunkt der veränderten Erkenntniß sich zu modificiren bereit ist. Dies ließe sich vielleicht deutlicher so sagen: Die Anerkennung und Billigung des Staats und der Art, wie von seinem Gesichtspunkte das Ideal des Staats aufgefaßt, und wie es von ihm zur Herrschaft gebracht wird, ist die *öffentliche Meinung*, und lediglich durch sie besteht *jeder* Staat. Z. B. das Ideal eines despotischen Staats ist ruhiger Gehorsam gegen den Herrscher und allenfalls Wohlstand der Unterworfenen. Sind diese Unterworfenen nun mit dieser Staatsform und diesem seinen Ideale zufrieden, so hat der Despotismus hier die öffentliche Meinung für sich, und durch diese Anerkennung und diese Billigung wird sein Bestand und seine Kraft gesichert. Ein despotischer Staat unterscheidet sich aber dadurch von den Staaten gebildeter Nationen, daß der Staat des gebildeten Volkes diese öffentliche Meinung und diese Billigung des Ideals keineswegs festzuhalten gedenkt, sondern von vornherein einer Kritik vom Standpunkte der veränderten Erkenntniß überhaupt, und dann auch ganz besonders der in Bezug auf das Ideal des Staats veränderten Erkenntniß Gehör zu geben entschlossen ist. Was die Idee des Staats sei, was der Staat eigentlich sein und gewähren solle, kurz, das Ideal des Staats, ist aber bekanntlich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden aufgefaßt und aufgestellt worden. Wir erklären uns dies natürlich aus unsern obigen Sätzen vom Fortschritt der Erkenntniß und den daraus folgenden Umgestaltungen der gesellschaftlichen Formen; aber man kann auch die verschiedensten Auffassungen des Staatsideals aufs Bestimmteste in der Geschichte nachweisen. Bei den Athenäern in ihrer Blüte war das Ideal das freieste behaglichste Leben der 130,000 attischen Bürger, die der Staat seien, auf Kosten aller übrigen Landeseinwohner, und, um gleich ein näherliegendes aufzugreifen, nennen wir nur das Ideal der Feudalmonarchie, des spätern unumschränkten Königthums, der Schweizerrepubliken, der nordamerikanischen wenigkostenden und wenigregierenden Einrichtung, der constitutionnellen Monarchie u. s. w.

Wenn es nun für uns keinem Zweifel unterliegt, zuerst, daß jede Zeit ihr eignes Ideal vom Staate aufstellt, die Folgerungen aus demselben ins Leben einführt, oder vielmehr aus dem so oder so eingerichteten und veränderten Leben gefolgert wird, und daß diese ganze Be-

wegung ihren Grund in der fortschreitenden Bildung hat: so fragt sich doch immer noch, wie geht die Umbildung des Ideals oder die Veränderung der Auffassung des Gesellschaftsideals, d. h. die Veränderung der öffentlichen Meinung, vor sich? Die öffentliche Meinung ist die Billigung und Anerkennung des Staats und seines Ideals von Seiten seiner Mitglieder in dem Maße, daß selbst die Unzufriedenen sich unterwerfen müssen. Ohne Unzufriedene besteht aber kein Staat, theils wegen der persönlichen Stellung Einzelner, theils wegen wirklich reinvernünftiger Anfoderungen, denen der Staat dermalen eben nicht genügt. Solche Anfoderungen, mögen sie nun aus den großen Entdeckungen und ihren Folgerungen, oder in Folge verbreiteter apriorischer Erkenntnisse entstehen, erzeugen natürlich ein Ideal, welches von dem des Staats abweicht und durch seine Anerkennung unmittelbar die öffentliche Meinung einer Partei gründet, die, mehr oder minder constituirt, als Staat im Staate besteht und je nach der Nothwendigkeit ihres Ideals sich immer mehr geltendmacht. Wir erinnern an das Ideal des Christenthums und die Art wie es sich allmälig geltendmachte, und an das Ideal der freisinnigen Partei unter den germanischen Völkern, welches in diesem Augenblick in manchen Ländern für seine Existenz und Nothwendigkeit kämpft, in Frankreich aber dahin durchgedrungen ist, daß es nunmehr die öffentliche Meinung der französischen Monarchie macht. Während die öffentliche Meinung des Staats alle Mittel der Gewalt für sich hat und bisweilen auch anwendet, hat die öffentliche Meinung der Partei, welche eine Modificirung des Gesellschaftsideals fodert, in der Regel nur die moralische Kraft für sich, sofern sie nichts als die Consequenzen der Ideen fodern darf und dadurch eine ausgezeichnete Ehre erwirbt, die höchste Ehre des Menschen, daß er der Idee um ihrer selbst willen folgt, und die größte menschliche Größe, wenn er mit vollem Bewußtsein für die Wahrheit der Idee und ihre Verwirklichung zu Grunde geht. Nun lehrt die Erfahrung, daß bei den Nationen, welche des Fortschrittes der Bildung fähig sind, die richtig gefolgerten Ideale mit unwiderstehlicher Gewalt sich ins Leben einführen. Daher ist der Gedanke, die Regierung des Staats auf gesetzlichem Wege der Einwirkung einer opponirenden gesellschaftlichen Meinung, die einem neuen Ideal anhängt, auszusetzen, damit sie ohne weitern Kampf, sobald die Opposition das Uebergewicht gewinnt, zu diesem neuen Ideale sich bekennen könne. Diese Realisirung der Idee der Bewegung durch Constituirung der fortschreitenden Oppositionspartei ist das Wesen der constitutionnellen Foderung, und so kämen wir auf den Satz der Schrift unter Nr. 2 zurück, daß der Staat im Sinne der Majorität der Volksvertreter regiert werden müsse. Die Ehre aber des Volkes besteht darin, daß seine Anfoderungen im Sinne des Gesellschaftsideals respectirt und vollzogen werden, ein Begriff, der nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten hat als die Souverainetät des Volkes. Die heutige Freiheit besteht demnach in der Befolgung der constitutionnellen Foderung und ist in ihrer Verwirklichung die Ausübung derjenigen Rechte, welche aus der Idee des Menschenlebens und der ihr gemäßen Anerkennung der menschlichen Würde folgen. Schön ist unsere Zeit, und groß die Wiederherstellung des Glaubens an die Menschheit und die allgemeine Verehrung der Helden, die treu für das Ideal gestritten und gefallen; die Betrachtung aber können wir hier nicht bergen, daß es dem Menschen nicht vergönnt zu sein scheint, sein Geschick mit fester Hand einer ewigen Regel zu unterwerfen, denn die ganze Weltgeschichte ist ein ewiger Kampf der Freiheit gegen die Usurpation und selten ohne Blut gekämpft; wird sie von nun an anders laufen? 153.

Deutsche Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 142.)

3. Krug ist ein zu bekannter Name und für einen großen Theil unserer Leser, wenn auch nicht für die Gesammtheit, können wir hinzusetzen, ein zu gern gehörter, als daß es bei einer neuen Erscheinung, die denselben an der Stirn trägt, mehr als einer blos referirenden Inhaltsanzeige bedürfte. *Die zweite Gabe der Flugschriftenfolge über die Wiedergeburt Sachsens* beschäftigt sich mit der neuen Städteordnung, deren liberaler Geist im Allgemeinen lobend anerkannt wird; unter den Ausstellungen, denen wir ohne Ausnahme unsere vollste Zustimmung geben würden, schien uns besonders, was über die stets nachtheilige Vermischung der Polizei mit der Justiz gesagt wird, wohl zu beherzigen. Auch fragen wir, mit Krug: „Warum ist wol in dem Entwurfe der neuen Städteordnung nichts von der Communal- oder, wie es besser heißen würde, Bürgergarde gesagt? Man wird doch dieses herrliche, echt bürgerliche Institut nicht wieder wollen eingehen lassen?" Die dritte Gabe: *„Die junge Preßfreiheit"*, scheint uns noch etwas zu früh zu kommen; denn ein Kind, das noch nicht geboren ist, kann man doch wahrlich mit Fug weder jung noch alt nennen. Ueberraschend war uns der Vorschlag, nur solche Schriftsteller der Censur zu unterwerfen, welche sich durch wiederholte Preßvergehen bereits als unverbesserlich gezeigt hätten. „Diese dürften dann ebenso wenig über Ungerechtigkeit klagen, wenn man ihnen einen Censor ihrer Schriften zum Vormunde setzte, als Verschwender, wenn man sie durch einen Curator ihres Vermögens bevormunden läßt".

4. Die neuen merkwürdigen Erscheinungen, auf welche der antijesuitische Rechtsfreund uns aufmerksam macht, sind 2 allerdings merkwürdige Beispiele von dem Einflusse der römischen Curie oder, um mit Luther zu sprechen, des Papstes in Deutschland. Das zu Erfurt unter preußischer Censur erschienene „Handbuch des gesammten in Deutschland geltenden katholischen und protestantischen Kirchenrechts" wurde in Baiern verboten und confiscirt, weil es, 300 Jahre nach Luther, die Untrüglichkeit des Papstes in Glaubenssachen und seine absolute Gewalt in Kirche und Staat leugnete. Ohne Zweifel ist es eine directe Verletzung der Constitution, welche zwischen Protestanten und Katholiken Gleichheit der Rechte herstellt, wenn, wie der Verf. anführt, die bescheidensten Untersuchungen der Gebrechen des Katholicismus dem Interdict unterliegen, während doch Schriften frei circuliren dürfen, „die laut und frohlockend den bevorstehenden Untergang der Protestanten ankündigen und sich die schändlichsten Verdrehungen und Schmähungen gegen diese erlauben" (S. 22). Das Concordat, welchem dieser Uebelstand zur Last fällt, verdient auch in mancher andern Rücksicht gerechten Tadel; übertrieben scheint uns indessen dennoch, was „der freisinnige Münch" in der „Aletheia" gesagt haben soll: „die bairische Liberalität, d. h. die von oben, sei eine närrisch gewordene Ophelia (?), welche, mit einer Jakobinermütze (?) auf dem Haupte, in ein Kapuzinergewand oder in den Jesuitentalar sich

gehüllt hat, und welche die Marseillaise (?), das omni die, die Mariae, das Wohlauf, Kameraden, zu Pferd! zu Pferd! und Kyrie Eleison in dithyrambischem Delirium durcheinander singt". Was namentlich die Marseillaise betrifft, so können wir dem freisinnigen Hrn. Münch versichern, daß man in Wien oder St.-Petersburg keinen größern Abscheu vor der Marseillaise haben kann als in München. Als im Sommer d. v. J. zufällig von einer Musikbande an einem öffentlichen Orte diese schöne Weise gespielt wurde, ging von Seiten des Ministeriums sogleich ein eigner Kurier an den König ab, um Sr. Majestät über dieses wichtige Ereigniß die erfoderlichen Aufschlüsse zu geben. Das kann man doch wahrlich keine Vorliebe für die Marseillaise nennen! Noch auffallender als das Verbot des „Handbuches" in Baiern mußte für jeden Freund der Freiheit das Verbot sein, das in Sachsen, in einem protestantischen Lande, den „Canonischen Wächter" traf. Der Enkel des Fürsten, welcher, wenn nicht der Schöpfer, doch der Erhalter und die Hauptstütze des Protestantismus war, befahl seinen protestantischen Räthen, den Druck einer Zeitschrift zu verhindern, welche in der gemäßigtesten Sprache die Grundsätze des Protestantismus, wie sie dem aufgeklärten Katholiken annehmlich erschienen, verbreiten sollte. Das Journal, aus Sachsen, der Wiege des Protestantismus verbannt, wandte sich nach Preußen; und man konnte es sich daher zu dem Redacteur, denn dieser ist der antijesuitische Rechtsfreund, freilich wol versehen, daß er der liberalen preußischen Censur auf Kosten der bairischen Preßfreiheit und des sächsischen Preßdruckes bei Gelegenheit ein kleines Loblied singen würde. Wir können nicht einstimmen; denn Censur und Liberalität scheinen uns so unvereinbare Dinge, daß wir uns mit der erstern selbst durch ihre Nachsicht mit dem „Canonischen Wächter" nicht versöhnen lassen.

5. Alexander Müller sagt in der eben angezogenen Schrift naiv: „Das preußische Censuredict dient, wenn einmal keine Preßfreiheit stattfinden soll, allen Staaten zum Muster". Wir glauben, man könnte diesen Satz auch erweitern und mit gleichem Rechte sagen: „Die preußische Verfassung oder Staatsordnung dient, wenn einmal keine Freiheit stattfinden soll, allen Staaten zum Muster". Hr. Regierungsrath Janke wird über eine solche Beschränkung mitleidig die Achseln zucken; durch die unleugbaren außerordentlichen Fortschritte, die Preußen seit dem Jahre 1807 gemacht hat, scheint die feste Ueberzeugung in ihm begründet zu sein, daß dieser Staat das tausendjährige Reich, welches die Apokalypse uns nach der Besiegung des Antichristes verspricht, schon im Jahre des Herrn 1831 begonnen habe. Wenn die berliner Anekdote wahr ist, daß der Spötter Sieyes (!), der sich vor 1807 eine Zeitlang in Preußen aufhielt, allen Ernstes versicherte, erst hier erfahren zu haben, was wahre Freiheit sei, so bliebe gegenwärtig in der That nichts Anderes übrig, als Berlin für das himmlische Jerusalem zu erklären. Unbegreiflich ist es uns nur, wie Hr. Janke, nach dessen Darstellung es in Preußen ja gar nichts mehr zu verbessern geben kann, seinen Panegyrikus mit den Worten schließen mag: „Auch jetzt schläft Preußen nicht; seine sittliche, religiöse, wissenschaftliche und hervorbringende Kraft, durch das Unglück geweckt und gestärkt, schreitet ruhig und sicher vorwärts, und immer vorwärts. Dies sichere Vorwärtsschreiten haben wir unter unsern Königen gelernt; nun ist es uns zur Gewohnheit geworden" (S. 77). Wir übrigen Deutschen, die so weit noch nicht gekommen sind, daß uns das Vorwärtsschreiten zur Gewohnheit geworden wäre, gratuliren von Herzen; aber wohin wollen denn die Preußen eigentlich noch schreiten, nachdem sie doch schon Alles erreicht haben, was man vernünftigerweise auf Erden sich wünschen kann?

6. Der Verf. von „Preußen in seiner gegenwärtigen Stellung" ist freilich der Meinung, daß auch in Preußen, oder wie Hr. Regierungsrath Janke sich ausdrückt, im preußischen Vaterlande, ebenso gut als in unserm deutschen Vaterlande noch gar Manches zu thun und zu vollbringen sei, ehe man die Hände in den Schoß legen darf. So wenig uns alles Selbstlob des Regierungsrathes in Nr. 5 begründet schien — unserer Meinung nach sollten überhaupt Regierungsräthe, um nicht als Renommisten angesehen zu werden, ihre Regierungen nicht zu viel loben —, ebenso wenig scheint uns aller Tadel des anonymen oder pseudonymen Verf. von Nr. 6 begründet. Aber darin theilen wir ganz seine Ansicht, daß ein Staat, in welchem der Gedanke den Clausuren der Censur unterworfen ist, in welchem Beamte wegen politischer Meinungen entlassen, Knaben, Jünglinge und Männer auf den bloßen Verdacht von „Umtrieben" eingekerkert werden können, sich seiner Freiheit und seines Freisinnes nicht sonderlich rühmen dürfe. „Preußen", sagt unser Verf. mit Recht, „schließt eine größere Masse von Intelligenz und unstreitig auch mehr Besonnenheit in sich als Frankreich, wo der große Haufe noch roh ist, und wo die Sachführer des Volkes sich leichter zur Exaltation hinreißen lassen. Gewähre denn die preußische Regierung ihrem Volke die ihm noch fehlenden zwei wesentlichsten Stücke zur bürgerlichen Freiheit: eine Constitution und Freiheit der Presse, so wird Preußen an Popularität gewinnen, doppelt so geachtet dastehen, und selbst Frankreich würde es wegen solch liberaler Institutionen respectiren müssen und dürfte nach dieser Seite hin nicht mehr wagen, auf das Misvergnügen der Völker mit ihren Regierungen ehrgeizige und eigennützige Plane zu gründen" (S. 27).

7. Ueber den Handel mit Staatspapieren ist schon so viel Gründliches und Erschöpfendes gesagt worden, daß Hr. Scherpf seinen Briefwechsel über diesen Gegenstand ohne Schaden in seinem Pulte hätte behalten können. Die Einfälle über alle möglichen Gegenstände, die in dieser kleinen Schrift sich drängen, sind großentheils so unreif, und wenn auch hier und da treffend, doch so wenig begründet, daß sie für denkende Leser kein Interesse haben und solche, die nicht selbst zu denken gewohnt sind, nur verwirren müssen.

Ueberhaupt sieht es um unsere deutsche Politik, so zahm sie ist, wo möglich noch trauriger aus als um die wild zerrüttete französische und englische. Jedermann, der in einem Kaffeehause einmal über diesen oder jenen politischen Gegenstand das große Wort geführt hat, hält sich für einen Politiker; und wenn er nicht sogleich auch den Beruf insichfühlt, als politischer Schriftsteller aufzutreten, so sind wir ihm, seiner Meinung nach, und allerdings auch in der unserigen, für diese übergroße Bescheidenheit schon zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet. Die wenigen wahren Politiker, die, ein festes Ziel im Auge, dasselbe mit gründlicher Sachkenntniß und eindringender Schärfe zu erreichen suchen, dürfen in diesem Getümmel, wo die Wenigsten ihre eignen Worte verstehen, auf Anerkennung selten rechnen. 74.

Sitten und Gebräuche Frankreichs im Mittelalter.*)

Man hat bisher allgemein geglaubt, die Moral und die Religion habe der Barbarei des Mittelalters zum Gegengewichte gedient. Man stellte sich die Familien zu dieser Zeit zwar als roh vor, aber in frommer Eintracht um den häuslichen Herd sitzend, in der schlichten Einfalt des goldenen Zeitalters. Es ist dies eine grundfalsche Ansicht, welche die neuere Geschichte sich bestreben muß zu widerlegen.

Der Verein der römischen und germanischen Gesellschaft erzeugte eine zwiefache Verderbniß. Die Laster, welche einem Jeden angehören, sind leicht kennbar; man unterscheidet sie wie die Gewässer zweier Flüsse bei ihrer Vereinigung. Raubsucht, Grausamkeit, Brutalität, thierische Wollust findet man bei den Franken; Feigheit, Arglist, Geistesverdorbenheit, feine Ueppigkeit bei den Römern.

Die christliche Religion suchte so viel möglich den Krebsschaden der barbarischen Jahrhunderte zu heilen; allein, man

*) Aus einem Fragment von Chateaubriand's neuesten historischen Schriften. D. Red.

folgte mehr dem Buchstaben als dem Geiste des Christenthums. Die Klerisei war ebenso ausgeartet wie das Volk. Um den innern Zustand dieser Epoche kennen zu lernen, muß man die Verhandlungen der Concilien und die Begnadigungsbriefe der Könige lesen. Hier zeigen sich die Wunden der Gesellschaft in ihrer Blöße.

Man kennt die schauderhafte Geschichte des Priesters Anastasius, welchen der Bischof Caulin aus Rache mit einem Leichnam einsperren ließ. Im ersten Concilium von Tours, unter dem Bischofe Perpert, liest man, daß Priester Weinschenken in den Kirchen errichteten, und daß das Heiligthum vom Lärm der Gastmähler und Raufereien ertönte. Baronius, welcher dem römischen Hofe so günstig war, nennt das 10. Jahrhundert das eiserne, so große Verderbniß herrschte damals in der Kirche. Der heilige Bernard zeigt sich ebenso streng gegen die Laster seines Jahrhunderts. Unter Philipp dem Schönen wurde ein Concilium zusammenberufen, um dem Verfall der Sitten zu steuern. Im Jahre 1351 trugen die Prälaten und die Bettelmönche ihre gegenseitigen Beschwerden dem Papste Clemens VII. zu Avignon vor. Dieser Papst, welcher den Mönchen gewogen war, redete die Prälaten aufs heftigste an: „Wollt Ihr von Demuth reden, Ihr, die Ihr so eitel und prunkend umherziehet in Euern Wagen? Wollt Ihr von Armuth reden, Ihr, die Ihr so gierig seid, daß alle Pfründen der Welt Euch nicht genügen würden? Was soll ich von Eurer Keuschheit sagen?... Ihr hasset die Bettler, ihr verschließet Ihnen Eure Thüre und öffnet sie Sykophanten und Nichtswürdigen". Die Simonie war allgemein. Liberal sündigten die Priester gegen das Cölibatgesetz: sie lebten mit liederlichen Weibsbildern, Concubinen und Haushälterinnen (chambrières). Ein Abt von Roneir hatte 18 Kinder. In Biscaya duldete man keine andern Priester als diejenigen, welche Gevatterinnen hatten, d. h. Frauen, welche man als rechtmäßig betrachtete. Petrarca schreibt einem seiner Freunde: „Avignon ist eine Hölle geworden. Die Häuser, die Paläste, die Kirchen, die Sitze des Papstes und der Cardinäle, die Luft und die Erde, Alles ist mit Lüge geschwängert. Das jüngste Gericht, die Strafen der Hölle, die Freuden des Paradieses werden als absurde und kindische Märchen verlacht". Er selbst, der keusche und treue Anbeter Lauras, war von Bastarden umgeben: „Ebbe allora un figliuolo naturale; e, dopo alcuni anni, una figliuola; ma protesto che non estante queste licenze, egli non amo mai altra che Laura". Die Sirvents, welche weder die Päpste, noch die Könige, noch den Adel verschonten, geißelten ebenfalls die Geistlichkeit: „Herr Bischof, Er wird nicht eher keusch werden, bis man ihn zum Castraten macht, — — — o du falsche, verrätherische, lügenhafte, meineidige, lasterhafte Klerisei! Der heilige Petrus hatte weder Einkünfte, noch Schlösser, noch Güter; nie sprach er die Excommunication aus.... Es gibt Diener der Kirche, die nur durch ihre Pracht glänzen und die Töchter, die sie mit ihrem Liebchen erzeugt haben, an ihre Neffen verheirathen" (Raynouard über die Troubadours).

In England finden wir denselben Unfug. „Bei einer Abtei befindet sich ein Nonnenkloster, am Ufer eines Flusses, süß wie Milch. An Sommertagen fahren die jungen Nonnen den Fluß hinauf, und wann sie fern von dem Kloster sind, zieht sich der Teufel nackt aus, streckt sich auf das Ufer und schickt sich an zu schwimmen u. s. w."

Die Castellan und Castellaninnen sangen, pflegten der Liebe, waren guter Dinge; mit dem Glauben an Gott stand es ziemlich schlecht. Der Vicomte von Beaucaire droht seinem Sohne Aulassin mit der Hölle, wenn er nicht von Nicolette, seinem Liebchen, lasse; der Damoiseau antwortet, als kümmere es sich wenig um das Paradies, wo nichts zu finden wäre als faule, halbnackte Mönche, alte, schmutzige Pfaffen und zerlumpte Eremiten. Er will in die Hölle, wo die Könige, die Paladins und Barone Hof halten; dort gebe es schöne Frauen, welche die Menestriers und Jongleurs, Freunde des Weins und des Wohllebens, geliebt. Die Gräfin von Die schreibt dem Troubadour Rambaud, Grafen von Orange: „Mein schöner Freund, komm diesen Abend, um die Stelle meines Mannes in meinem Bette einzunehmen". Wilhelm, Graf von Poitiers, gründete zu Niort ein öffentliches Haus nach dem Muster einer Abtei: jede Nonne hatte ihre Zelle; eine Priorin und eine Aebtissin leiteten die Anstalt, und Wilhelm lud seine Vasallen ein, das Kloster reichlich auszustatten. Ein Graf von Armagnac heirathete seine Schwester und lebte öffentlich mit ihr auf seinem Schlosse.

Diese Edeln der „gaie science" wandelten sich zu Zeiten in Straßenräuber um. Die Bürger von Laon riefen Thomas de Courcy zu Hülfe. Thomas, noch in der ersten Jugend, plünderte die Pilger aus, welche gegen Jerusalem zogen oder aus dem gelobten Lande kamen; um Geld von seinen Gefangenen zu erpressen, hängte er sie mit eignen Händen auf, „testiculis appendebat propria aliquoties manu" (Guiberti, de vita sua). Andere ließ er an den Daumen aufknüpfen, und schwere Steine auf ihre Schultern legen. Unter diesen lebendigen Galgen ging er umher und schlug Diejenigen, welche nichts hatten oder sich weigerten zu geben, mit einem Stocke todt. Ein Herr von Tournemine, dem ein Gerichtsdiener, Namens Loup, eine Vorladung gebracht hatte, ließ dem Unglücklichen eine Hand abhacken, indem er sagte, es wäre nie ein Wolf in sein Schloß gekommen, ohne daß seine Pfote an das Thor wäre genagelt worden.

Die verschiedenen Classen der Gesellschaft und die verschiedenen Provinzen zeichneten sich theils durch den Schnitt ihrer Kleidungen, theils durch örtliche Moden aus. Der Adel, die Ritter, die Magistrate, die Bischöfe, die Weltgeistlichen, die Religiosen von allen Classen, die Pilger, die grauen, schwarzen und weißen Büßenden, die Einsiedler, die Bürgersleute, die Bauern boten ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Trachten dar. Etwas Aehnliches sieht man noch heutzutage in Italien.

Vom 12. bis zum 14. Jahrhundert trugen der Bauer und der gemeine Mann das graue Wamms, welches mit einem Gürtel um die Hüften fest gebunden wurde; wenn der Ritter die Rüstung ablegte, so hüllte er sich in einen Pelz und in das lange, orientalische Gewand, dessen Aermel die Hände bedeckten; es glich dem heutigen türkischen Kaftan. Die Hosen waren so kurz und enge, daß sie unanständig wurden; sie reichten nur bis in die Mitte der Schenkel. Die beiden bas-de-chausses hatten jedes eine verschiedene Farbe. An Galatagen trug man einen Mantel, der bald kurz und bald lang war. Der Mantel Richards I. war aus einem gestreiften Stoffe, mit silbernen Globen und Halbmonden durchstickt, gleich einer Himmelskugel. Männer und Frauen trugen Halsketten. Spitze und à la poulaine ausgefütterte Schuhe waren lange Mode. Der obere Theil war wie ein Kirchenfenster ausgeschnitten. Die Schuhe eines Edelmannes maßen 2 Fuß in der Länge und waren an der Spitze mit Hörnern, Klauen oder grotesken Figuren ausgeschnitten. Späterhin machte man sie noch länger, sodaß man um zu gehen die Spitzen mit einer goldenen oder silbernen Kette festbinden mußte. Die Bischöfe excommunicirten die Schuhe à la poulaine als eine Sünde wider die Natur; Karl V. erklärte, sie seien den guten Sitten zuwider und zum Hohne des Schöpfers erfunden worden.

Die Edelfrauen (gentilfames) trugen sehr feines Weißzeug und lange Oberkleider (tuniques), welche den Busen verhüllten; auf der rechten Seite befand sich das Wappen ihres Mannes, auf der linken ihr Familienwappen. Ihr Haar war entweder schlicht, glatt über die Stirn gestrichen und mit einer kleinen mit Bändern durchflochtenen Haube bedeckt, oder sie thürmten es auf in Pyramiden von 3 Fuß in der Höhe, an welche sie lange Schleier oder seidene Bänder befestigten, die bis auf die Erde hingen und im Winde flatterten. Zur Zeit der Königin Isabeau mußte man die Thüren höher und breiter machen, um dem Kopfputze der Damen Durchgang zu verschaffen.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 144. —— 24. Mai 1831.

Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in 5 Abenteuren, von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Erste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine erschöpfende Beurtheilung eines Werkes ist nur Dem möglich, der das Ganze überschauen kann. Indem wir es daher unternehmen, dieses bedeutende Gedicht anzuzeigen, sind wir gezwungen, uns auf eine Darstellung des Vorliegenden zu beschränken, da in den beiden Abenteuern, welche dieser Band enthält, nur die Exposition enthalten ist. Damit aber der Umriß, den wir geben, nicht ganz farblos sei, verstatten wir uns, soweit es der Raum erlaubt, durch einige Proben unsere Leser zu näherer Bekanntschaft mit diesem Gedichte einzuladen.

Zuvörderst ist das Verdienst des Uebersetzers anzuerkennen. Denn obwol wir mit dem schwedischen Originale nicht bekannt sind, ist uns doch Gewandtheit und Dichtergefühl in der Verdeutschung unverkennbar. Einige Härten wären allenfalls wegzuwünschen, sind aber sehr zu entschuldigen bei der großen Schwierigkeit, in so mannichfachen Versmaßen den Inhalt, der in die knappen Formen der schwedischen Sprache gedrängt war, treu wiederzugeben.

Erste Abenteure. „Die Luftreise". Eine Bärenjagd in wilder Waldgegend, hoch oben am Nordpole, beginnt das Gedicht und gibt mannichfaltige Gelegenheit, nordische Natur und Sitten darzustellen in lebendiger dramatischer Form. Eisbären werden auf ihrer blanken Flotte von Eis bekriegt, und ein Schmaus im Waldschlosse steht den freudigen Jägern bevor. Während sie nun mit Gesang dahinziehen, und Florio, der aus einem Zitterspieler zum Hofmarschalle des jungen Königs Astolf geworden, in Betrachtung der Herrlichkeit des Nordens versinkt, läßt sich die klägliche Stimme des fremden Gesandten, den die stürmische Jagd zu Falle gebracht hat, vernehmen. Es beginnt ein ergötzliches Gespräch. Nachdem ihn Florio mit Punsch und zum Imbiß mit etwas Ironie bewirthet, entfernen sie sich nach dem Jagdschlosse. Hier versammelt sich nach und nach die Jagdgesellschaft, die sich denn über des Königs poetischen Sinn und über Florio, der sein traumhaftes Wesen nähre und ihn dadurch ihnen, den Vernünftigen, abwendigmache, gar wenig zufrieden zeigt, und dem Spielmanne, obwol sie seine Fertigkeit im Trinken und Schießen halb versöhnt, als er ankommt, ihre Beschwerden nicht verhehlet. Er befragt sie, wodurch er denn den König, wie sie ihm Schuld geben, verpfusche; worauf ihm eröffnet wird:

Ihr impfet Euch auf ihn. Die Frucht
Ist ein unglücklich Mittelding. Wie weich,
Schwermüthig ist er worden. — Güt'ger Gott!
Wer sollte glauben, jener Jüngling, wild
Auf Jagden wie im Kriege, löwenkühn,
In jeglicher Gefahr kühl und besonnen,
Sei eben Der, der dann bisweilen sitzt
Zu halben Tagen unterm Haupt die Hand;
Ja, oft zur Zeit der Nacht in seinem Zimmer
Umher in Träumen wandelt und mit Seufzen,
Milzsücht'gen Mädchen gleich, die Heirath wünschen! —
Sein wackres Mühmlein muß nun auch bezahlen
Die Herrlichkeit der neuen Schwärmerei.
Die stille, engelhafte, gabenmilde
Prinzessin Swanhwit, mit ihm aufgewachsen
Von Wieg' und Puppe her; kaum einen Blick
Mag er ihr schenken nun.

Ihr Aerger steigt bei dem Gedanken: der König plage sich vielleicht mit einem argen Dinge, einem sogenannten Ideale. Aber ihre Besorgniß unterbrechen Neuankommende, die den König suchen. Von dem Walde, wo sie sind, kennt Niemand die Ostgrenze, wohin sich der König verloren; mancherlei Sagen gibt es von ihm, aber das Schlimmste ist eine Tiefe,

Die schon so manchen Raub verschlang. Im Dunkel
Von Schnee und Busch versteckt, im Hinterhalt
Gähnt sie nach ihren Opfern. Abgrundstief
Lauern auf Wandrer die verfallnen Schachten,
Wo ihr Gewirk des Erzes Geister hämmern,
Daß man zur Nachtzeit hört das dumpfe Donnern.

Florio sucht die Jäger zu ermuthigen; ein Feuer wird entzündet, da der einzige Rückweg, den der König gehen kann, bei dem Schlosse vorbeiführt; ein Lied wird überlaut gesungen, ob es der König vernehme, wo nicht,

So streifen wir, so weit als wir vermögen,
Auf Kundschaft in des Waldes Nacht.

Das Lied reizte wol zur Mittheilung, aber Anderes hat gleiche Ansprüche.

Wir sehen hierauf, wie der verirrte Astolf in öder Waldgegend, die ein Nordlicht erhellt, muthig vordringt. Das Horn hat er vergebens erschallen lassen:

Wohlan! Entdeckungsfahrt wird so die Jagd;
Sei mir willkommen, neues Abenteuer!
Und du des Poles klarer Stern, o leuchte
Wie früher meinem Gang zu holdem Schluß!
Die Mutter hielt dich lieb. Sie sagte mir,
Die Sterne wären Engel, und du jener,
Der unsern Nord lenk' auf des Herrn Geheiß.
Seitdem nun trank mein Auge jeden Abend
Mit Rührung deinen milden Königsglanz.
Gelehrte sagen, du seist eine Welt.
Vielleicht wohnt meine Mutter nun auf dir
Und sieht auf dieses Schneegefild' und mich!
Dein ist noch meine Seel'. Ich kann annoch,
O Mutterstern! ertragen deinen Blick. —
Sieh doch nicht so auf mich. Zu hold, zu stark
Ist dein Magnet. Ich darf nicht mehr ein Kind sein.

Ja ehmals. — — — Doch, wie kann bei neunzehn Jahren
Man reden von dem Ehmals seines Lebens?
Darum? weil Alles, was das Herz sich wünscht,
Nur eine Sag', ein ewig Ehmals ist?

Aber wir müssen hier abbrechen und uns zunächst in die Grotte der Winde begeben, deren Mutter, Anemotis, hausmütterlich spinnt. Hier erscheint, nach mühseliger Wanderung durch die lange Nacht, Astolf, der erste Mensch, der diese Felsenburg betritt. Indem ihn die Alte freundlich bewirthet, kommen der Ostwind, der Nordwind und der Südwind, Riesengestalten, mit ihrem Gefolge an. Die Uebermenschlichkeit dieser Naturen ist sehr glücklich dargestellt. Als milderndes Element gesellt sich zu den Brüdern Zephyr, ein anmuthiger Knabe, so zart und schmeichelnd wie die Brüder wild, ja, tückisch. Zephyr erzählt der Mutter, wie er auf dem Eilande der Glückseligkeit gewesen sei in dem Garten Felicia's. Ihre Herrlichkeit schildert er mit den glänzendsten Farben, sodaß Astolf das Bild seiner Träume entzückt wiedererkennt. Zephyr zeigt sich dem Jünglinge freundlich und geneigt und gewährt dem Dringenden die Bitte, ihn nach dem Eilande zu entführen. Am Morgen berichten die übrigen Winde der Mutter ihre Thaten. Mit größter Wahrheit sind sie charakterisirt. Wir müssen übergehen, was Norden von seinem Eispalaste erzählt, wo die Lüfte frei herrschen, wo sie bei Nordlichtscheine mit Schwertern an Schilde von Magnet schlagen, daß durch die Welt ein Tönen, das Niemand deutet, geht; was Osten von Schiras in herrlichen Versen berichtet; Südens Erzählung ist folgende:

Auf Gift und Qualm und dampfenden Düften schwer
Zog ich von Ceylon über Sahara her.
Dort eine Karavan' in dem Sande schlich
Und suchte lange schon einen Wasserstrich.

Verzehrt von Durst sah Fluren man schon erstehn
Mit grüner Inseln Bäumen, und Quellen gehn.
Doch, als dahin kam unsrer Kameele Lauf,
Ging Hoffnung unter, gelblich die Wüsten auf.

Zuletzt erreichte man eine Dattelpalm',
Im Schatten sang ein Quell einen Abendpsalm,
Die weisen Krämer strichen die Bärte lang
Und streckten sich bequem in der Zelter Gang.

Jetzt lobt' ein Jeder, wie er so ehrenhaft,
So wegbekannt, und seiner Kameele Kraft;
Man dachte des Gewinnstes, mit stolzem Schrein
Vom Sklavenschwarm, von Gold und Elfenbein.

Da sandt' ich denn erstickende Wirbel aus —
Die machten dem hochweisen Geschlecht Garaus.
Nur hier und dort glotzt noch wol ein Haupt empor;
Doch, daß es rechne, kommt mir nicht glaublich vor.

Von schwarzblaun Lippen wird nun kein Eid verführt!
Der goldne Mond doch stellt sich so gar gerührt!
Er härmt sich zart und leuchtet Schakalen hin;
Gehn nach der besten Kost sie mit Fleiß und Sinn.

Wenn nun die schlauen Schädel in weißem Schein
Nicht prunken minder schön als ihr Elfenbein,
Will ich die list'gen Männer noch einmal schaun,
Wie, ohne Hirn, sie klügeln noch mit Vertraun.

Mit brausendem Gesange vertheilen sich die Winde. Später nimmt auch Zephyr den Fürsten in die Arme und fliegt mit ihm dahin nach dem glückseligen Eilande.

Die erste Abenteure schließt mit einer Scene auf Astolf's Burg, wo Swanhwit sich in einsamem Grame verzehrt; sie haucht ihre Klagen im Liede aus, bis sie endlich in die Worte ausbricht:

O könnt' ich nur zum ganzen Leben sagen:
Gut' Nacht! doch es entgegnet nicht: „Schlaf wohl!"

Haben wir nun von der ersten Abenteure einen Umriß gegeben, der den Gang des Gedichts wenigstens im Ganzen darstellt, wobei wir freilich das Unzulängliche dieses Versuches wol fühlen, so wird eine solche Erzählung bei der zweiten, betitelt: „Die Liebe", noch weit mislicher, ja, bei dem hier vergönnten Raume völlig unmöglich. Wir geben es daher auf, von der traumhaften Feenwelt dieser zweiten Abenteure einen trockenen Bericht abzustatten. Der Gang der Hauptbegebenheit ist durch mannichfaltige episodenhafte Unterbrechungen verzögert, die alle das Leben auf der Feeninsel der Glückseligkeit schildern. So Zephyr's Liebe zu Spinarosa (dem lebenden Rosengeiste). In diesen Schilderungen hat der Dichter eine reiche Phantasie offenbart, und der hervorleuchtenden Sterne an diesem phantastischen Himmel sind nicht wenige. Hiervon heben wir ein Lied der Nachtigall aus, die im Grame über Spinarosa's Liebe zu Zephyr in Klagen ausbricht, worin Dichterliebe und Dichtergeschick wiedertönen:

Thor! ich meinte, nicht verfehle
Dieser Töne voller Schlag!
Sie ist, ach! ohn' Ohr' und Seele,
Mir gebricht der Schönheit Tag.
Um Vergessen mußt du werben,
Schlag' kein Aug', o Wunsch, mehr auf!
Sehnen, hoffen, müssen, sterben
Ist des Sängers Lebenslauf.

Könnt' ich folgen deinen Pfaden,
Hoher, königlicher Aar,
Wollt' ich mich in Stralen baden,
Ach, im Himmel tief und klar!
An die Blumenwelt gewiesen,
Die mich doch so hart verschmäht,
Hab' ich oft den Hain gepriesen,
Dessen Kind mich nicht versteht.

Die du mir verliehst, vor Andern,
Flammen deiner Glut, Natur,
Brich den Kerker, laß mich wandern,
Mich verwehn, verklingen nur!

Den Atom voll Gram und Schmerze,
Dem die Dichtung alle Lust,
Nimm zurück ihn, Mutterherze,
Und sein Grab sei deine Brust!

Die zweite Abenteure schließt damit, daß Astolf zum Ziele seiner Sehnsucht, zum Besitze Felicia's gelangt. Aber nachdem Zephyr und Spinarosa ihr Glück gefeiert und die Nachtigall sich Trost gesungen, deuten die Schlußworte ihres Gesanges auf eine Wendung des Geschickes:

Streng verschworne Mächte
Nahn der Herrin hier:
Ach! sie sinkt in Nächte,
Wein' und stirb mit ihr!

Die Fortsetzung erwarten wir begierig, nicht blos aus stoffartigem Interesse, sondern um das Ganze der Allegorie übersehen zu können und in aufrichtiger Anerkennung der vielen Schönheiten des Gedichtes. In einzelnen Dingen mag man an frühere Werke der romantischen Poesie leise erinnert werden, wie etwa durch die mannichfaltigen Personificirungen oder Sprachbegabungen an einige Werke Tieck's oder an Oehlenschläger's „Aladdin“; dennoch hat der Dichter einen originellen und tiefen Dichtergeist offenbart, der über einige Sonderbarkeiten, z. B. Zephyr's Champagnertrinken, leicht hinwegsehen läßt und uns dem Uebersetzer zu Danke verpflichtet. *) 133.

*) Wir gedenken noch einmal auf Alterbom's Gedicht zurückzukommen. D. Red.

Sitten und Gebräuche Frankreichs im Mittelalter.

(Beschluß aus Nr. 143.)

Eine Dame in völligem Staate (en plein *esbatement*) trug Halsketten, Armspangen und Ringe, ihr goldener Gürtel war mit Perlen und Edelsteinen besetzt; sie galoppirte auf einem Zelter, trug einen Vogel auf der Faust oder einen Stock in der Hand. Der Luxus in Kleidern und Festen übersteigt allen Glauben. In einem Turniere sah man 1000 Ritter, Alle in ein Gewand von feinem Seidenzeuch, Cointise, gekleidet. Den Tag darauf erschienen sie in einem andern, nicht minder kostbaren Aufzuge. Richard II., König von England, hatte ein Kleid, welches ihm 30,000 Mark Gold gekostet. Johann Arundel hatte 52 vollständige Anzüge von Goldstoff. In einem andern Turniere zogen zuerst 60 prächtige, reichgeschirrte Pferde auf, jedes von einem Ehrenstallmeister geführt, unter Begleitung von Trompetern und Menetriers. Sodann erschienen 60 junge Damen auf ihren Zeltern, prachtvoll gekleidet, jede einen Ritter in voller Rüstung, an einer silbernen Kette führend. Am Weihnachtsfeste sah man große Maskeraden. Karl VI., welcher sich als Wilder verkleidet und in Leinwand, die mit Pech beschmiert war, gehüllt hatte, wäre beinahe ums Leben gekommen. Vier Ritter, welche sich ebenso maskirt halten, wurden ein Opfer der Flammen.

Die theatralischen Darstellungen begannen überall. In England stellten Tuchhändler die Schöpfung vor: Adam und Eva erschienen ganz nackt. Noah's Frau, welche sich weigerte in die Arche zu gehen, gab ihrem Manne eine Ohrfeige. Die Jagd gehörte zu den Hauptbelustigungen der Edelleute; Manche hielten 1600 Hunde. Die königl. Jagden kosteten ebenso viel als die Turniere.

Das Zeichen zur Mahlzeit wurde bei den Adeligen durch ein Horn gegeben, dies nannte man encorner l'eau, weil man sich die Hände wusch, ehe man sich zu Tische setzte. Man aß um 9 Uhr des Morgens zu Mittag, um 5 Uhr des Abends zu Nacht. Man saß auf banques oder Bänken, die bald höher, bald niedriger waren. Von banque kommt das Wort Bankett. Man hatte goldene und silberne Tische. Die hölzernen wurden mit doppelten Tischtüchern bedeckt, die man doubliers nannte. Die ersten Gabeln findet man unter Karl V. Man aß dieselben Speisen wie heutzutage; einige Lieblingsgerichte dieser Zeit sind jetzt völlig unbekannt, wie z. B. das Dellegrout, Maupigyrnum, Karumpie. Man trug Backwerk von höchst unanständiger Form auf, die selbst junge Mädchen und Geistliche bei ihren nackten Namen nannten. Es herrschte in sittlicher Hinsicht eine unbeschränkte Sprechfreiheit; „L'instruction du chevalier Geoff[illegible] Latour-Landry gentilhomme angevin“ gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Man trank Bier, Apfelwein und Weine von allen Gattungen. Schon unter den Königen der zweiten Race war der Apfelmost bekannt, geklärter Wein, mit Gewürz versetzt, hieß clairet. Bei einem Gastmahle, welches ein Abt im Jahre 1310 gab, fanden sich 6000 Gäste ein; die Zahl der Schüsseln belief sich auf 3000. Die königl. Gastgelage wurden durch Zwischenspiele verherrlicht. Bei einem festlichen Mahle, welches Karl V. dem Kaiser Karl IV. zu Ehren gegeben, sah man ein Schiff, welches durch Federn in Bewegung gesetzt wurde. Auf dem Verdecke stand Gottfried von Bouillon, von seinen Rittern umgeben. Dann sah man die Stadt Jerusalem nebst ihren mit Sarazenen angefüllten Thürmen. Die Christen nahmen die Stadt mit Sturm ein. Man sah sich zuletzt genöthigt, der Schwelgerei durch Gesetze Einhalt zu thun; den Reichen wurden nur zweierlei Arten von Fleisch erlaubt, mit Ausnahme der Prälaten und Barone, denen völlige Freßfreiheit gelassen wurde. Kaufleute und Künstler durften nur einmal des Tages Fleisch essen; bei ihren übrigen Mahlzeiten mußten sie sich mit Milch, Butter und Gemüse begnügen.

Warme Bäder waren allgemein gebräuchlich, man nannte sie étuves. *) Sie kamen erst ab zur Zeit der absoluten Monarchie, „époque“, sagt Chateaubriand, „où la France devint sale“. Unter Philipp August schrie man in den Straßen von Paris:

Seigneur voulez-vous baigner?
Entrez donc sans délaier:
Les bains sont chauds: c'est sans mentir.

Es war dies die Zeit des Wunderbaren in allen Dingen. Der Mönch, der Pilger, der Ritter, der Troubadour hatten stets Abenteuer zu erzählen oder zu besingen; des Abends, auf Bänken um den Herd sitzend, hörte man den Roman von Lancelot du Lac erzählen, oder die herzbrechende Geschichte des Castellan von Coucy, oder die minder traurige Geschichte der Königin Pédauque mit breiten Gänsefüßen. Die schöne Melusine war dazu verdammt, alle Samstage sich zur Hälfte in eine Schlange zu verwandeln und die übrigen Tage eine Fee zu sein, oder ein Ritter mußte sie heirathen und darauf verzichten, sie am Samstage zu sehen. Raimondin, Graf von Forez, welcher Melusine in einem Walde traf, machte sie zu seiner Frau; er zeugte mehre Kinder mit ihr, unter andern einen Knaben, der ein rothes und ein blaues Auge hatte. Melusine baute das Schloß Lusignan. Da aber endlich Raimondin sich in den Kopf gesetzt, seine Frau des Samstags zu sehen, wo sie zur Hälfte Schlange war, flog sie zum Fenster hinaus, und bis zum jüngsten Gericht muß sie eine Fee bleiben. Wenn das Schloß Lusignan einen andern Herrn bekommen, oder ein Glied der Familie sterben soll, erscheint Melusine während 3 Tagen auf den Thürmen des Schlosses und erhebt ein großes Geschrei. Melusine war die Psyche des Mittelalters.

Ein Gemälde der Sitten dieser Zeiten methodisch entwerfen wollen, wäre das Unmögliche versuchen, und der Verwirrung dieser Sitten Gewalt anthun. Nur in der allgemeinen Bewegung, welche die Gesellschaft, dem natürlichen Gesetze des menschlichen Lebens zufolge, einer entfernten Vervollkommnung zutrieb, war Einheit. Auf der einen Seite das Ritterthum, auf der andern der Aufstand des Landvolks; alle mögliche Ausschwei-

*) Es existirt heutzutage noch eine Straße zu Paris, genannt: Rue des vieilles étuves.

fungen bei der Geistlichkeit und der wärmste Glaubenseifer, die Galois und Galoises, eine Art pénitens d'amour, wärmten sich des Sommers an einem großen Feuer und hüllten sich in Pelze ein; im Winter trugen sie blos ein leichtes Kleid (cotte). „Plusieurs transissoient de pur froit et mouraient tout roydes de lez leurs amyes et aussi leurs amyes de lez eulx en parlant de leurs amourettes". Liederliche Mönche, um sich an einem strengen, kurzverstorbenen Bischofe zu rächen, graben seinen Leichnam aus, peitschen ihn und kommen damit weg, daß sie jährlich 40 Sous Geldbuße erlegen. Die Cordeliers hatten auf jede Art von Eigenthum Verzicht geleistet. Ist das tägliche Brot, das sie aßen, ein Eigenthum? Ja, behaupten Manche von einem andern Orden; der Cordelier, welcher isset, verletzt also sein Ordensgelübde, folglich macht er sich einer Todsünde schuldig, aus dem einzigen Grunde, weil er lebt, und weil man essen muß, um zu leben. Der Kaiser und die Ghibellinen erklären sich für die Cordeliers, der Papst und die Welfen gegen die Cordeliers. Daraus entsteht ein 100jähriger Krieg; der Graf Du Maur, nachher Philippe de Valois, zieht über die Alpen, um die Kirche gegen die Visconti und die Cordeliers in Schutz zu nehmen.

Liebeshöfe (cours d'amour), wo man nach den Regeln des Scottismus argumentirte, und zu deren Mitgliedern Stiftsherren (Chanoines) gehörten, Troubadours und Menestrels, welche von Schloß zu Schloß irrten, die Damen in ihren Balladen preisend, und die Männer mit der Geißel der Satyre strafend; Bürger in Handwerksinnungen getheilt, Kirchenfeste feiernd, bei welchen heidnische Gottheiten neben den Heiligen des Paradieses auftreten; Narrenfeste; gotteslästerliche Messen; Ritter und Barone bei geheimnißvollen Gelagen auf einen Pfauen oder Reiher schwörend, ihre Damen durch Waffenthaten verherrlichen zu wollen; Juden, die ermordet wurden oder sich untereinander würgten und sich mit den Aussätzigen verschworen, um die Brunnen und Quellen zu vergiften; Gerichte aller Art, in Kraft aller Arten von Gesetzen zu allen Arten von Strafen verurtheilend; Schuldige von allen Kategorien, von dem Ketzer, der lebendig geschunden und verbrannt wurde bis zu den Ehebrechern, welche nackt aneinandergebunden vor das Volk geführt wurden; um die Verwirrung und den Contrast vollständig zu machen, die nach dem Muster der Alten civilisirte Gesellschaft sich in den Klöstern fortpflanzend; die Studenten der Universitäten, die Streitigkeiten der griechischen Philosophen wieder aufnehmend; das Gezänk der Schüler von Athen und Alexandrien, sich vermischend mit dem Getöse der Turniere und Carousels. Ueber und außer dieser so bewegten Gesellschaft ein anderes Bewegungsprincip, ein Grab, Gegenstand aller Liebe und Hoffnung, zu welchem unaufhörlich Könige und Unterthanen, Tapfere und Verbrecher zogen; die Ersten um Feinde, Königreiche, Abenteuer zu suchen, die Andern ein Gelübde zu erfüllen und ihr Gewissen zu beschwichtigen.

Trotz des schlechten Erfolgs der Kreuzzüge blieb der Orient lange Zeit für die Franzosen das Land der Religion und des Ruhmes. Unablässig war ihr Blick nach dessen schöner Sonne gerichtet, nach den Palmen Idumaeos, nach den Ebenen von Rama, wo die Ungläubigen unter den Oelbäumen ruhten, die Gottfried von Bouillon gepflanzt; nach jenem Jerusalem, welches nach kurzer Freiheit wieder in die Sklaverei gefallen, und sich ihnen wie einst dem Propheten Jeremias zeigte, in Thränen schwimmend, von den Vorübergehenden gehöhnt, seines Volkes beraubt und in der Einsamkeit trauernd.

So waren diese Jahrhunderte, reich an Kraft und Phantasie; so bewegten sie sich mitten unter den mannichfaltigsten Ereignissen, der Ketzerei, den Feudal-, Bürger- und auswärtigen Kriegen; ebenso günstig für die Geistesentwickelung durch die Stille der Klöster, wenn man sie aufsuchte, als durch die aufs mannichfaltigste bewegte und lebendige Welt, wenn man diese der Einsamkeit vorzog; da war kein Punkt in Frankreich, wo sich nicht etwas Neues ereignete. Jede weltliche oder kirchliche Herrschaft war ein kleiner Staat, welcher sich in seiner Sphäre bewegte und seine Phasen hatte. Dieser Stand der Dinge, welcher der allgemeinen Civilisation höchst nachtheilig entgegenwirkte, theilte dem Geiste des Einzelnen eine außerordentliche Bewegung mit; auch gehören alle großen Erfindungen jenen Jahrhunderten an. Nie hat das Individuum so viel gelebt: der Fürst sann auf Vergrößerung seines Reiches; der Seigneur auf die Eroberung des Lehens seines Nachbarn; der Bürgersmann auf Vermehrung seiner Privilegien. Die Kindheit dieser Jahrhunderte war barbarisch; ihr männliches Alter voll Energie und Begeisterung; sie haben ihr reiches Erbe den civilisirten Jahrhunderten übermacht, die sie in ihrem fruchtbaren Schoße trugen. 112.

Notizen.

Prachtausgabe der „Iliade" in Einem Bande.

Die Ausgaben classischer Werke in Einem Bande, die eigentlich nichts als eine Nachahmung der alten im 16. und 17. Jahrhunderte so beliebten Sammlungen der Classiker sind, scheinen auch in Italien Glück zu machen. Hier wird von florentiner Buchhändlern eine Ausgabe der „Iliade" in einem Bande angekündigt, welcher neben dem griechischen Texte die lateinischen Uebersetzungen von Heyne und Cunich, die italienische von Monti, die deutsche von Voß, die englische von Pope, die spanische von Garcia Malo und die französische von St.-Aignan vereinigen soll. Nach der Ankündigung der Herausgeber des „Echo", welche den Debit für Deutschland übernommen haben, wäre dies Werk eine typographische Erscheinung, wie die Halbinsel des Apennins noch keine gesehen hat. „Nicht blos der Bibliomane", sagen sie, „sondern jeder Gebildete, den der Götterfunken der Homerischen Muse auch nur einmal in seinem Leben durchzuckt hat, wird mit erhöhten Gefühlen vor einem Buche verweilen, das, wo wir es aufschlagen, uns den Fürsten der Dichter zeigt, und um ihn her die edelsten Geister der gebildetsten Nationen sich bestrebend, die ewigen Gesänge des Wundergreises ihren Brüdern zu verdollmetschen". Das ganze Werk zerfällt in 24 Hefte, jedes derselben mit einem trefflichen Kupferstiche geziert. Das erste Heft ist zu Anfang d. J. erschienen; der Preis jedes Heftes 10 östreichische Lire (4 Fl. Rhein.).

Urania in Frankreich.

„Parmi le grand nombre d'almanachs", sagt ein französisches Journal, indem es den Jahrgang 1831 der „Urania" ankündigt, „que l'Allemagne met au jour chaque année, l'Uranie jouit d'une réputation méritée. Contes intéressans, poésies où il y a de l'imagination, gravures exécutées par des artistes habiles, belle impression, tout se réunit pour mériter à cet almanach une place sur la table des salons et des boudoirs". Die Novelle: „Der griechische Kaiser", erhält verdiente Anerkennung. „Le conte de Tieck", heißt es, „est un petit roman bien conçu, dont l'action se passe en Flandre du tems de Baudoin, empereur de Constantinople. La cour et le peuple y sont peints avec beaucoup d'intérêt, et l'action est dramatique". Daß das Colorit des „Scharfenstein" gegen Tieck's Farbenglanz blaß erscheint, wie darauf bemerkt wird, können wir zugeben; aber unbegreiflich ist uns wie der Verf. dieser Anzeige, wahrscheinlich der auch bei uns rühmlich bekannte Depping, in Bezug auf die schöne Erzählung Schefer's: „La Duvecke", hinzusetzen kann: „Malheureusement l'auteur a eu à peindre une époque barbare"; denn gerade der Contrast, welcher die Zartheit der weiblichen Charaktere der Königin und der Düvecke zu der rohen Barbarei des Königs bildet, leiht dieser Novelle, einer der besten, die Schefer geschrieben hat, ihren eigenthümlichen, wahrhaft bezaubernden Reiz. 163.

Hierzu Beilage Nr. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 145. —— 25. Mai 1831.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1830.

Vierter und letzter Artikel.*)

33. Otto der Grosse, König der Deutschen. Ein Schauspiel von F. Metellus. Berlin, Reimer. 1830. 8. 8 Gr.

Der Verf. hat durch seinen „Karl den Kühnen" **) ein überaus günstiges Vorurtheil für sich erweckt, dem er durch diese Arbeit, wir sagen es ungern, wenig entspricht. Die Winke, welche wir ihm damals gaben, hat er sich nicht zunutzegemacht; seine dramatische Fabel ist eher noch zerfallender und seine Diction nachlässiger geworden, wiewol Beide noch immer viel Talent verrathen, das zu der sorgfältigsten Pflege auffodern sollte. Die hervorstechendste Gabe des Verfs. ist die Fähigkeit, einen kühnen und herrschenden Charakter mit solchen Umgebungen darzustellen, daß seine höhere Natur in die Augen leuchtet. Situationen und Personen werden zu diesem Zweck glücklich erfunden, und eine hohe und energische Wirkung ist allen seinen Gemälden eigenthümlich. Solche Bilder sind zugleich Liebhaberei für ihn und die Punkte, wo sein Talent in Form und Gedanken sich am erfreulichsten ausspricht. Allein, dies Talent stempelt ihn mehr zum ausgezeichneten Biographen für Helden als zum Dramatiker, und in der That ist dies Schauspiel auch mehr eine dramatische Lebensbeschreibung als ein Drama. Was ihm fehlt, ist die Einheit, die Zusammenwirkung des Einzelnen. Es mangelt an einem Knoten, welcher allmälig zu höherer Verwickelung aufsteigt und dessen Lösung auch eben die Lösung des ganzen Stückes ist. Hier sehen wir Otto den Großen im Kampf wider äußere und innere Feinde, wider die Ungarn und seinen Sohn immer gleich fest, würdig, unbesieglich. Aber diese Umstände wechseln, Konrad von Franken fällt dem Kaiser bald zu, bald von ihm ab, ja, der empörte Sohn selbst, Ludolf von Schwaben, streitet wider ihn und für ihn, ohne daß alles Dies den Schritt des Dramas änderte. Dies deutet auf einen Grundfehler in der Anlage des Stücks, und dieser ist in der That sichtbar genug. Statt einer Situation aus dem Leben des Helden hat der Dichter das Leben des Helden dramatisirt, und eine solche Aufgabe kann nur überaus selten gelingen. Hier stehen die Scenen nebeneinander, aber ohne Nothwendigkeit, ohne sichtbare innere Verbindung. Personen treten auf und treten ab, blos um zu sprechen, blos um des Lesers und des Zuhörers willen, nicht weil ihre Erscheinung in der Handlung bedingt wäre; kurzum, wiewol es an Handlung nicht fehlt, so fehlt es an einer dramatischen Handlung. Von diesem Grundfehler abgesehen, gibt das Stück viel Erfreuliches kund. Zuerst ist die Charakteristik des Helden anzuerkennen. Otto der Grosse ist wirklich Otto der Grosse. Der Sohn ist weniger historisch, aber in seiner unbändigen Gemüthsart gut dargestellt. Konrad ist ganz der heftige und edle, bei allem Wechsel doch treue Charakter, den die Geschichte zeigt, und die übrigen Personen sind gut, obschon die Frauen etwas bleich und farblos, die Männer etwas grell gezeichnet erscheinen. Hervorstechend sind die Ungarn Muzzo, Arkan und Sippo, und die neunte Scene des dritten Akts zwischen diesem und dem König ist sehr schön. Die Handlung, in dramatischem Sinn genommen, fehlt, aber die Sprache ist von dichterischem Werth. Dem Verf. mangelt es nie an einem schönen Ausdruck für ein kräftiges Gefühl, sei es nun Zorn oder Haß, oder Liebe und Treue. Sein Dialog ist schwunghaft, seine Bilder sind kühn, aber fast immer edel. So bricht der König (S. 103) gegen Sippo in die schönen Zornesworte aus:

> Du Knecht, der deutsche Herrlichkeit begreift
> Wie blödes Vieh ein prangendes Gebäude,
> Sag' Deinem Herrn, daß ich mit mächt'ger Schar
> Ihn treffen würde im Gefild' der Schlacht.
> Und müßt' ich barhaupt gehn von Gau zu Gau,
> Das Volk zu mahnen in den heil'gen Kampf,
> Ja, mit zerschlagner Brust, auf wunden Knien
> Ein Heer von Engeln mir von Gott erbitten,
> Zu strafen all' den Frevel, den Ihr übt, u. s. w.

Einige Unarten kleben dieser im Ganzen reinen und löblichen Diction dennoch an. Dahin gehört z. B. die allzu häufige Nachstellung des Beiwortes. So begegnet uns auf einer Seite (S. 7): „die Hand, die frevelnde; die schwere Kron', die eiserne; die Zeit, die herrliche". Härten gegen den Rhythmus und unedle Auswüchse sind hier und da auch anzutreffen:

> Der höchsten Würde kostbaren (!) Reif gelegt,

ist kein guter Vers, und Herzog Ludolfs Zorn wird in der zweiten und vierten Scene des ersten Akts oft zur gemeinen Schmähung. Das Stück endet mit dem Sieg der wiedervereinigten deutschen Heere über die Ungarn und mit Konrads Heldentod, den Ludolf, streng in seinem Charakter, beklagt, nachdem Vater und Sohn durch ihn und den Sieg ausgesöhnt sind.

34. Die Aufhebung der Leibeigenschaft. Festspiel in 1 Akt. Zur Säcularfeier Karl Friedrichs, von Aloys Schreiber. Karlsruhe, Müller. 1828. 8. 6 Gr.

Eine Blume auf das Grab eines Fürsten, von der Liebe ausgestreut. Von einem Gelegenheitsspiel dieser Art ist nicht viel zu erwarten, und der Verf. bescheidet sich selbst, nicht viel geleistet zu haben. Indeß ist die Erfindung gefällig, und der Vers ist, für die Eile, mit der das Stück geschrieben wurde, sorgfältig genug gearbeitet. Die Gedanken sind weder groß noch überraschend, aber sie sind gefällig und passend, und der Schlußgesang hat seine Anmuth. Der Verf. bewegt sich mit Freiheit in dieser Sphäre, die sich freilich in einem sonderbaren Verhältniß zu der eigentlichen dramatischen Poesie befindet.

35. Meister Pilgram. Trauerspiel in 4 Aufzügen. Von Eduard Duller. Wien, Adolph. 1829. 8. 12 Gr.

Dies Stück ist in Wien, zu dem es in localer Beziehung steht, mit Beifall gesehen worden und verdient diesen Beifall. Die Fabel ist würdig an sich und mit Geschick entwickelt; die Sprache ist Deinhardsteinisch, aber die Chraktere sind mit mehr

*) Vgl. Nr. 49, 50, 84, 85 u. 117 d. Bl. D. Red.

**) Vgl. Nr. 126 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Schärfe und größerer historischen Treue gezeichnet, als dem ebengenannten Dramatiker eigen zu sein pflegt. Meister Anton Pilgram hat das Wunder Wiens, den Stephansthurm, vollendet. Johannes Purbaum, sein ehemaliger Lehrling, von der Bewunderung für das Werk zum Neid gegen den Werkmeister hingerissen, tödtet ihn und stürzt sich selbst verzweifelnd von dem Thurm herab. Diese Fabel ist reich an Gelegenheit zur Seelenmalerei, und der Verf. hat einige achtbare Bruchstücke eines solchen Gemäldes geliefert. Die Scene zwischen Purbaum und den Altgesellen (S. 52) ist von dieser Art, wenngleich der Vers:

Warum konnt' ich denn nicht das Wörtchen (Amen) sagen?

auf unangenehme Weise an „Macbeth" erinnert. Die Handlung entwickelt sich rasch, wiewol sie hier und da dunkel bleibt. Die Art, wie Purbaum seinem Röschen (einer nach Klärchen gebildeten Gestalt) gesteht, daß er zu Zauberkünsten seine Zuflucht genommen, ist äußerst fein erfunden (S. 86):

Ich kann nicht beten; fühlst Du, was das heißt?
Wenn die Gemeinde fromm im Münster kniet,
Und Aug' und Herz sich nach den Wolken wenden,
Kann — ich nicht beten, und der einz'ge Trost,
Den Der, den ich nicht nennen darf, dort oben
Dem ärmsten, ärmsten Bettler nicht versagt,
Von dem hab' ich mich selber abgeschlossen.
Und wie der Wuchrer, der, im Golde wühlend,
Die eigne Hand, die er im Dunkel faßt,
Bestiehlt, hab' ich mich selber frech beraubt.
Das Andre frage nicht!

Diese einzige Stelle würde genügen, Talent und Gabe, ja, poetische Weihe anzukünden. Das Bild vom Wucherer ist in Wahrheit trefflich. Viele andere Stellen verrathen Aehnliches; manche andere zeugen von ungeübtem Geschmack; viele Gedanken sind trockene Nachahmungen; viele Verse sind hart oder unrhythmisch: aber das Alles reicht nicht aus, dem Verf. achtbare Gaben abzusprechen. Seine gedankenreiche und an einzelnen Schönheiten fruchtbare Arbeit verdiente eine bessere Ausstattung. Empfindung, Kraft und Sinn für schöne Form, die ersten Bedingnisse aller poetischen Schöpfung, liegen in diesem Werk, roh zwar, aber sie liegen darin. Er möge fortfahren, er möge namentlich die Klippe todter Nachahmung glücklich umschiffen, und wir versprechen ihm, daß Anerkennung ihm nicht fehlen wird!

86. Erik XIV. Ein dramatisches Gedicht in 2 Abtheilungen. Uebersetzung aus dem Schwedischen. Stockholm. 1827. 8. 1 Thlr.

Das Leben König Erichs XIV. von Schweden gehört zu den im höchsten Grade tragischen Stoffen; die Geschichte hat sich hier gefallen, eine so vollkommene Tragödie darzustellen, wie die Kunst nur immer erfinden kann. Ein König, mit den herrlichsten Gaben des Geistes ausgerüstet, scharfblickend, mild, kühn, im Vergeben groß, Philosoph, in der Liebe Schwärmer, dabei Dichter, Gelehrter, Sternkundiger, groß von Denkart auf dem Thron und im Kerker, ein Held und schwärmerischer Freund seines Volkes, der sein Leben, durch Irrthümer verdunkelt, durch Verrath vergiftet, im Elend beschließt und durch Erhabenheit des Sinnes Verirrungen der Gewalt abbüßt — ein solcher König ist vorzugsweise ein Stoff für den tragischen Dichter. Der Verf. der vorliegenden beiden Tragödien hat mit seinem Stoff gefühlt und ihn poetisch durchdrungen. Allein, sein Talent, das in Schweden Bewunderung und Liebe gefunden hat, ist vor dem Richterstuhl der höhern Kritik an Einer Klippe gescheitert: das ganze Leben Erichs ist eine fortlaufende Tragödie, und der Dichter hat nicht gewußt, wo anzufangen und wo zu enden. In dieser Ungewißheit hat er eben das ganze Leben seines Helden als dramatischen Stoff ergriffen; und daß ein solches Beginnen nur äußerst selten gelingen kann, haben wir schon mehr als ein Mal ausgesprochen. Es geht hieraus das Rhapsodische, die eilige Behandlung der Begebenheiten und das Ungenügende hervor, das uns besonders in der ersten Tragödie: „Erik, der König", misfällt. Statt eine einzelne Situation aus dem Leben seines Helden poetisch zu gestalten, zu entwickeln, zum Rahmen seines Bildes zu machen, entrollt er uns alle Handlungen seines Lebens geschichtlich und natürlich in solcher Verkürzung, daß wir an keiner einen lebhaften Antheil nehmen. Selbst die Nebeneinanderstellung zweier dramatischen Gedichte, von 5 Akten ein jedes, reichte hierzu nicht aus. Die Begebenheiten drängen sich dergestalt, und der Wechsel von Seelenzuständen und äußern Motiven tritt so reißend ein, daß wir zu keiner Einheit des Gefühls, zu keinem Ueberblick des Ganzen gelangen. Erichs Fall ist die Idee der ersten Tragödie. Hier erscheinen uns seine moralischen Tugenden, seine Vergebung, seine Milde, seine Liebe, seine Versöhnung mit den Sture's, als ebenso viele politische Fehler, und was schon Gustav Adolf von ihm sagte: seine Reue ist ihm noch schädlicher als diese Fehler. Alle Personen dieses Trauerspiels, den einzigen Nagwald ausgenommen, sind historische Gestalten, und wahrscheinlich ist hierin der Grund für den begeisterten Beifall zu suchen, den diese Dilogie in Schweden gefunden hat. Geschichtlich ist: Maximilians Schicksal, Erichs Mahnung zum Zweikampf, sein Widerstand gegen die Bluturtheile, mit welchen die Sture und sein Bruder Johann betroffen waren, sein Entschluß, sich in die Luft zu sprengen, und endlich, womit die Tragödie endet, seine Thronentsagung. Viel treffliche Scenen begegnen uns hier: des Königs Verhältniß zu Katherina Mansdotter, seiner Geliebten und endlich seiner Gemahlin, ist echt poetisch aufgefaßt und zart und sinnig wiedergegeben. Beurräus ist ein trefflich gezeichneter Charakter, und Maximilian ist ebenso rührend als wirkungsvoll. Aber das Ganze hat mehr den Charakter der neuaufgekommenen Gattung von Scènes historiques als den einer kunstgerechten Tragödie. Es fehlt hier wie in „Otto der Große" von Metellus an einer in sich nothwendigen, in sich abgeschlossenen tragischen Handlung. Jede Scene steht und gilt für sich, und die Uebergänge sind so wenig vermittelt, daß die Wahrscheinlichkeit darunter leidet. So erblicken wir den unglücklichen Maximilian, Katherinas jugendlichen Geliebten — er verschwindet — wenige Worte werden gewechselt, und schon hören wir, daß seine Leiche in der See entdeckt sei, während doch kaum Zeit genug zum Sterben verstrichen ist. In einer Scene S. 78 spricht Erich plötzlich wie im Wahnwitz, und nichts bereitet uns auf diese Erscheinung vor, die ebenso ohne sichtbares Motiv wieder verschwindet. Vollends aber sind die Schlußscenen in ihrer rauschenden Schnelligkeit gar nicht zu denken und stellen sich jeder Aufführung geradezu entgegen. — Etwas mehr Raum und Ruhe hat der Dichter im zweiten Theil der Dilogie: „Eriks Versöhnung", gefunden. Hier ist der Gang der Ereignisse entwickelter, die Gemüthszustände sind nicht blos skizzirt; die beiden Hauptpersonen, der König im Kerker, und sein Bruder Johann auf dem Thron, sind vielmehr genügend ausgeführt. Erich im Kerker ist ein Held, ein Weiser. Rührend und erschütternd sind sein Wiedersehen mit Katherina, nach achtjähriger Trennung, Mornay's Rettungsversuch, des Königs Weigerung, zu fliehen, seine Rede in dem feierlichen Gericht in St.-Nikolaus. Er ist mit sich selbst versöhnt. Ihm gegenüber sehen wir seinen Bruder, den Thronräuber, von Gewissensqualen zerrissen, Versöhnung suchend im Schoß der alleinseligmachenden Kirche, von seiner wohlmeinenden Gattin und dem heuchlerischen Possevin bearbeitet, seinen Glauben abschwörend und dennoch die gehoffte Ruhe nirgend findend. Diese Gegenbilder sind trefflich und zeugen für das poetische Vermögen des Dichters. Alles endet damit, daß Possevin heimlich einen Henker nach Oerbyhus sendet, der Erich den Giftbecher reichen muß. So klar wie im Gedichte ist in der Geschichte weder Possevin's noch Johanns Schuld; der Dichter hätte Beide mehr im Dunkel halten sollen. Erich stirbt versöhnt und nimmt unsere ganze Theilnahme mit hinweg. Dieser zweite Theil der Tragödie ist darstellbarer als der erste; er ist übersichtlicher und läßt die tragische Einheit der Handlung weniger vermissen. Die Sprache beider Gedichte

ist die der echten Tragödie, blühend, bilderreich, begeistert und frei von lyrischer Breite. Die Urschrift gilt in Schweden für ein classisches Werk, und selbst die Uebersetzung, erzeugt im Ganzen genommen, Achtung und Theilnahme für den Dichter. Im Einzelnen beweist sie, daß der Uebersetzer entweder ein Ausländer sein muß, oder, wenn ein geborener Deutscher, daß er seine Muttersprache verlernt hat. Er sagt Dinge, die ein schallendes Gelächter erregen müssen, und kennt oft sichtbar die Bedeutung der von ihm gebrauchten Worte nicht. S. 25 sagt Erich:

Was gegen mich er brach — für verbrach.
Als diese Wiegler — für Aufwiegler.
Mein König, dassen thu' ich nicht Johann.

und hundert ähnliche Dinge. Einmal erzählt König Erich mitten in einer pomphaften Rede, daß seine Krone ewig wackeln würde, und S. 96 ruft er aus:

Errettet! Helft mir! Wache! Wache! Eilt nur,
Von jenem Teufelskerl mich zu erretten!
So werd' bestraft ein jeglicher Verräther.

Dagegen sind viele andere Stellen wohl gelungen und lassen die energische Schönheit des Originals durchschimmern. Doch, diese Schöpfung eines echten und geweihten Dichtergeistes verdiente eine bessere Uebersetzung.

37. Sophokles Oedipus in Kolonos, von A. Ruge. Jena, Schmid. 1830. Gr. 12. 12 Gr.

Dies ist in unserer diesjährigen Uebersicht der zweite Versuch, die Tragödien des Sophokles in einer gefälligen, auf Verständniß und Wohllaut abzielenden Verdeutschung wiederzugeben, den wir willkommen heißen. Wie oben der „Philoktet", so tritt hier „Oedipus in Kolonos" in einer wohlgelungenen Uebersetzung auf, die zwar keinen Anspruch auf das philologische Verdienst der Solger'schen macht, wol aber den Zweck erreicht, uns den griechischen Tragöden in einer unserer Gefühlsweise verwandten Form vorzuführen. Der gewandte Uebersetzer vertieft sich in seiner Vorrede in tiefgehende Betrachtungen über das Wesen einer poetischen Uebersetzung, gegen welche sich Mancherlei ausstellen läßt. Seine praktische Probe ist uns lieber. Die Uebersetzung ist des alten Tragöden würdig, frei zwar und mehr auf gefälligen als auf streng richtigen Ausdruck berechnet und mit fühlbarem Streben nach Wohllaut und ansprechende Form, aber unter diesem weitern Gesichtspunkt durchaus empfehlenswerth. Was Hr. Meyer ohne Beruf mit Shakspeare vorgenommen, dasselbe thut der Verf. mit vollem Beruf und gutem Geschmack mit Sophokles. Sein Jambus ist fast so rein als der seines Dichters, die Chöre in freien Rhythmen sind gereimt, die Sprache ist durchaus edel und von alterthümlichem Klang. Das Einzelne entzieht sich hier unserer Analyse; aber wir wünschen aufrichtig, bald einen ganzen Sophokles aus der Feder zu besitzen, die uns diesen „Oedipus" gegeben hat. Die Correctur ist unvollständig. Misfallen hat uns S. 13 der Vers: „O der bösen Leidenstrübe!" — S. 64: Heldenhort, Athene! nichtssagende Worte, von denen sich der Uebersetzer frei erhalten muß.

38. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von Karl v. Holtei. Zehnter Jahrgang für 1831. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit diesem Bande nimmt der Herausgeber von seinem Unternehmen Abschied, dessen Fortführungen er Hrn. Prof. Gubitz übergeben hat. Wir haben uns seiner Thätigkeit dabei zu freuen gehabt und wünschen nur, daß diese Sammlung in seinem Geiste fortgesetzt werde. Auch in der diesjährigen Auswahl zeigt Hr. v. Holtei Geschmack und Bühnenkenntniß, die nothwendigsten Bedingungen für das Bestehen einer solchen Unternehmung, und die, wie wenig wir auch sonst Verehrer seiner dramatischen Muse sind, ihm doch nicht abgesprochen werden können. — Das erste Stück der Sammlung: „Was doch die Vorstellung thut!" einaktiges Lustspiel von St. Schütze, ist eine allerliebst erfundene Kleinigkeit, so rasch, so lebendig und so glücklich entwickelt, daß sie in ihrer Gattung Muster ist. Der Dichter Rosenring wird für den Scharfrichter, sein Bedienter für den Dichter, der dicke Amtmann Maifeld für den großen Posten gehalten. Der Dialog ist so witzig und lebhaft wie kaum in irgend einem andern Stücke dieses Lustspieldichters, und das ganze Stück bis in seine kleinsten Details hin eine geistvolle und löbliche Arbeit. „Das eingebrachte Stündchen, oder Gellert im Schlafrock", Lustspiel in einem Akt, nach einer Anekdote, von C. Karoli, in Versen, ist nicht minder eine heitere und wohlgelungene Erfindung. Der Vers hat der Sprache jedoch einige Gewalt angethan, und Dunkelheiten und Härten begegnen uns allzu oft. „Das Heirathsgesuch", berliner Localposse in einem Akt, gehört zu den witzigen und guten Proben dieser in Norddeutschland neuen Gattung; dennoch würden wir in des Herausgebers Stelle solchen Stücken die Aufnahme versagt haben: sie gehören in ein eignes Repertoir, wo ihre Nachbarschaft nicht ansteckend wirken kann. Am unbedeutendsten in der ganzen Sammlung erscheint uns des Herausgebers „Anna Rossignoli, oder Arm und Reich", Lustspiel in 3 Akten. Es ist durchaus nichts Neues darin. Charaktere, Situation und Begebenheit gleichen abgetragenen Kleidern, um die sich Niemand bekümmert, es fehlt an Frische, an echter Lust; die Moral ist lahm und die Großmuthsscene von verbrauchtem Effect. Den Beschluß macht: „Das Urtheil", Drama in einem Akt, von F. W. Gubitz. Zwei Bogen voll gereimter Trochäen, die Scene bleibt dunkel, die Handlung bewegt sich in Erzählungen. Wir haben aus dem Stück nicht klug werden können.

39. Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande, begründet von Kotzebue. Neunundzwanzigster Jahrgang, herausgegeben von C. Lebrun. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 16. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese hinlänglich bekannte Sammlung liefert diesmal einen Ueberschuß von Erfreulichem. „Der Tag vor Weihnacht", Gemälde aus dem Bürgerleben in 2 Aufzügen von K. Töpfer, verräth den Dichter des „Guten Tons". Es ist hier auf mehr Rührung als Laune abgesehen; aber der Verf. zeigt sich stets als ein feiner Beobachter und als ein geschmackvoller Dichter. Vielleicht ist die Gattung nicht zu loben und Jeder weiß, wie viel gegen das larmoyante Schauspiel zu sagen ist; aber die Species ist gut, wenn die Gattung einmal gelten darf. Wilhelm Marsano hat in dem „Spiegelbild" bewiesen, wie sehr er in diesen kleinen Gemälden einheimisch ist. Seine Erfindungen sind gefällig, seine Verse allerliebst. Er bewegt sich so frei darin, daß er Unrecht thun würde, diese Form je zu verlassen. Wir wünschten einmal ein größeres Bild von dem Verf. der „Helden" und des „Spiegelbildes" zu sehen, für die Vorbereitung hat er genug gethan. „Der Degen", von Raupach, dramatischer Scherz in 2 Aufzügen, ist in der That nur ein Scherz, dem es obenein nicht an unwahrscheinlichen und grellen Zügen fehlt; indeß ist Humor wenigstens in eben dem Maße darin zu finden wie französische, englische und italienische Brocken. Es ist eine feine Schmeichelei gegen das deutsche Theaterpublicum, daß ihm ohne Weiteres zugemuthet wird, alle europäischen Sprachen zu verstehen. So weit, wie Raupach sichs denkt, ist freilich die Völkerschmelzung noch nicht vorgerückt. Indeß, was nicht ist, kann noch werden, und Raupach versteht es, zu sagen, was dem Publicum gefällt. „Die vier Jahreszeiten, oder Badereise eines Hypochondristen", in 2 Aufzügen, von Charron, beruhen, trotz dem Lachen, das sie erregen, auf einem der Kunst wenig würdigen Grundgedanken. Der Verf. läßt die 4 Jahreszeiten sich verheirathen, um am Schluß ausrufen zu können: „Alle Wetter! das wird eine gemischte Nachkommenschaft geben". „Die Sonette", Lustspiel in Alexandrinern, ohne Namen des Verf., ist eine äußerst schwache Erfindung. Die Verwechselung zweier Sonette erregt Liebeszorn, der, wie natürlich, in Versöhnung und Verlobung übergeht. Die Verse sind gut; aber an dem Geschick, eine Fabel auf fesselnde Art durchzuführen, scheint es dem Verf. gänzlich zu fehlen. Der Druck ist wie gewöhnlich, und die Kupfer sind lächerlich genug. 75.

Notizen.

Deutsches Bundes- und allgemeineuropäisches Fürstengericht.

E. Münch in seiner auch in d. Bl. nach Verdienst gewürdigten Schrift: „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft" (1830) schlägt unter Anderm auch ein Tribunal für Deutschland vor, das aus Abgeordneten sämmtlicher Landstände der Bundesstaaten gebildet sein und in der Residenz der Conföderation zusammenkommen solle; der Zweck desselben müsse sein: die Interessen der einzelnen Völker des Bundes und die der Verfassungen zu bewahren und zu vertheidigen (S. 71, 72).*) Friedrich K. v. Strombeck in seinem Schriftchen: „Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt?" (1830) sagt (S. 40): „In einem Staatenverbande wie Deutschland würde der äußerste Fall der Gehorsamsaufkündigung dadurch in der Theorie völlig beseitigt werden, daß die deutschen Fürsten einem obersten Bundesgerichte unterworfen würden, bei welchem die Repräsentanten des Volkes auf Erfüllung des Staatsvertrages, wenn solcher von dem Fürsten verletzt würde, klagen könnten. Ein großer Schritt zu der höchsten Civilisation, in Beziehung auf öffentliches Recht, würde durch die Errichtung eines solchen höchsten Gerichts gewiß gethan". Die Idee eines allgemeinen Fürstengerichts findet sich dagegen in der Schrift: „Von Staat und Kirche" u. s. w. (Neustadt a. d. Orla, Wagner, 1831), S. 11, vergl. S. 104, ausgesprochen; auch der Verf. eines Aufsatzes: „Aus den preußischen Rheinlanden im März 1831", in der Beilage zur „Allg. Zeitung", 1831, 27. März, S. 438, spricht von einem europäischen Parlamente, mit dem Zusatze: „Man hat den Gedanken eines solchen europäischen Parlaments einen schönen Traum genannt. Hierauf haben wir nur zu erwidern, daß Alles, was in der Welt je Großes geschah, zuerst in der Seele eines edeln Menschen entstand, Gestalt annahm und, so angesehen, ein Traum war. Wie tief in Unrecht, Elend und alte Barbarei versunken wären wir Alle noch, wenn nie die schönen Träume der Edeln sich verwirklicht hätten!" Es heißt auch hier: Prüfet Alles und das Gute behaltet! 29.

Michaud's Bibliothek der Kreuzzüge.

So wenig wir es im Allgemeinen billigen, wenn Gelehrte dem Publicum mit den Resultaten ihrer Forschungen zugleich die ganze Last ihrer Collectaneen aufbürden, so sehr sind wir geneigt, eine Ausnahme zuzugestehen, sobald dadurch neue, bisher unbekannte Quellen uns zugänglich werden. Dies ist der Fall mit einem Theile der Materialien, die Michaud in seiner kürzlich als Folge der „Histoire des croisades" erschienenen „Bibliothèque des croisades" (4 Bände, Paris, 1830), zusammengestellt hat. Michaud hat für sein Geschichtswerk durch 2 geschätzte Gelehrte, Jourdain und Reinaud, die reichen Schätze der pariser Bibliothek an orientalischen Autoren zu Rathe ziehen lassen. Die Auszüge aus diesen Schriftstellern, die gewöhnlich etwas wortreich, rednerisch und lügenhaft sind und den Christen Verachtung für Verachtung, Haß für Haß reichlich wieder geben, füllen einen ganzen Band und, da sie meist aus Manuscripten entnommen sind, verdienten wol einen wörtlichen Abdruck. Ob nach der reichen Ernte, die Michaud hier gehalten hat, nicht doch noch eine ebenso reiche Nachlese übrig sein sollte, müssen wir dahin stehen lassen. Dagegen bemerken wir, daß er eine von den meisten andern Historikern unbillig verachtete Quelle, das Volkslied, nicht übersehen hat. Unsere deutschen Lieder aus der Zeit der Kreuzzüge sind durch Wolff's „Sammlung historischer Volkslieder" (Stuttgart, 1830), bekannt; aber eine literarische Curiosität ist ein altes italienisches Lied, in welchem eine schöne Venetianerin ihren Schmerz über die Abwesenheit ihres Mannes ausspricht, der unter den Streitern in Palästina ist. Wir entlehnen dasselbe, nach einem französischen Journale, aus: „Cecilia di Baona, ossia la marca trevigiana al finire del medio evo" (3 Bände, Venedig, 1829).

Ke 'l me mario se n' è andao
Ke 'l mio cor con lui à portao
E eo cum ti me deo confortare,
Fin che 'l stara de là del mare.

Si prego Deo che guarda sia
Del me signor in pagania,
E fazza si che 'l mario meo
Alegro a san s' entorna endreo.

Veder mia faza eo mai non quero
En speclo, che non fa mestero,
Che non ai cura d' esser bela,
E men sto sola en camerela.

En an talora en mei la sala
No ai che for zo dela scala,
Ne a balcon ne a fenestra.

Die schöne Celeste degli Spadari.

Der Geschmack an dem *historischen Roman, der in Italien* zuerst, nämlich nach den Uebersetzungen des Walter Scott, *durch* Manzoni's „Promessa sposa" erweckt worden ist, scheint sich, ungeachtet der Erbärmlichkeit der zahlreichen Nachahmungen, die bald überall wie die Pilze nach einem Sommerregen emporschossen, noch immer erhalten zu wollen. Noch immer erscheinen neue historische Romane, aber leider noch immer keine guten. Der neueste: „La bella Celeste degli Spagliari, cronachetta milanese del 1666 per G. B. Bazzoni" (*Mailand*, 1830), ist, wie es scheint, der Erstlingsversuch eines *jungen* Mannes, der die Sprache in seiner Gewalt hat *und es auch* wol an Fleiß nicht fehlen läßt; aber keine Spur *von Phantasie*, von poetischer Kraft. „Se possiedi fantasia *calda e vivace*, immaginazione ricca e pieghevole, abbandona immediatamente l'anno 1830, e trasportati 164 anni addietro nella medesima piazza ch'è indicata de' Tribunali, ma che, come in quell' epoca, tutti chiamano ancora de' Mercanti", sagt er im Eingange. Diese Foderung, bemerkt ein italienisches Journal mit Recht, die der Verf. an seine Leser stellt, muß man an ihn selbst machen, und wenn er sie erfüllt hätte, würden wir uns nicht genöthigt sehen, das Verdammungsurtheil über sein Buch auszusprechen.

L'echo de la Pologne.

Außer der deutschen recht gut geschriebenen „Warschauer Zeitung", die man nicht mit dem elenden jetzt eingegangenen „Warschauer Blatt" verwechseln muß, erscheint in Warschau seit dem 24. Jan. d. J. auch ein französisches Journal: „L'echo de la Pologne", welches mit vielem Talent redigirt ist. In einer der ersten Nummern wird Chlopicki, als er den Oberbefehl niederlegte, das Beispiel Kosciuszko's und Poniatowski's vorgehalten: „Als Kosciuszko in Krakau ankam, und dort die Revolution begann, sagte er zu der geringen Anzahl Krieger, die unter seinem Befehle standen: „Wir sind nicht zahlreich genug, um zu siegen, aber wir sind genug, um mit Ehren sterben zu können, indem wir das Vaterland vertheidigen". Poniatowski rief in dem Augenblicke, wo alle Hoffnung verloren war, und er sich verzweifelnd in die Fluten der Elster stürzte: „Gott hat mir die Ehre der Polen anvertraut, ihm allein werde ich sie zurückgeben"". Eine merkwürdige Thatsache, die uns durch das „Echo de la Pologne" bekannt wird, aber nach Allem, was wir über die russische Verwaltung in Polen wissen, dennoch kaum glaublich ist, daß die Censur in Warschau so weit ging, zuweilen sogar das offizielle „Journal de St.-Pétersbourg" zu verbieten!!! 163.

*) Für jeden einzelnen Staat wäre, nach dem Vorgange Kurhessens in der Verfassung vom 5. Jan. 1831, ein Landtagsausschuß zu wählen, der in der Zeit, wo der Landtag nicht versammelt ist, über die Vollziehung der Landtagsabschiede zu wachen und überhaupt das landständische Interesse zu wahren haben würde.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 146. —— 26. Mai 1831.

Ueber die neuere Revolution in Frankreich. Ein Wort zur Zeit. Geschrieben zu Paris, im September 1830. Leipzig, Brockhaus. 1831. Gr. 8. 10 Gr.

Eine merkwürdige Erscheinung, dieses „Wort zur Zeit"; merkwürdig durch die Offenheit und Naivetät, mit welcher in dem ungünstigsten Augenblicke alle Ansprüche der Aristokratie, alle Wünsche und Bestrebungen des Junkerthums der großen breiten wogenden Plebejermasse verrathen werden; merkwürdig durch die eines römischen Patriziers würdige Strenge, mit welcher, ohne Scheu vor den Folgen, jeder Grundsatz bis zum äußersten Ende durchgeführt, bis zum Ausgange festgehalten wird. So lieben wir den Gegner. Frei, am hellen Tage, ohne Hinterlist das Schwert gezückt! Wir „Proletarier" sind des edeln Waffenhandwerks auch nicht gerade unkundig; und wer von uns etwa als Senior auf der Universität seinen Hieber oder Schläger geführt hat, wird seinen Mann schon stehen; die gestrengen Preußen, die ja sämmtlich geborene Militairs sind, und unserer dresdner, leipziger und zittauer Communalgarde ganz zu geschweigen. Gefährlich ist diese Partei nur, wenn sie, unter dem Jesuitenmantel verkappt, im Dunkeln schleicht, insgeheim, aus dem Verborgenen ihre Dolchstöße beibringt. Nochmals, Ehre dem offenen Feind!

Die Ansicht, welche in dem „Wort zur Zeit" uns entgegentritt, zu bekämpfen, kann hier unsere Aufgabe nicht sein; die Parteien stehen schlagfertig einander gegenüber, über ihre eignen Interessen sind beide Theile hinreichend aufgeklärt; Das, worauf es allein noch ankommt, ist, die Plane des Gegners zu kennen, um ihnen zuvorkommen zu können.

In dieser Beziehung scheint uns die vorliegende kleine Schrift von nicht geringer Wichtigkeit. Das Urtheil, welches sie über den gegenwärtigen Zustand von Frankreich, seine Ursachen und seine Folgen fällt, ist seinem wesentlichen Inhalte nach zugleich ein Urtheil über die ganze Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft der europäischen Gesellschaft; die Mittel, welche hier als die einzigen bezeichnet werden, von denen für Frankreich Heil zu erwarten gewesen wäre, durch welche die Revolution der Julitage hätte verhütet werden können, sind die Hülfsmittel, auf welche die Aristokratie in unserm Vaterlande rechnet, um ihre Plane zur Weltbeglückung in ihrer Weise auszuführen.

Die repräsentative Monarchie, nach englischem Schnitt, sagt der Verf., wie sie heute von unsern Reformatoren als Vorbild und Muster aufgestellt wird, ist in ihren Bestandtheilen, ihrem Gange und ihrer Entwickelung nichts als eine Combination des Königthumes und der Republik. Diese Combination ist aber nur dann möglich, wenn eine durch Grundbesitz, Reichthum, materielle und moralische Macht starke Aristokratie stets das Gleichgewicht zwischen den beiden entgegengesetzten Principien erhält, wie in England. In Frankreich, wo es keinen Adel im englischen Sinne gibt, können Demokratie und Monarchie unmöglich in einer Staatsform vereinigt werden, ohne sich gegenseitig zu bekämpfen und aufzureiben. Als die Bourbonen zurückkehrten, war aber eine repräsentative Verfassung unbedingte Nothwendigkeit; ohne die Charte wären sie nach dem Abzuge der Alliirten nicht 4 Wochen länger in Frankreich geblieben. Aber, wenn sie sich auf die Dauer behaupten wollten, kam es nicht blos darauf an, durch die Charte den augenblicklichen Volksunwillen zu besänftigen, sondern vor Allem darauf, das republikanische Element, welches sie enthielt, die Wahlkammer, nicht in die Hände von Schriftstellern, Journalisten, Professoren, Advokaten und überhaupt Männern, die kein reelles Interesse vertreten, kein unbewegliches Eigenthum besitzen und folglich an nichts gebunden sind, fallen zu lassen, sondern ausdrücklich dem Grundeigenthume vorzubehalten. Das Grundeigenthum bleibt überall unter allen Umständen das Hauptinteresse der Gesellschaft, denn das Grundeigenthum ist der Staat. Ackerbau hat ihn erzeugt, Ackerbau erhält ihn; aus ihm entspringen zunächst alle übrigen Interessen, Handel, Industrie, Künste. Auch scheint es dem Zwecke und der Bestimmung eines Verfassungssystems, das hauptsächlich Eigenthum schützen soll, angemessen, daß Abgaben und Grundsteuern, als die Hauptfoderungen an die Nation, vorzugsweise von Denen regulirt werden, die das besteuerte Land besitzen und nicht von Denen, die über keine Scholle Erde verfügen und folglich a priori gar nicht darüber urtheilen können. Von dem Augenblicke an, wo man die Vertretung, statt sie auf das Grundeigenthum zu concentriren, in die Hände der „Gelehrten und Proletarier" lieferte, war die Sache

des Königthums verloren. Wer Nichts zu verlieren hat, kann durch Revolutionen nur gewinnen, und die Nichts geltendzumachen haben als ihre Person, streben nach einer Popularität, die sie zu eigennützigen Absichten brauchen. Aber, mit diesem Misgriff nicht zufrieden, beging man einen zweiten größern, indem man den Proletariern zu dem Einflusse, den sie durch die Theilnahme an der Gesetzgebung auf die Verwaltung erhalten hatten, noch durch die Preßfreiheit den unbeschränktesten Einfluß auf die öffentliche Meinung oder auf den Volkswillen einräumte. Das Gesetz wider den Misbrauch der Presse konnte dem Unfuge, der durch dieselbe angerichtet wurde, nicht steuern, weil ein solches Repressivgesetz dem Zwecke niemals entsprechen wird; es ist eine absolute Unmöglichkeit, das Strafbare und Gesetzwidrige jedesmal so zu bezeichnen, daß kein Misbrauch stattfinden könne. Angriffe gegen den König, gegen den Staat und die Religion wird sich heute Niemand zu Schulden kommen lassen; aber auflösende Principien, hohle Theorien, verderbliche Lehren, scharfe und ungerechte Kritiken, hämische Zweifel, die millionen Mal mehr wirken als die gröbsten Injurien, können in einem Preßgesetz speciell nicht als strafbar angeführt werden, wenn überhaupt Preßfreiheit sein soll. Durch die Preßfreiheit war der Demokratie Thür und Thor geöffnet; als Karl X. dieselbe auch noch auf die periodische Presse ausdehnte, erreichte bald das Uebel den höchsten Gipfel; die Demokratie durchbrach die letzten Dämme und riß die ohnmächtige, alleinstehende Monarchie gewaltsam mit fort. Weise waren daher die Ordonnanzen, welche die Presse suspendirten und das Repräsentativsystem auf seine richtige Grundlage, die Vertretung des Grundeigenthumes, zurückführten. Diese Maßregeln allein konnten die Constitution retten, die nie von dem Monarchen, sondern immer nur von der Demokratie, den Gelehrten und Journalisten, mit einem Wort, den Proletariern bedroht war; aber leider kamen sie zu spät, oder wurden wenigstens auf die ungeschickteste Weise gehandhabt. Das neue Wahlgesetz, das so viel kleinen Fabrikeigenthümern in Paris das Wahlrecht nahm, durch welches sie einen Grad von politischer Wichtigkeit erhalten hatten, die ihnen werth geworden war, mußte sie aufs Höchste erbittern. Indem sie ihre Fabriken schlossen und ihre Arbeiter entließen und aufreizten, mußte ein Aufstand stattfinden, dessen Endresultat nicht abzusehen war, denn Polizei und Gensdarmerie reichten nicht hin, ihn zu dämpfen, und daß die Soldaten nur sehr ungern mit dem Bürger handgemein werden würden, mit dem sie in Friedenszeiten zu viel Berührungspunkte behalten, ließ sich leicht berechnen. Sobald der Sieg wider die Monarchie entschieden war, eilten die Proletarier offen zur demokratischen Form überzugehen, und so liegt denn der Plan, den sie von Anbeginn verfolgt hatten, Jedermann klar vor Augen. Dem Könige, der unstreitig das Recht hatte, Verbesserungen einzuführen, da die Verfassung von der Krone ausgegangen war und, nach dem Willen des Stifters der Charte, Alles darin monarchisch bleiben sollte, wird ein Verbrechen daraus gemacht, daß er dieses Recht ausüben wollte, und die durch die alte Charte und das alte Wahlgesetz zusammenberufene Kammer, die folglich gar kein Recht hatte, das Bestehende zu ändern, ändert es jetzt propria autoritate durch einen wahren coup d'état in einem Sinne, der keine Berechnung für die Zukunft mehr zuläßt. In Ermangelung einer festen Grundlage, und da kein Gleichgewicht unter den constituirten Gewalten mehr möglich ist, nachdem die Wahlkammer alle Macht ansichgerissen hat, wird künftig in Frankreich Alles auf die Tugend der Menschen ankommen, auf die Voraussetzung, daß sie niemals den Leidenschaften und immer der Vernunft Gehör geben werden. Ob aber Tugend allein zu einer Constitution, wenn sie nicht blos eine sentimentale sein soll, eine sichere Basis sein mag? Die Tugend ist eine schöne und gute Sache; sie ist aber nicht gewöhnlich, und in Staatssachen läßt sich nur auf gewöhnliche Dinge, nicht auf Zufälligkeiten rechnen. Was die Franzosen jetzt gethan haben, dürften sie daher bald bitter bereuen; denn sie haben die schwachen Grundlagen, die seit 1814 das politische Gebäude gewonnen hatte, von Neuem abgetragen und können leicht durch eine folgerechte Gradation von Ereignissen, die in der Natur liegen, und die keine menschliche Macht abzuwenden vermögen wird, alle Formen wieder durchgehen, die seit 1787 die Plage Frankreichs und Europas gewesen sind. Mögen die Regenten und die Völker, schließt der Verf., sich über die Ursachen dieser neuen Revolution nicht täuschen; sie ist nur eine Fortsetzung der ersten, eine Folge der vielen Fehler und Misgriffe der Alles auflösenden Constituante. Sie ist mit einem Worte der Triumph der Demokratie mit der Monarchie, der Republik über das Königthum, und folglich ein neuer Uebergang zum Despotismus. Eine fortlaufende Bewegung im Staat, die unaufhörlich dahin zielt, das Königthum zu erniedern und die Demokratie zu erheben, muß zur Republik führen.

Wir haben in diesem Auszuge beinahe ganz unverändert die eignen Ausdrücke des „Wortes zur Zeit" beibehalten und dürfen daher nicht fürchten, daß der Verf. uns den Vorwurf einer scharfen Kritik machen wird, die er den Proletariern so sehr übelzunehmen scheint. Seine Ansicht, wie wir bereits erklärt haben, wollen wir hier nicht bekämpfen; was die Ausführung derselben betrifft, so können wir ihm Bündigkeit des Urtheils und tief eindringende Sachkenntniß so wenig absprechen, als die würdige kernige Sprache, die auch durch unsern Auszug hindurchblicken wird; nur dürfen wir 2 Bemerkungen nicht unterdrücken, die sich vielleicht auch den Lesern des Auszugs aufdrängen: nämlich zuvörderst, daß es uns mit der im Einzelnen behaupteten Consequenz nicht ganz übereinzustimmen scheint, wenn der Verf. im Eingange die der englischen Verfassung nachgebildete Repräsentativmonarchie als unmöglich für Frankreich bezeichnet, weil Frankreich keinen selbständigen Adel habe; und dann doch wieder das ganze Unglück Frankreichs darin sieht, daß die Repräsentation nicht, wie dies in England der Fall ist, ausschließlich „auf den Grundbesitz concentrirt", d. h. auf die großen Gutsbesitzer beschränkt worden sei. Er verlangt

hier offenbar etwas, seiner eignen Behauptung nach, Unmögliches; denn selbständiger Adel und Grundbesitz in dem hier bezeichneten Sinne ist gleichbedeutend, und der erste fehlte ebendeshalb in Frankreich, weil der zweite seit der Revolution nicht mehr vorhanden war. Wozu also diese Erbitterung gegen die armen Proletarier, wenn sie nur ein nothwendiges, ganz unvermeidliches Unglück etwas beschleunigten? Unsere zweite Bemerkung ist, daß von Grundeigenthümern zwar allerdings mehr Ruhe und Fixität zu erwarten sein mag als von Proletariern; aber schwerlich mehr Tugend. Nicht blos die Proletarier und Gelehrten sind eigennützig, sondern auch die Grundeigenthümer; und daß der Eigennutz des Grundeigenthums gleichfalls ein schlechtes Ende nehmen kann, beweist die Krisis, in der England, trotz seiner Aristokratie und trotz seiner Vertretung des Grundeigenthums, in diesem Augenblicke sich befindet.

Löblich ist die Consequenz, mit welcher der in seinem Haß gegen das Princip der Gleichheit selbst wider das römische Recht zu Felde zieht. „Es wäre gewiß vom höchsten Interesse", sagt er in einer Anm., „zu untersuchen, ob unsere Gesetze, auf römisches Recht fundirt, das nie für erbliche Formen geschrieben wurde, die Erfüllung unserer politischen Wünsche nicht ganz unmöglich machen". Allerdings, geben wir zur Antwort, und es wäre daher nichts sehnlicher zu wünschen, als daß wenigstens die alten Compositiones der Leges Barbarorum möglichst bald wieder eingeführt würden, wonach für einen todtgeschlagenen Edelmann doppelt so viel bezahlt werden mußte, als für einen ermordeten Bürger, und für diesen wieder noch einmal so viel, als für seinen Knecht. Aber freilich möchten, wie auch der Verfasser zuzugeben scheint, wol noch Jahrhunderte vergehen, ehe dieser glückliche Zustand in Europa wieder zurückkehren dürfte. 74.

Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluna, en tiempo de Filipe IV, escrita por D. *Manuel de Melo.* Paris, 1830.

Man kann als den Wendepunkt von Spaniens Macht und Verfall die Epoche betrachten, wo im vierten Jahrzehend des 17. Jahrhunderts, Catalonien und Portugal, diese beiden Strebepfeiler der Monarchie im Osten und Westen, sich fast gleichzeitig von derselben losrissen. Cardinal Richelieu, der damals Frankreich regierte, fachte jene Unruhen an, welche die spanische Monarchie zerstücken und in den Zustand von Schwäche versetzen sollten, aus dem späterhin die Allianz Ludwigs XIV. und ein langer Friede sie nicht zu reißen vermochten. Man könnte solches als einen Act der Rache für das Elend und die langjährigen Bürgerkriege betrachten, die während des 16. Jahrhunderts durch Karl V. und Philipp II. in Frankreich hervorgerufen und genährt wurden. Das einzige Band, welches die spanischen Provinzen umschlang und ihre Trennung damals verhinderte, war der Katholicismus. Aragonien und Castilien, Catalonien und Valencia, verschieden in Sitten, Interessen und Erinnerungen, waren im Begriff, sich gewaltsam von einander loszureißen. Der von Richelieu ausgestreute Same der Zwietracht keimte; der alte Localhaß trat mit ins Spiel, Druck, willkürliche Besteuerung und das hochmüthige Verfahren der Regierung gegen ihre Völker erweckten aufs Neue jenen republikanischen Geist, jenes Bedürfniß wilder Unabhängigkeit, das unvertilgbar auf der Halbinsel ist, und das ein zwiefaches Joch, ein 400jähriges Daniederhalten auszurotten nicht vermochten. Allein, in den Adern selber dieser wilden, unterjochten und zitternden gesellschaftlichen Organisationen befand sich eine gemeinsame Lebenskraft, die ihrer Auflösung entgegenwirkte: es war dies die Gemeinschaft des Glaubens; dieser einzige Stützpunkt der spanischen Monarchie, der Allem widerstand. Wenn aber gleichwol Portugal, seiner religiösen und selbst physischen Homogenität mit Spanien ungeachtet, sich von demselben losriß, so lag der Grund davon in der damaligen Schwäche der obersten Regierungsgewalt, in der Erschöpfung der Staatsfinanzen und in der Unfähigkeit der Minister. Catalonien dagegen, das zu der nämlichen Zeit, von ebendemselben Geist beseelt, sich in Empörung erhob, ward nach einem elfjährigen Krieg durch Don Juan von Östreich 1641 wieder zum Gehorsam gebracht. Doch war man genöthigt, den Cataloniern in Allem nachzugeben; ihre alten Privilegien wurden ihnen neuerdings bestätigt; man entwaffnete sie nicht; eine allgemeine Amnestie ward verkündigt, und sogar die Gerechtsame, die sie um den Preis ihres Blutes behauptet hatten, wurden ihnen zugestanden und gesichert. Ein portugiesischer Offizier, der damals in der spanischen Armee diente, Don M. de Melo, unternahm es, die Geschichte der ersten Unruhen in jener Provinz zu schreiben. Als Mitacteur und Augenzeuge verdient er volles Vertrauen; als Geschichtschreiber darf er den merkwürdigsten Schriftstellern jener Zeit beigezählt werden. Sein Werk jedoch blieb lange in dem Staube einiger Bibliotheken vergraben, deren Besitzer ihre Schätze nicht zu würdigen verstanden. Sismondi führt nicht einmal Melo's Namen in seinem Werke über die Literatur des Südens an, und Bouterwek erwähnt seiner nicht in seinen Cataloniern. Zuerst 1645 zu Lissabon schlecht gedruckt, nachmals aber vergessen, erschien eine neue Auflage dieses Buches zu Madrid 1808. Allein, unter den damaligen so stürmischen Ereignissen konnte dasselbe nicht die Beachtung finden, die es verdiente, bis endlich in neuester Zeit ein spanischer Gelehrter dessen Wiederabdruck zu Paris besorgte. Die ganze spanische Literatur dürfte um die Mitte des 17. Jahrhunderts vielleicht kein Product aufzuweisen haben, das hinsichtlich des Interesse seines Inhalts und der Energie der Sprache mit dieser Geschichte zu vergleichen wäre. Die männliche Einfachheit des Styls contrastirt seltsam mit dem lächerlichen Schwulst, der damals in der Poesie herrschte. Die Freimüthigkeit des Urtheils setzt uns in Erstaunen, und die Charaktere sind mit so kräftigen Zügen geschildert, wie nur ein Walter Scott immer es zu thun vermochte. Der Geschichtserzählung selber steht eine biographische Notiz über den Verf. voran, die der „Biblioteca lusitana" des Antonio Barbosa entlehnt ist. Melo ward im Jahre 1611 zu Lissabon geboren. Poesie, Literatur, Krieg und Liebe beschäftigten ihm während der erstern Jahre seiner Jugend. Er befand sich bei einer Truppenaushebung, die in Flandern unter den spanischen Fahnen dienen sollte. Gleich Camoëns ward er von einem heftigen Sturme überfallen, der 19 Tage anhielt und das zerschmetterte Schiff in den Hafen von St.-Jean de Luz warf. Die Erzählung dieses Schiffbruches ist als ein Document der Sitten jener Epoche merkwürdig: „Die Nacht des jüngsten Tages war gekommen. Sie verging in großer Verwirrung; Jeder that Gelübde und machte sein Testament. Der General kannte wol die Gefahr, worin er sich befand. Indessen faßte er einen seltsamen Entschluß; er legte seine reichsten Kleider an, und Alle, die mit ihm waren, ahmten ihn nach. Macht der Schiffbruch unserm Leben ein Ende, sagten sie, so werden wenigstens Die, welche unsere Leichname finden, erfahren, wer wir sind, und uns eines ehrenvollen Begräbnisses würdig erachten. Einmal angekleidet, zog der General mehre Papiere aus seiner Tasche, und indem er eines davon entfaltete, näherte er sich dem Don M. de Melo und sagte ihm: „Hier ist ein noch nicht abgedrucktes Sonett von Lopez de Vega. Er machte es mir zum Geschenk, als er das letzte Mal an den Hof kam. Wir wollen es durchgehen". In der That, Don Manuel las das Sonett und während die Masten des Schiffes in Splittern da-

vonflogen, fuhren Beide fort, sich ihrem Berufe als Kritiker hinzugeben, als wären sie im Schoße einer ruhigen Akademie gewesen. Ein Vers schien ihnen unnütz; und noch waren sie damit beschäftigt, ihn durch einen bessern Vers zu ersetzen zu suchen, als sie die Küste berührten". Don Melo kam nach Spanien zurück und wohnte dem Kriege in Catalonien und Flandern bei, wo er Beweise von Muth gab. Gleichwol erging es ihm wie allen guten Bürgern unter einer argwöhnischen und willkürlichen Regierung; ohne Beweggrund wie ohne Anklage erlitt er eine dreimonatliche Gefangenschaft. Jedoch seine Unschuld lag zu klar am Tage; er wurde wieder frei, ging nach England, besuchte Holland und kam nach Portugal, seinem Vaterlande, zurück, das der Herzog von Braganza soeben dem spanischen Joche entzogen hatte. Er nahm an den Staatsgeschäften seines Landes Theil und diente demselben mit ebenso viel Klugheit und Geschicklichkeit, als er Muth entfaltet hatte. Des Meuchelmordes gegen Francisco Cardosa angeklagt, brachte er 12 Jahre im Kerker zu, ward aber zuletzt für unschuldig anerkannt. Um sich die Langweile seiner Haft zu vertreiben, begann Don Melo die Geschichte der catalonischen Insurrection. Die Feindschaft zwischen Portugiesen und Spaniern stand damals noch in vollen Flammen; Don Mela war daher genöthigt, seinen Namen zu verschweigen, und unter dem Namen von Clemente libertino ein Werk zu schreiben, worin von Spanien die Rede war. Er starb zu Lissabon den 13. Oktober 1667. Dies war der Lebenslauf unsers Geschichtschreibers. Um aber von seiner Manier einen Begriff zu geben, werden einige Anführungen aus dem Werke selber hinreichen. Wir wählen dazu die Vorrede, die demselben zur Einleitung dient: „Ich rede zu meinem Leser: Suchst Du die Wahrheit, so lade ich Dich ein, mich zu lesen. Bedarfst Du nur der Erholung und schöner Worte, so mache dies Geschichtbuch zu und danke mir, Dich so bald enttäuscht zu haben. Weder Kunst noch Lüge haben Theil an meiner Arbeit gehabt. Citationen, Denksprüche, Aphorismen, den Philosophen entlehnt, von dem Allen wirst Du hier nichts finden. Alles, was der Autor schreibt, hat er selber gedacht; viele Thatsachen, die ich berichte, können Dir starke Lehren geben; allein, Du mußt mit einem soliden Urtheil ihre Natur und ihre Resultate zu vergleichen wissen. Dir der Nutzen, mir die Mühe: so wird dieses Buch 2 Autoren haben, ich, der ich die Erzählung schreibe, Du, der Du solche zu Deinem Vortheile anwendest. Der Zukunft übergebe ich ein Beispiel, den Lebenden eine unbekannte Wahrheit, der Vergangenheit ein Andenken.... Einige werden meine Geschichte als Traurigkeit und Schrecken erweckend verurtheilen. Wie kann man aber Tragödien in lustigen Wendungen schreiben? Titus Livius bediente sich niemals der Späße des Plautus oder der Witzworte Martial's. Wenn meine Feder bisweilen von der Erzählung abschweift und sich Betrachtungen über die Begebenheiten dieser Geschichte hingibt, so gewahre darin keinen Kunstgriff; die Ursache ist, weil sich alsdann der Stoff mehr dehnte und mich unbewußt hinriß. Ich rede von den Handlungen großer Fürsten und anderer erlauchten Personen; hierin besteht das Wesen der Geschichte. Beschäftige ich mich mit dem Könige, so setze ich niemals die dem Purpur, der sie umwallt, schuldige Achtung aus den Augen; allein, man berühre eine frische Wunde selbst mit Zartheit, so blutet sie und schmerzt.... Ich habe mich sorgfältig bestrebt, die Menschen so reden zu lassen, wie sie geredet haben, sie so darzustellen, wie sie waren. Wenig Schriftsteller bemühten sich lebhafter, die Leidenschaften so zu erfassen und zu schildern, wie sie sich entwickelten. Gelang es mir, so schreibe ich es dem Verhängniß zu, das mich die meisten Derjenigen, die eine Rolle in dieser Geschichte spielen, besonders kennen lehrte. Ich wollte ihr Innerstes entschleiern, nicht aber ihre seidenen, wollenen oder Purpurgewänder beschreiben, wie es ein berühmter Geschichtschreiber dieser letzten Zeiten gethan hat. Glaubst Du, mir einigen Dank schuldig zu sein? Versuche es nicht, ich bitte Dich, mehr auf meine Kosten zu erfahren, als ich Dich wissen lassen will. Ich theile Dir meine Gedanken so mit, wie mein Geist sie schuf; ich gebe Dir nicht meine Person preis; sie hat nichts mit dem günstigen oder nachtheiligen Urtheil zu schaffen, das meine Arbeit lossprechen oder verurtheilen wird. Misfällt sie Dir, so halte ein mit Lesen; gefällt sie Dir, so erlasse ich Dir den Ausdruck des Dankes; ich fürchte ebenso wenig Tadel, als ich auf Lob stolz bin. Ueberdies kann diese Geschichte fortgesetzt werden. Weit ist der Schauplatz; unermeßlich ist das Trauerspiel. Ein anderes Mal werden wir uns wieder erkennen. Du wirst wissen, welche Stimme zu Dir sprach; ich werde erfahren, wie Du mich beurtheilst". 27.

Notizen.

Balbo's Geschichte von Italien.

Von dem italienischen Uebersetzer des Tacitus, dem Grafen Cäsar Balbo in Turin, ist in demselben kräftigen und gedrungenen, aber etwas bizarren Styl der Anfang einer Geschichte von Italien erschienen, die ein sehr bändereiches Werk zu werden verspricht. Das einzige Eigenthümliche, was die bis jetzt herausgekommenen beiden Bände der „Storia d'Italia" (Turin, 1830) auszeichnet, ist die Schreibart; und diese dürfte in historischen Untersuchungen, bei denen es vor Allem *auf Klarheit ankommt*, eben nicht zu loben sein.

Antwort auf die Broschüre Chateaubriand's.

Unter dem Titel: „Reponse d'un pair de France à la brochure de M. de Chateaubriand" (Paris, 1831), ist in Paris eine Flugschrift erschienen, die weder eine Antwort auf die beredten Worte des großen Vorkämpfers der Legitimität, noch eine Antwort von einem französischen Pair ist. Der ganze Inhalt beschränkt sich auf alberne und grundlose Vorwürfe, die Chateaubriand gemacht werden, und wir erwähnen diese angebliche Réponse daher nur, um unsere Leser zu warnen, sich durch das Aushängeschild des Machwerks nicht täuschen zu lassen. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1831.

Untersuchungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, als Staats- und Weltbürger, von L. Hoffmann. 2 Bände. Zweibrücken, Ritter. 1830. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser der in Nr. 37 d. Bl. f. 1830 angezeigten „Staatsbürgerlichen Garantien, oder die wirksamsten Mittel, Thronen gegen Empörungen und Bürger in ihren Rechten zu sichern", theilt im vorliegenden Werke die Rechtfertigungen, Erläuterungen und speciellen Warnungen mit, welche er in jenem versprach. Zugleich ist der 1. Band einer neuen Auflage desselben erschienen, welcher den geschichtlichen Theil, die Uebersicht der Empörungen enthält und zwar erweitert ist, aber den nämlichen Zweifeln und Bedenklichkeiten Raum gibt, welche Ref. der frühern Ausgabe entgegenstellen zu dürfen glaubte und nur die Zueignung und die herzliche Widmung des Lobes an einen nie vorhandenen Fürsten unterdrückt hat. Bekanntlich überredet sich Hr. H., durch eine Wahl dreier Reihen von Notabeln und daraus hervorgehende oberste Behörde, die er Areopag nennt, ohne deren Zustimmung nichts geschehen darf, allen Unzufriedenheiten und Rechtsverletzungen der Bürger vorbauen zu können: eine Sicherheit, die er constitutionnellen und repräsentativen Staatsverfassungen abspricht. Dahin führt ihre Vorliebe für die von Solon getroffene Staatseinrichtung, wie er sie denkt und deutet. Geschichtskenner, denen Ref. nicht vorgreifen will, werden in seiner Darstellung und Annahme manches Bedeutende unerwiesen und unerweislich finden; doch schon eine einzige, jedem Schulknaben bekannte Thatsache ist hinreichend, um der von Solon eingeführten Verfassung die Eigenschaft einer festbegründeten Dauer abzusprechen, worin sie von der Lykurg'schen, wie sehr diese ihr übrigens nachstehen mag, unvergleichlich übertroffen wird. Solon selbst mußte noch erleben, daß Pisistratus eine Herrschaft ansichriß, die seinen Absichten widersprach; und wiewol dieser weise Regent und dessen Nachfolger, denen Thucydides nicht abgeneigt ist, gute Solon'sche Gesetze zum Wohl des Staats handhabten, erlagen doch auch sie der leichtaufgeregten Unzufriedenheit und wichen einer Verwaltung, die nicht ermüdete, Zügellosigkeit der Sitten, Bestechlichkeit, Tyrannei und Uebel herbeizuführen, der Sicherheit guter Bürger nachtheilig, obgleich glänzende Erfolge und unsterbliche Großthaten das Auge der Menge verblendeten. Es scheint vermessen, von irgend einer menschlichen Einrichtung die Gewähr zu fodern, daß sie von unerschütterlicher Haltbarkeit sei, von einer gegebenen Vorschrift, daß sie immer befolgt werde. Der große griechische Gesetzgeber beruhigte sich mit der Ueberzeugung, er habe dem Volk, das ihn zu diesem wichtigen Auftrage berief, wenn nicht die besten denkbaren Verhaltungsregeln, doch die besten gegeben, deren es fähig gewesen, und Weisheit, welche an Ort und Zeit gebunden ist, wird diese Grenzen schwerlich überschreiten wollen. Die Allmacht schuf die Welt und überließ der menschlichen Vernunft, den Theil der Welt zu ordnen, welchen umzuschaffen ihre Kräfte übersteigt. Hätte der Verf., dem es an Scharfblick, Beobachtungsgeist, Kenntniß und Erfahrungen nicht gebricht; der selbst, an einer Stelle wenigstens, gesteht, nicht Alles tauge überall, und es gebe treffliche Einrichtungen, die nicht getroffen werden dürften, weil der Sinn des Volks nicht dafür gereift sei, statt sich für den Entwurf einer Verfassung zu begeistern, die auf keine bestehenden Verhältnisse Rücksicht nimmt und lebendige Menschen gleich willenlosen Zahlen behandelt, einen bestimmten Staat, ein vorhandenes Land ins Auge gefaßt und, was dafür geschehe, benutzt, befördert, gebessert, geändert, ausgeführt, verbreitet oder gehindert werden müsse: so würden seine Vorschläge und Bemerkungen ohne Zweifel willkommen sein und der Anwendung nicht verfehlen. Da er sich aber ins große Blau verliert und, um die Erde zu bewegen, seinen Standpunkt außer der Erde wählt, so gehört das ganze von ihm vorgezeichnete Gebäude zu den unwesentlichen Luftgestalten wohlmeinender Männer, die von Gleichgesinnten nicht ungern angeschaut werden, aber keine bleibende Spur zurücklassen. Sein Tadel ist nicht immer zu billigen, doch wenigstens zu begreifen; sein Lob, seine Empfehlung steht dagegen mit beglaubigten Thatsachen der Geschichte, mit alltäglichen Erfahrungen der oberflächlichsten Menschenkenntniß nicht selten in so grellem Widerspruch, daß sie kaum umhinkönnen, auch Das verdächtig zu machen, was ein solcher Zeuge mit großer Wahrhaftigkeit aussagt. Es ist ein unwiderrufliches Naturgesetz, daß wer zu viel umspannen will, nichts festhalten wird; und der Verf. kann von Glück sagen, wenn seine zum Theil schätzbaren Belehrun-

gen nicht ganz verloren gehen, weil er sie mit einem Weltmeer von unhaltbaren Behauptungen und Ansprüchen umgibt. Der angebliche Freund monarchischer Verfassung wird die besonnenen Anhänger einer solchen nicht für sich gewinnen, weil er dem Monarchen jedes Vorrecht abspricht, dessen er nicht entbehren kann, um wohlthätige Wirksamkeit zu äußern. Denn was ihm beliebt, reine Monarchie zu nennen, ist so durchaus gereinigt von allem Einfluß des Monarchen, daß ihm nichts als der leere Name übrigbleibt und die ganze Staatsverwaltung republikanisch wird. Wer aber von den Vorzügen republikanischer Verfassung überzeugt ist, dürfte sich schwerlich von der Zuträglichkeit überzeugen, das Merovingische Schattenbild eines Monarchen auf dem Thron zu dulden und die Fortdauer einer Sinecure zu begünstigen, deren Kosten, wie sehr sie auch beschränkt würden, zu nützlichern Zwecken verwendet werden könnten. Unbrauchbares bleibt um jeden Preis zu theuer. Noch in anderer Rücksicht wird es der Verf. entschiedenen Demokraten nicht rechtmachen. Niemand ist erblicher und herkömmlicher Aristokratie abgeneigter als er, und doch ist klar, daß sein Areopag, aus 3 Mal 3 Wahlen hervorgegangen, eine wahre Oligarchie bildet, von welcher nicht zu verbürgen steht, sie werde weder durch innere Zwietracht und Verschiedenheit der Ansichten gelähmt, noch durch Einmüthigkeit der Gesinnungen zu dem Zunftgeist verleitet werden, den Hr. H. überall wittert, wo von einem Senat die Rede ist, den er nicht geschaffen hat. Die vollkommenste Beamtenwahl kann nicht mehr erreichen als Anstellung unbescholtener und fähiger Männer; ob diese aber ihrem Ruf entsprechen, ihre Geschicklichkeit treulich geltendmachen werden, vermag nur die Zukunft zu enthüllen. Verantwortlich ist und bleibt jeder Diener des Staats, aber auch der Staat ist ihm verantwortlich, daß er nicht aus einem Posten verdrängt werde, den er redlich und pflichtmäßig verwaltet. Das Gegentheil muß streng erwiesen sein, muß einsichtsvollen Richtern einleuchten, die einem allgemeinverbreiteten Gerücht zwar Aufmerksamkeit, nicht aber zuvorkommenden Glauben schenken. Was erfindet nicht der Neid; was verbreitet und vergrößert nicht die Schadenfreude; was nimmt die Leichtgläubigkeit nicht für Wahrheit? Die Erfindung des Drucks, die Freiheit der Presse, durch ihren würdigen Gebrauch von unschätzbarem, unveräußerlichem Werth, hat doch auch den unvermeidlichen Nachtheil für unsere Gegenwart und Zukunft, Verleumdungen, die man sich in der Vorzeit nur ins Ohr sagte oder in wenigen Abschriften ausstreute, die bald der Vergessenheit anheimfielen, Unsterblichkeit zu sichern und zur Kunde des In- und Auslandes zu bringen; denn nichts ist leichter, als jenseits der Grenzen des Staats zur Oeffentlichkeit zu befördern, was innerhalb derselben zwar augenblicklich gehemmt werden mag, aber desto eifriger und mit verstärktem Reiz aus der Fremde sich einschleicht. Die bescheidene Stimme der Mäßigung wird leicht überhört und langweilig; scharfer, witziger Tadel unterhält selbst alsdann noch, wenn man ihn für übertrieben erkennt, und der Unverschämte kann mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, von seinen kecklich gehäuften Lästerungen werde doch etwas haften. Soll den Behörden, von denen bisher die Wahl der Beamten abgehangen, dieses Vorrecht darum entzogen werden, weil sie Vettern und Freunde besitzen, so möchte Diogenes' Laterne erlöschen, ehe sie einen Menschen beleuchtet, der keine Vettern und Freunde hat; und bei einer unwiderstehlichen Vorliebe für die niedern, ungebildeten und unbegüterten Stände des Volks hat Schreiber dieser Zeilen dennoch nie zu entdecken vermocht, daß ihre Anhänglichkeit für Freunde und Vettern schwächer sei als die der Vornehmen und Reichen, vielmehr in der Regel sie leidenschaftlicher und bestechlicher gefunden. Der häufige Wechsel der Beamten, die nach kurzer Frist wiederkehrende Bestätigung oder Entfernung derselben, welche Hr. H. dem Entwurf seines Musterstaats zum wesentlichen Vorzug anrechnet, möchte leicht zu dessen größten Unzuträglichkeiten gehören. Es bedarf keiner tiefgeschöpften Erfahrung und Beobachtung, um zu erkennen, daß in jedem Geschäft nur Uebung den Zögling zum Meister macht, und gerade bei Solchen am meisten, die einen geringen Aufwand geistiger Kräfte, aber viel Aufmerksamkeit, Beharrlichkeit und Fertigkeit mechanischer Verrichtungen erfodern. Ein Geschäftsmann solcher Art, blos von schlichtem Menschenverstande und gutem Willen unterstützt, wie verächtlich auch das Vorurtheil auf ihn herabblickt, ist schwer zu ersetzen, und Ref. hat in großen und kleinen Verhältnissen oft erlebt, daß ein durch glänzendere und geehrtere Eigenschaften überstralender Nachfolger den verkannten Vorgänger schmerzlich vermissen ließ.

Doch, der reiche Stoff des vorliegenden Buchs würde ein größeres Buch erfodern, wenn man ihn überall nachwägen wollte, und jeder Leser wird ihn aus seinem Standpunkt ins Auge fassen. Hier mag die Anzeige des Inhalts und eine flüchtige Angabe der Bemerkungen genügen, die Ref. nicht zu unterdrücken wußte. Der 1. Band ist den geschichtlichen Grundlagen des allgemeinen Staats- und Völkerrechts gewidmet. Die Uebersicht der merkwürdigsten Staats- und Regierungsverfassungen beginnt mit Indostan. Der Verf. theilt die Bewunderung der unbedingten Lobredner desselben und kann nicht begreifen, daß eine solche kräftige und civilisirte Nation, civilisirter als die meisten unsers Zeitalters, die Beute einer verächtlichen Krämergesellschaft hat werden können, denn mehr als Bonaparte'scher Haß verfolgt im ganzen Buch Alles, was Briten gethan oder unterlassen, mit unversöhnlichem Widerwillen. Darum erlaubt sich Hr. H. zu verschweigen — denn er weiß ohne Zweifel sehr wohl, daß dies sogenannte Krämervolk nicht über eine kräftige und civilisirte Nation, sondern über eine solche die Obermacht erworben habe, die unter dem Joch mongolischer Despoten und ungebildeter Gewalträuber erlag, und daß, welche Misgriffe sich auch die britische Verwaltung zu Schulden kommen lassen — das drückende Joch von den Schultern ihrer hindostanischen Untergebenen abgenommen worden, sodaß der Menschenfreund dieses Ergebniß als eine wahre, wenngleich nicht vollkommene Erlösung, als Vorbereitung

eines bessern Zustandes ansehen kann, dem hoffentlich Indostan, wie jeder Theil der bewohnten Erde entgegengeht. Nationalvorurtheile werden von den fremden Ankömmlingen mit großer, zum Theil vielleicht mit zu großer Schonung behandelt; Aufklärung und Bildung des Volks macht unleugbare Fortschritte, und selbst die Segnungen der christlichen Religion, der einzigen Sittenlehre, die jedem Volk unter jedem Himmelsstriche angemessen ist, werden keineswegs aufgedrungen oder durch Zwang und Gewalt eingeführt, sondern allein mit dem Geiste der Menschenliebe und Duldsamkeit geltendgemacht, der dem Sinn des göttlichen Stifters eignet. Der Verf. wird erst dann Glauben für seine abweichende Ansicht finden, wenn alle Geschichtschreiber außer ihn verloren sind. Aegypten, von dem er voraussetzt, es habe Verfassung und Cultur aus Indien erhalten, findet ebendeswegen Gnade vor seinen Augen und veranlaßt ihn zu der Behauptung: das Volk müsse sich in Zeiten, von denen wir keine zuverlässigen Nachrichten besitzen, sehr glücklich befunden haben, weil wir nichts von dessen Empörungen wissen. „Denn", setzt er hinzu, „die ganze Geschichte bestätigt, kein Volk empöre sich aus bloßem Uebermuth, sondern nur dann, wenn seine Leiden zu groß sind, um länger ertragen werden zu können". Die ganze Geschichte? Kaum die halbe! Die ganze Geschichte, alt oder neu, berichtet und wird künftig zu berichten haben, wenn statt des Menschengeschlechts nicht eine vollkommenere Gattung von Wesen den Erdkreis bewohnt, daß der Uebermuth des Wohlstandes zwar nie die einzige — denn auf jede große und allgemeinverbreitete Bewegung wirken unzählige —, aber oft die Haupttriebfeder und der wahre Nerv der Angriffe gegen eine bestehende und herkömmliche Verfassung gewesen. Nicht immer, nicht überall führen Leiden zu thätigen, kräftigen Ausbrüchen der Verzweiflung; wo sie recht groß, erdrückend und anhaltend sind, erzeugen sie vielmehr Muthlosigkeit, Stumpfsinn und unbegreifliche Ergebenheit; denn auch die Gewöhnung ist eine Beherrscherin der Welt. Hat sich hingegen, was gleichwol zu wünschen und zu befördern ist, der Wohlstand über die gesammte Volksmasse verbreitet; ist auch den untersten Ständen gelungen, sich auf eine Stufe zu erheben, die ihre Vorfahren nicht erreichten, so wächst die Eßlust über Tisch, so begehren sie, was sie vielleicht dürften, gewiß nicht, wie sie dürften, und der gefährlichste Theil der Schöpfung, ein Mann von Kopf der nichts zu verlieren hat, findet keine große Schwierigkeit, Die, welche etwas zu verlieren haben, zu Schritten zu verleiten, denen keine spätere Reue einzuhalten vermag. Ist es möglich, nahen und fernen Opfern dieser Art die wälsche Grabschrift zu versagen: „Ich befand mich wohl, ich wollte mich besser befinden, darum befinde ich mich hier"? Allen Erdenbürgern ist beschieden, von der Gegenwart die Uebel, von der Vergangenheit die Annehmlichkeiten am lebhaftesten zu empfinden und von der Zukunft zum Theil etwas ganz Anderes zu erwarten als sie gewährt.

(Der Beschluß folgt.)

Washington Irving's Reisen der Gefährten des Colombo.

Obwol die englische Literatur, gleich der französischen, durch die große politische Bewegung, welche alle andern Interessen mit sich fortreißt, gestört wird, so fehlt es ihr doch nicht so ganz an bedeutenden Erscheinungen als der letztern. Eine der willkommensten, auch für die deutsche Lesewelt, war ein neues Werk oder Werkchen von Washington Irving, das sich als Fortsetzung an sein Leben des Colombo anschließt: „Voyages of the companions of Columbus" (London, 1831, 12). Nicht leicht dürfte ein anderer Gegenstand gleich geeignet für die romantisch-historische Darstellungsweise Washington Irving's sein als diese Entdeckungszüge. Jeder Schritt eröffnet eine neue Welt, die Phantasie hat beinahe nichts zu thun, als der Wirklichkeit zu folgen und das bunte, reiche Leben, welches diese darbietet, mit treuen Farben in ihr Gemälde zu übertragen, oder im Einzelnen zu ergänzen, was durch die Länge der Zeit verloren gegangen ist. Die Periode, welche uns hier geschildert wird, reicht von dem Schlusse des 15. Jahrhunderts bis ungefähr in das erste Viertel des 16.; und die vornehmsten unter den Reisenden, die wir kennen lernen, sind Alonzo de Ojeda (mit dem Amerigo Vespucci aussegelte), Vicente Pinzon, Diego de Nicuesa, Vasco Nunnez, Juan Ponce de Leon, der Entdecker von Florida, u. A. Der merkwürdigste unter Allen ist aber wol Ojeda; sein ganzes Leben gleicht mehr einem Roman als einem auf ungeschmückter Wahrheit beruhenden Abschnitte der Geschichte.

Nachdem er den Golf von Coquibacoa, oder wie er ihn nannte, von Klein-Venedig oder Venezuela entdeckt hatte, landete er, mit den ausgedehntesten Vollmachten der spanischen Regierung versehen, auf der Küste von Cartagena. „Die Mönche, welche ihn begleiteten, lasen ein gottseliges Manifest, Ojeda machte den Eingeborenen Zeichen der Freundschaft und hielt ihnen glänzende Geschenke entgegen. Aber sie hatten die Grausamkeit der weißen Männer bereits erfahren und waren durch Güte nicht zu gewinnen; vielmehr schwangen sie ihre Waffen, ließen ihre Muscheln ertönen und bereiteten sich zum Kampfe. Juan de la Cosa sah den aufsteigenden Zorn Ojeda's und kannte seine unbezähmbare Kühnheit. Er bat ihn aufs Neue, diese feindlichen Gestade zu verlassen, und erinnerte ihn an die vergifteten Waffen der Feinde. Alles war umsonst; Ojeda vertraute blindlings auf den Schutz der Jungfrau. Er hielt, wie gewöhnlich, ein kurzes Gebet an seine Patronin, und darauf zuckte er seine Waffe, ergriff den Schild und stürzte wüthend auf die Wilden los. Juan de la Cosa folgte ihm so unverzagt, als wenn die Schlacht sein eigner Rath gewesen wäre. Die Indianer wurden bald geworfen, eine Anzahl erschlagen, und mehre zu Gefangenen gemacht; an ihrem Leibe fand man Goldplatten, jedoch von geringerer Qualität. Stolz auf diesen Erfolg, nahm Ojeda einige der Gefangenen zu Führern und verfolgte den fliehenden Feind 4 Meilen weit in das Innere. Ihm folgte, wie gewöhnlich, sein treuer Lieutenant, der Veteran la Cosa, indem er ihm fortwährend Vorstellungen über seine unnütze Verwegenheit machte, aber kühn in den drohendsten Gefahren unterstützte. Nachdem sie weit in den Wald vorgedrungen waren, stießen sie auf einen Hinterhalt des Feindes, in welchem eine zahlreiche Macht, mit Keulen, Lanzen, Pfeilen und Schilden bewaffnet, bereit war, sie zu empfangen. Ojeda führte seine Leute mit dem altcastilischen Kriegsrufe: „Santjago!" zum Angriff. Die Wilden ergriffen bald die Flucht. Acht ihrer bravsten Krieger warfen sich in eine Hütte und machten von ihren Bogen und Pfeilen so tüchtigen Gebrauch, daß sie die Spanier in achtender Entfernung hielten. Ojeda rief Schmach über seine Begleiter, daß sie sich von 8 nackten Menschen zurückschrecken ließen. Gereizt durch diesen Vorwurf drang ein alter castilischer Krieger durch den Pfeilregen und erbrach die Thür, empfing aber hier einen Lanzenstoß durch das Herz und fiel todt auf der Schwelle nieder. Ojeda, wüthend bei diesem Anblick, befahl jetzt, das aus Holz aufgeführte Gebäude in

Brand zu stecken; in einem Augenblicke stand es in lichten Flammen, und die 8 Krieger kamen im Feuer um. Siebenzig Indianer wurden gefangen genommen und zu den Schiffen gesandt, während Ojeda, ohne auf die Vorstellung Juans de la Cosa zu achten, seine verwegene Verfolgung der Flüchtigen durch den Wald fortsetzte. In der Dämmerung des Abends gelangten sie zu einem Dorfe, das Yurbaco hieß, und dessen Einwohner, mit ihren Weibern, Kindern und werthvollsten Habseligkeiten in die Berge geflohen waren. Die Spanier, in der Meinung, daß die Indianer vollkommen zerstreut und entmuthigt wären, streiften jetzt unter den verlassenen Häusern, die entfernt von einander und unter Bäumen versteckt standen, nach Beute umher. Während sie so zerstreut waren, stürzten von allen Seiten Haufen von Wilden, mit furchtbarem Geschrei, aus dem Walde hervor. Die Spanier versuchten sich zu sammeln und einander zu unterstützen, aber jede kleine Schar war bald von einem Heer von Feinden umgeben. Sie fochten mit verzweifelter Tapferkeit; aber diesmal half ihnen weder ihr Muth, noch die Eisenrüstung; sie wurden durch die Menge überwältigt und sanken unter den Streichen der Streitkolben oder durch vergiftete Pfeile zu Boden. Ojeda zog bei dem ersten Lärmen eine geringe Anzahl seiner Leute zusammen und nahm seine Zuflucht in eine kleine Umzäunung, die mit Pallisaden umgeben war. Hier wurde er belagert und durch einen Regen von Pfeilen hart bedrängt. Er fiel auf die Knie und deckte sich mit seinem Schilde und, da er klein und gewandt war, so gelang es ihm, sich gegen die tödtlichen Geschosse zu schützen; alle seine Gefährten fielen indessen an seiner Seite, und einige nach schrecklichem Todeskampfe. In diesem furchtbaren Augenblicke kam der Veteran la Cosa, der von der Gefahr seines Befehlshabers gehört hatte, mit wenigen Begleitern zu seinem Beistande. Der brave Biscayer stellte sich an das Thor der Pallisadirung und hielt die Wilden ab, bis die meisten seiner Leute erschlagen und er selbst aefährlich verwundet war. Jetzt sprang Ojeda, gleich einem Tiger, mitten unter die Feinde und theilte zu beiden Seiten seine Streiche aus. La Cosa würde ihn unterstützt haben, aber er war durch seine Wunden gelähmt. Er zog sich daher mit dem Rest seiner Leute in eine indianische Hütte, von der ihnen das Strohdachabwerfen half, damit die Wilden sie nicht in Brand steckten. Hier vertheidigte er sich, bis alle seine Kameraden, bis auf einen, erlegen waren. Das feine Gift seiner Wunden überwältigte ihn endlich, und er sank zu Boden. Als er den Tod am Herzen fühlte, rief er seinen einzigen überlebenden Gefährten. „Bruder", sagte er, „da Gott Dich vor Unglück geschützt hat, so speing hervor und fliehe, und wenn Du je Alonzo de Ojeda sehen solltest, so berichte ihm mein Schicksal". So fiel der kühne Juan de la Cosa treu und ergeben bis zum letzten Hauche. Von seinen Zeitgenossen wuede er als einer der tüchtigsten unter jenen kühnen spanischen Seefahrern anerkannt, die zuerst den Weg nach der neuen Welt eeforschten. Uns ist indessen sein Andenken besonders durch die biedermännischen und liebenswürdigen Eigenschaften seines Herzens werth und vor Allem durch die ritterliche Treue, die er bei diesem seinem letzten Seezuge bewährte. Durch Neigung und Freundschaft mit einem jüngern, hitzigern Kriegshelden verbunden, sehen wir diesen vorsichtigen Veteranen seine gewöhnliche Klugheit und die Lehren der Erfahrungen vergessen und Herz und Hand, Habe und Leben den wilden Unternehmungen seines Lieblings weihen. Wir sehen ihn als Vater über ihn wachen, als klugen Rathgeber ihn warnen, aber als unerschrockenen Gefährten an seiner Seite streiten, ohne Bedenken, ihm in vorhergesehene und nutzlose Gefahren, ja zum gewissen Tode folgen und in seinen letzten Augenblicken keine andere Sorge zeigen, als von seinem Freunde nicht vergessen zu werden".

Ojeda allein entkam, und nachdem er sich mit Nicuesa vereinigt hatte, nahm er schreckliche Rache an den unglücklichen Eingeborenen.

„Die beiden Statthalter, jetzt nicht länger Nebenbuhler, landeten 400 Mann und mehre Pferde und brachen in aller Eil nach dem verderblichen Dorfe auf. Sie erreichten es in der Nacht, theilten ihre Streitkräfte in 2 Abtheilungen und gaben den Befehl, daß man keinen Indianer mit dem Leben davonkommen lassen sollte. Das Dorf lag im tiefsten Schlafe, nur der Wald war mit großen Papageien angefüllt, die, durch das Geräusch der anrückenden Truppen erweckt, ein großes Geschrei erhoben. Aber die Indianer, welche die Spanier alle vernichtet glaubten, achteten nicht auf dieses Warnungszeichen. Nicht eher, als bis ihre Häuser bereits angegriffen und in Flammen gehüllt waren, bemeekten sie den Feind. Sie stürzten theils mit Waffen, theils waffenlos heraus, wurden aber an ihrer Thür von den erbitterten Spaniern empfangen und entweder erschlagen oder in das Feuer zurückgetrieben. Weiber flohen wild, ihre Kinder im Arme, aus den Flammen; aber bei dem Anblick der in Stahl glänzenden Spanier und ihrer Pferde, die sie für menschenfressende Ungeheuer hielten, eilten sie, laut aufkreischend vor Entsetzen, in ihre brennenden Wohnungen zurück. Groß war das Blutbad, denn weder Alter noch Geschlecht wurde geschont. Viele kamen durch das Feuer um, Viele durch das Schwert. Als die Spanier ihre Rachsucht endlich gesättigt hatten, gingen sie auf Beute aus. Während sie so beschäftigt waren, fanden sie den Leichnam des unglücklichen Juan de la Cosa. Er war an einen Baum gebunden, aber durch das Gift der Pfeile, die ihm den Tod gegeben hatten, scheußlich geschwollen und entstellt. Dieser grauenvolle Anblick hatte eine solche Wirkung auf die gemeinen Leute, daß nicht ein einziger an diesem Orte über Nacht bleiben wollte. Nachdem sie das Dorf geplündert hatten, verließen sie dasselbe daher als brennende Ruine und kehrten im Triumph zu ihren Schiffen zurück".

Wenige dieser Abenteurer, so sehr sie auch das Glück bei ihren kühnen Unternehmungen begünstigte, nahmen ein glückliches Ende. Auch Ojeda fiel zuletzt in das größte Elend: „er staeb so arm, daß er nicht Geld genug hinterließ, um damit sein Begräbniß bestreiten zu können, und so niedergedrückt, daß er mit seinem letzten Athemzuge noch bat, man möge zu demüthiger Sühne seines frühern Stolzes seinen Leib in dem Kloster San-Francisca, gerade unter dem Portal begraben, damit Jeder, der in dasselbe eingehe, sein Grab mit Füßen trete". 178.

Notiz.

Die alte Dame Kumpany.

Als einst, so erzählt der treuherzige Holmes, der im Gefolge des Lord Macartney die Gesandtschaftseeise nach China mitmachte, ein gebildeter chinesischer Häuptling von den Briten eine Landkarte verlangte, um England darauf zu sehen, da zeigte man ihm, über den kleinen Fleck beschämt, das ganze Amerika. In demselben Sinne hat die englisch-ostindische Compagnie, seitdem sie sich in die Nothwendigkeit fügen müssen, ihren indischen Unterthanen einen nothdürftigen Unterricht angedeihen zu lassen, durch die Calcutta school-book society, für solche Elementarbücher wenigstens gesorgt, welche über Europa wo möglich einen Schleier werfen und selbst in Asien die wahre Lage der Dinge verheimlichen. In einer hindostanisch geschriebenen Geographie, gegen welche jede deutsche Fibel ein Meisterstück wäre, wird England nicht weiter genannt, als daß es mit Japan Handel treibe, wobei es wol dem Lehrer überlassen bleibt sich das Zeitwort im Desiderativ zu denken. Sonst erscheint hier allenthalben die Kumpany in ihrem Glanze, umgeben von ihren Dienerinnen, der tschordj mischenary-, der skûlbûk- und andern susaithys, welche sich in diesem asiatischen Gewande etwas krankhaft und unheimlich ausnehmen. Der phantasiereiche Inder dagegen hat sich längst gewöhnt, die Kumpany als eine Art von Göttin oder als eine ältliche und eitle Dame zu betrachten, die gar fern wohne und viele Opfer heische. 179.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 148. —— 28. Mai 1831.

Untersuchungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen rc., von L. Hoffmann. 2 Bände.

(Beschluß aus Nr. 147.)

Noch berichtet Hr. H.: „Die ägyptische Priesteraristokratie habe durch ihre Aufklärung und ihre Missionnaire, die sie nach Griechenland und überallhin absandte, unendlich viel zur Civilisation der ganzen Erde beigetragen; keine andere Aristokratie könne sich diesen Ruhm aneignen". Benjamin Constant, der Hierarchie gewiß nicht zugethan, dessen treffliches Werk über Religion Niemand unbeachtet lassen darf, der diesen Gegenstand reiflich erwägen will, hat mit unwidersprechlichen Gründen erwiesen, daß von eigentlichen absichtlichen Missionnairen ägyptischer Priesterschaft gar keine Rede sein darf, daß der nie verleugnete Geist ihrer Innung alle Versuche dieser Art durchaus undenkbar macht. Wenn aber auch ein leichtwiderlegtes Vorurtheil von unheilbarem Eigensinn in Schutz genommen werden wollte, so müßte doch dieser alle Wahrheit der Geschichte verleugnen, um zu verkennen, daß die Missionnaire der christlichen Kirche die Grenzen unendlich überschritten haben, auf welche sich die vorgeblichen ägyptischen nothwendig beschränken müssen, und daß der Einfluß der ersten auf die Civilisation der ganzen Erde weit bedeutender gewesen, insofern Das, was diesen Namen verdienen soll, von der Erkenntniß und Verehrung des Sittengesetzes unzertrennlich ist. Es ist eine gar feine und tiefe Bemerkung des frommen und weisen Melanchthon, daß schon die 10 Gebote im Grunde nichts Anderes sind als ein kurzer, faßlicher und allgemeinanwendbarer Inbegriff des Vernunftgesetzes. Der Vorliebe des Verfs. für Athen und dessen Areopag ist bereits erwähnt. Zum Lobe des letztern erzählt er, eine Frau, vor ihm angeklagt, Mann und Sohn ermordet zu haben, weil Beide ihren Sohn erster Ehe umgebracht hatten, sei von diesem Gericht beschieden worden, mit ihren Anklägern nach 100 Jahren wieder vor ihm zu erscheinen. „So", fügt er triumphirend hinzu, „hätte wol auch Salomon entschieden, aber kein französisches — Parlament, so die englische Jury, aber nicht der Senat zu Sparta und zu Rom!" Der Hr. Appellationsrath in Zweibrücken mag sehen, wie er seine Meinung über Salomon und die englische Jury vor ihren Freunden vertreten will; das Parlament und die Senate dürften bei Unbefangenen keiner Rechtfertigung bedürfen. Darf ein besonnener Rechtspfleger billigen, daß Verbrechen durch Verbrechen bestraft werde? Selbsthülfe, wo die richterliche weder versagt wird, noch durch Verzug zu spät kommt, ist in keiner bürgerlichen Gesellschaft zu dulden, und im angegebenen Fall war ja nicht einmal von ungeduldig erwarteter Hülfe, sondern blos von unversöhnlicher Rachsucht die Rede. Aber auch zu andern Verhältnissen, welche dieser Rechtsgelehrte zu genehmigen scheint, werden nicht weniger umsichtige Rechtskundige den Kopf schütteln. Für eine Bevölkerung von 20,000 Bürgern, 10,000 Schutzverwandten und 40,000 Sklaven (!), welche Athen zur Zeit seines höchsten Flors nicht überstieg, war eine Anzahl von 6000 Richtern augenscheinlich viel zu viel. Das mußte nothwendig verderblicheres, auch von der Geschichte nicht übergangenes Unheil veranlassen, als Aristophanes verewigen wollen, der, seinem Zweck gemäß, den Gegenstand blos von der lächerlichen Seite auffaßte. Dem römischen Senat ist der Verf. so feind, daß er sogar das Tribunat beschuldigt, ihm nicht genug widerstanden zu haben, und der Religion und ihrem Einfluß auf das Volk will er nichts als unglückbringende Wirkungen beilegen. Montesquieu erlaubte sich anderer Meinung zu sein, und, ohne den Aberglauben zu beschönigen, wird der aufgeklärteste Mann, der ihn gewiß nicht festzuhalten oder zurückzurufen wünscht, dennoch der geschichtlichen Thatsache nicht widersprechen, daß die Sittenreinheit der Römer, die Heiligkeit der Zusagen und Verträge, die strenge Aufrechthaltung der Gesetze, mithin der Bestand des Staats, an die Ehrfurcht vor der waltenden Gottheit gebunden war und unwiederbringlich verloren ging, als Zweifelsucht und Unglauben, von griechischen Sophisten verbreitet, die einfache Lehre der Väter untergruben. Verächter des religiösen Gefühls haben nie begreifen wollen, daß keine Bürgschaft menschlicher Vernunft jemals das Ansehen und die Zuversicht gewinnen kann, welche der ungebildete Volkssinn einer göttlichgeglaubten, aus Liebe oder Furcht, willig oder unwillig einräumt. Religion ist volksthümliche Sittenlehre, und der Besonnene darf nicht mehr von ihr begehren, als daß sie deren Gebote vor der Vernunft rechtfertigen könne, wenn sie auch für ihre Sagen und Gebräuche weiter nichts als Ueberlieferung und Herkommen anzuführen weiß. Auch wird er sich wol hüten,

harmlose Sagen und Gebräuche mit unerbittlicher Rechthaberei zu befehden, weil ihm nicht entgeht, daß gerade sie es sind, die dem Pflichtgesetz die Huldigung des Volks erwerben.

En faveur de son cortége, il fait grace à la raison.

So lange in Sina das Kreuz unter Blumen des Landes sich versteckte, ward das Kreuz nicht verfolgt. Hr. H. gesteht selbst einmal, es sei unbillig, die Handlungen, also auch die Verfügungen der Menschen, nach einem andern Maßstabe zu beurtheilen als nach dem des jeweiligen Zeitgeistes und der Stufe der Cultur; damit aber hat er über die allgemeine Anwendbarkeit seiner Vorschläge den Stab gebrochen, denn sowol der Geist der Völker als die Stufe ihrer Cultur ist sogar bei benachbarten und verwandten unendlich verschieden; und sollte vollends, wie er in der frühern Ausgabe seiner „Garantien" vorschreibt, der Zweck des Staats dahin gerichtet sein, den Stand der Geistlichen gänzlich überflüssig zu machen, so dürften gewissenhafte und umsichtige Vertreter des Volks Bedenken tragen, für einen solchen Zweck ihre Anstrengung aufzubieten. Englands Geschichte hat der Verf. aus trüben und verdächtigen Quellen studirt, und seine Geistesrichtung verhindert ihn, irgend ein Verhältniß dieses Landes mit Unbefangenheit zu beurtheilen. Daher wagt er die unerweisliche Behauptung, die repräsentative Form und die Pairskammer hätten unter Elisabeth nichts zum Wohl des Reichs und des Volks gewirkt. Jede Geschichte jener Zeit reicht hin, um das Vorurtheil zu widerlegen; vor Allem darf der nichtbritische Beobachter englischer Verhandlungen nie vergessen, daß dort nichts in Wirklichkeit übergeht, was nicht die gemeinschaftliche Bewilligung des erblichen Regenten, der aus großen Landeigenthümern, hohen Geistlichen und obern Richtern zusammengesetzten Pairskammer und der gewählten Volksvertreter des Unterhauses erwirkt; daß demnach jede einzelne dieser Behörden auf die beiden andern Rücksicht nimmt und nicht leicht in Vorschlag bringt, wogegen ein Widerspruch zu besorgen ist, dem die allgemeine Volksstimme das Wort reden würde. Es heißt der klugen Elisabeth nicht zu nahe geredet, wenn man annimmt, dieses Bewußtsein habe ihren bekannten Eigensinn mehr als Ein Mal gezügelt und sie vor Maßregeln gewarnt, deren sich ihre Laune sonst wol überlassen mögen, um die Widersetzlichkeit erblicher und gewählter Stimmberechtigten nicht aufzuregen. Wer durch sein bloßes Dasein der Entstehung eines Uebels vorbeugt, darf nicht beschuldigt werden, er wirke nichts zum Wohl des Ganzen. Ebenso unbillig und unverdient ist der Vorwurf, Karl I. sei weit entfernt gewesen, den Geist der Zeit auch nur zu begreifen, noch entfernter, ihm zu folgen, und durchaus unfähig, ihn zu beherrschen. Daß er ihn in seiner ganzen Schwere begriffen und ihm folgen müssen, zeigt das *Εικὼν βασιλική* und die Geschichte. Woher dem unglücklichen Monarchen das Vermögen kommen sollte, ihn zu beherrschen, ist unbegreiflich, da diese Herrschergewalt selbst dem großen und felsenfesten Cromwell versagt blieb, der hoch über dem Geist seiner Zeit stand, dennoch, wie Burton's Tagebuch unwidersprechlich beweist, seinen Geist der Milde und Duldsamkeit unverbesserlichen Puritanern nicht einhauchen konnte und geschehen lassen mußte, was Niemand herzlicher misbilligte als er. Dieser Beschützer seines Volks und der protestantischen Freiheit fand, wie das erwähnte schätzbare, von einem Gegner geschriebene Werk zum ersten Mal berichtet, seinen unzeitigen Tod durch Gift, und die gute Sache der Menschheit gewann Nichts dabei, daß der seltene Räuber einer unrechtmäßigen Gewalt verhindert ward, sie geltendzumachen. Auf Nordamerika wirft der Verf. minder parteiische Blicke und ist weniger befangen in seinem Lobe und in seinem Tadel. Doch übersieht er, wie die meisten Ausländer, daß von Nordamerika im Allgemeinen wenig zu sagen ist, was im Einzelnen wahr bleibt. Der große Bezirk umfaßt verbündete Staaten, deren jeder seine eigne Verfassung hat. Was von dem einen gilt, ist auf den andern nicht anwendbar, und nicht jedem derselben darf *eine größere Sicherheit der Person und des Eigenthums, eine wohlthätigere Gesetzgebung* beigelegt *werden, als in Europa angetroffen* wird. Hrn. Röding's „Columbus", diese reichhaltige und zuverlässige Quelle des Unterrichts, sollte von rechtswegen schriftstellerische Misgriffe dieser Art gänzlich entfernen, da die unleugbare Begeisterung des Herausgebers für das Land und die heilige Sache der Freiheit ihn dennoch nicht abhält, Berichte aufzunehmen, die unwillkommene Erscheinungen beglaubigen.

Der 2. Band beschäftigt sich auf einem Gebiet, wo der Verf. besser zu Hause ist, und wenn auch nicht selten den Widerspruch, doch vielleicht noch öfter den Beifall wissenschaftlicher Richter erfahren wird: Culturgeschichte der wichtigsten Zweige des öffentlichen Rechts seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Es war zu vermuthen, daß Hr. H., nach seiner Art zu sehen, mit Geringschätzung und Misbilligung von Cicero reden würde, und der große Abgeschiedene, dessen einzige Schwäche vielleicht eine zu reizbare Empfindlichkeit gegen Lob und Tadel war, dürfte vielleicht ein unangenehmes Viertelstündchen im Elysium zubringen, wenn ihn diese Kunde dort erreichen könnte. Hoffentlich hat jedoch das Wasser der Lethe diese Ferse des Achills geheilt, und es wird wol nie eine Zeit kommen, in welcher es dem hochverdienten Staatsmann und Schriftsteller an würdigen und dankbaren Bewunderern gebricht. — Vergleichung des heutigen Zustandes der wichtigsten Angelegenheiten des Staats- und Weltbürgers mit den Foderungen des höchsten Gesetzes der Natur und der Volksklugheit. Unter Andern stellt der Verf. die ungeheure Behauptung auf: „Deutschlands jetziger Staatenbund sei, rücksichtlich des Nationalgeistes, weit nachtheiliger geworden und müsse immer mehr und mehr nachtheiliger werden, als die ehemalige deutsche Reichsverfassung gewesen". Was mag er Nationalgeist nennen? Daß Staaten, an klimatischen und geistigen Bedürfnissen, an Größe, Kraft, Religion, Gewöhnung, Betrieb und was sonst genennt werden mag, dessen das Bestehende nicht entbehren kann, ohne sich unbehaglich zu fühlen, auf das Bett des Prokrustes ge-

streckt, nach Einem Leisten behandelt, in Eine Form gepaßt, von Einer obern Behörde in Eine Richtung gezwängt, oder wenn keine stattfindet, der Anarchie preisgegeben werden sollen? Di meliora piis, errorem hostibus illum! Wohin man auch den Sitz der obersten Behörde verlegen wollte, in Norden oder Süden, Osten oder Westen, Gleichförmigkeit möchte für eine Zeitlang entstehen, Zufriedenheit nie, Auflösung bald. Wer von einer gleichsinnigen Einheit Deutschlands träumt, bei der sich alle Betheiligten wohlbefinden würden, ist dem Helden Rabelais' nicht unähnlich, dessen tägliches Frühstück aus Hirngespinnsten bestand. Die bedächtigen Regierungen Deutschlands sind übereingekommen, ihren einmal bestehenden Staaten Anerkennung, Dauer und Gesetzlichkeit zu sichern, die Besorgniß zu entfernen, daß der kleinere vom größern unterdrückt werden könne, sie nicht zum Trutz aber zum Schutz zu verbünden, gemeinschaftliche Vertheidigung festzustellen und jeden Zwiespalt auf dem Wege friedlicher Unterhandlung und gegenseitiger Nachgiebigkeit auszugleichen. Das gemeinschaftliche Bundesgericht ist aus einsichtsvollen, kundigen und ehrenwerthen Bevollmächtigten aller einzelnen Staaten zusammengesetzt, die noch keine Verfügung erlassen haben, welche von ihrer Willkür zeugt oder die Willkür der Regierungen und Bürger begünstigt. Viel Gutes ist geschehen, einigem Uebel abgeholfen, Besseres vorbereitet. Freilich fehlt der Zauberstab, alles Wünschenswerthe mit Einem Schlage hervorzurufen, und Erfahrung und Gewöhnung allein kann Vorurtheile verscheuchen, die so wenig an Einem Tage verschwinden als an Einem Tage entstanden. Haben alle Staaten des nordamerikanischen Bundes über kurz oder lang die Bevölkerung des deutschen erreicht, so wird dessen weiser Congreß sich wol bescheiden müssen, daß die Behutsamkeit, welche der Unkundige unserm Bundesgericht zum Vorwurf macht, wie misfällig sie dem Einzelnen sein mag, eine nothwendige Pflicht der Klugheit sei. Bande, zu fest angezogen, reißen am schnellsten.

Ueberaus treffend und zeitgemäß spricht der Verf. gegen die zu weit getriebene Begünstigung und Belohnung der schönen Künste. Der Künstler selbst würde nicht sein können, was er ist, wenn ihn seine Begeisterung nicht vermöchte, ihnen einen hohen Werth beizulegen. Auch ist der Aufwand, dem sich der Reiche für sie überläßt, ohne Zweifel ein wohlthätiger und lobenswürdiger Gebrauch der Schätze, die ihm das Glück zugeworfen. Die Pfleger der Staaten hingegen, die Verwalter eines Vermögens, das nicht das ihrige ist, haben sich wohl zu berathen, um nicht dem glänzenden Talent darzubringen, was unentbehrlichern Bedürfnissen gehört. Der große Perikles lebt als Beförderer der schönen Künste in den Jahrbüchern der Geschichte; als Beförderer der Wohlfahrt seines Volkes, seiner Verbündeten und ihrer Zukunft dürfen sie ihn nicht aufstellen. Kaum traut man seinen Augen, wenn man den Schluß des Buches liest: die Uebersicht des Zustandes des Völker- und Weltbürgerrechtes seit dem wiener Congreß von 1814—15. Das ist ärger als Lindner's verschrienes „Manuscript aus Süddeutschland". Der vorgebliche Freund der Volksfreiheit und der Völkerrechte läßt die Larve fallen und wird zum ärgsten Lobredner und Vertheidiger des eigenmächtigsten und willkürlichsten Gewalträubers, den je die Erde getragen. Er findet nichts rechtmäßiger und billiger, als daß Bonaparte Elba verlassen und den Kaiserthron wieder eingenommen habe, dem er feierlich entsagt hatte; nichts unbilliger, ungerechter und widersinniger, als daß man ihn von dort zum zweiten Mal vertrieben und dem gefährlichen, nie zu besänftigenden Unruhstifter die Wahrscheinlichkeit erschwert habe, verderbliche Fehde von Neuem zu beginnen. Wie es auch in Hrn. H.'s Kopf und Herzen aussehen mag, die Namen Deutschland, Europa, Welt, Ruhe und Eintracht müssen dort in schlechtem Ansehen stehen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß er eine gewisse Art des Zeitgeistes vollkommen begriffen hat, daß er ihm blindlings folgt und unbedingt von ihm beherrscht wird. 42.

Pensées et souvenirs historiques et contemporains, suivi d'un essai sur la tragédie ancienne et moderne, et de quelques aperçus politiques; par *Michel Palmieri de Micciche*, proscrit italien. 2 Theile. Paris, 1830.

Ich für meinen Theil bin überzeugt, unzählige Italiener wurden nur deshalb proscribirt, um zu schreiben. Die wohlweisen Ministerien haben gedacht, wenn die lieben Leute unter italienischem Himmel und Scepter bleiben, fällt ihnen vor Wonne der Griffel Klio's aus der Hand, kurz, sie legen sich auf die faule Bank; um also die lieben Leute ernster zu stimmen und thätig zu machen, gibt es nichts Einfacheres, als wir zerstreuen sie wie die Kinder Israels in die weite Welt. Wir proscribiren sie, damit sie schreiben. Das ist meine Ansicht von der Sache, und wer anders denkt, den bitte ich, seine Meinung in alle deutsche Blätter einrücken zu lassen.

Jene Absicht ist gelungen. Man vergleiche die Schriften der Proscribirten mit denen der Autoren, welche zu Hause bleiben mußten. Letztere sind großentheils nicht weit her; der Erstern Ruhm erstreckte sich desto schneller durch beide Welten, als sie ihn mit sich nachtrugen. Kaum ist ein Italiener proscribirt, so schreibt er ein Buch. Wenn er anfängt, so weiß er darum noch nicht, welchen Titel er wählen wird; und wenn er fertig ist, so weiß er es noch weniger. Gerade wie unsere originellen Schriftsteller in Deutschland. Ein Buch schreiben! denkt der Italiener, ich habe nie Materialien gesammelt, und wenn, so habe ich sie nicht über die Grenze gebracht, denn pensées et souvenirs sind nicht zollfrei. Ein Buch schreiben! denkt er also, weiß gar nicht wie ich es anfangen soll, aber so viel weiß ich, daß ich ein Buch schreiben muß. Tout comme chez nous.

Falls ich diese Bemerkungen auf Hrn. Micciche anwenden wollte, so könnte er es mir nicht füglich übelnehmen, denn er sagt es in der Vorrede in eigner Person von sich selbst. Und wenn man bedenkt, daß ich 2 Bände geschrieben, fügt er im 2. Bande, S. 86, hinzu, daß ich vielleicht noch 1—2 andere zu Tage fördern werde, ohne übrigens Notizen oder gar Bücher vor mir zu haben, so redet man sich am Ende ein, daß der Verf. der souvenirs ein wenig Gedächtniß hat. Aber nein. Alles, was Frau v. Sévigné über Hrn. v. Brancas, den Zerstreuten, sagt, das bezieht sich auf mich. Man erinnert sich eines andern Menschen, der auf die Post ging, um Briefe abzuholen und unterwegs seinen Namen vergaß; der Mensch bin ich. Hört einige curiose Beispiele an, fährt Hr. Micciche fort. Der Frau v. S. machte ich einst das Compliment, ihre Tochter, Frau M., habe eine schöne Stimme; Frau M. war aber

ebenso wenig ihre Tochter als die meinige. Ein anderes Mal bat ich sie um Nachricht von ihrem Mann, und sie war Witwe. Darob hätte mir Frau S. die Augen ausreißen mögen. In Genf, nein, hier in Paris, vor einem Jahr, der Tausend! es war vor einem Monat, grüßt mich ein französisches Fräulein, womit ich letztes Jahr 50 Mal gespeist, getanzt, geschwatzt hatte. Ich gehe zu ihm, dem Fräulein, und frage, wie sich sein Kind befindet. Ich habe Unterricht in der Mnemonik genommen und habe jetzt ebenso viel Gedächtniß wie zuvor. — Bin auch ein gar unwissender Mensch, setzt Hr. Micciche in der Vorrede hinzu, und nehme es an Gelehrsamkeit mit allen Sicilianern auf. In meiner Heimath gibt es wenig Elementarschulen, sondern viele Jesuiten. Die Herren Medici und Tommasi dachten, Neapel sei für die Jesuiten nicht gut genug und machten sie uns zum Geschenke. Da lehren nun Letztere Idealphilosophie und Aberglauben; da grüßen denn die Geistlichen dominus vobiscus, und nicht vobiscum, damit, sagte Einer, das Hauptwort mit dem Adjectiv übereinstimmen möge. Man sieht hieraus, daß Hr. Micciche wenigstens so viel weiß, daß er nichts weiß. Er ist Sokrates. Außerdem erinnert er sich täglich und stündlich, daß er sonst beschäftigt war, jetzt nichts zu thun hat, sonst reich war, jetzt arm. Ohne Heimath, unglücklich, ein leidenschaftlicher Patriot, tagtäglich hoffnungsloser, wollte er Fortunens Rad mit Gewalt herumdrehen und ging, er erinnert sich dessen nur zu deutlich, in ein Spielhaus und verlor. Nun will er es wiedergutmachen und wagt ein noch gefährlicheres Spiel: die Schriftstellerei. Hierin ist er glücklich. Sein Buch hat wenig Nieten, viel Haupttreffer; wir wollen hoffen, daß Europas lesendes Publicum sie bei Heller und Pfennig auszahlen wird. Wenigstens das ältere, gesetzte Publicum, das manche Spielerei vertragen kann, ohne in Feuer und Flamme zu gerathen. Das Buch ist ein wahrer Guckkasten, ein Kaleidoskop. Da sieht man Könige und Kaiser vorbeiziehen, Politik auf Bällen, Bälle bei Congressen; Abenteuer die Menge und politische Sentenzen, wie auch andere über das Drama alter und neuer Zeit. Hr. Micciche ist kein eigentlicher Schriftsteller; er hält nicht auf Ordnung, er wirft seine Gedanken unter einander, aber er hat Gedanken und ist kein Pedant. Wie die meisten Autodidakten, hat er viel negative Vorzüge, und macht er es nicht in Allem gut, so macht er es doch in Vielem besser als Andere.

Hr. Micciche hat einen guten Charakter; er macht zwar vielen Leuten keinen guten Namen, aber blos deswegen, weil er sich nicht entsinnen kann, daß sie etwas Gutes gethan; sein Gedächtniß ist Schuld daran. Ueber das Böse ist er nicht ungehalten, er wundert sich nicht darüber, er lächelt blos, und so niedlich, daß der Leser jeden Augenblick herausplatzt. Wo aber unsers Schriftstellers Gedächtniß im Stande ist, sich an etwas Gutes zu erinnern, da hält er es fest, ehe es ihm entwischt. Als Deutsche müssen wir uns insonders über die Wahrheitsliebe freuen, womit er von vielen hohen Personen spricht, die wir wegen ihrer Stellung achten, wegen ihrer persönlichen Eigenschaften verehren. „Der jetzige König von Baiern", bemerkt er Bd. I, S. 264, „gehört zu der kleinen Zahl der Könige, welche Geist und Vernunft genug hatten, um Wahrheiten zu erkennen und zu würdigen, welche andere nicht sehen wollen, oder nur halb sehen und übersehen. Man erzählt von ihm, er sage von sich selbst, er sei der Constitutionnelste seines Landes; er hat Recht, und das heißt, er hat mehr Verstand als seine Unterthanen. Ich habe ihn in Sicilien gekannt als Kronprinzen, bei der Prinzessin Butera; er sah Alles an, erkundigte sich nach Kleinem wie nach Großem, wollte die einzelnsten Details wissen. Heimgelangt, endlich König, legte er Hand ans Werk. Er ist einer der weisesten Souveraine Europas und macht das Glück seiner Völker aus. Hütet Euch vor Jesuiten mit kurzem Rock und von jeglicher Farbe". Man sieht also, nach dem Lobe gibt Hr. Micciche zuweilen einen Rath. Er kennt die Welt, kann sagen, ich schreibe quaeque ipse vidi, et quorum pars magna fui. Er kennt die Welt. Seine Jugend verbrachte er im Glanze der Höfe; jetzt ein Funfziger und arm, ist er nicht wie Aeneas, der jene lateinischen Worte sprach, zum Jesuiten geworden. Er spricht, wie er im Glück gesprochen hätte, hätte er im Glück geschrieben. Proscribirt, schreibt er, und ich lebe Ihr Buch mit Vergnügen, Hr. Micciche; aber Eins müssen Sie mir versprechen, Sie spielen nicht mehr. Oder, wenn Sie wollen, spielen Sie; dann bekommen wir bald ein anderes geistreiches Werk von Ihrer Hand. 161.

Adel und Gemeinheit in der Poesie.

Ein Wort von Byron, welches er, in einem seiner Briefe, in Bezug auf Leigh Hunt und einige andere englische Dichter sagt, findet auch in Deutschland nur zu treffende Anwendung und kann daher wol eine Stelle in d. Bl. in Anspruch nehmen:

„Die große Unterscheidung der niedern Classen der neuen Dichterschule ist ihre Gemeinheit. Darunter verstehe ich nicht, daß sie roh und ungeschliffen sind, sondern „schäbig-vornehm". Man kann noch so ungeschliffen sein, und doch nicht gemein, und umgekehrt. Burns ist oft roh, aber nie gemein. Chatterton ist nie gemein, auch Wordsworth nicht, so wenig als die bessern Dichter der Seeschule, obwol sie das Leben in seinen niedrigsten Formen darstellen. Es ist gerade ihr aufgeputztes Wesen, durch welches die neue Schule am meisten gemein wird, und man kann sie daran auf den ersten Blick erkennen; wie ein gemeiner Kerl in seinem Sonntagsstaate leicht von einem Gentleman unterschieden wird, wenn auch seine Kleider nach einem bessern Schnitt gemacht oder seine Stiefeln glänzender gewichst sind, vielleicht weil er jene selbst gemacht, diese selbst gereinigt hat".

„Weit ist es von mir entfernt, zu behaupten, daß es jetzt eine Aristokratie unter den Poeten gebe oder geben könne; aber es gibt einen Adel der Gedanken und der Schreibart, der jedem Stande zugänglich ist und theils durch Talent, theils durch Bildung erworben wird; man findet diesen Adel in Shakspeare und Pope und Burns nicht weniger als in Dante und Alfieri, aber man findet ihn nicht unter den saubern Vögeln und Sängern, welche Hunt's kleine Bande bilden. Wenn ich aufgefodert würde zu definiren, was das Wesen eines Gentleman ist, so würde ich sagen, daß man es nur durch Beispiele definiren kann. Im Leben, würde ich sagen, haben es die meisten Offiziere der Armee und die wenigsten der Flotte; viele Männer von Rang haben es und wenige Advokaten; es ist häufiger unter Schriftstellern als unter Pastoren (wenn sie keine Pedanten sind); Fechtmeister haben mehr davon als Tanzmeister, und Sänger mehr als Schauspieler; und im Allgemeinen ist es häufiger unter Weibern als unter Männern. In der Poesie, wie in der Literatur überhaupt, wird es nie allein einen Dichter oder ein Gedicht machen; aber weder der Dichter noch das Gedicht taugt etwas ohne dieses Wesen des Gentleman. Es ist das Salz der Gesellschaft und die Würze der Literatur. Gemeinheit ist viel schlimmer als Schurkerei; denn die letztere besitzt zuweilen Witz, Humor und Kraft, während die erstere ein elender verunglückter Versuch ist, zu allem Möglichen zu gelangen, ohne das Geringste zu erreichen. Sie hängt nicht von der Wahl des Gegenstandes oder der Sprache ab; Fielding wählt oft die niedrigsten Gegenstände und bedient sich der niedrigsten Sprache, aber wird er je gemein? Nein. Man sieht den Mann von Bildung, den Gentleman, den Gelehrten, der mit seinem Gegenstand scherzt; er ist der Herr desselben, nicht der Knecht. Der gemeine Schriftsteller ist immer am gemeinsten, je erhabener sein Gegenstand ist, wie der Mann, der die Menagerie bei Pidcocks zeigte, gewohnt war, zu sagen: „Dies, Ihr Herren, ist der Sonnenadler, von Archangel in Rußland, je heißer es ist, desto höher fliegt er''". („This, gentlemen, is the eagle of the sun, from Archangel in Russia; the otterer it is, the igherer he flies"). 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 149. — 29. Mai 1831.

Eine deutsche Dichtergesellschaft von elf Personen. *)

Lichtenberg hat gesagt: „Wenn man mit der Fackel der Wahrheit durch eine Gesellschaft von Herren und Damen geht, so ist es nicht anders möglich, als daß man hier einen Bart und dort ein Kopfzeug versengt". Gar gern möchte nun Ref. beim Weilen in dieser Dichtergesellschaft höflich erscheinen und die Fackel der Wahrheit so vorsichtig tragen, daß er weder Bart noch Kopfzeug versengt; allein er fürchtet, bei aller seiner Vor- und bei aller seiner Nachsicht, dennoch hin und wieder ein wenig anzustoßen; denn will er den gebieterischen Foderungen seiner Pflicht genügen, so kann er nicht anders. Zunächst, dicht am Eingange des Gesellschaftssaales trifft sein Auge auf ein Paar, die nicht blos Brüder dem Blute nach, sondern auch Brüder in Apollo sind und von der sengenden Glut der Wahrheitsfackel eben nichts zu fürchten haben, weil ihnen der goldgelockte Gott die von Tausenden ersehnte Gabe, die Innenwelt anmuthig durch Wort und Klang zu gestalten, als Angebinde auf die Zwillingswiege gelegt hat. Dies das Gesammturtheil, nachdem er gelesen hatte:

1. Gedichte von Rudolf und Hermann Marggraf. Zerbst, Kummer. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Beide sind pierische Zöglinge neuerer und neuester Zeit; im prismatischen Farbenspiel ihrer Schöpfungen brechen sich häufig Stralen aus den Glanzregionen eines Tieck, Schlegel und Göthe, und wenn sich am Schlusse der Sammlung auch nicht ein paar Feierlieder an L. Uhland fänden, so würde man doch leicht erkennen, daß auch der Genius dieses Meisters nicht ohne Einfluß auf Beider poetisches Schaffen gewesen ist. Sie mögen das zwar nicht Wort haben, indem sie das Titelblatt des Buchs mit dem Spruch eben ihres Koryphäen geziert haben:

> Heilig achten wir die Geister;
> Aber Namen sind uns Dunst,
> Würdig ehren wir die Meister,
> Aber frei ist uns die Kunst —;

sie haben aber dennoch, gewiß ohne es selbst zu ahnen, das bewegliche Dichtergemüth an eines Meisters Namen gehängt und somit die Freiheit ihrer Kunst beschränkt. Beide sind übrigens mit selbständiger, reicher, beweglicher Phantasie ausgerüstet, und nirgends treten auffallende Reminiscenzen hervor; nur Schade, daß sie der Phantasie häufig in ihrem (so scheint es) noch jugendlichen Ungestüm allzu sehr den Zügel schießen lassen, sodaß das Roß der Begeisterug mit ihnen in ein Gebiet durchgeht, über welchem ein mysteriöser Nebel schwebt und in welchem mitunter kindische Tändelei heimisch ist. In den Romanzen, deren Ton Hermann noch glücklicher als Rudolf trifft, klingt, wenn auch nur selten, die Assonanz hervor. Das erste Buch von Rudolfs Gedichten sind Romanzen und Lieder, die das Motto haben:

> Wie sich Leid in Liebe findet,
> Wird in Liedern Euch verkündet.

*) Vgl. Nr. 112 d. Bl. D. Red.

Im zweiten Buch ertönen Herbststimmen mit dem mystischen Gemeinspruch:

> Fremd die Form und fremd das Wesen,
> Weil mir fremd der Herbst gewesen (?).

Dann folgen vermischte Gedichte mit dem Motto:

> Was sich nicht läßt classificiren,
> Muß man bunt zusammenführen.

Für den vierten Abschnitt scheint der Ordner keine paßliche Bezeichnung finden zu können und stellt deshalb das Motto voran:

> Ernst und Scherz ist ausgestellt,
> Nehmet, wie es Euch gefällt.

Die Sprüche und Sinngedichte sind zum Theil allerliebst, z. B. (S. 170) „Neue Lehre":

> Liebe deutsche Dichterzunft!
> Lerne leben, thätig handeln,
> Lerne leiden, sorglos wandeln,
> Lerne denken, tief empfinden,
> Deines Wesens Kern ergründen,
> Lerne Form und Wort verachten,
> Nach Gedankenfülle trachten:
> Dann wird göttlich Deine Kunst,
> Worte sind nur eitel Dunst.

Oder S. 179:

> Ein Gläubiger der Zeitgeist ist,
> Bezahlt die Schuld, kurz ist die Frist.

Ebendaselbst:

> Sechstausend Jahr' die Menschen kritteln,
> Ohn' aus dem Gleis die Zeit zu rütteln.

Hermann theilt seine Sammlung ein 1) in Romanzen und Lieder, mit dem Motto:

> Hier ist Trauriges zu lesen,
> Manches ein ergötzlich Wesen.

Sie sind recht brav; nur erinnert „Kunde aus England" (S. 227), mit dem Anfang:

> Am Galgen, am hohen Galgen
> Da hängt die Liebste mein,
> Und um die Liebste singen
> Die Dohlen und Raben klein.

an Heine's poetische Misgeburten; dagegen (S. 229) „Nach der Jagd" trefflich gelungen. 2) Blumenwunder mit dem Motto:

> Auch im lieben Blumenleben
> Hat sich Mancherlei begeben,

wobei sich Ref. die Bemerkung erlaubt, daß hier der Verf. häufig nicht mit der Phantasie, sondern sie mit ihm spielt. 3) Bilder und Träume, recht frisch und keckphantastisch, und ausgezeichnet die „Dichterbilder" (S. 261), von denen das erste beginnt:

Oft sagen zu mir die Leute:
Ich wäre gar nicht dumm,
Doch ginge mir Alles im Kopfe
Gar wüst' und bunt herum.

Nicht minder anmuthig klingen die Lieder der Trauer. Die letzte Abtheilung bietet Lieder der Freude, die ist aber des Dichters Element nicht; er thut besser, sich nicht zu entfernen aus dem Gebiet der elegischen Weichheit.

2. Philomele, ein lyrisches Gedicht, von **Wilhelm Heidelberg**. Zweite, ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage. Braunschweig, Meyer. 1830. Gr. 12. 20 Gr.

Die Form, in welcher diese lyrischen Ergüsse auftreten, ist nicht übel gewählt, und der Gedanke, an Philomelens Frühlingsleben, an ihr Thun und Regen ein Ausströmen von Gedanken und Gefühlen über Naturgenuß, Poesie, Liebe, Häuslichkeit, Schmerz, Tod, Unsterblichkeit u. s. w. zu knüpfen, konnte, bei mehr Fleiß und Sorgsamkeit einen frischen Kranz lieblicher Lieder bilden; aber eben an Fleiß und Feile fehlt es. Es scheint, der Dichter meine, durch leichten, ungesuchten Hinwurf diese Klänge anmuthig zu machen, und so tragen denn seine Verse die Spuren einer eilenden Feder; er schreibt frisch darauf los; es geht über Stock und Stein; er wird bei dieser gesuchten Leichtigkeit besonders in seinen Naturschilderungen so prosaisch wie Schmidt von Werneuchen, sandigen Andenkens; daher sind auch die Verse sehr ungleich; manche sind wohlklingend und lyrisch, andere höchst matt und platt. Die für das Ganze gewählte Form macht ihn zuweilen didaktisch und erinnert an Schiller's Glocke, aus welcher sich namentlich Reminiscenzen in der Schilderung des liebenden Paares unangenehm aufdrängen und sich wie Goldflittern auf einem groben Tuchrock ausnehmen.

3. Alexander. Canzone von C. F. B. von S. Dresden, Gärtner. 1830. Gr. 8.

Die 58, auf ebenso vielen Seiten abgedruckten, einem poetischen Geist entwehten Stanzen bilden eine Nänie auf den russischen Monarchen dieses Namens und stellen in gehaltener Stimmung vor des Lesers Seele, was er war und that. Eine schöne Sprache, Reinheit im Ausdruck, rhythmische Kraft, richtige Bilder wirken wohlthätig auf den Leser des Büchleins, indem sie ihn fesseln und oft hinreißen, wozu die Beobachtung der Regel der Canzonenform gewiß viel beiträgt. Schade, daß es dem geistreichen Verf. nicht gefallen hat, der Regel nach eine Chiusa anzuschließen; und welche treffliche hätte sich anschließen lassen, wenn er darin das Lied aufgefodert hätte, zu Alexanders Manen aufzuschweben. Wie schön reflectirt der Dichter in der neunten Stanze:

Ein Menschendasein ist im Zeitenstrome
Nur ein Moment. Vergessenheit umschwebet
Die Fürstenkrone gleich dem Bettlerstabe.
Den Bau von Menschenhand, der kühn entstrebet
Dem Erdenschoß zum blaugewölbten Dome,
Verscharrt mit der Empfindung Himmelsgabe
Im bodenlosen Grabe
Die Ewigkeit! In ihren heil'gen Tiefen
Verwesen mit dem stolzen Leichensteine
Der Heldenglieder modernde Gebeine,
Gefühle, die im Herzensraume schliefen,
Und die noch nicht geweinte Wehmuthszähre
Ruhn, staubvermengt, im Strom der Zeitenmeere.

Beweist diese Probe nicht sattsam, daß dieser Dichter das Plectrum nicht zum ersten Male führt? Was heißt das aber (S. 52): „Er, dessen Schwert der Segen Gottes feite“? Etwa: weihen? segnen?

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Ueber die Einigung der Handelsinteressen Deutschlands. Von **A. v. Amsberg**. Braunschweig, Vieweg. 1831. Gr. 8. 8 Gr.
2. Leipziger Freuden und Leiden im Jahr 1830. Oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Ein Nachtrag zur Lebensreise von U****s. Leipzig, Kollmann. 1831. 12. 6 Gr.
3. Die Juden, in Bezug auf das ihnen zu ertheilende oder vorzuenthaltende Bürgerrecht. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 8 Gr.
4. Ueber Anreizung zum Volksaufstande, mit specieller Berücksichtigung der dermaligen Revolution in Belgien. Ein Vortrag, gehalten von einem ergrauten Staatsdiener, im December 1830. Bonn, Habicht. 1831. 8. 2 Gr.
5. Der Aufstand der Belgier im September 1830. Nach dem brüsseler Original übersetzt, und mit einem Vorwort und einigen Zusätzen begleitet. Frankfurt a. M., Brönner. 1831. Gr. 8. 6 Gr.
6. Die wahren Gründe der belgischen Revolution im Jahr 1830. Von einem Unparteiischen, der in der Nähe Belgiens lebte. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1831. 8. 2 Gr.
7. Ueber Verantwortlichkeit der Minister, von **Benjamin Constant**, aus dem Französischen übersetzt von **D. G. von Eckendahl**. Neustadt a. d. Orla, Wagner. 1831. 8. 6 Gr.

Deutschland ist durch den Charakter seiner Bewohner, umsichtig, verständig, kräftig, wie durch seine Lage zwischen 3 Meeren, im Herzen Europas, seinen Umfang und seine natürliche Beschaffenheit dazu berufen, in allen Angelegenheiten Europas die entscheidende Stimme zu führen. In dem Gebiete der Wissenschaft gibt es nicht leicht ein Volk, welches die Ueberlegenheit der Deutschen sich anzuerkennen weigerte; und in dieser Beziehung hat daher Deutschland seine Bestimmung vollkommen erfüllt. Aber was ist es im Staatsleben? Welchen Einfluß übt es auf die politischen Verhältnisse Europas? Welchen Antheil hat es an der Gesetzgebung der Welt? Oestreich und Preußen zwar werden unter den europäischen Großmächten genannt; aber beide Staaten, aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt, repräsentiren sie Deutschland? Und selbst, wenn wir dies zugeben wollten, haben Oestreich und Preußen, getrennt, wie sie sind, in politischen Ansichten, Interessen und Mitteln eine entscheidende Stimme? Nur ein völlig Verblendeter könnte dies behaupten. Noch ist Deutschland vollkommen in der Lage, zu welcher Napoleon es in seinem excentrischen politischen Systeme, das Frankreich zu der Gebieterin Europas erhob, herabsetzen wollte. „Das Mittelland Europas“, sagte er auf St.-Helena, „muß aus verschiedenen Staaten ungleicher Macht bestehen, die durch ihre Lage und ihre politischen Beziehungen genöthigt sind, eine Stütze in dem Schutze der großen Mächte zu suchen. Diese Staaten werden Alles aufbieten, um den Frieden zu erhalten, weil der Krieg immer nur auf ihre Kosten geführt werden würde“. Muß nicht jeder Deutsche erröthen, wenn er **diese** Rolle seinem Vaterlande zugewiesen sieht? Man muß die Deutschen so schwach machen als möglich, damit sie, völlig wehrlos, sich als eine Art von politischen Nachtwächtern anstellen lassen, die bei dem ersten Tumult in ihrer Nähe herbeieilen und bitten und beschwören, man möge doch ja hübsch stille und friedlich bleiben und die Nachbarn nicht in ihrem Schlafe stören. Aber wenn wir dies nicht thun, war das Raisonnement Napoleons und der Franzosen, würde Deutschland mit seinen 30 (jetzt 36 und mit dem Elsaß, der Schweiz und dem Niederland mehr als 46) Millionen uns bald über den Kopf wachsen. „Wenn, im Fall eines Bruches zwischen den beiden Reichen Frankreich und Rußland“, sagte Napoleon, „der Bund der Mittelstaaten durch einen und denselben Trieb bewegt wäre, so würde hieraus nothwendig der Sturz von einer der streitenden Parteien hervorgehen, und Frankreich wäre demselben mehr ausgesetzt als Rußland“. Diese Ansicht scheint bei den pariser Friedensschlüssen und auf dem wiener Congreß die ganze europäische Diplomatie beherrscht zu haben; zum Beweise, daß wir Deutschen alles

Andere, nur keine Diplomaten sind. Denn Das sollte doch wol selbst einem Kinde einleuchtend sein, daß, was von dem französischen Standpunkte aus richtig und nützlich und vortheilhaft ist, Dies, so lange Frankreich und Deutschland sich feindlich gegenüberstehen, nicht auch von dem deutschen sein kann.

Doch, wird man uns entgegnen, wurde nicht bereits in dem ersten pariser Frieden der Grundsatz ausgesprochen: „Die Staaten Deutschlands werden unabhängig und durch ein gemeinsames Band verbunden (unis par un lien fédératif) sein"? und wurde dieser Grundsatz nicht durch die deutsche Bundesacte, vom 8. Juni 1815, wirklich in das Leben gerufen?

Die Einheit, die, wie Napoleon zugestand, Deutschland zur Herrscherin Europas machen würde? Wir brauchen, um diese Frage zu beantworten, nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen. So bunt es hier aussieht, nicht weniger bunt sieht es im deutschen Fürstenrathe aus. Daran hat Niemand gedacht, daß das deutsche Reich, durch Napoleon gestürzt, nachdem der fremde Druck abgewehrt und entfernt war, sich wieder erheben könne; daß es in dem Interesse aller Glieder desselben sich wieder erheben müsse; und daß, wenn in dem deutschen Bunde statt des monarchischen Princips des Kaiserthumes das republikanische der Föderation eingeführt werden sollte, wenigstens von absoluter Unabhängigkeit und feindseliger oder eigennütziger Absonderung der einzelnen Bestandtheile desselben nicht die Rede sein dürfe. Waren nicht alle deutschen Lande Lehen des Reichs? Wer hat diesen Lehnsverband aufgehoben? Doch nicht die Völker, welche ihn in dem Bewußtsein ihrer politischen Bedürfnisse geschaffen hatten, und denen daher, nach den Grundsätzen des Völker- und Staatenrechts, nicht weniger als des gemeinen Rechts, allein die gesetzliche Macht der Auflösung zustand?

Die Ansicht, die wir hier aus leicht begreiflichen Gründen nur in wenigen Zügen angedeutet haben, müßte, wenn es eine deutsche Politik, eine deutsche publicistische Literatur gäbe, die Seele derselben sein. So wenig wir deutsche Diplomaten haben, so wenig haben wir Politiker und Publicisten. Aber freilich, wie es bald dahin kommen wird, daß Jedermann, der schreiben gelernt hat, sich für einen Schriftsteller hält, so scheint die Zeit nicht mehr fern, wo Jedermann, der mit Hülfe einer Landkarte die Hauptstädte Europas zusammensuchen und mit Hülfe des „Conversations-Lexikons" sich die Hauptdata aus der Geschichte und Statistik eines Landes zusammenstellen kann, sich für einen Politiker und Publicisten halten wird. Von allen den sogenannten Politikern, die wir bisher in diesen Blättern die Revue haben passiren lassen, sind kaum 3, die unter einem andern Rechtstitel, als dem eben angegebenen auch nur auf ein Gran von politischem Urtheil Anspruch machen können.

1. Einen vierten macht es uns Freude durch diese Anzeige jenen wenigen Erwählten zuzugesellen, den Verf. der kleinen Schrift „Ueber die Einigung der Handelsinteressen Deutschlands", Hrn. Oberlegationsrath v. Amsberg. Wenn die Darstellung in dieser Broschüre durch dialektische Schärfe und Glanz der Rede dem tief und klar gedachten Inhalte entspräche, würden wir keinen Anstand nehmen, dieselbe den besten publicistischen Arbeiten der Engländer und Franzosen an die Seite zu setzen. Auf entscheidende, unwidersprechliche Weise wird hier, blos von dem Gesichtspunkte der commerciellen und gewerblichen Interessen aus, der Beweis geliefert, daß die Zersplitterung Deutschlands in 39 den Grundsätzen ihrer Verwaltung nach einander wildfremde Staaten, nicht nur das Interesse der Gesammtheit, sofern wir den deutschen Bund als einen Staatenverein und nicht als eine Staatenentzweiung ansehen, vernichtet, sondern auch in beinahe gleichem Maße den Interessen aller einzelnen Glieder als selbständigen Staaten zuwider ist. „Die Grenze Deutschlands mit dem Auslande, eigentlich die Grenze der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, als ein Ganzes betrachtet, gegen die Seeküsten, und die mit dem Bunde grenzenden fremden Staaten, enthält eine Ausdehnung von überhaupt 690 Meilen. Wäre daher Deutschland wie Frankreich, England u. s. w. ein einziger Staat, oder in Ansehung der Interessen des Handels und der Gewerbe als ein Ganzes zu betrachten, und wäre dieser gesammte Länderumfang zum Behuf der indirecten Abgaben mit einer Zoll- und Steuerlinie gegen das Ausland umschlossen, so würde diese Linie eine Strecke von 690 Meilen betragen. Nimmt man ferner an, daß ein sogenanntes Grenzgebiet, nämlich ein solcher Flächenraum innerhalb der Zolllinie, woselbst der Verkehr zur Sicherung der Abgaben gewöhnlich mit gewissen Formen belegt wird, stattfinden und dieses Gebiet durchgängig eine Breite von einer Meile haben soll, so würde der Flächeninhalt desselben 690 Quadratmeilen ausmachen und eine Bevölkerung von etwa 2 Millionen Einwohnern zählen. Rechnet man den Flächenraum dieses Grenzgebietes ab von der gesammten Grundfläche Deutschlands, so bleiben 10,900 Quadratmeilen. Zieht man die Zahl der Bewohner des Grenzgebietes ab von der Volkszahl von Deutschland, so bleiben 34 Millionen Einwohner übrig. „In dem angenommenen Falle würden also 34 Millionen Deutsche auf 10,900 Quadratmeilen vollkommen frei miteinander verkehren, und nur 2 Millionen auf einem Raume von 690 Meilen einem beschränktern Verkehr unterliegen, die Kosten der Verwaltung und Controle der allgemeinen deutschen Grenze aber sich nach der Ausdehnung derselben bemessen. Nun betrachte man dagegen die Verhältnisse, wie sie, da Deutschland in 39 unabhängige Staaten zerfällt, sich gestalten und wirklich vorliegen. Die Ausdehnung aller Grenzen der einzelnen Bundesstaaten gegeneinander, mit Abrechnung der Grenzen gegen das Ausland, beträgt nicht weniger als 2930 Meilen; umstellen sich daher die sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, jeder einzeln, wie es die meisten bereits gethan, mit Zoll- und Steuerlinien, so haben sie, die 690 Meilen gegen das Ausland mitgerechnet, insgesammt 3620 Meilen Grenzen zu verwalten und zu bewachen. Das sogenannte Grenzgebiet enthält also in diesem Falle einen Flächenraum, von 3620 Quadratmeilen mit etwa 11 Millionen Einwohnern; auf dieser Fläche kann blos ein beschränkter Verkehr stattfinden, und nur 25 Millionen auf 7980 Quadratmeilen, also nur 2 Drittheile der ganzen Bevölkerung Deutschlands bleiben übrig, die wirklich im Binnenlande wohnen und den unmittelbarsten Einwirkungen der Grenzlinie entzogen sind. Erwägt man die Verhältnisse einzelner Staaten, so ergibt sich unter Anderm, daß die Zollgrenze, welche das einzige Königreich Preußen, mit Ausschluß seiner Besitzungen in der Schweiz, umschließt, 210 Meilen länger ist als die Grenzlinie um die sämmtlichen Staaten des deutschen Bundes, indem diese 690, jene aber mehr als 900 Meilen beträgt; daß die Grenze des einzigen Königreichs Hannover, mit anderthalb Millionen Einwohnern, sich beinahe auf die Hälfte der Ausdehnung der ganzen deutschen Grenze gegen das Ausland beläuft, u. s. w." Zu der Abstellung aller der zahllosen, den Gemeinsinn und die Kraft des Ganzen lähmenden und den Wohlstand aller einzelnen Bundesstaaten untergrabenden Uebelstände, welche bei dem gegenwärtig bestehenden System gegenseitiger Ausschließung, Bewachung und Bedrückung unvermeidlich sind, werden Vorschläge gemacht, die mit der weisesten und vorsichtigsten Mäßigung durchgreifende Zweckmäßigkeit vereinigen.

2. Die „Leipziger Freuden und Leiden im Jahr 1830" stehen in einem engern Zusammenhange mit den soeben berührten Fragen, als vielleicht der wohlbekannte Verf. zugeben wird. Es ist ein allgemeines Gefühl des Unbehagens, was allen den einzelnen, gewiß nicht durch planmäßig handelnde Ruhestörer veranlaßten Ausbrüchen des Volksunwillens zum Grunde liegt; und dies unbehagliche Gefühl, dessen Ursachen sich freilich die bewußtlose Masse nicht zu erklären vermag, findet in so Manchem, was die umsichtigsten und gemäßigtsten Staatsmänner seither zur Sprache gebracht haben, nicht nur seine Deutung, sondern, wir halten es für unsere heilige Pflicht, dies ohne Scheu zu sagen — sogar seine theilweise Rechtfertigung. Daß Urceus den Nachtrag zu seiner „Lebensreise" in derselben heitern und wohlgemuthen, aber hier und da etwas frivolen Manier behandelte wie die frühern Stationen der Reise, wollen wir ihm

keineswegs übelnehmen; auch in unserer ernsten, grämlichen Zeit dürfte das Ridendo dicere verum keineswegs so ganz zu verachten sein; und wie ein Jeder seine persönlichen Angelegenheiten betrachtet, ob lachend oder weinend, geht keinen Dritten etwas an. Doch anders ist die Stellung des Privatmannes, und jene im öffentlichen Leben, und ernste Ereignisse des Letztern mit der muntern Laune des Erstern darzustellen, möchte zwar in vielen Fällen recht amusant, aber nicht immer würdig sein.

3. Die Juden wissen die Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegenwart besser und schärfer zu beurtheilen als die Mehrzahl unserer Politiker. Kaum haben sie die Witterung davon, daß der Wind der öffentlichen Meinung in die Segel der Menschenrechte, der natürlichen Freiheit und Gleichheit bläst, so wissen sie sich zu ihrem Vortheil darnach zu richten. Während des alten Aussaugesystems waren sie die treuesten Diener, Gehülfen und Henker der Tyrannen; jetzt ist das Tyrannisiren aus der Mode gekommen und geschwind verbergen die Kinder Israel ihre Dukaten, das Ersparniß der guten alten Zeit, in die Falten ihrer zerlumpten Schabbesröcke und flehen demüthig zu den Völkern: „Wir sind Menschen, arme, tyrannisirte Menschen; nehmt Euch unser an und gebt uns zurück unsere Menschenrechte und unsere Freiheit. Ihr wollt frei werden, wie verdient Ihr die Freiheit, wenn Ihr Andere bedrückt?" Unter Freiheit verstehen aber die schlauen Hebräer nur Dukaten, was sie vermuthlich in Polen gelernt haben, wo die Freiheit in altnationeller Sprache nie anders als goldene Freiheit genannt wird. „Laßt uns Theil nehmen an Eurer Freiheit!" heißt bei den Juden so viel als: laßt uns Theil nehmen an Euern Dukaten wie früher, als sie noch den bezeichnenden Titel der Hoffactoren erhielten; wie ihre Bitte zu den Potentaten: „Laßt uns Theil nehmen an Euern Bedrückungen!" nichts anders bedeutete, als laßt uns Theil nehmen an Euern Dukaten. Dies ist ungefähr die Ansicht, welche wir in der kleinen Schrift: „Die Juden", wiederfinden. Neue Gründe werden nicht gebracht, und die alten sind so allgemein bekannt, daß wir unsere Leser mit denselben nicht belästigen dürfen.

4. Der graue Staatsdiener, welcher über Anreizung zum Volksaufstande geschrieben hat, wird durch den ersten Satz seiner Schrift hinreichend charakterisirt. „So wie nicht blos dicke Finsterniß, sondern auch stralendes Licht das Auge unfähig machen, die äußern Gegenstände richtig zu erkennen, wozu weder mehr noch minder als Klarheit erforderlich ist, so vermag der Mensch auch nur im Zustande einer sich bewußten Gewissens- und Gemüthsruhe, Zwecke zu erwählen und Mittel zu deren Erreichung anzuwenden, die ihm keine zu späte Reue bereiten". Das Argumentum ist, wie man sieht, in der Art des Schlusses: „Gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist und die Füchse lange Schwänze haben, also sollt Ihr Euch unter einander lieben und dem Herrn gehorsam sein".

5. Der „Aufstand der Belgier" ist die Uebersetzung einer im Oktober vor. J. zu Brüssel erschienenen Parteischrift: „Révolte de la Belgique en septembre 1830. Exposé de ses causes et de ses conséquences, par des Belges, amis de leur pays". Neue Thatsachen findet man darin nicht, und die alte einseitige Ansicht, daß die Empörung nur von dem Adel und der Geistlichkeit gemacht worden sei, wird auch gerade nicht durch die schlagendsten Beweisgründe unterstützt. Der Standpunkt und die Absicht des Uebersetzers ergibt sich aus dem Vorworte: „Auch der minder aufmerksame Beobachter der allgemeinen Stimmung in Europa mußte schon längst das Dasein einer über unsern ganzen Welttheil verbreiteten Faction ahnen, welche durch außerordentliche, theils von ihr selbst, theils von einer ganz andern, ihr eigentlich feindlich entgegengesetzten Partei herbeigeführte Ereignisse in der neuesten Zeit verstärkt wurde, deren Zweck war, überall die bestehende Ordnung umzustürzen u. s. w." Die Widerlegung des langen Satzes, den wir unmöglich ganz abschreiben konnten, liegt in dem Worte, das wir unterstrichen haben.

6. „Die wahren Gründe der belgischen Revolution" sind nichts mehr noch weniger als die matte Paraphrase irgend eines berliner Zeitungsartikels.

7. Mit einer nicht geringen Erleichterung wandten wir uns, nachdem wir all das Gewäsch überwunden hatten, was die ehrenwerthen Hrn. Verf. der Nr. 5, 6, 7. zum Glück wenigstens noch in beschränkten Raum zusammenzudrängen oder auseinanderzudrängen? — verstanden haben, zu einem alten lieben Bekannten, dem wackern Benjamin Constant. Auch im deutschen Gewande war er uns willkommen; seine Schrift, obwol vorzugsweise auf französische Verhältnisse berechnet, wird als das letzte Vermächtniß eines wahren Freiheitsfreundes von jedem Gleichgesinnten nicht ohne ein Gefühl ernster Wehmuth zur Hand genommen werden. Eine Beurtheilung käme jetzt zu spät. Aber eine Bemerkung, die wir immer und immer wiederholen müssen, können wir auch hier nicht unterdrücken: Wie überlegen zeigt sich bei der Behandlung eines scheinbar so trockenen Gegenstandes der Franzose uns Deutschen! Wann werden wir, da wir so viel schreiben, noch schreiben lernen? 74.

Notiz.

Polen.

Die Broschüren, die über Polen in Deutschland erscheinen, dürfen in öffentlichen Blättern kaum angezeigt, viel weniger mit Freimuth beurtheilt werden; was sollen wir also gar über eine in Warschau, in der Hauptstadt der Insurgenten, Rebellen, Aufrührer, Empörer, erschienene Flugschrift sagen? Den Titel wird es uns doch wol erlaubt sein, unsern Lesern mitzutheilen; er ist sehr unschuldig: „La Pologne et la Russie, par M**., ancien officier français" (Warschau, 1831). Der Verf. betrachtet die Theilung Polens, gewiß sehr mit Unrecht, als das größte Verbrechen des 18. Jahrhunderts; er behauptet, mit noch offenbarerer Ungerechtigkeit, daß zwar die Eroberung mit den Waffen einen legitimen Besitz verleihen könne, doch nie jene Art des Erwerbs, durch welche Polen den 3 Mächten zugefallen wäre; und der Schluß ist daher freilich ebenso natürlich, als für „fühlende Herzen" empörend, daß die gottlose polnische Revolution eine vollkommen rechtmäßige Unternehmung sei. Daß außerdem auch die Verletzung einer beschworenen Verfassung den Aufstand rechtfertige, ist eine jener gefährlichen Lehren, deren Verbreitung wir einem übel angewandten Studium der Philosophie verdanken. Der gesunde Menschenverstand begreift es, daß die Vorschriften der Moral, welche die Völker binden, deshalb noch keine Kraft für die Fürsten haben; diese, als Statthalter der Gottheit, stehen ebenso hoch über aller Moral, als der Himmel über der Erde steht; und so wenig es dem Menschen erlaubt ist, dem Himmel zu zürnen, wenn es regnet, hagelt, schneit, so wenig ist es ihm erlaubt, sich gegen seinen Fürsten aufzulehnen, wenn dieser ihm den Kopf abschlagen oder ihn, wie vor der Revolution — —, durch die Tortur zu Tode martern läßt. „Quel est celui des articles de la Charte", fragt der Verf. der angezeigten Broschüre, „qui n'ait pas été violé? le vote du budget, l'examen de l'emploi des fonds, la responsabilité des ministres, la publicité des discussions, la liberté de la presse, la sûreté des personnes, rien n'a été respecté". Aber rechtfertigt dies den Aufstand? Dann hätten auch die Neapolitaner, Piemonteser, Spanier, Portugiesen u. s. w. das Recht, sich ihrer gesalbten Häupter zu entledigen, und wohin sollte dies führen? Wahrlich wie einst in den Kirchen gebetet wurde:

Vor'm Papst und vor des Türken Mord
Bewahr' uns, lieber Herre Gott!

sollte man jetzt flehen: „Vor Philosophie und Rebellion bewahr' uns, Herr, auf deinem Thron!" 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1831.

Eine deutsche Dichtergesellschaft von 11 Personen.

(Beschluß aus Nr. 149.)

Der vierte Dichter unserer Gesellschaft heißt Langenschwarz, von welchem wir 3 Erzeugnisse hier hinstellen können. a) „Arnaldo, romantische Erzählung in 5 Gesängen" (Wien, Adolph, 1829, 16., 15 Gr.). Hier wird uns eine poetische Erzählung geboten, deren Erfindung zwar kein ausgezeichnetes Dichtungsvermögen bekundet, die sich aber mit ihren in ruhiger Haltung fortschreitenden Stanzen ganz gut lesen läßt. b) Ein zweites Opusculum dieses Dichters: „Die Fahrt ins Innere", zweite Auflage (Wien, Adolph, 1830, 16., 7 Gr.), hat uns besser als „Arnaldo" gefallen. Es ist eine Allegorie, die sich ihre Bilder vom Bergbau holt und insofern didaktisch genannt werden mag, daß sie die moralische Kraft anregt, das tiefverborgene Gold der Seele zu Tage zu fördern und zu läutern. Sie erinnert hin und wieder, aber nur in der Form, an Schiller's „Glocke" und vereinigt mit Lebendigkeit und Wohlklang lyrische Ergüsse mit jenen Bildern. Der Verf. schrieb das Büchlein (es ist ein winziges Sedez) 1824 zu Solms-Rödelsheim, im älterlichen Hause, und es hatte das Glück, dem Kronprinzen von Dänemark zu gefallen, dem es dedicirt ist, worauf es auch bald nachher zum zweiten Male aufgelegt wurde. Aber Hr. Langenschwarz ist auch ein Nebenbuhler des deutschen Improvisators Wolff. Das erfahren wir aus einem 13 Seiten langen Heftlein, betitelt: „Erste Improvisation, von Langenschwarz in München, im königl. Hoftheater an der Residenz, am 19. Juli 1830, stenographisch aufgenommen und herausgegeben von Gabelsberger" (München, Finsterlin, 1830, gr. 8., 4 Gr.). Der erste Aufteilt desselben am königl. Hoftheater in genannter Stadt veranlaßte den geheimen Kanzelisten F. X. Gabelsberger, einen Beweis des Nutzens und der Annehmlichkeit der Stenographie nach einer von ihm erfundenen Zeichenschrift zu geben, sodaß der ersten Kunst eine zweite die Hand bot, und das geflügelte Wort gefesselt und der Vergänglichkeit entrissen ward.

Um auch die Leser d. Bl. beurtheilen zu lassen, ob Hrn. L. wirklich die Gabe geworden sei, die innere pierische Regung ohne Weiteres und mit Anmuth, selbst ohne Gallimathias zu Tage fördern zu können, theilen wir, mit Weglassung des epischen Stücks, wo oft Wortschwall und Bombast waltet, das vierte Stück: „Die Schattenseite der Begeisterung", mit, wo sich wenigstens Klarheit und rhythmisches Talent offenbaren:

Wenn man im höchsten, heil'gen Geistesschwung
Mit Recht muß bitten um Entschuldigung,
Und eigentlich den Fehler nicht verschuldet —
Dies ist — die Schattenseite der Begeisterung.

Doch nein! ich les' es klar in jedem Blicke,
Daß Sie versöhnt Apollo's hoher Schwung
Und wahrlich, dieses Licht in Ihren Augen
Ist nicht — die Schattenseite der Begeisterung!

Vergebung, wenn ein Herz das Herz versöhnet,
Dies ist des Lebens schönste Heiligung;
Und hätt' ich nicht vollbracht, was ich geboten,
Dies wär' die Schattenseite der Begeisterung!

5. Kleiner Orbis pictus für große Kinder, in Knittelversen, von Melchior Balthasar Regenbogen, ehemaligem Schmiedemeister zu Nürnberg. Gesammelt von seinem Vetter Kaspar Hektor Lämmerschwanz, Magister der Philosophie zu Kaufbeuern, und mit einer Vorrede herausgegeben vom Verfasser von „Welt und Zeit". Stuttgart, Metzler. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Vorrede zu dieser mit etwas grellen Farben gemalten und in 394 Stücken beschwätzten und gegeißelten Welt scheint, ihrem aphoristischen Ansehen nach, in verschiedenen Zeiten, wie eben dem Verf. die Gedanken kamen, abgefaßt zu sein, und belehrt uns, der Meister Balthasar Regenbogen sei eben kein Sklav irgend einer Partei, spreche nur seine mitunter sehr sonderbaren und theilweis abenteuerlichen Meinungen aus, ohne an deren Unfehlbarkeit zu glauben, und wünsche Leser zu finden, die es auch mit den Versen nicht zu genau nehmen, wenn nur die Gedanken keine ausgewaschenen Schlafröcke sind; denn die Knittelverse im Buche seien oft hart, steif und unbeholfen geschmiedet, und man sehe ihnen nicht selten den Hammer an; aber der Satyr sei auch kein gepuderter Junker, der stets in seidenen Strümpfen gehe; er habe Verschiedenartiges, Ernst und Possen, Schnurren und Elegien zum Besten gegeben, und es gehe im Werke so kraus und wirr durcheinander wie in der wirklichen Welt; indessen sei auch Vieles so ernstlich nicht gemeint, sondern oft nur Ideenspiel, Reimzwang, Muthwille u. s. w. Wir finden in der That in dieser mit Humors Farben gemalten Welt viele von den Politikern, Christen, Facultätsgliedern und Künstlern unserer Zeit zu beherzigende Wahrheiten und kümmern uns eben nicht um die wirklich schlechten Verse; vergleichen wir indessen das hier Gebotene mit dem Umhersprühen von 394 Funken, die des lustigen Schmiedemeisters Hammer aus einem zu bearbeitenden Eisenstabe schlägt, so finden wir deren eine nicht kleine Zahl, die weder leuchten noch zünden, vielleicht weil der Meister zu derb schlägt und die sich ablösenden Eisentheilchen zu dick werden. Ueberdies fällt der Schmied nicht selten aus der Rolle; die Darstellung des groben bon sens, mit dem der pfiffige Handwerksmann zu lachen liebt, ist häufig verfehlt; der Mann wird zu gemein. Bei Abfassung des Ganzen mochte dem Verf. bei den Griechen Aristophanes, bei den Franzosen Rabelais, bei den Deutschen Brand, Rollenhagen, Fischart und Rabener vorschweben; aber lieber Himmel, die Satyrpeitsche, mit welcher diese Männer ihre Zeit züchtigen, ist aus viel feinerm Stoff geschaffen, und wir meinen, das Verdienst eines Sittenpredigers, der es liebt, ridendo veritatem dicere, bestehe nicht in derben Explosionen aus einer Werkstatt oder den Phrasen der Wachstube, sondern in der seltenen Kunst, mit feiner, aber schlagender Ironie die Welt und ihr bizarres Treiben zu belachen. Dieser Ton scheint uns z. B. in dem Gedicht S. 30: „Lebensermü-

rung", etwas zu rauh, zu plump für den feinen Humoristen zu sein. Doch sind auch hübsche Sachen und schlagende Wahrheiten zu finden; z. B. „Geistesvermögen", S. 24; „Literatur", S. 35; „Weiberprätensionen", S. 69; unsittlich dagegen ist: „Die Hebel", S. 68; und aus dem artigen Gedanken, ein Drescher habe eine Maus verschluckt, und der Arzt habe ihm gerathen, eine Katze zu verschlingen, um ihn zu heilen, konnten viel witzigere Folgerungen gezogen werden, als hier geschehen ist.

6. Gedichte von Franz Hermann von Hermannsthal. Wien, Gerold. 1830. Gr. 12. 12 Gr.

Treten ohne Vorrede und Inhaltsverzeichniß, und blos mit dem: „Abschied oder Gruß" auf:

Wenn, Leser, Dich die Lieder nicht bewegen,
Mich wundert's nicht, denn Du bist ja nicht ich.
Wie Lust und Schmerz in meiner Brust sich regen,
Mein innres Leben voller Fluch und Segen,
Das spiegelt treu in diesen Tönen sich.
Gefällt es Dir, sie aus der Hand zu legen,
So thu's und brich den Stab nur über mich.
Wer mir verwandt, theilt mit mir Lust und Schmerzen;
Ich grüß' ihn jetzt aus liebevollem Herzen.

Leicht könnte man aus diesen Worten zu große Keckheit und Ueberschätzung des eignen Werthes herauslesen; liest man indessen die nachfolgenden Gedichte, so wird man überzeugt, daß der Verf. diese Sprache als Vorredner führen dürfe. Es weht ein reicher und reiner Geist aus und in diesen Gedichten; nirgends Unnatur und Affectation; überall ungesuchte Fülle und Einfalt; nirgends müßige Worte und Geklingel; überall Kraft, die sich ihrer selbst bewußt ist, und überall Anmuth, die des Gefühls heiligem Born entquillt; Reflexion und Beschreibung klar und anschaulich, und die elegische weich ohne weinerlich zu sein. Auszeichnen möchten wir S. 14: „Die Sprache der Liebe"; S. 20: „Biographie"; S. 29: „Gesang der Erinnyen"; S. 99: „Das stille Herz" u. s. w.

7. Dichtungen vermischten Inhalts von J. M. Rathaler. Kreuznach, Kehr. 1830. 8. 12 Gr.

Das Naheweinlied ist viel zu lang, um im Kreise frohgelaunter Trinker gesungen werden zu können; und wenn der Verf. zu seinen Sinngedichten, die ihre Furcht vor der Alles niederdonnernden Kritik äußern, sagt: Ihr Einfaltspinsel seid ja unter aller Kritik, so bezieht er das wol nicht auf die hier gebotenen, und wir wollen es auch nicht thun; aber die Mehrzahl hat abgestumpfte Spitzen. Den ihnen nachfolgenden Fabeln und Erzählungen fehlt es an jener prägnanten Kürze, wodurch sie auch für große Kinder genießbar und anmuthig werden können, und die vermischten Gedichte laboriren an einer widerwärtigen Breite. Das Beste, Frischeste und Lesbarste ist das Vorwort.

8. Tobias. Ein episches Gedicht von Johann Friedrich von Meyer. Zweite verbesserte Ausgabe. Kempten, Dannheimer. 1831. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Man muß es einen glücklichen Gedanken nennen, die Geschichte des jungen Tobias, wie sie uns der apokryphische Stoff der heiligen Urkunde bietet, in eine poetische Erzählung zu gestalten. Die Erscheinung eines Engels, das Auftreten eines bösen Geistes, der patriarchalische Charakter des alten Tobias, die trefflichen Lehren, die er dem auspilgernden Sohn gibt, der wunderbare Fischfang, und selbst das Hündlein sind ganz geeignet, eine productive Phantasie anzuregen, und haben so viel idyllisches Moment, daß man sich wundern muß, wie nicht schon andere Poeten und Poetaster den Stoff aufgegriffen und nach ihrer Weise verarbeitet haben, da man in unsern Tagen viel unbedeutendere Gegenstände auffischt, um Hebel und Haken zu haben, die eignen Ideen und Zierathen anzuschweißen. Gegen Form und Ton im vorliegenden Gedichte, welches, treu der ebräischen Urkunde, Tobias Geschichte in regelrechten, wohlklingenden Herametern mittheilt, und mit 6 jedem der Gesänge vorgesetzten vortrefflichen lithographischen Umrissen vom Professor Julius Schnorr geziert ist, kann die Kritik nichts einwenden; wol aber vielleicht gegen den auf dem Titel gebrauchten Ausdruck: episches Gedicht; denn die Erscheinung und Thätigkeit eines guten und eines bösen Geistes kann noch kein Motiv werden, das Gedicht ein episches zu nennen. Dazu kommt, daß der Held desselben (der junge Tobias) zu weich ist und zu wenig Großartigkeit des Charakters zeigt, um ein Bild menschlicher Größe zu werden und Bewunderung zu erregen. Der achtungswerthe Verf. hätte es vielleicht ein idyllisches Epos nennen können.

9. Hertha's und Iduna's Weihe, eine poetische Epistel von Karl Bock. Eisenberg, Schöne. 1830. Gr. 8. 8 Gr.

Dem Verf. völlig in der Vorrede beistimmend, wenn er da als Grundsatz für die Theorie der poetischen Epistel aufstellt, dieselbe müsse bald erzählend, bald lyrisch, bald didaktisch und oft gemischt sein, haben wir gar nichts dagegen, wenn auch gegenwärtige vor uns liegende Epistel die genannten poetischen Gebiete gleichsam durchschweift; nur, meinen wir, müsse man die Befugniß der freiern Bewegung nicht misbrauchen und so weit gehen, daß das Ganze die poetische Haltung dabei einbüßt, wie es hier der Fall ist. Es kann immer Lebendigkeit und Abwechselung durch das Gedicht gehen, und der Ernst des Lehrgedichts mit der Heiterkeit der Lyrik verschmolzen werden; nur darf es nicht dadurch ein so buntscheckiges Ansehen bekommen wie hier, wo Form und Geist in jähem Wechsel schweben. Von solcher Buntscheckigkeit findet sich weder in den classischen Mustern des Alterthums (Ovid und Horaz), noch in den Episteln eines Uz, Göckingk, Klamer Schmidt und Jacobi eine Spur. Was den Gegenstand der Epistel vor uns anbetrifft, so ist er die Mahnung an einen Freund, den Ausflug aus dem gemeinen Leben zum höhern, reinern zu nehmen, und es wird hier das gemeine Leben geschildert im Gegensatz mit der Natur (Hertha) und der dichterischen Gemüthswelt. Eingewebt sind mehre lyrische und plastische Gedichte, die bereits der Verf. in Zeitschriften hat abdrucken lassen, und diese eben, gut oder übel hineingepaßt, machen das Ganze zu bunt und haltungslos, während sie als Stücke für sich betrachtet, recht artig und frisch sind. Jedem Epistelndichter deutscher Zunge möchte man übrigens die Bemerkungen und beachtenswerthen Winke anempfehlen, die in dem Berichte über die Preisaufgaben der „Urania" für das J. 1820 enthalten sind.

10. Der Riese Finn. Von Esaias Tegnér. Lund, 1829. 8. 3 Gr.

ist eine von Mohnike übersetzte, im bekannten Geiste des würdigen Dichters verfaßte Legende, im Ganzen 14 Seiten.

11. Die Winde, oder ganz absolute Construction der neuern Weltgeschichte durch Oberon's Horn, gedichtet von Absolutus von Hegelingen. Leipzig. 1831. Gr. 8. 18 Gr.

Daß Hegel's Philosophie, wenn sie in der Einheit des Subjectiven oder Idealen, und des Objectiven oder Realen das absolute Wissen oder die absolute Wahrheit sucht, oder wenn sie als Princip aufstellt, daß das Sein reiner Begriff an sich selbst und nur der reine Begriff das wahre Sein sei, der sarkastischen Laune ein weites Feld eröffnen könne, wird Jedem klar werden, wenn er versucht, Folgerungen aus diesem Satze zu ziehen, und es ist auch nicht das erste Mal, daß phantasiereiche Humoristen ihre Satyre in das Gebiet der neuen Philosophie senden; man denke nur an Falk und an seine literarische Thätigkeit aus der ersten Periode seiner Autorenlaufbahn, wie er Fichte und Schelling mit der Schellenkappe zierte und deren Geistesblüten mit dicken, grellen Farben bemalte. Hier ist es auf den Mann abgesehen, welcher der Welt die Quintessenz des Schellingianismus aufgetischt hat, aber ebenso sehr auf seine Nachtreter und Schüler, unter denen uns hier namentlich Prof. Gans in Berlin gezeichnet zu sein scheint. Der dramatische Faden, auf welchem die satyrischen Geschosse aufgereiht sind, ist ziemlich dünn und wird oft wieder angeknüpft, wo er gerissen war. Dramatis personae sind Oberon und Titania, Diurn,

der Tagwind, Nocturn, der Nachtwind, Absolutus, Philosoph zu Utopien, dessen Frau und Famulus, Präsident des Raths zu Utopien, Aaron Ganz, jüdischer Destillateur und Schenkwirth zum concreten Geist in einer Utopien benachbarten kleinen Stadt, seine Söhne, Studiosen der absoluten Philosophie zu Utopien, Windgeister, Geister des Schlafs, Erscheinungen welthistorischer Männer, die Wolken und Sterne. Die Zeit ist vom Anfang der Revolution bis auf die neuesten Tage. Dem Oberon ist mit seinem Horn auch die Zauberformel, welche Welten schafft, abhandengekommen, und dem Absolutus stiehlt Nocturn, der Nachtwind, in einem Papier den reinen Begriff, welches eine Reihe witziger Expectorationen und Scenen zwischen ihm und seinen Hausgenossen, auch eine gerichtliche Untersuchung von Seiten des utopischen Gerichtspräsidenten veranlaßt. Ebenso gibt die Reise der 3 jüdischen Studiosen, die mit dem Vater und der Mutter nach Utopien wollen, Veranlassung, einige Hauptsätze Hegel's lächerlich zu machen. Später bläset Nocturn in Oberon's Horn und veranlaßt dadurch Geistererscheinungen und Gruppirungen aus der literarischen, politischen, philosophischen und ästhetischen Welt, wie sie eben heutiges Tages ist. S. 100 lehrt der absolute Philosoph:

Noch mehr im Großen construir' ich.
Ganz absolut nur philosophir' ich.
Auch schlicht' ich aller Ansicht Zwist:
Vernünftig ist, was wirklich ist,
Und alles Wirkliche vernünftig.
Doch hab' ichs nicht so streng gemeint,
Weil sonst auch wol vernünftig scheint,
Wer meiner Ansicht widerspricht:
Den nenn' ich aber wirklich nicht.

Titania.
Der Mann ist klug.

Diurn.
Das geht auf Herrn Professor Krug.

Der absolute Philosoph.
Und aller Philosophie Gestalten
Sind in der meinigen enthalten,
Die sich als überhaupt der Geist,
Als Weltgeschicht' und Gott erweist.
Auch ists allein in mir die Sache,
Die selbst sich treibt zur Existenz;
Denn andrerseits, weils ist die Sache,
Drum macht mir tiefe Reverenz.

Titania.
Fein, sehr fein!

Der absolute Philosoph.
Aus allen diesen triftigen Gründen
Verfehlt nicht, Euch zu mir zu finden;
Bedenkt, kein Studium geht so schnell,
Das Absolut' Ihr lernt's zur Stell':
Welch Studium wol belohnte mehr?
Auch braucht Ihr's zum Examen sehr!
Ich lehr' Euch gleich in Allem Alles;
Da könnt Ihr schwatzen großen Schalles
Und dürft nicht schülerhaft Euch placken
Mit Vocabeln und andern solchen Schnaken.
(Eine ungeheure Schülerschaft sammelt sich um ihn.)
Vernehmt nun, was der Staat, das Recht,
Was Sittlichkeit und Freiheit seie,
Wißt, nur der Diener und der Knecht,
Das ist allein der wahre Freie.

Oberon.
Dich treuen Diener kenn' ich brav,
Und rechn' es Dir zu Gnaden an.

Der absolute Philosoph.
Jetzt auf dem Café national
Arrangir' ich einen Maskenball.
Es werden hiemit all die Meinen
Gebeten, en costume zu erscheinen.

Das geschieht denn, nachdem Nocturn, der Nachtwind, geblasen, und die Scene verwandelt sich in den Saal des Café national zu Berlin; der Philosoph, im Costum einer Nachteule, mit dem Klackhut unter dem Flügel, geht als Wirth auf und ab und versammelt

Der absoluten Philosophie
Speculatives Federvieh.

Bei der Tafel zieht Henning, der Hahn, ein dickes Buch hervor.

Henning.
Was sagt Ihr Herrn zu dem Gerichte:
Grundbegriff preußischer Staats- und Rechtsgeschichte,
Von Karl Friedrich Ferdinand Sietze?
(Er schlägt auf.)
Er erklärt hier das Gebet des Herrn. (Liest)
Dein ist das Reich, die Kraft und Herrlichkeit.
Das Reich ist Oesterreich, das Reich;
Die Kraft das ist der preuß'sche Staat,
Die Herrlichkeit dann, in der That,
Ist das Volk der Slaven, denn ohne Streit
Heißt Slawa Bože: die Herrlichkeit.
Zu lesen Seite sechshundert acht und vierzig;
Nun, scheint die Speis' Euch nicht gewürzig?

Vieles in diesem Gedicht wird nur den Lesern gewürzig erscheinen, die mit der Hegel'schen Philosophie und ihren Jüngern bekannt sind; der Uneingeweihete muß auf viele Stellen stoßen, die des Salzes und der humoristischen Frische ermangeln. 56.

The results of machinery, namely cheap production and increased employment, exhibited; being an adress to the working men of the united kingdom. London, 1831.

So ist es Recht. Ein unwissender Pöbel hat in England die Maschinen zerstören wollen; damit das nicht mehr geschehe, hat ein menschenfreundlicher und aufgeklärter Verein es unternommen, kleine und wohlfeile Tractätchen herauszugeben, worin das Volk über seine Vorurtheile belehrt wird.

Die angezeigte Schrift ist Nr. 1 unter diesen Tractätchen und beweist dem Volke handgreiflich, daß die Maschinen 2 große Vortheile für dasselbe haben, nämlich erstens verschaffen sie ihm wohlfeile Waare, indem das Macherlohn durch die Maschinen außerordentlich vermindert wird, und zweitens, daß die Handarbeit im Ganzen nicht nur nicht aufhört, sondern sogar zunimmt. Außer diesen in dem Titel angegebenen Punkten, zeigt die Flugschrift auch, daß durch das unsinnige Zerstören der Maschinen der ganze Gewerbfleiß zerrüttet wird, und das Volk hernach viel elender wird als es zuvor war. Alles dieses wird meisterhaft dargestellt, wie man es in England versteht, wo das Volk bei Allem in Betracht kommt und so oft angeredet wird.

Der Verf. geht die Hauptmaschinen durch und beweist durch Raisonnement und durch statistische Thatsachen, daß erst seit Einführung der Fabrikmaschinen der Gewerbfleiß in England einen hohen Schwung genommen hat, und daß jetzt 3 Mal mehr Handwerker sich nähren als sonst, wo keine Maschinen im Gebrauche waren, und wo fast Alles mit der Hand gemacht werden mußte. Das Beispiel der Baumwollenspinnmaschinen können wir übergehen, denn es ist hinlänglich bekannt, da es oft angeführt worden ist. Nicht so bekannt, aber ebenso einleuchtend und klar ist folgende Beweisführung, deren Gegenstand aus der Buchbinderei genommen ist.

„Ehemals", sagt der englische Verf. der kleinen Volksschrift, „pflegte man die einzubindenden Bücher mit einem Hammer auf dem Ambos zu schlagen, um sie fester zu machen. Dies geschieht jetzt in London vermittelst einer Maschine. Dem Handwerker wird dadurch der mühsamste Theil seiner Arbeit erspart, der ihn sonst unfähig zu dem zartern Theile seines Handwerks oder vielmehr seiner Kunst machte. Denn es gehörte eine ungeheure Kraft dazu, und er konnte dann den vorzüglichen Theil

seines Handwerkes nur schlecht machen. Daher überließen die bessern Handwerker den schlechtern dieses Schlagen, hingen aber alsdann von ihnen ab; denn wenn die Schläger faul und nachlässig waren, konnten die Binder nicht arbeiten. Seitdem aber die Maschine gebraucht wird, geht Alles regelmäßig. Der Buchbinder kann mehr Arbeit liefern und folglich auch mehr Gesellen brauchen; das Einzige, wovon er jetzt überhoben ist, war gerade der gröbste und unangenehmste Theil seiner Verrichtungen".

„Wollte man sich nun gegen die Erfindung der Schlagmaschine auflehnen, weil sie Hände erspart, so müßte man sich ja mit ebenso vielem Rechte gegen die Schneidepresse auflehnen, wodurch die Bücher beschnitten werden. Warum sollte man nicht auch ein Federmesser und Lineal nehmen und einen Bogen nach dem andern beschneiden? Dadurch gewönnen ja auch mehr Leute ihr Brot, und offenbar erspart eine solche Schneidepresse einen großen Theil der Handarbeit! Will man den Maschinen den Krieg erklären, warum fängt man denn nicht bei den Handwerkszeugen an, welche alle zur Ersparung der Handarbeit dienen?"

„Nun bedenke man die Folgen des Zerschlagens der Maschinen. Würden in Birmingham die kostbaren Maschinen der Fabriken zerschlagen, so würden keine Capitalien mehr zur Anlegung von Fabrikanstalten verwendet werden, wodurch jetzt Tausende von Handwerkern ihren Lebensunterhalt ziehen. Gewiß würde man nicht mehr daran denken, eine Eisenbahn von London nach Birmingham anzulegen und 3 Millionen Pfund Sterl. in dies große Unternehmen zu stecken. Ihr Handel würde rückwärtsgehen, die Eisenbahn würde nicht zu Stande kommen; denn die schon vorhandenen Kanäle würden kaum noch gebraucht werden, und auf den Landstraßen würde die Zufuhr aufhören. Sie würden nur dazu dienen, dem durch seine eigne Schuld darbenden Arbeiter den Weg zur Auswanderung zu zeigen. Er müßte dann anderswo die wohlbezahlte Arbeit suchen, die er zu Hause muthwilligerweise zerstöret hätte. Auch die Capitalien würden nach andern Ländern wandern, wo die Menschen noch als vernünftige Wesen handeln. Diese Capitalien, sowie unsere Maschinen und unsere besten Handwerker würden sich nach Frankreich oder nach Amerika begeben. So würde die Tyrannei des Pöbels den Wohlstand und den Gewerbfleiß der Nation nach sicherern Gegenden vertreiben, gerade sowie die Tyrannei eines Königs die (protestantischen) Seiden- und Baumwollenweber vor anderthalb Jahrhunderten zu uns vertrieb. Die Wirkung jedweder Tyrannei ist dieselbe, sie möge von einem oder mehren Despoten herrühren. Alle Tyrannei zerstört den Frieden und die Sicherheit eines Landes. Müssen die Menschen stets in Furcht und Schrecken leben, so suchen sie Dasjenige, was sie erworben haben, in Sicherheit zu bringen, anstatt noch mehr zu erwerben. Capitalien strömen nicht mehr herbei und die Arbeit nimmt ein Ende".

Alle diese Betrachtungen sind von der gesunden Vernunft eingegeben, und es wäre zu wünschen, daß sie nicht allein in England, sondern auch in andern Ländern Eingang fänden; denn überall treffen die Vervollkommnungen des Gewerbfleißes Feinde an, und zwar nicht allein unter dem Volke, sondern auch unter Classen, die nicht zum Volke gerechnet werden wollen. 104.

Lesefrüchte.

Wie soll sich der katholische Geistliche in Beziehung auf politische Begebenheiten betragen?

„Er soll in besonderer Beziehung auf politische weltliche Händel allen Parteien ohne Ausnahme einschärfen, daß Lüge, Meineid und Verrath eine schwere Sünde, sowie daß es besser sei und Gott ähnlich mache, Unrecht in dieser Welt zu leiden statt es zu thun; er soll alle Parteien im Namen des Gottes der Liebe ermahnen zur Nachsicht, Duldung und Liebe, alle erinnern, daß die Treue und der Gehorsam gegen die Obrigkeit, welcher Gott die Gewalt gegeben, der ausdrückliche Befehl des Apostels sei, alle warnen vor dem Gebrauche gefährlicher oder zweideutiger Mittel". Jarke (ein Katholik) in seiner Schrift „Ueber die französische Revolution von 1830", S. 117. Es wäre zu wünschen, daß alle katholischen Geistlichen in Ländern, wo protestantische Landesherren sind, die katholische Kirche aber doch alle Ehre genießt, wie z. B. in Rheinpreußen, sich die oben angeführten Worte zur Richtschnur nehmen möchten.

Kaiserliches Decret über die Entsetzung des schlesischen Herzogs Friedrich III. von Liegnitz.

Auf vielfache Beschwerden der Bewohner des Herzogthums Liegnitz schritt Kaiser Ferdinand I. gegen den Herzog derselben, Friedrich III., ließ ihn 1560 gefangen setzen und schrieb ihm dazu: „Demnach wir aus Deiner selbs Verschuldung und unvollzogener von Dir gegebener Obligation, auch anderm Deinen unordentlichen Leben (der Herzog war in hohem Grade Verschwender, Trunkenbold und Wüthrich) und Regiment verursacht werden und uns auch gegen Gott und die Welt länger unverantwortlich seyn wollen, solch Dein unbillig Beginnen und unnützlich Verschwenden der Gaben Gottes zu Deinem selbst, Deiner Hausfrau, Kinder und Unterthanen letztem Verderben und Untergang der Häuser Liegnitz länger zuzusehen und zu gestatten, haben wir Dich deshalb in unsere gnädige Custodie (Gefängniß) nehmen und dagegen Deinen ältesten Sohn Herzog Heinrich zur Regierung einführen lassen." So erzählt Stenzel in seiner „Geschichte Preußens", Th. I, S. 548.

Fremde Legion im siebenjährigen Kriege.

Im siebenjährigen Kriege hatte Friedrich II., wie Archenholz in der Geschichte dieses Krieges, Th. II, S. 205, erzählt, dem französischen Abenteurer Le Badie erlaubt, ein Regiment zu errichten, das der Namen Etrangers Prussiens führte. Diese zusammengerafften Soldaten kannten keine Disciplin. So geschah es im J. 1761, daß 3 Compagnien bei ihrem Ausmarsche aus Leipzig rebellirten, die Regimentscasse und die Bagage plünderten, den commandirenden Major erschossen und dann zu den Reichstruppen nach Altenburg übergingen. Die Anführer dieser Meuterei waren 3 Offiziere, Fontaine, Merlin und Estagnolle, deren Bildnisse dafür zu Leipzig durch den Henker an den Galgen geschlagen wurden. Unter Napoleon waren die Isenburger ein ähnliches Corps, ebenfalls aus Abenteurern aller Art zusammengesetzt und ihrer Aufführung und Disciplin wegen eben nicht sehr beliebt. 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 151. —— 31. Mai 1831.

Die Erbin von Brügge. Eine Erzählung aus dem Jahre 1600, von Thomas Colley Grattan. Ins Deutsche übertragen von K. L. Meth. Müller. 4 Bände. Berlin, Duncker u. Humblot. 1831. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Endlich wieder ein Roman für unsere durstige, hungerige Lesewelt, voll Begebenheiten, Abenteuer, Wunder, Spannung, dabei keusch und rein, wie sich von einem Engländer von selbst versteht, also unbedenklich Töchtern, Schwestern und Bräuten in die Hand zu geben, nebenbei etwas historisch, daß man auch daraus lernen kann, wer lernen will, daß die Pfefferküchlerin sich kein Gewissen zu machen braucht, ihre Zeit mit etwas Unnützem zu verbringen: was will man mehr Lob für einen Roman für Privatzirkel und Lesebibliotheken? Mit vollem Munde und gutem Gewissen können wir ihm dies zollen und ihn Allen empfehlen, die wieder nach Lecture verlangen, weil ihnen die ernsten Welthändel sich doch etwas ungebührlich in die Länge ziehen und sehr rücksichtslos die gewohnten Vergnügungen stören.

Welch ein Volk doch die Engländer sind und was von ihnen kommt! Komme man doch endlich von dem alten Vorurtheil ihres krämerischen und tyrannischen Egoismus zurück! Sind sie es nicht seit nun fast 100 Jahren, die vorzugsweise die Nährung und Sättigung von Europa durch Romane übernommen haben? Und was haben sie davon, daß sie einen Richardson, einen Fielding, Smollet, eine Miß Burnet, Radcliff, Opie, Edgeworth, einen Walter Scott, Cooper, Washington Irving durch die Wüste der europäischen Familienlangweile trostbringende Missionsreisen unternehmen ließen? Doch keinen großen Geldvortheil, denn Alles, was Epoche macht, wird sogleich nachgedruckt, übersetzt, die paar Exemplare lohnen sich nicht. Haben sie Ehre davon? Auch die nicht eben besonders. Ich rechne es ihnen rein als gutes Werk, als Mildthätigkeit für die arme, dürstende Modewelt an; ja, sie haben, wie es echten Missionnairen überall begegnet, noch eher Spott zu tragen, und in England selbst zumeist, wo der Novellist ein untergeordnetes Wesen ist und bleibt. Deutschland aber ist gerecht. Wir danken es ihnen, wir scheuen uns nicht, den Dank zu bekennen, und wenn wir ihnen auch dafür kein Faß Rheinwein zuschicken, den wir lieber selbst nach dem bekannten Liede auf ihr Wohlsein leeren, so setzen wir sie in unserer unbegrenzten Unparteilichkeit so hoch über uns selbst, daß unsere Verleger lieber zehn Romane von Engländern übersetzen lassen, ungelesen, ehe sie an den Druck eines deutschen Originalromans gehen. Und, glücklich für uns, die englischen Novellisten sind unsterblich: Scott's englische Gerichte verloren kaum etwas von ihrem saftigen Wohlgeschmack, so setzte uns Cooper gleich so erstaunlich viel aus seiner amerikanischen Urküche vor, daß wir über seinem Wildpret und seinen geschmorten Büffelrücken die trefflichen Rostbeefs ganz außer Acht ließen. Nun, da auch Cooper durch das Einerlei seiner Gerichte dem Gaumen der Gäste eine merkliche Langweile bereitet, erscheint der Irländer Thomas Colley Grattan und richtet den Tisch wieder mit etwas aus der französischen Küche hergeleiteten Geschmacke an. Seine „Heer- und Querstraßen", seine „Reisebilder" weichen merklich von dem englischen Novellistenstyl ab, die französische Lecture war in der Art der Darstellung seiner Erzählungen nicht zu verkennen, und es war etwas Neues auf englischem Grund und Boden. In diesem neuesten Roman nähert er sich aber wieder dem Vaterlande, denn erstlich ist es ein Roman von mehren Bänden (doch 4 statt der üblichen 3), und dann ist wieder eine Rückneigung zur Scott'schen Manier, das Historische zu behandeln, nicht zu verkennen.

Der historische Zeitpunkt, welchen die Geschichte behandelt, und der Boden, auf dem sie sich ereignet, empfiehlt sie fast ebenso jetzt unserer Lesewelt als die Scott'schen Romane der letztvergangenen Epoche. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Gedanken während der Restauration, die versuchte Wiederbelebung des feudalistischen Alterthums nicht wenig zum Beifall beitrugen, den Scott's Schilderungen der Parteikämpfe und des politischen Kleinlebens errangen. Jetzt, in den Zeiten der Revolutionen und der Volksansprüche, mag ein Gemälde aus dem politischen Befreiungskampfe der Niederlande verwandte Theilnahme in Anspruch nehmen. Freilich könnte man einwenden, daß der unselige, sogenannte Befreiungsaufstand der Belgier nicht mit dem großherzigen Kampfe der Niederlande gegen die spanische Tyrannei verglichen werden darf; aber in vielen Kleinzügen war auch jene Zeit mit der unserigen verwandt. Der belgische Charakter hat sich nie und nimmermehr verleugnet. Flandern und Brabant

verzehrten sich in nichtsnutzigen Meutereien, in Parteienkämpfen, in hochmüthigem Schwadroniren und — wurden nicht frei. Grattan, der Autor, hat lange genug in Brüssel, Brügge und andern niederländischen Städten gelebt, um den Leichtsinn und die Unwissenheit der Wallonen, die träge Verstocktheit und den unverständigen Dünkel der Flamänder zu kennen. Mitten in ihrem bessern Aufstreben nach einem großen Ziele, weiß er sie uns in ihrer Individualität so darzustellen, daß wir davon überzeugt sind, sie werden diese erstrebte Freiheit nicht erringen, und wenn sie ihnen heute durch ein Geschenk des Himmels würde, hätten sie dieselbe schon morgen durch Misbrauch eingebüßt. Viele Auftritte in Brügge, wiewol das Buch vor den Septemberscenen geschrieben und gewiß vor den letzten Meutereien und Plünderungen in Flandern, Brabant, Hennegau und Lüttich gedruckt worden, sind wirklich nur Abdrücke Dessen, was wir in den Zeitungen lasen. Und gab uns Tieck's „Griechischer Kaiser" nicht dasselbe Bild aus der grauen belgischen Vorzeit? C'est une race incorrigible.

Der Autor führt uns im Jahr 1600 nach Brügge, Brüssel und die Maasufer. Die vereinigten Provinzen des Nordens sind schon frei durch Ausdauer und Einigkeit der Generalstaaten. Der kühne Oranier Moritz sinnt auf Plane, auch Brabant und Flandern, wo der Aufstand so oft aufgelodert und immer wieder nur durch eigne Schuld der uneinigen, sich beneidenden Städte wieder unterdrückt worden, frei zu machen. In Flandern knüpft er Verbindungen mit der katholisch-patriotischen Partei und den sectirenden Reformirten an, in Brabant mit einem kühnen ritterlichen Edelmann, der seine ganze Habe der Freiheit des Vaterlandes opfert. Dies ist der historische Hintergrund. Wiewol Moritz selbst verkleidet nach Brüssel kommt und mit den Bürgermeistern und Schöppen unterhandelt, zerschlägt sich doch die ganze Sache an der Eifersucht der Parteien, und Brügge kehrt, undankbar gegen seine besten Patrioten, unter das schmähliche Joch der spanischen Tyrannei zurück. Brabant kann ebenso wenig durch die außerordentlichen Anstrengungen eines einzelnen Edelmanns (des Helden der Geschichte) befreit werden; der Wallone kämpft gefühllos für und gegen dieselbe Sache, wie es gerade kommt und wie bezahlt wird. Und ebenso wenig kann ein berüchtigter, für die gute Sache gewonnener Straßenräuber, Martin Schenk, der Sache einen andern Ausschlag geben. Die Geschichte schließt historisch mit der durch Moritz von Oranien Geschick und Tapferkeit gegen die Feigherzigen gewonnenen Schlacht bei Nieuport und Ostende.

Die Haupthelden des Romans, geworfen und getragen von den historischen Ereignissen, sind der Bürgermeister von Brügge und seine Tochter Therese, ein Ausbund von Schönheit und Liebenswürdigkeit, nach der der Roman seinen Namen hat. Sie ist aber nicht, wie man glauben könnte, eine Erbin der Herrschaft über die Stadt Brügge, sondern die Erbin ihres Vaters, eines unermeßlich reichen Glückspilzes. Um ihre Hand bewerben sich spanische Gouverneure, Glücksritter aus aller Welt, Commissare der holländischen Generalstaaten, Gerbersöhne, Goldschlägerbursche, und der kühne brabantische Edelmann, den wir oben genannt, und der, wie Therese an Schönheit, ein Ausbund von Muth, Verschlagenheit und Glück ist. Der stolze Vater läßt, nachdem wir im 1. Band seine Jugendgeschichte und wie Therese im Kloster erzogen worden, erfahren, im Champagnerrausch seines Dünkels eine öffentliche Präsentation aller Freiwerber in Brügge veranstalten, in deren Folge eben diese Freier etwas aneinander gerathen, und der Bürgermeister, der indessen mit dem Oranier complottirt, sich eiligst und schleunigst nach Brüssel begeben muß, um der Wuth und den Tyranneien des spanischen Gouverneurs zu entgehen und Klage bei den Erzherzogen anzustellen. In Brüssel aber hat man bereits Denunciationen und nimmt die ganze Deputation, der man kaum noch einen prächtigen Empfang gestattet, gefangen. Von nun an tritt der Held aus Brabant mehr als handelnd auf, denn er vollbringt Unglaubliches. Die Heldin wird gerettet, dem ersten Retter wieder abgenommen und auf Bassenvelt's Schloß Walbasch gebracht, wo sie in Liebespein und Zweifel, in Sorgen um ihren Vater, in Furcht oder Nichtfurcht vor Gespenstern, an denen die alte Felsburg reich ist, und in Angst und Theilnahme um das Schicksal der von den Spaniern hartbelagerten Burg schwebt und lebt. Hier geschehen wieder Wunder über Wunder, und zwar recht interessante, bis Schloß Walbasch in die Luft gesprengt und mit dieser gewaltigen Explosion verschiedene interessante und nichtinteressante Nebenpersonen abgefertigt werden. Die Garnison schlägt sich durch, Therese wird noch ein Mal von ihren politischen und Privatfeinden gefangen, aber durch den kühnen brabanter Helden, in Folge des nieuporter Sieges, wieder aus deren Händen gerissen, und eine Wiedervereinigung und Erkennungsscenen, nebst Aufklärungen, finden statt, in einer Fülle und Gedrängtheit, wie sie selbst noch kein englischer Wunderroman gezeigt hat.

Der Roman ist so überreich an Episoden und Nebenpersonen, daß sie der Einheit der Handlung und des Interesse Schaden thun. Jedoch haftet letzteres bei dem Liebesverhältniß zwischen Theresen und Lambert Bronen und — dem Bassenvelt. Es wird hier ein getheiltes Herz gespielt und ein neckischseltsames Spiel getrieben, was uns grausam und albern dünken könnte, nämlich von Seiten Dessen, der es spielt, wenn es nicht aus dem Romanencharakter einer chevaleresken Zeit sich erklärte, die ihr Ritterthum aus dem Amadis von Gallien geschöpft hat. Gerade dieses Wunder und diese Spannung ist am geschicktesten durchgeführt und entwickelt, was man nicht von den übrigen allen sagen kann. Der Leser ahnet gewiß schon zu Anfang des 3. Bandes den Zusammenhang; wir handelten doch aber gegen unsere Recensentenpflicht, wenn wir ihm hier schon im Voraus die mögliche Täuschung raubten.

Im Uebrigen ist „Die Erbin von Brügge" ein Roman, der nichts Anderes sein will als Roman; sonst, vor einer ästhetischen Kritik, möchte die Anhäufung des

Romanhaften minder bestehen. Dieses drängt sich in einigen Bänden, besonders im letzten dergestalt, daß nicht allein die Wahrheit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit entflieht. Der Ueberdruß hat den Verf. sichtlich überkommen, und er eilt, verworrene Verhältnisse, die ihm selbst über den Kopf gewachsen, und deren Lösung, im Verhältniß zum Anfange, noch Bände erfodert hätte, in wenigen Seiten, ja, Zeilen, abzuthun. Charaktere, die psychologisch gut angelegt sind, gehen zu Ende, ohne daß man noch ein Wort von ihnen hört. Ja, es ließe sich beweisen, daß Personen aus dem 1. Band im letzten andere geworden, als der Anlage nach schien. So ist im 1. und 2. Bande offenbar angedeutet, daß der Prior eigentlich Theresens Vater ist; im letzten ist es dem Autor bequemer, ihn zum längstverschwundenen Vater ihres Geliebten (an dessen Wiederkehr keine Seele denkt, und für den sich kein Mensch interessirt) zu machen. Es kostet ihm nur ein Wort, denn der Zusammenhang wird weiter nicht angegeben, und die bezeichnete Person tritt nicht weiter auf als im Marginalstyl. Ebenso wenig sind verschiedene Episoden, der Geschichte, Legende und localen Erinnerungen entnommen, in die Geschichte künstlerisch verwebt. Sie dünkten dem Autor der Aufzeichnung merkwürdig genug, und nun erzählt er sie ohne Weiteres, mit keiner andern Copula, als daß höchstens eine oder die andere Person aus dem Roman ihnen von Weitem zugesehen hat, so z. B. Martin Schenk's Unternehmen gegen Nymwegen und die Schlacht bei Nieuport. Wie gehört der etiquettenartige Bericht von dem Lebendigbegrabenwerden Beatricens in eine Geschichte, wo diese Maurin eine bis dahin so bedeutende Rolle gespielt hat? Der Schluß ist, wie gesagt, echt englisch, denn auf 3 Seiten ist zusammengehäuft, in tabellarischer Kürze, das Schicksal der Personen, mit welchen der Romandichter nicht fertig werden konnte. Diese flüchtige Behandlungsart ist wirklich Schade, denn Vieles im Roman, sowol was die Charakteristik als die Fabel anlangt, ist so angelegt, daß man mehr als Einen solchen romanhaften Roman erwartet hätte; und daß der Autor mehr **kann**, hat er zur Gnüge in seinen „Heer- und Querstraßen" bewiesen, wo gerade die psychologischfeine Auffassung mit einem Interesse an den Begebenheiten verknüpft ist, die nicht in romanhaften Umschlägen ihren Grund haben. Nichtsdestoweniger wird „Die Erbin von Brügge" auch solche Leser interessiren, welche mehr von einem Roman fodern. Einzelheiten sind auch in dieser Rücksicht vortrefflich. So dürfte der 3. Band, welcher die Belagerung von Walbasch enthält, den Vorzug verdienen. Die Schilderung von der projectirten Erstürmung der Bergfeste ist meisterhaft und spannend. Die Uebersetzung ist angenehm zu lesen, bis auf wenige zu lange Perioden, z. B. folgende (4. Bd., S. 303): „Beatricens Ergebenheit, welche eine Veränderung ihrer ganzen Natur unter seiner mächtigen Einwirkung hervorbrachte, wurde bei der Vorstellung seiner Person, als sie, den Rolando reitend, den sie fast ebenso gut wie sein Herr lenkte, die Escorte befehligte, welche Theresen nach Welbasch brachte und an dem ersten Ausfalle aus dem belagerten Schlosse Theil nahm, oder, als sie, um des Grafen Ivon Geheimniß nicht zu verrathen, ihn in seinem Charakter als Lambert Boonen vorstellte, in dem verzweifelten Augenblicke der Zerstörung des Schlosses, der nur durch ein Wunder nicht ihr letzter geworden war, keiner gewaltsamen Probe ausgesetzt". Wer versteht das? Englische Perioden muß der deutsche Uebersetzer auflösen und nicht Satz für Satz übertragen wollen. 182.

Diderot's Briefe.

Was auch unsere vorlaute Jugend von Oberflächlichkeit, Seichtheit und Kraftlosigkeit schwatzen mag, es war eine merkwürdige und an großen Dingen fruchtbare Zeit, dieses 18. Jahrhundert. Waren es nicht unsere Väter, von denen wir unsere heutige Weisheit gelernt haben? Und was wären wir ohne sie? Voltaire, Diderot, Rousseau, in dem verachteten Frankreich, welche Namen! Voltaire, welche Fülle von Kenntnissen, von Gedanken, von Gefühlen drängt sich in diesen einen Namen zusammen! Rousseau! war er nicht der Johannes der neuen Zeit, die bereits so gewaltig über uns hereingebrochen ist und noch immer vergebens auf ihren Messias wartet? Aber auch Diderot, wenngleich mit diesen großen Genien nicht zu vergleichen, dürfte an krystallheller Klarheit, an durchdringender Schärfe unter allen den ausgezeichneten Geistern unserer Tage nur Wenige finden, die ihm an die Seite zu setzen wären.

Diderot ist, besonders in Deutschland, wo doch Göthe es nicht verschmäht hat, eines seiner unbedeutendern Werke einzuführen, noch lange nicht genug bekannt und anerkannt. Das Urtheil, welches Schlegel über seine dramatischen Leistungen fällt, mag begründet sein; aber der tiefste Philosoph kann, wie Plato gezeigt hat, die schlechtesten Dramen schreiben, und es wäre daher ungerecht, wenn wir einen Schriftsteller, der schon durch seinen außerordentlichen Einfluß auf seine Zeit sich als einen eminent philosophischen Kopf bekundet, nur nach einigen mislungenen dramatischen Versuchen beurtheilen wollten. Paul Louis Courier, der kühne Winzer, den man in der letzten Zeit so hoch erhebt, hat manche Aehnlichkeit mit Diderot; aber abgesehen davon, daß dieser ein halbes Jahrhundert älter ist als jener, so scheint er uns seinen Nachfolger an Tiefe des Blicks bei weitem zu übertreffen und nur in der oft barocken Kraft der Rede ihm nachzustehen.

Besser als in manchem seiner größern Werke lernen wir Diderot, wie Courier, in seinen Briefen kennen; die Ansichten, die in ihrer systematischen Ausführung uns häufig als erkünstelt und gezwungen erscheinen, treten uns hier in der unmittelbarsten Frische des Lebens als die Resultate einer eigenthümlichen geistigen Organisation entgegen. Schon in dieser Beziehung sind die 4 bisher erschienenen Bände der „Mémoires et correspondance de Diderot" (Paris, 1830) von hohem Interesse, das indessen durch die Treue und Vollständigkeit, mit der sie uns das gesellige, literarische und selbst das politische Leben vor der Revolution und damit zugleich auch die Gründe und Ursachen dieser letztern selbst darstellen, noch sehr gesteigert und erhöht wird. Es ist seit einiger Zeit unter einer gewissen Classe von Schriftstellern in Deutschland Mode geworden, die französische Staatsumwälzung als eine bloße Verschwörung der sogenannten Philosophen zu schildern. Der Zustand von Frankreich, heißt es, sei vor der Revolution ganz erträglich, ja glücklich gewesen, und die überspannten Träume und Systeme der Gelehrten hätten den Leuten nur den Kopf verrückt. Wer das alte Frankreich nur aus den Memoiren der Noblesse kennt, wie dies bei unsern deutschen Politikern nicht selten der Fall sein soll, mag in diesen und ähnlichen Behauptungen den Inbegriff aller Weisheit finden; wir wollen hier die gelehrten Herren nicht widerlegen, sondern ihnen nur aus dem 3. Bande von Diderot's Briefwechsel eine kleine Geschichte erzählen, die das ancien régime in seiner ganzen Glorie zeigt.

„Es ist hier eben eine kleine Geschichte vorgefallen“, schreibt Diderot, „die beweist, daß alle unsere schönen Reden über die Intoleranz eben noch keine besondern Früchte getragen haben. Ein junger Mensch aus guter Familie, der nach Einigen bei einem Apotheker, nach Andern bei einem Kaufmann in der Lehre war, hatte die Absicht, einen Cursus der Chemie durchzumachen. Der Lehrherr willigte ein, unter der Bedingung, daß er ein besonderes Lehrgeld zahle, wozu der junge Mensch sich verstand. Nach Verfluß des Vierteljahres foderte der Lehrherr sein Geld, und der Lehrling bezahlte es. Kurze Zeit darauf erfolgte eine neue Foderung von Seiten des Herrn, dem der Lehrling vorstellte, daß er ihm ja wol noch kein Vierteljahr schuldig sein werde. Der Lehrherr leugnete, daß er das vorhergehende bezahlt habe. Die Sache kommt vor das Handelsgericht. Der Lehrherr wird aufgefodert zu schwören. Er schwört. Kaum ist sein Eidbruch vollendet, als der Lehrling seine Quittung hervorzieht, und der Herr ist in Strafe und Kosten verurtheilt und entehrt. Er war ein Schurke, der dies verdiente; aber der Lehrling war wenigstens ein unbesonnener Thor, dem dieser Streich theurer zu stehen kam als das Leben. Er hatte für baares Geld oder auf andere Weise von einem Colporteur, Namens Lecuyer, 2 Exemplare des „Christianisme dévoilé“ erhalten, und eines dieser Exemplare hatte er seinem Herrn verkauft. Dieser, um sich zu rächen, zeigt die Sache dem Polizeilieutenant an. Der Colporteur, sein Weib und der Lehrling werden alle 3 arretirt; eben ist ihr Urtheil gesprochen worden: der Pranger, Ruthenstreiche und die Brandmarkung, außerdem für den Lehrling 9 Jahre Galeeren, für den Colporteur 5 Jahre, und für das Weib auf Lebenslang das Hospital. Das Urtheil setzt neben den „Christianisme dévoilé“ den „Homme aux quarante écus“ und „La Vestale“, eine Tragödie, die wir im Manuscript gelesen haben. *) Man hört nur einen Schrei des Unwillens gegen Hrn. v. Sartines. Aber sehen Sie die Folgen dieses Urtheilsspruches? Ein Colporteur bringt mir ein verbotenes Buch. Kaufe ich davon mehr als ein Exemplar, so werde ich als Begünstiger eines unerlaubten Handels betrachtet und bin den furchtbarsten Strafen ausgesetzt. Sie kennen den „Homme aux quarante écus“ und werden Mühe haben, zu begreifen, wie er gleichfalls unter dies infamirende Urtheil kommt. Der ganze Grund ist nichts als die Erbitterung, die unsere großen Herren noch immer über den Artikel „Tyran“ im „Dictionnaire portatif“ **) haben, dessen Sie sich vielleicht erinnern. Sie werden es Voltaire nie verzeihen, daß er es gewagt hat, zu sagen: es sei besser, mit einem Raubthiere zu thun zu haben, dem man ausweichen könnte, als mit einer Bande kleiner untergeordneter Tiger, die man jeden Augenblick zwischen seinen Beinen finde“.

Auf so furchtbare Weise war die Freiheit der Rede und des Gedankens unterdrückt, der man jetzt gern alles Unglück der Revolution zuschreiben möchte; und dennoch war der Ausbruch nicht zu verhindern. Was will man, nachdem die großen Mittel ein für alle Mal verloren sind, von jenen kleinen Maßregeln hoffen, deren man sich jetzt bedient, um die Entwickelung des Geistes zurückzuhalten? Man befördere wahre Bildung und verbreite sie, statt sie zu hemmen, und man wird bei ihr sicherern Schutz finden als bei Censur, geheimer Polizei und römischer oder —er Inquisition. 178.

Notizen.

Eine italienische Improvisatrice.

Eine Dame, Taddei, die am Weihnachtsabend des vor. J. in der Gesellschaft dei Giardino in Mailand als Improvisatrice auftrat, wird von italienischen Blättern als ein wahres Wunder (un vero portento) geschildert. Glühende Phantasie, Wahl und Lebendigkeit der Bilder, poetische Haltung, Ideenreichthum, Leichtigkeit, Alles soll in ihr vereinigt sein. Einer ihrer Improvisationen: Der Dichter, von Räubern angefallen, mit dem Refrain:

Se trovate qualche cosa
Siete bravi più di me,

(findet Ihr etwas, so seid Ihr tapferer als ich) — können wir wenigstens einige dieser Eigenschaften nicht absprechen; wir lassen unsere Leser sebst urtheilen:

Deh! placate il vostro sdegno,
Son poetà, e son meschino,
Niun di voi fa l'indovino,
Ma il mio nome vel dirà.
È la tasca vuota, e rotta,
Chè dai topi mi fu *rosa*;
Se trovate qualche cosa
Sieti bravi più di me.

Mi rammento, ch'anco il Tasso
Ebbe un giorno incontro eguale,
E la sorte a lui fatale
Pur coi ladri il favori;
Che dei ladri l'alma ruvida
Si mostrò con lui *pietosa*;
Sa trovate atc.

Fate pur, non mi sgomento,
Ricercata in ogni canto;
Quattro versi io penso intanto,
Che vi voglio improvisar.
Ancha in mezzo a' guai più tristi
La mia musa non ha *posa*,
Se trovate etc.

Nachdem der Poet den Räubern noch allerlei vorgesungen und versprochen, besonders aber seinen Hunger geklagt hat:

Più cha fama a dirvi il vero
Ho una fama assai *rabbiosa;*

sagt er Ihnen endlich zu:

V'ha chi vuol, che triste, e orribile
Fosse sempre il mestier vostro;
Ma mostrar vò coll' inchiostro,
Cha si rubba con onor.
Canterò s'anco la musa
Si mostrasse *schizzinosa;*
Sa trovate etc.

Die Räuber, natürlich, lachen und beschenken den armen Teufel:

A quel dir, a quel aspetto
Ogni ladro allor sorrise,
E con lui franco si mise
Dolcemente a favellar.
E ciascun la faccia allegra
Mostra a lui già pria *sdegnosa*
E gli dona qualche cosa
La sua fame a satollar.

Die Stunden der Andacht.

Eine französische Uebersetzung der „Stunden der Andacht“, die unter dem Titel: „Méditations religieuses, en forme de discours pour toutes les époques, circonstances et situations de la vie domestique et civile, traduites par Monnard et Genie“ (Paris, 1830), erschienen ist, erhält in französischen Blättern ausgezeichnetes Lob. Die Katholiken, heißt es, hätten ein Erbauungsbuch der Art nicht aufzuweisen; denn die „Nachahmung Christi“ verberge unter leichtem und angenehmem Ausdruck eine große Gedankenleerheit, und die Bücher des heil. Franz von Sales enthielten nur zärtlichen und bizarren Mysticismus. Nach solchen Vorbildern könne man von Dem, was noch eine Stufe niedriger stehe, gar nicht reden. 163.

Hierzu Beilage Nr. 15.

*) „Ericie, ou la Vestale, drame en trois actes, par Fontanelle“ (London, 1768).

**) Der ursprüngliche Titel des „Dictionnaire philosophique“.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 152. —— 1. Juni 1831.

Zur Nachricht.
Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Ueber Oper, Drama und Melodrama in ihrem Verhältniß zu einander und zum Theater.

Von Theodor Mundt.

Die Oper hat das Drama eigentlich erst auf dem Theater zu verdrängen angefangen, seitdem Componisten, wie Rossini und seine Nachfolger, Musik geschrieben, welche durch die Eigenthümlichkeit ihres Styls vorzugsweise dazu berechnet scheint, in die menschliche Gesangstimme einen Zauber zu legen, der in so leichten, eleganten und wie aus frischen Springquellen hervorsprudelnden Tönen sonst auf der Bühne noch nicht vernommen worden war. Man wird leicht damit fertig, mit dem modegewordenen Gerede über Rossini'sche „Schnörkeleien" über den Maestro abzusprechen, aber durch solche allgemeinhin gewagte Urtheile sind seine Mängel ebenso wenig als sein Charakter und seine Verdienste genau bezeichnet. Der erweiterte Umfang, welchen Rossini durch seine ausgedehnte Kenntniß der Instrumente dem Orchester gegeben, mag von den gelehrten Musikkennern gebührend hervorgehoben werden; ein Instrument aber hat Rossini vor allen gekannt und mit einer Genialität benutzt, die ihm neben den großen classischen Componisten einen eigenthümlichen Rang zusichert; dies Instrument ist die menschliche Stimme. Rossini ist der eigentliche Componist für die Gesangstimme und hat durch seine Opern dem Gesangtalent, für das er vorzugsweise schrieb, die Zunge gelöst, indem seine Arien die Kehlenfertigkeit, die geschmackvolle Geläufigkeit des Vortrags und die Routine des musikalischen Ausdrucks auf eine Weise übten und bildeten, wie es bisher noch nicht der Fall gewesen war. Es ist daher nicht zufällig, daß wir gerade in unsern Tagen einen solchen Flor von Sängern und Sängerinnen erblicken, sondern die Rossini'sche Musik ist es, welche durch ihre ausschließliche Anlage für den Gesang denselben hervorgerufen, und gerade an den gefeiertsten Gesangkünstlern der neuesten Zeit bestätigt es sich, daß sie ihre bedeutendsten Leistungen in Opern der bezeichneten Gattung entwickeln, aber bei weitem weniger in den ältern classischen Musikwerken, welche die Stimme nicht so durch geschmeidige Rouladen begünstigen, sondern in ihrem schweren Styl einen Vortrag erheischen, zu dem unter hundert mit Gesang begabten Kehlen kaum Eine die ausreichenden organischen Mittel besitzen dürfte. Rossini hat die Musik der Kehle hervorgebildet, er hat freilich auch oft mit der Kehle coquettirt, wie er mit allen Instrumenten coquettirt, aber durch ihn ist der Gesang zu einer allgemein gewordenen Blüte gediehen, und erst seitdem durch ihn diese Kunst sich einen solchen Reichthum an dienstbaren Talenten erweckte, hat sie angefangen auf dem Theater die ausschließlich gehuldigte zu werden. Alles, was wirken will, muß einmal Mode gewesen sein, und durch Rossini ist die Musik zu einer Modekunst geworden, welche mit ihrer einschmeichelnden Leichtigkeit auch in das gesellige Leben mehr als sonst sich eingedrängt hat, sodaß sie hier auch in den schlechtesten Tönen, die sie von sich gibt, zum guten Ton gehört. Sonst war es in gesellschaftlichen Zirkeln gar nicht üblich, Opernmusik zur Unterhaltung zu spielen; damals, als die Leute noch viel harmloser und idyllischer waren denn heutzutage, sang man in traulichen Vereinen ein geselliges Lied von Göthe, componirt von Reichard, man wiederholte das Solala mit Grazie in infinitum, man stärkte sich an einem kräftigen Rundreim, und zuguterletzt gab die Tochter vom Hause, unter allgemeiner Rührung mit bescheidener frommen Stimme, eine Arie aus Bretzner's „Apfeldieb" oder aus Weiße's „Lottchen am Hofe" zum Besten. Dieses Sonst ist freilich etwas weit in die Vergangenheit hinausdatirt, aber die deutsche Geselligkeit hat sich doch lange, besonders was die musikalische Unterhaltung anbetrifft, in gemüthlicher Einfachheit

und Anspruchlosigkeit erhalten. Etwas von Gluck oder Mozart in Gesellschaft zu singen oder zu spielen, wäre, statt der Erholung, eine Anstrengung gewesen, die man dem geselligen Dilettantismus nicht zumuthete. Rossini aber ist der Mann, dessen Compositionen nicht nur für die Theaterroutine, sondern auch für den gesellschaftlichen Dilettantismus gleich einschmeichelnd und gangbar wurden. Seine Musik hat auch wirklich eine gewisse gesellige Galanterie an sich und war deshalb geeignet, mit einer solchen quecksilberartigen Schnelligkeit und Leichtigkeit auch in das gesellige Leben überzugehen. Seitdem liegen im Gesellschaftszimmer auf dem Clavier immer die neuesten Opernpartituren aufgeschlagen, und wenn man den Thee getrunken, geht es nicht mehr ohne Opernmusik ab, denn alle die beliebten Cavatinen, Romanzen, Arien und Duos sind ja so hübsch, sie sind nicht nur so hübsch, sie sind auch so leicht, und je mehr man sie singt, je mehr fühlt man, wie allegro, wie frisch und geläufig einem dadurch die Kehle wird, und je weniger kann man aufhören. Man bekommt bei diesen mundrechten Tönen eine große Freude über sich selbst, daß man so affectvoll singen kann, und indem diese Freude auch auf den Beifall der Zuhörer übergeht, so werden die strengen Sittenrichter es sich nicht nehmen lassen, daß durch den Flitterprunk der Rossini'schen Musik die **Eitelkeit** genährt werde. Es wird aber nicht nur die Eitelkeit dadurch genährt, sondern auch der Trieb zum Singen und die allgemeine Lust an der Tonbeweglichkeit der menschlichen Stimme. Für den Charakter des heutigen geselligen Lebens, im Vergleich mit dem früherer Zeit, ist es auch sehr bezeichnend, daß eine solche Musik zum Bindemittel der Unterhaltung geworden, denn der raffinirtere gesellschaftliche Ton stimmt harmonisch überein mit dem raffinirten musikalischen Ton der Rossini'schen Oper.

Wie aber durch die Musik, seitdem sie eine Modekunst geworden, in der gesellschaftlichen Unterhaltung mehr oder weniger das **Gespräch** als Nebensache zurückgetreten, so hat auch seitdem in gleicher Weise auf der Bühne das **Drama** gegen die Oper an Interesse verloren. Durch den allgemein gewordenen Musikenthusiasmus ist der Kunstsinn unserer Zeit in eine Spielerei und in einen Rausch verfallen, worin er sich um so wohler fühlt, weil man mit dieser heitergalanten Kunstfertigkeit bei der ganzen Welt sein Glück macht. Daß das poetische Drama so wenig geltende Macht mehr ausübt, hat auch wol seine innern Gründe, aber diese treffen hier nur mit denen zusammen, welche aus dem überwiegend zur Musik gestimmten Kunstsinn des Publicums hervorgehen. Das Drama selbst sucht von der Gunst der Musik Etwas für sich zu profitiren, indem es sich eine Instrumentalbegleitung bestellt, und dann als sogenanntes **Melodrama** mit der Aussicht eines bessern Erfolges auf die Bühne tritt. Schon der Name eines solchen Melodramas ist ein wunderliches Ding, das durch den Begriff des Inhalts, den man damit verbindet, noch wunderlicher wird. Der Name **Melodrama**, in seiner eigentlichen Bedeutung verstanden, wäre nichts Anderes als die **Oper** selbst, die ihrer Natur nach als ein **musikalisches Drama** zu betrachten ist, und so finden wir auch z. B. in dem zu seiner Zeit berühmten Werke von Arteaga („Le rivoluzioni del teatro musicale italiano, dalla sua origine fino al presente") *) die beiden Namen Oper und **Melodrama** durchgängig als gleichbedeutend und dieselbe Kunstgattung bezeichnend gebraucht Es gab freilich auch von jeher eine Gattung von musikalischem Drama, in welchem die Musik nur als Intermezzo mitspielte, und das sich also dadurch von der Oper als dem in der **Einheit** von Dichtkunst und Tonkunst gegründeten Musikdrama wesentlich unterschied. Mit jenem mag das heutige französische Melodrama, in dem nur die Musik noch untergeordneter und bedeutungsloser angewendet wird, der Form nach etwas Verwandtes haben, aber die bestimmte Tendenz, in der es auch auf unsere Bühnen übergegangen, und wonach das Melodrama in der Regel ein raffinirtes Mordspectakelstück mit möglichstem Criminalschauder bedeutet, ist ihm ganz eigenthümlich, und zwar so, daß *man nicht begreift*, wie diese Gattung, die durchaus *nicht Musik hat in ihr selbst*, auch nur zu den paar Baßstrichen kommt, welche zur Einleitung und Begleitung ihrer Scenen aufgewandt werden. Die ganze Erscheinung dieses Melodrams aber, welches sich des Musikeffects, in wie dürftiger Anwendung auch, zu seinem Fortkommen zu bedienen sucht, ist nichts Anderes als ein Hülferuf der vom Zeitgeschmack verlassenen dramatischen Dichtkunst, welche sich an der Gunst der andern ihr zuvorgekommenen Kunst selbst wieder zu einer eignen Blüte heraufranken möchte. Ob ihr dies nicht wirklich glücken könne, wenn nämlich das Melodrama aus seiner bisherigen mangelhaften Kunstform zu einer höhern Bildung fortschritte, ist eine andere Frage, die ich bei den nachfolgenden Mittheilungen über diesen Gegenstand näher auffassen will. Die Beantwortung einer solchen Frage wird aber mehr oder weniger prophetisch ausfallen, oder als ein ästhetisches Project erscheinen müssen, weil sie eine zukünftige Umgestaltung der Theaterkunst, welche sich aus dem gegenwärtigen Zustand der Oper und des Dramas entwickeln könnte und sollte, und wofür dieser gegenwärtige Zustand etwa eine Durchgangsperiode wäre, im Auge hat. Ich werde mir erlauben, dem Publicum gewissermaßen eine kritische Phantasie hier vorzulegen, und wer dergleichen nicht liebt, den muß ich dafür um Nachsicht bitten. Bevor ich aber meine Ansicht darlegen kann, scheint es nöthig, über das allgemeine Verhältniß der Musik zur Poesie, wie der Oper zum Drama meine Meinung vorauszuschicken.

Wenn man eine Kunst mit der andern vergleicht, so darf dies eigentlich nie zum Nachtheil weder der einen noch der andern ausfallen, sondern eine Vergleichung zweier Künste mit einander kann nur den Zweck haben, die Eigenthümlichkeit einer jeden dadurch um so schärfer heraustreten und erkennen zu lassen. Ein philisterhafter Kunstsinn wäre es, welcher eine Kunst auf Kosten der andern

*) Unter dem Titel: „Geschichte der italienischen Oper", von G. N. Forkel ins Deutsche übersetzt. 2 Bände. Leipzig, 1789.

herabsetzen und darthun wollte, daß die eine besser sei als die andere, weil sie Dieses oder Jenes gewähre, das die andere nicht vermöge. Jede Kunst ist auf ihrem Gebiet eine vollendete Schönheit, sie ist eine Göttin, die nur mit sich selbst verglichen werden darf, und ich mag der Paris nicht sein, der zwischen Göttinnen so zu wählen hat, daß er einer ausschließlich den Preis der Schönheit zugestehen muß. Wäre ich an Paris' Stelle gewesen, ich hätte den Apfel in 3 Theile zerschnitten und jeder der olympischen Göttinnen ein Apfelstück ganz ergebenst präsentirt, und dadurch wäre wenigstens der trojanische Krieg vermieden worden. So will ich auch hier, um Krieg zu vermeiden, da ich es mit 2 Göttinnen, der Musik und der Poesie, zu thun habe, weder der einen noch der andern den Apfel reichen, aber ich will mir beide Göttinnen, die hier vor mich hintreten, recht genau ansehen, und indem ich bemerke, daß die eine schön singt, während die andere schön spricht, so werde ich mich hüten, eine für schöner zu halten als die andere, da ich in Beiden ganz die Göttin erkenne. Demnach ließe sich die Oper gegen das Drama zuvörderst nicht so abwägen, daß man von einem Vortheil oder Nachtheil spräche, der durch die Alleinherrschaft der einen auf dem Theater hervorginge, sondern wir müssen zunächst annehmen, daß wir an der Stelle des vor der Musik zurückgetretenen Dramas auf der Bühne eine neu sich geltendmachende Kunst erhalten haben, welche in ihrer Erscheinung eine ebenso bestimmte Individualität behauptet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nordwestküste von Amerika.

Einer der am wenigsten bekannten Theile von Amerika ist die sogenannte Nordwestküste, von welcher der größte Theil unter der Herrschaft der Russen steht. Sie haben zwar auf der ganzen Küste nur 3 stehende Niederlassungen: Kodiak, Neuarchangel und Bodega; aber der Handel dieser Gegenden ist ausschließlich in ihren Händen. Die Engländer besitzen nichts als ein unbedeutendes Comptoir auf Neualbion, das mit Mühe erhalten wird; und die Amerikaner, die früher hier ihre Fischereien hatten, finden es vortheilhafter, einen directen Handel mit den Russen zu treiben. Unter dem Namen der Nordwestküste versteht man gewöhnlich jenen Theil der von dem nördlichen Ozean bespülten amerikanischen Küste, der sich von dem Cap Mendozino (40° 75′ N. B.) bis zu dem äußersten Norden erstreckt. Die Indianer, welche diese Küste bewohnen, haben, mit Ausnahme der Kodiaken und Aleuten, eine kupferbraune Hautfarbe, die dunkler ist als jene der südamerikanischen Völkerschaften. Ihre Constitution ist fest und kräftig, ihre Gemüthsart wild, Treulosigkeit der Grundzug ihres Charakters. Alle sind Menschenfresser. Obwol sie gegenwärtig durchaus keine andere Beziehungen zu einander haben als jene der Feindschaft, so scheinen sie doch sämmtlich von demselben Stamm. Sie wechseln ihren Aufenthaltsort, jenachdem sie Ueberfluß oder Mangel an Wildpret und Fischen finden. Ihre Hütten sind aus Bretern und Baumästen gebaut, die sie mit sich führen. Mäntel von Otterfellen für die Häuptlinge, von Bärenfell für die Uebrigen bilden ihre einzige Bekleidung. Ihr Schmuck besteht aus Muscheln, die sie theils als Halsbänder, theils als Ohrgehänge tragen; auch die Nasenwand, und selbst die untere Lippe wird auf diese Weise verziert. Die Weiber sind zurückhaltender, als die der meisten andern Wilden, und sie scheinen viele Gewalt über die Männer zu besitzen. Die Nordwestküste bringt Bäume von außerordentlicher Größe hervor: Cedern, Tannen, Fichten, Cypressen, die zum Schiffsbau trefflich geeignet sind. Man findet brasilische Meerottern, Bieber, Wölfe, Seelöwen und andere Thiere, von denen das Pelzwerk sehr geschätzt wird, in großer Menge, die Küsten sind voll von Wallfischen, Häringen, Kabljaus und Fischen aller Art, welche die vornehmste Nahrung der Eingeborenen bilden. Für ihr Pelzwerk erhalten sie durch Tausch Feuergewehr, Pulver, Wollenzeuche, Glasperlen, Spiegel und gefärbte Federn. Die europäischen Schiffe, welche diesen Handel betreiben, müssen die größte Vorsicht beobachten; denn mehr als einmal ist es geschehen, daß die Indianer, wenn sie ohne Besorgniß vor einer möglichen Gefahr zugelassen wurden, sich auf die Mannschaft warfen und dieselbe ermordeten; oder daß sie in der Nacht die Ankertaue kappten und das Fahrzeug an die Küste zogen. Die Insel Kodiak, die ungefähr 50 Stunden in der Länge und 20 in der Breite hat, ist ganz in den Händen der Russen, die hier eine ihrer bedeutendsten Niederlassungen haben. Man zählt auf der Insel ungefähr 18,000 Eingeborene und 150 Russen, die in den Diensten der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft stehen. Die Kodiaken sind bronzefarben, unter mittlerer Größe, aber stark und gewandt, geschickte Jäger und Fischer und äußerst gelehrig. Sie bedienen sich zur Jagd der Lanzen und Pfeile, mit eisernen Spitzen; sie wissen zwar auch mit Feuergewehr umzugehen, aber die Russen erlauben ihnen den Gebrauch desselben nur auf den Expeditionen, bei denen sie selbst die Anführer machen. Viele Kodiaken sind in die Dienste der russischen Handelsgesellschaft getreten, die sie, bei ihrer großen Geschicklichkeit und Gelehrigkeit, auf mannichfache Weise mit Vortheil beschäftige. Diese gehen ganz auf europäische Art gekleidet und erhalten die gewöhnlichen Rationen an Mehl, Gemüse und Fleisch. Die übrigen tragen Mäntel von Fellen und nähren sich von Fischen, Seehundsfleisch und Beeren. Getreide hat bisher auf Kodiak nicht gedeihen wollen, dagegen baut man Kartoffeln und andere Knollengewächse; die Hausthiere, welche von Californien eingeführt werden, arten bald aus. Mit dem Namen der Kodiaken werden, außer den Bewohnern der Insel Kodiak, auch die aller der übrigen kleinen Inseln belegt, welche die Gewässer der Behringsstraße bespülen; sie scheinen von demselben Stamm zu sein, und die Russen haben sie auf allen ihren Niederlassungen angesiedelt. Die Hauptniederlassung der Russen und der Sitz der Regierung des ganzen russischen Amerikas ist Neuarchangel, eine kleine Stadt, die sie seit einigen Jahren auf der König-Georgs-Insel angelegt haben. Sie besitzen von dieser Insel nur die Westküste und sind in fortwährendem Krieg mit den indianischen Völkerschaften, welche die übrige Insel bewohnen und im J. 1803 die erste russische Colonie Sitka zerstörten. Neuarchangel hat ungefähr 1000 E., von denen aber nur 250 Russen oder Abkömmlinge von Russen sind. Der Rest besteht aus Kodiaken. Der Gouverneur ist ein Oberst, der seinen Sitz zu Neuarchangel hat. Die Festungswerke, die Magazine, sowie alle Gebäude der Stadt sind von Holz. Gewöhnlich haben 2 Fregatten und 2 Corvetten hier ihre Station. Die Verbindung mit Rußland wird über Ochotsk unterhalten, doch werden auch Schiffe von St.-Petersburg aus nach Neuarchangel gesandt, die dann das Cap Horn umsegeln. Die Compagnie besitzt ungefähr 15 Schiffe von 20 bis zu 200 Tonnen, die sämmtlich zu Neuarchangel gebaut sind. Die kleinern dieser Fahrzeuge dienen zur Küstenfahrt, die größern führen den Handel mit Obercalifornien, von wo man Vieh, Getreide, Gemüse u. a. Waaren bezieht, und mit Ochotsk, welches geistige Getränke, Zeuche, Salz, Taback, Syrup und Thee liefert. Da das Meer von Ochotsk aber gewöhnlich nur von dem Monat Mai bis in den September fahrbar ist, so würde oft an allen diesen Gegenständen großer Mangel herrschen, wenn nicht die amerikanischen Schiffe, die diese Gewässer besuchen, aushülfen. Seit dem Jahre 1808 haben die Russen auch eine Niederlassung zu Bodega, was früher zu Obercalifornien gehörte. Obgleich der Ha-

sen nicht gut ist, so ist doch der Besitz dieses Punktes als Entrepot für den Handel mit Californien und mit China von großer Wichtigkeit; die gesammte Bevölkerung besteht indessen nur aus 50 Russen und ungefähr 300 Kodiaken. Die südlichste unter allen Inseln der Nordwestküste ist die bis jetzt noch unabhängige Insel Noutka, die von mehren beständig im Kriege mit einander begriffenen kleinen Völkerschaften bewohnt wird. Die Noutkainsulaner gleichen im Allgemeinen den Eingeborenen des Continents, doch haben sie eine weißere Haut. Seit ihrem Verkehr mit den Europäern haben sie Tabackrauchen gelernt; ihre Pfeifen sind mit vieler Geschicklichkeit gemacht. Nur die Häuptlinge haben das Recht, 2 Weiber zu nehmen. Ebenso steht diesen allein das Privilegium des Wallfischfanges zu, zu dem sie sich mit vielen Ceremonien vorbereiten. Ein glücklicher Erfolg wird mit mehrtägigen Festen gefeiert. Die Noutkainsulaner beten einen Geist an, der das gute Princip repräsentirt, und verabscheuen eine andere bösartige Gottheit. Der Häuptling versieht zugleich die Verrichtungen eines Priesters. Sie scheinen eine Vorstellung von einem andern Leben zu haben; doch bemerkt man nicht, daß sie ihren Verstorbenen Speisen mit in das Grab gäben. Das gemeine Volk wird ohne Unterschied an jeden beliebigen Ort begraben; für die Häuptlinge sind dagegen besondere Kirchhöfe bestimmt, und auf das Grab eines jeden wird, als Symbol seiner Geschicklichkeit im Wallfischfang, ein Wallfisch aus Holz geschnitzt gestellt. 178.

Notiz.

Der Pont d'Arcole.

Aus den Beschreibungen der Julirevolution in Paris ist es bekannt, daß am 28. der Besitz des Hotel de Ville, sowie am folgenden Tage jener des Louvre und der Tuilerien, der Hauptgegenstand des Kampfes war, und daß dieser Kampf durch die Erstürmung der Hängebrücke, die von der Cité nach der Place de Grève führt, entschieden wurde. Schnitzler in seinem „Ausführlichen Bericht eines Augenzeugen über die ersten Auftritte der französischen Revolution" (Stuttgart, 1830) sagt: „Eine Abtheilung Schweizer deckte diesen Punkt. Von beiden Enden der Brücke wurde unaufhörlich gefeuert; einmal fielen 8 Schweizer zugleich zur Erde; mitten durch den Kugelregen hindurch, den die Andern herüberschickten, sprang ein Jüngling auf die Gefallenen zu, sich ihrer Waffen zu bemächtigen. Er fiel; aber von seinem Beispiele begeistert, folgten, die ihn umgeben hatten: die Waffen wurden erbeutet, und auf den Schwibbogen der Brücke schrieb man den Namen des gefallenen Helden. Pont d'Arcole heißt sie nun; ein Name großer Vorbedeutung". Diese Geschichte ist recht hübsch, nur leider offenbar erfunden. Es hat nie eine Person existirt, die d'Arcole geheißen hätte. In dem ersten italienischen Feldzuge Bonaparte's wurde bekanntlich die Etschbrücke bei Arcola erstürmt, indem er selbst eine Fahne ergriff und seinen Grenadieren voranschritt. Um das Andenken dieser rühmlichen Waffenthat zu erneuen, nannte man nach der Revolution, als die kaiserlichen Namen der Plätze, Straßen und Monumente in Paris hergestellt wurden und die Ponts de Jena und d'Austerlitz ihre alten Benennungen wieder erhielten, die neue Hängebrücke des Grèveplatzes Pont d'Arcole; Unwissende, denen wir zu unserm Leidwesen auch Herrn Schnitzler beizählen müssen, machten aus dem Namen eines Ortes den eines Mannes, und der Ruhm Bonaparte's wurde auf einen schnell geschaffenen Monsieur d'Arcole übertragen. (S. „Quarterly review", Nr. 87, S. 249.) Auf dem Plan von Paris, welcher der Schnitzler'schen Broschüre beigegeben und wahrscheinlich aus irgend einem veralteten Guide entlehnt ist, finden wir von dem Pont d'Arcole nur den Namen, der, merkwürdig genug! dem Pont de Notre-Dame beigelegt wird. Die Brücke des Grèveplatzes, der dieser Name eigentlich gebührt, fehlt. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 153. —— 2. Juni 1831.

Ueber Oper, Drama und Melodrama in ihrem Verhältniß zu einander und zum Theater.

Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Obwol die Musik keine Worte hat, sondern Töne, so hat sie doch auch in ihren Tönen den Ausdruck und Umfang einer Sprache in ihrer Gewalt, mit der sie Das bezeichnen kann, was die Poesie durch Worte gibt. Töne sind verschleierte Worte, und eben darum ist der Ausdruck der Musik durch Töne, als Sprachausdruck, bei weitem nicht so bestimmt als der unmittelbare Wortausdruck der Poesie. Die Musik faßt Alles für die Phantasie auf und wägt den Begriff, welchen sie darstellen will, erst lange spielend und tändelnd auf den Flügeln der Melodie, ehe sie ihn für Verstand und Gefühl zu einem gewissen Eindruck sich gestalten läßt. Oft verliert sie sich auch in eine heitere Zwecklosigkeit, in einen genialen Müßiggang der Töne, und begnügt sich an dem harmlosen Spiel des bloßen Phantasirens, ohne den Weg, den sie aus der sinnlichen Phantasie in den geistigen Verstand zurücklegen sollte, zu vollenden, denn es gibt unleugbar auch Musik, die gar keine Gedanken hat, obwol sie deswegen immer noch keine ganz werthlose Musik ist. Musik der letztern Art hört man besonders in der leider von der Mode so sehr begünstigten Variationenphantasirerei, bei der aber freilich selten etwas Anderes herauskommt, als ein willkürlichst zusammengewürfeltes Potpourri von Reminiscenzen, das in Gesellschaften und Concerten mit der unausstehlichen Anmaßung auftritt, interessant zu sein.*) Der musikalische Ausdruck hat daher gegen den poetischen immer etwas Paraphrasirendes, eben weil er nicht der unmittelbare Redeausdruck eines Gedankens, sondern eine für die Phantasie aufgebaute Figur von Tönen zur Umschreibung desselben ist. Ein einziger Vers des Operntextes gibt dem Componisten oft zu mehren Reihen musikalischer Phrasen Anlaß, und was die Poesie durch ein Wort bezeichnet, dafür muß die Musik nicht selten ein ganzes System von Tönen aufwenden. Die Musik sieht sich deshalb durch die Ueberschwenglichkeit ihres Ausdrucks meistentheils genöthigt, die Rede des ihr untergelegten Textes zu zerstückeln, sodaß dieselben Worte des Gedichts mehrmals wiederkehren und sich wiederholen müssen, ehe der musikalische Ausdruck mit dem darin enthaltenen Gedanken zu Ende kommt. Daher sagte einmal ein Amousikos (ich weiß nicht, war es Müllner oder Kotzebue, Beide hatten gleich wenig Sinn für Musik), er finde es arrogant, daß die Musiker immer dieselben Stellen in ihrer Musik so oft wiederkehren ließen und mit solchen Wiederholungen Dessen, was ihnen gelunger und effectreich zu sein schiene, vor dem Publicum prunkten, indem er meinte, wenn es nun die Dichter ebenso machen und ihre gelungensten Stellen durch wiederholte Anführungen mehrmals zum Besten geben wollten. Eine solche Meinung beruht auf der Einsichtslosigkeit in das Verhältniß des Redeausdrucks zum musikalischen oder der Musik zur Poesie, und dies Verhältniß erscheint besonders Dem, der für die Tonmuse keine Ohren hat, zu hören, schwieriger und verwickelter, als es ist. Wenn aber der Redeausdruck der Poesie durch seine unmittelbare Beziehung auf den geistigen Verstand eher zum Ausdruck eines Gedankens kommt als die Musik, welche, auf ihrem gaukelnden Phantasieflug einen Umweg machend, wie eine Biene an tausend schönen Blumenstellen sich niederläßt und nicht aus einer, sondern aus vielen Blüten den Honig bereitet, so ist darum der Vortheil des bestimmten und gehaltvollen Ausdrucks in einem Kunstwerk keineswegs immer entschieden auf Seiten der Poesie. Ja, es kann Fälle in einem Kunstwerk geben, wo die musikalische Ausführung eines Gedankens das Redevermögen des Dichters bei weitem überbietet, wo die Musik Alles sagt, während die Poesie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln nur andeuten kann. Ein einziges Lebewohl! welche Ausdrucksfülle vermag ihm die musikalische Ausführung zu geben! Was dieser stumme Gruß des Scheidens Alles insichschließt, die Musik ist im Stande, es durch die Gewalt der Instrumentation heraustreten zu lassen, sie läßt den unendlichen zarten Schmerz, den das stille Wort insichbirgt, aus der Tiefe der Men-

*) Diese Variationensucht in der Musik hat mit einer gleichzeitigen Erscheinung in der Poesie viel Verwandtes. Die von der Muse stiefmütterlich ausgestatteten Dichterlein, deren Erzeugnisse nur für Phrasen und abgeschwächte Erinnerungen aus den großen Poeten der Vergangenheit gelten können, sind solche Variationenspieler und Potpourrikrämer in der Poesie. Sie fangen an, in der Tagesliteratur, die durch originelle Dichtergeister einen neuen kräftigen Aufschwung genommen, immer seltener zu werden. Möchte es auch die Variationenspielerei in der Musik werden!

schenbrust hervortönen; der Laut des Weinens, der aus dem Wort des Lebewohls aufsteigt, löst sich los in den Klängen der Instrumente und vermischt sich mit den Wellen der Melodie zu einer seligen Thräne; das einzige Wort Lebewohl! wenn die Musik es in seinem ganzen Umfang verherrlichen will, dann schwillt es auf zu einer grenzenlosen Klage der Wehmuth, dann zittert es wie trostlose Aussicht in die freundlose fremde Zukunft; dann spielt es sich in sanftern Violinenaccorden von Erinnerung zu Erinnerung noch einmal in die glücklichere Vergangenheit zurück, wo Nichts den Freund von der Freundin trennte; dann reißt es sich mit dem letzten Schrei des Scheidens wieder los, und die Flut der Töne wogt auf und nieder, ein Meer des Schmerzes; dann lispelt leise durch das Chaos der Trauer ein ferner, bangaufathmender, aber immer stärker anschwellender, immer inniger sich ansaugender Flötenton, die Feier des Abschiedskusses; dann drückt die Baßgeige mit einigen festen Strichen die Zuversicht und die Hoffnung aus; dann mahnt es zum Aufbruch, aber es gemahnt an ein Wiedersehen; dann zerrinnt das Lebewohl in einen sanften, zärtlichen, fern verhallenden Ton der Liebe! Wer die Mittel der Musik kennt, wird nicht zweifeln, daß ihr ein einziges Wort der Rede zu einer solchen Ausführung, die einen ganzen Cyclus von menschlichen Gemüthszuständen insichfaßt, Anlaß geben könne. Wir finden in Opern von Mozart und Gluck genug solcher Stellen, die ein lakonisch hingeworfenes Wort des Textes mit der ganzen lyrischen Ueberschwenglichkeit der Musik ausführen, und wo in dieser Lyrik der Musik eine ganze Scenerie dramatischer Momente des Gefühls heraustritt. Solche lyrische Ausführungen und Auffassungen sind der Musik eigenthümlich, sie gehören zu ihrem Kunstcharakter, während der dramatische Dichter mit den Mitteln seines bloßen Redeausdrucks davon abstehen muß. Des Dichters Loos ist es überhaupt, das Wort, indem er es in die Welt hinausschickt, seinem Schicksal preiszugeben und es darauf ankommen zu lassen, ob man alle seine Intentionen wird verstehen wollen und können; der Dichter verbirgt Manches in seinem Kunstwerk und stellt es in einen geistigen Hintergrund zurück, aber der Componist läßt auch die subtilsten seiner Intentionen laut werden. Es gibt Stellen in dramatischen Dichtwerken, welche den Schauspieler durch die Vielfältigkeit des Ausdruckes und Verständnisses, deren sie fähig sind, in Verlegenheit setzen können. Der geistige Zusammenhang des ganzen Kunstwerkes kommt dabei in Anschlag, und der Schauspieler muß dies mit Kritik durchdringen und studiren, er muß sich aus zerstreuten Andeutungen die Einheit eines menschlich wahren Charakters zusammensetzen, um eine einzelne mehrdeutige Stelle ihrem wirklichen Sinne gemäß sprechen zu können. Ein großer Schauspieler ist erfoderlich, um z. B. die Worte Macduff's bei Shakspeare, als ihm die Nachricht gebracht wird, daß ihm Macbeth alle seine Kinder ermordet habe, und er dem Malcolm, der seinen Schmerz auf die bevorstehende Rache als auf eine Arznei vertröstet, erwidert: Er hat keine Kinder! in ihrem ganzen Umfang, in ihrer charaktergemäßen Wahrheit auszudrücken. Diese Worte richtig zu sprechen würde um so schwerer sein, da die Stelle bekanntlich eine zwiefache Deutung erfahren, und, wenn ich nicht irre, hat sich selbst Tieck dafür entschieden, daß Macduff damit den Malcolm meine, der keine Kinder habe und darum den unstillbaren Schmerz des Vaters nicht ermessen könne, während die andere pikantere Auffassung die Worte auf Macbeth beziehen läßt, an dem Macduff keine vollständige Rache nehmen könne, weil der Mörder kinderlos sei. Solche mehrdeutige Stellen, die der poetische Redeausdruck zuläßt, können im musikalischen Ausdruck fast gar nicht entstehen. Es kann zwar auch Passagen in der Musik geben, wo die Eigenthümlichkeit eines Sängers, sein Geschmack, sein Vortrag, seine mehr oder weniger heraustretende Innerlichkeit und Begeisterung, eine Stelle besonders zu heben, eine Arie mit neuen sinnreichen Verzierungen auszustatten vermag; aber einerseits hat der Sänger immer sowol an der Instrumentation des Orchesters als an seinen eignen Gesangnoten etwas *Bindendes, das ihm bestimmte* Grenzen vorzeichnet, *andererseits kann es bei der* Musik nie auf den Sinn *einer einzelnen* Phrase an sich ankommen, weil diese Kunst erst durch ein ganzes System von Tönen, das sie ausführlich mit Satz und Gegensatz durch ihren Werkmeister, die Harmonie, aufbauen und ausbauen läßt, ihre Wirkungen erreicht. Der Dichter kann für solche Stellen und Wendungen, die, im Einzelnen zweideutig, erst aus dem Ueberblick der ganzen Situation, aus dem Zusammenhang des Affects, in dem *sie entstehen*, ihr richtiges Verständniß erhalten, er kann *für solche* Stellen auch nichts weiter hinzuthun. Er *würde unpoetisch* werden, wenn er einen solchen pikanten Lakonismus seines Gedichts paraphrasiren wollte, um seine Intention dadurch außer Zweifel zu setzen; die Schönheit der Intention besteht eben in der verschwiegenen Kürze und in dem ergreifenden Hinblick auf etwas Unausgesprochenes, das sich hinter dem Wortausdruck birgt. Wenn aber der Dichter in solchen Fällen durch Paraphrasiren die Schönheit seiner Intentionen verwässern und die wahrhaft dramatischen Momente seiner Charaktere verwischen würde, so kommt der Componist dagegen nach der Natur seiner Mittel erst durch die mannichfaltigste Paraphrase der wechselndsten Töne zu der wahren Schönheit des musikalischen Ausdrucks. Aus diesem so aufgefaßten Verhältniß scheint hervorzugehen, daß der Schauspieler mehr productives Talent besitzen muß als der Sänger, weil jener mehr selbstschöpferisch bei der Aneignung eines poetischen Charakters zu Werke geht, während dieser mehr nur ein schöngestimmtes und durch glückliches Naturell berufenes Organ der ihn beherrschenden Composition zu sein scheint. Wirklich gibt es Sänger und Sängerinnen, die, ohne zu spielen, ohne sich nur irgend mimisch zu bewegen, in dem magischen Schacht ihrer Kehle Alles haben, wodurch sie in den Stand gesetzt sind, selbst die dramatischen Momente ihrer Rolle durch Töne ausdrücken, und selbst das äußerlich vernachlässigte Geberdenspiel durch die ans Wunderbare grenzende Elasticität ihrer Stimme, die den vollen Seelenausdruck eines Charakters umfaßt und gibt, ersetzen zu können. Daran zeigt sich

nicht nur, daß der Componist auch in Klängen ein plastischer Künstler und Charakterzeichner sein kann, sondern auch die geniale Gesangproductivität der menschlichen Stimme thut sich dadurch auf eine Weise kund, die der Productivität des Schauspielertalentes nichts nachgibt. Abgesehen davon, wird der Sänger in seiner vollendeten Ausbildung, und es fehlt uns nicht an Beispielen dafür auf der Bühne, auch die Kunst des Mimen mit der seinigen verbinden, und so wäre es wenigstens unnütz, ein solches Dilemma zwischen ihm und dem Schauspieler aufzubringen, wie man überhaupt wohlthut, in Kunstsachen einem jeden Dilemma dieser Art auszuweichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, im Mai 1831.

Auf dem Umschlage von V. Hugo's letztem Romane: „Notre-Dame de Paris", grinset uns ein scheußliches Antlitz entgegen, in dessen verworrenen, wilden und gleichsam zersplitterten Zügen man Mühe hat, die Spuren der menschlichen Organisation herauszufinden. Wenn die Natur sich je bis zur Hervorbringung eines solchen Wesens verirren könnte, so müßte es unter den Zuckungen des Wahnsinns und der Raserei erzeugt werden; die schauderhaftesten Visionen, welche den unglücklichsten aller Höllengeister in einem Anfalle von Verzweiflung halten können, müßten Tag und Nacht die Phantasie der Mutter zerwühlen, die einem solchen Ungeheuer Leben und Gestalt gäbe. Man denke sich einen mächtigen, schwarzen, starkbehaarten Kopf, mit einem Munde in Gestalt eines Hufeisens, mit breiten, buschigen Augenbraunen, welche fast die ganze Stirn einnehmen; eine Warze verbirgt das ganze rechte Auge; zwischen den ungestalteten Lippen ragen hier und da schwarze, halbzerbrochene Zähne hervor wie die Fangzähne eines Ebers. Dieses ist Quasimodo, der Küster von Notre-Dame. Der Dichter scheint einen besondern Werth auf diese Schöpfung zu legen, indem er sie dem Leser gleichsam als Aushängeschild entgegenhält, als ein Symbol des Geistes, der ihn inspirirt, und der Empfindungen, die der Leser zu erwarten hat. Und wahrlich, Hr. Hugo hält gewissenhaft, was er verspricht, ja, er gibt noch mehr. Er übertreibt das Uebertriebenste, er verwundet und gießt Gift in die Wunde. Und vergebens sucht man sich von ihm loszumachen; er umschlingt das Gemüth mit den Blumengewinden seiner Poesie und hält es damit an die Folter gebunden, bis er es sattsam gemartert, bis er es zerrissen und zernichtet hat. Auch hascht Hr. Hugo seit einiger Zeit nach dem Humoristischen, das ihm durchaus nicht gelingen will. Es ist nun einmal kein Element seiner poetischen Organisation. Schon in dem ersten Capitel läßt er seinem Humor den Zügel schießen oder gibt ihm vielmehr den Sporn. Der Roman beginnt mit dem 6. Januar 1282, dem heil. Dreikönigs- und zugleich Narrenfeste. Im Justizpalaste werden Mysterien gefeiert. Jupiter erscheint auf dem Theater und kündigt an, daß „Le bon jugement de la vierge Marie" gespielt werden soll. Vier allegorische Personen sprechen den Prolog. Die Eine ist in Gold- und Silberbrokat gekleidet; am Saume ihres Gewandes steht geschrieben: „Je m'appelle noblesse". Die zweite stellt die Geistlichkeit vor u. s. w. An diesem Tage hatten die Studenten das Vorrecht zu schimpfen nach Herzenslust; was ihnen durch den Kopf kam, durften sie keck Jedermann an den Kopf werfen; selbst der Rector magnificus und die Facultäten waren ihrem unverschämten Witze preisgegeben. Zuletzt wird ein Narrenpapst erwählt; wer die scheußlichste Grimasse reißen kann, dem wird die Tiare zuerkannt; Quasimodo tritt als Sieger aus diesem seltsamen Wettstreite und wird im Triumphe durch die Straßen von Paris gefahren unter der seltsamsten Begleitung. Da erscheinen le royaume d'Egypte, le royaume d'Argot, nämlich sämmtliches Diebsgesindel nach Classen und Büreen geordnet, die Anführer in Wagen, die von Hunden gezogen werden; der König des empire de Galilée etc. Wie man sieht, wäre da Stoff genug für den echten Humoristen; allein, Hugo benutzt ihn schlecht. Wenn er spaßen will, so geberdet er sich wie ein Löwe, der versuchen wollte, Affensprünge nachzumachen. Der Scherz gelingt ihm nur, wenn er verhöhnt, wenn er bitter ist, wenn ihn der Zorn abschießt. Wir können uns hier nicht in eine umständliche Analyse des Romans einlassen und heben blos 2 Scenen aus, die so ziemlich die Handlung vollständig insichschließen.

Der Leser versetze sich in Gedanken auf den Vorplatz der hiesigen Kathedralkirche. Es ist ein schöner Märztag; die Sonne, welche, wie der Verf. bemerkt, Dubartas damals noch nicht le grand duc des chandelles genannt, stralt am heitern Frühlingshimmel. Auf einem Teppich, der über das Straßenpflaster gebreitet ist, tanzt Esmeralda, ein Zigeunermädchen, ein reizendes, unwissendes Geschöpf, femme abeille, in einer halb afrikanischen, halb französischen Tracht. Von den Thürmen der Kirche herab sehen Quasimodo und Claude Frollo ihrem Tanze mit gierigen Blicken zu. Claude Frollo, der Archidiakonus, ist ein Alchymist, der in einer dunkeln Zelle des Thurmes hauset, den Stein der Weisen sucht, von Todtengerippen und Todtenköpfen und gespensterartigen Gestalten umgeben, der Zauberer und Hexen verfolgt und verliebt ist, und zwar in Esmeralda, wie auch Quasimodo. Dieser Claude Frollo fliegt nebstdem der Wissenschaft, dem Lichte, der Sonne, dem blendenden Gaudloche zu, das auf die andere Welt geht. Seine Leidenschaft zur jungen Biene, die da unter ihm summt und in ihrem Tanzfluge, mit halbentblößtem Busen, zuweilen ihre zierlichen Beinchen bis zur Wade sehen läßt, ist blos sinnliche Wuth, die der Dichter mit bekannter Energie schildert: „avec quelle furie cette mer des passions humaines fermente et bouillonne, quand on ne lui donne point d'issue et éclate en convulsions et en sanglots intérieurs". Auf dem Balcon eines Hauses, der Kirche gegenüber, befindet sich der Capitain Phöbus de Châteaupers, ein Bengel, der nicht eine Stunde unter honnetten Frauenzimmern zubringen kann, ohne daß sich ihm die Gurgel mit Flüchen zustopft, die er dann bei der ersten Gelegenheit ausspeit; dieser ist Esmeralda's Geliebter.

Schauderhaft ist das Ende dieser wunderlichen Geschichte. Auf demselben Platze finden wir die Esmeralda wieder, aber Tanz und Freude sind verschwunden und ihre Liebe ist verrathen. Claude Frollo hat sie eines Mordes beschuldigt; sie ist zum Tode verurtheilt worden. Der geile Priester bietet ihr an, sie zu retten, wenn sie sich ihm ergeben wolle. Esmeralda stößt sein Anerbieten mit Abscheu zurück und wird zum Richtplatze geführt. Kurz zuvor hat sie ihre Mutter wiedergefunden. Als ihr die Henker ihr Kind entreißen wollen, setzt sie sich zur Wehre. Dieser ganze Auftritt ist meisterhaft: „A quatre pattes, comme une panthère et toute hérissée: Approche un peu prendre ma fille! Sais-tu ce que c'est qu'un enfant qu'on a? Hé, loup-cervier, n'as-tu jamais gîté avec ta louve? n'as-tu jamais eu un louveteau? et si tu as des petits, quand ils hurlent, est-ce que tu n'as rien dans le ventre que cela remue?" Sie beißt den Henker in die Hand im Augenblicke, wo er Esmeralda zum Tode schleppt und fällt todt zur Erde. Auf den Thürmen von Notre-Dame stehen gleichfalls wieder Quasimodo und Claude Frollo. Als aber die Geliebte am Galgen hängt, packt der Küster den Archidiakonus und stürzt ihn von dem Thurme herab. Lange schwebt der unglückliche Priester an der bleiernen Dachrinne, die allmälig nachgibt und sich biegt; in der Todesangst schließt er endlich die Augen und läßt sich in die unermeßliche Tiefe fallen. Quasimodo, das Ungeheuer, „singe manqué, produit d'une truie avec un juif", vermählt sich mit der Gehängten. Zwei Jahre nachher fand man in einem Gewölbe ihre Skelette, „qui se tenaient embrassés d'une façon singulière". Warum Hr. Hugo sein Buch

„Notre-Dame de Paris" betitelt, geht zum Theil aus dem eben Erzählten hinlänglich hervor. Wir fügen noch hinzu, daß der Verf. eine umständliche Beschreibung dieser Kirche gibt. Wir hätten hier noch Manches zu bemerken, wollen es aber auf eine andere Gelegenheit verschieben.

Von Barthélemy's „Némésis" sind bereits 3 Nummern erschienen. Der Inhalt rechtfertigt den Titel vollkommen. Es sind wahrhaft furienartige Ausbrüche eines Genies, dessen eigentliches Element der Zorn ist. Er speit Gift und Feuer gegen das jetzige Ministerium, wie früher gegen Villèle und Polignac. Dieses ewige Schimpfen, diese Diatriben, die der Dichter nur mit sichtbarer Anstrengung schleudert, diese gemachte Entrüstung wird man zuletzt überdrüssig. Persönliche Angriffe müssen durch wichtige Zwecke gerechtfertigt werden. Es handelt sich ja jetzt in dem ganzen Streite mit dem juste milieu nur um ein Bischen mehr oder weniger Freiheit, und das ist doch wahrlich dieses Gepolters, dieses Geschimpfes nicht werth. Man sehe nur, wie Barthélemy mit Casimir Perrier umgeht, der bekanntlich etwas jähzornig ist und viele Heftigkeit in den Debatten der Deputirtenkammer gezeigt hat:

Au comptoir, au conseil despote tracassier,
Il traite un sous-ministre à l'égal d'un caissier.
Va-t-il parler, il semble, avant qu'il se décide,
Mâcher entre les dents une parole acide.
Qu'un seul geste, un seul mot en passant l'ait froissé
Sur sa lèvre aussitôt erre un dépit glacé;
Il se tord sur lui-même et le corps si débile
Bondit galvanisé par un aller de bile.

Das letzte Heft der „Némésis", betitelt: „Napoléon", enthält wunderschöne Stellen und gereicht dem Dichter zu großer Ehre, um so mehr, da diese periodischen Satyren in so kurzer Zeit geschrieben werden müssen.

Die berüchtigte „Contemporaine" ist nun auch wieder unter dem Titel: „La contemporaine en Egypte" aufgetreten. Dieses Weib ist eine spirituelle Plaudertasche, die ein sehr pikantes Unterhaltungstalent besitzt. Nach ihrem Portrait zu urtheilen, muß sie sehr schön gewesen sein; allein, sie ist jetzt welk und veraltet, wie die Siege des Kaiserreichs, an welchem ihre ganze Seele hängt. Von ihrer Reise in Aegypten haben wir soeben den 2. Band gelesen. Gleich Anfangs macht sie sich viel mit dem Arzte Pariset zu schaffen, den sie den troubadour de la peste nennt. Bekanntlich hat Pariset einen Theil des Orients durchreiset, um diese Krankheit an Ort und Stelle zu studiren. Er ging in seinem Eifer so weit, daß er das Hemde eines an der Pest Verstorbenen anzog. Die „Contemporaine" behauptet, er habe sehr weislich das Hemde vorher desinfizirt und sei weiter nichts als ein Charlatan. Zwischen einem würdigen Gelehrten wie Pariset und einer Abenteurerin wird das Urtheil der öffentlichen Meinung wol nicht schwanken. Die Europäer in Kairo scheinen saubere Gesellen zu sein, ein redlicher Franke ist dort ein Wunderthier. Es wimmelt von französischen Glücksrittern. Ehemalige Tambours treten als Offiziere auf, Krankenwärter als Aerzte. Es sind meistens Intriganten und Gauner, welche lehren, was sie selbst nicht verstehen, die in Frankreich nicht 400 Francs verdienen würden, und denen in Kairo 1000 und selbst 1200 Piaster nicht genügen. Ibrahim-Pascha, der Sohn des Vicekönigs, ist ein Mann von 5 Schuh 8 Zoll (wie unsere Französin es angefangen, um den Prinzen so genau mit der Elle abzumessen, sagt sie nicht), stark beleibt, mit weniger Anmuth als sein Vater, zu Pferde nimmt er sich gut aus. Seine Gesichtszüge drücken eine ruhige Festigkeit aus; sein Lächeln ist angenehm. Er ahmt die Franzosen nach pour le luxe et l'agrément, versteht aber ebenso wenig die französische Sprache als Mohammed-Ali. Jouffouf Boghos, der erste Minister, erhält den „Constitutionnel" und andere europäische Journale, und theilt seinem Herrn die Artikel mit, welche die Angelegenheiten der Türkei betreffen. Unsere Verfasserin versäumte nicht, einen Harem zu besuchen. Ehe sie eingelassen wurde, mußte sie ein besonderes Costum anziehen. Zuerst trat sie mit einer alten Griechin, ihrer Führerin, in einen viereckigen, mit dünnen Säulen von Gyps umgebenen Hof, aus welchem eine Stiege in den obersten Stock führte. Hier fand sie in einem Zimmer, welches ein längliches Viereck bildete und blos mit einem Vorhange verschlossen war, drei Weiber auf reichen Kissen und prachtvollen Teppichen sitzend, die eine rauchte aus einer schönen Pfeife, die andern stickten Schnupftücher. Sie luden die Europäerin ein, sich niederzulassen und ihnen ihre europäische Tracht zu zeigen, die sie unter ihrem türkischen Gewande trug. Es waren noch da eine Amme, die ein Kind säugte, und 4—5 Mägde in einfachem, weißem Hemde. Bald hernach traten noch einige verschleierte Damen herein, welche aber mit Verachtung auf die Christin herabblickten und sich bald wieder entfernten. Die Toilette sämmtlicher Schönen wird als sehr prachtvoll beschrieben. Sie hatten Hemden an aus Gaze, die zu 60 Francs an Werth geschätzt werden, und Pantoffeln mit Diamanten besetzt. Unter den Leckereien, die der Besucherin vorgesetzt wurden, preist sie besonders eine Confiture aus Rosenblättern. Auch machte man ihr 3 schöne Schnupftücher zum Geschenk. Dies gab der „Contemporaine" Veranlassung, sich über die Bestimmung der Taschentücher zu erkundigen, d. h. bei den türkischen Schönen anzufragen, ob ihr Gebieter seine Wahl mittels Zuwerfung des Tuches zu erkennen gäbe. Die 3 Türkinnen brachen bei dieser Frage in ein lautes Gelächter aus und ließen der Christin durch ihre Dolmetscherin erwidern, wenn dem so wäre, so würde nie die Frau eines Muselmannes einer Ungläubigen Taschentücher zum Geschenke machen. Ob wirklich die „Contemporaine" in einem Harem war, und inwieweit man allen diesen Beschreibungen der Herrlichkeiten, die sie da gesehen haben will, Glauben schenken kann, lassen wir dahingestellt sein. Relata refero. Noch wird bemerkt, daß die Türkinnen die unwissendsten Geschöpfe seien, die man sich nur denken könne, was wir unbedingt annehmen. Es sind der anziehenden Stellen sehr viele in den 2 bis jetzt erschienenen Bänden; wir werden noch Mehres daraus mittheilen. Besonders pikant sind die Ueberschriften ihrer Capitel, die aber zu oft täuschen. So wird ein Capitel überschrieben: „Chateaubriand et Fauvel". Schlägt man nun nach, um zu sehen, was darüber gesagt wird, so findet man, daß Chateaubriand ein genialer Schriftsteller sei, oder etwas Aehnliches.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Odeleben's französische Revolution.

In dem neuesten Heft der „Revue encyclopédique" findet sich eine Beurtheilung von dem Werke des Freiherrn von Odeleben: „Die französische Revolution 2c.", worin unter Andern gesagt wird: „Ce n'est guère qu'en Allemagne que l'on trouve des écrivains empressés à mettre toute sorte d'instruction historique à la portée des habitans des campagnes; ici, c'est un baron qui s'est donné la peine d'écrire dans le stile le plus vulgaire l'histoire de la révolution française, et ce baron ne ressemble point à tant de ces confrères du ci-devant saint-empire, qui se détournent avec horreur quand il est question de la révolution. Il explique les causes de ce grand événement, fait voir quelle était auparavant la situation du peuple, et ce qu'il a gagné au changement; ce qui ne l'empêche pas d'exposer fidèlement tous les excès de la révolution". Daß unter der Geschichte der Revolution auch jene des Kaiserreiches mit begriffen ist, wird gemisbilligt; doch wol mit Unrecht, da die Militairherrschaft Napoleons die natürliche und nothwendige Folge, der Schlußstein der Revolution war.

163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 154. — 3. Juni 1831.

Ueber Oper, Drama und Melodrama in ihrem Verhältniß zu einander und zum Theater.

Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Von dem allgemeinen Verhältniß der Musik zur Poesie ausgehend, sind wir zugleich unserm Zweck, das Verhältniß der Oper zum Drama daraus zu entwickeln, näher gekommen. Die lyrische Natur der Musik überhaupt, wie wir sie bezeichnet haben, bestimmt auch den besondern Charakter der Oper als einer eigenthümlichen dramatischen Kunstgattung. Wenn das poetische Drama der unmittelbare dialektische Ausdruck einer durch die mannichfachsten Conflicte sich fortbewegenden Handlung ist, wenn die scharf und consequent durchgeführte Dialektik der Handlung der alleinige Zweck des Dramas oder vielmehr das Drama selbst ist, so faßt das Musikdrama dagegen diese Handlung zu einem ganz andern Zwecke auf, nämlich um die der Handlung inwohnende Lyrik daraus hervorzubilden. Das Musikdrama oder die Oper hat es wie das poetische Drama mit allen Momenten einer Handlung, mit Affecten, Leidenschaften und Charakteren zu thun, aber die Oper gibt mehr das Phantasiren des Affects, die Musik der Leidenschaft, die Lyrik des Charakters, den in Töne aufgelösten Sinn der Handlung, als den Affect, die Leidenschaft, den Charakter und die Handlung selbst in ihrer unmittelbar heraustretenden Plastik; was das Drama darstellt, besingt die Oper. Dies könnte scheinbar zu der Behauptung Anlaß geben, daß in der Oper eigentlich etwas Inconventionnelles liege, und selbst Kritiker, welche diese Kunstgattung ihrem wahren Begriff nach nicht zu würdigen verstanden, haben es unnatürlich gefunden, daß die Personen in der Oper in den bedenklichsten und gefährlichsten Lagen ihres Lebens singen und musiciren, wo es keinem vernünftigen Menschen in der Wirklichkeit einfallen würde, dergleichen zu thun; denn wie sollte Jemand in der Todesstunde, in der gewaltsamsten Aufregung der Leidenschaft, in Schmerz, Angst und Verwirrung des Daseins einen solchen überirdischen Kehrmichnichtdaran haben, um in Situationen der Art noch den kunstvollsten Bravourgesang mit obligaten Instrumenten ausführen zu können. Nur der ganz gemeinen Verständigkeit dürfte eine solche Ansicht einleuchten, der auch Müllner, den die Tonmuse ihrer feinen Genüsse nicht würdigte, beitrat, indem er bekanntlich die Oper „ein Rühreì von Poesie, Musik und Unsinn" nannte. Man scheint überhaupt noch wenig dazu gekommen zu sein, die Oper als eine eigenthümliche Kunstgattung vom ästhetischen Standpunkte aus zu begreifen. Das Misverständniß, die Oper um der angeführten Gründe willen in ihrer Form für inconventionnel zu halten, kann nur daher kommen, wenn man, den allgemeinen Begriff der Musik verkennend, die Oper ganz nach den Gesetzen des poetischen Dramas mißt und den unzulässigen Anspruch macht, in jener die dramatische Handlung ebenso aufgefaßt und wiedergegeben zu sehen als in diesem. Aus einem solchen verkehrten Maßstab ist die Ansicht Müllner's hervorgegangen, und Viele, die sie nicht so dreist auszusprechen wagen, theilen sie doch. Aber auch die ganz gemeine Verständigkeit muß wenigstens einsehen können, daß in der Oper die Musik nur allein die Stelle des Organs vertritt, welches in dem poetischen Drama die Sprache ist, wobei alsdann freilich das nach 2 verschiedenen Richtungen auseinandergehende Verhältniß berücksichtigt werden muß, wie diese beiden verschiedenen Organe ihrer entgegengesetzten Natur nach die Gegenstände auffassen und ausdrücken. Wer es inconventionnel findet, daß ein von den Furien verfolgter Orest in dieser schrecklichen Lage singt (oder man würde vielleicht sagen: noch singen kann, wo einem andern Menschen die Haut schaudert), der müßte es auch inconventionnel finden, daß Shakspeare's Julius Cäsar z. B. Englisch redet, statt Lateinisch, denn in der Wirklichkeit hat der göttliche Julius doch sein Lebtage kein Englisch gesprochen, und Die, welche die Oper so auf den Buchstaben der Wirklichkeit, oder, was Dasselbe ist, ad absurdum zurückführen wollen, können an diesem Beispiel einsehen, was eine solche Beziehung auf die buchstäbliche Wirklichkeit in der Kunst überhaupt für Consequenzen erzeugen würde. Die Musik ist ein ideales Organ des Ausdrucks, das in der Oper als ganz mundrechte Conversationssprache, etwa höherer Potenz, vorausgesetzt wird. Dies versteht sich eigentlich ganz von selbst und ist eine alte ausgemachte Geschichte, aber doch bin ich überzeugt, daß ein nicht geringer Theil des brillanten Residenzopernpublicums, das die Oper besucht und beklatscht, weil es einmal jetzt so sein muß, davon nicht klar genug unterrichtet ist, denn wie Manchem, der bei den hinreißenden Gesangschwärmereien einer tonbegeisterten

Sängerin den Hiatus der herzlichsten Langweile hinter dem Schnupftuch elidirt und sich dann verstohlen umsieht, ob es auch Keiner gemerkt hat, wie Manchem mag dabei insgeheim der hypochondrische Gedanke einfallen: „Warum zerreißt sie sich nur so die Kehle, die gute Person? Könnte sie nicht lieber *sagen*, was sie will, dann wüßte man es doch, und sie machte weder sich noch uns das Leben sauer!“ Aber bei Leibe wird sich Einer vor dem Andern nicht merken lassen, daß man so denkt, es würde für eine Ketzerei gegen den guten Ton gelten, nicht Passion für Musik zu haben, und wenn die neue Oper nur erst aus ist, dann war sie gewiß göttlich. Müllner war so ehrlich, oder vielmehr so frech, es gerade herauszusagen, daß ihm die Oper nichts als ein Unsinn sei. Es kommt im Grunde auf Eins hinaus, ob man so ehrlich ist oder nicht.

Wenn wir nun die Oper ihrer lyrisch-phantasirenden Auffassungsweise wegen, mit der sie die Handlung darstellt, als bestimmten Gegensatz des poetischen Dramas bezeichneten, so haben wir bei letzterm vornehmlich an das Shakspeare'sche Drama gedacht, weil dies vorzugsweise in gediegenster Form den Begriff des Dramatischen am schärfsten durchführt und deshalb den entschiedensten Gegensatz des poetischen Dramas zum Musikdrama abgeben kann. Erkennt man Shakspeare als Norm der dramatischen Gestaltung an, und man muß es wol, da seine Form dem allgemeinen Begriff des Dramas am strengsten entspricht, so wird man dagegen dem sogenannten *lyrischen Drama*, wo Handlung und Charaktere in subjectiver Lyrik zerfließen, auf dem Gebiet der Poesie eine bei weitem untergeordnetere Stufe der Vollendung anweisen müssen. Das lyrische Drama gelangt nur auf dem Gebiet der Musik, wo es sich zum Musikdrama, zur Oper ausbildet und dadurch in die Sphäre des ihm naturgemäßen Ausdrucks versetzt wird, zu einer kunstwahren und widerspruchslosen Form. Wirklich neigt auch das lyrische Drama sehr zur Musik; ich wüßte kein Stück von Calderon, das ich mir nicht sehr gut mit Musikbegleitung denken könnte, und der Eindruck würde dadurch in den meisten Fällen nicht nur nicht gestört, sondern wol sogar gehoben werden; aber man nehme dagegen Stücke von Shakspeare, wie „Julius Cäsar“, „Macbeth“ u. s. w., in denen die dramatische Form zur bestimmtesten Plastik gediehen, zu Shakspeare's Stücken müßte man jede Musikbegleitung verbitten, weil sie hier nur die Kunstgebiete und mithin auch den Kunstgenuß verwirren würde, obwol auch Shakspeare sonst der Mann ist, der Musik hat in himself. Sein Drama wird man daher mit Recht als den directesten Gegensatz der Oper betrachten und sich daran die verschiedenen Auffassungsweisen der beiden verschiedenen Kunstgattungen klar machen können.

Mögen nun aber auch beide Gattungen, ungeachtet der verschiedenen Mittel ihres Ausdrucks, im Allgemeinen denselben Inhalt zur Anschauung bringen, so scheint sich doch mit einigem Grund behaupten zu lassen, daß das Drama ein *populaireres* Kunstwerk ist als die Oper, welches daher mehr dazu berufen sein könnte als diese, ein größeres Publicum vor sich zu versammeln, weil es das Schöne durch ein gangbareres und allgemein menschliches Organ der Mittheilung verherrlicht, während die Oper Jedem, der das Schöne in ihr ganz verstehen und genießen will, eine feine Uebung des Ohrs und selbst einen natürlichen Sinn für die Tonkunst nicht erlassen kann. Dagegen dürfte jedoch wenigstens Dies anzuführen sein, daß auch das Drama, um in seiner höchsten und reinsten Wirkung aufgenommen zu werden, ein ebenso kunstgebildetes Publicum und einen Geschmack bei demselben voraussetzen muß, der nicht weniger einer besondern Ausbildung bedarf als das Gehör in der Musik. Im Gegentheil gewährt die Oper noch eher Passetemps und einzelne Plaisanterien, woran auch ein Publicum, das zu weltzerstreut ist, um ein Kunstganzes umfassen zu können, seine Lust haben mag; aber das Drama, wenn es einmal von seiner Reinheit und spröden Kunstform irgend Etwas einbüßen und Theatrallotria mitmachen soll, wird leicht ganz ruinirt und aller seiner Kunstbedeutung beraubt, wie wir dies im Durchschnitt an dem abscheulichen Melodrama erleben. Somit dürfte die Oper fast eher berufen sein, ein *größeres* Publicum vor sich zu versammeln, denn das musikalische Gehör wird so leicht bei einiger Uebung erworben, und der Musiksinn ist so wenig selten bei den Menschen, daß er nur erweckt zu werden braucht, und Jeder, der keinen Sinn für Musik mit auf die Welt gebracht hat, nur als Ausnahme von der Regel gelten kann.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 153.)

Hr. Theodore Anne, der Verf. des „Journal du voyage de St.-Cloud et Cherbourg“ hat „Mémoires, souvenirs et anecdotes de l'intérieur du palais de Charles X“ herausgegeben. Hr. Anne scheint ein höchst rechtlicher Schriftsteller zu sein, dem wir gern Glauben schenken. Er verhehlt seine dankbare Ergebenheit für die gestürzte Königsfamilie keineswegs, und bedauert ihr Unglück, ohne sich mit bitterm Revolutionshasse zu spreizen und die Freiheit und die große Woche zu verhöhnen. Diese unparteiische Ansicht der letzten Umwälzung hat beide Parteien gegen ihn aufgebracht, wie er selbst in der Vorrede erzählt. Er wird zugleich als Jakobiner und Karlist verschrien. Er suchte bei der jetzigen Regierung um ein Amt nach. Ein Minister, bei welchem sich ein Pair für ihn verwendete, gab ihm zur Antwort: „Je le connais, j'ai lu sa brochure, il y régne un dévouement trop entier pour la famille des Bourbons“, wir glauben also seinen Mittheilungen vollkommen Zutrauen schenken zu können. Wir haben uns zuerst, wie billig, nach der Hauptperson umgesehen, aber wenig Neues darüber gefunden: daß Karl X. in die Messe ging und Abends bei der Dauphine spielte, ist Alles längst bekannt. Ueber das innere Treiben der Tuilerien, über die Intrigue u. s. w. wird ziemlich oberflächlich weggegangen. Hr. Anne versichert, die bekannten Worte, die Karl X. bei seiner Thronbesteigung gesprochen: „Plus de hellebardes“, seien wirklich von ihm. Von Chateaubriand soll er gesagt haben: „On a été trop loin envers lui“. Einige Höflinge gehörten zur Opposition, unter Andern der Herzog von Maillé, der stets gegen das Ministerium schrie. Eines Tages klagte der liberale Herzog, er habe einen Katharr: „Tant mieux“, sagte der König, „ça t'empêchera d'aboyer“. Auf den königl. Jagden wurden jedesmal 12—1500 Stück Wildpret von allen

Gattungen erlegt, welche unter die höhern Hofbeamten vertheilt wurden. Diese verkauften die königl. Geschenke an die marchands de comestibles zu Paris, besonders an den famösen Chevet im Palais-Royal. Diesen Handel trieben die Großwürdenträger des Reichs von 1815—30, sagt Hr. Anne, und doch nannten sie die Kaufleute spottweise boutiquiers. Welche sonderbare Verhältnisse die Gesetze der Etikette herbeiführen können! Unter der Regierung Ludwigs XVIII. war der Herzog von Artois blos petit fils de France, und folglich hatte die Dauphine, seine Gemahlin, als fille de France den Rang vor ihm. Ludwig ertheilte ihm zwar mittels eines brêvet den Rang eines fils de France, indessen wurde die Dauphine immer als vornehmer betrachtet, und wenn der Dauphin mit seiner Gemahlin sich zum Könige begab, so meldete man nur die Dauphine. Als petit fils de France hatte er blos den Titel Monseigneur le duc d'Angoulême; als fils de France hieß er Monseigneur duc d'Angoulême! Als ehemaliger garde-du-corps weiß Hr. Anne über den Dienst der Leibwache vollkommen Bescheid, und berichtet darüber manches Ergötzliche. Die Leibwache besetzte nicht allein alle Posten im Innern des Palastes, sie mußte auch die Mahlzeiten Sr. Maj. escortiren. Alle Tage des Morgens um ein Viertel vor 10 erschien ein huissier de salle und verlangte vom Brigadier einen Gardisten. Dieser verfügte sich nebst dem Huissier in die Küchen, wo das Frühstück des Königs in einem Korbe eingepackt bereit stand. Hierauf setzte sich der Zug in Bewegung. Voran der Huissier, hinter ihm 2 Küchenjungen mit dem Korbe, und hinter den Küchenjungen der Gardist. Die dienstthuenden Schweizer öffneten die Flügelthüren der Gänge und Zimmer, durch welche der Zug ging. Der Huissier rief mit lauter Stimme: „Le service du roi, Messieurs", alsbald standen alle Anwesende auf und entblößten sich, und begrüßten aufs unterthänigste die Kapaunen und Rostbeefs, welche die Ehre haben sollten, die Eßlust Sr. Maj. zu stillen. Eben mit demselben Ceremoniel wurde das Mittagsessen aufgetragen, mit dem Unterschiede jedoch, daß 12 Bediente dasselbe in 12 bedeckten Schüsseln trugen und von 2 Gardisten begleitet wurden. Wenn Personen von hohem Range an einer Schildwache vorbeigingen, so mußte sie 3 Mal mit dem Absatze des Stiefels auf den Boden stampfen; dieses Zeichen war für die Anwesenden eine Weisung, den Vorübergehenden höflichst zu begrüßen. Im Innern des Schlosses hatten die Capitains der garde-du-corps den Rang vor den Marschällen, weil jene persönlich für den Leib Sr. Maj. verantwortlich waren. — Der Gottesdienst war an diesem bigotten Hofe natürlicherweise ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit. Der Dauphin kam immer zuerst in die Kapelle. Beim Heraustreten aus der Kapelle grüßte der König die Prinzessin, die ihm dafür eine tiefe Reverenz machte. In den Fasten wurde 3 Mal gepredigt. Es wurde dann der Kanzel gegenüber ein Sessel für den König hingestellt. Die Predigten waren meist erbärmliche Diatriben gegen Voltaire und Rousseau. Den Damen, welche der Messe beiwohnten, war es untersagt, den König, die Prinzen und Prinzessinnen zu lorgniren; ein Garde-du-corps war eigens in den Travées oder Galerien aufgestellt, um sie daran zu verhindern. Es herrschte nicht allein zwischen dem alten und neuen Adel große Spannung bei Hofe, sondern auch zwischen den Reinen, d. h. denjenigen Adeligen, die während des Kaiserreichs keine Dienste angenommen und den Kaiserlichen, „ceux qui s'étaient rués dans les antichambres de Napoléon". Die Erstern bildeten das sogenannte Petit-château, wobei wir bemerken, daß die Tuilerien oft nur schlechtweg le château genannt werden. Dieses Pe.i.-château bestand aus unversöhnlichen Feinden der Revolution, die noch heutzutage Napoleon nicht anders nennen als „l'ogre de Corse". Wenn diese Leute sich nach Jemand erkundigen, den sie zum ersten Male sehen, so fragen sie nicht, wie heißt er? wer ist er? sondern blos: „Est-ce quelqu'un?" „Est-il né?" Das Petit-château hatte Polignac ans Ruder gebracht, dessen Ernennung indessen einen großen Theil der Höflinge aufbrachte. Am Tage selbst, wo die neue Bildung des letzten Ministeriums bekanntgemacht wurde, versicherte ein gentilhomme de la chambre dem Hrn. Anne: eine hohe Person habe in seinem Beisein erklärt: „En politique, Polignac est l'être le plus présomptueux que je connaisse". Der Herzog Decazes war der Liebling des Dauphins, und würde, wenn dieser auf den Thron gelangt wäre, Premierminister geworden sein. Der Dauphin las den "Courrier français"; die Dauphine hielt die „Quotidienne", welche sie alle Tage den dienstthuenden Gardes-du-corps schickte. Zum Schlusse noch eine Anekdote über Ludwig XVIII. Dieser gichtbrüchige Monarch hatte einen Rollsessel verfertigen lassen, mittels welches er aus seinem Gemache bis an den Kutschenschlag geschoben wurde. So behutsam sich auch der garçon de toilette, der dieses Fuhrwerk zu leiten hatte, dabei benahm, so ging die Fahrt nicht immer ohne Ungemach für den König ab, der dann in den fürchterlichsten Zorn gerieth. „Baptiste", schrie er dann, „bougre d'animal, voulez-vous bien ne par pousser si fort! foudre! voulez-vous donc me tuer!"

Im Théâtre de la porte St.-Martin hat „Antony", ein Drama von Dumas, dem Verf. von „Henri III", Glück gemacht. Ein junger Mann findet seine frühere Geliebte als die Gattin eines Andern wieder. Er verführt sie und wird bei ihr von ihrem Manne überrascht. Ehe der beleidigte Gemahl die Thür des Gemachs einstößt, ermordet Antony seine Geliebte. „Je l'ai tuée", sagte er zu ihrem Manne, „elle me résistait". Leidenschaftliche Glut, Energie charakterisiren das Talent des Verf. Es fehlt ihm aber an Denkkraft und Tiefe, und er läßt sich zu sehr von Reminiscenzen beherrschen. So wissen wir z. B., daß er "Marion Delorme" von V. Hugo, die nächstens auf dem Théâtre français gegeben wird, im Manuscripte gelesen und sich Vieles daraus angeeignet. Er ist sich dieser Plagiate durchaus nicht bewußt, was sich zum Theil aus dem erwähnten Mangel an Reflexionsvermögen erklären läßt. — „Charlotte Corday" von einem Hrn. Regnier, wo wir nicht irren, hat nur mittelmäßige Wirkung hervorgebracht; wir glauben das Stück mit Stillschweigen übergehen zu können. — „Norma", von dem bekannten H. Soumet, ist ein Trauerspiel in 5 Aufzügen in Alexandrinern, mit einer mächtig langen Exposition, mit Tiraden und Sentenzen, kurz mit dem ganzen classischen Apparate und dennoch wird es stark besucht. Es fehlt an historischem Hintergrund, an Charakteristik, an Handlung; Norma ist eine verrathene Geliebte, wie deren in der Welt und in der Tragödie so viele sind, ohne alle Individualität, aber sie hat wahres, energisches Gefühl; die Ausbrüche ihrer Leidenschaft erschüttern, zerreißen. Die Scenen, wo sie nicht auftritt, sind läppisch, kalt, langweilig; kaum erscheint sie, kaum hat sie einige Verse gesprochen, so ist es nicht anders, als wenn an einem kalten Apriltage die Sonne plötzlich aus den Wolken hervortritt. Norma, daß wir es nicht vergessen, ist eine gallische Priesterin, „prêtresse d'Irminsul" steht auf dem Progamm: seit mehren Jahren lebt sie mit dem Proconsul Pollio in heimlicher Ehe, und 2 Kinder sind die Früchte dieser Verbindung. Pollio wird der Priesterin überdrüßig und wendet seine Liebe einer Andern zu, deren Name uns entfallen. Norma erfährt ihr Unglück durch ihre Nebenbuhlerin, die von der Liebschaft der Oberpriesterin mehr weiß. Diese wird wahnsinnig, ermordet eins ihrer Kinder und stürzt sich mit dem andern von einer Brücke in den Fluß. Hr. Soumet gehört nebst Delavigne zu dem juste milieu in der Literatur. Er sieht wohl ein, daß mit dem alten System kein Glück mehr zu machen ist; allein dies kecke, rücksichtslose Wagen der neuen Schule will ihm nicht zusagen. Er sucht beide Principien miteinander zu versöhnen, und das wäre dann vielleicht so ü.el nicht, wenn Hr. Soumet nur die romantische Poesie besser begriffe. Das Classische mit allen seinen Kunstgriffen, Effecten und Motiven liegt ihm klar vor; die Formen desselben sind seinem jugendlichen, noch weichen Geiste, wenn man so sagen darf, aufs schärfste eingeprägt worden. Das unermeßliche Gebiet der Romantik muß seinem an die engen und genau begrenzten Regionen der Schulpoesie verwöhnten

Blicke wie ein Chaos erscheinen, in dem er nur hier und da Etwas flimmern sieht, das ihm in seinen Kram zu taugen scheint. Mit einem Worte, Soumet sucht in der Romantik Materialien, um das classische Drama aufzufrischen, und deswegen werden seine Werke, obgleich sie Spuren eines sehr achtbaren Talents tragen, in wenigen Jahren vergessen sein. Die Versification in „Norma" ist melodisch, prachtvoll, und Madem. George ist in der Rolle der Oberpriesterin vortrefflich. Ihre Kraft versteigt sich nur selten ins Uebertriebene, von allen französischen Bühnenkünstlerinnen scheint uns keine Madem. George, so wenigstens, wie wir sie in dieser Rolle gesehen haben, zu übertreffen. — Die seit so langer Zeit angekündigte Tragödie von Chateaubriand: „Moïse", ist endlich im Drucke erschienen. In der Vorrede erklärt der Verf. umständlich, warum er sein Trauerspiel nicht habe aufführen lassen. Der Hauptgrund scheint wol gewesen zu sein, daß er sich vor dem Parterre gefürchtet, und, wie uns scheint, mit Unrecht. Wir haben hier Trauerspiele beklatschen sehen, die in ihren 5 Akten nicht so viel wahre Poesie halten als manche Scene des „Moïse". Der Titel des Stücks scheint uns nicht ganz richtig zu sein. Der Gesetzgeber der Juden erscheint nur selten. Das Interesse ist auf einen Neffen Aaron's konzentrirt, der mit einer unglücklichen Leidenschaft zu einer gefangenen Königin der Amalekiter kämpft. Die historisch-religiöse Aufgabe, die sich Chateaubriand zu lösen unternommen, war, den Anfang der Abgötterei im jüdischen Volke und den Sieg des Jehovadienstes zu schildern. Es fehlt im Ganzen an Tiefe und Schärfe des Verstandes; blendende Schilderungen, großartige Bilder, üppige Poesie in den Chören der Amalekiterinnen, feierliche, majestätische Größe in den Chören der Israeliten, sichern indeß diesem Trauerspiele eine Stelle zwischen den bessern Producten der neuen französischen dramatischen Literatur zu. Wir kommen darauf zurück.

Dieser Tage sind die Herren Cousin und Viennet in die Akademie aufgenommen worden. Die Antrittsrede von Cousin ist meisterhaft. Vorträge, wo sich eine solche Höhe der Gedanken mit einer so durchsichtigen Klarheit der Stylformen und einer so ruhigen und doch begeisterten Wärme des Gemüthes paart, werden in dem Palais des beaux-arts zu selten gehört. Herr Parseval de Grandmaison benutzte diese Gelegenheit, um abermals gegen die Romantiker zu schimpfen; er hat nicht einmal den Triumph gehabt, diese in Harnisch zu bringen. Hr. Hugo, der nebst St.-Beuve der Sitzung beiwohnte, hat seine Rede mit dem lärmendsten Applause begrüßt.

Die diesjährige Kunstausstellung ist sehr reich ausgefallen; es werden mit Inbegriff der Zeichnungen und Miniaturgemälde nicht weniger als 2670 Kunstwerke den Schaulustigen dargeboten. Wir brauchen wol nicht zu sagen, daß ⅘ die Grenze des Mittelmäßigen nicht überschreiten. Es verdient bemerkt zu werden, daß unter den vorzüglichsten Malern sich besonders 3 deutsche hervorthun: Steuben, Schnetz und Scheffer. Von Letzterm haben wir 2 geniale Bilder: Faust und Gretchen bemerkt. Die heilige Jungfrau, Consolatrix afflictorum, von Schnetz, bringt sicher von Allem, was wir in den ungeheuern Sälen des Museums gesehen, die meiste Wirkung hervor. Man tadelt allerlei daran, vielleicht Manches mit Recht, aber man bleibt davor stehen, man kommt wieder, man hat Mühe, sich zu entfernen, man versinkt in das Anschauen der zerlumpten italienischen Bettler, des siechen Knabens, seiner bekümmerten Mutter, welche die Heilige anflehen. 76.

Notizen.

Brown's amerikanische Romane.

In Europa ist die nordamerikanische Literatur beinahe nur durch den ebenso sauber geschliffenen, als unbedeutenden Geoffrey Crayon oder Washington Irving und durch den kühnen und kräftigen, aber oft etwas äußerlichen Cooper bekannt; und doch fehlt es in Nordamerika nicht an Schriftstellern, die in ihrem Vaterlande eines ebenso ausgebreiteten und vielleicht ebenso verdienten Rufes genießen, als die genannten beiden. Selbst in ihrem eignen Fache, dem des Romans, haben sie einen Mitbewerber, oder vielmehr einen Vorgänger, der von ihren Landsleuten häufig noch jetzt ihnen vorgezogen wird, obwol er ein Vierteljahrhundert vor ihnen seine schriftstellerische Laufbahn begann. Charles Brockdon Brown hat 6 Romane geschrieben, von denen ein einziger: „Die Familie Wieland", durch eine bereits vor 30 Jahren erschienene französische Uebersetzung auch bei uns Eingang gefunden hat. Das Verdienst in Brown's Romanen ist die psychologische Entwicklung. Ein Gedanke, der einmal in die Seele gedrungen ist, faßt immer tiefere Wurzel und breitet zugleich seine Zweige immer weiter aus, bis er, zum mächtigen Baum erwachsen, alle Fibern des Daseins in sich aufnimmt, jeden andern Gedanken, jedes andere Gefühl erstickt und den Menschen, der von ihm beherrscht wird, mit aller Begeisterung der Tugend zum Verbrechen forttreibt. Diese psychologische Erscheinung, die Walter Scott in einigen seiner Romane nur mit wenigen Pinselstrichen andeutet, hat Brown in zweien der seinigen mit wunderbarer Kraft und Wahrheit ausgeführt. In der „Familie Wieland" wird ein frommer und sanfter Mensch, ein guter Ehemann und ein guter Vater, durch religiöse Schwärmerei zum Mörder seines Weibes und seiner Kinder. In Ormond sehen wir einen politischen Fanatiker, der seine Talente und seine Reichthümer dem Wahne opfert, es sei seine Pflicht, alle bestehenden Institutionen umzustürzen, um die Gesellschaft auf einer neuen Basis, nach neuem Plane, wieder aufzubauen. Aber mit all seinem Fanatismus kann der Schwärmer nicht Herr seiner Sinnlichkeit werden; er stirbt von der Hand eines Weibes. Für die gewöhnliche Lesewelt, die sich gern mit leichter Unterhaltung begnügt, hat Brown durch seinen „Arthur Mervyn" und „Edgar Huntley" gesorgt. Malerische Landschaften, und überhaupt der so beliebte Localton, mit den mannichfaltigsten romantischesten Ereignissen, fesseln und spannen die Aufmerksamkeit. Wundern sollte es uns daher nicht, wenn die Werke Brockdon Brown's, die vor Kurzem unter dem Titel: „The novels of Charles Brockdon Brown" (7 Bände, Boston, 1830), in einer neuen Ausgabe gesammelt erschienen sind, selbst in den gegenwärtigen unruhigen Zeiten bald einen deutschen Uebersetzer fänden.

Rebus.

Während des Carnevals machten im Mittelalter, nach Menage, die Klostergeistlichen der Picardie sich den Spaß, unter dem Titel: „De rebus quae geruntur" satyrische Chroniken zu schreiben, in denen gerade die Wörter, welche den Hauptgedanken ausdrückten, nur durch Bilder oder durch abgerissene Silben oder Worttheile bezeichnet wurden, wie in dem bekannten:

Deus gratiam denegat
nus nam bis,

d. h. Deus *super*-nus gratiam *super*-nam denegat *super*-bis. Diese eben nicht sehr geistreiche Art, sich auszudrücken die indessen in Frankreich als jeu d'esprit eine Zeitlang sehr in der Mode war, heißt seitdem: Rebus. Von Rebus anderer Art, nämlich solchen, welche einzelne Wörter durch Figuren ersetzen, finden sich schon im Alterthume Spuren. So schrieb Cicero seinen Namen: Marcus Tullius, und dahinter setzt er eine Kichererbse (cicer). Julius Cäsar ließ auf einigen Münzen seinen Namen durch einen Elefanten darstellen, weil dieser in Mauretanien Cäsar hieß. Die Münzvorsteher Lucius Aquilius Flora und Voconius Vitulus ließen auf einige ihrer Münzen der Eine eine Blume, der Andere ein Kalb abbilden. Zu den bekanntesten Rebus gehören die folgenden beiden, die von Katharina II. herrühren sollen; der erste: „Santé n'est pas santé (sans t); c'est maladie qui est santé" (sans t); der zweite: „Je suis capitaine de 24 soldats, et sans moi Paris serait pris", nämlich ohne das a. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 155. —— 4. Juni 1831.

Ueber Oper, Drama und Melodrama in ihrem Verhältniß zu einander und zum Theater.
Von Theodor Mundt.
(Beschluß aus Nr. 154.)

Wir haben aber bis jetzt zu sehr im Allgemeinen von der Oper gesprochen und müssen, um uns unserm Zweck zu nähern, schärfer in den heutigen Theaterzustand der Oper hineinblicken. Wenn wir behaupteten, daß erst die Rossini'sche Musik diese Kunst bei uns zu einer Modekunst gemacht und durch ihre einschmeichelnde Galanterie die allgemeine Verbreitung und Aufregung des Musiksinnes bewirkt hat, so müssen wir nun auch hinzufügen, daß in der durch ihn beliebt gewordenen Form der Theateroper zugleich eine Entartung von der wahren ästhetischen Opernkunstform am Tage liegt. Bei der noch unausgebildeten Aesthetik der Oper gibt es zwar noch keinen ästhetischen Gesetzgeber für dieselbe, aber Das leuchtet ein, daß die Oper, ungeachtet ihrer lyrisch-phantastischen Behandlungsweise, doch immer ein Musikdrama bleiben muß, wenn sie überhaupt eine Kunstform sein und bleiben soll. Je mehr aber das Recitativ aus der Oper verschwindet, je mehr wird dieselbe auch ihren dramatischen Charakter einbüßen. Gluck benutzt das Recitativ zum erhabensten Ausdruck des dramatischen Opernstyls und gibt damit der Oper etwas Plastisches und Architektonisches, wodurch sie auf die großartigste Weise die Bedeutung eines Musikdramas erfüllt. Mozart, der neben dem Recitativ auch die Arie ausbildete, hat in seiner Musik ebenfalls dramatische Wirkungen erreicht, welche zeigen, daß die Oper in ihrem eigenthümlichen Styl durchaus ein dramatisches Kunstwerk ist. Bei Rossini und seinen Nachfolgern mußte aber das Recitativ ganz zurücktreten und der in ihrer Beweglichkeit Alles übersprudelnden Arie Platz machen. Wie ungemein auch das Gesangtalent dadurch begünstigt und gehoben wurde, so ist doch eben dadurch in dieser Schule die Oper als dramatische Gattung fast gänzlich zu Grunde gegangen. Rossini, Auber, Boyeldieu verlegen ihre Effecte fast nie in die Charakterzeichnung oder in die dramatischen Momente der Handlung, die Charaktere, wenn die darin sichtbar werdenden Figuren noch diesen Namen verdienen, sind von dem Componisten durchaus mit weiter keiner menschlichen Individualität ausgestattet, als daß sie insgesammt den größten Eifer verrathen, sobald als möglich vor das Proscenium hinzutreten, um ihre Schmerzen oder Freuden in einer ausdrucksvollen Bravourarie lautwerden zu lassen. Wenn der Componist sich in Allem, wo er den Gang und Zusammenhang der Handlung, die Entwickelung der Affecte und Charaktere durch die Instrumentation motiviren sollte, meist seicht und flüchtig zeigt, so gewinnt er dagegen, sobald er nur zu Gesangstücken kommt, eine geniale Geschwätzigkeit, welche mit der Gunst des Publicums auf das Süßeste liebäugelt und selten ihr Ziel verfehlt. Dies ist freilich ein gewisses Stutzer- und Manschettenthum in der Kunst, und der Geschmack des Theaterpublicums wird dadurch immer mehr von der Theilnahme an ernsten, gründlichen dramatischen Wirkungen sowol in der Musik als in der Poesie abgeführt. Die Theaterkunst geht dadurch schnurstracks ihrem Ruin entgegen, der sich vielleicht bald in einem vollkommenen Kunstbankerott offenbaren wird. Die großen classischen Opern werden zwar noch gegeben und auch wol besucht, wenn gerade eine gastirende berühmte Sängerin darin einen Triumphaufzug halten will, aber für gewöhnlich ist es doch in Mozart's Opern leer, und man mag sagen, was man will, Rossini ist immer der Repräsentant des Zeitgeschmacks in der Musik und hat auch für die Poesie auf dem Theater den Einfluß gehabt, daß das Publicum durch seine spielerischen Flittereffecte zu sehr zerstreut und verwöhnt worden, um den Wirkungen des poetischen Dramas noch einen vollen Eindruck auf sich zu verstatten.

Es könnte nun die Frage entstehen, ob die dramatische Kunst auf dem Theater nicht noch einen neuen productiven Aufschwung zu nehmen vermöchte, und es ist Zeit, daß ich hier mit meinem ästhetischen Project herausrücke, das mir bei dieser Gelegenheit eingefallen, und dieser Einfall hat mich eigentlich darauf gebracht, den vorangegangenen Abstecher in das noch wenig gebahnte Gebiet der musikalischen Aesthetik zu einem Vergleich der Oper mit dem Drama zu unternehmen. Ich meine eine kunstgerechte Umgestaltung des Melodramas zu einer planmäßiger geformten Gattung, in welcher die Effecte der von der Zeit begünstigten Kunst, der Musik, nach einem bestimmten Maß der Anwendung benutzt würden, ohne dadurch die überwiegende Wirkung der poetisch-dramatischen Gestaltung zu beeinträchtigen. Die bis-

herige schlotterige Melodramenform kann für keine Kunstform gelten, die Musik ist darin zu äußerlich und pfuscht nur so nebenher mit einigen Instrumentenstrichen, und der Aufwand von Poesie, den die Dichter meist daran wenden, ist auch nur so so, denn ein piquanter Criminalstoff, aus dem Groben zusammengestückelt, war bisher im Durchschnitt für das Melodrama ausreichend, sodaß es selten eigentlich Dichter sind, die sich zur Verfertigung desselben hergegeben haben. Man versuche es, von der dem Melodrama zu Grunde liegenden Idee einer gleichzeitigen Benutzung poetischer und musikalischer Effecte ausgehend, dasselbe zu einer wahren Kunstform auszubilden, und die Wirkung davon auf dem Theater, wenn sie so geschieht, wie ich es im Sinn habe, könnte bedeutend werden. Ein solches Melodrama müßte, um sich die Musik als einen integrirenden Theil einzuverleiben, das Recitativ aus der Oper herübernehmen und dann auch nichts weiter aus derselben entlehnen, um auf der andern Seite ganz ein poetisches Drama zu bleiben. Es müßte also nicht blos, wie bisher, die Musik zur Instrumentalbegleitung benutzen, sondern noch einen Schritt weiter gehen und auch den Gesang in sein Gebiet herüberziehn, aber diesen freilich nur in der Form des Recitativs. Die Arie würde ausschließliches Eigenthum der Oper verbleiben, denn im dramatischen Dichtwerk — und ein solches sollte das Melodrama überwiegend sein — könnte sie nicht wie in der Oper als naturgemäßes und unwillkürliches Organ des Ausdrucks gelten. Auch das Recitativ, wie es bei der Uebertragung in ein solches Melodrama anwendbar wäre, dürfte wol eine Vereinfachung der Instrumentation erleiden müssen, damit die Musik gegen die poetischen Zwecke des Ganzen nicht zu selbständig heraustrete. Dies Melodrama würde dann in seinen gleichgültigern Partien die poetische Rede im gewöhnlichen Vers und Rhythmus, oder warum nicht auch in Prosa, zu seinem Ausdruck wählen, aber sobald das dramatische Pathos sich steigert, sobald die Leidenschaften, Charaktere und Situationen zu einem Gipfel, zu einem hinreißenden Conflict gelangen, müßte die poetische Rede sich zum musikalischen Recitativ erhöhen, und darin könnte eine eigenthümliche dramatische Wirkung erreicht werden, welche der rhythmisch-musikalischen Ausführung der antiken Tragödie der Griechen vergleichbar wäre. Zur theatralischen Ausführung eines solchen Melodramas würden aber Künstler erfoderlich sein, welche das Schauspieler- und Sängertalent vereinigt in sich beherrschten, und was aus der gleichmäßigen Vereinigung dieser Talente für großartige Effecte und wahrhafte Kunstgenüsse hervorgehen könnten, wurde mir nie deutlicher als durch die berliner Gastvorstellungen der Mad. Schröder-Devrient. Diese Künstlerin ist eben darum eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, die ich je auf der Bühne gesehen, weil ihr höchst bedeutendes Schauspielertalent gegen ihr Gesangtalent ohne Zweifel überwiegend ist, und sie danach strebt, die poetischen und musikalischen Effecte in ihrem Spiel zu einer Einheit zu verschmelzen. Daher sind ihre Leistungen im dramatischen Gesang, im Recitativ, in allen Partien, die ein Gesangspiel erfodern, ausgezeichnet und einzig in ihrer Art, während sie in der blos lyrischen Arie und in Allem, wo der rein musikalische Umfang des Organs die ganze Wirkung hervorbringen soll, andern großen Sängerinnen nachsteht, ja ihre Begeisterung für das Poetische und menschlich Wahre ihrer Rolle reißt sie nicht selten soweit hin, daß sie auch durch die Arie die redende Empfindung hindurchhören und die Töne des Gesanges durch echt dramatische Momente des Affects, die ihr productiv angehören, unterbrechen läßt. Eine solche vorzugsweise dramatische Sängerin würde in einem Melodram, wie wir es uns denken, wo die poetische Rede sich mit der musikalischen zum Recitativ verschwistern sollte, Herrliches zu wirken vermögen. Diese Form eines Melodrams, in dem die Poesie und das Dramatische das Uebergewicht behielten, und wo die erhöhte Stimmung in den recitativischen Musikausdruck überginge, würde ihrem Talent ein ganz gemäßes Gebiet der Wirksamkeit sein. Wenn ein Dichter, von solchen Kräften unterstützt und in Verbindung *mit einem seiner Idee* dienstbaren Theater, es *unternähme, das Melodrama zu* einer höhern Kunstform umzugestalten, wir könnten eine kräftige Wiedergeburt des deutschen Theaters daran erleben, und das Drama, das jetzt gar keine Richtung hat, würde durch die planmäßige Verbindung mit musikalischen Effecten wieder ein kunstgeweihtes Ansehen erhalten. Die Gebrüder Schlegel hatten einmal die Absicht, zur idealen Reformirung des Theaters die Antike darauf zurückzuführen, aber die griechischen Versmaße thatens freilich nicht, und „Jon" und „Alarkos" gingen einflußlos für die deutsche Theaterkunst vorüber. Wir erwarten kein *Heil von der* Antike für die heutige Bühne; aber wem es darum zu thun, einen dem antiken Melodram — wir meinen die griechische Tragödie — verwandten Kunstgenuß im Theater zu finden, dem dürften wir einen solchen auch von dem von uns bezeichneten modernen Melodram versprechen, welches die der alten Tragödie besonders eigenthümliche Form, das Recitativ, in sich aufnehmen würde.

Ich bin keineswegs der Meinung, durch die in Vorschlag gebrachte Umgestaltung und Ausbildung der in Rede stehenden Gattung etwa die Oper verdrängen oder auch nur vertreten zu wollen. Sollte das Fortbestehen der Musik nur auf die von uns beabsichtigte melodramatische Anwendung beschränkt werden, so würden wir uns dadurch bald um den selbständigen und umfassenden Genuß einer Kunst bringen, deren ich im Leben nicht entbehren möchte. Daß aber die schon oben erwähnte Vereinfachung der Instrumentirung des melodramatischen Recitativs ein nothwendiges Erfoderniß sein würde, scheint bestätigt zu werden, wenn wir uns an das Recitativ der antiken Tragödie der Griechen erinnern, denn schon der Umstand, daß die Alten Das, was wir in der Musik Harmonie nennen, in der ihrigen noch durchaus nicht kannten, dürfte beweisen, wie einfach und bedingt die musikalische Aufführung ihres Melodramas ausgestattet gewesen sein müsse, sodaß der poetische Effect immer als die Hauptsache hervortreten konnte. Wie weit unser Melodram in seinem Recitativ von Seiten der Instrumentirung zu gehen habe, müßte

dem Ermessen des dafür gewonnenen Dichters und Componisten, auch mit Berücksichtigung des Stoffes, den sie wählen, überlassen bleiben, wenigstens kann sich die ästhetische Theorie hier nicht darüber ausbreiten. Die Oper aber mag als eigenthümliche Kunstgattung in ihrer Selbständigkeit fortbestehen, was ihr freilich nur möglich sein wird, wenn sie sich von ihrer ästhetischen Entartung ab- und zu ihren großen classischen Mustern wieder zurückwendet. Das Drama hingegen wird, um nicht ganz zu verfallen und dem Zeitgeschmack sich zu entfremden, der Erneuerung sich nicht entziehen können, und so mag es denn die zeitgemäße Musik nach einem bestimmten Plan zu Hülfe nehmen und fortan als kunstvoll geformtes Melodram zu wirken suchen. Die Theaterkunst wenigstens könnte dadurch nur gewinnen; ob die Kunst im Allgemeinen auch? müßte der Erfolg lehren. Ein solches Melodram wäre dann natürlich keineswegs wie bisher blos auf tragischen Graus und Spuk zu beschränken; durch die beabsichtigte Kunstmäßigkeit würden Graus und Spuk sich von selbst zu rein poetischen Motiven verklären, aber auch Humor und Komik wären von dieser Gattung nicht auszuschließen, und nicht nur die tragische Leidenschaft, sondern auch der kecke Scherz könnten in recitativischen Gesang hinüberspielen. Es fehlt mir nicht an Planen zu solchen Melodramen, deren Effecte auch von äußerlich eben nicht bemittelten Theatern zu bestreiten sein würden; ich möchte sie ausführen, wenn mir ein Theater und ein darauf eingehender Componist die Hand dazu bieten wollten. Das Theater ist doch, schon seiner populairen Wirksamkeit wegen, ein zu wichtiges Institut, als daß man es ganz aufgeben und ihm nicht vielmehr selbst durch künstliche Mittel wieder aufzuhelfen bemüht sein sollte. Möchten begeisterte Kunstfreunde sich dafür vereinigen, um jede diesfallsige Bestrebung durch Rath und That zu unterstützen!

Ueber die Freiheitsbäume.

In dem größten Theile von Europa herrscht von alten Zeiten die Sitte, zu der Feier eines ländlichen Festes einen Baum aus dem Walde zu holen und auf einem freien Platze, meist vor der Kirche oder dem Wirthshause, früher auch wol vor dem herrschaftlichen Schlosse aufzupflanzen, um den dann das junge Volk sich mit Spiel, Tanz und Musik belustigt. In Deutschland heißen diese Bäume nach der Zeit, wo sie gewöhnlich hereingebracht werden, Pfingstbäume, in Frankreich les mais. Ihr Ursprung aus dem grauesten Heidenthume ist unbezweifelt, da schon altrömische Schriftsteller des Gebrauches gedenken, vor den Häusern von Personen, die man ehren wollte, Bäume oder grüne Zweige aufzustellen; und wahrscheinlich steht dieser Gebrauch mit jenem andern in Verbindung, der ebenso uralt ist, wonach der Besiegte oder Frieden Flehende dem Feinde mit grünen Zweigen entgegenkommt. In Frankreich findet man die früheste Erwähnung der Mais in Urkunden des 13. Jahrhunderts, wo sie aber bereits allgemein verbreitet gewesen sein müssen; denn Gemeinden aus den verschiedensten Gegenden ließen sich in ihren Freiheitsbriefen das Recht zusichern, aus den Waldungen der Herrschaft die Bäume zu holen, deren sie bedürften. Dagegen bedrohen Abteien und Klöster Diejenigen mit dem Bann, die es wagen würden, in ihren Wäldern den Mai zu fällen. Sollte man nicht glauben, daß diese Herren bereits eine Ahnung davon gehabt hätten, welche Verwandlung dem Mai des Feudalwesens dereinst bevorstand?

Nicht überall war indessen die Klerisei so unnachsichtig; vielmehr wußte sie an manchen Orten auch aus dem Mai ihren guten Nutzen zu ziehen. So hatte in Paris die Zunft der Goldschmiede die Verbindlichkeit, der Kathedralkirche Notre-Dame ihren Mai zu bringen. Dieser war Anfangs ein grüner Baum und hieß deshalb auch le mai verdoyant, die beiden Mitglieder der Zunft, welche ihn überbrachten, wurden gewählt und führten den hochtrabenden Titel der princes du mai. Allmälig fand das Capitel, daß der Glanz des „grünenden Mai" doch allzu vergänglich sei, und um denselben dauernder festzuhalten, kam man denn darauf, an die Stelle des Mais in natura allerlei Goldarbeiten, prächtige Tabernakel und zuletzt Gemälde einzuführen. Länger als ein Jahrhundert empfing die Kathedrale jährlich unter dem Namen des Mai ein 11 Fuß hohes Votivgemälde, das man zum Andenken seines Ursprunges, mit Guirlanden umwunden, während der ersten Tage des Maimonats unter dem großen Portale ausstellte. Von dem Portale wanderte das Gemälde in das Schiff der Kirche; und da gewöhnlich die besten Meister der Zeit auserwählt wurden, um den Mai zu malen, so war durch diesen Gebrauch die Kathedrale ein wahres Museum für die Fortschritte der Kunst geworden, bis die Bilderstürmerei der Revolution dasselbe nach allen Richtungen zerstreute.

Ein anderer wirklicher Mai war jener, der alljährlich in dem Hofe der Rechtsschule zu Paris von den zehntausend Unterthanen des Königreiches Basoche gepflanzt wurde. Die Rechtsschule maßte sich, ungeachtet der Verbote Heinrichs III., der wahrscheinlich auf die Concurrenz eifersüchtig war, diesen Titel an, und ihre Mitglieder waren nach alten Privilegien berechtigt, in den königlichen Waldungen einen kolossalen Mai fällen zu lassen. Eine majestätische Eiche, mit grünendem Gipfel, wurde mit Buchsbaum bekleidet und mit Guirlanden und Kränzen, Bändern von den Farben der Basoche, blau und gelb, und Schilden mit ihrem Wappen, 3 Schreibzeugen auf einem Felde von Sand, behängt. Dieser Mai blieb das ganze Jahr hindurch stehen, bis er von seinem Nachfolger abgelöst wurde.

Ruhmreich wäre es für die Basoche gewesen, deren Annalen manche Züge des Patriotismus bewahren, wenn ihre Mitglieder das Zeichen zu der letzten Verwandlung gegeben hätten, welche die Mais in Frankreich erfuhren. Dieses ging indessen, wie wir aus Grégoire's im Jahre II der Republik erschienenen, von Bonaparte verbotenen und schwer verfolgten und deshalb äußerst seltenen Werkchen: „Sur les arbres de la liberté", sehen, von einer kleinen, wenig bekannten Dorfgemeinde und von einem ebenso wenig bekannten Geistlichen, welcher derselben vorstand, aus. Norbert Pressac, Pfarrer von Saint-Gaudens, bei Livray, im Departement Vienne, ließ im Mai 1790, am Tage der Organisation seiner Dorfmunicipalität, im Walde eine schöne junge Eiche ausgraben und sie auf den Gemeindeplatz des Dorfes bringen, wo die jungen Leute sich vereinigten, sie zu pflanzen. Darauf hielt er eine Rede über die Vortheile der Revolution und der Freiheit. „Unter dem Schatten dieses Baumes", sagte er, „werdet Ihr Euch erinnern, daß Ihr Franzosen seid, und in Euerm Alter werdet Ihr Euern Kindern die denkwürdige Zeit zurückrufen, wo Ihr ihn gepflanzt habt". Darauf willigten die Bürger, welche durch Rechtsstreitigkeiten entzweit waren, in seine Foderung ein, dieselben durch Schiedsrichter ausgleichen zu lassen, sie vereinigen sich über die Wahl, umarmen sich, nachdem sie das Urtheil gehört haben, und Freudenlieder beschließen dieses eines freien Volkes würdige Fest.

Die Nachricht von diesem patriotischen Feste, welche die Journale durch ganz Frankreich verbreiteten, veranlaßte auf allen Seiten zahlreiche Nachahmungen. Bald wurde Das, was Anfangs nur die Idee eines Einzelnen gewesen war, allgemeiner Gebrauch und zuletzt ein Gesetz des Staats. Ludwig XVI. pflanzte selbst, mit großer Pracht, einen **Freiheitsbaum** in dem Garten der Tuilerien. Aber durch einen jener in den Re-

volutionen so häufigen Wechsel wurde gerade dieser erlauchte Ursprung jenes Symbols später ein Grund seiner Vernichtung; der Convent befahl den jungen Waisen gebliebener Vaterlandsvertheidiger, den Baum niederzuschlagen und einen andern an seine Stelle zu setzen.

In den ersten Jahren der Revolution war die Verwandtschaft des Freiheitsbaumes mit den alten Mais allgemein bekannt; und man wählte deshalb immer den Monat Mai, um den ersten zu setzen. Im Mai 1792 erreichte der allgemeine Enthusiasmus für diesen Gebrauch seinen Gipfel. In allen Gemeinden sah man sich um die Wette die prächtigsten Bäume erheben; und da um diese Zeit die Coalition Frankreich mit ihrem Einbruch bedrohte, so schworen die Bürger, indem sie das neue Symbol ihrer Freiheit in dem Boden befestigten, dasselbe zu vertheidigen, wie der Krieger seine Fahne vertheidigt. Die Zahl der Freiheitsbäume, die damals gepflanzt wurden, muß sich auf mehr als 60,000 belaufen haben; denn das kleinste Dorf in ganz Frankreich hatte den seinigen, und in den Städten des Südens fand man beinahe in allen Straßen, ja vor den meisten Häusern Freiheitsbäume. Aber nicht blos in den Städten und Dörfern, sondern auch auf den Grenzen der Staaten und auf den vorragendsten Punkten der Departements wurden sie gepflanzt. So beschlossen die Franzosen und Genueser, daß zum Zeichen der Vereinigung beider Nationen auf ihrer Grenze ein Arbre de la fraternité errichtet werden sollte; und zu derselben Zeit pflanzten 20 Volksgesellschaften, die sich zu Dié, im Departement der Drome, versammelt hatten, einen Freiheitsbaum auf dem Gipfel des Glandosse, eines der höchsten Berge des Departements.

In dieser ersten Periode bestanden die Freiheitsbäume größtentheils, gleich ihren Vorbildern, den alten Mais, nur aus Baumstämmen mit ihrer grünen Krone; da man die größten Stämme wählte, so konnte man nicht daran denken, sie noch fortkommen zu sehen, und die Wurzeln waren daher unnütz. Da nun aber diese Bäume natürlich in kurzer Zeit vergingen, und ihr welker Gipfel ganz andere Ideen weckte als jene der jugendlichen Kraft und der Unsterblichkeit, die er darstellen sollte, so beschloß der Nationalconvent, um diesem Uebelstande zu begegnen, durch ein eignes Decret, vom 4. Pluviose des Jahres II, daß überall an die Stelle der verkommenen Freiheitsbäume frische, fortwachsende gesetzt werden sollten: „In allen Gemeinden, wo der Freiheitsbaum eingegangen ist, soll von hier bis zum 1. Germinal ein neuer gepflanzt werden. Der Convent vertraut diese Pflanzung und ihre Unterhaltung der Sorge aller guten Bürger, damit unter dem Schutze der Freiheit von Frankreich der Baum der Freiheit grüne und blühe".

Ueber die Baumart, welche gewählt werden sollte, wurde nichts verfügt; an vielen Orten nahm man, ihrer langen Dauer wegen, Eichen, an andern zog man Ulmen, Kastanien, Platanen und besonders wegen ihres schnellen Wachsthumes Pappeln vor. Der Freiheitsbaum der Stadt Rouen, welcher bis zum Jahre 1810 seinen majestätischen Gipfel, mit den höchsten Thürmen wetteifernd, in den Lüften wiegte, war eine Pappel. Manche dieser Bäume haben sich ohne Zweifel noch bis auf diese Stunde erhalten. Steht doch selbst in Paris, obgleich von Wenigen gekannt, ein Freiheitsbaum, der in den ersten Zeiten der Revolution gepflanzt wurde. Dieser ist die Ulme, die sich mitten in der Straße des Faubourg-Saint-Antoine erhebt und durch ihre malerische Vereinzelung die Blicke aller Vorübergehenden auf sich ziehen muß. Welche wunderbare Wechsel hat dieser Baum vorübergehen sehen! Den Sturz der Republik und die Errichtung des Kaiserthumes, den Sturz des Kaiserthumes und die Rückkehr der Bourbonen, den Sturz der Bourbonen und das Reich eines neuen Bürgerkönigs, gleich jenem, dessen Blut vielleicht seine Pflanzer bespritzte. Die alten Republikaner des Faubourg hatten ihren Freiheitsbaum nicht vergessen; kaum wehte die dreifarbige Fahne von Notre-Dame und den Tuilerien, so schmückte sie auch die Ulme des Faubourg-Saint-Antoine.

Daß an den meisten Orten die Freiheitsbäume die Freiheit überlebt und besonders in abgeschiedenern Gemeinden einzelne sich bis auf diesen Tag erhalten haben, wird Niemanden befremden, der weiß, daß wenige Stunden von Paris eine Dorfkirche ist, die auf ihrem Giebeldach noch gegenwärtig in sehr lesbaren Buchstaben die famöse Inschrift trägt: „Temple de la Raison". In einem Dorfe am Rhein wurde dem Schreiber dieser Zeilen vor wenigen Jahren ein Freiheitsbaum gezeigt, vor dem kein Bauer vorüberging, ohne den Hut abzunehmen; und ein alter Mann erzählte, mit Thränen in den Augen, wie er mit der ganzen Gemeinde, den Pfarrer voran, alljährlich an dem Stiftungsfeste um den Baum getanzt habe: das sei eine goldene Zeit gewesen! — Möge der deutsche Rhein diese goldene Zeit nicht wieder sehen! 178.

Notizen.

Haydon's Napoleon.

In der Hauptstadt Großbritanniens zieht gegenwärtig ein Gemälde von Haydon, seit Lawrence's Tod wol der ausgezeichnetste unter den lebenden britischen Künstlern, alle Blicke auf sich: Napoleon auf St.-Helena. „Es war unmöglich", sagt Haydon selbst in einem Aufsatze über sein Kunstwerk, „sich einen solchen Genius in Gefangenschaft vorzustellen, ohne eine mysteriöse Anknüpfung des Wolkenhimmels, der See, des Felsens und der Einsamkeit, womit er umgeben war; ich dachte mir ihn nie anders als sinnend in der Morgendämmerung oder melancholisch beim Untergange der Sonne, um Mitternacht dem Wellenschlag und dem Brüllen des Ozeans lauschend oder nachdenkend, während die Sterne auf ihn niederblickten und der Mond auf ihn herabschien. Kurz, Napoleon erschien mir nie anders als in jenen Momenten des Schweigens und des Zwielichtes, wo die Natur mit dem Gefallenen ihr Mitgefühl auszudrücken scheint, in jenen Augenblicken, welche, wenn überhaupt auf dieser geräuschvollen Erde eine Verbindung mit den Himmlischen möglich ist, unsterbliche Geister wählen würden, um zu uns herabzusteigen, um den Unglücklichen zu trösten, zu erheben und zu ermuthigen. Dies waren die Ideen, welche mir vorschwebten, als ich das gegenwärtige Gemälde hervorbrachte. Ich dachte mir ihn auf dem Vorsprung einer überragenden Klippe stehend und seine vergangenen Glückswechsel überdenkend; Seevögel kreischten zu seinen Füßen, die Sonne eben untergegangen, die Segel des Wachschiffes am Horizont glänzend und der Ozean ruhig, schweigend, furchtbar tief und endlos ausgedehnt". Napoleon ist von dem Beschauer abgewendet, man sieht sein Gesicht nicht, und doch macht dies Bild den großartigsten Eindruck.

Ein Wort von Brougham.

Als in dem jetzt aufgelösten britischen Parlemente die Partei der Aristokraten einen Versuch machte, mit Hülfe des berüchtigten Stiefelwichsefabrikanten Hunt und leider auch des ehrenwerthen Sir Robert Wilson, das Volk der Sache der Reform zu entfremden, indem die niedern Stände darauf hingewiesen wurden, daß alle Vortheile der Bill nicht ihnen, sondern der Mittelclasse zukämen, bemerkte der Lordkanzler Brougham: dies Manoeuvre sei das eines wohlbekannten Intriganten, der dasselbe bereits vor 1800 Jahren angewandt habe, und zum Beweise führte er die Stelle aus dem Evangelium an: „Und Judas Ischariot sprach: Warum wird dies nicht Alles für 300 Pfennige verkauft und den Armen gegeben? Nicht daß er sich im Geringsten um die Armen bekümmert hätte, sondern weil er ein Dieb war". 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 156. — 5. Juni 1831.

Der ungarische Reichstag im Jahre 1830. Vom Grafen Johann Mailáth. Pesth, Wigand. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Nach den Lehren unserer historischen Schule ist die ungarische Verfassung unbezweifelt die beste und tadelloseste in Europa. Denn bis in die ältesten Zeiten des ungarischen Volkes ragen ihre Spuren, und mit dem Namen der Magyaren werden uns zugleich auch ihre Reichsstände genannt. „Als die Magyaren ihre Wanderung antraten", erzählen uns die Chroniken, „versammelten sich die 7 vornehmsten Häupter derselben und wählten einen Feldherrn, Almas, den Sohn Ugek. Mit diesem kamen sie über 5 Punkte überein: 1) daß sie immer einen Herrscher haben würden aus den Nachkommen Almas'; 2) daß einem Jeden ein Antheil an der Beute werde, die ihnen zufiele; 3) daß die 7 Männer, die Almas freiwillig zu ihrem Herrn gewählt, nie weder sie selbst noch ihre Nachkommen von dem Rathe des Herrschers und den Ehren des Reiches ausgeschlossen werden; 4) daß des Todes sterbe, wer dem Herrscher untreu würde oder zwischen ihm und den Verwandten Zwietracht stifte; 5) daß Derjenige, welcher von des Almas' oder der übrigen Häupter Angehörigen diesen Bund breche, verflucht sein solle in Ewigkeit". Die letzte dieser Bedingungen ausgenommen, welche, ungeachtet der christlichen Schlußformel: in Ewigkeit, doch einen etwas gar zu entschiedenen heidnischen Anstrich trägt, begreifen dieselben in der That Alles, was man von einer guten Verfassung verlangen kann. Die Vornehmen vereinigen sich und wählen aus ihrer Mitte einen Herrscher, dessen erleuchteter Weisheit überlassen bleibt, in allen Dingen zu ordnen, was ihr gut deucht; nur in Einem Punkte wagt man es nicht, unbedingt der absoluten Macht zu vertrauen: „an der Beute, die uns zufällt", heißt es, „muß einem Jeden von uns und unsern Nachkommen sein gebührender Theil werden". Der folgende Artikel ist eine natürliche Folge und eigentlich nur eine nähere Bestimmung dieses vorhergehenden. Denn da die Beute in jenen Zeiten einfältiger Kraft so ziemlich das ganze Staatsbudget ausmachte, so war es offenbar, daß die Personen, die zu der Theilnahme an derselben berufen waren, im Rathe des Reiches Sitz und Stimme haben mußten. Später, als die Beute nicht mehr von dem Feinde, sondern in der friedlichern Gestalt der Abgaben von den Unterthanen erhoben wurde, hat man in Verträgen ähnlicher Art den Artikel wegen der Theilung hinweggelassen und sich mit der Festsetzung der Theilnahme am Rathe begnügt, weil aus dieser jene schon hervorging. Der vierte Punkt ist in alle neuern Verfassungen übergegangen und bedarf daher keiner Erläuterung. Von dem Volke ist in dem magyarischen Grundgesetz nicht die Rede, auch verdient dasselbe keine Erwähnung, da das Wohlbefinden desselben mit dem Befinden des Herrschers und seiner Vasallen im genauesten Zusammenhange steht. Wahrlich, bei so tiefer Weisheit ist es zu verwundern, daß man uns bald die französische, bald die hessische und nicht lieber die magyarische Verfassung zum Muster vorhält.

Das hohe Alter der letztern ist übrigens, obwol Mailáth die Authenticität derselben dahingestellt sein läßt, nicht zu bezweifeln. Die Zeit, in welcher die Herrscher der Magyaren keinen wichtigern Punkt in ihren Staatsverträgen kannten als die Theilung der Beute, kann wol kaum jünger sein als die erste Einwanderung in Europa; mit der Niederlassung und Festsetzung in Ungarn mußten bereits andere Interessen mächtiger hervortreten.

Wichtiger aber als dieser negative Beweis der Echtheit dieser merkwürdigen Urkunde ist der positive, daß, wenn auch nicht der Buchstabe, was schon durch die Ansiedlung unmöglich wurde, doch der Geist derselben noch bis auf diesen Augenblick die Verfassung und den politischen Zustand der Magyaren bestimmt. Noch jetzt, wie zu den Zeiten Almas', bilden die Großen des Reiches, obwol jetzt mit den Abgeordneten des niedern Adels, des Klerus und der Städte, den erblichen Rath des Fürsten, der noch jetzt, bevor er den Thron besteigt, die Grundgesetze des Reiches beschwören muß. Die Beute wird nicht mehr getheilt, dagegen beziehen die hohen Herren und Magnaten die besten Einkünfte des Landes und theilen dieselben nur insofern mit dem König, als sie ihm, was ihrem Ermessen nach zu der Landesregierung erfoderlich ist, davon zukommen lassen. Zu Allem, was die Regierung beschließt, ist die Einwilligung der Magnaten und der Stände erfoderlich, und das Glück des Landes unter einer so wohlgeordneten Verwaltung kann nicht in Zweifel gezogen werden, da es von den Herren desselben mit den glänzendsten Farben geschildert wird.

Die Reichsversammlung, die im September des vorigen Jahres zu der Krönung des Kronprinzen zum König von Ungarn ausgeschrieben war, wurde (11. Sept.) durch eine Rede eröffnet, in welcher der begeisterte Sprecher erklärte:

Die Liebe unsers Königs zu uns reicht über die Grenzen der Sterblichkeit; ob er gleich mit Zuversicht erwarten darf, daß sein großes Beispiel dem Sohne heilig sein wird, will er doch die Zukunft mit der Gegenwart verbinden; er will, indem er das Haupt seines erstgebornen Sohnes mit der heiligen Krone schmücken läßt, nicht, daß einst der Alten Schwur über die zu haltende Verfassung vom treuen Volke gehört werde, er will ihn selbst hören; er will auf diese Weise unsers Jubels, unsers Nationalfesttages nicht nur Schöpfer, er will auch dessen erlauchter Zeuge sein. Dies ist ein seltenes Beispiel der ihm angebornen Seelengröße; und nur dies Eine war noch übrig, um die Liebe seiner Vorgänger und Ahnen zu uns zu überbieten. (Mailáth, S. 25.)

Glückliches Volk, rufen wir unwillkürlich aus, dem in unserer stürmischbewegten Zeit nichts fehlt, um die allgemeine Zufriedenheit in den lautesten Jubel ausbrechen zu lassen, als diese Auffoderung!

Daß mitten in den furchtbaren Umwälzungen der Dinge und Reiche und während dringender Kriege (sagte der Patriarch, Erzbischof von Erlau, der berühmte Verfasser mehrer unsterblichen Heldengedichte, Ladislaw Pyrker, als Sprecher der Deputation, welche den Kaiser und die Kaiserin bei ihrer Ankunft begrüßte), daß in so schwierigen Zeiten Ungarn in seinen uralten herkömmlichen Rechten und Freiheiten nicht den geringsten Verlust erlitt; daß die Religion, die Gesetze und die öffentlichen Behörden überall in voller Würde und Kraft aufrecht bestehen; daß die Industrie von Tag zu Tag mehr aufblüht, dem Handel sich neue Quellen öffnen, der Ruhm des ungarischen Namens auch im Auslande erschallt, und daß wir endlich eine ungestörte öffentliche Sicherheit und Ruhe genießen: das sind die erhabenen Denkmale der glorreichen Regierung Ew. Majestät in Ungarn; — das die Mittel, durch welche Ew. Majestät mit gleichem Starkmuth im Glücke wie im Unglück und blos auf das Zeugniß Ihres Gewissens sich freudig stützend, Sich bei den Zeitgenossen eine Dankbarkeit ohne Grenzen erworben und bei den Nachkommen Allerhöchstihrem Namen die herrlichste Unsterblichkeit zugesichert haben. (Mailáth, S. 43.)

Ein zweiter Plinius Secundus spricht vor einem neuen Trajan. Die königlichen „Propositionen", welche auf dem Reichstage übergeben wurden, hatten hauptsächlich die Vermehrung des Heeres zum Zweck. Der ungarische Hofkanzler, nachdem er die bereits vorher getroffene Bestimmung des nächsten Reichstages angekündigt hatte, sagte:

Der König ist aber auch die reinste Gesetzlichkeit in Dem, was die Gegenwart erheischt. Sie erheischt neue Krieger für die tapfern ungarischen Heerscharen. Er huldigt so zugleich der Heiligkeit der Gesetze und dem Ruhm der Nation. Und weil diese beiden Mächte in jedem echtungarischen Herzen vor Allem herrschen, wird auch hierin der Erfolg des Reichstages glänzend sein. (Mailáth, S. 57.)

(Der Beschluß folgt.)

Altfranzösische Volkslieder, gesammelt, mit sprach- und sacherklärenden Anmerkungen versehen und herausgegeben von O. L. B. Wolff. Leipzig, Fr. Fleischer. 1831. 12. 1 Thlr.

Der Verf., schon durch seine ähnlichen Leistungen in verwandten Literaturgebieten, als Freund der Nationalpoesien und fleißiger Sammler und Bearbeiter derselben bekannt, hat gegenwärtiges Werk der Gesellschaft für ausländische Literatur zu Berlin, ihr schönes Streben anerkennend, gewidmet. Sicher ist es ihr sehr erfreulich, mit Männern in Verbindung zu treten, deren ähnliche Bestrebungen und Leistungen darin ihrem eignen Zweck verwandt und für ihn fördernd sind. Hat sie gleich zunächst den Plan, sich in ihren Versammlungen über das Neueste in jeder Literatur zu unterhalten, so gehört doch vorliegendes Werkchen insofern dazu, als es die altfranzösische Liederpoesie unter uns näher beleuchtet und sich einer neuern Richtung unserer Literatur anschließt. Vor nicht langer Zeit hätte man die traurige Bemerkung machen können, daß leider die Franzosen, auf ihre eignen Schätze am wenigsten aufmerksam, ihre alten Sprach- und Dichtungsdenkmäler ziemlich vernachlässigten. Indeß, gleichzeitig mit unserm Werke erschienen eben mehre Sammlungen in Frankreich, die von einem erwachten Interesse für diese so lange unbeachtete Literatur zeugen. Wir machten auf diese „Poésies gothiques françaises" vor einiger Zeit in diesen Blättern *) aufmerksam und enthalten uns fernerer Bemerkungen darüber. — Der Verf. hat es nun für wünschenswerth gehalten, „Das in einer Sammlung vereint zu sehen, was unsere überrheinischen Nachbaren in diesem Fache besitzen". Aber er fand seine Mühe und seinen Eifer nicht belohnt, denn er ist mit der spärlichen Ausbeute nicht zufrieden, die er nur in der Absicht herausgibt, doch Etwas zur Ausfüllung einer bedeutenden Literaturlücke beizutragen. Wir sind mit ihm über seine Ansicht von der französischen Liederdichtung einverstanden. Sie tragen einen durchaus von den übrigen Denkmälern dieser Art verschiedenen Charakter. Aber was ihnen an Tiefe des Gefühls, an Mannichfaltigkeit der poetischen Situationen abgeht, das ersetzen sie durch Leichtigkeit, Anmuth, schlagenden Witz und naive Derbheit, die jene Zeiten so vortheilhaft von der unserigen auszeichnet. Wahrer Abdruck des Volkscharakters zu sein, das ist die einzige Bedeutung der Volksdichtung. Die vorliegende Sammlung enthält die verschiedensten Züge dieser Eigenthümlichkeit, und deshalb ist sie vollständig zu nennen, wie sie denn Jeder mit großem Vergnügen lesen wird. Wir wundern uns darum über den Verf., daß er die französische Volkspoesie so tief stellt; sie ist, was sie sein kann, sein muß. Ebenso wenig wie wir den französischen Charakter tadeln können, dürfen wir auch seinem Ausdruck unsere Anerkennung versagen. Jeder hat seinen Charakter, und wohl ihm, wenn er den hat! Eines schickt sich nicht für Alle. „Am meisten hat die Normandie geliefert; der nordische Charakter herrschte noch lange vor und zeichnet die Volkslieder, die ihre Verwandtschaft nicht verleugnen können, rühmlich aus. Auch Flandern darf einige, wenngleich geringe Ansprüche auf dies Lob machen. Die Lieder der französischen stehen denen der deutschen Schweiz bedeutend nach. Die Provence gehörte nicht hierher, da Sprache und Sitte für sich abgesondert bestand". Zum Schluß hat uns der Verf. mit der Mittheilung einer alten Erzählung aus einer seltenen Handschrift, die sich auf der jenaer Bibliothek befindet, erfreut. Sie berichtet eine ähnliche Begebenheit wie die des Grafen v. Gleichen. Die Handschrift besteht aus 113 Blättern Pergament in Kleinfolio, ist nach der gewöhnlichen Weise verziert, trägt das klevesche Wappen und den Namenszug des Besitzers Philipp v. Kleve. Verfasser und Abschreiber sind unbekannt, wie uns denn die Auslassungen der nähern Zeitbestimmung zu Anfang ebenso auf die Absicht zu deuten scheint, die Zeit unbestimmt zu lassen, nicht wie der Verf. meint, daraus zu erklären, daß der Abschreiber die Namen des noble roy en france .... et en haynau de conte .... nicht habe lesen können. Gillion de Trasignyes, am Hofe des Grafen v. Hennegau, heirathet Marie fille au conte d'Ostrevent, bleibt aber ohne Nachkommenschaft. Er thut dafür das Gelübde einer Wallfahrt nach Jerusalem. Natürlich wird seine Frau sogleich schwanger, denn das wirkt. Er kommt zum heiligen Grabe, wird aber auf der Rückreise gefangen nach Caire en Babilonne gebracht; er soll auf Befehl des Sultans getödtet werden, erschlägt aber den Wärter mit seinen Gehülfen, wird jedoch begnadigt und durch das liebende Mitleid der Gra-

*) Vgl. Nr. 52 d. Bl. D. Red.

cyenne, der Tochter des Sultans, befreit, zumal da der Ritter den unterdeß gefangenen Sultan rettet und ihn in seinen fernern Kämpfen auf das kräftigste unterstützt. Die Gracyenne wird Christin. Da Gilion nun nicht zurückkehrt, bewirbt sich Amanry um die Hand der Marie, die Zwillingssöhne geboren hat, und erhält den Bescheid, erst die Gewißheit vom Tode des Gemahls zu bringen. Er macht sich auf den Weg, findet ihn, erzählt, Marie sei im Wochenbette gestorben, büßt aber seine Lüge in einer Schlacht mit dem Tode. Gilion wird aus derselben, auch gefangen, nach Tripolis abgeführt, aber bald, auf Antrieb der Gracyenne befreit. Bei seiner Rückkehr wird diese seine Gemahlin. Gilion's Söhne, während der Zeit erwachsen, suchen ihren Vater auf, verrichten natürlich unterwegs ungeheure Thaten, finden ihren Vater, und der Sultan gibt den vereinten Bitten Aller nach, daß Gilion mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen in seine Heimath reisen darf, mit der Verpflichtung, auf des Sultans Geheiß sogleich zurückkehren zu wollen. Marie will in ein Kloster gehen, um das angekommene Paar ruhig leben zu lassen. Gracyenne gibt das nicht zu und geht mit ihr in dasselbe Kloster. Gilion theilt das Gut unter seine Söhne und wird ebenfalls Mönch. Er erhielt vom Sultan eine Foderung und folgt ihr, nachdem seine beiden Frauen in demselben Jahr gestorben, fällt im Kampf, läßt sein Herz nach Europa bringen und es zwischen seinen beiden Frauen beisetzen. Der Verf. hat uns nun die Ueberschriften der Erziehung, und das 50. Cap., als das letzte, ganz mitgetheilt, dessen Inhalt so angegeben ist: „Comment les enfans de Trasignyes se deviserent a leur pere et du retour quilz firent en haynau". Die Darstellung ist einfach-kindlich, und die Reiseroute so karg, als wäre sie eine kurze Notizensammlung des Wichtigsten. Was würde ein neuerer Novellist aus der Ankunft der Gesellschaft in Rom gemacht haben! Dagegen erzählt dies Buch: sie kamen von Neapel nach Rom. „Quant la furent arrivez ilz vindrent descendre en une hostellerie ou de loste et hostesse furent moult bien receuz. Puis le lendemain matin vindrent vers le pere saint auquel gilion, gracyenne et hertan se confesserent et leur baillia absolucion de leurs pechiez. Puis dedans leglise saint pierre ou fist apprester une grand cuve remplie deaux en laquelle le pere saint baptisa la belle gracienne et hertan sans ce que son nom lui feust mue ne changiee". Der treue Diener Hertan stirbt aber eine Stunde nach seiner Taufe — ob er sich dabei erkältet, wird nicht erwähnt. Man betrauert ihn und kommt „par toscane et lombardie en savoye, apres en bourgoigne". So gelangt die Gesellschaft sehr schnell in ihre Heimath, und hier wird sie aufs Glänzendste empfangen. Wir setzen noch den charakteristischen Schluß des Ganzen hierher. Dem Gilion wird also das Herz ausgenommen. „Le souldon tout en plourant lui promist de ainsi faire. La quelle chose il feust et fu son cuer apporte et mis en la tumbe, que pour lui avait faict faire. Et cy fine la vraye histoire du preu gilion de trasignyes, duquel qui plus au vray en vouldra savoir si voise en l'abbaye de l'olive, ou son cuer gist entre les tumbes de ses deux femmes ausquelz dieu face mercy. Amen". Diese Abtei liegt in Brabant zwischen Bincho und Nivelles. Man sieht, daß gegen den Schluß der Verf. eilt, wie er z. B. vergißt, zu bemerken, was doch wahrscheinlich, daß dem Sultan Gilion den Tod seiner Tochter berichtet, und was das auf den Alten für einen Eindruck gemacht.

Den Haupttheil des Buches machen nun die Gedichte selbst aus, die wir früher im Allgemeinen charakterisirt haben. Bei den souhais des hommes, die echt volksthümlich sind, fiel uns ein ähnlicher Wunsch im Plattdeutschen ein, der ebenso charakteristisch ist. Er lautet übertragen:

Wenn alle Berge Butter wären
Und alle Gründe Grütze,
Es käm' ein warmer Sonnenschein,
Und lief die Butter in die Grütze hinein,
Gott, was müßt' das für ein Fressen sein!

Auffallend ist, beiläufig gesagt, die Alliteration des B und G, und der Reim am Schluß, vielleicht ein Beweis für das Alter dieses soliden Wunsches! Die meisten der französischen Wünsche sind nicht ohne Witz. Die vielen Weinlieder tragen das Gepräge jenes den Franzosen eigenthümlichen Frohsinnes, der sich vorzüglich in den 3 „Bachanales" ausspricht. „La faute d'Adam" und „Eloge de Noé" sind überraschend und erinnern an unsere deutschen Weinlieder desselben Gegenstandes. Dem ersten liegt der Gedanke zum Grunde, Adam hätte besser gethan, hätte er getrunken, statt zu essen. Es heißen die 2 ersten Verse:

Adam (c'est chose très notoire)
Ne nous eut mis en tel danger,
Si, au lieu du fatal manger,
Il se fust plus tost pris à boire.

C'est la cause pour quoy j'évite
D'estre sur le manger gourmand.
Il est vray, que je suis friand
De vin, quand c'est vin qui mérite.

Anspielungen auf biblische Verhältnisse, worauf auch das mérite zu beziehen ist, nicht wie der Verf. meint, le zu suppliren. Wichtiger für die Geschichte sind einzelne Lieder, in denen sich das Nationalgefühl, z. B. Haß gegen die Engländer, ausspricht, oder die sich auf bestimmte Begebenheiten beziehen. Andere sind in dem allgemeinen Geiste der Volkslieder und sind schon in frühern Sammlungen aufgenommen, z. B. die gewöhnlichen Klagen über die Zeiten, die Noth der Ehe und dergl. Höchst lächerlich ist „Le pauvre diable"; stark lasciv: „Ouvrez nous", „La belle hostesse!" wie auch „Le cocher amoureux"; recht artig „La fille, comme il y en a peu" aus fliegenden Blättern des vorigen Jahrhunderts. Ein wahrhaftes Volkslied ist „Le suisse", wie er einen Liebhaber bei seiner Frau findet und ihn erschlägt. Dankenswerth sind die Anmerkungen und theilweisen Uebertragungen ins neuere Französisch, die durch das Ganze hindurchlaufen, wie überhaupt diese Sammlung, wenn sich auch noch Vieles hinzuthun ließe, dem Verf. und seinem Streben Ehre macht. 114.

Papst Clemens XII. an die protestantischen Sachsen im Jahre 1732. Die Bulle Sedes Apostolica, pia mater, mit den dazu gehörigen Actenstücken neu herausgegeben, verdeutscht und beleuchtet von Ludwig Richter. Leipzig, Wolbrecht. 1831. 8. 12 Gr.

Indem der Verfasser und Herausgeber vorliegenden Schriftchens die auf dem Titel desselben erwähnte Bulle mit den dazu gehörigen Actenstücken herausgab und (S. 5—36) näher beleuchtete, beabsichtigte er, einen „Beitrag zur Beurtheilung des Misverhältnisses zwischen der Curie zu Rom und der Kirche" zu geben. Hat nun allerdings jene Bulle überhaupt und an und für sich ein historisches Interesse, so kann sie auch, wenn man sie als einen Ausfluß des römisch-päpstlichen Systems, des Systems der römischen Curie ansiehet und, im Gegensatze zu diesem Systeme, die Interessen der katholischen Kirche auf der andern Seite erwägt, wenn man, mit einem Worte, das kirchen- und staatsgefährliche System des Papismus und Romanismus auf das allein wahre und christliche Princip des Katholicismus, das sich heutzutage in der römischen Kirche mancher Länder mit besonderer Kraft geltendmacht, auf der andern Seite hierbei beachtet und demgemäß jenes Misverhältniß zwischen der römischen Curie und der Kirche auch in und an diesem Beispiele erkennt, — für die so nothwendige Emancipation der katholischen auswärtigen Kirchen von Rom wirksam und einflußreich sein. Von dieser Seite besonders betrachten wir den Werth dieses Schriftchens, und in diesem Sinne ist auch dasselbe recht zweckmäßig und bedeutungsvoll „den 127 Katholiken in Dresden" gewidmet worden. Denn die genannte Bulle von 1732, durch welche den protestantischen Sachsen die bei der Re-

formation eingezogenen Kirchengüter unter der Bedingung ihres Rücktritts zur alleinseligmachenden Kirche geschenkt werden sollten, liefert einen nur wenig gekannten Beweis, theils von dem unheilbringenden Stabilitätssysteme der römischen Curie, theils von der schiefen und falschen Ansicht der letztern, von dem wahren Wesen der protestantischen Kirche, und es ist nöthig, die Genossen unserer Zeit in der katholischen wie in der protestantischen Kirche über das päpstliche Rom und dessen Zwecke immer wieder von Neuem zu belehren. Außer jener Bulle selbst und der darauf sich beziehenden Consistorialrede Clemens XII. und dessen Breve an Kurfürst Friedrich August II., welche im lateinischen Originale und in einer deutschen Uebersetzung mitgetheilt werden, finden sich hier auch, als verwandte Actenstücke, die gegen den westfälischen Frieden eingelegte Protestation theils des Apostolischen Nuncius, theils des Papstes Innocentius X. selbst; diese nur im lateinischen Originale. Wir haben in Vorstehendem auf den Inhalt und die Tendenz des uns vorliegenden Schriftchens aufmerksam machen wollen und wünschen demselben, mit Bezug auf diese Tendenz, nicht nur recht viele Leser, sondern mehr noch Beherzigung der Absicht des Herausgebers. 29.

Notizen.

Friedrich Sand.

So wenig Glauben auch das Meiste verdient, was Wit in seinen Memoiren über geheime Verbindungen und Spionereien, vertraute Bekanntschaften mit Großen und wichtige Plane derselben berichtet, so ist doch nicht zu leugnen, daß er im Allgemeinen Das, was von seinem Standpunkte zu sehen und zu erfahren war, d. h. was jeder mit Gewandtheit und Urtheilskraft begabte Aventurier sehen und erfahren konnte, meist richtig aufgefaßt hat. Seine Bemerkungen über die höhere Gesellschaft in Frankreich, sowie manche ähnliche Beobachtungen sind nicht ohne Verdienst; und wie richtig er z. B. die sonderbare Vorstellung schildert, die sich der Pariser und überhaupt der Franzose seit der unglücklichen That Sand's von dem deutschen Studenten macht, ist uns erst kürzlich durch ein französisches Blatt zurückgerufen worden, welches den geistesverwirrten Jüngling zum Helden einer Novelle wählt. In einem Gespräch mit dem Verfasser, der mit ihm im März 1819 in einem wir-thaus zu Heidelberg zusammentrifft, hält er seinen Commilitonen eine Lobrede, die eben nicht schmeichelhaft ist: „Honneur aux champions du libéralisme en Allemagne! Bâiller à cinq ou six cours le matin; le jour promener ses doigts sur un piano, ou se balafrer mutuellement le visage avec de longs sabres; vider une douzaine de crachons de bière chaque soir, voilà leurs exploits!“ Die Ansichten und die Ideen oder Sophismen, die Sand hierauf vor seinem neuen Bekannten, einem Franzosen! auskramt, sind so ziemlich dieselben, die wir in seinen Tagebüchern kennen gelernt haben. Der Ruf des Nachtwächters trennt die Unterhaltung. Am folgenden Tage nimmt Sand von seiner Braut Abschied. „A propos“, fragt diese ihn naiv: „quel est-ce costume noir? Il vous sied autant que votre habit de landwher. Est-ce le costume d'une profession? — C'est celui de la burschenshaft. — Une de vos vilaines sociétés où l'on se bat et ou l'on boit, comme dans votre ancien tugenbund? — Le tugenbund arracha l'Allemagne au sabre de Napoléon. La burschenshaft veut l'arracher au knout de la sainte-alliance“. Auch bei dem Besuche des Schauspiels in Manheim an dem verhängnißvollen 23. März müssen wir noch einmal die burschenshaft und den tugenbund zu hören bekommen: Zu Jena wurden, wie dem Verf. ein heidelberger Studiosus, sorte de dandy germanique, aufheftet, im Mai 1818 die quatorze principaux statuts de la burschenshaft entworfen: „On y vouа à l'exécration les souverains parjures qui avaient dissous le tugenbund!!“ Unter allen Mitgliedern der burschenshaft, die bei dieser Gelegenheit auftraten, war natürlich Sand le plus beau, le plus éloquent. Der Studiosus will Sand zum Abendessen einladen, da erschallt plötzlich ein Geschrei: „À l'assassin“. Sand stürzt aus dem Hause, in welchem er Kotzebue ermordet hat, heraus, ruft: „Le traître Kotzebue est mort! la patrie est sauvée; vivat Teutonia!“ und stößt sich den Dolch in die Brust. Der Begleiter des Franzosen erklärt gleichfalls: „La patrie est sauvée! Sand fut un héros“. Der Letztere, der in diesem Augenblicke durch das Fenster den Leichnam des ermordeten Greises ansichtig wird, entgegnet indessen vernünftig genug: „Non, non, Sand fut un assassin“; und ein deutscher Doctor bedauert, Sand's Schädel nicht untersucht zu haben; es sei eine Wette darauf einzugehen, daß sich die Vorherbestimmung zur monomanie homicide daran gezeigt hätte.

Sitzung der geographischen Gesellschaft in London.

In der letzten Sitzung der königl. geogr. Gesellschaft in London las Lieutenant Washington, von der britischen Marine eine geographische und topographische Abhandlung über das Kaiserthum Marocco. Washington hatte im Herbst 1829 den britischen Generalconsul Drummond Hay auf einer Sendung an den Hof des Kaisers begleitet, und seine Bemerkungen, die er jetzt der Gesellschaft mittheilte, waren das Resultat dieser Reise. Der Weg ging bis nach Azamor, am Capo Blanco, längs der Meeresküste, und von da landeinwärts gerade nach der Hauptstadt, wo die Gesandtschaft mit vielen Ehrenbezeigungen gastfrei aufgenommen und einen vollen Monat lang in einem der Paläste des Sultans einquartirt wurde. Bei der Rückreise erhielt Hr. Drummond Hay die Erlaubniß, den Atlas zu besuchen und soweit in das Gebirge vorzudringen, als der Schnee es gestatten würde; dieser Ausflug bildet den wichtigsten Bestandtheil der Reise, da der übrige Weg durch frühere Reisende bereits hinreichend bekannt ist. Von der See bis zum Fuße des Atlas erstreckt sich das Land über eine scheinbar vollkommen ebene Fläche an 150 engl. Meilen weit; aber die Stadt Marocco, die noch 16 Meilen von dem Gebirge entfernt ist, hat doch bereits eine Höhe von 1200′ über dem Meeresspiegel, und bei aufmerksamerer Untersuchung kann man 3 verschiedene Stufen oder Unterbrechungen in der Continuität der Ebene unterscheiden, durch welche man, obwol bei jeder mit leichtem Emporsteigen, zu der erwähnten Höhe gelangt. Der Boden ist leicht und trocken, größtentheils Sandstein und der Anblick daher dürr und unfruchtbar. Wo jedoch Wasser fließt, und daran würde es nicht fehlen, wenn es nur zweckmäßig vertheilt wäre, findet man überall die außerordentlichste Fruchtbarkeit, und es ist kein Zweifel, daß das ganze Land, besser angebaut, Ueberfluß an Producten aller Art haben müßte. Gegenwärtig ist der Ertrag sehr beschränkt, obwol Alles, was es hervorbringt, Getreide, Früchte und Vegetabilien aller Art, von der ausgezeichnetsten Qualität ist. Das Holz ist meist verkümmert und bestätigt demnach Plinius' Beschreibung nicht. Die Vegetation ist tropisch bis an den Fuß des Atlas und bildet so einen schroffen Gegensatz zu dem ewigen Schnee auf dem Gipfel desselben. Der Abhang des Gebirges ist steil und schwer zu ersteigen; die größte Höhe, welche die Reisenden erreichten, war nur 6400′, indem sie hier durch den Schnee aufgehalten wurden. Im Sommer kann man natürlich höher hinaufkommen. Ein eingeborener Stamm, die Schillehs, die weder Maurisch noch Arabisch verstehen, haben alle Klüfte und Thäler besetzt; beinahe ein Viertheil dieser Völkerschaft bilden Juden, die aus dem flachen Lande, wenn sie den Druck der Mauren nicht länger ertragen können, hierher ihre Zuflucht nehmen. Die Gebirgsart des Berges, welcher erstiegen wurde, war nur Uebergangsgebirge; secundairer Kalkstein, Schiefer und Sandstein; keine Spur von primitiven Formationen, außer großen Gneisblöcken unten in dem Thale. Die Tendenz der ganzen Formation war Plateaubildung, mit Bergrücken und gerundeten Gipfeln, nirgend scharfe Spitzen oder Alpennadeln. Der höchste Punkt, den man im Gesicht hatte, wurde auf eine Höhe von 11,400′ berechnet. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1831.

Der ungarische Reichstag im Jahre 1830. Vom Grafen J. Mailáth.

(Beschluß aus Nr. 156.)

Von außerordentlicher Wichtigkeit nicht blos für Ungarn, sondern vielleicht für Europa war der Vortrag, welcher zur Einleitung der Krönung von den Ständen „nach Hofe" gehalten wurde. Unter den 5 Abschnitten des Inauguraldiplomes, wie es der König von Ungarn in seiner gegenwärtigen Abfassung beschwören muß, verspricht der dritte: „Alles, was an Ländern der ungarischen Krone ein Mal gehörte, sowie es wieder zurückerhalten wird (hactenus recuperata et expost Deo adjuvante recuperanda), derselben einzuverleiben". (Mailáth, S. 142.) Nun war der Anspruch, unter welchem Oestreich von „dem Königreiche Galizien und Lodomerien" Besitz ergriff, darauf begründet, daß diese Provinzen früher zu Ungarn gehört hätten; und unter den 10 Fahnen des Reiches, die bei der Krönung dem Könige vorgetragen werden, befinden sich in der That auch jene der imaginairen Königreiche Galizien und Lodomerien; daher erklärten die Stände:

Ein Gegenstand, den wir erledigt zu sehen wünschen, ist die bald zu verordnende Einverleibung der getrennten Provinzen des Königreiches, hinsichtlich welcher, um der dritten Bedingung der diplomatischen Gewährleistung und dem Krönungseide Genüge zu leisten, wir Ew. Majestät bitten, die Einverleibung jener schon wieder erlangten Provinzen mittels einer königlichen Resolution noch vor der Krönung ausdrücklich kundzugeben. (Mailáth, S. 105.)

Noch an demselben Tage (24. Sept.), an welchem diese Vorstellung überreicht wurde, erfolgte die „Resolution":

In Bezug auf die getrennten und wieder zurückerworbenen Provinzen des Königreiches wünschen wir nichts sehnlicher, als daß dem neunten Punkte der diplomatischen Zusicherung und dem Inauguraleide Genüge geleistet werde; deshalb, eingedenk Unserer huldvollen königlichen Resolution, die wir an die reichstäglich versammelten Herren Stände am 17. Oktober 1802 erlassen haben, wie damals, so auch jetzt, die Rechte der heiligen Krone des Reiches anerkennend, da es Euer Liebden und Euch Getreuen nicht unbekannt sein kann, welche wichtige Rücksichten bei der Wiedervereinigung derselben mit dem Königreiche Ungarn obwalten, werden wir, das Beispiel Unsers Urgroßvaters, welches im 92. Artikel 1715 ausgedrückt ist, befolgend, alsobald eine Commission ernennen, und sobald wir den Bericht derselben erhalten, was nöthig ist, zum wirklichen Vollzug der diplomatischen Versicherung anordnen. (Mailáth, S. 108.)

Die eigentlichen Verhandlungen des Reichstages sind, soweit der Verf. für gutgefunden hat, sie mitzutheilen, großentheils durch die Zeitungen bereits bekannt. Bekannt ist, daß ein kräftiger, auf frühern Reichstagen nicht allzu gewöhnlicher Geist der Opposition sich entwickelte. Der Wunsch, daß der künftige König für immer seinen Sitz in Ungarn wählen möge, wurde sogar dem (bereits erwähnten) Vortrag nach Hofe beigefügt. Zahlreiche Stimmen erhoben sich, die Publicität der Verhandlungen durch die Zeitungen verlangten; und obwol dies Begehren keine Folge hatte, so wurde doch der Beschluß gefaßt, um wenigstens die Verbreitung des Tagebuches der Verhandlungen zu erleichtern, dasselbe nicht mehr wie bisher ungarisch und lateinisch nebeneinander, sondern in jeder dieser Sprachen besonders abdrucken zu lassen. Der Abgeordnete von Borschod erklärte bei dieser Gelegenheit: „Der Wunsch der Stände sei daher entstanden, weil während des letzten Reichstages die Zeitungen kaum etwas Anderes geschrieben hätten, als wann und die wievielte Sitzung gehalten worden. Daher bei Manchem sich die Besorgniß erhoben habe, als sei den Zeitungsschreibern nicht erlaubt gewesen, mehr zu schreiben, welches sich mit der erfoderlichen Oeffentlichkeit der Verhandlungen nicht vertrage". (Mailáth, S. 148.) Die Zahl der Rekruten, deren Stellung die Regierung verlangte, belief sich auf nicht weniger als 50,000 Mann, ebenso viele als im J. 1796, wo doch Oestreich schon im Herzen seiner Staaten bedroht war, gestellt wurden. Als Grund gab die Reichstagsdeputation, welche sich deshalb mit dem Präsidenten des Hofkriegsraths, Grafen Bannus, benahm, an: „Sie habe vernommen, daß auch in solchen Ländern Verlegenheiten entstanden wären, deren Verwaltung bis jetzt als sanft und human gerühmt worden sei; sie habe vernommen, daß Bewegungen entstanden wären, die den Umsturz der Rechte und des Eigenthums bezweckten und die blühendsten Reiche einem Strome gleich durcheilten; es seien ihr nicht verborgen geblieben die Rüstungen, welche andere Mächte für nöthig erachtet haben, um ihre Kräfte schnell auf den höchsten Möglichkeitsgrad zu spannen". (Mailáth, S. 178.) Nach lebhaften Debatten ging endlich der Antrag durch, daß der Regierung 28,000 Rekruten sogleich und noch 20,000 für den Fall eines Krieges zu stellen seien. Besonders eifrig im Sinne der Re-

gierung sprachen die Abgeordneten der Capitel, z. B. jener des Capitels von Agram in Mailáth's Auszuge, der viel errathen läßt (S. 165): „Das Streben des Zeitalters ist vorzugsweise gegen die Aristokratie. Das Reich hat die nähern Nachweisungen verlangt; des Ungars höchste Pflicht und Ruhm ist die Vertheidigung des Vaterlandes". Dagegen bemerkte der Abgeordnete der Stadt Trentsin, der deshalb von dem Präsidenten, dem „Personale", zurechtgewiesen wurde: „Zur Vertheidigung des Vaterlandes laste auf dem Lande keine andere Pflicht als die der Insurrection; die Rekrutenstellung sei daher gleichsam als ein Geschenk zu betrachten, und deshalb sei es nöthig, diesen Gegenstand um so gründlicher zu untersuchen, da dies auch bei andern Gegenständen geschehe". (Mailáth, S. 171.) Die Frage, welche sich hierauf entspann: „Ob bei den ungarischen Regimentern blos ungarische Offiziere anzustellen wären, sodaß auch ihre Beförderung blos in den ungarischen Regimentern statthabe, oder ob es zweckdienlicher sei, das gegenwärtige System aufrechtzuerhalten, nach welchem die Offiziere ohne Rücksicht auf die Nationalität circuliren", deutet Mailáth (S. 194) nur an; sie ist ein neuer Beweis, wie kräftig der seit wenigen Jahren neuerwachte Nationalsinn der Magyaren sich bereits zu regen anfängt.

Die Gravamina, welche, nach altem Brauch, die Stände der Regierung vorlegten, werden gleichfalls nur flüchtig erwähnt; unter den dringenden Beschwerden (gravamina praeferentialia) ist jene über Verzögerung der Einverleibung von Dalmatien und der zu Dalmatien und Kroatien gehörigen Inseln, sowie von Galizien und Lodomerien (S. 198).

Die Magyaren gehören ebenso sehr und vielleicht noch mehr als die slawischen Stämme zu jenen Völkerschaften, welche, gleich der jungfräulichen Erde eines Urwaldes, noch Kräfte besitzen, die durch die Civilisation nicht verbraucht sind. Sie haben noch ihre eigenthümlichen, von den Vätern ererbten Sitten, die sie nicht, gleich den meisten andern Europäern, mit der Mode wechseln. Hohe Liebe für Freiheit, Ehre und Vaterland glüht in der durch falsche Bildung nicht beengten, durch die Fesseln einer mechanischen Verwaltung nicht gedrückten Brust, und Großes kann aus ihrer Mitte einst hervorgehen. Zwar haben die Magyaren keine Volkspoesie, die sich mit jener der sangreichen Slawen vergleichen könnte; aber wie sie, ihrer Herkunft nach, dem Orient näher verwandt sind als die Slawen, stehen sie auch an Feuer, Leidenschaft, jugendlicher Kraft ihm näher. Kann diese jetzt auch nur in dem Adel sich frei entwickeln, so geht sie doch durch ihre gegenwärtige Unfreiheit für die Masse des Volkes nicht verloren. Sklaverei erstickt, tödtet den Geist nur, wenn sie mit Afterbildung verbunden ist. Die Rohheit, die man dem ungarischen Bauer, wie dem polnischen und russischen vorwirft, dient den zartesten Anlagen zur schützenden Decke, wie die unscheinbare Erde, unter der man im Winter die Rebe birgt.

74.

De la peine de mort, et de son influence sur la santé publique, par *Pierquin*. Paris, 1830.

Wer kann wissen, es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo man weder morden noch Krieg führen noch hinrichten wird. In ewigem Fortschritte begriffen, kehrt vielleicht der Mensch ins goldene Zeitalter zurück, schreibt aber nicht auf die Gesetztafeln: Du sollst nicht tödten; denn es kommt ihm gar nicht in den Sinn. Er sieht alsdann mitleidig auf unsere barbarische Zeit herab, welche Mörder, Feldmarschälle und Criminalrichter besitzt. Dem Hungernden fällt es nicht mehr ein, zu stehlen und zu morden, weil es in jener Zeit keine Hungernden gibt; der Marschall schießt nicht mit Kartätschen unter das Volk, denn es gibt ja alsdann keine Marschälle mehr, und am wenigsten kann es dem Richter, bei dem man die größte Cultur voraussetzen muß, einfallen, einen Menschen ums Leben zu bringen. Wie bald ein solches Zeitalter erscheinen wird, mag ich nicht bestimmen, wiewol ich bei der Prophezeiung nichts riskiren würde; ich will sogar nicht darauf schwören, daß es jemals erscheint. Wenn aber Menschenfreunde sich bestreben, es herbeizuführen, so ist dies zum wenigsten verzeihlich; es ist schön, den Mord völlig abschaffen zu wollen, den ja schon unser *halbbarbarisches Gesetz* verdammt; es ist schöner, *einen Schritt weiter* zu gehen und den Mord *im Großen, den Krieg,* abzuschaffen, der alles Gesetz umstürzt; am schönsten ist es vollends, der Todesstrafe ein Ende zu machen, welche beizubehalten weder Nothwendigkeit noch Nationalinteresse zwingt. Und von allen Seiten höre ich rufen: Das heiße ich mir wieder ein Utopia!

Daß ich aber in einigermaßen munterm Tone über ein Buch zu sprechen beginne, dessen Inhalt großentheils so schauderhaft ist, darf den Leser nicht wundern. Mir standen die Haare zu Berge, als ich das Buch weglegte und die Feder ergriff; indem ich jedoch, um mit dem Anfange des Buches zu beginnen, wieder die vordern Blätter aufschlage, wird mir von Neuem lustig zu Muthe. Hr. Pierquin ist ein merkwürdiger Dramatiker; nach dem lustigen, fast lächerlichen Anfang, womit er uns anlockt, führt er uns allmälig zu den tragischsten Scenen, die sich ein Mediziner vorstellen kann. Wer zarte Nerven hat, muß es wie der Kritiker machen und nach Durchlesen des Buches wieder von vorne anfangen: eine Taktik, die nicht jedem Schriftsteller gelingt.

Daß Hr. Pierquin ein guter Arzt ist, erleidet keinen Zweifel; nur ist so viel gewiß, er ist ein noch besserer Advokat. Ein Jurist, wie ein Anderer beginnt seine Klagschrift mit den besten Gründen, die er im Vorrath hat; sind die guten ausgeleert, so müssen auch die schlechten Gründe heran, bis das Maß der Langeweile voll ist. Ganz anders Hr. Pierquin; er beginnt mit den schwächsten Gründen, und der Gegner denkt, gegen Hrn. Pierquin habe ich leichtes Spiel. Die Vorposten werden geschlagen. Da rückt aber Hr. Pierquin mit dem tapfern Hauptcorps und der Reserve der trefflichsten Beweise herbei und erkämpft den vollständigsten Sieg.

Wir wollen auch die schwachen Gründe anhören: sie sind amusant. Der Verf. beweist, daß man nicht blos aus der Bibel Alles beweisen kann. Sein Thema ist, man solle die Todesstrafe abschaffen, und sein erster Grund: sie sei gar keine Strafe, sondern ein süßer Lohn. Nie habe ich ein humoristischeres medizinisches Buch gelesen. Cicero, sagt der Verf., und Seneca, Barthez und Cabanis, Darwin und Cirillo stimmen darin überein, der Tod müsse mit einem unsäglichen Gefühl von Vergnügen und Wollust verbunden sein. Nie hat der Mensch so viel Verstand, mehr Einbildungskraft als im Augenblicke des Todes. In diesem Augenblicke declamirt Alfieri Verse Hesiod's, die er ein einziges Mal gelesen hatte. Niemand kann so gut improvisiren wie ein Sterbender, und Michael Alberti hat zu Wittenberg 1747 eine lateinische Dissertation über den Schwanengesang derselben herausgegeben. Der Verf. entwickelt diese Beweise in mehren Capiteln. Dem wollüstigen Montaigne ging kein Leckerbissen über den Tod. Der heilige

Franciscus Xaver sagte zum heiligen Paullus: „Mori lucrum est". Ein Bösewicht war gehenkt worden, ohne zu sterben; nachher berichtet er, ein großes Feuer und wunderschöne Baumalleen gesehen zu haben. Ein anderer, dessen Strick 3 Mal riß, machte dem Henker bittere Vorwürfe, daß er ihn um das reizende blendende Licht gebracht, welches ihm vor den Augen funkelte. Baco erzählt, ein Lord der sich henkte und rettete, habe ein herrliches Feuer, dann Finsterniß, darauf prächtige blaue und blasse Farben gesehen; so etwas Schönes ist dem Lord später nicht wieder vor die Augen gekommen. Pascha Achmet bat seinen Erwürger, ihn allmälig umzubringen. Der Mörder des Prinzen von Oranien, sagt ebenfalls Baco, weinte vor seiner Hinrichtung, fing aber an zu lachen, als — hier fängt das Buch schon an, einigermaßen schauderhaft zu werden — als er, fährt Baco fort, einen Fetzen seiner Muskeln auf einen entsetzten Zuschauer fallen sah. Sokrates, Seneca, Petronius fanden Vergnügen daran, ihre Agonie zu verlängern, und bewiesen dadurch, daß jeder Tod unendlich angenehm ist, daß man in dieser Beziehung auf Epikur's Ansichten zurückkommen muß. Nero verhinderte die Pompeja Paullina, sich umzubringen, um ihrem Gemahle Seneca zu folgen. Letztern hatte er umbringen lassen, um ihm einen Gefallen zu erweisen, seiner Frau aber gönnte er nicht den Tod....

Nun kommt eine lange englische Geschichte aus einem amerikanischen Journal, worin gezeigt wird, was ein Mensch aussteht, ehe, und wie selig er ist, indem er hingerichtet wird. Ja, folgert der Verf., Darwin und andere Aerzte haben Recht, daß sie die Angst vor dem Tode für unvernünftig, für abgedroschen erklären; das gehört zur modernen Ueberbildung; ganz anders dachte man im Alterthum. Homer sagt, der Schlaf sei desto süßer, je verwandter anscheinlich dem Tode; beide seien Geschwister. Diogenes ist ungehalten gegen den Arzt, der ihn aus der Agonie aufweckt. Cyrus, Plato, Sokrates, Cicero, Ovid, Lucrez sahen im Tode den lieblichsten Schlaf, und Bonaparte sprach, seinem Kammerdiener Constant zufolge: „La mort n'est qu'un sommeil, sans rêve". „Jede entgegengesetzte Ansicht", schließt Hr. Pierquin mit Recht „würde also obigen Thatsachen zuwiderlaufen. Nach langer Untersuchung kehrt man immer zur Theorie der Thaumatologie von Professor Lobstein zurück".

Unser Verf. hat mir mündlich erzählt, er werde nächstens die Statistik eines französischen Departements herausgeben, hauptsächlich in Bezug auf die Narren. Ich bin überzeugt, dies Werk wird interessant. Wie lustig wußte er nicht die Grillen der großen Männer zusammenzustellen; wie erst, wenn er zu den eigentlichen großen Narren übergeht. Er verhandelt über dergleichen Gegenstände mit einem Ernste, der uns zum Lachen bringt; aber wir können nicht mehr lachen, und die Haare steigen uns zu Berge, wenn er mit seinem Ernst zum Ernste übergeht.

Da sehen wir Todte vor uns, deren Lippen sich noch bewegen, wenn der Rumpf schon vom Leibe getrennt; Aerzte, welche auf dem Schaffott in dem Marke des Kopfs Experimente anstellen, und die fürchterlichen Geberden des Kopfs. Unten steht die gaffende Menschenmenge, und der Mensch ist ein nachahmendes Thier. Im J. 1411, während Karls VI. Wahnsinn, bildet Graf St.-Paul in Paris eine Miliz von 500 Metzgerjungen, die ans Blutvergießen gewöhnt, von den Thieren zu den Menschen übergingen und das Parlament, den Hof und die Minister in den größten Schrecken versetzten. Gall erzählt, ein melancholischer Mensch, der einer Hinrichtung beiwohnte, habe dadurch auf einmal die Sehnsucht bekommen, einen Menschen umzubringen. Ein Anderer, der einen Verbrecher auf dem Schaffotte bluten sah, habe einen Menschen gemordet, um selbst aufs Schaffott zu kommen. In der „Gazette des tribunaux" steht, am 23. Mai 1829 sei ein Mädchen, das seinen Vater ermordet, zu Nantua hingerichtet worden; ein anderes Mädchen habe davon gehört und ebenfalls Lust bekommen, seinen Vater umzubringen. Unser Verf. erzählt eine Anzahl ähnlicher Beispiele, wie der Anblick einer Hinrichtung die Zuschauer zum Mord veranlaßte, und wer erinnert sich dabei nicht an das bekannteste aller Beispiele, an das Jahr 1793?

Derselbe Anblick, schon der Gedanke daran, hat viele Menschen zum Selbstmorde verleitet oder verrückt gemacht. Der Bierbrauer Saint-Quentin von Cambray wurde 1829 zur Jury in der Stadt Druay berufen und war bis dahin ganz vernünftig gewesen. Die Jury verurtheilte einen Menschen zum Tode, einen andern zu den Galeeren; von der Zeit an wurde Saint-Quentin melancholisch und stieß sich bald darauf ein Messer ins Herz. Man sieht oft, daß Zuschauer vor dem Schaffotte durch den Schlag gerührt werden, daß Frauen vor der Zeit niederkommen, viele Leute sind sogar bei jenem Anblicke des Todes gewesen. Als der dreijährige Diderot einen Menschen hinrichten sah, bekam er die Gelbsucht. Auf jeden Fall werden die Zuschauer durch jenen Anblick leicht verhärtet oder fanatisch. Im südlichen Frankreich, z. B. in Montpellier, kennt man keine größere Augenweide als eine Hinrichtung. An eben diesem Orte wird bei den niedern Volksclassen der Tod einer Mutter, eines Vaters — gefeiert, und in Montpellier wüthete im J. 1815 ein blutiger Bürgerkrieg!

Im Théâtre français sind mehr als einmal Frauen vor der Zeit niedergekommen, wenn Talma eine Schauspielerin erstach. In den Provinzen Frankreichs, wo am meisten Hinrichtungen stattfinden, kommen am meisten Kinder ohne Kopf auf die Welt; dasselbe erzählt man vom alten Aegypten. Außerdem sagt Hr. Pierquin, seien die Hinrichtungen Schuld, wenn Coccycephalen, Cryptocephalen, Anencephalen, Leystencephalen, Derencephalen u. dgl. Ungeheuer zur Welt kommen. Manchmal trägt ein Kind eine Guillotine auf dem Gesicht, weil seine Mutter eine Hinrichtung mit angesehen. Sogar die nicht ausgeführte Todesstrafe hat oft üble Folgen: Dr. Jarrold sagt, Banqueroutiers und zum Tod Verdammte bekämen gewöhnlich noch lange nach dem richterlichen Urtheile keine Kinder und den Beweis liefert die Zeit nach dem Terrorismus in Frankreich.

Wer Lust hat, solche schauderhafte Dinge recht genau kennen zu lernen, muß das Büchlein des Hrn. Pierquin lesen. Der Verf. hat aber einen schönern Zweck als Unterhaltung: er will den Regierungen einen heilsamen Schrecken vor einer Strafe einflößen, welche noch eine der vielen Anomalitäten unsers gebildeten Zeitalters ausmacht. 161.

Ursachen der neuesten Unruhen in England.

Die leichteste Art, die Unruhen, welche in den verschiedensten Theilen von Europa ausgebrochen sind, zugleich zu erklären und zu verdammen, ist, wenn man sie einer Ursache, der fortschreitenden Unsittlichkeit des Volkes, der umsichgreifenden Aufklärung oder, wie es jetzt heißt, Ueberbildung oder dem Mangel an Christenthum zuschreibt. Dazu kommt denn nun etwa noch der allen Menschen angeborne Nachahmungstrieb und der verderbliche Einfluß einiger Landstreicher und anderer verdächtiger Personen, und das Recept zu einer vollständigen Revolution in bester Form ist fertig. So bequem indessen die Sache auch ist, so haben wir uns doch nie entschließen können, bei dieser Ansicht uns zu beruhigen; wir haben uns die Mühe genommen, die Veranlassungen unserer Revolutionen und Aufstände genauer zu untersuchen, und wir haben überall, neben einer freilich gemeinsamen geistigen Ursache, einen materiellen und meist einen localen Grund des Misbehagens entdeckt, auf den jene geistige Ursache erst wirken mußte, um die Empörung hervorzubringen. Bleiben wir z. B. bei den Unruhen im südlichen England stehen, die erst in der neuesten Zeit unterdrückt worden sind, so drängt sich uns, bei der Beschränkung derselben auf gewisse Grafschaften die Frage auf: warum sind diese Unruhen in bestimmten Districten und nicht ebenso auch in andern ausgebrochen? Wenn wirklich nur eine einzige gemeinschaftlich wirkende Ursache, das Beispiel von Frankreich, die Völker zur Nachahmung aufrief, so müßte diese Thatsache uns unbegreiflich erscheinen. Durch einige Kenntniß der Localverhältnisse ist sie leicht erklärt. Als

im J. 1795 die Preise des Getreides und anderer Nahrungsmittel eine ungewöhnliche Höhe erreicht hatten, und besonders unter den Tagelöhnern auf dem Lande eine außerordentliche Noth herrschte, vereinigten sich die Friedensrichter der Grafschaft Berks zu der Ausfertigung einer Taxe, welche den Lohn der Arbeiter nach dem Preise des Brotes und nach der Größe seiner Familie bestimmte. Das Minimum des Wochenlohnes für einen unverheiratheten Arbeiter wurde, wenn der Laib Brot (the gallon loaf) 1 Schilling kostete, auf 3 Sch. gesetzt; für einen verheiratheten, der ein Kind hatte, auf 6 Sch., hatte er 5 Kinder auf 12 Sch., und wenn er 7 Kinder hatte, auf 15 Sch. Stieg der Preis des Brotes aber von 1 Sch. auf 1 Sch. 6 Pence, so wurde das Arbeitslohn des unverheiratheten Mannes auf 4 Sch. 3 P. erhoben, des verheiratheten mit einem Kinde auf 8 Sch. 3 P., mit 7 Kindern auf 20 Sch. 3 P. Eine Parlamentsacte (36 Geo. III, Cap. 23) bestätigte im J. 1796 diese Localverfügung und die meisten benachbarten Grafschaften ahmten dieselbe nach und legten die Summe, die über das gewöhnliche Arbeitslohn bis zu dem durch die Taxe festgesetzten noch fehlte, den Kirchspielen als Steuer (parish rates) auf. Die unmittelbare Folge davon war, daß bei dem armen Volke auf dem Lande bald jede Spur von Sparsamkeit oder Vorsicht verschwand. Alles drängte sich, möglichst schnell zu heirathen, um höheres Arbeitslohn zu erhalten, und etwas für schlimmere Zeiten zurückzulegen fiel Niemand mehr ein, weil man im Fall der Noth der Unterstützung des Kirchspiels gewiß war. Ein Parlamentsmitglied erklärte in eidlicher Aussage vor dem Auswanderungscomité, daß früher die Landarbeiter in Kent gewöhnlich bis zu ihrem 25., 30. oder 35. Jahre als Knechte in Diensten geblieben wären und nicht eher heiratheten, als bis sie sich ein 40—50 Pf. St. erspart hätten. Jetzt eile Alles möglichst früh zu heirathen und oft träten sogar noch Minderjährige, in der Aussicht auf Kirchspielunterstützung, in die Ehe. An eine Belohnung des Fleißes ist nicht mehr zu denken; der beste und der schlechteste Arbeiter erhält denselben Lohn und Jedermann ergibt sich daher natürlich so viel als möglich dem Müßiggange. In manchen Districten werden ganze Scharen von Arbeitern, unter den Namen roundsmen oder gangs zu den Bauern und Pächtern herumgesandt und empfangen bald einen Theil bald das Ganze ihres Unterhaltes von dem Kirchspiel, während sie auf den Aeckern einzelner Individuen beschäftigt sind. Die Letztern werden dadurch versucht, ihre gewöhnlichen Arbeiter entweder ganz zu entlassen oder den Lohn derselben auf den möglichst geringen Satz herabzusetzen. Die Friedensrichter und Aufseher bestimmen den Tarif der menschlichen Subsistenz; der Arbeiter kann sich keinen Lohn bedingen, sondern er muß nehmen, was ihm gegeben wird; und die Taxatoren haben bei ihrer Feststellung der Preise nur zu berücksichtigen, daß sie nicht weiter gehen, als möglich ist, ohne ein bellum servile zu erregen. Der Arbeiter selbst wird gewöhnt, seinen Lohn als ein Recht zu betrachten, das er unter allen Umständen ansprechen kann. Wer kann bei einem solchen Systeme der Verwaltung sich wundern, wenn die Arbeiter eines Districtes einmal finden, daß der Lohn, den man ihnen gesetzt hat, zu gering ist, und daß sie durch Drohungen und nöthigen Falls durch Gewalt sich einen höhern Lohn erzwingen? Dies ist es, was in Berks, Kent und andern südlichen Grafschaften geschehen ist. Die Unruhen sind unterdrückt worden, theils weil man mit Strenge gegen die Meuterer verfahren ist, besonders aber, weil man gethan, was sie verlangten, und den Arbeitslohn erhöht hat. Cessante causa cessat effectus. Aber eine große Ursache des Elendes und der Unruhen, die durch allzu frühes Heirathen herbeigeführte Uebervölkerung ist nicht gehoben worden, und kann nur durch ein Mittel gehoben werden — durch Auswanderung. Darüber sind seit Jahren in England alle Parteien einverstanden; und es geschieht daher von Seiten der Regierung Viel, um die Auswanderung zu erleichtern, aber, wie es scheint, immer noch nicht genug. 163.

Notizen.

Merkwürdiges Urtheil über Lafayette.

„Für Das, was er für Recht hält, das ist für seine Phantasmagorie von amerikanischer Constitution, wie er sie aus der bloßen Constitutionsacte der Vereinigten Staaten mit vollkommener Unkunde der wirklichen Gesetze und Sitten Amerikas kennt, für seine Erklärung der droits de l'homme ist es ihm gleich, ob das Blut von Hunderttausenden vergossen werde oder nicht: was thun alle Greuel der Revolution, wenn nur die Principien über all dem Blute, wie Oel über dem Wasser schwimmen! — In seinem verkehrten Stolze datirt er alles Heil Frankreichs und der Welt von sich selbst: er selbst ist sich fast das Alpha und Omega und diesen Hochmuth liebt er bis zum Lächerlichen, besonders wenn er auf seinem Steckenpferde, der garde nationale, herangetrabt kömmt, eine vortreffliche Scene für einen neuen Aristophanes". (Aus der Schrift von Jarke: „Ueber die französische Revolution vom J. 1830", S. 133 fg.)

Taubmann's „Urtheil über die Jesuiten".

„Nonne nequam est Jesuita?" Das Echo „ita". — „Quid est Jesuvitulus?" Das Echo „Vitulus". (Linze's „Schulschriften", S. 19.)

Ueber Schiller.

Göthe's Dedication des 6. Theiles seiner Correspondenz mit Schiller an den König von Baiern und die darin geäußerte Meinung, daß Schiller bei größerer Gunst und Aufmerksamkeit deutscher Fürsten eine behaglichere Existenz hätte haben können, veranlaßte den Minister von Beyme zu Berlin zu einer berichtigenden Erklärung. Aus derselben, welche in der „Allgem. Literat.-Zeitung", 1830, Nr. 29 und in der „Preußischen Staatszeitung", 1830, Nr. 109, mitgetheilt war, ging hervor, daß der jetzt regierende König von Preußen im Jahre 1804 dem Dichter ein Jahrgehalt von 3000 Thlr. zugesichert habe, wenn er in Berlin bleiben wollte. Eine ausführliche und interessante Erzählung dieser Vorgänge finden die Verehrer Schiller's jetzt in den „Erinnerungen der Frau von Wolzogen aus Schiller's Leben", Th. II, S. 260—264; zu Hrn. von Beyme's Erklärung dagegen stehen sehr überflüssige Bemerkungen von L—e in der Buchholz'schen „Monatsschrift für Deutschland", 1830, H. V, S. 102 fg., worin unter Anderm dargethan werden soll, daß „Schiller nichts ohne Göthe gewesen sei". 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 158. —— 7. Juni 1831.

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in 5 Aufzügen von Grabbe. Frankfurt a. M., Hermann. 1831. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Nil est ab omni parte beatum.

Referent gehört zu derjenigen Classe von Leuten, welche nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten und auch dann wo möglich nur bei verschlossenen Thüren sich die nöthigen Thränen erlaubt, sonst aber in der Regel lacht, wenigstens häufig ein grinsendes Gesicht zu ziehen nicht unterlassen kann. Ref. hat ferner durch den unermüdeten Hammer des Schicksals nicht zur Anerkennung einer Tragödie gebracht werden können; und endlich, was hier vorzüglich noch hergehört: er hat Hrn. Grabbe's „Heinrich VI." in d. Bl., mit vollem Recht, wie er meint, todtfeindliche Dintenstriche beigebracht. *) Dennoch — und das erlaubt er sich für merkwürdig zu halten — hat er sich genöthigt gesehen, bei Grabbe's „Napoleon" an einigen Stellen ebenso sorgfältig die Thür zu verschließen, als an andern das unverschämteste Gelächter zu erheben, und hält in diesem Augenblicke jene selbe feindselige Feder in der Hand, um in allem Ernste, wenn er es vermöchte, ganz Deutschland zuzurufen: „Lest den Napoleon!"

Was soll man davon halten, wenn ein so gefühlloser Recensent, ein so überspannter Idealist, ein so lächerlich gestimmter Mensch, wie Rec. zu sein nicht leugnen kann, solche Erfahrungen macht? Nicht wahr, das Buch muß Furore machen? Wir hoffen es, weil wir es wünschen, wir prophezeien es, weil wir Ursache dazu haben und machen dies Alles hier bekannt, weil die Gelegenheit es werth ist.

Wenn wir zuerst auf die Art sehen, zu der diese Dichtung gerechnet sein will, so ist sie ein dramatisches Epos, in welchem man den französischen Liberalismus (durch Fouché, Carnot, Labédoyère repräsentirt), den englischen Nationalhaß und das junge deutsche Volksgefühl (durch die freiwilligen Jäger und Blücher dargestellt) die 3 Gottheiten nennen könnte, welche zu Napoleons Individualität in Beziehung tretend den Knoten schürzen und lösen. Das lag freilich sehr zu Tage; wir wollen es aber dem Dichter nicht verdenken, wenn er das zu Tage Liegende gut darstellt, und dies scheint uns hier in der Hauptsache bis auf die unmittelbare Lösung des Räthsels in der Katastrophe allerdings der Fall zu sein. Wir haben uns auf den Grund der frühern Tragödien von vornherein fest überzeugt gehalten, Grabbe würde an dem Unternehmen, völlig bekannten Ereignissen, einem völlig bekannten und festgestellten Charakter aus der neuesten Zeit eigenthümlichen Reiz zu verleihen, elendiglich scheitern; daß dies nicht geschehen ist, davon scheint uns der Grund in dem sehr glücklichen Gedanken zu liegen, allen Schein der Poesie, selbst den Vers sorgfältig und recht geflissentlich wegzuwerfen und sich lediglich mit dem aus den Sachen selbst hervortretenden hochromantischen Effect zu begnügen. Diese Resignation, diese scheinbare Prose, dieser humoristische Standpunkt, den Hr. Grabbe genommen, den Hr. Grabbe zu nehmen im Stande war, denn das ist die schwerste poetische That, verstärkt die poetische Gewalt, die in dem Stoffe liegt, zum Unglaublichen. Mag diese That bewußt oder unbewußt gethan sein, gleichviel, wir erkennen sie an; um so ärgerlicher aber war die Entdeckung der alten Grabbe'schen Absurditäten, die besonders im zweiten Theile des Buchs sehr reichlich aus den bekannten Quellen hervorsprudeln, aus dem unbegreiflichen Mangel an sicherm Takt, aus einer völligen Gedankenlosigkeit in einzelnen Fällen, wenn es nicht Druckfehler sind, und endlich aus der Passion des Verfs. für teuflische Grausamkeit, dieser seiner dichterischen Tigerzunge, die nach Blute lechzt und ihn zu Aussprüchen bringt, wie (S. 141):

Vorstädter und anderes Volk.

Gehirn, Gehirn, da spritzt es, da raucht es, wie herrlich, wie süß!

Hr. Grabbe und der T... müssen psychologische Erfahrungen haben, die uns Andern abgehen, oder dies ist eine Verleumdung der Menschheit, selbst der aus dem Faubourg St.-Antoine. Ja, stünde das Wörtchen „Feindes" vor Gehirn, dann wäre Alles in Ordnung, so aber ist es schlimm, sehr schlimm. Daß (S. 145) zu lesen ist, der Gendarmecapitain, welcher schon hängt, rufe doch noch: „Ach!" könnte wol ein Druckfehler sein, daß aber (S. 313) folgendes Commando vorkommt:

General Lobau.

Feuer!

General Bülow.

Gleichfalls!

*) Vgl. Nr. 123 u. 124 d. Bl. D. Red.

ist gegen alle Kriegs- und Exerciermanier; oder ist des Verfs. Disposition statt der Ausführung in den Abdruck gekommen? An einer andern Stelle schießt ein Jägerjunge weiter als man sehen kann, und der unsterbliche Ausruf der sterbenden Garde: „La garde meurt et ne se rende pas", ist von einem „Laffe" verstärkt worden. Dies Alles ist ärgerlich, vieles Andere aber noch daneben so originell-absurd, daß, wenn der Verf. die Absicht hatte, auf seine Kosten ein vielfältiges Gelächter anzustiften, er diesen Zweck um so weniger verfehlen wird, da sich dieser sein „Napoleon" wegen anderweitiger Tugenden vielen neu- und poesiebegierigen Blicken ausgesetzt sehen dürfte. Daß er dadurch merkwürdiger geworden ist, leidet keinen Zweifel, ob aber besser, das mag Hr. Grabbe aus der Absicht heraus, die er damit hatte, selbst entscheiden; wir finden uns vorläufig mit der Merkwürdigkeit nicht übel berathen.

Dies über die Manier und den Ton des Ganzen. Die Darstellung ist äußerst malerisch; man wird in den poetischen Traum so schön und leicht mithineingezogen, daß Alles lebendig dasteht und viele Bilder sich fest in die Seele heften. Napoleons Blick nach der Küste von Frankreich, Jouve's Zug an der Spitze der Vorstädter stechen hervor; vieles Andere, fast Alles ist dem ähnlich, selbst über die Absurditäten fühlen wir uns phantastisch-gläubig hinweggerissen, so z. B. muß Rec. gestehen, daß er noch fortwährend den Jägerjungen schießen und die sehr weitentfernten, der Menge ganz unsichtbaren Franzosen en miniature davonsprengen sieht. Bravo! muß man da ausrufen; aber ewig Schade, daß die Geschichte nicht in einem Märchen und das Pulver von zauberischer Kraft ist!

Die Charaktere scheinen uns alle getroffen, soweit wir sie aus der Geschichte kennen: Napoleon, Ludwig XVIII., die Prinzen, mit Ausnahme des Artois, der aber, weiß Gott durch welches Misgeschick, fast ganz aus dem Spiel gelassen ist, da doch seine Wichtigkeit gleich von vornherein angedeutet wird, der alte Blücher u. s. w., lauter wohlbekannte, gutgezeichnete Bilder, ganz eigenthümlich, und die größte poetische Production ist der Anführer der Vorstädter, Jouve, von der interessantesten Eigenthümlichkeit, ein wahrer Mirabeau, und dabei mit einem Humor begabt, der uns sehr überrascht hat, sodaß wir kein Bedenken tragen, den Ausspruch zu thun: wir kennen seit Mephistopheles, humoristischen Andenkens, nichts Aehnliches von objectivirtem Humor. Das aber halten wir für eine gute Wirkung der „Mémoires de Ste.-Hélène etc.", daß Napoleon nicht im mindesten blutdürstig ist, vielmehr, ganz gegen alle Grabbe'sche Gewohnheit, menschenfreundlich und gut. Das bischen Blutdurst, das sich geltendmacht, steckt lediglich, wie schon gesagt, in den unseligen Faubourgs.

(Der Beschluß folgt.)

Beechey's Entdeckungsreise in das stille Meer.

Denjenigen unserer Leser, welche den neuern Entdeckungen im Gebiete der Erdkunde einige Aufmerksamkeit zuwenden, wird es noch wol erinnerlich sein, daß am 19. Mai 1825 ein britisches Kriegsschiff, die Blossom, unter dem Commando des Capitains Beechey von Spithead unter Segel ging, mit dem Auftrage, den Capitain Parry oder Capitain Franklin in der Beringstraße aufzunehmen, sofern es der Seeexpedition des Erstern oder der Landexpedition des Zweiten gelingen sollte, bis zu jenem Verbindungskanal mit dem stillen Meere vorzudringen. Da die Blossom auf dieser Fahrt manche bisher nur selten oder gar nicht besuchte Punkte der Erdoberfläche berühren mußte, so wurde ihrem Führer zugleich die Weisung ertheilt, jene Gegenden zu erforschen und in dem Interesse der Seefahrt und der Wissenschaft zu besichtigen. Nun wurde zwar der Hauptzweck der Reise verfehlt, da Parry durch das Eis in weiter Entfernung, Franklin durch andere Hindernisse in einer Nähe von wenigen Graden von der Beringstraße aufgehalten und zur Umkehr gezwungen wurde; aber der Nebenaufgabe, alle bisher noch nicht hinreichend bekannte Gewässer, die unterwegs durchschnitten werden mußten, mit Sorgfalt zu untersuchen, verdanken wir ein ebenso unterhaltendes als in vielfacher Hinsicht belehrendes Reisewerk: „Narrative of a voyage to the Pacific and Beering's Strait" (London, 1831).

Wir umschiffen mit dem wackern Beechey unbesorgt das früher so gefürchtete, und für ungeschickte Seefahrer auch jetzt wol noch nicht gefahrlose Cap Horn, besuchen die Küste von Chile, sehen in der Ferne das Eiland Sala y Gomez und durchfurchen dann die unermeßliche Wogenfläche bis zu der Osterinsel.

„Als die Boote sich näherten, gab die ängstliche Neugierde der Eingeborenen sich durch ein Geschrei kund, welches die Stimmen der Offiziere bedeckte, und unsere Boote waren, ehe sie das Ufer erreichten, von Hunderten von Schwimmern umringt, die sich an Geschützleisten, Stern und Ruder anklammerten, bis man sich kaum von der Stelle bewegen konnte. Sie schienen alle freundlich gesinnt, und keiner kam mit leeren Händen. Bananen, Yams, Kartoffeln, Zuckerrohr, Netze, Götzenbilder wurden zum Verkauf ausgeboten, und Manche warfen ihre Waare ohne Weiteres in das Boot, indem sie es den Gästen überließen, was sie zum Ersatz geben wollten. Unter den Schwimmern befanden sich viele Frauenzimmer, die ebenso begierig oder noch begieriger waren, in das Boot zu kommen, als die Männer, und sich jedes Ueberredungsmittels bedienten, um die Mannschaft zu vermögen, sie zuzulassen. Wenn man ihnen indessen nachgegeben hätte, so wäre Alles überladen und den unvermeidlichsten Plünderungen ausgesetzt gewesen. Schon jetzt wurden die Boote durch die Personen, die sich an dieselben anklammerten, so niedergezogen, daß die Mannschaft um ihrer persönlichen Sicherheit willen sich genöthigt sah, zu dem Stocke ihre Zuflucht zu nehmen, um die Zudringlichen entfernt zu halten, worüber die Eingeborenen sich nicht im Mindesten erzürnt zeigten, indem sie vielmehr in dem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit der Bootsleute auf einen andern Gegenstand gerichtet war, ihre Stellung wieder einnahmen. Gerade im Bereich des Geschützleistens befanden sich mancherlei Kleinigkeiten, die von den Schwimmern ungemein geschätzt wurden; und da die Boote durch die daran hangende Menge tief in das Wasser gedrückt waren, so wurden mehre dieser Dinge gestohlen, so sorgsame Wachsamkeit die Mannschaft auch beobachtete. An ein Zurückerhalten war nicht zu denken, da die Plünderer sogleich in das Wasser sprangen und in dem Augenblicke, wo sie einen Diebstahl begangen hatten, untertauchten. Die Weiber waren bei diesen Seeräuberrien nicht weniger thätig als die Männer; denn wenn sie nicht die wirklichen Räuber waren, so verschafften sie doch den Andern die Gelegenheit, indem sie durch ihre Liebkosungen und lächerliche Geberden die Aufmerksamkeit der Seeleute ablenkten. Auf dem Wege zu dem Landungsplatze mußten die Boote bei einer kleinen isolirten Klippe vorüberfahren, die mehre Fuß hoch über das Wasser emporragte. So viele Frauenzimmer, als irgend möglicherweise auf dieser Erhöhung Raum finden konnten, hatten sich darauf so dicht aneinandergedrängt, daß der ganze Felsen eine Masse von lebenden Wesen schien. Von diesen Reihen warfen sich dann wol 3 oder 4 zugleich in das Wasser und schwammen mit der

Behendigkeit von Fischen zu den Booten, um die Macht ihrer Reize über ihre Gäste zu versuchen. Eine von ihnen, ein ganz junges Mädchen, die weniger an das Wasser gewohnt schien, als ihre Gefährtinnen, wurde von einem ältlichen Manne, wahrscheinlich ihrem Vater, auf die Schultern genommen, der sie der Aufmerksamkeit eines unserer Offiziere empfahl und durch das Mitleid desselben für sie einen Sitz in seinem Boote erhielt. Sie war jung und sehr hübsch, ein zartes wohlgebildetes Gesichtchen, dunkle Augen, langes lose herabhängendes schwarzes Haar und dunkelbrunette Farbe. Sie war auf der Stirn in Bogen tattouirt, und gleich den meisten ihrer Landsmänninnen von dem Unterleib abwärts bis zu den Knien in engen dichten blauen Linien, die in einiger Entfernung wie Beinkleider aussahen. Ihre einzige Bedeckung war ein kleines dreieckiges Stück Zeuch, aus Gras und Stauden geflochten; da indessen dieser winzige Schirm ihren Begriffen von dem Anstand, den sie in ihrer neuen Lage zu beobachten hatte, nicht entsprach, so half sie dem Mangel ab, indem sie sich ohne Umstände ein Stück von einem Anzuge des Offiziers zueignete; und darauf fing sie einen nicht unharmonischen Gesang an. Weit entfernt auf ihre Lage eifersüchtig zu sein, war sie vielmehr allen ihren Landsmänninnen, die nach demselben Ehrensitz strebten, behülflich, indem sie dieselben bei den Haaren aus dem Wasser zog. Aber so unfreundlich es auch sein mochte, dieser liebevollen Vermittelung entgegenzutreten, so war dies doch unumgänglich nothwendig, weil sonst die Boote bald gefüllt und unlenkbar geworden wären. Als unsere Partei vorüberkam, begann die weibliche Gesellschaft auf dem Felsen einen Gesang, der dem von dem Mädchen im Boote gesungenen glich, und begleitete ihn durch wunderliche Geberden, indem sie bald die Arme über den Köpfen ausbreiteten, bald sich auf die Brust schlugen und auf jede Weise zu verstehen gaben, daß unser Besuch wenigstens diesem Theile der Bevölkerung willkommen sei. Als die Boote nur noch in einer Entfernung, die durchwatet werden konnte, von dem Ufer waren, wurden sie von den Eingeborenen in Scharen umgeben. Jeder brachte Etwas, wenn es auch noch so wenig war, in der Hand; und beinahe Jeder verlangte zudringlich eine Gegengabe. Alle, die sich im Wasser befanden, waren nackt, und nur hier und da zeigte sich am Ufer ein dünner Mantel von einheimischem Zeuche. Einige hatten die Gesichter schwarz gemalt, Andere roth, noch Andere schwarz und weiß, oder roth und weiß, ganz auf die lächerliche Art, wie bei uns die Fastnachtsnarren zu thun pflegen. Zwei dämonische Ungeheuer waren ganz schwarz bestrichen. Schwer ist es eine Darstellung von dem Gemälde zu geben, welches dieser bunte Haufe darbot, wie er unbeschränkt durch irgend eine Gewalt oder Rücksicht, Alle aus vollem Halse schreiend und mit Grimassen und Geberden aller Art sich zu den Booten drängte. Man fand es nicht möglich zu landen, wo ursprünglich die Absicht war. Die Boote ruderten daher etwas nordwärts, von der ganzen Menge gefolgt, und bewirkten hier mit dem Beistande einiger der Eingeborenen ihre Ausschiffung. Die guten Leute halfen ihren Gästen mit der einen Hand über die Felsen, indeß sie mit der andern ihre Taschen plünderten. Es war nicht leicht, die dichte Menge zu durchdringen; einen Dieb durch die tausend sich herandringenden Gruppen zu verfolgen, fiel unmöglich. Die gestohlenen Gegenstände waren daher hier ebenso unwiederbringlich verloren, als sie es früher in den Händen der Taucher gewesen waren. Es ist außerordentlich schwer, bei solchen Gelegenheiten zu entscheiden, welches Verfahren das zweckmäßigste sei, das strenge des Capitains Cook, der darauf bestand nie einen Diebstahl unbestraft zu lassen, sobald er einmal klar ermittelt war, oder jenes, das Laperouse mit den Bewohnern der Osterinsel beobachtete, indem er ihnen ohne alle Vorstellungen oder Gegenwehr zu stehlen erlaubte, was sie wollten. Vielleicht wird sich der Mittelweg, die Augen gegen jene Dieberrien zu verschließen, die man gerade nicht zu bemerken braucht, und dagegen andere, die man nicht unbeachtet lassen kann, auf das strengste zu bestrafen, als die weiseste Politik erweisen. Unter den Vordersten in dem Gedränge waren 2 Männer, mit Pelikansfedern gekrönt, die, wenn sie nicht Häuptlinge waren, sich doch ein gewisses Ansehen zu geben wußten und mit den beiden oben erwähnten Dämonen uns einen Weg zu bahnen suchten, indem sie die Menge auf die Füße schlugen; wobei sie indessen sorgfältige Acht hatten, ihre Schläge immer so zu richten, daß sie nicht trafen. Ohne ihre Beihülfe wäre es beinahe unmöglich gewesen zu landen. Das Volk kümmerte sich nicht um Drohungen; eine Flinte, mit der auf sie angelegt wurde, hatte keine Wirkung außer in dem Augenblicke, wo dies geschah, und war weniger wirksam als Etwas Wasser, das von den Personen, welche den Fremden Platz machen wollten, auf die Beistehenden gesprengt wurde. Der Herr, welcher zuerst an das Land stieg und wahrscheinlich deshalb für eine Person von Rang gehalten ward, wurde bis auf den Gipfel des Gestades hinauf begleitet und auf einen großen Lavablock niedergesetzt, welches die Grenze war, bis zu der man den Gästen freien Raum zu gestatten schien. Es wurde hierauf ein Versuch gemacht, einen Ring um ihn zu bilden; aber dies war sehr schwer, da die Inselbewohner, sämmtlich in Erwartung eines Geschenkes, sich stets aufs Neue zur Stelle drängten. Diese Bittsteller waren ungeduldig, unruhig und unartig genug; sie zeigten ihre Säcke, die sie vorher sorgsam geleert hatten, und gaben zu verstehen, daß sie dieselben wieder gefüllt zu sehen wünschten; sie bedienten sich jedes Kunstgriffes und stahlen, was sie konnten, auf die sorgloseste und offenherzigste Weise von der Welt. Einige gingen noch weiter und begleiteten ihre Foderungen mit Drohungen. Während dessen sah man einen der Eingeborenen, wahrscheinlich einen Häuptling, mit Mantel und Hauptschmuck, von den Hütten zu dem Landungsplatze eilen, begleitet von mehren Personen, die mit kurzen Keulen bewaffnet waren. Diese verdächtige Erscheinung, auf welche bald das Blasen der Muschel folgte, ein Schall, der nach Cook's Bemerkung nie etwas Gutes bedeutet, veranlaßte uns auf dem Schiffe unsere Gläser vorzugsweise nach dieser Stelle zu richten. Diesem Häuptling, schien es, — denn es war unmöglich, durch die Menge hindurch zu sehen, — machte Hr. Peard ein schönes Geschenk, womit er wohl zufrieden war, und man hatte daher keine Ursache, Feindseligkeiten zu befürchten. Allmälig waren jedoch die Geschenke erschöpft, und da dieser Offizier hierauf nach dem Boote zurückkehren wollte, um neue zu holen, so wurden die Eingeborenen, die ihm vermuthlich andere Absichten unterlegten, sehr unruhig; und die Verwirrung nahm zu, als ein Seesoldat seine Mütze wieder zu erhalten suchte, die ihm vom Kopfe genommen worden war. Die Eingeborenen wußten diese Verwirrung zu benutzen und verdoppelten ihre diebische Industrie, die unsere Leute sich endlich genöthigt sahen mit Drohungen und zuweilen mit Gewalt zurückzuweisen. Endlich wurden sie so keck, daß über ihre Absichten kein Zweifel länger sein konnte. Es begann eine förmliche Plünderung, und dies, sowie das Erscheinen von Keulen und Stöcken und die Entfernung der Weiber vermochte Hrn. Peard weislich, seinen Leuten den Rückzug nach den Booten zu befehlen. Dies schien das Signal zu einem allgemeinen Angriff zu sein. Der Häuptling, welcher mit so vielem Wohlgefallen sein Geschenk empfangen hatte, warf nach Hrn. Peard einen großen Stein, der ihn auf den Rücken traf und von einem Regen von ähnlichen Wurfgeschossen begleitet war, welcher die Luft verdunkelte. Die Eingeborenen im Wasser und um die Boote zogen sich sogleich zu ihren Kameraden zurück, die sich hinter einem Hügel außerhalb der Flintenschußweite verborgen hatten. Nur frühere Erfahrung konnte sie diese Vorsicht gelehrt haben; denn bis jetzt war noch kein Schuß von uns gefallen. Die Steine, von denen Jeder ungefähr ein Pfund wog, fielen außerordentlich dicht und mit solcher Bestimmtheit, daß mehre Seeleute unter den Querhölzern der Boote niedergeschlagen wurden. Alles war mehr oder weniger verwundet, außer dem Mädchen, welchem Lieutenant Weinwright seinen Schutz verliehen hatte, und die, als ob sie der Geschicklichkeit ihrer Landsleute sicher wäre, ganz unbesorgt auf dem Geschützleisten saß, bis einer der Offiziere, der sich mehr um ihre Sicherheit bekümmerte als sie selbst, sie über Bord stieß, worauf sie an das Ufer schwamm.

Es wurde jetzt zuerst eine blinde Ladung über den Häuptern der Menge hinweggefeuert; aber Nachsicht, die Wilde gewöhnlich für Feigheit oder Ungeschicklichkeit nehmen, vermehrte nur ihre Wuth. Der Steinregen nahm, wo möglich, noch mehr zu; bis die persönliche Sicherheit Aller es nothwendig machte, strengere Maßregeln zu ergreifen. Der Häuptling, welcher die Insulaner noch immer vorwärts trieb, fiel sehr verdienter- und vielleicht sehr glücklicherweise auf den ersten Schuß, der zur Vertheidigung gefeuert wurde. Geschreckt durch dieses Beispiel, hielten die Wilden sich dichter unter ihr Bollwerk, und obwol sie fortfuhren, Steine zu werfen, und das Herausziehen der Boote sehr erschwerten, so waren doch ihre Angriffe nicht mehr so wirksam als vorher, und nicht vermögend, die Einschiffung der Mannschaft zu verhindern, die sämmtlich, wenn nicht unverletzt, doch froh, so davon gekommen zu sein, an Bord gelangte".

Mit den Bemerkungen, die Beechey diesem Vorfall beifügt und namentlich mit seinen Vermuthungen über die Gründe, welche den Angriff der Wilden veranlassen, sind wir nicht so zufrieden, als mit der hier ausgezogenen Darstellung desselben. Bei dem außerordentlichen Werth, welchen alle europäische Waaren für diese Naturmenschen haben mußten, war doch wol nichts natürlicher, als der Wunsch, möglichst viel von solchen Kostbarkeiten zu besitzen; und sobald einmal dieser Wunsch erwacht war, gab es wahrlich nicht ein näheres Mittel, von welchem seine Erfüllung zu hoffen war, als die Gewalt.

Die Grenzen, welche uns in diesem Blatte gesteckt sind, erlauben uns nicht, die Blossom auf ihrer weitern Fahrt zu verfolgen; dem Zwecke, auf ein interessantes und durch den Stoff, wie durch seine Bearbeitung gleich ausgezeichnetes Werk aufmerksam zu machen, glauben wir durch das Bruchstück, welches wir aus demselben mittheilen, genügt zu haben. 178.

Notizen.

Die britische Parlamentsreform.

Ueber die Bedeutung der Parlamentsreform, die in diesem Augenblicke in England eine größere und tiefere Aufregung veranlaßt, als man aus den meisten unserer deutschen Zeitungen ersehen wird, kann sich wol nicht leicht Jemand täuschen. Es handelt sich hier nicht darum, ob eine gewisse Anzahl von Personen, die jetzt das Recht besitzt, eine gewisse andere Anzahl in das Haus der Gemeinen zu senden, dieses Recht behalten oder verlieren soll, ob die großen Städte, die bisher in dem Parlamente nicht repräsentirt waren, künftig in demselben repräsentirt werden sollen; es handelt sich um Sein oder Nichtsein der britischen Aristokratie, der mächtigsten, königlichsten Adelsherrschaft der Erde. Die britische Parlamentsreform ist eine neue Revolution, in ihren Folgen wenigstens ebenso tief eingreifend als die französische. Daß die gemäßigten Reformers in England dies möglichst zu verbergen, zu verschleiern suchen, ist leicht begreiflich. Sie betrachten das Ende der Aristokratengewalt als unvermeidlich und wollen auch durch den Schein der Prahlerei die Gegner nicht zu unnützem, aber verderblichem Widerstande reizen. Aber „die äußerste Linke" nimmt diese Rücksichten nicht; von ihr, von den Radicalreformers, erhalten wir über die nothwendigen Folgen der von den Ministern vorgeschlagenen Maßregeln allein offenherzigen Aufschluß. „Die Minister", sagt der „Examiner", ein mit außerordentlichem Talente redigirtes ultraliberales Sonntagsblatt, „haben weit unsere Erwartungen übertroffen. Der Plan der Reform, den sie vorgeschlagen haben, obwol immer noch keine Radicalreform, bewirkt die vollkommene Vernichtung der Burgkrämerei (boroughmongery) und wird einer vollkommenen Verbesserung den Weg bahnen. Der Grund und Boden, so beschränkt er ist, der gereinigt und dem Volkseinflusse geöffnet werden soll, wird hinreichend sein, wie der Platz, den Archimedes verlangte, um die Kraft darauf zu stellen, welche zuletzt das ganze System regieren muß. Ohne Reform ist eine gewaltsame Umwälzung unvermeidlich; von jeder Reform ist weiter fortschreitende Verbesserung die nothwendige Folge, und die endliche Begründung der Regierung auf einer demokratischen Basis daher gewiß. Wenn wir voraussetzten, daß der gegenwärtig vorliegende Plan bleibend wäre, würden wir ihn für unzulänglich erklären; aber wir haben keine solche Furcht in einem Zeitalter der Vorwärtsbewegung, und wir begrüßen ihn mit Frohlocken als den ersten Schritt zu einem größern Gute und den ersten Schritt zu dem Verlassen eines abscheulichen Lasters. Er gibt dem Volke nicht Alles, was dieses bedarf, aber er nimmt den Feinden des Volkes ihre Waffen. Gleich Sinbad müssen wir zuerst den alten Mann der Insel uns von der Schulter werfen und dann unsere Befreiung vollenden. Der Plan ist darin ganz vortrefflich, daß er dem alten System ein Ende macht; seine Fehler liegen in dem constructiven Theil, und der größte Theil ist das Vergessen des Abstimmens durch Kugeln. Wir haben es wiederholt behauptet und wir erklären nochmals unsere Ueberzeugung, daß keine Reform wirksam sei ohne Kugelung; aber es ist nicht gewisser, daß der Tag auf die Nacht folgt, als daß bei dem gegenwärtigen Stande der politischen Erkenntniß des Volkes die Kugelung (Ballotage) folgen wird".

Nationalreichthum von Frankreich.

Unsere vornehmen Herren und Alle, denen es um die Gunst der vornehmen Herren zu thun ist, geben sich fortwährend die größte Mühe, uns zu beweisen, daß die französische Revolution für Frankreich und Europa nichts als Uebel zur Folge gehabt hat. Es läßt sich darüber viel pro et contra reden, und dicke Bände sind bereits geschrieben worden, ohne daß die Sache entschieden worden wäre. Da kommt Herr Dupin, der Rechenmeister, noch dazu ein Mann von dem juste milieu, und entfaltet eine Rolle mit Ziffern vor uns. „Die Gesammtsumme", sagt er, „die in einem Lande während eines Jahres verdient und eingenommen wird, nenne ich seinen jährlichen Reichthum.

Im Jahr 1730 belief dieser jährliche Reichthum in Frankreich sich auf . . . . 2,125,000,000 Fr.
im J. 1780 auf . . . . 4,260,000,000 „
im J. 1830 auf . . . . 8,800,000,000 „

Theilt man diesen jährlichen Reichthum unter alle Bewohner Frankreichs zu gleichen Theilen, so kommt auf jeden Franzosen
im J. 1730 eine jährliche Revenue von . . 107 Fr. 98 C.
im J. 1780 . . . . 169 „ 38 „
im J. 1830 . . . . 269 „ 61 „

Rechnen wir den Lohn für einen Arbeitstag im J. 1730 auf 60 Cent., 1780 auf 87 C. und 1830 auf 1 Fr. 25 C., so erhielt jeder Franzose im Durchschnitte:
im J. 1730 den Lohn von . . . . . $181\frac{83}{100}$ Arbeitstagen,
im J. 1780 . . . . $194\frac{64}{100}$ „ „
im J. 1830 . . . . $215\frac{69}{100}$ „ „

Aber beinahe in demselben Verhältniß wie die Einkünfte eines jeden Franzosen zunehmen, haben die Staatsabgaben, die jeden Einzelnen treffen, abgenommen; denn
im J. 1730 beliefen sich die Abgaben eines jeden auf den Werth von . . . . $41\frac{3}{10}$ Arbeitstagen,
im J. 1780 . . . . $32\frac{1}{10}$ „ „
im J. 1830 . . . . 22 „ „

Auf ähnliche Weise wie das Einkommen und folglich das physische Wohlsein, hat sich auch die mittlere Lebensdauer der Franzosen vermehrt. Von jedem Franzosen kann man jetzt im Durchschnitte annehmen, daß er 7 Jahr länger lebt als seine Aeltern vor der Revolution; denn im J. 1780 betrug die mittlere Lebensdauer $28\frac{44}{100}$ Jahre, im J. 1830 dagegen $35\frac{10}{100}$". Nun mache man es den Franzosen noch zum Vorwurf, daß sie Freunde der Freiheit und Freunde ihrer Revolution sind! Jeder Franzose, der vor 50 Jahren nur 28 Jahr alt wurde, erreicht jetzt 35 Jahre; er muß jetzt 21 Tage mehr arbeiten als damals, verdient aber dafür auch 100 Fr. mehr, also nicht viel weniger als das Doppelte; und wenn er daher auch jetzt ungefähr ebenso viel an Abgaben bezahlt, so drückt ihn dies natürlich bei weitem weniger. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 159. —— 8. Juni 1831.

Napoleon, oder die hundert Tage. Ein Drama in 5 Aufzügen von Grabbe.
(Beschluß aus Nr. 158.)

Im Einzelnen gestaltet sich die Sache ungefähr so: Der erste Akt erstreckt sich bis zu Napoleons Beschluß, an der französischen Küste zu landen, beginnt aber mit der Schilderung des Zustandes von Paris. In der ersten Scene findet man 2 abgedankte Kaisergardisten, ihre Unzufriedenheit und mancherlei Volk (als da sind Ausrufer in Menagerien und beim Guckkasten), das Veranlassung zur Darstellung der Stimmung geben muß. Große Erinnerungen, die Anklang finden und in Opposition mit der kläglichen Wirklichkeit treten, ruft die Rede der alten Putzmacherin hervor. Sie sagt einem Zeitungsausrufer, der wichtige Nachrichten verheißt, diese gehörten an ihren Tisch, und als er höhnisch fragt: „An das morsche alte Bret?" da gibt sie folgende Aufklärung:

Respect vor ihm, Mann; der Tisch ist classisch! Auf diesen Fleck fiel zuerst das Fünkchen, welches die Welt entzündete. Hier saß ich am 12. Juli des Jahres 1789, Nachmittags gegen halb 4 Uhr, an einem sonnigen Tage, und, selbst noch jung und heiter, verkaufte ich einem fröhlichen Bräutchen aus St.-Marceau einige Spitzen. Wir scherzten über den Preis und dachten an nichts als an den Hochzeittag. Da kam ein Mann mit wildflutenden Locken, brennenden Augen, herzzerschmetternder Stimme — es war Camille Desmoulins —; die Thränen rannen ihm aus den Augen; zwei Pistolen riß er aus der Tasche und rief: „Necker hat den Abschied, eine Bartholomäusnacht ist wieder da; nehmt Waffen und wählt Cocarden, daß wir einander erkennen". Und seitdem ist er, sind der gewaltige Danton, der erhabene Hérault-de-Sechelles, der schreckliche Robespierre unter dem Messer der Guillotine gefallen; seitdem hat der Kaiser über der Erde geleuchtet, daß man vor dem Glanze die Hand vor die Augen hielt, und ist dahin geschwunden wie ein Irrwisch; 3 meiner Söhne sind seitdem in den Schlachten geblieben; viel, viel Blut und unzählige Seufzer hat mir die Revolution gekostet, aber sie ist mir um so theurer geworden, und an diesem Tische lies die wichtigen Zeitungen! Das ist jetzt mein letztes, einziges Vergnügen.

Dergleichen Nachweisungen der Geburt großer Begebenheiten sprechen ungemein an.

Darauf tritt ein Redner herzu und meldet die retrograden Schritte der Regierung; es entsteht ein Zusammenlauf; die Polizei will verhaften; der Herzog von Orleans wehrt ihr; das Volk läßt ihn leben; Berry blamirt sich; die Bourbons beweisen sich als linkisch, lächerlich und schwach. Aber, damit nicht zufrieden, führet der Dichter Ludwig XVIII. und im kläglichen Zuge die ungebesserten Emigrés selbst vor. Eine grelle Satyre sucht sich durch große Uebertreibung der altadeligen Absurdität kenntlich zu machen. Die Darstellung ist nicht übel. Am schlechtesten kommt Angoulême weg, der auf die Frage des Königs, was er über die Nationalgüter dächte, antwortet: „Sire, ich denke wie meine Gemahlin. Ich sehe und sehe schon lange — da auf dem Dache sitzt ein wunderschöner Täuberich — könnte man ihn fangen!"

Die Wiederkehr dieses Witzes (S. 59) ist ärmlich. In der letzten Scene des Aufzugs erscheint Napoleon mit Bertrand und einigen Getreuen auf Elba. Seine fatalistische Lebensansicht ist hier sehr am Orte, ebenso wichtig aber der Augenblick, wo er seinen Plan und die bereits ergriffenen Maßregeln entdeckt. Dann nimmt er bis zum andern Morgen Abschied von dem Meere, das nach Frankreichs Ufern rollt. Der Gedanke ist gut, aber das alberne „Amphitrite" stört ungemein. Wir können die abgetragenen Schuhe der Alten da nicht mehr gebrauchen, sondern nur das sinnlich vorgeführte Wirkliche. Die Sonne Phöbus und das Meer Amphitrite zu nennen, ist eine große Dummheit, denn was man sonst wirklich vor Augen hätte, wird so ein kalter, todter Name, der durch Schülerreminiscenzen keineswegs das Meer und die Sonne ersetzt. Wen dies nicht stört, für den endet der Akt gut.

Der zweite Akt bringt mit dem Gerücht von Napoleons Wiederkehr in die verschiedensten Kreise der Gesellschaft, wo Alles sehr gut individualisirt und recht lebendig zu Tage gestellt ist. Freilich ist es etwas zu altadelig, wenn der Staatsminister von Frankreich den König von Preußen den Marquis von Brandenburg nennt, und Artois ist ohne Zweifel zu indolent; aber desto schöner schließt der Aufzug mit einer nächtlichen Zusammenkunft Carnot's und Fouché's: die edelste Gesinnung und der tiefste Blick in Berathung über den großen Moment, der bevorsteht oder schon eingetreten ist; Gedanke und Ausführung sind vortrefflich.

Im dritten Akt geräth Paris in Bewegung; der Kaiser rückt heran; man ist indessen in Ungewißheit und allerhand Hoffnungen leben auf; daß aber Jouve so schnell den ganzen Apparat des Terrorismus wieder zusammenstoppelt und die ganze Kannibalenwirthschaft der Septembriseurs, das sind schwerlich Tugenden an diesem Aufzuge,

weder wegen einer historischen noch wegen einer poetischen Wahrheit. Napoleon ergreift das Ruder des Staats; der alte Organismus beginnt noch einmal sein wilderregtes Leben und sendet seine Schrecken bis in den äußersten Norden und Osten Europas, aber er wird nicht heimisch dieser Organismus in dem Herzen der Nation, denn Napoleon hat ebenso wenig gelernt und vergessen als die Bourbons. Unschätzbar ist Jouve's Commentar über die Maifeldceremonie.

Damit beginnt der vierte Akt. Jouve ist der Advokat von Frankreich; in Napoleon und der alten Armee aber steckt der böse Genius der Nation, ein unsittlicher Egoismus, der zu Grunde gehen muß vor dem Zorn der Freunde und der Ehre der Deutschen. Napoleons Abschied von Hortense gibt Gelegenheit, ihn von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen. In der vierten Scene kommen endlich auch die Deutschen daran, und, wunderlich genug, gleich der Erste (der das Malheur hat, aus Berlin zu sein) spricht schlechter Deutsch als die Franzosen. Man könnte sich den Spaß hier wol noch gefallen lassen, besonders da der Charakter eine gute Wendung nimmt und einen tiefen psychologischen Blick zum Vater hat; aber das Grammatikdociren (S. 261) ist völlig unerträglich und unverzeihlich.

Dennoch ist dieser Akt ohne Zweifel der ergreifendste. Besonders hat uns die Scene zwischen den freiwilligen Jägern auf dem Schlachtfelde von Ligny ergriffen, und wir müssen die Kühnheit ehren, womit der Dichter in diesem großen Augenblick, eben da, wo von allen Seiten das Vaterlandsgefühl wieder zu Worte kommt, aber nichtsdestoweniger seine Prediger gefährdet, jene ehrenwertheste Erinnerung des deutschen Volkes wieder zu erwecken wagt. Dann folgt die Schlacht bei Ligny, welche besser ist als Grabbe's gewöhnliche Schlachten, denn sie dient zur nähern Charakterisirung Napoleons.

Der fünfte Akt eröffnet sich mit dem berüchtigten Ball von Brüssel und ist im Grunde ganz von der Schlacht bei Belle-Alliance occupirt, denn der Ball ist ihre Ouverture. Diesen Akt können wir aber auch eben darum am wenigsten rühmen, obgleich manche schöne Erinnerungen sich an jene Namen knüpfen, und manches Löbliche, auch abgesehen von jenem Interesse, darin liegt. Das Gewirre der Schlacht, die Entscheidung der Gewalt und des Zufalls ist eine schlechte poetische Lösung des großen Räthsels: Wie fiel Napoleon? Hier hätte die oben angedeutete Maschinerie deutlicher spielen müssen. Die pommersche Bäuerlichkeit und Körperlichkeit sind da nicht am Ort. Der Untergang des Imperators mußte unmittelbarer unter das Schwert des deutschen Nationalgeistes treten als hier geschieht. Das große Wort: „Vorwärts, Preußen!" mußte die Schlacht gewinnen, nicht blos die Verfolgung eröffnen und das Drama schließen, denn da hat Napoleon sich ja schon selbst aufgegeben.

Wenn wir nun ein Resultat aus allem Vorigen ziehen, so kann man freilich von diesem Stück nicht sagen, daß es ein vollendetes Kunstwerk sei. Dennoch hinterläßt es den Eindruck: Napoleon mußte vor dieser Welt, oder diese Welt vor Napoleon zu Grunde gehen, und diese Wirkung ist der Mühe werth und groß. 153.

Franz von Spaun's politisches Testament. Ein Beitrag zur Geschichte der Preßfreiheit im Allgemeinen und in besonderer Hinsicht auf Baiern. Mit des verstorbenen Custos Docen Vorbericht und Bemerkungen herausgegeben von Eisenmann. Erlangen, Palm und Enke. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Nach der classischen Schrift von Welcker ist unter dem Vielen, was in der neuern und neuesten Zeit über Preßfreiheit geschrieben worden, leicht das Bedeutendste „Spaun's politisches Testament". Nichts ist vortheilhafter und zweckmäßiger, als wenn eine Sache theoretisch von dem Standpunkte der allgemeinen Betrachtung aus erschöpft ist, sie nun einmal praktisch, in ihrer Anwendung auf einen einzelnen Fall zu betrachten und von dem Speciellen auf das Allgemeine überzugehen. Dies ist in „Spaun's politischem Testament", wie dasselbe uns durch die Sorge des Herausgebers, des als Redacteur des würzburger „Bairischen Volksblattes" und des „Constitutionnellen Baierns" bekannten Dr. Eisenmann vorliegt, geschehen.

Mit Rührung haben wir den Vorbericht des Custos Docen gelesen. Wir sahen im Geiste den feurigen Eiferer für Recht, Freiheit und Wahrheit, wie er als unzeitiger Spötter gehaßt, verfolgt, von Ort zu Ort getrieben, endlich in Baiern, unter der Regierung eines milden und väterlichen und zugleich eines freisinnigen Königs, eine Stätte gefunden zu haben glaubt, wo er sein Haupt in Frieden niederlegen könne. Aber wer einmal für eine heilige Sache erglüht ist, kann auch beim Erschlaffen der physischen Kräfte nicht von ihr lassen. Der 70jährige Greis eiferte in seinem neuen Vaterlande ebenso leidenschaftlich gegen Alles, was ihm das Ansehen der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, der Lüge zu haben schien, als der Jüngling in der alten Heimath. Arge Anfechtungen hatte der Arme deshalb bereits zu der Zeit der Censur zu bestehen; aber merkwürdig ist es, daß seine eigentliche Verfolgung, wie es scheint, erst mit der Einführung der Preßfreiheit begann, sodaß man sagen kann, Spaun ist nicht blos ein Märtyrer für die Preßfreiheit, sondern auch durch die Preßfreiheit gewesen.

Um die Tendenz Spaun's zu errathen, darf man beinahe nur die Titel seiner zahlreichen Schriften kennen: „Bemerkungen über den Wehrbau", „Ueber Korntheuerung", „Die politische Architektur des Hrn. v. Wiebeking", „Der sarmatische Lykurg", „Ueber die wichtigsten Verhandlungen der bair. Ständeversammlung 1819", „Ueber die gesetzlichen und gesetzlosen Regierungskammern", „Glossen über den Zeitlauf", „Ueber die Thaumaturgen", „Ueber die Zunfteinrichtung und Aufhebung der Gewerbszünfte", „Ueber gutsherrliche Gerichtsbarkeit" u. s. w. Aber mehr von diesen Schriften als die Titel zu kennen, ist auch schwer; denn kaum war wieder ein neues Werkchen aus der allezeitfertigen Feder Spaun's erschienen, oder vielmehr nicht erschienen, sondern nur zum Erscheinen vorbereitet, geschrieben, gedruckt, so wurde die ganze Auflage, ehe noch ein Exemplar in den Buchhandel gekommen war, confiscirt. Der alte Mann, in seiner Gutmüthigkeit, glaubte allmälig, daß er doch wol Unrecht haben, daß er, ohne es zu wissen, Dinge schreiben müsse, gegen welche sich gegründete Ausstellungen erheben ließen. Um diese zu erfahren, da bei der Confiscation von Gründen nicht die Rede war, übergab er ein Manuscript „Ueber die philosophischen Discussionen Schelling's mit Jacobi" vor dem Drucke der Polizei zur Durchsicht und Censur. Mehr konnte man doch wahrlich in einem Staate, wo das Gesetz die Preßfreiheit aussprach, nicht verlangen. Aber der liebe ehrliche Spaun kam aus dem Regen, wie man zu sagen pflegt, nur unter die Traufe. Zwar hatte er dies-

mal die Druckkosten erspart, denn sein Manuscript war natürlich nicht gedruckt, aber die Strafe der Confiscation wurde jetzt auch auf seine Handschrift ausgedehnt, und zugleich wurde dem armen Manne, der von der bairischen Regierung ein kleines Jahrgehalt bezog, mit dem Verluste seiner Pension gedroht, „wenn er sich künftig wieder in gelehrte Streitigkeiten, von welcher Art sie immer sein möchten, einmischen würde". Horresco referens! Gelehrte Streitigkeiten, von welcher Art sie auch sein mögen! Dagegen muß man das kaiserliche Commissionsdecret, vom 14. Aug. 1715, doch noch human nennen; denn dieses befiehlt nur, „den Schriftgelehrten einsagen zu lassen, sich in geist- und weltlichen Dingen eigensinniger Hitzigkeiten, dann unbescheidener, zwischen Christen unnöthiger Eiferungen zu entschlagen".

Wenn man sich schon bei „gelehrten Streitigkeiten" mit der Confiscation nicht begnügte, so kann man sich leicht denken, wie es Spaun ergehen mußte, als er einen wirklich schadhaften und gefährlichen Punkt des Staatslebens berührte. Der Landmann ist in manchen Gegenden von Baiern in einer wahrhaft verzweifelten Lage, und ein Hauptgrund seines Elendes ist, neben unerschwinglichen Abgaben, die Verweigerung rechtlicher Hülfe, die großentheils durch die gutsherrliche Gerichtsbarkeit bedingt zu werden scheint. Eine Abhandlung „Ueber die gutsherrliche Gerichtsbarkeit", die Spaun geschrieben hatte, war bereits confiscirt worden; aber die Sache schien dem wackern „tribunus plebis", wie er sich zuweilen nannte, zu wichtig, als daß er sie damit hätte beruhen lassen sollen. Er fühlte sich durch das Verbot vielmehr gerade erst aufgefodert, sie zum Gegenstande seines ernstesten Studiums zu machen; er durchging, wie er in seinem „Politischen Testament" selbst sagt, die ganze juristische Literatur Baierns, von Aventinus Zeiten an, zog die besten und neuesten juristischen Schriftsteller zu Rathe und schrieb keine Stelle nieder, deren Beweise er nicht in Händen hatte. Den auf diese Weise entstandenen Aufsatz schaltete er dem 2. Bande seiner „Vermischten Schriften" ein. Das Buch machte vieles Aufsehen, und da, auffallend genug, die Polizei einmal versäumt hatte, es vor dem Ausgeben zu confisciren, wurde in wenigen Monaten die ganze Auflage vergriffen. Erst dadurch wurde die Aufmerksamkeit der Polizei geweckt. Diese begnügte sich aber jetzt nicht damit, das Buch in seiner zweiten Auflage mit Beschlag zu belegen und zu confisciren, sondern zog überdies den Verf. zur Verantwortung und verurtheilte ihn, in Gemäßheit des §. 6 des sogenannten Preßfreiheitsedictes, wo es heißt: „daß die Polizei nach Unterschied selbst der Bestrafung wegen geeignet zu verfahren habe", ohne Angabe specieller Gründe, nach Unterschied, zu mehrtägiger Gefängnißstrafe. Spaun entgegnete: unmöglich könne der angezogene Paragraph den ihm jetzt zum ersten Male untergeschobenen Sinn haben; denn sonst könnte die Polizei ihn ja auch, nach Unterschied, zu 8jähriger Zuchthausstrafe oder einer beliebigen Anzahl von Stockschlägen verurtheilen; in §. 8, Tit. IV der Verfassungsurkunde heiße es aber, „daß Niemand verfolgt oder verhaftet werden dürfe als in den durch die Gesetze bestimmten Fällen und in der gesetzlichen Form". Das der Polizei überlassene Verfahren wegen der Bestrafung könne daher ebenso wenig von einem Rechte, selbst Strafen zuzuerkennen, verstanden werden, als man einem Scharfrichter, weil derselbe allerdings „nach Unterschied der Bestrafung wegen geeignet verfahre", das Recht zugestehen werde, selbst eine Jurisdiction über den armen Sünder auszuüben.

Die Regierung des Isarkreises, an welche Spaun recurrirte, wies diesen Einwand zurück, indem sie erklärte: „die Jurisdiction der Polizei sei allerdings begründet, weil ein Vertrag zwischen dem Magistrat der Stadt München und der Polizeidirection geschlossen worden sei, vermöge welches das Bücherwesen der Aufsicht der Polizei zugetheilt sei!" Wie der Magistrat, der selbst keine Jurisdiction besitzt, dieselbe dennoch einer andern Behörde zutheilen könne, darüber hatte das Erkenntniß sich in keine Erörterungen eingelassen; ein hinreichender Grund für Spaun, seine gerechte Sache bis zu der höchsten und allerhöchsten Stelle zu verfolgen. Das Ministerium war jedoch nicht gelaunt, mit sich scherzen zu lassen; da sich in der Beschwerdeschrift unehrerbietige Ausdrücke fanden, so wurde die dem eigensinnigen Rechthaber zuerkannte Strafe nicht nur bestätigt, sondern verschärft; eine weitere Appellation an den Staatsrath, an welchen Spaun sich jetzt wenden wollte, erklärte ihm die Polizei, fände nicht statt, und der arme 70jährige Greis mußte wohl oder übel in das Gefängniß wandern.

Und was enthielt die Schrift, um derentwillen man einen alten Mann, am Rande des Grabes, noch so hart verfolgte? Er hatte geschrieben: daß die Gerichtsbarkeit ein wesentliches Majestätsrecht sei und nie veräußert, sondern nur ad tempus delegirt werden könne; daß viele Gutsbesitzer die Gerichtsbarkeit usurpirt haben und arge Misbräuche damit treiben. „Dieses", hieß es, „ist eine Beschimpfung des Adels und der Gerichtsbarkeit".

Er hatte gerügt, daß die Usurpatoren von einigen Dikasterien widerrechtlich begünstigt würden und selbst bei Justizstellen die Privilegirten in Privilegiensachen mitstimmten, obgleich dies durch viele (angeführte) Gesetze bei Cassation verboten sei; daß sogar ein Privilegirter beim Ministerium des Innern Referent in Unterthans- und Privilegiensachen sei. „Dieses", wurde entgegnet, „ist ein strafbarer Angriff auf die Amtsehre".

In dem „Polizeianzeiger", einem Intelligenzblatte, welches von der münchner Polizeibehörde herausgegeben wird, stand, als Spaun seine Strafe angetreten hatte, unter der Rubrik der „Polizeiübertretungen" die Anzeige: „es sei ein Individuum wegen Uebertretung der Censurgesetze bestraft worden". Im März 1823 wußte also, wie es scheint, die münchner Polizei noch nicht, daß die Verfassung vom Jahre 1818, indem sie den Grundsatz der Preßfreiheit aussprach, die „Censurgesetze" aufgehoben hatte. Eine directe Berufung auf dieselben trat zwar später, soviel uns bekannt worden ist, nicht wieder ein; aber das Recht, Schriftsteller wegen Misbrauches der Preßfreiheit „im Polizeiübertretungsgrade", wie gegenwärtig der Kunstausdruck ist, nach Unterschied, d. h. willkürlich, zu bestrafen, ist auch der Polizei bis auf diesen Augenblick noch ebenso wenig entzogen als ernstlich streitig gemacht worden. Saphir und Oettinger mußten wegen Preßfreiheitsvergehen im Polizeiübertretungsgrade in das Gefängniß spaziren; Kalb, Regele und wie diese Leute heißen, welche in München das Journalistenhandwerk, freilich auf saubere Art, treiben, werden abwechselnd in einem Monate vielleicht ein paar Mal von der Polizei eingesperrt. Urtheil und Recht „in den gesetzlichen Formen" zu verlangen, fällt diesen Menschen gar nicht mehr ein. Aber wenn auch bei den genannten Personen eine kleine Züchtigung hier und da wohlverdient sein mag, so sollte man doch nicht vergessen, daß eine positive Rechtsverletzung nie dadurch gerechtfertigt werden kann, daß sie in dem betreffenden Falle vielleicht nicht schadet, und selbst dadurch nicht, daß sie eine vortheilhafte Wirkung haben kann. Der Zweck heiligt die Mittel nicht. Willkür, in einem Falle wohlthätig angewandt, kann in dem nächsten verderblich angewandt werden; und wer bürgt dafür, daß man nicht etwa nur deshalb in geringen Dingen einen Anfang macht, um zuletzt mit den größten und wichtigsten aufzuhören? Der Spruch der Aerzte ist: Fiat experimentatio in corpore vili. 74.

Aus Italien.

Der gelehrte Professor Spallanzani in Pavia war überrascht worden durch die Gewandtheit, mit der Fledermäuse in ihrem nächtlichen Fluge allen Gegenständen ausweichen, an die sie in eingeschlossenen Räumen würden stoßen müssen. Durch ihn wurde der Flug der Fledermäuse eine Aufgabe für das Nachdenken und die Untersuchung der ausgezeichnetsten Naturforscher; und die Liebe zur Wissenschaft mag dem Mittel Vergebung verschaffen, das er selbst aufbot, um der Sache auf den Grund zu kommen. Er stach ihnen die Augen aus; sah aber zu seinem Erstaunen, daß die geblendeten Fledermäuse gleich sicher und geschickt wie vorher die Gegenstände des Anstoßes in ihrem Fluge vermieden. Daher rieth Spallanzani auf einen sechsten, den

Fledermäusen eigenthümlichen Sinn, der ihnen beim Fluge zu Hülfe käme. Spallanzani's Nachfolger auf dem Lehrstuhle zu Pavia, der am 15. November vorigen Jahres verstorbene Professor Jos. Mangili (er war 1767 in Caprino im Bergamaskischen geboren) setzte die Untersuchungen fort, die namentlich auch in Genf von Jurine mit Eifer vorgenommen wurden. Jurine ahnete zuerst, daß das Gehör bei den Fledermäusen den Dienst verrichten müsse, den bei andern Geschöpfen das Gesicht leistet; aber seine Versuche waren zu unbestimmt und nicht ausreichend. Mangili meinte alle seine Beobachtungen gründlicher anstellen zu müssen; aber leider konnten sie nicht ohne einige naturforscherische Grausamkeit abgehen. Anfangs nämlich hatte Mangili geglaubt, das Gefühl sei der regelnde Sinn bei dem Fluge der Fledermäuse, und ihr Bau selbst hatte ihn bei dieser Voraussetzung bestärkt. Aus dem alten Thurme von Pavia (torre pubblica) ließ er sich Körbe voll Fledermäuse, von der Species murinus, nach Hause bringen und that sie in einen Raum, wo Fäden von der Decke herabhingen. Um sich nun zu überzeugen, ob das Gefühl in den Flügelhäuten besonders in Anspruch genommen sei, schnitt er die Nerven an der Stelle durch, wo sie von den Brachialknoten in die Flügel übergehen; und die armen Fledermäuse stießen wol hie und da an, als er sie fliegen ließ, aber doch nicht so oft, als er gemeint hatte. Dadurch wurde Mangili auf Jurine's Vermuthung zurückgebracht, und auffallend bestätigten diese gleich die ersten Versuche. Verstopfte er nämlich einer Fledermaus mit Papierschnitzeln oder Baumwolle die Ohren und ließ sie sonst unbeschädigt fliegen, so stieß sie überall an, bis sie niederfiel, wo dann das Thier mit den peinlichsten Anstrengungen den fremden Körper zu entfernen suchte, und wenn dies gelang, den Flug mit alter Sicherheit wieder anfing; aber nie von der Stelle sich regte, wenn dies nicht gelang. Die Fledermaus starb auf der Stelle, wo sie niedergefallen, oder wo man sie hingelegt, sogar vor dem offenen Fenster, wenn die Ohren mit Talg oder etwas Fettigem verstrichen waren, wo die Bemühungen, es zu fortzuschaffen, nicht gelingen konnten. Merkwürdig war noch ein anderer Versuch: eine geblendete Fledermaus flog ohne Anstoß, wie gewöhnlich, im Zimmer und setzte sich dann an die Decke, von der sie wie eine Frucht von einem Baume herabhing. Eine unverletzte, die in demselben Zimmer losgelassen war, umkreiste sie in bestimmter Entfernung, während die blinde den Kopf fortwährend in der Richtung der sie umfliegenden und besonders die Ohren nachdrehte. Augenscheinlich that sich dadurch dar, daß die Fledermäuse im Halse Beweglichkeit genug haben, um im Zustande der Ruhe den Kopf nach jeder Seite zu wenden, was auch bezweifelt worden war. Alle diese Thatsachen schienen Jurine's Vermuthung zur Gewißheit zu bringen, daß das Gehör bei diesen Thieren den Gesichtsinn ergänzt, wo nicht gar ersetzt. Und diese Voraussetzung bestätigt selbst der äußere Organismus. Als Entschädigung für die mikroskopischen Augen erhielten die Fledermäuse einen Gehörapparat, der solches Umfanges ist, daß man wol begreift, wie in dieser Schnecke auch der leiseste Flugschlag einer Spinne und Schnake einen Wiederhall findet. Die Natur, ausgleichend wie immer, vergaß auch diese Geschöpfe nicht. Nur in der nächsten Nähe mögen seine Augen ihm nützen. Dafür hört es die Wellen des Lufthauchs und die Geschöpfe, die ihn durchsegeln, wie der Adler, die Schwalbe, denen dieselbe göttliche Kraft ausgezeichnet große Augen zutheilte, in weitester Ferne auf dem Wege des Sonnenstrals seine Beute erkennet. 85.

Notizen.

Memoiren über den Hof Karls X.

„Mémoires, souvenirs et anecdotes sur l'intérieur du palais de Charles X, par M. Théodore Anne, ex-garde du corps" (Paris, 1831); wer sollte unter diesem Titel nicht die wichtigsten Aufschlüsse über das Leben und Treiben im Innern der Tuilerien und über die geheimern tiefern Veranlassungen der welthistorischen Julitage suchen? *) Niemand, der das französische Memoirenwesen kennt, antworten wir zur Beruhigung aller Neugierigen, denen der durch alte allgemein bekannte Anekdoten und unnütze Details zu einem respectabelen Umfang geschwellte Band der Memoiren des Exgarde-du-Corps Anne noch nicht zu Händen gekommen ist. Ueber das Innere des Palastes erfahren wir so gut als nichts; denn der größte Theil von Allem, was der Verf. uns erzählt, beruht auf bloßem Hörensagen; eine Quelle für die Geschichte des Bourbonenhofes ist das Buch also nicht. Dagegen enthält es manche andere Nachrichten über Gegenstände, von denen der Verf. durch seine Stellung besser unterrichtet sein konnte. Neu war uns z. B., was er über die Privilegien der Garden und die nachtheiligen Wirkungen derselben sagt: „Als im J. 1823 der Dauphin von Ludwig dem XVIII. zum Generalissimus der Armee von Spanien ernannt worden war, zog man für diesen Feldzug aus jeder Compagnie der Gardes-du-Corps des Königs eine Escadron und bildete auf diese Weise eine Elitenabtheilung, die unter den Befehl des Generals d'Oudenarde, commandirenden Lieutenants der Compagnie Noailles, gestellt wurde. Das Corps war zu Pau angekommen, und der General ging demselben voraus, um zu Bayonne die Befehle des Dauphin zu empfangen. Bei seiner Ankunft war die erste Person, die er traf, der General Guilleminot, Generalquartiermeister der Armee: „Guten Morgen, General", begrüßte ihn Graf Guilleminot. „Sie kommen mit den Garden? Das ist schön; Sie sollen morgen Ihre Befehle empfangen". „Herr General", antwortete der Graf d'Oudenarde, „als ich Paris verließ, beehrte der König mich mit einer besondern Audienz: Se. Majestät sagte mir, daß ich meine Befehle täglich aus dem Munde ihres Neffen erhalten sollte; ich darf dies ruhmvolle Vorrecht des Corps, welches ich die Ehre habe zu commandiren, nicht aufgeben und werde mich unmittelbar an den Prinzen wenden, um seinen Willen zu vernehmen". „Gut", entgegnete Guilleminot kalt, „da Sie keine Befehle wollen, werden Sie keine erhalten". Dieser Unterhaltung, die, gleichviel ob wahr oder falsch, unter den Escadronen auf dem Kriegsfuß allgemein verbreitet war, schreibt man die Unthätigkeit der Garden während des Feldzuges zu. Sie waren zu Bayonne, als die Armee zu Burgos war, und zu Burgos, als sie unter den Mauern von Madrid ankam. Hier erst entschied man sich, sie in Eilmärschen nach der Hauptstadt Spaniens kommen zu lassen; aber, kaum angelangt, wurden sie in Quartiere gelegt und blieben in denselben, indeß unsere Truppen auf Cadix marschirten. Man detachirte von den Escadronen nur eine Abtheilung von 24 Mann, die nach Chiclana ging, um König Ferdinand VII. in Empfang zu nehmen und ihn von da nach Madrid zu escortiren. Diese 24 Offiziere erhielten sämmtlich das St.-Ferdinandskreuz. Die 5 Escadronen versahen 18 Monate lang den Dienst bei seiner spanischen Majestät und kehrten erst im J. 1824 zurück; aber alle, jung oder alt im Dienst, bedauerten, daß man ihnen während des Feldzuges keine Gelegenheit gegönnt habe, ihre Tapferkeit zu beweisen". Man sieht aus dieser einen Probe, wie in Allem, was vom Hofe ausging, das treffliche ancien régime in seiner ganzen gloriösen Verwirrung und Albernheit wieder aufgelebt war. Fürwahr, Napoleon hatte Recht, als er von den Bourbonen sagte: Diese Menschen sind unverbesserlich!

Dampfmaschinen.

England erspart, nach Dupin's Berechnung, durch die Anwendung der Dampfmaschinen gegenwärtig die Handarbeit von mehr als 7 Millionen Menschen; Frankreich bis jetzt erst 500,000. Paris erwarb während der 39 Jahre vor 1817 nur 9 Dampfmaschinen; während der 14 Jahre seit 1817 schon 149, und man kann bei dieser außerordentlich schnellen Vermehrung daher annehmen, daß Frankreich auch in dieser Beziehung nicht lange mehr hinter England zurückbleiben wird. 163.

*) Vgl. unsere pariser Correspondenz in Nr. 154 d. Bl. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 160. —— 9. Juni 1831.

Ein Gedächtnißblatt an F. M. Klinger.

Am 25. Februar d. J. starb zu St.-Petersburg im 77. Jahre seines Lebens Friedrich Maximilian Klinger, ein Dichter und Denker, der immer zu den Zierden deutscher Literatur gerechnet werden wird. Wir sind im Besitz des Reisetagebuchs eines Freundes, der im J. 1824 eine Zeitlang in jener Residenz sich aufhielt und Klinger gekannt hat. Hier ist daraus das diesen berühmten Mann betreffende Bruchstück, das wir, nebst einigen Zusätzen, als einen Beitrag zu seiner Charakteristik mittheilen: „Gestern Morgen fuhr ich nach der Basiliusinsel, einem Stadttheil der Residenz, um Klinger, der dort wohnt, einen Besuch zu machen. Sein Haus liegt dicht am Ufer der Newa, und aus den Fenstern desselben hat man eine reizende Aussicht auf den breiten, blauen, durch Schiffsgewühl belebten Strom. Innerhalb empfing mich eine Stille, die den Geschmack des Eigenthümers für Ruhe und literarische Muße beurkundete. So wenig wurden störende Besuche erwartet, daß selbst in dem Vorzimmer der anmeldende Diener abwesend war. Ich durchschritt dieses, sowie das zunächst anstoßende und öffnete die Thür des dritten, in der Erwartung, endlich den Diener zu finden. Hier aber sah ich Klinger selbst in einem langen Lehnsessel halb liegend sitzen. Ich drückte die Thür wieder zu, um mich anderwärts nach dem Diener umzuschauen, aber Kl. hatte meine Schritte gehört und rief russisch: „Wer ist dort? herein!" Ich trat also näher, auf diese Weise genöthigt, mich selbst anzumelden und zu nennen, denn ich hoffte nicht, daß Klinger, nach einer Reihe von Jahren, die seit meiner letzten Reise vergangen sind, sich auf mich besinnen würde; doch er kam, mich gleich erkennend, mir zuvor und sagte: „Siehe da, Sie denken an mich; Ihren Namen habe ich schon in den Zeitungen gesehen und meinerseits bereits an Sie gedacht". Bei diesen Worten richtete er sich auf, und ich betrachtete wieder einmal die große, imponirende, durch Alter kaum merklich gedrückte Gestalt, die ich immer mit einer Empfindung von Freude und Ehrfurcht erblickt hatte. Ich nahm Platz neben ihm. „Sie treffen mich im Hausrock", sprach er, „aber Sie werden sich erinnern, daß ich mich in diesen langen Ohnesorgestuhl nie anders als der Kleider der äußern Welt ledig setze. Nun, wie gehts Ihnen; wie gehts am Rhein? Fängt man an, an die neue, oder eigentlich an die alte Ordnung der Dinge sich zu gewöhnen?" Als Antwort auf seine Frage schilderte ich kurz den Zustand des wieder den Franzosen entrissenen linken Ufers und erwähnte, daß, obwol ohne Ursach und mit Verleugnung des Nationalsinns, jedoch nicht selten unter dortigen Landesgenossen Stimmen sich erhöben, welche die Bonaparte'schen Zeiten priesen. „Das kann ich mir schon denken", erwiderte Klinger, in seine Worte die ihm eigenthümliche Schärfe und Bitterkeit legend, „gegen Alles sträubt sich der Deutsche, am meisten aber, wenn man ihn zu einem Deutschen machen will". Das Gespräch drehte sich jetzt eine Zeitlang um die politische und militairische Lage jener Länder, dann ging es auf politische Schriftstellerei über. „Mir erscheint die Richtung", sprach Klinger, „die jetzt die Zeitungsschreiberei nimmt, höchst widerwärtig, und ich prophezeie Unheil. Der fanatisch-royalistische Schriftsteller, der Vertheidiger des sultanischen Despotismus, ist mir verhaßt, aber den fanatisch-demokratischen, den Zeitungsschreiber gewisser Art, der für Geld, um eines größern Absatzes seiner Zeitung wegen, sich demagogisch fanatisirt und den anarchischen Despotismus des Haufens herbeiruft, den möchte ich mit den Absätzen meiner Stiefel zertreten!" Hier erhob Klinger den großen militairischen Stiefel und schlug gegen den Boden, daß der Sporn laut erklirrte. „Aber genug hievon; sagen Sie lieber etwas Neues von der schönen Literatur, den poetischen Christen und ihrem Einfluß auf die jüngere Welt". Poetische Christen nannte Klinger, wie mir dieses aus frühern Gesprächen mit ihm bekannt war, diejenigen Schriftsteller und besonders Dichter, die vom Protestantismus zum Katholicismus hinzuneigen schienen, weil sie, wie er sagte, im Letztern gleichsam ein größeres Revier der Romantik erblickten, oder die sich, was wol noch öfter geschehe, absichtlich in die Regionen des religiösen Mysticismus verloren, um darin wie in einem wildwuchernden Irrgarten geheimnißvolle Blumen zu brechen. Ich beantwortete diese Frage, so gut ich es vermochte, und meinte, daß die poetischen Mystiker den poetischen Demagogen weichen müßten. „Sie geben mir wenig Trost", bemerkte Klinger, „denn da könnte zwischen diesen Unheilstiftern zu noch größerm Unheil leicht eine Allianz zu Stande kommen. Ich möchte lieber, sie wichen poetischen Satyrikern. Die Deutschen bedürften eines persiflirenden Voltaire, und sie haben Unrecht, vor die-

sem so ungemeine Furcht, ja häufig Abscheu zu zeigen. Aber", setzte er mit dem eigenthümlichen, ausdrucksvollen Lächeln seiner dünnen, feinen Lippen hinzu, „meine Landsleute haben bis jetzt wenig satyrischen und persiflirenden Geist gezeigt, und so dürfte, der Himmel weiß, wie viel Zeit hingehen, bis sie einen Voltaire hervorbringen, wenn es überhaupt geschieht". Wie nun ein Gespräch dieser Art durch die Improvisation hin und her schwankt, so versetzte ich, ohne selbst in dem Augenblicke an das Abirrende meiner Bemerkung zu denken, daß ja Wieland häufig der deutsche Voltaire genannt worden sei. „Warum nicht gar noch ein Dutzend Anderer", fiel Klinger ein; „ich achte zwar Wieland hoch und habe es drucken lassen, aber zwischen ihm und Voltaire ist nur die Aehnlichkeit, daß Beide ungefähr hundert Octavbände meist guten Inhalts geschrieben haben. Wir Deutsche glauben Vielerlei: so haben wir uns sogar eingebildet, Rabener sei ein Satyriker gewesen. Ein guter, witziger Schriftsteller war er ohne Zweifel, aber kein Satyriker, wie denn überhaupt wir keine Satyren haben, die ein Mann, der die Welt und die Menschen kennt, lesen mag. Um vollends eine satyrische Opposition, wie ich sie meine, hervorzubringen, müßte vorerst unter den Deutschen ein energisches Selbstbewußtsein erwachsen, das sich nicht gleich vor einem Götzen des Tages, einem typographischen Riesen, einschrecken läßt, sei es nun ein raisonnirender Scribent oder ein poetischer Christ. Uebrigens wenn man so mitten unter den poetischen Christen lebt, so mag es auch schwer sein, sich auf eine geistige Isolirbank zu stellen und, frei vom Einfluß der Umgebung die Sache zu beurtheilen". Es würde mir schwer werden, das fernere Gespräch mit Treue wiederzugeben, und in einer Aufzeichnung der kurzen, scharftreffenden Reflexionen die geistreiche Eigenthümlichkeit Klinger's zu bewahren. Eine Bemerkung über Kotzebue entreiße ich jedoch der Vergänglichkeit des mündlichen Gesprächs, so derb auch die Aeußerung ist. Als ich ihm den manheimer Vorgang, dessen localer Zeitgenoß ich zufällig gewesen, hatte erzählen müssen, sagte Klinger: „Armer Yorik, er hat auch vergehend Lärm machen müssen wie eine Ochsenblase, auf die ein muthwilliger Knabe sich mit dem St*** niederwirft. Ruhe sei mit ihm! Um seine Schriften beneide ich ihn nicht, aber um die Leichtigkeit, mit der er sie hervorbrachte; er machte sie stehend, gehend, ohne sich aufzuhalten, ohne sich darnach umzusehen, wie die Kuh ihren Fladen".

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Faust im Gewande der Zeit. Ein Schattenspiel mit Licht. Von Harro Harring. Leipzig, Liter. Museum. 1831. Gr. 12. 16 Gr.
2. Der Carbonaro von Spoleto. Politisch-satyrische Novelle von Harro Harring. Leipzig, Liter. Museum. 1831. 8. 1 Thlr.
3. Die Uzkokin. Novelle, mit historischen Erläuterungen von R. O. Spazier. Leipzig, Dyk. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn irgend Etwas uns an der Gegenwart und Zukunft Deutschlands verzweifeln lassen könnte, so wäre es der Zustand unserer ästhetischen Literatur. Auf der Bildungsstufe, auf welcher in diesem Augenblicke Europa sich noch befindet, ist Poesie und Geistesleben im Allgemeinen beinahe identisch; wenn die Quellen der Poesie vertrocknen, hört auch das Herz unsers geistigen Lebens zu schlagen auf. Und sollte man nicht wirklich glauben, daß es in Deutschland bereits dahin gekommen wäre? Fade Gesellen, die bald viel Sentimentalität und wenig Witz, bald weder Sentimentalität noch Witz, bald von Beiden Etwas aber nicht Viel haben, geben den Ton an. Heine mit seinem frechen, albernen Gewäsch, das uns nur durch seine Unverschämtheit zuweilen zum Erstaunen nöthigt, nicht einen neuen Gedanken, kaum einen Funken wahren Gefühls, der nicht in hohler, ohnmächtiger Selbstsucht erstickt wäre, darf es wagen, sich unsern ersten und größten Namen an die Seite zu stellen, und Niemand stößt den eiteln, aufgeblasenen Witzling von dem angemaßten Ehrenplatze herab; seine Gemeinheiten werden als Naturlaute entschuldigt, und deutsche Frauen erröthen nicht, den unflätigen Plunder, etwa noch mit Seufzen und Augenverdrehen in die Hand zu nehmen. Und um diesen würdigen Chorführer reiht sich die ganze Schar von pinselnden und winselnden und großthuenden Glaubensgenossen und Nachbetern und Nachfühlern, und Jeder nimmt gleichfalls seinen Theil *an dem poetischen* Lorber und sein Plätzchen *auf dem deutschen Parnaß* in Anspruch.

Unter den Nachfolgern Heine's ist der durch seinen abenteuerlichen „Rhongar Jarr" bekannte Friese Harro Harring nicht der letzte, und wir verdanken ihm, bei einer von Heine selbst nicht übertroffenen Offenherzigkeit, manchen nicht verachtenswerthen Aufschluß über die Richtung dieser Schule; denn, so wenig Achtung wir auch vor dem christlich-israelitischen Dichter des „Buches der Lieder" und der „Reisebilder" haben; daß er eine Schule gestiftet hat, können wir nicht leugnen. Durch seinen neuen „Faust", der — vielleicht wider den Willen des Verf. — nicht mehr noch weniger, als eine Uebersetzung des Göthe'schen Faust aus dem Deutschen in das Heine'sche geworden ist, hat Harring sich in dieser Beziehung ein wahres Verdienst erworben. „Dies Buch", sagt der Verf. selbst, mit liebenswerther Bescheidenheit, „enthält nur wenig Ernst, viel Possen";

'S ist eigentlich nicht viel an diesem Buch.
Doch sehn daraus die lieben Zeitgenossen,
Was ich zu jeder Zeit im Herzen trug.

Und was ist Dies, was H. H. zu jeder Zeit im Herzen trug? Wenn wir nicht das Ganze als eine Satyre betrachten müßten, — in der Art der „Epistolae obscurorum virorum", in denen gleichfalls die Helden gerade nicht zur Nachahmung hingestellt werden, — könnten wir nicht anders sagen, als neben einigem Gelüst zur Liederlichkeit, welches mit liebenswürdiger Naivetät frank und frei an den Tag tritt, vor Allem „Auerbach's Keller"; wenigstens nimmt dieser in dem erneuten Faust nicht etwa blos den beträchtlichsten Theil, sondern in der That beinahe das Ganze ein. Man höre, wie Harro's Mephistopheles, Kleinmeister, seinen Faust einführt:

Nun fang' ich an. Der Spaß beginnt.
(Zu den Burschen.)
Prost all' Ihr alten Ehrenhäuser!
(Alle starren ihn an.)
Ihr starrt mich so vernagelt an?
Kennt Ihr denn nicht den Zotenreißer?

Trumpf.
Den faulen Dunst?

Baldrian.
Den hohlen Zahn!

Kleinmeister.
Denselben! wie man auch mich nennt.
Ich hoffe doch, daß Ihr mich kennt?

Gieseke.
Bist Du der?

Gigl.

Bist Du schon Philister?

Trumpf.

Ist er es wirklich, da vergißt er
Sein Leblang nicht den Kneipenton.
. . . .
Man lobt die Zoten ganz unsäglich,
Die Du zu reißen pflegst.

Kleinmeister.

Es freut
Mich sehr, wenn hier mein Ruhm erschollen.
Ich denke doch, Ihr lieben Leut',
Daß wir eins kommerschiren wollen?

Den „Kommersch" oder das Gelaz, welches hierauf folgt, wollen wir unsern Lesern ersparen, da nach dieser Einleitung Jeder, der irgendwo einmal ungezogene Burschen in der Glorie übermüthiger Pöbelhaftigkeit gesehen hat, ihn leicht sich ergänzen kann. Aber dieser Faust ist solcher Gesellschaft leider vollkommen würdig.

Nun führe mich zu einer Schönen, —

verlangt er von Mephistopheles, indem er ermüdet den „Rathskeller" verläßt —

Im dunst'gen Keller hab' ich's satt.
Ich trage Sehnsucht nach dem Sehnen,
Wie Keiner es empfunden hat.
. . . .
Wirf Etwas nur in dieses Daseins Leere,
Zeig Etwas mir, das lockend mir erscheine!
Seis auch Phantom; seis Liebe oder Ehre!
Erwecke meine Kraft, daß sie, vereint
Mit Muth und Kühnheit, sich im Kampf verzehre,
Bevor ich untergeh'! Zeig einen Feind
Mir nur, ihn, meiner würdig, zu bekämpfen,
Der Leerheit schauriges Gefühl zu dämpfen.

Der Leerheit schauriges Gefühl! Es ist freilich schlimm, sich mit diesem Gefühle herumschleppen zu müssen; aber gibt es denn kein anderes Mittel, sich demselben zu entziehen als Verse machen? Wahrlich in friedlichen Tagen wäre ein tüchtiges Handwerk besser, das, wenn auch den Geist nicht unmittelbar beschäftigt, doch durch die körperliche Anstrengung vor geistiger Ueberspannung und hohler Aufblähung schützt. Und nun in einer so wild bewegten Zeit wie die unserige, die selbst für die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse die vollste Spannung der Mannskraft in Anspruch nimmt?

2. Tödtliche Leerheit, inhaltloses Sehnen nach dem Sehnen, und eine Ueberspanntheit, die selbst das entschiedenste Talent, die reichste Phantasie lähmen müßte — und H. H. ist nicht ohne Talent — Dies ist auch der Inhalt von Nr. 2; wie es überhaupt — wenn die wiederholten Klagen des Verf. nicht blos poetische Wahrheit haben — der Inhalt von seinem ganzen bisherigen Leben gewesen wäre. Die Politik und die Satyre, die auf dem Titel versprochen werden, sind, wahrscheinlich aus Scheu vor der Censur, so fein versteckt, daß wir nur wenig davon haben errathen können; der eben nicht allzu feine Scherz, daß der bekannte Doppeladler einige Mal der „Knutvogel" genannt wird, muß dem Censor unter der Schere entschlüpft sein.

3. Wenn wir Spazier's „Uzkokin" in dieser Anzeige mit dem modernen „Faust" und „Carbonaro" zusammenfassen, so geschieht dies keineswegs in der Absicht, so verschieden geartete Producte auf dieselbe Linie zu stellen. „Die Uzkokin" ist, was „Der Carbonaro" sein sollte, eine politische Novelle; und wenn wir auch mit der Darstellungsweise Spazier's ebenso wenig zufrieden sind als mit der des Friesen: dieselbe Nachlässigkeit in der Sprache und dieselbe Vernachlässigung der Motive, so müssen wir ihm doch lebendige Auffassung der Charaktere, rasches Fortschreiten der Handlung und Festhalten eines bestimmten Zieles zugestehen, und dies ist in unsern schlechten Zeiten schon mehr, als man von einer gewöhnlichen Novelle erwarten kann. Niemand wird „Die Uzkokin" aus der Hand legen, der nicht mit dem Verf. den Abscheu gegen eine Politik theilte, welche die schönsten und edelsten Kräfte absichtlich der greulichsten Entartung preisgab, um einen Nachbarstaat zu schwächen und in gefahrvolle Lagen zu verwickeln. Lieber wäre uns zwar eine einfache Geschichtserzählung gewesen als diese poetische Ausschmückung und Verkleidung; doch bleiben wir dem Verf. immer Dank schuldig, uns auf ein politisches Verhältniß aufmerksam gemacht zu haben, welches, ohne Einfluß auf die historische Entwickelung im Großen, doch über eine bisher wenig beachtete Seite unserer Staatengeschichte ein unerwartetes Licht verbreitet. *) Und gern verbinden wir dieses Lob mit dem Tadel der grund- und bodenlosen Bestrebungen Harro's, weil wir dadurch zu zeigen hoffen, daß wir nicht das Mangelhafte und Unvollkommene, sondern nur das Nichtige unbedingt verwerfen. 74.

Muntus fuld tezibi!

In manchen Bibliotheken findet sich ein jetzt ziemlich selten gewordenes Büchlein Joh. Burk. Mencken's: „De charlataneria eruditorum declamationes duae" (Leipzig, 1715). Das Titelkupfer stellt eine Quacksalberbühne mit den nöthigen Wurmdoctoren, Hanswursten, Mohren und im Hintergrunde einer hochaufgeputzten Dame neben einem Papageienkäfig vor, und das Aushängeschild, die Firma oder Ragion dieses edeln Betrugscomptoirs lautet: muntus fuld tezibi! Da hätten wir nun den frommen Wunsch, daß unter den 4—5000 Büchern, welche der leipziger Meßkatalog jährlich ankündigt, auch einmal eine Fortsetzung dieses Büchleins erscheinen möchte. Voltaire sagte einmal: Wenn diese oder jene Akademie der Wissenschaften (eine, auf die wir rathen würden, existirte damals noch nicht) ein Lexikon der Widersprüche herausgeben wolle, so pränumerire er gleich auf 50 Folianten. Wir würden uns noch zu einem Paar mehr anheischig machen, wenn es der Fortsetzung des obigen Büchleins von 154 Seiten gälte.

Alle Welt weiß, oder weiß nicht, wie ein berühmter Geognost durch künstliche Versteinerungen, die beim Töpfer erst gemacht, dann in einen Steinbruch geschmuggelt worden waren, von dem zärtlichen Liebhaber seiner Frau getäuscht wurde; nicht minder weiß man, wie ein grundgelehrter Orientale eine Stunde über ein ganz ungewöhnliches hebräisches Dagesch nach unsäglichen Vorbereitungen commentirte, welches doch keiner seiner Zuhörer, auch nicht in derselben Ausgabe, fand, und welches sich nachher als das Werk einer gelehrten Fliege ergab, die ihre punktähnliche Conjectur gerade dorthin abgesetzt hatte; oder wie ein namhafter Gelehrter durch eine römische Inschrift bis zum Kopfzerbrechen gefoppt wurde, deren tiefer Sinn zu deutsch sich endlich als: Hier geht der Weg für Esel! auswies.

Einen kleinen Beleg zu diesem großen Capitel vom tezibi verdanken wir dem kühnen Reisenden von Hammelburg, den wir nach seinem letzten Reiseberichte in afrikanischer Gefangenschaft wähnten, der aber mit den Schätzen des Dei von Algier wieder über das Meer auf den Heimweg (so heißt seine schöne Besitzung bei Ansbach) gebracht worden sein muß und als Ritter und Geheimerath von Lang wahrscheinlich alleiniger Herausgeber und Redacteur des uns eben zugekommenen „Jahrberichts des historischen Vereins des Rezatkreises für das Jahr 1830" (Jahrsberichte und Rechnungen werden nicht wie Almanache vor, sondern nach dem fraglichen Jahre gemacht) ist. Die Zeitungen, die Baierns berühmte Walhallastiftung ausposaunten, über welche sich protestantische Norddeutsche wegen Luther's und Melanchthon's Ausschliessung noch nicht zufrieden geben wollen, werden nicht verfehlt haben, zu berichten, daß sich nicht nur im Rezatkreise des genannten Königreichs, unter der Aegide und Anwaltschaft der Präsidenten Ritter von Mieg und von Feuer-

*) Die Ableitung des Namens der Uzkoken von dem italienischen scoco (S. 211) ist falsch; uskok ist ein slawisches Wort, welches unserm deutschen Parteigänger entspricht, von uskotiti, illyrisch, zurückspringen.

bach und unter der Conservation des Hrn. von Lang, im vorigen Jahre ein historischer Verein gebildet habe, sondern daß auch die übrigen 7 Kreise darin eiligst nachgefolgt sind. Auf diese Weise erfreut sich Baiern, während andere Reiche kaum Einen zusammenbringen, gleich 8 historischer Vereine, wenngleich uns die Stiftungsurkunden und Denkschriften der übrigen noch nicht bekannt geworden sind. Sogar die Benutzung der Archive ist diesen Vereinen freigestellt worden.

Ref. kennt solche löbliche Vereine, die seit Jahren bestehen und wie todtgeborene Kinder noch kein Lebenszeichen, außer der Emission von Mitgliedschaftsdiplomen, von sich gegeben haben. Dazu scheint nun der Rezatkreisverein nicht gehören zu wollen; denn der Jahrsbericht (Nürnberg, Riegel und Wießner, gr. 4.) verkündet schon große Thätigkeit und macht zu noch größerer Hoffnung.

Außer den Statuten, und den Namen der dermaligen 122 Mitglieder dieses Vereins, besonders aus Ansbach, Nürnberg und Erlangen (nach Fürth ist zufällig ein Mitglied durch Versetzung hingekommen), außer der Aufzählung der schätzbaren Beiträge an Manuscripten, Urkunden, Inschriften, Münzen und Büchern, welche bereits das Vereinsconservatorium erhalten hat, wird nun die historische Wichtigkeit des Rezatkreises zuvörderst dargethan, besonders durch das wichtige Römermonument der Teufelsmauer, dann durch den erwiesenen Umstand, daß es die Grenze des römischen Weltreiches enthalte, wobei sich freilich die Cennen, mit denen Caracalla stritt, die Verwandlung in Chatten gefallen lassen müssen. Auch scheint sich durch Ausgrabungen zu ergeben, daß in der Oberpfalz und Ostfranken noch Hermunduren gelebt haben müssen, und daß bald Verbrennen, bald Begraben (Letzteres vielleicht blos bei Weibern, Kindern und geringen Leuten) stattgefunden habe. Außerdem enthält der Bericht noch eine Untersuchung des Hrn. von Feuerbach, ob wirklich Karl der Große 793 von Regensburg aus durch den Altmühlgraben zu Schiffe nach Würzburg gefahren sei (was aus historischen und localen Gründen mit Recht geleugnet wird, so glorreich es auch für Baiern sein müßte, schon vor 1000 Jahren die Verbindung zwischen dem Osten und dem Nordwesten der damals bekannten Welt in seinen Gauen enthalten zu haben). Auch der Inhalt mehrer Raths- und Stadtbücher, zum Theil sehr merkwürdig für Sitten und Gebräuche gegen Ende des Mittelalters, ist mitgetheilt.

Aber alles Das ist nichts gegen die isländischen Runen, die man auf dem einzigen, bisher in Deutschland gefundenen Runensteine, 4 Stunden von Ansbach, bei Großhabersdorf, gesehen und sogar gelesen hat, worüber ein Candidat der Theologie, Hr. Huscher (Verf. des Trauerspiels „Germanicus"?), in Alberti's trefflicher „Variscia", II, 1830, berichtete; die Inschrift lautet: „Stainr dausi i raugi: noa var leg vigands tuitsmer i Zannua — rainistr risti Alfruar u. s. u. d", welches Hr. H. aus dem Isländischen so übersetzt: „Dieses ist der Grabstein des Mannes Auginoa Varlag, Wigands und Teutschmanns aus Zannua (d. i. Langenzenn); den Grabhügel hat errichtet Alfruner". Welcher Fund, glückliches, nun auch Runen und ganz allein sie besitzendes Baiern! Wird der Stein nicht gleich im Walhalla einzumauern sein? — Doch Geduld!

Aus den deshalb angestellten amtlichen Untersuchungen ergab sich durch Zeugenaussagen, daß im Jahr 1804 der damalige Regierungsrath Reynitzsch von Ansbach durch einen Maurermeister, Friedrich Roth aus Bürglein, diesen Stein aus einem benannten Steinbruche holen, dem etwas zu symmetrisch behauenen die Ecken abschlagen und die Runen daraufmeißeln ließ, die nichts Anderes heißen sollen als: diese Steine auf dem Hügel wurden gelegt einem deutschen Krieger der Zennen. Reynitzsch zeichnete vor die Steinschrift 1804! Auf ähnliche Weise verhielt es sich mit dem großen Schlachtsteine am Dillenberg und der Blutrinne darauf und dem Siebengericht, zu welchem R. 7 Steine, als angebliche Sitze der 7 Schöffen, aufrichten ließ, weil eine Sage einen aus der Erde hervorragenden Stein den Opferstein oder Druidenstein nannte. Um diese Zeit schrieb R. auch seine Schrift über Truchten und Truchtensteine (Gotha, 1802), und so konnte er sich freilich rühmen, mit Wort und That ein Alterthumsforscher zu sein; denn für das ipse fecit seiner Antiken konnte er so ziemlich stehen. Wie Mohammed die Göttlichkeit des Koran aus seiner göttlichen Sendung und diese wieder aus dem Koran erwies, so hätte Hr. R. die Echtheit seiner Untersuchung aus der Echtheit der Denkmäler und diese wieder aus der Echtheit seiner Untersuchungen erweisen können.

Möge dieses Pröbchen manchen Enthusiasten etwas vorsichtiger machen, und möge man bedenken, daß die alten Töpfe unter der Erde und die Tausende von aufgegrabenen Hünenbetten oder Leichenhügeln mit ihrem ganzen Inhalt uns bis heute fast noch nicht Eine unbestrittene historische Thatsache geliefert und damit die Geschichte weiter gebracht haben. Eher mögen diese Ausgrabungen dem Ackerbau förderlich gewesen sein. Ref. hat schon vor 23 Jahren danach graben helfen, kann also auch ein Liedchen davon singen! Manche wollen es indeß nicht anders: tezibiandur ercha! 122.

Notizen.

Ueber den Namen: Luther.

Dieser, allen Freunden der Wahrheit und des Christenthums so theure Name ist seit jener weltberühmten Disputation, in welcher der fanatische Dr. Eck denselben a luto herzuleiten beliebte, bekanntlich in dem Munde zelotischer Päpstlinge oft auf eine gemeine und abgeschmackte Weise verunstaltet worden, und es wird daher, so wenig auch an sich der Name zur Sache thut, jedem Verehrer des großen Kirchenreformators erwünscht sein, über die Beschaffenheit des vielgefeierten Namens ins Klare zu kommen. Wir glauben den eigentlichen Ursprung des Namens Luther, gefunden zu haben. In dem Eide nämlich, welchen Ludwig der Deutsche seinem Bruder Karl dem Kahlen, Könige von Frankreich, leistete, und welchen uns der Enkel Karls des Großen, der Sohn Engelberts, Neithard (abbas S. Richerii) in der provenzalischen Sprache aufbewahrt, der berühmte du Fresne aber in seinem „Glossarium" (praef. §. 35) mitgetheilt und erklärt hat, findet man folgende Worte: „Et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai". Du Fresne übersetzt diese Worte folgendermaßen: „Et cum Lothario nullum placitum unquam capiam". Ludher bedeutete also in der provenzalischen Sprache: Lothar, und es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß unsers Luther's Name mit jenem Luther völlig Eines ist, da bekanntlich in dem halbrömischen, halbdeutschen Mittelalter das d und t häufig verwechselt wurde, übrigens es auch bald dem Genius der deutschen Sprache zuwider ward, das d mit einer Adspiration zu verbinden, in welchem Falle man vielmehr stets ein th schrieb. Hiernach würde also Luther der altdeutsche Name Lothar sein. (Man vgl. auch über jenen Eid: Tiefensee, „De lingua romanorum rustica diss. academica". Jena, 1735, 4. §. XIX.)

Wer ist der Erfinder der Leberreime?

In den Witzspielen einer geschmacklosen Vorzeit, welche sich jedoch noch bis auf unsere Zeit fortgepflanzt haben, gehören jene bekannten Leberreime: die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Bär u. s. w. Ueber den Urheber dieser Tischbelustigung findet man in „M. E. N. (Neumeisteri) specimen dissertationis historico-criticae de poëtis Germanicis" (Wittenberg, 1808, 4., S. 89), Folgendes: „Scaevius (Henr.) kiloniensis rector, vir in caeteris longe doctissimus, in pöesi vero patria parum praestans [so geht es wol vielen Rectoren!] excogitavit notos istos Rhythmos Hepaticos (Leberreime), qui ridicule ac minus congrue consui solent". Also ein Rector zu Kiel, Heinrich Scävius (vielleicht Linckisch?) war der Erfinder jener Reime. 176.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 161. —— 10. Juni 1831.

Ein Gedächtnißblatt an F. M. Klinger.

(Beschluß aus Nr. 160.)

„Da Klinger schon längst aus eigentlich bindenden Dienstverhältnissen herausgetreten ist und ein großes, theils erheirathetes, theils selbsterworbenes Vermögen besitzt, das ihn an keinen Ort bindet, wagte ich scheidend die Frage, ob er nicht einmal den schönen, für ihn heimathlichen Rheingau besuchen würde. „Warum nicht", sagte er mit einem freundlichen Blick der Augen, durch die die Erinnerung heiterer Jugendjahre ging, „warum nicht, da Pfaffen und Franzosen nicht mehr darin sind? Aber — er ward ernster — Sie kennen die Leiden meiner Frau, und ich kann dies Hauswesen voll Trauer nicht an andere und fremde Orte führen". Zur Erklärung dieser Worte sei es hier gesagt, daß Klinger das Unglück gehabt hat, seinen einzigen Sohn in der Schlacht bei Moshaisk zu verlieren. Dieser Verlust wirkte verderblich auf die Gesundheit seiner Frau, die sich von dem Schlage nicht mehr erholte und aller Theilnahme an der Welt abstarb. Da einmal der Gegenstand einer Ortsveränderung gedacht war, äußerte ich leise, daß vielleicht ein anderer Aufenthaltsort ihm mehr genügen würde. „Im Gegentheil und ganz aufrichtig gesagt", erwiderte er, „ich könnte mir keine bessere Umgebung componiren, als die ist, in der ich völlig zufrieden lebe. Da Sie an meinen Lebensfreuden Theil nehmen wollen, so schlagen Sie in meinen „Betrachtungen und Gedanken" eine Stelle nach (er bezeichnete sie mir näher); dort werden Sie mein Bekenntniß über Lebensgenuß finden". Noch wurden einige Reden gewechselt, die hauptsächlich die Ursache meines diesmaligen Aufenthalts in der großen Residenz des Nordens betrafen, und wobei Klinger seine freundliche Gesinnung gegen mich, sowie seine tiefe Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse bewährte; hierauf schied ich in der Hoffnung, ihn nicht zum letzten Male gesehen zu haben. Im Laufe des Tages verschaffte ich mir sein obengenanntes Buch und schlug die angegebene Stelle nach. Ich schreibe sie aus als eine Ergänzung des Gesagten:

Der höchste Genuß für mich in diesem Leben — spricht Klinger — war bis jetzt die Hervorbringung einiger Schriften; dann ein witziger Einfall unter munter-geistreichen sich verstehenden Gästen bei Tische, der das Lachen rechter Art erweckte; oder ein kühnes Bild, ein starker, verwegener Gedanke, die, plötzlich ganz ausgerüstet dem Geist entsprungen, tiefen Sinn enthielten, die Zuhörer in angenehmes Erstaunen oder mit Furcht gemischte Verwunderung versetzten. Der Augenblick ist voll wahren ästhetischen Genusses, wenn die Anwesenden nach und nach, noch mit schüchternem Blick nach dem Manne hinsehen, der die Blitze so kühn über ihre Häupter schleuderte, ohne sie zu versengen".

Soweit das Tagebuch meines Freundes. Jetzt nach Klinger's Tode ist ein kurzer Nekrolog in der petersburgischen deutschen Zeitung erschienen (Blatt 47 u. 48, im März d. J.); er enthält in einer gedrängten Uebersicht die Hauptabschnitte seines Lebens, nebst einer summarischen Würdigung seiner Verdienste als Schriftsteller und Mensch; wir fügen den Wunsch hinzu, daß einer der literarischen Freunde Klinger's in St.-Petersburg im Stande sein möchte, aus dem Nachlasse des wahrhaft ausgezeichneten Mannes diejenigen Materialien zu erhalten, die zu einer vollständigen Lebensbeschreibung dienen könnten, welche letztere dann auch noch mehr die ungerechten und einseitigen Urtheile berichtigen dürfte, die hin und wieder über ihn ausgesprochen worden sind. Man hat besonders Stolz und Kälte darin gefunden, was wol nur der Ueberdruß eines geistigen Riesen an Zudringlichen war, die ihm nicht genügten. Bis denn einst ein unterrichteterer und würdigerer Vertheidiger auftritt, sei uns hier vergönnt, aus den schon angeführten „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur" Bruchstücke zu geben, die Klinger's Andeutungen und Urtheile über sein eignes Leben enthalten, und worin man den Mann von tiefem Gefühl und kräftiger Eigenthümlichkeit nicht verkennen kann:

Es gehört große moralische Kraft dazu — drückt er sich aus —, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben und in dem Umgange mit höhern Ständen aufzuklären, ohne daß das Herz in dieser Schule austrockne. Ich kenne darum nichts Interessanteres als einen welterfahrenen Mann mit grauen Haaren, der nach ehrenvollem, thätigem Leben zu seinen Verwandten und Jugendfreunden zurückkehrt, und den Alle, obgleich die Zeit sein Aeußeres verwittert hat, an seinem gesunden Herzen, seinem Geist, Sinn und seiner Denkungsart wieder erkennen. Dieses nenne ich, den Kern im Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich, überzeugt, daß der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen.

An einem andern Orte bezeichnet er seine Stellung im Leben, sowie seine gediegene Denkungsart mit folgenden Worten:

Es gehört viel dazu, daß sich ein Mann, dem, wie man

zu sagen pflegt, das Herz überfließt, in der Gesellschaft erhalte; am Hofe ist es gar ein Wunder. Ich rede nicht von einem Narren, der aus Geschwätzigkeit und Unbesonnenheit überfließt, ich spreche von einem Manne, der zu spät an den Hof und unter die feine Welt gekommen ist, der, zu steif durch den moralischen Panzer, den er sich selbst geschmiedet und angelegt hat, aller fernern feinen Erziehung unfähig ist, der, selbst edel, rasch fühlend, offen, wahrhaft und bieder, nur Leute solcher Art aufgesucht hat, und wenn er sie nicht fand, sich, nach Erfüllung seiner Pflicht, in seinen einsamen Zimmern aufhielt. Berührt man vor einem solchen Manne eine schlechte, verdächtige Sache, so bezeichnet er sie, gereizt von der schonenden Höflichkeit der Anwesenden, mit Einem Zuge, fährt mit der Wahrheit gerade heraus, ohne zu bedenken, ob sie die Anwesenden ertragen können oder ertragen dürfen. Selbst gleichgültigen Dingen gibt er durch Wärme, eignen Ton und feste Art ein Gewicht, die die wichtigsten im Munde Anderer nicht haben. Aus muthvollem Vertrauen auf sich, aus Gewohnheit und einer gewissen, vertraulichen Gutmüthigkeit und arglosen Absicht theilt er selbst an der Tafel seines Monarchen, wenn ihm Umstände diese Ehre verschaffen, seinen Nachbarn Gesinnungen über berührte Gegenstände und Personen mit, daß diesen blau und gelb vor den Augen wird. Man muß so etwas sehen und erfahren haben, um daran zu glauben; und noch mehr, wenn ich hinzusetze, daß man einen solchen Mann ruhig hinlaufen läßt, hat man sich erst überzeugt, er strebe nach nichts weiter und lasse sich die Erfüllung seiner Pflicht genügen. Alles, was man dann thut, ist, daß man ihm ein Beiwort zu seinem Namen hinzusetzt.

Welches schmückende, oder eigentlich, wenigstens in den Augen der Menge, nicht schmückende Beiwort Klinger in seinen Gedanken gemeint hat, wird der welterfahrene Leser leicht ergänzen. Zum Schluß führen wir seine Ansicht des Standes an, in welchem er den bei weitem größten Theil seines Lebens verbracht hat; er trat nämlich 1778 in Kriegsdienste, zuerst in dem östreichischen, sodann in dem russischen Heere, wo er bis zum Generallieutenant emporstieg. Diese Ansicht trägt auch dazu bei, seine Sinnesart in das rechte Licht zu stellen.

Ich halte dafür — spricht er —, daß in der jetzigen bürgerlichen Verfassung der freiste Stand, der nämlich, in welchem man seinen natürlichen Charakter und eine bestimmte Denkungsart am meisten beibehalten, folglich von Seiten des Geistes am unabhängigsten leben kann, der Soldatenstand ist. Wenn man rechts, links, vorwärts marschirt, den Befehlen gehorcht, zu befehlen versteht, so kann man im Uebrigen (vorausgesetzt, man wolle nicht durch Schleichwege sein Glück machen) so frei, gerade und kühn verbleiben, als es die Natur mit einem gemeint hat. Setzt man noch hinzu, daß ein solcher Mann das Glück hat, bei einer schönen Gelegenheit von einer Kugel am rechten Fleck getroffen zu werden, auf freiem Felde, in frischer Luft, unter dem blauen Gezelt des Himmels, ohne Chirurgus, Feldarzt und Feldpriester, in der Seligkeit seines Berufs aus der Welt zu gehen, so muß man sagen, er ist so unabhängig und frei gestorben, als er gelebt hat.

Dieser unabhängige und freie Tod ist nun dem altgewordenen Streiter für Wahrheit und Recht nicht geworden; aber was auch Klinger's Gegner sagen mögen, die geistige Freiheit und Unabhängigkeit hat er sich durch sein ganzes Leben bewahrt. 58.

Neueste Reisen in der Türkei.

Ueber den großen Ereignissen, welche seit der Julirevolution oft in unserer unmittelbarsten Nähe sich drängen, haben wir die Veränderungen, die in dem osmanischen Reiche vorsichgehen, nicht aus dem Auge verloren. Auch hier ist eine große Revolution bereits erfolgt und bereitet sich eine größere vor. Der Zweck, der erreicht werden soll, ist, wenn auch nicht derselbe, doch ein ähnlicher: Gleichstellung der politischen Verhältnisse und Formen des Staatslebens mit den Fortschritten der Civilisation und den Bedürfnissen der Gesellschaft; nur darin liegt ein merkwürdiger Contrast zu Dem, was unser Abendland zeigt: während im Westen die Umwälzungen und Umgestaltungen von unten, von dem Volke, von den niedern Ständen ausgehen und gegen die Regierungen gerichtet sind, gehen sie in der Türkei von oben aus, von der Regierung, und sind gegen das Volk gerichtet. Auch ist der Zweck, den wir eben als einen ähnlichen bezeichneten, doch, näher betrachtet, gar sehr verschieden. Denn während die europäischen Staaten oder Völker aus dem Zustande, in dem sie sich gegenwärtig befinden, herauszugelangen streben, sucht die türkische Regierung mit angestrengtester Kraft den Zustand erst zu erreichen, den wir eben zu verlassen im Begriff stehen: strengste Centralisation der Macht und Sammlung aller Radien derselben in dem einen Focus der Militairgewalt. Daß die Herren Türken dagegen sich gewaltig sträuben und häufig ihre Opposition nicht anders aufgeben als mit ihren Köpfen, können wir ihnen eigentlich nicht übel nehmen; denn überall, also auch in der Türkei, hat nicht blos die Regierung, sondern auch das Volk Interessen, und jeder Theil vertheidigt die seinigen, so gut er kann. Mit einer Militairherrschaft ist, wie doch wol allmälig Jedermann einsieht, Freiheit unvereinbar; und am schärfsten tritt daher der Gegensatz der türkischen Veränderungen zu den unsern darin hervor, daß wir durch dieselben an individueller Freiheit gewinnen, während die Türken an Freiheit verlieren.

Zwei Völker sind bei der Revolution oder bei der Reform, welche die hohe Pforte in ihren Reichen veranstaltet, besonders interessirt: die Russen und die Engländer. Die Erstern, weil die Plane, welche seit Peter dem Großen das petersburger Cabinet verfolgt, ohne den Besitz von Konstantinopel unerreichbar sind und die Wahrscheinlichkeit dieses Besitzes durch die neue Kraftentwickelung der türkischen Regierung wieder in unabsehbare Ferne hinausgerückt wird. Die Letztern, weil eine der wichtigsten Aufgaben ihrer auswärtigen Politik die Störung und Vereitelung der russischen ist. Sobald der Zar von Moskau seinen Titel mit dem eines Kaisers von Konstantinopel vertauscht, hat die britische Seeherrschaft in den europäischen Gewässern, wie in den amerikanischen, ihr Ende erreicht. Rußland besitzt, außer der Freiheit, alle Elemente, durch die es ein europäisches Nordamerika werden kann: ein unermeßliches, fruchtbares und noch immer großentheils herrenloses und unangebautes Gebiet, weite Küstenstrecken und große Ströme, die alle Producte des Landes zu den Emporien des Welthandels führen. Gewinnt Rußland überdies einst die Herrschaft über den Sund und die Dardanellen, so besitzt es 2 Binnenmeere, die Ostsee und das schwarze Meer, mit denen die amerikanischen Seen, die sich eher dem kaspischen Meere gegenüberstellen lassen, keine Vergleichung aushalten.

Wenn die Vereinigten Staaten, obwol durch das Weltmeer von Europa getrennt, den britischen Interessen bereits so gefährlich geworden sind, daß nur gegenseitige Furcht das Schwert in der Scheide hält; was wäre dann von einem Reiche zu erwarten, das mit allen Hülfsmitteln der Vereinigten Staaten die Ueberlegenheit der monarchischen Einheit, die Fähigkeit, alle seine Kräfte auf einen Punkt zu vereinigen, verbände? Wenn wir nicht ungerecht sein wollen, können wir daher, da Selbsterhaltung die erste Pflicht ist, es den Briten nicht verdenken, daß sie alle Fortschritte Rußlands mit eifersüchtigem Auge bewachen, und am wenigsten, daß sie Alles aufbieten, um die russischen Heere von den Thoren ihrer geheiligten Stadt, von Konstantinopel, entfernt zu halten. England ist in der That der natürliche Verbündete, wie der Ostseemächte, so der Türkei; und nicht blos die britische Regierung sieht dies ein, sondern auch das Volk fühlt es durch jenen Instinkt, der mit Vernunftgründen oder ohne Vernunftgründe jedes Wesen leicht Freund und Feind

unterscheiden läßt. Der Antheil, welchen die Engländer an der Türkei nehmen, ist daher weder durch die gewaltigen Bewegungen auf dem Continente noch durch jene in ihrem eignen Staatswesen geschwächt worden. Noch immer bilden Nachrichten aus der Türkei und neue Beiträge zu der Kenntniß ihres Zustandes einen der wenigen Gegenstände, welche auch über dem mächtigsten Tagesinteresse nicht vergessen werden. Zum Beweise können wir 2 neue Reisebeschreibungen anführen: Die „Narrative of a journey across the Balcan, by Major *G. Keppel*“ (London, 1831), und das „Journal of travels in the seat of war between Russia and Turkey by *T. B. Armstrong*“ (London, 1831), die nach Macfarlane, Madden, Frankland und so vielen Andern noch im Stande waren, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Beide Werke, besonders aber jenes des Majors Keppel verdienen in der That auch die Beachtung des deutschen Publicums. Man kann nicht leicht auf einer Reise einen angenehmern und unterhaltendern Begleiter haben als den Major, wenn man mit ihm die Reise durch die Türkei macht. Seine Absicht, Zeuge des Kampfes zwischen den Russen und Türken zu sein, wurde durch den kühnen Marsch des Zabalkanskoi vereitelt; aber vielleicht war der Besuch des Kriegsschauplatzes nach beendigtem Kriege nur um so interessanter, da er Gelegenheit gab, ein Urtheil über die nächsten Folgen zu fällen. Diese sind ohne Zweifel der Gewinn einer nicht unbedeutenden Partei im türkischen Reiche für Rußland, da die russischen Truppen die strengste Mannszucht halten mußten und in der asiatischen, wie in der europäischen Türkei den Bewohnern daher kaum als Feinde, sondern eher als Befreier von den Bedrückungen des Sultans erschienen. Auf der andern Seite waren aber auch die vielfachen Vortheile, welche das System des Letztern mitsichbrachte, unverkennbar. In Konstantinopel, wo vor wenigen Jahren noch kein Franke ohne Gefahr über die Straße gehen konnte, ist man gegenwärtig so sicher als in jeder andern europäischen Hauptstadt. Seit der Vernichtung der Janitscharen darf, außer den Beamten der Regierung, kein Türke Waffen tragen; und seitdem sind die übermüthigen Osmanli außerordentlich sanft und milde geworden. Der Nationalcharakter eines Volkes ist freilich nicht mit einem Schlage umzuwandeln, und Keppel schildert uns mehr als eine Scene, in welcher wir die alten Muselmänner gerade ebenso wiederfinden, wie Tott und Eton sie uns gezeigt haben. So begegnete er bei Rodosto einem jungen Krieger, hoch zu Roß; die Zügel des Pferdes wurden aber, seltsam genug, von einem ehrwürdigen Greise mit langem weißen Barte geführt. Sie waren Vater und Sohn, aus einer reichen Familie, die auf dem asiatischen Ufer der Dardanellen angesessen war. Auf die Frage, wo er herkomme, antwortete der junge Mann: „Kriegerisches Feuer hat mir den Wunsch eingeflößt, mich meinen Kameraden in den Waffen anzuschließen; aber Gottes Vorsehung sandte Furcht in mein Herz, und so kehrte ich zurück“.

In Konstantinopel sah Keppel auf einer der Straßen den Boden mit Blut befleckt. Es war nicht lange vor seiner Ankunft eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt worden, und Tausende, die in dieselbe verwickelt waren, wurden hingerichtet. Die Russen dürften den Erfolg ihres zweiten Feldzuges in der That nicht weniger dem Widerwillen der Türken gegen den Großherrn als ihrer eignen Ueberlegenheit und dem Talente ihres Feldherrn zu verdanken haben. Die besten Truppen des Sultans, die gegen die Russen bestimmt waren, mußten dazu verwandt werden, die Ruhe in Konstantinopel aufrechtzuerhalten. Der Plan, für den die Verschwörer bereits die Mehrzahl der Asiaten in dem Lager bei Schumla gewonnen hatten, war, die Regierung des Großherrn zu stürzen, die Janitscharenkaste wiederherzustellen, die Hauptstadt zu verbrennen und sich nach Kleinasien zurückzuziehen.

Daß die Türken, durch innere Uneinigkeit geschwächt, einer zahlreichen gut disciplinirten Armee keinen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, kann uns nicht befremden. Ihren alten Stolz und ihre alte Gleichgültigkeit gegen die Ungläubigen verleugneten deshalb die Staatsbeamten der Pforte nicht. Ein bekannter General, der am 6. August in Konstantinopel ankam, ein bejahrter und wohlbeleibter Mann, wurde bei seinem ersten Besuche bei dem Reis-Effendi, nach der Versicherung Keppel's, von diesem Minister befragt: „Gut, General, was für Vorschläge habt Ihr uns von dem Kaiser in Bezug auf den Frieden vorzulegen?“ Die Antwort des Generals war, er sei nur beauftragt, die Pforte von den friedliebenden Gesinnungen des Kaisers in Kenntniß zu setzen. „Nun dann, General, auf mein Wort“, erwiderte der Reis-Effendi, „dann muß ich mich verwundern, wie ein Mann von Euerm Alter und Eurer Corpulenz eine so weite und beschwerliche Reise um einer so unbedeutenden Sache willen hat unternehmen können; denn dieselbe Versicherung erhalten wir täglich von beinahe jedem Gesandten“.

Charakteristisch, wenn nur nicht gar zu unglaublich, wäre die Anekdote, die Keppel als die Ursache der langen und für die Türken beinahe verderblichen Verzögerung der Ratification des Friedensschlusses gibt. Es ist nämlich die Gewohnheit der Pforte, daß Documente dieser Art auf vergoldetes und in eigenthümlicher Art gemaltes Papier geschrieben werden; und als der Tractat in Konstantinopel ankam, fand sich gerade kein Vorrath von diesem Papier. Was war nun zu thun? Ehe der Sultan die Ratification auf anderm Papiere unterzeichnet hätte, hätte er sein ganzes Reich zu Grunde gehen lassen. Die Russen standen vor den Thoren, und wenig fehlte, daß ihr Feldherr nicht einen Besuch im Serail gemacht hätte; zum Glück wartete er, bis das kostbare Papier bereitet und dadurch die letzte große Schwierigkeit des Friedensabschlusses gehoben war.

Weniger unterhaltend und vielleicht auch weniger belehrend, obwol durch viel unbekanntere Gegenden des türkischen Reiches, ist die Reise von Armstrong. Bei der außerordentlichen Eile, mit welcher er, vermuthlich als Kurier, den unermeßlichen Raum zwischen Wien, Varna und Teheran durchflog, war es freilich schwer, interessante Bemerkungen über Sitten und Gebräuche zu machen. Auch erhalten wir beinahe nichts als eine Ansicht der Route, die der Verf. zu Pferde und zu Wagen zurückgelegt hat. Nur die geringe Kenntniß, welche wir von diesen flüchtig skizzirten Landschaften haben, leiht den Andeutungen Armstrong's einigen Werth. Wie viele Reisende z. B. können sich rühmen, den See Urumia (im persischen Armenien) gesehen zu haben? Alles, was wir jedoch durch Armstrong über diesen merkwürdigen See erfahren, ist auf folgende Zeilen beschränkt:

„Bei Sonnenuntergang hatten wir eine herrliche weit ausgedehnte Aussicht über den See Urumia und die Berge zu seiner Linken. Wir kamen in dem freundlichen Städtchen Tassi an, dessen Umgebungen einen wahren Garten bilden, indem die künstliche Bewässerung, wie in den meisten Theilen Persiens, hier von dem besten Erfolge belohnt wird. Der Umfang des Sees Urumia beträgt 250 (engl.) Meilen, seine Länge von Norden nach Süden 90 und seine Breite 32; die Landschaft ist reizend. In der Mitte dieses unermeßlichen Sees liegen mehre sonderbar gestaltete Inseln, und die Gebirge von Kurdistan begrenzen den Blick. Sein Wasser ist, wie wir hören, so salzig, daß kein Fisch darin leben kann“.

Armenien erschien auf diesem Durchfluge als ein Paradies; und Alles, was schon Chardin und Tournefort zum Lobe dieses herrlichen Landes sagen, findet hier aufs Neue seine Bestätigung. „Der einzige Fehler in diesem glücklichen Lande“, bemerkt Armstrong, „ist der Mangel an Gasthöfen; ein einsames Karavanserai ist, mit seinen nackten Fußböden und unbehaglichen Wänden, ein schlechter Ersatz; und da schöne Aussichten, wenn man sie lange genießt, eine starke Tendenz haben, den Appetit zu schärfen, so ist der Rückfall von den Freuden der Phantasie zu den unbefriedigten Foderungen des Magens um so unangenehmer“.

Um diese Bemerkung zu machen, braucht man nicht bis Erzerum und Tokat zu reisen. Indessen können wir, bei der anspruchlosen Form, in welcher dies Tagebuch uns geboten wird, ohne ungerecht zu sein, auch nicht füglich großen Aufwand an Geist oder Gelehrsamkeit verlangen; und so nehmen wir denn

von Hrn. Amstrong Abschied, indem wir wünschen, daß er auf seinem wenig betretenen Wege bald einen Nachfolger haben möge, dem es vergönnt ist, denselben mit mehr Gemächlichkeit und besonders mit geringerer Eile zu durchmessen. 178.

Literarischer Almanach für 1831. Fünfter Jahrgang, oder: Literarisches Handbuch für 1831. Erster Jahrgang. So nützlich und angenehm als unterhaltend und lustig zu lesen. Herausgegeben von Lic. Simon Ratzeberger dem Jüngsten.*) München, Mich. Lindauer. 8. 1 Thlr.

Dieser lange Titel mag die Tendenz des Herausgebers bezeichnen sollen; der Inhalt des Buchs aber rechtfertigt ihn wenig. Theils ernst, theils tragisch, Weniges erfreulich zu lesen. Der erste, anderwärts schon gelesene und rücksichtlich der bevorstehenden dritten Säcularfeier hier aufgenommene Aufsatz enthält eine Geschichte des protestantischen Gymnasiums zu Augsburg, dessen 1799 errungene Vereinigung mit dem katholischen Lyceum in eine beiden Kirchen gemeinschaftliche Real- und höhere Bürgerschule in ganz Deutschland eine ebenso angenehme, als dessen neuerlich wieder bewirkte Trennung eine befremdliche Sensation hervorbrachte. Andere öffentliche Blätter haben der Intoleranz der Protestanten den Grund beigemessen; hier lesen wir, die Regierung habe, nur den Religionsunterricht sondernd, nicht nur Lehrer und Schüler, sondern alle Einwohner Augsburgs einander näher zu bringen gehofft, die Bürgerschaft sei Dem aber wenig entgegengekommen; schon 1807 sei im Schulprogramm geklagt worden, daß die Katholiken, aus Unbekanntschaft mit einem solchen Institut, so wenig Theil nähmen. Dagegen erblühte eine schöne Einigkeit zwischen beiderseitigen Lehrern und herzliche Anhänglichkeit der Jünglinge immer sichtbarer. „Das aber eben ist es, was wir nicht wollen", soll ein Katholik von großem Einfluß wirklich geäußert haben. Die Wahrheit möchte, andern Nachrichten zu Folge, wol in der Mitte liegen. Gewiß ist nur, daß jede Confession ihr eignes Gymnasium wieder hat, beide sich nun des neuen, vielbesprochenen bairischen Schulplans zu erfreuen haben. Von letzterm schweigt unser Literator gänzlich. Nun finden wir 60 Seiten Beitrag zu einem Martyrologium der Gelehrten; abermals eine unrichtige Ueberschrift, denn als Ketzer, auch wie Walter Raleigh oder Lavoisier als Opfer politischer Stürme oder anderer Barbarei, gelangten diese Männer zum Märtyrertode. Ferner: Bruchstück aus einem Vademecum aus der Kirchen- und Religionsgeschichte. Viel Scandaloses, selbst Unsauberes; neu fand Ref. nur das an die Spanier von den Geistlichen erlassene Verbot, sich der schönen Bäder zu bedienen, welche die vertriebenen Mauren gebaut hatten, „weil das eine christliche Unreinigkeit sei". Auch die unter einer andern Rubrik erzählte Naivetät eines würtembergischen Predigers ist ergötzlich. Er rühmt die Gnade Gottes, bei Gelegenheit der Geburt eines Prinzen, und fügt hinzu: „Mit unsern Sünden haben wir freilich solche Wohlthat nicht, sondern durch unsere Verachtung des Gottesdienstes vielmehr verdient, daß du, o Gott! das ganze hohe herzogliche Haus hättest aussterben lassen!" Die übrigen Abschnitte, als: Von Polygraphen, zu deutsch Vielschreibern; Von berühmten Schustern; Literar. Anekdoten aus Würtemberg; Allerlei; Autor-Calamitäten; Zur Geschichte der Schriftsteller-Honorarien, charakterisiren sich theils durch ihre Titel, theils durch das bisher Mitgetheilte.

Dies nun ist es, was das neueste lit. Taschenbuch — die Vorgänger sind Ref. nicht zu Gesicht gekommen — mittheilt. Angenehmes, wie gesagt, sehr wenig; Neues, d. h. noch nicht anderwärts Gelesenes, auch eben nicht mehr; und über die neueste Literatur — denn 2 Seiten über den Meßkatalog von 1829 darf man doch dahin nicht rechnen? — offen zu reden, gar nichts. Die Physiognomie des Ganzen ist einer vorübergegangenen Epoche zugewendet; es herrscht ein gewisser Ton darin, den man ehedem mit Professorspäßen zu benennen pflegte, der aber immer eine gewisse Belesenheit, Bekanntschaft mit mehren Zweigen der Literatur bedingt und augenscheinlich sein Publicum finden muß, denn der Verf. rühmt es dankbar, daß er willige Käufer und billige Beurtheiler gefunden habe; und einen höhern Wunsch werden wenige Schriftsteller kennen. 13.

*) Mit dem Motto: Such überall auf Deinem Wege Licht,
Wohin es führt, sei Deine Sorge nicht!

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1831.

Todtenkränze, von Joseph Christian Baron von Zedlitz. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Wallishausser. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

> En toutes choses ce n'est que l'émotion qui est sublime!
> „Lettres et maximes du prince de Ligne".

Der edle Drang, über der Asche großer Todten ein Mausoleum zu errichten, hat dies Gedicht geboren. Große Todte ehrt man aber einzig und allein durch sie selber. Es ist eine alte Sitte der Bildnerei, auf den Grabstein der Helden ihr eignes Bildniß als redendes Denkmal hinzustellen. Dasselbe mußte der Dichter thun, der für seine Lieblingshelden ein Westminster des Liedes erbaut; er mußte „mit dem Zauberstab begünstigter Naturen ihre Gräber sprengen, nicht allein ihren Schatten, sie selbst heraufbeschwören, daß sie vor uns erschienen in stiller Majestät, mit der tiefen Wunde im Herzen". Da nun so verschiedenartige Gestalten, wie die zufällige Neigung des Dichters sie umfaßt, ohne innern und äußern Zusammenhang sind, so erwarteten wir, er werde uns seine Helden in einzelnen beseelten Bildern vorführen, deren vereinendes Band nur auf der Eigenthümlichkeit seiner Sprache, Anschauungsweise und Reflexion beruhen würde. Statt dessen hat der Dichter, von einem falschen Streben verleitet, sein Werk, was es seiner Natur nach nicht sein konnte, als ein Kunstganzes erscheinen zu lassen, seine Helden, Dichter und Liebende durch die Aufstellung eines allgemeinen moralischen Gesichtspunktes, von dem aus sie betrachtet werden, und eine dafür erfundene lockere Composition zu einem Ganzen verschlungen, das durch den untergeordneten bidaktischen Zweck, den es mit gewissenhafter Treue verfolgt, weit von der poetischen Höhe herabsinkt, auf der die eigentliche Aufgabe stand, welche die Begeisterung für seine Lieblinge dem Dichter gestellt hatte. Die „Todtenkränze" sind nun ein didaktisches Gedicht geworden, das die alte Glückseligkeitslehre wieder aufnimmt, die ehedem jährlich wenigstens ein Mal in lahmen Alexandrinern abgehandelt werden mußte, um die moralische Lesewelt zu beruhigen. Freilich erscheint sie hier in neuen, glänzenden Formen mit großem Aufwande poetischer Begeisterung und Schöpferkraft, aber desto nüchterner und verletzender tritt sie selbst hervor, die vor dem großen Schicksal der Weltgeschichte hätte verstummen müssen. So kommt es denn, daß die alten Heldenbilder nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Beispiele eines moralisirenden Raisonnements aus ihren Gräbern bemüht werden.

Der Dichter versetzt sich, ungefähr wie Dante am Eingange der Hölle, in ein Waldesdunkel, wo er in Betrachtung versunken daliegt. Er rechtet mit sich selbst:

> Was soll, o Herz, die Glut, von der du trunken?
> — Willst du für ein Phantom von Sein und Leben
> Das Leben selbst mit seinen Freuden geben?
> O gib sie auf, die täuschenden Gestalten,
> Sie scheinen nur, sie sind nicht fest zu halten!

Aber die Glut für das Höchste, die ihm in der Brust flammt, ruft ein lautes „Nein!" dazwischen:

> Was du gefühlt, es war unsterblich Leben,
> Nicht Schatten, die zerrinnen und verschweben!

Die Eiche des Ruhms, der Lorber des Liedes, die Rose der Liebe wären nicht der Schmuck des Lebens? Nimmermehr! denn unsterblich ist das Ideal, das unsere Brust entzündet:

> Begeistrung ist die Sonne, die das Leben
> Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären!
> — Begeistrung ists, vor der den Schwachen grauet.

Vortrefflich! Aber da steht mit Einem Male ein grauenvolles Schemen neben dem Dichter, das diesen einen Träumer schilt und sich erbietet, ihn dorthin zu führen, wo die Thoren modern,

> Die, sowie du, einst träumten Lichtgedanken!

Wer ist dieser Geist? „Der Geist des Grabes", antwortet er selbst dem Dichter. Jener Geist, der wie Grabeshauch den reinen Aether des Lebens verpestet, der alle Blüte und Schönheit als täuschende Maske verlacht und die Verwesung schonungslos aufdeckt, die unter den Rosen schlummert. Es ist kein höllischer Geist, etwa des Fatums oder der Sünde, mit dem es sich verlohnte, auf den Gräbern der Helden eine Lanze zu brechen, es ist der Geist des nüchternen Weltverstandes, der an keine Größe heranreicht und sich gleichwol nicht bescheidet, sie zu messen, der uns durch seine flache Einrede schon um so manche große That, um manches kühnempfundene, kühngesprochene Wort gebracht hat und unter Andern auch um dieses Wort, wie es in dem edeln Dichter gelebt haben muß. Dieser Geist nun ist es, der den Dichter

durch die Lüfte entführt und ihm, wie ein alter Castellan, die Gruftgewölbe aufschließt, denn sonst wäre es unbegreiflich, daß der Verwesung die Macht solle gegeben sein, die Gräber zu sprengen. Es ist sein Geschäft, uns alle die Erhebung, die wir an den Gräbern großer Todten empfinden, weil sie ja eben nicht todt sind, hinwegzudisputiren und neben die Lichtseite, deren Glanz uns bestechen könnte, die Schattenseite klüglichst hinzumalen. Zwar thut Zedlitz mit seiner Begeisterung, in der er dichtergläubig verharrt, gar manchen kräftigen Einspruch, der sich mitunter zu hohem poetischen Schwunge erhebt, aber seine Begeisterung und die Grabeskunde des Geistes sind parallele Linien, die sich in Ewigkeit nicht begegnen. Jener Geist des Grabes ist ein endloser Schwätzer, weil er nur einen einzigen Gedanken hat, den nämlich, daß alle Größe vergänglich ist und ohne Glück. Die Begeisterung gegenüber kann nichts als verstummen bei solchem Geschwätz, und wenn sie sich gleichwol mit ihm einläßt, so ist sie in Gefahr, ebenfalls zur Schwätzerin zu werden, um sich jenem verständlich zu machen. Sie kommt in den Verdacht, sich nicht aus sich selbst, sondern nur an der Opposition gegen die nüchterne Gemeinheit entzünden zu können. Es kommt am Ende aus der Zusammenstellung beider weiter nichts heraus als eben das Bewußtsein, sich niemals begegnen zu können. Das sollte sich aber von selbst verstehen. Weil aber der Schwätzer stets das letzte Wort behält, so auch unser Schemen:

> Nun denn, begann der Geist, so laß uns scheiden,
> Und wenn ein Traum dein Glück, wohlan, so träume!
> Ein Mal erwacht, entschlummerst du nicht wieder.

Er verzweifelt endlich an der Bekehrung des Schwärmers und der Schwätzer entweicht. Sic me servavit Apollo! Aber unglücklicherweise endet auch hier das Gedicht.

Nun würden wir dem Geiste sehr gern seine matten Reflexionen nachsehen, wenn er durch dieselben nicht zugleich alle Heldengröße auflöste, indem er sie in die Bestandtheile der Alltäglichkeit, aus denen sie verwachsen ist, in Glück und Unglück zerlegt. Denn mit der ewig durchklingenden Frage: „Und war er glücklich?" schwindet aller Zauber des Heldenthums. Ich möchte dagegen fragen: Und war er recht unglücklich? Hat er den Undank, den Misverstand erfahren; hat er die ganze Leiter der Heldenschmerzen durchfühlt, die ihm die Palme erwerben? Glücklich war Tellus, der Bürger von Athen, glücklich waren Cleobis und Biton, die Brüder; aber das Heldenthum, gleichviel ob der That, des Geistes oder des Herzens, ist ja eben Entsagen auf Glück, auf jenen gleichmäßigen Genuß geräuschloser Lebensfreuden, auf jene gleichmäßige Uebung stiller Pflichten. Was hätte der Held für Ersatz, wenn, was Andern Unglück ist, auch ihn als solches drückte, wenn er in Ketten nicht frei wäre, nicht jauchzen könnte im Tode? Die Menschheit jubelt beim Misgeschick der Helden; sie jubelte, als es gemeiner Bosheit gelang, den Entdecker einer neuen Welt in Fesseln zu schmieden, denn sie sah keinen größern Triumph, als wie der Held seine Fesseln trug. Er seufzte nicht und darf fodern, nicht beseufzt zu werden. Jacobi hat einmal ein großes Wort gesprochen, als er gegen die unsittliche Consequenz eines objectiven Sittengesetzes mit der schönen Glut seiner sittlichtiefen Empfindung eiferte. Er sagte (Brief an Fichte): „Ja, ich bin der Atheist und Gottlose, der lügen will wie Desdemona sterbend log; lügen und betrügen will wie der für Orest sich ausgebende Pylades; morden will wie Timoleon; Gesetz und Eid brechen wie Epaminondas, wie Johannes de Witt; Selbstmord beschließen wie Otho, Tempelraub begehen wie David". Man könnte dies wenden und sagen: Ich will verkannt sein wie Colombo, verbrannt wie Huß, verbannt wie Napoleon.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Rede an die deutschen Dichter und Schriftsteller jetziger Zeit, von G. A. v. Maltitz. Zweite Auflage. Hamburg, Schubert und Niemeyer. 1831. 8. 3 Gr.
2. Der Staat. Zeitgemäße Andeutungen von Theodor Frey. Dresden, Arnold. 1831. 8. 6 Gr.
3. Deutschlands Zukunft. Eine politische Flugschrift von K. E. Rosen. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1831. 8. 5 Gr.
4. Bemerkungen über die Frage: Was wünschen wir? oder: Gedanken und Empfindungen in unserer aufgeregten Zeit, zu Verständigung und Beruhigung seinen lieben Hanoveranern bescheiden mitgetheilt von F. J. F. Schläger. Hanover, Hahn. 1831. 8. 8 Gr.
5. Vorschläge zu einer Verfassungsurkunde für das Königreich Hanover. Zweite Auflage. Rinteln, Osterwald, 1831. Gr. 8. 6 Gr.
6. Schill's Zug nach Stralsund und sein Ende. Tagebuch eines seiner Vertrauten. Quedlinburg, Basse. 1831. 8. 12 Gr.
7. Einige wichtige Actenstücke den unglücklichen Findling Kaspar Hauser betreffend. Zur Berichtigung des Urtheils des Publicums mitgetheilt von v. Feuerbach. (Aus Hitzig's „Annalen".) Berlin, Dümmler. 1831. Gr. 8. 4 Gr.

Wie trübe auch manche Finsterlinge und Finsterseher die Zukunft unsers lieben deutschen Vaterlandes uns ausmalen; die Gegenwart, das können wir nicht verbergen, kommt uns noch manchmal lustig genug vor und erinnert uns immer unwillkürlich an die guten alten Zeiten der italienischen Commedia dell' arte. In dieser, wie wir unsern gelehrten Lesern nicht zu sagen brauchen, wird den Schauspielern der Plan des Stückes nur ganz im Allgemeinen vorgezeichnet; die Ausführung der verschiedenen Rollen und besonders der Dialog bleibt dem Ermessen jedes Einzelnen überlassen und es thut und schwatzt daher so ziemlich ein Jeder, was ihm in den Sinn oder in den Mund kommt. Eine solche Komödie zu schreiben ist nun freilich keine besondere Kunst und in dieser Beziehung dürfte der Name einer Commedia dell' arte sich schwer rechtfertigen lassen; eine um so größere Kunst ist es aber, in derselben zu spielen, ohne aus der Rolle zu fallen oder vielleicht durch eine einzige Dummheit das ganze Stück zu verderben. Auf dem Theater mußte in einem solchen Falle, ehe die Sache unverbesserlich wurde, Arlechino einfallen und durch seine Späße und seinen Witz Alles wieder in das Gleiche bringen; aber, und hier fängt die Unähnlichkeit zwischen dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation und der Komödie an, wo ist unser Arlechino, der die misvergnügten Zuschauer bei Laune erhielte und den Faden, wenn er abgebrochen ist, wieder aufnähme? Alle übrigen Rollen sind gut vertheilt, an den Masken fehlt es nicht; aber einen brauchbaren Deus ex machina wird man, wenn nicht ein unerwarte-

ter Glücksfall uns begünstigt, noch lange suchen müssen. Seinen Rock, der durch diesen schnöden Misbrauch hier und da etwas zerrissen ist, haben wir inzwischen über die Bühne gebreitet; und wir dürfen daher nur unsere Landcharten betrachten, um statt des fehlenden Arlechino wenigstens ganz natürlich seinen Habit zu sehen.

Ein Intermezzo in der Komödie bildet unsere politische Literatur; und diese hat — wie häufig Intermezzen mehr werth sind als das ganze übrige Stück — den großen Vorzug, daß hundert kleine Arlechinetti, die Kinderchen der zarten Colombine Schulweisheit, sich bemühen, den großen Arlechino zu ersetzen. Meistens schwatzen die Kleinen zwar tolles Zeug, wie Vogelgezwitscher, ohne Sinn und Verstand, bunt durcheinander; aber zuweilen fällt doch auch ein gar gescheutes Wort dazwischen, und wenn man nichts Besseres zu thun hat, mag man daher dem muntern Völkchen immerhin geneigtes Ohr leihen. Ernste erfahrene Männer bekommt man doch selten zu hören, und verwandeln sich nicht selbst diese, wenn wir sie nur aus der gehörigen Vogelperspective betrachten, unserm Auge in die zierlichsten Püppchen? Sieben der Kleinen, die wir bei unserm letzten Theaterbesuche aus Versehen in die Tasche steckten, wollen wir vor den Lesern d. Bl. in Reihe und Glied aufmarschiren lassen; aber, wenn der eine oder der andere etwa im Zorn ein garstiges Gesicht schnitte, müssen sie sich nicht entsetzen: bei den meisten ist es nur Verstellung.

1. Hr. v. Maltitz sollte uns als der Bestgelaunte erscheinen, da er uns nicht nur in Versen, sondern stellenweise sogar in Reimen anredet. Aber man erwarte deshalb keinen leichten Schwung der Phantasie, keinen fröhlichen Erguß der komischen Muse; ernst ist sein Wort und sein Ruf, an ernste Pflichten mahnend, versetzt uns aus der Commedia dell' arte und aus unserer heitersten Stimmung wieder mitten in das leidenschaftliche rastlose Gedränge, dem wir auf lange entflohen zu sein glaubten.

Das Wort der Wahrheit hat von Neuem sich
Aus seinen engen Banden losgewunden,
Worin es Trug und Wahn gefangen hielt,
Und wieder sich die helle Stralenkrone
Als Weltenherrscher siegend aufgesetzt.
Drum, Priester, ihr, am heil'gen Licht-Altare!
Ihr freien Fürsten, durch des Höchsten Macht
Belehnet mit des Wortes Weltenscepter!
Germaniens Dichter, ihr! Jetzt zeiget Euch
In Eurer Herrschergröße vollem Glanze;
Entwickelt Eure ganze Riesenmacht;
Rückt an mit Eures Worts allmächt'gen Heeren;
Mit der Beweise donnerndem Geschütz;
Mit Eures Sanges ruhmgekrönten Waffen;
Begeistrung führe Euer Siegspanier!
Erobert Euch des Lorber's goldne Zier
Und sucht dem Wort der Wahrheit Recht zu schaffen!
Weg, mit Apollo's süßer Melodie!
Mit Liebesliedern und mit Frühlingsoden!
Ein andrer Frühling grünt auf deutschem Boden
In deutscher Volkskraft auf und Energie.
. . . .
Die Zeit verlangt von Euch der Wahrheit Wort;
Drum reißt der Harfe leichte Saiten fort,
Singt Lieder nur in *männlichem* Accord;
Auf daß von ihrem Klang der Weltkreis bebe
Und ewig Wahrheit, Recht und Freiheit lebe!
. . . .
— Fluch! dreimal'ger Fluch dem Aftersohne
Des Helikons, der heut, im Schergentone,
Sein heil'ges Wort der Tyrannei verdingt
Und knechtisch ihr ein feiles Loblied singt!
Vereinigt Euch, Ihr freien deutschen Dichter,
Vereinigt Euch zu einem heil'gen Bund,
Und macht solch einem Wicht, als strenge Richter,
Sein Schandurtheil auf ew'ge Zeiten kund!
Verstoßen sei er von der heil'gen Höhe
Des deutschen Helikons auf immerdar;
Verstoßen auch von jedem Kunstaltar;
Verflucht sein Wort, sein Lied und *seine Nähe!*

Schön gesagt, und brav und ehrenvoll, wenn danach gethan wird; aber mögen unsere Sänger ja sich in Acht nehmen, daß sie nicht zu laut von Wahrheit und Freiheit singen! Der Pöbel, die große Masse wird mit Erstaunen den kecken Gesang anhören; aber bald wird solchem Unwesen gesteuert, und der übermüthige Canarienvogel kann seine Melodie, wenn er sich nicht durch die Flucht rettet, leicht vor einem *engern Kreise* anstimmen.

2. Hr. Dr. Frey, als tüchtiger Prosaist, scheint besser mit dem Weltlauf bekannt zu sein; er fängt eine sonst sehr freisinnige Abhandlung über den Staat, seine Foderungen und seine Bedürfnisse, breit und schlau genug, damit an, daß er erklärt: „Nicht aus einseitigem Europäismus, sondern laut Ansicht der Geschichte, geben wir der Staatsverfassung, welche einen erblichen Fürsten an der Spitze hat, den Vorzug vor der reinrepublikanischen, weil diese, ihrem Wesen zufolge, zu vielem Wandel preisgegeben ist". Zum Ekel und Ueberdruß haben wir diese ewigen Declamationen gegen die Wandelbarkeit republikanischer Verfassungen schon hören müssen. Diese Frage, sollte man meinen, hätte doch wol der jugendlichaufblühende nordamerikanische Freistaat endlich entschieden. Nicht darum, ob Monarchien oder Republiken besser sind, handelt es sich jetzt, sondern welche von beiden Staatsformen unter gegebenen Verhältnissen möglich sei; und darin sind wir denn mit dem Verf. vollkommen einverstanden, daß unter den gegenwärtigen Umständen eine große europäische Republik auf keine Weise weder zu rathen noch zu wünschen ist. Was dagegen allerdings zu wünschen bleibt, und darin sind wir wieder mit dem Doctor einverstanden, das sind an der Stelle der alten wurmstichigen Throne mit dem göttlichen Recht vernünftige Constitutionen, durch die dem einzelnen Individuum das Leben, dem Regenten und der Regierung das Regieren erleichtert wird. Schon vor 40 Jahren sagte Wieland, den doch wahrlich nur der Aberwitz für einen Revolutionnair erklären könnte: „Despotismus ist eine barbarische Regierungsform, welche, um lange bestehen zu können, Umstände und Bedingungen voraussetzt, die bei den aufgehelltern Nationen Europas nicht mehr denkbar sind. Das wohlthätige Licht, das sich immer weiter über diesen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falschen Staatskunst bis in seine geheimsten Höhlen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker sowol als die Regenten immer besser und gründlicher, jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten, diese hingegen umgekehrt über die so oft überschrittenen Schranken ihrer Rechte und die so oft vergessene Größe ihrer Pflichten belehren. Wir werden einsehen lernen, daß nur ein Blödsinniger sich zumuthen läßt, Gold für gelbe Blätter hinzugeben und sich vor Blitzen von Bärlappenstaub zu fürchten; daß nur Schafe einem Herrn unterthänig sind, der sie blos darum weiden läßt, um sie zu scheren und, sobald es ihm einfällt oder gelegen ist, abzuschlachten, und daß es nur an ihnen liegt, Spinnefäden, die sie in einer seltsamen Verblendung für unzerreißliche Stricke halten, für Spinnefäden zu erkennen. Auf der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die dessen bedürfen, die Augen öffnen und sie aus der traumähnlichen Täuschung erwecken, worin die Meisten von ihnen ihr eignes wahres Interesse von jeher so sehr verkannt haben. Aus innerster Ueberzeugung, daß es für die Inhaber der obersten Staatsgewalt unendliche Mal besser ist, über freie, thätige und glückliche Menschen, als über thierische, muthlose, langsam verhungernde Sklaven, besser, über volkreichblühende und überall durch die Wirkungen des Fleißes, der Betriebsamkeit, der Künste und des Reichthums verschönerte Länder, als über armselige Hütten und verwildernde Einöden zu regieren, werden sie sich willig der verhaßten Macht, gegen ihre Absicht Unheil anzurichten,

entäußern, um desto unbeschränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem sie sich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geschweige einem Menschen zukommen kann, begeben, werden sie, aus innerer Ueberzeugung, nichts zu verlieren, aber wol sehr viel zu gewinnen glauben".

3. Von Hrn. Dr. Rosen haben wir unsern Lesern wenig zu berichten. Er spricht „manch gewichtiges Wort" von Deutschthum und Franzosenthum, citirt Jahn und Arndt und Rotteck und beschwört die Geister der Gefallenen von Leipzig und „Schönenbund" (?), um uns zu beweisen, daß Deutschland vor Allem einig sein und demnächst Preußen, mit seiner liberalen Censur, seiner liberalen Polizei und Politik, seiner liberalen Militairmacht und Cabinetsjustiz und seinem liberalen Douanensysteme als Vorbild anerkennen müsse. „Leider hat ein enges politisches und Verwandtschaftsband Preußen in neuerer Zeit bestimmt, dem Organe der öffentlichen Meinung Fesseln anzulegen oder dasselbe nur schwach und behutsam hervortreten zu lassen. Aber es bedarf wol keiner weitern Auseinandersetzung, daß ein Staat wie der preußische vor allen andern geschaffen ist, als Vertreter der liberalen Ideen sich darzustellen; dies kann aber nur dann geschehen, wenn er selbst oder vielmehr seine Leiter diesen liberalen Ideen huldigen und sie im Leben einzuführen suchen. Preußen muß daher die Aengstlichkeit wegwerfen, die nur kleinlichen, hasenherzigen Seelen eigen ist; es muß mit Kraft und Nachdruck, entschiedener als es leider bisher geschehen ist! die Sache der gesetzmäßigen Freiheit vertheidigen und unterstützen, dann werden die meisten deutschen Staaten sich ihm anschließen, und so wird, vielleicht auch erst in spätern Jahren, aus dem vielherrigen Deutschland ein Reich entstehen, kräftig nach Innen und Außen, geachtet und gefürchtet von seinen Nachbarn, der Mittelpunkt aller Wissenschaft und Kunst". Ob diese Prophezeihung eintreffen wird, müssen wir natürlich, wie der Verf., der Zukunft überlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, aus authentischen Quellen, durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, übersetzt und mit fortlaufenden historischen, archäologischen und andern nöthigen Bemerkungen versehen von C. M. Eisenschmid. Erster Band. Neustadt a. d. O., Wagner. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Herausgeber vorliegenden, in seinem 1. Bande erschienenen und 2 Bände — nach der Bestimmung — umfassenden Werkes ist der bekannte, vor einigen Jahren von der römisch-katholischen Kirche zur protestantischen übergetretene Prof. Eisenschmid, jetzt in Schweinfurt. Schon auf manche Weise hat er seitdem in Schriften das Wesen der römisch-päpstlichen Kirche in ein helleres Licht zu setzen versucht und auch das vorliegende Werk hat im Allgemeinen die nämliche Tendenz und Bestimmung. Er spricht sich darüber in der lesenswerthen Vorrede ausführlicher aus. Indem er das römisch-päpstliche System, wie sich dasselbe in Bullen ausgeprägt hat und, der sich erst bildenden katholischen Kirche gegenüber, auch noch heutzutage sich geltendmacht, durch Auszüge daraus darzustellen bemüht ist, will er „die redlichen Katholiken aufmerksam machen, wohin das päpstliche Interesse führe und welche Folgen das Dogma nach sich ziehe: es sei das sichtbare Oberhaupt in der Kirche nöthig, um den Glauben rein zu erhalten" (S. XIII); er will in diesem „Bullarium" eine Warnungstafel für die Katholiken aufstellen, „damit sie das Glück der evangelischen Freiheit und des reinen Lichts der Wahrheit auch immerdar schätzen und sich nicht wieder fangen lassen unter dem alten Joche, das sie und ihre Väter mit Unwillen getragen" (S. XV), und er richtet es besonders auch „gegen die jesuitische Schalkheit Derer, die der katholischen Kirche eine freundlichere Gestalt geben, um die Unwissenden zu täuschen, sowie gegen Die, welche alle historische Wahrheit in der Geschichte der Päpste verdrehen und den Protestanten vorwerfen, daß sie die Wahrheit verleugnen und die katholische Kirche in ihren Oberhäuptern brandmarken" (S. XII). Man sieht schon hieraus deutlich genug, daß der Verf. auch in diesem Werke gegen Romanismus und Papismus und für eine, nothwendig nach dem Sinne Jesu zu gestaltende, sichtbare allgemeine katholische Kirche kämpft, und — wer wollte leugnen, daß er nicht mit den geeignetsten Waffen dagegen kämpfe, die es nur gibt? Auch für die Protestanten ist dieses „Bullarium", nach des Verf. Absicht, von höchster Bedeutung. Sie sollen dadurch (nach S. XV) „nicht zur Unduldsamkeit und Lieblosigkeit gegen ihre Mitbrüder, die helldenkenden Katholiken, sondern zur Vorsicht und Wachsamkeit gegen Jesuiten und römelnde Katholiken und zur Beharrlichkeit an der Lehre des Evangeliums mit aller Freiheit und Unerschrockenheit aufgemuntert werden", und die Thatsachen der Geschichte sind es, die sie beherzigen sollen! Denn des authentischen Ansehens für historische Zeugnisse entbehren die hier gegebenen Auszüge aus dem römischen Bullarium durchaus nicht, und eben darin liegt auch das für das Papstthum so Gefährliche dieses Kampfes. Der Herausgeber hat das Werk nur auf 2 Bände beschränkt und also viele Bullen dabei gar nicht berücksichtigt. Indeß bestätigt das mit weiser Auswahl gegebene Vorliegende, um nur nach dem 1. Bande zu urtheilen — es hinreichend, daß „der römische Hof in seinen Gesinnungen durch und durch einen schneidenden Contrast gegen die Gesinnungen Jesu bilde" (S. XVII). In den Noten hat der Verf. nicht die Gelehrten allein ins Auge gefaßt, sondern größtentheils das Bedürfniß gebildeter Laien berücksichtigt, und das ist auch gewiß durchaus zweckmäßig. Uebrigens umfaßt der vorliegende 1. Band die päpstlichen Bullen aus den Jahren 453—1535 (von Leo I. bis Paul III.).

Wir haben nicht für nöthig gehalten, hier in das Einzelne des vorliegenden Werkes weiter einzugehen, vielmehr nur besonders auf den Zweck und die Tendenz desselben, *in allgemeinerer Beziehung*, aufmerksam machen wollen. Möge es namentlich für die Katholiken seinen Zweck erreichen und zum Segen für wahren Katholicismus und wahres Christenthum gedeihen! Dem 2. Bande sehen wir mit Sehnsucht entgegen.

29.

Notizen.

Schnupftuchwerfen.

Hiermit bezeichnet keineswegs der Sultan die Odalisken, die er zu seiner Gunst auserwählt hat, sondern die Sultanin Mutter führt ihm jedesmal die Odaliske zu, wie Hoffmann in der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie" (Sect. II, Th. II, S. 406) auseinandergesetzt hat. Derselbe bemerkt ferner, daß der Sultan sonst sehr leicht hätte eine unrechte treffen können. Ehe wäre das Verfahren Johanns von Leyden, des wiedertäuferischen Königs in Münster, anzurathen, der durch ein Stäbchen auf einer Tafel, welche die Namen sämmtlicher Frauen enthielt, die jedesmalige Bettgenossin andeutete.

Blumensprache.

Diese, häufig als Sprache großer Zärtlichkeit bezeichnete Art der Mittheilung hat in einer sehr unedeln Liebe, nämlich in der lesbischen Liebe der Weiber im Harem des Obersten der Verschnittenen ihren Ursprung. Die Blumensprache wird innerhalb des Harems von den Bewohnerinnen zu gegenseitigen Galanterien benutzt, aber nicht, wie Lady Montague verbreitet hat, zu geheimen Billetsdoux für Männer außerhalb des Harems, insofern die Bedeutung der Blumen und Fruchtgewinde allgemein bekannt ist und also die sträfliche Neigung sofort errathen werden könnte. (Hammer, „Ueber die osmanische Staatsverfassung", Th. II, S. 67.)

115.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1831.

Todtenkränze, von J. C. v. Zedlitz.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Wol liegt in jeder Größe ein Frevel an der Gebrechlichkeit menschlicher Natur, ein Ueberfliegen der engbegrenzten Menschheitschranken, innerhalb welcher das Glück verstreut ist, freilich auch nur für Den, welcher es findet. Jeder Frevel rächt sich, und noch war kein Held, der nicht für seine Größe gebüßt, der nicht der Welt, deren ruhigen Bestand er aus den Angeln zu heben drohte, den schuldigen Tribut bezahlt hätte. Daher ist Schmerz und Leiden nothwendig im Leben der Helden. Und doch — wie erhaben-verworren ist das Leben — doch würde die Welt ohne die Aufregung, in die der Heldenfrevel überfliegender Natur sie versetzt, in Mittelmäßigkeit verkommen und im Stillstand untergehen. Der Dichter aber, der die Kränze der Nachwelt um die Häupter der Helden schlingt, wird gerade das unglückseligste, das schmerzlichstbewegte Leben durch Ruhm entschädigen und jedes Lebensglück, das dem Helden lächelte, seinem Ruhme entziehen. Dem Dichter der „Todtenkränze" soll hiermit durchaus nichts Neues gesagt sein; er selbst hat Das, worauf es ankommt (S. 125), ausgesprochen. Nur die Nothwendigkeit sollte dargethan werden, auf dieser Basis das Gedicht zu erbauen und jenen unseligen Dualismus daraus zu verbannen, der es von innenheraus zerstört. Dies gilt mehr oder weniger von allen Gestalten des Gedichts mit Ausnahme des Tasso, auf den ich sogleich zurückkomme.

Meisterhaft und von charakteristischer Wirkung sind die Naturschilderungen, welche die Gemälde der Helden einfassen, indem sie die in diesen vorherrschende Stimmung vorbereitet: die schwüle Glut Italiens in Tasso's, die düstere Einsamkeit von Schottlands Felsenküsten in Byron's Seele. In Hinsicht auf Vers und Sprache ist Vollendetes geleistet. Die Canzone, mit dieser Freiheit behandelt, ist ein wahrer Gewinn für deutsche Poesie, und die Sprache, in ihrer ernsten, schweigsamen Kürze der Dante'schen Diction glücklich nachgebildet, ist so glänzend als scharf ausgeprägt wie Goldlettern auf Marmor. Zedlitz gehört zu Deutschlands sprachmächtigsten Dichtern.

Bei der Darstellung Wallenstein's war es zunächst unpassend, die wirkliche Leiche zur Schau zu stellen (S. 12). Hamlet nimmt auf dem Kirchhofe einen Schädel auf und, von dem häßlichen Gedanken überrascht, ob Alexanders Schädel wol auch so aussehe und so rieche, wirft er ihn schauernd wieder zur Erde. Aber auch, was in den folgenden Canzonen von Wallenstein's Ruhm und Glanz gesagt wird, ist nur ein schwacher Schein des gewaltigen Schicksalsbildes, das die Selbstbuße des Heldenthums, von der eben gesprochen wurde, in allen innern und äußern Bezügen durchführt. Der Dichter mußte in diesem Kampf mit unserer Phantasie unterliegen, in der Schiller's Gedicht so riesengroß dasteht. Ebenso unglücklich ringt er mit unserer Erinnerung an Shakspeare. „Romeo und Julia" ist eine der vielen Liebessagen, die in dem blütenvollen Italien im Gedächtniß der Menschen fortleben; Verona allein ist überreich an solchen Kunden. Shakspeare adelte sie durch seine Poesie. Da nun Romeos und Julias Liebe der Phantasie, wenn auch nicht ihr Dasein, doch ihr Leben verdanken, so blieb unserm Dichter nur eine kärgliche Nachlese und, trotz des schönen Einganges (S. 46), worin das tragische Verhängniß angedeutet wird, das über dieser plötzlichen Liebe waltet, vermag er es kaum, uns an alle die lebenvollen Scenen der Shakspeare'schen Tragödie auch nur zu erinnern. Die Wahl des Stoffes war verfehlt. Desto unabhängiger von Göthe's Drama ist Z. in seinem Denkmal des Tasso. Göthe hat Tasso's Eigenthümlichkeit zu einer Darstellung des Dichters überhaupt im Kampfe mit der Welt verallgemeinert; er hat die Härten von Tasso's Schicksal abgeschliffen, Alfonso's starren Sinn gemildert und viele der Leiden, die ihn wirklich betroffen haben, in sein inneres Seelenleben verlegt. Z. führt uns den geschichtlichen Tasso vor in der herben Größe seines Geschickes (S. 60—76). Der Knabe, der, schon früh aus der Heimath verbannt, in der Fremde umirrt und, vorgereift, Männerschmerz im Kinderbusen trägt; die plötzlich aufgeblühte Knospe der Poesie in dem liebeseligen Jüngling; die verderbliche Gunst des Hofes, die er eben seinem Dichterruhm zu danken hat; die Liebe zur Prinzessin, die arge Tücke des Herzogs, das lange Kerkerleben, der vorgegebene Wahnsinn, der fast zum wirklichen wird; der Tag der Befreiung, den der freie Geist in einem siechen Leibe begrüßt; die Reise nach Sorrent; die alte Unruhe, die ihn wieder den Schwesterarmen entführt; der Jubel Italiens, der ihn trägt, und endlich der Zug

der ihn zur Krönung auf dem Capitol geleiten will und ihn todt findet an den Stufen von San Onufrio: — alle diese Elemente sind zu einem Bilde von ergreifender Wahrheit geworden. Hier steht der Dichter nicht blos in der Begeisterung, sondern auch in der Darstellung auf der Höhe seiner Aufgabe; hier verstummt das Schemen vor dem großen Schmerze, in dem Tasso's Leben austönt. Ueber Lord Byron, das Gegenbild zu Tasso, finden sich geistreiche Andeutungen (S. 80 u. 81); aber dabei bleibt es auch, und sein interessantes Leben, das einer schottischen Ballade gleicht, zieht spurlos an uns vorüber.

Am größten war die Aufgabe für das Grab von St.-Helena, und am unbefriedigendsten ist sie gelöst. Der Sarg auf dem Felsen, der vom Blitz getroffene Lorberbaum daneben, der gebleichte Purpurmantel und die zerbrochenen Kronen bilden für das Gedicht doch nur eine interessante Decoration, die auf dem Gemälde des Horace Vernet einen vortrefflichen Eindruck hervorbringen mag. Die Malerei muß durch solche symbolische Zeichenschrift reden; aber, auf die Poesie übertragen, erscheint sie arm und kalt wie jede Allegorie. Die Geschichte hat großartiger gedichtet. In dem höchsten und einsamsten Felsenthale der Insel liegt Napoleons Grab, das er sich selbst gewählt hat. Ein platter Sandstein, roh mit Marmor eingefaßt, deckt seinen Leib. Daneben rieselt seine Quelle. Vier Trauerweiden, von den Gefährten seines Bannes gepflanzt, beschatten den Stein. Die hohen Felsenwände wehren wohlthätig dem Sturm, der sich an den Häuptern bricht und der Aussicht nach dem nahen Longwood, dem Kerker des Kaisers. Der einfache Grabstein ist ohne Inschrift. Welch ein Verstummen! Nie ist ein Held erhabener geehrt worden. Attila's und Alarich's Gräber sind nur das Lallen einer rohen Erhabenheit. Stört ihn nicht auf aus dieser Grabesruhe von St.-Helena! Bringt ihn nicht nach dem geräuschvollen Paris, um ihn auf dem Platz Vendôme unter der Säule zu begraben, auf der sein Ruhm eingegraben ist. Sein Ruhm erdrückte ihn, als er lebte. Sei ihm die Erde leicht! Jedes Mal, wenn ich ein Urtheil über Napoleon lese, frage ich mich unwillkürlich, um es mit dem rechten Riesenmaße zu messen, wie es sich wol als Inschrift auf dem leeren Grabstein des Kaisers ausnehmen würde. Was würde aber der Wanderer von Gateshill dazu sagen, wenn er die Rednerfloskel verzeichnet läse:

> Verlassen liegst Du hier, einsam, begraben,
> Kein Auge weint. Soll nichts geliebt Dich haben?

Würde er nicht schweigend auf die 4 Thränenweiden hinzeigen und auf die Trümmer von Bertrand's Wohnung? Man kann einem Urtheil über Napoleon den Jahrgang abschmecken, in dem es geboren wurde. Das Zedlitz'sche ist von der edelsten Sorte des Jahrgangs 1815. Er ereifert sich noch über den Wust von Caricaturen und Schmähschriften, die gegen den gefallenen Kaiser erschienen; er hat gegen ihn in Waffen gestanden und ist erfüllt von dem frommen Gefühle, dem edelsten, welches ein unverhofft schnelles, ungeheures Gelingen einflößen kann, daß sein Sturz nicht Menschenwerk, sondern Gottes Finger sei:

> Wir aber prahlen nun mit seinem Ende!

Dadurch wird aber dem Dichter die geschichtliche Gestalt des Kaisers gänzlich entrückt; denn man kann doch nicht füglich von ihm sagen, daß er ein Wetter war, die Welt zu reinigen. Solch eine Elementarkraft war Etzel, die Gottesgeißel, aber nicht der Held des 19. Jahrhunderts.

Neu hinzugekommen bei dieser zweiten Auflage ist Joseph's und Canning's Denkmal. Dem erstern fehlt es an physiognomischem Ausdruck. Von Canning wird ein schönes Wort gesagt:

> Er kam gesendet, und gerufen kehrte
> Er wieder heimwärts zu den Sternenhallen.

Wer stimmte nicht von ganzem Herzen in Canning's begeistertes Lob ein? Und ist es nicht eben *seine* unsichtbare, unwillig zugestandene Gewalt über die Geister, die es möglich macht, daß dies Lob jetzt schon von den Ufern der Donau ertönen darf?

> Unlösbar steht sein Zauber — *denn sie haben*
> Das Siegel mit dem *Zauberer* begraben!

M. Veit.

Deutsche Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 162.)

4. Der Pastor Primarius von Hameln, der uns die Frage beantwortet: „Was wir wünschen?" ist gewiß ein strenggrechlicher und wahrscheinlich ein sehr ehrwürdiger Mann. Wir müssen dieses Geständniß vorausschicken, weil wir demselben *sogleich* das zweite folgen lassen, daß nichts in der Welt uns *lächerlicher* erscheint als ein Pastor Primarius, der mit *seiner christlichen* Liebe und Demuth über Politik spricht. Die *Regierung*, die Verwaltung von Hanover ist ganz vortrefflich. „Ich fodere Alle auf, dies Bekenntniß mit mir vor Gott und aller Welt abzulegen, daß unsere Regierung gerade durch den guten Willen am herrlichsten glänzt". Aber nun lehnen sich Leute gegen diese vortreffliche Regierung auf und, sollte man es für möglich halten, diese sind auch ganz vortrefflich und glänzen gleichfalls gerade durch den guten Willen am herrlichsten. „Wir halten uns überzeugt, daß die Männer, welche mit ihrem oder gegen ihren Willen in den Plan, Verbesserungen zu erzwingen, verwickelt wurden, von den besten Absichten beseelt waren. Namentlich würden wir uns für ein Paar Freunde verbürgen, die wir genau zu kennen glauben". Und wer sind diese Freunde? Dr. König von Osterode, der als Verfasser der „Anklage des Ministeriums Münster" bezeichnet wird, und Dr. Laubinger, Beide in diesem Augenblicke des Hochverrathes angeklagt im Kerker. Guter Pastor Primarius, sehr ehrenwerth ist es, seine Freunde auch in der Noth nicht zu verlassen, aber in einer Zeit, wo die Parteien, von Kopf bis zu Fuß gerüstet, einander gegenüberstehen, ist es weder klug, sich in die Mitte zu werfen und unter den Schwertstreichen versöhnende Reden zu halten, noch wird es einem von irgend Jemand gedankt. Da heißt es: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Niemand hört auf den unberufenen Prediger, und er kann von Glück sagen, wenn er nur unsanft bei Seite geschoben wird. Die Liebe, deren wir jetzt in der Politik bedürfen, ist eine andere als die weibische des Duldens und Zusehens und Zuredens; es ist die feurige Liebe der That, der Aufopferung, und nur Männerherzen sind dieser fähig, nicht „alte Weiber beiderlei Geschlechts".

5. „Wenn in bewegten Zeiten, wie die gegenwärtigen, Wünsche sich kundgeben, Beschwerden und Ansprüche erhoben werden, die früher nicht empfunden und nicht gekannt waren, so ist die Ursache davon mehr in den neu aufkommenden, mitunter irr-

geleiteten Ansichten, als in dem wahren Bedürfnisse der Völker zu suchen". Von diesem Grundsatze gehen die „Vorschläge zu einer Verfassungsurkunde" aus, die dem Königreiche Hanover vorgelegt werden. Der Widerspruch, der darin liegt, die Beschwerden eines Volkes für ungegründet zu erklären und dennoch Vorschläge zu ihrer Abhülfe zu machen, bezeichnet den Standpunkt des Verf. besser als die gelehrteste Controverse, in die wir uns mit ihm einlassen könnten. Wir begnügen uns daher, mit Uebergehung aller Gemeinplätze, einige Eigenthümlichkeiten der vorgeschlagenen Verfassungsurkunde herauszuheben. Art. 11: „Der für den König, die königliche Familie und die Hofhaltung erfoderliche jährliche Bedarf wird von denjenigen Domainen bezogen, welche zu diesem Zweck ausgesetzt und für immer zum Fideicommißvermögen der Krone bestimmt werden sollen" — beruht auf der sonderbaren Vorstellung, die freilich auch in manchen andern nicht blos vorgeschlagenen Verfassungsurkunden spukt, daß nicht die Menschen, die Bewohner eines Staates diesen bilden, sondern die Aecker und Grundstücke, was ungefähr dasselbe ist, als wenn man behaupten wollte, der Landbau würde nicht zum Besten der Bevölkerung, die sich durch seine Producte ernährt, sondern der Felder getrieben. Sowie man den Grund und Boden für den Staat erklärt, ist es vollkommen folgerichtig, den König, das Haupt des Staats, zum größten Grundeigenthümer zu machen; wenn man nicht etwa umgekehrt den größten Grundeigenthümer zum König machen will. Ebenso folgerichtig ist es, alle politischen Rechte nur von dem Grundeigenthume abhängen zu lassen; daher können wir es, den Vordersatz einmal zugegeben, nicht tadeln, wenn, nach Art. 38, 40, 43, mit Ausnahme eines Deputirten der Universität Göttingen, nur Grundeigenthümer zu Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlungen gewählt werden sollen. Da der Staat nur ein größeres Bauern- oder Rittergut ist, so versteht es sich von selbst, daß der Bauer und der Edelmann die Interessen desselben am besten zu berathen weiß; die Interessen der Häuser werden durch die Besitzer, die angesessenen Bürger, vertreten. Um es zu verhüten, daß bei dem unschätzbaren Werthe des Grundeigenthumes sich nicht Unberufene, etwa gar Gelehrte oder überhaupt wissenschaftlich Gebildete, zu dem Erwerb drängen, verfügt ein besonderer Artikel (Art. 30): „Jedem Eigenthümer eines Gutes, Hofes oder Grundstückes (z. B. einer Ziegelscheune) steht frei, durch Errichtung von Fideicommissen selbige seiner Familie und seiner Nachkommenschaft (auf ewige Zeiten) zu erhalten, jedoch unter Beobachtung der deshalb gesetzlich festzustellenden Bedingungen". Daß mit einer Aufhebung der Leibeigenschaft den Grundeigenthümern in Hanover wenig gedient sein kann, finden wir sehr begreiflich; das Wort ließ sich zwar gegen die „neu aufkommenden Ansichten" nicht länger halten, aber die Sache sehen wir durch die Art. 28 u. 29 glücklich in die Verfassungsurkunde mit eingeschwärzt. Der alte Spruch: Rustica gens optima flens, pessima ridens, ist, wie man sieht, da und dort noch nicht vergessen.

6. Verzeihen möge es uns Schill's Heldengeist, daß wir seinen Namen in diese Gesellschaft einführen. Das Tagebuch über seinen Zug nach Stralsund, aus der Feder eines Mannes, der sich von allen Einzelheiten dieses kühnen Abenteuers genau unterrichtet zeigt, haben wir mit Freude und mit Schmerz gelesen. An Helden hat es Deutschland nie, selbst in jener ruhmlosen Zeit nicht, gefehlt; aber kein einzelner Heldengeist und keine Heldenschar vermag es, die starre leblose Masse in Bewegung zu setzen. Von Grund auf, mit schneidendem Eisen muß sie aufgewühlt werden; jeder Einzelne im Volke muß sich gedrückt, gekränkt fühlen, ehe das Volk sich regt, ehe es auch nur einen Schritt thut, um sich Luft zu machen. Wie wenig die Rede und selbst die That des Einzelnen wirkt, hat Schill's Unglück bewiesen. Er rechnete auf Einverständnisse in den ehemaligen preußischen und hessischen Provinzen, aus denen Napoleon sein Königreich Westfalen gebildet hatte; aber schon in Bernburg, noch nicht 8 Tage nach seinem Aufbruch von Berlin, sah er sich enttäuscht. „Das Volk ist nicht so enthusiastisch", sagte er in dem Kriegsrathe, den er (4. Mai 1809) hielt, „als es mir geschildert worden. Tausende, glaubte ich, würden mir folgen, die Ausbeute dieser Tage sind 20 elende Vagabonden". Er rieth deshalb, „über die Elbe zurückzugehen, sich mit den Oestreichern zu verbinden und so lange zu laviren, bis günstigere Umstände einträten". Aber unter seinen Begleitern waren Köpfe und Herzen, die noch feuriger glühten als er selbst; Lieutenant Stock, der bei Dodendorf blieb, entgegnete: „Als General in gewöhnlichen Fällen würde ich den Vorschlag unsers Chefs, hinter die Elbe zurückzugehen, vollkommen genehmigen. Wir aber sind in einer ganz verschiedenen Lage; wir haben ein ungeheueres Unternehmen begonnen, die Augen der Welt sind auf uns gerichtet; wir können daher unsere Operationen mit keiner Retraite eröffnen, ohne das allgemeine Vertrauen zu schwächen. Wir müssen vorwärts nach Westfalen, dem Volke Gelegenheit geben, das Joch, das uns drückt, abzuschütteln; macht es mit uns nicht gemeinschaftliche Sache, zieht es den Druck der Freiheit vor, dann haben wir das Unserige gethan, und uns bleibt nichts übrig, als so groß zu enden, wie wir angefangen!" Und so haben die wackern Männer, die diesem Rufe folgten, geendigt; in späten Jahren wird ihr Name noch mit Ehrfurcht genannt werden; möge es nicht nöthig werden, daß er zu gleich ernster Nacheiferung auffodere. Verloren soll ihr Beispiel deshalb nicht gehen; denn nicht auf dem Schlachtfelde allein kann man Beispiele heldenmüthiger Aufopferung nachahmen. In jedem Verhältnisse, in jeder Lage des Lebens bieten sich Gelegenheiten zu edler Selbstverleugnung, zu der Aufopferung kleiner Interessen für eine große Sache. In dem engsten Kreise findet sich Raum genug, um eine große Seele zu bewähren.

7. Ob die Herren Nürnberger freilich dieser Ansicht beistimmen werden, können wir nicht sagen. Ihnen scheint, wenn wir anders nicht falsch berichtet sind, die Ehre nicht in dem innern Bewußtsein des eignen Werthes, sondern in der guten Meinung der Leute zu liegen. Kaspar Hauser, der unglückliche Findling und Pflegling der Stadt Nürnberg, hat in ganz Deutschland ein so mächtiges Interesse erregt, daß man selbst über den großen Welterignissen, die seit einem Jahre sich drängen, ihn kaum vergessen hat. Welche abenteuerliche Hypothesen sind nicht über das Wunderkind gehäuft worden, z. Th. so tolle, daß wir sie in diesen Bl. kaum zu wiederholen wagen. Was würde man nun wol dazu sagen, wenn man hörte, daß der gute Hauser weder ein ungarischer Graf, noch ein — er Prinz, noch, wie ein preußischer Polizeibeamter vermuthete, ein schlauer Betrüger, sondern ein einfaches, unschuldiges nürnberger Kind sei? Uns ist die Sache erzählt worden mit dem Beisatz, der actenmäßige Beweis sei von einem nürnberger Buchhändler bereits zur Herausgabe bestimmt gewesen, diese aber durch Verwendung des Magistrats verhindert worden. Wir glauben, in dem Interesse dieser Behörde, eine Behauptung, die vielleicht unbegründet sein mag, aber bei mündlicher Verbreitung nie widerlegt werden kann, zur öffentlichen Kenntniß bringen zu müssen. Zeigte sich die Erzählung, die uns allerdings etwas mehr als ein bloßes Gerücht zu sein scheint, begründet, so wäre freilich das Ridicule, das auf den Pflegern des guten Kaspar Hauser haftete, unauslöschlich. Die „wichtigen Actenstücke", die 2 ärztliche Gutachten über den physischen Zustand Hauser's enthalten, entscheiden, unserer Meinung nach, wenig oder nichts. Vielleicht wäre es aus politischen Rücksichten sogar zu wünschen, daß das Geheimniß, welches uns Alle so lange in gespannter Erwartung gehalten hat, in dem angedeuteten Sinne aufgeklärt würde; denn um einen Menschen in die beste Laune zu versetzen, darf man ihn nur zu einem recht herzlichen Ausbruch des Lachens bringen; und wie müßte ganz Deutschland lachen, wenn Kaspar Hauser nach langem Forschen im Osten und im Westen sich als ein ehrlicher nürnberger Pfefferkuchenbäcker oder Pfefferkuchenbäckers Sohn auswiese! 74.

Los bandos de Castilla ó el caballero del Cisne, novela española original, por D. *Ramon Lopez Soler*. Mit Kupfern. 3 Bändchen. Valencia, 1830.

Wer sollte glauben, daß man in dem ganz von uns abgeschnittenen Spanien daran denkt, Walter Scott nachzuahmen und die Nationalgeschichte des Mittelalters romantisch zu bearbeiten, wie man in andern Ländern thut? Wird die Censur oder Inquisition so etwas erlauben und darin nicht eine gefährliche Neuerung der französischen Philosophen oder der englischen Ketzer erblicken? Ketten sich nicht alle Neuerungen aneinander, und läuft die heilige Inquisition, oder was für ein heil. Gericht jetzt besteht, nicht Gefahr, dereinst einzustürzen, wenn man nur einer einzigen Neuerung erlaubt, über die Grenze zu schreiten? Wäre es nicht möglich, Spanien so luftdicht zu schließen, daß, auch nicht ein Gedanke aus dem nördlichen Europa in die spanische Halbinsel hineinkomme, sondern Alles hübsch so stehen bleibe, wie es im 16. oder spätestens im 17. Jahrhunderte war? Die besten Regierungen, z. B. die spanische oder die Don Miguels handeln wahrlich nicht ganz consequent; wäre ich Großinquisitor, nicht ein einziges Buch sollte ins Land hinein; wer weiß, was für Gedanken sich unter Walter Scott's Firma einschleichen und bei den getreuen Spaniern den blinden Gehorsam verscheuchen können?

Es gibt aber heutzutage keinen heiligen Eifer mehr. Sogar die strengsten Hüter des Bestehenden lassen sich einschläfern, und weil der Verfasser Walter Scott heißt, lassen sie ihn durchpassiren, ergötzen sich sogar an demselben; die Scheere oder die zum Streichen erschaffene Feder sinkt ihnen aus den Händen, und weg ist die allgemeine Furcht vor dem Großinquisitor!

Genug, Walter Scott fängt auch an in Spanien sogar Leser und Bewunderer zu finden, und ein Don Ramon Lopez Soler wagt es, ihm nachzuahmen. Dieser Verfasser soll ein Schüler Moratin's sein, hatte aber bis jetzt noch nichts geliefert als ein Leichencarmen. Da es in Spanien so wenig Vorfälle gibt, woran sich Dichter üben könnten, so hatten mehre derselben ihre Trauer über den Tod der Herzogin v. Frias, die der Dichtkunst und den armen Dichtern hold gewesen war, in Versen ausgedrückt. Zu dieser Zahl gehörte auch Don Ramon Lopez Soler; seine Octavas stehen in der Sammlung „Corona funebre“ oder Leichenkrone, welche besagte Dichter zusammengeflochten hatten, deren Ruf aber nicht über die Pyrenäen erschollen ist.

In dem jetzigen erbärmlichen Zustande der spanischen Literatur ist ein Romandichter eine neue Erscheinung; seit Montengon soll kein Schriftsteller sich in diesem Fache versucht haben. Die traurige Wirklichkeit ist freilich nicht geeignet, den Aufschwung der Phantasie zu befördern; sie muß wie Blei an dem Dichtergeist hangen und ihn daniederdrücken. Es ist also eine muthige Handlung von Seiten Don Ramon Lopez Soler's, daß er es wagt, sich aus der armseligen jetzigen Zeit herauszu-, und in eine alte freilich nicht bessere Zeit hineinzudenken, nämlich in die Regierungszeit des Königs Juan II., unter dessen schlechter Leitung des Staatsruders die Parteien den Staat verheerten und unglücklich machten durch ihre Fehden. Diese Fehden sind es, welche der spanische Romanschreiber geschildert hat, oder vielmehr hat schildern wollen. Denn man sieht es ihm bald an, daß er auf der neuen Bahn, die er sich vorgezeichnet hat, nicht sehr fest einherwandelt und sich nicht von seinem Meister Walter Scott zu entfernen wagt. Manchmal übersetzt er ihn sogar, statt ihm nachzuahmen, und schreibt ihn aus, wenn er fühlt, daß ers nicht besser oder nicht anders machen kann. Für die Spanier, die Walter Scott's Werke noch wenig kennen, mag dies sehr angenehm sein; aber auf Originalität darf Don Ramon Lopez Soler wenig Anspruch machen.

Die einzigen historischen Figuren, die der Dichter geschildert hat, sind der König Juan II. und sein Minister D. Alvaro de Luna, der bekanntlich das Schicksal mancher Günstlinge der Fürsten erlebte und eine glänzende Erhebung mit einem kläglichen Ende beschloß. Um den unruhigen Geist der damaligen Großen zu schildern und den heillosen Einfluß der Geistlichkeit und der religiösen Meinungen darzustellen, hätte der Dichter nicht in Spanien, sondern außer dem Bereiche der heil. Inquisition schreiben müssen. So Etwas läßt sich in Spanien selbst nicht ausrichten. Diese Schilderung ist daher auch schwach; man darf den Fehler aber dem Dichter nicht zurechnen; je mehr Schilderungstalent er hier würde angewandt haben, desto weniger würde man ihm verstattet haben, es zu zeigen.

Uebrigens gesteht der Verf. selbst, daß die Epoche D. Juans II. noch nicht die interessanteste aus dem spanischen Mittelalter ist, und er verspricht andere Epochen zu behandeln, besonders die Regierungen D. Alonso des Weisen oder Gelehrten, D. Pedro des Grausamen und Donna Isabellas der Katholischen. Führt er dieses Vorhaben aus, so bekommt er vielleicht auch mehr Gewandtheit im sogenannten historischen Roman und schreitet ohne die Stützen Walter Scott's voran. Alsdann verdient er einen der vielen Ritterorden zu bekommen, welche der König von Spanien zu seiner Verfügung hat. Denn gewiß gehört ein gewaltiger Muth dazu, bei dem jetzigen Zustande der Dinge und bei der schrecklichen Beschränkung der Preßfreiheit, eine Reihe von Dichtungen zu vollenden, die alle Augenblicke an die Geschichte anstoßen und einen Mönchsorden oder einen Grande der Monarchie beleidigen können; und wahrscheinlich hat D. Ramon Lopez Soler nicht Lust, sich über alle ihm gezogenen Schranken zu erheben und sich in die Presidios auf der Küste von Afrika schicken zu lassen. 109.

Notizen.

Baierischer Index prohibitorum.

Im J. 1800 schrieb Weber in seinem Werke von Injurien: „Neuerer Zeit hat man angefangen, die sämmtlichen Werke eines Verf. in folle zu verbieten, ohne die einzelnen Schriften namentlich anzugeben. Das kurfürstl. Bücher-Censur-Collegium zu München kann darin zum Muster dienen. Der „Allgemeine literar. Anzeiger“ von 1797, S. 410, liefert mit diplomatischer Richtigkeit 2 bair. Verzeichnisse verbotener Bücher, worin unter Anderm verboten werden alle Werke des Helvetius, Montesquieu, Voltaire. Eben dieses Collegium verbot auch Homer's Iliade, Virgil's Aneide und alle Kalender, die nicht die Zeichen zum Aderlassen, Haarabschneiden, Purgiren, Bäumefällen und dergl. enthalten. Die Folge davon war, daß diese Censurcommission am Ende ihre eignen Verzeichnisse verbotener Bücher selbst wieder verbieten mußte, weil das Publicum laut seinen Spott und seinen Muthwillen über die Weisheit dieser Censur trieb“. Dahin wird es wol in Baiern nach den neuesten Vorgängen nicht wieder kommen?

Die Königin-Witwe von Otaheite.

In Otaheite oder Tahiti, wie diese paradisische Insel eigentlich heißt, scheint die Civilisation sich, ungeachtet der Einführung des Christenthumes, noch auf einer erbärmlichen Stufe zu befinden. Capitain Beechey, der die Insel vor wenigen Jahren besuchte, erzählt in seiner Reisebeschreibung*) u. A.: „Bevor wir uns zum Mittagessen niedersetzten, wurde ich durch Jim den Dometscher amusirt, der mir eine Empfehlung von der Königin-Witwe brachte „und sie würde uns sehr verbunden sein durch ein wenig Rum“, dessen sie bedürfe, um eine Mahlzeit von rohen Fischen zu würzen, die sie eben gehalten habe. Wir hatten Ihre Majestät wenige Minuten vorher aus der Kajüte vermißt und sahen sie, indem wir über den Stern des Schiffes blickten, in einem Canoe ihr barbarisches Mahl verzehren“. Ein legitimes Gemüth wird nicht ohne Schaudern hören, wie nahe diese Königin der Südsee einem europäischen Bettlerweibe steht. 163.

*) Vgl. hierüber Nr. 158 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1831.

Ueber Polen.

1. Geschichte Polens unter Stanislaus August. Eine Darstellung der dreißigjährigen Anstrengungen der polnischen Nation, ihrem Vaterlande aufzuhelfen. Von Joachim Lelewel. Aus der noch ungedruckten Originalhandschrift übersetzt von A. v. Drake. Braunschweig, Vieweg. 1831. Gr. 8. 16 Gr.

2. Polen. Von Lord Brougham. Brüssel, 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

3. Polen in seiner tiefsten Erniedrigung; oder Rußlands frühere Politik in Hinsicht auf Polen. Von Hartwig Hundt-Radowsky. Stuttgart, Schweizerbart. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ganz Europa hat in gespannter Erwartung seine Augen auf den Kampf im Osten geheftet. Die Völker harren mit Ungeduld des Ausganges; denn sie fühlen, daß es auch ihre Sache gilt; daß der große Kampf zwischen den alten Gewohnheiten und den neuen Ideen, an den Ufern der Seine begonnen, an dem Niemen, der Weichsel und dem Dniester ausgekämpft wird. Die Fürsten scheinen die Entscheidung einem Gottesurtheil zu überlassen; aber sie sollten nicht vergessen, daß den Kämpfern im Gottesurtheil Sonne, Wind und Erde auf gleiche Weise getheilt sein müssen. Während den Vorkämpfern des Alten, den Hunderttausenden, die, wie in den Tagen von Thermopylä und Marathon, Asien in den Kampf stellt, jede Begünstigung widerfährt, alle Wege eröffnet, alle Bedürfnisse zugeführt werden, schließt um die Heldenschar, die, gering an Zahl, für die neue Lehre, den neuen politischen Glauben Europas streitet, der Kreis der Widerwilligen sich immer dichter, beengender. Selbst die arme Erde, auf der sie stehen, wird ihnen nicht mehr gegönnt, und die Nacht des Todes oder des Kerkers droht Jedem, der von der Uebermacht nur einen Schritt aus den Schranken gedrängt wird, welche diese doch auf allen Seiten ungestraft überschreitet.

Wenden wir von der Gegenwart unsern Blick auf die Vergangenheit zurück, so muß uns, was wir mit unsern Augen sehen, und wenn nicht durch die Theilnahme der That, doch des Herzens miterleben, noch wunderbarer erscheinen. Das Volk, welches jetzt in dem Kampfe für Freiheit voransteht, waren wir gewohnt als eine Heerde willenloser Sklaven zu betrachten, und Das, was uns aus der Geschichte desselben bekannt wurde, war wenig mehr als ein abstoßendes Gemälde der grauenvollsten und trostlosesten Anarchie, aus der, auch ohne fremde Unterdrückung, kaum ein anderer Ausgang denkbar war als zum Untergange. Als in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts mitten im Frieden ein Stück nach dem andern von Polen abgerissen und zuletzt nach kurzem aber verzweifeltem Widerstande das Ganze von den 3 Nachbarmächten, Rußland, Oestreich und Preußen, als gute Beute getheilt wurde, erhob sich daher kaum eine einzelne misbilligende Stimme, viel weniger jener allgemeine Schrei des Unwillens und der Entrüstung, den unter andern Umständen eine so widerrechtliche, verbrecherische That hervorgerufen haben würde. Daß die Sklaverei, in welcher sich allerdings die große Masse des polnischen Volkes befand, für diese selbst keine Last, sondern ein durch Gewohnheit mindestens erträglicher und durch manche Annehmlichkeiten sogar behaglicher Zustand sei, und daß die Anarchie, welche man sich mit den grellsten Farben ausmalte, zwar nach Außen wehrlos machen, aber dagegen im Innern die freieste Entwickelung der edelsten und großartigsten Seelenkräfte begünstigen könne, davon hatte man, selbst als man durch die That den Beweis in die Hand erhielt, noch keine Ahnung.

Ein zahlreiches kriegsgeübtes Heer hielt, mit der Einwilligung des schwachen Monarchen — wenn wir Stanislaus August diesen Namen geben können — Polen besetzt, als die barer Conföderation den ersten Versuch machte, das Vaterland von fremdem Joche zu befreien. Friedliche Gutsbesitzer, die den Gebrauch der Waffen höchstens auf der Jagd erlernt hatten, erhoben sich gegen eine Macht, die schon damals die erste Europas war. Sie wußten, daß von dieser Stunde an ihre Personen so wenig sicher sein würden als ihr Vermögen, daß ihre Familien, das Liebste, was der Mensch auf Erden besitzt, die Söhne dem Tode oder grausamer Verstümmelung, die Töchter der Entehrung preisgegeben wären; aber auch das theuerste und das schmerzlichste Opfer galt ihnen nicht zu hoch, wenn das Vaterland es foderte. Den glänzendsten Ruhm vor Allen erwarben in dem ungleichen Kampfe die 3 Brüder Pulawski. Ihr Vater war um grundlosen Verdachtes willen, vielleicht aus Neid, von den Häuptern des

Bundes gefangengenommen worden und starb im Kerker. Die Söhne, seiner würdig, schworen, ihn nur durch tapfere Thaten zu rächen und die Reinheit ihres Namens durch heldenmüthige Aufopferung zu bewähren. Sie sind Alle für die Sache der Freiheit gefallen. Ehre ihrem Gedächtniß! Ihnen gegenüber verdient auf der Seite der Unterdrücker, zu ewiger Schmach, zum Abscheu aller Zeiten, **ein** Name aufbehalten zu werden: General Drewitz, ein Schlesier, ein Deutscher. Seine Gefangenen wurden theils unter Martern getödtet, theils auf das schrecklichste verstümmelt, indem ihnen Nasen, Ohren und Hände abgehauen wurden. Viomenisl, ein französischer Offizier, der von dem Cabinet von Versailles den Conföderirten zugesandt worden und Drewitz in die Hände gefallen war, erzählt, wie eines Tages eine polnische Dame, mit aufgelöstem Haar, weinend und halb wahnsinnig vor Entsetzen, zu ihm gestürzt sei, seine Hülfe erfleht und ihn mit sich gerissen habe. In dem Zimmer des russischen Generals lag, auf einen Tisch gebunden, ihre Tochter. Die Adjutanten des Generals standen umher.

Durch diese Mittel wollte man, wie die hohen Mächte in ihren Proclamationen versicherten, der Anarchie in Polen ein Ende machen. Der Plan der Theilung reifte erst später. Die Ehre, ihn erfunden zu haben, gebührt dem Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen. Rußland übte in Polen unumschränkte Gewalt. Oestreich, um diese seinen Grenzen nicht zu nahe kommen zu lassen, besetzte mit seinen Truppen die benachbarten Districte, von denen früher ein Theil zu Ungarn gehört hatte. Das Gerücht vergrößerte in der Ferne Das, was wirklich geschah; und als die Nachricht nach St.-Petersburg kam, daß die Oestreicher die Festung Czenstochowa genommen hätten, sagte Katharina II. lächelnd und mit niedergeschlagenen Augen zu Heinrich: „Es scheint, daß man sich in diesem Lande nur niederzubücken braucht, um aufzunehmen, was einem beliebt". Diese Aeußerung ging nicht verloren. Noch einige ähnliche Unterredungen, und der Plan zu der ersten Theilung Polens war entworfen. Die Bedenklichkeiten, welche Friedrich II. äußerte, ein Fürst, der auch in der Politik die Gebote der Ehre anerkannte, wurden beseitigt, indem Katharina erklärte: daß sie alle Schande auf sich nehme. Maria Theresia weinte und unterzeichnete den Theilungstractat. Polen, von seinem Könige verrathen, mußte sich unterwerfen. Eine gesetzliche Anerkennung der Zerstückung, wie sie die bestehende Constitution verlangt hätte, durch den unter dem Vorsitze des Königs versammelten Reichstag erfolgte nicht. Die Gebietstheile, die auf diese Weise abgerissen wurden, kamen an Umfang mächtigen Königreichen gleich.

Noch bestand die polnische Nation nur aus einem zahlreichen und freiheitsliebenden, aber den disciplinirten Truppen der Nachbarstaaten durch regellose Tapferkeit nicht gewachsenen Adel. Dieser selbst fühlte, daß seine Kräfte zu der Erhaltung des Vaterlandes nicht hinreichend waren, und in dieser Ueberzeugung gab die polnische Aristokratie ein Beispiel, das keine andere je weder vor ihr, noch nach ihr gegeben hat. Sie beschloß, freiwillig ohne fremde Auffoderung und sogar unter Gefahr, ihren wesentlichsten Rechten zu entsagen, die Masse der Nation, um sie für die Vertheidigung ihrer Existenz zu interessiren, aus ihrer bisherigen Eigenthumslosigkeit und Rechtlosigkeit zur politischen Freiheit zu erheben und zugleich die Kraft des Staates, die unter tausend Herren zersplittert war, in der Person des Monarchen auf einen Punkt zu vereinigen. Dies geschah, unter der Genehmigung und Mitwirkung des preußischen Cabinets, in welchem endlich gerechte Besorgniß für die Zukunft erwacht war, durch die Constitution vom 3. Mai 1791. Die Männer, denen Polen die Abfassung dieses ebenso weisen und gemäßigten, als durchgreifenden Staatsgesetzes verdankt, Graf Ignaz Potocki und Hugo Kollontay, verdienen durch alle Zeiten unter den Wohlthätern der Menschheit genannt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Deutschlands Rechtspflege, wie sie ist und sein sollte. Mit besonderer Beziehung auf *die französische Justizverfassung* und die preußische *Gesetzrevision. Erster Theil:* Von den bei der Rechtspflege vorkommenden Personen. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Zu einer Zeit, wo Reformen in allen Theilen des Staatslebens bevorstehen, muß ein mit Scharfsinn und praktischem Geiste verfaßtes Werk über die Justizreformen gewiß hohes Interesse erregen, wenn es auch feststehende Meinungen einzelner Stände und verjährte Vorurtheile verletzen sollte; daher vorliegendes Werk von einer abgeschlossenen Richterkaste, von den Vertheidigern des Feudalsystems, von der Legion Derer, die in und durch die zahlreichen und **zahlenden** Auswüchse des deutschen Gerichtswesens aufgewachsen und von dem großen und wichtigen Heere der Herren Referendare und Auscultatoren eines benachbarten Staats viele Angriffe wird erfahren müssen, wogegen der Verf., als erfahrener Anwalt, an mehren Orten schon sich mit einer replica libello inserta schützt, namentlich mit der Erklärung, daß er für alle die Leute, die sich nicht überzeugen wollen, nicht schreibt.

Sehr einfach und ganz aus dem Leben gegriffen ist die Grundansicht des Verf., daß alle unsere Justizreformen bisher deshalb so mangelhaft, weil sie einestheils fast nur Flickwerk, mit Beibehaltung alter unpassender Institute, als Patrimonialgerichtsbarkeit und privilegirter Gerichtsstand, enthalten, und anderntheils, statt das praktische Leben aufzufassen, mit Idealen spielen; daher strenger Tadel des preußischen und Lob des französischen Gerichtsverfahrens, ohne bei letzterm jedoch das zwecklose Spiel mit Formen zu vertheidigen. Das große Verlangen unserer Tage nach Oeffentlichkeit findet hierbei nicht nur eine Vertheidigung, sondern selbst eine neue Begründung, denn mit schlagenden Gründen ist der Beweis geführt, daß sie die größte Stütze des monarchischen Princips abgibt, dessen Grundlage Gerechtigkeit ist, die ohne Controle der Behörden durch Oeffentlichkeit nie **vollständig** zu erlangen, daher die wahren Feinde jenes heilsamen Princips, Aristokratie und Hierarchie, auch ihr entgegenarbeiten.

Soll demnach eine Justizreform wahrhaft segensreich und nicht blos auf die momentanen Bestrebungen berechnet sein, so muß, außer Vermeidung jener Mängel, auch noch die Moralität und der Wohlstand des Volks und dessen dringendsten Wünsche beobachtet werden. Weshalb ein praktisches Moralprincip allen Reformen zum Grunde zu legen, jeder Widerstreit zwischen Moral und Recht zu heben, wohin besonders der große Formalitätenkram, Exemptionen und eine Menge gesetzlicher Ein-

richtungen, die unmoralische Beispiele geben, gehören, und die Ehrliebe aller bei der Rechtspflege betheiligten Personen zu steigern ist, wozu die Oeffentlichkeit ebenfalls das beste Mittel abgibt. Die hauptsächlichsten Wünsche des Volkes aber sind fast überall auf Abschaffung von drückenden, widersinnigen und zweckwidrigen Einrichtungen, wie Stempel- und Succumbenzgelder und Verbesserungen anderer, wie des Executionsverfahrens und des ganzen Hypothekenwesens, was überall mangelhaft, gerichtet.

Außer diesen nothwendigen Erfodernissen muß bei einer neuen Gerichtsverfassung besonders das Mittel, durch welches sie in das Leben tritt, das Personal, betrachtet werden, dem unser scharfsinniger Verf. diesen 1. Theil widmet und zuvörderst von der Ausbildung desselben spricht. Schon unsere gewöhnliche Art der Universitätsbildung findet er mangelhaft und ohne praktischen Sinn, wo wir dann leider nicht widersprechen können und den Grund darin suchen, daß dem akademischen Lehrer das Leben oft zu fern liegt. Um so nöthiger aber ist es, nach der Universität einen richtigen Weg der praktischen Ausbildung einzuschlagen; häufig wird deshalb eine Anstellung als Actuarius, Gerichtsschreiber u. dergl. vorgeschlagen und angewendet, wodurch aber nur Routiniers gebildet werden. Noch schlechter aber ist das Referendar- und Auscultatorenwesen, was in Preußen seine höchste Ausbildung erhalten; ein nicht zu erreichendes Ideal eines Richters liegt hier zum Grunde, das Wohl und Wehe des Volks wird zur Schülerprobe gemacht, statt einer praktischen und theoretischen Ausbildung wird bloße Routine in Bagatelsachen, Dünkel und Einseitigkeit erlangt, und das praktische Leben bleibt diesen Praktikern ganz fremd, während ihre ganze Lage selbst auf die moralische Ausbildung einen nachtheiligen Einfluß äußert. Das beste und sicherste Mittel der praktischen Ausbildung besteht dagegen darin, daß die Richter keine solche besondere, sich aus sich selbst herausbildende Kaste abgeben, sondern aus dem Stand der Anwälte entnommen werden, und so die jungen Leute bei den Letztern ihre Laufbahn beginnen. Einseitigkeit und dünkelhafte Anmaßung wird hier von dem Leben selbst und die von und in ihm hervorgerufenen Widersprüche vernichtet, und eine gründliche Sach- und Rechtskenntniß, unabhängig von zwecklosen Examen, ist es allein, die bei diesem Stand ein wahres und dauerhaftes Ansehen begründen kann. Nichts ist aber dem Richter neben den juristischen Kenntnissen nöthiger als praktische Erfahrung und Kenntniß des Lebens, die der Anwalt am sichersten zu erlangen im Stande ist, wozu noch kommt, daß der jugendliche Charakter besser zum Anwalt und der reifere männliche besser zum Richter sich eignet. Ein Grund, warum Sachsen so häufig durch seine Juristen sich ausgezeichnet, ist wol auch mit in der Beachtung dieser Erfahrung zu suchen.

Sehr mangelhaft und höchst schädlich ist ferner der viele, per fas et nefas dem wichtigthuenden und unwissenden Heere von Subalternen gestattete Einfluß; diese müssen nothwendig ganz anders gestellt werden als bisher, ihre Winkelconsulentschaft und Praxis muß ihnen gelegt und dann auch jene Volksplage, die Winkeladvokaten und Commissionnaire, vernichtet werden. Ganz besondere Beachtung verdient dagegen der Anwalt, und nur zu wahr ist es, daß, je schlechter in einem Lande die Justiz und je geringer das Ansehen der Anwälte, desto schlechter auch diese selbst sind. Eine genaue und ganz aus dem Leben gegriffene Darstellung von dem Stande der Anwälte, mit seinen Schatten- und Lichtseiten, von der gewöhnlich verfehlten Stellung desselben und seiner hohen Wichtigkeit gibt uns der Verf. in beredter Darstellung; und wenn auch die Gegner seiner Ansichten hier manchen Punkt des Angriffs ausheben, eine oratio pro domo darin erblicken und eine andere ihr entgegensetzen werden, so kann der Unparteiische doch gewiß nichts als reine und theilweis traurige Wahrheit darin sehen.*) Ebenso stimmen wir wegen des Vorschlags des Verf. zur Erhebung dieses wichtigen Standes mit ihm überein und erkennen, daß dieser nur durch Oeffentlichkeit, Entfernung der Vormundschaft misgünstiger und neidischer Beamten, und bessere pecuniaire Stellung einen bessern und höhern, für das Volk äußerst wohlthätigen Standpunkt erreichen kann, wodurch er zugleich allein und dauerhaft von den elenden Subjecten, die ihn noch oft schänden, befreit werden kann.

*) Recensent ist selbst nicht Anwalt.

Wie fehlerhaft die Stellung des Richters, sowol da wo gemeines, als wo preußisches Recht gilt, noch oft ist, ergibt sich besonders nach letztern aus der fehlerhaften kastenartigen Ausbildung, den unendlichen Mängeln und Misgriffen des Instructionsverfahrens, aus der Ueberladung mit Arbeiten, die den eigentlichen Beruf, das Urtheilfällen, fast zur Nebensache machen, und besonders für Länder des gemeinen Rechts aus der Verbindung mit Administration und Polizei; wozu dann im Allgemeinen noch die schlechte pecuniaire Lage, oft gar Sportelwesen und der große Einfluß kommt, den bei den jetzigen Einrichtungen Standesvorurtheile und gnädige oder ungnädige Winke und Blicke haben. Das gründlichste Heilmittel findet der Verf. auch hier, wo er übrigens wol nicht ganz unparteiisch spricht, in der Oeffentlichkeit, und ganz besonders beachtenswerth scheint dem Rec. die Bemerkung, daß, je weniger der Richter mit den Parteien und Anwälten selbst zu thun, desto größer die Hoffnung einer unparteiischen Rechtspflege ist. Den größten Beleg scheint hierzu die sächsische Dicasterialverfassung zu geben, und es sei erlaubt, den Wunsch auszusprechen, daß bei der angekündigten Justizreform in Sachsen nicht nur das vorliegende scharfsinnige Werk beachtet, sondern namentlich jene Verfassung, soweit als thunlich, erhalten und alles Referendarwesen vermieden werden möge.

Ueber das Material der Rechtspflege wird der 2. Theil dieses Werkes handeln, wobei der Verf. nachzuweisen verspricht, daß „keine Gerichtsverfassung unpsychologischer und praktisch unausführbarer ist, als die preußische, bei allen ihrem vortrefflichen idealen Streben", und im 3. Theile wird er alsdann den Entwurf einer Gerichtsverfassung selbst mittheilen. Sollen wir über obiges Werk einen Tadel aussprechen, so ist es der Wunsch nach einer etwas bündigern Darstellung und Vermeidung der dann und wann etwas derben Ausdrücke. 100.

Romanenliteratur.

1. Die Geschwister. Ein Roman von Adeline v. A... Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Hätte je Greuze den Einfall gehabt, eine von Rubens' kühnen, großen, wenn auch hie und da im Ausdruck übertriebenen Compositionen in seine eigne Manier gleichsam zu übersetzen, so möchte ein so süßliches, verkünsteltes, minaudirendes, flaues Machwerk in der Mode seiner Zeit daraus entstanden sein, wie obige Erzählung, in der die Verf. mit der wahren Geschichte seltsam umgesprungen ist. Wäre die Dichtung nur schön oder kräftig und geistreich! Aber sie ist offenbar matter als die Wirklichkeit, gezwungen, unwahr und unwahrscheinlich. Es handelt sich, den von Schriftstellern vielgequälten Prinzen Iwan aus seiner Vergessenheit hervorzuziehen, ihn in die Tochter der Kaiserin Elisabeth, welche Graf Orlow in Livorno gefangen auf seinem Schiff davon führte, verliebt zu machen, wobei viel empfindsames Wasser verdampft. Die junge Fürstin, sans rime et raison in Polen erzogen, hat den Taufnamen Fedorowna; dies und die Orangenwälder um Pisa können als Maßstab der Art und Weise dienen, wie die Verf. in Gebräuche und Oertlichkeit eingedrungen. Die Kaiserinnen Elisabeth und Katharina haben schwerlich Portraitähnlichkeit, sie und die übrigen geschichtlichen Personen zeigten sich wol geflissentlich flach und mit verblasenen Zügen, um gegen die Unbedeutendheit der erdichteten Figuren nicht grell abzustechen; für so erlauchte Damen und Herren eine bewundernswerthe Leutseligkeit!

2. Almanach der Novellen und Sagen, herausgegeben von Alexander Bronikowski. Erster Jahrgang. Erstes Bändchen. Der Ursprung des Lotto, genuesische Volkssage. Halberstadt, Brüggemann. 1831. 8. 16 Gr.

Ein Wüstling reifern Alters bricht Herzen und Eide, wird

von einer herzlosen Dame weggeworfen wie eine ausgepreßte Zitrone, angekirrt durch Spielgewinnst und vorgespiegelte Ehrenstellen von einem Capitano, scheinbar dem der alten Komödie, eigentlich aber dem leibhaftigen Bösen, der denn auch den Wüstling, diesmal auf nassem Wege, durch einen Sprung ins Meer, zu sich holt. Daß um solch Volk der Teufel sich nicht zu bemühen brauche, hat der Verf. selbst empfunden, darum läßt er seinen Benedetto mittelbar die Zahlenlotterie veranlassen und dadurch die Bemühungen des schwarzen Herrn um Einen, der so Ersprießliches für ihn gewirkt, rechtfertigen. Die Geschichte ist bündig und gut erzählt.

3. Erzählungen. Die Vielgeprüfte und der Doppelgänger. Von A. v. Schaden. Gera, Heinsius. 1831. 8.

In der ersten Erzählung findet ein sanftes weibliches Herz, das wenig verschuldet, sich oft getäuscht, Geschick, Zufall, Thorheit und Schlechtigkeit der Menschen thaten ihm wehe und nur als es nicht mehr schlug, ward ihm Ruhe. — Der Doppelgänger ist kein übernatürliches Wesen, sondern ein zwar nicht verwandter, aber ähnlicher Mensch, der sein Ebenbild in komische und ernste Verlegenheiten stürzt, den vergnüglichen Schluß jedoch herbeiführen hilft.

4. Der närrische Vormund. Eine komische Geschichte von Friedrich Laun. Leipzig, Hartmann. 1831. 8. 21 Gr.

Das Prädicat „närrisch" ist eigentlich nur ein leerer Titel, denn der Mann thut blos nach Thorenweise, um seines thörichten Neffen willen, der nicht auf verständige Lehren horcht, der am liebsten das Verbotene, vor Allem Das thut, was den Vormund verdrießt. Indem er auf die rechte Art ihn durch Anrennenlassen u. dgl. praktisch zum Fleiß, zur Ordnung, zur Vernunft zurückführt, erhält er zuletzt eine Braut, die der Alte ihm längst bestimmt, den lustigen Mündel jedoch in dem Wahn erhielt, als sei ihm die Verbindung ganz ungelegen. Ein Amt wird dem Gebesserten auch, die Verfplitterung des Vermögens war mehr scheinbar, und so können wir für den jungen Sausewind, der uns lieb geworden, eine glückliche Zukunft hoffen.

5. Das Rosenfest zu Valency. Roman von H. Stahl. 2 Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Unterscheidet sich von vielen Romanen, zu denen der heilige Krieg den Stoff lieh. Die Franzosen sind die vorgezogenen, die deutschen Krieger haben der Mängel viele, der Tugenden wenige, auch die besten spielen, trinken und — verführen. Keiner kommt an Tüchtigkeit dem enthusiastischen jungen Franzosen Grégoire bei, der dem entthronten Kaiser nach St.-Helena folgt und durch Beharrlichkeit und Adel der Gesinnung selbst seine nationellen Vorurtheile vergessen macht. Die Deutschthümler bekommen derbe Hiebe, nicht ohne Humor gereicht; ernstere Rügen die Mächtigern im Staate, welchen man Verletzung versprochener Einrichtungen, Vorziehen unwürdiger Feiglinge u. s. w. vorwirft, das Bild des erscheinenden Fürsten ist jedoch völlig ins Blaue hineingemalt, vielleicht mit Vorbedacht, um keine Bezüglichkeit herausspüren zu können. Die Schreibart bessert sich mit der Bogenzahl. Zu Anfang ist sie steif, ungrammatisch und gleicht einer Uebersetzung, die zu sehr mit den sprachlichen Formen des Originals sich vertraut gemacht.

6. Hermann und Emma, oder die Schwergeprüften. Eine Klostergeschichte von Aug. Leibrock. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 2 Thlr.

Unter den vielen Gründen, die für und wider die Aufhebung der Klöster stritten und streiten, wurde gemeiniglich einer übersehen, der, daß mit dem Aufhören der Klöster ein ergiebiges Brünnlein für erfindungsarme Romanenschreiber versiegt. Was wäre ohne tückische, heuchlerische Nonnen und Mönche aus obigem Roman geworden? Trotz der Wassersucht, an der Laien und Kleriker epidemisch leiden, ein schmächtiges Werkchen, dem man das ephemere Dasein gleich angesehen hätte. Jetzt gaukelt die Bewegung, welche die geistlichen Personen durch Entführen und aber Entführen, Einkerkern u. s. w. verfolgen, über das Leben der Handelnden, das nur ein scheinbares, hinweg. Um die Manier der Priesterherrschaft zu motiviren, spielt die Geschichte, einigen Ausdrücken nach zu urtheilen, im Mittelalter. Es gehört das Auge der persischen Liebenden dazu, um Emma auf dem Titelkupfer schön zu finden. Das eigne Auge wird nur einen geschwollenen Wechselbalg in ihr erblicken.

7. Albert und Maria, oder Unschuld im Kampfe gegen Tyrannei. Vom Verf. des Leonino. Nach dem Französischen. Leipzig, Wolbrecht. 1831. 8. 1 Thlr.

Der sich übertyrannende Tyrann ist gräßlich bis zum Lächerlichen. Mit einem Knalleffect schließt er das Buch, enthauptet seine Gattin und stirbt in dem Augenblick an dem Platzen einer Pulsadergeschwulst. Die Unschuld ist fad und albern, das Laster fratzenhaft; so zwischen Langweile und Unnatur eingeklemmt, kann der Leser erst, wenn die Aufgabe vorüber, das Buch zu Ende ist, eine behagliche Stimmung erlangen.

8. C. Spindler's sämmtliche Werke. Sechster Band. Der Schwärmer. Lebens- und Charakterbilder aus vergangener Zeit. Stuttgart, Franckh. 1831. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Fromm wunderthätig, ein Seher, wird der Schwärmer vom Dämon der Sinnlichkeit heimgesucht, dem er nicht so kräftig widersteht, wie er könnte. Unreine Glut flammt in ihm für eine erlauchte Dame auf, die er später meint für seine Mutter erkennen zu müssen, die aber nur seine Tante ist und für die er stirbt. Ein unschuldiges, liebes Mädchen birgt ihre reinen Gefühle, ihre Trauer um ihn in klösterlichen Mauern, das Schicksal dieser, engverbunden mit dem des Schwärmers Leodegar, der letzten Markgräfin von Baden katholischer Linie (ohne Ursache ist der Name des Landes und des deutlichst abconterfeiten Lustschlosses Favorite verschwiegen), ihres Sohnes und eines bösartigen Hoffräuleins bildet die Geschichte, in der ohne statthaften Beweggrund Nixen in Träumen und als unsichtbarer Hebel eine Rolle spielen. Dies Unschickliche, das Fantastische mit dem Verständigen zu verbinden, könnte man einem minder Begabten wie Spindler verzeihen; ihm, der zu großen Anfoderungen berechtigt, gebührt eine strengere Rüge; er müßte es genauer mit sich nehmen und Das, was er trefflich angelegt, nicht leichtsinnig ausführen. Was hätte aus der Rachegöttin, dem Fräulein Celestine für eine imposante Gestalt, was aus der bigotten, eiteln Markgräfin werden können, wenn er so kräftig und wahr fortzeichnete, wie er begann? Auch Leodegar oder Isider ist allzu flüchtig hingeworfen. Diese leichte Manier, bei der Alles verflicht und verfliegt, zieht die gedankenlose Menge an; was bleiben soll für alle Zeiten, muß darnach streben, den Bessern, sich selbst genug zu thun, das kann Spindler, darum wolle er es auch! 84.

Literarisches Curiosum.

Die heilige Elisabeth.

1767 wurde im Schwabenlande noch eine Franciscanernonne „auf den Leuchter der Kirche gestellt", d. h. zu einer Heiligen erhoben. Neun Tage lang dauerten die Ceremonien für die gute Betha oder bona Elisabetha, wie sie hieß, zu Reuthe. Die dabei gehaltenen Predigten füllten einen Quartanten von 452 S. und wurden dem Bischof von Konstanz vom Canonicus Kaur dedicirt, der zugleich Pfarrer in Reuthe war. Wer gutes Deutsch lernen will, muß dies Buch lesen. Gleich in der Dedication kommt Mischmasch vor, an dem nur die heilige Elisabeth Freude finden konnte. Es steht darin z. B.: „Erlaube, gnädigster Reichsfürst, Hochwürdigster Bischof und gepurperter Cardinal, daß ich selbes (Buch) zu Deinen gnädigsten Füßen legen darf, mit angefügt unterthänigster Bitte, Du wollest gnädigst geruhen, solches in Deinen höchsten Schutz aufzunehmen, auch mit Deinen hochfürstlichen Purpur zu bedecken, und so wird es ohne Anstand in die jetzt heigle Welt ausgehen, allforderst die Glori Gottes, dann auch die Ehre der seligen Elisabethae Bonae verkündigen". Ob das in Schwaben geschehen ist, können wir nicht sagen. In Norddeutschland hat kein Mensch bis zum heutigen Tage von der seligen Elisabeth etwas gewußt. 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1831.

Ueber Polen.

(Beschluß aus Nr. 164.)

Aber es ist immer das Unglück Polens gewesen, daß es bei der allgemeinen Unkenntniß der slawischen Sprachen geringerer Beachtung gewürdigt worden ist, als die letzte Grenzhut europäischer Civilisation wol hätte ansprechen dürfen. Noch in diesem Augenblicke, wer kennt selbst in dem nahen vielgeschäftigen Deutschland die polnischen Geschichten? Gelehrte, welche die Staatenkunde zum Gegenstande eines besondern Studiums gemacht haben, sprechen von Polen und von den polnischen Verhältnissen, als wenn dieses Land nicht vor ihrer Schwelle, sondern etwa auf dem Monde oder auf einem der Ringe des Saturnus gelegen wäre; und Männer, die unter den Stimmführern der liberalen Partei zählen, wagen es, den polnischen Adel selbstsüchtigen Kastengeistes anzuklagen. Stellte doch Wolfgang Menzel, der freilich mehr Poet als Politiker, aber auch als solcher in einem nicht geringen Kreise geachtet ist, erst ganz vor Kurzem den polnischen Adel mit dem russischen, und den polnischen freien Bauer mit dem russischen Leibeignen auf *eine* Linie! Ueber das Innere von Afrika sind diese Herren vielleicht genauer unterrichtet als über den Zustand eines Landes, dem Europa mehr als einmal die Rettung seiner Civilisation, und dem selbst die Wissenschaft manche ihrer wichtigsten Entdeckungen verdankt. Der Schöpfer der modernen Astronomie, Copernicus, war ein Pole.

Daß die polnischen Bauern schon zu der Zeit, in welcher treulose Gewalt die politische Existenz von Polen vernichtete, etwas mehr als fühllose Sklaven waren, bewährte der Antheil, den sie an dem Kampfe des Jahres 1794 nahmen. Die ersten Schlachten Kosciuszko's wurden von polnischen Bauern geschlagen, und ihr würdiger Feldherr trug selbst die polnische Bauerntracht. Noch leben im Munde des Volkes die Männer, welche in der Schlacht bei Raslawice die Sensenträger gegen die russischen Batterien führten. Glowacki, Bartosz und Swittacki waren polnische Bauern, aber sie trugen unter dem Leinenkittel Fürstenherzen. Bei Raslawice schwankte der Kampf zwischen dem russischen Heere und Kosciuszko's Schar, als diese 3 Männer mit eilig zusammengerafften Sensenträgern ankamen. Das russische Geschütz richtete furchtbare Verheerungen in den Reihen der Polen an. Da ging Glowacki, mit seinen beiden Begleitern, vor den Bauern her, indem er ihnen zurief: „Dziatwa! uzbroyta się! kupta i biyta!" *) In wenigen Minuten waren die russischen Kanonen genommen, die Kanoniere auf ihren Stücken erschlagen, die Schlacht entschieden. Und die Söhne dieser Männer wären, wie W. Menzel meint, Sklaven, die erst durch Bildung eines Städtebürgerstandes langsam für die Civilisation gewonnen und zur Freiheit vorbereitet werden müßten?

Die Wahrheit ist, obgleich dies die neuern demokratischgesinnten polnischen Schriftsteller, wie Lelewel u. A., selbst nicht zugeben wollen, daß die Leibeigenschaft in Polen weit von jener Sklaverei entfernt war, in welcher sich bis auf diese Stunde der Bauernstand in einigen Gegenden von Deutschland befindet. Sie hatte sich auf ähnliche Weise wie das schottische Clansverhältniß aus einem patriarchalischen Gesellschaftszustande entwickelt und verleugnete diesen Ursprung nur, wo fremde Sitte und fremder Luxus die altpolnische Art verdrängte. Der polnische Edelmann lebte unter seinen Bauern wie ein Vater unter seinen Kindern; er trug einen bessern Rock und bewohnte ein besseres Haus; sie arbeiteten für ihn und sie gehorchten ihm in Allem, was er befahl: aber er aß mit ihnen dieselbe Kost, führte dieselbe einfache Lebensweise und verlangte nichts von ihnen, was sie nicht mit Freuden zu geben bereit waren. Daß es einzelne Tyrannen gab, kann man nicht dem ganzen Stande des polnischen Adels anrechnen. Nur in den Ländern, welche durch Eroberung polnische Provinzen geworden waren, wie in der Ukraine, in Podolien u. s. w., war das Loos des Landmanns härter. Aber auch hier gab es neben den bösen Herren ebenso viele gute. Als Fürst Czartoryski seine Güter in Reußen, vielleicht in der Vorahnung, daß sie ihm einst zum Dank für langjährige treue Dienste confiscirt werden würden, verkaufen wollte, verbreitete sich eine allgemeine Bestürzung unter seinen Bauern. Weit aus der Ukraine kam eine Abordnung der Aeltesten nach St.-Petersburg, wo der Fürst damals lebte, und legte eine Anzahl gewichtiger Geldbeutel vor ihm nieder. „Väterchen", sagten sie, „wir ha-

*) Kleinpolnischer Bauerndialekt, statt: Dziatwa, uzbroycie się! kupcie się i biycie! (Kinder, ergreift die Waffen, drängt Euch zusammen und schlagt zu! — Das beste Commando.)

ben gehört, Du willst uns verkaufen, Du darfst das nicht thun. Wenn Du Geld brauchst, haben wir Dir welches mitgebracht; und wenn Du mehr haben willst, darfst Du es nur sagen". Die guten Leute behielten ihr Geld und wurden nicht verkauft. Der gewöhnliche Fehler, den wir bei der Beurtheilung fremder Sitten, Gesetze und Verfassungen begehen, ist, daß wir unsern eignen Maßstab an sie legen. Was für uns gut oder schlecht wäre, muß auch für Andere, die doch vielleicht völlig verschiedene Bedürfnisse haben, gut oder schlecht sein. Die natürliche Folge ist, daß der Kreis des Guten in unserer Einbildung so beschränkt wird, daß er sich über unsere kleine Persönlichkeit selten weit hinauserstreckt. Wir selbst, und mit uns allenfalls unsere Nachbarn, Vettern und Gevattersleute, wenn es hoch kommt unsere Landsleute, sind vortreffliche Menschen, der ganze Rest Barbaren.

Eine nicht ganz so einseitige Ansicht, die aber doch auch noch nicht allzu weit von derselben entfernt ist, finden wir bei Brougham und Lelewel. Beide stellen in kurzen, kräftigen Zügen den Untergang des alten polnischen Königreiches durch die 3 Theilungen dar: Brougham, mehr von dem äußern Standpunkte der europäischen Politik, Lelewel, von dem Innern des Nationalgeistes aus betrachtet. Von Vorliebe für ein bestimmtes politisches System sind Beide nicht frei. Beide erkennen und Beide aus demselben Grunde, obwol der Eine Engländer, der Andere Pole, das große Verdienst der polnischen Aristokratie bei Weitem nicht nach Würdigkeit an; aber selbst Brougham muß zugestehen, daß die Leibeigenschaft des Bauernstandes nur negativ zu dem Verfall und Untergange von Polen beigetragen habe, indem sie die Vertheidigungsmittel des Staates verminderte, und daß der Reichstag von 1791 (d. h. der polnische Adel!) des höchsten Ruhmes werth sei. „Die Geschichte", sagt er, „wird einst dieser erlauchten Versammlung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die Nachwelt wird diese Revolution als ein vollkommenes Muster der schwersten Reform bewundern. Wenn sie scheiterte, so geschah es nicht aus Mangel an Weisheit: die Republik erlag der unwiderstehlichen Macht und der schändlichen Treulosigkeit ihrer Feinde".

Neue Thatsachen haben wir in Brougham's Schrift nicht gefunden; aber die Darstellung der alten, durch Rulhière und Ferrand bekannten Geschichten in dieser einfachen, gedrängten, wahren, kühnen und freien Sprache überrascht mit aller Kraft der Neuheit. Lelewel, der mehre bisher außer Polen wenig bekannt gewordene Umstände zuerst zur allgemeinen Kenntniß bringt und namentlich das aufblühende literarische Leben treffend schildert, wird die Indignation, die Brougham in jedem männlichen Herzen erweckt, nicht hervorbringen; aber vielleicht wirkt dieses leidenschaftslose, ruhige Gemälde in gewissen Kreisen, die heftige Aufregung nicht lieben, nur um so mehr. Wozu bedarf es auch der Worte, wo so laut die That spricht?

Obgleich an Umfang den beiden kleinen Schriften von Brougham und Lelewel beträchtlich überlegen, ist das Werk des bekannten Hundt-Radowsky über denselben Gegenstand an Inhalt doch beinahe in gleichem Verhältniß ärmer. Aus den gewöhnlichsten Quellen ist in der gewöhnlichsten Sprache und stellenweise mit einer, man möchte glauben, affectirten Gemeinheit, das schmachvolle Ende Polens dargestellt. Die Gesinnung des Verfs. wäre zu loben, wenn in diesem Augenblicke, wo in Deutschland wol nicht leicht Jemand wagen dürfte, gegen die Polen Partei zu nehmen, es ein besonderes Verdienst wäre, für sie Partei genommen zu haben. Selbst ohne neue Quellen läßt sich aus den vorhandenen die Geschichte jener Periode bereits mit ziemlicher Vollständigkeit schreiben; aber was soll man dazu sagen, wenn ein Geschichtschreiber gerade seine Hauptquelle unbenutzt läßt? Die 3 Bände der „Histoire des trois démembremens de la Pologne" scheint Hundt auch nicht dem Namen nach gekannt zu haben; zum Glück hat Oginski in seinen über Verdienst gepriesenen Memoiren einen großen Theil ausgeschrieben, und diesen finden wir denn *getreulich an seinem Orte* eingeschoben. Doch, kein Wort *weiter über Hundt-Radowsky!* Auch diese Art *der Behandlung, leicht und oberflächlich* hingeworfen und mit der wohlfeilsten Kaffeehauspolitik gewürzt, hat ihren Nutzen. Ein so großes und wichtiges Thema kann nicht auf zu vielfache Weise besprochen werden, da jede, auch die schlechteste, doch immer eine gewisse Classe von Lesern vorzugsweise ansprechen wird. 180.

Neue Heerschau der bairischen Journale.

Wir ließen vor längerer Zeit die periodischen *Blätter der* Hauptstadt Baierns und seiner Provinzen die Revue *passiren.* *) Wenn wir eine neue vornehmen, so üben wir nur eine zeitgemäße Analogie. Man mustert allenthalben die Heere und die physischen Streitkräfte; wir wollen die Journal-Cohorten und ihre geistige Heeresmacht an uns vorüberziehen lassen mit klingendem Spiele und mit entfaltetem Banner. Die Leser d. Bl. ersuchen wir, sich neben uns zu stellen, damit wir ihnen jeden einzelnen Aufzug nach seinen Distinctionen genau beleuchten. Wenn es nicht anmaßend wäre, würden wir, nach Schiller's Romanze, dem Handschuh, das Kampfspiel feierlich eröffnen und winkend mit dem Finger die hiesigen Journale auf die Arena loslassen. Wir rufen vor Allem das „Inland" auf, das die ministerielle Cocarde ablegte und die Cocarde tricolore plötzlich aufsteckte. Dieses Blatt, so väterlich gehegt von der Regierung dieses Blatt, dessen Redacteur Lindner die eingeschickten Aufsätze ungescheut umgoß und nach Belieben verstümmelte, hat sich, großgesäugt an den Brüsten der zärtlichen Mutter, vor einigen Wochen von ihr losgerissen und stellt sich in offene, hartnäckige Fehde gegen den Minister von Schenk. Das Kind raset zügellos — immer hält es den Bogen gespannt auf die Brust seines Schöpfers; es ist ein entartetes, ungezogenes Kind und sog schnell die Gesinnungen des baireuther Kosmopoliten — seines neuen Pflegevaters, des Dr. Wirth, ein. Herr von Cotta darf es unter seinen 21 periodischen Pfleglingen kaum seinen Benjamin nennen. Es kleidet sich beinahe täglich in ein Flugblatt, sobald ihm die Censur die gewöhnliche Garderobe verschließt, und fliegt aus der Deputirtenkammer wie eine muthwillige Elster auf die Zinne des Ministerhauses. Es trägt auch wie sonst ein etwas braunes Gewand und vergißt, übersprudelnd von französischem Muthwillen, daß ihm die königlichen Behörden aus ihrer Regie eine Freitafel um halbjährige 6 Gulden geben durften. So arten die Kinder aus!

*) Vgl. Nr. 109 d. Bl. D. Red.

Hier naht sein Zwillingsbruder, das „Ausland“. Sie kennen seine encyklopädische Gestalt, die er immer wechselt, je nachdem es aus Amerika, Afrika, Asien, Italien oder aus Polen mit seinen interessanten Ausbeutungen kommt. Es redet daher alle Sprachen und geberdet sich wie ein reicher Kaufmann, der schwerbelastete Kauffahrteischiffe im Hafen liegen hat. Es bietet uns köstliche Schätze, und seine Hofmeister spenden nicht selten gediegene Artikel aus eigner Fabrik. Kurz, es ist solid und männlich, wir sind ihm sehr geneigt und seinem Füllhorn zugethan!

Ist das nicht die „Flora“? Ja, sie ist es! Sie kennen sie auch? Sie schreitet wie eine Virago (Mannin nennt man sie in Tirol!). Sie war vor Kurzem so schmuzig, so abgenutzt, so frech und doch so gehaltlos, naschte nur aus norddeutschen Almanachen und colportirte nicht selten unsaubere Wäsche. Ist sie auch ihrem feinsinnigen Papa untreu geworden? Ihr Kleid ist elegant, schneeweiß. Alles an ihr so zierlich und reinlich, die Lettern so gefällig, und das Blumenkörbchen mit exotischen Gewächsen gefüllt! Das macht die Emancipation! Die berühmte Schauspielerin Pfeiffer, nun doppelnamig: Birch-Pfeiffer, hat sie mit neuer Garderobe versehen. Der Gatte kämmt und frisirt das artige, wiedergeborene Flörchen, und Mama begießt ihr das Lockenköpfchen mit Rosenöl. Die Münchner bewillkommen nun recht freundlich das artige Blumenkind, aber man fürchtet für seine Erhaltung, da es nicht mehr die derbe Kost des Vaters genießt, der es mit Fettbrocken oft fütterte. Lassen wir es als eine längst ersehnte Metamorphose seinen Weg gehen!

„Wer naht dort, gleißnerisch in sich gebückt, die Blicke erdwärts geheftet, aber heimlich seitwärts lauernd? eine braune Kutte, einen weißen Strick um die Mitte, das Haupt geschoren, baarfuß, auf Sandalen daherschleichend, ein Kruzifix in der dürren Hand, die Wangen hohl und blaß?“ Das ist die „Eos“! Sie ist seit einigen Jahren ins Kloster gegangen und übernahm die Stelle des Missionairs für die lebensfrohe Hauptstadt; sie predigt Worte der Bekehrung, des Heils, der Philosophie und hält der „Allgemeinen Zeitung“, dem „Inlande“, dem „Hesperus“ und d. Bl. eindringliche Bußreden, sie züchtigt die zu liberalen Deputirten, verneint das Dasein der so oft besprochenen Congregation, eignet sich die Farbe des „Avenir“ an und declamirt mit Salbung gegen den Verfall der Sitten. Sie hat Consequenz, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß ihr Talente, freilich seltsamer Richtung, der frühern entgegengesetzt, die Zelle mit Existenzmitteln sichern. Sie hat nicht 60 Abonnenten, aber noch weniger Leser. Verworfene Zeit! Ein bedeutender Name fördert ihren Missionsgeist; wir nennen ihn nicht, denn er führt derbe Waffen und ein Sarazenenschwert.

„Das rothe Käppchen?“ Sie kennen den Spindler'schen „Zeitspiegel“? Er wandelt bescheiben daher. Ein rother Domino umwallt ihm zierlich die Schulter, innen ein blendend weißes Untergewand. Er sieht jugendlich frisch, spielt immer wie verlegen mit dem Spiegel und beschaut sich selbstgefällig wie ein eitler, schöner Jüngling. Sein Vornehmthun müssen Sie ihm gelten lassen, da er die Zeiten abspiegelt und mit seinem Reflexe die übrigen Blätter von sich wegscheucht! — Das Schild, das er führt, ist bedeutsam, beliebt, gewichtig und romantisch. „Spindler“ lesen Sie. Am Rande prangen Romantiker, Balladisten, Lyriker und Turner in schimmernder Einfassung. „Odi profanum vulgus et arceo“, ist seine Devise, kein gemeiner Poet darf sich nahen. Er muß das Creditiv von Wolfgang Menzel haben, um der Aufnahme fähig zu sein. „Also vom literarischen Erschütterungs- und Polemiksystem?“ Ich bitte, fixiren Sie das kommende Journal! Es ist der „Bairische Beobachter“ des Hrn. Bruckbräu, an der Hand ein munteres Knäblein, pfiffig, scherzhaft und neckisch; es nennt sich das „Münchner Conversationsblatt“. Also Beobachtung und Conversation! Sind seine Beobachtungen scharf-politischer, literarischer Natur? Die Politik entlehnt er aus politischen Blättern, die Conversation schafft er aus eignem Ueberflusse.

Lassen Sie diese Abtheilung sich inzwischen auf dem Marsfelde aufstellen! Wir brauchen Raum für die „Constitutionnelle Zeitschrift“ Eisenmann's. Das bairische Banner flattert hoch und prachtvoll! Sie sehen in seinem Zuge eine „Galerie der Deputirten Baierns“ tragen. Vor der Hand nur I. II. III. IV. V. Rudhard, v. Schenk, Oertel, Cullmann, Platner! diese Portraite sind durchaus plastisch wahr. Zuweilen hat der Meister den Pinsel in die Galle getaucht. Er mengte zuviel Psychologie in den Ton seiner Gemälde, er trug manchmal recht hämisch die Schatten zu grell auf. Aber wir sehen die Figuren bequem von allen Seiten und wir rufen aus: Getroffen! Bewundern Sie das brillante Aeußere, die schöne typische Ausstattung dieses Blattes — in Würzburg gegründet, so dürfen Sie von seinem Gehalte keine geringere Erwartung hegen. Es besitzt einen gediegenen Styl; es hat Gedankenfülle; allein seine Axe ist uns zu polemisch; es verbindet eine edle Freimüthigkeit mit tiefer Einsicht in den Staatsorganismus. Allein diese politisch-polemische Rotation ist nicht unsers Faches, und wir bedauern, daß Hr. Eisenmann den „Phantasus“, den er zugleich als Zugabe angekündigt hatte, ganz fallen ließ. Aber der Phantasus und die niederbeugende Politik — der schöne, buntgefiederte Vogel neben dem Stoßgeier der Opposition! Man läßt jenen in Baiern ohnehin nicht flügge werden, geschweige sich aufschwingen, sangreich und melodisch und sich träumerisch niederlassen auf die Blütenzweige harmlosen Lebens! Sie werden ernsthaft und finster? Nun ja — wir wollen nur das heitere Reich der Literatur und einer poetisch-freudigen Bewegung.

Dort sehen Sie aus der Ferne, so ziemlich am Bockkeller, wo einst der Verf. des „Mädchens aus Ithaka“ und des „Ringelhäubchens“ die starkriechenden Würste schmauste, die feiste „Landbötin“ mit dem „Landboten“ Hand in Hand gehen. Der „Volksfreund“, der „Reisende Teufel in allerlei Gestalten“, der „Furchtlose“, und das schmuzige, eilfertige „Tagblatt“ drängen sich neugierig an die Landkutsche der Bötin, die als Dr. Müller ein Glas Bock (Doppelbier) schmunzelnd ausleert, aber mit trotziger Miene den „Landboten“ mustert, weil er in sein Ränzchen kein Potpourri mehr aufnimmt. Eduard Duller, ein schönes Talent, gab dem Müllerisch-Kramann'schen „Landboten“ die Richtung eines guten Volksblattes, auf dessen Ton sich Dr. Müller nie verstand, sondern nur mit Schnurren und dem seltsamsten Gemengsel die rohe Classe belustigte. Duller hatte den Vortheil, als Landsmann des Historiographen Hormayr, daß ihm Notizen aus der Geschichte Baierns zuflossen. Allein er trat von der Redaction zurück und das Blatt verkümmert, während die „Landbötin“ in voller Behaglichkeit wie eine stattliche Bauersfrau in ihrer Kutsche Baiern durchreist. Wie die Temperatur hier rasch wechselt, so die periodische Presse, so ihre Erscheinungen, so ihre Unhaltbarkeit, wenn Sie nicht sehr beschränkte Ausnahmen gelten lassen wollen. Der „Teufel“ und die „Eos“ lassen ihr Gepolter los gegen die Deputirtenkammer, als glaubten sie der Regierung dadurch zu gefallen.

Sie erinnern sich, daß man bei der französischen Expedition in Aegypten commandirte: „Les ânes et les savans au milieu!“ Gut, wir lassen den Nachtrab kommen, die Zeitschriften: „Rheinbaiern“ und „Das constitutionnelle Deutschland“ des Grafen Benzel-Sternau. Sie bemerken aus den compacten Heften die Gediegenheit, das Kräftige, das besonders jene mit einem Aufwande von Geist verbindet, aber leider misdeutet wurde. Es ist entschieden, daß das „Inland“ seit seiner Emancipation, die Eisenmann'sche Zeitschrift, das „Rheinbaiern“ und B.-Sternau's Journal auf die öffentliche Meinung und auf ihre so folgenreiche Wirkung den mächtigsten Einfluß üben. Während wir diese Zeilen schreiben, beweist das neueste Flugblatt des „Inlands“ die Existenz einer Congregation in Baiern — in Baierns Haupt- und Residenzstadt! Ihr Hauptzweck ist nach der Angabe des „Inland“ Verbreitung guter Bücher! Es nennt einen Professor Auerbacher als eines der ersten Mitglieder. Wir staunen über manchen Namen und möchten nun selbst bald glauben, daß man in Baiern den Geist in neue Fes-

seln schlagen wollte, während die Gesetzgebung kein tüchtiges Mittel beut gegen die persönlichen Angriffe der Schmeißfliegen. Literarische Schmach! 136.

Notizen.

Paganini.

Ein französisches Unterhaltungsblatt, das in London erscheint: „Le furet de Londres", berechnet, daß bei einer Einnahme von 16,500 Franken, die Paganini bei einem seiner Concerte in Paris hatte, er für jede Seite der 3 Musikstücke, die er spielte, 1365 Francs, für jeden Tact 12 Francs, für eine ganze Note 6, eine halbe 3, eine Viertel 1½ Francs, für eine Achtelnote 15 Sous und eine Sechzehentheilnote 7½ Sous erhalten habe, wobei noch 120 Francs ungerechnet blieben.

Zur Nachahmung für Aerzte.

An dem Hofe von Sinde herrscht ein merkwürdiger Gebrauch, dessen Nachahmung vielleicht auch in Europa in manchen Fällen zu empfehlen wäre. So oft der Fürst, im Fall einer Krankheit, Arznei nehmen muß, wird der Arzt verurtheilt, eine gleiche Portion zu sich zu nehmen. Hr. Burnes, ein britischer Arzt, den der Emir von Bombay hatte holen lassen, wurde genöthigt von den Pillen, die er verordnete, 2 selbst zu verschlucken; es war ein hoher Beweis des Vertrauens und der Gnade, daß er hierauf die Erlaubniß erhielt, seine Stelle von einem Höfling vertreten zu lassen, der wahrscheinlich an das Pillenschlucken besser gewöhnt war, als der Doctor. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 166. — 15. Juni 1831.

Aus und über Darmstadt.

Ende Mai 1831.

Einige Nachrichten wünschen Sie von mir über Darmstadt in artistischer, literarischer und gesellschaftlicher Hinsicht. Lieber Himmel, wenn das Leben kurz und die Kunst lang ist, so müßte schon der artistische Theil jener Nachrichten länger sein als das Leben, nämlich meines, und vor Allem hätte ich auf einen Nachfolger zu denken, der den artistischen Faden aufnähme, wo die große Fadenzerschneiderin ihn mir aus der Hand gerissen hätte, um ihn zu Ende zu spinnen und zugleich das erfoderliche Literarische und Gesellschaftliche anzuknüpfen. Doch, zum Glück, solche Anstalten sind nicht nöthig. Es handelt sich hier um darmstädter Kunst, die an der Westseite von Deutschland liegt und also nicht unendlich weit her ist. Es handelt sich um kein Erlernen, auch nicht einmal um ein Lehren (was bekanntlich viel leichter ist), sondern nur um einiges Erzählen, Referiren oder wie Sie's sonst nennen wollen. Eins verspreche ich Ihnen dabei. Es ist: Wahrheit. Lobedienerei in keiner Art soll meine Feder führen. Eins dagegen verspreche ich Ihnen nicht. Es ist: Vollständigkeit. Ueberhaupt abgesehen vom nothwendig Relativen dieses Worts, und einzig es modelnd nach den Bedürfnissen Ihres Blattes und Ihrer geschätzten Leser, ist doch immerhin der Stoff zu mannichfaltig, um nach schriftlicher Entwickelung desselben mit Aufrichtigkeit sagen zu können: Das ist Alles! Und selbst wenn man es könnte, will ich es nicht. Nein, so gewiß noch andere Flügelfedern der Capitolsretterinnen im Gebunde stecken, woraus ich diejenige genommen, welche gegenwärtig an Sie schreibt oder doch Buchstaben zeichnet, so gewiß sollen von Zeit zu Zeit andere Artikel diesem folgen, und mit dem Neuen Manches aufnehmen, was vorher noch gar nicht oder nicht vollständig berührt ward, was vielleicht gerade dann erst, mit jenem Neuen verbunden, in seinem treffendsten und eigenthümlichsten Lichte erscheint.

Also — Kunst. Fast unwillkürlich werde ich mit diesem Worte zur Betrachtung unserer Theaterangelegenheiten gerissen; denn auf der Bühne concentrirt sich ja bekanntlich die Kunst: Dichtkunst, Malerei, plastische Kunst, Musik. Auf ihr brodelt der Herenkessel, wo das Alles, wie im „Macbeth", durcheinandergekocht, und, à la Rumford, dem heißhungrigen Publicum hinausgereicht wird. Aber, nach Anleitung der rednerischen Figur, wo man einen Theil fürs Ganze setzt, ist jetzt nicht unangemessen, unser Theater mit: unser Trauerspiel, zu bezeichnen. Die Katastrophe ist bereits vorbei. Das Ende naht. Leise wird schon die Cortel des Vorhangs losgeknüpft. Noch einen Monat, und er sinkt. Das Publicum schwimmt in Thränen, geht nach Hause, ißt zu Nacht, und würde, wenn nicht das Ende des Trauerspiels zugleich große materielle Interessen vernichtete, sich zu trösten wissen.

Hier nur ganz kurz die Geschichte des letzten Jahres unsers Theaters. Am 6. April 1830 starb der vorige Großherzog. Das Theater war in mehr als einer Hinsicht das seinige gewesen. Nicht nur, daß er jährlich an 200,000 Fl. darauf verwandte (ungerechnet die Hofkapelle, für welche in der Civilliste 50,000 Fl. jährlich ausgesetzt gewesen sind), sondern auch eine große Anzahl von Freibillets vertheilte seine freigebige Hand da-, dort- und hierhin: beinahe der größte Theil der Theaterbesucher waren seine Gäste. Diese konnten und mußten zufrieden sein, wenn, in Beziehung aufs Schauspiel, namentlich mit den Ausgaben für die Oper verglichen, wenig geschah. Ebenso ließen sie sich gern die dutzendfachen Wiederholungen derselben Oper gefallen; denn immer blieben Costume, Decorationen und Musik ausgezeichnet; das Sangpersonal gehörte zum Bessern, und selbst, in einzelnen Mitgliedern, zum Besten. Dieser Geist — und es war kein finsterer — ging durchs ganze Haus. Man maß den Beifall, wie der Hof angab, und man maß ihn nicht früher. Irgend den Gewohnheiten und Ansichten des „alten Herrn" sich entgegenzustellen, hätte für ein moralisches Majestätsverbrechen gegolten. War doch das Theater sein letzter Heilbalsam für ein vielfach bewegtes, nützliches Leben. Selbst seinen Schwächen, in Beziehung auf jenes, sah man deshalb nach. Man verehrte dabei den wirklichen Kenner.

Der größte Theil von diesem veränderte sich nach des alten Fürsten Tode. Daß die Oper nunmehr aufhöre, Favoritin zu sein, hatte man schnell für wahrscheinlich gefunden. Dagegen, dachte man, blühe dem Schauspiele eine neue Aera. Die mit Freibillets Begabten dachten ängstlich an ihre Plätze. Man hörte von der Composition einer neuen Intendanz, hörte von einzelnen Schauspieler- und Sängerberufungen. „Alles geht gut", sagte man. Einzelne freilich erhuben Bedenken. „Warum die Umgestaltung, und so breit, von oben anfangen? Warum das Theater etwa 5 Monate lang schließen, und so die Kasseeinnahme für diese Zeit vernichten, während das Meiste der Ausgaben bleibt?" Aber freilich, man baute; und wenn die Zweifler auch dieses Bauen, mindestens großen Theils, für überflüssig hielten, so — geschah's nicht minder, und zuletzt mußte das Ende den Meister loben.

Aber das Ende lobte nicht den Meister. Noch vor dem neuen Beginne der Vorstellungen waren nämlich von den Landständen die 2 Millionen Privatschulden des nunmehrigen Großherzogs als nicht übernehmbar vom Lande erklärt worden. Damit stellte sich die Verwendung der Civilliste anders. Doch sollte das Theater, als Institut, hierdurch nichts verlieren. Nur seine Angehörigen, als Einzelne, sollten's. Dies Ereigniß entschied den Entschluß des bisher immer noch zögernden, gütigen Großherzogs. Ehe noch jene Frage zur Discussion und Abstimmung in die Kammer gebracht war, wol aber bereits die öffentliche Meinung und einstimmig der Kammerausschuß sich dagegen ausgesprochen hatten, kam der Beschluß zu Stande: das bisherige Hofoperntheater aufzulösen und dagegen ein Hoftheater zu gründen. Die erste Commission, aus dem bisherigen Intendanten und einem weltlichen Kirchenrathe bestehend, war besonders hierbei wirksam. Gehaltsreductionen bei Theater- und Hofkapelle-Angestellten nahm man vor; manche andere frühere

Ausgaben, weniger fürs Theater, als in Beziehung darauf, wurden gestrichen. Es konnte nicht anders sein, als daß Klagen ertönten, daß Misgunst und Neid gegen manche neuengagirte Mitglieder sich regten, und daß diese Unzufriedenheit auch im Publicum einen entschiedenen Anklang fand, nachdem man sich überzeugt hatte, daß mit solchen Engagements mehres höchst Mittelmäßige für theuern Preis hierher gebracht war, und daß man bei den meisten Engagements auch nicht entfernt die öffentliche Stimme — durch vorgängiges Gastspiel — zu Rathe gezogen hatte.

Die Aufhebung der Freibillets war mittlerweile erfolgt. Das Publicum war dadurch für mündig erklärt worden. Es zahlte, wollte aber dafür auch sprechen und gehört sein. Ohnedies sind junge Regierungen mit dem Publicum gewissermaßen aufgewachsen. Es nimmt sich eher etwas gegen sie heraus, wenn auch damit nicht entfernt die erfoderliche Anstandsgrenze verletzt wird. So gleichfalls hier. Oeffentliche Blätter empfingen die Spuren von allem Diesem, während sonst nur selten etwas darin übers darmstädter Hofopertheater hervortauchte; ja, einzelne Ansichten, die früherhin so ziemlich ohne Widerrede, namentlich in der „Abendzeitung" und der alten „Eleganten", für einige hiesige Theaterangestellte enthusiastisch-kategorisch geltendgemacht worden waren, erregten nun mehr oder minder heftigen Widerspruch, theils in den „Didaskalien", dem „Hesperus" oder dem „Correspondenten von und für Deutschland". Indessen war das Repertoire gewählt, und auch das Künstlerische des neuen Instituts ging so so seinen Gang. De mortuis nil nisi bene, ist ein Sinnspruch, den Bösewichter oder Thoren erfunden haben, aber für ein sterbendes Theater nimmt ihn Ihr Correspondent namentlich dann in Anspruch, wenn er sonst noch zu erwähnen hat, was ihm wichtiger dünkt. Kurz, das Publicum war zwar über Einzelnes und Einzelne unzufrieden, aber niemals trat diese Unzufriedenheit in anstößiger Art hervor: Hof und Publicum gingen für sich ihren Gang. Daß eine Dyarchie (mit 2 Intendanten) gut sei, konnte sich letzteres übrigens nie einsprechen lassen; gerade daraus erklärte es manche verkehrte Maßregel, und das Neutralisiren oder ein Streben darnach schien eingetreten, wie die „Allg. Zeitung" in einem Artikel aus Darmstadt gleich Anfangs dem neuen Beginnen prophezeit hatte.

In dies hinein fuhr — um mich eines altverbrauchten, aber, als bekannt, um so mehr ansprechenden Bildes zu bedienen — gleich einem Blitze aus heiterm Himmel: die Theateraufhebung. Niemand wollte es glauben. Aber, nicht nur geschrieben, sondern selbst gedruckt war's zu lesen in dem betreffenden Generale der Intendanz. Dieses Generale, sowie ein späteres, worin die Commission — nun schon die zweite — zur Liquidation etwaiger Ansprüche, näher bezeichnet war, kam Allen zur Hand, die nur Etwas in Verbindung zum Theaterwesen standen: Sängern und Malern, Sängerinnen und Souffleur, Schauspielern und Schauspielerinnen, Choristen und Statisten, Billeteurs und Cassiers, ja, sogar den Mitgliedern des Theaterjustizamts, einer kleinen Justizstelle, welche die Rechtsangelegenheiten der Menschen aus der Bühnenwelt leitete. Nun ging's an Lärmtrompete und Lärmtrommel. Die öffentlichen Blätter schallten davon wieder. Vielleicht nicht mit Unrecht; denn eine Menge Interessen der Residenz, die so viel schon ihrem Regentenhause als Opfer darbrachte, wurden dadurch verletzt, und mindestens Eines darf doch dem Verletzten bleiben — die sanfte Klage. Man verkannte dabei nicht, daß das neue große Haus viele Kosten nöthig mache, überhaupt, daß der Hof immerhin noch viel zuschießen müsse — so viel, daß, auf eine Schuldentilgung verwandt, hier die Summe nicht ganz unansehnlich zu nennen sei; aber auf der andern Seite — genug, man war nicht von der inneren Nothwendigkeit und ebenso wenig von ihrem wirklichen, nachhaltigen Nutzen für die Hofkasse überzeugt — um so weniger, als das Herz des Großherzogs zu gütig ist, um ganz ohne Pensionen zu entlassen, eine Procedur, die in vielen Einzelfällen übrigens nicht einmal rechtlich zu realisiren wäre. So steht's im Wesentlichen noch. Die Commission arbeitet still fort, und soll nach weit billigern Principien verfahren als die erste that. Einzelne Mitglieder gingen schon. Andere sind im Gehen begriffen. Das Ende des Juni, welches zur Vollziehung der Aufhebung festgesetzt ist, wird kaum noch das in Scenesetzen eines kleinen Rührstückes erlauben. Zwar, noch immer wechselt der Pulsschlag der Sterbenden. Neulich behauptete man für gewiß, der Schluß der Vorstellungen dauerte nur 8 Monate, und die Aufhebung wäre weiter nicht als eine poetische Figur oder spanische Wand, hinter der die Intendanz ihre Composition wechsle; dann widersprach man's ebenso bestimmt, und nun, als noviter repertum, will die Meinung sich geltendmachen, der Schluß dauere ein Jahr. Es sei Absicht, in diesem Zeitraume einen Pensionsfonds zu bilden, der, schon nach 4 Jahren, ohne Belastung der Kasse, die Aufnahme des Theilnehmenden möglich mache. Dann solle das Theater Nationaltheater werden. Als Argument führt man an: A. Fischer, der nach Paris auf 2 Monate ging, habe auf 5 Jahre in Berlin sich engagiren wollen, habe dies aber, auf den Wunsch einer durchlauchtigsten Frau, nur auf ein Jahr gethan, indem dann, nach ihm ertheilter mündlicher Versicherung, sein Engagement hierher auf immer keinem Bedenken unterliege. Ebenso noch Anderes.

Doch genug des Theaters. Ich wende mich zur Musik. Aber auch da geht mir's wie dem Wanderer durch Karlsruhe. Er dreht um 20 Straßenecken, und immer rückt sich ihm am Ende der Straße der Schloßthurm vors Auge. Wiederholt will das Theater sein Recht geltendmachen — sein kurzes Recht.

Es kann nicht fehlen, daß in einer Stadt, wo so viel Musik in der höchsten Instanz getrieben wurde, dieses auch nach ihren Ebenen sich verbreitete. Schon das Eine: wie viel geschickte Musiker waren in der Hofkapelle, die Unterricht ertheilen konnten und zwar guten! Wie viel Anregung lag in den großen, trefflichen Compositionen, die man kennen lernte, um darnach kleine, in gewisser Art nicht minder treffliche Cabinetstücke sich zu verschaffen, Mitbildner und Mitwirker dabei zu sein. Aber gerade hier fehlte das verbindende Glied: Concerte. Selten, daß ein Fremder ein solches versuchte und dann gewöhnlich nur spärliche Mitwirkung fand. Noch seltner, daß ein Einheimischer sich an die Spitze eines solchen gestellt hätte. Der Großherzog sah nicht gern, wenn von seiner Hofkapelle, seinem Singpersonale Mitglieder bei Gelegenheiten dieser Art auftraten. Und gerade in ihnen hätte man das Ersprießlichste gefunden. Das wirkte nachtheilig auf Alle. Auch war das Publicum verwöhnt, theils mit Unrecht, theils mit wirklichem Rechte. Mit Unrecht: insoweit Manche wegwerfend von Bestrebungen sprachen, die, allerdings mit schwächern Umrissen als Operndarstellung, doch immerhin eigenthümlich sich verhalten, und wieder mehr zur Natürlichkeit zurückführen. So also blieb das Meiste nur isolirte Privatübung; doch sind hier Hr. Geheimerath Zimmermann und Hr. Hofbuchhändler Leske rühmlich zu erwähnen. Ersterer gab und gibt regelmäßig ein Wochenconcert, und auch bei Letzterm sehen sich häufig ein- und ausübend Anhänger der Tonkunst.

Die Malerei hatte vor 70 Jahren bessere Tage in Darmstadt als jetzt. Damals lebten und wirkten Seekatz, Fiedler und Löwenstern, freilich, besonders der Erstere, mehr für Frankfurt; aber sie waren doch da, die Wackern. Dafür sehen wir in einer Reihe von Sälen eine Bildergalerie nunmehr eröffnet; der verstorbene Großherzog wies ihr die schönsten Gemächer seiner Wohnung an, und seit Jahren hat das Publicum an einem Wochentage unentgeltlichen Zutritt. Gemeine Soldaten, Landleute, vornehme Damen, ästhetische Reisende, Einwohner und Fremde, Junge und Alte wandern da dichtgedrängt durcheinander, und gerade das: dichtgedrängt, hat wol schon den Wunsch regegemacht, daß man die Galerie öfter dem Publicum erschließe. Man wird den Capitalisten unklug nennen, der nur den siebenten Theil eines gewissen Zeitraumes seine Gelder auf Zinsen legt; noch mehr, wenn vom siebenten Theile kaum ein Viertel zählt. Das sogenannte alte Museum ist jetzt ganz verschlossen. Das

Antikencabinet war es immer, weil man dem Publicum keine Nuditäten zeigen will. (Ach, das sind oft die unschuldigsten Blößen!) Ebenso waren es immer die Waffensammlung, das physikalische Cabinet u. dgl. Junge Künstler bilden hier hauptsächlich der brave Galeriedirector Müller, der ganz seinem Fache lebt, und Hofbildhauer Scholl. Als vorzüglich ist zu nennen: Schilbach, Hof- und Theatermaler, der Schöpfer unserer Decorationen in der „Stummen von Portici".

Da die Dichtkunst mehr zur Literatur zählt als zur Kunst, so erlaube ich mir, bei jener darauf zurückzukommen.

Literatur. Hier ist schwer, systematisch zu sein. Wird viel in Darmstadt gelesen, geschrieben, gedruckt, wohin geschrieben, was, wie gelesen; zehren wir mehr an der Erinnerung, oder haben wir gar keine und sind homines novi im Fache literarischen Seins, Thuns, Treibens und Träumens? Doch, die Fragen sollen mir Rubriken sein. Reichen sie nicht aus, so füge ich Einzelnes an, z. B. Hofbibliothek, öffentliche Vorlesungen, Verkehr unter den Literaten, Würdigung der Literatur u. s. w.

Es wird viel in Darmstadt gelesen, wirklich sehr viel. Die Obstverkäuferin liest am Korbe, der Gefreite auf der Wache, der Lohnbediente liest über die Gasse, wenn er dem Herrn das Buch aus der Leihbibliothek zuträgt. Dieser letztern haben wir hier ein halb Dutzend, wovon die größte (des Hrn. Heinrich Allweiler) gegen 20,500 Nummern zählt, und die alle ihr reichliches Auskommen finden. Außerdem existiren auch noch ein Dutzend cirkulirende Sammlungen, meist Journale, und entweder nach ihrem Einbande, die graue, blaue, grüne u. s. w. Gesellschaft geheißen, oder nach ihrem Inhalte, die gelehrte, poetische, juristische, technologische u. s. w. Dabei versteht sich, daß jene, nach dem Einbande benannte Journale lediglich belletristischen Inhalts sind. „Morgenblatt" und „Abendzeitung" nehmen darin regelmäßig die ersten Stellen; die „Elegante" schließt sich ihnen an; der „Freimüthige" drängt sich an die „Elegante"; „Damenzeitung" und „Modenzeitung" reichen sich die Hand; der „Gesellschafter" fehlt nicht; sonst noch das eine und andere Blatt fährt dazwischen. Auch mitteleernste, mehr wissenschaftliche Unterhaltung, durch Ihre Zeitschrift, „Hesperus" u. s. w. vertreten, findet Gehör oder Gesicht, und regelmäßig zweimalige Wechselung des Lesematerials in der Woche läßt eher befürchten, daß man Vieles nicht beendigt, Manches nicht angefangen und Mehres nicht überlegt habe. Endlich existiren in Darmstadt noch mehre große geschlossene Gesellschaften: die vereinigte Gesellschaft, der Club, die Ressource, die Lesegesellschaft. Ueber den Geist dieser Gesellschaften wird unten zu sprechen sein. Hier wird ihrer nur erwähnt, als Anstalten, die, besonders die Lesegesellschaft, eine Menge Blätter einer großen Anzahl hiesiger Einwohner an bestimmten Locals bieten, und kleine Bibliotheken, deren Gebrauch ebenfalls den Mitgliedern offensteht, hieran geknüpft haben. Endlich halten noch Gast- und Wirthshäuser und Privaten sich eine Menge Zeitungen.

Aber vielleicht ist interessanter, zu wissen, welche einzelne, benannte Blätter man vorzugsweise von den vielen liest? Da ist denn nach unserer „Großherzoglich hessischen Zeitung", die Eigenthum hiesiger Invalidenanstalt ist, dabei eines alten und veralteten Privilegs sich erfreut, und von der unten besonders gehandelt werden soll, die gelesenste: das deutsche „Frankfurter Journal" nebst seinem Beiblatte, den „Didaskalien". Während von der „Allgemeinen Zeitung" (die aber um so mehr gewählte Leser hat) nur etwa 40 Exemplare vom hiesigen Postamte täglich ausgegeben werden; während etwa Gleiches mit der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung" geschieht; während die „Zeitung für die freie Stadt Frankfurt" noch weniger Abonnenten zählt, und ein neugeschaffenes darmstädter Blatt: die „Hessischen Blätter", gleichfalls kaum sich aufzuringen vermag, erfreut sich das „Frankfurter Journal" hier eines täglichen Absatzes von etwa 130 Exemplaren. Das macht: Es ist wohlfeil, sein belletristisches Beiblatt bringt regelmäßig Schlechtes und Breites, und damit gut. Uebrigens muß man billig sein und anerkennen, daß das Journal selbst in weit liberalerm Geiste geschrieben werde, als die Postamtszeitung und weit deswegen letzterer in der Rennbahn vorlief.

Aber die „Großherzoglich hessische Zeitung", auch wol Landzeitung genannt. Seit Anfang dieses Jahrs erscheint sie 7 Mal die Woche. Sie ist, wie oben bemerkt, Eigenthum hiesiger Invalidenanstalt; ein Beamter beim Kriegsministerium redigirt sie, d. h. er streicht mit Röthel oder Bleistift in den frankfurter Blättern, dem „Schwäbischen Merkur", der Allgemeinen und der „Preuß. Staatszeitung" an, was für seine lieben Leser und insbesondere für die auf Stallfütterung gesetzten hessischen Landbewohner sich eignet, und dabei bringt sie eine Menge Inserate, mit deren Gebühr man die Wunden der Invaliden heilt, und hinsichtlich deren ebenfalls eine passende Vorsicht herrscht, daß nichts hereinkomme, was anstößig ist. Z. B. vor etwa einem halben Jahre warnte der Gemeinderath — damals noch Commerzienrath — E. E. Hoffmann allhier öffentlich in der Landzeitung vor sogenannten E und F Sechskreuzerstücken und Groschen. Die hiesige Judenschaft, weil in der Warnung von Juden die Rede war, welche sie hauptsächlich ins Land brächten, glaubte sich angegriffen und veranlaßte eine Replik; doch nur ihr Geschriebensein: denn vom Drucken war es noch weit. Man wollte das Inserat, was, dem Vernehmen nach, sehr mild abgefaßt war und dessen Verf. jedenfalls sich nannten, nicht aufnehmen. Lange Bemühungen kostete es. Man mäkelte um Sylben. Die Juden sandten endlich eine Deputation ins Palais. Da erschien denn das Schmerzenskind — ein trauriger Beleg zugleich zum Rechte dahier, sich frei und öffentlich zu äußern.

(Der Beschluß folgt.)

Der Abenteurer Giovanni Finati.

Giovanni Finati war der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers zu Ferrara, welcher ihn der Kirche bestimmte. Das Conscriptionsgesetz, welches im Königreich Italien in Wirksamkeit trat, erreichte auch Finati. Er desertirte, wurde eingefangen, entkam zum zweiten Male, und erreichte glücklich die Grenzen von Albanien. Die Türken nahmen ihn nebst einigen Gefährten mit Freuden auf. Nach Verlauf einiger Zeit gaben sie ihnen aber zu verstehen, sie würden wohl daran thun, ihren Glauben abzuschwören. Da sie diesen Vorschlag mit Verachtung abwiesen, wurden sie zu den härtesten Arbeiten angehalten. Man behandelte sie wie Lastthiere. Dieses Argument leuchtete den Unglücklichen ein; sie bekehrten sich zum Islamismus. Finati erhielt den Namen Mohammed, und ward Pfeifenträger eines türkischen Generals, der ihm bald ein so unbeschränktes Zutrauen schenkte, daß er ihm den Zutritt in seinen Harem gestattete. Der junge italienische Pfeifenträger machte sich dieses Vorrecht zu nutze; ein zärtliches Verhältniß, welches sich zwischen ihm und einer georgischen Sklavin entspann, nöthigte Finati sich nach Aegypten zu flüchten. Hier trat er in die Dienste des Pascha, und ward bald darauf zum Belick-bachi oder Corporal einer Compagnie Arnauten befördert. Kurz nachher fand er Gelegenheit sich auszuzeichnen. Da die Wahabiten die Pilgerkaravanen auf ihrem Zuge nach Mekka und Medina aufgefangen, so beschloß der Pascha sie zu zernichten, nachdem er zuvor die Mamelucken zu Grunde gerichtet. Das Regiment unsers Abenteurers, welches zur Armee gehörte, die bestimmt war sich der heiligen Städte zu bemächtigen, wurde unter das Commando Tossoun's gestellt, eines Jünglings von 17 Jahren und Lieblingssohnes des Paschas. Unzählige Räuberscharen beunruhigten das Heer auf diesem Zuge, und plünderten zur Nachtzeit Soldaten und Officiere mit einer fast unglaublichen Kühnheit. Die Aegyptier nahmen die Stadt Yambo an der arabischen Küste ein, wurden aber bei einem Angriffe auf den Engpaß Djebid-Bogaz zurückgeschlagen. Finati entkam glücklich dem Gemetzel und kehrte nach Kairo zurück.

Mohammed-Ali entschloß sich hierauf in eigner Person ins Feld zu rücken. An der Spitze eines zahlreichen Heeres erzwang

er den Durchmarsch durch den Engpaß von Djebid-Bogaz und drang bis nach Medina vor. Die Kunde von Mohammed's Waffenglück entflammte aufs Neue die Kriegslust Finati's. Er gesellte sich zu einem Corps Albanesen, welches nach Suez marschirte, und fand Gelegenheit sich mit den Wahabiten zu messen bei der Belagerung von Konfodah, wohin sich deren eine große Anzahl geflüchtet hatte. Bei einem Ausfalle fochten sie mit dem Muthe der Verzweiflung; die Kämpfenden, durch den engen Raum hart aneinandergedrängt, zerfleischten sich mit gräßlicher Wuth. Sie bedienten sich nicht allein ihrer Säbel und Messer, sondern sie zerrissen sich mit den Nägeln und Zähnen.

Ein Theil der ägyptischen Truppen wurde bald darauf von einem Corps Wahabiten angegriffen. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Aegyptier. Finati verlor auf der Flucht seine Schuhe; seine Fußsohlen wurden in dem glühend heißen Sande dergestalt aufgeschunden, daß er nicht weiter konnte. Zum Glücke kam ein ägyptischer Reiter an ihm vorbei: Finati ergreift zuerst den Steigbügel, hernach den Schweif des Pferdes. Der Reiter, welcher ihn in der Angst wahrscheinlich für einen Feind hielt, feuert sein Pistol auf ihn ab. Finati bückt den Kopf, um der Kugel auszuweichen, bleibt aber in derselben Stellung, und wird so eine große Strecke weit fortgeschleppt und endlich gerettet. Späterhin entwischte er in die Wüste, und gelangte mit einem Truppe Beduinen nach Mekka. Das Merkwürdigste in dieser heiligen Stadt ist ein großer gepflasterter Hof, ringsum mit Säulengängen eingefaßt. In der Mitte erhebt sich die Kaaba, deren äußere Wände mit schwarzem Sammet bekleidet sind, auf welchen sich arabische, mit goldenen Buchstaben gestickte Sprüche befinden. Einem Winkel dieses Gebäudes gegenüber ist ein Brunnen, Zemzem genannt, dessen Wasser für so heilig gehalten wird, daß man jährlich dem Großherrn davon nach Konstantinopel sendet. Am Fuße des Gebäudes ist ein Stein, den alle Pilger küssen, wenn sie in dasselbe wandeln: die Oberfläche ist durch die Küsse der frommen Wanderer gänzlich abgenutzt. Der Kaaba gegenüber sieht man 4 abgesonderte Pavillons, welche für die Pilger der vier verschiedenen Secten des Islam bestimmt sind. Als Finati zu Mekka war, kamen 2 Karavanen daselbst an, die zusammen wenigstens 40,000 Personen zählten.

In Mekka hatte Finati mit Mohammed-Ali eine Unterredung. Er trat auf dessen Befehl in ein neues Regiment. Mohammed-Ali zernichtete endlich die Wahabiten gänzlich. Nach manchem Ungemach gelangte Finati zuletzt wieder nach Kairo, und entsagte gänzlich dem Kriegsdienste. Im Jahre 1815 folgte er Hrn. Banker auf seinen Reisen, und zwar zuerst nach Oberägypten. In der Gesellschaft dieses Gelehrten fing er an für die ägyptischen Alterthümer Geschmack zu bekommen. Späterhin besuchten die Reisenden Palästina. Lassen wir nun Finati selbst sprechen.

„Zehn Tage waren seit unserer Abreise von Kairo verflossen. Nachdem wir 2 Tage zu Jaffa ausgeruht, reichten wir beim Gouverneur dieser Stadt eine Bittschrift ein, in welcher wir ihn um einige Maulesel und einen Geleitsbrief nach Jerusalem ersuchten; der Pascha schickte uns einen Janitscharen, der uns zum Wegweiser dienen sollte, und Maulesel für uns Alle, nebst 2 Bedienten zu Fuß. Wir reisten mit Tagesanbruch ab. Einige Pilger gesellten sich unterwegs zu uns. Sie mußten sämmtlich an einem Engpasse Zoll bezahlen; unser Haufen war allein davon befreit, auf ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs. Als wir die Mauern und Zinnen von Jerusalem wahrnahmen, stiegen alle Reisende, wie gewöhnlich, von ihren Mauleseln ab und knieten nieder; sodann setzten wir die Reise zu Fuß weiter. Der Tag fing an zu dämmern, als wir an dem westlichen Thore von Jerusalem ankamen; es war noch nicht geöffnet. Wir ließen unsern Wegweiser zurück und gingen um die Stadt bis zum Stephansthore, welches sich zunächst dem Tempel Salomo's befindet. Hr. Banker eröffnete mir, der Wunsch, diesen Tempel zu sehen, dessen Eingang den Christen untersagt ist, sei der Hauptbeweggrund, der ihn nach Jerusalem geführt habe, und drang in mich, mit ihm hineinzugehen. Er stützte sich darauf, die Wächter des Tempels könnten unmöglich arnautisch verstehen, und ein Albanesee sei nicht gehalten, das Türkische oder Arabische zu sprechen; wir liefen also durchaus keine Gefahr, entdeckt zu werden u. s. w. Ein Christ, der diese Moschee ohne Autorisation besucht, macht sich des Todes schuldig, wie auch der Muselmann, der sich zu einer solchen Uebertretung des Gesetzes hergibt. Indessen war keine Zeit zu verlieren, die Sache mußte rasch vorsichgehen oder ganz unterbleiben. Das Stephansthor that sich auf, Hr. Banker trat hinein, und wir schritten mit einander auf den großen Hof des Tempels zu. Dieser Hof ist sehr schön und mit einigen Cypressen bepflanzt. In der Mitte, auf einer großen achteckigen Platforme, welche auf Stufen ruht, erhebt sich das Gebäude, ein Werk des Khalifen Omar; auf allen 4 Seiten befinden sich eherne Thore. Ueber dem durch farbige Glasfenster erhellten Tempel wölbt sich eine Kuppel".

„Wir bewunderten schweigend dessen prachtvolles Aeußere, als wir einen Türken mit grünem Turban, einen Schlüssel in der Hand, auf eins der Thore zuschreiten sahen. Während er aufschloß, fragte er uns, ob wir das Innere zu sehen wünschten. Ich bejahte es und fing sofort ein Gespräch mit ihm an, um seine Aufmerksamkeit von meinem Begleiter abzulenken. Als er indessen beim Eintritte seine Neugierde in dieser Hinsicht befriedigen zu wollen schien, erklärte ich ihm, mein Gefährte sei erst seit Kurzem von Scutari angelangt, er verstehe blos die arnautische Sprache. Unser Wegweiser bekümmerte sich nicht weiter um Hrn. Banker".

„In gleicher Richtung mit den 8 innern Winkeln des Tempels befinden sich 8 massive Pfeiler, zwischen denen sich 16 Marmorsäulen erheben, welche die Kuppel tragen. In der Mitte des Raumes, den sie einschließen, ragt eine große Felsenmasse über das Pflaster. Man gibt gewöhnlich vor, sie schwebe in der Luft; sie ruht aber auf einigen kleinen darunter befindlichen Säulen. Man zeigte uns ebenfalls auf dem Pflaster die Eingänge des Paradieses und der Hölle, und den Ort, wo man Adams Schädel fand und die Stelle, wo Kain den Abel tödtete. Der Sage zufolge setzte sich der Engel auf die Felsenmasse, als er unter Davids Regierung der Pest Einhalt that. Bei einer jeden dieser heiligen Stellen knieten wir nieder und opferten einige Paras".

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Dreieinigkeitsorden in China.

Eine merkwürdige Verbrüderung besteht im chinesischen Reiche unter den Namen der himmlisch-irdischen Gesellschaft, der Gesellschaft der verbundenen Dreiheit, nämlich Himmel, Erde und Mensch, und andern geheimen Benennungen mehr. Sie will von Erschaffung der Welt an bestanden haben und ist ausnehmend verbreitet, vom Staate aber geächtet, weil der Zweck dieses Ordens hauptsächlich auf Raub oder politische Opposition hinausgeht. Die Mitglieder erkennen sich an geheimen Worten, Zahlen, wobei die Drei eine Hauptrolle spielt, und Fingerzeichen; sie nennen sich untereinander Brüder, ihre 3 Vorsteher die ältesten Brüder; sie leisten sich gegenseitige Hülfe gegen die Nichteingeweihten und tragen äußerlich die Maske der Wohlthätigkeit und allgemeinen Menschenliebe, um neue Mitglieder zu werben. Die Inition geschieht zur Nacht und die Novizen müssen unter emporgehaltenen Schwertern die fürchterlichsten Eide der Verschwiegenheit ablegen, wobei sie zugleich als Symbol der Vergeltung einem Hahne den Kopf abschlagen. Ihre Statuten sind auf Leinwand geschrieben, damit man sie erforderlichen Falls ins Wasser werfen könne. 179.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 167. —— 16. Juni 1831.

Aus und über Darmstadt.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Vielleicht hofft man, daß, trotz so manches Tadelswerthen, unsere Landeszeitung — die mit der mainzer und wormser Zeitung das politische Landestrifolium bildet — um so reichere Ausbeute an Inländischem bringe. Aber nein, das ist gleichfalls nicht der Fall! Direct enthält sie bisweilen nur eine Hofnachricht, einen Unglücksfall, den Tod eines alten Mannes mit vielen Enkelein oder Urenkelein, eine Feuersbrunst, eine mehr oder minder gute That u. dgl. Ja, man hat Beispiele, daß solche inländische Nachrichten erst aus der „Mainzer Zeitung" ins „Frankfurter deutsche Journal" gewandert waren, ehe die „Großherzogl. hess. Zeitung", mit dem süßen Entzücken zweiten Widersehens, ihre löschpapiernen Arme ihr öffnete, oder daß sie von Offenbach aus erst in der „Allgemeinen Zeitung" sich angesiedelt hatten, ehe sie mit matter Druckerschwärze in der hessischen Landeszeitung resonirten (nicht raisonnirten; denn Raisonnement enthält die gedachte Zeitung gar nicht). Militaireigenthum, von einem Militair redigirt, von Militairs überdacht, in gewisser Art officiell und nicht officiell, privilegirt, unendlich mager, könnte man doch die Foderung an sie machen, daß, was sie an Inländischem bringe, mindestens wahr sei. Und läßt sich dies sagen?

Ein schwer wiegendes Beispiel als Antwort! Im Oktober vor. J., als die Unruhen in Oberhessen stattgefunden, bekam die „Großherzogl. hess. Zeitung" Leben. Wie sollte es auch nicht! Selbst ein todter Frosch unterliegt den Wirkungen des Galvanismus, um so mehr wird eine Zeitung, wenn in ihrem nähern Bereiche Truppen marschiren, Martialgesetze verkündet werden, Meuterer über Dorf und Stadt sich verbreiten, mindestens einige Spuren hiervon ihren Lesern zum Besten geben. So auch hier. Die „Großherzogl. hess. Zeitung" verkündete in einem Extrablatte zu Nr. 241 vom 2. Okt. vor. J., Darmstadt, Mittags 12 Uhr: „Nach eben eingetroffenen weitern Berichten langte die aus Cavalerie bestehende Avantgarde der großherzogl. Truppen gestern Abend, auf ihrem Marsche nach Hungen, zu Södel ein. Während des Durchmarsches durch Södel fiel aus einem Garten ein Schuß, der aber nicht traf. Die Cavalerie sprengte in den Garten, ein Chevauxleger feuerte seine Pistole auf den Rebellen ab, der geschossen hatte: derselbe fiel todt zur Erde. Die Chevauxlegers verfolgten eine weitere Anzahl von Rebellen, die sich in dem Garten befanden und hieben auf sie ein: drei derselben wurden blessirt, wovon einer gleich darauf starb. Bei den fernern Nachforschungen fand sich keine Spur von Rebellen mehr. Sonst fiel an diesem Tage nichts vor. Die höchste Erbitterung gegen die Rebellen herrscht unter den Truppen".

Dieses das Siegesbülletin, was man im ersten Augenblicke überrascht, bis aufs kleinste Jota, selbst bis auf die beiden Kolons, womit die beiden Tödtungen eingeleitet waren, in Darmstadt für unzweifelhaft hielt. Aber bald änderte sich die Sache. Man hörte immer entschiedener, jene getödteten sogenannten Rebellen seien keine Rebellen gewesen, vielmehr wackere, redlich und vaterländisch gesinnte Männer, die gar keine Veranlassung zu solcher Behandlung gegeben. Man erfuhr, es sei eine Deputation aus Södel bei Se. k. H. dem Großherzoge in Darmstadt gewesen, die hierüber, sowie das sonstige begleitende Verfahren der großherzogl. Chevauxlegers in ihrem Orte, nachdrückliche Beschwerden erhoben und von Se. k. H. ihr fürstliches Wort strenger Untersuchung erhalten hätten. Man las in öffentlichen ausländischen (deutschen) Blättern mehr und mehr von der Sache. „Hesperus", die „Neckarzeitung", der „Schwäbische Merkur", am ausführlichsten die „Allgemeine Zeitung" (auß. Beil. Nr. 199) thaten Meldung davon. Direct oder doch indirect war damit der „Großherzogl. hess. Zeitung" vorgeworfen, daß ihr oben wörtlich eingefügter Artikeltheil unrichtig sei. Aber belobte Zeitung schwieg. Ein tüchtiger darmstädter Anwalt — nachdem 2 Monate seit jenem Unglückstage (1. Oct.) vergangen waren und die höchste Behörde, trotz Deputationen, Erinnerungsschreiben des södeler Bürgermeisters und allenthalben kräftigst sich aussprechender öffentlicher Meinung, immer noch keine Untersuchung angeordnet hatte — trat nun, Namens der Witwe des einen Getödteten, mit förmlicher Denunciation auf, sprach von Blutschuld u. dgl. Da endlich verfügte man die Untersuchung. Aber die „Großherzogl. hess. Zeitung" schwieg. Sie bat nicht das Publicum, sein Urtheil zu suspendiren, die Sache werde untersucht, man werde das Resultat der Untersuchung bekannt machen. Zwei Auditeurs wurden Monate lang gleichzeitig thätig. Endlich gaben sie ihren Bericht beim Kriegsministerium ein, worin eine ansehnliche Zahl großherzogl. Soldaten — darunter auch mehre Offiziere — in Anklagestand zu versetzen, angetragen ist. Immer entschiedener ist das Publicum in seiner Ansicht von der völligen Unschuld der armen getödteten oder verwundeten oder mishandelten Södeler und Wölfersheimer geworden. Man sammelte Collecten und die Staatsregierung selbst that Einiges für sie. Aber die „Großherzogl. hess. Zeitung", welche damals mehrmals sich beeilte, Kleinigkeiten zu widerlegen, welche mit Bezug auf die Unruhen in Oberhessen, nebst vielem Wahren, in deutschen Blättern (auch in ihr selbst) erzählt worden waren, läßt fort und fort den Ehrentitel: Rebellen, den sie ihnen nachschleuderte, auf dem blutigen Grabe jener Männer stecken.

Es muß auffallen, daß auswärtige Blätter so viel vom Treiben und Nichttreiben im Großherzogthume Hessen melden, daß die Stadt Darmstadt hauptsächlich der Ort sein mag, wo solche Artikel verfaßt werden, und daß im Inlande selbst so wenig davon durch den Druck zur Oeffentlichkeit kommt. Sollte man nicht vielmehr glauben, über die Grenze hinaus flögen nur einzelne Wassertröpfchen oder Glutfünkchen oder Regenbogentheilchen, während innerhalb derselben durchs Räderwerk der einheimischen Blätter ein wahrer Rheinfall von Thatsachen oder Raisonnement brauste, ein flammender Wald von Gelehrsamkeit in seiner einzelblättlich-wissenschaftlichen Literatur aufkeimte, und die liebe Belletristik, wie Rosinen am Weihnachtzuckerbaum, in umgepurzelter Regenbogengestalt, über alles Das — mit Vormittags-, Nachmittags- oder Nachtblättern — sich lustig hin-

streckte? Aber nein, dem ist nicht so. Warum nicht in der Politik, geht schon aus Dem hervor, was oben gelegentlich bei der Charakteristik unserer „Großherzogl. hess. Zeitung", der einzigen privilegirten und der einzigen, durch die man politische Artikel in den ältern Theilen des Großherzogthums bekanntmachen könnte, gesagt worden. Wer mag hier auch nur versuchen, etwas Selbständiges, Freisinniges inseriren zu lassen? Die periodische wissenschaftliche Literatur ruht auf einem Haupte. Die belletristische, obgleich neuerdings einige Flügelschläge versuchend (vgl. unten), verdient doch kaum den Namen Literatur. Und so, wie die Bewohner Savoyens mit ihren Kindern, so thut's die Mehrzahl der großherzogl. hess. Schriftsteller mit ihren Arbeiten. Sie sendet diese in fremde Länder. Erst wenn sie dort gewesen, dürfen sie wiederkehren ins heimische Land. Ihnen selbst, z. B. Wilhelm Schulz, geht es oft nicht besser.

Jenes eine Haupt, worauf die periodische wissenschaftliche Literatur unserer Stadt ruht, ist Hr. Hofprediger Ernst Zimmann dahier. Er redigirt die „Allgemeine Kirchenzeitung" nebst theologischem Literaturblatte und die beiden Abtheilungen der „Schulzeitung". Aber er selbst hat gelegentlich geklagt, daß, mindestens im Fache der Correspondenznachrichten, das Wenigste ihm aus dem Großherzogthume zukomme, und seine hiesigen Hrn. Mitgeistlichen scheinen ihm namentlich nicht in dieser Beziehung förderlich zu sein

Die „Allgemeine Militairzeitung" ebenfalls hier erscheinend und vom Hrn. Kriegsrath Zimmermann und Hrn. Major Wachter redigirt, ist nicht umfassend, nicht selbstschaffend genug, um so sehr in Anschlag zu kommen. Doch bisweilen bringt sie auch eignes Gutes, selbst Vorzügliches.

Oben ward schon einigemal der „Hessischen Blätter" erwähnt. Als Beiträge zur Unterhaltung und Belehrung erscheinen sie dahier seit dem 1. Okt. vor. J. Es zeugte von Kühnheit, nach mehren verunglückten Versuchen, abermals mit einem belletristischen Blatte aufzutreten. Freilich deutete der Prospectus an, daß die Mitarbeiter ihre Producte als „patriotische Opfer" ins neugegründete Blatt niederlegen sollten, und die schließliche Bemerkung: „Eingesendete Beiträge, welche dem Plane der Anstalt entsprechen, werden übrigens auf Verlangen honorirt", wollte wenig dagegen sagen; aber, lieber Himmel! Druck und Papier sind für sich kostspielig genug, abgesehen von eigentlichem Material und Inhalt, daß jene Kühnheit immer noch bleibt, wenn die Lauheit des hiesigen Publicums, welches vielleicht mehr als viele andere den Propheten in seinem Vaterlande nichts gelten läßt, auf die Wagschale dagegen gelegt wird.

Gedichte stellten sich ein — Novellen rückten vor — Erzählungen kamen an — französische kleine Arbeiten wurden zu Uebersetzungen benutzt, man nahm auf Inländisches und die „gegenwärtig so beliebten (leider!) Theaternachrichten" Rucksicht; aber zugleich faßte nach und nach eine Frivolität der Darstellung oder des Sujets im Allgemeinen Wurzel, welche dem Blatte nothwendig die Gemüther entfremdete. Zwar überstand es glücklicherweise den Jahreswechsel, aber Ende März wäre es sicher zu Grunde gegangen, um so mehr, als die darmstädter Theaternachrichten, welche sich eine Zeitlang durch gewisse, oft ätzende Schärfe auszeichneten, nun wahrhaftes laues Wasser geworden waren, und als bisweilen die Gemeinheit mancher Artikel wirklich das Unglaubliche überwog. Aber einige Einwohner Darmstadts interessirten sich da rüstig für die Sache. Es war ihnen angenehm, ein Organ gefunden zu haben, um Manches, was die höhern Interessen unserer hessischen Staatsgesellschaft berührt, mit Erfolg anzuregen. Die Theaternachrichten sollten beschränkt, alles Triviale förmlich ausgeboten werden, die Belletristik sollte in engere Grenzen sich zwar fort und fort ansiedeln, aber keineswegs mehr die Alleinherrscherin sein. Und selbst das Blatt in seiner bisherigen Gestalt hatte Manches gebracht gehabt, was man vielleicht politisches Raisonnement nennen durfte. Die Censur war ohne Bedenken darüber weggegangen. Aber kaum wehte ein etwas entschiedenerer Geist durch die ersten Aprilnummern der „Hessischen Blätter", kaum brachte die neugeschaffene Rubrik: Landesbegebenheiten — Pikantes, da — zog auch die Censur ihre Zügel an. Ein höchst unschuldiger Artikel aus Mainz, wie man vernimmt, wurde gestrichen, obgleich er nichts enthielt, als Lob der 3 Bürgermeisteramtscandidaten. Genug, das Lob roch wie Politik, es war im Prospectus des Blattes erklärt worden, Politik solle nicht hinein, also — was konnte der Herausgeber der „Hessischen Blätter" sagen, wenn er nach seinen eignen Worten gerichtet wurde? Indessen hat sich das Verhältniß nicht geändert. Zwar scheint die Staatsregierung nicht abgeneigt, die Concession der „Hessischen Blätter" zu erweitern, aber vorher muß eine neue Instruction für den Censor gemacht werden, der bisher wie es scheint, für Möglichkeiten so unschuldiger Art nicht instruirt war, und jetzt, da sie entworfen ist, hat man sie, dem Vernehmen nach, nach Offenbach und Gießen geschickt, damit sie — wer weiß, wer? — begutachte. Kurz, die „Hessischen Blätter" bleiben in ihrem provisorischen Jammer, ihrer Abgegrabenheit von frischer quellendem Gesprubel, als Erzählungen, Gedichtchen, Charaden und einige Stadtunterhaltungsangelegenheiten sind; das Publicum, welches zu sehr neue Wunder erwartete, bleibt kühl und stumm; die Mitarbeiter erlahmen und das Ende Junis, was dem Hoftheater und dem ersten Semester 1831 sein Ende bringt, wird's auch wol den „Hessischen Blättern" thun. Vielleicht wird um dieselbe Zeit, die nach Gießen und Offenbach ergangene Auflage regierungsamtlich alsdann reproducirt.

Nur noch eine kleine Probe von *den Censurfaten jener* „Hessischen Blätter", aus der Zeit, wo man noch keine liberalen Tendenzen darin wahrzunehmen glaubte. Ein Hr. Prof. Nikolaus Müller in Mainz, ein dort ansässiger Mann, lieferte unter stehender Chiffre (N. M.) Theatercorrespondenzen. Später erfolgte — ich glaube in den frankfurter „Didaskalien", — ein Angriff auf Müller, wegen dieser Arbeiten. Die Redaction, wie gebührend, nahm in den „Hessischen Blättern" seine Partie, und versicherte bei dieser Gelegenheit, daß ihm „das oft Bedeutendste" von der Censur gestrichen worden sei. Sie klagte nicht darüber, sondern fand nur hierin einen Beweis für seine Freimüthigkeit, die sie gleichfalls nicht auf Kosten der Unfreimüthigkeit des Censors rühmt; das wäre gegen den respectum parentelae gewesen, denn die Censur ist eine Art Großmutter, die unsere Gedanken, als Kinder von uns, purificirend wiedergebärt.

Noch zum Schlusse dieser Abtheilung meines Berichts Folgendes: Wir haben nicht nur Censur hier, auch noch mehr: eine Art Schicksalsmacht, die überm Jupiter steht. Diese verfügte, daß vom vertriebenen Herzoge Karl von Braunschweig nichts mehr in die gr. Zeitung aufgenommen werden dürfe. Das Letzte, was hierüber sich in ihr vorfand, war ein der „Preuß. Staatszeitung" entnommener Artikel über des Herzogs Unternehmungen am 29. und 30. Nov. 1830. Der gleiche Befehl ward auch nach Mainz an die Redaction der „Neuen mainzer Zeitung" — wie man versichert, par estafette — gesandt.

Nothwendig muß all Dies nachtheilig auch auf Broschürenliteratur wirken. Daher kommt es, daß von Gelegenheitsschriften wenig mehr vorkommen, als Gelegenheitspredigten, daß, was der Art erscheint, selten eigentlich in den Buchhandel kommt. Ueberhaupt wirkt in dieser Hinsicht nachtheilig, daß nur alle 3 Jahre unser Landtag zusammentritt. Mittlerweile hält, was an politischem Leben sich bei uns vorfindet, seinen Winterschlaf, und da von den gießner Gelehrten nur Einzelne sich hören lassen, aber kein Universitätsblatt existirt, da die Anzahl von Verlagsbuchhandlungen — außer Leske in Darmstadt und G. F. Heyer Vater in Gießen, deren Ersterer obenerwähnte Zeitschriften, und Letzterer Compendien und wissenschaftliche Werke von — meist — Ausländern oder Gestorbenen verlegt — wenig Ansehnliches bei uns zu Tage fördert, und da überhaupt der Sinn für nahes, lebendiges, literarisches Treiben nicht viel mehr bei uns als Puppe ist, so habe ich vielleicht über diese Verhältnisse mich schon zu ausführlich verbreitet. Unsere hiesige Hofbibliothek ist trefflich — noch jetzt. Aber aus politischen Blättern ist bekannt, daß ihr, vom Anfange d. J.

an, der Hof alle Unterstützung entzogen hat, daß sie, da man auf den Zuschuß vom Staate alle Gehalte und auch namentlich den eines (unnöthigen!) Historiographen bürdete, nur noch die Anschaffung der Fortsetzungen für sie möglich ist, hinsichtlich deren unabwendbare Verbindlichkeit der Annahme vorliegt, und daß sie sonach, helfen nicht die Stände, auf dem besten oder schlimmsten Wege ist, eine gute Antiquität zu werden.

Vorlesungen hält man hier wenige, und doch scheint kein ungünstiger Boden dafür; mindestens konnte Hr. Prof. Butte vorigen Sommer in seinen Vorlesungen über Biotomie über Mangel an Zuhörern nicht klagen. Früher las bisweilen Hr. Oberfinanzrath Schleiermacher über Physik. Ueber Botanik thut es Hr. Oberfinanzrath Heß noch jetzt. Die Vorlesungen des Hrn. Prof. Pauli, wol meist nur angekündigte, sind ohne Bedeutung.

Die Rubrik: Verkehr unter den Literaten, bahnt den Weg zu: Darmstadt in gesellschaftlicher Hinsicht, ja, sie gehört wol eigentlich dazu. In dieser Hinsicht ist nicht gerade das Erfreulichste zu melden; es mußte denn dadurch seine Schatten gemindert sehen, daß der größte Theil davon auch wol anderwärts zu finden ist.

Bisher war das Hoftheater der allverzehrende Saturn. Was an Unterhaltung, an Streben und Gesellschaftlichkeit vorkam, zehrte es auf; es nahm mindestens so viel Raum ein, um nichts Tüchtiges, Gediegenes und Unabhängiges jener Art neben sich zu lassen. So kam zwar, daß Jahre hindurch hiesige Gesellschaften durch einzelnes oder gemeinschaftliches Vorlesen von poetischen Arbeiten, insbesondere von Theaterstücken, sich bildeten und unterhielten, aber immer war da wieder das Theater der Anlehnungspunkt und einen Verein für Kunst und Literatur wie in Mainz, oder ein Museum wie in Frankfurt a. M., oder einen Liederkranz wie in Stuttgart, Städte, die doch auch Theater bisher hatten, sah man noch nicht bei uns entstehen. Ja, Diejenigen, von welchen man Etwas dieser Art hätte erwarten können, standen sich ferne oder theilweise nahe, doch keineswegs freundschaftlich, sondern die Waffen in der Hand. Die erste Veranlassung war abermals — unser Theater. Fragen über Lob und Tadel einzelner Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen zettelte man auf die Schlachtgebiete von „Hesperus", der „Abendzeitung", der „Zeit. f. d. eleg. Welt" und der frankfurter „Didaskalien". Man mochte von der einen Seite etwas zu viel fliegenden Enthusiasmus mitgebracht haben, dafür erschien auf der andern Seite eine Laune wie Briefe auf dem Choleralande: durch Essig gezogen und geräuchert. Bald waren die erklärtesten Persönlichkeiten zu finden, man riß sich das Didaskalienblatt aus der Hand und wußte den Großen und den Kleinen — ob zum Ruhme des Verfassers, lassen wir dahingestellt.

Seit mehren Jahren feierte eine geschlossene Gesellschaft Göthe's Geburtstag auf dem Karlshofe, einer schönen Villa bei Darmstadt. Man fragte im Publicum: Warum Göthe'n? feierte aber, von Seiten der Fragenden, keinen andern Tag, sondern ließ es gehen. Erst in diesem Jahre dachte man entschiedener an Schiller's Todesfeier. Doch war das Fest sehr improvisirt, obgleich sich improvisirte Theilnehmer genug gefunden hatten. Man beabsichtigt von Seiten Mehrer, es mit Göthe's Geburtstagsfeier zusammenzuschmelzen. Eine Mesalliance, die wol mehrfaches Bedenkliches hat. Versöhnt sie indessen die bisher getrennten Gemüther und Geister aufrichtig; geht, was bisher war, und ansprechend, freundlich und geistvoll gewesen ist, nicht zu Grunde, so mag man immerhin experimentiren. Das Experiment soll dann später von uns gelobt sein. Aber bedenklich ist und bleibt, daß, wo noch vor Kurzem so entschiedener Zwiespalt — über die Ehren, welche dem von Holtei'schen Ehepaar, vor seiner Abreise von Darmstadt, widerfuhren — ausbrach, wo man der Ehrenden Sinn und Geschmack verdächtigte und der Streit nun noch recht in extenso an auswärtige Glocken gehängt wird, daß da sich warm die Hände in einander schlingen und Schiller-Göthe, als ästhetische Doppelpatres, zum unauflöslichen Bunde sie weihen können.

Von größern Anstalten der Geselligkeit findet hauptsächlich hier die Vereinigte Gesellschaft ihre Anführung. Sie ist die theuerste (ein ordentliches Mitglied zahlt jährlich 25 Fl., und 15 Fl. ist als Entrée bei seiner Aufnahme festgesetzt). Sie ist aber auch die vornehmste, weniger an literarischer Unterhaltung, die sie bietet (denn hier fiele der Begriff: vornehmste, mit reichlichste zusammen, was aber keineswegs der Fall ist), als an Stand und Rang und großer Anzahl der Mitglieder. Doch hat sich der jetzige Hof, wie es scheint, von der Vereinigten Gesellschaft, deren Statuten, und namentlich deren Ausschußwahlsystem doch ganz auf aristokratischen Principien beruhen (anders bei der Lesegesellschaft, die schon 197 Mitglieder zählt und erst seit dem 1. Jan. 1831 entstanden ist), zurückgezogen; er ist mindestens auf ihren Bällen und Tanzbelustigungen nicht zu sehen, und ebenso gibt man als Anlaß Verschiedenes an.

Die meisten darmstädter Einwohner haben ihr Land in der Stadt, und sind deswegen seltener in der Stadt und den eigentlichen Stadtspaziergängen als Lustwandelnde zu treffen. Wir verstehen hierunter, daß durch die vielen Hausgärten in der Neustadt viel Gesellschaftlichkeit dahin verlegt und den Augen des dritten Beobachters entzogen wird. Desto mehr freilich erschließen sich die Wirthsgärten vor der Stadt und die Wirthsstuben in den nahen Dörfern dem darmstädter Bürger, wo er weniger Bier als der münchner, und weniger Kaffee als der berliner trinkt, aber in der Hauptsache nach denselben Principien verfährt.

Von Trennung der Stände ist hier nichts Neues zu sagen. Allerdings, unser Adel, der hier lebt, ist nicht reich zu nennen, und im Reichthum allein bestände doch seine materielle Bedeutung. Aber die formelle hilft als Surrogat, und man kann nicht leugnen, daß, hält sich auch der Adel für sich, doch sein Benehmen gefällig und ansprechend ist — ein Zeugniß, was wir nicht als Lob geben wollen. Mindestens verdiente es, zehnfach leichter zu wiegen als der Tadel des Entgegengesetzten. Die verbesserte Hofrangordnung (nun die dritte seit einem Jahre) ist liberaler als die beiden frühern, aber ihr Milderwerden erstreckt sich fast nur aufs bürgerliche Militair, nicht den bürgerlichen Civilisten, der nur in den höchsten Graden der Anstellung hoffähig ist. Dadurch allerdings bleibt der Hof sehr isolirt. Er bleibt es um so mehr als bis jetzt nicht, wie in Karlsruhe und Stuttgart wöchentlich, und in Florenz sogar 2 Mal die Woche öffentliche Audienzen beim Fürsten eingeführt sind; als keine Volksfeste hier existiren, wo Hof und Nichthof sich träfen, und als nun auch das Theater, der einzige Ort, wo man sich sah (jetzt wird es nur noch im Vorüberfahren geschehen, oder in der Kirche, insoweit die Anwesenden nach der fürstlichen Emporbühne zu blicken vermögen), bald geschlossen ist.

Wären nun noch kürzlich einige Wünsche anzufügen, so sind es diese: Freiheit der Presse; größere Veröffentlichung der hiesigen Kunstsammlungen; Sicherung des bisherigen Fonds der Hofbibliothek; aufrichtige Einigkeit und gemäßigtes Betragen Derer, die für Regeneration unsers gesellschaftlichen hiesigen Lebens zu wirken im Stande sind; stetes Bedenken, daß wir Darmstädter, von äußern Glücksgütern: Handel, Reichthum u. dgl., beinahe völlig vernachlässigt, um so mehr auf uns gewiesen sind, daß wir gar nicht zu verachtende, aber wüsteliegende, oder da und dorthin zersprengte Mittel haben, die wir, etwas absehend von Kanzleirang und Ständephilisterei, nur zusammenzusuchen und zweckmäßig zu verbinden brauchen, um, wie man uns politisch einiges Gute nachsagt (nur nicht der leipziger „Komet"), auch literarisch, artistisch und gesellschaftlich eine Person, und zwar eine persona honoratior vorzustellen. 186.

Der Abenteurer Giovanni Finati.

(Beschluß aus Nr. 165.)

„Nachdem wir Alles besehen, drang Hr. Banker darauf, daß wir das Zeugniß begehren sollten, welches den Pil-

gern, die diesen Tempel besuchen, gewöhnlich ausgefertigt wird. Unser Führer geleitete uns an eine kleine Treppe, nahe am Eingange. Da er uns nicht folgte, hielt es Hr. Banker der Klugheit gemäß, sich das Gesicht mit seinem Mantel zu verhüllen; daran that er sehr weislich. Denn als wir in ein kleines Zimmer über dem Eingange gelangt waren, fanden wir 4 Ulemas, welche uns einluden uns niederzulassen und uns Kaffee anboten. Mein Gefährte, das Gesicht fast ganz in seinen Mantel gehüllt, berührte ihn kaum mit den Lippen. Ich gab ihn für krank aus. Hierauf ward für einen Jeden von uns eine lange arabische Schrift aufgesetzt. Sie enthielt die Aufzählung der heiligen Stationen, welche wir besucht, und wurde nach herkömmlicher Form unterzeichnet und gesiegelt. Als dieses Instrument ausgefertigt war, lief Hr. Banker Gefahr, entdeckt zu werden auf eine Art, die wir nicht vorhergesehen hatten. Es ist nämlich Sitte, daß man dieses Papier aus Ehrfurcht auf den bloßen Kopf legt. Hr. Banker hatte seine Haare unter einer Mütze verborgen. Hätte er sie abgezogen, so wäre er auf der Stelle entdeckt worden. Ich stellte daher ehrerbietigst vor, wie ungemächlich es für den kranken Reisenden sein würde, seinen Kopfverband loszuknüpfen, und legte in aller Andacht beide Actenstücke auf meinen nackten Scheitel".

„Mehre Tage wurden dazu verwendet, das heilige Grab, den Oelberg, den Berg Zion, das Thal Josaphat und die Gräber der Könige zu besuchen. Da das Weihnachtsfest der Griechen herannahte, so verfügte sich Hr. Banker nach Bethlehem, um den Ceremonien beizuwohnen. Mehr als tausend griechische Pilger waren hier versammelt. Wir kamen am Tage vor dem Feste an, und sahen diese Menge auf der Terrasse des Klosterdachs zu Mittag essen. Ihr Mahl bestand aus Oliven und Schnecken; es war Fasttag".

„Wir stiegen in dem Theile des Klosters ab, welches der lateinischen Communion gehört. Die Mönche, welche uns bewirtheten, suchten uns von unserm Vorhaben, der Messe, welche von Ketzern gehalten werde, beizuwohnen, abzuhalten und versicherten uns, daß, wenn wir ihrem Rathe nicht folgen wollten, es uns unmöglich sein werde, vor dem Morgen aus der Kirche zu kommen. Es war wirklich eine sehr ermüdende Ceremonie. Der Ort, wo Christus geboren, ist sehr enge und befindet sich unter der Erde. Er war von unzähligen Kerzen erleuchtet und mit einer ungeheuern Menge von Gläubigen angefüllt. Die Weiber saßen auf dem Boden, die Männer schritten über sie weg. Jeden Augenblick wurde irgendwo ein Geschrei ausgestoßen, und es erhob sich bald hier, bald dort ein lärmender Streit im Heiligthume. Es kam mitunter zu Thätlichkeiten, und dieser Tumult dauerte die ganze Nacht hindurch. Gegen Mitternacht wurde die Aufmerksamkeit der Anwesenden aufs Höchste gespannt, weil, einer alten, abergläubischen Sage zufolge, um diese Stunde die Lampen am Altare von selbst zittern sollen. Obgleich wir sehr nahe standen, so bemerkten wir nichts dergleichen; nichtsdestoweniger versicherten nachher mehre Anwesende, Zeuge dieser Erscheinung gewesen zu sein".

„Die großen Wasserbehälter, welche die Sümpfe Salomo's genannt werden, verdienen gesehen zu werden. Es wurde mir auch in der Nähe ein Kieselfeld gezeigt, welches, wie man mir sagte, nie könne gereinigt werden, und in diesen Zustand versetzt worden sei, um einen Grobian zu strafen, der es einst bebaute. Die heilige Jungfrau habe ihn nämlich gefragt, was er säe, und er habe geantwortet: „Kieselsteine", darauf habe die heil. Jungfrau erwidert, so solle er denn auch ernten, was er säe".

„Nachdem wir der griechischen Taufe im Jordan beigewohnt, reisten wir nach Djerrache, wo wir den vierten Tag ankamen. Die Ruinen dieser Stadt überstiegen bei weitem unsere Erwartung. Die Gebäude sind nicht plump und massiv wie in Aegypten, sondern leicht, zierlich, allerliebst, mit unzähligen Säulen. Obgleich Palmyra vielleicht größere und zahlreichere Ruinen enthält, so hat es mir doch geschienen, als böte es im Ganzen keinen so reichen und prachtvollen Anblick dar als Djerrache".

Die Reisenden besuchten hierauf die Ruinen von Dumkais; auf einer Anhöhe hat man eine herrliche Ansicht auf den See Tiberias. Die Einwohner halten sich in alten, in die Felsen gehauenen Gräbern auf. Sodann gehen Hr. Banker und sein Begleiter über den Jordan zurück, ziehen längs dem Fuße des Berges Tabor hin, und kommen bei anbrechender Nacht zu Nazareth an.

Finati gibt wenig Details über die Ruinen von Palmyra. Hr. Banker kündigt aber in einer Note eine sonderbare Entdeckung an; er hat nämlich auf dem Architrave eines Portals, das sich unter den Trümmern dieser Stadt befindet, eine hebräische Inschrift gefunden.

Zu Selenica trennte sich Finati von Hrn. Banker, ging nach Aleppo, wo er eine Zeitlang in den Diensten des Paschas blieb, und kehrte von da nach Kairo zurück. Auf den Rath des Hrn. Salt, brit. Generalconsul zu Kairo, entschloß er sich, den Reisenden als Dolmetscher zu dienen. Bald darauf begab er sich aber wieder zur Armee, die er nach dem Tode des albanesischen Beys wieder verließ. Hierauf nahm ihn Hr. Salt als Janitscharen in seine Dienste, und behielt ihn auf seiner Reise nach Oberägypten bei sich.

Finati reisete späterhin nach Nubien und Abyssinien; seine Abenteuer in diesem Lande bieten aber wenig Erhebliches dar. Als er nach Kairo zurückgekommen, ward er nach England berufen, um in einer Rechtssache Zeugniß abzulegen. Während seines Aufenthalts in England dictirte er Hrn. Banker die Erzählung seiner Abenteuer in italienischer Sprache. Hr. Banker übersetzte das Werk auf englisch, und gab es im Jahre 1830 in London heraus.*) Den letzten Nachrichten zufolge begleitet gegenwärtig Finati einen englischen Lord, der im Oriente reiset. 112.

Notiz.

Faust in England.

Die lächerlichen Irrthümer, welche unsere deutschen Handwerksübersetzer häufig begehen, sind so bekannt, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, noch Jagd darauf zu machen; zu unserm Troste sehen wir indessen, daß in England und Frankreich, die wir ja doch einmal als unsere Vorbilder in allen Dingen gelten lassen, ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Einer der ärgsten Blunders, der uns noch je begegnet, ist der folgende in einer englischen Uebersetzung aus Göthe's „Faust". Die Scene ist die tiefergreifende, wo Gretchen in der Kirche ohnmächtig wird.

Margaret.

I feel imprison'd. The thick pillars gird me.
The vaults low'r o'er me. Air, air, I faint.

Evil Spirit.

Where wilt thou lie concealed? for sin and shame
Remain not hidden — woe is coming *down*.

The Choir.

Quid sum miser tunc dicturus? etc.

Evil Spirit.

From thee the glorifies avert their view,
The pure forbear to offer thee a hand.

The Choir.

Quid sum miser tum dicturus?

Margaret.

Neighbour, your — — drambottle!

„Nachbar, Eure Schnapsflasche!" Das ist doch in der That zu arg! 163.

---

*) Unter dem Titel: „Narrative of the life and adventures of Giovanni Finati etc. translated from the italian, and edited by *William John Banker*, Esq." (2 Bände. London, 1830.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1831.

1. System der Aesthetik, als Wissenschaft von der Idee der Schönheit. In 3 Büchern. Von Christian Hermann Weiße. 2 Theile. Leipzig, Hartmann. 1830. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.
2. Aesthetik als Wissenschaft. Von Joh. Christian August Grohmann. Leipzig, Dyck. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
3. Aesthetik, oder Lehre vom Schönen und der Kunst in ihrem ganzen Umfange, von Franz Ficker. Wien, Heubner. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Kaum begreift ein Leser literarischer Unterhaltungsblätter, wie Jemandem zu Muthe ist, dem 3 Aesthetiken mit Einem Male heranrücken, die gelesen und beurtheilt sein wollen, deren Eine (des Hrn. Weiße) für sich schon über 800 Seiten zählt, mithin Augen und Gedanken sattsam in Anspruch nimmt; und noch weniger begreift ein solcher Leser, was es heiße, ihn mit dem Inhalt der heranrückenden 3 zu unterhalten, nämlich in bequemer, faßlicher Art deren ästhetischen Charakter und Benehmen zu schildern. Zwar gibt es, nach einer alten Behauptung, kein Buch, also auch kein dickes, woraus nicht etwas zu lernen wäre; allein, nicht jedes Lernen ist ein Erfreutwerden, und wer mit seinen Bücherberichten blos Rücksicht auf das Erstere ohne das Letztere nimmt, möchte alle darauf gewandte Mühe mit wenig Dank belohnt sehen. Zudem weiß ein solcher Berichterstatter nicht, ob seine Leser jung sind oder alt, welches alle Mal, und besonders bei Aesthetiken, einen Unterschied ausmacht, denn die Jugend ist für Zergliederung des Schönen aufgelegter als das Alter, und will wegen größerer Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit der ästhetischen Eindrücke, deren sie sich bewußt wird, auch entschiedener eine bestimmte Rechenschaft über das Warum und über die Richtigkeit und Klarheit des Gewonnenen, während das Alter bei geringerm Umfang und minderer Stärke des Eindrucks darüber schon zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, in einem durch Gewohnheit hinreichend bekannten Kreise sich mit ruhigem Gefallen fortbewegt und eine genauere Rechenschaft davon weder sonderlich vermißt noch begehrt. Verlegenheit also über Verlegenheit, wenn plötzlich 3 Aesthetiker, aus Leipzig (Weiße), Hamburg (Grohmann), und Wien (Ficker) vorgeführt zu werden verlangen.

Im Allgemeinen ließe sich wol voraussetzen, Niemand sei ohne Gefühl für Schönheit, daher ihm leicht beizukommen wäre durch ästhetische Reden und Mittheilungen. Allein diese Gefühle sind doch sehr unbestimmt, und sollen sie in Worte gefaßt werden, so fahren die Einzelnen mit ihren Urtheilen auseinander, werden schon uneinig über die Schönheit der Natur, oder der Thierwelt, oder der Männer und Frauen, welche Gegenstände jedem Menschen am nächsten gegeben sind und woran sein Schönheitsurtheil sich mit der geringsten Zurüstung versuchen kann: denn noch stärker wird es individuell abweichen in den Künsten, sobald Dichtwerke, Gemälde, Skulpturen, Gebäude in Frage kommen, der Tonkunst zu geschweigen, welche zwar von Vielen praktisch geübt oder herkömmlich gepriesen, aber von Wenigen mit wahrhafter Theilnahme geschätzt wird, und mehr verborgene Gegner in der Gesellschaft zählt als man meinen dürfte; wie denn Kant, der selber über das Schöne geschrieben, gegen diese Kunst viel Gleichgültigkeit kundgibt, ihr einen Mangel an Urbanität, daß sie nach Beschaffenheit der Instrumente ihren Einfluß weiter als man verlangt, auf die Nachbarschaft ausbreite, und Zudringlichkeit vorwirft, höchstens ihrem Spiel Einfluß auf den Körper und dessen Gesundheit einräumt, ja, sogar die Wirkung eines Tonstücks auf ihn selber dahin beschrieben haben soll, es sei, als wenn ihm Jemand mit den Fingern auf dem Unterleibe trommle. Gemeinhin läßt man in solchen Fällen entweder Alles als Geschmackssache auf sich beruhen, oder man streitet, ohne sich zu überzeugen, oder man bescheidet sich, keine Kennerschaft der Kunstwerke zu besitzen, was auch für das gewöhnliche Leben genügen und hinreichen mag. Allein, der Aesthetiker läßt Nichts auf sich beruhen, will bei abweichenden Urtheilen sich selbst rechtfertigen oder den Streit vermitteln und macht Anspruch auf Kennerschaft des Schönen, wo und wie es sich finde. Hebt er nun an mit seinen Begriffen und Entwickelungen, so läuft er Gefahr, keine Zuhörer zu finden; die Genießenden wollen genießen ohne weitere Denkbeschwerde; die Genußlosen halten jede Erörterung für überflüssig, da ihrem Bewußtsein die Empfindung fehlt, auf welche man sich bezieht, oder wenigstens nur in so eingeschränktem Maße vorhanden ist, daß sie keiner besondern Erörterung werth scheint.

Dennoch sei gewagt, mit Hoffnung einiger Geduld

unserer Leser, von jenen 3 herangerückten Aesthetiken des vergangenen Jahres etwas zu berichten. Wünschenswerth dafür sind Vorreden, um an dem Allgemeinsten das Allgemeine zu finden, gleichwie von Ouverturen behauptet worden, daß in ihnen die ganze Oper im Umriß stecke; allein Grohmann hat keine, nur Ficker und Weiße sind damit versehen; man könnte also mit diesen den Anfang machen. Wiederum neue Schwierigkeit. Der Vorredner Weiße nämlich ist bescheiden, erklärt sich für den Anhänger einer bekannten philosophischen Schule (Hegel's), und will sein wissenschaftliches Verdienst häuptsächlich der von ihr befolgten strengen Methode verdanken. Wie nun? Gesetzt, Ref. gehört nicht zu dieser Schule, so kann er weder den Verf. verstehen, noch von ihm berichten, weil es in Deutschland, und besonders im angegebenen Falle, nie vorgekommen, daß Jemand außerhalb der Schule die Schulphilosophie verstanden; gesetzt aber, Ref. gehört zu dieser genannten Schule, so versteht sie ihn und er sich selbst ganz vortrefflich, außerdem aber kein Mensch, und jeglicher Bericht wird sonach überflüssig für Diejenigen, welche längst verstehen, und die Andern, welche nie verstehen werden. Daß aber diese Andern zum Verständniß nicht gelangen, ist keine übertriebene Annahme, weil nach Aeußerungen des Stifters der Schule das Höchstvernünftige leicht für ein ganz Unverständiges gilt und daher dem niedrigen Standpunkt des gewöhnlichen Verstandes, der auch wol gesunder Menschenverstand heißt, die entschiedensten speculativen Wahrheiten als Verkehrtheit, ja sogar als förmliche Verrücktheit erscheinen. Ist nun dieses betrübt, so ist ein zweites furchtbar. Unser leipziger Aesthetiker ist neben seiner Bescheidenheit auch unbescheiden, d. h., er ist, ungeachtet der gerühmten Schulmethode, mit dem Stifter der Schule gar nicht einig, sondern nennt dessen objectiv hingestellte und geltendgemachte Weltansicht das Schroffste und Einseitigste, was jemals ausgesprochen sei; er beschuldigt die Hegel'sche Philosophie des großen Misverständnisses, daß sie das Metaphysische mit dem Physischen und Geistigen, die absolute Idee der Logik mit der Idee der Gottheit verwechsele und ein logischer Pantheismus sei, obgleich sie keiner sein wolle (Th. I, S. 11). Finde sich nun Jemand heraus zwischen einer Philosophie, welche gewaltige Verwechselungen begeht und ihr eignes Wesen verkennt, und einem Anhänger derselben, der ihr dieses vorwirft und dennoch sein eignes Verdienst in ihrer Methode sucht! Doch nein, dieser Anhänger will ja die Philosophie über den Hegel'schen Standpunkt emporheben und sie von der Abgötterei, die sie auf diesem mit sich selbst treiben muß, reinigen (Th. 1, S. 28). Abgötterei also? Schon aus einem frühern Werke des Hrn. W. erinnern wir uns der Behauptung, daß man mit demselben Rechte, mit welchem Hegel die geringsten Erscheinungen und Aeußerungen des Geistes über die höchsten Gestaltungen des Naturlebens setzt, auch sagen könne: „Jedes unbedeutendste Naturding, jede Erdscholle, oder Strohhalm, jeder rohe Götze ungebildeter Völker, der Wolf, Stier, Affe, der Dalai-Lama sei ein höheres als der Gott Hegel's, der logische Begriff". Welch ein Vorwurf! Die Philosophie ist sonst doch angesehen worden als eine Wissenschaft, die vom Götzendienst befreie, wenn sie auch manchmal zu stark wirke und zugleich den Gottesdienst aufhebe; hier soll sie der ärgsten Abgötterei schuldig sein und tiefer als die Vorstellungen ungebildeter Völker zurücksinken. Gott bewahre uns vor unsern Freunden! Aber hat denn Hr. W. den Stifter seiner Schule verstanden, da er mit ihm uneins ist? Wer soll es ausmachen? Keiner der Streitenden, denn Jeder versteht nur sich selbst. Ein Dritter aber auch nicht; denn entweder versteht er den Ersten, d. h., ist mit ihm einig, und dann versteht er den Zweiten nicht; oder er versteht den Zweiten, und dann versteht er den Ersten nicht. In dieser ungewissen Gewißheit steckt ein Berichterstatter, wenn er Vorrede hat oder keine, wenn er versteht oder nicht versteht; und nur vielleicht bei wenigen sehr geneigten Lesern dürfte diese Schilderung seines Zustandes selber schon als eine Art von Bericht gelten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Funfzehn politische Gedichte. Stuttgart, Wachendorf. 1831. 8.

Noch wenig Sangvögel haben die neue Zeit begrüßt, deren Frühlingssaat seit 10 Monaten sproßt. Die, welche sich hier vernehmen lassen (denn dem Tone der Lieder nach zu urtheilen, sind es ihrer mehre), haben ihr Nest an einem ziemlich verborgenen Orte gebaut, und ihr Gesang könnte leicht ungehört verhallen, so wenig er dies verdient. Um so mehr ist es die Pflicht der Kritik, auf das Gute und Schöne aufmerksam zu machen, das hier abseits von der Heerstraße der Literatur seine Wohnung aufgeschlagen hat.

Gleich die ersten Strophen des ersten Gedichtes, das „Den Manen der Polen" gewidmet ist, und sich als in den ersten Tagen des März, nach den unglücklichen Schlachten bei Grochow gesungen ankündigt, beweisen, daß es kein gemeines Talent ist, das sich hier in die bescheidene Offizin des Hrn. J. Wachendorf geflüchtet hat:

Dem Dichter, der nie zahme Worte
Und nie die Schmeichelei erlernt,
Der türkischer und deutscher Pforte
Mit gradem Rücken steht entfernt:
Ihm werdet ihr, verklärte Schatten,
Die ihr nach jenseits klagend zieht,
Ihm werdet ihr es wol gestatten,
Daß er euch ehrt mit seinem Lied!

Hätt' ich mit eines Mächt'gen Lobe
Mein reines Saitenspiel befleckt;
Wenn je an mir die Freienprobe
Ein Sklavenbrandmal hätt' entdeckt;
War zu durchlauchtigem Entzücken
Mir je der Wahrheit Kunde feil:
Dann müßt' ich meinen Schmerz erdrücken
Und Eurer hätt' ich keinen Theil!

. . . . .

Ich werde nicht von dannen weichen,
Eh' meine Klage euch geehrt,
Eh' ich von den geschmähten Leichen
Den Schwarm der Lügner abgewehrt;
Eh' ich zum Spenden in die Schale
Des Herzens Thränen ausgedrückt,
Und jene finstern Tribunale
Für euch zum Pantheon geschmückt! u. s. w.

Dieses Lied ist übrigens noch ganz von der Trostlosigkeit einge-

geben, und selbst der Trost, den der Sänger in weiter Ferne sieht, ist ein theuer zu erkaufender:

Als sie zum Zeichen der Erkennung
Erbauen wollten Babels Thurm:
Da sprach der Herr das Wort der Trennung:
Zerstreut ward das Geschlecht vom Sturm;
Doch, wenn die großen Herrn auf Erden
Zum Sklavenbau zusammenstehn,
Wird wieder Eine Sprache werden
Und alle Völker sich verstehn.

Ich ahne sie, die neue Sprache,
Sie zu erleben hoff' ich nicht;
Ihr erstes Wort vielleicht heißt: Rache!
Dann folgt Gerechtigkeit und Licht.
An dem, was euer Volk erduldet,
Hört dann die Jugend sich nicht satt;
Denn euern blut'gen Manen schuldet
Die neue Zeit ihr erstes Blatt.

Derselbe Verf., wie es scheint, hat den Polen noch 4 andere Gedichte geweiht, von welchen „Polens Schicksal", ein Lied, das laut der Note gleichzeitig mit dem oben ausgezogenen entstanden, aber mehr von der Bitterkeit als der Trauer eingegeben ist, sich durch Stärke und Wahrheit der Gedanken auszeichnet. Nachdem der Dichter Diejenigen aufgeführt, welche über den polnischen Aufstand wegen seiner Unzeitigkeit den Stab brechen, führt er antwortend fort:

Soll man nicht die Freiheit kaufen,
Wenn um hohen Preis sie feil?
Ist ein Kind zu jung zum Taufen?
Ist ein Greis zu alt zum Heil?

Spricht des Schicksals echte Stimme
Wol aus der Kanonen Mund?
Wird in der Kosaken Grimme
Eine heil'ge Fügung kund?

Offen sei es euch gestanden,
Wie die Weisheit mir verhaßt,
Welche Völkern, die in Banden,
Rühmt: wie gut die Kette paßt.

Die für Träume, für Fantome,
Was nach Zukunft dürstet, nimmt,
Die nur hinterdrein dem Strome
Der gemeinsten Thaten schwimmt;

Die so schmählich infallibel
Auf den Thron erhebt das Jetzt,
Weil sie über Gut und Uebel
Klüglich das Nothwend'ge setzt;

Die der Geister frischem Ahnen
Spottend aus dem Wege geht,
Und mit unentrollten Fahnen
In der letzten Reihe steht.

Das Gedicht führt diesen Gedanken noch weiter aus, und kehrt erst spät sich dem Schlusse zu:

O des Wahnsinns ohne Grenze,
Trob mein Herz vor Zorn erkrankt:
Daß man auch für solche Kränze
Ohne Scham dem Himmel dankt! u. s. w.

Von einem andern Verf. scheinen uns die Gedichte: „An den König Ludwig von Baiern", „Räthsel", vielleicht auch „Die deutschen Kaiser" und „Der sterbende Kosmopolit" herzurühren. Sie sind weniger reich an schlagenden Gedanken, haben aber mehr dichterische Anlage und innere Harmonie. Dem König Ludwig wird es vom Dichter hoch angerechnet, daß er es wagt, im Purpur noch ein Mensch zu sein, daß er nach einem Lorber ohne Blut zu ringen nicht für unköniglich hält, und sich nicht scheut, den gemeinen Kranz um den erlauchten Fürstenhut zu schlingen:

Zwar, Du beneidest, die getragen
Das Schwert im weiland heil'gen Krieg;
Doch lehrst uns auch, daß im Entsagen
Das Herz erringt oft schönern Sieg;
Ja willst vom Haupt die Krone reißen
Für ein hellenisch Bürgerrecht! —
Nur Deutschlands erster Bürger heißen,
Ist wol ein Ruhm für Dich zu schlecht?

Der Schluß dieses schönen Gedichtes, der (was der Poesie wol nach erlaubt ist) die unumwundene Anmuthung an den Baierfürsten macht, eines neuen deutschen Kaisers Vasall zu werden, und das Schwert, das an ihm lastet, dem rechten Aar hinzugeben, der es schwingen mag: — dieser Schluß wird durch das kleine, „Räthsel" überschriebene Gedicht, das wir nicht anstehen, demselben Verf. zuzuschreiben, einigermaßen erläutert. Das Letztere behandelt den Hahnenschrei vom Rheine her, den die alte, schlafende Sünde, die da

— träumt von Nacht umfangen, gottverlassen sei die Welt,
Und sie selbst für Gott auf Erden zur Statthalterin bestellt,

nicht hören will. Auf den Ruf des frühen Vogels erheben sich endlich die dunkeln Raubvögel, „das geschwärzte Reich der Lüfte" dämmernd aus der Nacht; mit ihnen ist auch ein Adler aufgewacht; aber

Nicht der alte doppelköpf'ge, der nur rückwärts schauen mag,
Und bei zugedrückten Augen meint, es bleibe nirgends Tag;
Nein, der junge, der die Blicke sonst dem Lichte zugewandt.

Dieses Geschöpf des Tages und der Sonne, dieser Heldenvogel soll dem finstern Bund der Eulen den niedern Argwohn lassen, in Ruhe bleiben, und den Hahn nicht reizen; denn

— sein Krähen ist von ganz besondrer Art,
Und er ist so stark geworden, daß er keinen Adler spart.
Bald, als rother Hahn im Sturme kräht er leicht auf Deinem Horst,
Hüllt in Flammen die Paläste, Burg und Hütte, Feld und Forst;
Und, muß auch sein Ruf verstummen; — nimmer in der Flamme Schein
Stirbt sein klingendes Gefieder, und der Hahn wird Phönix sein.

„Der sterbende Kosmopolit" (Nr. 12) ist eine Perle der Sammlung, obgleich es nicht im engern Sinne politisch genannt werden kann.

Eine dritte Feder, die aber den beiden andern nicht nachsteht, beurkundet das achte Lied, „Der deutsche Soldat" betitelt, dessen bitterer Humor „den Generalen —en, —den, —len, —men, —ren, —sen, —mer, —mar, — holz, —wald, —zweig, —strauch u. s. w. gewidmet" ist. Dieses Lied ist recht aus ganzem Holze geschnitten, und wir rechnen es zuversichtlich zu den besten satyrischen Gedichten, die in Deutschland seit langem erschienen sind. Es hebt an:

Der Deutsche ist zu Allem gut,
Ob er, wo der Ohio brauset,
Mit leichtem Beutel, kühlem Muth,
Als Bauer auf der Lichtung hauset;
Ob Bäckerbursch im heil'gen Rom,
Ob Schweizer im pariser Dom,
In Grafenhaag Magister,
Tüchtig ist er.

Wer gleicht ihm, greift er als Soldat
Zum adeligen Rock der Ehre?
Der Krieg verginge manchem Staat,
Wenn nicht der brave Deutsche wäre.
Mein ganzes Haus focht hier und dort,
Doch nur um Ruhm an jedem Ort,
Und manchmal eine schwere
Tabatiere.

Der naive Kriegsmann macht uns sofort mit seinem Stammbaume bekannt. Sein Urahn diente als eines Prinzen Büchsenspanner unter der Ligue und zeichnete sich in der Bartholomäusnacht aus, dessen Enkel ficht im schwedischen Wams bei Lützen und erhält von Wallenstein Offiziersrang, Adel und Dotationen;

sein Sohn, unsers Generals Urgroßpapa, wieder ein Schwede, geht, sowie er bei Pultawa den tollen Karl verloren sieht, getrost zu den Russen über:

> Der Tausch macht mir das Herz nicht schwer!
> Ihr werdt fürwahr ein baldes Heer
> In Einem deutschen Ritter,
> Ihr Moskowiter!

Den Großpapa und sein Regiment hat der große Fritz bei Zorndorf in Person zu schlagen geruht, dem Vater schlug ein Janitschar vor Oczakow, wo er für das Kreuz stritt, den Kopf herunter; ein Vetter trug in Paris den rothen Schweizerrock, und fand ein schönes Ende durch Sansculottenhand; unser Held bricht des Ritterthums erste Blume als Cornet bei Austerlitz, wo er vor Bonaparte als Gefangener zu defiliren die Ehre hat; der Lieutenant geht vom Ural auf die Franzosenjagd, der Major erringt im Palais-royal den deutschen Brüdern die Freiheit. Jetzt aber steigt zur guten Stunde die Hyder aus dem Weichselsumpfe und der „heilige Krieg" beginnt:

> Und endlich dehnen sich die Reihn,
> Sie schimmern grün durch Raucheswellen;
> Die Riesenflügel hüllen ein
> Das blaue Häuflein der Rebellen.
> Rebellen? — nein doch, oder ja,
> Gottlob! es muß doch hier und da,
> Soll unsereiner leben,
> Rebellen geben.

Victoria, Tedeum, dann Todtenstille. Aber

> Welch unheilvolle Politik,
> Wenn hier der Spaß zu Ende wäre!
> Voran — man sieht's auf Einen Blick —
> Muß unser Herr zu seiner Ehre.
> Noch hab' ich weit zum Feldmarschall —
> Je nun, wir dienen allzumal
> Vom Fähnderichspatente
> Bis an's Ende.

Diese beißende Satyre muß auf echt deutsche Gemüther einen nicht weniger elegischen Eindruck machen, als die polnischen Xenien der kleinen Sammlung, die mit einem, gebe der Himmel, nicht zu frühen Siegeshymnus endigen. Wann wird mit Zuversicht gesungen werden dürfen:

> Frohlockt ihr Berge, jauchzt ihr Hügel!
> Der weiße Adler spannt die Flügel
> Aus über ein erlöstes Land!

2.

Britische Staatsdocumente.

Eine der wichtigsten Quellen der Geschichte sind Urkunden und öffentliche Documente. Die Urkunden müssen in der neuern Geschichte die Stelle der Reden vertreten, welche bei den alten Historikern den Verstand der handelnden Personen repräsentiren. Denn daß unsere Staatsmänner ihre Angelegenheiten selten mündlich, und wenn dieselben einige Bedeutung haben, immer schriftlich abmachen, ist bekannt. Dennoch ist bis in die neueste Zeit eine gewisse Gattung von Staatspapieren sehr vernachlässigt worden. Die eigentlichen Urkunden, Documente, welche das Mein und Dein betreffen und politische Fragen mit allen hergebrachten diplomatischen Förmlichkeiten entscheiden, hat man mit großem Fleiße zusammengesucht, und wir besitzen große Sammlungen, in denen das Wesentlichste zusammengedruckt ist. Aber für die innere Geschichte der Staaten geben oft interessantere Aufschlüsse, als alle öffentlichen Documente, die Briefe, die insgeheim oder doch wenigstens nicht vor den Augen des Publicums zwischen den betheiligten Personen gewechselt werden. Diese lassen uns in die verborgenen Triebfedern hineinsehen, durch welche die große Staatsmaschine in Bewegung gesetzt wird; sie zeigen uns, vielleicht in einem einzigen Worte, die Ursachen, die wir ohne ihre Hülfe uns oft nur mit dem außerordentlichsten Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit enträthseln können. Daß unsere großen Herren gerade nicht eilen, ihr Spiel zu verrathen und die Karten aufzudecken, wird Niemand befremden; aber kleinlich erscheint die Sorgfalt, mit welcher hier und da Actenstücke, die doch einer den unmittelbaren Interessen der Gegenwart längst entfremdeten Vergangenheit angehören, noch immer in unzugänglichem Versteck gehalten werden. England, das auch mit der Sammlung und Herausgabe seiner öffentlichen Documente voranging, gebührt der Ruhm, in der neuesten Zeit auch das Beispiel zur Eröffnung seiner geheimen Archive gegeben zu haben. Unter dem Titel „State papers" (vol. I, parts I and II, London, 1831, 4.) ist unlängst, unter der Aufsicht einer eigens zu diesem Zwecke niedergesetzten Commission, ein mäßiger Quartband erschienen, der jenen Theil der Schätze des britischen Archivs umfaßt, der sich auf die Regierung Heinrichs VIII. bezieht. Diese Papiere, die ältesten noch in dem Archiv vorhandenen, waren bis zum J. 1825 in der grenzenlosesten Verwirrung geblieben. Sie zu ordnen war die erste Aufgabe der Commission, die in dem gen. J. König Georg IV. mit der Beaufsichtigung und Herausgabe der „State papers" beauftragte: keine geringe Arbeit, wie man sich leicht vorstellen kann, wenn man bedenkt, daß vor dem J. 1528 nur selten ein Brief mit dem Datum bezeichnet wurde. Dennoch ist diese Schwierigkeit gegenwärtig vollkommen überwunden worden; die lichtvolle Anordnung des Bandes, den wir dem Fleiße der Commission verdanken, kann jedem ähnlichen Unternehmen zum Muster dienen. Der Inhalt zerfällt in folgende Abtheilungen: 1. Die Correspondenz zwischen dem König und Cardinal Wolsey. 2. Jene zwischen dem König und seinen übrigen Ministern in England. 3. Jene zwischen den Regierungen von England und Irland. 4. Jene zwischen der Regierung und den königl. Bevollmächtigten an der schottischen Grenze. 5. Jene zwischen der Regierung und den königl. Bevollmächtigten zu Calais und den dazu gehörigen Districten. 6. Jene zwischen dem britischen Hofe und den verschiedenen auswärtigen Höfen. 7. Vermischtes.

Von besonderm Interesse sind die Briefe, die sich auf das Schicksal der unglücklichen Anna Boleyn beziehen; charakteristisch für die Regierungsweise und Rechtspflege jener Zeit sind die Klagpunkte wider den Herzog von Norfolk: „Wenn ein Mann, kommend von der Nebenlinie des Kronerben, der das Wappen von England nur in dem zweiten Quartier tragen sollte, mit dem Unterschiede ihres Ahnen, es wagt, den rechten Platz desselben zu ändern und es in dem ersten Quartier zu tragen, indem er den Unterschied des Ahnen ausläßt und statt dessen den Platz des rechten männlichen Erben einnimmt; wie ist die Absicht dieses Mannes zu beurtheilen, bringt es dem Titel des Fürsten oder dessen rechtmäßigen Erben irgend einige Gefahr, Nachtheil oder üble Nachrede, und wie muß es nach den Gesetzen bestraft werden? Wenn ein Mann, sich selbst vornehmend, das Reich zu regieren, wirklich darauf ausgeht den König zu leiten und in dieser Absicht seiner Tochter oder Schwester räth, die Hure desselben zu werden (to becom his harlot), denkend, es dadurch zu Wege zu bringen, — was dies zu gewärtigen hat? Wenn ein Mann diese Worte sagt: „Wenn der König stirbt, wer würde die Aufsicht über den Prinzen haben, als mein Vater oder ich", was es zu befahren hat? Wenn ein Mann diese Worte von einem Mann oder einer Frau im Königreiche sagte: „wenn der König todt wäre, würde ich ihn bald einsperren", was das zu befahren hat? Wenn ein Mann, aufgefodert und gezwungen durch das Gefühl seiner Pflicht, solche Dinge, die er hörte, angibt und darauf fortwährend von der angeklagten Person mit dem Tode oder mit Verletzungen bedroht wird, was das zu befahren hat? Wenn ein Unterthan es sich herausnimmt, ohne Erlaubniß Fremden Waffen zu geben, was das zu befahren hat". Man sieht, wenn man es nicht vorher bereits gewußt hätte, daß Tendenzprozesse keine Erfindung unserer Zeiten sind! Nur durch den plötzlichen Tod des Königs wurde der Herzog, den man unter so nichtigen Vorwänden dem Verderben bestimmt hatte, gerettet. 178.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1831.

1. System der Aesthetik rc. Von C. H. Weiße. 2 Theile.
2. Aesthetik als Wissenschaft. Von J. C. A. Grohmann.
3. Aesthetik rc. Von F. Ficker.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Ueberlassen wir indeß diesen Streit der Schule mit ihrem Anhänger ihnen selbst, um uns zu der Methode zu wenden, worüber Beide einig sind. Der Leser möchte von ihr Einiges erfahren wollen, und, trotz der Schwierigkeit, hiervon in der Kürze nur bezeichnend, geschweige faßlich zu reden, versucht Ref. das Wagniß. Die Methode besteht in dem dialektischen Umschlagen oder Ueberschlagen der Begriffe zu ihrem Gegentheil, wodurch sie sich auseinander erzeugen und vermittelst einer Gegensetzung oder Zersetzung in die Geburt treten. Jeder Begriff nämlich hat seinen Widersacher, welcher verneint, was er bejaht, etwa wie Tugend und Laster, Allgemeines und Besonderes, Etwas und Nichts; beide Entgegengesetzte aber, Part und Widerpart, bleiben in einer steten Beziehung zu einander. Durch diese Beziehung des gegenseitigen Verneinens wird ein Begriff, der sonst an sich in starrer, abstracter Dieselbigkeit verharren müßte, ein in sein Gegentheil überschlagendes Bewegliches, dessen Verneinung verneinend (das Andere des Andern), also die Tugend Nichtlaster, das Allgemeine Nichtbesonderes, das Etwas Nichtnichts. Er gewinnt aus diesem Ueberschlagen zu einem Andern und Rückschlagen in sich alsdann für sich nähere Bestimmungen, in welchen eben der dialektische Scharfsinn des Ungleichsetzens und Gleichsetzens sich zeigt, und worin das speculative Denken zum Unterschiede vom gemeinen besteht. Begriffe erzeugen sich aus Begriffen, Einheiten aus Gegensätzen und Gegensätze aus Einheiten, in steter Denkbewegung des Einen gegen ein Anderes und des Andern gegen das Andere seiner selbst, nämlich das Eine. Hr. W. nennt dieses den Rhythmus des dialektisch sich in sein Gegentheil verkehrenden und aus diesem wiederauftauchenden Gedankens, als Princip der organischen Gliederung eines Systems und seiner Theile.

Dies könnte nun, bei oberflächlicher Betrachtung, als ein bloßes Hin und Her, als ein leeres Denkspiel angesehen werden, was etwa von den griechischen Sophisten geschehen, wenn man nicht die tiefere, philosophische Bedeutung erkennen wollte. Alle Wahrheit nämlich ist kein Erzeugniß subjectiver Denkthätigkeit, sondern ein Objectives, an sich und für sich Bestehendes; der wahre Begriff ist also ein objectiver Begriff, das Wesen des Objectivvorhandenen, mithin ist der Begriff eines Dinges das Wesen dieses Dinges. Von dem Standpunkte des subjectiven Denkens erhält der Begriff seine Bewährung durch Sachen; nach dem Standpunkte des objectiven Denkens verhält es sich umgekehrt, die Sachen erhalten ihre Bewährung durch den Begriff, also z. B.: der Begriff Tugend wird nicht bewährt durch tugendhafte Handlungen, sondern diese werden bewährt durch den Begriff der Tugend; nicht der Begriff Mensch wird bewährt durch einzelne Menschen, sondern diese werden bewährt durch den Begriff Mensch, der in den Menschen ihr eigentliches Wesen, ihre Substanz und Wahrheit ausmacht. Das ganze Universum daher besteht, seinem Wesen nach, aus Begriffen, welche durch Selbstbewegung in Wirklichkeit treten, welches geschieht durch das Ueberschlagen aus ihrem Ansich in ein Anderes, und durch Rückschlagen aus diesem Andern in ihr Fürsich, weswegen auch die Begriffe Volk, Familie u. s. w. Substanzen heißen. Alle Individuen, z. B. eines Volks, sind, ihrem Wesen nach, der objective Begriff Volk, welcher aus seiner Einheit an sich in sein Anderes, die Vielheit, umgeschlagen ist, und in seinem Rückschlagen aus dieser Vielheit in die Einheit eben das Volk für sich bewährt, sodaß die Scholastiker ganz Recht hatten, zu sagen: das Wesen jedes einzelnen Gabriels sei seine Gabrielität. Alle concrete Wirklichkeit hat also zu ihrem Wesen den allgemeinen Begriff als ihre Voraussetzung und Substanz, wird gleichsam von demselben getragen, erhalten und in Wirklichkeit gesetzt. Die lebendigen Begriffe sind das substantielle Leben der Welt, und die Schwierigkeit solcher Auffassung oder Einwendungen dagegen entspringen aus den Anmaßungen des subjectiven Denkens, welches sich als Wesen setzt, da es doch sein Wesen nur im Begriff des Denkens als seiner Substanz hat, welches durch seine Selbstbewegung, den dialektischen Rhythmus, in subjectiver Form seine Wesenheit und Wirklichkeit darthut.

Hätte ein Leser dies einigermaßen gefaßt, und er kann es am leichtesten, wenn er Begriffe und Sachen in ein umgekehrtes Verhältniß setzt, als er bisher im subjectiven Denken gethan, so läßt sich ihm von der Schulphilosophie, zu welcher Hr. W. sich bekennt, einige Einsicht

beibringen. Die Philosophie kommt bekanntlich durch Begriffe zu Stande, es sollen aber keine starre, todte, sondern lebendige sein, eben solche, von denen zuvor gesprochen worden. An der Spitze steht der Begriff des Absoluten, und wenn nach seinem Wesen gefragt wird, heißt es: „Das Absolute ist das reine Sein". Als solches ist es eine starre, unwandelbare Abstraction, die nur durch Umschlagen in ihr Gegentheil Selbstbewegung und Leben erhält. Das Gegentheil des reinen Seins ist das Nichts, das Absolutnegative, und wir entdecken das Umschlagen ins Nichts an der reinen Unbestimmtheit des reinen Seins, wodurch gar Nichts von ihm ausgesagt werden kann, es also ein anderes ist als ein positives Sein. Aus diesem Gegentheil muß es durch Verneinung desselben zurückschlagen in sich selbst, also Nichts sein und doch sein. Diese Einheit beider ist das Werden; das Werden ist kein reines Sein und zugleich doch kein Nichts, die Einheit beider ist ihre Wahrheit, und aus dem Zusammenfallen beider in diese Einheit entspringt ihr Resultat, das Dasein, als Sein mit einer Bestimmtheit. Sollten wir diesen Begriffprozeß der Selbstbewegung durch ein höchst empirisches Gleichniß erläutern, so könnte es etwa folgendergestalt geschehen. Man spricht von Essenzen, deren Substanzbegriff also Essenz sein muß, dies ist ein abgezogenes, reines, unbestimmtes Sein, demnach zugleich ein Nichts, in welches Gegentheil seiner selbst es überschlägt; allein, die Einheit beider ist ein Werden, und die Essenz gelangt zum Dasein, nämlich zum Sein mit einer Bestimmtheit, als: Traubenessenz, Kirschenessenz, Aepfelessenz u. s. w., deren Wesen und Substanz immer Essenz ist, aber eine ins Werden gesetzte, bewegte, lebendige, wirkliche.

Vielleicht spricht Jemand, der seinem gewöhnlichen, gesunden Menschenverstande zu folgen gewohnt ist, mit den Worten des Polonius im „Hamlet": „Es ist doch Methode darin!" Und gerade dieses Geständniß ist dem Berichterstatter sehr willkommen, der sich abgemüht, die Methode kenntlich zu machen, worauf sich die leipziger Aesthetik beruft. Sogar eine Vermuthung möchte sich aufdringen über die Abgötterei, deren gleichfalls erwähnt wird, und welche kaum eine andere sein kann als eine Abgötterei mit Begriffen. Diese ist nicht selten kennbar in Schriften und Lebensverhältnissen, ja, ganze Zeitalter haben ihr gehuldigt. Man nehme z. B. den Begriff Volk, so ist derselbe in seiner starren Abstraction des Seins unlebendig, aber zugleich wegen seiner reinen Unbestimmtheit überschlagend in das Negative seiner selbst, das Nichts, weil Niemand sagen kann, wer und was das Volk sei. Setze man es nun identisch mit dem Nichts, d. h., behandle man das Volk als nicht seiend, so wird der Begriff beweglich und voll Leben und bringt durch Rückschlag die Einheit des Seins und des Nichts, nämlich das Werden, mit einer solchen Existenzialmacht, daß alles starre, bleibende Sein dagegen verschwindet, worin eben eine Revolution besteht. Hierbei scheint nun eine doppelte Abgötterei möglich, nämlich diejenige des starren, reinen Seins, und diejenige des absoluten Werdens. Als Dogma der ersten (Stabilitätslehre) wird gelten: „Alles, was ist (das Reinseiende) ist vernünftig", also der Verehrung und des Dienstes werth; als Dogma der zweiten (Bewegungslehre) wird gelten: „Alles, was wird (das sich Verändernde vom Andern zum Andern) ist vernünftig", also der Verehrung und des Dienstes werth; indem aber das Werden, als eine Einheit des Sein-Nichts, wie zuvor erinnert, das Dasein zur Folge hat, so gehen die Abgöttereien auch ineinander über, und es ist oft schwer auszumitteln, welcher von beiden ein Individuum anhängt, zumal das Dasein, als aus dem Werden hervorgegangen, in die Zeit fällt und es dabei sonach einen Unterschied macht, ob die Abgötterei sich auf Vergangenheit oder Zukunft bezieht, wiewol dann wiederum die Vergangenheit in die Zukunft und umgekehrt, überschlagen kann, woraus eine fortschreitende oder rückläufige Bewegungslehre entspringt.

Lediglich als Vermuthungen muß Ref. diese Ansichten von Begriffsabgötterei mittheilen, weil er unsicher ist, ob sie ganz mit denen des Hrn. W. *übereinstimmen*, und weil Abgötterei im *menschlichen Gemüthe einem Proteus* gleicht, der in seinen *wandelbaren* Gestalten schwer zu fassen ist. Nach manchen Aeußerungen setzt Hr. W. die Begriffe nicht als lebendige Substanzen, sondern blos als Formen, die nothwendig, ewig und allgemeingültig für alles Seiende sind, die aber für sich allein noch keinen Inhalt ausmachen, und gleich der Zahl für die gezählten Dinge gelten. So wenig also gesagt werden könnte, die Zahl sei das Wesen der gezählten Dinge, dürfte gesagt werden, der Begriff sei das Wesen der Dinge, worauf er sich bezieht. Dann aber, wiewol solches dem gesunden Menschenverstande einleuchtender wäre, ließe sich entgegnen: man sinke mit dieser Behauptung wider die Angaben des Stifters der Schule ins subjective Denken zurück, in einen Formalismus, von welchem eben die Philosophie durch objectives Denken befreit werden solle, man verkenne den Geist der wahren dialektischen Methode, fasse das Universum in formaler Erstarrung, mache sich gerade hierdurch der Abgötterei schuldig, deren Thun darin bestehe, das Leben der Dinge und ihre Wahrheit in todter, inhaltleerer Form zu suchen. Genug von diesen recht schwierigen, und nach Demjenigen, was zuvor über Verstehen und Nichtverstehen bemerkt worden, auch unauflösbaren Verhältnissen, in welche uns der eine Vorredner durch seine Aeußerungen über Methode und Abgötterei gebracht, und deren allgemeinste Andeutung die Leser d. Bl. vielleicht schon zu ausführlich gefunden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Buchhändler, Buchsammler und Autoren.

Es ist eine häufige Klage unter jungen Schriftstellern, sagt ein geschätztes englisches Journal, daß sie große Schwierigkeit finden, ihre Werke vor das Publikum zu bringen, weil der Handel, the trade, wie man in England den Buchhandel und die Buchhändler par excellence nennt, eine wahre Scheu vor Manuscripten hat, die nicht entweder einen wohlbekannten Namen oder wenigstens die Ankündigung eines sehr populairen und anziehenden Gegenstandes auf dem Titel trägt. In der That ist bei manchen Gelegenheiten hinlänglicher Grund vorhanden, über diese Art von

Hinderniß zu klagen. Der Buchhändler, obwol anerkannter Handelsmann in Dingen des Verstandes, kann nicht in jedem Falle ein unfehlbarer Richter über die Verkäuflichkeit der Waaren sein, die ihm vorgelegt werden, und doch ist dies offenbar der einzige Umstand, auf den er in seinem Geschäfte Rücksicht zu nehmen hat. Der Name eines alten bekannten Schriftstellers ist eine, wenngleich auf keine Weise unfehlbare, Versicherung gegen Verlust; gerade wie ein erfahrener Jockei, wenn er keine andern Ausgangspunkte für sein Weltsystem hat, sein Geld gewiß auf einen Abkömmling des berühmten Renners Eclipse wagen wird. Fehlt diese Art der Empfehlung, so wird der Buchhändler oft und natürlich genug durch eine Vergleichung mit der Manier der Werke, die um dieselbe Zeit günstigen Erfolg gehabt haben, entschieden. Findet er, daß der neue Ankömmling sich mit demselben Gegenstande beschäftigt, oder dieselbe Uniform angezogen hat, die im Augenblicke eben en vogue ist, so wird er sich leicht der Hoffnung hingeben, daß sein Buch, wenn es auch in der That die Vorbilder des Tages nicht erreicht, dennoch dem herrschenden Geschmack zusagen und von dem günstigen Winde Vortheil ziehen wird. Dies mag man, von Seiten des Buchhändlers, nicht gerade als eine sehr verständige Verfahrungsweise ansehen; aber wir bleiben der Meinung, daß es immer eine der sichersten sein wird, die er erwählen könnte. Wir haben vielfache Gelegenheit gehabt, unsere Beobachtungen in diesen Dingen zu machen, und das Resultat derselben ist unzweifelhaft, daß wir, sobald wir von einem jungen Buchhändler hören, der große Ansprüche auf kritische Schärfe und Urtheilskraft macht, seiner Laufbahn kein gutes Ende vorhersagen. Unter den unglücklichen Buchhändlern, mit denen wir bekannt geworden sind, waren die meisten Männer, die sich auf ihren eignen Geschmack verließen und so Speculationen wagten, die vorsichtigere Leute, welche sich auf den mehr mechanischen Theil ihres Geschäfts beschränkt und nicht leicht mehr als den Titel angesehen hätten, vermieden haben würden. Wir sind nicht so albern, daß wir glauben sollten, der Buchhändler, welcher mit vollkommener Kenntniß des commerciellen Theils seines Geschäfts eine vertraute und verständige Bekanntschaft mit der Literatur besäße, sei dieses Vorzuges wegen weniger für seinen Beruf geeignet. Im Gegentheil, ein solcher Verlagshändler muß nicht nur den Gipfel seines Standes erreichen, sondern auch eine Zierde seines Vaterlandes und ein Wohlthäter der Wissenschaften werden, während sein Reichthum in demselben Verhältnisse mit seinem Rufe zunimmt. Sein Name, mit einer Mischung von Liberalität und Vorsicht gepaart, gibt den Werken, auf denen er steht, Gewicht und ist an und für sich ein Bürge ihres Werthes. Um indessen zu einer solchen Höhe der Auszeichnung zu steigen, bedarf man ein ungewöhnlich gesundes und scharfes Urtheil, und eine lange Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen, und Der, welcher sie erreicht, wird selten oder nie in den ersten Stadien seines Geschäftes unter dem Antriebe reiner literarischer Begeisterung gehandelt haben. Sein Zweck und seine Regel ist und muß sein, zu kaufen und herauszugeben, was die meiste Wahrscheinlichkeit hat, durch schnellen und beständigen Absatz ihm von dem Lager genommen zu werden; die Fähigkeit, zu beurtheilen, welche Gunst irgend ein gegebenes Manuscript eigentlich verdiene, kann ihn für den Mangel an Takt, den Grad der Gunst zu schätzen, welche das Publikum wahrscheinlich dem Werke erweisen wird, nicht entschädigen. Wir wollen ein merkwürdiges, obwol fast verbrauchtes Beispiel nehmen. Denke man sich Samuel Simmons, ein achtbares Mitglied der Buchhändlergesellschaft (Stationers' company) in London, in einer dunkeln Straße, ostwärts von Temple-Bar, im J. 1667 auf seinen Zahltisch gelehnt. Ein bejahrter, ernster, ehrwürdiger Mann, von einem anständig gekleideten Frauenzimmer geführt, tritt ein und übergibt ihm ein dickes Manuscript, welches er ihm zum Kauf anbietet. Nun denke man sich, unser Freund Simmons wäre ein Mann von reinem Geschmack und tiefem Gefühl für Poesie gewesen, so ist es nicht anders als wahrscheinlich, daß er als Honorar für ein Meisterwerk wie das „Paradise lost“ eine Summe geboten hätte, die dem Werthe seines ganzen Lagers gleichgekommen wäre. Was wäre aber die Folge gewesen? Es dauerte volle 2 Jahre, ehe eine Auflage von 1300 Exemplaren verkauft wurde, und der arme Samuel Simmons mußte, wenn er in gerechtem Vertrauen auf sein eignes Urtheil die Grenzen kaufmännischer Bedachtsamkeit überschritten hätte, früher oder später in dem Gefolge eines gerichtlichen „Sintemalen“ oder „Alldieweilen“ abmarschiren; früher oder später, genau in dem Verhältniß zu dem Grade von poetischem Urtheil oder Gefühl, welches er sich hätte leiten lassen, oder mit andern Worten in dem Verhältniß, in welchem das von ihm gebotene Honorar zu dem wahren inneren Werthe des Heldengedichtes stand.

Aber Samuel Simmons war ein Kind dieser Welt, und er urtheilte mit Rücksicht auf die äußere Wahrscheinlichkeit, welche die Herausgabe des fraglichen Gedichtes für sich hatte. Kannte er auch Milton nicht von Person, so mußte er doch bald entdecken, daß er der Secretair Cromwell's und der heftige Vertheidiger der Königsmörder gewesen sei; daß sein Name daher gerade nicht geeignet war, einen besonders günstigen Eindruck auf das Publicum zu machen, da der Strom der Politik eine andere Richtung genommen hatte. Auch war der Styl und der Gegenstand des Gedichtes, ernst, schwer, theologisch, eben nicht besser geeignet, es den leichtfertigen und leichtfüßigen Zeiten zu empfehlen, wo Butler und Waller an der Spitze der modischen Autorenwelt standen. Von einem gewitzigten Buchhändler war daher vorauszusehen, daß er thun würde, wie Simmons wirklich that, nämlich, daß er dem Autor einen Preis anbot, der auf die Wahrscheinlichkeit des Absatzes berechnet war, den ein ernstes Werk in einer leichtsinnigen Zeit und überdies von einem der siegenden Partei verhaßten Verfasser finden konnte. Unter dem Einfluß solcher Betrachtungen schloß er mit dem Verf. des „Paradise lost“ den wohlbekannten Handel „auf unmittelbare Zahlung von 5 Pfund, mit der Bedingung, ferner 5 Pfund zu empfangen, sobald die erste Auflage von 1300 verkauft sei, und wieder 5 Pfund nach dem Verkauf einer zweiten Auflage von gleicher Stärke, und 5 Pfund nach demselben Verkauf einer dritten“; und wenn wir in Betracht ziehen, daß Simmons im J. 1680, nachdem er bereits 20 Pfund aus seinem Beutel gegeben hatte, das ganze Verlagsrecht des „Paradise lost“ für 25 Pfund verkaufte, so kann man kaum sagen, daß er einen jüdischen Handel mit dem großen Dichter geschlossen habe. Die Sache ist schmachvoll; aber die Schmach muß auf das Zeitalter fallen, — nicht auf den Buchhändler.

Es kann uns im Traume nicht einfallen, daß die Vorsicht des jetzt bestehenden Buchhandels dem Publicum irgend Schöpfungen vorenthalten habe, die an demselben Tage mit dem göttlichen Gedicht genannt werden dürften, welchem sich die Thür von dem Laden Samuel Simmons' sich so widerstrebend öffnete. Im Gegentheil, unsere bisherigen Beobachtungen berechtigen uns zu sagen, daß es nur wenig Umstände oder Gründe der Unpopularität gibt, welche einem Schriftsteller, der nur die mäßigste Wahrscheinlichkeit des Erfolges besitzt, die Aussicht auf Herausgabe seiner Werke verschließen. Es gibt immer Buchhändler genug, wenn auch vielleicht nicht die achtbarsten, welche bereit sind, sich der Gefahr auszusetzen, ihren Namen mit den extravagantesten und gewagtesten Unternehmungen zu verbinden, in der Meinung, daß vielleicht gerade diese Extravaganz und Seltsamkeit es sein kann, was die Gunst des Publicums gewinnt; und wir können nicht umhin hinzuzufügen, daß wir bei Betrachtung der Beschaffenheit so vieler Bände, die jährlich ihren Weg zur Presse finden, eher in Verlegenheit sind, was denn das eigentlich für opera sein müßten, denen nicht in irgend einem Winkel ein Patron würde. Dennoch gibt es ohne Zweifel Personen, für deren Anerbietungen der Buchhandel durchaus kein Ohr hat; und wir erinnern uns wohl, daß in dem Jahre der Projecte (1826) die unglücklichste aller seiner abenteuerlichen Ausgeburten der Plan einer Gesellschaft war, welche sich der Autoren annehmen sollte, denen es nicht möglich wurde, ihren Weg zum Publi-

cum durch den legitimen Kanal von Paternoster-Row oder die ebenso gültige Nordwest-Passage von Albemarle-Street zu finden. Was die Folge dieses Projects sein mußte, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, kann man sich leicht denken. Die Pressen, deren eine solche Gesellschaft sich bedient hätte, würden wenig Ursache gehabt haben, sich über Mangel an Beschäftigung zu beklagen und die Schachtelmacher und Pastetenbäcker würden zu billigern Preisen ihren Bedarf an Maculatur bezogen haben, als die Annalen von Grub-Street noch aufzuweisen haben.

Die alte Methode, sich in solchen Fällen zu helfen, wo die Buchhändler Anstand nehmen, auf die Vortrefflichkeit der Productionen eines Schriftstellers zu vertrauen, war die Vermittlung einer Subscription. Aber obwol manche Autoren, die ein besseres Schicksal verdient hätten, sich in der Nothwendigkeit gesehen haben, ihre Zuflucht zu einer Art der Herausgabe zu nehmen, die zu viele persönliche Bemühungen nothwendig macht, um einem edlern Geiste angenehm zu sein, so ist dieselbe doch so ungewöhnlich geworden, daß wir sie gegenwärtig als ein Mittel, Schriftstellern den Zutritt zu der Welt zu erleichtern, ganz außer Betracht lassen können.

Doch gibt es immer eine gewisse Classe von Werken, die eine gewisse Classe von Lesern interessiren, welche auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels nicht leicht zum Druck gelangen können. Wir beziehen uns auf jene zahlreiche Classe, welche das große Publicum bloße Curiositäten nennt. Solche sind alte Gedichte, alte Chroniken, alte Legenden und die Verhandlungen von alten Rechtsfällen, überhaupt Alterthümer, gleichviel ob aus dem Gebiete der Geschichte, der Jurisprudenz, der Literatur, des Dramas oder der Polemik, Abhandlungen, die mit diesen Curiositäten in Verbindung stehen, liegen in seltenen Manuscripten vergraben, in seltenen Flugschriften, großen und unbehülflichen Sammlungen, Ausgaben, die so prächtig oder so elend ausgestattet sind, daß sie entweder zu hoch über dem Auge des gewöhnlichen Beobachters, außer seinem Gesicht, oder zu tief unter demselben stehen, um nicht übersehen zu werden. Solche literarische Raritäten, die in der Meinung der Menge bloße Tändeleien sind, tragen dennoch einen eigenthümlichen innern Werth in sich, und einen bedeutenden oder vielmehr einen ausschweifenden, aber nur in der kleinen Welt der Bibliomanen und in der besonderen Race von Buchhändlern, die es sich zum Geschäft gemacht haben, die Steckenpferde dieser Herren mit Futter zu versehen, oder, in andern Worten, ihre Bücherrepositorien mit den

Small rare volumes, dark with tarnish'd gold,

zu füllen, welche die Delilahs ihrer Einbildungskraft sind. Diese Liebhabereien haben keinen Reiz für die Welt im Allgemeinen, und wenn wir einige wenige glänzende Ausnahmen übergehen, haben die Bände, in denen dergleichen Sachen abgedruckt waren, bei dem Publicum sich gerade keiner sehr ermuthigenden Aufnahme erfreut. Abdrücke dieser Art befriedigen eigentlich keine einzige Classe von Käufern; sie sind zu leicht zu erwerben, um in den Augen des Sammlers von Profession viel Werth zu haben, während die veraltete Orthographie und, gerade herausgesagt, der geringe Theil, den sie in den meisten Fällen von wirklich Werthvollem oder Belehrendem enthalten, sie für den gemeinen Käufer zu Kaviar machen. Die vielen Repositorien von alten Tractätchen in Prosa und Versen, von schätzbaren Staatspapieren und Sammlungen, die sich auf die Geschichte des Landes beziehen, die man zu dieser Stunde um einen Preis haben kann, der kaum die Druckkosten deckt, beweisen klar, wie schlechte Speculationen selbst die besten Sachen dieser Art für die Herausgeber gewesen sein müssen. Wir dürfen nur die äußerst verdienstliche Unternehmung der londner Buchhändler anführen, welche sich zu dem Wiederabdruck der alten englischen Chroniken von Hellinshed, Stowe, Grafton, Lord Berner's Froissart u. s. w. vereinigten; diese schätzbare Sammlung der wichtigsten Materialien für die englische Geschichte wird jetzt zu bedeutend herabgesetztem Preise verkauft. David Macpherson's Ausgabe von Winton's Chronik von Schottland, auf eine Weise veranstaltet, die jeder ähnlichen Unternehmung zum Muster dienen könnte, wurde mehre Jahre lang zu sehr herabgesetztem Preise verkauft. Die „Restituta" und „Archaica", von 2 ausgezeichneten Alterthumsforschern, Sir Egerton Brydges und Mr. Park, auf das Splendideste herausgegeben, fanden noch weniger Gunst auf dem Markte. Die große Sammlung: Thurlow's „State papers", welche die authentischesten Quellen für die Periode des großen bürgerlichen Krieges in England und der Regierung Cromwell's enthält, wurde noch vor kurzem und wird vielleicht noch jetzt zu einem Preise gekauft, der wenig höher ist als der Maculaturpreis.

Es ist wahr: habent sua fata libelli; solche Werke haben ihre Phasen und werden höher geschätzt, je nachdem sie auf dem Markte seltener werden und sich in Bibliotheken verstreuen, aus denen sie nicht häufig zum öffentlichen Verkauf zurückkehren. In einem solchen Falle erhalten sie zuletzt einen hohen Werth, weil sich das Verdienst der Curiosität mit ihnen verbindet. Ehe indessen ein solches Steigen stattfindet, haben die ursprünglichen Unternehmer gewöhnlich allen Antheil an den Büchern verloren, die wahrscheinlich den Buchhändlern als Reste (remainders) verkauft worden sind, worunter man jenen *Theil von dem Eigenthum* eines Verlegers versteht, welcher *das Residuum seines Lagers* ist und welchen er für *jeden Preis losschlägt, den er dafür* erhalten kann. Dies Schicksal, welches gewöhnlich, wenn auch nicht unvermeidlich oder beständig mit den Abdrücken alter, seltener und merkwürdiger literarischer Erscheinungen verbunden ist, scheint sie größtentheils mit Recht von den Speculationen eines Buchhändlers auszuschließen, der doch, wenn er überhaupt Etwas herausgeben will, dies nothwendig in der Erwartung eines vernünftigen Gewinns thun muß. Auch die Eröffnung von Subscriptionen hat sich in den letzten Jahren auf Werke dieser Art nicht anwendbar gefunden, und das Einzige, was daher übrig blieb, und was in der That auch geschehen ist, war, daß Gesellschaften von Liebhabern dieser Curiositäten zusammentraten, welche den Abdruck derselben, zu ihrem eignen Gebrauch, auf ihre Kosten unternahmen, wobei natürlich an einen kaufmännischen Gewinn nicht zu denken ist.

163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 170. — 19. Juni 1831.

1. System der Aesthetik ꝛc. Von C. H. Weiße. 2 Theile.
2. Aesthetik als Wissenschaft. Von J. C. A. Grohmann.
3. Aesthetik ꝛc. Von F. Ficker.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

Weit leichter ist der Bericht über den zweiten Vorredner, nämlich Hrn. Ficker, welcher mit seiner Aesthetik in jungen Gemüthern den Sinn und die Liebe für das Schöne wecken und nähren, ihnen die Ueberzeugung einflößen will, daß die Kunstwerke unter die höchsten Bestrebungen des Menschen gehören und eine vollständige, alle Künste umfassende Kunsttheorie bezweckt. Gerade dieses wollte der Erste nicht, wollte keinem praktischen Zwecke dienen, keinen Sinn für die Schönheit erwecken, wo er noch schläft, oder durch klare und untrügliche Kennzeichen das Schöne von dem Nichtschönen unterscheiden lehren. Praktische Zwecke, welche dem Leben näher liegen, sind allemal bequemer aufzufassen als die blos speculativen, geben sich gleichsam von selbst in die Hand. Und außerdem erklärt Hr. F., er wolle sich nicht an ein herrschendes philosophisches System anschließen, keine fremde Terminologie gebrauchen oder immer auf dem höhern Standpunkte der Speculation stehen bleiben; er macht auch keineswegs auf völlige Eigenthümlichkeit Anspruch, sondern hat das Einzelne, Unschätzbare und Treffliche, was in verschiedenen Werken zerstreut sich findet, benutzt, und sollte dem strengen philosophischen Kunstrichter Manches etwas breit dünken, so scheint dem Verf. dies zur Anregung des jugendlichen Geistes und Gemüthes, wie zur völligen Klarheit des Dargestellten nothwendig. Eklekticismus und eine mit demselben verbundene Breite bedürfen keiner besondern Kenntlichmachung der Methode und ebenso wenig der Vermuthung oder des Streites über abgöttisches Wesen. Unser dritter Aesthetiker, Hr. G., welcher ohne Vorrede auftritt, dürfte in die Mitte der beiden Andern sich stellen, indem keine Spur der speculativen Schulmethode des Ersten, und weniger Breite des Zweiten oder pädagogische Erweckungsabsicht für junge Gemüther an ihm kenntlich ist, wie er denn zugleich auf die geringste Bogenzahl sich beschränkt hat.

Ins Besonderste nun hier einzugehen, was über ästhetische Gegenstände reichlich vorgetragen wird, über die einzelnen Künste und ihre Leistungen, über das Verhältniß derselben zu einander, Paragraphen mit Paragraphen vergleichend, wäre ein Geschäft, welches schwerlich den Dank unserer Leser verdienen könnte. Besser glaubt Ref. zu verfahren, wenn er für den Ueberblick Einiges hervorhebt, was den allgemeinen Charakter zur nähern Anschauung bringt; und es würde ihn freuen, wenn dabei, nach Art der von Theologen versuchten Harmonie der Evangelien, auch einige Harmonie unserer 3 ästhetischen Evangelisten, in Bezug auf Inhalt der Wissenschaft, auf die 3 Cardinalschönheiten, Erhabenes, Anmuthiges und Komisches, und rücksichtlich des Unterschiedes der Künste nachzuweisen stände.

Zuvörderst also: was ist Aesthetik? Nr. 1 nennt sie die Wissenschaft von der Idee der Schönheit, und eine solche Idee ist, als logische oder metaphysische Wesenheit, die unter der Gestalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit erkannte Form alles wahrhaft Seienden. Die Idee der Schönheit steht in der Mitte zwischen 2 andern Ideen, der Idee der Wahrheit und der Idee der Gottheit, und macht mit beiden den Begriff und die Idee des absoluten Geistes aus. Nach Nr. 2 ist Aesthetik die Metaphysik der Principien des höhern Gefühlvermögens oder Metaphysik des Schönen. Die Vernunft ist das Vermögen oder Bewußtsein des Ideellen, Uebersinnlichen, Unendlichen, und es gibt eine ästhetische Vernunft, so gut wie eine theoretische und praktische. Das Gefühl ist ein großer allgemeiner Reflex des Lebens auf sich selbst, der Mensch wird sich dadurch seiner übersinnlichen Bestimmung bewußt. Nr. 3 gibt als Wortbegriff die Baumgarten'sche Definition: „Wissenschaft des Schönen oder der sinnlichen Erkenntniß", jedoch mit dem Zweck, die Idee des Schönen, das Wesen der Künste und ihre mannichfachen Formen philosophisch zu erklären, d. h., die letzten Gründe des Schönen im menschlichen Gemüthe aufzusuchen. Hier scheint nun Nr. 3 von den beiden andern abzuweichen, der sinnlichen Empfindung besonderes Gewicht einräumend; indem aber die Gründe davon im Gemüthe, als einem Nichtsinnlichen, aufgesucht werden sollen, nähert sich dieses den Aussagen von Nr. 1 u. 2, dem Bewußtsein des Ideellen, Unendlichen, dem Metaphysischen, unter der Gestalt der Ewigkeit, und auch diese beiden werden ja nicht leugnen wollen, daß jede ästhetische Auffassung sich auf einen sinnlich empfundenen Gegenstand beziehe und an ihm zur Wirklichkeit umschlage, hinausschlage oder herabschlage.

Was ist ferner das Schöne? Auffallend lautet die Bestimmung von Nr. 1: Schönheit sei die aufgehobene Wahrheit; es wird aber dabei bemerkt, Aufgehobenwerden bezeichne allenthalben in der Philosophie das dialektische Umschlagen eines Begriffs in Dasjenige, was sein Gegentheil ist, dergestalt, daß er in diesem nicht vernichtet, sondern, wenngleich mit einstweiliger Verneinung seiner frühern Art und Weise, zu sein, dennoch seinem eigentlichen Wesen nach erhalten und gleichsam aufbewahrt wird. Darum heißt auch an einem andern Orte (Th. II, S. 255) der rein und abstract thätige Geist der Wahrheit die absolute Basis aller Schönheit, was außerdem nicht recht zu vereinigen wäre; aber die Schönheit ist absolutgeistiger Natur, d. h., sie hat ihr Dasein nur in dem Geiste und für den Geist, und dieses ihr Dasein ist unmittelbar mit dem Bewußtsein ihrer Nothwendigkeit und Ewigkeit verknüpft. Die unmittelbare Gestalt dieses Daseins ist die Phantasie. Das Bewußtsein der Ewigkeit, Nothwendigkeit und Allheit, welches in der Gestalt seiner Allgemeinheit der Schönheit eingebildet ist, individualisirt sich im einzelnen Schönen zu der mit dem Schaffen und dem Anschauen desselben verbundenen Gewißheit der aufgehobenen oder, der Anlage nach, in ihm absolutgegenwärtigen Totalität der endlichen Welt. Nr. 2 nennt das Schöne die Vernunftfreiheit des Gefühls, das zum unendlichen Bewußtsein gesteigerte Gefühl, die in das Gefühl eingegangene übersinnliche Welt. Nr. 3 spricht vom Schönen als von Darstellung der Idee in einer entsprechenden, anschaulichen Form, wodurch die harmonische Thätigkeit der Gemüthskräfte erregt wird. Auch nach dieser letzten Angabe ist die Schönheit nur für den Geist anschaulich, bringt als Idee das Bewußtsein ihrer Nothwendigkeit und Ewigkeit, welches Nr. 1 und 2 verlangen, und ihre Darstellung in anschaulicher Form ist Individualisirung im Endlichen, womit, nach Nr. 2, das Uebersinnliche ins Gefühl tritt, nach Nr. 1 die Gewißheit der Totalität der endlichen Welt (auch ein Uebersinnliches) sich verbindet.

Was ist das Erhabene, Reizende, Komische? Hier werden irenische Bemühungen zu Schanden. Nr. 2 und 3 ließen sich wol einander annähern, beide schieben noch das Romantische ein; das Erhabene ist dem Einen unmittelbare Darstellung der Vernunftfreiheit im Gefühl, dem Andern das Offenbarwerden der Idee in ihrer Unendlichkeit; das Reizende ist dem Einen Erhebung der sinnlichen Gegenstände aus ihren Beschränkungen zur Anzeige der übersinnlichen Freiheit, dem Andern ein Uebergewicht der Form, ein leichtes harmonisches Spiel der Gemüthskräfte; das Romantische ist dem Einen ein Contrast zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem, dem Andern das Malerischschöne, worin die Sehnsucht des Gemüths sich über die Gegenwart hinaus eine Welt des Unendlichen baut, aus welcher das Zwielicht des Wunderbaren sich dämmernd herabsenkt; das Komische ist dem Einen Erhebung zu dem Uebersinnlichen durch den Gegensatz bedingter sinnlicher Formen, dem Andern eine Ungereimtheit mit leiser zum Grunde liegendem Sinne, alle Formen aufzulösen scheinend, aber sich eine umgekehrte Form schaffend. Aber das Verfahren von Nr. 1 ist ganz abweichend. Die Schönheit ist im Gegensatze zu sich selbst begriffen als Erhabenes, Häßliches und Komisches. Die Erhabenheit ist eine gegen sich selbst gekehrte Schönheit, ein Untergang, den die Schönheit darum erleidet, um in dem Momente des Untergangs selbst in höherer Gestalt wieder aufzustehen; die Häßlichkeit ist als die verkehrte oder auf den Kopf gestellte Schönheit zu fassen; die Komik ist aufgehobene Häßlichkeit, eine Wiederherstellung der Schönheit aus ihrer absoluten Negativität, welche die Häßlichkeit ist. Dem Ref. kam hierbei die Scene aus Gozzi's „Märchen der 3 Pomeranzen" in Erinnerung, wo der in melancholische Krankheit versunkene Erbprinz nur genesen kann, wenn er lacht. Man versucht hierfür Alles umsonst, bis endlich an einem Feste die als altes Weib erscheinende Fee Morgana im Gedränge und durch Truffaldin's Neckereien niederfällt und mit erhobenen Beinen auf den Kopf zu stehen *kommt. Der Prinz lacht* darüber unmäßig. Hier wäre *das auf den Kopfstellen aller*dings das Komische, *allein*, da die Fee in Gestalt eines alten Weibes doch schwerlich schön, also wol eine auf den Kopf gestellte Häßlichkeit gewesen, hätte eigentlich der Prinz dieses nicht komisch finden, mithin nicht lachen sollen, sondern nur etwa dann, wenn die auf den Kopf gestellte Häßlichkeit wieder auf die Beine kam.

Was ist die Kunst? Nach Nr. 1 die Schönheit, die zu ihrer Substanz das geschichtliche Selbstbewußtsein des Geistes hat, aber aus der Allgemeinheit dieses Bewußtseins als besonderes Dasein in äußerlicher Unendlichkeit sich ausscheidet. Auch ist der Begriff der Kunst die Einbildung der absolutgeistigen Substanz der Schönheit in einem äußerlichen todten und gleichgültigen Stoff. Nach Nr. 2 sind die Künste ideelle Darstellungen der ästhetischen Gefühlszustände unter der reinsten, allgemeinsten Form der Anschauung, und das Schöne kann und muß sich nur darstellen an den ideellen Zeichen des Raumes und der Zeit. Nach Nr. 3 ist Kunst das Vermögen, zu bilden, das Hervorbringen eines Gegenstandes durch Herrschaft des Geistes über den Stoff. Alle Drei nennen das Geistige im äußern Stoff, mithin auch in Raum und Zeit Einbildende, Darstellende, Herrschende.

(Der Beschluß folgt.)

Novellen von F. G. Kühne. Berlin, Fincke. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ref. erfreut sich mit Vorliebe an den reichen und vielfarbigen Erscheinungen der neuesten Novellenliteratur, und zu dieser Freude haben ihm auch die oben angezeigten Novellen in höherm Grade Veranlassung gegeben. An einen Dichter, der sein erstes Auftreten durch so inhaltsvolle Gaben bezeichnet, als Hr. F. G. K., darf man mit Recht bedeutende Erwartungen knüpfen, und wenn kein Zweifel ist, daß das Talent des Verfassers, das sich in den vorliegenden Novellen noch zuweilen etwas beklommen bewegt, demnächst einen noch höhern und freiern Schwung nehmen kann und wird, so ist doch auch schon Das, was in dem in Rede stehenden Bande zu einer vollendeten Leistung gediehen, sehr bemerkenswerth und als etwas die gewöhnlichen Tageserscheinungen der Literatur Ueberragendes herauszuheben. Zum

Glück für den guten Eindruck, den des Verf. Talent so entschieden auf uns gemacht, lasen wir die zweite Novelle, die uns durch ihren Titel zumeist anlockte, zuerst, und wir empfehlen diese Rangordnung auch dem Leser, der sich mit dem Verf., was er verdient, zu befreunden wünscht. Die als die erste in der Reihe aufgestellte Novelle: „Die Geschwister", ein offenbar früherer Versuch, ist von der zweiten in Ton, Farbe und Gesinnung sehr verschieden und so sehr, daß man kaum glauben sollte, beide Novellen rührten von einem und demselben Verf. her. Mit den „Geschwistern" können wir, was Plan, Anlage und Ausführung anbetrifft, bei weitem nicht so übereinstimmen, als mit der „Wartburgsfeier", die nicht nur einen viel durchdachtern Plan hat, sondern sich auch durch originellere Partien, durch geistreiche Auffassung und poetisch-begeisterte Darstellung auszeichnet.

Das Thema, welches der Verf. in der „Wartburgsfeier" behandelt, ist ihm durchaus eigenthümlich, und wird auf sehr originelle Weise zu einem Novellenstoff benutzt. Es ist das um etwa 13 Jahre in der Geschichte uns zurückführende Thema der Deutschthümelei und des Demagogismus, welche der Verf., der sich durch seine Dichtung als Antidemagog beweist, in das Gebiet der Novelle hinüberspielt und auf dem Boden mannichfach bewegter Familienverhältnisse, die von den sie berührenden Umtrieben des politischen Fanatismus feindselig angeregt, in ihrer Lebensruhe gestört und zerstört werden, auslaufen läßt. Unter einem Antidemagogen im strengsten Sinne des Wortes denkt man sich gewöhnlich eine pedantische Perücke oder ein ehrensteifes Cabinetsgesicht; um so eigenthümlicher ist es, daß hier ein Dichter, der wirklich poetischen Fonds besitzt, es unternimmt, diese Phänomene menschlicher Verirrung auf dem Wege productiver Darstellung in ihrer Negativität zu behandeln. Der Verf. thut dies mit polemischer Begeisterung, und seiner Begeisterung liegen tüchtige, gesunde und klare Begriffe von Religion, Staat und Kirche, sowie ein sinnreiches Auffassen der geschichtlichen Entwickelung dieser Begriffe, zu Grunde. Hierin zeigt er seine Stärke, besonders in den Raisonnements und Reden, in denen überhaupt das Interesse der Dichtung überwiegend concentrirt ist. Wenn nicht der eigentliche Novellenstoff, das Interesse der bunten heitern Gestaltung, dadurch zurückstände, wie es wol hin und wieder der Fall zu sein scheint, so würde dem Dichter in jeder Hinsicht etwas Meisterhaftes gelungen sein.

Die Novelle hat es eigentlich auf keine Einheit der Begebenheit abgesehen, deren Verlauf sich stufenweise vor dem Leser entwickelte, sondern sie reiht sich hier mehr in vereinzelten Begebenheiten aneinander, die nur dadurch ihren Zusammenhalt haben, insofern sie sich mehr oder weniger mit dem ideellen Thema des Ganzen berühren. Der Verf. führt uns im Oktober des 17. Jahres unsers laufenden Säculums in die Umgegend von Jena, auf den vielberühmten Turnplatz hinaus. Aber der Platz, wo die gymnastischen Leibesübungen sonst betrieben zu werden pflegen, stand heut verlassen, und die deutschen Jünglinge widmen diesen Abend ernstlichern Berathungen und Mittheilungen. Die bevorstehende Feier der leipziger Völkerschlacht sollte diesmal mit der Jahrhundertfeier des Beginnes der Reformation in Verbindung gesetzt und dieses Doppelfest auf der Wartburg begangen werden. In der Mitte der über die Feierlichkeiten sich berathenden Jünglinge wird einer besonders bemerklich gemacht, der sich auch bald als Redner der Versammlung zeigt. Es ist Otto, ein Graf Walter von Hayna, der ungeachtet seines Grafentitels seinen schwarzen altdeutschen Kittel so gut, oder vielmehr so schlecht wie jeder Andere trug, ja sein Rigorismus wird piquant genug dadurch bezeichnet, daß das preußische eiserne Kreuz auf seiner Brust ihm „aufgedrungen" genannt wird. Er hält aber eine sehr bewegte Rede über die Freiheit und politische Einheit Deutschlands, in der viel Vernünftiges und Geistreiches zur Sprache kommt, und zu deren Beschluß er hochherzig seinen Adelsbrief preisgibt, um ihn zu zerreißen, indem er ausruft: „Wollt Ihr adlig sein, seid treu, seid bieder und edel, seid deutsch, so seid Ihr adlig, denn Ihr tragt den Adel Eures Volkes in Euch. Wohlan denn! es gelte kein Adel außer dem Adel der Gesinnung, dem Adel des Gemüthes!" In einer andern Rede setzt Otto seinen deutschen Brüdern die geschichtliche Entwickelung des deutschen Geistes auseinander, aus der wir uns nicht enthalten können, zur Probe der trefflichen Schreibart und des gedankenvollen Inhalts Folgendes herauszuheben: „Bei andern Nationen hat sich die Bildung langsam zur Höhe, die sie erreichen konnte, hinaufgeschleppt; was bei ihnen die Frucht von Jahrhunderten gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen Jahrzehenden. Urplötzlich sprudelte die heilige Quelle der Poesie und brauste mächtig von hinnen, alle Dämme durchbrechend, die vornehme Philisterei und abgeschmacktes Franzosenthum ihr entgegensetzten. Das scholastische Wörtergerippe früherer altbackener philosophischen Systeme stand bald öde und verlassen; der isolirte Verstand hatte sich erschöpft und seine eigne Grube sich gegraben. Die Philosophie begann sich auszusöhnen mit der Welt, mit der Wirklichkeit und mit der Poesie. Die Naturphilosophie durchdrang die Tiefen des Weltalles mit heißem Durste nach Wahrheit; ihre Ahnungen flogen wie göttliche Pfeile durch den Nebel religiöser Meinungen und ketteten die Erde mit dem Himmel, den Menschen mit der Gottheit wieder neu aneinander. Das Feld der Wissenschaften glich nunmehr einem blühenden Garten und es fehlte nicht der vereinende Mittelpunkt, zu dem alle Nebengänge führten; im Schoße der Religion liegt Alles geborgen. Der Deutsche war nie so deutsch gewesen, als er es wurde seit dieser Zeit. Und man drang auf das Wesen der Deutschheit mit heiligem Ungestüm" u. s. w. Für seine patriotischen Ideen seinen Adel aufzugeben, galt ihm jedoch, wie der Verf. weiter erzählt, nur für ein leichtes Opfer, weil mit seiner gräflichen Abkunft keineswegs eine tugendhafte, unsträfliche Geburt verknüpft war. Otto war nämlich das Kind einer schwachen Stunde seines Vaters, zu der ihn die Liebe zu der reizenden Tochter eines Kuchenbäckers in Mainz vermochte. Aus solchen Verhältnissen seiner Geburt erklärt sich Manches in seinem Wesen, das, der steifen Form des ihm übertragenen Standes entwachsen, durch eine gewisse überschwengliche Gefühlsinnerlichkeit sich charakterisirt. Durch einen solchen mehr oder weniger hervortretenden Gefühlsüberschwang machen sich aber fast alle Personen, die der Dichter zeichnet, kenntlich, und er weiß vornehmlich der Sprache des Gefühls, besonders wo er sich innigen, elegischen Ergießungen hingibt, einen Ausdruck zu geben, der einen hohen Schwung der poetischen Beredtsamkeit erreicht. Diese Eigenthümlichkeit des Verf. spricht für sein lyrisches Talent, das sich auch in dem S. 863 mitgetheilten Liede als ein vorzügliches offenbart:

Die Welt ist weit; doch Liebe schmilzt zusammen,
Was Himmel, Meer und Erde trennt.
Nein, es erlöschen nicht der Kerze Flammen,
Die ewig zehrt, doch ewig brennt.

Und kann ihr Stral nicht mehr der Sonne gleichen:
Er wärmt doch noch die matte Brust;
Schau an den Mond, den stillen, sehnsuchtsbleichen,
Das Bild erloschner Liebeslust u. s. w.

Dieser eigenthümliche Ueberschwang von lyrischer Innerlichkeit erscheint im Charakter der Emilie als Gefühlskrankheit, welche nahe an die Grenzlinie des Wahnsinnes, in den sie auch momentan übergeht, hinstreift. In der liebewahnsinnigen Bianca, deren sehr bewegt ausgemaltes Schicksal episodisch in die Verhältnisse eintritt, zeigt sich die Abirrung eines zu stürmischen Gefühls als vollendete Geisteskrankheit in phantastischer Form. Auch bei Otto, den wir als den Mittelpunkt des Ganzen ansehen müssen, geht die Sturm- und Drangperiode seiner übermächtigen Gefühlsinnerlichkeit momentan in eine krankhafte Geisteszerrüttung über, aus der er freilich zu einem neu regenerirten frischern Dasein wieder zu genesen scheint, obwol das Schicksal oder der Novellendichter dieser Regeneration nicht günstig sind, indem alle Verhältnisse eine finster-tragische Lösung trifft. Ueber der Wartburgsfeier nämlich, der er sich nicht ent-

ziehen wollte, hatte der sonst so zartfühlende Otto den Ruf des sterbenden Vaters versäumt, der ihn auf seinem Krankenlager schleunigst zu sich beschieden. Zu spät trifft er nach begangenem Feste im Vaterhause ein, das er verödet findet, weil alle Bewohner desselben dem Leichenzuge des alten Grafen gefolgt sind. Durch das Haus umherirrend, findet er in Blättern aus Emiliens Tagebuch eine Stelle, die sich auf ihn selbst zu beziehen scheint, und die ihn wie ein Strafgericht der Verdammung trifft. Verzweifelt stürzt er fort und seine Sinne umfängt ein Fieberparoxysmus, der in Wahnsinn überzugehen droht. Emiliens Mystification als Engel Gabriel, wodurch sie in die verwirrte Phantasie des Kranken eingeht, um ihn zu heilen, und welche sich in den wechselseitigen Paroxysmus der Liebe verwandelt, ist schön gedacht und ausgeführt. Bei Emilien selbst klingen Nachwehen einer alten Geistesverwirrung wieder, denn der plötzliche und schreckliche Tod ihres Vaters hatte sie einst in Wahnsinn versenkt. Sie ist eine geistig reizbare Natur, die an prophetischen Träumen leidet und im Traum den Tod des Vaters vorausempfindet. Was bei dieser Gelegenheit von ihr über das Verhältniß des Traumes zur Wirklichkeit gesagt wird, S. 225—230, würde der tiefsinnigste Psycholog in sein System aufnehmen können, aber eben dies mystische Seelenleben in ihr ist der schönen Form der Weiblichkeit nachtheilig, sodaß sie zu wenig zur Gestalt geworden ist, um ein rechtes Interesse bei dem Leser aufkommen zu lassen. Aber die Gefühlsinnerlichkeit spricht sich in ihr neben Otto am tiefsten und gehaltreichsten aus. Einen Gegensatz zu dieser Richtung bildet Cäsar, der in seiner klaren Verständigkeit alle Verwirrungen der Verhältnisse überdauert.

Das wunderliche Testament des alten Grafen v. Hayna, wonach Emilie durch ihre Wahl über die Vermögensantheile seiner beiden Söhne entscheidet, veranlaßt eigentlich den Mittelpunkt und Conflict der Novellenverhältnisse, die dadurch so schmerzlich und peinlich werden, daß Emilie zuletzt nur in ihrem Tode einen Ausweg aus der ihr anheimgestellten Entscheidung zu finden glaubt, und dies Alles um eines Testaments willen, das kaum eine gerichtliche Gültigkeit haben würde, weil sich mit Fug annehmen ließe, daß es der Sterbende in einem unzurechnungsfähigen Zustande abgefaßt. Wie ein so absonderliches Testament dem alten Grafen eingekommen, ist bei seiner vernünftigen Gesinnung, die sich besonders in den von ihm mitgetheilten Memoiren, worin er manches Treffliche über die französische Revolution sagt, ausspricht, kaum abzusehen.

Den letzten Anstoß zur Lösung und Auflösung der Verhältnisse gibt ein ziemlich äußerlich in die Novelle eintretender Umstand. Ein Jugendfreund Ottos aus den Zeiten des jenaer Turnplatzes her ist Ludwig Sand, dessen an Kotzebue verübter Mord als wahnsinnige letzte Ausgeburt des allmälig sich wieder zerstreuenden Demagogismus, den Schluß der Novelle berührt. Schon zu Anfange der Dichtung hatte die aus Sand's Leben bekannte Geschichte, wo er seinen Freund beim Baden ertrinken sieht, dem Verf. zu einer sehr poetischen balladenartigen Schilderung dieser Begebenheit (S. 196) Anlaß gegeben. Auf seiner Durchreise nach Manheim besucht er Otton auf Hayna, wo Emilie den ihr verdächtigen wilden Menschen erblickt und seinen Namen erfährt. Als darauf die verübte That ruchbar wird, läßt sich die kranke Emilie von ihren peinlichen Ahnungen so weit hinreißen zu glauben, daß ihr Geliebter, Otto, mit dem Mörder gemeinschaftliche Sache gehabt und mit der schwarzen That in Verbindung stehe. Ihre Verzweiflung darüber geht endlich in den schmerzlichsten Wahnsinn über, in dem sie den Geliebten als Mörder selbst anklagt, und in welchem sie ihr freudloses Dasein endet. Otto besteigt im starren Schmerz sein Pferd, um den Ort des Entsetzens zu verlassen, und wird am andern Morgen todt in einem Sumpf gefunden, in dem er stecken geblieben. Wir können die Meinung nicht zurückdrängen, daß eine mildere Lösung auch eine poetischere gewesen sein würde. Ehe wir aber von der in so manchem Betracht rühmenswerthen Novelle scheiden, müssen wir noch der vortrefflichen Rede Erwähnung thun (S. 325—332), in welcher Otto, zu seiner Vertheidigung gegen Cäsar und Emilien, die ihn noch wegen demagogischer Umtriebe in Verdacht haben, mit gemäßigter und tiefbegründeter Gesinnung den Einfluß hervorhebt, den das Staatsleben, und die Einheit eines Staatslebens, auf die Entwickelung des Geistes und namentlich der Poesie einer Nation äußere. Wir sind begierig dem geistreichen Verf. recht bald wieder in der Literatur zu begegnen. 156.

Gallimathias vom Verfasser. Leipzig, Engelmann. 1831. 8. 10 Gr.

Auf dem Titel steht mit griechischen Buchstaben geschrieben: „Sie errathen doch — S'ist Ironie", Seite 40, folgende Aufklärung über den Tanz:

Daß ein ungereimtes Vergnügen das Tanzen sei,
Sieht wol Jeder bald ein;
Ist nicht der Mädchen holde bezaubernde Zier dabei,
Läßt's auch Jeder gern sein.

und S. 45: 78 Sentenzen über die Liebe, unter andern: „Die Kunst, Gefallen zu erregen, ist diejenige, die unter allen die meiste Natürlichkeit erfodert". Dieser wahre Ausspruch hat noch andere neben sich, die ebenfalls wahr sind, aber S. 82 liest man „Recensionen dieses Büchleins", die aus Wahrheit und Irrthum gemischt sind. Wahr ist, daß dieses Büchlein keinen Schaden stiften wird, im Gegentheil: bei solchen Naturen, die Neigung zum Erbrechen haben, könnte es in vorkommenden Fällen von Nutzen sein, aber zu einer Recension von 2 Seiten und folglich zu erklecklichem Gewinnst für hungrige Recensenten ist es nicht wohl zu gebrauchen, wenn nicht der Rec. seinen ganzen Credit aufs Spiel setzen will. Indem wir uns von dieser affectirten Misgeburt wegwenden, wiederholen wir den wahren Satz des Verf., die Kunst zu gefallen u. s. w., gestehen aber zugleich, daß es ihm in einzelnen Fällen keineswegs an Urtheil und Selbstbeherrschung zu fehlen scheint, wenn man z. B. bedenkt, wie er doch dem Drange, sich öffentlich auf dem Titel dieses Büchleins zu nennen, glücklich Widerstand geleistet. 158.

Notiz.

Tieck's Novellen.

Tieck, der in seinem Vaterlande das Schicksal der meisten unserer ausgezeichneten Geister theilt, auf der einen Seite von den aufgeblasenen hohlen Führern des literarischen Pöbels ungebührlich herabgesetzt, auf der andern von enthusiastischen Verehrern — wie von W. Menzel — ebenso ungebührlich über sich selbst erhoben zu werden, fängt an allmälig auch in dem Auslande ein Publicum zu finden, und es steht daher zu erwarten, daß von dort aus über ihn endlich ein richtiges, auf keiner von beiden Seiten übertriebenes Urtheil zu uns zurückkehren werde. Die Auswahl der 3 Novellen, die soeben unter dem Titel: „The old man of the mountain, — The love charm, — and Pietro of Abano, from the German of Tieck" (London, 1831, 12.), in britischem Gewande erschienen sind, dürfte indeß gerade nicht geeignet sein, den ebenso klaren als tiefen Geist des Dichters in seiner vollendetsten Entfaltung zu zeigen; wir müssen es daher als ein günstiges Vorzeichen betrachten, daß ungeachtet dieses Misgriffes englische Blätter der Meinung sind: „We should think a series of these little volumes would be popular". Freilich heißt es, in den ziemlich oberflächlichen Bemerkungen der „Literary gazette", die vorhergehen: „Perhaps the little volume before us is as fair a specimen as could be selected of the romantic and mystic school". Aber das Vorurtheil, welches deutsche Poesie und Mysticismus in den Augen des Engländers untrennbar vereint, wird der Wahrheit gegenüber nicht lange bestehen. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 171. — 20. Juni 1831.

1. System der Aesthetik ꝛc. Von C. H. Weiße. 2 Theile.
2. Aesthetik als Wissenschaft. Von J. C. A. Grohmann.
3. Aesthetik ꝛc. Von F. Ficker.

(Beschluß aus Nr. 170.)

Hiernächst wird dann die Tonkunst successiv in Tönen, die bildende Kunst räumlich in Gestalten darstellen und bilden, jene für das Ohr, diese für das Auge. Es kann wol nicht anders sein. Nr. 1 drückt dieses folgendergestalt aus: Die unmittelbare Erscheinung des Zeitlichen oder des Fürsichseins aller concreten Dinge überhaupt ist der Klang, und insbesondere die unmittelbare Erscheinung des absoluten Geistes, der im Begriffe des modernen Ideales zum einfachen Fürsichsein, d. h., zum Selbstbewußtsein geworden ist, ist das Reich der Töne. Man könnte auch die Tonkunst die Logik oder Metaphysik der Idealschönheit nennen, gleichwie die Gesetzmäßigkeit der Sprache die Logik und Metaphysik des endlichen oder psychologischen (nicht des absoluten) Geistes enthält. Nr. 2 nennt die Tonkunst eine reine, lyrische Poesie der Gefühle, Nr. 3 läßt sie unter der Form des Hörbaren bilden. Nach Nr. 1 vertauscht die plastische Kunst die Form der Zeitlichkeit, welche die unmittelbare des Geistes ist, gegen die zu dieser sich negativ verhaltende Form der Räumlichkeit, nimmt zu ihrem Elemente die sichtbaren, den Raum erfüllenden Gestalten; nach Nr. 2 legen Malerei und Bildhauerei das Schöne in räumlicher Fläche und Ausdehnung dar, worin gleichfalls Nr. 3 einstimmt. Wie gesagt, es kann nicht gut anders sein.

Ueber die Dichtkunst endlich sagt Nr. 1: „Nachdem in der bildenden Kunst der Begriff der Kunst sein Verhältniß zu der äußern Welt offenbart und auseinandergelegt hat, welches darin bestand, die Gesammtheit der endlichen Welt als Schein aus sich herauszusetzen, und eben durch dieses Setzen als die Wahrheit seiner selbst und dieser Welt die Idee der Gottheit auszusprechen, so kehrt er, durch diese Schöpfung einer Welt außer sich, die dennoch seine eigne bleibt, in sich bereichert, zu seiner ersten Bestimmung zurück, das in einem einfachen Elemente der zeitlichen Aeußerlichkeit erscheinende Schaffen und Weben der Phantasie zu sein. Ein solches Element ist allein die durch Schrift zum räumlichen Dasein und Bestehen befestigte Sprache, deren Bedeutung demnach als Element der Poesie oder Dichtkunst wesentlich diese ist: die Erscheinung eines Geistes zu sein, welcher die Totalität der Natur und Geschichte in sich aufgehoben trägt und seine eigne Wesenheit frei an einzelne, zur erscheinenden Existenz herausgestellte Momente derselben anknüpft" (Th. II, S. 223). Ungleich kürzer spricht Nr. 2: „Dichtkunst hat den allgemeinsten Stoff, das allgemeinste Mittel, den allgemeinsten Umfang der Darstellung, die des Worts, der Sprache, der sich verkündenden Geisterwelt" (S. 185); und noch kürzer nennt Nr. 3 die Poesie: eine Kunst, schöne Ideale durch Worte zu realisiren. Man sieht, diese Aussagen widerstreiten einander nicht, blos Nr. 1 verlangt noch ausdrücklich die Schrift als symbolischen Ausdruck für die Bestimmung des poetischen Kunstwerks zum objectiven Dasein und zur ewigen Dauer; ein Ausdruck, ohne welchen diese Bestimmung nicht zu klarem und vollständigem Bewußtsein gebracht werden, und also nicht mit der Macht des Begriffs oder der Idee, die sie der Subjectivität des Künstlers gegenüber behaupten soll, wirken könnte. Dasselbe gilt auch für ein musikalisches Kunstwerk, wenn nämlich unter Kunstwerk ein selbständig insichgeschlossenes, und in allen Momenten seiner äußern Form die Schönheit ausgeprägt tragendes verstanden wird. Gewiß ist dieses dem Verf. einzuräumen, denn ohne Befestigung durch Schrift verhallen die Worte, verklingen die Töne, das aufbewahrende Gedächtniß wird untreu, die Tradition erlischt in den spätern Geschlechtern, wie solches mit Ossian's Gesängen schon im schottischen Hochlande der Fall sein soll. Bei der epischen Poesie tritt, nach Nr. 1, der Inhalt in Form einer zeitlichen Begebenheit auf; nach Nr. 2 hat sie Begebenheit zum Stoff, den Willen als Princip einer Begebenheit; nach Nr. 3 ist sie objective Darstellung einer Handlung unter der Form der Vergangenheit. In der lyrischen Poesie bleibt, nach Nr. 1, das Vorausgesetzte, dessen Schönheit unmittelbar in die Erzählung übergehen sollte, fern und entfremdet, und das subjective Thun der Kunst, das sich dieser Entfremdung bewußt wird, verwandelt sich in den Ausdruck der Erinnerung, der Sehnsucht, kurz, des bald ausdrücklich gesetzten, bald wiederum durch Annäherung aufgehobenen Gegensatzes zum Ideale. In der dramatischen Poesie kehrt der Kunstbegriff, der sich in der Gestalt der lyrischen Poesie als sein eignes Werk gegeben hat, zur Bestimmung des objectiven Schaffens eines Bil-

des der Welt zurück. Eben dieses Bild kann kein anderes sein als die unmittelbare Nachbildung des geschichtlichen Handelns und Leidens der Menschen in Form der zeitlichen Gegenwart durch die Sprache. Der allgemeine Begriff der dramatischen Poesie bleibt sich auch hierin gleich, daß er nicht in die Erscheinung einer ruhenden Substanz seine Schönheit zu legen vermag, sondern allein in die unendliche Bewegung der in die Nichtigkeit des Endlichen abwechselnd eingehenden und aus derselben wieder hervortauchenden Substanz. Nr. 2 sagt: In der lyrischen Poesie singt das Gefühl von sich selbst, die dramatische hat Handlung zum Stoff, den Willen als Princip derselben. Nr. 3 nennt die lyrische Poesie den unmittelbar positiven Ausdruck eines bewegten Gemüths in einer rhythmischen Aufeinanderfolge gegliederter Töne, die dramatische hingegen eine objective Darstellung einer Handlung unter Form der Gegenwart. Wir finden in allem diesen mehr Uebereinstimmendes, als sonst wol in deutschen Aussagen verschiedener philosophischen Schulen vorzukommen pflegt, und würden hierüber der Wissenschaft noch ernsthafter Glück wünschen, wenn nicht dennoch im Einzelnen das ästhetische Urtheil, trotz jener allgemeinen Begriffaufstellung, abweichend genug ausfallen möchte, weil, wie Nr. 3 behauptet, das Genie, nach einem unendlichen Ziele strebend, die Schranken des Herkömmlichen durchbricht, sich selbst gleichsam Regel und Gesetz ist, und weil der Geschmack nur zu oft von Zeit, Nationalität, Klima, Gewohnheit, Erziehung, Geschlechtsverschiedenheit, Lebensalter, bürgerlicher und religiöser Verfassung, Sitten und wissenschaftlicher Cultur abhängig zu sein pflegt. Durch Genie aber und Geschmack wird bestimmt, was Jemand Schönes schafft oder als solches anerkennt.

Und so könnten wir noch der Lehre vom Genius gedenken, mit welcher Nr. 1 seine methodisch-dialektischen Untersuchungen über Aesthetik beschließt. Zuerst wird der Genius in subjectiver Gestalt betrachtet, wie nämlich der Begriff der Schönheit zu einer, die Negativität der phantastischen Unmittelbarkeit einerseits und der künstlerischen Aeußerlichkeit andererseits bezwungenen insichtragenden, fürsichseienden Wirklichkeit nur in der Gestalt der Individualität und Persönlichkeit des Geistes gelange, welche absolute Persönlichkeit, in der Form und dem äußern Gewande der endlichen Persönlichkeit auftretend, G e m ü t h heißt. Die nämliche Substanz mit dem Gemüthe, nur in der Gestalt der Entäußerung und Besonderheit gesetzt, ist das T a l e n t. Die höhere Vermählung des Talents und des Gemüths, in welcher beide nicht, wie in dem Talent als solchem, unmittelbar identisch, oder Eines in dem Andern aufgehoben, sondern beide als ausdrücklich unterschieden, und in dieser Geschiedenheit dennoch organisch vereinigt sind, heißt im engern oder bevorzugten Sinne G e n i u s. Derselbe allgemeine Genius, welcher dem Gemüth und Talent ihren eigentlichen Inhalt gibt, bewährt sich objectiv in dem bewußtlosen, erscheinenden Dasein der Natur, als eine der Natur eingeborene und durch das innere Weben ihrer Kräfte hervor-, an die äußerste Oberfläche der Erscheinung dringende Schönheit; ferner als Geist, d. h., als eine in ihrem Erscheinen fürsichseiende Wesenheit ist sie der physiognomische Ausdruck, und aus dieser Form der Persönlichkeit tritt sie wieder heraus in dem Begriff der Sitte. Aber diejenige Gestaltung des Schönheitsbegriffs, welche als concrete Einheit des subjectiven und des objectiven Genius die Reihe der übrigen Gestalten beschließt, und in der als Einzelnes allein die Schönheit als Idee vollständig verwirklicht wird, ist die L i e b e. Die Wissenschaft geht zu dem Begriffe des sich als concrete Selbstheit erfassenden absoluten Geistes, d. h. zu dem Begriffe der Gottheit über. Die erste oder unmittelbare Form der Liebe, in welcher das eine der in sie eintretenden Individuen noch die Bedeutung einer unmittelbaren, schönen Gegenständlichkeit hat, ist die platonische; der Gegensatz des anschauenden Subjects und des angeschauten Objects, der in ihr noch erhalten war, wird vollends aufgehoben oder zur Gleichgültigkeit herabgesetzt in der Freundschaft. Die Idee der Schönheit, welche in dem Begriff der *Freundschaft sich in die Allgemeinheit* des Geisteslebens *aufzulösen und in einem Progresse* ins Unendliche zu entfliehen schien, erhält die ihr eigenthümlich zukommende Bestimmung, die Bestimmung der absolutgeistigen Einzelheit und Gegenwart, dadurch zurück, daß der Gegensatz der liebenden Individuen und ihre Beziehung auf einander die Gestalt einer Naturnothwendigkeit annehme, welche jenem Geistigen seinen *Körper* gibt. Dies geschieht, indem die Liebe sich in die *Gestalt* des Naturtriebes kleidet, der 2 Individuen entgegengesetzten Geschlechts zur sinnlichen Vereinigung und *zur physischen* Erzeugung neuer Individuen treibt. *Die Umwandlung* dieses Naturtriebes in ein Element der Schönheit ist die letzte und höchste Stufe der Hineinbildung des Begriffs der Schönheit in die Gestalt der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit, und seine vollendete Verwicklichung als Idee der Schönheit. — Also, lieben Weiber und Männer, liebt einander!

Es macht sich jedoch die äußerste Grenze einer Berichterstattung für unsere Leser fühlbar, und sie selber kommen vielleicht ohne Weiteres zu dem Urtheil, daß Nr. 1 für die Liebhaber der Speculation am meisten geeignet sei, besonders wenn sie mit dem Umschlagen der Begriffe sich befreunden; daß Nr. 2 besser Denjenigen zusage, welche ihre zum Bewußtsein gelangenden ästhetischen Empfindungen an ein Höheres knüpfen und im gemeinschaftlichen Zusammenhange übersehen wollen, ohne in das dialektische Treiben der Schule näher einzugehen; daß endlich Nr. 3 für pädagogische Zwecke am besten tauge, um eine Bekanntschaft mit ästhetischen Untersuchungen einzuleiten und ihren herkömmlichen Umfang kennen zu lernen.

10.

Franz Karl Joseph Napoleon, Herzog von Reichstadt, seine Geburt, seine Erziehung und jetzige Stellung, nebst vielen seltenen Zügen aus seinem Leben. Aus dem Französischen. Leipzig, Michelsen. 1831. 8. 9 Gr.

Der Herausgeber glaubte, daß diese Blätter, böten sie auch dem Geschichtsfreund nichts Neues dar, sich doch durch

genauere Zusammenstellung des mehr oder weniger Bekannten empfehlen, und so zuerst ein Bild von dem Schicksale eines jungen Fürsten geben würden, der bei seiner Geburt die Augen von ganz Europa aufsichzog, und, dürfen wir hinzusetzen, in eben dem Grade Theilnahme erregt, als er später den Blicken der Welt entzogen zu werden schien. Theilt uns nun das politisch-schweigsame Wien keine Nachrichten über ihn mit, so haben wir leider nur französische, — und welche trübe! Quellen vor uns. Der Herausgeber hat sie nicht näher bezeichnet. Sie sind augenscheinlich verschieden, nach dem Zeitabschnitt und der Art wie sie sich ergossen. Im Eingang begegnen wir den oft vernommenen Klagen über Napoleons an Josephinen begangener Untreue; sie rühren von den zahlreichen sentimentalen Freunden der berühmten Frau her, und weil aller Ausgang ein Gottesurtheil, war es ihnen leicht in Napoleons jähem Sturz ein solches nachzuweisen.

In diesem Urtheil stimmten, wiewol aus den verschiedensten Ursachen, jene Republikaner überein, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er aus der Höhe des vom Volke frei gewählten Staatsoberhauptes in die Reihe erblichlegitimer Herrscher hinabgestiegen sei, und beiden Parteien schloß sich e.ne dritte und sehr zahlreiche, diejenige nämlich an, die in dem Gefallenen nur einen Ikarus oder einen zweiten Phaeton sahen, der sich vermessen den Wagen der Götter zu lenken. Sie alle preisen vereint die waltende Nemesis.

Sollte es aber auch nur der Mannichfaltigkeit der Ansichten wegen sein, so wird es erlaubt sein, die Scene auszumalen, die sich uns darstellen würde, wenn jener Sturz nicht erfolgt wäre. Wer von den größten Staatsmännern Europas, dem ersten Monarchen der Christenheit, bis auf den schlichten Bürger herab, theilte vor 20 Jahren nicht die Meinung, Napoleon müsse, um seinen Stamm und zugleich die alten legitimen Dynastien vor ewigen Angriffen zu sichern, mit diesen in engste Familienverbindung treten, und daß der noch Kinderlose dazu eines ebenbürtigen Nachfolgers bedürfe. Ließen sich Napoleons fernere Gewaltschritte, die Vereinigung Hollands und der Hansestädte mit Frankreich, ja selbst der russische Feldzug, in dem ihm alles Volk vom Rhein bis zur Weichsel zur Seite stand, als consequente, sogar nothwendig gewordene Durchführung des für England unfehlbar verderblichsten, für die Industrie des Festlandes aber höchst wohlthätigen, von Millionen fleißiger Deutschen später heiß zurückgewünschten Continentalsystems wol erklären, wenn auch nicht überall rechtfertigen, so dürfen wir wol auch denken, England sei endlich zu einem billigen Frieden genöthigt worden, dessen edelster Preis die erneute Selbständigkeit Deutschlands und seiner Fürsten gewesen wäre; träumen wir denn weiter: Napoleon, nun 63 Jahr alt, einer der ältesten Herrscher Europas, ein reicher Familienvater, milder geworden durch die Jahre, die Erfahrung und so viel neue Segnungen des Schicksals, säße auf Frankreichs beruhigtem Throne, in Italien aber walte der stammverwandte, trefflich erzogene, eben 20 Jahr alt gewordene König von Rom, und nun beim Erwachen fiele unser Blick auf das von einem Ende zum andern aber- und abermals von Aufruhr und Unlust durchwühlte Europa, in dem, wie Inseln der Seligen, nur noch einzelne im Sonnenschein aufzutauchen scheinen; wir sähen, man sage was man wolle, das theuer erkaufte Princip der Legitimität aufs Neue, und in mehr als einem Lande aufs Neue verletzt, England aber, mit Ausnahme der kleinen Jahde, durch Hanover, als Herrn des ganzen deutschen Meeres von der Elbe bis an den Dollert, Preußen aber hinweggedrängt, seiner treuen Ostfriesländer und des einzigen Nordseehafens beraubt; gewiß das allgemeine Urtheil über jene so viel getadelte Verbindung, deren einziger Sprößling den Gegenstand dieser Schrift ausmacht, würde sehr viel anders lauten.

Doch, trösten wir uns über manches Unbehagliche, durch so vieles durch jenen Sturz wirklich gewonnenes Gute, und kehren zum eigentlichen Gegenstande zurück, so finden wir Napoleon, vom Schwarzenberg'schen Brande — fürwahr nicht frohe Zeichen, die diesem Bund geleuchtet — bis zu dem Tage, da, ihm selbst unbewußt, Thränen der Freude über die Geburt des Sohnes über die Wangen flossen, und dann durch die Unglücksperiode, bis zu der ernsten Stunde, in der er sterbend sein Auge auf das Bild des ihm entrissenen einzigen Sohnes heftet, — dies Alles finden wir in bekannter Weise erzählt, und wir wünschen nur, daß der deutsche Herausgeber uns nicht durch die überall eingeschalteten, bald sentimentalen. bald sarkastischen Anekdoten gemartert hätte. Viele von ihnen gehören zu der entsetzlichsten Gattung aller Anekdoten, zu den *gemachten*, denen man die Zwangsarbeit ansieht.

Es wird dann des jungen Prinzen Scharfsinn und ein Grad von Einsicht gerühmt, den dessen beengte Erziehung nicht habe vernichten können. „Niemand", so lesen wir S. 75, „ist interessanter von Ansehen, als er; dem Kaiser Napoleon gleicht er im ganzen Gesichtszuschnitte, besonders im Ausdruck und Umrisse des Mundes. Von seiner Mutter hat er die Augen; es ist unmöglich ohne Rührung die edle Gestalt zu sehen, auf deren frischen Wangen ein unaussprechlicher Zug von Schwermuth ruht. Jener Zug von Gutmüthigkeit, gewöhnlicher Hingebung und geselligen Neigungen, der sich des Standes entkleidet, wie man dies bei den meisten Prinzen Deutschlands findet (!), liegt nicht darin. Es ist etwas Stolzeres, Kräftigeres zu lesen".

Bis dahin ist der Herausgeber augenscheinlich einer, zum Theil ältern Quelle gefolgt. Nun aber schon auf der nächstfolgenden Zeile, und die beiden vorletzten Blätter hindurch, haben wir Méry's vielbesprochenen „Fils de l'homme" vor uns. Ref. mag es nicht Hehl haben, daß er Das, was M. in dieser Schrift mittheilt, zu dem Giftigsten zählt, was je der Feder eines Dichters entquollen ist, und wir danken es dem deutschen Bearbeiter, daß er Das, was das Original doppelzüngig nur zu errathen gibt, hier noch mehr verdeckt hat. Nur mit widerstrebender Hand und dem lebhaftesten Wunsche, daß bald eines deutschen Mannes offene und unparteiische Rede die Schmach tilgen möge, die der fremde Dichter hier ausgoß, vermochte Ref. aus S. 76 noch Folgendes herzusetzen. „Die kaiserl. Familie und besonders deren Oberhaupt, lieben den Prinzen zärtlich; aber der Adel herrscht in diesem Lande; und die Art, wie man jenen erzieht, erregt traurige Gedanken von der ewigen Gefangenschaft, zu der er verdammt ist. Ein finsterwallendes Geschick umschleiert seine Züge. Von Zeit zu Zeit schlägt er die großen Wimper auf; ein Blitz springt plötzlich aus seinem Auge" — viel schöner sagt das Original: sowie vom blanken Stahl die Flamme wiederleuchtet — „wie einst bei seinem Vater; aber sogleich schlägt er sie nieder, die Erde zu suchen. Er wird nicht das Schicksal des Prinzen Iwan haben, — und doch sagt man, daß er jung wegsterben würde; schon haben die Rosen der Gesundheit, die seine Wangen färbten, der traurigsten Bläße Platz gemacht. Er ist groß, hochgewachsen, aber die Folgen eines früh gereiften Alters haben seinen Körper abgemagert und allen Gliedern den anmuthigen Umriß geraubt. Unglücklicher junger Mann! minder frei, als der geringste Unterthan seines Vaters, ist er in einem moralischen Helena eingekerkert. Die Großen, die sich feierlich an ihn drängen, sind lebendige Kerker; er ist erzogen nicht zum Denken; mit Don Miguel aber soll ihm gestattet worden sein in Wien auf dem vertrautesten Fuße zu verkehren".

Doch genug, und zuviel der Art! Möchte eine neue Bearbeitung — die Ereignisse könnten sie ja wol herbeiführen — die gehofften Berichtigungen bringen, der Uebersetzer aber auf Präcision und Reinheit des Ausdrucks mehr Fleiß wenden. Besonders sinnstörend sind die immer wiederkehrenden Verwechselungen von *sein* und *dessen*; so z. B. lesen wir S. 5: Nach der Schlacht von Wagram hatte sein (Napoleons, oder dessen) Ehrgeiz keine Gränzen mehr gegen seine (Oestreichs) Macht wahrzunehmen. 15.

Burnes' Besuch von Sinde.

Eines der am wenigsten bekannten Länder der Erde, obwol es im grauen Alterthume von Scylax, dem Admirale des Darius

Hystaspes, besucht und von Alexander dem Großen durchzogen worden war, ist das Delta des Indus. Hier, von dem Districte Schikârpur an der Grenze von Kabul und der Insel Bükkor in dem Indus bis zur See, zwischen Beludschistan im Westen, und Schessulmir und der Sandwüste Redschistetz im Osten, erstreckt sich über eine Fläche von 250 englischen Meilen in der Länge das Gebiet der Emirs von Sinde, in diagonaler Richtung vom Indus durchströmt und von seinen Gewässern, gleich dem Delta des Nils, durch periodische Ueberschwemmungen befruchtet. Die Hauptstadt Heiderabad liegt auf dem Ostufer des Flusses, ungefähr 130 Meilen von seiner Mündung. Ihre Bevölkerung wird auf 20,000 Seelen geschätzt; die von Tatta, der einzigen andern Stadt von Bedeutung im Lande, auf 40,000. Die neueste und beinahe die einzige Nachricht, die neuerer Zeit aus diesen Gegenden uns zugekommen ist, verdanken wir einem englischen Chirurgus James Burnes, der im J. 1827 Heiderabad besuchte, um einen der Häuptlinge von Sinde, Mir Murad Ali von einer gefährlichen Krankheit zu heilen, und dessen Reisebemerkungen, unter dem Titel: „A narrative of a visit to the court of Sinde, by *J. Burnes*" (Edinburg, 1831), zuerst in Indien und darauf vor Kurzem in einem Nachdruck zu Edinburg an das Licht gekommen sind.

Bei der Theilung des großen indischen Mongolenreiches in Subas oder Provinzen zur Zeit Akber's, wurde Sinde zu Multan gerechnet, indessen häufig von besondern Vicekönigen regiert, bis zu dem Einfalle des Nadir Schah, wo es in Folge eines Vertrages zwischen diesem Fürsten und dem Kaiser Mohammed II. Persien zufiel. Der Letztere trat nämlich, um in der diplomatischen Sprache des Orients zu reden, die von der unserigen in Zartheit und Geschliffenheit noch lange nicht erreicht worden ist, „in Betracht einer Zuneigung, die stärker war, als jene, die ein Vater je zu seinem Sohne oder ein Bruder zu dem andern getragen", seinem Sieger alles Land zu beiden Seiten des Indus ab, soweit dieser es seiner Annahme würdig fand. Nachdem diese Uebereinkunft getroffen war, besuchte Nadir Schah Tatta; da er indessen bald darauf zu Meschid in Khorasan ermordet wurde, so fand der Ehrgeiz seines Feldherrn Ahmed Khan Sidussi freies Feld: er erklärte sich zum König von Kabul und stiftete das Duranierreich, dem nach einiger Zeit auch Sinde sich unterwarf und seitdem beständig sich als untergeordnet betrachtet hat.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erhob Futtie Ali, der Nachkömmling eines Beludschenhäuptlings, Namens Talpur, einen Aufstand in Sinde und wurde, da dieser glücklichen Fortgang hatte, nach orientalischem Brauch, durch ein Patent des Königs, Timur Schah, als Herrscher des Landes bestätigt. Bei dieser Erhebung faßte er den Entschluß, seine 3 jüngern Brüder, Gulam Ali, Kirm Ali und Murad Ali an seinem Glücke Theil nehmen zu lassen und die Vier kamen überein, unter dem Namen der Emirs von Sinde gemeinschaftlich zu regieren. So lange sie noch alle lebten, zog die feste und unwandelbare Zuneigung, die sie zu einander bewiesen, ihnen den ehrenwerthen Beinamen der Tschar Jar oder der 4 Freunde zu; und obwol Mir Futti Ali im J. 1801 und Gulam Ali 1811 gestorben ist, haben doch die beiden andern Brüder die gemeinschaftliche Regierung in ungestörter Eintracht bis auf den gegenwärtigen Augenblick fortgesetzt.

Der bisherige Verkehr der Engländer mit Sinde ist unbedeutend gewesen. Die großen Vortheile, die Tatta als Emporium des Handels von Mittelasien darbietet, haben zwar frühzeitig britische Speculanten an den Indus gelockt; aber die Uebermacht der Portugiesen in diesen Gegenden verhinderte lange jede fremde Niederlassung. Um 1758 lud Gulam Schah die Regierung von Bombay ein, eine Factorei zu Tatta zu errichten; wenige Jahre darauf wurde sie indessen wieder aufgelöst und es blieb nur ein britischer Handelsagent oder Consul zurück. „Die ehrgeizigen Plane der Franzosen", wie der Engländer sich ausdrückt, „machten es nothwendig, in den Jahren 1808 und 1809 Gesandte an die Hauptmächte im Norden von Indien zu schicken, um den Intriguen der französischen Emissairs entgegenzuwirken; und während Hr. Elphinstone und Sir John Malcolm an die Höfe von Kabul und Persien befördert wurden, ging auch ein Abgeordneter nach Heiderabad, der, obwol anfangs kalt aufgenommen, doch den Zweck seiner Sendung erreichte".

Glänzender als die Aufnahme des britischen Gesandten war jene, die 20 Jahre später, seiner Beschreibung nach, der Chirurgus Burnes fand. Freilich wurden von ihm Dienste und Gefälligkeiten erwartet, während sein vornehmerer Vorgänger, dieselben in Anspruch nahm. Ueber Erdkunde, Landesart und Sitten von Sinde erhalten wir durch ihn manchen merkwürdigen Aufschluß. Ein neuer Beweis der so oft bewunderten Unveränderlichkeit des Orients ist es z. B., wenn er erzählt, wie er bei dem Ueberschreiten des Kura, oder des östlichen Armes des Indus die Bewohner noch immer in beweglichen Hütten fand, was schon Arrian aus den Tagen Alexanders anführt. Der Empfang in Heiderabad wird geschildert, wie wir uns nach den Erzählungen von 1001 Nacht die Höfe des Orients zu denken gewohnt sind. Man muß ein Engländer und ein Arzt sein, um Etwas der Art zu sehen und zu erleben. 178.

Notiz.

Ironie und Persiflage.

Die Deutschen sind dafür berühmt, keinen Spaß zu verstehen, und natürlich Ironie oder selbst die gröbere Persiflage noch viel weniger. Dies ist wahrscheinlich der Grund, weshalb unsere langweiligsten und insipidesten Autoren (s. v. v.!), wie — — und ähnliche Heroen unserer Literatur, wenn sie einmal etwas recht Fades und Albernes geschrieben haben, es ohne Weiteres zu Ehren zu bringen glauben, indem sie das Gewäsch als Ironie verkaufen. Wenn das Ironie ist, so bewahre uns der Himmel vor der Hölle! wie eine lustige Person in einem neuen romantischen Trauerspiele sagt. Aber die Gelehrten sind so ziemlich überall Deutsche, d. h. sie verstehen Ironie nur, wenn sie mit dem Maurerpinsel al fresco aufgetragen ist, und selbst dann nicht immer. Eines der ergötzlichsten Beispiele eines wirklich unglaublichen Misverstandes dieser Art gab der bekannte Bibliograph Michael Maittaire, der im J. 1710 eine Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum" veranstaltete und diese furchtbare vernichtende Satyre allen Ernstes für ein Product der Unwissenheit und Absurdität der angeblichen Verf. hielt! Aber was sollen wir dazu sagen, daß Steele, einer der witzigsten Köpfe seiner Zeit, in seiner Zeitschrift „The tatler" dies Werk, ohne eine Ahnung des darin verborgenen Hohnes und Witzes zu haben, auf folgende Weise anzeigte: „Wie es scheint, ist dies eine Sammlung von Briefen, welche einige außerordentliche Dummköpfe, die vor unsern Tagen lebten, einander zu Ehren und zu gegenseitiger Unterrichtung in ihren Albernheiten schrieben. Sie sind meist von der Nation der Deutschen, aus der von Zeit zu Zeit Ueberschwemmungen von Schriftstellern ausgeströmt sind, die in der gelehrten Welt ärgere Verheerungen angerichtet haben, als die Gothen und Vandalen in der politischen. Es ist doch wunderbar, daß solche Bursche existiren und das sinnloseste Zeug schwatzen und doch mit größtem Ernst sich unterhalten konnten, als wären sie die gelehrtesten Leute, ohne auch nur die Idee von Kenntnissen oder Menschenverstand zu haben. Es wäre eine endlose Mühe, solche Impertinenzen auf irgend eine andere Weise an den Tag zu bringen, als durch eine Ausgabe ihrer eignen Werke, in denen man ihre Thorheiten, dem Ehrgeize solcher Virtuosen gemäß, in der correctesten Edition sieht". Wie kann man sich wundern, wenn die guten Franciscaner und Dominicaner zu Hutten's Lebzeiten seine und seiner Freunde „Epistolae obscurorum" anfangs, ungeachtet des Titels, als baare Münze annahmen? 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1831.

Ueber die Uranfänge der französischen Revolutionen.

Unter allen menschlichen Wahrheiten dürften nur 2 untrüglich und sicher genannt werden, nämlich die Wahrheit, daß wir täglich, Jeder in seinem Kreise, sei es nun im Denken, im Fühlen oder im Handeln, vielfach irren, und die andere, daß keiner unserer Irrthümer, hege ihn nun der Einzelne oder eine ganze Generation, ohne Folgen, ohne Nachwirkungen und Nachwehen bleibt. Es ist unleugbar, daß die menschliche Natur für Erkenntniß der vollkommenen Wahrheit in irgend einem Gebiete durchaus unfähig ist, und daß nur der große Gang der Weltgeschichte durch stete Abbüßung der vergangenen Irrthümer das Palladium der reinen Wahrheit bewahrt, das wir myoptischen Geister nur zu ahnen vermögen. Jenes verschleierte Bild zu Sais trägt in seiner eignen Symbolik so sehr die wahre Weisheit selbst, daß wir in der That staunen müssen, wie viel heller die alte ägyptische Einfalt sah, als die neueste himmelstürmende Philosophie, welche in der Anmaßung des Besitzes der reinen, untrüglichen Wahrheit ihren unendlichen Irrthum und ihre namenlose Einseitigkeit nur allzu sehr selbst verkündet. Wahrlich wir sehen, wenn wir uns nicht absichtlich verblenden wollen, die Wahrheit nur durch den dichten Schleier des Irrthums hindurchschimmern, und mit Recht sind nur diejenigen Männer für die größten und weltgeschichtlich wichtigsten gehalten worden, welche, wie Sokrates, aussprachen: „Ich weiß nur dies, daß ich nichts weiß" und welche, wie Christi Jünger und Luther, mit ganzer Seele bekannten: „Unser Wissen ist Stückwerk und unsere Weisheit ist Thorheit, wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes vor Gott". Selbst die ausgezeichneten Genien der Menschheit, so sehr sie auch die Mitwelt bewundert, tragen irgend eine Einseitigkeit in ihre Werke über, die der vorgeschrittenen Nachwelt als unvermeidlicher Beisatz menschlicher Beschränktheit und menschlichen Irrthums erscheinen muß. Und so irren auch die erhabensten Männer auf den Thronen, so auch die durch ihre Aufklärung sternhell glänzenden Generationen und Völker. Daß aber jeder dieser Irrthümer, im unermeßlichen Gebiete des Moralischen ebensowol als in dem des Intellectuellen, seine Nachwehen, sei es auch noch so spät, mitsichführt, daß jeder derselben in seinen Folgen sich selbst überlebt, ja oft nach vielen heimgegangenen Geschlechtern von den Urenkeln erst das piaculum fodert, das der weltgeschichtliche Zusammenhang, wie die moralische und physische Weltordnung auf jede sittliche Verirrung und auf jedes physische Uebermaß im Leben des Einzelnen, so auf jegliche Uebertretung des Weltgesetzes im Ganzen und Großen des Völker- und Generationslebens unausbleiblich folgen läßt, wer wollte daran zweifeln, dessen Blick den innern Gang der Ereignisse nur einigermaßen zu verfolgen im Stande ist? Ja, nichts bleibt in der Weltgeschichte als ein einsam für sich bestehendes, gleichsam umgrenztes Factum stehen; jede That, jedes Ereigniß, jede herrschend gewordene Ansicht ist in die große endlose Kette eingefügt, in welcher ein jedes Glied auf das andere, wie in der galvanischen Säule, obwol unbewußt und kaum bemerkbar, doch mit aller seiner Kraft einwirkt. Es ist dies ganz Dasjenige, was schon die urkundliche Stimme des Weltgeistes sagt: „Ich werde die Sünde der Väter heimsuchen bis ins tausendste Glied". So aber und nicht anders konnte es auch nur in einer Welt sein, die aus lauter lebendigen Kräften, mithin aus lauter einwirkenden Factoren besteht, in einer Welt, die selbst Leben und Kraft ist und geistiger Zusammenhang. Wir sehen so das israelitische Volk spät erst den Luxus und die Verweichlichung des weisen Salomo und seiner Nachfolger, sowie die frühe Verderbniß des Pharisäismus, durch traurige Zerstörung und Unterjochung abbüßen; wir beklagen so den späten Fall der schönen griechischen Welt durch den frühen Leichtsinn, durch die üppige Weichlichkeit der Väter des Volks, durch die uranfängliche Sinnlichkeit ihrer Religionen, durch die zügellose Prachtliebe des großen Perikles; wir erblicken so in dem Sturze des ungeheuern Römerstaates die schreckenvolle Sühne für der römischen Urväter und Heroen Völkertyrannei, für die träumerische Hingebung der Zerstörer Karthagos in die träge Ueppigkeit und wüste Schwelgerei des Ueberflusses, für die Sicherheit des Stolzes, welche schon frühzeitig sich mit weit größern Völkerschaften als deren Vormund und Zwingherr ungerächt vermischen zu können glaubte, endlich für die frühe Sittenverderbniß, welche einen Nero und Caligula zu erzeugen vermochte; wir sehen so das mächtige deutsche Reich, nach dessen Throne die stolzesten Regenten der Welt geizten, durch seinen Umsturz nach Jahrtausenden erst die irrthümliche Verfassung jener pri-

vilegirten Comitate der alten Deutschen, wie sie Tacitus beschreibt, abbüßen, abbüßen jene Ministerialengepränge, aus denen das verderbliche Lehnsverhältniß entsprang, abbüßen endlich den gutmüthigen Stolz der Kaiser, welche ihren Vasallen immer größern Glanz und größere Rechte verliehen, bis sich diese allmälig zu freien Dynasten und zuletzt zu selbständigen, unabhängigen Monarchen abtrennten.

Ebenso nun und zwar mit besonderer Deutlichkeit und Unmittelbarkeit erkennen wir in den französischen Revolutionen des jüngst verflossenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts die Schuld vergangener Zeiten und den Irrthum längst zu Grabe gegangener Geister. Gerade hier drängt sich dem denkenden Geschichtsforscher mehr als irgendwo die Wahrheit auf, daß eine unglückliche Gegenwart stets die Tochter einer fehlenden Vergangenheit ist, sowie sie selbst wieder die Mutter einer mehr oder minder beglückten Zukunft wird. Als Grundelemente zur Möglichkeit solcher politischen Verirrungen und Erschütterungen stellt uns die Geschichte des französischen Volks schon anfänglich den eigenthümlichen Muthwillen und Leichtsinn dieses Volks, welcher selbst das Heiligste zum Spielwerk der Tändelei und der Mode macht, die eigenthümliche Beweglichkeit und Unstetigkeit desselben, vermöge deren es den ruhigen Gang der Weltgeschichte gleichsam überspringt und von einem Extrem sich rasch zu dem andern bewegt, den eigenthümlichen Nationalstolz desselben in Verbindung mit einer unermüdlichen Vorliebe für den Krieg und mit wilder Ausgelassenheit im Glück, endlich dessen Mangel an sittlichem Ernst und gemüthlicher Tiefe dar. Allein diese Elemente liegen ferner und verborgener vor dem menschlichen Auge. Es gibt weit nähere und unmittelbarere Erscheinungen in der französischen Geschichte, welche die Nothwendigkeit der heftigsten Revolutionen, die die Weltgeschichte sah, bei diesem Volke foderten. Diese Erscheinungen lassen sich sämmtlich mit dem einen Worte des Extrems der sich selbst vergötternden und menschenverachtenden Alleinherrschaft bezeichnen, und sie vereinigen sich alle in der Person und dem Zeitalter — Ludwigs XIV., der seine unermeßliche Schuld allenfalls zu einem Theile auf seinen Erzieher, den Minister und Cardinal Mazarin, diesen fanatischen Italiener, welcher denn auch diesen Fluch, wie so mannichfachen andern, auf die Hierarchie bringt, vor dem Weltenrichter überwälzen mag. Ludwig XIV. zwang durch die Blitze, die er von seinem erträumten Götterthrone herab auf die in Sklavenfesseln liegende Menschheit schleuderte, die Geister der Nachwelt, sich ihm gegenüber einen Höllenthron der Zügellosigkeit und Willkür zu errichten. Er, der einsame Gott auf der erhabenen Einöde des Despotenthrons, hat nur wenig gebüßt für seinen übermüthigen Frevel, für jene ὕβρις, die nach einem tiefen Blick der hellenischen Dichter die eigentliche Angel jeder Tragödie war. Allein desto schrecklicher mußte sein Volk, mußten seine Nachfolger auf dem Throne, mußte endlich der ganze Nachwelt seine Verirrung abbüßen; obwol am Ende Alles zum Guten führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. O. Müller's Dorier.

Müller's „Dorier" haben in England eine ebenso günstige Aufnahme und dieselbe verdiente Anerkennung gefunden als in Deutschland. Aber wenn selbst Niebuhr gewichtigen Ausstellungen und zum Theil harten Tadel bei den kaltblütiger beurtheilenden Briten nicht entgehen konnte, so war vorauszusehen, daß dies bei dem gelehrten und scharfsinnigen, aber offenbar einseitigen und oft extravaganten Werke O. Müller's in ungleich höherm Grade der Fall sein würde. Das neueste Heft der „Edinburgh review" enthält eine ebenso scharfe und beißende als treffende und wahre Kritik, von der ein gedrängter Auszug in d. Bl. nicht unwillkommen sein wird.

Indem er die gewöhnlichen und lange hergebrachten Materialien der Geschichte verwarf und den Versuch machte, das Gebäude des Römerthums ohne dieselben und zum Trotz derselben mit Hülfe der Discussionen aufzubauen, die aus einem solchen Verfahren nothwendig hervorgehen müssen, war Niebuhr im Stande, dem Studium der römischen Alterthümer einen Anstoß zu geben, der nicht viel weniger lebhaft war als ein elektrischer Schlag. Durch ein ebenso neues und kaum weniger kühnes Verfahren hat Prof. Müller versucht, der griechischen Archäologie frisches Leben einzuflößen. Er *hat eine Geschichte*, nicht sowol von Griechenland, *als von einem der vornehmsten* Stämme in Griechenland *geschrieben*, und er hat sich, gegen die herrschenden Ansichten, bemüht zu beweisen, daß das Volk seiner Wahl das bravste, beste, weiseste und glücklichste gewesen sei; oder, mit einem Worte, wenn wir uns eines solchen Ausdruckes bedienen dürfen, das griechischeste unter den Griechen. Dies ist die Behauptung oder das Paradoxon des gelehrten Geschichtschreibers von Göttingen. Der Plan, die Geschichte eines Theils von Griechenland, eines besondern Stammes zu schreiben, besitzt manche Vortheile, und wir sollten daher dem verdienstvollen Forscher den gebührenden Lohn seiner Mühe, das Recht, eine entschiedene Parteilichkeit für den vorgezogenen Stamm, nicht verkümmern.

Wenn wir den dürftigen Strich Landes betrachten, der auf der Karte von Griechenland mit dem Namen Doris bezeichnet ist, so sind wir erstaunt über den geringen Umfang des Gebiets, das einst eine Nation insichschloß, welche die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt hat. Jahrhunderte lang ist der Name der Dorier in allen civilisirten Ländern berühmt gewesen; viele Jahrhunderte, nachdem sie ihr enges Pindusthal verlassen haben, wetteifern die Bewohner des entgegengesetzten Endes von Europa ihnen Ehre zu erweisen. In dem entfernten Göttingen ist einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit bemüht, alle seine Talente und seine Gelehrsamkeit und einen beträchtlichen Theil seines Lebens der Aufgabe zu widmen, ihre Ansprüche auf die Bewunderung und Dankbarkeit des menschlichen Geschlechts nachzuweisen; und wenn er in der Ausführung dieses Unternehmens irrt, so geschieht dies nur durch übertriebenen Eifer und überspannte Begierde, ihre Vortrefflichkeit darzuthun. Alle Gelehrten Deutschlands werden durch dies Beispiel belebt; in England wird das preiswürdige Werk sogleich übersetzt, und uns macht es Vergnügen, eine solche Anwendung des Fleißes und des Wissens zu empfehlen und die Aufmerksamkeit aller Nachdenkenden auf den grünenden und blühenden Ruhm der Dorier zu ziehen. Wir zweifeln nicht, daß in andern Ländern Europas andere Uebersetzer und andere Kritiker ebenso geschäftig sind, die Zeitungen dorischen Ruhmes in ihren respectiven Sprachen zu verbreiten. Und diese berühmte Nation war ursprünglich innerhalb der Grenzen eines gerade nicht sehr ausgedehnten und wahrscheinlich auch nicht sehr bevölkerten Kirchspiels eingeschlossen. Können wir voraussetzen, daß 3000 Jahre nach uns die gelehrten Männer, welche dann der Welt Heil bringen und intellectuellen Werth leihen, mit einander wetteifern werden, den Namen irgend eines schottischen Kirchspiels zu feiern, das ruhige ländliche Völkchen, welches dort den schmalen Streifen fruchtbaren Bodens baut, der

den lieblichen Strom bekränzt, oder das sein Vieh auf den öden Höhen weidet? Jedermann, gelehrt oder ungelehrt, vornehm oder gering, würde, wenn man diese sonderbare Frage ihm vorlegte, antworten, das sei unmöglich. Und dennoch ist es geschehen, und dieser Gedanke allein ist im Stande, einer Geschichte wie der gegenwärtig uns vorliegenden ein lebendiges Interesse zu geben.

Die Staaten, welche in dem alten Griechenland nach dem Vorrang strebten, waren die Lacedämonier und die Athenienser. Die ersten waren wandernde hellenische Dorier, die andern eingeborene pelasgische Jonier, und der gelehrte Verfechter der Vorzüglichkeit dorischen Blutes sucht natürlich die Glorie der berühmtern Gegner, der seeanwohnenden Männer von Athen zu mindern. Er vereint mit seinem Lieblingsstamme das Princip der Permanenz und findet in den Nebenbuhlern desselben jenes der Veränderlichkeit, den ionischen Geist der Neuheit, Neuigkeitssucht und Neuerung, einen Geist, den der gelehrte Prof. für außerordentlich übel halten muß, da er sich jetzt noch darüber freut, daß vor 3000 J. Jedermann, der nach Lokri kam, gestraft wurde, wenn er nach Neuigkeiten fragte. Wenn jetzt ein Reisender nach Göttingen käme und in einer Leihbibliothek nach dem neuesten Roman oder vielleicht sogar nach der letzten Ausgabe der „Dorier" fragte, so hätte er, sofern der echtdorische Charakter sich hier glücklich in das Leben zurückrufen ließe, nach diesem Grundsatz zu gewärtigen, daß er sein Verbrechen im Gefängniß oder unter der Peitsche des Universitätspedells büßen müßte.

Einen Theil des Eifers, welchen der Prof. dabei entwickelt, indem er die Vortheile permanenter Einrichtungen vor häufigen Neuerungen hervorhebt, haben wir den patriotischen Gefühlen des Verf. zuzuschreiben, der in den Doriern seine Landsleute sieht und fühlt, daß er, indem er die politischen Gegner von jenen herabsetzt, zugleich das Vorurtheil gegen die Franzosen bestärkt, welches in Deutschland herrscht. So rühmt er von Rhodus, daß hier die wahren Eigenschaften des Dorers, Tapferkeit, Ausdauer, Vaterlandsliebe, mit einer gewissen stolzen Strenge der Sitten und Mäßigung, länger sich erhalten hätten, als in den meisten andern dorischen Staaten. Und bald darauf stellt er den Rhodiern die Korcyräer gegenüber, die zwar thätig, fleißig und unternehmend waren, aber die Stabilität und die edeln Züge des dorischen Charakters ganz verloren hatten. An Unverschämtheit übertrafen sie sogar die Athenienser, bei denen doch, wie ein gewisser Philosoph sagte, sogar die Hunde unverschämter waren als an andern Orten. Wenn ein Schriftsteller sich so lebendiger Parteilichkeit hingibt, so kann der Leser, wenn er auch die vorgetragene Meinung nicht theilt, derselben doch nicht leicht seine Aufmerksamkeit entziehen. Nur in Paris, hätte der patriotische Prof. fortfahren können, wird ein moderner Jonier mit Hülfe einer Schere versuchen, einen Pudel in einen Löwen umzuwandeln; ein unveränderlicher Spartaner, oder ein aufrichtiger Hanoveraner würde den erbärmlichen Betrug verachten.

Das Ideal der Staatsverfassung, für welches Müller mit äußersten Kräften kämpft, ist „die reine Aristokratie". Aber darunter versteht er nicht, wie man dies Wort gegenwärtig gewöhnlich braucht, eine Oligarchie, die unbeschränkte Herrschaft einer privilegirten Kaste; er wünscht, daß eine geringe Anzahl das Ruder der Staatsgewalt führe, aber er hält sich dabei streng an die Etymologie des Wortes Aristokratie, indem er verlangt, daß diese geringe Zahl die Weisesten und Besten umfasse. Daß die Weisen und Guten ausschließlich an der Spitze jedes Zweiges der Verwaltung stünden, wäre allerdings wünschenswerth, und es ist leider nur zu gewiß, daß die Zahl solcher Personen immer nur gering sein wird. Es wäre sehr zweckmäßig, die Macht nur den Händen wahrer Philosophen anzuvertrauen; aber wenn wir fragen, was ist ausführbar, und nicht blos, was ist zu wünschen, so wird dies Lieblingsproject Plato's und des Alterthums uns als völlig utopisch erscheinen. Quis custodiet ipsos custodes? Welcher Philosoph soll die Philosophen ernennen? welcher ausgezeichnetste, weise und gute Mann soll die Weisesten und Besten erwählen, die das Platonische Cabinet, die Sokratische Administration, die höchste Autorität im Staate bilden, die übrigens zugleich nicht die höchste, sondern jenem Hauptstücke von Vollkommenheit, dem Ungeheuer von Weisheit und Tugend untergeordnet wäre, welches das Wahlrecht übte. Wenn irgend ein höheres Wesen, ein Engel oder Geist zu gelegenen Zeiten erscheinen und die Personen aussuchen wollte, welche die Welt regieren sollen: dann möchte die echte dorische Aristokratie sich einführen lassen; so lange dies indessen nicht geschieht, wird sie wol nur in den sinnreichen Lucubrationen deutscher Professoren bestehen.

Müller beschreibt die berühmten und eigenthümlichen Institutionen von Sparta in der Sprache glühender Bewunderung; aber wenn er ihren großen Stifter auch nicht geradezu vernichtet, indem er ihn zum Fabelhelden herabsetzt, so behauptet er wenigstens, daß er nur der Erneuer und Hersteller der alten dorischen Politik gewesen sei, und daher wenig neue Einrichtungen getroffen habe. Lykurg wurde zu Herodot's Zeiten als eine mythische Person betrachtet; nun ist es aber, schließt der Prof., die Tendenz der Mythe, ähnliche Handlungen verschiedener Personen aus den verschiedensten Zeiten unter einem einzigen Namen zu vereinigen, und demgemäß sagt der bloße Name einer Lykurgischen Institution wenig in Bezug auf ihren wirklichen Ursprung und Urheber. Neugierige werden die Untersuchung, ob Lykurg eine wirkliche oder nur eine eingebildete Existenz gehabt habe, in Müller's erstem Buch finden; und vielleicht werden sie, in Erwägung der Gründe, die für die letztere Meinung sprechen, es sich zum voraus ausmalen, wie die Nachwelt einst mit ähnlichen Untersuchungen über die wirkliche oder mythische Existenz des Prof. K. O. Müller beschäftigt ist und forscht, ob sein wahrhaft gelehrtes Werk die Arbeit dieses Verf. sei oder die Beisteuern verschiedener Geister aus verschiedenen Zeiten unter dem Namen einer Person vereinige.

Die indische Einrichtung der Kasten bestand bis zu einem gewissen Grade auch in Lacedämon; fast alle Gewerbe und Beschäftigungen waren erblich, und dieser Umstand trug viel dazu bei, die Unveränderlichkeit alter Art und Sitte zu erhalten. Eine dieser Erbschaften war wirklich sonderbar: auch die Geheimnisse der Kochkunst waren erblich. Die Idee, einen Koch zu brauchen, der seine Kunst durch seine Abstammung erlernt hat, ist gerade nicht sehr schmackhaft, aber unser trefflicher Müller will sich die Sache, wie es scheint, gefallen lassen. Sparta, meint er, würde nicht so lange mit seiner schwarzen Suppe zufrieden gewesen sein, wenn seine Köche die Kunst sie zu machen nicht von Jugend auf gelernt und nach der Art ihrer Väter geübt hätten, oder wenn dies Amt einem Jeden überlassen worden wäre, der durch seine Kunst den Gaumen zu kitzeln verstanden hätte. Er entscheidet indessen später, es sei nicht wahrscheinlich, daß irgend einer dieser Erbköche von dorischem Ursprung gewesen sei.

Die Härte gegen die unglücklichen, entwürdigten Heloten ist der dunkelste Schatten der spartanischen Geschichte, und der scharfsinnige Vertheidiger von Lacedämon sucht mit vielem Eifer und großer Geschicklichkeit diese schwere Anklage zu entfernen. Aber ungeachtet aller Raisonnements und Sophismen des großmüthigen Prof. zwingt die historische Wahrheit uns zu erklären, daß, wie vortheilhaft auch die reine dorische Aristokratie für die Aristokraten selbst gewesen sein mag, das Benehmen der Spartaner, während einer langen Periode, gegen die unterworfenen Heloten und Periöken uns außerordentlich an die Behandlung erinnert, welche die Engländer während des ersten Jahrhunderts nach der Eroberung von den Normannen erfuhren.

Der interessanteste Theil des Werkes für gewöhnliche Leser wird das vierte Buch sein, welches über die häuslichen Einrichtungen, die Kunst und die Literatur der Dorer handelt. Hier erhalten die berühmten Syssitien oder öffentlichen Tafeln gebührende Beachtung. Die Spartaner, Kretenser und andere dorische Völkerschaften pflegten nämlich, gleich den Deutschen, an tables d'hôte zu speisen. Müller betrachtet es als eine altgriechische Sitte, gemeinschaftlich auf Kosten der Gesellschaft zu

essen. Reisende auf dem Continent haben die Bequemlichkeit runder Tafeln, die man in manchen Ländern findet, erfahren; in unserm eignen bietet die Militairmenage Personen von beschränkten Mitteln ein angenehmes und oft ein köstliches Mahl; und die schlechte Kost in den Sälen unserer Convictorien (der inns of court) beweisen die Ungerechtigkeit, die man begeht, indem man die anständige Erquickung Vieler dem Genuß oder der Laune Weniger opfert. Die Behandlung der Weiber war bei den Doriern äußerst nachsichtig. „Unter den Spartanern, hören wir, wurde das Weib von dem Manne sogar mit dem Ehrentitel δεσποινα, Herrin, angeredet, eine Galanterie, die weder ironisch noch bedeutungslos war". Der spöttischen Welt kann doch ein Mann, der es im vollsten Ernste ist, oft ausnehmend lächerlich erscheinen. Unsere Lohnkutscher sind vermuthlich ein dorisches Geschlecht; denn so oft einer von der rosigen Peitschenbrüderschaft von seinem Weibe spricht, nennt er sie nie anders als my mistress, und dies weder ironisch noch bedeutungslos. Aber mit aller Hochachtung vor dem guten Professor sind wir doch sehr geneigt zu bezweifeln, daß der hösliche Kutscher deshalb weiser und besser sein müsse, als der weniger galante Passagier, der vielleicht seinen Sitz mit ihm theilt. Mit aller Achtung vor einer Parteilichkeit, der nur ein sehr aufrichtiger Mensch sich hingeben kann, glauben wir: die Wahrheit ist, daß alle Griechen, gleichviel ob Dorier oder Jonier oder Aeolier in ihrem häuslichen Leben sehr musterhaft waren. Die tragischen Dichter sind voll von schönen Stellen, welche auf das Ueberzeugendste ihre rühmliche Liebe zur Heimath und Herd und die Wärme ihrer Anhänglichkeit an Aeltern, Gattin und Kinder beweisen. Der gelehrte Prof. spricht oft mit unverkennbarer Zufriedenheit von der außerordentlichen Ernsthaftigkeit der Dorier; er gesteht jedoch ein, daß er hier und da einen Stral von Leichtsinn oder lustiger Laune entdeckt habe, der den Ernst ihrer Natur durchdrang. Er widerlegt die Ansicht, daß das Leben in Sparta eine unveränderliche Scene düstern Trübsinns gewesen sei, und behauptet, es sei vielmehr sehr mannichfaltig, angenehm und anziehend gewesen. Auch wird der dorische Ernst gewiß selbst den Lebhaftesten und Lebendigsten nicht tadelhaft erscheinen, wenn sie ihn als ein tüchtiges Fundament betrachten, daß nur deshalb gelegt wurde, damit der Scherz, der darauf errichtet werden sollte, nicht verloren gehe; die Spartaner waren nur traurig um lustig zu sein, ernst um desto spaßhafter zu werden! Wie würden wir uns freuen, wenn es uns vergönnt wäre, in einem Codex rescriptus unter einem Commentar zu den Klageliedern Jeremiä eine der dorischen Komödien des Epicharmus zu entdecken! Auch eine Probe von den berühmten Mimen Sophron's würde uns nicht weniger willkommen sein. Plato selbst bewunderte diese Werke und fand das Studium derselben vortheilhaft für die Composition seiner Dialogen. Sie waren nicht blos durch ihre treue Nachahmung der Sitten, selbst des Pöbels, durch die genaue Nachbildung des rohen Dialekts des gemeinen Volkes und ihren reichen Vorrath an sprichwörtlichen Ausdrücken ausgezeichnet, sondern bewiesen auch die höchste Geschicklichkeit in der Darstellung der zartesten Schattirungen und Nuancen des Gefühls und in der Kraft, mit welcher sie die Einheit und Consequenz der Charaktere durchführten. 178.

Quellenkunde der deutschen Geschichte, nach der Folge der Begebenheiten für eigne Vorträge der deutschen Geschichte geordnet von F. C. Dahlmann. Göttingen, Dieterich. 1830. Gr. 8. 12 Gr.

Wenn akademische Vorträge über Geschichte einerseits die Bestimmung haben, durch Mittheilung von Ansichten und Urtheilen den Zuhörer zu tieferer Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang der Begebenheiten hinzuführen und anzuleiten, so sollen sie andererseits auch mit den Quellen und Hilfsmitteln, ihren Grundlagen, bekanntmachen und durch Würdigung der erstern zugleich die Zeit, welcher sie angehören und welche sich in ihnen abspiegelt, auf anschauliche Weise charakterisiren, durch Anführung der letztern das Fortschreiten und den endlichen Standpunkt der Forschung bezeichnen, das Verständniß der Quellen erleichtern und Demjenigen, welchem ein tieferes Studium nicht gestattet ist, wenigstens den Weg zu weiterer Belehrung zeigen. Solche Ansichten, verbunden mit der Unbequemlichkeit des Dictirens und vielleicht auch die Erfahrung, daß gesprochene Namen so oft falsch aufgefaßt werden, mögen die Veranlassung zu der vorliegenden Zusammenstellung gegeben haben, welche sich durch Zweckmäßigkeit der Auswahl und der Anordnung auszeichnet und zugleich den Vorlesungen als Grundriß dienen kann, indem nach Beendigung der vorangestellten allgemeinen Bücherkunde die Quellen und Hilfsmittel nach der Folge der Begebenheiten aufgeführt und den sieben Büchern, in welchen der Verf. die deutsche Geschichte behandelt, und den verschiedenen Capiteln derselben untergeordnet sind. Die Eintheilung des Stoffes ist übrigens so natürlich und zweckmäßig, daß die Brauchbarkeit dieses Buchs, welches gewiß ein mehrfach gefühltes Bedürfniß befriedigt, dadurch noch erhöht wird. 23.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 173. —— 22. Juni 1831.

Ueber die Uranfänge der französischen Revolutionen.
(Fortsetzung aus Nr. 172.)

Diese Betrachtungen sind wol oft schon angestellt, diese Ideen wol hier und da schon ausgesprochen und häufiger noch gedacht worden. Treffender aber und tiefer eindringend in den historischen Zusammenhang, ruhiger und unparteiischer, philosophisch schärfer und künstlerisch reicher dürften sie noch nirgends zu einem Ganzen mit ihren tausend Fäden verflochten worden sein, als in des edeln Pierre Edouard Lemontey berühmtem „Versuch über die monarchische Staatsverfassung Ludwigs XIV.", einem Meisterstück politischer Geschichtsdarstellung, welches er bereits im Jahre 1809 als Einleitung zu einem beabsichtigten größern Werke über die beiden Regierungen nach dem Tode Ludwigs XIV. entwarf, aber erst im J. 1818, unabhängig von jener größern Arbeit, der Welt bekanntmachte. Dieses Meisterstück liegt gegenwärtig in einer deutschen Uebersetzung von C. E. Ring, großherzogl. badischem geh. Referendar (der sich, sonderbar genug, nur auf dem Umschlag, nicht auch auf dem Titel genannt hat), vor uns, unter folgendem Titel:

Die monarchische Staatsverfassung Ludwigs XIV. Ein geschichtlich-politisches Gemälde, nach dem Französischen der zweiten Ausgabe des Peter Eduard Lemontey. Leipzig, Hinrichs. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die hier genannte zweite Ausgabe (die erste war sehr bald nicht mehr zu haben) erschien nämlich zu Paris 1829, „revue et préparée par l'auteur". Sie war eine Ausgabe sämmtlicher Werke Lemontey's und enthielt sichtbare Bereicherungen an Stoff und an historischen Belegen. Nach der ersten Ausgabe hatte Hr. Ring bereits eine deutsche Uebersetzung in die bei Cotta erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen", Bd. 21 u. 22 vom Jahr 1826 und 1827, geliefert. Gegenwärtige Bearbeitung, die sich vor ähnlichen Uebertragungen rühmlich auszeichnet, gibt nun nicht allein die lehrreichen Bemerkungen des Verfassers zu seinem Werke, sondern auch die in den „Politischen Annalen" befindlichen und mehre vom Bearbeiter beigefügte neue Scholien zu dem interessanten Original.

Wir glauben uns den Dank unserer Leser zu erwerben, indem wir uns anschicken, ihnen einen Vorschmack dieses trefflichen Werkes, dem Hauptideengange desselben folgend, zu geben.

Will man die Dinge mehr nach ihrer Natur, als nach ihrem Namen bezeichnen, so kann man sagen: es hat in Frankreich nur eine Nation bestanden, aber verschiedene Monarchien sind auf einander gefolgt. Jene Monarchie, die am Ende des 18. Jahrhunderts vor unsern Augen so furchtbar zusammenstürzte, war auf sehr neuen Grundlagen gebaut. Das Genie Heinrichs IV. hatte den Platz dazu angewiesen, der unerbittliche Arm Richelieu's das Erdreich geebnet, und der große Charakter Ludwigs XIV. die Aufführung des Gebäudes selbst geleitet. Ludwig XIV. war durch die Gewalt der Umstände gleichsam berufen, diese große Erbschaft, entstanden aus einem ausgedehnten Lehnsgute, zu ordnen. Eine solche Unternehmung erfoderte hohe Voraussetzungsgabe. Wehe dem Staatsmann, der die französische Nation wie weichen Thon, der jeder Form sich fügt und willig jede Gestalt annimmt, behandeln zu können glauben sollte! Dieses Volk besitzt vielmehr ursprüngliche Züge eines unvertilgbaren Nationalcharakters, der unter der Rohheit barbarischer Sitten, im Enthusiasmus der Ritterzeiten und in der weichlichen Verfeinerung einer geschmeidigen Civilisation gleich merkbar hervortritt. Die Natur gab dem Franzosen in ungewöhnlicher Fülle die Eigenschaften der Geselligkeit, der Unbeständigkeit und des Stolzes (oder der Eitelkeit). Hervorgegangen sind aus diesen 3 Quellen: ein unüberwindlicher Abscheu vor aller fremden Oberherrschaft, Vorliebe für den Krieg und Ausgelassenheit im Glück („Frankreich ist das Land, wo Alles zur Mode werden kann, nur nicht die Niederträchtigkeit"), allgemeine Abneigung gegen die Tugend der Sparsamkeit und die Sorge für das Einzelne (entspringend aus jener furia francese, wie sie der Italiener bezeichnet), unbezähmte Begierde nach Auszeichnung („Unzufriedenheit wird zum Ton, Luxus zur Pflicht, das Lächerliche zum Tyrannen; die Mode ist hier eine vertrauliche, stets fortdauernde Revolution, mit ihrer leichtfertigen Tändelei alles das Heiligste, Nützlichste und Vernünftigste, wie mit heimlichem Gifte, verpestend; das Geheimniß, ein solches Volk zu beherrschen, besteht nur in der Kunst, es zu zerstreuen"), unnachahmliche Leichtigkeit, die eignen Neigungen Andern mitzutheilen, welche durch ihre zauberische Einwirkung

Frankreich nie auf der zweiten Stufe unter den Nationen stehen lassen wird. Nur damit haben sich die verschiedenen Monarchien dieses Landes, dem zwar nur die Erbmonarchie bei der Leidenschaftlichkeit seines Volks als Gewähr der Sicherheit und Dauer zusagen kann, ihre stufenweise Herabwürdigung und ihre endliche Vernichtung zugezogen, daß sie von dem erhaltenden Grundsatze der Nationaleinheit immer mehr abgewichen sind.

Ludwig XIV., von einer spanischen Mutter und einem italienischen Cardinal nachlässig erzogen, hatte nur einen wahrhaften Lehrer, es war der Bürgerkrieg. Dieser stählte seine Seele, reifte seinen Verstand, und aus dieser Quelle schöpfte er jene Kraft, die nach Mazarin's Tode ganz Europa in Erstaunen setzte. In seiner neuen Monarchie bezeugte Alles, daß der König ein Neuerer gewesen sei. Seine Monarchie war rein und unumschränkt. Sie beruhte ganz im Königthum, und dieses ganz im König. Der König verwechselte sich mit der Gottheit und machte, wie diese, Anspruch auf blinden Gehorsam. Er wurde die Seele des Staats, die Quelle aller Gnade, aller Macht, aller Gerechtigkeit, alles Eigenthums. Die gemäßigte Monarchie war in seinen Augen ein Schandfleck für den Regenten. Er selbst schrieb: „Da das Leben meiner Unterthanen mein eignes Gut ist, so muß ich desto mehr Sorge dafür tragen; die erste Grundlage meiner Reformen war, meinen Willen recht unumschränkt zu machen". Der Koran von Frankreich war in den 4 Worten enthalten, die der König einst wirklich aussprach: „Der Staat bin Ich!" Dieser Lehre gab nur sein eigner Wille Gesetzeskraft, und er sorgte dafür, daß die Seele seiner Nachfolger schon in früher Jugend von diesen Grundsätzen recht innig durchdrungen wurde, wie das hinterlassene Manuscript eines Lehrcursus des Staatsrechts von Frankreich für den Herzog von Bourgogne beweist. Als Stützen dieses neuen kühnen Systems dienten ihm Furcht und Bewunderung. Erstere ward durch Gewalt und ungeheuere Militairmacht, letztere durch stets genährten Glanz und unermeßliche Pracht, die beiden Haupttriebfedern der Politik des Königs, wach erhalten. Aber eben aus dieser Politik ging hauptsächlich das Verderben hervor, das sich später über ihn und seine Nachfolger verbreitete.

Dabei kann aber nicht unbemerkt gelassen werden, daß Ludwig XIV. in das bis dahin verworrene Chaos der öffentlichen Geschäfte zuerst Ordnung brachte. Unter den 400 Medaillen, die entweder gerechte Würdigung oder Schmeichelei ihm verschwenderisch gewidmet hatten, dürfte diejenige, welche sein Bildniß mit der Umschrift: „Ludovicus Administrator" schmückte, vielleicht für ihn die ehrenvollste und der Wahrheit entsprechendste gewesen sein: denn, übertroffen in allen Pflichten der Alleinherrschaft, ist er in dieser Eigenschaft ohne Seinesgleichen geblieben.

Für diese neue Staatsmaschine stiftete er, der Militairgewalt wie der Justizgewalt gleich stark mistrauend, die Institution der Polizei, die mit der Thätigkeit der erstern, gewisse Formen der letztern verband.

(Der Beschluß folgt.)

Die Schlittenfahrt. Erzählung von Dan. Leßmann. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1831. 8. 1 Thlr.

Es trifft sich, daß Verf. und Rec. dieses Buchs in eben dem Feldzuge, welcher dieser Erzählung zur historischen Basis dient, in einem Gliede, ja Schulter an Schulter gestanden haben. Dieses kameradschaftliche Verhältniß wird manchem Leser genügen, sich auf ein befangenes Urtheil gefaßt zu halten; doch er beruhige sich, denn indem Rec. diese Gelegenheit wahrnimmt, feierlich zu betheuern, daß er nie in seinem Leben ein Buch mit Rücksicht auf die Person des Verfs. beurtheilt hat, wünscht er, daß recht viele Kritiker dasselbe von sich aussagen können. Doch dies Buch hat ihm seinen alten, in 18 Jahren nur einmal wiedergesehenen Kameraden von Neuem theuer gemacht, und wiewol er seinen Tadel gleich mit dem Titel beginnen muß, so verdankt er dieser Lecture doch ein Paar sehr heitere und genußvolle Stunden. Es ist geradezu nichts daran zu tadeln als der Titel. Der nichtssagendste und nichtsbezeichnendste, den je ein gutes Buch getragen hat. Wir haben uns beim Lesen dieses Buchs oft gefragt, woher es doch kommt, daß Geschichten voll großer Haupt- und Staatsactionen, voll leidenschaftlicher Zeichnungen, unerwarteter Wechselfälle des Glücks, kunstreicher Erfindungen und geheimnißvoller Erscheinungen, so häufig langweilig ausfallen, während diese Erzählung, die fast keine einzige überraschende Scene, kaum eine ungewöhnliche Handlung, keine kunstreiche Naturschilderung, kaum einen Knoten und nichts Geheimnißähnliches enthält, uns spannt und fesselt bis zum letzten Buchstaben. Das Räthsel erklärt sich dadurch, daß der gebildete Leser nicht sowol die Begebenheit als die Charaktere aus dem Roman herausliest, daß die innere Seelengeschichte der Handelnden die Neuigkeit ist, nach der er vor allen Verlangen trägt, und daß ein Roman ihm um so anziehender wird, je weniger die untern und je mehr die höhern Seelenkräfte dabei in Thätigkeit gesetzt werden. Das Vergnügen, das die Phantasie gewährt, ist ein schnell vorübergehendes und nur für die rohere Natur ausreichendes, wenn das Urtheil, der Verstand nicht zugleich seine volle Befriedigung gewinnt. Die Weisheit gewinnt dem Dichter mehre und zuverlässigere Freunde, als die Einbildungskraft; diese ergötzt sich und vergißt — jene fesselt, nöthigt zur Rückkehr, zum Eindringen, zu wiederholter Anwendung. Wir haben phantasiereiche Erzähler genug, aber wenig weise, das Leben überblickende, kurz, wenig solche, die zur Wiederkehr zu ihren Erzählungen auffodern. „Die Schlittenfahrt" ist eine solche, die man 3 und 4 Mal mit immer frischem Vergnügen lesen kann. Diesen Vorzug verdankt der Roman dreien, besonders aber einem Charakter, der aus der Natur gegriffen, niemals geschildert worden ist. Hedwig von Winter ist eine so originelle Erfindung, wie die Feder je gezeichnet hat; eine Calderon'sche Tochter der Luft im bürgerlichen Leben, über die Maßen seltsam und doch treue und wahrhafte Naturcopie. Jedes ihrer Worte ist uns von Bedeutung; wir zagen und fürchten sie in einer neuen Situation zu erblicken und verlangen doch darnach mit ängstlicher Erwartung. Auf ihr beruht die Spannkraft der Dichtung. Wie wird dieser seltsame Geist nun und nun sich zeigen? Wird er bestehen — fallen — sich entdecken — in seiner schwunghaften Unabhängigkeit sich behaupten? Indem wir uns beständig so fragen, durchlesen wir das Buch mit ängstlichem Vergnügen. Der zweite höchst trefflich aufgefaßte Charakter ist Leopold von Horst, der liebenswürdige Menschenfeind, der aus tiefer Liebe rauhe Mensch, einer der unergründlichen Charaktere, die verkannt, verspottet an uns vorübergehen, ohne daß wir eine Ahnung von der Welt von Gedanken haben, die in ihrer Brust lebt; der abstoßende Punkt für Hedwig und dennoch ihr nahe verwandt. Zwischen Beiden, als vermittelnde Potenz, Georg von Sperchow, mit großer Feinheit und Schicklichkeit erfunden, um 2 excentrische Naturen in den gewohnten Lebenskreis zurückzuführen. Was um und neben diesen steht, Frau von Horst, der Bürgermeister, seine Töchter, Hedwigs Aeltern, der Glaser, lebt und besteht in eigenthümlichem, freiem, selbständigem Dasein;

Nichts ist erborgt, Alles ist naturgetreu, wahr, bedeutend in diesen Charakteren.

Für die Charakterzeichnung ist „Die Schlittenfahrt" einer der schönsten Romane, die wir kennen. Es ist dem Verf. gelungen, durch seine bloße Vortrefflichkeit in dieser Beziehung, seinem Buch ein spannenderes Interesse mitzutheilen, als hundert Andere durch unnatürliche Erfindungen und schreckliche Begebenheiten erlangen. Um so merkwürdiger ist es, daß er seine schöne Dichtung mit einem grellen Miston, einer unaufgelösten und unauflöslichen Dissonanz schließen läßt. Warum er Hedwig, die durch 200 Seiten ihre Unabhängigkeit, ihre ätherische Gestalt behauptet, auf den 3 letzten Seiten ihren Himmel verlassen und zum gewöhnlichen Weibe werden läßt, und warum Horst fallen und zum Verräther an dem Freunde werden muß, sehen wir durchaus nicht ein. War es dem Verf. nur um einen Schluß, einen Byron'schen Ausgang zu thun, wie ihn kein Leser erwartete, so hat er sich von einem falschen Reiz, von einem Irrlicht blenden lassen, das ihn von einer lang verfolgten und richtigen Bahn verlockte. Hedwig ist zu großartig und zu kräftig gezeichnet, als daß sie in diese ihr unnatürliche Nachgiebigkeit verfallen konnte. Wie ist überdies ihr plötzliches Verstummen zu erklären? Eine Liebe, wie die ihrige, macht zwar nicht viel Worte — aber sie handelt — sie mußte lieber nach der Hauptstadt entfliehen als durch Schweigen sich aufopfern. Wir tadeln diesen Schluß — aber der Verfasser hat gewiß seine Armee von Gründen dafür; das ganze Gedicht ist die Frucht des Nachdenkens, und ein lapsus pennae kann bei einem so wichtigen Punkte nicht gewaltet haben.

In den Ereignissen ist Einiges nicht sehr wahrscheinlich. Die Verwechselung der Schlitten ist schwer für wahr zu halten, und ein guter Reiter wird nicht leicht begreifen können, warum Sperchow (S. 180) sein Pferd aufopferte u. s. w. Aber wie meisterlich sind andere Erfindungen? Das erste Zusammentreffen Hedwigs und Sperchow's ist in Zügen gemalt, die mehr als Talent, die den Genius verrathen; ebenso die Scene mit dem Portrait Horst's im Schlosse Klosterhagen, Auftritte, die an die beliebtesten im „Werther" erinnern. Was die Sprache betrifft, so redet der Verf. eine doppelte. Er ist humoristisch und sentimental. Sein Humor gibt häufige Funken eines Verstandeswitzes kund, der nicht immer ganz natürlich erscheint. Wir können über die Witze des Glasers und der geringern Personen des Romans selten lächeln, aber wir bewundern die Zeichnungen verborgener Liebe (Frau v. Horst), des Neides, der Misgunst (die Töchter des Bürgermeisters), des Mistrauens, der Scheelsucht (Fr. v. Winter). Die Liebe zeichnet der Verf. in wenigen, aber starken Zügen. Seine Diction ist originell, ohne Fremdartigkeit. Hier und da begegnen uns hinkende Vergleiche; aber überall sind Blitze des Geistes, Lehren der Lebensweisheit, Aufklärungen über das dunkle Walten unserer Gefühle ausgestreut. Die Sammlung von Mottos, welche der Verf. liefert und die wol nicht alle den angegebenen Quellen angehören, gewährt einen nicht geringen Beitrag von Kerngedanken zu diesem gedankenvollen Buch. Wir widerstehen der Versuchung Einiges dieser Art auszuziehen, allein, ohne eine stylistische Probe diesen Bericht zu enden, können wir uns nicht entschließen. S. 105 mag eine solche hergeben: „Den kleinen Zirkel beseelte in der That ein fröhlicher Geist. Die beiden Töchter des Bürgermeisters bedachten, daß Grabenau wenigstens um 70 Einwohner ihrem Geburtsorte nachstehe; sie betrachteten daher die Partie als ein ländliches Vergnügen, und hielten es dem feinen Anstand gemäß, mit dem Anstand es hier nicht so genau zu nehmen. Ohne es zu wissen, gewannen sie dadurch an Liebenswürdigkeit und hatten sich selbst einmal eine wirklich schöne Stunde bereitet u. s. w." Die Zeichnung der Kleinstädter und die, welche das Landleben zum Gegenstand hat, gelingen dem Verf. ungemein, und die Gefühle eines Mannes, der mit einer Vorliebe für die kleinen Kreise das Getümmel der Hauptstadt wieder vor sich sieht, sind so naiv als wahr ausgemalt — um so überraschender, als der Verf. doch nur aus der Phantasie die Farben seines Gemäldes entlehnt. Ein solches kleinstädtisches Genrebild mag unsere Anzeige beschließen: „Es läßt sich aber ohne menschliche Gesellschaft ein kärgliches Leben weit leichter als gesegnete Zeiten ertragen. Mehre Tage schlichen unserm Sperchow stumm und stockend dahin. Vormittags immer die nämlichen Frauenzimmer mit ihren Körben am Arm, die nämlichen Müssiggänger mit abgebissenen Pfeifen und gedämpften Schlafmützen auf dem Markt umherstehend, einander wichtige Nachrichten zuschweigend und jeden Habicht, der über die Stadt hinzufliegen geruhte, mit durchgesessenen Bemerkungen begleitend . . . Die Woche ging zu Ende und Sperchow verstand bereits die vorzüglichsten Schlafpelze, die um den Markt her wohnten, zu unterscheiden, er kannte die bedeutendsten Hunde in der Stadt, gab mit Sicherheit den Hahn an, zu dessen Frauenschaft diese oder jene Henne gehörte und wußte, wieviel Pfund Hammelfleisch jede Köchin täglich einkaufte. Von Schönheiten nichts zu gewahren... und so machte er mit Unmuth die Bemerkung, daß es in der Stadt sehr kurze Straßen, aber entsetzlich lange Stunden gab". Und diese starrende, todte Existenz so trefflich geschildert, wie reich, lebenvoll und unermeßlich sollte sie ihm bald erscheinen!

Nicht wir, sondern sich selbst, empfiehlt dies Buch, als ein Roman voll Geist und Anziehungskraft, reich an Lebensbeobachtung, meisterhaft durch Darstellung, und durch Charakterzeichnung berechtigt, einen Platz unter den vorzüglichsten Hervorbringungen dieser Gattung einzunehmen. 189.

Aberglauben in Wales.

Seit wir zu der Einsicht gelangt sind, daß so Vieles, was wir selbst gewohnt waren, als tiefe Weisheit zu betrachten, eigentlich nichts Anderes ist als Aberglauben, hat unsere frühere Strenge gegen die abergläubischen Gebräuche, Meinungen und Ueberlieferungen unserer Vorältern sehr abgenommen. Selbst der Hexenglaube, sammt seinem fanatischen Gefolge von Hexenprozessen und Autodafés erscheint uns in milderm Lichte; unschädlichere Irrthümer werden mit der liebevollen Nachsicht betrachtet, die wir den irrigen Vorstellungen der Kinder erweisen, und Tieferblickende sehen auf dem Grunde des Irrthums den verborgenen Keim der Wahrheit, dem er zur Hülle diente, und erkennen es wohl an, daß der Aberglaube, selbst in seiner greulichsten Ausartung, doch immer nur der poetische Ausdruck des wahren Glaubens sei. Daher das Interesse, was die neueste Zeit an Sagen und Märchen und an den abenteuerlichen Einbildungen aller Art genommen hat, welche in der Hütte des Landvolkes noch jetzt in einem großen Theile von Europa die Stelle wissenschaftlicher Kenntnisse vertreten. Von Deutschland ausgehend, hat die Vorliebe für diese unwillkürliche Poesie der Volksbildung sich über Großbritannien, Frankreich, die skandinavischen Reiche, und bald auch über die slawischen Länder verbreitet; überall ist, was von dem Wissen und Glauben der Vorzeit in der Ueberlieferung des Volkes zurückgeblieben war, mit Liebe gesammelt, herausgegeben und commentirt worden. Von vielen, für die Volkspoesie wichtigen Gegenden fehlen indessen noch immer solche Sammlungen, so besonders von jenen auch in mancher andern Hinsicht noch lange nicht genug erforschten Landstrichen in Frankreich und England, in denen sich die Reste der ursprünglichen keltischen Bevölkerung bis auf diesen Tag noch fast unvermischt erhalten haben, von der Bretagne und Wales, sowie von dem erst seit wenigen Jahren germanisirten Cumberland. Alles weist hier auf das Vorhandensein einer reichen Ader von Traditionen hin, die vielleicht bis in die graueste Urzeit hinaufreichen, uns indessen bis jetzt noch immer unzugänglich sind.

Ein kleines Werkchen: „Cambrian superstitions, comprising ghosts, omens, witchcraft, traditions etc., by *W. Howells*" (Tipton, 1831), welches kürzlich in England erschienen ist, gibt uns nur einen dürftigen Vorschmack von den Schätzen, die wir bei sorglicherm Aufsuchen hier noch zu erwarten haben. Herr Howells gehört noch jener Zeit an, die nur mit höhnischem Lächeln auf die Dummheit des Volkes herabsehen konnte, welches dergleichen albernes Zeug glaubte; und der Ton, in welchem er uns diese theils schauerlichen, theils liebli-

chen, immer aber wunderbaren Dinge berichtet, wird oft wahrhaft unerträglich.

Die Feen, welche man bisher meist aus dem Orient, von den persischen Peris, hergeleitet hat, scheinen nach Allem, was wir von dem altbritischen und gallischen Volksglauben wissen, vielmehr keltischen Ursprungs. Auch in der Mythologie der Griechen und Römer, die mit der keltischen gewiß nahe verwandt war, finden wir Spuren von ihnen; denn was sind die Dii und Deae minorum gentium, namentlich die Dryaden und Hamadryaden, Nymphen u. s. w. am Ende Anderes, als die britischen fairies? In Wales wird über den Ursprung derselben folgende Geschichte erzählt: „In den Tagen unsers Heilandes war ein Weib, welches das Glück hatte, wol 20 Kinder zu besitzen (was würden unsere Malthusianer zu einem solchen lebendigen Vorrath sagen), und da sie unsern göttlichen Herrn sich ihrer Wohnung nähern sah, so schämte sie sich ihrer Fruchtbarkeit, und, damit er nicht alle ihre Sprößlinge sehen sollte, so verbarg sie die Hälfte von ihnen sorgfältig; wie erstaunt war sie aber, als sie nach seiner Entfernung sie wieder hervorholen wollte und fand, daß sie Alle verschwunden waren. Man hat sie seitdem nie wieder auffinden können; denn es war eine Strafe vom Himmel, daß sie, weil sie verbarg, was Gott ihr gegeben hatte, derselben beraubt sein sollte; und man sagt, daß von diesen verlorenen Kindern die Wesen herstammen, welche Feen genannt werden".

„In einigen Theilen von Pembrokshire und Carmarthenshire hören wir von Inseln, die ganz von Feen, dem sogenannten guten Volke (good people) bewohnt waren. Diese besuchten regelmäßig die Märkte zu Milfordhaven und Laugharne, kauften schweigend ein, was sie bedurften, und entfernten sich, indem sie das Geld, gewöhnlich Silberpfennige, zurückließen, als ob sie wüßten, was man von ihnen gefodert haben würde. Zuweilen waren sie sichtbar, meist aber unsichtbar. Die Inseln, welche schön und geschmackvoll eingerichtet waren, konnten in einiger Entfernung vom Lande gesehen werden, und man glaubte, daß sie durch einen unterirdischen Gang mit den erwähnten Städten in Verbindung stünden. Es wird erzählt, daß sie ihr Fleisch besonders gern bei einem Fleischer kauften, bei sie oft unsichtbar besuchten; nie vergaßen sie, wenn sie das Fleisch genommen hatten, die gebührende Bezahlung niederzulegen".

Ein ältlicher Mann von Analesea versicherte dem Verf. allen Ernstes, daß er als Knabe häufig die Tylwyth Teg (so heißen in Wales die fairies) gesehen habe. Als er eines Morgens in der Frühe ausgegangen sei, um die Kühe seines Vaters von dem Felde zu holen, habe er eine ganze Menge der kleinen Leute tanzen gesehen. Durch diesen Anblick, sagte er, wären seine Augen ebenso geblendet worden, als wenn er in die Sonne gesehen hätte. Bei seiner Rückkehr von der Wiese fand er auf einem Steine der Gymmunobbrücke einen Groschen, und dies geschah seitdem immer, so oft er sie gesehen hatte. Da er nun so häufig Geld bei sich hatte, so wurde dadurch der Verdacht seines Vaters erregt, der an einem Sonntage nach der Kirche ihn vornahm und in ihn drang, auf welche Weise er das Geld erhalten habe, worauf er eingestand, daß es ein Geschenk der Feen sei. Oft ging er nachher wieder auf das Feld, aber er fand nie wieder Geld auf der Brücke, und sah auch die beleidigten Tylwyth Teg nicht wieder; denn durch das Ausplaudern ihres Geheimnisses war ihre Gunst und Zuneigung verloren. „Derselbe Mann", fährt Hr. Howells fort, „unterrichtete mich, daß in seiner Nachbarschaft ein Mann eines Tages, als er zur Arbeit aufstand, sehr befremdet gewesen sei, sein Hemd nicht zu finden; noch mehr aber den nächsten Morgen, als er eine Fee in das Gemach springen und im Augenblicke verschwinden sah. Er stand sogleich auf und war nicht wenig erfreut, sein Hemd wie gewaschen wiederzufinden und dabei eine halbe Krone, die er der freundlichen Fee verdankte". Zu Llandrwyan, in derselben Grafschaft, hatte ein Weib Zwillinge, welche die Feen liebgewannen und davontrugen, indem sie in die Wiege statt derselben 2 ihrer eignen Kinder legten. Die Aehnlichkeit zwischen ihnen war aber so groß, daß die Frau diesen Streich nicht eher merkte, bis mehre Monate vergangen waren und sie sah, daß die Kinder gar nicht wüchsen. Da dachte sie sich wol, daß Etwas nicht recht sein möge, und nahm sie mit zu Gwr-Gyvarwydd, dem Dorforakel, welches ihr rieth, eine Eierschale zu nehmen, mit Würze und Hopfen gefüllt, dem kleinen Volk in den Weg zu legen und dann genau achtzugeben, was sie dazu sagen würden. Sie that, wie ihr gerathen worden; und als die Feenkinder die Eierschalen sahen, so schienen sie ganz erstaunt und das eine von ihnen rief aus: „Ich kann jene Eiche noch als einen kleinen Strauch denken, aber nie habe ich in meinem Leben Leute in einer Eierschale brauen gesehen". Als das Weib dies hörte, wurde sie wüthend, ihr cambrisches Blut wallte auf, und sie ergriff eine Peitsche, die in der Nähe lag, und gab sie den verwunderten Feen zu kosten. Als jedoch die Alten das Geschrei ihrer Sprößlinge hörten, legten sie sich ins Mittel, und am nächsten Tage hatte das Weib zu seiner Freude seine wahren Kinder wieder.

Diese Geschichten und hundert ähnliche sind dieselben, die wir auch in Deutschland von Kobolden, Wichtelmännchen und ähnlichen Geistern hören. Eine Zusammenstellung mit dem Volksglauben in andern europäischen Ländern, zu welcher so viele Materialien vorhanden sind, müßte manche interessante Aufschlüsse über Verbreitung, Ursprung und Bedeutung desselben geben. 178.

Notizen.

Während der letzten republikanischen Unruhen zu Paris im Februar wurde ein merkwürdiges Schreiben: „Lettre d'un étudiant à ses concitoyens", mit dem Motto: „Vive le peuple, quand même"…. vertheilt. Es ist sehr gut geschrieben, bemüht sich aber mit den größten Sophismen das Volk aufzuregen. Einige Stellen verdienen ausgezogen zu werden; so heißt es u. A.: „Sowie die unreinen Vögel, welche das Schlachtfeld erst, wenn es voll von Leichnamen liegt, heimsuchen, so kam der schwarze Dupin aus seiner Höhle und sprach: Ich rette das Vaterland, ich habe es gerettet, ich werde es retten…. Sebastiani, der nie den Sieg gekannt hat, war stets ein gewandter Hofmann, ein geschickter Diplomat oder, was Dasselbe ist, ein unverschämter Lügner…. Casimir Perrier, der alte Günstling Karls X., der Banquier mit dem groben Aeußern, der dürren Seele, ohne Mitgefühl und Empfindung für das nie von ihm gekannte Elend, erschreckte die Freunde des Volks, als sie ihn an der Spitze der Angelegenheiten sahen…. Die großmüthigsten Patrioten wirft man in die Gefängnisse, man steckt sie zu den Dieben in das Zuchthaus, alle mögliche Beleidigungen und Verfolgungen werden ihnen zu Theil; jede Handlung der Unabhängigkeit wird als Empörung betrachtet…. Die Deputirtenkammer läßt im Geiste durch ihr Aufruhrgesetz die Bürger niederschießen". Dieser letzte Lußsatz ist besonders merkwürdig, und zeigt, wie sich die Franzosen durch schönklingende Phrasen täuschen lassen. So weit kann es mit uns Deutschen doch nie kommen!

Das im vorigen Jahre zu Paris erschienene, vortreffliche und auch in diesen Blättern sehr gelobte Werk: „Voyage à Paris, par le chevalier S. R. Lanfranchi", unter welchem Namen schon die „Revue encyclopédique" einen Andern verborgen muthmaßte, hat den Baron von Lamotte-Langon zum Verf., wie er selbst in seinen „Cinq mois de l'hist. de Paris", S. 156, gesteht.

Der in der neuesten Zeit wieder bekannt gewordene polnische General Paç stammt ursprünglich von der alten florentinischen Familie der Pazzi.

Als im Jahre 1305 der Erzbischof von Bordeaux, als erster französischer Papst, unter dem Namen Clemens V. erwählt wurde, sagte der Cardinal Rubeus zum Cardinal Napoleone Orsini: „Hodie fecisti caput mundi de gente sine capite!" (Stendhal's „Promen. en Rome", Bd. I.) 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1831.

Ueber die Uranfänge der französischen Revolutionen.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Wie aber Ludwig XIV., bei dem ungemessenen Hervortreten der königlichen Vorrechte, die Geistlichkeit, den Adel, die Magistratur und den Bürgerstand beschränkte, so rächte sich auch jede dieser 4 Abtheilungen der Nation später an ihm und an seinen Nachfolgern.

Die erste Grundlage zur unumschränkten königlichen Gewalt machte das Concordat mit dem Papst, das der schlaue Kanzler Duprat schloß und der König trotz allen Widersprüchen der Kirche festhielt. Die Kirchengüter wurden, obwol dem Scheine nach zu religiöser Bestimmung beibehalten, in der Wirklichkeit das Erbgut des Adels und der Preis für Soldatendienste. Allein, die noch schlauere Kirche wußte zuletzt doch den frömmelnden König selbst, und somit auch die ihr entrissenen Güter desto sicherer in ihre Gewalt zurückzuziehen.

Ein noch wichtigeres Unternehmen, als die Beschränkung der Geistlichkeit, war für den König die Unterjochung des Adels. Diese Macht, welche der Vernunft zum Trotz eine innere Kraft hat, von der man beinahe, wie jener Kirchenvater, sagen möchte: Credo, quia absurdum, suchte Ludwig dadurch zu entkräften, daß er ihr die Selbständigkeit nahm, in welcher sie bisher dem Throne gegenüber bestanden hatte. Er zog die Ritter des hohen Adels aus ihren Burgen in den Provinzen durch seinen Glanz und durch die orientalische Pracht seiner Umgebungen in die Residenz, und so mußte ihr Glanz, überstralt von der großen Sonne, verlöschen. Er wies dem Adel nur noch den einzigen Ausweg des Militairdienstes für ihn selbst an und erhob dagegen verdienstvolle Männer aus dem Bürgerstande, wie Beaumarchais, Colbert und Andere, zu den höchsten Staatsämtern und somit zu einem oft fürstlichen Range. Allein auch hier band er sich am Ende selbst seine Geißel auf. Denn hieraus entstand jene militairische Glorie des Königs, die ausschließlich aus dem Adel bestand, hieraus jene privilegirten Corporationen, hieraus jenes ausschließliche Adelsvorrecht, sich des vertraulichen Umganges, des innigen Zutrauens und der Schwachheiten des Fürsten zu bemächtigen. Schmeichelei wurde dem Adel gleichsam zur Religion, und er errang durch diese Kunst und durch die Gefälligkeit der Grazie eine Unzahl nutzloser Sinecuren und Gehalte, die nur der Verschwendung eines Ludwig XIV. entstammen konnten. Es entstand mit einem Worte jener heillose — Hof mit allen seinen Weichlichkeiten, Schwelgereien, Abgeschmacktheiten und Sittenlosigkeiten; es entstand jene höllische Vormauer der Wahrheit, mit der die den Herrscher beherrschende Adelskaste den König umgab und ihn in seinem eignen Verderben desto fester verstrickte.

Auch die Magistratur mußte an die Reihe kommen, in den Schmelztiegel des Despoten zu wandern. Schlau genug hatte sie die Abschaffung der Generalstände Frankreichs selbst mit beklatscht und nahm nun die Stellung einer desto unbewachter zu ihrem eignen Interesse die grausamen Civil- und Criminalmaximen des Despoten ausführenden Justizkaste ein. Sie bediente sich hierbei einer sehr sinnreichen Taschenspielerkunst, jener nämlich: die Nothwendigkeit von Zwischenstellen, als das Wesen der Monarchie, vorzuspiegeln. Sie ward so, indem sie an willkommener Strenge das despotische Gesetz noch übertraf, ein Werkzeug des Despotismus und endlich ein verderblicher Despot über den Despoten selbst.

Der dritte Stand erschien zu sehr in Elend versunken, als daß ihn der Monarch noch tiefer herabzudrücken vermocht hätte. Aus den bürgerlichen Kriegen und aus den Religionskämpfen waren nur wenige Gemeinderechte noch unvernichtet in Ludwigs Zeit hinübergerettet worden. Er bekümmerte sich wenig um diese gebrechlichen Ueberreste. Die allernatürlichsten Bürgerrechte mußten sich hinter drückenden Privilegien verstecken. Handel und Manufacturen waren in seinen Augen nur Zauberquellen für den Fiscus, und dieser nur eine Börse für Krieg, Hofpracht und Eroberungen. Wie aber ohne Maß und Ziel diese Zauberquellen erschöpft wurden, kann man sich denken, wenn man überlegt, daß sich der König schon bei seinem zweiten Feldzuge genöthigt sah, das Silberwerk seiner Paläste zu verkaufen. Nur zur Befriedigung jener königlichen Liebhabereien dachte Ludwig daran, den Handel und die Manufacturen unter seinem Volke plötzlich zu beleben, und dies gelang ihm durch Colbert's Genie auf eine bewunderungswürdige Weise. Alles wurde im dritten Stande zur Manufactur- und Kunstübung gleichsam gezwungen, wie denn von Frankreich aus die ersten Maschinen nach England kamen. Aber dabei gewann auch der Bürger-

stand sein hohes, unschätzbares Kleinod, die geistige Ueberlegenheit und Selbständigkeit, den reellen Adel der Wissenschaft und Kunst, wodurch er eine intensive Macht gewann, die Ludwig XIV. wol nie ahnete und die seinen Thronfolgern so theuer zu stehen kam. Hieraus wird es auch erklärlich, wie die Regierung dieses Monarchen die blühendste Epoche der französischen Literatur umfassen konnte, deren Meisterwerke er selbst allerdings mit Vergnügen betrachtete und zum Theil sogar hervorrief.

Die auswärtige Politik des großen Regenten bestand nur in der Maxime, durch imponirende Kriegsthaten seine königlichen Zeitgenossen, die er in fast wahnsinniger Ueberschätzung seiner Talente verachtete, im Verhältniß der Unterwürfigkeit und des demüthigen Staunens zu erhalten. Deshalb hinterließ er dem Staate, der eine Armee von 50,000 Mann gehabt hatte, die ungeheure Landplage eines stehenden Heeres von 400,000 Mann, wodurch er zugleich mittelbar auf ganz Europa die erdrückende Last großer stehender Heere wälzte. Und doch mußte dieser Monarch am Ende von kleinen Staaten schimpflichen Frieden und Schonung erbitten! Die Diplomatie des Königs bestand in einer mit pretiösen Formeln verdeckten Treulosigkeit. Diplomatische Verhandlungen und Völkerverträge hielt er, wie er sich ausdrücklich mehrmals aussprach, für leere, keineswegs bindende Formalitäten. Dafür erntete er aber auch den Fluch und die Verachtung der Nationen, dafür die traurige Einöde des Despotismus, dem, als er in den Zeiten der Noth sich nach dem Ausspruche des Staatsrechts Hülfe suchend umsah, sogar der Name der Gerechtigkeit in Frankreich verstummte, und dem dies reiche Land nicht einmal einen einzigen Publicisten zu geben vermochte!

Bei diesen und so manchen andern Misgriffen vermehrte noch die furchtbare Etiquette, die der König am Hofe unterhielt (diese Verschanzungslinie vor dem Volke und vor der Wahrheit), die gräßliche Bureaukratie, die sich auf das allzu consequente Einheitsprincip der Regierung gründete, die öffentliche Aemterverkäuflichkeit, diese Pest der Staaten, das Uebel Frankreichs. Dazu kam eine heftige Humoralrevolution in der physischen Disposition Ludwigs XIV., welche durch die nachtheiligsten Folgen ebensowol seine Körperkräfte als seine geistige Hoheit zerrüttete; sodaß man sein Leben in 2 Hälften theilen könnte, von denen die eine das heroische, die andere das unterjochte zu nennen wäre. Und da er der Staat war, so kann man recht eigentlich sagen: der Staat erlitt diese Krankheit; denn auf seiner Persönlichkeit beruhte ja das Größte wie das Kleinste in Frankreich. Alle Kraft, alle Hoheit, alle Weisheit war geschwunden. Nur der orientalische, unsinnige Prachtaufwand war geblieben. In weichlicher Sittenlosigkeit, die zugleich für das Volk eine wahre Sittenvergiftung wurde (man denke nur an das öffentliche Maitressenwesen des Königs, an Madame de Scarron, Madame de Maintenon u. A., an das hohe betrügerische Spiel am Hofe, an die offenbaren Gelderpressungen u. s. w.); in verliebter, schlaffer Frömmelei, welche theils seine, nach sichern historischen Urkunden mit ihm heimlich vermählte Gebieterin, Frau von Maintenon, theils die Hierarchie in ihm weckte und erhielt, die zuletzt sogar einen Jesuitenbruder aus ihm machte; in finanziellem Bankerott, der durch seine unauslöschbare Kriegs- und Bauwuth noch erhöht wurde; endlich in stetem Kriegsunglück von Außen und in allgemeiner Zerrüttung des Staatskörpers im Innern schlichen seine letzten Regenten- und Lebensjahre dahin. Keiner im Volke betrauerte ihn, und sogar sein Leichenbegängniß beschimpfte man. Trauriges Bild menschlicher Größe und menschlicher Verirrung!

Zwar büßte auch er, der sich beinahe für einen Gott hielt, für seinen Frevel; aber die eigentliche Abbüßung des ungeheuern Verbrechens der beleidigten Menschheit fiel erst auf das unglückliche Haupt seines spätern Nachfolgers. Man sieht, welche Erbschaft die beklagenswerthen Thronfolger Ludwigs XIV. überkamen, und wie wenig es ihre Schuld war, daß das Staatsschiff so total leck werden mußte. Vielleicht wäre des Herzogs von Bourgogne kräftige und kühne Hand fähig gewesen, das Fahrzeug vor dem Untergange zu retten; aber ihn entriß eine höhere Hand Frankreich zu früh. Jedenfalls war der unglückliche König, an dem das französische Volk die Frevel seines Vorfahren durch einen neuen Frevel rächte, ein Opfer, das für die Verirrungen eines vergangenen Jahrhunderts blutete!

Möge der bessere Zeitgeist, die größere Aufklärung und die herrschend gewordene Humanität auf den Thronen, wie in den Hütten, die Nothwendigkeit ähnlicher Opfer für immer vernichtet haben! 70.

Correspondenznachrichten.

Berlin, im Juni 1831.

Noch immer leben die Berliner in einer politischen Atmosphäre. Neues in der schönen Literatur erscheint hier gar nichts; hier und da taucht irgend eine politische Broschüre auf, doch fangen auch diese an, im Ganzen seltener zu werden. Das Publicum kennt den Inhalt derjenigen, die in Berlin erscheinen, in der Regel schon voraus, indem hier keine andern gedruckt werden dürfen, als die in einem absolutistischen und aristokratischen Geiste abgefaßt sind. In dieser Beziehung ist folgende kürzlich ans Tageslicht gekommene Schrift interessant: „Einiges über Mehreres, das uns nahe geht. Ein Beitrag zur Verständnißlehre der Dialektik französischer Tagesblätter, nebst einer chronologisch-tabellarischen Uebersicht der im europäischen Staatensystem theils bestehenden, theils wieder erloschenen schriftlichen Verfassungen u. s. w." (Berlin, Rauck). Man nennt im Publicum als Verfasser dieser Schrift den ehemaligen Gesandten in Konstantinopel, Baron Miltitz, der bekanntlich während des russisch-türkischen Kriegs wegen gewisser Umstände zurückberufen ward. Der Mann, der eine Zeitlang in Ungnade gestanden, soll sich durch diese Schrift die Gnade wieder erschreiben wollen. Ich, für meinen Theil, bekenne aber gern, daß er wenigstens bei mir dadurch nicht in Gunst gekommen ist, und daß ich überhaupt von ihm weit lieber Einiges als Mehreres gelesen hätte. Denn was ist der Inhalt der Schrift? Immer das fade Gerede aller Absolutisten, daß da, wo die Macht nicht an das Gesetz gebunden ist, die Unterthanen am glücklichsten seien. Freilich sagen das die Herren nicht immer gerade heraus; sie wissen es vielmehr unter allerlei Redensarten zu verstecken. So der Verf. unter dem Gedanken (wenn man solchen Unsinn noch Gedanken nennen darf): alle schriftlich abgefaßte Verfassungsur-

kunden seien kindisch, thöricht, eitel und werthlos. Und um einen rechten Triumph auf seine Meinung zu setzen gibt er zum Schluß eine Uebersicht aller seit 1790 erlassenen Constitutionen mit näherer Bezeichnung ihrer Dauer. Da aber viele derselben seither erloschen oder aufgehoben sind (es gilt ihm gleich, ob durch Willkür und Meineid der Regenten oder durch andere politische Ereignisse), so glaubt er damit die Richtigkeit seiner Meinung hinlänglich dargethan zu haben. Es ist gerade als wollte Jemand die Ueberflüssigkeit aller Gesetze dadurch beweisen, daß seit Erschaffung der Welt bereits viele Gesetze aufgehört haben, gültig zu sein. Aber nicht allein die Ansicht selbst ist es, die einen in diesem Büchlein anwidert, sondern auch die Seichtigkeit und Verworrenheit der Ansichten. Der Verf. ist nicht im Stande, auch nur den gewöhnlichsten Gedanken consequent zu entwickeln, sondern springt wie eine Heuschrecke oder ein Floh von einem Fleck willkürlich zum andern. Die Wunden, die er dem Liberalismus und den Anhängern gesetzmäßig bestimmter Gewalten beigebracht zu haben glaubt, sind denn auch eben nicht viel mehr als Flohstiche. Im Allgemeinen aber führt diese Schrift sowie fast alle hier erscheinenden politischen Broschüren auf die auffallende Betrachtung, daß jetzt mehr als je die Absolutisten in Berlin aus ihrer Dunkelheit hervorkriechen und sich ungescheut dem offenen Auge des Publicums entgegenstellen. Sie geberden sich so keck und sprechen so laut, als ob ihnen die Welt allein gehöre. Da der Gegenpartei, d. h. den übrigen 12 Millionen Einwohnern des preußischen Staats der Mund gestopft ist, so geberden sie sich, als wären sie die öffentliche Meinung und als hätten ein paar erbärmliche Unruhestifter und französische Emissaire ganz Europa von einem Ende zum andern in Brand gesteckt. Im Grunde aber verhält sich die Sache ganz anders und das wissen die Herren so gut als wir. Die Wahrheit ist ihnen nur zu bitter, um sie zu kosten; darum schreien sie so heftig dagegen. Sie wehren sich mit Händen und Füßen, und während es daher das Ansehen hat, als ergingen sie sich laut in Freuden und Lustbarkeiten über die Herrschaft ihrer Sache, so ist es in der That weiter nichts, als daß sie auf ihrem letzten Loche ein Lied pfeifen, das man ihren Schwanengesang nennen kann. Woran man sie sogleich erkennen kann, ist die Bosheit und Wuth, womit sie ihre Sache vertheidigen. An triftigen Gründen fehlt es ihnen, darum helfen sie sich mit Schimpf- und Fluchwörtern und hieran haben sie einen endlosen Ueberfluß. Auch die eben erwähnte Schrift bedient sich dieser Waffen, und hätte man ihr ein Verzeichniß solcher Wörter und der Stellen, wo sie vorkommen, anhängen wollen, so würde das Büchlein um die Hälfte etwa stärker geworden sein. Hätte Shakspeare zu seiner Zeit die „Nordische Biene" und die „Petersburger Zeitung" als Quelle benutzen können, so würde in seinem „Heinrich IV." noch ganz anders geschimpft werden. Diese beiden Blätter stehen aber auch als unerreichte Muster da und kein deutscher Ultra hat es bis auf diesen Punkt gebracht; das, kann man sagen, ist die rechte Höhe. Wahrhaft amusant ist es, wenn diese Zeitungen aus der Nacht russischer Barbarei heraus, worin sie begraben liegen, über Freiheit und Civilisation das gebildete Europa belehren wollen.

Nächst der Politik unterhält die Cholera einstweilen blos noch unsere Gesellschaften, sowie die Druckerpressen. Die Schriften darüber fangen an Legion zu werden; doch die billigste unter allen ist die bei Mittler erschienene, welche nur 9 Pfennige kostet. Noch niemals, meinte neulich Jemand, habe man die Cholera so wohlfeil haben können. Die Leute, die bisher blos darüber gescherzt, empfinden nunmehr ernstliche Besorgnisse, obwol die Regierung die strengsten und weisesten Vorkehrungsmaßregeln überall trifft. Schon haben wir nahe bei Berlin eine Contumazanstalt, wo alle aus Danzig ankommende Personen und Waaren Quarantaine halten müssen. Erbittert aber ist man darüber, daß wir diese Gabe nur als ein Geschenk von Seiten der Russen zu betrachten haben. Seitdem die Cholera in Danzig ausgebrochen ist und zwar in Folge mehrer aus russischen Häfen angekommenen Schiffe ist man noch unzufriedener über unsere sogenannte Neutralität geworden, die den Russen jede Zufuhr durchs preußische Gebiet gestattet, den Polen aber streng untersagt. Die einzige Rache, welche die Berliner in dieser Beziehung nehmen, sind die Witze, die sie auf Diebitsch reißen. In dieser Kunst sind sie fast unerschöpflich. Viele davon sind schon in mehren deutschen Blättern erwähnt worden. In diesen Tagen erzählte man unter andern wieder, eine hohe Person habe die Büste des Feldmarschalls bei dem Bildhauer Rauch abbestellt, weil die Polen ihn gegenwärtig aushauen. Dann heißt es, Diebitsch, der sich lange mit Rosen und Geislaub *) geschmückt habe, sei jetzt ganz entkränzt, zumal in Polen der Lorber nicht so gedeihe, wie in der Türkei. Ferner singt man auf öffentlicher Straße das Volkslied:

In Polen steht ein Haus :,:
In Polen steht ein ledernes Haus,
Ei, ça ledernes Haus,
In Polen steht ein Haus u. s. w.

Wie sehr die Politik das überwiegende Element in dem gegenwärtigen Leben und Treiben der Berliner ist, sah man bei Gelegenheit der in diesen Tagen eröffnet gewesenen kleinen Kunstausstellung. Seit 3 Jahren ist nämlich hier der Gebrauch eingeführt, um den allzu großen Andrang der Gegenstände bei der nur alle 2 Jahre veranstalteten großen Kunstausstellung zu vermeiden und um die eigentlichen Studien der Akademieschüler von den größern und vollendetern Werken zu trennen, die erstern alljährig im Frühjahre der Betrachtung des Publicums auszustellen. Unter denselben befanden sich denn auch diesmal wie schon früher geistreiche und treffliche Stücke, meist Skizzen, oft aber auch ausgeführte Werke. Außer den Akademieschülern nehmen an dieser Ausstellung auch solche Künstler Theil, die auf dem Atelier eines Meisters unter dessen besonderer Leitung arbeiten. Von diesen waren namentlich einige schön gedachte Stücke vorhanden. So z. B. von Drake, ein Schüler Rauch's, ein Thonmodell eines Reliefs, welches eine Scene aus Göthe's römischen Elegien auf eine sinnige Weise darstellt. Es ist folgende:

Oftmals hab ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan.

Dann war von Matthiä, einem Pensionnair der Akademie in Rom, ein Gypsabguß, einen Knaben, der einen Bogen spannt, darstellend, vorhanden. Dieses Stück war für die vorjährige große Ausstellung bestimmt, und würde gewiß auch dort ungetheilten Beifall erworben haben. Es kam jedoch für dieselbe zu spät an und wurde daher erst jetzt zur Betrachtung ausgestellt. Unter den Bildhauerarbeiten zeichnete sich ferner noch ein Relief von Troschel, Ulyß nach Ithaka zurückkehrend, aus. Die Maler lieferten besonders Portraits und Landschaften. Zeichnungen, namentlich landschaftliche, deren sehr viele vorhanden waren, haben wir besonders beachtenswerthe von Elsasser und Grothe gesehen. Das Publicum nahm jedoch von dieser Ausstellung fast gar keine Notiz, und obwol dieselbe im Ganzen nur 4 Tage eröffnet blieb, so war sie doch nur wenig besucht.

Von einigen seither hier erscheinenden neuen belletristischen Zeitschriften ist mir kaum möglich gewesen ein Blatt zu Gesicht zu bekommen, so selten werden sie gehalten und gelesen. Man weiß von ihnen nichts mehr als höchstens ihre Namen: das „Licht", „Immergrün", „Uebersicht der Journalliteratur". Mit Nächstem soll auch ein „Berliner Mercur" erscheinen. Es ist wahrlich jetzt keine günstige Zeit für solche literarische Unternehmungen und wir begreifen die Buchhändler nicht, die sich auf den Verlag derselben einlassen. Dazu kommt, daß alle diese Zeitschriften weder von einem bekannten Manne noch von irgend einem aufgeweckten und kenntnißreichen Kopfe herausgegeben

*) Soll wol heißen: Geismar. D. Setzer.

werden. Schon die ältern, längst bestehenden und anerkannten Journale haben jetzt Mühe, sich neben den politischen Zeitungen zu erhalten und vielleicht keins wird sich eines Zuwachses von Abonnenten rühmen können. Ein merkwürdiges Beispiel von Gleichgültigkeit des Publicums gegen literarische Dinge ist der Ausgang der Preisbewerbungssache des „Gesellschafter". Der Herausgeber, Hr. Prof. Gubitz, hat weder Mühe noch Kosten gespart, um ein Urtheil des Publicums über die beste der zu der Preisbewerbung eingesendeten Novellen zu erlangen. Nichtsdestoweniger ist nicht ein einziges eingegangen, mit Ausnahme einiger Zettel aus dem Handwerkischen, auf denen eine Novelle bezeichnet ist, welche den Preis nicht erlangen konnte. Er hat daher statt der Preismedaille allen Mitbewerbern eine Erinnerungsmedaille an den „Gesellschafter" zugesendet. Uns scheint in der That dies das Einzige, was er nach dem unerwarteten Ausgange der Unternehmung noch thun konnte.

Hr. Prof. Hegel hat vor einiger Zeit einen Aufsatz in die „Staatszeitung" über die englische Parlamentsreform geliefert, dessen Fortsetzung aus unbekannten Gründen höhern Orts plötzlich untersagt worden ist. Dieses Verbot ist um so unbegreiflicher, da der Aufsatz sich weder durch großen Liberalismus noch überhaupt durch viele politische Raisonnements auszeichnet. Er ist vielmehr in einem untersuchenden Style geschrieben, und stellt einzelne Bestimmungen der englischen Gesetzgebung und Verfassung, die durch die Reform eine Veränderung erleiden könnten, auf eine faßliche und historische Weise zusammen. Ja, hinter dem Ganzen blickt selbst noch das gewöhnliche preußische Vorurtheil hervor, daß wir in Preußen alle die Vortheile, welche die Engländer erst durch eine Reform zu erlangen streben, bereits besäßen. So wahr diese Behauptung ist, wenn man von einzelnen volkswirthschaftlichen oder staatsrechtlichen Bestimmungen spricht, so verkehrt ist sie, wenn man sie auf die Ausbildung staatsrechtlicher Principien im Allgemeinen ausdehnt. Lächerlich aber wird die Sache, wenn man, wie es auch zuweilen geschieht, aus solchen einzelnen Bestimmungen auf eine größere Freiheit der Unterthanen und auf eine gesetzlicher eingerichtete Staatsgewalt in Preußen als in England schließen will.

Hr. Prof. Cousin aus Paris befindet sich gegenwärtig hier, um die Einrichtungen der deutschen Universitäten näher zu untersuchen. Wahrscheinlich wird er sich jetzt hier wohler fühlen und besser aufgenommen werden als vor 11 Jahren, da er ebenfalls hier war, aber, weil er der Demagogie für verdächtig gehalten, in die Hausvogtei gesteckt wurde. Andere Zeiten, andere Sitten. Der „Oestreichische Beobachter", der im Jahre 1819 Casimir Perrier mit B. Constant, Chauvelin u. A. als die gefährlichsten Demagogen und Revolutionnairs in Frankreich verschrie, weiß jetzt nicht genug des Erstern Liebe zur Ruhe, Ordnung und Frieden zu preisen. So wird sich denn auch Hr. Cousin nicht wundern, wenn er gegenwärtig bei einigen Herren eine ganz andere Sprache hören wird als ehemals. Lange hat man den Liberalen den Vorwurf gemacht, sie hingen den Mantel nach dem Winde, jetzt aber trifft er die entgegengesetzte Partei stärker als je eine andere. 78.

Sprüchwörterbuch in sechs Sprachen, deutsch, englisch, lateinisch, italienisch, französisch und ungrisch, von Georg von Gaal. Wien, Volke. 1830. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses „Sprüchwörterbuch" ist Seiner Durchlaucht dem regierenden Herrn Nicolaus Fürsten Esterhazy von Galantha gewidmet, dem es ein Leichtes sein muß, wie Sancho Pansa stundenlang zu sprechen, da der Dedication zufolge „der Inhalt dieses Buches schon längst Eigenthum des reichbegabten Gedächtnisses Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht ist".

Dem reichbegabten Gedächtnisse Sr. Durchlaucht, das einmal als eine Chrestomathie aller Sprüchwörter sonach anzusehen ist, wären, um der Vollständigkeit willen, einige Nachträge zu empfehlen, namentlich aus Lessing's Werken („Sämtliche Schriften", Berlin, Voß), Band 13, S. 212, und Bd. 16, S. 175. Nicht allein völlig hier fehlende würde Se. Durchlaucht daraus nachtragen, sondern auch bessere Lesarten für die aufgenommenen gewinnen können; dem Hrn. von Gaal scheint der Unterschied nicht recht klar gewesen zu sein, der zwischen einer Gnome und einem Sprüchworte stattfindet. Wer einem Sprüchworte die Kürze, das Epigrammatische abstreift, wer ihm den Reim nimmt, wenn es einen Reim hat, vernichtet seine Natur; denn eben dadurch, daß ein Wort, eine Lehre mit eigenthümlichem Gepräge, bald glatt und bald eckig, dem Gedächtnisse des Volkes sich aufdrängt, wird ein solches Wort erst zum Sprüchwort.

Ein Beispiel mag das darthun:

Nr. 558 heißt bei H. von Gaal: „Der Fuchs verändert wol den Balg, aber nicht den Sinn" („Vulpes pilos mutat, non mores"). In Lessing's „Vermischten Schriften", Bd. 13, S. 215, würde er aus Lehmann's „Florilegium" dieses Sprüchwort so finden:

Der Fuchs ändert den Balg
Und behält den Schalk.

Nr. 980, „Kappen machen keine Mönche" — „Habitus non facit monachum" — „In vestimentis non est sapientia mentis" — „L'abito non fa il monaco" — „L'habit ne fait pas le moine". Bei Lessing:

Mancher könnt die Kappe sparen:
Man kennt ihn schon für einen Narren.

Noch mehr ist die Verwässerung der trocknen Kürze eines guten Sprüchworts bei denen zu beklagen, die in reimloser Form sich von Munde zu Munde erhalten haben. Jede Sylbe hinzu ist da gewöhnlich vom Uebel.

Nr. 1244 gibt H. von Gaal: „Der Pfennig, den man erspart, ist so gut, wie der Pfennig, den man gewinnt" — „A penny saved is a penny got" — „Lo sparagno è il primo guadagno" — „Quattrino risparmiato, due volte guadaguato" — „Sparen ist größere Kunst, als Erwerben".

Wie viel körniger Lessing:

Ein Pfennig erspart, ist zwei Mal verdient.

Die Vergleichung ließ sich länger fortsetzen. Kaum irgend einmal würde sie zu Hrn. von Gaal's Vortheile ausfallen. Doch mag er sich trösten. Auch der gelehrte Prof. Zell zu Freiburg, der in seinen „Ferienschriften" einen manche Nachträge zulassenden Aufsatz „Ueber die Sprüchwörter der alten Griechen und Römer" gegeben hat, ist fern von der körnigen Kürze geblieben, die eine so wesentliche Eigenschaft des Sprüchwortes ist. Das Bestreben, gebildet sich auszudrücken, mag beide Bearbeiter alter Sprüchwörter irregeführt haben. Aber das Sprüchwort will nicht elegant sich ausdrücken; es will kräftig, vor Allem kurz und piquant klingen; daher es sich neuerdings in der guten Gesellschaft immer seltener noch hören läßt. Sollte das Bestreben, lauter wohlgezogene Sprüchwörter zusammenzustellen, wie man fast ahnen muß (denn „lausig" Nr. 1176 ist das garstigste Wort, das wir in der Sammlung von 1808 Sprüchwörtern fanden), auf Hrn. v. Gaal's Auswahl Einfluß gehabt haben, so würde uns dies leid thun für eine Sammlung, die wir sonst wegen ihrer bequemen Anordnung und äußern Ausstattung empfehlen möchten. 68.

Die Mündung des Niger.

Soeben geht aus London die Nachricht ein, daß es endlich dem Muthe und der Ausdauer der Gebrüder Lander gelungen ist, das große geographische Problem über die Mündung des Nigers, das Jahrhunderte lang die Geographie Afrikas verwirrt hat, zu lösen. Sie schifften sich in Youri auf einem Canoe auf dem Niger oder Quarra, wie der Fluß dort heißt, ein und gelangten nach mancherlei Gefahren und Mühseligkeiten in der Bucht von Biafra ins Meer. Die muthigen Reisenden sind jetzt auf dem Heimwege. 8.

Hierzu Beilage Nr. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1831.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Stuttgart, Cotta. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Erster Artikel.

Seit langer Zeit ist in Deutschland keine Schrift von (theilweise) politischer Tendenz erschienen, die vielseitigern Widerspruch zu erregen und allgemeinere Achtung zu gewinnen geeignet wäre. Die besten deutschen Fürsten wird sie nachdenklich machen, Hof, Adel und Bureaukratie erbittern, unsere äußerste Linke, die, an den welschen Westen gelehnt, im deutschen Osten nichts als einen Feind der Weltfreiheit sieht, irremachen; und doch werden alle Parteien von der Sprache, die in diesem Buche geführt wird, zu einer gewissen Bewunderung gezwungen werden, welche ihnen durch das Gefühl aufgedrungen wird, daß hier kein Parteimann redet; daß Nichts im ganzen Buche Eingebung beleidigten Ehrgeizes, oder gekränkter Eitelkeit, politischer Rancune oder demagogischer Absichten ist; daß tiefer Ernst der Ueberzeugung und lauterste Vaterlandsliebe aus jeder Zeile spricht. Freiheit von jeder Menschenfurcht flößt selbst Denjenigen Hochachtung ein, die von Jedermann Rücksichten zu verlangen gewohnt sind. So muß an einer Schrift, welche den Kosmopoliten und unbedingten Liberalen nichts weniger als freundlich entgegentritt, diesen wenigstens gefallen, daß sie die absolute Monarchie und ihr Gefolge mit kühnem Muthe angreift; den Monarchischen, daß sie den Demagogen und Deutschthümlern das Wort nicht redet; diesen, daß sie es wagt, der Polyarchie Deutschlands ins Angesicht zu sagen, daß sie Deutschlands Verderben sei. Kurz, die Furchtlosigkeit gegen alle Hauptmeinungen, in welche die Zeit getheilt ist, wird bei jeder Partei den Verdruß mindern, den ihr der einzelne Angriff auf sie verursacht. Und selbst wer mit dem Inhalt in keiner Hinsicht einverstanden sein sollte, muß, wenn er anders zu den Gebildeten gehört, die gediegene Wissenschaftlichkeit, die Klarheit und Popularität der Darstellung, selbst bei den abstrusesten Materien deutscher Metaphysik, über welche sich der vielseitige Geist des Verfs. mit gleicher Lebendigkeit, wie über das politische und gesellige Leben der Deutschen verbreitet; endlich die Classicität der Sprache, welche nie dunkel und nie trivial wird, bei einem Schriftsteller bewundern, dessen Name zum ersten Mal in der deutschen Litratur genannt wird.

Dem Buch ist die übrigens nur zufällige Form eines Briefwechsels zweier jungen, höchstens 30jährigen Deutschen gegeben, und die Rolle Beider so vertheilt, daß Friedrich mehr der Theorie, Wilhelm mehr dem praktischen Leben huldigt; daß die Briefe des Erstern aufs Widerlegen eingerichtet sind und Wilhelm das letzte Wort behält. Das Ganze ist in 2 Abschnitte getheilt, deren erster den praktischen, der zweite den theoretischen Theil umfaßt. Der erste und zweite Brief handelt vom Werth und Bedeutung der deutschen Philosophie, der dritte und vierte vom Absoluten und der Welt, als Probe deutscher Realphilosophie; der fünfte und sechste von Freiheit und Nothwendigkeit; der siebente und achte Brief von Religion und Unsterblichkeit; der neunte und zehnte von Offenbarung und Christenthum; der elfte und zwölfte vom Verhältniß der Philosophie zur Kunst und Poesie. Der zweite Theil verbreitet sich im dreizehnten und vierzehnten Briefe über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands in Beziehung auf Literatur, Kirche, Staat und Leben; der funfzehnte und sechszehnte Brief über Kosmopolitismus und Nationalität; der siebzehnte und achtzehnte über die Stellung von Oestreich und Preußen gegen das übrige Deutschland; vom neunzehnten endlich bis zum einundzwanzigsten wird Deutschlands Zukunft ins Auge gefaßt, mit Gründen für und wider die Hoffnung einer festern Vereinigung der deutschen Staaten. Ein Anhang enthält 24 Gedichte, durchaus politischen und patriotischen Inhalts.

Wenn dem Buche das große Publicum, das es verdient, gewonnen werden soll, so muß zunächst auf den praktischen und eigentlich politischen Theil desselben aufmerksam gemacht werden. Wir sparen daher den ersten Abschnitt, nebst dem poetischen Anhang, auf einen zweiten Artikel auf, und beschäftigen uns in diesem Aufsatze ausschließlich mit dem zweiten Abschnitte. Wenn die schlagendsten Stellen, welche wir aus diesem Theile des Werks den Lesern mittheilen werden, allzu kühn erscheinen sollten, so mögen sie berücksichtigen, daß Alles, was bedenklich scheinen könnte, im Buche selbst durch Hervorhebung entgegenstehender Ansichten, sowie durch das Vorwort selbst wieder möglichst neutralisirt wird; dieses letztere nämlich sagt ausdrücklich, daß es sich die Schrift

zur Aufgabe gemacht, den unausgeglichenen Gegensatz des Theoretischen und Praktischen, von dessen glücklicher Auflösung das künftige Schicksal von Deutschland abzuhängen scheint, mit möglichster Bestimmtheit auszusprechen, ihn ohne Milderung und ohne Scheu vor Uebertreibung, in aller Schroffheit und Schärfe, welche seiner Ausgleichung vorangehen muß, hervortreten zu lassen. Auch bedenke man, daß sobald die frühere Hälfte des Briefwechsels hinzugedacht wird, der Ton des Ganzen mehr philosophisch als politisch gehalten erscheint und auf ein Publicum berechnet ist, bei dem eine etwas freimüthigere Sprache schon eher erlaubt ist.

Was nun also den zweiten Theil des Werkes betrifft, so geht durch den noch so mannichfaltigen Inhalt desselben doch nur Ein Grundgedanke und aus ihm alle Polemik der Briefwechselnden hervor; es ist dies die Ueberzeugung des Verfs., daß es keine Freiheit gibt ohne Nationalität; daß die letztere Bedingung aller Freiheit ist, daß die Deutschen keine Nation sind und ihnen daher vor allen Dingen Noth thut, daß sie eine Nation werden. Darum geht Wilhelms Bestreben durch das ganze Buch dahin, Deutschland die Nothwendigkeit darzuthun, sich dem Einflusse einer erlahmenden, alle Nationalität hindernden, unpraktischen Philosophie zu entziehen. Im dreizehnten Briefe ist er bemüht zu beleuchten, wie Literatur, Kunst, Leben, Staat und Kirche sich unter dem vorherrschenden Einflusse der Philosophie bei den Deutschen gestaltet habe. Er gesteht zu:

Daß bei keinem Volke der Welt sich vielleicht solche Massen geistiger Schätze aufgestapelt haben; daß es bei keinem so leicht ist, selbst ohne einen Funken von Productivität als geistreich zu erscheinen; nirgends (sagt er) hat man diese Fertigkeit erlangt, alle Erscheinungen der Welt und des Lebens im Sinne eines blendenden Systems zu deuten; aber gerade dieser Gedankenüberfluß ist die Krankheit, an der wir leiden, diese beständige Reflexion heftet sich wie ein Fluch an Alles, was wir unternehmen, um Allem „des Gedankens Blässe anzukränkeln" und uns im Voraus das Gefühl der Richtigkeit oder Unzulänglichkeit unserer Bestrebungen aufzubringen.

Der deutschen Literatur überhaupt „fehlt, wie dem deutschen Volk, der rechte Lebensmittelpunkt; sie ist lauter Peripherie ohne Centrum. Die schöne Literatur insbesondere gleich einer Tafel, die mit den feinsten Leckereien und den ausgesuchtesten Seltenheiten aller Art bedeckt ist, wo es aber an einem ehrlichen, soliden Hauptgerichte mangelt, sodaß man zuletzt mit überfülltem und doch ödem Magen ungesättigt davon aufsteht. Die deutsche poetische Literatur besteht aus lauter Arabesken und Verzierungen, und die echte Poesie verstummt mehr und mehr, denn es fehlt ihr an einem Gegenstand, an dem sie sich aufrichten könnte, an der Anschauung eines großartigen und erfüllten Lebens; die blos innerlichen Stoffe und Motive sind verbraucht, Alles zerfließt, stäubt durcheinander, verflüchtigt sich und läßt oft einen ekelhaften Niederschlag zurück: statt einer echten Mischung der Bestandtheile, statt einer Durchdringung der realen und idealen Elemente, hier ein nebliger Duft, in dem man die verschwimmenden Gestalten nicht mehr unterscheiden kann, dort im Gegensatz die nackte Plattheit und Gemeinheit, sich mit ihrer Blöße brüstend, weil wir die wahrhafte Wirklichkeit, die reale Mitte des Lebens überhaupt verloren haben". Nach dem Verf., fehlt uns die Poesie, weil wir kein Volk sind.

Nur der Volksdichter ist der wahre Dichter, weil er einen reellen und nothwendigen Stoff hat, den er nicht willkürlich ersinnt, sondern aus der Tiefe des Lebens schöpft, einen Stoff, den keine Macht des Genies zu produciren im Stande ist, weil er nicht erfunden werden kann, sondern im Volke werden und wachsen muß. Dem Kunstdichter fehlt der dunkle Grund, das unerschaffbare Naturelement, der Körper, die Materie; er ist lauter Licht und Form ohne realen Inhalt, und unsere großen Dichter gleichen Sonnen ohne Planeten.

Zum Theater übergehend, sagt er:

Zu verwundern ist es, daß noch Niemand darauf verfallen ist, unsere vielfach behauptete Verwandtschaft mit den Griechen insbesondere dadurch zu erweisen, daß man nur unsere beliebtesten Tagesblätter zu lesen braucht, um sich zu überzeugen, daß, wie bei den alten Athenern, das Theater für uns eine weit wichtigere Angelegenheit ist, als das wirkliche Leben und das Schicksal des Vaterlandes. Stets findet man die Kritik *mit der Schaubühne*, nie mit den Ereignissen der *deutschen Volks- und Staatsgeschichte* beschäftigt. Dabei *nähert sich aber nicht nur die Schauspielkunst* täglich mehr *ihrem Zerfall*, sondern wir haben auch bis jetzt beinahe noch kein einziges, den mäßigsten Anfoderungen eines volksthümlichen Gehalts und der Poesie zugleich genügendes Drama.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende Mai 1831.

Die Säule auf dem Platze Vendôme ist ein Denkmal der ehemaligen Größe und Knechtschaft der Franzosen. Diese ehernen Schlachten, die sich da in unabsehbarer Reihe *bis in die* Wolken hinauf winden, waren ebenso viel eherne Ketten, triefend vom Blute der Sieger und der Besiegten, und beide an den Triumphwagen des gewaltigen Schlachtengewinners fesselnd. Und alle diese Großthaten führten zuletzt die große Nation zu Schmach und Verlust, und die überwundenen Völker zogen als Ueberwinder an diesem übermüthigen Denkzeichen ihrer frühern Niederlagen vorüber, und unter dem Wirbeln preußischer Trommeln, unter dem Schmettern russischer Hörner wurde das Standbild des Helden von Jena und Austerlitz, im Angesichte seines Volks herabgestürzt! Aber alles Dieses haben die Franzosen vergessen. Sie haben vergessen, daß unter diesem Säulenkolosse die Spolien der Revolution so lange vergraben gelegen, daß Ludwig XVIII. sie darunter hervorholte, daß die Tage von Leipzig und Waterloo die Ueberwundenen von den Ketten ihrer Siege freigemacht, und daß die Charte ihnen ein glorreicher Ersatz war für Eroberungen, die sie eigentlich selbst zu Eroberten gemacht hatten. Sie sehen in Napoleon nicht den Despoten, nicht den Räuber ihrer Freiheiten, sondern blos das im Glanze des Genius stralende Symbol ihrer ehemaligen politischen Größe, den Helden, der im Exil auf einem Felsen geendet, den ein Hudson Lowe zu Tode gemartert. Das Jahrgedächtniß seines Sterbetages wurde kürzlich auf eine sehr lärmende Weise gefeiert. Mehre Tage lange strömte die Menge auf den Vendômeplatz; man drängte sich um die Säule, als würde sie zum erstenmale der Neugierde des Publicums dargeboten. Von Zeit zu Zeit flogen Lorberkränze und Blumensträuße unter dem Beifallklatschen der Zuschauer über das Gitter und häuften sich bald zu Tausenden auf einander. Zwischen diesen gewaltigen Massen von Rosen, Maiblumen und Immortellen ragten unzählige Büsten des Helden hervor, umflattert von dreifarbigen Fahnen, von Trauerflören und Cypressen. Rund umher standen Bänkelsänger, Fiedler und Leiermänner und dudelten und schrien die Marseillaise oder „Le vieux drapeau". Die ersten Tage waren diese Huldigungen aufrichtig; wir sahen

nicht ohne Rührung manchen Invaliden, manches arme Weib aus der niedern Volksclasse ihre paar Sous aus der zerlumpten Tasche hervorsuchen und einige Paquets de muguet kaufen, und sie über das Gitter werfen. Mitunter waren diese Blumenopfer von so drollig-rührenden Ausdrücken begleitet, wie sie wol selten von dem gemeinen Manne auf dem Grabe eines Fürsten gehört werden. Aber was verbraucht die Parteiwuth nicht? Was ist ihr groß, was niedrig? Welches Schlechte hat sie nicht auf den Altar gestellt, welches Erhabene nicht in den Koth gestürzt? Dieser harmlosen Aeußerungen der Nationaldankbarkeit hat sie sich bemächtigt, um die Regierung zu verhöhnen! Jakobiner haben „Vive la république" an diesem Denkmale des Despotismus geschrien! Napoleon und die Republik! Wie empörend, wenn es nicht so lächerlich wäre! Nach einigen Cavaleriechargen ließ die Polizei die Spritzen vorrücken und auf die Republikaner lospumpen. Das Ganze endigte mit einer Farce. Die gewaschne Partei ist wüthend. Sie ist ausgelacht worden, und man weiß, was das in Frankreich zu bedeuten hat. Die kleinen Blätter verfolgen seitdem das Ministerium aufs heftigste. Casimir Perrier heißt Casimir Pompier u. s. w. Auf einer Caricatur ist Hr. Mayeux abgebildet mit einer gewaltigen Klystierspritze, er sagt: „Tonnerre de Dieu, je m'en vas faire évacuer le ministère".

Das deutsche Theater und die Kunstausstellung nehmen ausschließlich die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir werden die Leser zuvörderst in letztere führen. Wenn man sich vor ermüdendem Genusse scheuen sollte, so wollen wir nur gleich die werthe Gesellschaft beruhigen. Wir haben bei dieser Ausstellung manche Betrachtungen über den Nutzen schlechter Gemälde gemacht. Man hat Unrecht, unsers Erachtens, in ein Museum nur vortreffliche Arbeiten aufzunehmen; wie übersättigend ist nicht eine solche endlose Reihe vollendeter Formen! wie behaglich ruhen nicht die von der Anschauung eines Meisterwerks erschöpften Sinne auf ungestaltetem Farbengeschmiere! Hier wird man aber wahrlich eher der Erholung müde als der Anstrengung. Doch wir vergessen, daß wir den Leser in der Thüre des Saals habe stehen lassen. Wir bitten ihn sich gefälligst links zu drehen. Sehen Sie diese Wogen, die im Sturm wirbelnd sich zwischen den Bögen eines Kreuzganges brechen und in grünlichen Schaumflocken bis in die schwarzen Gewölke aufflattern? Im Vordergrunde sind einige Leichen: andere werden von Mönchen weggetragen. Allein der Sturm, und das Meer, und das Kloster und die Todten sind nur Nebensache, wissen Sie was dem Künstler die Hauptsache war? Diese 2 Lichtstreifen, die Sie da schief über die Spitzen der Mastbäume, über das Wogengewirr längs der Leichen weg in den Kreuzgang fallen sehen. Solche Lichteffecte weiß Hr. de Forbin meisterhaft darzustellen und sucht jede Gelegenheit, damit zu glänzen. Die lieblichsten Landschaften, Schreckenscenen, Kirchen und Trümmer, die Natur in ihrer Blüte und in ihrem Absterben, Alles überschüttet er mit einem Strome des blendendsten Lichtgusses. Hr. de Forbin soll ein Maler von großem Talent sein. Wir wollen es glauben: unser Mann ist er nicht. Neben diesem Sturme befindet sich eine heilige Familie, trauernd im Vorgefühle der Leiden des Erlösers, von Guérin (Paulin). Elegante Figuren, hübsche Köpfe, recht anständiger Schmerz. Der Knabe hält sich so zierlich auf dem Schoße seiner Mutter, daß nicht wohl zu begreifen ist, wie er in dieser Stellung hat einschlafen können, der heil. Joseph hat ein würdevolles, männlich schönes Antlitz; allein es ist kein Zimmermann. Nie hat die Sonne diese feinen Züge verbrannt; nie ist Arbeitsschweiß von dieser vornehm-schwermüthigen Stirn geflossen. Auch nicht der leiseste Anklang von Andacht regt sich im Gemüthe beim Betrachten dieser fashionable Heiligengestalten. Gehen wir weiter. Werfen Sie im Vorbeigehen einen Blick auf das Bild des Königs Louis Philipp. Er ist zu Pferd und hält den Hut in der Hand. Die Züge sind nicht scharf genug, die Umrisse sind schwankend; allein es ist ganz die Haltung seines Körpers, die heitere, würdevolle Grazie, mit welcher er grüßt oder Grüße erwidert; so haben wir ihn gesehen, als er unter betäubendem Zurufen und dem Donner der Kanonen sich am 8. August in die Deputirtenkammer begab. Jetzt ist seine Physiognomie etwas düsterer geworden; Kronen sind vom kostbarsten, aber auch vom schwersten Metalle; auf den Stirnen, die sie tragen, lassen sie tiefe Spuren zurück. Suchen wir uns durch die Menge zu drängen, die sich vor 2 Meisterwerken von Delaroche versammelt hat. Der Strom, der da vorbeifließt, ist die Rhone. Auf einem prachtvoll ausgeschmückten Schiffe, unter den langen und reichen Falten eines Zeltes von Goldbrokat, umgeben von Wachen und Höflingen ruht ein Priester auf seidenen Polstern; in seinen stolzen Zügen, die schon im Vorgefühl eines baldigen Todes erschlaffen, athmet noch eine kühne und harte Festigkeit und das Wohlbehagen befriedigter Rachsucht. Es ist Richelieu, welcher den unglücklichen Cinqmars nebst seinem Freunde de Thou nach Lyon schleppt, wo er sie hinrichten lassen will. Der „Constitutionnel" findet diese Composition „simple, naturelle et charmante". Etwas Charmantes könnten wir in diesem Priester, der einen großherzigen, liebenswürdigen Jüngling zum Henkertode führt, eben nicht finden. Dieses kleine Genrebild wirkt so mächtig als die schauderhafteste Scene eines Dramas von Shakspeare. Dabei ist es bis ins Einzelne mit dem sorgfältigsten Fleiße ausgeführt, die Farben sind von großer Pracht, und die Gruppen mit geistreicher Gewandtheit angeordnet; der Maler scheint uns aber das Interesse zu sehr mit Richelieu concentrirt zu haben. Cinqmars und de Thou sind in jeder Hinsicht etwas vernachlässigt. Der Tod Mazarin's von demselben Künstler wird von Einigen dem erstern Bilde vorgezogen, von Andern nachgestellt. Der Eindruck des Ganzen ist minder grandios und ergreifend; sonst entfaltet Delaroche in dem Tode Mazarin's dieselbe geistreiche Behandlung, dasselbe glänzende Farbenspiel, welche ersteres Gemälde auszeichnen. Wir gehen nun vor einem mächtig langen und breiten Gemälde von Lethières vorbei; es stellt den Tod der Virginia vor. Hr. Lethières ist ein Schüler David's, die letzte und sinkende Stütze der akademischen Schule. Hr. Lethières und Arnault der Vater haben Beide ihren Ruhm überlebt. Die Romantik hat die sogenannten gesunden Doctrinen, die classischen Traditionen aus den Malerwerkstätten wie von den Bühnenbretern vertrieben. Nicht weit von der Virginia finden wir den Papst Leo XII. von Hrn. Vernet. Hier ist die Ausführung Alles; Poesie war da nicht möglich. Das Gemälde theilt sich in rothe und weiße Massen; seidene, purpurne Gewänder, pittoreske Gesichter herrlich beleuchtet, von blendendem Effecte. Wir werden Besseres und Größeres von Hrn. Vernet sehen. Neben dieser Prozession ist die Maria consolatrix afflictorum von Schnetz. Dieser Meister übertrifft alle andere in der Kunst, seine Sujets zu idealisiren; er hat unstreitig am meisten poetische Kraft. Sehen Sie den Vater des kranken Knaben! welche gewöhnlichen Züge und welcher erhabene Ausdruck von zutrauungsvoller Andacht in diesem gemeinen Bauerngesichte! die niedrigste Natur und das höchste Ideal hat Schnetz hier zu vereinigen gewußt. Da Schnetz ein Deutscher ist, so ist es vielleicht nicht uninteressant, das Urtheil der Franzosen über ihn zu hören: „Was dieses Gemälde vorzüglich auszeichnet, ist nicht allein die Wahrheit der Zeichnung und der Färbung, als dieser lebendige und tiefe Glaube, welchen der Künstler den Gesichtszügen aller Derjenigen, welche die heilige Jungfrau anflehen, hat aufzudrücken gewußt. Dieser Knabe, welcher bleich, halb todt da ausgestreckt liegt, bildet einen wahrhaft pathetischen Contrast mit den Umstehenden, bei welchen das Gebet und die Hoffnung das Leben vervierfachen. Redisons le, c'est là de la vraie peinture! So spricht das „Journal des débats"; im gleichen Tone des Entzückens und der Bewunderung sprechen die übrigen Journale. Wenn man ihre Urtheile zusammenstellt, so geht geradezu daraus hervor, daß Schnetz der erste jetzt lebende Maler in Frankreich ist. Da aber dies unmöglich zugegeben werden kann, so sehen wir einer Reaction entgegen; es werden sich schon noch Mittel finden lassen, die Nationaleitelkeit sicher zu stellen. Behauptet doch in dem heutigen „Journal des débats"

ein Recensent, Bignon sei der erste Uebersetzer Homer's, welcher den Werth der griechischen Epitheta erkannt und selbe treu wiedergegeben! und das behauptet der Kritiker, nachdem er den Abschied Hektor's von der Andromache, in der Voß'schen Uebertragung angeführt, die er, nota bene, trivial und schwerfällig findet und gänzlich unhomerisch. Und wissen Sie warum? Woss — so schreibt der Franzose — nenne Hector l'homme d'Andromaque (ihr Mann), er sei nicht ihr homme, sondern ihr mari gewesen! Er nenne ferner den Astyanax Knäblein; davon stände im Griechischen kein Wort!

Wir haben nun noch 2 Gemälde von einiger Bedeutung in dem ersten Saale zu beschauen. Die Verbrennung der Jungfrau von Orleans zu Rouen, von Eugène Deveria, wird fast gänzlich übersehen. Vor 4 Jahren machte der junge Maler durch seine Geburt Heinrichs IV. Aufsehen; dieses Jahr nennt man kaum seinen Namen. Ein Christus am Kreuze von Sigalon ist eins der bessern Kirchengemälde. Die Gruppe der Frauen ist vortrefflich. Die Maria hat ein sehr profanes Gesicht, ganz im französischen Schnitte und Ton; einem pariser Frauenkopfe keusche Anmuth, milde und fromme Jungfräulichkeit zu verleihen, dürfte wol selbst einem zweiten Rafael nicht gelingen. Sonst herrscht in dem Gemälde Sigalon's Leben und großartige Bewegung; der Christus ist etwas schwerfällig und stark gegliedert. In unserer nächsten Unterhaltung werden wir die Promenade in der Galerie des Louvre fortsetzen.

Von den „Études historiques" von Chateaubriand ist die zweite Auflage erschienen. Was wir von den 4 starken Bänden dieses Werks gelesen, scheint uns auf reiche, mit langem Fleiße gesammelte, nur mit unvorhergesehener Uebereilung verarbeitete Materialien zu deuten. Chateaubriand hat Paris verlassen und lebt gegenwärtig in Genf.

Die Franzosen fangen allmälig an, sich auch mehr mit Geschichtsphilosophie zu beschäftigen; die sonst so verschrienen théories allemandes, die so lange als dunkle und verdunkelnde Wolken vor ihren Augen geschwebt, fangen an auch hier ihre befruchtende Kraft zu äußern. Welches ist der letzte Zweck des Menschengeschlechts auf Erden? Wie ist das Problem der Weltgeschichte zu lösen? In Cousin's „Fragmens philosophiques" finden sich einige Abhandlungen über diese wichtigen Fragen. Hr. Michelet hat kürzlich eine Broschüre herausgegeben, die auch in Deutschland Beachtung verdient: „Introduction à l'histoire universelle". Hr. Michelet ist als Uebersetzer von Vico's „Neue Wissenschaft" bekannt. Seine „Einleitung in das Studium der Weltgeschichte" ist die Frucht vieljährigen Fleißes. Dabei hat der Verf. das bei uns zu sehr vernachlässigte Talent, die tiefsten Combinationen des philosophischen Geistes unter den lebhaftesten und ergreifendsten Formen darzustellen; seine Erudition ist kein Gerippe. Der Hauptgedanke, welcher seinen Betrachtungen über die Weltgeschichte zum Grunde liegt, ist folgender. Das Drama, welches auf der Weltbühne aufgeführt wird, ist der Kampf zwischen dem Schicksale (fatalité) und der Freiheit. Seit der Schöpfung sind die Natur und der Mensch in stetem Kriege. Die Katastrophe des Weltdramas liegt fern in der Zukunft; sie wird herbeigeführt werden durch den Sieg des menschlichen Geistes über die Nothwendigkeit. Von Vico sagt der Verf.: „Pour voir l'homme Herder s'est placé dans la nature, Vico dans l'homme même . . . Vico est le véritable prophète de l'ordre nouveau qui commence".

(Der Beschluß folgt.)

Der entlarvte Jesuit. Die verabscheuungswerthen Grundsätze und Lehren der Jesuiten, aus ihren eignen Schriften geschöpft; und die Jesuiten als Königsmörder dargestellt von L. v. Alvensleben (Gustav Sellen). Meißen, Gödsche. 1831. 8. 12 Gr.

Der Verf. geht in dem Vorwort von dem Gedanken aus, daß, da es erwiesen sei, wie die Jesuiten, trotz ihrer Aufhebung als geistliche Corporation, noch täglich in Europa nach Macht und Einfluß umhergreifen, dies ihnen nur dadurch gelingen könne, daß die Natur ihrer Lehren noch immer nicht gehörig bekannt sei. Er hat sich deshalb die Mühe gegeben (wofern er nicht vorgearbeitet fand), aus ihren vorzüglichsten Schriften den Kern ihrer Grundsätze auszuziehen und diese in ihrer nackten Schändlichkeit hinzustellen. Diese Arbeit kann ihr Verdienst haben, wiewol wir unsers Theils nicht zu Denen gehören, welche überall Jesuiten und Jesuitismus wittern, wo man ihn hat finden wollen. Wir sehen in diesem „Halloh" gegen die Jesuiten nicht viel mehr als ein Parteigeschrei, das seine oft unreinen Absichten hinter diesem Jagdlärmen zu verbergen strebt. Und wenn vollends der französische „Figaro" die Stadt Erfurt als Collegiats- und Dresden mit Leipzig als Missionsorte des Ordens von ganz Europa denuncirt, so ist eine solche Anklage nichts weiter als ein lächerlicher Scherz. Wie dem jedoch auch sei, des Verf. Arbeit hat ihr Verdienst. Die kurze Geschichte des Ordens, die er von S. 1—21 gibt, ist bündig und gut. Dann folgen die einzelnen Grundsätze, scharf und ohne Bemerkung neben einander gestellt, in 183 Nummern, welche vom Mord, Diebstahl, halber Beichte, Ehebruch, Verleumdung und allen übrigen Verbrechen handeln, und noch den großen Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel, zu rechtfertigen streben. Nun folgen in ebenso vielen Nummern die Schriftsteller und die Werke, denen diese Sätze entlehnt sind. Man hat behauptet, daß diese Autoren von ihren Obern nicht anerkannt wurden, daß sie das Imprimatur nur erschlichen haben und daß der Orden für ihre Irrthümer nicht verantwortlich sein könne. Der Verf. widerlegt diese Ansicht recht gut S. VIII u. IX. Endlich folgt noch im Anhang eine Geschichte der Jesuiten als Königsmörder; die geschilderten Personen sind: Barrière, Campian, Chatel, Damiens, Garnet, Guignard (Brinquarel), Hall (Oldcorn), Malagriba und Mathos, welche Joseph I. von Portugal angriffen. Hiermit schließt diese kleine Schrift, der wir ihr zeitgemäßes Erscheinen, in unserer obigen Einschränkung, nicht bestreiten wollen. Die Darstellung ist gut, die Sprache fließend und rein.

28.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 176. —— 25. Juni 1831.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

Aehnliche Trauerbetrachtungen stellt Wilhelm über den Zustand der übrigen Künste, den der Kirche, der Sittlichkeit, des Rechts und Staates an. In Beziehung auf die letztern nur einige Auszüge:

Wir spitzfindigen Deutschen verlangen überall Moralität nur da, wo sie nicht eigentlich am Platze ist, und es gibt eigne Immoralitätsriecher, die in jeder Tendenz der Literatur und Kunst etwas Unsittliches herausspüren. Aber ungeachtet dieses anscheinenden Rigorismus gab es nicht leicht eine schlaffere, des moralischen Muths und der Tüchtigkeit im Handeln mehr entbehrende Zeit.... Unsere Sittlichkeit ist meist negativer Art: aus Furchtsamkeit wird das auffallende und großartige Böse unterlassen, selten das Wahrhaftgute angestrebt. Von activen Pflichten kennen und üben wir im Grunde blos noch die Eitelkeitspflichten der Höflichkeit und des geselligen Lebens; von den ernstern Pflichten begnügen wir uns zu reden und ihre Erfüllung in Romanen und Gedichten mit aller Strenge zu verlangen.... Nicht mehr Staat, Kirche und Familie, die Gesellschaft ist jetzt Alles, fodert Alles, verschlingt Alles; sie ist uns Schicksal, Nemesis, Nothwendigkeit. Seiner Natur Gewalt anzuthun, sein Temperament umzuwandeln, den angeborenen Neigungen und seinem ganzen Charakter zu entsagen, wenn er nicht in den Model der Gesellschaft paßt, wird heutzutage für eine ganz billige Foderung gehalten.

Der Verf. findet es natürlich, wenn bei diesem Stande der Dinge auch das Staatsleben zum todten Mechanismus herabsinkt, wenn man nichts vom wahren Bürgerstande weiß, wenn man nur die Pflicht des Gehorchens und das Recht des Gebietens streng gesondert sieht.

Daher will auch in Deutschland Keiner, der auf geistige und gesellige Bildung Anspruch macht, einfacher Bürger bleiben; der Bürger ist ja Nichts, und nur der Beamte, höchstens etwa noch der Gelehrte, hat eine Geltung; Alles will vom Staatsdienste leben, d. h. bei uns, dem Fürsten dienen und von dem Erwerb des Volks zehren, denn die Beamten sind nicht Diener des Staats, für uns einer todten Abstraction, sondern des Fürsten, der allein Leben hat und, nach Ludwigs XIV. famösen Ausspruch, den ganzen Staat in sich vereinigt. Und so hat sich bei uns zwischen dem mit dem physischen Bedürfniß ringenden Volke und den bevorrechteten höchsten Ständen, welche vom Leben, Geselligkeit, Kunst und Wissenschaften in behaglichem Müßiggange nur die Blüte spielend für sich abstreifen, eine Welt verdumpfter Papiermenschen eingeschoben, die blos schreiben oder rechnen, aber nicht handeln und fühlen können, und uns nach und nach das Mark aussaugen, das eine gesunde, gerade, auf diesen Stand berechnete Oeffentlichkeit stärken sollte. In dem Maße nämlich, als der Fürst die Beamten fühlen läßt, daß sie nur seine Geschöpfe sind, drücken die Beamten wieder auf das Volk und entschädigen sich an diesem für die Beschränkungen und Demüthigungen, welche sie von obenherab erfahren mögen. Und wie soll nun bei den Unterthanen Anhänglichkeit und Vertrauen zu einer Verwaltung gedeihen, die als Finanzhoheit den Ertrag seines Fleißes verschlingt, die als Justiz bei verschlossenen Thüren unter der Decke der Heimlichkeit über sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre und sein Eigenthum richtet, und ihre Orakelsprüche aus den unverständlichen Hieroglyphen einer modernden Vergangenheit schöpft, die als Polizei jeden seiner Schritte mistrauisch bewacht, jede freie Regung eindämmt und selbst den Schlag seiner Pulse nach ihrer Vorschrift regeln möchte, die als Militairgewalt ihn zu maschinenartigem Dienste preßt und sein und seiner Stammsverwandten Blut für Interessen, die ihm fremd oder den seinigen geradezu entgegen sind, zu vergießen nöthigt? Wir sind verloren, wenn wir auf dem bisherigen Wege weiter gehen.

Das traurige Rundgemälde des deutschen Kunst-, Kirchen-, Gesellschafts- und Staatenlebens, das der Verf. in diesem Briefe entwirft, hindert ihn jedoch nicht, anzuerkennen, daß bei alledem die Deutschen nicht nur das denkendste Volk der Erde sind, sondern auch heute noch dasjenige, welchem es mit Literatur und Kunst der heiligste Ernst ist, welches das Bedürfniß der Religion am tiefsten fühlt, und bei welchem das Gebot der Pflicht und die Stimme des Gewissens vergleichungsweise noch am meisten vermag.

Die Deutschen sind immer noch das unverdorbenste Volk, und es ist kein geringer Beweis von der Güte und Gediegenheit ihres Charakters, daß sie im Ganzen nie darauf verfallen sind, für den Mangel an nationalem Leben und volksthümlichen Interessen sich zu entschädigen. Auch ist es nicht möglich, gering von einem Volke zu denken, das — wenn es Rettung seiner Nationalität gegolten, von seinen Fürsten fast immer verlassen — dennoch Vaterlandsvertheidiger, wie Schill, Hofer und Speckbacher, und Vaterlandsschwärmer, wie Stapf, Sand und Follenius, hervorgebracht hat. Aber alle diese Keime einer bessern Zukunft gehen verloren in dem dürren Stoppelfelde der Gegenwart.

Auf diese Klage und Anklage folgt ein mildernder Brief Friedrichs, der dem Gemälde zu dunkle Farben vorwirft, nur unser äußerliches politisches Leben krank nennt, während unser geistiges Leben kräftig sei, endlich der Philosophie und der Macht des in uns waltenden Geistes unser Schicksal und unsere Zukunft getrost anheim-

stelle. Ihm scheint beinahe der deutsche Charakter zu edel, um in dem Getriebe materieller Interessen und industrieller Bestrebungen ohne geistigen Bezug, welche seit einigen Jahrzehnden die Tagesgeschichte füllen, eine Rolle zu spielen; ihn wundert es sogar nicht, daß die Masse des deutschen Volkes seinen „Gesalbten des Herrn" weder mit der conventionnellen Infallibilität des constitutionnellen Monarchen, noch mit dem selbstgeschaffenen Idol der Volkssouverainetät vertauschen will. Er sieht in dem geistigen Leben der Deutschen den Keim zu künftiger praktischer Entwickelung (S. 148—156). „Das, was die Deutschen zu einer Nation gemacht, war von jeher weit weniger ein äußerliches Band, als eine ans Wunderbare grenzende Uebereinstimmung der Denk- und Vorstellungsweise, der Rechts- und Lebensanschauung.... Es fragt sich daher, ob denn die deutsche Nation nicht auch in ihrer Zerfallenheit und Trennung fortbestehe?" Friedrich betrachtet die deutsche Literatur als das Band der Einigung; der gegenwärtige Zustand müsse vielleicht, meint er, so lange dauern, bis eine neue geistige Weltbegebenheit die Deutschen wieder zu vereinter Thätigkeit nach Außen ruft. „Ist es nicht, als ob sie sich zu selbständigem Leben nur da erhöben, wo die Geschichte eine Tendenz zum Universum, zu den höchsten Interessen hat, und wo dann eben sie es sind, welche die Geschichte bestimmen". Dies wird an den altständischen Verfassungen, der Blüte der Hierarchie und der Reformation nachgewiesen; und so, hoffe er, könnte jetzt wol „in dem rastlos unter der Asche fortglimmenden geistigen Leben der Deutschen eine neue welthistorische Geburt reifen" (S. 156—162).

Aber Wilhelm glaubt nicht an diese glorreiche Zukunft, so lange wir uns nicht durch That und Leben wieder zur Nation erheben. Er ist der Meinung, daß selbst die Heroen unserer Literatur, Herder, Göthe und Schiller, indem sie uns das Evangelium der Humanität predigten, uns den unrechten Weg gewiesen.

Echte Humanität kann nur auf der Grundlage der Nationalität ruhen; die Deutschen aber haben Beides als Gegensätze behandelt, und durch den politischen Zustand Deutschlands begünstigt, hat die Irrlehre des Kosmopolitismus so feste Wurzel geschlagen, daß die Deutschen jeden Gedanken an Deutschheit als eine Verunreinigung ihres weltbürgerlichen Charakters verschmähen.... Billigerweise wird daher der einzige deutsche Volksstamm, der sich selbst fühlt und auf seine Volksehre etwas zu halten wagt, der preußische, von dem übrigen Deutschland mit Bitterkeit getadelt und angefeindet. Dagegen kann der Rechtssian deutscher Publicisten kaum Worte finden, um seinen Unwillen über die Theilung und Vernichtung der polnischen Nation mit hinreichender Energie auszudrücken. Man hält es für unverantwortlich, wenn die Grenzen des neuen Griechenlan's so eng gezogen werden sollen, daß die griechische Nation einen Theil des vorzugsweise classischen Bodens verliert. Man erklärt die gezwungene Vereinigung Belgiens mit Holland für unnatürlich und frevelhaft. Man ist sogar darüber einia, daß die Nationaleitelkeit der Franzosen es erfodert, ihre Grenzen wieder bis an den Rhein auszudehnen... daß auf solche Art gerade die schönsten Provinzen Deutschlands, diejenigen, an welche mit die bedeutendsten geschichtlichen Erinnerungen sich knüpfen, von Deutschland abgerissen und unheilbar entfrembet werden, kann uns nicht zu Herzen gehen.... Daher darf wol auch, wenn die Franzosen nur ein wenig Klugheit zeigen und gehörig zu schmeicheln oder zu drohen wissen, beim ersten Krieg, der ausbricht, ein neuer Rheinbund nicht fehlen. Das ist etwas ganz Natürliches; denn — wir sind ja keine Nation!

Der Verf. entwickelt nun, daß eine Nation reicht, so weit eine Sprache reicht, und daß dies das leitende Princip der neuen Zeit ist, die Nationen bilden will.

Und wir, werden wir nie nach einem gemeinschaftlichen Eigenthum, wäre es auch vorerst nur ein gemeinschaftliches Gesetzbuch, einer Handelsvereinigung, streben? Die Nation, welche Roms Weltreich zertrümmert, Europa wiedergeboren und durch viele Jahrhunderte beherrscht hat; welche dann mit der Reformation an die Spitze der geistigen Weltbewegungen getreten ist, kann nicht aus gemeinem, schlechtem Stoff gebildet sein. Und doch... jetzt ist es so weit mit uns gekommen, daß Engländer uns das feigste und niederträchtigste Volk der Erde („the most base and timid people of the world") schelten, daß Franzosen uns mit den Barbaren des Nordens in eine Reihe stellen..., daß man in einer einst deutschen Provinz die Straßenjungen jetzt in deutscher Sprache schwören hört: So wahr ich ein Franzose bin! (S. 163—170).

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 175.)

Romane gehen in der Literatur nie aus, weil dabei immer auf Absatz zu rechnen ist. Die Lesecabinete, deren hier neuerdings eine unglaubliche Menge eröffnet worden ist, die Müßiggänger, die Familien, die auf dem Lande wohnen, sind für solche Waare sichere und treue Kunden. Die gewöhnlichen übergehen wir wie gewöhnlich. Von Balzac, einem Nachahmer des Hrn. J. Janin, wird „La peau de chagrin" angekündigt. Von dem pseudonymen Abbé Tieberge, dem Verf. von „Louise ou la fille de joie", haben wir „Un bal chez Louis Philippe" gelesen, der uns recht gut unterhalten hat. In der Vorrede nennt der Verf. sein Werk: „Un roman de faits, une histoire de sentimens". Wenn wir nicht irren, so ist der Hr. Abbé Tieberge Niemand anders als Hr. Desmortiers, der kürzlich „Charlotte Corday" auf dem Théâtre français hat aufführen lassen. Die ziemlich alltäglichen Begebenheiten der Romane sind meisterhaft dargestellt. Der noch junge Abbé Tieberge hat ein reines und ruhiges Talent, voll Grazie und Energie zugleich; man glaubt oft Sterne zu lesen. Aber, er läßt seine Feder nach Willkür laufen; daher die bald lieblichen, bald erschütternden Schilderungen, die er sorglos mit der naivsten Leichtigkeit aneinanderreiht, durch keine Hauptidee verbunden sind. Man weiß am Ende nicht, was der Verf. eigentlich will, und je geistreicher das Einzelne ist, desto störender ist der Mangel an Zusammenhang. Wenn die Franzosen doch nur einmal recht begriffen, daß einzelne Scenen und Züge nicht die Hauptsache sind; daß das Neue in der Form fast immer mit dem Neuen in der Auffassung des Ganzen zusammenhängt; daß, sobald der Geist des Künstlers sich auf eine originelle Grundidee geschwungen, originelle Motive, Wendungen und Bilder sich meist von selbst darbieten! „Don Martin Gil" von Mortonval, ist eine Geschichte aus den Zeiten Peters des Grausamen. Die Regierung dieses Wüthrichs ist eine reiche Fundgrube von Verbrechen, die der Verf. gut benutzt hat. Es gibt da Hinrichtungen, Vergiftungen und Erdolchungen die Menge. Im Uebrigen ist dieser historische Roman nicht besser und nicht schlechter als die meisten neuen Producte dieser Art.

„Les petits appartemens" sind Memoiren über das Kaiserreich vom Verf. der Memoiren eines Pagen, der vollständige Titel ist: „Les petits appartemens des Tuileries, de St.-Cloud et de la Malmaison, pour servir à l'histoire de France, de Naples, d'Espagne, de la Hollande, Westphalie, Suéde".. ein lockendes Aushängeschild! Geschichtliches haben wir im Grunde wenig gefunden. Denn daß am Neujahrstage die auswärtigen

Gesandten Sr. Maj. aufgewartet, daß Napoleon seinen Marschällen beim Spiel viel Geld abgewinnt, daß die Marschälle Sr. Maj. einen Ball gaben, bei welchem über 3000 Pfund Wachskerzen verbrannt worden u. s. w., wird dem Geschichtschreiber ziemlich gleichgültig sein. Der Verf. erzählt aber einige höchst ergötzliche Anekdoten aus dem häuslichen Leben Napoleons, und in dieser Hinsicht hält er, was der Titel „Petits appartemens" verspricht. Einst als sich der Kaiser zu Fontainebleau bei Josephinen befand, nahm er ein Gebetbuch und fing an die Vesper zu singen! Josephine bat ihn zu schweigen, man dürfe Kirchengesänge nicht außer der Kirche singen, es bringe Unglück. Napoleon schwieg und ging zum sogenannten Beichtspiegel über. Unterdessen war der Cardinal Fesch hereingetreten. „Cardinal", fragte ihn Napoleon, „wissen Sie, wie viel Todsünden es gibt?" „Sieben", war die Antwort. „Achte", sagte Napoleon. „Und welche ist die achte?" „L'exemption de la conscription". Einige Tage nach der Einnahme von Danzig ließ der Kaiser den Marschall Lefevre rufen. Als ihn der Adjutant meldete, sagte dieser zum Adjutanten: „Sagen Sie dem Herzog von Danzig, daß ich ihn so früh habe kommen lassen (es war 7 Uhr des Morgens), um das Vergnügen zu haben, mit ihm zu frühstücken". „Aber, Sire, es ist ja kein Herzog von Danzig da, es ist der Marschall Lefevre". „Monsieur, lorsque je fais un duc, le prenez-vous pour un comte?" Nach dem Frühstück überreichte Napoleon dem Marschall ein Paket: „Vous aimez le chocolat, en voici d'excellent: les petites cadeaux entretiennent l'amitié. Au revoir, Monsieur le duc". Der neugebackene Herzog fand in dem Paket sein Diplom und eine bedeutende Summe in Banknoten. Man kennt den unversöhnlichen Haß, mit welchem er die Putzmacherinnen seiner Frau verfolgte. Einst erblickte er eine dieser Marchandes de chiffons im Vorzimmer. Vergebens suchte sie sich hinter den Anwesenden zu verbergen; er ließ sie nicht aus den Augen und schickte nach Duroc. Da dieser abwesend war, so erhielt Savary die Weisung, die Mamsell Despeaux nach Bicetre führen zu lassen. Duroc, der unterdessen herbeigekommen, wollte sie entwischen lassen; Savary war aber unerbittlich! „C'est une occasion pour nous venger: ces femmes là nous ruinent". Mamsell Despeaux fuhr also in Gesellschaft von 2 Gensdarmen nach Bicetre, wo sie 24 Stunden in Arrest blieb. Napoleon bekümmerte sich um die Toilette seiner Ehehälfte mit einer zuweilen groben Sorgfalt. Als sie einst eine Robe anhatte, die er nicht leiden konnte, ließ er ihr ein volles Dintenfaß auf den Schooß fallen. Er wollte, sie solle sich einfach kleiden. „De la simplicité, Monsieur Boulard" — sagte sie einst zu ihrem Tapezier, bei welchem sie eine neue Toilette bestellte — „De la simplicité, l'empereur le veut. J'aime mieux vous donner *dix mille francs de plus*". Hr. Boulard machte die Toilette so einfach, daß sie so theuer zu stehen kam, als wenn er sie von massivem Golde gemacht hätte. Trotz Mauth und Prevotalhöfen schmuggelte Josephine. Einst hatte sie ein Kleid von herrlichem ostindischen Mousselin an. Der Kaiser fragte sie, aus welcher Manufactur sie es bezogen. „Aus Lyon", erwiderte Ihre Maj. ganz unbefangen. „Tant mieux", jubelte der betrogene Eheherr; „celà prouve que nos manufactures sont supérieures à celle des *autres*". Unter autres verstand er die Engländer.

Der Tod des berühmten und würdigen Prälaten Grégoire, sowie die Umtriebe, durch welche der Hr. Erzbischof von Paris seine letzten Augenblicke verbittert, sind bereits durch die Zeitungen bekannt geworden. Einige biographische Notizen über diesen ausgezeichneten katholischen Priester wird man wahrscheinlich mit Interesse lesen. Er wurde am 4. Dezember 1750 zu Vetro bei Luneville geboren. Von seiner ersten Jugend an beschäftigte er sich mit dem Studium des Völker- und öffentlichen Rechts. Im Jahre 1772 erhielt sein „Eloge de la poésie" den Preis von der Akademie in Nancy; im Jahr 1778 wurde sein „Essai sur l'amélioration politique et morale des juifs", von der Akademie von Metz gekrönt. Grégoire war damals Pfarrer von Embermenil. Im Jahr 1789 wählte ihn der Klerus seiner Provinz zum Mitgliede der états généraux. Er war der Erste, welcher den von den Geistlichen verlangten Eidschwur leistete. Als Mitglied des Convents trug er auf Abschaffung der Todesstrafe an, in der Absicht, Ludwig XVI. zu retten. Als Mitglied des Comité de l'instruction publique schrieb er 2 Broschüren: „Contre les persécuteurs en matière de religion", und „Contre la translation du dimanche au décadi". Das Bureau des longitudes und das Conservatoire des arts et métiers sind auf sein Betreiben und nach seinen Rathschlägen gegründet worden. Nach Auflösung des Convents wurde Grégoire Mitglied des Raths der Fünfhundert, und nach dem 18. Brumaire trat er in den gesetzgebenden Körper. Späterhin ernannte ihn der Kaiser zum Senateur. Nach der Restauration wurde er von seinem bischöflichen Stuhle und aus dem Institut vertrieben. Als ihn das Wahlcollegium des Isèredepartements im Jahre 1819 zum Deputirten erwählt hatte, wurde er als indigne von der Kammer ausgeschlossen. Seitdem lebte er in der großen Abgeschiedenheit.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, unsere Leser mit einer der grandiosesten, sublimesten und in jeder Hinsicht mächtigsten Erscheinungen, nicht allein der französischen, sondern überhaupt der ganzen neuern Literatur bekanntzumachen. Es ist dies nichts Geringeres als eine Epopöe, die nicht in Paris geschrieben worden, sondern in Amiens, und zwar während des Kaiserreiches. Eine französische Epopöe? Ja, meine Herren, eine französische Epopöe, und die seit 30 Jahren gedruckt ist und die noch kaum jetzt die Franzosen kennen. Grainville hieß der Mann, dem Frankreich dieses herrliche Gedicht verdankt. Wie Jean Paul in seiner Jugend, so lebte Grainville in den dürftigsten Umständen. Er ernährte sich vom Unterrichtgeben; er lehrte wie Jean Paul das Einmaleins. Aber er fand keinen Moritz, der seinen Genius erkannt hätte. Noth und Gram zogen ihm zuletzt ein hitziges Fieber zu; in einem Anfalle stürzte er sich in den Kanal der Somme. *) Er hatte das Werk in Paris drucken lassen; es wurden keine 10 Exemplare verkauft; kein einziges Journal zeigte es an. Der einzige Schriftsteller, der bis jetzt des „Dernier homme" erwähnt hatte, war der Engländer Croft, der dieses Gedicht in seinem: durch die Interpunction erläuterten Horaz eine Epopöe nennt, die mehr dazu geeignet schiene, bis zum letzten Menschen zu gelangen, als die „Ilias" und „Das verlorene Paradies".

Das ursprünglich von Grainville in Prosa geschriebene Gedicht hat Hr. Creuzé de Lesser, der Verf. der „Chevaliers de la table ronde", in Reime gesetzt. In einer geistreichen Recension seiner Arbeit sagt Charles Nodier: „Grainville hatte die Idee seines Gedichts schon seit seinem 16. Jahre mit sich herumgetragen; als er sich mit der Vollendung desselben beschäftigte, ereilte ihn der Tod. Das Werk, sowie es herausgegeben, war nur eine große und herrliche Skizze; wenn er es vollendet hätte, so würde es nicht tief unter Klopstock's „Messias" gestellt worden sein". Damit ist Hr. de Lesser aber nicht zufrieden. „Nescio quid majus nascitur Iliade!" ruft er in der Vorrede aus. Inwieweit dieses begründet sein dürfte, können wir hier unmöglich untersuchen. Das Werk wird wahrscheinlich bald in Deutschland bekannt und näher beleuchtet werden. Wir führen einstweilen Einiges daraus an, um von der Erhabenheit des Grundgedankens sowol als der Ausführung einigermaßen einen Begriff zu geben.

In der Höhle des Todes, unter den Trümmern von Palmyra, erscheint dem Dichter der Genius der Zukunft und enthüllt vor seinen Augen die kommenden Jahrhunderte, um ihn den letzten Akt des großen Weltdramas erblicken zu lassen:

Tu vas, voyant sur eux (die letzten Wünsche) les douleurs amassées
Ainsi que leurs discours entendre leurs pensées.
Mais, écoute le bien: la scène où je t'admets,
Va passer un moment et finir pour jamais.

*) Am 1. Februar 1805. Er war geboren 1746 zu Havre, dem Vaterlande von Bernardin de St.-Pierre und Delavigne.

Surtout ne pense pas qu'ici je te prépare
Un plaisir curieux, un spectacle bizarre,
O jeune infortuné, qu'oppressent les destins,
C'est toi qui les peindra les derniers des humains.
Hélas! ils n'auront pas dans leur malheur suprême
Une postérité que les plaigne et les aime!
Pour les dédommager j'ai daigné te choisir
Et par toi le passé sera leur avenir.

Hierauf erblickt der Dichter die Ruinen von Paris, unter welchen nur ein Mensch noch herumirrt. Dann erscheint Adam. Bis dahin war der Urvater des Menschengeschlechts an die Pforten der Unterwelt gekettet gewesen, wo alle zum ewigen Feuer Verdammten an ihm vorbeigehen mußten und ihm fluchten. Nachdem er so während Jahrtausenden Zeuge des Elends gewesen, das er über seine Nachkommen verhängt, erscheint ihm endlich Raphael und verkündet ihm, daß er für den Augenblick von seiner Qual erlöset werde, und daß seine gänzliche Befreiung nur von ihm abhinge. Adam bricht in rührende Jubelgesänge aus und, von Raphael geleitet, kommt er gleichfalls in der zerfallenden Hauptstadt Frankreichs an. Hier sieht er Omegare, den letzten Menschen, und seine Gattin Sydérie. Sie setzen sich auf den Abhang des Kirchhofs Père-Lachaise, und nun erzählt Omegare seinem Gaste, wie allmälig die Erde gealtert, wie die Ehen unfruchtbar geworden und die Familien unter vergeblichem Jammern der Mütter ausgestorben und die menschenlosen Häuser nach und nach zerfallen. Eines Abends schien der Himmel plötzlich in Feuer zu stehen; der Mond warf lange Flammenströme durch den glühenden Aether; ein Vulkan verzehrte ihn, und bald folgte auf die schreckliche Feuersbrunst tiefe Nacht. Adam beweint in herrlichen Versen das Verlöschen des schönen Sternes, der einst die glücklichen Nächte erleuchtet, die er in Eva's Armen genossen. Omegare erzählt ihm weiter, daß ihm bald darauf der Genius der Erde erschienen und ihm verkündet, der Kampf, den er seit der Schöpfung mit dem Genius des Todes bestanden, neige sich zu seinem Ende; der Tod werde Sieger sein. Nur er, Omegare und seine Gattin, könnten das Menschengeschlecht retten u. s. w. Nun wird die eigentliche Fabel des Gedichts näher auseinandergesetzt; wir können dem Dichter nicht weiter folgen. Wir bemerken nur noch, daß Omegare der letzte Sprößling des französischen Königshauses ist. Unter den sublimen Stellen, die sich in dieser Epopöe so dicht und zahlreich aneinanderdrängen wie die Berggipfel in den Alpen, heben wir noch folgende aus:

Hormis notre compagne, objet d'un chaste hommage,
Rien n'est digne ici-bas des regrets d'un vrai sage.
Si sublimes qu'ils soient, à quoi bon des écrits
Sur la terre et les cieux qui sont bientôt finis?
Sur l'homme dont voilà les heures écoulées?
Sur les langues hélas! que ne sont plus parlées?
Sur Dieu que tout mortel doit chanter et prier,
Mais qu'aucun écrivain n'a compris tout entier? 75.

Israeli's Leben und Regierung Karls I.

Mit dem 5. Bande ist soeben ein für die britische Geschichte nicht unwichtiges Werk: „Commentaries on the life and reign of Charles I., by *J. D'Israeli*" (London, 1831), geschlossen worden. Der Verf. nimmt, wie dies den meisten Biographen begegnet, entschieden Partei für seinen Helden; da indessen die Thatsachen nicht verfälscht, sondern nach strenger Vergleichung der Zeugenaussagen der Wahrheit gemäß erzählt sind, so bleibt es dem nachdenkenden Leser natürlich überlassen, aus denselben Folgerungen zu ziehen, die von denen des Verf. oft gar sehr abweichen werden. Das Ideal eines Fürsten, edel, ritterlich, großmüthig und nur durch seine Herzensgüte unglücklich, wie d'Israeli König Karl I. gern darstellen möchte, war dieser schwache und verblendete Fürst gewiß nicht. Schon aus der Wahl seiner Freunde und Diener, wenn man auch keine andern Beweise hätte, kann man, wie ein englisches Blatt richtig bemerkt, seinen ganzen Mangel an geistiger Kraft erkennen. Hier findet das bekannte treffende Wort Waller's seine volle Anwendung. Karl II. suchte in der Unterhaltung mit Waller die Königin Elisabeth herabzusetzen und bemerkte: „So viel ist gewiß, sie hatte sehr weise Räthe". „Ja", war die ebenso wahre als beißende Antwort, „aber wann wählte sich je ein Narr weise Räthe?" Der einzige Minister von Talent, den Karl I. hatte, war Strafford und diesen opferte er mit unverzeihlicher Schwäche. Richtiger und schärfer als der Charakter der Hauptperson sind die meisten untergeordneten Charaktere aufgefaßt, über manche bisher wenig bekannte oder falsch beurtheilte Umstände wird ein neues Licht verbreitet und einzelne Scenen sind mit hinreißender dramatischer Kraft dargestellt. Wir heben nur eine einzige Stelle heraus, die unsere Leser an ähnliche Scenen in unsern Tagen erinnern wird: Richter Jenkins vor dem Parlament.

„Während der Sprecher den Richter Jenkins anredete, bat der alte Mann mit leiser Stimme seinen Begleiter, nichts zu erwidern: „Möge alle ihre Bosheit auf mich fallen, meine Jahre können es besser tragen". Nachdem der Sprecher geendigt hatte, fragte Jenkins, ob man ihm jetzt die Freiheit gebe zu reden? „Ja, wenn es nicht zu lange dauert". „Nein! Ich will weder Euch noch mich mit vielen Worten belästigen. Herr Sprecher, Ihr sagt, dieses Haus sei beleidigt durch mein Betragen, weil ich Euch nicht meine Ehrerbietung bezeigte, als man mich hieher brachte; und darüber habe man sich um so mehr gewundert, da ich vorgäbe, in den Gesetzen dieses Landes erfahren zu sein. Ich antworte, daß ich nicht blos vorgebe in den Gesetzen des Landes erfahren zu sein, sondern dies wirklich bin, weil ich sie seit 45 Jahren zu meinem Studium gemacht habe; und gerade, daß ich dies bin, ist der Grund meines Benehmens. So lange Ihr das Wappen des Königs auf Euerm Stabe truget und Euer großes Siegel nicht verfälscht war und Ihr unter seiner Vollmacht handeltet, so würde ich mich gehorsam vor seinem Befehle verbeugt haben, durch den Ihr zuerst berufen worden seid. Aber da Ihr, Herr Sprecher, und das Haus Euern Eid der Treue gegen Euern Souverain gebrochen habt und eine Räuberhöhle geworden seid, so würde der Herr es mir nicht verzeihen, wenn ich in diesem Hause Rimmon's mich verbeugen wollte". Das ganze Haus war wie von einem elektrischen Schlage getroffen; Alles erhob sich in Aufruhr und Verwirrung. Es währte lange, ehe die Ordnung wiederhergestellt werden konnte, oder die Wuth sich erschöpft hatte. Es schien, als ob jedes Mitglied einen persönlichen Angriff erfahren hätte. Das Haus erklärte die Gefangenen, ohne allen Prozeß, des Hochverraths schuldig und verfügte, daß sie die Strafe erleiden sollten, als wenn sie des Hochverraths überführt und verurtheilt worden wären. Man rief den Gefängnißwärter von Newgate herein, um von ihm die gewöhnlichen Tage der Hinrichtungen zu erfahren. Diese waren Mittwoch und Freitag. Der Tag, welcher bestimmt werden sollte, wurde jetzt der Gegenstand der Debatte. In diesem kritischen Augenblicke, wo es keiner menschlichen Macht mehr möglich schien, das Leben des Mannes zu retten, erhob sich der witzige und entschlossene Harry Martin, der noch nicht gesprochen hatte, — nicht, in der Absicht, bemerkte er, gegen die allgemeine Ansicht des Hauses zu stimmen, sondern blos um Etwas in Bezug auf die Zeit der Hinrichtung zu sagen: „Herr Sprecher, Jedermann kann nicht anders als überzeugt sein, daß dieser Mann es sich fest in den Kopf gesetzt hat, als Märtyrer für seine Sache zu sterben, denn unmöglich könnte er sonst das Haus durch so beleidigende Ausdrücke herausgefodert haben. Wenn Ihr ihn hinrichten laßt, thut Ihr also gerade Das, worauf er seine Hoffnung gestellt hat, und sein Tod wird einen großen Eindruck auf das Volk machen, da er ohne Geschwornenausspruch verurtheilt ist; ich mache daher den Vorschlag, daß wir den Tag seiner Hinrichtung auf unbestimmte Zeit hinaussetzen und ihn mittlerweile zwingen, seinem hartnäckigen Kopfe zum Trotz zu leben". Das Lächerliche dieses Vorschlages versetzte das Haus in bessern Humor und die Staatsgefangenen wurden zurückgeführt". 178.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1831.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

Friedrich gesteht in seiner Antwort, daß dieser Brief einige verkannte und wichtige Wahrheiten ausgesprochen hat. Er bejammert es, daß bei den Deutschen die Geduld meistens noch weiter reicht, als die Bedrückung zu gehen wagt; daß Kriecherei und Selbsterniedrigung Vielen ein Bedürfniß des Herzens geworden zu sein scheint; daß sogar bei den meisten Deutschen noch die Einsicht in die Nothwendigkeit einer Vereinigung fehlt, und von den Fürsten Deutschlands Opfer für ein unerkanntes Bedürfniß nicht mit Billigkeit zu erwarten sind. Unerträglich ist ihm ferner die politische „Fraubaserei" der Deutschen, die für alle Welt guten Rath wissen, während sie ihren eignen Zerfall vor Augen haben und dabei lustig und guter Dinge bleiben.

Welche Vorstellung muß der Fremde von einer Nation erhalten, die ihrem eignen Verderben unangefochten zusieht, aber in Verzweiflung gerathen konnte, wenn ein liberaler Candidat in Frankreich durchfiel, oder dem Ministerium Wellington's eine Reaction zu glücken drohte! Wie haben sich unsere Zeitungsleser und Wirthshauspolitiker mit der neuen Revolution gebrüstet und sich für größere Helden als die Franzosen selbst gehalten, wenn sie sich quälten, das Marseillerlied zu singen, oder wenn beim Glase Bier davon die Rede war, den französischen Ministern den Kopf abzuhauen, die Bourbons mit Stumpf und Stiel auszurotten, die Jesuiten ins Meer zu werfen.

Auch er glaubt, daß uns von all diesem Jammer nur die Erweckung der Nationalität erlösen kann. Aber er erwartet die Wiedergeburt derselben durch die Macht des Gedankens, in dessen Reiche die Deutschen Herrscher sind; er hofft, das künftige Vaterland werde aus dem schon errungenen idealen hervorgehen und kreuzt sich vor unsern französirenden Liberalen.

Geht es nach dem Kopf solcher Leute, so kann durch die Einimpfung der französischen Charte aus jeder deutschen Winkelhauptstadt ein kleines Paris, aus jedem Flickstaate eine Nation gemacht werden. Weil es in Frankreich Noth that, dem Unwesen der Jesuiten ein Ziel zu setzen, darf es auch im protestantischen Deutschland nicht an Leuten fehlen, die beständig gegen Jesuiten und Pfaffen zu Felde ziehen und ihren Muth auf die wohlfeilste Art glänzen lassen, indem sie einen bereits wehrlosen Feind entwaffnen. Weil die Franzosen stolz sind auf ihre Geschwornen und auf eine mündliche, öffentliche Rechtspflege, so verlangt man auch bei uns, ehe noch ein verständliches Gesetzbuch, ja, noch ehe überhaupt nur einiger Sinn für öffentliches Leben vorhanden ist, Rechtssachen, um die keine Seele sich bekümmert, von unmündigen Advokaten öffentlich verhandelt und von ungelehrten Richtern entschieden zu sehen. Weil Frankreich zwei Kammern hat, so muß jeder Achtels- und Sechzehntelsstaat in Deutschland, dessen unabhängige Intelligenz nicht einmal für Eine Kammer hinreicht, deren zwei besitzen.

Der Verf. zieht nun eine Parallele zwischen dem deutschen und französischen Charakter und fährt fort:

Und warum müssen denn nun doch die Franzosen überall zum Muster dienen? Warum müssen wir uns dadurch, daß wir, ohne die geselligen Talente der Franzosen, ihre Leichtigkeit und elegante Lebhaftigkeit affectiren, lächerlich machen? Oder warum sollen wir unser innerliches Leben in einer Gefühls- und Gedankenwelt ganz mit der gemüthlosen Aeußerlichkeit, die größere Innigkeit und Reinheit des Familien- und des Geschlechtsverhältnisses mit der Frivolität der Franzosen vertauschen? Warum endlich, und dies ist gegenwärtig die wichtigste Frage, sollen wir Politik und Staatsweisheit ausschließlich in der Schule der Franzosen lernen?

Der Verf. erklärt es bei der allseitigen Verschiedenheit beider Völker „für Unvernunft, zu erwarten, die gleichen Heilmittel, wie in Frankreich, könnten auch uns allein retten. Statt in blinder Bewunderung die Franzosen nachzuahmen, sollten wir die uns angeborenen Vorzüge kräftigen und ausbilden" (S. 176—183).

Wilhelms Antwort billigt alle diese Ansichten. Die Deutschen sollen fortfahren, das geistige Princip der Weltgeschichte zu repräsentiren; aber damit sie diesem Beruf genügen können, müssen sie sich in That und Leben zu einer Nation verbünden. Dies kann nur unter einer neuen Hegemonie geschehen, zu der Preußen berufen ist, nachdem Oestreich sie aufgegeben hat (S. 190—197).

An der Stelle einer der deutschen Geistesbildung entfremdeten und abgeneigten Macht erblicken wir jetzt einen Staat, der einen Ruhm darin sucht, Nichts zu unterlassen, was ihn zum Mittelpunkte deutscher Geistesbildung machen kann. Dabei besitzt dieser jugendliche Staat ein wohlwollendes, beim Volke beliebtes Fürstenhaus; eine aufgeklärte und consequente Regierung, eine umsichtige, humane Gesetzgebung, die ihre Weisheit nicht aus den Trümmern versunkener Jahrhunderte hervorsucht, sondern die Sprache der lebendigen Gegenwart redet; eine musterhaft geordnete Verwaltung, ein System der Volksbewaffnung, das, indem es den Beruf des Kriegers mit dem des Bürgers identificirt und so die gefährlichste Klippe europäischer Freiheit und europäischen Wohlstandes, einen von der erwerbenden Classe geschiedenen und feindselig gegen sie gesinnten Wehrstand vermeidet, in seinen Grundsätzen gerechter und in seinen Erfolgen wirksamer und imponirender ist, als irgend ein Mili-

tairsystem Europas; endlich — und dies ist das Wichtigste — ein Volksgefühl, wodurch die Preußen vor allen deutschen Stämmen sich auszeichnen und ihren Anspruch auf die erste Stelle unter denselben beurkunden.

Die Bestimmung Preußens zu dieser deutschen Bundeshauptmannschaft wird aus dem Entwickelungsgang dieses Staates abgeleitet. Es wird dabei zugegeben, daß das preußische Volk bis jetzt blos ein äußeres, kein inneres politisches Leben hat, daß Dressur und Kunst der unzulänglichen Natur hin und wieder nachhelfen muß, und daß manchen seiner Institutionen eine gewisse Magerkeit und Dürftigkeit anklebt. Daraus daß die Einheit des Willens, die Concentration der Kraft, die ungehemmte Raschheit der Vollziehung, so lange Preußens materielle Hülfsquellen nicht bedeutend zunehmen, sein höchstes Gesetz ist, erklärt und entschuldigt er sogar die Verfassungslosigkeit und Fesselung der Presse in Preußen. Es kann nichts zulassen, „was den schlummernden Löwen einer Opposition erwecken könnte“ (S. 198, 202).

Wenn der Verf., was aus Verlagsort und Vorwort wol geschlossen werden darf, ein Süddeutscher ist, so muß man gestehen, daß diese Sprache überrascht, und die Preußen dürfen von dieser Stimme eines Predigers in der Wüste (vgl. das herrliche Gedicht: „Der künftige Messias“, S. 354 fg.) nicht auf die Stimmung Süddeutschlands schließen, das keineswegs solchen Messiashoffnungen Raum gibt. Wir berücksichtigen hier nicht einmal die Verschiedenheit des Charakters und der Sitten, welche Nord- und Süddeutschland in 2 schwer zu einigende Hälften spaltet; es ist dies wol kein unübersteigliches Hinderniß für einen in Deutschland zu begründenden Fürsten- und Völkerbund, denn Nord- und Südfrankreich sind durch Denkungsweise und Sitten wenigstens ebenso gespalten, und gehorchen doch einem und demselben Gesetz und Herrscher. Aber sämmtliche süddeutsche Völkerschaften sind an Verfassungen und neuerdings an einen Schimmer von Preßfreiheit gewöhnt worden; ein Stamm, der ihnen nicht mit diesen Gütern vorleuchtet, sondern nur eine von der Persönlichkeit des jeweiligen Monarchen abhängige, wenn auch noch so vortreffliche Staatsverwaltung zu zeigen vermag, kann, so lange er nur so regiert ist, nicht das Vertrauen einflößen, das Deutschlands constitutionnell regierte Völker demjenigen Volke, das zum leitenden bestimmt sein und dessen Oberhaupt an die Stelle des deutschen Kaisers treten soll, entgegenbringen müssen. Diese Ueberzeugung ist im Süden Deutschlands die herrschende, und zwar nicht blos bei Denjenigen, die der Verf. unter die Französisch-Liberalen, dem deutschen Vaterlande Entfremdeten zählt, sondern auch unter Denen, die das Heil Deutschlands wie er, nur von Deutschland erwarten.

Der geistvolle Briefsteller hat allerdings auch Einwendungen ähnlicher Art vorausgesehen, und läßt im nächsten Briefe seinen Friedrich gegen das Dürftige, Dürre im Preußenthum, und später (S. 240) selbst für Oestreichs nicht aufgegebenen Antheil an deutscher Nationalität mit Lebhaftigkeit sprechen (S. 203—222). Im Uebrigen erwartet er — und hier fallen die Aeußerungen des Verfs. mit andern, im Sinne eines humanistischen Realismus neuerdings in einem auch in diesen Blättern beurtheilten Werke mitgetheilten Ansichten zusammen — von einer Revision der Jugenderziehung, als dem einzigen jetzt möglichen Mittel die Wiedergeburt Deutschlands. Er eifert gegen das Latein, und spricht begeistert für Gymnastik und Naturwissenschaften. Auch erkennt man in dem durchgebildeten Verf. einen durch diese letztern ebensowol als durch Aesthetik formirten Geist, und er verdankt demselben jene herrlichen Bilder seines Styles, die wir, jedoch in üppigerer oft beleidigender Fülle, nur bei Görres in dieser Weise gebraucht, antreffen. Wir erlauben uns aber doch das Argument ad hominem gegen den Verf., daß er schwerlich, ohne jene frühe altvaterländische Bildung durch das Latein, zu seinem so classischen, bei allem Bilderreichthum mäßigen, und im besten Sinne nüchternen Style gekommen wäre, der uns jetzt nicht weniger in seiner Schrift zur Bewunderung stimmt, als deren Inhalt.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Lilien, von Karl Graf Vasquez. Wien, Collinger. 1831. 12. 16 Gr.

Nicht vom Geschlecht der hohen königlichen Blume, die, ein Bild reinster Unschuld, wie sehnsüchtig nach dem Himmel blickt, dem sie entstammt, nicht die erhabene weiße Gartenlilie ist das Urbild jener Erzählungen, bei denen man allenfalls an die gemeinen Wasserlilien denken mag, die ihr Plätzchen an feuchten Stellen und in Leihbibliotheken ausfüllen, das man ihnen gönnen kann, so lange sie sich nicht erkühnen, edlere Gewächse zu verdrängen.

2. Wintergrün. Taschenbuch für 1831. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine unterhaltende Geschichte, in dem eine reizende Hirtin von guter Erziehung, in geheimnißvoller Verbindung und Umgebung, ein seltsamer Bettler, unglücklich durch Schuld und Schicksal, den romantisch abenteuerlichen Theil übernehmen, während der komisch ergötzliche von einem jüngern bürgerlichen Edelmann, Landjunkern, Schulmeistern gar nicht übel verwaltet wird. Paul de Kock, der Verf. dieser Erzählung, im Original „La maison blanche“ genannt, ist schlüpfriger und atrocer, als er sich hier zeigt. Eine Vergleichung der Nachbildung mit dem Original, die Ref. nicht anstellen kann, wäre allein im Stande zu beurtheilen, ob diese Mäßigung Verdienst des Autors oder des Verdeutschers sei.

3. Maria, oder Wahrheit und Liebe. Eine Briefsammlung, mitgetheilt von S. J. F. Wendal. Münster, Theissing. 1830. 8. 18 Gr.

4. Pfarrer Trostheim und seine Freunde. Ein Briefwechsel, gesammelt von Demselben. Ebendas. 1830. 8. 1 Thlr.

5. Eugenius, oder Treu bis in den Tod. Von Demselben. Ebendas. 1830. 8. 12 Gr.

Alle 3 Bücher des nämlichen Verf. haben dieselbe Richtung, denselben Zweck, für den er die Form der Erzählung wählt, um ihn eingänglicher zu machen. Ein edler Geist, ein reines, schönes, liebevolles Gemüth will seine Mitmenschen der Ueberzeugung gewinnen, die Den beseligt, welcher sie in diesen Blättern niederlegt, er will von dem irrigen Pfad auf den wahren, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen, aber ohne Verketzerungssucht, blinden Eifer, kindisches Wortgeklingel; es geschieht aus innigem Herzensdrang, auf die würdigste Weise. Kein Hohn, keine Falschheit mischt sich in seine Zurechtweisungen der Andersdenkenden; was er den protestantischen Geistlichen vorwirft,

Schönrednerei, Rationalismus, Sucht, eher politische, philosophische, künstlich-rhetorische Vorträge zu halten als einfach-christliche, ist leider eine Wahrheit, die sich bei Vielen nicht wegstreiten läßt, so wenig wie bei den protestantischen Laien Lauigkeit im Glauben. Nicht Unwahrheit kann man dem Buche vorwerfen, aber Einseitigkeit; es erkennt an dem Protestantismus nur kalte Trübe, an dem Katholicismus nur erwärmendes Licht, verbirgt dort die helle, hier die Schattenseite. Wer auch dem Verf. nicht in jedem seiner Sätze beipflichten kann, wer aber gewohnt ist, die wichtigsten Fragen, die der Mensch an sich zu thun vermag, an sich ergehen zu lassen, sich zu prüfen, über Glauben, Offenbarung, Religion im höchsten Sinne nachzudenken, der wird an den trefflichen, zart empfundenen Ideen der sehr gut geschriebenen Bücher sich erbauen, ermuthigen und in Vielem mit den Ansichten des Verf. übereinstimmen, ohne jedoch sich den Dogmen seiner Kirche schlechthin zu unterwerfen.

6. Raphaele. Romantische Erzählung von Anna Lenz. Osnabrück, Rackhorst. 1831. 8. 6 Gr.

Artig vorgetragen, allein zu unbedeutend, der Erfindung, der Verwickelung und selbst der Körpermasse nach, um als ein selbständiges Werk zu gelten.

7. Neue Novellen von Leopold Schefer. Erster Band. 1. Der Unsterblichkeitstrank. 2. Der Seelenmarkt. Leipzig, Hartmann. 1831. 8. 2 Thlr.

Der Name Leopold Schefer auf dem Titel eines Buchs verkündet im Voraus Geistreiches, Originelles, aber auch Wunderliches, und eine zerstückte Schreibart, geflissentlich holperig, als wolle der Verf. zeigen, wie er die glatte Form, häufig das einzige Verdienst eines Buchs, verachte, und wol auch Die, welche der leeren Hülse sich erfreuen und das fehlende Mark gar nicht vermissen. Originelles und Geistreiches findet sich, beinahe zum Uebermaß, in diesen „Neuen Novellen", und dabei eine gefälligere Schreibart, zumal in der ersten, die eine der bedeutendsten Erscheinungen in der neuesten Literatur ist. Mit sinniger Wahl legte der Verf. ihren Schauplatz nach China, das Barocke, Wunderbar-Fantastische ist dadurch im Voraus gerechtfertigt; zwar sind Rücksichten auf chinesische Art und Weise und Oertlichkeit genommen, auch die seltsamen Begebenheiten erinnern durch ihre barocke Zusammensetzung an das Land mit seinen Glockenthürmen, Häusern von Rohr, üppigem Pflanzenwuchs und Vögeln mit metallglänzendem Gefieder. Charaktere, Gesinnung und Thorheiten sind die der heutigen Europäer, vor Allen unserer Landsleute, die schärfste Lauge ergießt sich über politische Verkehrtheiten von oben herab und von unten herauf, die der Fürsten, Priester des Volks werden ebenso scharfsinnig als gründlich, mit ernstem Humor beleuchtet, und der die Gebrechen der Zeit verbindende Faden, der in prunkende Floskeln sich verhüllende Egoismus, in seiner ganzen Blöße aufgedeckt, als trauriges Kennzeichen unserer Tage. Das Gemüthliche rettete sich in das häusliche Leben hinein, nicht leicht sind die zarten Beziehungen, die heiligen Gefühle der Aeltern- und Kindesliebe inniger empfunden, reiner und sinniger ausgedrückt worden, als es hier geschah. Die reichen Gedanken und Sittensprüche, die die Novelle schmücken, ihr Werth für alle Zeiten geben, spenden das Schönste und Edelste für diesen Gegenstand, schimmernd und anmuthig, daß jedes Album köstlich damit ausgestellt wäre, nur zu tief für die meisten. Das Heitere und Liebliche nehmen 2 Frauen über sich, von denen die ältere, bei manchen guten Eigenschaften, auf eine ergötzliche Weise befangen und herrschsüchtig ist. Die Hauptfigur repräsentirt das humoristisch-fantastische Princip: Semakuang genoß den Trank der Unsterblichkeit und Jugend, erleidet viele Anfechtungen, erblickt seine Frau als altes Mütterchen wieder, hat mehr Leiden als Freuden durch das Uebertreten der Naturgesetze, und endigt damit sich in einen Vulkan zu stürzen, wodurch er sich zum Geist erhöht. Die Ironie, welche leise in Semakuang's Erfüllung seiner Wünsche hineinspielt, ist nicht gleich herauszufühlen, und könnte sowie die erste Betrachtung thörichten überspannten Verlangens stärker hervortreten.

„Der Seelenmarkt" geißelt Nachdrucker und Recensenten. Kein Streich fällt daneben, und fast jeder ist ein verdienter. Geistreich ist auch diese Novelle, heiter ebenfalls nicht und an Tiefe und Innigkeit der Gedanken weit der ersten nachstehend.

8. Schriften von H. E. R. Belani. Dreizehnter bis funfzehnter Band. Die Creolin. 3 Theile. Braunschweig, Meyer. 1830. 8. 4 Thlr.

Riesenhaft wie die Pflanzenwelt in den Tropenländern hat der Verf. die materielle und intensive Kraft seiner Creolin abgeschildert. Wie schwindet die dauerhafte Gesundheit gewisser Romanen- und Melodramenheldinnen, die wir bewundern und beneiden, im Vergleich mit dieser! Sie leidet Schiffbruch, wird vom Erdbeben begraben, ficht, eine zweite Jungfrau von Orleans in den südamerikanischen Freiheitskämpfen mit minderm Erfolg als ihr Vorbild, ferner durchwandert sie die Savannen, hat Wasser- und Feuerproben wie weiland Prinzessin Pamina zu bestehen, mit dem bedenklichen Unterschied, daß Tamino keine Zauberflöte bei sich führt; einmal schwebt sie eine Weile zwischen Himmel und Wasser, um in Cadix von Außen das Fenster eines Gefängnisses zu brechen, hineinzuspringen und ihren Gemahl Miranda, nebst andern an Typhus leidenden Kranken sonder Beschwerde zu pflegen. Geringere Noth und Anstrengungen wollen wir gar nicht in Anschlag bringen, nur noch Madalenens geistige Drangsale in Erwägung ziehen; sie hat nämlich den nichtswürdigsten Menschen zum Vater, den sie verachten und doch ihre Kindespflicht gegen ihn üben muß. Dann verfolgen sie der wollüstige, despotische, ränkesüchtige Bolivar, und der Abschaum der Menschheit, der Neger Boves mit ihrer Brunst, die sie Liebe zu nennen belieben; sie muß dem Geliebten entsagen, dem ungeliebten Miranda die Hand reichen und einen geheimen Verehrer auch bei guter Laune erhalten, was bei dem heißblütigen Indianer keine geringe Aufgabe ist. Das Alles übersteht sie, ohne daß ihrer Schönheit ein Haar gekrümmt wird; sie kann als Witwe den einzigen Geliebten, Ferrand, einen deutschen Arzt, der, wie sichs ergibt, ihr Vetter ist, zur rechten Stunde Witwer wurde, heirathen und in vergnüglicher Ruhe mit ihm am Rhein leben. Ferrand hat durch mindere Dauerhaftigkeit seine Jugendjahre in Deutschland abzubüßen. Er ermattet bei den Beschwerden und kann seiner Huldin nicht so unablässig beistehen, wie der letzte Abkömmling der Ynkas, Alfonso, der unmittelbar, nachdem er eine Art von Tortur ausgestanden, ungeheuere Thaten vollführen kann, und, trotz einem Zauberer in der Pantomime, der bedrängten Colombine stets hülfreich zur Seite steht, sogar dann, wenn er kurz zuvor noch weit von ihr entfernt war. Wir verlassen ihn in einem unbekannten Gebirgsthal bei Quito, als Kaziken, mit einer hübschen Landsmännin vermählt.

Es tobt und braust in der Erzählung so gewaltig, die bunte, stets wechselnde Scenerie läßt keine Besinnung aufkommen, daß es kaum möglich ist, die nachlässige Schreibart zu bemerken, die groben Verstöße gegen das Geschichtliche, namentlich die Ungerechtigkeit gegen Bolivar. Die Uebertäubung kann auf einem Punkt dem Verf. Nachtheil bringen: die gut gezeichneten Volksscenen, welche das Wankende in der Gunst der Menge, das Gräßliche der Pöbelherrschaft mit starken, aber wahren Farben zum warnenden Beispiel aufstellen, gehen ebenso schnell vorüber wie alles Uebrige, ein unbestimmtes Bild in der Erinnerung zurücklassend. 84.

Bevölkerung und Uebervölkerung.

Eine der wichtigsten Fragen der Politik ist die, wenngleich früher schon mehr als einmal aufgeworfene, doch erst seit dem Ende d. vor. Jahrhunderts durch Malthus zum Gegenstande der allgemeinen Sorge aller Staatsmänner erhobene Streitfrage: Ist es rathsam, die Zunahme der Bevölkerung zu befördern oder zu hindern. Ist, sofern von Seiten des Staates keines von beiden geschieht, sondern der Natur ihr Lauf überlassen bleibt, eine Uebervölkerung zu fürchten, oder wird die noch

so sehr vermehrte Bevölkerung immer noch hinreichenden Raum finden? Dem einfachen gesunden Menschenverstande scheint die Lösung dieser Fragen leicht. Sobald die Menschen auf irgend einen gegebenen Raum beschränkt sind, wird er antworten, so ist es freilich denkbar, daß Umstände eintreten, durch welche sie vermocht werden, sich so sehr zu vermehren, daß zuletzt kein Raum mehr für sie bleibt. Aber zum Glück ist die Welt nicht mit Bretern verschlagen. Auf der Erde gibt es noch so viele weite und fruchtbare Landschaften, daß man nur die überzählige Bevölkerung aus dem Lande zu schicken braucht, um aller Noth abzuhelfen. Aber selbst, wenn dies nicht thunlich wäre, darf man nur nicht durch unzeitige Begünstigungen die Vermehrung der Menschen befördern, so werden diese schon von selbst merken, ob sie im Stande sind, außer ihrer Person auch noch Weib und Kind zu ernähren; und wenn sie sich sagen müssen, daß sie dies nicht im Stande sind, werden sie sich wol hüten, durch übereilte Heirathen die Bevölkerung zu vermehren. So würde unserer Meinung nach der gesunde Menschenverstand antworten. Malthus begnügte sich indessen mit dem einfachen Menschenverstande nicht. Er entdeckte durch eine scharfsinnige Berechnung, daß die Bevölkerung im Allgemeinen sich in einem geometrischen, die gleichzeitig zunehmende Production des Bodens nur in einem arithmetischen Verhältniß vermehre, oder das Menschengeschlecht wie die Zahlen 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, die Nahrung desselben nur wie 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10; sodaß, wenn beide ohne eine äußere Hemmung fortschritten, die Bevölkerung der Erde sich von 1000 Millionen auf 500,000 Millionen vermehrt haben würde, während nur für 10,000 Millionen Nahrung vorhanden wäre. Freilich ein furchtbarer Prospectus, der eine menschenfreundliche Regierung leicht zu der Annahme des bekannten Weinhold'schen Systems veranlassen könnte. Aber worauf beruht die Berechnung, welche zu so grauenvollen Resultaten führt. Malthus nimmt zur Grundlage derselben die Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten. Diese hat sich, seiner Behauptung nach, binnen 25 Jahren verdoppelt; folglich, schließt er, muß sich die Bevölkerung, wenn der Vermehrung derselben kein Einhalt geschieht, überall binnen 25 Jahren verdoppeln. Binnen 5 Jahrhunderten, folgert ein Bewunderer der Malthus'schen Theorie weiter, würden sich die Bewohner eines jeden Landes um das Millionenfache ihrer gegenwärtigen Zahl vermehren. England müßte in 500 Jahren 12 Millionen Millionen Einwohner haben, wobei nach einer mäßigen Berechnung auf jede Familie ungefähr ein Quadratzoll Land käme. Ueber eine Berechnung dieser Art kann man nur lachen; denn Jedermann sieht klar, daß, da die Welt schon volle 6000 Jahre steht, ohne übervölkert zu sein, die Wahrscheinlichkeit außerordentlich gering ist, daß sie in 500 Jahren übervölkert sein werde. Auf alle Fälle könnte man die Sache daher abwarten. Aber unsere weisen Staatsmänner haben nicht so gedacht. Sie sind vor den Zahlen des Hrn. Malthus erschrocken, und um nach 500 Jahren nicht verhungern zu müssen, haben sie an vielen Orten allen Ernstes daran gearbeitet, der zunehmenden Bevölkerung einen Damm entgegenzusetzen, das Heirathen so viel als möglich zu erschweren u. s. w. In England, wo die Malthus'sche Theorie gleichfalls viele Freunde fand, kommt man neuerer Zeit immer mehr davon zurück; und statt die Menschen zu verhindern, Menschen zu sein, hat man, da in einzelnen Districten unleugbar Uebervölkerung eintrat, auf ein vernünftiges Mittel gesonnen, die überflüssige Menschenfülle abzuleiten. Dies geschieht auf die einfachste Weise durch Auswanderung; in dem Hause der Gemeinen ist erst kürzlich eine Bill eingebracht worden, die Regierung möge veranlaßt werden, die Auswanderung nach den britischen Colonien auf jede Weise zu erleichtern. Frankreich hat jetzt, in seiner Eroberung von Algier, einen herrlichen Abzugscanal für seine überflüssige Bevölkerung gewonnen, und vielleicht erleben wir es noch, daß jenseits des mittelländischen Meeres ein zweites Frankreich erblüht. Wir armen Deutschen freilich, ohne Schiffe, ohne Colonien sind übel daran; aber da in einigen Gegenden die Kriegslust sich so gewaltig regt, so dürfen wir hoffen, daß die tapfern Herren, wenn es bei uns Friede bleibt, sich von den Engländern eine Flotte borgen und mit derselben uns gleichfalls einige Colonien erobern. So lange dies nicht geschehen ist, mögen unsere biedern Landsleute, wenn es ihnen in der Heimath zu eng wird, wie bisher, in fremde Länder wandern. Vor einer Hungersnoth aus Uebervölkerung können wir jedenfalls noch unbesorgt sein.

168.

Notizen.

Die Göttin Cholera.

Die hindostanische Brechruhr ist, so viel man ermitteln kann, erst ein Kind der neuern Zeit und hat hauptsächlich von den Inseln Java und Sumatra ihre verheerenden Wanderungen nach Norden angetreten, weshalb sie unter den Völkern der südlichen Halbinsel am bekanntesten und gefürchtetsten ist, während die ältere Literatur eine ähnliche Seuche nicht kennt. Die Cholera wird bei den Bhills und andern rohen Stämmen des Dekkan als eine Göttin gesühnt, hat ihr eignes, roth oder schwarz angestrichenes, Idol, welches oft nur aus einem Baumstamme oder Steine besteht und führt den Namen Bhulbâmata, vielleicht schwarze Mutter, wie die Pockengöttin Sitamata, weiße Mutter, heißt. Bei den Tamulern wird jene Göttin Ola Bibi genannt.

Zigeuner.

Wie wahr es sei, daß ein gründliches Sprachstudium endlich auch die dunkelsten Probleme lösen könne und demnach als die erste und sicherste Grundlage aller historischen Forschung betrachtet werden müsse, dies hat sich wol in der neuesten Zeit bei der Untersuchung über den merkwürdigen Volksstamm der Zigeuner am glänzendsten bewährt, insofern allein die Sprache es gewesen, welche zuerst zu der Quelle derselben hinleitete und die schwachen geschichtlichen Spuren ihrer Wanderung wiederauffrischte. Als die Zigeuner, welche gegenwärtig nur noch sporadisch in Europa umherstreifen, im 15. Jahrhunderte von Kleinasien herabströmten und unter eignen Herzögen in zahlreichen Zügen, die sich in der Schweiz sogar bis auf 14,000 Individuen beliefen, mit ihren Viehheerden über alle Länder des Westen sich ausbreiteten, da wurden sie bald als Aegypter, Aethioper, koptische Christen, bald als Tataren, Juden aus dem babylonischen Exil oder Hussiten angesehen und die jedesmalige Meinung mit einer Menge von Scheingründen verfochten. Den sichersten Weg, ihre Heimath mit Hülfe ihres Idioms, zu erforschen, schlug zuerst Rüdiger ein: es führte ihn nach Hindostan und Grellmann sammelte dazu die weitern Belege, aus dem Charakter und der Geschichte der Zigeuner entnommen. Die Briten endlich fanden in Indien Gelegenheit, alle diese Thatsachen zu beglaubigen, und was so von allen Seiten sich ermittelt, bedarf nur noch einer sorgfältigen Sichtung und Zusammenstellung, um ein reines Factum aus dem 15. Jahrhunderte zum Belege für die Möglichkeit früherer indischer Wanderungen zu gewinnen. Ref. ist im Besitze reicher Materialien, welche von Professor Kraus in Königsberg über die Sprache der Zigeuner gesammelt wurden, und gedenkt sie zu verarbeiten. Anziehend wird diese Mundart dadurch, daß der vierte Theil derselben als den eigentlich ursprünglichen Kern oder als dasjenige Idiom sich offenbart, welches ähnliche Pariastämme in Hindostan reden; daß die Hälfte des Wortvorrathes aber auf das Sanskrit zurückgeht und endlich das letzte Viertheil aus allen denjenigen Sprachen besteht, durch deren Gebiet, von Persien herab, die Zigeuner gezogen sind.

179.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1831.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Wilhelm findet Friedrichs Vorschläge allzu deutsch, d. h. zu langsam wirkend. Er beharrt darauf, das Beste von Preußens Supremarie zu hoffen, wenn es zu rechter Zeit den Uebergang von unumschränkter Selbstherrschaft zu einem zeitgemäßen constitutionnellen System findet und die beschränkte preußische Nationaleitelkeit allmälig zu einem deutschen Nationalgefühl erweitert. Das Beste hofft er von einer rechten Einsicht bei Fürsten und Volk, dann wäre ein Project zur Vereinigung leicht gefunden.

Es dürften nur z. B. die Landstände, welche (mit Ausnahme Oestreichs) in allen deutschen Ländern eingeführt sind, oder nach der Bundesacte eingeführt werden müssen, nach Verhältniß der Menschenzahl, die sie repräsentiren, aus der Mitte ihres Landes eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten zu einem deutschen Bundestage wählen, der sich am Sitze der preußischen Regierung versammelte und die Bestimmung hätte, alle gemeinsamen Interessen Deutschlands zu vertreten und durch Gesetze, deren Initiative ihm zustände, festzustellen.

Ihnen gegenüber sollte dann die preußische Regierung (?) die übrigen Fürsten in gleicher Art, wie die Bundesversammlung das deutsche Volk, repräsentiren und Vollstreckung der für ganz Deutschland verbindlichen Bundesbeschlüsse garantiren (S. 223—229).

Friedrich erwidert, daß, so lange das deutsche Volk in der politischen Bildung und Aufklärung noch so gar weit zurücksei, es unnütze Selbstquälerei wäre, sich Hoffnungen hinzugeben, zu deren Erfüllung für jetzt noch alle Voraussetzungen fehlen. Er hält Preußen nicht für den gottgesandten Retter in der Noth, er glaubt es nicht stark genug, eine dauernde Schutzmauer gegen Frankreich zu bilden. Aber so lange Oestreich schlummert und Preußen noch nicht ganz für Deutschland gewonnen ist, erscheint es ihm als ein wahres Glück für die deutsche Nation, daß noch ein bedeutendes Gebiet von Ländern übrig ist, die sich doch soweit entwickeln können, daß der Geist der neuen Zeit in Deutschland nicht erstirbt, die eine geistige Schutzwehr gegen fremde Anmaßungen bilden und in welchen die politische Aufklärung wohnt. Diese Bildung wird — so hofft er — allmälig allgemein werden, und Deutschland ist bestimmt, dereinst alles geistige Eigenthum der Menschheit zu sammeln und zum Gemeingut für das ganze Geschlecht in wahrhaft weltbürgerlichem Sinne zu weihen (S. 233—247).

Wenn ich Dich — antwortet Wilhelm, auf die glänzende Ausführung dieses Gedankens — um Etwas bitten dürfte, so wäre es Das, mir nie wieder von dem Weltbürgerthum der Deutschen, diesem armseligsten Trost der Armseligkeit, zu reden. Was helfen alle schönen Worte, wenn sie nicht hinreichen, unsere Schande zu bedecken? Was hilft uns die Ueberzeugung, der Ausbund der Menschheit zu sein, wenn außerhalb Deutschland Niemand daran glaubt? Und überdies, gerade wenn die Deutschen zu kosmopolitischer Wirksamkeit berufen sind, ist es um so nothwendiger, daß sie nicht aufhören eine Nation zu sein, weil sonst ihr ganzes Weltbürgerthum nichts Anderes ist, als das Uebergehen und Zerfließen in fremde Nationen.

Um aber zur Nationalität zu gelangen, genügt das blinde Vertrauen auf die Wege des Schicksals nicht. Wir müssen etwas wollen, nur dann dürfen wir hoffen, daß das Glück uns beistehen und das Schicksal selbst den rechten Weg zeigen werde (S. 265—274).

Im Heidenthum herrschte auch im Staats- und Völkerleben die Nothwendigkeit.

Es galt für natürlich und nothwendig, daß ein Staat auf Kosten des andern bestehe; daß der stärkere den schwächern unterdrücke, beraube und von diesem Raube sich erhalte; daß im Staate selbst die Freiheit ihr Dasein nur der härtesten Sklaverei verdanke, und von Griechen und Römern wurden ihre Sklaven mit einer Grausamkeit behandelt, die hinlänglich zeigt, daß sie sich der Möglichkeit eines Unrechts gegen sie gar nicht bewußt gewesen sind. Princip des Christenthums ist es dagegen, daß kein Staat dem andern, kein Stand dem andern, kein Mensch dem andern aufgeopfert werden soll, sondern das Gesetz der Liebe verlangt, daß keiner verloren gehe.

Dieses letzte Wort führt den Briefsteller auf die geplagte Classe der Arbeiter und des Bauernstandes, welche das Alles compensirende System unserer Philosophie so sorglos aufopfert. Wol weiß der Verf., „daß nicht die Unvernunft und die Gemeinheit, sondern die Intelligenz und die Tüchtigkeit die Welt regieren müssen, und daß es nichts Schlimmeres gibt, als einen frechen Pöbel, der seinen Willen zum Gesetze macht und überall nur Seinesgleichen anerkennt". Aber gerade nur auf der Grundlage einer gesicherten physischen Existenz gedeiht auch das höhere geistige Leben, und darum begehrt jeder Staatsbürger mit Recht den nöthigen Spielraum zur Arbeit, die erfoderliche Freiheit zum Wirken, Lohn und Gewinn für seine Anstrengungen. Und hier liegt der eigentlich zwingende Grund,

warum eine Veränderung des politischen Zustandes der Deutschen zu wünschen ist. Der traurige Zustand der großen Masse der Bewohner Deutschlands, ihres Stamms und Kerns, des ackerbauenden Volks, kann nicht anders werden, so lange Deutschlands Zustand bleibt, wie er jetzt ist.

So lange jedes kleine Ländchen die ungeheuern Anfoderungen, welche man bei dem jetzigen Culturstand an den Staat in Gesetzgebung und Verwaltung, Kriegswesen, öffentlichen Anstalten und Pflege von Kunst und Wissenschaft zu machen berechtigt ist, aus eignen Mitteln ganz allein bestreiten soll; wenn daneben noch ein maßloser Fürstenprunk den angenommenen Schein der Größe unterstützen und die falsche Ehre retten soll, so muß der Druck der Abgaben und öffentlichen Lasten alle Lebenskraft des Volks erschöpfen. Vergebens, daß man das Uebel, das man zu fühlen anfängt, durch ängstliche Sparsamkeit im Einzelnen, durch eine aufmerksame Rechtspflege, strenge Ordnung und verbesserte Gesetzgebung zu verringern, das Gewicht der Staatslasten durch gleichere Vertheilung und durch mildere Verwaltungsformen zu erleichtern sucht. Es wäre undankbar und ungerecht, die Gutmüthigkeit deutscher Regierungen verkennen zu wollen, und daß muthwillige Bedrückungen, schreiende Ungerechtigkeiten und höhnischer Uebermuth ohnehin zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, wird kein Billigdenkender zu leugnen begehren. Der Fehler liegt im System, und ohne daß dieses von Grund aus geändert wird, ist keine Abhülfe möglich.

Der Verf. wagt es, die Abhülfe von den deutschen Fürsten, und von ihnen allein zu erwarten.

Den Uebergang zum Bessern einzuleiten, scheint nur dadurch möglich, daß Deutschlands Fürsten sich um eine Stufe tiefer und ihren Unterthanen wieder näher stellen, indem sie unter einer gemeinschaftlichen Bundesfahne zum Wiederaufbau des gemeinsamen Vaterlandes sich brüderlich die Hand reichen.

Er thut dies, nachdem er uns mit Worten, deren Wahrheitseifer ihnen den Stachel der Bitterkeit nimmt, ohne Scheu und Schonung vor den Abgrund hingestellt hat, der nach seiner Ueberzeugung sich vor uns aufgethan.

In die tiefern Kreise der Gesellschaft muß man hinabsteigen, in der Hütte des Landmanns muß man sich umsehen, wenn man das Elend, welches eine unselige Zerstückelung über Deutschland gebracht hat, in seinem ganzen Umfang ermessen will. Dort ist zu sehen, wie das fleißigste Volk der Erde kaum so viel erwirbt, um gegen Hunger und Kälte nothdürftig geschützt zu sein, wie die kräftigsten Naturen durch harte Entbehrungen und unnatürliche Anstrengung vor der Zeit altern und in stündlichem Kampf und Ringen um die elendeste physische Existenz sich aufreiben, wie Tausende von Vätern den Tod ihrer verkrüppelten Kinder als eine Gunst des Himmels, ihren eignen aber mit der stumpfen Fühllosigkeit des Leibeignen ansehen, wie die Tröstungen des Glaubens nicht mehr hinreichen, ihre Verzweiflung zu dämpfen, wie ein thierischer Rausch ihre einzige Erholung und manches der gemeinsten Lebensbedürfnisse für sie ein unerschwinglicher Luxus geworden ist. Warum tritt denn nun in den Versammlungen der Stände Niemand auf *), der den Fürstenschmeichlern zuruft, dieses Schauspiel zu betrachten — warum fragt Keiner, ob denn dieser Jammer ewig dauern und Millionen Menschen wie das Ackervieh sich quälen sollen, nur damit die Herrschenden und Bevorrechteten von dem gemeinen Loos der Sterblichkeit nie Etwas erfahren, und irdische Speise den ekeln, an Nektar und Ambrosia gewöhnten Gaumen der Erdengötter nicht beleidige?

Darum, will er, soll man die Landbewohner behutsam und mit Klugheit der bessern Zukunft entgegenführen, sie nicht durch fortgesetzten Druck gewaltsam aus dem Seelenschlummer wecken, nicht muthwillig in ihnen die letzten Reste frommen Glaubens und treuer Anhänglichkeit zerstören.

Denn noch lebt in diesen Menschen jene Religion der Treue, die in aufopfernder Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus einen Gottesdienst begeht. Noch würden Tausende von ihnen auf den ersten Ruf den Fahnen ihres bedrohten Landesherrn zueilen und Blut und Leben für ihn einsetzen. Aber diese Pietät schwindet täglich mehr und wird bald ganz verschwinden, wenn es fortgeht wie bisher. Die ersten, halbverstandenen Laute von den Rechten, die man ihnen vorenthalten, haben schon den Weg zu ihrem Ohr gefunden, sie sind aufmerksam und mistrauisch geworden, tausend Uebelwollende sind geschäftig, das Feuer zu schüren und anzublasen.

Daß der edle Verf. dieses Werkes, das nicht aus unserer Mosaikarbeit beurtheilt, sondern von Anfang bis zu Ende durchgelesen und durchdacht sein will, nicht zu jenen Uebelwollenden gehört, zeigt noch mehr Geist und Ton der ganzen Schrift, als die zuletzt angeführten Worte, und der philosophische Theil insbesondere, sowie die im höchsten Sinne deutschen Gedichte, von welchen in einem zweiten Artikel die Rede sein soll, geben dafür den unwidersprechlichsten Beweis. Und gewiß ist, daß nicht Männer vom Genie und Gemüthe unsers Verfs., auch wenn sie Unwillkommenes sagen, die Feinde der Fürsten sind; daß es vielmehr Diejenigen wären, die ihre Worte aus der Wurzel reißend und vergiftend, daraus ein Mittel bildeten, ihre Herren der Wahrheit abgeneigter zu machen und mistrauischer Gewaltsamkeit zuzuwenden. Aber freilich in die Kreise der gewöhnlichen vornehmen Welt und der leichtsinnigen Freude tritt dieser fremde Gast mit Gigantenschritt herein, und auf welche Weise man auch seiner lästigen Gegenwart loszuwerden sich bestreben mag, und wenn man ihn noch so zuversichtlich ein Gespenst oder Traumbild nennt; vergebens!

Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge. 187.

Die Ungarn wie sie sind. Charakterschilderungen dieses Volkes in seinen Verhältnissen und Gesinnungen. Von August Ellrich. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr. *)

Der Verf. hat ganz Recht, wenn er in dem Schlußwort seines Werkchens meint, man werde nach Durchlesung desselben fragen, wer denn der Mensch eigentlich sei, den wir bald an der Tafel der Magnaten und Bischöfe, bald in einer Tabagie, bald auf den Alpen, bald auf dem Alion sehen, und den wir von Ungarns Verfassung und von Tänzerinnen, von Bauern und Adeligen, Offizieren und Schauspielern sprechen hören. Er sagt, er sei ein Genremaler, und wir gestehen, daß er mit seiner scharfen Feder ebenso kecke als ansprechende Figuren und Landschaften, Sittengemälde und Charakterskizzen zu zeichnen weiß, und daß er, wenn er es darauf anlegte, durch die Farbengebung zu glänzen, es zu einem hohen Grad von Vortrefflichkeit bringen könnte. Wir bezweifeln nicht, daß der Künstler Zugang bei den Großen und Bischöfen Ungarns finde; glau-

*) Seitdem ist es in Baden geschehen.

*) Vgl. eine Anzeige in Nr. 131 d. Bl. D. Red.

den aber darum nicht geradezu, daß der Verf. als Maler im eigentlichen Sinne des Wortes sich bei ihnen Eintritt verschafft habe. Kurz, der Verf. ist nicht Der, der er scheinen möchte, und wenn uns einige Blicke unter die Maske nicht getäuscht haben, so rühren die „Ungarn wie sie sind" von einem Manne her, der auch mit England sich in neuerer Zeit ziemlich vertraut bewiesen und dem Publicum, selbst nach der Behauptung von Recensenten, keine unbedeutende Gabe geboten hat, indem er seine ergötzlichen Briefe aus der Unterwelt an die Oberwelt beförderte. Wir sind, offen zu reden, der Ansicht, der Verf. vorliegenden Buches sei mit dem Verf. der „Briefe eines Verstorbenen" eine und dieselbe Person. Irren wir, so kann sich der Verf. der „Ungarn wie sie sind" nur geschmeichelt finden; der Schatten des Verstorbenen aber wird uns nicht zürnen noch auch beunruhigen, da er uns in der Geisterstunde selten zu Hause finden dürfte, obgleich damit nicht gesagt sein soll, daß sein geistreicher Besuch uns nicht zu jeder Stunde angenehm wäre.

Bei Leuten, welche ein Buch nach Titel und Vorwort oder Vorrede beurtheilen, wird unser Verf. wenig Glück machen, denn der erstere ist etwas abgenutzt und durch Stümper und Compilatoren in Miscredit gekommen; in mehren solchen Ländern und Städten wie sie sind erfährt ein erfahrener Leser entweder nichts Neues, oder er lernt höchstens, wie sie nicht sind. Auf ein Vorwort oder eine Vorrede ließ sich der Verf. nicht ein, und daran that er sehr wohl. Die Rec. machen sich es in neuerer Zeit so bequem, daß ein Schriftsteller genöthigt ist, alles Salz seines Geistes in der Vorrede zu concentriren, um dem Rec. Achtung einzuflößen — ein Verfahren, bei welchem die eigentlichen Leser nur verlieren, da das der Vorrede Zugewendete natürlich dem Buche entzogen wird; diesem Nachtheil entgeht man, wenn man keine Vorrede schreibt, man müßte denn eine andere Auskunft wählen und durch die Vorrede den Rec. auf alle Weise irreführen, sodaß er, wenn er dem Vorwörtler blinden Glauben schenkt, sich dem Spotte des Publicums preisgibt. Die Einleitung, welche unser Verf. vorausschickt, springt so schnell in medias res, daß man sie mit den wenigen Ouverturen neuerer Opern vergleichen kann, welche mit der Oper selbst in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Gegen die hier aufgestellte Behauptung, daß Ungarn zuverlässig eines der schönsten Länder Europas sei, und die w a h r e n Ungarn zu den interessantesten Völkern des Erdbodens gezählt zu werden verdienten, läßt sich Vieles einwenden, was jedoch durch die Bemerkung beseitigt wird, daß schön und interessant relative Begriffe sind. Die Schönheit des Landes betreffend, so läßt sich der Verf. auf keine Art von Beweis ein; in Hinsicht des Interessanten der Nation aber ist das Buch selbst der sprechendste Beweis.

Unter den Abschnitten des Werkes, welche uns am meisten angesprochen haben, nennen wir vorzugsweise den ersten: „Nationalstolz und Charakter der Ungarn" überschrieben. Der Verf. bemerkt, der Ungar sei der Ansicht, man spreche im Paradies ungarisch und dürfe nur in ungarischen Beinkleidern dort erscheinen. Die Basken haben eine ähnliche Meinung von ihrer Sprache und glauben, wenn wir nicht irren, man spaziere in Eden auf Stelzen umher, weil sie sich derselben so häufig bei ihren Sumpfpromenaden bedienen. Bei der ausführlichen Schilderung der verschiedenen Stände zeigt der Verf. sein Talent als Genremaler in glänzendem Lichte; Niemand wird geschont, am wenigsten aber der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, welche sogar nebst den Offizieren und Soldaten zu den Nichtungarn gerechnet werden. Die vornehmen Ungarn scheinen den reichen Leuten in Irland ziemlich gleich zu stehen: wie diese für ein Lächeln vom Throne, oder auch nur von einer ministeriellen Lippe die Seligkeit, von Hunderten angebetet und als Wohlthäter verehrt zu werden, hingeben und in London kriechen, während sie in Erin's Land wie kleine Könige, stolz und frei daherwandeln könnten; wie sie nur ebenso lange in ihrer Heimath bleiben, bis das nöthige Geld, der Schweiß der Armen, herbeigeschafft ist, das sie in dem Auslande vergeuden; wie sie, mit alle ihrem Gelde, in den glänzenden Kreisen Londons doch nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen und die Zielscheibe des Witzes der jungen Leute von Ton sind: so leben auch die reichen Ungarn mehr in Wien als zu Pesth oder auf ihren Gütern; haben in Wien Paläste und Schulden, lassen sich in Wien prellen und zum Besten haben, besuchen ihre Heimath nur, wenn sie Geld brauchen, und verkaufen ihre Seele und vielleicht etwas Besseres für ein Ordensband. Auch bei dem Abschnitte, wo der Geistlichkeit erwähnt wird, dachten wir abermals unwillkürlich an das arme Irland: der Primas von Ungarn und die Erzbischöfe beziehen Jahrgehalte, von den füglich viele Tausende leben könnten, sowie in Irland — doch das gehört nicht hierher, und die nächste Zeit dürfte auch eine Aenderung hervorbringen.

Unser Verf. zeigt für die magyarische Sprache eine Vorliebe, welche nur Der nicht übertrieben nennen wird, welcher das Ungarische von schönen Frauen sprechen hörte, obgleich nicht geleugnet werden darf, daß sogar das Holländische, von schönen Lippen gesprochen, nicht ganz unangenehm klingt. Was der Verf. über die geistige Bildung des Volkes beibringt, klingt jedoch weniger angenehm als die süßen magyarischen Laute von schwellenden Korallenlippen gehaucht. Es sei, meint unser Genremaler, zwar in Ungarn nicht, wie in einigen andern Staaten diesseits des stillen Meeres, verboten, die Kinder der Bürger und Bauern in die Schule zu schicken, allein es bekümmere sich auch Niemand darum, ob sie dieselben besuchen, und so sei es ganz natürlich, wenn die lieben Kleinen zu Hause blieben; so komme es denn, daß die gefährlichen Künste des Lesens und Schreibens in Ungarn nicht verbreiteter seien als in Sardinien, Frankreich und England. Bei dem nicht glänzenden Zustande der sämmtlichen höhern und niedern Lehranstalten ist es nicht zu wundern, wenn die geistige Bildung selbst der höhern Classen vernachlässigt ist. Für die sogenannten praktischen Wissenschaften wird jedoch manches Förderliche gethan, und unser Verf. hätte billig sein und dessen gedenken sollen; im übrigen sind die Gymnasien und Universitäten ziemlich vernachlässigt, und es wird noch mancher Jahrzehnde bedürfen, um diese Anstalten mit manchen deutschen auch nur entfernt in Vergleichung bringen zu dürfen. Ueber die Literatur der Magyaren schweigt der Verf. fast ganz, indem er, wie er sagt, sich nicht mit fremden Federn schmücken will und sich mit einer Sache, die er nicht versteht, nicht gern befassen mag. Indem er hinsichtlich der magyarischen Dichtkunst auf Franz Toldy's „Handbuch der ungarischen Poesie" (Pesth, 1828) hinweist, bemerkt er, daß die Gelehrtengesellschaft zu Siebenbürgen gebunden gewesen sei, ihre Sitzungen in Gegenwart eines Regierungscommissairs zu halten, daß aber schon nach der ersten Sitzung eine Suspension aller solcher Zusammenkünfte erfolgt sei und die versprochene weitere Verfügung in diesem Betreff bisher vergeblich erwartet werde. Ferner ist es auffallend, daß die meisten in Toldy's „Handbuch" aufgeführten neuern Dichter Ungarns augsburgischer oder helvetischer Confession sind, daß mehre derselben manche unangenehme Schicksale gehabt, und längere oder kürzere Zeit in deutschen oder ungarischen Festungen hingebracht haben. Wir können den Grund dieses Verfahrens gegen die magyarischen Poeten so wenig angeben, wie unser Verf. oder Toldy selbst, pflegen aber Alles von der besten Seite zu betrachten, und muthmaßen daher, daß man das Beste der Literatur dabei im Auge gehabt hat. Hitzige Dichterköpfe haben mit hitzigen Weinen viele Aehnlichkeit, daher sie auch letztere ungemein lieben; diese werden an kühlen Orten nicht nur gegen Verderbniß gesichert, sondern sie gewinnen auch durch einen solchen Aufenthalt bedeutend an Feuer, Farbe, Geschmack und Frische — Eigenschaften, die kein Dichter in zu hohem Grade sich aneignen kann. Sodann ist Einsamkeit, wie Jean Jaques dies weitläufig erörtert und an sich selbst erprobt hat, die beste Mutter und Amme großer Gedanken, und unsern meisten jungen deutschen Dichter, welche da singen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, könnten einige Jahre Festungshaft, wo sie gehalten würden, die Alten zu studiren,

ihre Muttersprache gründlich zu erlernen und sich in der Metrik, statt ihre Leser in der Geduld gehörig zu üben, durchaus nicht schaden. Endlich ist es den meisten großen Dichtern auf der Welt so schlecht ergangen, daß es die Pflicht aufgeklärter Staaten, denen die Poesie am Herzen liegt, sein dürfte, keimende Talente auf alle Weise zu quälen, und sie so lange im Mistbeet der Noth und der Schikane stecken zu lassen, bis sie sich selbst Bahn brechen zu dem Lichte der Freiheit und der Freiheit des Lichtes.

Wir bedauern aufrichtig, wegen Mangels an Raum und Zeit, den Verf. nicht in die ungarischen Theater und Kaffeehäuser, zu den Bischöfen und Tänzerinnen begleiten zu können, rathen aber den Lesern, sich seiner Gesellschaft anzuvertrauen, und sind im Voraus ihres Dankes gewiß. Bei der großen Menge von Büchern aller Art, welche sich Jedem, der auf einige Belesenheit Ansprüche machen will, jetzt aufdrängen, gereicht es einem Buche zu vorzüglichem Lobe, wenn man es 2 Mal mit Aufmerksamkeit durchgeht, und wir bekennen, daß dies bei uns der Fall war, und daß uns die zweite Lecture nicht weniger Vergnügen gewährte als die erste. Auf der andern Seite dürfen wir aber auch nicht verhehlen, daß der Verf. zuweilen etwas prolix ist und sich auf Dinge einläßt, die sich recht hübsch lesen lassen, mit der Sache selbst aber nicht im geringsten Zusammenhange stehen. 92.

Die ostindische Gesellschaft in England.

Ueberall eilt das Reich der Monopole seinem Ende entgegen. Eines der großartigsten, was je existirt hat, das Handelsmonopol der ostindischen Gesellschaft in England, dürfte nach den Verhandlungen, die bisher in Bezug auf dasselbe im britischen Parlamente stattgefunden haben, keiner Erneuung entgegensehen. Schon im Jahre 1813, als die letzte Erneuung desselben erfolgte, wurde der Handel mit Ostindien allen Unterthanen des britischen Reiches freigegeben, und nur der Verkehr mit China wurde der ostindischen Gesellschaft noch ausschließlich vorbehalten. Damals erklärten die Vertheidiger der Gesellschaft, und in der That eigentlich diese selbst, es sei unmöglich die Ausfuhr britischer Güter nach Ostindien zu vermehren, die Compagnie erleide bei diesem Handel bereits einen beträchtlichen Verlust und die Eröffnung desselben für die allgemeine Concurrenz werde keine andere Folge haben, als die Kaufleute, die sich damit befaßten, zu ruiniren und viele Tausend industriöse Menschen an den Bettelstab zu bringen. Diese Behauptung, die freilich auf den ersten Blick dem gesunden Menschenverstand zu widersprechen scheint, wurde durch eine Menge gewichtiger Ziffern belegt. Die Erfahrung sprach leider für den gesunden Menschenverstand und gegen die Ziffern. In dem letzten Jahre des ausschließlichen Handels der Compagnie betrugen die Ausfuhren nach Ostindien, die damals ihr Maximum erreicht haben sollten, 870,177 Pf. St.; und im Jahr 1819, 4 Jahre später, nachdem der Handel freigegeben worden war, betrugen sie bereits 3,052,741 Pf., im J. 1828 sogar 4,701,784 Pf. St. Ungeachtet dieser factischen Widerlegung behauptet die Compagnie jetzt in Betreff ihres Verkehrs mit China dasselbe, wie früher über den ostindischen Handel. Der Verkehr mit Ländern, deren Bevölkerung man beinahe auf ein Drittheil des menschlichen Geschlechtes berechnet, soll den Briten nur mittelst einer geschlossenen Gesellschaft möglich sein. Warum? begreift man nicht, da die Amerikaner, Holländer, Dänen ihre Verbindung mit diesen Ländern nicht den geringsten Beschränkungen unterworfen und, so viel uns bekannt, sich bisher dabei recht wohl befunden haben. Aber vielmehr sollten wir sagen, man begreift es wohl; denn der Handel mit China versieht England mit einem Artikel, der in allen Ständen zum unentbehrlichen Lebensbedürfniß geworden ist, und so lange die ostindische Compagnie das Privilegium hat, den britischen Markt mit diesem Artikel ausschließlich zu versehen, kann sie den Preis desselben so hoch ansetzen als sie will und auf diese Weise sich und ihren 2500 Theilnehmern einen recht hübschen Vortheil sichern. Dies ist ohne Zweifel der einzige Grund, weshalb die ostindische Gesellschaft ungeachtet aller Klagen des Publicums ihren chinesischen Handel noch immer so hartnäckig festhält. Aus den Untersuchungen, die im vergangenen Jahre von einem Comité des Hauses der Gemeinen angestellt wurden, ergab sich, daß die Compagnie durch ihr chinesisches Handelsmonopol dem britischen Volke jährlich eine indirecte Steuer von mehr als 1½ Millionen Pf. St. auferlege.

Der Bohenthee, von dem jährlich in England 3,778,012 Pf. verkauft wurden, kostete nämlich in London 1 Schill. 6½ Pence, in Hamburg nur 8¼ Pence; der Congouthee, Verkaufsquantität 20,142,073 Pf., in London 2 Sch. 4 P., in Hamburg 1 Sch. 2¼ P.; der Twankway, Quantität 4,101,845, in London 2 Sch. 5¼ P., in Hamburg 1 Sch. 2½ P.; der Hysan, Quantität 1,014,923, in London 4 Sch. 1¾ P., in Hamburg 2 Sch. 8 P.; in ähnlichem Verhältniß die übrigen Sorten, die in England weniger allgemein verbraucht werden: Campoi, Souchong, Hysonskin und Gunpowder. Nur der Pekoe war in Hamburg 9¼ P. theurer. Der Misbrauch, den die Compagnie von ihrem Monopol machte, war so übertrieben, daß mehre britische Kaufleute um die Erlaubniß einkamen, ihre Thees in Hamburg kaufen zu dürfen. Ein angesehener Kaufmann, Herr Joshua Bates, legte vor dem Comité des Parlaments, das ihn über den Theehandel der ostindischen Gesellschaft befragte, folgende etliche Aussagen ab:

„Haben Sie wol einmal eine Berechnung gemacht, wie viel dem britischen Publicum der Thee, welchen jetzt die Compagnie einkauft und hier verkauft, mehr kostet, als wenn er auf Privatrechnung gekauft würde?" Ich kann sagen, der Thee kostet dem Lande ungefähr anderthalb Millionen mehr, als wenn er auf Privatrechnung gekauft würde.

„Meinen Sie, daß die ostindische Gesellschaft einen Gewinn von einer und einer halben Million über Das bezieht, was Sie als einen angemessenen kaufmännischen Gewinn betrachten würden?" Ueber einen angemessenen kaufmännischen Gewinn.

„Was würden Sie als einen angemessenen kaufmännischen Gewinn bei einer Waare wie der Thee ansehen, die weite Entfernung und die Länge der Zeit, während welcher das Capital ausgelegt werden muß, mit in Anschlag gebracht?" Ich würde 25% für einen angemessenen Gewinn auf die Kosten der feinern Thees in Canton halten; die gröbern Thees würden vielleicht noch mehr bringen.

„Aber, indem Sie diese 1½ Millionen berechnen, die Sie als einen Ueberschuß der ostindischen Gesellschaft über einen angemessenen Gewinn ansehen, ziehen Sie auch die kostspielige Art, auf welche dieselbe ihre Geschäfte führt, mit in Betracht, oder wollen Sie blos sagen, der Thee kostet den Consumenten 1½ Millionen mehr, als er thun würde, während er doch im freien Handel noch immer einen Gewinn abwürfe?" Ich kann mich auf die Frage über die Kosten, welche die Compagnie hat, nicht einlassen; ich weiß nur, was in dem Geschäftsgange, welcher mir durch meine Erfahrung bekannt ist, der Thee mir am hiesigen Platze kosten würde. Ich denke, ich könnte mich verbindlich machen, ihn um ein Drittheil wohlfeiler zu liefern, als die Preise der Compagnie sind.

Nach dieser und manchen ähnlichen Unterhaltungen des Comités darf man wol nicht länger bezweifeln, daß dem Handelsmonopole der ostindischen Compagnie ein nahes Ende bevorsteht. Auch die Wissenschaft wird von der Handelsfreiheit in diesen Gegenden Gewinn ziehen; denn mit vermehrter mercantilischer Thätigkeit gingen noch immer Ausdehnung und Bereicherung unserer geographischen, ethnographischen und naturhistorischen Kenntnisse Hand in Hand. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 179. —— 28. Juni 1831.

Die deutsche privilegirte Lehn- und Erbaristokratie, vernunftmäßig und geschichtlich gewürdigt für gebildete Deutsche aller Classen, von Johann Christian Fleischhauer. Neustadt a. d. O., Wagner. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Nicht ohne große Erwartungen nahm Ref. diese Schrift zur Hand, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hat er sie nicht nur, nach dem vom Verf. (S. 40) selbst gegebenen Rathe, 2 Mal gelesen, sondern studirt, und hält sich um so mehr berechtigt, sein Urtheil parteilos darüber öffentlich abzugeben, da er selbst, seit Jahren mit geschichtlichen Forschungen beschäftigt, diesem Gegenstande ernstes und langes Nachdenken gewidmet hat. Dieses interessante, sämmtlichen Herrschern Deutschlands zugeeignete Werk, welches vieler Orten das größte Aufsehen erregte, hat unsere Erwartungen jedoch nicht ganz befriedigt. Wir zollen der Tendenz des Verfs., dem Muthe, mit welchem er seine Ueberzeugung unverhohlen und rücksichtslos ausspricht, unsern vollen und lauten Beifall, theilen auch seine Ansichten über den Adel, insofern dieser sich in unsern Zeiten noch als bevorrechtete Kaste geltendmachen will, ein Streben, was vorzüglich seit der übelberathenen und schlecht berechneten Restauration von 1815 in vielen deutschen Staaten durch unwiderlegbare Beweise dargethan werden kann; aber bedauern müssen wir, daß der Verf. sich von einer Einseitigkeit in der historischen Entwickelung der Erbaristokratie nicht freigehalten, was ihm leicht den Vorwurf der Ungerechtigkeit oder einer gehässigen Leidenschaftlichkeit zuziehen kann, daß er die neuere Literatur über diesen Gegenstand, die ihm manche neue Aufschlüsse, manchen höchst interessanten Beitrag, auch manche belehrende Berichtigung gegeben haben würde, beinahe ganz unberücksichtigt ließ, aus welchem Grunde, bleibt uns unerklärlich; oder sollte wahr sein, was Gegner des Verfs. behaupten: der geschichtliche Theil der Schrift wäre schon vor länger als 20 Jahren geschrieben? endlich, daß er sich hier und da von seinem Eifer für die gute Sache hinreißen läßt und seinem Motto: „Nicht den Personen — nur der ungerechten Sache gilts", eine Versicherung, die er noch einige Mal und vorzüglich S. 41 u. 42 der Einleitung gibt, untreu zu werden scheint. Ebenso können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verf. sich weniger auf Autoritäten, selbst des zweiten Ranges, gestützt und mehr auf die Quellen selbst bezogen haben möchte. Wir verkennen dabei aber nicht die großen Schwierigkeiten, welche sich bei der Bearbeitung dieses so reichen und fruchtbaren Stoffes darboten und welche der Verf. meistentheils glücklich bewältigt hat; „aber ein vollkommener Geschichtschreiber zu sein", sagt Famianus Strada, „ist sehr schwer, ja unmöglich; denn man sollte (wenn es geschehen könnte) weder einem Stande noch einer Partei, weder einem Lande noch einer Kirche angehören". Wir gehen nun zur nähern Beleuchtung und zur Begründung unsers allgemeinen Urtheils über und werden es später in d. Bl. versuchen, die Wahrheit desselben in der kritischen Beleuchtung einzelner Capitel nachzuweisen. Die Einleitung zerfällt in einen philosophischen und politischen Theil. Im erstern wird die Bestimmung des Menschen, der Zweck des Staatsvereines u. s. w., vorzüglich nach Kant'schen Grundsätzen, auseinandergesetzt und das richtige Facit herausgehoben, daß Geburtsvorzüge eines sogenannten Erbadels *ohne* oder doch *über* eignes persönliches Verdienst den Fortschritten der Menschheit zum Vollkommnen und Bessern, dem höchsten Gute, der Annäherung zur reinen Vernunftnorm aller Staaten, dem Geiste der reinen Vernunftreligion und des christlichen Glaubens hinderlich und widerstreitend seien. Darüber, daß das Zufälligste in der Welt, die Geburt, keinen Erdenbewohner über den andern erhebe; daß von Natur Keiner des Andern Knecht, Keiner des Andern Herr sei, und daß es keine vernünftige Begründung von Würde und Ansehen gebe als das Verdienst, die innere Tüchtigkeit, die Tugend, darüber ist die große Mehrheit aller Völker einig, das hat längst auch selbst der Bauer, den schwere Arbeit und große Nahrungssorgen an vielem Nachdenken hindern, begriffen. Auch hat es keiner Zeit an Bekämpfern der Standesvorurtheile des Adels und an Verfechtern der Wahrheit gefehlt. Schon Frigedank sagte:

> Wer *wohl* thut, ist wohlgeboren,
> Ohne Tugend ist Adel gar verloren,

und von der Gleichheit der Menschen:

> Der Kaiser sterben muß wie ich,
> Dem mag ich wohl genoßen (beigesellen) mich!

Einen handgreiflichen Beweis aber führte Rumbald, als

er zu König Karl II. in England sagte: „Ich werde nie glauben, daß die meisten Menschen mit Sätteln auf dem Rücken und mit Gebiß im Maul geboren werden, und andere Wenige mit Stiefeln und Sporn, damit sie auf Jenen reiten können".

Der zweite oder politische Theil der Einleitung handelt von den Privilegien des deutschen Lehn- und Erb- oder Geschlechts- und Geburtsadels, und dem Kampfe des sogenannten dritten Standes gegen dieselben. Die Fragen, welche hier besprochen und erörtert werden, sind mehr staatsrechtlicher als politischer Natur. Sehr treffend sagt der Verf. (S. 25):

Man sah immer deutlicher ein, daß das wahre, gerechte und allgemeine Interesse des Ganzen [des Staates] nicht dem particulairen Interesse und der niedrigen Eigensucht einiger Familien; daß Recht und Vernunft nicht dem blinden Herkommen, der Anmaßung, dem Unrechte und der Unvernunft nachstehen, aufgeopfert werden könne, und daß dies Alles einmal aufhören müsse. Diese Einsicht hatte nach und nach fast alle Menschenclassen in Europa durchdrungen; sie äußerte sich in Rede und Schrift, in Lehre und Unterhaltung, in Wahrheit und Dichtung, in Ernst und Spott, in scherzender und strafender Satyre. Doch Alles war umsonst. Die Erbaristokratie, welche alle obersten Stellen der Gesetzgebung und Verwaltung innehatte und alle Throne Europas umlagert hielt, ließ jene Stimmen entweder nicht zu ihnen gelangen, oder doch daselbst unbeachtet und wirkungslos verhallen. Die Wortführer aber trugen in der Regel keinen andern Lohn davon als eignes Misgeschick und fanden jede Thür zu ihrem Fort- und Emporkommen verschlossen. Denn nicht genug, daß die Glieder der Erbaristokratie in der Regel jedem oft weit Würdigern vorgezogen und vorgesetzt wurden, sie unterdrückten auch Die, welche ihnen nur im Mindesten entgegenwaren, sodaß man die Erbaristokratie nicht mit Unrecht die Erbkrankheit, den Krebsschaden von ganz Europa nennen konnte.

Die französische Revolution legte ein scharfes Messer an diesen Herzpolypen der Völker; eine Zeitlang schien der Sieg des dritten Standes vollkommen; er wurde schwankend, als der große Sohn der Revolution den Grundsätzen untreu wurde, durch die er sich auf den französischen Kaiserthron erhoben, einen neuen Adel schuf und den alten aus dem Staube emporzog, daß er kriechend sich vor ihm beuge; endlich schien die Niederlage unbezweifelt, als die Fahne der Restauration von den Zinnen der weltgebietenden Stadt wehte und in Wien die Fürsten mit ihren Räthen zusammentraten, um zu restauriren, d. h., das Alte, das Unhaltbare, soweit es möglich und nicht im Widerstreit mit den eignen Interessen war, wiederherzustellen. Dieser Versuch wurde das Losungszeichen zum neuen Kampfe der Parteien, der Privilegirten und ihres gelehrten und ungelehrten Trosses auf der einen, und der constitutionnellgesinnten Staatsbürger, mit dem ganzen Volke im Hintergrunde, auf der andern Seite. Wir wünschen, daß der Verf. diesen Anfangspunkt des erneuten Kampfes etwas weitläufiger beschrieben hätte, und halten es für unsere Pflicht, hier einen kleinen, wie wir glauben, nicht uninteressanten Nachtrag zu liefern.

Der wiener Congreß bildet die Grundlage der neuern europäischen Staatsverhältnisse, wie wir sie seit 15 Jahren bestehen sahen. Von dem wiener Congresse erwartete das deutsche Volk, das seine Unabhängigkeit und Freiheit mit theuerm Blute errungen, die Wiedergeburt eines Einen und starken Deutschlands. Napoleon hatte von den Deutschen gesagt: „Dieses Volk ist nie wortbrüchig und nie treulos. Sein Unglück war seine bisherige Zerstückelung; durch Einheit wird es in Zukunft glücklich sein". Man wollte von dem Feinde, dem man doch einigen Scharfsinn oder Verstand zutraute, lernen; man hoffte Großes, weil Vieles und Großes nicht in mystischen Ausdrücken, sondern offen und deutsch versprochen worden. Es wurde damals laut ausgesprochen (vgl. „Welt und Zeit", 1. Theil):

Deutschland, zwischen mächtigen Staaten eingeklemmt, könne nur durch eine große, gediegene, wie aus einer Form gegossene Verfassung erhalten werden, und müsse in jeder Stück- oder Flickform nothwendig untergehen. — Wo Männer kämpfen (hieß es weiter), werden Kinder zertreten und können Knaben unmöglich mitringen, und wo Staaten in ihrer physischen Mannskraft kämpfend auftreten, müssen vereinzelte Volksstämme, sowie jeder schwache Körper zwischen 2 starken Körpern, schon dem Gesetze der Schwere nach, zertrümmert werden. Nur von der glücklichen Stunde an, wo der deutsche Riese seine zerstreuten Glieder aus eigner Kraft zusammenraffen und ordnen, wo derselbe nicht mit hundertfältigen Waffen, Farben und Zeichen versehen und geziert, sondern in der einfachen, starken Rüstung vereinigter Völkerkraft, mit einem einzigen großen Helm auf dem Haupte, gewaffnet dastehen wird, ist unser Vaterland frei und Europas Gleichgewicht hergestellt.

Derartige Ansichten und Erwartungen hegte das Volk und seine Sprecher; die Herstellung des alten, heiligen, schwerfälligen Reiches, mit seiner ganzen Feudalherrlichkeit aber und allen ihren verlorenen Rechten, hofften und verlangten die bevorrechteten Herren, die Lehn- und Erbaristokratie. Weder die Erwartung des Volkes, noch die Wünsche und Hoffnungen der Privilegirten konnten erfüllt werden. Man glaubte das Volk durch die Herstellung eines Staatenbundes, in welchem sich die Fürsten gegenseitig ihre Interessen garantirten, durch den 13. Bundesartikel: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden", und durch die Zusicherung des freien Handels, der freien Schiffahrt und der Preßfreiheit, auf deren endliche Erfüllung die Hoffnung von ganz Deutschland jetzt aufs Neue gerichtet ist, vollkommen zu befriedigen und die vieljährigen Opfer und Leiden der getreuen, unter allen Stürmen und Versuchungen an ihren Fürsten und dem Vaterlande hängenden Deutschen hinlänglich belohnt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankreich in den Jahren 1829 u. 1830, von Lady Morgan.

Obschon dies neueste Werk der geistreichen Irländerin, nicht allein bereits in einer Menge Blätter des In- und Auslandes besprochen, sondern auch sowol im Original als durch mehrfache Uebersetzungen *) hinreichend verbreitet worden ist, so glauben wir doch den Lesern noch Einiges darüber mittheilen zu dürfen. **)

Die mehrsten dieser Leser kennen ohne Zweifel die frühern Werke der Lady und also auch den Geist, der dieselben belebt.

*) Eine Uebersetzung von Fr. Gleich (Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung, 1831, 8.) kostet 3 Thlr.; eine andere von C. Richard (Aachen, Mayer, 1830, 8.) ebenfalls 3 Thlr.
D. Red.

**) Der Ref. hat uns leider sehr lange auf seinen Bericht warten lassen. D. Red.

Die ehemalige Miß Owenson ist sich nicht untreu geworden; wie immer ist ihr Panier das der Freiheit, ihr Schibolet das des Kampfes gegen Anmaßung, Vorurtheil, Verstocktheit, Pfaffenthum und Junkerwesen. In dieser Beziehung muß man den Hut vor dieser echten Tochter des freien Britanniens abnehmen. Gewandt und anmuthig, wie eine Dame aus den Salons, und zugleich fest wie ein Mann, tritt sie gegen Das, was sie als Unrecht und als Feind des Glücks des Menschengeschlechts erkennt, auf, und eben daß sie dabei mit der weiblichen Leichtigkeit und Gewandtheit die männliche Kraft der Rede verbindet, macht ihr Wort zum wahrhaft zweischneidigen Schwert und es doppelt erklärlich, warum da und dort ihre literarischen Gaben so verketzert, sie selbst mit einer Art Interdict belegt worden ist.

In consequenter Folge knüpft sich das Buch über Frankreich 1829 und dem Schicksalsjahre 1830 an das frühere Werk der Reise durch Frankreich, theilweise auch an das der Reise durch Italien, an. Als Lady Morgan damals den Continent besuchte, sah sie das Entkeimen der Früchte der Restauration; es war die Zeit, wo diese Früchte in ihrer vollsten Blüte sich entfalteten, in jener unheilvollen Blüte, die durch eine Aera von 16 Jahren getragen hat, was ein Same dieser Art zu tragen vermag, was aber nicht geglaubt wurde; denn wie zu allen Zeiten, so war zu dieser mehr als jemals die Stimme ernster Mahnung das Weizenkorn auf Felsenboden, der Ruf des Propheten in der Wüste. Und der Zorn, der sich in jeder Linie der genannten beiden Werke über das Treiben der Reaction aussprach, und der Preis, den sie dem Helden der Epoche, dem gefesselten Adler auf Helena, überreich weihete, findet in dem Anblick, der sich ihr bot, und in dem Gefühl, welches das Anschauen der Länder erwecken mußte, auf denen jetzt die Gespenster des Mittelalters, ihren Gräbern entstiegen, das unholde Wesen trieben, seinen Grund und seine Entschuldigung, wo nicht seine Rechtfertigung.

Aber keine Heroenkraft hält den langsamen aber sichern Schritt zur Vervollkommung auf; wie hätten die Schemen der Mitternacht, jene hohlen Gestalten ohne äußere und innere Kraft und Größe, jene wurzellosen Gebilde versunkener Tage ihn aufzuhalten vermocht! Still und ruhig, geheim und doch offenbar, ging der Geist seinen Weg und Alle sahen es, nur Die nicht, die auf den Thurmeshöhen standen und ebendeswegen am weitesten hätten blicken können. Als die Lady 1829 Frankreichs Erde wiederbetrat, fand sie das Frankreich von 1815 u. 1816 nicht mehr. Zwar saß noch der verdorrte Zweig der Bourbons, den fremde Bajonette eingepflanzt hatten, auf dem Throne, zwar umstand noch wie damals die Schar der Emigration hungernd, anmaßend und begehrend wie damals, diesen Thron und griff, obschon eine Milliarde aus dem Schweiße des Volkes in das Danaidenfaß dieser leeren Masse geflossen war, habgierig um sich her; zwar bewachten fremde Miethlinge in rothen Röcken noch immer den sogenannten 900jährigen König, aber hohler und hohler war der Boden unter diesem ganzen Gerüste geworden und es bedurfte weder einer neumodisch-magnetischen noch alttestamentarischen Seherkraft, um, trotz den Sprüngen und Fechterstreichen einer geheimen Camarilla und ihres Lieblings, Polignac, zu der Erkenntniß zu kommen, daß über kurz oder lang bei dem ersten besten Anstoß Alles durcheinander purzeln und in den Staub und Moder zerfallen müßte, aus dem und worauf es gebaut war.

Mit der Lady zugleich sahen dies Tausende in allen Ländern; das aber ist das Verdienst ihres Buches über Frankreich, daß sie es entschiedener wie irgend Jemand aussprach und zugleich durch Bilder aus dem Leben des Momentes das Gesagte begründete.

Wirklich hatte sie mit wahrhaft weiblichem Takt auch so scharf und tief die Verhältnisse und die Nähe der Katastrophe erkannt, daß, als sie kaum den Fuß wieder auf den Boden der Heimath gesetzt hatte, die Stunde der Entwickelung auch kam, und zwar mit einer Schnelle und einem Durchgriff, die zugleich das Erstaunen, die Ueberraschung und die Bewunderung der ganzen Welt erregten; denn während noch die letzten Bogen des Manuscriptes in London gedruckt wurden, lief schon die Nachricht von Karls X. und der Seinen Sturz in Dublin ein, mit ihr gleichzeitig ein Brief von dem edeln, glorreichen Lafayette an die Verfasserin, die unsterblichen Julitage in wenigen Zeilen meldend.

Es haben Manche, Mehre, ja man kann sagen Viele, die Leichtigkeit der Stoffe getadelt, an welche die Verfasserin in diesem ihrem neuesten Werk theilweis ihre Reflexionen knüpft oder dieselben gewissermaßen aus jenen herleitet; aber muß man fragen, beurkundet es nicht Geist, gerade aus dem Leichten und Oberflächlichen die ernste Reflexion zu schöpfen, und scheint nicht überhaupt Manches dem schwerfälligen und oft dabei nur zu kurzsichtigen Gelehrten oder Staatsmann oberflächlich, was es keineswegs ist, sondern vielmehr in seiner täglichen Erscheinung, in seinem verzweigenden, nach allen Seiten hin im Leben wirkenden Sein von tiefernster Bedeutung wird?

Zudem, ein Handbuch der Statistik, ein gelehrtes Schulreisewerk oder ein diplomatisch-politisches Raisonnement wollte die Verfasserin ja auch nicht geben: wie sich Frankreich ihren Blicken in der genannten Zeit darstellte (und Paris ist Frankreich gerade in den Beziehungen die sie auffaßt), dies zu schildern, nahm sie die Feder und schrieb, nachdem sie sich umgesehen, nachdem sie gehört und beobachtet hatte in den Salons wie in den Bürgerwohnungen, bei glänzenden Festen wie auf den Straßen und Spaziergängen, was sie gesehen, mit ihren Reflexionen darüber nieder, dem Buche dadurch eine Lebendigkeit und Frische gebend, die den Stubenproducten tiefsinniger Gelehrsamkeit nur allzu oft mangelt.

Wer wird deswegen bei dieser wol nur gerechten Anerkennung aber zweifeln, daß nothwendig sich auch Manches hierbei finden muß, was irrthümlich aufgefaßt, zu viel oder zu wenig bedeutsam genommen oder durch die Individualität der Anschauung bedingt, in nicht immer genau richtigem Lichte erkannt wurde? Dergleichen findet sich allerdings; es ist dies die Spreu unter den Fruchtkörnern; aber man nenne uns einen Fruchthaufen, in welchem es dergleichen Spreu nicht mehr oder minder gibt.

Den Ultraseelen, der angewöhnten Befangenheit, die nur im Ehemals das Glück und Heil erkannt, dem Vorurtheil der privilegirten und abgeschlossenen Kasten, können und werden allerdings die Bemerkungen der Britin nicht zusagen, auch findet sich manche Eitelkeit in dem Buche verletzt, manche Illustration sieht sich hier des geliebten Nimbus beraubt, und das sind dann natürlich Gründe genug zur Verwerfung und zum Unwillen oder wenigstens zur Nichtanerkennung; wahr aber bleibt doch, was wahr ist, und daß die Lady wahr sah, hat die Zeit entschieden und wird es zum Theil noch entscheiden.

So weit unsere Ansicht über das Werk, von dem selbst nur noch weniges Nähere. Es zerfällt in 2 Bände, deren verschiedene Capitel folgende bezeichnende Ueberschriften tragen: Unsere liebe Frau von Calais; Der Gasthof; Pas-de-Calais; Die Barriere de la Vilette; Die Straße Rivoli; Erster Tag in Paris (Alte Freunde); Das alte und neue Paris; General Lafayette; Anglomanie; Royalismus im Jahre 1829; Die Congregation; Parfumerie (Magazin von Felix Haubigant-Chardin); Der Graf v. Tracy; Der Ball des engl. Gesandten; Der Graf Ségur; Romantisch und Classisch; Neuere Literatur; Die Philosophie in Frankreich; Französische Skulptur; Die Morgen in Paris; Robert Lefevre; Der protestantische Papst; Madame Jacotot; Ameublement; Zum großen Voltaire; Von den Lesern und den Schriftstellern; Französische Dandies; Tortoni; Oeffentliche Meinung im Jahre 1829; Die Giraffe; Gerard (Krönung Karl X.); Philotechnische Gesellschaft; Beranger (Besuch in La-Force); Privatsammlungen; Besondere Gesellschaften; Fromond (Gartenschule); Literarische Fabriken; Das Recht der Erstgeburt; Die Galerie Orleans; Die Doctrinaires; Neue Romane; Theater; Archive von Frankreich; Das Hotel der Ninon de Lenclos au Marais; Die Kunst der Mosaik in Frankreich; Die franzö-

fischen Journale; Magazine von Merkwürdigkeiten (Napoleon im J. 1829); Morgenspaziergänge (Meudon, Sèvres); Das Volk; Polichinell; Ein Mittagessen in der Vorstadt St.-Germain; Oeffentliche Gärten; Oeffentliche Vorlesungen; Die Toilette; Gesellschaft der christlichen Moral; Musik; Diners; Abendgesellschaft bei der Prinzessin von Salm; Neuere Geschichtsschreiber; Die industrielle Classe (Besuch zu St.-Ouen); Frohnleichnamsfest 1829; Die Osagen in Paris; Unser letzter Abend in Paris; Nachschrift.

Man sieht hieraus, Lady Morgan sah sich tüchtig um, und wenn weiter nichts, so würde das einzige Capitel: „Oeffentliche Meinung 1829", dies beweisen, denn richtig und wahr wird in diesem die Aenderung aufgefaßt, welche sich seit 1816 im Geist der Völker zugetragen hat, und wie recht eigentlich von dieser Periode an erst der constitutionnelle Sinn feste Wurzel geschlagen und überall, in allen Classen, Boden gefaßt hat. Zu verkennen ist bei der Darstellung der Verfasserin jedoch auch die Vorliebe, welche sie für die französische Nation hegt, nicht, ein Gefühl, welches sie öfters ungerecht gegen andere und namentlich gegen ihre eignen Landsleute macht. Man kann von unserer Lady sagen, sie ist Französin durch und durch, und wer ihre frühern Schriften kennt, wird dies ebenso gut wissen als sich die Bestätigung davon in diesem Werke findet. Die Capitel Lafayette, Tracy, Ségur, Lefevre, Gerard (der Maler) und Beranger sind besonders durch manche particulare Züge aus dem Leben dieser in der politischen und Kunstwelt ausgezeichneten Männer, interessant, wie sich denn überhaupt in den verschiedenen Abschnitten des Buches theilweis schätzbare Notizen über eine Menge public characters der neuern Zeit, hin und wieder auch früherer Epochen finden.

Zum Schluß unserer Besprechung wollen wir hier nur noch den Brief mittheilen, welchen Lafayette gleich nach den ersten Tagen der Juliereignisse an seine Freundin, die Verfasserin, und deren Gatten, Sir Karl Morgan, schrieb. Als Document von der Hand eines Mannes, dessen verdienter Ruhm, trotz dem neuerdings erhobenen elenden Gerede mancher Menschen, in ungetrübtem Glanze durch beide Hemisphären strahlt, haben diese in großartig bewegten Augenblicken flüchtig hingeworfenen Zeilen eine classische Bedeutung, indem sie zeigen, wie am Rande eines hohen Lebenszieles der noch immer jugendliche Gefährte Rochambeau's und Washington's dieselben Ansichten und dieselbe Begeisterung hegt, die ihn einst auf Amerikas Gefilden das Panier der Menschenrechte und der Freiheit mit fester Hand aufpflanzen ließen:

„Mitten aus dem Wirbel, in welchem ich lebe", schreibt er, „bitte ich Sie, meine theuern Freunde, um die Erlaubniß, meine Antwort auf Ihre beiden angenehmen Briefe dictiren und zugleich den Eingang der 10 Pfund Sterling melden zu dürfen. Wir haben eine schöne und schnelle Revolution gehabt: der ganze Ruhm derselben gebührt dem Volk von Paris, d. h. dem wenigst wohlhabendsten Theile, den Schülern der medizinischen und Rechtsschule u. s. w., gemischt mit der Bevölkerung, und vorzüglich der edeln polytechnischen Schule, deren Uniform überall zum Zeichen des Vertrauens wurde. Das Volk hat sich ebenso groß durch seinen Edelmuth nach dem Siege gezeigt, als es schrecklich und unwiderstehlich im Kampfe war. Sehr freut es mich, daß Sie den Entschluß billigen, den wir Republikaner in Betreff der Errichtung eines volksthümlichen Thrones in der Zusammenschmelzung desselben mit republikanischen Institutionen nahmen. Die Wahl des Prinzen und der Familie ist vortrefflich".

„Sie wünschen Nachrichten in Betreff der Person Ihres alten Freundes. Ich befand mich am Dienstag in La-Grange beim Frühstück, als wir den „Moniteur" mit den Ordonanzen erhielten; 8 Stunden darauf war ich in Paris. Man hat sich Dienstag Abend, den Mittwoch und den Donnerstag geschlagen. Den Donnerstag Vormittag wurde das genommene und wiedergenommene Stadthaus mein Hauptquartier und die von mir 40 Jahre früher hier aufgepflanzte dreifarbige Fahne wehte von Neuem hier. Den Freitag kämpfte man noch in den Vorstädten; aber der größte Theil des königlichen Heeres befand sich auf dem Wege nach St.-Cloud. Der Hof machte Miene, in Rambouillet Widerstand zu leisten. Ich ließ 20,000 Bürger marschiren. Das bewog ihn zum Rückzug. Die königliche Familie ist hierauf, unter Escorte unserer mit dreifarbigen Schärpen geschmückten Commissarien, durch Frankreich gereist, überall wurde sie schweigend, aber ohne Beleidigung aufgenommen. Frankreich organisirt sich als Nationalgarde, deren vorläufigen Oberbefehl man mir hat anvertrauen wollen".

„Die ganze Familie befindet sich wohl und läßt Sie tausend Mal grüßen. Die Beweise von Billigung und Zustimmung, welche uns von dem Volke von Großbritannien und Irland gegeben wurden, haben uns sehr gerührt. Hoffen wir, daß diese fleckenlose Revolution die Freiheit Europas herbeiführt".

„Empfangen Sie, meine theuern Freunde, die Versicherungen meiner Dankbarkeit und Freundschaft. Lafayette".

„Ich werde Ihnen unsern Nationalgesang von Casimir Lavigne senden, obschon er zu viel Schmeichelhaftes für mich enthält. Aber ich habe jetzt nicht Zeit, ihn zu copiren". 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1831.

Die deutsche privilegirte Lehn- und Erbaristokratie rc., von J. C. Fleischhauer.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

Besser als dem Volke geschah den Bevorrechteten, obwol auch ihre Hoffnungen unerfüllt blieben; die Rechte des Adels, der früher reichsunmittelbar war, wurden durch den 14. Artikel der Bundesacte, den längsten und umständlichsten und mit der möglichsten Bestimmtheit und Sorgfalt verzeichneten, geordnet und gewahrt. „Als höchste Angelegenheit oder als höchste Schuld der Nation erschien — die Befriedigung der Mediatisirten", bemerkt ein trefflicher Geschichtschreiber sehr wahr. Diese durch die Bundesacte ausgesprochene Bevorrechtung des Adels erneuerte die Spaltung und setzte ihn in Opposition mit dem Volke. „Da es sich um eine neue Bildung der Staatsformen zum Behufe einer sichern und rechtlichen Existenz handle, behaupteten die Sprecher und Vertreter des Volkes, könne von hergebrachten Rechten und vom Besitzstande keine Rede mehr sein; im Gegentheil erhalte das Verfahren seine Richtung einzig dadurch, daß die Vernunft erkenne, was ihrem Gesetze gemäß, und die Klugheit, was für den beabsichtigten Zweck das Dienlichste sei. Auf diesem Erkenntnisse der Vernunft und der Klugheit verharrte das Volk; auf seinem alten Rechte der Adel; Beide traten als Parteien einander gegenüber; mit Eifersucht und Heftigkeit verfochten Beide ihre Ansprüche; die Bande der in der Epoche gemeinsamer Unterdrückung und Noth entstandenen Annäherung lösten sich auf; Mistrauen, Erbitterung und Haß traten an die Stelle; die lauteste und allgemeinste Stimme im Volke zeugte dafür, es sei nun Zeit, geltendzumachen, was man in Beziehung auf Standesvorzüge, Privilegien und Lehnswesen längst als das Wahre erkannt habe und dem **Wiederaufkommen einer Aristokratie vorzubeugen**, deren Vernichtung eine der wenigen guten Früchte der blutigen Aussaat unsers Jahrhunderts gewesen sei". Die bevorrechteten Herren aber, uneingedenk der Mahnung, welche ihnen Ewald in seiner Schrift: „Was sollte der Adel jetzt thun?" schon 1793 gab, indem er sagte: „Nur durch freiwilliges Verzichtthun auf manche erworbene oder erschlichene Rechte; nur durch freiwilliges Theilnehmen an den Lasten des gedrückten Theils der Nation; nur durch uneigennützigen patriotischen Geist, der sich durch Thaten unverkennbar und allsichtbar zeigt; nur durch echtadeligen Sinn könnten sie ihren Adel bei der Nation legitimiren und die Stimmung ändern, die in Deutschland immer allgemeiner wird"; statt ihre Ansprüche nach den Foderungen des Zeitgeistes zu mäßigen, Schritte zu vermeiden, welche ein Verharren bei den alten, zur Thorheit gewordenen Vorurtheilen anzeigte, und sich bereitwillig zu erklären, unbegründete Vorrechte, die in der Wirklichkeit doch nicht mehr bestehen konnten, aufzugeben, strengten sie alle Kraft an, von ihren Privilegien das Möglichste zu retten und zu bewahren. Noch zur Zeit des wiener Congresses suchten sie ihre Zwecke durch die Bildung eines geheimen Bundes unter dem Adel durch ganz Deutschland zu befördern; dieser **allgemeine Adelsverein** führte den Namen: Die Kette; das Statut desselben erklärte, indem es die wahre Absicht des Geheimbundes, den Fürsten ebenso gefährlich als den Völkern, verdeckte, „daß Alles, was auf Religion und Staatsverfassung Bezug habe, dem Adelsverein fremd sei, und daß sein Zweck blos darin liege, durch eine nähere Verbindung unter dem deutschen Adel, vermittelst Verbreitung moralischer Grundsätze und wissenschaftlicher Kenntnisse, auf eine solche Bildung des Standes zu wirken, daß er der edelste Stand im Staate sei, der sich durch Kopf und Herz, durch Bildung und Grundsätze vor den übrigen Ständen auszeichne. Im Privat-, wie im öffentlichen Leben sollte gewirkt werden, den wahren alterthümlichen, ritterlichen Sinn des deutschen Adels zu erwecken, zu erhalten und zu bewahren; die Kette sollte sich daher eine Verfassung geben, welche den Verbindungen ihrer Mitglieder Haltbarkeit und ihrem Bestreben Uebersicht gewährte; Deutschland sollte sich zu diesem Behufe in Kreise, die Kreise wieder in Gaue eintheilen; jeder Gau und jeder Kreis, sowie auch das Ganze, sollte seine Vorsteher haben; es sollten Versammlungen gehalten, Protokolle geführt, diese gegenseitig mitgetheilt, Cassen für die gemeinschaftlichen Zwecke des Vereines errichtet, eigne Ab- und Erkennungszeichen geführt werden u. s. w." Wie tiefe Wurzeln dieser aristokratische Geheimbund in Deutschland schlug, welche Ausdehnung er erreichte, wie viele Glieder er zählte und welche Wirksamkeit er hatte, ist nicht ausgemittelt; er wurde von den Regierungen nicht verfolgt und hat sich wahrscheinlich bald aufgelöst, indem die Kettenglieder bei Zeiten einsahen, daß

sie solcher Mittel nicht einmal bedürften, um rasch und sicher zum Ziele zu kommen. Nach der Behauptung Sachverständiger soll die Verfassung der Adelskette dem jüngern demokratischen Geheimbunde, oder dem sogenannten Jünglingsbunde, der seine Irrthümer und Verirrungen schwer gebüßt, zum Muster gedient haben. Die Entstehung der Kette aber, durch welche die Menschenrechte des dritten Standes auf immer gefesselt werden sollten, ist einer dunkeln Vorstellung des Adels, daß ein bloßer alter Name, ein reicher Stammbaum und ein besiegeltes Stück Pergament nicht hinreichend seien, die alte Stellung zu behaupten, sondern daß es nun darauf ankomme, sich durch moralische und intellectuelle Bildung über das Volk zu erheben, zuzuschreiben; er wollte Bildung nicht als Zweck, sondern als Mittel seiner selbstsüchtigen Bestrebungen. Doch hatte er, wie schon bemerkt, dieses sauern, einzig legitimen Weges, durch Verstandes- und Gemüthsbildung die Vorzüge zu verdienen, die früher seiner Geburt als Recht eingeräumt worden, nicht nöthig. In den meisten deutschen Staaten erhielt er Vorrechte und Vorzüge, die zwar der Souverainetät der Fürsten keinen Eintrag bewirkten, aber für das Volk drückend genug wurden; dahin gehören ein privilegirter Gerichtsstand, die Patrimonialgerechtigkeiten, die ersten Ansprüche auf Offizierstellen im Heere, die ausschließliche Hoffähigkeit u. s. w. Mit dem in seinem Glücke wachsenden Uebermuthe des Adels wuchs auch die Erbitterung des Volkes, zumal da einzelne Fürsten eine zu große Sympathie für diese Kaste äußerten, lieber einen adeligen Stall- oder Jagdjunker um ihre Person litten als einen bürgerlichen Regierungsrath und Oberrichter, und sogar, gegen die Gesetze des Grundvertrags der landständischen Verfassung, Rescripte erließen, wodurch nur Söhne der Vasallen und der höchsten Staatsbeamten, in der Regel auch Adelige, in den höhern Staatscollegien angestellt werden sollten. Doch am hellen Tage und bei heiterm Himmel leuchtete ein Blitz, rollte ein fürchterlicher Donnerschlag in dem Nachbarlande und trübte auf Ein Mal all die schönen Aussichten der Adelskaste in Deutschland. Das Volk ist zu dem vollen Bewußtsein gelangt, daß die Vorrechte des Adels keine vernünftige Begründung haben; daß er dem Gemeinwesen zur Last und der freien Entwickelung der Nationalkraft zur Störung da ist; die Zeit ist gekommen, wo geschehen muß, was der Freiherr v. Türkheim seinen Standesgenossen in der ersten badischen Kammer schon vor Jahren verkündete: „Das besondere Interesse Ihres sowie jedes andern Standes kann in Ihnen nur insofern Vertreter finden, als es dem Allgemeinen nicht widerstrebt; wol können Sie daher in Lagen kommen, wo selbst wohlerworbene, durch Gesetze gesicherte Berechtigungen dennoch nicht engherzig behauptet, sondern zum Wohle des Ganzen aufgegeben werden müssen. Ihre Pflicht als Menschen und Bürger, welche nach der moralischen Weltordnung den Vorrechten des Standes vorangeht, ist es, Dasjenige anzuerkennen, was sich als nothwendige Foderung des Geistes und des Bedürfnisses der Zeit bewährt, denn dieser kann keine menschliche Einrichtung widerstehen, und auch ein dem Herzen theueres, einst gutes Institut der Väter kann die Zeit seiner Anwendbarkeit überlebt haben".

(Der Beschluß folgt.)

Die Pitcairninsel.

Eine der merkwürdigsten europäischen Colonien ist ohne Zweifel die auf der Pitcairninsel, im stillen Meere, gegründet von Meuterern, die sich des britischen Kriegsschiffes Bounty bemächtigt und sich mit demselben nach jener einsamen, damals völlig unbewohnten Insel gewandt hatten. Die Bounty verließ England im Dezember 1787, erreichte aber, wegen schlechten Wetters und anderer Ursachen, den Ort ihrer Bestimmung, Otaheite, nicht vor dem Oktober 1788. Der Zweck der Reise war, die Brotfrucht der Südsee zu holen und nach Westindien zu verpflanzen. Das Schiff lag volle 6 Monate an dieser wollüstigen Insel, und man kann sich denken, daß die verwöhnten Seeleute nach einem solchen Aufenthalte ungern zu ihrer harten Kost und strengen Disciplin zurückkehrten. Ein Streit zwischen dem Capitain und einigen seiner Offiziere, unter denen sich der Mate Christian befand, führte unter diesen Umständen leicht zu offener Empörung. Christian äußerte des Abends gegen einen andern Offizier, er wolle sich der Tyrannei des Capitains nicht länger unterwerfen; er habe sich ein Floß gebaut und wolle auf demselben nach Otaheite entfliehen. Sein Freund bemerkte: es würde leichter sein, sich des Schiffes zu bemächtigen, mit dem dann alle Unzufriedenen nach der Insel zurückkehren könnten. Christian faßte sogleich diesen kühnen Vorschlag auf, die Mannschaft wurde gewonnen, das Schiff genommen und der Capitain mit den meisten Offizieren und den treu gebliebenen Matrosen in einem der Schiffsbote ungefähr 10 Meilen von Tofoa den Wellen übergeben. Am Bord der Bounty blieben, mit Christian, 3 Midshipmen, der Zeugmeister, 16 Matrosen, 3 Handwerker und der Gärtner, in allen 25 Personen. „Hussah nach Otaheite!" war jetzt der allgemeine Ruf am Bord der Bounty. Bald hatten sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht und nachdem sie sich hier mit den nöthigen Vorräthen, mit Arbeitern und Weibern versehen, gingen sie nach der benachbarten Insel Tabouai unter Segel, um sich auf derselben für immer niederzulassen. Es gelang ihnen jedoch nicht, die Eingeborenen für diesen Plan zu gewinnen; und sie wandten sich daher, nachdem sie lange darüber gestritten hatten, was sie anfangen wollten, noch einmal nach Otaheite, sehr gegen den Willen Christians. Dieser sah vorher, daß, sobald Capitain Bligh nach England käme, und selbst sofern dies nicht geschehe, im Verlaufe der Zeit Kriegsschiffe ausgesandt werden würden, um nach der Bounty zu forschen; und da Otaheite natürlich einer der ersten Punkte sein mußte, den sie besuchten, so war die Entdeckung unvermeidlich. Deshalb hatte er den Plan, das Schiff nach irgend einer unbekannten und unbewohnten Insel zu führen, wo sie leicht der Rache der Gesetze entgehen könnten. Einige der Meuterer weigerten sich ihn zu begleiten, wendeten aber nichts dagegen ein, daß er das Schiff für sich nahm. So wurden die Taue gekappt und das Schiff, mitten in der Nacht, ehe der Landwind eintrat, in die weite See hinausgeführt. Acht Personen von der Mannschaft der Bounty und 6 Eingeborene entschlossen sich das Schicksal Christians zu theilen, und mehre Weiber von Otaheite waren gleichfalls von der Partie. Die Meuterer sagten jetzt der ganzen Welt Lebewohl, außer den wenigen Personen, die mit ihnen in ihrem Exil vereinigt waren. Wohin sie ihre Zuflucht nehmen sollten, war noch nicht entschieden. Die Marquesasinseln wurden zuerst genannt; Christian, der Capitain Carteret's Beschreibung von der Pitcairninsel gelesen hatte, hielt diese indessen für besser geeignet, ihren Zwecken zu entsprechen; und dahin ging daher die Fahrt. Sie erreichten nach wenigen Tagen ihr Ziel, und Christian landete

mit einem der Seeleute in einem kleinen Nachen, der auch später noch gute Dienste leistete. Sie durchwanderten die Insel und hatten sich bald überzeugt, daß sie ihren Wünschen vollkommen genügte. Sie besaß Wasser, Holz, einen fruchtbaren Boden und einige eßbare Früchte. Der Ankerplatz war sehr schlecht und das Landen selbst für kleine Bote außerordentlich gefährlich. Die Berge waren so schwer zugänglich und die Pässe so schmal, daß sie von wenigen Personen gegen ein Heer vertheidigt werden konnten; auch fanden sich einige Höhlen, in welche man im schlimmsten Falle seinen Rückzug nehmen, und wo man, so lange die Vorräthe nicht erschöpft waren, jeder Verfolgung Trotz bieten konnte. Mit dieser Nachricht kehrten sie an Bord zurück und brachten das Schiff in einer kleinen Bai auf der nördlichen Seite der Insel vor Anker. Hier wurde Alles, was von einigem Nutzen sein konnte, gelandet und das Schiff darauf, um jede Spur desselben zu vernichten, verbrannt. Dies geschah am 23. Februar 1790. Eine passende Stelle wurde auserwählt, um ein Dorf auf derselben zu erbauen; der Rest der Insel ward in gleiche Theile getheilt, von denen jeder der Seeleute einen erhielt. Die armen Schwarzen wurden als Freunde und Gehülfen angesehen, sanken aber, da sie ohne Eigenthum von dem guten Willen der Matrosen abhängig waren, für die sie arbeiteten, allmälig zu Sklaven herab. Indem man den Raum, der für das Dorf bestimmt war, reinigte, wurde eine Reihe Bäume zwischen demselben und der See stehen gelassen, um die Gebäude vor Schiffen, die vielleicht vorüberfahren könnten, zu verbergen. Bis die Häuser vollendet waren, wurden die Segel der Bounty zu Zelten benutzt; und als sie dazu nicht mehr erfoderlich waren, mußten sie die Stelle der Kleider versehen. So mit allen Bedürfnissen des Lebens und manchen seltenern Genüssen versehen, fühlten sie ihre neue Lage über alle Hoffnung und Erwartung behaglich; und 2 Jahre lang ging Alles ganz vortrefflich. Nach Verlauf dieser Zeit wurde Einer der Europäer, Williams, der einen Monat nach seiner Ankunft das Unglück gehabt hatte, sein Weib zu verlieren, unzufrieden und erklärte, daß er in einem der Boote der Bounty die Insel verlassen würde, wenn man ihm nicht ein anderes Weib gäbe. Dies war eine unvernünftige Foderung, da alle Frauenzimmer auf der Insel verheirathet waren. Um den ungestümen Menschen zu beruhigen, zwang man endlich Einen der Schwarzen, sein Weib ihm abzutreten. Diese empörende Ungerechtigkeit erbitterte die Schwarzen im höchsten Grade; sie machten mit dem Gekränkten gemeinschaftliche Sache und beschlossen, an ihren Bedrückern blutige Rache zu nehmen. Zu ihrem Unglück vertrauten sie diesen Anschlag jedoch den Weibern der Europäer, und diese hatten zu viel Zuneigung zu ihren Männern, als daß sie dieselben ungewarnt hätten lassen sollen. Die Art, wie sie ihre Warnung einkleideten, erinnert an manche romantische Erzählung des Mittelalters; sie legten in eines ihrer Lieder folgende Worte ein: „Warum schärft schwarzer Mann die Axt? um weißen Mann zu tödten". Jetzt begann eine Scene des Verraths und des Mordes, die sich darauf auch unter den Europäern immer wieder von Neuem wiederholte, bis von allen männlichen Bewohnern der Insel nur ein Einziger übrig blieb, der alte Adams, um das Schicksal seiner Gefährten zu erzählen. Tief ergriffen von Reue, faßte dieser den ernsten Entschluß, durch sein künftiges Leben für die Verbrechen des vergangenen zu büßen und sich ganz der Erziehung der hülflosen Wesen zu widmen, die jetzt seiner Obhut allein überlassen waren. Er bekehrte die otaheitischen Weiber zum Christenthume und die gutmüthigen Geschöpfe unterwarfen sich bald der Lebensordnung, die er für sie festsetzte. Die Kinder wuchsen auf in Sittlichkeit und Frömmigkeit, die Colonie gedieh, und sie bilden jetzt eine glückliche und wohlgeordnete Gesellschaft. Die Seefahrer, welche die Insel aufgefunden und seitdem wiederholt besucht haben, sind entzückt von der kindlichen Einfalt dieses Völkchens und von der patriarchalischen Ordnung, welche der alte Vater Adams unter ihm zu erhalten wußte. Nach den neuesten Nachrichten ist dieser am 5. März 1829 in einem Alter von 65 Jahren gestorben; aber die Colonie, die jetzt sogar einen Geistlichen hat, ist noch immer in fröhlichem Gedeihen begriffen, und die Bewohner sind mit ihrer Lage so zufrieden, daß sie ganz und gar nicht den Wunsch hegen, ihre kleine Insel zu verlassen. Die Beschreibung ihres gegenwärtigen Zustandes bildet eine der interessantesten Episoden in der kürzlich erschienenen Reisebeschreibung des Weltumseglers Beechey „Voyage to the Pacific and Beering's Strait" *), und wenn irgend einer unserer Novellen- oder Romanendichter um einen Stoff verlegen sein sollte, so wüßten wir ihm keinen belohnendern zu empfehlen, als die Pitcairninsel. 163.

Italia in Hundert und Einem Ständchen besungen von einem Morgenländer. Darmstadt, Leske. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Hundert und Ein Ständchen im elegischen Versmaß sollen hier das Land feiern, welches seit Jahrhunderten den Tribut der Bewunderung in Prosa und Versen zu empfangen gewohnt ist. Der Morgenländer jedoch, der ihn darbringt, ist eben nur ein verkleideter und hat den Turban und Kaftan mehr in- als auswendig. Es ist kaum möglich ihn zu verkennen, da er gleich im ersten Verse auf seine Heimath hinweist, nämlich auf das „saatumwogte Gefilde des alten Carnuntums" und auf jeder Seite den Mann durchblicken läßt, welchem die „Fundgruben des Orients" zu Gebot stehen. Noch mehr verräth er sich durch sein Bestreben, auf alten italienischen Kirchen (z. B. in Parma, Ferrara und a. a. O.) gnostische Symbole zu erkennen, und wo es sich irgend thun läßt, Proben morgenländischer Weisheit anzubringen. Die sogenannten Ständchen enthalten nun, mit mancherlei Betrachtungen und Empfindungen durchflochten, Darstellungen der ihm interessantesten Gegenstände zwischen Venedig und Neapel. Sie zeugen sämmtlich von vieler Sachkenntniß, artistischer und antiquarischer Gelehrsamkeit, verrathen eine gebildete Weltansicht, aber im Ganzen wenig Poesie. Man findet oft seitenlang in den trockenen Beschreibungen kein poetisches Körnchen, und wird nur durch die Form daran erinnert, daß man Gedichte vorsichhat. Aber auch diese Form läßt zur Vollendung noch sehr viel zu wünschen übrig, und die holperichten Hexameter und Pentameter, nicht selten noch durch Incorrectheiten der Sprache entstellt, fallen dem Gehöre nur zu häufig zur Last. Darum wird der Leser, der Italien noch nicht kennt, schwerlich durch diese „Ständchen" sich angezogen fühlen und weit darin fortlesen können, dagegen der in Italien bewanderte und mit dessen Schätzen vertraute manchen erfreulichen An- oder Nachklang aus den schönen Zeiten seiner hesperischen Wallfahrt empfangen und manches verblichene Bild seiner Erinnerung in frischem Farbenglanze erwachen sehen. Solchen Lesern, wenn sie nicht gar zu verwöhnt sind, möge diese „Italia" empfohlen sein und sie wird in ihrer italienischen Bibliothek kein unverdientes Plätzchen einnehmen.

Unser Urtheil über des Verf. Darstellungsweise und Versbau zu belegen, schlagen wir das Buch, dem Zufall uns überlassend, auf und finden S. 246 eine Schilderung und Geschichte des berühmten Gemäldes der Johanna von Aragonien von L. da Vinci im Palazzo Doria zu Rom.

Diese Johanna ist, so glaub' ich, die Heldin des Bildes,
Die im Leben früh mir schon in England erschien;
Dort im Mittelpunkt des meerbeherrschenden Eilands
Thront auf Warwicks Schloß Sie als die Herrin der Burg.
Dort ergriff mich zuerst das Bild mit himmlischer Anmuth
Und als Ideal brannt' es der Seele sich ein.
Zehen Jahre darnach fand ichs am Ufer der Seine
In des Louvre Saal, fand es in Crawfurd's Besitz;
Ward im Louvre das Bild von Sancio (!) wirklich gemalet.
O so rief auch Er jenes zu Warwick hervor!
Zwei Mal fand ich auch die Huldin im stralenden Abbild,
In den Palästen von Wien (aber wo weilet sie itzt?).

*) Vgl. hierüber Nr. 168 d. Bl. D. Red.

In Lubomirsky's Palast ward Sie mit dem Loose (?) verspielet,
Von dem Friesischen zog selbe zu Guthon hinaus.
Sieh! zum sechsten Mal begegnet ich selbe (!) zu Mailand,
Im verkleinerten Maß treu nach der röm'schen gemalt,
Trotz des geiz'gen Verbots, kraft dessen Künstlern verwehrt ist
In der Galerie einzustudiren das Bild.
Also sechs Mal schon war mir die Huldin erschienen,
Immer mit neuem Glanz frischend die britische auf, u. s. w.

Poetisch wird man diese Verse schwerlich nennen wollen, doch gehören sie nicht zu den schlechtesten des Buches. 19.

Die Ueberschwemmung Morays in Schottland.

Ein Flächenraum von mehr als 6000 englischen Meilen, welcher den großen Theil von Morayshire ausmachte, war während des Augustmonats 1829 der Schauplatz einer schrecklichen Katastrophe. Eine plötzliche Ueberschwemmung zerstörte den vierten Theil des schottischen Gebietes. Drei Regentage, der 2., 3. und 27. August, führten diese furchtbare Ueberschwemmung herbei. Die Katarakten des Himmels waren geöffnet; alle Flüsse waren aus ihrem Bette getreten; dieses ungeheure Becken bildete ein Meer; Straßen, Felder, Gebäude, Waldungen, Felsen, Alles war verschwunden. Es schien, als wenn die Berge, aus ihren tiefsten Wurzeln gerissen, alle in dem Schooße der Erde enthaltene Gewässer entfesselt hätten; als wenn die Natur, zuckend in gewaltiger Anstrengung, alle Spuren des Menschen und seiner Werke von dieser weiten Oberfläche hätte vertilgen wollen. Unermeßliche Landstrecken sammt Meierhöfen, Heerden und Bewohnern werden von Strome hinweggerissen. Wege von 10 Stunden in der Länge sind gänzlich verwischt; Brücken von Granit, welche in die Felsen eingemauert waren, sind zertrümmert worden. Flüsse sind aus ihrem Bette geworfen worden und haben sich eine neue Bahn gebrochen. Die ganze Topographie dieses großen Bezirks hat sich anders gestaltet. Es ist unmöglich die ehemaligen Grenzen und Demarcationslinien einer einzigen Besitzung zu erkennen. Man muß sich sogar wundern, daß nicht sämmtliche Bewohner ums Leben gekommen sind, so unvorgesehen und plötzlich trat die Katastrophe ein, so unaufhaltsam war die Wuth der Fluten.

Während dieser Ueberschwemmung stand der Himmel in Flammen; von allen Seiten krachte der Donner. Die Anhöhen, auf welche sich die Unglücklichen, welche die Wellen verfolgten, flüchteten, wurden unaufhörlich vom Blitze getroffen: es war ein furchtbarer Streit aller zum Verderben des Menschen verschwornen Naturkräfte.

Die Lage und physische Gestaltung Schottlands tragen besonders dazu bei die Intensität dieses Phänomens zu steigern, welches im Innern von England beinahe unbekannt ist. Warum aber hat es sich in diesem Jahre mit einer so unwiderstehlichen und ungewöhnlichen Wuth gezeigt? Welches waren die Ursachen dieser schrecklichen Ueberschwemmung? Welche besondern Umstände haben sie begleitet?

Während der Monate Mai, Juni und Juli war die Hitze außerordentlich gewesen; der elektrische Zustand der Atmosphäre veränderte sich so häufig, daß das Barometer die Temperatur sehr unrichtig anzeigte. Auf eine außerordentliche Trockenheit, welche Stauden und Blumen tödtete, folgte zu Zeiten ein ungewöhnlich heftiger Regenschauer. Es zeigten sich mehre Nordlichter; der Wind wehte mit vieler Heftigkeit. Ein unglückliches Ereigniß, gleichsam eine Vorbedeutung der Katastrophe, fand statt am 12. Juli. Am See Keanlochluichart, in der Pfarrei Contin, liegt ein Weiler desselben Namens. An einem Sonntage befanden sich die Einwohner in der Kirche, als plötzlich der See, durch einen gewaltigen Regenstrom angeschwellt, aus seinen Ufern tritt, die Brücke wegschwemmt, sich in die Ebene verbreitet, sämmtliche Hütten von Keanlochluichart zerstört und keine Spur des Ortes übrigläßt. Die Kirche lag auf einer Anhöhe und war durch ein Flüßchen und eine Brücke von dem Weiler getrennt. Man denke sich das Erstaunen der Einwohner, als sie, aus der Kirche tretend, weder Brücke, noch Weiler, noch Wiesen mehr sahen, sondern blos eine ungeheure Wasserfläche, welche mit reißender Schnelle dahinbrausete! Die Kinder hatten Zeit gehabt, sich zu retten: außer ihnen, hatten sie Alles verloren. In ihrer abergläubischen Einfalt schrieben sie dieses Unglück der göttlichen Rache zu; sie wähnten, ihr Gutsherr habe es auf ihr Haupt gezogen, indem er im Parlamente für die Emancipation der Katholiken gestimmt.

Außer den allgemeinen und entferntern Ursachen, die wir angeführt, gibt es andere, nähere. Die Westwinde hatten auf den nördlichen Theil von Schottland eine Masse von Dünsten gehäuft, deren ungeheure Säule, durch einen plötzlichen aus Nordosten wehenden Sturm fortgerissen, sich gen Süd-Osten stürzte, längs den Küsten von Caithneß und Sunderland, über den Firth von Moray, und endlich, von den scharfen Spitzen der Gebirge Monadhleadh angezogen, sich in die von denselben herabstürzenden Flüsse entlud, in den Nairn, Findhorn, Spey Lossie, Don, Dee u. s. w. Es verdient bemerkt zu werden, daß je näher der Quell eines Flusses an dem Gipfel der Berge lag, desto größere Verwüstungen er angerichtet. Der Kingussie und seine Zuflüsse wuchsen über die Maßen an, während die Spey innerhalb der Grenzen der frühern Ueberschwemmungen geblieben ist. Von der Heftigkeit, mit welcher sich die Masse dieser verdichteten Dünste aufgelöst und auf die Granitspitzen der Monadhleadh herabgestürzt, kann man sich kaum einen Begriff machen. In einer großen Entfernung von diesem Gebirge, zu Huntly Lodge, fiel von 5 Uhr des Morgens bis 3 Uhr des Nachmittags eine solche Masse von Wasser, daß der Boden bis zu einer Höhe von $3\frac{1}{2}$ Zoll überschwemmt wurde. Die Masse von Regenwasser, welche am 2. und 3. August gefallen, macht ungefähr ein Sechstheil derjenigen aus, welche in einem gewöhnlichen Jahre in ganz Schottland fällt. 112.

Notiz.

Araber im atlantischen Meere.

In keinem neuern Werke über die Entdeckung von Amerika findet sich, so viel mir bekannt, die Stelle aus der Erdbeschreibung des Mohammed Scherif Edbris benutzt oder derselben gedacht, welche schon zu Anfange dieses Jahrhunderts von Klaproth in seinem „Asiatischen Magazin" mitgetheilt wurde, und die allerdings wol einige Berücksichtigung verdient. Edbrisi, der um 940 auf Sicilien seine Geographie ausarbeitete und ebenfalls über den Norden von Europa einige höchstanziehende Berichte durch die Normannen erhielt, erzählt folgenden merkwürdigen Vorfall, der, einige Schiffermärchen abgerechnet, den Verbürg seiner Wahrheit in sich selbst trägt und den Versuch, der Araber nach Westen zu dringen, beurkundet, möge er auch über die Azoren nicht hinausgegangen sein. Es bereden sich 8, mit einander verwandte, Araber zu Lissabon ein Fahrzeug auszurüsten und mit Lebensmitteln auf mehre Monate zu versehen, um nach Westen in das Meer der Finsterniß vorzudringen. Sie stechen bei frischem Ostwinde in die See und gerathen nach 11 Tagen in ein träges Wasser mit übelm Geruche und vielen Felsenbänken, weshalb sie nach Süden sich wenden und nach 12 Tagen an eine Insel gerathen, wo sie mit süßem Wasser sich versehen, aber von dem Fleische der dortigen Thiere, der herben Bitterkeit wegen, nichts genießen können. Nach Verlauf ebenso vieler Tage gerathen sie an eine größere und bewohnte Insel, werden sofort von unzähligen Canots umschwärmt, gefangen und nach der Stadt, welche an der Küste lag, abgeführt, um von dem Könige das Urtheil zu empfangen. Hier finden sie zu ihrem Erstaunen einen Dolmetscher, des Arabischen kundig, können aber der Gefangenschaft nicht entgehen und finden nur nach vielen Mißhandlungen Gelegenheit, wieder von der Insel zu entkommen. 179.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1831.

Die deutsche privilegirte Lehn- und Erbaristokratie 2c., von J. C. Fleischhauer.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Wir kehren, nach dieser Abschweifung, zum Werke des Verfs. selbst wieder zurück. Da der Adel als privilegirter Stand, wie S. 36 bemerkt wird, von philosophischen Erörterungen und Entscheidungsgründen nichts hören will, sondern hinsichtlich seiner Vorrechte an die Geschichte und das Herkommen appellirt, so widmet der Verf. der Untersuchung dieses historischen Grundes den größten Theil seiner Schrift und gibt im ersten Capitel die Geschichte des Ursprungs der Lehne in Deutschland; im zweiten die Geschichte des Ursprungs und der Vermehrung der Steuern in Deutschland; im dritten die Geschichte des Faustrechts, des darin liegenden Ursprunges der meisten Bauernbelästigungen, auch des Geleites und der Zölle in Deutschland; im vierten die Geschichte des Patriciats in den meisten deutschen sonstigen unmittelbaren oder sogenannten Reichs- und einigen mittelbaren oder Territorialstädten; im fünften die Geschichte der Leibeigenschaft in Deutschland; im sechsten die Geschichte des Johanniterordens; im siebenten die Geschichte des deutschen Ordens; im achten die Geschichte der ehemaligen deutschen unmittelbaren Erz- und Domstifte, oder der sogenannten Hochstifte oder Hochkirchen, und im neunten die Geschichte der landständischen Ritterschaft in den einzelnen Territorien oder Fürstenthümern. Die Thatsachen, welche der Verf. in jedem einzelnen Capitel zusammenstellt und die bei einiger Bekanntschaft mit den neuesten Forschungen noch sehr vermehrt werden könnten, sind an sich wahr und richtig; aber der Standpunkt, von welchem aus der Verf. sie betrachtet und beurtheilt, ist einseitig, und darum sind es auch seine Folgerungen und Schlüsse.

Die Einseitigkeit des Verfs. beruht vorzüglich darin, daß er das Mittelalter, in welchem der Adel entstand und blühte, nur als eine Zeit der Unwissenheit und Barbarei, des Despotismus und der Sklaverei, die nur Abscheu und Verachtung erregt und verdient, betrachtet und das Gute des Mittelalters, das in der Entwickelungsgeschichte unsers Volkes als eine naturgemäße, nothwendige Periode, als eine Uebergangszeit zu etwas Besserm aufgefaßt werden muß, ganz miskennt. Wir gehören gewiß nicht zu den unbedingten Lobpreisern des Mittelalters, deren Viele ihren Zweck, Herstellung des Aristokratismus und der Priesterherrschaft, nur schlecht verstecken, aber wir können ebenso wenig das Urtheil unterzeichnen, welches in den 2 hervorstechendsten Instituten des Mittelalters, in dem Adels- und Klosterwesen nur die absichtliche und systematische Unterdrückung aller geistigen und bürgerlichen Freiheit, nur Beraubung und Unterdrückung des Volkes sehen will. Wir wollen deswegen die Leichen des 13. und 14. Jahrhunderts mit ihrem Modergeruche nicht wieder unter das lebende Geschlecht stellen, wir wollen deswegen weder Klöster mit trägen und arbeitsscheuen Mönchen und hysterischen Nonnen anfüllen, noch die Burgen wieder aufbauen für Ritter und Edelfrauen, aber wir verlangen Gerechtigkeit in der Beurtheilung der vergangenen Zeiten, an welche der Maßstab der unserigen nicht angelegt werden darf. Hätten die Deutschen des 11. und 12. Jahrhunderts philosophirt wie die des 18. und 19., hätten sie die Lehren eines Bolingbroke, Hume, Montesquieu, Rousseau, Raynal, Schlözer, A. Smith u. A. gekannt; hätten sie mit Einem Worte die politische Aufklärung unserer Zeit besessen, es würde weder von bevorrechteten geistlichen und weltlichen Ständen, noch von Adel und von Leibeignen und Hörigen die Rede sein können. Auch dürfen wir dem Adel seine ganze große Bedeutsamkeit im Mittelalter, sein Recht, Das gewesen zu sein, was er war, zugestehen, ohne daß wir deshalb ihm in unserer Zeit ein einziges Vorrecht, wodurch er sich von dem Volke ausscheidet, gewähren müssen. „Corporationen", sagt einer der gründlichsten und ausgezeichnetsten Staatsrechtslehrer unserer Zeit, K. E. Schmid in Jena, in seinem „Staatsrecht" (S. 11), „können, weil sie ihre corporativen Rechte nur als Mittel für die allgemeinen Zwecke des Staates erhalten, niemals ein eigenthümliches und unwiderrufliches Recht behaupten", und S. 23 wird dieser Gegenstand mit gehöriger Klarheit behandelt:

Aus dem bloßen Dasein erblicher Standesunterschiede bei den meisten Völkern folgt also noch nicht die Unentbehrlichkeit oder auch nur die Nützlichkeit derselben. Die historische Entwickelung gewisser Standesvorrechte von den frühesten Zeiten eines Volkes an ist an und für sich kein Rechtsgrund ihres fernern Bestehens. Vielmehr sind dieselben der Gerechtigkeit zuwider, insofern sie den Anspruch eines jeden Einzelnen auf persönliche Freiheit beein-

trächtigen, insbesondere den Einzelnen verhindern, bei der Wahl seiner Lebensbestimmung seinem innern Berufe zu folgen; das Urtheil über den sittlichen Werth des Menschen von etwas Aeußerm und Zufälligem (Geburt oder Besitz) abhängig machen und den Staat verhindern, nur nach dem Maßstabe der Tüchtigkeit und Würdigkeit zu vergeben; in den Leistungen der Einzelnen für das Ganze den Grundsatz der Gleichheit aufheben".

Und in beigefügten Anmerkungen (S. 24) werden noch folgende Erläuterungen gegeben:

Montesquieu's bekannter Satz, daß der Erbadel der Monarchie unentbehrlich sei, gründet sich auf den falschen Vordersatz, daß das erhaltende Princip dieser Regierungsform die Ehre sei. Im Gegentheil ist gerade die Geburtsaristokratie die natürliche Feindin der Monarchie. — Der Aufhebung rechtswidriger Standesvorrechte kann der längste Besitz schon darum nicht entgegengesetzt werden, weil diese nicht darin besteht, daß dem Bevorrechteten etwas genommen wird, sondern darin, daß den Uebrigen nur ein gleiches Recht gegeben wird.

Nur insofern die Folgerungen des Verfs. mit dieser staatsrechtlichen und, nach unserer Ueberzeugung, allein richtigen Ansicht übereinstimmen, können wir sie gutheißen. Wir billigen daher mit voller Ueberzeugung, was er (S. 352) so eindringlich den Regenten und Regierungen anräth und empfiehlt:

Daß bei Besetzung eines jeden Postens, er sei welcher und so hoch er wolle, bei jeder Anstellung und Beförderung im Staate hinfort nicht aristokratische Geburt und Abstammung, sondern einzig und allein die erfoderliche höhere moralische und wissenschaftliche Würdigkeit, soweit sie für Menschen, die nicht allwissend sind, erforschbar ist, berücksichtigt werde. Dabei versteht es sich von selbst, daß jede Art von Nepotismus, jede Simonie, jede Amtsfeilheit oder Käuflichkeit, jede Protection oder Begünstigung sorgfältig vermieden und streng untersagt werden muß, weil sich jede Staatsverwaltung, die anders verfährt, in der Meinung ihrer Untergebenen und Staatsbürger dadurch unvermeidlich herabsetzt u. s. w.

Wenn er aber verlangt, daß alle Titel, Wappen und Abzeichen, alle aus wechselseitiger Gefälligkeit oder aus serviler Kriecherei hier und da noch gebräuchliche Conversations- und Höflichkeitsformeln, die an die alten Zeiten, Misbräuche, Anmaßungen und Ungerechtigkeiten erinnern, hauptsächlich aber die Erkennungs-, Vereinigungs- und Zusammenhaltungswörter von, zu oder auf, bei namhafter Strafe verboten werden müssen, können wir ihm nicht beipflichten; dem Staate kann es ganz gleichgültig sein, ob er Herren von, zu und auf besitzt, ob Einzelne die Erinnerung an ihre Vorfahren und deren Güter durch Portraits, Wappen und Sinnbilder fortpflanzen, wenn damit nur kein Vorrecht verbunden oder ausgesprochen wird; jeder Mensch hat als solcher ein Privatrecht auf seine Vorfahren, was so lange für heilig geachtet werden muß, als es nicht zur Grundlage von staatsgefährlichen Anmaßungen wird. Was die Aufhebung der ausschließlichen Hoffähigkeit des Adels betrifft, so stimmen wir dem Verf. im Ganzen bei, sind aber der Meinung, daß man dem Fürsten ebensowol wie jedem Hausvater die freie Wahl seines Hofgesindes überlassen muß; ist er aufgeklärt, haben die Wissenschaften seinen Kopf erhellt und die angeborenen Vorurtheile verdrängt, so wird ihn eine Hofumgebung, wie sie häufig sind, geschraubt, kriechend, kalt, intrigant, voll Rodomontaden und Abgeschmacktheiten von selbst anekeln und er sich aufgeklärte, verständige, wahrhaftgebildete Männer zu seinem Umgange wählen; ist der Fürst aber selbst voll von Vorurtheilen, ohne wahre Geistes- und Herzensbildung — welcher tüchtige, gebildete und tugendhafte Mann würde nicht eher vorziehen, nach Sibirien auf den Zobelfang, als an einen Hof zu gehen, wo ihn Aerger und Langweile langsam tödten würden?

Wenn es der Raum d. Bl. gestattet, so werden wir, versprochenermaßen, noch einmal auf mehre einzelne Capitel dieses Werkes, das so außerordentlich reich an Thatsachen ist, die im Durchschnitt gut zusammengestellt sind, zurückkommen. Unter den Schriften, deren Benutzung wir ungern vermißt haben, nennen wir hier nur: „Die Ehre des Bürgerstandes nach den Reichsrechten", von v. Horix (Wien, 1791), und: „Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen", von Friedr. Ancillon (1828). 154.

Etwas über die Congregationen und ihre Tendenz.

Die „Bl. f. lit. Unterh." *haben zunächst die Tendenz*, sich parteilos über alle Erscheinungen auszusprechen, welche dem Geiste des Jahrhunderts und seinem Charakter eine bestimmte Richtung mittel- oder unmittelbar geben. Wenn wir das angekündigte Thema klar und besonnen auffassen; wenn wir es mit prüfender Umsicht durchzuführen suchen, so glauben wir nichts Zweckloses unternommen zu haben. Da wir aus dem katholischen Deutschland den Lesern dieser allgemeingeachteten Blätter unsere Erfahrungen mittheilen, so haben wir ohne Zweifel den Vortheil auf unserer Seite, daß man uns die unbefangenste Wahrheit zumuthet. Die Congregation, dieses gefürchtete Ungethüm, das in Frankreich der bourbonischen Regierung als ein mächtiger Hebel diente, scheint auch im katholischen Süddeutschland Nachahmung zu finden und, sind die Behauptungen des bairischen „Inland" gegründet, in Baiern sich Bahn gemacht zu haben. Wir kennen die Congregationen als gottesdienstliche Uebungen, die an besondern Festen, besonders an jenen der Maria statthaben; wir kennen sie unter einem Bunde, dem Mehre aus besonderer Devotion beitreten, Opfer darreichen, unter sich Vorstände wählen, die unter den prangenden Namen: Präfecten und Consuln, durch abgesonderte Sitze im Versammlungsorte, durch rothe oder blaue Tücher, womit ihre Stühle und Bänke geziert sind, vor den übrigen frommen Mitgliedern ausgezeichnet werden. Gewöhnlich erneuen sich jährlich die Wahlen des Präfecten und der Consuln — Würden, die dem Laien ebenso gut übertragen werden als dem Priester. Wir erinnern uns einer katholischen Universität, wo die Congregationsfeste mit dem größten Pompe, mit dem glänzendsten Aufwande kirchlicher Pracht begangen wurden; wo der Jüngling eine Auszeichnung fand, wenn ihn das Scrutinium unter die Consuln aufnahm, wo neben der Universität ein Gymnasium bestand, gab es eine kleine und eine große Congregation. Da jene sich aus dem Kreise von Knaben und Jünglingen bildete, welche, ihrer Altersstufe gemäß, nur auf geringern Aufwand sich einlassen konnte, so trat sie nie in eine Vereinigung mit dieser, an welcher selbst Beamte hohen Ranges Theil nahmen. Eine feierliche Messe (Hochamt) unter Begleitung einer auserlesenen Musik, Litaneien und eine brillante Prozession, welcher die Congregationswürdenträger und die übrigen zahlreichen Mitglieder mit großen Wachskerzen folgten; die Opferung der Geschenke, welche auf einen großen, kunstvoll gearbeiteten Silberteller gelegt wurden, endlich eine Predigt und Gebete machten das Fest aus. Diese kirchlichen Ceremonien, die man Congregationen nennt, bestehen noch — der fromme Brüderbund, oft unter dem Namen: Marianischer Li-

besbund, blüht noch, und möchte nur in Baiern, wo unter Montgelas' Regierung dem Jesuitismus zum wohlverdienten Lohne für Verfolgungen und absichtliche Verfinsterung der letzte Schimmerrand abgerissen wurde, an pietistischer Wärme und an hingebender, frommer Schwärmerei verloren haben. Das Concordat und die Klöster haben die Aufgabe, den erloschenen Congregationssinn wieder anzufachen; allein, die Beamtenclasse, namentlich jene, welche auf den Universitäten Baierns eine dem Zeitalter angemessene Richtung bekamen, sind kaum mehr für diesen religiösen Dienst zu gewinnen.

Unsers Wissens dürfen sich die Jesuiten der Gründung dieses Instituts rühmen; diese politisch-hierarchischen Trabanten der römischen Curie, die sich selbst tales quales nannten, als man sie fragte, ob sie den Weltpriestern oder den Mönchen angehören, schufen diese Art von Orgien, die damals freilich ganz unschuldiger Natur waren und nur zum Zwecke hatten, die Glut der Verehrung zu unterhalten und die Bahn des tiefern Forschens mit Blumen zu überstreuen, um den Geist, der die Zeit aufforderte, sich hellere Regionen auszumitteln, in duftenden Rosenbanden gefesselt zu halten. Es galt eine ununterbrochene, feste Reaction gegen den Einfluß der Reformation, und ihrer Consequenz gelang es, eine unerschütterliche Scheidewand aufzuführen, die aber einstürzen muß und wird, ohne unbedingt zu erwarten, daß Herder's schöner Traum sich bald erfüllen werde. Wir hoffen eine historische Basis gegeben zu haben. Die frühere Tendenz der Congregationen artete in diesem Decennium aus; die Zwecke wurden mehr oder minder vertauscht; man borgte den Namen eines durchaus religiösen, kirchlichen Instituts, und schmückt damit ein neues, das auf ganz andere Grundsätze gebaut ist, das unmittelbar sich die Herrschaft über die Geister anmaßt und nach unbekannten Statuten seinen Wirkungskreis auszubreiten strebt. Es erscheint uns wie ein moderner Pythagorism, der zwar nicht über der Zeit steht, aber sich wie eine Schutzwache über sie stellen will, der in einer Art geheimer Verbrüderung im Stillen wirkt und allmälig die Gemüther umgarnt, um sie dem Kakodämon der Frivolität, der Flauheit gegen die höchsten und heiligsten Interessen des Menschen zu entreißen und die erloschene Flamme des religiösen Gemüthslebens mit sorglicher Pflege aufzusuchen. Wenn wir in Frankreich den Gang der Congregation betrachten, so dürften diese Ansichten schwerlich als unstatthaft erscheinen. In Frankreich trug die Congregation ihre Gesinnungen, ihre Grundsätze und ihr Wirken unverholen zur Schau; man durfte ihr nachsagen, daß sie bemüht war, der Regierung die Hand zu bieten, um die alte, einst so gepriesene Chevalerie wieder ins Leben zu rufen und selbst mönchischer Bigotism, schwärmerische Pietistik und Resignation in den Charakter der durch die Revolutionsstürme entarteten Nation zu pflanzen. Irren wir nicht, so erscheint uns in Lamartine's Poesien ein auffallender Hang zu einer gewissen, religiösen Apokryphie, die wir aber dem edeln Dichter nicht tadeln wollen, da wir in ihm, dem Repräsentanten einer in mannichfacher Hinsicht richtungslos gewordenen Nation, den Ausdruck einer schönen Sehnsucht nach dem Besitze unwandelbarer Güter erkennen. Die Stimme des Einzelnen ist das Echo von Millionen, und wiederhallte in Voltaire sein Volk, so dürfen wir geradehin behaupten, auch in Lamartine offenbart sich der größte Theil. Halten Sie es für Einfluß der Congregation? In einer Wechselwirkung möchten Beide stehen, nur mit dem Unterschiede, daß Lamartine absichtslos in seinen wohltönenden Liedern Das ausspricht, was bei der Congregation entschiedene Absicht ist.

In Baiern sollte eine der französischen Congregation verwandte bestehen. Seit Jahr und Tag hört man die Klage, selbst in öffentlichen Blättern, daß eine Congregation in der Residenzstadt hause. Man kann noch zur Stunde nicht behaupten, daß sich eine unter diesem Namen bestehende Gesellschaft organisirt habe, allein, man mußte geneigt werden, auf das Bestehen einer solchen zu schließen, da sich die Wirkungen durch Organe zu sehr verkünden. Jene, welche den Kampf gegen diese frommen Verbrüderung nicht dulden wollen, eifern mit zelotischer Raserei und suchen Diejenigen lächerlich zu machen, welche mit unerschrockener Stirne ihr entgegentreten.

Görres, der Mann von „europäischem Rufe", wie ihn seine Verehrer nennen, trat gegen den Abgeordneten Cullmann aus Rheinbaiern auf, wie ein begeisterter Vorfechter, um den beredten Repräsentanten zu enttäuschen. Die Schrift erschien als Zugabe der „Eos". Das „Inland" nannte öffentlich die Mitglieder der sogenannten Congregation. Bald darauf erschien der Verein für die Verbreitung guter (katholischer?) Bücher, den Niemand als eine Gesellschaft kannte. Er wirkt unter dem Hirtenstabe des Archiepiskopats, und wir stehen in der Vorhalle eines Vereins, der einen Einfluß auf die Bildung des Geistes gewinnen wird. Wenn „die guten Bücher" Baierns allgemeine Geistes- und Sittencultur bezwecken und erreichen, so wünschen wir dem frommen Vereine das beste Gedeihen. Aber wir besorgen nicht ohne Grund eine einseitige, engherzige, geistfesselnde Richtung eines Vereines, der sich die seltsame Aufgabe stellte, auf das Volk durch Mittel einzuwirken, welche nur die Regierungen überhaupt kennen und prüfen müssen, um die heiligste ihrer Pflichten zu realisiren. Freilich wird man entgegnen: wie durften sich die Bibelvereine verbreiten? Allein wer wird solche Institute anfeinden? Die Stimmführerin „Eos", das Organ der bairischen Bücherverbreitungscongregation, wird uns benachbarte Süddeutsche nie zu ihrem mönchischen Paroxism hinaufschrauben und uns von der festbetretenen Bahn echter Aufklärung nie abführen können. 136.

Fünf Monate aus der Geschichte von Paris im Jahr 1830. Von E. L. B. de Lamothe-Langon. Deutsch von Friedrich Gleich. Erster Band. Leipzig, Peeters. 1831. 8. 2 Thlr.

Dies Buch ist sehr leicht zu charakterisiren: ein anmuthiger Franzose, von der kriegerischen Partei, aber ehrlicher Freund Louis Philipps, hat es geschrieben. Der vorliegende 1. Band, welchen Hr. Gleich fließend übersetzt und die Buchhandlung auf das eleganteste gedruckt und mit dem Bildnisse Louis Philipps geschmückt hat, gibt die Ereignisse vom 29. Juli bis zum Abtreten des Doctrinairministeriums. Wer den Zeitungen immer gefolgt ist, findet gar nichts Neues, was von Bedeutung wäre, auch nicht in der Charakteristik der hervorstechenden Männer; wer indessen aus irgend einem Grunde nicht recht im Zusammenhange über diese großen Begebenheiten sein sollte, der findet hier vollkommen seine Rechnung und zwar auf eine angenehme Weise, indem sich das Buch leicht wie ein Roman liest.

Für den Höhergestellten ist das Urtheil des Verf. ebenfalls von keiner Wichtigkeit, vielmehr muß es ihm entgegentreten als ein flaches Meinen und bulletinmäßiges Anstreichen, das je nach dem Zwecke so oder so ausfallen konnte. Man höre: S. 103 wird zuerst erzählt, die alten Republikaner seien alle in den Genüssen, die ihnen das Kaiserreich geboten, zu Grunde gegangen, es gäbe aber eine große Anzahl unter der Jugend, die in ihren gutmüthigen Träumen ebenso schnell wie die Formen auch die Menschen ändern zu können glaubten und ihnen im Voraus schon alle Tugenden zuschrieben; dann heißt es weiter: „So dachte die Mehrzahl jener jungen Republikaner, während im Hintergrunde und demungeachtet an ihrer Spitze, schlau einige unruhige Ehrgeizige, einige Menschen, die gegen jeden wohlerworbenen Ruhm gehässig sind, auf den Augenblick lauerten, sie in ihrem Vortheil vorrücken zu lassen, indem sie sich vorbehielten, nach dem Siege zu handeln und dann auf dem Gipfel dieses geträumten Utopiens blutige Wohlfahrtsausschüsse und Sicherheitscommissionen, wahre collective Monarchien zu gründen, wo sie dann regierten, während ihre verblendeten Werkzeuge sich aufopferten, sie zu halten". Da haben wir das alte abgedroschene flache Gewäsch, daß einzelne Verbrecher sich vornehmen, Herrscher zu werden u. s. w., aber das ist echt-französisch. Noch charakteristischer ist Folgendes (S. 108): „Die Armee war mehr beschämt als stolz über ihren Feldzug in Spanien und fühlte überdem, daß sie jetzt, um sich sowol

in Frankreichs als in Europas Augen wieder in die alte Achtung zu setzen, der wirklichen Thaten bedurfte, und neue, glänzende Schlachten und eroberte Provinzen (?) ihr nur erlauben konnten, wieder einen gerechten Stolz zu hegen". Und S. 123 sagt er sogar: „Die große Nation hätte sich gleich nach der Julirevolution ihre natürlichen (?) Grenzen wiedernehmen müssen, die sie über kurz oder lang doch erringen werde". Nicht zu übergehen ist hier ferner der echtfranzösische Ausdruck S. 141, bei Gelegenheit der Abfahrt Karls X.: „So verließen diese Fürsten auf immer ein Land, das sie 3 Mal von sich gestoßen hatte, und indem sie aus dessen Grenzen schieden, konnten wir nicht sagen: es gibt jetzt einige Franzosen weniger".

Einige interessante Notizen dürften vielleicht neu sein; so liest man bei Gelegenheit der sehr gut beschriebenen Einschiffung S. 138: „Ein seltsames Spiel des Zufalls fügte es, daß die gemietheten (nordamerikanischen) Schiffe der Familie Bonaparte gehörten. S. 139: „In diesem Augenblick küßten einige der Offiziere von der Garde du Corps, Abschied nehmend von der königlichen Familie, der Dauphine die Hand; der Seepräfect wollte dies auch thun, aber die Fürstin zog ihre Hand zurück und sprach mit Stolz: „Lassen Sie das, mein Herr, unsern Treuen". Sowie dies die Herzogin von Angouleme charakterisirt, so bezeichnend ist für ihren Gemahl die Unterredung mit Guiche auf der Reise nach Cherbourg (S. 137); er fragt: „Weißt Du wol, Guiche, was ich am mehrsten beklage?" „Nun, was denn, gnädigster Herr?" „Meine Jagdequipage; sie war so schön!" S. 111 findet man eine furchtbare Aufklärung über die liberale Anstellungsjagd, die um so mehr Glauben verdient, als sie gewissermaßen die Selbstanklage jener Partei ist. Sehr interessant muß man S. 89 finden die Rückkehr jener bewaffneten Haufen, deren bloße Annäherung Karl X. bestimmt hatte, Rambouillet zu verlassen: „Es war ein seltsames, wunderliches und doch zugleich imposantes Schauspiel, diese braven und dabei zum Theil schlechtgekleideten Leute, jene Arbeiter, jene Tapfern ohne Stolz und Anmaßung nach Paris zurückkehren zu sehen, wo man sie mit Freudenbezeigungen empfing; zu sehen, wie die Einen zu Fuß, die Andern auf den Fuhrwerken, welche sie hingebracht hatten, und noch Andere in Staatscarossen, gelenkt von Kutschern in glänzender Livree, daherkamen. Man gewahrte da harte und zurückstoßende Physiognomien, die gleichsam selbst darüber erstaunt zu sein schienen, sich zwischen so vieler Pracht und auf Sammt und Seide zu erblicken; junge Leute von angenehmem Aeußern, bedeckt mit Staub und fast wie in einem Traum einherwandelnd". So versteht der Verf. die Ereignisse lebendig vor die Augen zu bringen. Aber dies und die französische anmuthige Form ist auch in der That sein Hauptverdienst. Wer eine solche Lecture wünscht, den wird er gewiß befriedigen. Angehängt ist die neue Charte der Franzosen. 153.

Luigi da Porto.

Die Perle in Shakspeare's dramatischem Kranze ist „Romeo und Julie"; kein anderes seiner Stücke hat, besonders in jugendlichen Gemüthern, einen so allgemeinen und stürmischen Enthusiasmus erweckt. Auch erscheinen alle andern noch so tief gefühlten Scenen aus dem großen Buche der Liebe neben diesem glühenden Gemälde matt und farblos; und es ist daher nicht mehr als billig, daß der Glanz, der von demselben ausstralt, auch allen Nebenumständen, die mit der Entstehung des göttlichen Gedichts in dem entferntesten Zusammenhange stehen, wenigstens einen Theil seines goldenen Schimmers leiht. Keine Mühe ist gescheut worden, weder in England, Deutschland, noch Italien, um Alles, was auf die Geschichte der Montecchi und Capelletti sich bezieht, in das hellste Licht zu stellen, und auch Luigi da Porto, der zuerst die tragische Sage von Romeo und seiner Julia erzählt, ist nicht vergessen worden. Erst im vor. J. haben wir wieder 4 kleine Schriften erhalten, die theils über den Novellendichter, theils über seine Erzählung, der man gern den Charakter der Novelle, die Erdichtung streitig machte, mancherlei Aufklärung geben:

1. „Notizia intorno alla vita e agli scritti di Luigi da Porto" (Padua, 1830), ein biographischer Versuch, der in hochtrabenden Worten, neben vielem Bekannten, einiges uns Unbekannte enthält. Luigi da Porto wurde im J. 1483 zu Vicenza geboren. Nach frühem Verluste des Vaters von seinem Großvater und von einem väterlichen Oheim erzogen, wurde er noch als Jüngling, an den blühenden Hof von Urbino gesandt, wo Guidobaldo de Monte Feltro ihn in den Waffen und dem Kriegswesen unterrichtete. Er diente als Hauptmann der Reiterei in dem Heere der Venetianer, bei denen er sich durch Begünstigung der Wiedereroberung seiner Vaterstadt, die Kaiser Maximilian in die Hände gefallen war, in große Gunst gesetzt hatte. Nach wenigen Monaten wurde er indessen in einem Gefechte, an dem er Theil nahm, schwer verwundet und unfähig gemacht, die Waffen zu führen. Rührend sind die Klagen, die er in mehren seiner Briefe wiederholt, daß er in der Blüte der Jahre genöthigt sei, dem edeln Waffenhandwerke zu entsagen; doch würde er schwerlich auf diesem Wege so dauernden Ruhm erworben haben, als ihm durch die einzige kleine Novelle: „Giuletta e Romeo" geworden ist. Von den zahlreichen literarischen Arbeiten, mit denen er sich in seiner ländlichen Zurückgezogenheit auf seinem Gute Montorso bis zu seinem Tode 1529 beschäftigte, sind nur ein Band „Lettere storiche", einige Liebesgedichte und diese Novelle bis auf unsere Zeit gekommen; aber nur die letztere ist es, welche seinen Namen jedem Freunde der Poesie und des Schönen wohl bekannt macht.

2. „Alcune lettere inedite di Luigi da Porto, scritte dall' anno 1509 al 1513" (Padua, 1830) enthalten 24 von den eben erwähnten historischen Briefen, welche, im Ganzen 69 an Zahl, die Kriegsereignisse in der Lombardei, Romagna und Marca Trivigiana während der Jahre 1509—13 in Briefform beschreiben. Der gesuchte, unnatürliche Styl, der überhaupt an Luigi da Porto, wie an so manchem andern berühmten Schriftsteller des Cinquecento getadelt wird, kehrt auch in diesen Briefen wieder.

3. „Del caso di Giuletta e Romeo, lettera di *Giuseppe Todeschini* e *Jacopo Milan*" (Padua, 1830). Der Verf. der „Notizia" hatte die Frage unberührt gelassen, ob Luigi da Porto die Novelle, der er seinen literarischen Ruhm verdankt, erfunden, oder in derselben nur ein historisches Factum erzählt habe. Todeschini behauptet das Erstere, weil man in historischen Documenten keine Spur von Romeo oder Julie entdecken könne, und die bekannte Stelle des Dante:

Vieni a veder Montecchi e Capelliti,

auf die Liebenden doch wol nicht leicht gedeutet werden könne.

4. Dagegen behauptet der Veroneser Filippo Scolari in einer „Lettera critica sulla pietosa morte di Giulia Cappelletti e Romeo Montecchi" (Belluno, 1830), daß Verona in Wahrheit das Grab der treuesten Liebenden, wenn auch, wie wir hinzufügen müssen, in unverantwortlicher Vernachlässigung, besitze; Bandello habe die Geschichte von Romeo und Julie bereits erwähnt, ehe noch die Novelle da Porto's gedruckt — aber auch ehe sie ihm bekannt war? — und das Stillschweigen der Historiker beweise nichts, da diese oft durch die mündliche Tradition ergänzt würden. Wir glauben diesen Streit entscheiden zu können, indem wir darauf aufmerksam machen, daß dieselbe Geschichte nur mit Veränderung einiger Nebenumstände und unter andern Namen vor Luigi da Porto, aber nicht von einem Liebespaar in Verona, sondern in Bologna erzählt wurde. Auch ist nicht Shakspeare der erste dramatische Bearbeiter derselben, sondern ein unbedeutender italienischer Lustspieldichter, der diesen herrlichen tragischen Stoff unter dem Titel: „La donna costante" — zu einer Komödie zuschnitt. An historische Wahrheit ist unter solchen Umständen wol nicht zu denken. 163.

Hierzu Beilage Nr. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.



